Stanford University Libraries
6105 119 118 680

Digitized by Google

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Weſtermanns

Illuſtrierte Deutſche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

geſamte geiſtige Leben der Gegenwart.

Hundertſter Band.

April bis September 1906.

Braunſchweig.
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1906.

Digitized by Google

STANFORD LIBRARY

Westermanns
illuſtrierte deutſche
Monats-Hefte
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Fünfzigster Jahrgang. Hundertster Band.

284296

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

hundertſten Bande

der

Illuſtrierten Deutſchen Monatshefte.

Anwand, Oskar, in Berlin-Friedenau, 467. — Baumgarten, Bruno, in Freiburg i. B., 768. — Beaulieu, H. von, in Hannover, 584. — Bertram, Ernſt A., in Bonn, 516. — Boerſchel, Ernſt, in Groß-Lichterfelde, 821. — Borngräber, Otto, in Halle a. S., 74. — Brandt, Max von, in Weimar, 689. — Brieger-Waſſervogel, Lothar, in Berlin, 45. — Brömſe, Heinrich, in Schöneberg, 568. — Bulcke, Carl, in Blankeneſe, 860. — Buſſe-Palma, Georg, in Leipzig, 290. — Dibelius, Wilhelm, in Berlin, 517. — Dreeſen, Willrath, in Bonn, 697. — Düſel, Friedrich, in Berlin-Friedenau, 146, 291, 430. — Ebner-Eſchenbach, Marie von, in Wien, 242. — Ehrhard, Helene von, in Rom, 263. — Erdner, Fritz, in Bitterfeld, 229. — Feldhaus, F. M., in Berlin-Friedenau, 369. — Foß, M., in Stettin, 75. — Frapan-Akunian, Ilſe, in Genf, 445, 605, 784. — Fuchs, Friedrich, in Berlin-Wilmersdorf, 769. — Gaulke, Johannes, in Berlin, 893. — Genſel, Walther, in Groß-Lichterfelde, 134, 280, 876. — Grad, Max, in Mannheim, 749. — Greif, Martin, in München, 322. — Guenther, Hans von, in Dresden, 688. — Haack, Friedrich, in Nürnberg, 21. — Haſeloff, Arthur, in Berlin-Friedenau, 92. — Havemann, Julius, in Wilmersdorf bei Berlin, 279. — Heck, Ludwig, in Berlin, 198. — Heſpe, Theodor, in Marburg, 811. — Heyſe, Paul, in München, 1. — Horſchick, J. J., in Dresden, 762. — Hümmerich, Franz, in Hof, 422. — Jeſſen, Jarno, in Berlin, 569. — Kalweit, Paul, in Naumburg, 644. — Kilian, Eugen, in Karlsruhe, 323. — Knodt, Karl Ernſt, in Bensheim a. d. Bergſtraße, 875. — Krüger, Herm. Anders, in Dresden, 383. — Kyber, C. Manfred, in Berlin, 276. — le Fort, Gertrud Freiin, in Ludwigsluſt, 828. — Liebert, E. von, in Berlin, 17. — Lobſien, Wilhelm, in Kiel, 337. — Müller-Erzbach, Wilhelm, in Bremen, 763. — Münſterberg, Oskar, in Berlin, 353. — Neumann, Carl, in Kiel, 629. — Norden, Julius, in Berlin, 715. — Oberdieck, Marie, in Breslau, 537. — Pflaum, Chr. D., in München, 698. — Radecki, Eva von, in Petersburg, 250. — Regel, Fritz, in Würzburg, 520. — Reicke, Georg, in Berlin, 60, 161, 301, 487, 651, 829. — Rittweger, Betty, in Hildburghauſen, 414. — Ruſeler, Georg, in Oldenburg, 736. — Sachße, Eugen, in Bonn, 704. — Schanz, Frida, in Berlin, 735. — Schaukal, Richard, in Wien, 413. — Schenkl, Elſe, in Graz, 586. — Scholz, Auguſt, in Berlin, 251. — Schottelius, Walter, in Braunſchweig, 642. — Sergel, Albert, in Roſtock, 466. — Simon, Helene, in Berlin, 479. — Steche, Otto, in Leipzig, 862. — Storck, Karl, in Berlin, 122, 264, 587, 730. — Stöckhardt, Ernſt, in Ettlingen, 405. — Strauß und Torney, Lulu von, in Bückeburg, 109, 210, 338, 544. — Tribukait, Hans, in Pillau, 538. — Tyrol, Marie, in Charlottenburg, 738. — Unus, Walter, in Berlin, 182. — Wagner, Alexander, in Berlin, 183. — Wiegershaus, Friedrich, in Elberfeld, 520. — Zilcken, Detta, in München, 230.

Digitized by Google

Inhalt

des hundertſten Bandes.

Gedenkblätter und Feſtgrüße

zum hundertſten Bande.

(Vor dem Aprilheft Seite I—LXX.)

Zum hundertſten Bande, I.
Algenſtaedt, Luiſe, in Roſtock: Sinnſpruch, V.
Bartels, Adolf, in Weimar: Storm und Raabe, V.
Bie, Oskar, in Berlin: Eiſenbahnlyrik, VIII.
Bleibtreu, Karl, in Berlin: Weltgeſchichte, IX.
Blüthgen, Viktor, in Berlin: Weſtermanns Monatsheften zum hundertſten Bande, X.
Boy-Ed, Ida, in Lübeck: Seelendämmerung, X.
Brandes, Wilhelm, in Wolfenbüttel: Vater Jahn, XI.
Brandt, Max von, in Weimar: Vom Humor der Chineſen, XI.
Bulcke, Carl, in Berlin: Nordſee, XIII.
Bunſen, Marie von, in Berlin: Angeborenes Temperament, XIV.
Buſſe, Carl, in Friedrichshagen: Schlafloſe Nacht, XIV.
Dahn, Felix, in Breslau: Sprüche, XV.
David, J. J., in Wien: Gruß und Erinnerung an Weſtermanns Monatshefte, XVI.
Deſſoir, Max, in Berlin: Wiſſenſchaftliches Arbeiten, XVIII.
Diers, Marie, in Gr.-Lichterfelde: Ein Sprüchlein, XIX.
Dohm, Hedwig, in Berlin: Aphorismen, XIX.
Ebner-Eſchenbach, Marie von: Parabel und Sprüche, XX.
Ernſt, Otto, in Gr.-Flottbeck: Sprüche und Aphorismen, XXI.
Falke, Guſtav, in Hamburg, XXII.
Frapan-Akunian, Ilſe, in Genf: Aus einer Rede, XXII.
Geiger, Ludwig, in Berlin, XXII.
Genſel, Walther, in Gr.-Lichterfelde: Kunſt, XXIII.
Gerhard, Adele, in Berlin: Wintertraum, XXIV.
Glaſer, Adolf, in Rom: Heimat, XXV.
Glümer, Claire von, in Dresden: Rückblick, XXV.
Gottſchall, Rud. von, in Leipzig, XXV.
Grad, Max, in Mannheim: Der Schmetterling, XXVI.
Grazie, M. E. delle, in Wien: Letzte Stunde, XXVIII.
Gurlitt, Cornelius, in Dresden: Die Grenzen des Naturalismus, XXIX.
Hauſer, Otto, in Wien: Der Uhrmann, XXX.
Heck, Ludwig, in Berlin: Erinnerung und Gruß an Weſtermanns Monatshefte, XXXII.
Hegeler, Wilhelm, in Jena: Vom Leſen, XXXIV.
Heiberg, Hermann, in Schleswig: Sonnenzauber, XXXIV.
Heilborn, Ernſt, in Berlin: Nach ſieben …, XXXIV.
Heyſe, Paul, in München: Sprüche, XXXVII.
Heine, Anſelma, in Berlin: Die Jahreszeiten der Frau, XXXVIII.
Hoffmann, Hans, in Weimar: Auf Wellen, XXXVIII.
Hoechſtetter, Sophie, in Jena: Ein Mutterlied, XXXIX.
Hollaender, Felix, in Charlottenburg: Thomas Truck, XL.
Jenſen, Wilhelm, in München, XL.
Jeſſen, Jarno, in Berlin: Mein Pantheon, XLI.
Kleinſchmidt, Arthur, in Deſſau: Glückliche Funde, XLIII.
Klemm, Joh., in Roſtock: Frühes Ahnen, XLIV.
Kohler, Joſ., in Berlin: Lebensweisheit, XLV.
Krüger, Herm. Anders, in Dresden: So möcht' ich ſcheiden —, XLV.
Kühnemann, Eugen, in Poſen: Der deutſche Tag in Neuyork, XLVI.
Kurz, Iſolde, in Florenz, XLVIII.
Laßwitz, Kurd, in Gotha: Vom Walde, XLVIII.
Lauff, Joſ., in Wiesbaden, XLIX.
Leitgeb, Otto von, in Görz: Gloſſen, XLIX.
Lendenfeld, Rob. von, in Prag: Kluge Schnecken, L.
Leſſing, Julius, in Berlin: Zu einem Bilde von Menzel, LI.
Mahn, Paul, in Berlin: Frage, LII.
Mara, La, (Marie Lipſius) in Leipzig: Weſtermanns Monatsheften zum hundertſten Bande, LIII.
Meinhardt, Adalbert, in Hamburg: Der Dichterbazillus, LIV.
Miethe, Adolf, in Charlottenburg: Zu der farbigen Naturaufnahme, LVI.
Münchhauſen, Börries Frh. von, auf Windiſchleuba: Wie Bayard Nordland überwand, LVII.
Münch, Wilhelm, in Berlin: Zum Sinn des Lebens, LX.
Muncker, Franz, in München, LX.
Norden, Julius, in Berlin: Aus dem Notizbuch eines Kunſtkritikers, LX.
Ompteda, Georg Freiherr von, in Meran: An den „lieben Leſer" und die „ſchöne Leſerin", LXI.
Osborn, Max, in Berlin: Symboliſtiſches Gemälde, LXII.
Pfeil, Joachim Graf, in Friedersdorf: Zum Abſchied, LXII.
Pflugk-Harttung, Julius von, in Berlin: Allerſeelen, LXIII.
Puttkamer, Alberta von, in Straßburg i. E.: Zum Jubiläumsheft, LXIV.
Raabe, Wilh., in Braunſchweig, LXIV.
Rafael, L., in Münſter: Die Sehnſucht, LXIV.
Reicke, Georg, in Berlin: Abſchied, LXV.
Rittland, Klaus, in Celle: Die Jugend von fünfzig Jahren, LXV.
Reuter, Gabriele, in Berlin: Warum haſt du mich lieb, LXV.
Roſegger, Peter, in Graz: Dichterprogramm, LXVI.
Schmidt, Erich, in Berlin, LXVII.
Spielhagen, Friedrich, in Charlottenburg: Gruß, LXVII.
Strauß und Torney, Lulu von, in Bückeburg: Einſt, LXVII.
Uxkull, Gräfin L., in Berlin: Aphorismus, LXVIII.
Viebig, Klara, in Zehlendorf: Der hundertſte Band, LXVIII.
Willinger, Hermine, in Karlsruhe, LXIX.
Voß, Richard, in Frascati bei Rom: Abſchied von der Villa Falconieri, LXIX.
Wilbrandt, Adolf, in Roſtock: Sein oder Nich ſein, LXX.
Zoozmann, Richard, in Berlin: Gruß an Weſtermanns Monatshefte, LXX.

Der Hausgeiſt. Novelle von Paul Heyſe, 1.
Deutſch-Oſtafrika nach dem Aufſtande. Von E. von Liebert, 17.
Nürnberg. Ein deutſches Städtebild von Friedrich Haack, 21.
Berliner Ateliers. Von Lothar Brieger-Waſſervogel, 45.
Rolf Runge. Roman von Georg Reicke, 60, 161, 301, 487, 651, 829.
Iſt Frühling? Gedicht von Otto Borngräber, 74.
Große Panzerſchiffe. Von M. Foß, 75.
Hohenſtaufiſche Erinnerungen in Apulien. Von Arthur Haſeloff, 92.
Das Meerminneke. Eine alte Geſchichte aus Niederland von Lulu von Strauß und Torney, 109, 210, 338, 544.
Tag und Nacht. Gedicht von Walther Unus, 182.
Kanada. Skizzen und Bilder aus einem werdenden Kulturgroßſtaat von Alexander Wagner, 183.
Menſchen- und Tierſeele. Von Ludwig Heck, 198.
Oſtergewitter. Gedicht von Fritz Erdner, 229.

Digitized by Google

Madame Récamier. Ein Frauenleben aus der Empirezeit. Nach neuen Quellen dargeſtellt von Detta Zilcken, 230.
„Jeſſe und Maria". Roman aus dem Donaulande von E. von Handel-Mazzetti. Von Marie von Ebner-Eſchenbach, 242.
Aprilnacht. Gedicht von Eva von Radecki, 250.
Drama und Bühnenkunſt in Rußland. Von Auguſt Scholz, 251.
Sieh' mich nicht an! Gedicht von Helene von Ehrhard, 263.
Karriere. Skizze von C. Manfred Kyber, 276.
Frühling. Gedicht von Julius Havemann, 279.
Altes Jung-Mädchen-Lied. Von Georg Buſſe-Palma, 290.
Helena. Gedicht von Martin Greif, 822.
Ausſtattungsweſen und Drama. Von Eugen Kilian, 323.
Annemarie. Gedicht von Wilhelm Lobſien, 337.
Japaniſche Architektur. Von Oskar Münſterberg, 353.
Das Automobil. Von F. M. Feldhaus, 369.
Diakonus Kaufung. Erinnerungen an einen Freund. Von Herm. Anders Krüger, 383.
Das Sernftal und ſeine Bewohner. Kulturhiſtoriſche Skizze von Ernſt Stöckhardt, 405.
Aus der Kinderzeit. Gedicht von Richard Schaukal, 413.
Die Fremde. Novelle von Betty Rittweger, 414.
Kolumbus. Zum vierhundertſten Todestage des Entdeckers. Von Franz Hümmerich, 422.
Der Familienvater. Novelle von Ilſe Frapan-Akunian, 445, 606, 784.
Sommernacht. Gedicht von Albert Sergel, 466.
Arthur Lewin-Funcke. Von Oskar Anwand, 467.
Vittoria Colonna. Ein Studienblatt von Helene Simon, 479.
Eine Laute ... Gedicht von Ernſt A. Bertram, 516.
Vom Deutſchtum im Auslande. Von Wilhelm Dibelius, 517.
Frohe Ausſicht. Gedicht von Friedrich Wiegershaus, 520.
Die Erforſchung des Südpolargebietes. Von Fritz Regel, 521.
Ein Mägdlein ging am grünen Hang ... Gedicht von Marie Oberdieck, 537.
Beruf und Bedeutung der modernen Theologie. Von Hans Tribukait, 538.
Das Roſenblatt. Gedicht von Heinrich Brömſe, 568.
Naturalismus in der neuengliſchen Malerei. Von Jarno Jeſſen, 569.
Begegnung. Novelliſtiſche Skizze von H. von Beaulieu, 584.
Johann Sebaſtian. Gedicht von Elſe Schenkl, 586.
Rembrandt an ſeinem dreihundertſten Geburtstag. Von Carl Neumann, 629.
Der Flötenbläſer. Ballade von Walther Schottelius, 642.
Die Wendung der Philoſophie zur Religion. Von Lic. Dr. Paul Kalweit, 644.
Mutter Nacht. Gedicht von Hans von Guenther, 688.
Die chineſiſche Kleinkunſt. Von Max von Brandt, 669.
Sommerabend. Gedicht von Willrath Dreeſen, 697.
Das Seelenleben bei Kälte und Wärme. Von Chr. D. Pflaum, 698.
Robert Schumann. Zum Gedächtnis ſeines Todes am 29. Juli 1856. Von Eugen Sachße, 704.
Alexander Boriſſow und ſein Werk. Von Julius Norden, 715.
Ginſter. Gedicht von Frida Schanz, 735.
Reino. Eine Geſchichte für Leute mit kleinen Kindern von Georg Ruſeler, 736.
Beim Abendläuten. Gedicht von Marie Tyrol, 738.
Erna Paſtor und ihr Mantel. Novelle von Max Grad, 749.
Kleine Mythe. Gedicht von J. J. Horſchick, 762.
Was wiſſen wir heute vom Inſtinkt und ſeiner Entwickelung? Von Wilhelm Müller-Erzbach, 763.
Erinnerung. Gedicht von Bruno Baumgarten, 768.
Das Meer in der Malerei. Von Friedrich Fuchs, 769.
Unſere kleine Mooswelt. Von Theodor Heſpe, 811.
Vom Meiſter Joſephus. Mit vier ungedruckten Briefen und einem „Gedenkſpruch" Joſef Viktor von Scheffels. Mitgeteilt von Ernſt Boerſchel, 821.
Vogel Traum. Gedicht von Gertrud Freiin le Fort, 828.
Der Aufbruch. An Detlev von Liliencron. Gedicht von Carl Bulcke, 860.
Eine Beſteigung des Monte Somma während des letzten Veſuvausbruchs. Von Otto Steche, 862.
Stil- und Modewechſel. Ein Beitrag zur Pſychologie des Geſchmacks von Johannes Gaulke, 898.
Muſikaliſche Rundſchau. Von Karl Storck, 122, 264, 587, 780.
Die bildenden Künſte. Rück- und Ausblicke auf das Kunſtleben der Gegenwart von Walther Genſel, 134, 280, 876.
Dramatiſche Rundſchau. Von Friedrich Düſel, 146, 291, 430.
Literariſche Rundſchau, 157, 297, 436, 595, 739, 901.
Zu unſeren Kunſtblättern, 299, 608, 906.
Weſtermanns Illuſtrierte Deutſche Monatshefte. Rückblick auf ein Halbjahrhundert. 1856 bis 1906. 909.

Namen- und Sachregiſter

zum hundertſten Bande.

Abendläuten. Gedicht von M. Tyrol, 738.
Altes Jung-Mädchen-Lied. Von Georg Buſſe-Palma, 290.
Annemarie. Gedicht von Wilh. Lobſien, 337.
Aprilnacht. Gedicht von E. v. Radecki, 250.
Aufbruch, Der. Gedicht von Carl Bulcke, 860.
Ausſtattungsweſen und Drama. Von Eugen Kilian, 323.
Automobil, Das. Von F. M. Feldhaus, 369.
Begegnung. Skizze von H. von Beaulieu, 584.
Berliner Ateliers. Von L. Brieger-Waſſervogel, 45.
Beſteigung des Monte Somma während der Veſuveruption. Von O. Steche, 862.
Boriſſow und ſein Werk. Von Julius Norden, 715.
Chineſiſche Kleinkunſt. Von M. v. Brandt, 689.
Deutſch-Oſtafrika nach dem Aufſtande. Von E. von Liebert, 17.
Deutſchtum im Auslande. Von W. Dibelius, 517.
Diakonus Kaufung. Novelle von H. A. Krüger, 383.
Drama und Bühnenkunſt in Rußland. Von Aug. Scholz, 251.
Ein Mägdlein ging am grünen Hang ... Gedicht von Marie Oberdieck, 537.
Erinnerung. Gedicht von Bruno Baumgarten, 768.
Erna Paſtor und ihr Mantel. Novelle von Max Grad, 749.
Familienvater, Der. Novelle von Ilſe Frapan-Akunian, 445, 605, 784.
Flötenbläſer, Der. Ballade von W. Schottelius, 642.
Fremde, Die. Novelle von B. Rittweger, 414.
Frohe Ausſicht. Gedicht von F. Wiegershaus, 520.
Frühling. Gedicht von Jul. Havemann, 279.
Ginſter. Gedicht von Frida Schanz, 735.
Hausgeiſt, Der. Novelle von Paul Heyſe, 1.
Helena. Gedicht von M. Greif, 322.
Hohenſtaufiſche Erinnerungen in Apulien. Von A. Haſeloff, 92.
Inſtinkt, Was wiſſen wir heute vom? Von W. Müller-Erzbach, 763.
Iſt Frühling? Gedicht von O. Borngräber, 74.
Japaniſche Architektur. Von Oskar Münſterberg, 358.
Jeſſe und Maria. Roman von Handel-Mazzetti. Beſprochen von Marie von Ebner-Eſchenbach, 242.
Johann Sebaſtian. Gedicht von Elſe Schenkl, 586.
Kanada. Von A. Wagner, 188.
Karriere. Skizze von C. Manfred Kyber, 276.
Kinderzeit, Aus der. Gedicht von R. Schaukal, 413.
Kleine Mythe. Gedicht von J. J. Horſchick, 762.
Kolumbus. Von Fr. Hümmerich, 422.
Laute, Eine. Gedicht von F. A. Bertram, 516.
Lewin-Funcke. Von O. Anwand, 467.
Meer in der Malerei, Das. Von Friedr. Fuchs, 769.
Meerminneke, Das. Roman von L. v. Strauß und Torney, 109, 210, 338, 544.
Meiſter Joſephus, Vom. Von E. Boerſchel, 821.
Menſchen- und Tierſeele. Von Ludwig Heck, 198.
Moderne Theologie, ihr Beruf und ihre Bedeutung. Von H. Tribukait, 538.
Mooswelt, Unſere kleine. Von Th. Heſpe, 811.
Mutter Nacht. Gedicht von H. v. Guenther, 688.
Naturalismus in der neuengl. Malerei. Von J. Jeſſen, 569.
Nürnberg. Von Fr. Haack, 21.
Oſtergewitter. Gedicht von Fritz Erdner, 229.
Panzerſchiffe, Große. Von M. Foß, 75.

Récamier, Madame. Von Detta Zilcken. 230.
Reino. Erzählung von G. Ruſeler, 736.
Rembrandt an ſeinem dreihundertſten Geburtstag. Von Carl Neumann, 629.
Rolf Runge. Roman von G. Reicke, 60. 161. 301, 487, 651, 829.
Roſenblatt, Das. Gedicht von H. Brömſe, 568.
Schumann, Robert. Von E. Sachße, 704.
Seelenleben bei Kälte und Wärme. Von Chr. D. Pflaum, 698.
Sernſtal, Das, und ſeine Bewohner. Von Ernſt Stöckhardt, 405.
Sieh' mich nicht an! Gedicht von Helene von Ehrhard, 263.
Sommerabend. Gedicht von W. Dreeſen, 697.
Sommernacht. Gedicht von A. Sergel, 466.
Stil- und Modewechſel. Von Joh. Gaulke, 893.
Südpolargebietes, Die Erforſchung des. Von Fritz Regel, 521.
Tag und Nacht. Gedicht von W. Unus, 182.
Vittoria Colonna. Von Helene Simon, 479.
Vogel Traum. Gedicht von G. Freiin le Fort, 828.
Wendung, Die, der Philoſophie zur Religion. Von Lic. Dr. Paul Kalweit, 644.

Karl Storck: Muſikaliſche Rundſchau.

Aus dem muſikdramatiſchen Leben, 122, 264. — 587, 730.

Walther Genſel: Die bildenden Künſte.

Die deutſche Jahrhundertausſtellung, 134.
Die deutſche Jahrhundertausſtellung. — Ein Prachtwerk über Menzel, 280.
Ein Prachtwerk über die Jahrhundertausſtellung. — Die Ausſtellungen des Sommers. — Die Große Berliner Kunſtausſtellung und die Berliner Sezeſſion, 876.

Friedrich Düſel: Dramatiſche Rundſchau.

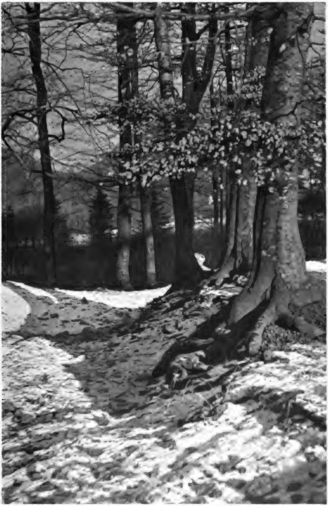
Hugo v. Hofmannsthal: „Ödipus und die Sphinx". — Ruſſiſches Drama und Theater: Maxim Gorki, „Die Kinder der Sonne". — Vom Moskauer Künſtleriſchen Theater: „Zar Feodor Iwannowitſch" von Alexej Tolſtoj, 146.
Vom Gaſtſpiel des Moskauer Künſtleriſchen Theaters. — Zum achtzigſten Geburtstage des Herzogs von Meiningen, 291.
„Cäſar und Kleopatra" von Shaw. — „Hille Bobbe" von Paul, 430.

Literariſche Rundſchau.

Albert: Robert Schumann, 748.
Andreas-Salomé, Lou: Ibſens Frauengeſtalten, 595.
Bahr: Rezenſionen, 740.
Bär, Adolf: Charlotte von Lengefeld als Freundin und Braut Schillers, 905.
Bernt, Friedrich: Eckermanns Geſpräche, 902.
Bettelheim-Gabillon: Amalie Haizinger und Luiſe Schönfeld-Neumann, 745.
Bie: Der Tanz, 602.
Bielſchowski, Albert: Friederike und Lili, 902.
Bode: Rembrandtmappe. — Rembrandt und ſeine Zeitgenoſſen, 747.
Brockhaus: Kleines Konverſationslexikon, 602.
Brockhaus, H. F.: Geſchichte der Firma Brockhaus, 602.
Brugier: Geſchichte der deutſchen Literatur, 598.
Burckhard: Theater, 740.
Burkhardt: Unterhaltungen Sorets, 902.
Devrient: Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt, 741.
Drieſen: Urſprung des Harlekins, 744.
Ebner-Eſchenbach: Die unbeſiegbare Macht, 157. — Ihr Beruf, 158. — Prinzeſſin von Banalien, 158.
Enders, Karl: Die Kataſtrophe in Goethes Fauſt, 903.
Eucken: Beiträge zur Einführung in die Geſchichte der Philoſophie, 748.
Eyth, Max von: Feierſtunden. — Im Strom unſerer Zeit. — Der Kampf um die Cheopspyramide. — Hinter Pflug und Schraubſtock, 488.
Feuchtersleben: Aphorismen, ausgewählt von Schroeder, 298.
Führ-Houben: Von Sorgen und Sonne, 745.
Gaehde: Garrick als Shakſperedarſteller, 744.
Genſchow: Unter Chineſen und Tibetanern, 299.
Glümer, Claire von: Aus einem Flüchtlingsleben. — Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient, 597.
Goethes Sämtliche Werke, Cottaiſche Jubiläumsausgabe, 901.
Goldmann: Aus dem dramatiſchen Irrgarten, 740.
Golther: Baireuth, 744.
Gräf, Gerhard: Goethes Anteil an der erſten Fauſtaufführung zu Weimar, 903.
Gregori: Schauſpielerſehnſucht, 743. — Joſef Kainz, 744.
Hagemann: Regie, 743. — Wilhelmine Schröder-Devrient, 744. — Das Theater, 744.
Halm: Ausgewählte Werke von Schloſſar, 297.
Hamann: Rembrandts Radierungen, 747.
Hartmann: Sechs Bücher Braunſchweigiſcher Theatergeſchichte, 746.
Hellinghaus, Otto: Schillerausgabe in drei Bänden, 904.
Herder: Konverſationslexikon, 601.
Herz: Engliſche Schauſpieler und engliſches Schauſpiel zur Zeit Shakſperes in Deutſchland, 744.
Heyſe: Crone Stäudlin, 158. — Dramatiſche Dichtungen. — Lyriker und Volksgeſang, 159.
Ibſen: Geſamtausgabe und Briefe, 596.
Jacobi, Daniel: Xenien, 905.
Jenſen: In maiorem Dei gloriam, 160.
Kerr: Das neue Drama, 739. — Schauſpielkunſt, 744.
Kettner: Leſſings Dramen, 599.
Kienzl: Drama der Gegenwart, 741.
Kilian: Dramaturgiſche Blätter, 743.
Kilian, Eugen: Don Carlos, 904.
Klee: Grundzüge der deutſchen Literaturgeſchichte, 598.
Klein, Otto: Goethes kleine Frau und Freundin, 903.
Köſter, Albert: Gedächtnisrede auf Schiller, 905.
Kröger, Timm: Um den Wegzoll, 160.
Krüger-Weſtend, Hermann: Goethes Eltern, 902.
Leſſing-Briefe (Ausg. Muncker), 599.
Litzmann: Schröder, 744. — Clara Schumann, 748.
Lothar: Das deutſche Drama der Gegenwart, 741. — Das Wiener Burgtheater, 744.
Löwen-Stümcke: Geſchichte des deutſchen Theaters, 744.
Martersteig: Das deutſche Theater im neunzehnten Jahrhundert, 742.
Meyer: Großes Konverſationslexikon, 600.
Meyer, Rich. M.: Deutſche Literaturgeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, 598.
Mielke: Der deutſche Roman des neunzehnten Jahrhunderts, 600.
Möbius: Rob. Schumanns Krankheit, 748.
Moſapp, Hermann: Charlotte von Schiller, 905.
Muther: Rembrandt, 747.
Nagl-Zeidler: Deutſch-öſterreichiſche Literaturgeſchichte, 599.
Neumann: Rembrandt, 746.
Petſch, Robert: Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen, 904.
Petzet, Chriſtian: Blütezeit der politiſchen Lyrik, 600.
Petzet, Erich: Heyſe als Dramatiker, 600.
Rembrandtalmanach, 746. — Klaſſiker der Kunſt: Rembrandts Radierungen (Deutſche Verlagsanſtalt), 747.
Rembrandtmappe des Kunſtwart, 748.
Salomon: Geſchichte des deutſchen Zeitungsweſens, 599.
Salzer: Deutſche Literaturgeſchichte, 597.
Schillers Sämtliche Werke, Cottaiſche Säkularausgabe, 904.
Schillers Werke, Illuſtrierte Volksausgabe, 904.
Stein: Matkowsky, 744.
Stein, Philipp: Goethe als Theaterleiter, 903.
Stern: Allgemeine Literaturgeſchichte, 598.
Sternfeld: Albert Niemann, 744.
Stölzel, Adolf: Schillers Berufung nach Berlin, 905.
Stümcke: Hohenzollernfürſten im Drama, 740. — Die vierte Wand, 740. — Corona Schröter, 744.
Tewes, Friedrich: Aus Eckermanns Nachlaß, 902.
Vogel, Julius: Aus Goethes römiſchen Tagen, 903.
Vogel, Theodor: Zur ſittlichen Würdigung Goethes, 904.
Wegener: Tibet und die engliſche Expedition, 299.
Wethly, Guſtav: Schiller und ſeine Idee von der Freiheit, 905.
Winds: Technik der Schauſpielkunſt, 743.
Witkowski: Das deutſche Drama des neunzehnten Jahrhunderts, 741.
Zabel: Zur modernen Dramaturgie, 740.

Zu unſeren Kunſtblättern.

Bennewitz von Loeſen jr., Karl: Cäcilia, 299.
Erler, Margarete: Spreewaldwieſe, 300. — Bauernmädchen; Am Herdfeuer, 440.
Fabian, Max: Berliner Wurſtfrau; Zwiegeſpräch; Bei der Toilette, 442.
Fritz, Max: Aus einer kleinen Stadt; Aus Otterndorf, 300.
Helberger, Alfred: Am Golf von Salerno, 906.
Magnuſſen, Harro: Büſte Kaiſer Wilhelms II., 441.
Metzener, Alfred: Auf Capri; Mittag am Albaner See; Morgen am Vierwaldſtätter See, 907.
Oppler, Ernſt: Porträt einer jungen Engländerin, 906.
Stremel, Max Arthur: Goethes Empfangszimmer; Schillers Sterbezimmer, 603.



Erster Schnee in der Heinleite. Naturfarbenaufnahme von A. Miethe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Heft 595

Westermanns Monatshefte

April 1906

100. Band

Zum hundertsten Bande

Zum erſtenmal blickt den Leſern von dem Umſchlag dieſes Heftes die Bandzahl 100 entgegen. Wir wiſſen wohl, daß dieſe Zahl Jubiläumsbedeutung erſt in dem Augenblick gewinnt, wo die Einheiten, die ſie umfaßt, erfüllt ſind, daß alſo auch „Weſtermanns Illuſtrierte Deutſche Monatshefte“, die ihr erſtes Erſcheinen von dem Oktober 1856 datieren, erſt nach der Ausgabe des Septemberheftes 1906 ihr hundertſtes Band- und ihr fünfzigſtes Jahrjubiläum feiern können. Dennoch, der Zauber der Zahl 100 läßt ſich mit aller Rechnung und Logik ſo leicht nicht brechen. Gebieteriſch verlangt ſie die ihr gebührende Huldigung, und wenn ſo erlauchte Geiſter wie Goethe und Schiller ſich von dem Klang der Jahreszahl 1800 verführen ließen, einander vorzeitig zum „neuen Säkulum“ zu beglückwünſchen, ſo mag es, denken wir, getroſt auch uns, dem Verlage und der Redaktion der „Monatshefte“, vergönnt ſein, ſchon die Schwelle des hundertſten Bandes in feſtlicher Stimmung zu überſchreiten und ihn als einen Markſtein in der Geſchichte dieſer Zeitſchrift zu empfinden. Dabei wollen wir feſthalten, daß es das Eröffnungs-, nicht das Schlußheft eines neuen Bandes iſt, das ſolche Jubiläumsſtimmung weckt, und daß alſo auch unſer Blick für diesmal mehr vorwärts in die Zukunft, als zurück in die Vergangenheit dieſer Hefte gelenkt wird. Wir ſparen uns deshalb wohlweislich alles, was nach einem geſchichtlichen Rückblick oder gar nach einer ruhmredigen Lobpreiſung des bisher geleiſteten ſchmecken könnte, um eine deſto feſtere Bürgſchaft für ein weiteres friſches Fortſchreiten auf erprobter Bahn zu geben, und um deſto freudiger den Dank ſprechen zu laſſen, den wir — eins iſt vom anderen nicht zu trennen — gleicherweiſe unſeren Mitarbeitern und unſeren Leſern ſchuldig ſind.

Das Bedürfnis, dieſes beides: die Bürgſchaft für eine der Vergangenheit nicht unwürdige Zukunft unſerer Zeitſchrift und den Dank für das, was ſie bisher zu bieten vermochte, in eins abzuſtatten, war es zunächſt und vor allem, was uns den Gedanken eingab, dem Eröffnungsheft des hundertſten Bandes ein beſonderes Gepräge zu verleihen. Über das Wie haben wir lange geſchwankt, um dann endlich einen Weg zu wählen, der, wenn nicht neu, ſo doch wohl immer noch der geſchmackvollſte und auch unterhaltendſte iſt, der, wenigſtens auf dem Papier, für derartige literariſche Gedenkfeiern gefunden werden kann. Nicht wir ſelbſt, ſondern unſere Mitarbeiter ſollten an dieſem bedeutungsvollen Zeitpunkt das Wort nehmen, um für die neunundneunzig bisher erſchienenen Bände unſerer „Monatshefte“ zu zeugen und durch ihr Erſcheinen gleichzeitig zu bekräftigen, daß der Geiſt, der in dieſer Zeitſchrift bisher lebendig geweſen iſt, auch über die Zahl 100 hinaus ſeine Wirkſamkeit behalten wird.

So ergingen denn die Aufforderungen zu Beiſteuern für die „Gedenkblätter und Feſtgrüße“, die ſich jetzt hier an der Spitze des hundertſten Bandes vereinigt finden. Dabei ergab ſich ohne weiteres eins als unverbrüchlicher Grundſatz: wir durften denen, die da mithelfen wollten, keine Marſchroute vorſchreiben, ja wir mußten uns ſogar das Gelübde geben, unſere Tore ſelbſt dann nicht zu ſchließen, wenn ſich die eine oder die andere Gabe etwa als ein Danaergeſchenk entpuppte, das, unter unſerem Schutz und unter unſerer eigenen Führung, die kriegeriſch gepanzerte Kritik in unſere Mauern trug. In der Tat haben wir denn auch in unſeren Einladungsbriefen ſorgfältig alles vermieden, was auch nur von ferne wie eine ſchüchterne Aufforderung hätte ausſehen können, uns vor der Schwelle des hundertſten Bandes Palmen zu ſtreuen und Weihrauch zu ſpenden. Außer dem notgedrungenen Gebot der Kürze und der natürlichen Weihe der feſtlichen Gelegenheit ſollte es für die Kundgebungen dieſer „Gedenkblätter und Feſtgrüße“ keine Schranken und Vorſchriften geben. Vor einem trojaniſchen Pferd ſind wir dabei behütet geblieben; aber wer zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, wird unter den Blumen doch auch manchen feinen Stachel der Kritik entdecken. Dank auch dafür! Nichts liegt uns ferner, als die feſtliche Stunde zu einem bequemen Deckmantel unſerer Schwächen und Verſäumniſſe zu machen, vielmehr werden wir uns ſolche freundſchaftliche Kritik zu einem doppelt nachhaltigen Anſporn werden laſſen, dem nachzuſtreben, was uns gleichwie unſeren Freunden und Gönnern als das Ideal einer „Illuſtrierten Deutſchen Monatsſchrift für das geſamte geiſtige Leben der Gegenwart“ vor Augen ſchwebt.

Um den Plan dieſer „Gedenkblätter und Feſtgrüße“ durchzuführen, dazu bedurfte es — das ſahen wir auf den erſten Blick — notwendigerweiſe einer Auswahl unter den Tauſenden von Namen, die unſere Mitarbeiterliſten aufweiſen; alle aufzufordern, verbot uns Zeit und Raum. Dieſe ſichtende und wählende Arbeit ſtellte uns mehr als einmal vor ſchwere Verlegenheiten, zumal als eine Wahrſcheinlichkeitsrechnung ergab, daß ſchon eine Beſchränkung auf hundert Einladungen den Umfang des Heftes — das doch in ſeinem übrigen Inhalt nicht geſchmälert werden ſollte — um nicht weniger als drei bis vier Druckbogen vermehren werde. Dieſe runde, der des Bandes glücklich entſprechende Zahl 100 mußte deshalb als äußerſte Grenze der Möglichkeit innegehalten werden, ſo oft uns auch ein berühmter Name, eine liebe Erinnerung oder eine freundſchaftliche Beziehung darüber hinaus locken wollte. Eine andere Hilfe, ſinnvoller als jene zahlenmäßige, kam hinzu. Wir konnten uns damit begnügen, für die verſchiedenen in den „Monatsheften“ vereinigten Literatur- und Wiſſensgebiete einzelne Vertreter ſprechen zu laſſen, und durften hoffen, daß deren Kollegen ohne Neid das Mandat anerkennen würden, das wir jenen aus eigener Machtvollkommenheit anvertraut oder — aufgebürdet hatten. Denn wenn auch die Eingeladenen mit verſchwindend wenigen Ausnahmen — auch dieſe ließen es meiſtens nicht an einer überzeugenden Entſchuldigung fehlen — unſerer Anregung gefolgt ſind, das eine möchten wir allen denen, die wir einſtweilen mit ſchmerzlichem Bedauern übergehen mußten, ausdrücklich verſichern: von der hochmütigen Einbildung, den Eingeladenen mit unſerer Aufforderung etwa eine „Ehre“ erwieſen zu haben, wiſſen wir uns frei. Dieſe liegt ganz auf unſerer Seite. Wir ſind die Empfangenden, wir die Dankenden ...

Ein Wort noch über die Anordnung der Beiträge. Auch hier haben wir mancherlei probiert, ehe wir uns entſchieden: Reihenfolge nach dem erſten Auftreten unſerer Mitarbeiter in den „Monatsheften“, Gruppierung nach dem Lebensalter, Trennung der proſaiſchen von den poetiſchen Beiträgen — aber immer ſtießen wir auf Schwierigkeiten. Das Abc mit ſeiner gelaſſenen Neutralität erwies ſich auch hier ſchließlich als der beſte Schlichter aller Zweifel und Widerſprüche. Ihm mag man es nun danken oder verargen, daß eine unſerer jüngſten Novelliſtinnen den Reigen eröffnet und einer unſerer jüngeren Lyriker ihn ſchließt. Mitten dazwiſchen, wohl und warm gebettet, blüht der Garten des Alters. Wir denken an Goethes heiter-tröſtliche Mahnung:

> Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
> Wert und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreiſes
> Sich erfreuen und ſo ſich Leben im Leben vollende. —

Jeder Gedenktag hat ſeine Freuden und ſeine Schmerzen. So auch dieſer. Es iſt wohl begreiflich, daß ſich unſere Blicke bei den Vorbereitungen zu dieſen „Gedenkblättern und Feſtgrüßen“ mit beſonderer Sorgfalt zunächſt den älteren und älteſten Jahrgängen unſerer Zeitſchrift zuwandten. Wie oft aber mußten wir da ein ſtilles Kreuz hinter Namen ſetzen, die wir doch ſo gern mit ein paar lebendigen Zeilen noch einmal unſere Leſer hätten grüßen laſſen mögen! Da geziemt es ſich wohl, allen anderen voran des Mannes in pietätvoller Dankbarkeit zu gedenken, der dieſe „Monatshefte“ ins Leben gerufen und ihnen in großen Zügen ihre Richtung und Haltung vorgezeichnet hat: ihres Gründers und erſten Verlegers George Weſtermann, deſſen Name unlösbar mit dieſer Zeitſchrift verknüpft iſt und mit ihr weiterlebt, wenn er ſelbſt auch längſt von ſeinem Werke hat ſcheiden müſſen. Die „Monatshefte“ waren das Lieblingskind ſeines Verlages, ihnen galt bis zu ſeinem letzten Atemzuge die lebhafteſte Fürſorge ſeiner nimmer raſtenden Tätigkeit, aber auch die Liebe ſeines Herzens und der Erfindungsreichtum ſeines Kopfes. Sein Gedächtnis bleibt in uns lebendig und ſteht als eine Macht der Erinnerung über uns, vor der wir uns im ſtillen mit unſerem Tun und Laſſen noch heute verantwortlich fühlen, eingedenk der Verpflichtung, die uns ſein reiner, hoher Wille und ſein makelloſer Name auferlegt!

Auch unter unſeren früheſten Mitarbeitern hat der Tod reiche Ernte gehalten. Von denen mit noch heute klingenden Namen, die am erſten Jahrgang mit Beiträgen beteiligt waren, von den Scheffel, Otto Roquette, Leopold Schefer, Hoffmann von Fallersleben, Franz Dingelſtedt, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, W. H. Riehl, Moriz

Carrière, Wilhelm Lübke, Herman Grimm, Karl Weinhold, J. M. Schleiden, J. H. Mädler, Ferdinand von Richthofen und all den anderen, hat uns, ſoweit wir ſehen, die Zeit heute nur noch einen gelaſſen. Dieſer eine aber iſt um ſo enger mit uns und mit der Geſchichte dieſer „Monatsheſte“ verbunden. Wir meinen Dr. Adolf Glaſer, der bei der Gründung der „Monatsheſte“ deren Redaktion übernommen, ſie Jahrzehnte hindurch allein geführt und ſeinen Kollegen und Nachfolgern noch länger, bis auf den heutigen Tag mit Rat und Tat hilfreich zur Seite geſtanden hat. Wenn er hier zum erſtenmal nach eigenem Wunſch und Entſchluß von dem Platz der Wirte an die Ehrentafel der Gäſte gerückt iſt, ſo ſoll ſich darin unſere Dankbarkeit für ſeine redaktionellen und ſonſtigen literariſchen Verdienſte um die „Monatsheſte“ nicht weniger warm und offen ausſprechen als ſeine eigene Bereitwilligkeit, der ihm ans Herz gewachſenen Zeitſchrift ſeine tätige Mithilfe auch ferner zu erhalten.

Trüber noch als bei der Durchſicht des erſten Jahrganges umflort ſich unſer Blick, wenn wir ihn den ſpäteren, zumal denen der ſechziger und ſiebziger Jahre zuwenden. Wie viele Kreuze auf alten und jungen Gräbern! Nur wenige von den vielen glanzvollen Namen, die uns in jenen Spalten begegnen, können wir hier dankbar bewegten Herzens aufführen: Berthold Auerbach, Friedrich Bodenſtedt, Theodor Fontane, Emil Franzos, Emanuel Geibel, Julius Groſſe, Klaus Groth, Robert Hamerling, Friedrich Hebbel, Karl von Holtei, Hans Hopfen, Wilhelm Jordan, Gottfried Kinkel, Heinrich Laube, Fanny Lewald, Hermann Lingg, Melchior Meyr, Levin Schücking und von allen den getreueſten und unvergeßlichſten: Theodor Storm, der zum erſtenmal in unſerem ſiebzehnten Bande mit der Novelle „Von jenſeits des Meeres“ erſchien, um dann durch zwanzig Jahre die koſtbarſten Schätze ſeiner Novelliſtik vor den Leſern der „Monatsheſte“ auszubreiten. Ihm und ſeinem ſo eng mit dieſer Zeitſchrift verknüpften Ruhme ein Gedenkblatt auch an dieſer zu äußerſter Kürze verpflichteten Stelle zu widmen, bleibt unſere Pflicht, auch wenn aus den „Gedenkblättern und Feſtgrüßen“ ſelber ſein Lob genau ſo hell und freudig erklingt wie das des anderen großen Erzählers jener Zeit und Mitarbeiters unſerer „Monatsheſte“, Wilhelm Raabes, der noch mitten unter uns weilt, und den ein gütiges Geſchick noch recht lange zwiſchen „Gaſſen“ und „Sternen“, ſeines friſcherblühten Ruhmes froh, wandeln laſſen möge! ... Die Liſte wäre um zahlreiche ſtolze Namen zu vermehren, ſobald wir neben den Dichtern auch die Gelehrten und die in jener Periode beſonders bedeutungsvollen populären Schriftſteller aufführen wollten, die Baſtian, Brehm, Fr. Eggers, Hettner, Jhering, Ratzel, Reuleaux, Riegel, Scherer, Schlagintweit, Ad. Stahr uſw. Den ſchuldigen Dankeszoll für dieſe und viele andere unſerer Mitarbeiter aber möchten wir einer eigenen Veröffentlichung vorbehalten, die im Herbſt dieſes Jahres erſcheinen und eine kurzgefaßte Geſchichte unſerer „Monatsheſte“ darbieten ſoll.

Der Reſt dieſer einleitenden Zeilen gehöre den Lebenden, die mit uns den Verluſt jener Unvergeßlichen betrauern, aber auch rüſtig am Werke ſind, die Lücken mit friſchen Taten zu füllen, nicht unwürdig jener ruhmvollen Ahnen, aber beſeelt vom neuen Hauch eines neuen Tages! Dank ihnen allen, die ſich im Laufe eines halben Jahrhunderts an unſere Seite geſtellt haben, Dank insbeſondere denen, die für den Geiſt dieſes lebenden und wirkenden

Geſchlechtes Zeugnis und Bürgſchaft ablegen in den folgenden „Gedenkblättern und Feſtgrüßen“! Mögen alle dieſe guten Wünſche für das fernere Blühen und Gedeihen von „Weſtermanns Monatsheften“ in Erfüllung gehen, zum Nutzen und Frommen ihrer alten treuen wie ihrer jungen, neugewonnenen Leſerſchaft!

Verlag und Redaktion von Weſtermanns Illuſtrierten Deutſchen Monatsheften

Friedrich Weſtermann. **Dr. Friedrich Düſel.**

◆

Gedenkblätter und Feſtgrüße zum hundertſten Bande

*** von unſeren Mitarbeitern ***

* * *

Luiſe Algenſtaedt in Roſtock:

Sinnſpruch

Eines edlen Menſchen Wort
Kann auf Erden nicht verfliegen,
Nicht verrinnen, nicht verſiegen —
Unterm Boden rieſelt's fort,
Richtet auf, was welkend lag,
Läßt den Raſen grüner keimen:
Aus dem Dunkeln und Geheimen
Springt als Quell es einſt zu Tag.

Luise Algenstaedt.

◆

Adolf Bartels in Weimar:

Storm und Raabe

Eine Jugenderinnerung

Wenn ich mich in meine Schülerzeit zurückverſetze, ſo ſehe ich mich in einem ziemlich großen und hellen, grauweiß tapezierten Zimmer, das zwar eigentlich ein Dachzimmer war, aber doch nur teilweiſe ſchräge Wände hatte, weil die Abſeiten durch ſogenannte „eingemachte“ Bettſtellen ausgefüllt waren. Da das Haus alt war, hatte ſich der Fußboden auf der einen Seite des Zimmers geſenkt, und ich hätte zur Winterzeit, wenn die Temperatur bei mir unter Null war, ſehr leicht Rutſchbahnen in ihm anlegen können. Doch war ich von dergleichen Übermut in der Regel weit entfernt und freute mich, daß mein Ofen — es war in der Tat einer vorhanden — nicht zu hoch und oben platt war, ſo daß er eine hübſche Sitzgelegenheit und auch die Sicherheit bot, daß wenigſtens ein Körperteil von mir warm blieb. Außer dem Ofen war nicht allzuviel Ausſtattung in dem Zimmer vorhanden: zwiſchen den Türen der beiden eingemachten Bettſtellen rechts ſtand ein Waſchtiſch, zwiſchen denen der Bettſtellen links ein Büchergeſtell, das meine hauptſächlich aus Reclambänden beſtehende Bibliothek trug. Dann waren noch drei Stühle und ein großer runder Tiſch in dem Zimmer. Dieſer ſtand zwiſchen den beiden ziemlich großen, aber auch ſehr tief hinabgehenden Fenſtern — wenn ich einmal, wie es in meinen ſpäteren Schülerjahren leider bisweilen geſchah, bekneipt nach Hauſe kam, dann war große Gefahr, daß ich, zumal im Sommer, wenn ſie offen waren, hinausſtürzte. Aber die Betrunkenen haben ja Glück, wie der Volksmund ſagt. Bilderſchmuck fehlte in meinem Zimmer vollſtändig — die Meiſterbilder des Kunſtwarts gab es damals ja noch nicht, und eine beliebige bunte Beilage einer Zeitſchrift mit Reißzwecken an die Wand zu heften, wie es viele meiner Mitſchüler taten, hatte ich am Ende zu viel Schönheitsſinn.

Doch die Morgenſonne kam in mein Zimmer, und der Blick aus ſeinen Fenſtern ging über die ſchmale Gartenſtraße der guten Stadt Meldorf hinweg in den großen Garten eines Apothekers a. D., in dem zu ihrer Zeit Obſtbäume und Linden und vor allem auch zahlreiche prächtige Roſen blühten. Es iſt dieſer Apothekergarten geweſen, der mir mein Zimmer lieb gemacht hat. Denn, ſo wundervoll es an und für ſich dem Handwerkerſohn, der nie einen eigenen Raum zur Verfügung gehabt hatte, erſchien, es hatte doch auch eine böſe Schattenſeite, und das waren die eingemachten Bettſtellen. Zwar im Winter hatte ich mein Reich allein, aber im Sommer bekamen mindeſtens noch zwei meiner vier Nebenzimmer, wie ich zu ſagen pflegte, nächtliche Einquartierung, und zwar in der Regel in der Geſtalt robuſter Maurergeſellen, die in der Stadt Meldorf die Renovierung der alten Kirche durchführten. Meine Wirtin war nämlich arm und mußte ihr Haus ausnutzen, und wenn auch die Maurergeſellen nicht eben die richtige Geſellſchaft für den Herrn Gymnaſiaſten waren, die Lehrer drückten wegen der Armut der kinderreichen Witwe die Augen zu. Am Tage hatte ich ja doch mein Zimmer für mich, und dafür, daß ich des Nachts nicht um die Wette mit meinen Schlafkollegen — geſchnarcht habe, ſtehe ich keineswegs ein. Die Bettlager in den Abſeiten waren natürlich unmittelbar unter den Dachpfannen, und daß dieſe nicht ganz dicht waren, trug jedenfalls zur Verbeſſerung der Luft bei. Wenn es ſtark regnete, dann fielen einem die Regentropfen in regelmäßigen Pauſen auf die Bettdecke, was unter Umſtänden ſehr ſtimmungsvoll war. Noch ſtimmungsvoller war freilich das Krachen des Gebälks und der Dachlatten in den nordiſchen Sturmnächten.

Und nun ſehe ich mich auch ſelber in dieſem der Eigenart doch nicht völlig entbehrenden „Milieu“, ſehe mich an dem großen runden Tiſche ſitzen, leider in nicht ſehr „formvoller“ Weiſe, denn ich habe — pardon! — die Beine gegen den Tiſch geſtemmt und balanciere auf den beiden Hinterbeinen meines Stuhles, indes mir eine ungeheure, mannslange Tabakspfeife, die weſentlich aus einem fürchterlich dicken Pfefferrohr beſteht, dazu dient, mich im Gleichgewicht zu erhalten. Zweifellos, das Bild iſt nicht ſehr ſchön, aber wenn man nun kein Sofa hat ... Natürlich habe ich ein Buch vor der Naſe, ein großes gelbes Heft, und ein ganzer Stapel dieſer gelben Hefte liegt noch auf dem Tiſche neben dem mächtigen Tabakskaſten, und dieſe gelben Hefte ſind „Weſtermanns Monatshefte“.

Nein, fürchten Sie nichts, meine verehrten Leſer und Leſerinnen! Ich ſchreibe hier keine feinere Reklame für die „Monatshefte“, ſchreibe nicht einmal einen Jubiläumsartikel. Aber eben das angekündigte Jubiläum der altberühmten Zeitſchrift hat mich allerdings in meine Schülerzeit zurückverſetzt. Der Stapel „Monatshefte“, der in jenen Tagen — wir ſchrieben 1879, 1880, 1881, 1882 — vor mir lag, iſt kultur- und literaturhiſtoriſch nicht ganz unwichtig; denn er entſtammte dem Leſezirkel des ſüderdithmarſiſchen Kirchdorfes Barlt, dem Orte, in dem Guſtav Frenſſen geboren iſt und ſein „Jörn Uhl“ ſpielt, und ein Altersgenoſſe Frenſſens, ein Mitſchüler von uns beiden, hatte ihn bei der jährlichen Verauktionierung erſtanden und an mich verliehen. Vielleicht auch an Frenſſen, aber in deſſen „Jörn Uhl“ iſt freilich keine Spur davon, daß die Barlter Bauern nicht bloß tranken und Karten ſpielten, ſondern auch „Weſtermanns Monatshefte“ laſen! Überhaupt ... doch was geht uns hier Frenſſen an! Ich aber verdanke dieſen „Monatsheften“ die Bekanntſchaft Theodor Storms und Wilhelm Raabes, verdanke ihnen die größten Genüſſe meines Lebens.

In der Tat, ich habe nie wieder eine ſo reine Seligkeit empfunden wie damals in meinen Schülerjahren, als ich zuerſt Storm und Raabe las. Man weiß ja heute in Deutſchland ſo ziemlich allgemein, was dieſe beiden Dichter wert ſind, aber was ſie mir, dem Stammesgenoſſen, in meiner Jugend waren, kann man ſich deshalb doch noch nicht ſo ohne weiteres vorſtellen. O, dieſe wundervollen Frühlingstage in der kleinen dithmarſiſchen Landſtadt Meldorf, wenn ich die milden Lüfte in mein Zimmer laſſen konnte und die Morgenſonne auf den Bäumen, Büſchen und Blumenbeeten des Apothekergartens lag! Da habe ich „Ein ſtiller Muſikant“, „Viola tricolor“, „Carſten Curator“ von Theodor Storm zuerſt geleſen, und noch jetzt nach ſo langen Jahren iſt mir jede Situation dieſer Novellen mit der Jugendſtimmung gegenwärtig; denn Meldorf oder Huſum, Storms Vaterſtadt, wo ſeine Novellen ſpielen, das iſt ſo ziemlich dasſelbe, bei beiden Städten ſtoßen Geeſt und Marſch zuſammen, beide haben das Meer im Weſten und die Waldungen im Oſten, beide haben auch als Städte verwandten Charakter, ſind Kreis- und Gymnaſialſtädte, und ihre Einwohnerſchaft zerfällt der Hauptſache nach in Honoratioren und Handwerker. Und nun lebte dieſe kleine Welt, von einem Dichterauge geſchaut, in reinſte und tiefſte Stimmung getaucht, für mich auf.

Dann kam Wilhelm Raabe und führte mich in eine weitere Welt, die aber doch durch mancherlei Bande mit der meinigen verbunden war: der Student in „Höxter und Corvey“, der ſo bunte Abenteuer erlebte und die Verſe des Horaz, die ich ja auch zu jener Zeit las, ſo prächtig in deutſche Reime zu übertragen verſtand, ward mir in ſeiner niederſächſiſchen Weſensart raſch vertraut, und wiederum half mir das enggebaute, an hiſtoriſchen Schickſalen reiche Meldorf die geſchichtliche und örtliche Stimmungsatmoſphäre heraufbeſchwören. Auch die anderen „Krähenfelder Geſchichten“ Raabes, die in jenen Jahren in „Weſtermanns Monatsheften“ erſchienen, „Frau Salome“

und „Eulenpfingſten", wurden mir lieb, nicht weniger dann die „Alten Neſter" mit dem vortrefflichen Vetter Joſt, auch „Wunnigel" endlich, deſſen Held ja freilich ein Preuße iſt, aber doch allen Deutſchen zuletzt wohlverſtändlich. Noch jetzt ſumme ich bisweilen Wunnigels Leiblied vor mich hin:

Der Landesfürſt iſt uns geſtorben,
Es ſteht ein Thron in Deutſchland leer.
Viel Achtung hat er ſich erworben,
Reicht ſchnell ein friſches Sacktuch her!
Des Volkes Tränen fließen,
Den Edlen zu begießen.
Die ganze Garniſon
Weiß auch das Unglück ſchon.

Da iſt auch der einzige Raabeſche Humor, und ich ſehe jetzt recht gut, was ich damals nur fühlte, daß er zu der weichen Stimmung Storms die rechte Ergänzung war. Heil mir, Heil uns jungen Deutſchen jener Zeit, die wir aus dem Reiche ſolcher Dichter ins Leben emporwachſen durften! Wir haben dadurch etwas Unvergängliches verliehen bekommen, das uns durch die graue Öde des ſpäteren Naturalismus und durch die ungeſunde Verſtiegenheit des Symbolismus — um nur die dem Leben entſprechenden literariſchen Entwickelungen zu nennen — glücklich hindurchgeholfen hat.

Das will ich noch hinzufügen: Nicht, als ob ich nur mit Storm und Raabe gelebt hätte, nein, ſeit meinem zehnten Jahre beſaß ich einen Schiller und ſeit meinem fünfzehnten einen Goethe, und mit dem zwanzigſten lernte ich Hebbel kennen, und namentlich Goethe gewann eine große Gewalt über mich und hat ſie bis auf dieſen Tag behalten. Aber mit dem Herzen zu Hauſe bin ich vor allem bei Storm und Raabe (nur Klaus Groth trat ſpäter noch hinzu) geblieben, und was ich ihnen für mein reinſtes und beſtes Leben verdanke, das gäbe ich nicht um ein Königreich.

Adolf Bartels.

Oskar Bie in Berlin:

Eiſenbahnlyrik

Abfahrt! Ich wiege mich ganz im Genuß dieſes ſeligen Augenblicks, durch das Zeichen eines Beamten auf eine Zeitlang unerreichbar zu ſein. Mir kann nix geſchehen, ſagt der Steinklopferhans. Zu Hauſe habe ich den Abguß des kleinen Chriſtus von Deſiderio, der auf dem Tabernakel in S. Lorenzo ſteht und mit der ganzen Eleganz eines kleinen Nackedei die Rechte ſegnend erhebt. Mein kleiner Neffe, der ſich weniger für Kunſtgeſchichte als für Eiſenbahnſpielen intereſſiert, ſagte ein erlöſendes Wort, als er dieſe Gebärde, dem Stande ſeiner Kenntniſſe entſprechend, für das Signal zur „Abfahrt" erklärte. Gelbrote Abendwolken ſpielen im Dampf der Lokomotive und löſen Gefühle aus von ſüßer Einſamkeit und rätſelvoller Zukunft. Die Reihen der Bäume gleiten vorüber, die vorderſte entgegengeſetzt, die zweite ſcheinbar in gleicher Richtung mit uns, die dritte wieder ſcheinbar entgegengeſetzt: ſelige Zeiten der Illuſionen, da ich als Junge dieſe optiſchen Schiebungen das erſte Mal beobachtete und an unentdeckte Naturgeſetze dachte, die ich einſt löſen würde, als berühmter Mann, wie Mommſen oder Curtius, die ihre Aufſätze in Journale ſchrieben. Dann kam das Leben und hielt uns ſo lange von der Natur fern, bis uns die Luſt verging, neue Geſetze zu entdecken, und wir zufrieden waren, die zarten Spiele des Zittergraſes oder die Regentropfen im Spinnennetz mit lächelnder Entſagung zu ſtudieren. Spartacus, Spartacus! wiederholen die Schienen in ewigem Rhythmus. Spartacus, Spartacus! Und plötzlich wechſelt der Rhythmus eine Minute lang, und es klingt ſo häßlich jambiſch: „Nu, wenn ſchon; nu, wenn ſchon!“ Bisweilen ſcheint da unten eine Rieſenherde von Hunden zu heulen, dann wieder leiſes Gleiten, dann ein plötzlicher Herzſtillſtand, wenn wir einen Weg kreuzen. Unerſchöpflich ſcheint dieſe Lyrik der Eiſenbahnfugen. Bei der Berliner Straßenbahn haben ſie jetzt eine neue Methode, die Fugen zu ſchließen. Sie ſchweißen ſie unter wahnſinniger Hitze zuſammen und borgen ſich für die Maſchinen die Elektrizität aus dem Draht der Oberleitung. Echt modernes Verfahren, praktiſch und wenig ſchmerzlich. Früher wechſelte man die Schienen, was wohl einen großen Radau machte, aber ſo als Weltanſchauung genommen doch wohl ſicherer war. Es wird langſam finſter. Ich ſtarre auf die Inſchrift: „Nicht öffnen, bevor der Zug hält.“ Der Fenſterriemen hängt gerade über dem Zwiſchenraum nach dem Worte „öffnen“ herunter. Ich überlege, ob an dieſer Stelle ein Komma ſtehen wird oder nicht. Für das Komma, ſage ich mir, ſpricht der Glaube an die Aufklärung, man muß dem Volke gegenüber verſtändlich werden, es nicht im unklaren laſſen über die Beſitztümer der geiſtigen Elite, die hier in der zweiten Klaſſe fährt, um ſich — wie Goethe von den Orden ſagt — gegen Mißverſtändniſſe und Unannehmlichkeiten zu ſchützen. Gegen das Komma aber ſpricht die altbewährte Sparſamkeit des preußiſchen Staates: das Fenſterband könnte ja für das Auge ein Komma ganz gut vertreten. Ich halte mich in Spannung und überlege alle Gründe dafür und dagegen! Ich möchte innerlich eher für das Komma ſein, ſozuſagen, um in außerberliniſche Stimmung zu kommen. Ich ſage mir: ſie haben ja ſogar, um den neueſten h-Ausfall in „Tür“ ordnungsgemäß durchzuführen, alle „Thüren“ in „Türen“ übermalen laſſen, was doch gewiß nicht für Sparſamkeit ſpricht. Oder ſollte es Loyalität ſein? Ich muß meine Neugier befriedigen, hebe den Riemen: es war ein Komma! Nun bin ich wieder im Gleichgewicht, die Lyrik der Schienenfugen ſingt meiner ruhigen Seele ein Wiegenlied — Spartacus, Spartacus — ich ſchlafe.

Oscar Bie

* * *

Karl Bleibtreu in Berlin-Wilmersdorf:

Weltgeſchichte

Sullas Grab umtoſen nächtig
Legionen, Geiſterſchwarm.
Siegesſonne glutet prächtig,
Doch es dräut ein Schattenarm.

Aus dem Wüſtentraum gerufen,
Wo ihn Römeraar geweckt,
An des Kapitoles Stufen
Obelisk den Finger reckt.

Lorbeer gleißt wie Eiſenringe,
Doch die Adler flieh'n vorbei.
Schattenarm vergangener Dinge
Schlägt die Sonne Roms entzwei.

Giftig wie der Otter Schnaufen
Fieberdunſt zur Küſte weht,
Wo, des Abends Scheiterhaufen,
Circes Kap in Flammen ſteht.

Und wir ſtehn am Strand und lauſchen,
Lichtgewalten wogen rings,
Doch es ſagt uns nichts ihr Lauſchen,
Ewig ſchweigt die Sphinx.

Carl Bleibtreu

* * *

Victor Blüthgen in Berlin:

Weſtermanns Monatsheften

zum 100. Bande

Lang iſt's her: die „Schwarze Kaſchka“
Hat mich einſt mit euch verbunden;
Meine Jugend ſchaut mich an,
Denk' ich dran in ſtillen Stunden.

Hundert Bände — welche Schätze!
Tapfer habt ihr euch gehalten,
An der Hand der Jugend gehn,
Hat geſchützt euch vorm Veralten.

Doch wir Alten grüßen müde;
Ungeduldig fragt der Jungen
Lauter Chor, wenn ſie uns hört:
Ob wir nicht bald ausgeſungen?

Victor Blüthgen

* * *

Ida Boy-Ed in Lübeck:

Seelendämmerung

Ich ſchlafe, leiſe, daß ich weiß,
Wie meine Verzweiflung erwacht,
Wie meine Augen von Tränen heiß —
Für mich iſt keine Nacht.

Ich wache, aber wie im Traum,
Ich lächle, ſo viel ich vermag,
Und was ich ſpreche, ich weiß es kaum,
Für mich iſt auch kein Tag.

So dämmert meine Seele hin
Im Grau zwiſchen Leben und Tod.
Ich weiß, in was für Ketten ich bin:
„Sehnſucht“ heißt meine Not.

Ida Boy-Ed

* * *

Wilhelm Brandes in Wolfenbüttel:

Vater Jahn

Zum Gedenkjahr von Jena und Auerſtädt

Du knorriger Alter, der in ſchlimmſten Wettern
Ein freies Haupt den Blitzen hob entgegen,
Du weckteſt deutſche Jugend aus dem trägen
Weltbürgerſchlaf zu Vaterlandserrettern!

Zur Schmach der Lauen und zum Trotz den Spöttern
Zogſt du ſie ſtählern dir mit Liebesſchlägen,
Bis ſtark genug ihr Arm für Fritzens Degen,
Den Korſen doch noch in den Staub zu ſchmettern;

Und ihr ins Herz rieſſt du die zornige Predigt
Vom deutſchen Volkstum — halt' ſie uns aufs neue!
Noch iſt dein Amt am Reiche nicht erledigt:

Sieh', ob den Eichen ſteigt die Wolkengräue,
Tief nagt der Wurm, der ſie von je geſchädigt ...
Wir brauchen dich, du Mann der Kraft und Treue!

WBrandes

* * *

Max von Brandt in Weimar:

Vom Humor der Chineſen

Jedermann weiß oder glaubt zu wiſſen, daß die Chineſen, wenn ſie auch, wie eine junge Dame mir ganz ernſthaft erklärte, immer mit emporgehobenen Zeigefingern und nickenden Köpfen herumzuhüpfen pflegten, wie man ja auf jeder Bühne ſehen könne, recht trockene und langweilige Geſellen ſeien. Das trifft nun in Wirklichkeit gar nicht zu. Der Chineſe hat vielmehr einen ſehr ſcharfen Blick für die Schwächen und lächerlichen Seiten ſeiner Nebenmenſchen, wie ſchon daraus hervorgeht, daß er dieſelben, ſeinen fremden Brotherrn nicht ausgeſchloſſen, meiſtens nur mit ihren Spitznamen bezeichnet. Sein Humor ſucht und findet eine Zielſcheibe dort, wo wir ſie auch zu ſuchen pflegen: der Geizhals, der Trinker, die Xanthippe, der Hahnrei, der Arzt, der Künſtler, der ruhmredige Soldat fallen ſeinem Spott zum Opfer. Ein Arzt will ſeinen Sohn zu ſeinem Nachfolger erziehen und hält ihn emſig zum Studium der alten mediziniſchen Werke an. Eines Tages wird der Vater von den Verwandten eines Patienten, der ihm unter den Händen geſtorben, ins Waſſer geworfen. Er rettet ſich mit Mühe und Not und kommt triefend nach Hauſe, wo er ſeinen Sprößling, über die Bücher gebückt, emſig ſtudierend findet. „Mein Sohn," ſagt er ihm, „wirf die Bücher fort und lerne ſchwimmen." — Ein anderes Mal erkrankt der Fürſt der Unterwelt und ſendet ſeine Trabanten aus, ihm den beſten Arzt zu holen. Dieſelben durchſtreifen die Straßen, aber vor der Tür des einen Arztes ſehen ſie zweihundert abgeſchiedene Seelen, die ihren Mörder mit Verwünſchungen überhäufen; vor einer anderen Tür ſtehen hundert, und ſo weiter. Endlich finden ſie einen Arzt, vor deſſen Tür kein Schatten klagt, ſie nehmen ihn und führen ihn zu ihrem Herrn; aber dort ſtellt ſich heraus, daß der Heilkünſtler ſich erſt am Tage vorher etabliert gehabt hatte. — Ein Geizhals gibt ein Feſt und ſetzt ſeinen Gäſten Weinſchalen vor, die noch viel kleiner ſind als die gewöhnlich gebrauchten. Gleich zu Anfang des Feſtes ſchreit einer der Gäſte auf und hält ſich mit allen Zeichen des Entſetzens den Bauch. Alles drängt ſich um ihn, und er erklärt, daß er die Schale verſchluckt habe, aber was ihn am meiſten beunruhige, ſei, daß er weder im Hals noch im Magen etwas davon geſpürt habe. — Eine leichtſinnige Ehefrau benutzt die Abweſenheit ihres Gatten, um ihren Liebhaber zu empfangen. Der Gatte kehrt unerwartet zurück, und die Frau ſteckt ihren Galan in einen leeren Reisſack, den ſie oben zubindet. Auf die Frage des Mannes, was in dem Sacke ſei, folgt ein verlegenes Schweigen, und dann ertönt eine Stimme aus dem Sack: „Nur Reis.“ — Ein Mann verheiratet ſeine Tochter an einen Maler. Derſelbe macht keine beſonderen Geſchäfte, und der Schwiegervater rät ihm, einige Proben ſeines Talents vor der Haustür aufzuhängen, um die Kunden anzulocken. Der Maler malt ſeine Frau und ſtellt das Bild aus, wie der Schwiegervater geraten. Als derſelbe ihn einige Tage ſpäter beſucht, lobt er den Schwiegerſohn, ſeinen Rat befolgt zu haben und fügt hinzu: „Aber wer iſt die Dame?“ — Ein General hat eine faſt ſchon verlorene Schlacht dadurch gewonnen, daß ein unbekannter Krieger für ihn gekämpft und geſiegt hat. Derſelbe war nach der Schlacht verſchwunden, aber in der Nacht tritt er in das Zelt des Feldherrn. Als der ihm danken will, lehnt er es mit den Worten ab, daß er der Gott der Scheiben ſei und ſich dafür habe erkenntlich erweiſen wollen, daß der General nie eine Scheibe verletzt habe. Zum Verſtändnis muß hinzugefügt werden, daß Bogenſchießen nach der Scheibe die wichtigſte Stelle in den Prüfungen chineſiſcher Offiziere einnimmt.

Selbſt vor dem großen Konfuzius, freilich dem langweiligſten und ſauertöpfiſchſten aller Philoſophen, hat die loſe Zunge ſeiner Landsleute nicht Halt gemacht. Eines Tages, ſo heißt es in der Geſchichte, die von ihm erzählt wird, fuhr Konfuzius, von ſeinen Schülern begleitet, ſpazieren und traf auf dem Wege eine Schar von Kindern, die miteinander ſpielten; nur ein Knabe hielt ſich von den anderen fern und beteiligte ſich nicht an dem Spiel. Konfuzius ließ ſeinen Karren halten und frug den Knaben, warum er allein nicht zuſammen mit den anderen ſpiele. „Spielen bringt keinen Gewinn,“ war die Antwort, „man zerreißt ſeine Kleider, und das Flicken iſt keine Kleinigkeit. Meinem Vater und meiner Mutter bringe ich damit nur Schande, und unter den Spielenden iſt nur Streit und Zank. Viel Mühe und kein Gewinn, wie ſollte das ein gutes Geſchäft ſein. Darum ſpiele ich nicht.“ Damit ſetzte er ſich und begann auf dem Wege vor der Karre aus Ziegelſteinen eine Stadt aufzubauen. „Warum gehſt du der Karre nicht aus dem Wege?“ frug Konfuzius verweiſend. „Von alters her,“ erwiderte der Junge, „iſt es immer für richtig gehalten worden, daß eine Karre einer Stadt aus dem Wege gehe und nicht umgekehrt eine Stadt einem Karren.“ Konfuzius ſtieg darauf aus und frug weiter: „Du biſt noch ſo jung an Jahren, wie kommt es, daß du ſo ſchlagfertig biſt?“ „Ein menſchliches Weſen,“ antwortete der Junge, „kann, wenn es drei Jahre alt iſt, zwiſchen Vater und Mutter unterſcheiden, ein Haſe läuft drei Tage nach ſeiner Geburt über die Felder und die Furchen entlang, Fiſche wandern drei Tage, nachdem ſie geboren ſind, durch Flüſſe und Seen; wie kann das, was der Himmel auf natürlichem Wege hervorbringt, als beſonders ſchnell bezeichnet werden?“ Konfuzius frug weiter: „Was meinſt du, das die nächſte Verwandtſchaft ſei, Vater und Mutter oder Mann und Weib?“ Der Knabe antwortete: „Eines Eltern ſind einem am nächſten, Mann und Weib ſind ſich nicht ſo nahe.“ Konfuzius fiel ein: „Solange Mann und Frau leben, ſchlafen ſie unter einer Decke, wenn ſie geſtorben ſind, liegen ſie in demſelben Grabe, wie kannſt du denn ſagen, daß ſie nicht nahe ſeien?“ Der Knabe erwiderte: „Ein Mann ohne Frau iſt wie ein Wagen ohne Rad; wenn kein Rad daiſt, wird ein anderes gemacht. Das ganze Heer der Sterne gibt nicht ſo viel Licht wie der einſame Mond. Die Liebe eines Vaters und einer Mutter, wehe, wenn ſie einmal verloren ſind!“ Konfuzius fuhr dann weiter fort: „Ich möchte, daß du mit mir gingſt, um alles im Reiche auszugleichen. Was meinſt du dazu?“ „Das Reich kann nicht ausgeglichen werden,“ antwortete der Junge, „es hat hohe Hügel, Seen und Flüſſe, Prinzen und Adlige und Sklaven und Diener. Wenn die Hügel gleichgemacht werden, ſo würden die Vögel und Tiere keinen Aufenthaltsort haben; wenn die Flüſſe und Seen ausgefüllt werden, würden die Fiſche und Schildkröten nicht wiſſen, wohin ſie gehen ſollen. Nimm Prinzen und Adlige fort, und das gewöhnliche Volk wird viel Streit über Recht und Unrecht haben; ſtreiche die Diener und Sklaven aus, wer wird den Prinzen dienen? Wenn das Reich ſo weit und verſchieden iſt, wer kann es ausgleichen?“ — Schließlich bittet der Junge, dem Weiſen einige Fragen vorlegen zu dürfen, die derſelbe natürlich nicht beantworten kann. Konfuzius tritt endlich mit den Worten: „Das iſt ein Junge den man fürchten muß, denn man ſieht, daß der Mann nicht dem Kinde gleichen werde,“ den Rückzug an. Seine Verehrer haben ſich damit getröſtet, daß es ein Beweis ſeines Scharfblicks ſei, daß er in dem Knaben den Mann erkannt habe, aber die Lacher ſind jedenfalls nicht auf ſeiner Seite geweſen.

⁂

Carl Bulcke in Berlin:

Nordſee

Meine hellen Segel bauſchen wanderfrohe Morgenwinde,
Über blanke Wellenhügel hüpft mein ſchlankes Boot geſchwinde,
Lachend küßt das Schaumgeriesel weißer Segel ſchwarze Schatten,
Tief im Meeresgrunde leuchten grünlich-weiße Marmorplatten.

Tag' und Nächte lag ich ruhlos, und ich wußte kein Beginnen,
Tag' und Nächte fuhr ich ruhlos, deinem Antlitz zu entrinnen,
Traum und Küſſe, Glück und Tränen, Schmerz und Unraſt ſah ich ſchwinden,
Muß ich hier auf offnem Meere deine Augen wiederfinden?

Jede Welle trägt dein Antlitz, und mein Boot umſpielt dein Lachen,
Tauſendfältig ſeh' ich wieder deine Augen auf mir wachen,
Jeder Welle heller Umriß, weißgezackt im Überborden,
Iſt ein ſtummes Winken deiner feingeformten Hand geworden.

Dieſer blauen Farben Ruhe, darin träumend ich geneſen,
Hab' ich leuchtender und froher einſt in deinem Blick geleſen,
Und aus weißer Wolke formt ſich deine zierliche Geſtalt,
Und du breiteſt deine Arme: komm doch wieder … komm doch bald …

Carl Bulcke

* * *

Marie von Bunsen in Berlin:

Angeborenes Temperament

In raſender Eile durchſauſt unſere Erdkugel die Weltenraumnacht. Das grauſige Dunkel wird durch eine zart uns einhüllende Luftſchicht verdeckt; dies iſt das gnädige Himmelsblau — die Hoffnung.

Manchmal wird uns das Blau durch Nebel und Gewölk entzogen, es iſt jedoch allzeit da, in ſtrahlender Helle, und hinter ihm gähnt allzeit der Abgrund, endlos und ſchwarz.

Beides beſteht. Einige von uns klammern ſich an den Himmel, einige glauben nur an die ewige Nacht.

Marie v. Bunsen

* *

Carl Busse in Friedrichshagen:

Schlafloſe Nacht

Wie viele ſpäh'n gleich mir durch dieſe Nacht,
Ob nicht ein Schimmer an den Vorhang taſtet,
Ob immer noch der Morgen nicht erwacht!
Vergeblich Wähnen! Nur das Dunkel laſtet
Ringsum geſtaltlos, ſchwer die Bruſt beklemmend
Und jeden Blick nach kurzem Pfade hemmend.

Bisweilen auch tanzt jäh und kaum erfaßt
Ein rötlich Flirren feurig auf und nieder,
Steigt wie ein Stern, verwandelt ſich, verblaßt —
Und ſtechend Weh zuckt durch die ſchweren Lider.
Die Augen brennen. Schlaft doch! Viel zu lang'
Wart ihr heut' wach und dientet ohn' Ermatten.
Was ſpäht ihr ſo? 's iſt nur der Schrank … der Schrank,
Er ſchwimmt als Rieſe ungefüg' in Schatten.

Bewegt er ſich? Formt aus dem Schnitzwerk nun
Ein Antlitz ſich? Will dort ein zweites ragen?
Weh, dieſe Bilder, die ſich raſtlos jagen!
Und Haupt und Herz möcht', ach ſo gerne, ruh'n!

In ſolcher Nacht iſt jedes Herz allein.
Man ſinnt und grübelt, ſchlummert für Sekunden,
Schreckt auf um nichts und dämmert wieder ein,
Zu Ewigkeiten dehnen ſich die Stunden,
Und noch ſo fern des Tages holder Schein!

Wie ſpät es iſt? Die Uhr, die ewig rege,
Lief auch ſchon ab: durch Nacht und Stille ſpinnt
Sich nicht wie ſonſt das Haſten ihrer Schläge.
Stumm liegt ſie da ... Und greinend wie ein Kind,
Dem auch das letzte, liebe Spiel entriſſen,
Preſſ' ich das Haupt in längſt verwühlte Kiſſen.

Da horch ... von fern, verloren und verfrüht,
Ein Hahnenruf ... des Lebens erſtes Zeichen.
Färbt ſich der Vorhang? Will das Dunkel weichen?
Sahſt du, Prophet, das Licht ſchon, das erglüht?

Propheten irren. Endlos muß ich harren,
Bis an den Frühruf ſich ein zweiter reiht.
Ein dritter folgt. Nun vorwärts, Schnecke Zeit!
Schon wacht die Straße ... erſte Räder knarren ...

Gelobt ſei Gott! Der Tag iſt nicht mehr weit!

Carl Busse

* * *

Felix Dahn in Breslau:

Sprüche

Wenn ſie zu dir ſprechen:
„Biegen oder brechen!" —
Ruf: „Brechen eh' als biegen!" —
Gib acht — ſo wirſt du ſiegen.

* *

Deutſch ſei dein Geiſt, dein Lied, dein Wort,
Dein Volk dein Stolz und höchſter Hort,
Und deutſch, was droh'n und kommen mag, —
Dein Herz bis zu dem letzten Schlag.

* *

Das höchſte Gut des Mannes iſt ſein Volk,
Das höchſte Gut des Volkes iſt ſein Staat,
Und ſeine Seele lebt in ſeiner Sprache.

Felix Dahn

J. J. David in Wien:

Gruß und Erinnerung an Weſtermanns Monatshefte

Bis dieſen Tag mocht' ich die Hoffnung nicht fahren laſſen, es werde mir trotz dauernder und ſchmerzensvoller Krankheit glücken, ein leidliches Blättchen für die „Monatshefte“ zu entwerfen. Heute muß ich wohl verzichten und mir's damit genügen laſſen.

Ich kenne die „Monatshefte“ ſeit langem. Immer ſind ſie mir durchaus innerlich vornehm, ohne jede Langeweile und im beſten Sinne deutſch erſchienen. Nach Ausſtattung wie nach Inhalt tragen ſie für mich zu jeder Zeit ihr eigenes und ihr durchaus geſundes und erfreuliches Geſicht, das man lieber gewinnt, je vertrauter es einem wird.

Und nun ſind es viele Jahre her, es wird wohl nicht viel an einem Vierteljahrhundert fehlen, daß ich ſchwer ſiech auf der Studentenabteilung des Allgemeinen Krankenhauſes lag. Die Stimmung jener Tage, jener Geſellſchaft zu ſchildern, reizt und möchte vielleicht lohnen. Irma Gräfin Taaffe, des weiland öſterreichiſchen Miniſterpräſidenten Frau, hatte in ihren Bücherkaſten ſchreckliche Muſterung gehalten und ihr Ergebnis den kranken Studenten zugewendet. Eine lückenloſe Folge von „Weſtermann“ fand ſich darunter — ein Schatz, nach dem ich, immer leſehungrig, begierig griff, um ihn nicht mehr fahren zu laſſen, eh' ich mir ihn vollends zugeeignet.

Nun will ich nicht leugnen: die holländiſchen Erzähler, die zu Beginn ziemlich häufig die Wache beziehen, die mochten mir gar nicht recht eingehen. Aber ſie wurden doch mit jedem Jahr zurückgedrängt, und deutſche Kunſt betonte ſich immer kräftiger. Ich war nach meinem ganzen Studien- und Entwickelungsgang — als Germaniſt — allzuſehr der Vergangenheit zugekehrt geweſen, alſo, daß ich lieber mittelhochdeutſche Verſe verſuchte, ſtatt die Sprache unſerer Tage zu gebrauchen. Nun hielt ich in der Gegenwart Umſchau, und ſiehe — es lohnte gar nicht ſo übel. Da war einmal Wilhelm Raabe: höchſt eigen, daß man ſich an ihn erſt gewöhnen mußte, um ihn hernach mit allen ſeinen Schrullen nicht mehr miſſen zu wollen. Wilhelm Jenſen, ungleich aber vielvermögend, trat mir entgegen; vor allem aber er, der mir ſeither ein lieber Hausfreund geblieben iſt, der jene Bände wie ein heimliches Riechbüchslein mit rechter Würze durchdüftete: Theodor Storm.

Und was mir auffiel — überall ſonſt ſah ich Weiblein am Werk, emſig und befliſſen, ihre Handarbeit zu tun und ſüßen Brei zu kochen, der mir auf die Dauer heftig widerſtand. Hier erkannt' ich Männerarbeit. Es war erſtaunlich, wie wenig an dieſen vielen Büchern veraltet war. Nirgends ein Sprung; ein ruhiges Weitergehen genügte, um immerdar Schritt halten zu können. Und neben dieſe bewährten Namen, denen natürlich das nächſte Augenmerk, die erſte Neugierde und die Frage galten, ob ſie ſich auch wohl behaupten könnten, ſtellten ſich immer wieder neue. So war kein Altern. Eine große Mannigfaltigkeit beſtand. Ein gutes, bürgerliches Haus: der hier Zugang fand und ſich eingewöhnte unter den Tüchtigen, ja Erleſenen, die hier wie heimiſch waren und alſo immer wieder gern und mit ihren beſten Gaben zuſprachen, der mußte ſchon ſeiner Sache ſicher und hernach allenthalben willkommen ſein. Und ſo befand ſich's denn auch. Hier wurde der Empfehlungsbrief ausgeſtellt, der Stempel geſchlagen, der in deutſchen Landen allerorten für gültig erkannt wurde. Und ein rechtes, verſtändiges Wohlwollen waltete.

Noch denk' ich gern der großen und herzlichen Freude, die mir die erſte Annahme einer Erzählung bei Weſtermann bereitete. Das wird nun auch ſchon geraume Weile haben. Da ich ſie ſchrieb, ſah mir Konrad Ferdinand Meyer, den ich kurz vorher kennen gelernt, bedenklich genug über die Schulter und ſchielte mir ins Konzept. Trotzdem war Erich Schmidt ihr Fürſprech, und ſo fand ſie denn ein Plätzchen. Es war mir ſeither nicht ſo oft vergönnt, am Ort vorzuſprechen, als ich's gern getan hätte. Nicht nur, weil eine Zeitſchrift immer mehr Rückſichten für ſich und die Ihrigen erkennen müſſen wird, als eine Zeitung. Klagte ſchon Goethe über das Überwuchern von Zeitſchriften, die ſich alle vernehmlich machen und beachtet ſein wollten, was würd' er erſt heute ſagen, da ihre Flut ins Unabſehbare ſchwillt? Tauſend Stimmen klingen in eins; ſie wirren und ängſten in Tagen, die ohnedies aller Zerſtreuung günſtiger ſind als jener rechten Sammlung, ohne die der Schaffende weder zu beſtehen, noch minder ſich würdig zu entwickeln vermag. Und zu allem Unheil lockt der Journalismus mit ſeinen Reizungen und ſeiner bequemen Gelegenheit, ſich ſchleunig deſſen abzutun, was einen kaum beſchäftigen kann, mit ſeiner Möglichkeit eines raſchen und verhältnismäßig ſicheren Erwerbes, ſehr heftig, ja kaum entrinnlich.

Genug von dieſem leidigen Thema, dem man doch bei einem ſolchen Anlaß ſchwer vorübergehen kann, wenn man aus der ſchlimmen Erfahrung vieler Jahre nur zu viel davon zu berichten wüßte, nur zu ſehr darunter litt. So groß aber auch der Zudrang neuer Blätter und Blättchen innerhalb der letzten Periode geweſen ſein mag — ich wüßte keins, das den „Weſtermann“ entwurzelt oder entbehrlich gemacht hätte. Nach ihm wird jeder greifen müſſen, der deutſches Geiſtesleben innerhalb einer gewiſſen Zeit kennen lernen will. Es iſt der Titel „Familienblatt“ nicht ohne Fug in einem gewiſſen Sinne verächtlich geworden. Man denkt einer Art Verlogenheit, die trotz aller ſcheinbaren Bemühungen im beſſeren Sinne nicht auszumerzen iſt und die kräftigere Naturen in der heilloſeſten Weiſe anwidert. „Weſtermann“ aber darf dieſen Titel mit gutem Stolz ſich aneignen und tragen. Er hat einen Anſpruch auf einen dauernden Platz in der deutſchen Familie, wo ſie am tüchtigſten und geſundeſten iſt: da ſie auch ein ernſtes Wort in ernſten Dingen verträgt, ja fordert; da ſie nicht wünſcht, die Jugend täte Scheuklappen vor oder ſie ſimulierte mindeſtens, ſie trüge dergleichen, um heimlich und liſtig darüber hinauszuſchielen, ſtatt gelaſſen ins Leben zu blicken und ruhig und prüfend ins Auge zu faſſen, was nun einmal damit verbunden und nicht daraus wegzudenken iſt. Dieſer war er von Anbeginn zugeeignet; und hier hat er ſich wohl genügend bewurzelt. Und nun — alles Gute für die weitere Zukunft!

Max Dessoir in Berlin:

Wiſſenſchaftliches Arbeiten

Ihrem Weſen nach iſt wiſſenſchaftliche Arbeit auf ein Sonderdaſein angewieſen. Sie ſoll nicht um des klingenden Lohnes willen und nicht aus perſönlichem Ehrgeiz betrieben werden; ſie fragt nicht nach dem Nutzen, den ihre Ergebniſſe für den wirtſchaftlichen Fortſchritt, für die Bildung des einzelnen, für die allgemeine Kultur abwerfen können; ſie bangt nicht um den Beifall der Maſſe. Sondern um ihrer ſelbſt willen wird ſie ausgeübt. Daher haben zu allen Zeiten die Männer der Wiſſenſchaft ſich wie Angehörige eines Geheimbundes gefühlt. Noch heute bilden ſie gewiſſermaßen eine Zunft, die nur ihre eigenen Geſetze anerkennt und den außerhalb Stehenden von ihrem Tun und Treiben keine Rechenſchaft abzulegen braucht.

Anderſeits darf Wiſſenſchaft doch nicht ein Fremdkörper im ſozialen Organismus bleiben. Sie muß eine beſtimmte Verrichtung innerhalb dieſes Organismus ausüben, um ſich lebensfähig zu erhalten. Ein ſehr lebhafter Trieb drängt die Gelehrten zu ausgreifender Wirkſamkeit. Es wäre verhängnisvoll, würde ihr Wort lediglich im Zunfthauſe gehört werden; andere, Unberufene möchten dann um ſo eifriger ſchreien und das Ohr des „Laien“ gewinnen.

So gilt es heutzutage als würdig, ja als Pflicht, daß einem freundlich geneigten Sinn die Art wiſſenſchaftlichen Denkens ſowie das eine oder andere ſeiner Ergebniſſe zur Aufnahme dargeboten wird. Bedeutende Forſcher haben Anteil genommen, indem ſie teilnehmen ließen.

Dieſe widerſprechenden Forderungen kämpfen miteinander. Wer ſich niemals hinauswagt, verkümmert ſchließlich in der Abgeſchiedenheit; wer jedermann zu belehren unternimmt, muß ſich oft hinabmindern und erliegt vielleicht der Gefahr, die ſeine wiſſenſchaftliche Haltung bedroht. Wie iſt da zu helfen? Mir ſcheint: der Ausgleich erfolgt vornehmlich mit Hilfe der großen Zeitſchriften. Denn ihre Leſer, obwohl nicht ſo zahlreich wie die Leſer der verbreitetſten Tagesblätter, ſind ſozuſagen durchgeſiebt, ſie ſind der Qualität nach das beſte Publikum, das der Gelehrte, der nach ſtärkerer Reſonanz ſtrebt, ſich wünſchen kann. Hier wird mit unverſtellter Stimme geredet und ein Widerhall geweckt, der ebenſo rein wie laut iſt. Demnach löſen Zeitſchriften gleich „Weſtermanns Illuſtrierten Deutſchen Monatsheften“ eine Vermittleraufgabe von hohem Werte: ſie dienen einem geſunden Ausdehnungsbedürfnis der Wiſſenſchaft und einem berechtigten Anſpruch aller Gebildeten.

Dieſen Sachverhalt heute in dankbarer Geſinnung auszuſprechen, erſcheint mir als eine Pflicht. Und ich erfülle ſie von Herzen gern, da ich nicht nur in mancherlei Beiträgen ſelber zu geben verſucht habe, ſondern vor allen Dingen von den „Monatsheften“ ſtets reiche Belehrung und Anregung empfangen habe.

Max Dessoir

⁂

Marie Diers in Groß-Lichterfelde:

Ein Sprüchlein

Der du Gott ſtürmiſch gebeten haſt:
Nimm von den Schultern mir dieſe Laſt!
Ich will dich ein beſſ'res Sprüchlein lehren:
Gib mir Mut und Kraft zu allem Schweren.
Ich will dir ein ſtolzeres Sprüchlein ſagen:
Laß mich wachſen unter meinen Plagen!

Marie Diers

◆

Hedwig Dohm in Berlin:

Aphorismen

aus dem Gebiet der Frauenemanzipation

Gefühl und Vernunft — ſo argumentieren die Antifeminiſten — lehnen gleichermaßen die politiſchen Rechte für die Frau ab. Auch die Vernunft? Die Vorſtellung des Einsſeins von Gefühl und Vernunft auf dieſem Gebiet iſt ein typiſcher Irrtum. Die Gefühle machen der Vernunft ein X für ein U, laſſen ſie nach ihrer Pfeife tanzen. Wie würde die Vernunft ſich ſchämen, wenn das Gefühl nicht ihre Blößen deckte.

* *

Zu einer Inzucht des Geiſtes, die immer denſelben geiſtigen Bezirk umkreiſt, hat man die Frau gezwungen. Sperrt man Gänſe in einen Raum und zieht quer durch dieſen Raum einen Kreideſtrich, ſo halten — die Gänſe — den Kreideſtrich für eine Schranke, über die ſie ſich nicht hinauswagen. — Wer den Kreideſtrich reſpektiert, der — kann nicht fliegen.

* *

Ein Dichter ſagt: „Es gibt Theorien, auf die man nur mit dem Meſſer antworten kann.“ Die Frauen haben auf die Theorie von ihrer Familienhörigkeit mit dem Meſſer — nein, mit dem Schwert geantwortet. Nur ſtießen ſie es nicht dem Gegner, ſondern ſich ſelbſt in die Bruſt. Ecce mater dolorosa!

* *

Die Frau wird auf das Haus und das Kind, als ihre heilige Miſſion, angewieſen. Die Frau fragt: „Wer gibt mir das Haus und das Kind?“ — „Der Mann gibt ſie dir.“ — „Aber der Mann iſt nicht gekommen!“ — „Ein Schickſal!“

Die Anweiſung auf die Ehe iſt, als wollte man etwa ein Tier, das auf Grasfutter angewieſen iſt, mit der Ausſicht auf eine ſaftige Wieſe ſo anbinden, daß es die Wieſe nicht erreichen kann. Das Geſchlecht des Tantalus ſtirbt nicht aus.

Hedwig Dohm

Marie von Ebner-Eſchenbach in Wien:

Parabel und Sprüche

Die Weisheit hatte über Land fahren und ihr Lieblingskind, die Güte, für eine Zeitlang verlaſſen müſſen. Als ſie heimkehrte, fand ſie ihren ſchönen, ſtillen Wohnort zerſtört, den Boden durchwühlt, die Saaten vernichtet, die Früchte langen Fleißes in die Winde geſtreut. Ihr Liebling aber war ſchwer verwundet und wanderte ſcheu und verängſtigt über die zur Wildnis gewordene Stätte des blühenden Reichtums und des Segen ausſtrömenden Friedens.

„O Kind,“ ſprach die Weisheit ſchmerzerfüllt, „was wird aus unſeren Werken, wenn ich dich dir ſelbſt überlaſſen muß!“

* *

Charakter eines Menſchen — ſeine gebändigte, zugehauene, zugeſchliffene, oder ſeine wild wuchernde Natur.

* *

Der Verſtand kann ein Held ſein, die Klugheit iſt meiſtens ein Feigling.

* *

Wenn die, die uns nachfolgten, uns nicht mehr erreichen können, ſchwören ſie darauf, daß wir uns verirrt haben.

* *

Eine ſtolz getragene Niederlage iſt auch ein Sieg.

* *

Suche nie dich von einem unbegründeten Verdacht zu reinigen; es iſt entweder überflüſſig oder vergeblich.

* *

Geiſtloſe kann man nicht begeiſtern, aber fanatiſieren kann man ſie.

* *

Schaffen führt zum Glauben an einen Schöpfer.

* *

Wer Gleichheit zu ſchaffen verſtände, müßte der Natur Gewalt antun können.

* *

Die gute Lehr' heißt abgedroſchen,
Bevor ſie noch was ausgedroſchen.

* *

Wer gütig iſt und hat recht viel Geduld,
Dem zahlt das Leben jede Liebesſchuld.

Zu pflücken du nur zögernd wagſt
Die Blumen in den Beeten;
Es kommt der Tag, an dem du zagſt,
Ein Unkraut auszujäten.

* *

Lieblich blinkender Stern am nächtlichen Himmelsgezelt,
Biſt du der Lichtgruß vielleicht einer entſchwundenen Welt?

Marie Ebner-Eschenbach.

⁂

Otto Ernst in Groß-Flottbeck bei Hamburg:

Sprüche und Aphorismen

Ward je ein großes Glück dir zugemeſſen,
Zwei Drittel ſchiebe ſtill davon beiſeit'.
Beim einen denk': „Das wird die Scheelſucht freſſen";
Beim andern ſage dir: „Das frißt der Neid."

* *

Wer glücklich war, will es immer wieder auf dieſelbe Weiſe ſein. Aber das Glück wechſelt beſtändig ſeine Fährte.

* *

Genial kann man auch ſein, wenn man lügt; das Genie aber dient nur der Wahrheit.

* *

Du nennſt den Schmeichler falſch, wenn er von dir abfällt? Er war ein treuer Spiegel deiner Torheit.

Mancher gilt für unbeſtechlich, weil er erſt nach Jahren quittiert.

* *

Kleine Sünden ſchützen uns oft vor den großen wie die Schutzblattern vor den echten Blattern.

* *

Gewiſſe Rezenſenten gleichen den böſen Weibern, die an dem Künſtler, ſolange er lebt, kein gutes Haar laſſen, bei ſeinem Begräbnis aber die ſchöne Leiche beflennen und ihm die erſte Ehre erweiſen.

Otto Ernst

⁂

Gustav Falke in Hamburg:

Von den großen Monatsrevuen geht eine nachhaltigere Wirkung aus als von den Tagesblättern. Hier erdrückt und erſtickt die Fülle des folgenden Tages die flüchtigen Anregungen des vorhergehenden. Die Monatsblätter bleiben in der Hand des Leſers, werden geſammelt, gebunden, zu wiederholtem Gebrauch hergenommen. Unter dieſen ſegensreichen Revuen ſtehen „Weſtermanns Illuſtrierte Deutſche Monatsheſte“ ſeit einem halben Jahrhundert in erſter Reihe. Schon vor dreißig Jahren, als ich noch Buchhandlungsgehilfe war, nahm ich dieſe gelben Heſte immer mit beſonderer Hochachtung in die Hand. Und wie ſich mir aus jener Zeit mit der „Gartenlaube“ der Name der Marlitt verknüpft, mit Rodenbergs „Rundſchau“ die vornehme Poetengeſtalt Paul Heyſes, ſo klingt jedesmal, wenn ich eins der Monatsheſte Weſtermanns zu Geſicht bekomme, der liebe Name Wilhelm Raabes in mir auf.

Gustav Falke

* *

Ilse Frapan-Akunian in Genf:

Aus einer Rede

(November 1905)

Es iſt eine große Zeit. Wir erleben Ungeheures. Die Menſchheit ſteht vor einer längſt und glühend erſehnten Entſcheidung. Alle Hände ans Werk, um ſie herbeizuführen! Die Flammen ſpringen über nach allen Seiten, ganz Europa wird frei! ... Und Europa nicht allein. Es geht ein Dehnen und Recken durch die Welt, ein Donnern und Schüttern. Ein Berg fällt herunter vom Herzen der alten Erde, die kein Blut mehr will, die Frieden will und Gedeihen und Glück für alle ihre Kinder ...

Ilse Frapan-Akunian

*

Ludwig Geiger in Berlin:

Das Erſcheinen des hundertſten Bandes von „Weſtermanns Monatsheften“ erregt in mir fröhliche und trübe Empfindungen. Trübe, denn er erinnert ſtark an das eigene Alter und das Dahingehen ganzer Generationen von Redakteuren und Mitarbeitern, unter denen ich arbeitete und mit denen ich ſchuf. Fröhliche, und dieſe wiegen vor. Als ich anfing, für Weſtermann zu ſchreiben — mehr als ein Vierteljahrhundert iſt ſeitdem vergangen —, war es in Univerſitätskreiſen nicht allgemein Sitte, in Nichtfachblättern aufzutreten, und der Bruch mit der Tradition wurde von den ehrwürdigen Staatsperücken den Jüngeren ziemlich verdacht. Trotzdem habe ich eifrig fortgefahren, durch die Gunſt der Redaktion getragen, für die Zeitſchrift zu arbeiten, und habe die Freude gehabt, auf Reiſen oder in größeren gebildeten Kreiſen mich zu überzeugen, daß gerade durch die in den Weſtermannſchen Heften erſchienenen Artikel mein Name bekannt wurde und die Sachen, die ich der Mitteilung für wert hielt, in weite Kreiſe drangen. Zu dieſer äußeren kam auch die innere Freude. Denn wie es den Hochſchullehrer erfreut, ſein Wort auch von anderen Kathedern in weitere Kreiſe dringen zu laſſen, nicht etwa um leicht erreichbare und ebenſoleicht vergängliche oratoriſche Erfolge zu erringen, ſondern um einer wirklich bildungseifrigen Menge anmutige Gelehrſamkeit zu übermitteln, ſo gewährt es dem Manne der Wiſſenſchaft eine wirkliche Befriedigung, die Reſultate ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeit auch den großen gebildeten Kreiſen vorzulegen. Mir hat es immer wohlgetan, Vorträge, die ich an manchen Orten gehalten hatte, in den „Monatsheften“ abgedruckt zu ſehen. Namentlich ſeitdem ich ſeit einem Jahrzehnt und länger die Richtung meiner Studien auf die Auffindung und Verwertung handſchriftlichen Materials wende, waren mir die Weſtermannſchen Hefte die willkommenen Vermittler für die große Leſewelt. Dank der Verbreitung und Popularität dieſer Hefte wurden die Perſönlichkeiten, denen ich in der Rolle eines Entdeckers oder zärtlichen Impreſarios gegenüberſtand, einem großen Teil der gebildeten Deutſchen vertraut, und ſie, die ich aus langer Verborgenheit ans Licht gezogen, wanderten nun überall, wo Deutſche wohnten, als gute Bekannte.

Zu einem Jubelfeſt darf der Gratulant wohl einen perſönlichen Ton anſchlagen; hebe ich hervor, was die Weſtermannſchen Hefte mir geweſen ſind, ſo erkläre ich nicht nur den Grund meines Glückwunſches, ſondern deute auch die Urſachen an, aus denen andere, gleich mir, ſich dieſen Heften dankbar verpflichtet fühlen. Eine wirkliche Gratulation ſoll aber außer dem Dank einen Wunſch enthalten. Und ſo ſei der Erinnerung an vergangene Zeiten der Wunſch für kommende hinzugefügt, der nämlich, daß das literariſche Unternehmen, das nun im beſten Mannesalter ſteht, ſich auf ſeiner Höhe erhalte, und je mehr es in den Jahren vorrückt, um ſo größere Friſche und Reife erlange.

Walther Gensel in Groß-Lichterfelde:

Kunſt

Nirgends iſt der Chauvinismus weniger angebracht als in der Kunſt; vor Shakeſpeares Trauerſpielen und Michelangelos Bildwerken ſchwinden alle Raſſen und Stammesunterſchiede.

Und doch fühlt der Deutſche im Auslande ſich niemals ſo als Deutſcher wie vor Dürers Bildern oder Beethovens Sinfonien.

Das iſt eins von den vielen Wundern der Kunſt, daß ſie das Fremde liebend verſtehen und doch zugleich das Eigene als ſolches tiefer empfinden lehrt.

Adele Gerhard in Berlin:

Wintertraum

Würdet ihr glauben, daß ihr mitten im Herzen Berlins ſeid, wenn ich euch im Frühſommer in meinen kleinen Garten führte? Freilich aus der Ferne blinken da irgendwo durch die Bäume die Fenſter des Abgeordnetenhauſes, ein Klingen der elektriſchen Bahn tönt dann und wann, aber wie ganz aus der Weite — traumhaft in ſeiner Wirklichkeit — in die grüne Verſonnenheit. Doch dieſe Töne der Großſtadt ſind ohne Kraft — mühſam ſagt ihr euch: da iſt ſie, da ganz nahe. Gewiß, aber ihr ſpürt ſie nicht. Kommt ihr noch ſo gehetzt aus den fürchterlichen Straßen, das Geräuſch der Automobile im Ohr, das Stoßen, Treiben, die Raſtloſigkeit in allen Nerven, ihr werdet ſtill und heiter, wenn ich euch bei der Hand nehme und durch den langen dunklen Kellergang in meinen grünen Winkel führe. Ja, wenn ihr dieſe ſeltſame Wanderung vollbracht, zwiſchen allerlei Gerümpel, altertümlichem Hausrat euch durchgetaſtet habt, ſo lächelt euch am Ende ein grünes Fenſterlein, und ihr tretet in den kleinen Garten, wo die Akazien winken und die weißen Roſen voll und ſtark und ſüß duften. Ganz ſtill iſt es dort. Über die niedrige Mauer blickt vom Nachbarhaus eine wilde Kaſtanie. Ihre Kerzen glänzten uns lange in weißer, leuchtender Pracht, und unter ihr gurren die Tauben, die blauen, die grauen, die braunen Tauben. Und dann wandert ihr mit mir unter den alten Nußbäumen dahin, ſchaut, wie dort zwiſchen dem Weinlaub ein verlaſſenes Droſſelneſt winkt. Es iſt ſtill in dem Neſt geworden, weil meine Jugend gar oft zu laut war ... Denn in der Ecke des Gartens ſteht an dem großen Sandhaufen ein kleiner Junge mit grauen, ſtrahlenden Kinderaugen und ſchaufelt und ſchaufelt. Wundervolle Gebirge und geheimnisvolle Tunnels entſtehen da, und zuweilen tönt ein heller Jubelruf, wie Kinder aufjubeln, denen es gut geht, über die man noch ſchützende Mutterarme breiten darf, die noch kein rauher Lufthauch traf. Und der Jasmin duftet ganz heiß und merkwürdig, und kommt ihr ein paar Wochen ſpäter mit mir, ſo iſt der Boden des Gartens, die ſchmalen Wege von weißen, leis hinabſinkenden Blumenblättern wie überſchauert, und am Spalier ſeht ihr kleine grüne Äpfel. Und ihr wißt nicht, daß ihr in Berlin ſeid, und es iſt auch nicht wahr. Denn was will der Verſtand mit ſeinen toten Begriffen, der euch erzählt, daß ihr mitten in der keuchenden Stadt ſeid, während euch doch die Stille umſchmiegt und ihr die Einſamkeit eines fernen, friedvollen Erdenwinkels fühlt.

Und wie ertrüge man auch ohne die Hoffnung auf dieſen lieblichen Fleck Erde die langen, langen Monate, da an jedem Tag der Himmel tiefer und grauer herabſinkt, da man in die Flamme ſtarrt, Scheit auf Scheit in das Kaminfeuer legt, immer ein neues — wie ertrüge man ſie, wenn nicht, ſowie erſt das letzte Reis vom Weihnachtsbaum im Kamin verglüht iſt, eine ſüße Kinderſtimme neben uns tröſtend ſagte: „Nun iſt es ja ſchon bald März, und der Krokus kommt und die Narziſſen, die wir im Herbſt in die Erde ſteckten. Ja, und in dieſem Jahre waren es auch Maiglöckchen. Ob ſie wohl blühen werden?“

Frau Adele Gerhard

Adolf Glaser in Rom:

Heimat

Spricht das Kind:
Wo den Tag ich ſah,
An der Eltern Hand
Schutz und Pflege fand,
Iſt Heimatland.

Spricht das Weib:
Wo des Mannes Arm
Liebend mich umwand,
Haus und Herd ich fand,
Iſt Heimatland.

Spricht der Mann:
Wo im Lebensdrang
Heiß im Kampf ich ſtand,
Wo ich Ehre fand,
Iſt Heimatland.

Spricht der Greis:
Still im Abendglanz
Winkt der nahe Strand;
Wo ich Frieden fand,
Iſt Heimatland.

A. Glaser

* * *

Claire von Glümer in Dresden:

Rückblick

Meine achtzig Lebensjahre,
Welch ein kämpfereiches Bild!
Aber aus der Zeiten Ferne
Grüßt mich alles friedlich mild.
Wozu fragen, ob mehr Leiden,
Ob mehr Freuden mir gegeben?
Aus des Alters ſtillen Tagen
Blick' ich dankerfüllt zurück.
Freud' und Schmerz vereint iſt Leben,
Und zu leben war mir Glück.

Claire von Glümer

* * *

Rudolf von Gottschall in Leipzig:

Die neue Dichtung muß dem modernen Geiſte huldigen, dem Geiſte unſeres Jahrhunderts, ſeiner Gedankenwelt, ſeinen die Herzen bewegenden Gefühlen und Begeiſterungen. Dieſer Anforderung entſpricht nur zum Teil die Moderne, welche dieſen Namen für ſich in Anſpruch nimmt. Ihr Naturalismus iſt eine einſeitige Form, die nur bei gewiſſen Stoffen ein Recht hat; ihr Symbolismus iſt mittelalterliche Phantaſterei; einige ihrer geprieſenſten Dichter können nur als Epigonen der romantiſchen Schule betrachtet werden, die ſich längſt überlebt hat. Viel mehr moderne Dichter finden ſich unter

denen, die nicht mit dieſer Etikette einer Clique behaftet ſind, und auch unter der Flagge der „Illuſtrierten Monatshefte“ ſind viele in See geſtochen, denen der moderne Geiſt den günſtigen Fahrwind ſchenkte.

* *

Max Grad in Mannheim:

Der Schmetterling

(Aus einem Zyklus „Wenn Tiere ſprechen könnten“)

Der Gewitterregen hatte große Tropfen auf dem Roſenſtrauch zurückgelaſſen. Langſam und vorſichtig verſuchten die zarten Triebe und kleinen Zweige ſich wieder zu heben. Die herrlichen Roſen und zahlloſen kleinen Knoſpen ſenkten tief ihre Häupter. Die einen, beſcheiden wie in Demut, als drücke ſie die eigene Schönheit, die anderen zitternd und in Angſt erſchauernd, die grellen Blitze möchten wiederkehren, die vorhin über ſie hingezuckt. Noch andere traurig und müde. Das waren diejenigen, deren Leben zur Neige ging. Vollerblühte, königliche Blumen und unendlich viele kindliche Knoſpen. Dem Tod entgegen!

Ich war wohlgeborgen im dichten Gezweig, nahe an dem ſtarken Stamm, und hatte nicht gelitten unter dem rauſchenden Regen. Da wagte ich mich früh heraus, denn die Sonne lugte durch Wolkenritzen, und die Tropfen funkelten auf wie Demanten. Trügeriſche Herrlichkeit! Von einem leichten Wind bewegt, warfen ſich die Blätter dieſe glitzernden Edelſteine zu, und ein großes fing ſo viele davon auf, daß ein kleiner See darin entſtand. Plötzlich ergoß ſich die Flut über mich. Kalte Schauer überrieſelten meinen Körper: halb ſchon erſtarrt, taumelte ich zur Erde.

Als ich erwachte, da war es auf einem großen, weißen Blumenblatt, wie ich dachte. Warm und wohlig fühlte ich, wie mich neues Leben durchſtrömte. Ein zweites ſolches Blatt richtete ſich um mich auf, daß kein kühler Zug mich mehr treffen konnte.

Sanft und unendlich wohlklingend tönte eine Stimme: „Armer, kleiner Schmetterling!“

Ein roter, ſchwellender Mund, den man ohne weiteres für eine Roſe hätte halten können, wärmte mich in küſſendem Hauch. Ich ſpürte, wie meine Flügel trockneten, und verſuchte mich zu regen.

„Er wacht — er lebt!“ ſagte die ſanfte Stimme freudig.

Da ſah ich erſt ſo ganz bewußt um mich. Auf der Hand eines jungen Mädchens befand ich mich. Als wäre es ſelbſt eine eben erſchloſſene Frühlingsblüte, ſtand es da, von der Maiſonne goldig umfloſſen, die das weiße Gewand und das flimmernde, lichte Haar aufleuchten ließen.

„Du bunter Sommervogel, erwache — die Sonne ſcheint ja wieder,“ ſagte ein Mann. Er war ein Dichter — und er ſah nicht mich an, ſondern das feine Köpfchen, das auf ſchlankem Halſe ſich über mich beugte.

„Eine lebendige Blume auf weißem Marmor!“ ſagte ein anderer, ein — Bildhauer! Und der ſah nicht mich an, ſondern die wunderſchönen Hände.

„Vanessa Jo!“

Dürre, lange Finger krallten nach mir. Gleich feurigen Rädern ſtierten mich zwei Brillengläſer an.

„Richtig, Vanessa Jo! Dieſes herrliche Exemplar darf ich mir wohl ausbitten für meine Sammlung, gnädiges Fräulein!“

Da ſchloß ſich leiſe bebend die weiße Hand um mich. „Er iſt mein, Herr Doktor — mein ſein kurzes Leben, und das ſchenke ich ihm und dem Frühling!“

„Verkörperte Poeſie!“ murmelte der Dichter.

„Göttliche Fee, die Leben bewahrt und verteidigt,“ flüſterte der Bildhauer.

Ich bewegte mich wieder. Nun wußte ich, daß die dürren Finger dem Gelehrten gehörten, in deſſen Studierſtube ich erſt jüngſt geblickt. Ein entfernter Verwandter hatte mich damals beſucht. Lange umflatterten wir die blau-lila Glyzinien, die ſich längs der Hauswand um die offenen Fenſter zogen, und ſaugten ſüßen Honig und berauſchenden Duft. Die Welt ſchien mir ein einziges Sonnenbad — ein Meer von warmen Strahlen.

„Sieh dort hinein!“ ſagte der Vetter feierlich und ſtolz. Ich ſah in die Stube und erbebte. Steif und ſtarr, aber in faſt ungetrübter Farbenpracht, hingen unſere Vorfahren unter Glas und Rahmen an der Wand.

„Iſt das nicht ſchön und erhebend? Nicht einfach vergehen, zwecklos vermodern nach kurzem, vertändeltem Daſein: nein, noch ein langes Leben nach dem Tode! Wie herrlich, der Wiſſenſchaft zu dienen! Und ein Monument iſt man ſozuſagen. Man hat eine Nadel durch den Leib gebohrt, aber — man ſtellt doch etwas vor!“

Eine Nadel mitten durch den Leib!! Alle, alle hatten ſie's! Entſetzlich! Mich fror, und Furcht überkam mich. Ich floh den Vetter und die duftenden Glyzinien. Bald darauf aber, als mich ſchmeichelnde und koſende Winde umfächelten, war alles vergeſſen. Ich glitt von Blume zu Blume und ſpielte mit den Milliarden von Sonnenſtäubchen, die in ſchrägen Streifen in der Luft hingen.

Und nun tauchte plötzlich jener grauſame Mann dicht vor mir auf. Sollte er mich dennoch bekommen? Eine Nadel ſollte mich durchſpießen wie die anderen, ſobald die hageren Finger mich umſchloſſen hielten? Nimmermehr! Ich reckte und hob mich. Dann aber wurde ich ſiegesgewiß, im frohen Gefühle beſchützt zu ſein.

Weit ſtreckte ſich der ſchlanke Arm aus — frei ſaß ich auf der zarten Fläche dieſer kleinen Hand.

„Fliege — lebe — trinke Sonne und ſauge Honig aus den Blüten des Lenzes!“

Und ich flog. Aber nur ein wenig hob ich mich empor und wiegte mich in der Duftwelle, die der Weſt vom Syringengebüſche herübertrug. Langſam ließ ich mich dann wieder niederſinken auf die weiße Inſel, die mir Schutz geboten. Bei dir, du Holde, fürcht' ich mich nicht!“ wollte ich ſagen.

„O! Er kommt wieder — freiwillig kehrt er zurück!“

Dieſe Stimme! Wie Muſik — eine Stimme, die man in tiefen Träumen noch vernimmt! Purpurn wob die ſinkende Sonne eine Gloriole um die lichte Geſtalt.

„Ich empfehle mich!“ ſagte der Doktor gekränkt und ging.

Regungslos ſtand der Dichter, und herrliche Worte, zu Verſen gereiht, wollten ihm auf die Lippen treten. Er ſah nur „Sie“, und ihm war, als ſchlüge die Blüte ſeines Lebens erſt jetzt aus in ſeinem Herzen.

Die Augen des Bildhauers hingen an dem lieblichen Kinde: „Pſyche!“ ſagte er leiſe.

Einigemal umflatterte ich noch das leuchtend blonde Haupt, und meine bunten Flügel ſtreiſten dieſe reine Stirn. Dann trug mich der laue Abendwind weiter.

Aber ich will wiederkehren, wenn ich den Tod nahen fühle! Zwiſchen maigrünen Bäumen, an deren uralten Stämmen das fahle Mondlicht herniederträufelt, unter dem heißen Duſt von Jasmin und Flieder möchte ich in ihren Schoß taumeln und dort mein kurzes Frühlingsleben aushauchen. Die weißen Hände werden mich auch dann noch beſchützen und mich begraben unter einem Hügel von Roſenblättern, zu Füßen des alten Strauches, wo „Sie“ mich gefunden.

Max Grad

* * *

Marie Eugenie delle Grazie in Wien:

Letzte Stunde

Einſt kommt die Stund' — ich weiß nicht, ob ſie nah —
Doch kommen wird ſie, und dann ſteht es da,
Das Bild, das ich im Geiſt wie oft geſehn,
Des Tages, da ich werd' von hinnen gehn ...

Die ich geliebt, ſie gingen mir voran,
Fremd ſtarren fremde Antlitze mich an;
Und fremd wie ſie und jedes Sinnes bar
Scheint plötzlich mir, was einſt mein Leben war.
Wie fragend ſucht mein Blick die Stube ab —
War ſie denn ſo viel heit'rer als ein Grab?
Ich ſchlief darin und träumte, jahrelang —
Und manche Stunde gab's hier — todesbang
Und bänger noch wie die ... und manche Nacht,
Da ich gewünſcht, ich wäre nie erwacht
Zu dieſes Lebens dunklem Schattenſpiel,
Zu dieſem Ringen ohne Zweck und Ziel ...

Nahm wirklich ich dies alles einſt ſo ſchwer —
Gab Blut und Tränen dafür hin und mein?
Fand in dem einen Antlitz all mein Glück,
Wich von dem andern ſcheu und bang zurück?
Trug Lieb' und Groll und Haß und Qual in mir,
Und litt und rang ... Und frag' mich heut': „Wofür?“
Und fühl' und ſehe plötzlich ſchmerzhaft klar,
Daß Wahn mein Tun, ich ſelber — Spielzeug war!
Was mir Natur an Leben eingehaucht,
So viel hat ſie in dieſem Spiel verbraucht,

Nicht ich … mir lieh ſie gnädig nur den Geiſt,
Zu ſpüren, wie ſie martert und zerreißt
Und dieſer letzten Stunde Bitterkeit
Jenſeits von allem Gaukelſpiel der Zeit.
Was ich gegrübelt auch und was getan —
Noch ſtarrt das Leben höhniſch-fremd mich an.
Nicht einem einz'gen Rätſel kam ich nah,
Und wenn: war ich nur für die Rätſel da?
In viele Seelen drang mein Blick hinein —
Doch ward nicht eine Seele je ganz mein.
Den letzten Schleier zog von keiner ich —
Und keines Weiſen Blick enthüllte mich.
Denn dieſes Letzte heißt Natur … und ſchweigt
Und trennt und herrſcht — bis unſer Tag ſich neigt.

Was geht zu Ende hier? Ich weiß es nicht …
Erwartet drüben mich ein neu' Geſicht?
Ein andrer Tag? Ein hell'rer, ſchön'rer Traum?
Ich bin ſo müde, und ſo wünſch' ich's kaum …
Doch zwiſchen dieſe Stub' und zwiſchen mich
Senkt leis ein ſchattengrauer Schleier ſich.
Erſt leuchtet noch hindurch, was mich umgab,
Was mir gewohnte oder teure Hab'
Einſt war: ein Bild, vor dem ich oft geſäumt,
Die Dämmerecke, drin ich ſtill geträumt,
Der Stuhl, in dem dereinſt der Liebſte ſaß,
Ein Marmorkopf, ſo feierlich und blaß …
Noch Zeit und Raum, des Lebens letzte Näh',
Solang ich dies und das noch kenn' und ſeh',
Solang ein Spinnwebfaden nur mich eint
Mit dem, was Leben heißt, iſt oder ſcheint.

Dies alles lächelt mir noch einmal zu,
Und drüber liegt geheimnisvolle Ruh' —
Des Feierabends letzter, müder Schein …
Dann wird der Schleier dunkler … Nacht bricht ein,
Und wie die Flore grau, geſpenſtiſch winken,
Fühl' ich das große, heilige Verſinken …

Cornelius Gurlitt in Dresden:

Die Grenzen des Realismus

Ein Gedankenſpiel

In einem Thüringer Dorfe, in dem ich einſt übernachtete, ſpielte eine wandernde Schauſpielertruppe. Ich ſah der Vorſtellung zu und ſaß dann am Abend mit dem Gaſtwirt bei einem Glas Bier zuſammen. Wir kamen auf die Schauſpieler zu ſprechen, auf die der Wirt mit Geringſchätzung herabſah: „Glauben Sie den Kerlen nur nichts! Wenn die auf der Bühne ſind, dann ſchimpfen ſie aufeinander oder tun, als wenn ſie ſich weiß Gott wie ſehr liebten. Das iſt aber alles nur Mumpitz! Sie verſtellen ſich bloß!“

Der Mann ließ ſich alſo im Theater nicht täuſchen. Er glaubte dem Dichter und dem Darſteller nicht. Er war alſo zweifellos ein rechter Dummkopf, unfähig zum künſtleriſchen Genuß, geärgert durch das Erkennen der Unwahrheit, wo es doch klüger geweſen wäre, ſich täuſchen zu laſſen.

Ein anderes Mal ſaß ich in einem Volkstheater in Mancheſter: Arbeiter ringsum in dem vom Rauch umhüllten großen Keller. Man ſpielte eins der bluttriefenden engliſchen Volksſtücke. Die Menge empfing den Böſewicht des Stückes mit lautem Geſchrei: Hu, hu! Als er endlich gar ein unſchuldig verfolgtes Mädchen niederſchoß, warf man in ſtürmiſcher Entrüſtung Apfelſinen und ſchwerere Dinge nach ihm: die Leute ließen ſich vom Vorgang auf der Bühne gründlich täuſchen; ſie waren ehrlich empört über ſo viel Gemeinheit, wie ihnen da vorgeführt wurde. Und ſie waren zweifellos wieder rechte Dummköpfe, unfähig zum künſtleriſchen Genuß, geärgert durch das Nichterkennen der Unwahrheit, wo es doch klüger geweſen wäre, ſich nicht täuſchen zu laſſen.

Wer iſt nun der größere Dummkopf, der, der ſich täuſchen läßt; oder der, der ſich nicht täuſchen läßt? Wer empfindet künſtleriſcher, der, dem der Vorgang im Trauerſpiel als ein Erlebnis erſcheint; oder der, der es ablehnt, den Vorgang als Erlebnis aufzufaſſen? Waren jene Schauſpieler auf dem beſſeren Wege, die ſo ſpielten, daß man ihnen nicht glaubte; oder jene, die ſo ſpielten, daß man ihnen glaubte? Soll die Kunſt uns die Wirklichkeit geben; oder ſoll ſie ſich mühen, nicht als Wirklichkeit zu erſcheinen?

Oder beſteht der künſtleriſche Genuß darin, daß man ſich der Täuſchung, der man ſich willig hingibt, bewußt bleibt? Dann wäre die Kunſt die rechte, die alles daranſetzt, der Wahrheit, der Wirklichkeit ſo nahe als möglich zu kommen. Die Kunſt aber wäre die falſche, die dies Ziel erreicht, die zur Wirklichkeit wird. Gute Kunſt wäre alſo die, die eine möglichſt ſtarke Täuſchung hervorruft; und ſchlechte die, die eine völlige Täuſchung hervorruft. Im Bewußtbleiben der Täuſchung bei gläubiger Hingabe an dieſe beſteht alſo der künſtleriſche Genuß; in der höchſten Wahrheit bei bewußter Unwahrheit beſteht die echte Kunſt.

Cornelius Gurlitt

* *

Otto Hauser in Wien:

Der Uhrmann

Eine kleine Geſchichte für Kinder

Wir hatten daheim eine ſehr alte Uhr, die meine liebe Mutter noch von ihrer Großmutter geerbt hatte, und wer weiß, ob die ſie nicht auch ſchon von ihrer Mutter bekam. Die Uhr ſtand auf der Kommode. Sie hatte ein weißes rundes Zifferblatt mit ſchwarzen Zeigern, ſo lang und dünn wie Spinnenbeine, und die Ziffern waren ſo ſchön, daß ich ſie ſchon mit vier Jahren leſen konnte. Der Kaſten war von rotbraunem Holz und glatt poliert, nur ſchon ein wenig wurmſtichig, und ganz gebaut wie ein Haus, und oben über dem Zifferblatt war ein kleines Fenſter. Aus dieſem Fenſter nun guckte zu jedem Stundenſchlag ein Uhrmann herunter, einen Dreimaſter auf dem gepuderten Haar und in grünem Frack und roter Weſte, und machte ſo viel Dienerchen, als es gerade ſchlug. Das heißt: ſo viel hätte er machen ſollen, aber er machte eben nicht ſo viel. Und das war das Beſondere an dieſem Uhrmann. Schlug es zwölf, ſo machte er nicht mehr als einen einzigen langen und wichtigen Diener, als verneigte er ſich mindeſtens vor einem Hofrat oder Kameralgerichtsoberſekretär; ſchlug es aber ein Uhr, dann machte er ſchon zwei Diener, und um zwei Uhr drei, und ſo weiter, alle zwölf Stunden herum. Und ſo war er immer der Zeit um eine ganze Stunde voraus. Mir nun war das immer luſtig anzuſehen, wie er ſeine Diener ſo ganz verkehrt machte, und ich konnte gar nicht erwarten, bis die Stunde voll war, und paßte immer ſchon lange vorher auf den erſten Schlag. Der Uhrmann ſchien zu merken, daß ich ihm ſo viel Aufmerkſamkeit ſchenkte, denn, wie ich bald beobachten konnte, verneigte er ſich gerade gegen mich. Aber ich hatte trotzdem keinen ſo großen Reſpekt vor ihm, wie ich hätte haben ſollen, wenn ich gewußt hätte ... aber das kommt erſt ſpäter an die Reihe. Mein Vater ärgerte ſich einfach über den Uhrmann, und regelmäßig an jedem Sonntag, wenn er die Uhr aufzog, ſtocherte er mit einer Stricknadel (die er meiſtens meiner Mutter aus ihrem Strickſtrumpf zog, ſo daß ſie dann mühſelig alle die Maſchen wieder aufnehmen mußte) in dem Räderwerk herum, um doch endlich herauszubekommen, wo der Fehler lag; aber er bekam ihn nicht heraus. Er wurde manchmal ordentlich böſe auf die Uhr, und dann kam meine liebe Mutter und ſah, was mit ihrem Strickſtrumpf geſchehen war, und wurde auch böſe, und dann kam ich auch noch herzu, und weil ich dann immer im Wege ſtand, bekam ich zuletzt noch Jackenfett. Und das hatte dann alles der Uhrmann verſchuldet. Aber ich konnte ihm doch darum nicht böſe ſein. Gerade nach ſolchen vergeblichen Verſuchen dienerte er beſonders ſchön und, wie mir ſchien, mit einem gewiſſen Stolz, als wollte er ſagen: „Seht, ich bin noch immer um eine Stunde voraus.“

Zuletzt aber verlor mein Vater die Geduld. Jeden Sonntag den Ärger zu haben und in der Woche wer weiß wie oft noch obendrein, das war zu viel, dem mußte abgeholfen werden. So beſtellte er denn für den folgenden Tag den Uhrmacher ins Haus, der ſollte alles in Ordnung bringen. Kaum hatte mein Vater ſeinen Entſchluß ausgeſprochen, ſo ſchien mir auch der Uhrmann verändert, ſchon beim nächſten Stundenſchlag. Er dienerte ſo ſteif, wie man es nur tut, wenn man aufs tiefſte gekränkt iſt. Und das war er auch, wie ich von ihm ſelbſt erfuhr. Nämlich in derſelben Nacht, als ich eben ſo recht gut eingeſchlafen war, kam es auf einmal mit kleinen leiſen Schritten über meine Decke herſpaziert. Ich merkte das und ſetzte mich auf, und als ſich meine Augen an das Dunkel im Zimmer gewöhnt hatten, wen ſah ich vor mir ſtehen? Niemand anderen als unſeren Uhrmann. Er dienerte wieder und ſprach einige höfliche Worte als Einleitung: er habe längſt bemerkt, wie ſehr ich ihn, wenn er ſo ſagen dürfe, bewundere, und daß ich ſeiner tiefdevoteſten Ergebenheit verſichert ſein möge. Dabei nannte er mich ſtets ſeinen Gönner und behandelte mich ganz als einen großen Herrn, der ich ihm gegenüber auch gewißlich war. Endlich ſagte er: „So wende ich mich denn an Euer Gnaden, hochgeſchätzter Herr Gönner, und bitte Sie in tiefſter Ehrfurcht, mich vor dem ſchrecklichen Geſchick zu bewahren, das mich zu treffen droht. Ich bin ſo lange meiner Zeit voraus geweſen, daß ich es nicht ertragen könnte, es nicht mehr zu ſein. Dies wäre zu viel für mich, ich könnte dieſen Schlag nicht überſtehen. O, Sie werden gewiß mir nachfühlen, wie tief ich bekümmert bin! So darf ich mich auch getroſt an Sie um Hilfe wenden. Treten Sie ein für mich! Kämpfen Sie für mich! Es iſt ja ſo edel, für einen ſich einzuſetzen, der ſeiner Zeit voraus iſt. Ich appelliere an Ihren Edelmut."

„Ach, Verehrteſter," ſagte ich auf dieſe Rede und ſuchte ebenſo höflich zu ſein, „Sie wiſſen, daß meine Macht nur gering iſt. Mein Vertrauen beſitzen Sie ja ganz, aber mein Vater iſt ein zu gewaltiger Herr, als daß ich etwas gegen ihn unternehmen könnte. Verzeihen Sie, daß ich mich entſchuldige und die ehrenvolle Aufgabe, für Sie zu kämpfen, nicht auf mich nehmen kann. Laſſen Sie mich Ihnen aber mein tiefſtes Mitgefühl ausdrücken, und ſeien Sie der Aufrichtigkeit meiner Empfindungen verſichert."

Da dienerte der gute Uhrmann noch einmal, nicht mehr ſo ſtolz wie ſonſt, ſondern traurig und faſt linkiſch, in einer Art demütiger Ergebenheit in ſein Schickſal, die ihn faſt rührend machte, und ging.

Am nächſten Tage kam wirklich der Uhrmacher. Er nahm das ganze Werk auseinander und ſetzte es dann wieder zuſammen, aber, wie mir der Uhrmann in der Nacht geſagt hatte, ſo geſchah es. Er kam jetzt überhaupt nicht mehr aus ſeinem Fenſter heraus.

Ich aber ſah von dieſer Zeit nur mit einer gewiſſen Traurigkeit auf das geſchloſſene Fenſter, und wenn es dann ſchlug und das Türchen noch immer geſchloſſen blieb, dann dachte ich an meinen Uhrmann, aber nicht, wie er heruntergedienert hatte, ſondern wie er damals dienerte, als er von mir ging.

Otto Hauser

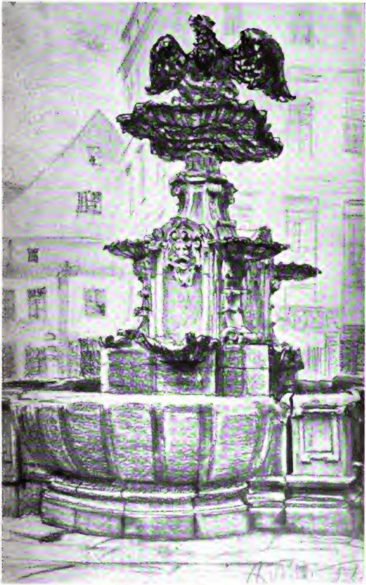
Ludwig Heck in Berlin:

Erinnerung und Gruß an Weſtermanns Monatshefte

Mitten zwiſchen all dem Wuſt gleichgültiger Neujahrskarten kommt mir Ihre ehrenvolle Aufforderung, zum hundertſten, zum Jubiläumsbande der „Monatshefte" einen Beitrag zu liefern. Das ſtimmt mich ſtolz und nachdenklich zugleich.

Ich denke zurück an ein ſchlankes, grün gebundenes Buch mit einem Affenkopf auf dem Deckel, das ich ſchon ſeit meiner Gymnaſiaſtenzeit beſitze und heute noch gar manchmal hervorhole, weil es eine Fundgrube iſt namentlich für hiſtoriſch-zoologiſche Einzelheiten, in denen der längſt verſtorbene Verfaſſer Friedrich Lichterfeld groß war. Es heißt „Illuſtrierte Tierbilder". Ein etwas komiſcher Titel, aber ein ſehr ernſter, gediegener Inhalt und prächtige Zeichnungen dazu von unſerem trefflichen Brehm-Illuſtrator, dem gleichfalls lange dahingegangenen Guſtav Mützel!

Ein ganzer Abſchnitt jetzt ſchon vergangener und hiſtoriſch zu würdigender gemeinverſtändlicher Tierkunde und volkstümlicher Tierdarſtellung in Wort



Die alte Wasserkunst in Stettin. Zeichnung von Adolph Menzel, 1851.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

und Bild ſteigt vor der Erinnerung auf, eindringlich klar und zu Herzen ſprechend namentlich für diejenigen, die in und an jener Zeit ſich ſelbſt emporgebildet haben. Namen wie Brehm, Bodinus hallen in der Seele wieder: verehrte und vertraute Klänge aus der Jugendzeit der überquellenden Wünſche und kühnen Pläne, die, wenn ein gütiges Schickſal ſie verwirklicht, ſich in ernſte Arbeit und ſchwere Verantwortung verwandeln, darum aber dem Herzen nicht weniger teuer werden!

Und man wird wieder einmal inne, wieviel an der Geiſtes- und Herzensbildung jedes einzelnen von uns, die wir heute geiſtig ausgewachſen ſind, die Familienzeitſchriften mitgearbeitet haben, die im Vaterhauſe auf dem Tiſche lagen, auf demſelben Tiſche, auf dem man auch die leibliche Nahrung empfing. Denn eine Sammlung von Aufſätzen aus den „Monatsheften“ war jenes obengenannte Werk, das heute noch ſeinen eigenartigen Wert beſitzt.

Und wie in meinem Fache, ſo geht es ſicher in vielen anderen, wohl in allen anderen, die zur allgemeinen Bildung gehören. Jeder, der heute ſchaffend im Leben ſteht, wird ſich wohl einer oder der anderen nachhaltigen Anregung erinnern, die er auf dieſe Weiſe empfangen hat. Bei mir wenigſtens waren nachweislich die „Illuſtrierten Tierbilder“ ſchuld, daß ich als junger Student in einem akademiſch-naturwiſſenſchaftlichen Verein einen Vortrag über die Leoparden und den ſchwarzen Panther hielt, der ſchon ganz in der Richtung ging, wie heute noch meine allgemeinen Anſchauungen.

Inzwiſchen habe ich ſelbſt manchen Beitrag zu den „Monatsheften“ liefern dürfen, der als Ergänzung und zeitgemäße Weiterführung deſſen gelten kann, was mir als jungem Menſchen die gern geleſenen, um nicht zu ſagen gierig verſchlungenen Blätter ſeinerzeit boten. So über die pferdeartigen Tiere, ein Gegenſtück vom Tage zu dem alten hiſtoriſch gefärbten Aufſatz von Lichterfeld über die Wildeſel. Ich konnte darin das allerintereſſanteſte pferdeartige Tier nach dem Leben ſchildern, den Przewalskiſchen Tarpan oder das Urwildpferd, wie ich es genannt habe, die einzige noch lebende Stammform unſeres Hauspferdes, und die „Monatshefte“ brachten die erſte farbige, im Berliner Zoologiſchen Garten vor der Natur gefertigte Abbildung dieſes ſo lange vergeblich herbeigewünſchten, auch in den Muſeen ganz ſeltenen Tieres nach einem Aquarell von Paul Neumann.

In anderen Aufſätzen konnte ich aus der Säugetier- und Vogelwelt unſerer Kolonien und aus der vielgeſtaltigen Wiederkäuergruppe der Antilopen ſchöne und beachtenswerte Formen vorführen, unterſtützt durch denſelben Künſtler. Das unerſchöpfliche und durch den „klugen Hans“ und den Pater Waßmann jetzt wieder ſo zeitgemäße Thema von der Tier- und Menſchenſeele durfte ich ebenfalls behandeln, und ich merkte gerade an dieſer Aufforderung ſehr deutlich, wie die Schriftleitung ſtets bemüht iſt, das zu bieten, was die Geiſter bewegt, wonach ſie verlangen.

Möge das immer ſo bleiben! Mögen die zweiten hundert Bände der allbeliebten und altgewohnten „Monatshefte“ eine gleiche Fülle des Wiſſenswerten und Genießenswerten in ſich vereinigen wie die erſten hundert! Mit dieſem herzlichen Wunſche, der zugleich eine frohe Zuverſicht iſt, bleibe ich wie bisher Ihr getreuer Mitarbeiter

* * *

Wilhelm Hegeler in Jena:

Vom Leſen

Als Kind las ich meine Geſchichtenbücher eigentlich nicht, ſondern verſchlang ſie. Wie manche Dämmerſtunde habe ich am Fenſter gehockt, den heißen Kopf über die Seiten gebeugt, auf denen die Buchſtaben im Dunkeln ſchattenhaft umhertanzten. Am Schluß eines Buches war ich ſtets traurig, mochte es nun ein gutes oder ſchlechtes Ende gehabt haben: es hatte jedenfalls geendet. Am liebſten griff ich dann gleich zum nächſten Buch. Wohl habe ich in dem, was ich las, gelebt, doch ohne je recht darüber nachzudenken. Heute wird es mir nicht ſchwer, ein Buch ſinken zu laſſen gerade an der Stelle, wo es am ſpannendſten iſt. Und heute ſind nicht mehr die Stunden des Leſens die ſchönſten für mich, ſondern die, wenn ich des Geleſenen mich freuen und darüber ſinnen kann. Die Lektüre ſelbſt iſt faſt nur das Mittel zu dieſem ſchöneren Genuß. Sie iſt ein Erleben anderer Art geworden: ein Horchen, ein Schweigen, ein Plaudern. Einſt waren die Bücher ein köſtlicher Schmaus für mich, heute ſind ſie Freunde geworden. Und ſeitdem weiß ich, daß, wenn auch alle Menſchen mich verließen, ich doch nicht einſam ſein würde, ſo lange Goethe und Shakeſpeare und einige andere lebendige Tote mir blieben.

* * *

Hermann Heiberg in Schleswig:

Sommerzauber

Schon lange hatte ich mir vorgenommen, mich einmal wieder an einem verſteckten Wieſenplätzchen niederzulaſſen und hier — abſeits von der Außenwelt — die alten Naturwonnen einzuſaugen.

Nachdem ich mich ausgeſtreckt, durchſtrömten mich auch ſogleich die ſüßen Schauer, welche die friedliche Einſamkeit der Natur in uns hervorzaubert. Ein unbeſchreibliches Glückſeligkeitsgefühl durchdrang mich, befreit von allem lauten Wirrwarr der Stadt und der Unruhe der eigenen Seele, einmal wieder ein lebengenießender, lebensfreudiger, Hoffnungen aufpflanzender Menſch zu ſein.

Ich horche: ein einziger Vogel zwitſchert durch die heiße, ſtille Sommerluft mit ſüßen Lauten. Zugleich ein einziges melodiſches Summen tauſendfältiger, unſichtbarer, die Nähe und Ferne durchſchwirrender Geſchöpfe, ein Konzert von ſummenden Bienen, Käfern und Hummeln. Eine wunderbare Muſik, aufgeführt für die ſtumm aufhorchenden Gräſer und Blumen, die wie ein bunter Teppich in Überfülle das Feld bedecken. Goldener Mittagsſonnenſchein, Ausruhen der von Stürmen befreiten Natur, Duft aus den Sträuchen, aus dem feuchten Erdreich und den blühenden Hecken, ſchnelles, furchtſames Raſcheln eines unſchuldigen Getiers am Grabenrand! Alle Laute, die zu den heimlichen Wieſenmelodien gehören, und denen meine Seele lauſcht voll Entzücken!

O Erde, ich möchte dir an die Bruſt ſinken und mich in wehmutsvollem Rauſch ausweinen! Du biſt ja meine Mutter wie jene, der ich mein Leben verdanke, die ich verloren habe, die ich ſo heiß und voll Dankbarkeit liebte, ſie, die Siebenundachtzigjährige, die mich, den Sohn, ſehnſuchtsvoll zurückgelaſſen! Du, du Natur, gibſt mir mit deinem heiligen Angeſicht einen Erſatz. Redet dein Mund nicht wie jene, ſo doch in den Tiefen deiner Bruſt, ich weiß es, wohnt Troſt, Mitleid und Liebe für mich!

Ich horche auf andere Töne.

Der Wind, der alles bezwingende Gebieter, iſt erſchienen. Drüben vom Burgſee ſtürmt er herüber. Sie ſollen alle, alle ihre Verbeugungen machen: die Gräſer, Blumen und Büſche. „Kopf neigen!“ befiehlt er und beugt ihre Nacken immerfort! Und immer ſchnellen ſie ſie wieder doch trotzig empor.

Im hohen Schilf drüben beginnt er ein Konzert. Welch ein wunderbares Rauſchen! Wie klingt auch das ſo myſtiſch anheimelnd zu mir herüber. Und jetzt ſtößt er einmal, von einer herriſchen Laune fortgeriſſen, mit Gewalt über Wieſen, Felder und Waſſerſpiegel, und ein Brauſen geht durch die Luft, als ob er dadurch allen zeigen wolle, daß er ihr Herr und Meiſter ſei!

Nun beugen ſich auch die Baumwipfel und machen ihre Reverenz, vornehmlich aber biegen ſich die Schilfgewächſe, die geſchmeidigen, hochaufſtrebenden Wunderwerke. Und immerfort, immerfort! Und ſie: „Zu Befehl, ganz zu Befehl! Ganz gehorſamer Diener, Exzellenz!“

Plötzlich verſchwindet der Wind. Seltſam! Kaum ein Hauch von ſeinem Ungeſtüm iſt zurückgeblieben. Wieder liegt die von heißen Goldſtrahlen durchflutete, ſmaragdne Welt einſam, ſtille vor mir, und wieder horche ich. Doch nichts nun! —

Aber jetzt Flötentöne, Töne wie aus jener vergangenen Zeit, in der ſich die Schäfer die Einſamkeit durch ſolch anmutiges Spiel verkürzten. Süß, reizvoll klingt es.

Ein Militärmuſiker übt. Noch immer entlockt er ſeinem Inſtrument dieſen heimlichen, melodiſchen Zauber. — Dann aber erſtirbt's.

Ich horche wiederum: Hinter mir Pferdegetrappel der erhitzten Braunen, die vor dem aufgetürmten Heuwagen ſchnauben.

Hoch oben — ich ſeh's, ohne zu ſehen — der Knecht in Hemdärmeln und dunkler Weſte. Peitſchenknallen, Staub vom Wege, Schweißduft, Staubgeruch, der ſich vermiſcht mit dem aromatiſchen Hauch all der Pflanzen, die ich nun am Grabenwall vor mir betrachte, deren unſchuldsvolles Blühen mich rührt — —

Still, nachdenklich erhebe ich mich und wandere zurück. Hinter mir der holde, meine Seele mit ſtillem Jauchzen erfüllende Friede, vor mir wieder die Stadt und — der Wirrwarr, die Laſt, die Sorge —

* * *

Ernst Heilborn in Berlin:

Nach ſieben ...

Legende

Das Auge finſter, den Kopf geſenkt,
Herzog Heinrich zum Dome von Regensburg ſprengt.

In den Nacken wirft er ſein ſchwarzes Haar,
Seine Rüſtung klirrt vor dem Hochaltar.

Er betet um Sieg, um der Feinde Gericht,
Für das Heil ſeiner Seele betet er nicht.

Doch wie er aufſteht, ſchreibt eine Hand
Mit fliegenden Zügen an Domes Wand —

Er lieſt die Worte, die ſie geſchrieben:
„Nach ſieben ...“

Sein Blut erſtarrt, ſeine Lippen erbeben:
Hat er noch ſieben Tage zu leben?

Nur ſieben Tage? — Den Kopf geſenkt,
Herzog Heinrich vom Dome zu Regensburg ſprengt.

Seine Hand, die noch immer das Schwert ſich erkürt,
Die Geißel hat ſie von Stund' an geführt.

Seine Stirn, gewohnt den Kronreif zu tragen,
Hat blutend auf harte Dielen geſchlagen.

Doch da der achte Tag angebrochen,
Hat's in ihm gejubelt: Sieben Wochen!

Wochen zu danken, Wochen zu loben:
Abba, du lieber Vater da droben! —

Und daß er fürder Gnade erfahre,
Entſchwinden die Wochen. Sieben Jahre!

Herzog Heinrich hat ſein Land durchreiſt,
Die Kranken gepflegt und die Armen geſpeiſt.

Herzog Heinrich iſt auf dem Richtplatz geſtanden,
Zu befrei'n die Gefang'nen von ihren Banden.

Herzog Heinrich hat Leidende ſich erkoren,
Zu tröſten, die Vater und Gatten verloren.

Doch als nun das ſiebente Jahr entſchwand,
Da läuten und jubeln die Glocken durchs Land.

Herzog Heinrich ſteht, das Haupt geneigt,
Seine Wimper iſt naß, ſeine Lippe ſchweigt.

Nach ſieben Jahren, die er durchharrt,
Herzog Heinrich deutſcher Kaiſer ward.

Ernſt Heilborn

Paul Heyse in München:

Sprüche

Heimatkunſt

Soll'n wir uns an die Scholle binden,
Auf die Geburt uns hingeſtellt?
Iſt in der weiten Gotteswelt
Nicht unſre Heimat, wo wir Schönheit finden?

Warnung

Der Pegaſus iſt kein braver
Mietgaul, der ſich begnügt,
Wenn er den Gnadenhafer
Zuletzt zu freſſen kriegt.

Kannſt du ihn nicht mehr zügeln,
Sitz' ab, gib dich beſiegt,
Eh' er aus loſen Bügeln
Dich abwirft und entfliegt.

Grabſchrift eines Dichters

Hier liegt, der nach dem Tode jetzt
Hofft, daß man ihn gerechter ſchätzt.
Die werte Nachwelt wird gebeten,
Das bißchen Erbſchaft anzutreten,
Wobei ſie ſich der Rechtswohltat
Des Inventars zu freuen hat.
Wohl wird's kein großes Wunder ſein,
Doch auch nicht alles Plunder ſein,
So daß er ſich getröſten mag,
Daß wenigſtens am jüngſten Tag
Die Wiederbringung aller Dinge
Ihn doch vielleicht zu Ehren bringe,
Nur leider wär's ein wenig ſpät,
Da freilich zu befürchten ſteht,
Es werde wohl im ewigen Leben
Nicht Buchhändler noch Theater geben.

Könner, Kenner und Gönner

Die Könner und die Kenner
Sind ſehr verſchied'ne Männer,
Da jene ſelber ſchaffen,
Was dieſe nur begaffen.
Die Gönner dann, die dritten,
Sind äußerſt wohlgelitten,
Da, was die Könner malen,
Sie wenigſtens bezahlen.

Sternkunde

Wohl, Ruhm und Ehre, Geld und Macht
Sind Sterne dieſer Erdennacht.
Des Menſchen Taggeſtirne ſind
Arbeit und Weib und Kind.

Dr Paul Heyse

Anselma Heine in Berlin:

Die Jahreszeiten der Frau

Iſt die Frau zwanzig Jahre alt, erſehnt man ihren Mund —
Zum Küſſen;
Iſt ſie dreißig Jahre, wünſcht man ihre Augen —
Sich darin zu ſpiegeln;
Iſt ſie vierzig, braucht man ihr Ohr —
Zum Zuhören;
Von da ab verlangt man nur noch ihre Hand —
Sie ſoll geben.

Anselma Heine

* * *

Hans Hoffmann in Weimar:

Auf Wellen

Laß vor künft'gen trüben Tagen
Heute mich das Auge ſchließen,
Laß mich jubelvoll genießen,
Was mir dieſe Stunden tragen.

Mögen mich die Stunden tragen
Wie die Wellen, wie ſie wollen,
Laß die Luſt in Strömen fließen
Mir aus Schalen, aus den vollen.

Aus den Schalen, dieſen vollen,
Laß auch dir mich freudig gießen,
Nicht nach Warnungsſtimmen fragen,
Die von ferne, fern erſchollen.

Süß're Stimmen heut' erſchollen,
Die mir nur von Liebe ſagen
Und von Blumen, die da ſprießen,
Wenn wir wagen, wenn wir wollen.

Und wir wollen, und wir wagen!

Hans Hoffmann

Sophie Hoechstetter in Jena:

Ein Mutterlied

Wir dachten einſt, was in uns lebt,
Kommt uns erhöht noch in den Kindern wieder,
Gleich einem Rauſch, der nimmer ſtirbt —
Wir dachten einſt, die Welle, die uns hebt,
Stürmt fort in ihnen wie die hohen Lieder,
Mit denen uns die Liebe wirbt —
Uns trug die Welle einer Leidenſchaft,
Uns trug der Freiheit und der Liebe Kraft,
Wir wollten voll Inbrunſt und frohem Schrecken
Titanenſeelen erwecken — —

Mein kleiner Niels, der freit die reiche Braut —
Mein kleiner Frank iſt Pfründenhüter worden —
Und aus den Augen meiner Tochter ſchaut
Die Selbſtſucht, die gewinnt an allen Orten.
Und meine Jüngſte, über deren Bett
Einſt meine erſten Witwentränen floſſen,
Iſt eine Tänzerin und tanzt vor dem Parkett
Beethovens Trauermarſch, den Leidgenoſſen —
Denſelben, den ſie an dem Tage ſpielten,
Als ſie die Erde auf das Grab dir wühlten —

O — alle ſind ſie „gut",
Und alle tragen Ehre
An ihrem Namen,
Sind mein Blut,
Und ſind, die von mir kamen
Aus Todesſchwere.

Meine Seele wollt' ich ihnen verſchenken,
Unſre Seele und dein Angedenken,
Du Freund — —
Dein Gepräge und meines ſollten ſie tragen,
Unſere Herzen ſollten in ihnen ſchlagen,
Wenn die Grabeserde ſich über uns bräunt —

Ja, ſie ſind alle recht und gut,
Sie, die wurden aus unſerem Blut,
Und alle tragen geehrte Namen — —
Doch als wir beide zuſammenkamen,
Da glaubten wir, Erlöſer zu zeugen
Oder doch ſolche, die unter ſich beugen
Alles, was klein und niedrig iſt.
Nun ſind ſie alle Fremde geworden,
Keiner trägt einen Ritterorden,
Und keiner den Alltag vergißt,
Von denen, welchen das Leben ich gab — —
Wenn ich zu ihnen gehe,
Wenn ich ſie ſehe,
Iſt mir, als ſtünd' ich vor unſerem Grab.

S. Hoechstetter

Felix Hollaender in Charlottenburg:

„Thomas Truck"

Die „Weſtermannſchen Monatshefte" rüſten zur Jubelfeier. In welcher Fülle ſie nach allen Windrichtungen Anregungen hinausgetragen, geiſtigen und gemütiſchen Werten Geltung verſchafft haben, das wird heute empfunden von einer feſtlich geſtimmten Leſerſchar und von den Männern und Frauen, die hier zu Worte kommen durften.

Ich trete in den Kreis der Gratulanten. Mit meinem Rechte und meiner Dankbarkeit; mit dem Rechte des Mitarbeiters und der Dankbarkeit des Geſtalters. Ich erinnere mich des Tages, wo ich den „Thomas Truck" dem Hauſe Weſtermann ſandte in der ſicheren Erwartung, das Manuſkript in Bälde wiederzuſehen. Durfte ich annehmen, daß in einer deutſchen Familienzeitſchrift eine Arbeit Aufnahme finden würde, die ihrem ganzen Gefüge und innerem Gehalt nach alle Traditionen umwarf!

Und dennoch traf das Unerwartete ein, dank dem Mute des Herausgebers und Schriftleiters, deren Kühnheit herrſchende Vorurteile und Bedenken niederzwang. Für mich ein Freudentag — und wenn ich nicht irre, auch in der Geſchichte der „Weſtermannſchen Monatshefte" ein Ereignis von einer gewiſſen Bedeutung und Tragweite. Denn nun waren Tore und Türen weit geöffnet allen Aufſtrebenden. Sie wußten, hier iſt eine Stätte, wo abſeits engherziger Betrachtung allein der Wert des Werkes entſcheidet. Und liegt hierin für den Künſtler nicht „der Wert des Lebens"? ...

Deſſen will ich mich heute erinnern in nachdenklichem Ernſt und dankbarer Geſinnung.

Felix Hollaender

* * *

Wilhelm Jenſen in München:

Ein halb Jahrhundert. Weit in Jugendzeit
Zurück trägt mich dies Wort, zum Morgenlichte;
Zu erſtem Drang, das Herz vom Glück und Leid
Des Lebens zu entlaſten im Gedichte.

O goldene Zeit! Mit Scheu und Mut erfüllt,
Ein zaghaft kühnes Prüfen junger Kräfte.
Fern blickt's mich an heut' wie ein Ebenbild
Des jungen Mutbeginns der „Monatshefte".

So traten auch ins Leben ſie hinaus
In jenen Tagen, kühn ſich aufzuſchwingen,
Von deutſchem Geiſt beſeelt, dem deutſchen Haus
Aus Freundeshand, was ihm gebrach, zu bringen.

Die erſten waren ſie. Nicht wertgering,
Manch andre ſahen ſie ſich nachgetrieben;
Doch wie ein halb Jahrhundert nun verging,
Die erſten ſind, wie damals, ſie geblieben.

Wohl ſchreitend mit der Zeit, doch ſich getreu,
Vornehm und reich, der Schönheit feſt verbunden,
So ſichteten das Korn ſie von der Spreu,
Den Dauerwert vom Beifall flüchtiger Stunden.

So haben reiche Saat ſie ausgeſtreut,
Zum nahen Schluß mein Leben fortbegleitet
Und eine Heimatſtätte, der ich heut'
Mit freudigem Dank gedenke, ihm bereitet.

Wilhelm Jensen.

Jarno Jessen in Berlin:

Mein Pantheon

Mein Pantheon iſt kein Gigantenbau
Mit Kuppelpracht und ſchimmernder Faſſade,
Er beut den Sinnen keine bunte Schau,
Braucht keinen Wächter, keines Volkes Gnade.
Mein Pantheon iſt nur ein Bilderrahmen,
Doch kein Palaſt trägt ſtolzer ſeinen Namen.

Im Pantheon herrſcht ehern das Gebot:
Nur höchſten Göttern eignen die Altäre.
Noch hat kein Halbgott dieſes Reich bedroht;
Denn was nicht echt iſt, gilt hier als Schimäre.
Die Ehrfurcht thront als Hüter über allen,
Und ew'ger Frieden füllt die heil'gen Hallen.

Dennoch iſt meiner Götter Sinnesart
Wie Mai und März, wie Meer und Fels verſchieden,
Und weil ſich Kraftgefühl und Milde paart,
Iſt Harmonie dem Pantheon beſchieden.
Auch ſein Beſitzer kann gottgleich genießen,
Wie Shelleys Urtitan das All erſchließen.

Bedarf die Seele ſänftigender Hand,
Will ſich an edlem Linienſpiel berücken,
Will Jugendſinn in leuchtendem Gewand,
Den alle Reize ſtarker Mannheit ſchmücken,
Dann eilt ſie aus des Alltags grauen Laſten,
In deinem Reich, mein Raffael, zu raſten.

Ganz andre Welten ſteigen mir empor
Vor Michelangelo, des Nachbars, Füßen.
Wie der Tragödie urgewalt'ger Chor
Will es von hier in ſeinen Bann mich fügen.
Der Menſchheit Trotz und Weh, Heil und Verdammen,
Olymp und Ölberg ſcheinen nun beiſammen.

Allein das Chaos lichtet Tizian bald,
Er ſchickt die Bella und Maria leiſe,
Lockt mit des Eros magiſcher Gewalt
Und mit des Glaubens ſüßer Mannaſpeiſe.
So wie ein Grande grüßt er ſtolz und milde
Und öffnet elyſäiſche Gefilde.

Drängt es mich in des Tempels Labyrinth,
Zu dem Myſterium meinen Schritt zu lenken,
Dann ruft mich Leonardo ſtark und lind,
Will Grauſes mir und Wunderholdes ſchenken.
Schlachtlärm erdröhnt, Nacht webt um Grottenwände,
Und Mona Liſa lächelt ohne Ende.

Ein Kavalier, Velasquez, ſcheucht den Traum,
Sein Feuerblick entzündet Lebensfunken.
Das Pantheon wächſt auf zu Schloſſes Raum,
Darin Infanten, Dons und Kön'ge prunken.
Hier adelt Kunſt des Alltags grobe Geſten,
Und lädt den Wahrheitsfreund zu ſelt'nen Feſten.

Doch fort von hier! Bei Albrecht Dürer webt
Der Gotik Wirrnis und phantaſt'ſches Walten.
Es ruft der Geiſt, der zum Intimen ſtrebt,
Und der Natur zugleich will ſtark geſtalten,
Und dieſes Deutſchtum ſchmeichelt auch den Sinnen,
Weil es ital'ſche Hochkunſt ging zu minnen.

Durchpulſt ein voller Lebensrauſch mein Blut,
Dann fordert Rubens feurig meine Schwüre,
Auf daß der Renaiſſance geſteigert Gut
Mit fläm'ſcher Üppigkeit den Sinn berühre.
Doch faſt will aller Fülle reiches Drängen
Wie Überfruchtbarkeit den Atem engen.

Nun fordert Pſyche laut nach ihrem Recht!
Das Träumen will ſie, nicht das volle Wachen,
Will Menſchen, kein titaniſches Geſchlecht,
Helldunkle Pracht und leidberührtes Lachen,
Und alle Pulſe pochen und begehren
Beim großen Magier Rembrandt einzukehren.

Fürwahr, mein Götterreich, mein Pantheon,
Du läßt mich grübeln, ſchluchzen, jubeln, koſen,
Du biſt Kapelle mir und Parthenon,
Ich kränze dich mit Myrten und mit Roſen!
Der Tor wird nie an ſolchem Heil ſich weiden,
Doch weiß ich Weiſe, die es mir beneiden.

Jarno Jessen

Arthur Kleinschmidt in Dessau:

Glückliche Funde

Der Zufall, dieſer Zauberkünſtler, iſt mir ganz beſonders gütig und günſtig geweſen, als ich den Stoff zu meiner „Geſchichte des Königreichs Weſtfalen“ (Gotha, F. A. Perthes, 1893) zuſammentrug. Durch wirkliche Zufälle — weiter war es nichts — bin ich da auf Quellen geſtoßen, die ſich als reichhaltig und kriſtallen erwieſen, und die meiner zehnjährigen Arbeit unſchätzbare Vorteile zuführten.

Bei einem Beſuche, den ich 1890 in Fulda der Dechantin des freiadeligen Damenſtifts Wallenſtein, Ihrer Erlaucht der Gräfin Amalie zu Yſenburg und Büdingen zu Philippseich, einer alten Bekannten, machte, kam die Rede auf die große Rolle, welche ihr Stift bei der Dörnbergiſchen Erhebung von 1809 gegen Jérôme geſpielt hatte; da erzählte ſie mir, daß die Stiftsakten vieles über die Vorfälle von 1809 enthielten, und veranlaßte den Syndikus, mir dieſe Akten nach Heidelberg zu ſenden. An ihrer Hand konnte ich ein getreues Bild der Mitwirkung des Stiftes liefern, deſſen Dechantin damals Steins geiſtesverwandte Schweſter war. — In Wernigerode fand ich eines Tages im fürſtlichen Archiv einen ehrwürdigen Herrn, der ſich mir als der frühere Landrat und Regierungsrat a. D. Baron Gottlieb von Roſen (geſt. 1896/97) vorſtellte und raſch mein Herz gewann; wir begegneten uns öfter bei dem verſtorbenen Fürſten Otto zu Stolberg-Wernigerode und auf Spaziergängen. Als er von meinem Vorhaben einer weſtfäliſchen Geſchichte erfuhr, bot er mir die in ſeinem Beſitze befindlichen wertvollen Briefe ſeines Oheims, des weſtfäliſchen Miniſters des Inneren Grafen Wolffradt, an den preußiſchen Kammerherrn Grafen A. W. Mellin an, und ich durfte ſie in Heidelberg 1891 verwerten. Ganz urplötzlich ſtieß ich in demſelben Archiv auf ein Bündel Briefe, die der große Lazare N. M. Carnot, „der Organiſator des Sieges“, und ſein Sohn, der Senator Lazare Hippolyte — Vater des Präſidenten der Republik —, in den Jahren 1818 bis 1841 an den Literarhiſtoriker Dr. F. H. Wilhelm Körte, Domvikar in Halberſtadt, richteten; ihre Bekanntſchaft datierte von der Zeit, da Carnot im Exil in Magdeburg lebte. Ich überſetzte die Briefe, veröffentlichte ſie im Novemberheft 1891 der „Deutſchen Revue“, und der Präſident der Republik begrüßte dieſe intereſſanten Briefe voll Freude. Von Wernigerode reiſte ich eines Tages nach Goslar. Dort ſchrieb ich nach dem Beſuche des Kaiſerhauſes meinen Namen wie üblich in das Fremdenbuch. Ich blickte nochmals nach dem ſchönen Bau zurück, als ein vornehm ausſehender Herr, der ſich nach mir eingezeichnet hatte, mich anredete und ſich als Freiherr Autor von Strombeck, Landgerichtsrat a. D. in Halberſtadt (geſt. 1903), vorſtellte. Ich frug ihn ſofort, ob er ein Verwandter des Barons Friedrich Karl von Strombeck ſei, der unter Jérôme in der höheren Verwaltung ſo hervorragende Dienſte geleiſtet. Es war ſein Großvater, und er hatte deſſen Akten und Briefe dem Hauptlandesarchiv zu Wolfenbüttel mit Vorbehalt des Eigentumsrechtes zugewieſen. Ich erhielt nun von Wolfenbüttel dieſen reichen Vorrat, aus dem beſonders der Briefwechſel Strombecks mit Jérômes großem Juſtizminiſter, dem Grafen Siméon, einem Vetter meines Vaters, von Intereſſe war. Endlich machte ich eine meinem Werke vorteilhafte Bekanntſchaft, als ich in der Eigenſchaft eines Beirates für die Söhne meines Freundes, des Generalkonſuls und Legationsrats a. D. Dr. Theodor von Bunſen, wiederholt mit dem Major z. D. Baron Ochs in Karlsruhe zuſammenkam. Bei einem fröhlichen Diner erfuhr ich von ihm, daß er der Sohn eines Pagen und Offiziers Jérômes (geſt. als kurheſſiſcher Generalmajor 1846) war und ſämtliche Tagebücher desſelben aus den Feldzügen von 1808 bis 1813 beſaß; ſie waren noch ungedruckt und ſchienen auf mich gewartet zu haben. Und nun ſage jemand, daß ich kein Glück gehabt habe und nicht ein Günſtling des Zufalls geweſen ſei!

Dr. Arthur Kleinschmidt.

* * *

Johanna Klemm in Rostock:

Frühes Ahnen

Ein dreijährig Mägdlein, müd' vom Spiel,
Fing unterm Klavier an zu klagen:
„Es reden und träumen die Menſchen viel
Von künftigen beſſeren Tagen.“

Es lachten die Großen: Was ſingt das Kind?
Wo hat ſie das aufgefangen?
Da iſt die Kleine ganz geſchwind
Verſchämt aus dem Zimmer gegangen.

Sie hat das Singen und Sagen ſo gern,
Tut ſelbſt allerhand phantaſieren,
Und lauſchen muß ſie ſtets von fern
Wenn die Großen muſizieren.

Dann liegt über allem ein ſchöner Schein!
Den hat ſie ſich feſtgehalten.
So nimmt ſie ins ſpätere Leben hinein
Manch liebliche Traumgeſtalten.

Nun hebt ſie ſelber zu ſagen an,
Denkt ſchüchtern: Ob ich's wohl lerne?
Ob ich für die Kleinen wohl dichten kann?
Und: „Die Kinder, ſie hören es gerne.“

Dann ſchaut ſie ins Leben tiefer hinein,
Fängt an, es ahnend zu deuten,
Sie ſucht das Weſen hinter dem Schein
Und — ſpricht auch zu großen Leuten!

Erſt leiſe, dann wagt ſie ſich höher hinaus,
Es winken verheißend die Sterne —
Allmählich wurde ein Büchlein draus,
Ob die Großen auch hören es gerne?

30. März 1898

Die Novelle war fertig. — Ich ſah ſie an
Halb freudig, halb mit Zagen.
Ich möcht' ſie wohl ſchicken an Weſtermann,
Was der wohl dazu würde ſagen?

Du biſt nicht geſcheit! So ſchalt ich mich dann,
Wie kannſt du dich ſo erdreiſten!
Es ſchicken nur Leute an Weſtermann,
Die wirklich ſchon etwas leiſten.

Und doch — ich tu's! Will doch mal ſehn —
Auch in Geduld mich faſſen,
Drei Wochen, drei Monde, ſie können vergehn,
Eh' die von ſich hören laſſen.

Doch was geſchah? Noch heut' wie Traum
Scheint mir, was ich erlebte!
Drei Tage war'n verfloſſen kaum,
Da las ich das Heißerſtrebte:

Sie ſind uns willkommen, wir nehmen Sie an,
Und „Heros Lampe“ darf brennen,
Von heut' an wird George Weſtermann
Sie unter den Seinen nennen.

Johanna Klemm

* * *

Josef Kohler in Berlin:

Lebensweisheit

Geprieſen und verläſtert wird der Gute,
Bald folgt ihm Hoſianna, bald der Hohn,
Bald Ruhmesglanz und bald des Schickſals Rute;
Wer will noch bauen auf der Welten Lohn?

Drum ſoll dich fremdes Urteil nicht verwirren,
Und Tadelsworte haben kein Gewicht;
Laß deine Schmäher ſtündlich weiter girren
Und fürchte nicht ihr ſcheues Strafgericht!

Und die dich loben, wiſſen ſie es beſſer?
Erfaſſen ſie, was dir die Gottheit ſpricht? —
Sei nur allein der eignen Taten Meſſer
Und folge deines Herzens eignem Licht.

Josef Kohler

* * *

Herm. Anders Krüger in Dresden:

So möcht' ich ſcheiden —

Ein heißer Tag —
Nun ſtieg des Abends Kühle
Erlöſend aus der Täler blauem Grund;
Ein ganzer Tag —
Es ſchaffte Leib und Seele
In froher Arbeit müd' ſich und geſund;
So recht ein Tag
Von jenen ſelt'nen, reichen,
In denen Stimmung gold'ne Fäden webt;
Ein Tag war es —
So ſchön, ſo ohnegleichen,
Der lächelnd ſprach:
Ruh' aus, du haſt gelebt! ...
Nun ſank er hin.
Und ich zur Feierſtunde
Stieg ſelig ſchlendernd meinen Park bergan

Mit meinen Kindern,
Meinen Lieblingsbäumen,
Vertraute Zwieſprach, wie gewohnt, ich ſpann.
In Tauſenden von Blüten träumten Früchte,
Für all mein Pflanzen, Pflegen,
Welch ein Dank!
Mit heißen Augen maß ich ihre Zweige
Und ſchritt den Waldſaum hin
Zu meiner Bank …
Lang ſaß ich nieder —
Still — als ſollt' ich lauſchen,
Ob meine Heimat atme noch im Tal;
Bald ſchläft ſie ein —
Nur fern des Stromes Rauſchen —
Vom Horizonte flammt ein letzter Strahl …
Leis ſteh' ich auf,
Und horch — in weiche Dämm'rung
Verſinkt, verklingt,
Was nie in mir gelöſt,
Fühl' mich ſo leicht,
Als trüge mich die Sehnſucht,
Fühl', wie mein Fuß an keinen Stein mehr ſtößt,
Wie endlich meiner Seele zager Fittich
Sich taſtend ſpreitet
Weit, weit hinaus,
Und wie ein lieber Freund
Mich ſanft geleitet
Still, ſtill nach Haus — —

Herm. Anders Krüger.

* * *

Eugen Kühnemann in Posen:

Der Deutſche Tag in Neuyork

(29. Oktober 1905)

Eine Reiſeerinnerung

In der Jubelnummer der „Weſtermannſchen Monatshefte“, die in ſo hohem Maße den Weg zu den deutſchen Volksgenoſſen überall auf der Erde gefunden haben, möchte ich etwas erzählen von dem Zuſammenhang der Deutſchen in Amerika mit dem Stamm- und Muttervolke, wie er mir in einer ſchönen Stunde entgegengetreten iſt.

Zweihundertſechsundſechzig deutſche Vereine haben ſich in Neuyork zu den „Vereinigten Deutſchen Geſellſchaften“ zuſammengetan. Jedesmal im Oktober feiern ſie den „Deutſchen Tag“, ein Volksfeſt, das, der Erinnerung an die erſte organiſierte Einwanderung der Deutſchen in Amerika gewidmet, die Volksgenoſſen in dem Gefühl ihrer Zuſammengehörigkeit mit dem alten

Mutterlande und zugleich ihrer Bedeutung für die neue Heimat vereinen ſoll. Der vortreffliche Präſident, Dr. Albert Kern, ein Mann, in dem die feurigſte und ſtolzeſte Liebe zum deutſchen Weſen glüht, hatte mich gebeten, für das Feſt in dieſem Jahre die Feſtrede zu übernehmen.

Als ich am 29. Oktober 1905 abends acht Uhr den rieſigen Saal des Terrace Garden betrat, war er mit allen ſeinen Nebenräumen dicht gefüllt von einer Menge, die Dr. Kern auf fünf- bis ſechstauſend Köpfe ſchätzte.

Ich erkannte ſofort: dies iſt das richtige und eigentliche, das ſchwer arbeitende Volk. Einen Augenblick wollte mich der Zweifel beſchleichen, ob ich dieſem etwas zu ſagen hätte. Aber auch nur für einen Augenblick. Wenn mich in Amerika der Verſuch gelockt hatte, unſere Volksgenoſſen an das Beſte deutſcher geiſtiger Arbeit zu erinnern, um zu ſehen, wie ihre Seele auf eine ſolche Erinnerung antwortet, nun — dann ſtand ich gerade hier vor einer Entſcheidung. Was war mein ganzes Bemühen wert, wenn es nicht vorzudringen vermochte bis in die Seele des wirklichen Volkes?

Rauch und Dunſt lagen über den Köpfen der Menge. Die Eltern hatten ihre Kinder mitgenommen. Alle Lebensalter waren vertreten. Das eigentümliche Summen von Hunderten von Stimmen hörte während der Ouverture und auch während des Anfangs der Rede nicht auf.

Mit der Frage trat ich vor ſie hin: Wenn wir völlig anerkennen, mit welchen Schwierigkeiten die Deutſchen in Amerika zu ringen haben, und wie ſie der neuen Heimat die ganze deutſche Treue ſchuldig ſind, in welchem Sinne ſind wir auf beiden Seiten des Ozeans dennoch Ein Volk? Was bindet uns zuſammen?

Eine Antwort lag dem Redner nach ſeinem Studiengebiete nahe. Die Jubelfeier Schillers hat als ein richtiges Feſt des „Größeren Deutſchland" alle Deutſchen auf dem Erdenball vereint. Sie hat uns der geiſtigen Güter wieder froh gemacht, die uns gemeinſam bleiben, hat uns erinnert an jene geiſtigen Werte, in denen die Deutſchen ihre Art zu denken, ihre Art zu leben vor den Völkern bekundet haben.

Es war eine Freude, zu dieſen harten Arbeitern und Pionieren zu ſprechen von jener großen Welt Kants, Herders, Goethes, Schillers, ihrem Ernſt in der Auffaſſung der menſchlichen Pflichten, ihrer Einſicht in den Reichtum und die Grenzenloſigkeit der Menſchenſeele, ihrem hohen Begriff des Lebens als einer Arbeit im Dienſte vollendeter Menſchheitskultur. Sie haben uns das Vorbild hinterlaſſen der beſten deutſchen Art, zu leben. „Wenn es wahr iſt, daß eine neue Menſchheit hier hervorgehen will, aufgebaut aus den Beſtandteilen der alten, dann ſoll in dieſe neue Menſchheit die beſte deutſche Seele eingehen, und dafür haben Sie alle zu ſorgen. Es iſt eine der ſtolzeſten unter den großen Aufgaben des Deutſchtums im Zeitalter Wilhelms II. Möge hinfort die Welle hinüber und herüber ſchlagen, möge Deutſchland dafür ſorgen, daß die fernen Söhne im Zuſammenhang erhalten werden mit der deutſchen Kulturauffaſſung und möge dafür etwas von dem zukunftsfreudigen Glauben dieſes jungen Volkes in unſer Leben eindringen und die deutſche Neigung zur Kritik zurückdrängen. Wir haben gegenſeitige Pflichten."

Eine tiefe Stille, ja eine wahre Totenſtille lag über den Tauſenden, je weiter die Rede vordrang. Bei dem Namen Wilhelms II. löſte ſie ſich — zur Verwunderung bisheriger Beobachter der demokratiſchen Deutſchen Amerikas — ebenſo wie am Ende auf in unendlichen Jubel. Nicht nur der

Redner nahm von dieſer Stunde die Überzeugung mit, daß die Maſſen des dortigen Deutſchtums ſich gern erinnern laſſen an die Aufgaben und Pflichten unſeres Volkes unter den Völkern, und daß ſie die Zuſammengehörigkeit mit dem Beſten des alten Mutterlandes freudig und jubelnd bekunden.

Hugo Münſterberg

Isolde Kurz in Florenz:

Die Kultur iſt unſere Erbſünde, durch die wir mit der Unſchuld der Natur zerfallen ſind. Aber wir haben ſie begangen, und es bleibt uns nichts mehr übrig, als ſie weiter zu begehen. Je mehr die Individuen ſich differenzieren, deſto ſeltener wird das Glück auf Erden, und dennoch müſſen wir fortfahren uns zu differenzieren.

Isolde Kurz

Kurd Laßwitz in Gotha:

Vom Walde

I

Die waldigen Gipfel blicken
Ins ſchweigende Tal herein,
Die Wieſenhalme nicken
Träumend im Mittagſchein.

Die lieben kühlen Hände
Halt' ich in ſtummem Leid,
Ob ich das Glück wohl fände,
Das dieſe Stunde weiht.

Das Haupt ſeh' ich dich neigen,
Und deine Seele weint — —
Da ward ich dir zu eigen
In heiligem Schmerz geeint.

Und aus dem Waldesſchatten,
Der unſer Glück gebannt,
Still ſchritt es durch die Matten
Und winkte — und verſchwand.

II

Es iſt ſo einſam in den hohen Fichten.
Die feuchten Nebel atmen heilige Kühle,
Und ernſte, regungsloſe Tropfen hangen
Wie tauſend ſtumme Tränen an den Zweigen.
Gebannt vom Wald iſt jeder fremde Laut,
Auf weichen Nadeln ſchweigt der eigne Schritt —
Es ſchweigt die Welt — —
So laß auch mich hier ſchweigen.
Ich frage nicht nach meines Weges Ziel
Und weiß es nicht; und niemand fragt darum,
Wohin die wandernden Gedanken ſchweifen,
Und ob es Menſchen gibt — —
Warum auch Menſchen,
Die niemand ſieht und niemand hören kann?
Es iſt ſo einſam in den hohen Fichten.

III

Wenn es ein Leben gibt im Reich der Schatten,
So leb' ich's jetzt. Denn wie am ſtygiſchen Fluß
Die ſcheuen Nachtgeſtalten ziellos irren
Und wiſſen nicht, warum ſie ſelber ſind,
Und wiſſen nicht, warum der lichte Geiſt,
Der ſie des Glückes ſonnigen Pfad geführt,
Sich eilend ſchied und ſie ins Dunkel ſtieß,
So frag' ich bang: Wo biſt du, lichte Seele?
Wie ſank ich nieder in das Schattenland?
Und weinend flieh' ich vor dem eignen Nichts.

Rud Lothar

Joseph Lauff in Wiesbaden:

Jn Goethe ſtieg ein Gott hernieder,
Vor Bismarck zitterte die Welt,
Und Mozart holte ſeine Lieder
Beherzten Muts vom Sternenzelt — —
Und manch ein Kerl ſo gern vergißt
Jm Ausland, daß er Deutſcher iſt.

Lauff

Otto von Leitgeb in Görz:

Gloſſen

Über dem Menſchenherzen iſt das Lachen genau das, was Sonnenſchein über der Landſchaft iſt.

* *

Man hat nur das erlebt, deſſen Eindruck erſt im Tode von uns weichen kann. Alles andere war Flitter an unſerem Gewande. Jſt die Seele aber unſterblich, dann iſt es auch jenes Echte und Köſtliche, das wir erlebt haben. Wohin wirſt du unſere Liebe nehmen, o Herr?!

* *

Nicht die ſind die wahren Propheten der Kunſt, deren Rede ſofort verſtanden wird, weil ſie die Sprache des Werktages im Munde führen. Die Glorie des Ruhmes liegt auf dem Scheitel der Späterkannten.

* *

„Jn der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter.“ Deshalb glauben wohl ſo viele Beſchränkte, daß ſie Meiſter ſind!

Leider gibt es ſelbſt in der Kunſt zweierlei Liebe: die mit dem Herzen und die mit dem Magen.

* *

Seltſame Tatſache: ein Licht anzünden, um zu ſehen, wo es brennt!

* *

Im Leben kann der Selbſtbetrug das unbegreifliche Wunder wirken, daß er über finſtere Tiefen hinweg wieder in die Sonne leitet. In der Kunſt bedeutet der erſte Selbſtbetrug den erſten Schritt in die Tiefe.

* *

In der Liebe und in der Kunſt iſt es gleich ſchmerzvoll und enttäuſchend, wenn das Selbſtverſtändliche erſt ausgeſprochen werden muß.

Robert von Lendenfeld in Prag:

Kluge Schnecken

Die Frage, wodurch ſich der Menſch von der Geſamtheit der übrigen organiſchen Welt unterſcheidet, iſt wiſſenſchaftlich exakt nicht leicht zu beantworten. Eines der ſicherſten Unterſcheidungsmerkmale ſchien zu ſein, daß der Menſch fremde Gegenſtände nicht nur, wie andere Organismen, zum Bau ſeiner Betten, Wohnungen und Feſtungen benutzt, ſondern ſich ihrer auch als Waffen und Werkzeuge bedient. Aber auch dieſe Unterſcheidung erweiſt ſich jetzt als hinfällig: es gibt, wie neuere Unterſuchungen ſicher dargetan haben, Tiere, die wie der Menſch fremde Gegenſtände als Waffen benutzen. Dieſe Tiere ſind die Fadenſchnecken, nackte Schnecken des Meeres, welche am Rücken und an den Seiten zahlreiche lange, ſchlank kegel- oder fadenförmige, bewegliche und meiſt lebhaft gefärbte Anhänge tragen. Von dem Darmkanal dieſer Schnecken gehen zahlreiche enge Röhren ab. In jeden Anhang führt eine davon hinein. Viele Fadenſchnecken nähren ſich von Polypen, welche mit Neſſelorganen ausgeſtattet ſind.

Die Neſſelorgane der Polypen ſind kleine eiförmige Kapſeln, welche in einen langen, hohlen, in ſich ſelbſt zurückgeſtülpten und in der Kapſel aufgerollten Faden auslaufen. Der Innenraum des hohlen (eingeſtülpten) Fadens iſt mit einem dem Schlangengift ähnlichen Gifte gefüllt. Solche Neſſelkapſeln finden ſich in großer Zahl in der Haut der Polypen. Sie können ihren aufgerollten hohlen Faden plötzlich umſtülpen und nach außen hervorſtoßen, und ſie tun das, wenn ein kleineres Beutetier oder ein größerer Feind die Hautſtelle, worin ſie ſitzen, berührt. Der hervorſchießende Faden iſt mit feinen Dörnchen beſetzt und dringt in das anſtoßende Tier ein. Das früher im Inneren des hohlen Fadens befindliche Gift kommt bei der Um- und Ausſtülpung außen zu liegen und vermiſcht ſich, wenn der Faden eindringt, mit den Säften des getroffenen Tieres, wodurch es (das kleine Beutetier) gelähmt und getötet oder (der größere Feind) ſchmerzlich verwundet wird. Dieſe Neſſelorgane dienen dem Polypen einerſeits zur Erbeutung der Nahrung, anderſeits zur Abſchreckung der Feinde.

Die Fadenſchnecken, welche ſich von Polypen nähren, übergießen ſie, ehe ſie ſie verzehren, mit einem zähen Schleim, der, ſei es durch narkotiſche, ſei es durch osmotiſche Einflüſſe, die Entladung der Neſſelkapſeln, das Hervorſtoßen des Fadens verhindert. Die Schnecke verſchluckt den Polypen ſamt ſeinen infolge der Schleimwirkung unentladenen Neſſelkapſeln und verdaut alle Teile desſelben mit Ausnahme der Neſſelkapſeln. Viele von den letzteren gelangen durch die erwähnten vom Darmkanal abgehenden Röhren, deren Wände mit beweglichen Härchen bekleidet ſind, in die Anhänge, wo ſie ſich anhäufen: ſo bewaffnet ſich die Fadenſchnecke mit den Neſſelkapſeln der Polypen.

Zeigt ein größerer Fiſch oder Hummer Luſt, eine ſolche Fadenſchnecke zu verſpeiſen, und nähert er ſich, ſo ſtreckt ſie ihm ihre Anhänge entgegen und bewegt dieſelben. Durch ihre Bewegung und ihre lebhafte Färbung ziehen die Anhänge die Aufmerkſamkeit des hungrigen Feindes auf ſich: er beißt hinein, die darin befindlichen Neſſelkapſeln entladen ſich, und der Fiſch, oder was iſt, erhält im Munde zahlloſe kleine Stiche und Giftinjektionen, eine ſchmerzende Wunde. Dies wird oft zur Folge haben, daß er von der Fadenſchnecke abläßt und dieſe mit dem Verluſt einiger ihrer leicht erſetzbaren Anhänge davonkommt, und es wird immer zur Folge haben, daß ſich das betreffende Tier in Zukunft hütet, eine ſolche Fadenſchnecke anzutaſten. So ſchützt ſich die Fadenſchnecke durch die beſchriebene kluge Benutzung der Neſſelorgane der Polypen, von denen ſie ſich nährt. Die Polypen ſind ihre Büchſenmacher, die Neſſelkapſeln derſelben ihre Gewehre: die Fadenſchnecke teilt mit dem Menſchen die Fähigkeit, ſich fremder Erzeugniſſe als Waffen zu bedienen.

Lendenfeld

* * *

Julius Lessing in Berlin:

Zu einem Bilde von Menzel

Die Bleiſtiftzeichnung von Adolph Menzel (1851), die hier zum erſten Male veröffentlicht wird, ſtellt einen Monumentalbrunnen in Sandſtein dar, welcher in meiner Vaterſtadt Stettin um 1730 zugleich mit den beiden herrlichen Feſtungstoren errichtet wurde. Nach einer lokalen Überlieferung ſollen die damaligen Stettiner Monumentalbauten nach „Riſſen aus Schlüters hinterlaſſener Kunſtmappe" erbaut ſein, der Brunnen würde ſelbſt dieſem ſtolzeſten Künſtlernamen zur Ehre gereichen. 1851 hatte Menzel eine Streiffahrt durch die norddeutſchen Städte unternommen, wie immer mit dem Zeichenbuch in der Hand; die Blätter aus Stettin, Stralſund, Danzig, der Marienburg ſind wenig bekannt geworden; das vorliegende Blatt, 0,20 m hoch, 0,12 m breit, iſt beſonders ſorgfältig ausgeführt, den Meiſter reizte wohl der herrliche Aufbau, der unter den Brunnen von Norddeutſchland nicht ſeinesgleichen hat.

Der Brunnen hieß damals in Stettin „Die Waſſerkunſt", die Leitung, die ihn ſpeiſte, war in der Zeit der Napoleoniſchen Kriege zerſtört; 1851 war er eine halbe Ruine, er ſtand noch an ſeiner urſprünglichen Stelle in der Ecke des Roßmarktes. Von den alten Häuſern, die er einſtmals überragt hatte, iſt noch links eins zu ſehen — jetzt iſt auch dieſes längſt einem großen Hauſe gewichen. 1863 hat man den Brunnen abgetragen, hat ihn 1866 in der Mitte des Roßmarktes wieder aufgeſtellt und aus der neueingerichteten Waſſerleitung wieder in Betrieb geſetzt, die Schäden ſind leidlich repariert, aber von dem alten maleriſchen Reiz hat er viel eingebüßt. Um ſo wertvoller darf uns alten Stettinern dieſes Blatt ſein als Dokument des alten Beſtandes.

Von Menzel erhielt das Blatt der Kunſthändler Hermann Pächter zum Geſchenk, ein Stettiner, dem Menzel den glanzvollen Aufſchwung ſeiner Arbeiten im Kunſthandel verdankt. Aus Pächters Nachlaß konnte ich es zu meiner großen Freude erwerben.

Wenn ich es in „Weſtermanns Monatsheften“ zum Jubiläum veröffentliche, ſo erfülle ich eine alte Dankespflicht. Dieſe Waſſerkunſt iſt das erſte Kunſtdenkmal, das ich behandelt habe, allerdings nicht mit der Feder, ſondern mit den Füßen. Gerade 1851 wohnten wir am Roßmarkt, jeden Tag war es für uns Schuljungen das größte Vergnügen, zu dem Adler der Waſſerkunſt emporzuklettern, und wenn hierbei Ecken von den Sandſteinbecken herunterkrachten, ſo waren dies ſtolze Beweiſe unſerer polternden Jugendkraft.

So gehe denn das Blatt des großen Meiſters als mein Gruß in die Feſtnummer von Weſtermann. Durfte ich doch meine Mitarbeiterſchaft im Oktoberheft des Jahres 1867 mit etwas Verwandtem beginnen, mit den architektoniſchen Zeichnungen Friedrich Wilhelms IV., die ich, damals ſo gut wie unbekannt, in Schloß Monbijou auffand. So ſind es zwei Könige im Reiche der Kunſt, in deren Geleit ich, Anfang und Ende zuſammenſchließend, meinen Feſtgruß entbiete.

Lessing

* * *

Paul Mahn in Berlin:

Frage!

Haſt du nicht mein Lieb geſeh'n,
Da du kamſt vom Wandern?

Woran ſollte Magdalen'
Kennen ich vor andern?

Iſt ſo hold, ſo lieb, ſo ſchön,
Herzlich von Gedanken;
Freier Lüſte Goldgetön
Sie und Luſt umranken …

Solche hab' ich wohl geſeh'n,
Da ich kam vom Rheine,
Herzlich, von Gedanken ſchön —:
Aber das war meine!

P. Mahn

La Mara (Marie Lipsius) in Leipzig:

Weſtermanns Monatsheften
zum 100. Bande

Mit den erſten Studien meiner Hand,
Robert Schumann, Chopin, Liſzt benannt,
Hab' einſt bei euch ich debütiert:
Ihr habt in die Schriftwelt mich eingeführt.
Und nun es geht ans Jubilieren,
Laßt mich die drei Großen noch einmal zitieren.
Zwar iſt meine Proſa zu Verſen geworden,
Doch bitte ich: öffnet ihnen die Pforten;
Beſchwört ihr der Vergangenheit Geiſter,
So gedenkt auch meiner unſterblichen Meiſter!

Robert Schumann

Ein Träumer war er, ganz in ſich gewandt,
Fand er den Weg in das geweihte Land,
In dem die blaue Wunderblume ſprießt,
Die nur des Dichters Auge ſich erſchließt.

Er pflückte ſie, und ihrem Kelch entſprang
Ein Sangesquell von wonnevollem Klang,
Mit dem ſein Genius die Welt beglückt —
Und wer ihn hört, fühlt ſich der Welt entrückt.

Frédéric Chopin

Ein ſeltſam Paar ſchwingt ſich im Tanz
Und grüßt ſich mit heißem Blick:
Es hat der Schmerz die Luſt im Arm,
Und die Grazie macht Muſik.
Drin zittern der Seufzer, der Tränen viel,
Die Koketterie treibt ihr heimlich Spiel,
Und zwiſchendurch jauchzt die Freude laut —
Denn der Schmerz und die Luſt ſind Bräut'gam und Braut.

Franz Liſzt

Den „Gluck der Sinfonie" hat dich genannt,
Der klar das Weſen deiner Kunſt erkannt,
Zu dem der Blöde nicht den Schlüſſel fand.

Daß frei der Schöpfer ſeines Werkes walte
Und aus dem Inhalt ſich die Form geſtalte,
Auf daß ſie nicht erſtarre und veralte —

Du, hoher Meiſter, haſt's der Welt gelehrt,
Haſt ihr — ob ſie auch zögernd ſich bekehrt —
Zu neuem Inhalt neue Form beſchert.

Der genialſte Architekt in Tönen,
Den unter des Jahrhunderts größten Söhnen
Wir neben Meiſter Richard heute krönen!

Marie Lipsius
La Mara

Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch) in Hamburg:

Der Dichterbazillus

In der Dachſtube lag, ſchwer und drückend, Bierdunſt von geſtern. Und in dem Hirn des jungen Dichters, in dem der Bazill ſolange gehauſt, war von der edlen Nährflüſſigkeit, deren er zum Leben bedarf, der Poeſie, faſt nichts mehr vorhanden, auch da erfüllte alle Kammern, alle Kämmerchen, ganz und gar ein mißduftiger Dunſt — der Eigendünkel! Mochte der Poet doch verſuchen, aus dem allein ſeine Dichtungen zu ſchmieden. Vielleicht — wer weiß — gefielen ſie den Leuten beſſer, trugen ihm raſcher den ſo ſchmerzlich erſehnten, lauten, klingenden Erfolg ein, den jene reinen, ſüßen Verſe, aus ſehnſüchtigen Schmerzen geboren, aus ſchwermutsvoller Welterkenntnis, aus dem mutig-jugendlichen, poetiſchen Traum ſeines Weltverbeſſernwollens, ihm nicht gebracht.

Der Bazillus alſo erhob ſich. Und aus dem bekannten „Dachſtübchen des Dichterjünglings“ ſchwebte er davon, in den Lüften wohlig ſich wiegend. Er kann nämlich fliegen. Iſt er doch nicht ſo wie andere Krankheitserreger auf den Verkehr von Menſch mit Menſchen angewieſen, um ſich fortzubewegen. Wäre es möglich, dies zartunſichtbare Lebeweſen unter ein Mikroſkop zu bringen, man würde erkennen, wie der Bazill hundert Flügel beſitzt, durchſichtige, die farbig ſchillern wie flüſſig Gold, wie weißes Perlmutter, wie Pfauenfedern, wie Schmetterlingsſtaub! Mit denen ſchaukelt er ſich in den Lüften in wonniger Freiheit, bis ihm ein Menſchenkind in den Weg kommt, in deſſen Hirn es ihn gut dünkt, zu wohnen. Und iſt er in die neue Behauſung hineingedrungen, und fühlt er ſich wohl dort, und denkt er zu bleiben, ſo beſitzt er auch hundert Füßchen mit Krallenzehen, mit Widerhaken, die halten feſter als Eiſen und Stahl. Mit denen klammert er ſich an und hakt ſich ein, und läßt ſich nicht ſcheuchen, und flößt dem Menſchen, den er befallen, ſein Gift in die Adern, belebend ſüßes, betäubend bitteres, oft tödliches Gift, vor dem es kein Entrinnen gibt, dem der, der es in ſich trägt, verfallen iſt für ſein ganzes Erdenleben.

Nun wohnte in einem ſchattigen Garten, in den der junge Dichter häufig von der Höhe ſeines Dachfenſters aus verlangend oder auch verächtlich ſpottend hinabgeſchaut hatte, in einem grünumwachſenen Hauſe einer, der gleichfalls ein Dichter war, ein längſt berühmter, ein großer, ſo hieß es. Zu dem flog der Bazillus und fand ſich in dem ſchönen Garten gleich heimiſch. In dem Hauſe, in das ein Windſtoß ihn geführt, ohne vorher anzufragen, im Flur mit den weißen Marmorſtatuen, gar in dem Zimmer mit den alten Stichen an allen Wänden, den Büchern, den Büſten, gefiel's ihm noch beſſer. Als aber der große Dichter eintrat, beſann ſich jener gar nicht weiter, in den feinen Greiſenkopf mit dem ſchlichten Weißhaar, der ſich ſo ſtattlich auf dem kräftigen Körper trug, hineinzudringen.

Der alte Herr empfand das Erzittern, das Schwirren der hundert feinen Flüglein. Noch ſtolzer, mit ſelbſtſicherer Miene erhob er die Stirn. — Heute, dachte er bei ſich, heute iſt mir wie als Jüngling, ſo quellend, ſo drängend ſtrömt es mir zum Herzen! — Und nahm ſeine Feder und wollte ſchreiben, ſah nach der Uhr und ... wartete! — Denn er hatte ſeit dreißig Jahren nun ſchon die Gewohnheit, erſt um ein Viertel nach zehn Uhr morgens mit dem Dichten anzufangen. Und wenn es ihm die Bruſt auch ſchwellte, und wenn auch in der ſommerlichen Schwüle all ſeine Sinne wie umzaubert, verjüngt ihn trieben — es fehlte doch eben das Viertelſtündchen. Vorher zu beginnen, das hätte die Hausordnung und die Verdauung leicht ſtören können. Er wartete lieber.

Inzwiſchen hatte unſer Bazillus Zeit genug, ſich in dem Dichterhaupt umzuſehen. Von dem Eigendünkel, der bei ſeinem früheren Wirt alle Hirnkammern ausgefüllt hatte, war auch hier nicht wenig zu ſpüren. Der Raum, den dort die Verachtung der Alten eingenommen, war hier voll und übervoll von Geringſchätzung für die Jungen. Sonſt lagen Regeln und Geſetze und wieder Geſetze überall wohlverpackt und verſtaut. Dazwiſchen entdeckte er aber auch ein paar ausgetrocknete Kadaver von Bazillen ſeinesgleichen, die hier in dem Staub ſchon lang wohl verdurſtet, verſchmachtet waren. Da ſchauderte ihm vor ähnlichem Loſe. Und ſtatt mit ſeinen hundert Krallchen ſich einzuhaken, erhob er ſeine hundert Flüglein und — flatterte, wohlig ſich wiegend, von dannen ...

Und die Sommerwinde trugen mit lindem Wehen den leichten Bazillus leisſchaukelnd auf ihren Fittichen weiter.

Von dem Garten hinaus ging's auf Felder. Der Himmel lachte blau und leuchtend. Das Korn ſtand golden, durchſtickt mit roten und blauen Blüten, gleich Edelſteinen auf einem Gewande. Ein Duft ſtieg auf, ein leiſes Klingen, ein heimlich Summen zog über die Weite ... Und inmitten des goldenen Kornfelds ſtand aufrecht der ſonnverbrannte Landmann, der Schnitter, und ſchwang mit den nervigen nackten Armen ſeine Sichel in einer klaſſiſch-uralt-melodiſchen Bewegung!

Da meinte der Bazillus, nichts beſſeres könne ihm werden, als ein Heim in dem Hirn dieſes Mannes aus dem Volk, der von der Poeſie der Arbeit, von dem Leben der Natur, von ihrem Erdduft erfüllt und umhüllt war.

Kaum war er aber eingedrungen, ſo merkte er gleich — o weh, o weh! — das Hirn war leer. Vollkommen leer die Kammern und Zellen, wie ausgefegt die Gänge und Ecken, nichts, nirgend etwas! — Da fror es ihn. Im luftleeren Raum kann ein Dichterbazillus nicht atmen.

Und er erhob ſeine hundert Flügel und ſchwebte, leicht ſich wiegend, von dannen.

Am Weizenfeld hin, zu dem Buchenwalde, dem alten, der ſich zum Meerſtrand hinabſenkt, ſchritt eben ein Mägdlein ... Der Bauer im Korn, war der ein poetiſcher Anblick geweſen? Nein, dieſe war's, die Friſche, Junge, Frühlingsſchlanke, ſo ſtill ſah ſie mit großen dunklen Augen ſchwärmend hinaus in die Ferne, ſo lieblich wiegte ſie ihr Köpflein zum Takte ihrer eigenen Gedanken, ſo wonnig, voll Entzücken umſpielte erſt der Sonnenſchein ſie, nun der grüne Schatten, da ſie in den Wald gelangte. Bei ihr muß es gut ſein. Sie iſt's, ſie ſelber iſt die Poeſie! Und da ſie ſich auf die Moosbank ſetzte, hatte auch der Bazill ſchon ſein Plätzchen in ihrem jungen Hirn gefunden.

Ihre Bruſt hob ſich höher. Sie atmete tiefer. Gleich wie ein elektriſcher Strom von Entzückung drang es ihr durch Herz und Sinne. Er aber fühlte ſich überſelig, ſo voll war es ringsher in Kammern und Gängen, ſo viele verſchiedene Gedanken wirbelten hier bunt durcheinander, ſo viele Pläne, ſo mutiges Wollen, ſo viele, ſo viel unerfüllbare Wünſche!

Sie hatte gleich ihr Büchlein gezogen und begann eifrig zu ſchreiben. Er brauchte ihr gar nicht einmal zu helfen, ſah ihr nur zu, ſo leicht ging das. Mühelos floß ihr der Strom der Begeiſterung in flüſſigen Verſen, glatt und plätſchernd wie klares Waſſer aus einem Brunnen. Und als ſie ausgedichtet hatte, da ſeufzte das Mädchen: Ach, ach! wenn das nun „Weſtermann“ annimmt! Er muß es annehmen! Und wenn er mir dann Honorar zahlt ... Dann kaufe ich mir ein blaues Sammetkleid, blau wie heut' der Himmel ... mit echten Spitzen! ...

Da — — ja da war unſer Bazillus ſchon fort.

Auf ſeinen leichten Perlmutterflügeln leiſe ſich wiegend, war er entſchwebt durch die lauen Lüfte, entflohen, verſchwunden ... ich weiß nicht wohin ...

Marie Hirsch
Adalbert Meinhardt

Adolf Miethe in Charlottenburg:

Zu der farbigen Naturaufnahme

Weſtermanns Monatshefte haben ſchon einmal eine Probe von farbiger Photographie nach der Natur gebracht, und ſo iſt es mir eine beſondere Freude, zum heutigen Jubiläumsfeſte wieder eine derartige Arbeit von mir beiſteuern zu können, welche den Leſern dieſer Zeitſchrift zeigt, wie weit die Technik auf dieſem Gebiete fortgeſchritten iſt. Wir ſind weit davon entfernt, die Aufgabe löſen zu können, farbige Photographien etwa in der Weiſe herzuſtellen, wie Schwarzphotographien gemacht werden, und es beſteht auch augenblicklich kaum noch begründete Hoffnung, daß jemals ein Verfahren gefunden werden wird, welches eine Löſung des farbenphotographiſchen Problems in dieſem Sinne ermöglicht. Die Aufgabe der farbigen Photographie berührt nur an wenigen Punkten die Aufgabe der Schwarzphotographie, und eine immer ſicherere Erkenntnis dieſer Tatſache läßt es von vornherein äußerſt unwahrſcheinlich erſcheinen, daß die Methoden beider Verfahren einmal ähnlich ſein werden. Die heutige Farbenphotographie bedient ſich zur Erzeugung ihrer Bilder eines verhältnismäßig ſchwerfälligen Umweges; es wird Aufgabe der Wiſſenſchaft und Technik ſein, fortdauernd an der Vereinfachung dieſes an ſich alten, aber äußerſt fruchtbaren Weges zu arbeiten.

Wie weit aber auf dem bisher beſchrittenen Wege das Ziel, welches dem Forſcher vorſchwebt, erreicht werden kann, zeigt unſer farbiges Blatt. Es gibt die Natur und die Stimmung in überraſchend guter Weiſe wieder. Die Farben ſind mit derſelben Treue dargeſtellt wie Kontur und Zeichnung, und wenn auch unſere Reproduktion keineswegs alle die Feinheiten enthält, die die Aufnahme ſelbſt darbietet, weil die reſtloſe Überführung des photographiſchen Reſultates in ein druckfertiges Kliſchee mit bis heute noch ſcheinbar unüberwindlichen techniſchen Schwierigkeiten verbunden iſt, ſo wird ſie doch vielleicht geeignet ſein, zu zeigen, daß die farbige Photographie auch in künſtleriſcher Hinſicht bereits Befriedigendes leiſtet und über das Stadium einer wiſſenſchaftlichen oder techniſchen Kurioſität bereits weit hinaus gelangt iſt. Die

Aufnahme, welche unſerer Reproduktion zugrunde liegt, wird heute mit einem Apparat hergeſtellt, der kaum ſchwerer und umfangreicher iſt als eine gewöhnliche photographiſche Reiſecamera, und bietet, weder was die Belichtungszeit, die auf wenige Sekunden reduziert iſt, noch was die ſonſtige Ausführung anlangt, erheblich größere Schwierigkeiten als eine Schwarzaufnahme. Schwieriger dagegen iſt die Erzeugung von farbigen Bildern auf Papier. Wenn man nicht, wie es hier geſchehen iſt, die Buchdruckpreſſe zu Hilfe nimmt, ſind die Methoden der Bilderzeugung heute noch nach vielen Richtungen hin unvollkommen und die Reſultate gewiſſen Willküren unterworfen, von denen ſie nicht freizumachen ſind. Zu einem abſolut einwandfreien Reſultat führt nur die ſogenannte additive Syntheſe mit Hilfe eines dreifachen Projektionsapparates, der wegen ſeiner Koſtſpieligkeit und Schwerfälligkeit bis jetzt nur eine beſchränkte Anwendung finden kann. Aber auf dieſem Gebiet ſind erhebliche Fortſchritte nicht unwahrſcheinlich und vielleicht ſchon in naher Zukunft bevorſtehend.

Miethe.

Börries Freiherr von Münchhausen auf Windischlauba,
Sahlis bei Kohren (Sachsen):

Wie Bayard Nordland überwand

Ballade

Die Schwalbe, die zu Neſte flog,
Die Schwalbe trug ein Frauenhaar,
Und als Bayard gen Schonen zog,
War Inge Thorſten achtzehn Jahr.

Und als Bayard gen Süden fuhr,
Nachdem er Nordland überwand,
Zog manche Schwalbe ſeine Spur,
Die auch kein Neſt in Schonen fand.

⁂

Das Degenglück von Frankreich barg's,
Das Schiff „Le flamboyant dague“,
Die bleiche Sonne Dänemarks
Ward bleicher jeglichen Tag,

Ward bleicher über ihm jeden Tag,
Und nächtens erloſch ſie kaum,
Und als die Galeere in Malmö lag,
Sie ſtiegen zu Land wie im Traum. —

Man ſingt zum Saitenſpiel das Lied,
Wie Bayard die Dänen bezwang,
Wie Bayard vor Inge Thorſten gekniet,
Sing' ich zum Saitenklang.

Denn ihr runder Arm war weich wie der Flaum
Der Möwe im Hardanger Fjord,
Und beugte den Mann, der ſtark wie ein Baum
Und rauh wie die Bö aus Nord,

Wie die Bö aus Nord in der Nacht des Jul,
Da Bayard gen Yſtad ritt, —
Inge Thorſten ſaß ſpinnend auf beinernem Stuhl,
Als er in die Halle ſchritt.

Des Hammerbauern von Yſtad Kind
War ſchön, und ſie ſprach: „Willkomm!
Willkommen, Bayard! In Wetter und Wind,
Trotz Feindſchaft und Fehde: Willkomm!

Dein Pferd iſt müd', und müd' biſt du,
Haus ſteht und Bett bereit,
Die Julnacht geht auf tückiſchem Schuh,
Und tödlich iſt ihr Geleit!"

Da blieb Bayard in Yſtad zur Nacht,
Und als die Glocke ſchlug eins,
Ward leiſe die Türe aufgemacht,
Die Tür ſeines Kämmerleins.

Und Inge trat ein, und vor den Mann
Warf ſich das zitternde Weib:
„Bayard, nun bin ich in deinem Bann,
Und dein mit Seel' und Leib!

Dein Kommen kündete mir ein Traum,
Ein Traum trieb mich zu dir,
Ich geb' dir meiner Jugend Flaum,
Gibſt deinen Sieg du mir!

Greif nicht mein Volk vor Oſtern an,
Dann iſt es kampfbereit!" —
Da zitterte leiſe der ſtolze Mann,
Wie ein Baum, wenn die Säge ſchreit.

Fiel nieder und küßte ihr weißes Knie:
„Erbitte dir, was du willſt,
Und willſt du mein Leben, ſo ſterb' ich hie,
Wenn du mein Sehnen ſtillſt!

Nur eines, eines fordere nicht,
Ich ſchwur einen ſchweren Eid:
Mich bindet zu ſiegen die Ritterpflicht,
Und Verrat wär's, zu meiden den Streit!" — —

Was ſoll ich euch ſingen ſehnſüchtigen Sang
Und die Wangen heiß machen, was ſoll's?
Sie baten ſich beide ſo flehend und bang
Und waren doch beide zu ſtolz.

Sprach Inge: „Und trägſt du nach mir Begehr,
Warum denn zwingſt du mich nicht?
Der König von Frankreich iſt weit über Meer,
Und weit iſt des Königs Gericht!" —

„Der König von Frankreich thront hoch und hehr,
Seines Weinbergs Rebe rankt
Von einem bis zum anderen Meer,
Doch denke nicht, daß mir bangt!

Mir bangt nicht vor Himmels und Höllen Kraft,
Zu löſen den Gürtel am Kleid,
Doch bangt mir vor meiner Ritterſchaft
Unverletzbarem Eid!

Wohl zwing' ich das Pferd und zwinge den Mann,
Doch ſchwur ich, mit Kampf und Turnier
Zu ſchützen die Unſchuld vor jedermann,
Vor jedem — und ſei es vor mir!“ — —

Was ſoll ich euch ſingen ſehnſüchtigen Sang
Und die Wangen heiß machen, was ſoll's?
Ihre Worte waren wohl ſehnend und bang,
Und doch waren beide zu ſtolz.

Wohl hätten ſie gern aneinandergelegt
Die Lippen in heißem Begehr,
Doch ein Haupt, das heimliche Krone trägt,
Neigt ſich zum Kuſſe ſo ſchwer.

Und als ſie ſich geſagt Lebwohl,
Ein Nordlicht hing überm Wald,
Das glühte von Lund bis Andradål,
Glühte — und war doch kalt.

Und als es glühte in anderer Nacht,
Bayard vom Pferde ſtieg,
Elf Stunden wogte die Dänenſchlacht,
Und die zwölfte gab ihm den Sieg.

Das Heimatwimpel der Schiffe ſtieg,
Da rühmte des Helden Mund:
„Dem König von Frankreich bring' ich den Sieg,
— Und der Ritterſchaft von Burgund!“

* * *

Die Schwalbe, die zu Neſte flog,
Die Schwalbe trug ein Frauenhaar,
Und als Bayard gen Schonen zog,
War Inge Thorſten achtzehn Jahr,

Und als Bayard gen Süden fuhr,
Nachdem er Nordland überwand,
Zog manche Schwalbe ſeine Spur,
Die auch kein Neſt in Schonen fand.

Börries Fr. v. Münchhausen

Wilhelm Münch in Berlin:

Zum Sinn des Lebens

Gibt es ein Ziel für alles Streben der Menſchheit, nicht einen Durchſchnitt des Strebens der einzelnen, ſondern ein Strebensziel der Menſchheit als ſolcher? Iſt, was ſie als Fortſchritt empfindet, mehr denn ein Weiterſchreiten auf unebenem Grunde in unſicherer Richtung? Geht es hinauf zur Höhe, oder winkt ihr eine Vollkommenheit? Mich dünkt, drei große Strebungen gehen über alles vereinzelte und verworrene Sinnen und Suchen hin, wie ſich weite Brückenbogen über wildes Waſſer und wechſelndes Geſtade ſpannen. Das erſte iſt, daß die Menſchheit ſich ihres eigenen Seins und Lebens inmitten des Weltganzen immer völliger bewußt werde. Das zweite, daß ſie die Kräfte der Natur immer voller beherrſche und in Dienſt nehme. Das dritte, daß ſie ihr eigenes Gemeinſchaftsleben immer voller organiſiere. Im Dienſt dieſer Aufgaben ſteht im letzten Grunde alle Wiſſenſchaft, alle zuſammenhängende Arbeit, ſtaatliche und ſoziale Ordnung oder das Ringen darum, und recht verſtanden auch Kunſt und Religion. Dabei kann ein halbes Jahrhundert volleren Fortgang bringen als zu anderen Zeiten ein halbes oder ganzes Jahrtauſend, aber immer bleibt den Jahrtauſenden noch zu tun, denn das Geſamtziel liegt in der Unendlichkeit.

* *

Franz Muncker in München:

Monatsſchriften, die eine Dauer von fünfzig Jahren aufzuweiſen haben, ſind in unſerer Literaturgeſchichte an ſich ſelten genug; denen aber, die ſich eines ſo langen Beſtandes erfreuen durften, ward es kaum je beſchert, daß ſie im Laufe der Zeit nicht allmählich viel von ihrer literariſchen Bedeutung einbüßten. Von den älteren Unternehmungen dieſer Art, die in der deutſchen Literatur eine Rolle ſpielten, konnte ſich faſt keine bis zuletzt des Anſehens rühmen, das man ihr in den erſten Jahren oder Jahrzehnten allgemein zugeſtand. Wenn die „Weſtermannſchen Monatshefte“ eine der ganz unendlich ſeltenen Ausnahmen von dieſer Regel bilden, ſo iſt das Glück und Verdienſt zugleich; und die Verbindung dieſer beiden Mächte berechtigt zu der Hoffnung, daß ſie ſich auch in den kommenden Jahrzehnten ſicher auf der gleichen Höhe halten werden.

Franz Muncker

* * *

Julius Norden in Berlin:

Aus dem Notizbuch eines Kunſtkritikers

Hie deutſche Kunſt! Hie franzöſiſche!“ — „Hie Böcklin und Thoma! Hie Manet und Monet!“ — So tobt der Kampf immer wieder. Und Publikum ſteht dabei und lacht. Denn es regt ſich ſo unendlich viel weniger auf bei dieſem Kampf, als wir von der Zunft, wir Rufer im Streite, gemeinhin glauben.

Und der Sieg? Wem fällt er zu? Was gibt den Ausſchlag — „Phantaſie“? „Stimmung“? „Eigenart der Technik“? Oder „Idee“? „Auffaſſung“? „Kolorit“? Publikum wird am Ende doch noch in den Kampf hineingezogen und ganz verwirrt. Liebes Publikum — ich will dir helfen: mitunter ſteht auch der Zünftige dabei und lacht ſich was, denn er weiß, daß es in der Kunſt kein Dogma geben darf, ſondern nur — Perſönlichkeit …

* *

Die grundgelehrten Äſthetiker bringen in jedem Menſchenalter neue Geſetze, nur eins aber bleibt ſich unveränderlich gleich — nämlich die Kunſt ſelbſt. Wenn man den richtigen Abſtand wählt, beſteht zwiſchen dem pergameniſchen Zeusaltar und Meuniers „Denkmal der Arbeit“, dem Fries vom Parthenon und Bartholomés „Monument aux Morts“ gar kein Unterſchied.

* *

Unſere Kinder kennen die drei Puniſchen Kriege am Schnürchen und die Oden Horaz' auswendig, aber wenn ſie durch deutſche Kulturſchatzſammlungen kommen, wie ſie Städte wie Braunſchweig, Hildesheim, Nürnberg, Rothenburg u. a. darſtellen, ſo kommen ſie ſich wie in einer fremden Welt vor. Muß das ſo ſein?

* *

Auf hundert, die „vom Blatt“ Klavier klimpern können, kommen zehn, die einen Baum oder einen Hund zeichnen können. Und von zehn, die das können, ſagt neun ein Sonnenuntergang nichts, ſind ſchwere Wolkengebilde am Himmel nur ſchlechtes Wetter und die Vorfrühlingsflur nur ein ſchwarzbraunes Gelände …

⁂

Georg Freiherr von Ompteda in Meran:

An den „lieben Leſer“ und die „ſchöne Leſerin“

Du „lieber Leſer“ und du „ſchöne Leſerin“,
Wißt ihr, welch Fleiß in dieſen Bänden liegt verborgen?
Ahnt ihr die ſtete Arbeit, all die Mühen, Sorgen,
Bis ſo ein Monatsheft entſtanden von Beginn?

Seht, dieſe Dichtung, die euch tief ans Herz gegriffen,
Sie ward aus hundert mühſelig herausgefunden.
Der Aufſatz, den geleſen ihr in kurzen Stunden,
Iſt dreimal umgegoſſen und zurechtgeſchliffen.

Die Dichter haben immer Zeit, man muß ſie mahnen,
Anſpornen oft, ſolang ihr Eifer friſch und heiß,
Und wandeln ſie abſonderliche, falſche Bahnen,
Ablehnend danken — aber ja mit Lob und Preis!

Hier iſt die Zeile, jeder kleinſte Raum erwogen.
Kam ähnliches einmal? Iſt wohl ein Giftzahn drin?
Kränkt etwa es die zartbeſeelte Leſerin?
Sagt Mannesart: „Das iſt für Jungfernſinn erlogen!“?

Nun: ahntet ihr das alles? — Mit beſcheid'nem Sinn
Bleibt, der die ſtille Arbeit tat, im Hintergrunde —
Bald hundert Bände! Heut' iſt ſeine Ehrenſtunde.
Dank „lieber Leſer" ihm, und „ſchöne Leſerin"!

Georg Freiherr von Ompteda.

* * *

Max Osborn in Berlin:

Symboliſtiſches Gemälde

Neunundneunzig dicke Bände
Reichen ſich im Kreis die Hände.
In der Mitte, froh-verwundert,
Liegt der Säugling, namens Hundert.

Seines künft'gen Lebens Bahnen
Sind geebnet; denn die Ahnen,
Neunundneunzig dicke Bände,
Reichen ſich im Kreis die Hände.

Und er ſpricht: „Ihr müßt begreifen:
Raſch werd' ich zum Manne reifen,
Und ich werde tapfer zeugen
Neuer Kindlein holden Reigen,
Bis es wieder ſind am Ende
Neunundneunzig dicke Bände."

Dr Max Osborn

* * *

Joachim Graf Pfeil in Friedensdorf (Kr. Lauban):

Zum Abſchied

Vergönnt mir, ihr trauten Geſellen, das Wort,
Schwer will's von der Lippe ſich ringen,
Mein raſtlos Geſchick treibt mich wiederum fort,
Und zum Abſchiedsgruß muß ich mich zwingen.
Drum ihr alle, mit denen geſchafft und gedacht
Und geſtritten ich hab' und gezecht und gelacht,
Drei Sprüche laßt mich euch bringen.

Der erſte, er lautet: Es lebe die Kraft
Zum mutigen Wollen und Wagen!
Wer vor Kühnheit erſchrickt, im Wollen erſchlafft,
Wird nie zum Erfolge getragen.
Wer kraftvoll der Menge entgegen ſich ſtellt,
Dem liegt ſie zu Füßen, dem ſchenkt ſie die Welt,
Doch verſchlingt ſie die Kraftloſen, Zagen.

Der zweite, der preiſe das Urteil hoch,
Das wägende, raſche und klare.
Es lenke die Kraft, wie leicht irrt ſie doch
Im Kampf für das Gute und Wahre,
Doch urteilsgeleitet, da wage ſie kühn
Auch das Höchſte, das faſt unerreichbar erſchien,
Auf daß den Erfolg ſie erfahre.

Der dritte, der gelte der löblichen Tat,
Aus der Ehe der andern geboren.
Dem Schaffenden reifet zur Frucht nur die Saat,
Nur wer tatenlos iſt, der iſt verloren.
Drum ſchmiedet leicht jeder ſein eigen Geſchick:
In erfolgreicher Arbeit allein liegt das Glück!
Wohlauf drum, die Arbeit erkoren.

Uns ſind noch die Jahre der Kraft nicht verraucht,
Mit Erfahrung iſt Urteil gekommen,
Und der Zeit, die mehr als je Männer braucht,
Iſt rüſtige Tatkraft willkommen.
Drum vorwärts, Geſellen, ins Leben hinein!
Uns muß es, ſoll's ſchön ſein, auch arbeitsreich ſein,
Uns mag nicht der Müßiggang frommen.

Doch leuchtet uns allen der Abendſtern,
Will zur Ruhe die Luſt uns anwandeln,
Dann wollen gedenkend wir rückwärts gern
Noch einmal das Leben durchwandeln.
Ob grau auch das Haar dann, der feurige Blick
Eines jeden verkünd' es, auch ihm ward das Glück,
Mit Kraft und mit Urteil zu handeln.

Dr. Graf Pfeil.

Julius von Pflugk-Harttung in Berlin:

Allerſeelen

Am Abend Allerſeelen
Erſtrahlet Lichterglanz,
Geſchmückt ſind rings die Gräber
Mit Kerzen und mit Kranz.

Und an dem Rand der Gräber
Die Schar der Lieben ſteht,
Auf ſchmerzbewegter Lippe
Ein Liſpeln, ein Gebet.

Doch abſeits liegt ein Hügel,
Nicht lang und auch nicht breit,
Hat weder Kranz noch Kerzen,
Hat nur Verlaſſenheit.

Wo alles liebelebend
Der Hingeſchiedenen denkt,
Da hat kein treues Sehnen
Zu ihm den Schritt gelenkt.

Wen mag der Raſen decken,
Des niemand ſich erbarmt,
Der ſelbſt an Allerſeelen
Verlaſſen und verarmt?

Wen mag der Raſen decken,
Das enge Erdenſtück?
Welch Leben ohne Liebe,
Welch Daſein ohne Glück?

Pflugk Hartt.

Alberta von Puttkamer in Straßburg i. E.:

Zum Jubiläumsheft

Ihr öffnetet mir eure edlen Hallen,
So jung und ſcheu war damals noch mein Können —
Ihr wart die erſten, meinem Dichterwallen
Die Raſt an eurem gold'nen Herd zu gönnen.

Nicht die Geringſten derer, die da ſteigen,
Und deren Scheitel frei mit Licht geſegnet,
Sind ſich in einem hochgeſtimmten Reigen
Am ernſten Tor von eurem Haus begegnet.

Gruß euch, die Strebenden gewährt die Stätte,
Und Gruß euch andern, die da mit mir gingen,
Die ſich gereiht zur Einheit einer Kette,
Und doch in edel abgeſchloſſ'nen Ringen.

Wir alle, die in ſchönen Feuern brennen,
Die ſich zu Gipfeln fühlen hingeriſſen,
Ob wir auch unſre Namen nimmer kennen,
Und ob wir einer nicht vom andern wiſſen,

Wir tragen alle das geheime Zeichen
Der Auserleſenen, die die Götter ſegnen,
Der ewig Neuen und der ewig Gleichen,
Die ſich im Höhenweg der Kunſt begegnen! ...

Alberta von Puttkamer

Wilhelm Raabe in Braunschweig:

Als einer der älteſten Mitarbeiter der „Weſtermanniſchen Monatshefte“ lege ich den alten, die Zeiten hindurch ſo ſchön jung gebliebenen Freundinnen zur fünfzigjährigen Geburtstagfeier freundlichſte Grüße und Glückwünſche zu Füßen.

Wilh. Raabe

L. Rafael in Münster:

Die Sehnſucht

Sie löſte aus des Chaos Dunkel
Der Welten Stern.
Sie iſt der Ewigkeiten Weſen,
Der Gottheit Kern.

Sie iſt die Kraft, die alles Daſein
Im Tod verneint:
Unſterblichkeit der Gottesſeele
Uns ihr vereint.

L. Rafael

Georg Reiche in Berlin:

Abſchied

Fern und ferner rollt der Wagen
Unter ſchattengrünen Bäumen,
Hat mein Glück davongetragen,
Und ich ſteh' in dumpfen Träumen.

Liebſte Hand zum Abſchied winkend
Grüßt noch einmal mir herüber,
Tüchlein weht, in Sonne blinkend,
Doch ſchon fallen Schatten drüber.

Bald mit Huf und Räderrollen
Hat die Welt das Bild verſchlungen,
Und im Herz, dem rätſelvollen,
Iſt ein feiner Ton geſprungen!

* *

G Reiche

Klaus Rittland (E. Heinroth) in Celle:

Die Jugend von fünfzig Jahren

Jung iſt der fünfzigjährige Mann, wenn er ſich ſelber noch nicht das Recht zugeſteht, auf dem Erreichten ruhend zu beharren, ſondern die erlangte Reife als Waffe für neue mutige Lebenseroberungen zu nützen weiß, und wenn er ſich ſicher zu behaupten verſteht der keck anſtürmenden Jugend gegenüber, ohne ſich ſteif und vorſichtig in den Mantel abwehrender Würde zu hüllen.

Jung iſt die fünfzigjährige Frau, wenn ſie das lächelnde Verzichten gelernt hat, beſeelt von jener echten Mütterlichkeit, die, warmherzig, mit vollem, feurigem Pulsſchlag hofft, leidet und jubelt mit der aufſtrebenden Generation, und wenn ihr die Gabe verliehen wurde, durch Seelenanmut die ſchwindende Körperſchönheit zu erſetzen — da wohlzutun, wo ſie nicht mehr zu reizen vermag.

Und eine fünfzigjährige Zeitſchrift iſt jung und lebenskräftig, wenn ſie, treu ihren Weſensgrundſätzen, doch Rechnung trägt den Strömungen der Zeit und, hellhörig für die Forderungen des Tages, mitarbeitet an der Bildung des künſtleriſchen Geſchmacks in dem ernſten Streben, zu ſichten das Wenige, das wert iſt zu leben, von dem Vielen, das leben möchte.

In dieſem Sinne grüße ich die jugendfriſche Jubilarin!

Klaus Rittland.

* * *

Gabriele Reuter in Berlin:

Warum haſt du mich lieb?

Warum haſt du mich lieb?“ fragte das Kind ſeine Mutter. „Warum ich dich liebhabe?“ ſagte die Mutter erſtaunt, „ja — das weiß ich nicht. Warum kommen die Blumen aus der Erde und duften ſo ſüß? Warum ſingen die kleinen Vögel? Und warum lachſt du, wenn du froh biſt?“

„Warum haſt du mich lieb?“ fragte das Mädchen ihren Geliebten. „Warum ich dich liebhabe?“ antwortete er verwundert, „ja, wie ſoll ich das wiſſen? Weiß ich denn, warum die große Sonne glüht und leuchtet, warum der Sturm brauſt und die Blitze durch die Wetterwolken zucken? Warum weinſt du, wenn dein Herz voll Glück iſt?“

* *

„Warum haſt du mich lieb?“ fragte die Frau ihren Gatten. „Warum ich dich liebhabe?“ antwortete er, „ja — weil du die Mutter meiner Kinder biſt, weil du mir eine treue Lebensgefährtin warſt, weil du Geduld hatteſt mit meinen Fehlern und Schwächen.“ Und noch viele Gründe nannte er ihr. Da wußte die Frau, daß der Herbſt gekommen war, wo man die Ernte ſammelt, weil der Winter nahe iſt, da Eis und Schnee die Fluren decken, und man von den Früchten zehren muß, die der Frühling und der Sommer gereift haben.

Gabriele Reuter

Peter Rosegger in Graz:

Dichterprogramm

Ein freier Burſche! Der lacht und trutzt,
Der weder nach Titel noch Knittel haſcht,
Der nicht Magnaten die Stiefel putzt
Und nicht Proleten die Hemden waſcht.

Der nicht vor Launen der Großen bebt
Und nicht um Beifall der Menge wirbt,
Der nicht für die Götzen des Tages lebt
Und nicht für die Schatten der Götzen ſtirbt.

Der Menſchheit Herzſchlag iſt mein Motor,
Der Menſchheit Seheraug' mein Fanal;
Ich ſeh' das Geheimnis durch jeden Flor,
Und kenne die Sünde mit ihrer Qual.

Umhüll' dich mit Seiden, mit Kutten dicht,
Stehſt doch als nackter Adam vor mir.
Ob Herr oder Diener, das kümmert mich nicht,
Ich frage nur eins: Biſt du Gott oder Tier?

Ich kränze dein Elend mit Blumen des Hags,
Und taumelſt du nieder zu Nacht und Gericht,
So heb' ich dich jauchzend zur Höhe des Tags,
Zur Freiheit, zur Liebe, zum ſeligen Licht.

P. K. Rosegger

Erich Schmidt in Berlin:

Zu meinem wertvollſten Beſitz gehören als Gabe Theodor Storms einige Druckbogen ſeiner dieſen „Monatsheften“ beſcherten Novellen. Sie zeigen die unabläſſige Arbeit eines Dichters, der ſich nicht leicht genug tat und, während heute gar vieles in raſchen Skizzen und Würfen ſtecken bleibt, nach reinſter Durchbildung ſtrebte. So hab' ich manchmal die Geheimniſſe der Werkſtatt anſchauen dürfen, zugleich in der Neigung für den das Abgerundete darſtellenden Schauplatz beſtärkt, bis ich in Berlin wie unterwegs am Gardaſee, wo einſt Goethes „Iphigenie“ der Vollendung entgegenreiſte, nun aber Heyſe ſeine Altersernten hält, nach dem Hingang des teuren Freundes die letzte Geſamtausgabe zu überwachen hatte und dadurch den „Weſtermännern“ noch enger verbunden ward.

Erich Schmidt.

* * *

Friedrich Spielhagen in Charlottenburg:

Gruß

Das Lob der „Weſtermannſchen Monatshefte“ zu ſingen, dürfte ſich um ſo weniger für mich ſchicken, als ich das Glück gehabt habe, ſechs Jahre hindurch — die ich zu den erfreulichſten meines Lebens zähle — ihr Herausgeber geweſen zu ſein. Daß ſich die Zeitſchrift immer auf ihrer ſonnigen Höhe halten möge, iſt mein innigſter Wunſch und meine ſichere Hoffnung.

Friedrich Spielhagen

* * *

Lulu von Strauß und Torney in Bückeburg:

Einſt

Und wenn ich ſelber längſt geſtorben bin,
Wird meine Erde wieder blühend ſtehen,
Und Saat und Sichel, Schnee und Sommerpracht
Und weißer Tag und blaue Mitternacht
Wird über die geliebte Scholle gehen.

Und werden Tage ganz wie heute ſein:
Die Gärten voll vom Dufte der Syringen,
Und weiße Wolken, die im Blauen ziehn,
Und junger Felder ſeid'nes Ährengrün,
Und drüberhin ein endlos Lerchenſingen!

Und werden Kinder lachen vor dem Tor
Und an den Hecken grüne Zweige brechen,
Und werden Mädchen wandern Arm in Arm
Und durch den Sommerabend ſtill und warm
Mit leiſen Lippen von der Liebe ſprechen!

Und wird wie heut' der junge Erdentag
Von keinem Geſtern wiſſen mehr noch ſagen ...
Und wird wie heut' doch jeder Sommerwind
Aus tauſend Tagen, die vergeſſen ſind,
Geheime Süße auf den Flügeln tragen ...

Gräfin L. Uxkull in Berlin·

Aphorismus

Zeigt mir einen, der das Ziel ſeines Lebens erreicht glaubte, der ſich in ſich ſelbſt ganz vollendet fühlte! Oder wißt ihr einen, ſo zeigt ihn mir nicht: ein Armſeliger würde es ſein.

Denn je angeſpannter ſich das Werk der Gedanken vollzieht, je tiefer die Quellen der Empfindungen liegen, um ſo ſtärker drängt es ſich ins Bewußtſein, daß es noch ein Letztes, ein Größtes gibt — etwas, wonach ſich der Menſch voll Schmerz und Sehnſucht reckt, wie um über ſich ſelbſt hinauszuwachſen. Doch ehe es ergriffen iſt, lähmt der Tod den begehrlichen Arm.

Ein Trugbild mag ihn genarrt haben. Vielleicht hatte die Natur aus dieſer Form alle in ihr ruhenden Möglichkeiten erſchöpft. Eine köſtliche Frucht hatte ſich in Vollkommenheit gerundet, und ſie kannte den vollen Wert ihrer ſüßen Reife und Schönheit nicht.

Doch beklagt den Toren ſeines Sehnſuchtswahnes nicht um dieſen letzten ſtarken Schmerz. Aus dem Unerfüllbaren ſtrömt alles Werdende. Und in dem Einzelnen offenbart ſich ein Abbild des Ganzen, der Welt. Durch ihn hindurch erblicken wir eine Gewähr für die ewige Dauer des Lebens.

Denn Vollendung iſt Abgeſchloſſenheit — Stillſtand — Erſtarrung — Tod. Aus dem Nie=ſich=vollendet=fühlen quillt der unerſchöpfliche Trieb zu neuem Wollen, Schaffen, Werden — zu ſtetem Wachſen in unendliche Höhen.

Gräfin L. Uxkull

Clara Viebig in Zehlendorf:

Der hundertſte Band

Viele haben aus dieſen hundert Bänden Freude, Anregung, Belehrung geſchöpft — nicht zum wenigſten ich ſelbſt! So möchte ich heute in dieſem Ehren= und Gedenkheft es bekennen, daß in einer Zeit, da ich ſo durſtig war nach Schönheit und künſtleriſcher Anregung wie frühlingsjunge, raſchgeſchoſſ'ne Saat nach erquickendem Regen, „Weſtermann" beide in mein damals ſo ſtilles, engumgrenztes Mädchenleben gebracht hat.

Drum Dank ihm, herzlichen Dank von

Clara Viebig.

Hermine Villinger in Karlsruhe:

„Ne freudig Stündli,
Iſch's nit e Fündli —?“

Hermine Villinger

◆ ◆

Richard Voß in Frascati bei Rom:

Abſchied von der Villa Falconieri

Mein leuchtendes Haus, zum letztenmal
Tu auf für mich Tore und Türen ...
Ich trete ſtill durch das hohe Portal,
Ich ſchreite ſchweigend durch Halle und Saal,
Die Freunde, die teuren, zu führen —
Mein leuchtendes Haus, zum letztenmal!

So kommt denn! Folgt mir! Folgt mir hinein!
Wo euch Frühlingslüfte umweben;
Wo in der Göttin heiligem Hain
Feiertagsglück hüllt den Weilenden ein,
Wo zum Traume ſich wandelt das Leben ...
So kommt denn, folgt mir! Folgt mir hinein!

Zum letzten Male bin Wirt ich hier heut'.
Doch gilt's keinem rauſchenden Feſte.
Der Tiſch ward gedeckt, das Mahl ſteht bereit,
Und wie in alter, glücklicher Zeit
Heiß' ich willkommen die Gäſte.
Zum letzten Male bin Wirt ich hier heut'.

Und ziehe bald, ach, bald ich hinaus,
Dann gibt es kein Wiederkommen,
Dann hat man von meinem leuchtenden Haus
Für immer und immer geſchloſſen mich aus;
Dann hab' ich Abſchied genommen —
Wenn bald, ach, bald ich ziehe hinaus.

Ihr, die ihr als Letzte tratet mit ein,
Lebenslang werd' ich euer gedenken.
Der Genius des Ortes wolle euch weih'n!
Von ſeiner verklärenden Schönheit ein Schein
In eure Seelen ſich ſenken.
Ihr, die ihr als Letzte tratet mit ein,
Möchtet ihr freundlich der Stunde gedenken.

Villa Falconieri, den elften April 1905, als das Trappiſtenkloſter ein Nonnenkloſter werden ſollte.

Richard Voß

* * *

Adolf Wilbrandt in Rostock:

Sein oder Nichtſein

Ich weiß nicht, ob ſchon jemand die Meinung ausgeſprochen hat, daß der „Sein- oder Nichtſein“-Monolog im „Hamlet“ zuerſt gar nicht für dieſe Tragödie geſchrieben ſein möchte, ſondern als ein Monolog aus Shakeſpeares eigenſter Menſchenbruſt. Ich bin mehr und mehr dieſer Meinung; ja mir ſcheint, nahezu alles ſpricht dafür. Mit dem „Vielleicht auch träumen“ beginnt's. „Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen“ ... Wie käme Hamlet dazu, ſich ſo auszudrücken? Und wenn er auch einmal — und allerdings nicht lange vorher, am Ende des zweiten Aufzuges — hingeworfen hat: „Der Geiſt, den ich geſehen, kann ein Teufel ſein“, ſo klingt doch immer wunderlich und wie aus einem anderen Mund, daß Hamlet ſo theoretiſch allgemein von „möglichen Träumen“, von der „Furcht vor etwas nach dem Tod“ ſpricht, ohne mit einem Wort, einem Gedanken an ſeine eigene furchtbare Erfahrung, an des väterlichen Geiſtes Schilderung ſeiner Jenſeitsqualen anzuknüpfen. Was tut er ſtatt deſſen? Er ſpricht von dem „unbekannten Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt ...“

So mag William Shakeſpeare ſprechen, der nie einen Geiſt geſehen hatte und vermutlich an Geiſter nicht glaubte; nicht Hamlet, der in jener Nacht auf der Terraſſe des Helſingörer Schloſſes ſtand. Und was beklagt dieſer Königsſohn vor allem als die unerträglichen Leiden des Lebens? „Des Mächtigen Druck“ (nur das träfe auch ihn!), „des Stolzen Mißhandlungen“, „verſchmähter Liebe Pein“, „des Rechtes Aufſchub“, „den Übermut der Ämter“ ... Iſt das der natürliche Gedankengang eines Königsſohnes? Ich glaube, das wird niemand behaupten; während aus dem Munde des Stratforder Bürgersſohnes, der in London als mißachteter Schauſpieler lebte, jedes Wort mit harter, furchtbarer Kraft erklingt.

A Wilbrandt

* * *

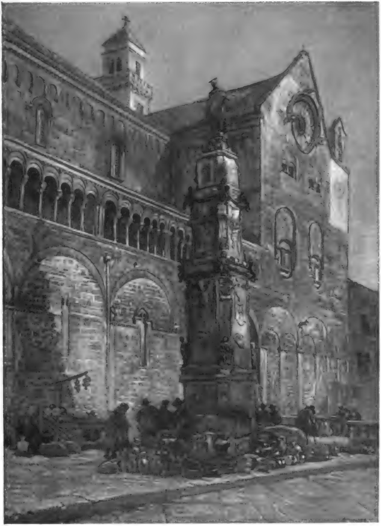
Richard Zoozmann in Berlin:

Gruß an Weſtermanns Monatshefte

Neben den jungen,
Neben den alten
Bäumen im literariſchen Wald
Unbezwungen
Habt ihr euch erhalten,
Ihr „Weſtermänner“, in friſcher Geſtalt.

Möge denn weiter
Gott euch behüten,
Kraftvoll und jung und ſtets auf dem Plan:
Streuet uns heiter
Früchte und Blüten,
Wie ihr es fünfzig Jahr' lang getan!

Zoozmann



Die Kathedrale in Bitonto. Nach einer Skizze von Carl Bradl.

Zu Haſeloff: Hohenſtaufiſche Erinnerungen in Apulien.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Johanna Beckmann.

April
1906

Westermanns
Illustrierte Deutsche
Monatshefte

C. Band
Heft 595

Der Hausgeist

Novelle

von

Paul Heyse

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Die Stadt, in der ſich zutrug, was ich erzählen will, war keine von den großen im Deutſchen Reich. Sie hatte wenig mehr als dreißigtauſend Einwohner, die aber in ihrem engumfriedeten Stilleben ſich's wohler ſein ließen als manche Großſtädter, und obgleich ſie mit den Hauptverkehrsadern der großen Welt nur durch eine Zweigbahn verbunden waren, auf der ſich wenige Fremde in die ziemlich reizloſe Gegend verirrten, hielten ſie dennoch ſo viel auf ihre Ehre und Würde wie irgendeine berühmte und an der Spitze der Ziviliſation ſtehende Weltſtadt. Noch vor fünfzig Jahren hatte die gräfliche Familie, mit der die Stadt den Namen gemein hatte, hier reſidiert, und nach ihrem Ausſterben war das Bewußtſein, eine Art Hofhaltung in ihren Mauern beherbergt zu haben, in den Seelen der Bürger und zumal ihrer Frauen nicht erloſchen. Auch die Erinnerung an die Rolle, die ſie in früheren Kriegszeiten geſpielt, wirkte erhebend fort, wenn ſie auch nur in Mord und Brand, Kontributionen und Plünderungen beſtand. Ein alter, zur Ruhe geſetzter Archivar hielt dieſe Gefühle wach, indem er abends am Honoratiorentiſch allerlei Chronikenberichte zum beſten gab, in denen die hiſtoriſche Bedeutung „unſerer“ Stadt hervorleuchtete.

Das Zauberwort „unſer“, das ſofort die Herzen höher ſchlagen machte, wurde überhaupt reichlich oft ausgeſprochen. „Unſer“ Krankenhaus, „unſer“ Gymnaſium, „unſer“ Kindergarten, „unſer“ Stadtpark — ohne dieſes ſelbſtbewußte Beiwort wurde von dieſen und anderen löblichen Inſtituten der Stadt nie geſprochen.

Seit zehn Jahren nun war zu den ſtädtiſchen Beſitztümern, die ein Gegenſtand beſonderen Stolzes der Einwohner waren, noch eins und zwar ein lebendes Weſen hinzugekommen: „unſer“ Herr Bürgermeiſter. Und zwar ſehr bald, nachdem die einſtimmige Wahl auf dieſen verdienten Mann gefallen war.

Das war um ſo ehrenvoller, da der Betreffende kein Stadtkind, ſondern in jüngeren Jahren nach glänzend abſolviertem Staatsexamen als Referendar an das Amtsgericht gekommen war. Herr **Leonhard** R. — aus gewiſſen Gründen ſoll der volle Name verſchwiegen bleiben — erwarb ſich in kurzer Zeit bei alt und jung, Männlein und Weiblein die unbeſchränkteſte Hochachtung und das vollſte Vertrauen, das ſogar in Liebe überging, als er nach etlichen Jahren eine vorteilhafte Gelegenheit, in eine höhere, beſſer beſoldete Stellung aufzurücken, ohne Bedenken ausſchlug, nur um den Ort nicht verlaſſen zu müſſen, wo ihm wohl geworden war und er einen freundlichen Wirkungskreis gefunden hatte.

Er war ein nach außen ernſter und gelegentlich ſogar ſchroffer Charakter, doch mit einem weichen Kern im Inneren, der überall zutage trat, wo es zu helfen galt. Ein großer, ſchöner Menſch, ohne eine Spur von Selbſtgefälligkeit, doch trotz ſeines mäßigen Gehaltes freigebig und mit einem Hang zu herrſchaftlicher Lebensführung. Im übrigen ohne alle „noblen Paſſionen“, die in dem tugendhaften Städtchen verpönt waren, dagegen auch frei von jeder Neigung zum ſchöneren Geſchlecht, das einzige, was ihm von der weiblichen Hälfte der Bevölkerung zum Vorwurf gemacht wurde.

Nachdem er ungewöhnlich raſch in ſeiner amtlichen Stellung befördert worden und endlich an die leitende Stelle im Amtsgericht vorgerückt war, fing ſein Herz doch endlich Feuer an den ſanften blauen Augen eines liebenswürdigen Mädchens, der einzigen Tochter eines würdigen alten Paares, das ein Eckhaus am Markt bewohnte, ſeit Jahrhunderten dieſer Familie gehörig. Der Vater hatte eine Ziegelei und Zementfabrik nahe bei der Stadt beſeſſen, ſich aber vor einigen Jahren vom Geſchäft zurückgezogen. Die Tochter galt als das ſchönſte Mädchen der Stadt und als unbeſtrittene Ballkönigin, der notgedrungen auch „unſer“ Amtsrichter huldigen mußte. Aus dieſen flüchtigen winterlichen Berührungen war dann eine ernſtere Neigung auf beiden Seiten erblüht, und als um Oſtern der ſtattliche Herr Leonhard das ſchöne Fräulein Jukunde heimführte, nahm die Stadt an der Verbindung ſo lebhaften Anteil, als wenn ein Ehrenbürger eine Ehrenjungfrau geheiratet hätte.

Bald darauf geſchah die Wahl des jungen Ehemannes zum Bürgermeiſter. Daß er auch als ſolcher ge-unſert wurde, verdiente er vollauf. Denn er griff überall energiſch ein, wo es die Abſchaffung alter Mißbräuche und die Vervollkommnung und Verſchönerung ſtädtiſcher Anſtalten galt. Unſer Gymnaſium nahm einen ungeahnten Aufſchwung, da er einen Studienfreund, einen ſehr tüchtigen Philologen, als Oberlehrer anſtellte, unſer altes Theater, ein ſeit dem Aufhören der Reſidenz ziemlich verwahrloſter Bau, wurde renoviert und eine Schauſpielertruppe einer nachbarlichen größeren Stadt zweimal im Jahr zu einem dreiwochenlangen Gaſtſpiel bewogen, vor allem ward unſer Stadtpark durch einen geſchickten Gärtner in einen weit anſehnlicheren Flor gebracht und die kleine Heilquelle zu einem Trink- und Badeetabliſſement umgeſchaffen, das ſich ſehen laſſen konnte und Fremde mit mäßigen Heilanſprüchen heranzulocken verſprach.

Während aber ſo alles, was „unſer“ Bürgermeiſter in die Hand nahm, von offenbarem Erfolg gekrönt wurde, gelang es ihm nicht, auch an ſein Haus das Glück zu feſſeln.

Seine junge Frau blieb ſeit der Geburt eines Kindes, das bald wieder ſtarb, leidend und welkte trotz der ſorgfältigſten Pflege ſichtbar dahin. Da er an dem lieblichen Weſen mit wahrer Zärtlichkeit hing und wußte, daß er von niemand in der Welt inniger geliebt wurde als von ihr, die den Inbegriff aller Mannestugenden in ihm bewunderte, litt er ſchwer während der fünf Jahre, die ſie noch an ſeiner Seite lebte, und ihr Verluſt, obwohl er das Erlöſchen des ſchwachen Lebensflämmchens als eine Wohltat empfinden mußte, erſchütterte ihn bis ins Mark.

Die Mittrauer der ganzen Stadt war um ſo lebhafter, da man allgemein die liebevolle Sanftmut, mit der er die Kranke gehegt und gepflegt, ihm hoch angerechnet hatte. Auch dies hatte dazu beigetragen, die Verehrung, deren unſer Bürgermeiſter genoß, zu einer Höhe zu ſteigern, daß die Verleihung eines Heiligenſcheins nur als eine gebührende Dekoration für ſein Haupt erſchienen wäre.

Am weiteſten trieb dieſe überſchwengliche Vergötterung eine alte Magd, die ſchon als Kindermädchen die verſtorbene junge Frau behütet hatte und nach ihrem Tode den alten Eltern und dem Witwer treu zur Seite blieb. Sie mochte etwa fünfzig Jahre alt ſein, zehn Jahre älter als der Bürgermeiſter, den ſie nicht anders als „mein“ Herr Bürgermeiſter nannte. Als Tochter eines verabſchiedeten Arbeiters in der Ziegelbrennerei war ſie mit zwanzig Jahren ins Haus gekommen, eine ſtämmige junge Perſon von etwas derben und bäueriſchen Manieren, die ſich aber bald abſchliffen, da in dem eckigen Kopf auf dem breiten Nacken ein kluger Sinn lebte, der Menſchen und Verhältniſſe ſcharf zu beurteilen verſtand. Zu der zarten, ſchönäugigen Tochter ihrer Herrſchaft hatte ſie eine zärtliche Liebe gefaßt, wie zu einem eigenen Kinde, und der Mutter ihres Pfleglings war ſie blindlings mit einer Art Hundetreue ergeben. Die Frau hatte ſich freilich ein Anrecht auf ihre Dankbarkeit erworben, das über das alltägliche Maß der Verpflichtung eines guten Dienſtboten gegen eine gute Herrin hinausging.

Denn ehe die kleine Jukunde zur Welt gekommen war, verſchwand eines Tages die junge Magd aus dem Hauſe. Ein herumſtreunender Tabulettkrämer, ſchwarzlockig und mit ein paar Feueraugen, hatte das ſonſt ſo geſcheite und ehrbare Mädchen dermaßen zu beſtricken verſtanden, daß ſie ihm, wie ein armes unerfahrenes Kind dem Rattenfänger, nachlief und für Jahr und Tag verſchollen blieb.

Dann kam ſie eines dunklen Abends in einem traurig verwahrloſten Zuſtande zurück, und als ſie ſich nicht zu ihrem Vater zurückgetraute, der gedroht hatte, ſie totzuſchlagen, ſank ſie vor der Tür ihrer früheren Herrin nieder und wartete, bis dieſe heraustrat und über den regungsloſen Leib der armen Verlorenen ſtolperte.

Sie hatte ſich nicht verrechnet. Die treffliche Frau hob ſie auf, ſagte ihr kein böſes Wort, gab ihr reinliche Kleider aus ihrem eigenen Vorrat und behielt ſie im Hauſe, trotz des Murrens, mit dem ihr Ehegemahl die Abenteurerin auf die Landſtraße zurückſchicken wollte.

Das hatte die Reuige ihr wie eine Himmelsgnade gedankt, die nur mit der Dienſtbarkeit eines ganzen Lebens zu vergelten ſein könnte. Auch betrug ſie ſich nach dieſem einen Fehltritt ſo muſterhaft, daß bald auch das Gerede über ſie in der Stadt verſtummte und die biederen Hausfrauen ſie ihren eigenen Mägden zum Muſter aufſtellten. Ja, es währte nicht lange, ſo wurde ſie allgemein der „Hausgeiſt“ jenes fabrikherrlichen Hauſes genannt, da der Herr Pfarrer ſelbſt ihr dieſen Namen einmal aufgebracht hatte.

Ihr eigentlicher Name war Margret, oder vielmehr Margit, wie die kleine Jukunde ſie umgetauft hatte, da die beiden r ihr beſchwerlich waren.

* * *

Beide Eltern hatten die geliebte Tochter nicht lange überlebt. Das Haus am Markt, das ſie ſo lange bewohnt hatten, war nun für den einſam zurückgebliebenen Schwiegerſohn viel zu groß geworden. Doch konnte er ſich nicht entſchließen, in eine andere Wohnung zu ziehen oder ein Stockwerk an Fremde zu vermieten, und auch die Margit, der die Reinigung der vielen leeren Zimmer nicht wenig Arbeit machte, da ſie eine heftige Feindſchaft gegen den geringſten Staub hatte, wollte von einem Umzug nichts wiſſen. Der Gedanke, daß fremde Leute in dieſen Räumen Fuß faſſen könnten, die durch die Erinnerungen an ihre Wohltäter und die treu beweinte junge Herrin geweiht waren, erſchien ihr als ein gottsſträflicher Frevel, in den ſie nie gewilligt hätte. Sie wirtſchaftete unermüdlich treppauf, treppab, beſorgte ganz allein die Küche und duldete neben ſich nur eine niedere Magd, die für die gröbſte Arbeit gedungen war, aber nicht im Hauſe ſchlief. Für den Herrn war noch der Amtsbote da, zu Beſorgungen und Hausarbeiten, die über die Kräfte einer weiblichen Dienerin hinausgingen. Sonſtige perſönliche Dienſte bei „ihrem“ Herrn Bürgermeiſter ließ ſie ſelbſt ſich nicht nehmen.

Dieſe waren nur gering, da Herr Leonhard ſehr bedürfnislos war und in ſeinen eigenen Sachen auf größte Ordnung ſah. Er war, ſeit er die Frau verloren, noch mäßiger und anſpruchsloſer geworden, ſpeiſte immer zu Hauſe, wo er ſich alle übermäßige Kocherei verbat, und ging nur abends auf ein Stündchen in die Herrengeſellſchaft, die ſich im „Roten Löwen“ zuſammenfand. Um neun aber war er regelmäßig wieder zu Hauſe und arbeitete bis in die ſpäte Nacht hinein bei einer einſamen Taſſe Tee, nachdem er ſeinem „Hausgeiſt“ für allerlei Fragen und Beſprechungen ein halbes Stündchen Gehör gegeben hatte.

Er behandelte ſie dabei nicht wie eine Untergebene, ſondern wie eine verſtändige gute Freundin, auf deren Urteil er Wert legte. Nachdem er ſich ein paarmal darauf ertappt hatte, ſie mit du anzureden, was ſie ihm hoch aufnahm, bat ſie ihn, damit fortzufahren, obwohl ſie ſelbſt an ihrer unterwürfigen Anrede in der dritten Perſon feſthielt. Dieſe kurze abendliche Zwieſprach war ihre Hauptfreude für den ganzen Tag.

Nachdem aber das erſte Trauerjahr verſtrichen und im darauf folgenden das Leben ihres Herrn um nichts heiterer geworden war, wagte ſie einmal ihm zuzureden, daß er ſich in ſeinen Kummer, den ſie ja nur zu berechtigt fand und mit ihm teilte, nicht allzutief vergraben möchte. Es ſei gegen die Natur, daß ein Mann in ſeinen Jahren — er war im Anfang der Vierziger — wie ein Kloſterbruder leben und nur eine Geſchäftsmiene aufſetzen ſollte. Er ſolle doch an den Abendgeſellſchaften in befreundeten Häuſern wieder teilnehmen, auch die Kaſinobälle beſuchen, wenn auch natürlich nur als Zuſchauer; ſeine liebe Selige werde es ihm nicht verdenken, da er ja darum das Andenken an ſie nicht aus dem Herzen verliere.

Herr Leonhard ſchüttelte bei ſolchen halb mütterlichen Ermahnungen des Hausgeiſtes ſtill den Kopf und erwiderte nur, er finde keinen Gefallen daran, ihm ſei am wohlſten, wenn er für ſich bleibe und ſeinen vielen ſtädtiſchen Aufgaben, ſtatt in dem unruhigen Rathauſe, in ſeinem häuslichen Arbeitszimmer ſich widmen könne.

Die Margit hörte ſolche Reden mit gerunzelter Stirn, in die ihr das ſtrohgelbe, ſchon etwas ergrauende Haar hineinhing, unwillig an und ſann hin und her, wie ſie den angebeteten Herrn auf andere Gedanken bringen könne.

Als es ins dritte Jahr ſo fortgegangen war, fing ſie ſogar an zu erwägen, ob nicht ein Radikalmittel allein helfen möchte, der Einzug einer zweiten jungen Herrin in das verödete Haus, in welchem die verehrten Schatten nachgerade lange genug allein geſpukt hätten. So ſehr ſie die arme Verklärte noch jetzt im Herzen trug, — der Witwer, und was zu ſeinem Glücke dienen konnte, lag ihr noch dringender auf der Seele. So begann ſie Umſchau zu halten unter den mannbaren Töchtern der Stadt, die in Betracht kommen konnten, und da ſie mit ihrem klaren Blick, ſo wenig ſie mit den einzelnen zu teilen hatte, gleichwohl die Tugenden und Mängel einer jeden durchſchaute, auch die Verhältniſſe der betreffenden Sippen und Magen kannte, ſo kamen endlich nur zwei oder drei auf die engere Wahl, die ſorgfältiger zu prüfen ſie ſich ſehr geſchickt die Gelegenheit zu verſchaffen wußte.

Sie wurde dabei natürlich von den verſchiedenen Müttern redlich unterſtützt. Denn daß „unſer“ Herr Bürgermeiſter, ſeit er ledig herumging, das Ziel ſehr ernſtlicher Mütterſorgen und auch ihrer wohlerzogenen Töchter war, iſt leicht zu begreifen. Es fehlte ſogar nicht an mehr oder minder eifrigen Bemühungen, die alte Margit ſich zu dieſem Geſchäft geneigt zu machen. Man wußte nicht, was man ihr alles Liebes und Gutes antun ſollte, ihre Gunſt zu erlangen. Der Hausgeiſt aber war all ſolcher verlorenen Liebesmüh unzugänglich. Es handelte ſich ihm nicht darum, ſich einen mehr oder weniger koſtbaren Kuppelpelz zu verdienen, ſondern ihrem Herrn Bürgermeiſter wieder zu einem menſchenwürdigen Leben zu verhelfen, nachdem er nun vier ganze Jahre wie ein mürriſcher Schuhu in ſeinem Neſte geſeſſen hatte.

Da durch die Margit nichts zu erreichen war, ſteckten ſich die guten Mütter hinter ihre Ehemänner und trieben ſie an, den eigenſinnigen Hageſtolz mit offenem oder unumwundenem freundſchaftlichem Zureden ſeiner Einſiedlerſchaft abtrünnig zu machen. Auch die Männer aber hatten, ſo munter beim Abendtrunk ſie es anfingen, keinen Erfolg damit. Der Herr Bürgermeiſter zuckte nur die Achſeln, ſchüttelte die ſchönſten Vernunftgründe für eine zweite Ehe gleichmütig und höchſtens mit einem Seufzer, den man verſchieden deuten konnte, von ſich ab und verließ nur etwas früher als ſonſt das Lokal unter dem Vorwand dringender Arbeiten.

So gab man endlich von allen Seiten die Bemühungen, ihm zu ſeinem Glück zu verhelfen, auf, und dieſe Treue über das Grab hinaus erhöhte nur noch die Verehrung, freilich mit dem Nebengefühl der Frauen und Töchter, daß man ſich auch durch das Übermaß einer Tugend verſündigen könne.

* * *

So war der fünfte Sommer ſeit dem Tode der jungen Frau herangekommen und alles beim alten geblieben.

Verſchiedenen Verſuchungen, eine beſſer beſoldete Stellung in einer größeren Stadt anzunehmen, hatte Herr Leonhard ſtets widerſtanden. Er ſei zu feſt eingewurzelt in dieſem Boden und könne, was er zur Verſchönerung und Sanierung der Stadt unternommen, nicht unvollendet zurücklaſſen. Nach der letzten Ablehnung eines ſehr glänzenden Antrages war ihm ein Fackelzug gebracht worden, bei dem eine Deputation mit einer feierlichen Anſprache ihm etwas Silbernes überreicht hatte, das eine Bürgerkrone vorſtellte. Die Rührung war allgemein geweſen. Der vor Stolz und Freude völlig aus dem Häuschen geratene „Hausgeiſt“ hatte zum erſtenmal das Nachteſſen anbrennen laſſen.

Einige Tage darauf meldete ſich in der Amtsſtube des Rathauſes ein Mann, der ſich als Direktor eines Variététheaters vorſtellte und um die Konzeſſion einkam, mit ſeiner „Künſtlertruppe“ eine Reihe von Vorſtellungen im Stadttheater zu geben.

Da das Haus zufällig frei war, die Wandergeſellſchaft die günſtigſten Zeugniſſe über ihre Leiſtungen aufzuweiſen hatte und die übrigen Väter der Stadt bereitwillig zuſtimmten, erteilte der Bürgermeiſter die Erlaubnis zu zehn Vorſtellungen, doch erſt, nachdem er das Programm ſorgfältig geprüft und den Direktor zur größten Dezenz bei allen Produktionen verpflichtet hatte. Das Theater war zu ähnlichen Schauſtellungen bisher nie benutzt worden und hatte, obwohl vorwiegend kleine Luſtſpiele und Geſangspoſſen zur Aufführung kamen, gleichwohl ſeine alte Würde als fürſtliches Hoftheater zu wahren gewußt. Deshalb ſtrich der Bürgermeiſter einige Nummern, die einen Jahrmarkts- und Gaukleranſtrich zu haben ſchienen, ſo die Exerzitien eines Meerſchweinchenpaares und eines mit einer Katze zuſammen dreſſierten Pudels, vielleicht eingedenk des großen Weimarer Theaterdirektors, der ſeine Stelle aufgegeben hatte, um auf den Brettern, die die Welt bedeuten, keinen Hund dulden zu müſſen.

Die Artiſtengeſellſchaft, die ihr Gaſtſpiel in der kleineren Stadt nur als ein Sommervergnügen betrachtete und im übrigen gewohnt war, vor einem anſpruchsvolleren Publikum aufzutreten, hielt ihren Einzug nicht in der prahleriſchen Weiſe armſeliger Wandertruppen, ſondern geräuſchlos im Omnibus der beiden erſten Hotels, wo ſie ſich ſehr anſtändig hielten und, wenn ſie über Tag ausgingen, wie andere Vergnügungsreiſende auftraten. Zwei oder drei Ehepaare waren darunter und einige Kinder. Eine beſonders reizende junge Frau führte ein bildſchönes, etwa vierjähriges Knäbchen an der Hand und erwiderte mit einem ziemlich kühlen Kopfnicken die Grüße, mit denen junge Kommis und Primaner — ſie wußten ſelbſt nicht, wie ſie dazu kamen — ehrerbietig an ihr vorübergingen. Die Stadt ſchien allen ſehr zu gefallen. Nur der Beſitzer der Meerſchweinchen und des Pudels ſaß ſchmollend in einer Kammer neben dem Pferdeſtall und ſchimpfte über den geringen Kunſtſinn dieſer Spießbürger, die ihn nicht zu ſehen wünſchten.

Der Bürgermeiſter war am Tage der erſten Vorſtellung nicht ſonderlich dazu geſtimmt, ihr beizuwohnen. Es war ein Erinnerungstag aus ſeiner kurzen glücklichen Ehezeit, dazu regte ſich in ihm eine ſtille Abneigung gegen das ganze Gauklerweſen und eine Art Vorgefühl, das er ſich nicht klarzumachen wußte. Zuletzt hielt er es doch für ſeine Pflicht, als Vater der Stadt ſich zu überzeugen, daß ſeinen großen Kindern keine ſchädliche Koſt geboten würde, und begab ſich, da die Produktionen ſchon im Gange waren, in die kleine Proſzeniumsloge, in der zu ihrer Zeit die fürſtlichen Herrſchaften den Vorſtellungen beigewohnt hatten.

Das zierliche kleine Haus in einer Art Rokokoſtil war bis auf den letzten Platz gefüllt, das Publikum ſchien von dem ſeltenen Genuſſe aufs höchſte befriedigt, da es ſelbſt die erſte Nummer, die Herr Leonhard verſäumt hatte, lebhaft beklatſchte, obwohl es eine Chanſonettenſängerin mit einer ausgedienten Stimme war, die allerlei ſentimentale ſogenannte Volkslieder zum beſten gab. Ihr folgte ein „echtes“ ſchottiſches Hochländerpaar, das in der Nationaltracht ein paar volkstümliche Tänze aufführte, zum Klang eines echten Pibroch, den ein dritter Schotte ertönen ließ. Ein Ehepaar in glänzenden, mit Metallſchuppen beſetzten Trikots gab dann erſtaunlich kühne equilibriſtiſche Kunſtſtücke zum beſten, deren elaſtiſche Schönheit ſelbſt die prüdeſten Mütter junger Töchter mit dem herausfordernden Koſtüm des Künſtlerpaares verſöhnte.

Hierauf erſchien ein „japaniſcher“ Jongleur, der eine halbe Stunde lang die Zuſchauer mit ſeinen Künſten in Atem hielt. Dazu ſpielte das Stadtorcheſter, Erfriſchungen wurden herumgetragen, es fehlte nichts, das Publikum in die beſte Laune zu verſetzen.

Nur von dem Bürgermeiſter wollte bei all den heiteren Schauſtellungen die ſchwere Stimmung nicht weichen, in der er das Theater betreten hatte. Er dachte daran, daß er an demſelben Tage vor ſo und ſo viel Jahren auf der Hochzeitsreiſe mit ſeiner jungen Frau „Figaros Hochzeit“ gehört hatte, und verglich damit ſeinen jetzigen Zuſtand, wo er ſich an ſchalen Gauklerkünſten ergötzen ſollte. Schon war er im Begriff, die Loge wieder zu verlaſſen und ſich in ſein ſtilles Arbeitszimmer zu flüchten, als das Orcheſter eine neue Introduktion anſtimmte und auf der Bühne eine reizende junge Frau erſchien in einem nicht allzu theatraliſchen, beſcheiden dekolletierten Anzuge, in dem aſchblonden Haar eine einzige Roſe.

Sie trat, eine Muſikrolle in der Hand, mit ſicherer Haltung bis an die Rampe vor und verneigte ſich herablaſſend gegen das Publikum. Einer ihrer ruhig funkelnden Blicke fiel in die Proſzeniumsloge, wo Herr Leonhard ſich eben erhoben hatte, um fortzugehen. Es war ihm plötzlich unmöglich, einen Fuß zu rühren. Vielmehr ſank er, wie einem Zwange gehorchend, in den Seſſel zurück und betrachtete mit geſpanntem Blick die Sängerin auf der Bühne.

Sie war nicht mehr in der erſten Jugend, ihre ſchlanke Geſtalt voll ausgereift, das Geſicht nichts weniger als regelmäßig ſchön, aber von einem ſeltſamen Reiz, der noch erhöht wurde durch einen Ausdruck von ſtolzer Gleichgültigkeit, wie er fahrenden Fräulein und Mitgliedern reiſender Geſellſchaften, die ſich in lächelnden Grimaſſen gefallen, völlig unbekannt zu ſein pflegt. Herr Leonhard ſaß der Bühne nahe genug, um zu erkennen, daß ſie auch alle üblichen Verſchönerungsmittel, weiße und rote Schminke und den ſchwarzen Stift um die Augen, verſchmäht hatte. Ein Hauch von wilder Friſche ging von ihr aus, als wäre ſie aus einem vornehmen Hauſe zufällig als eine andere Prezioſa unter das Artiſtenvölkchen geraten und ſpielte nur aus einer tollen Laune eine Weile mit.

Sie hätte ſich auch mit ihrem Geſang in jedem Salon hören laſſen können. Daß ſie eine Franzöſin war, verriet ſchon ihr Name: Madame Landrinette, der auf dem Zettel ſtand und den die echte Ausſprache der franzöſiſchen Texte beſtätigte. Graziöſe kleine Liedchen waren es, die ſie mit einer nicht großen, aber gut gebildeten Mezzoſopranſtimme vortrug, mit einem meiſt ſchalkhaften, zuweilen frivolen Inhalt, der in der Überſetzung auf dem Programm ſeine Anmut leider verloren hatte, doch nicht ſo weit ging, die Gemüter der Zuhörerinnen zu beleidigen. Nur zuweilen, wenn eine beſonders mutwillige Pointe im Refrain wiederkehrte, lief ein witziges Lächeln über den roten, nicht eben kleinen Mund der Sängerin, während die großen ſchwarzen Augen ernſthaft blieben.

Ihr Vortrag wurde vom Direktor ſelbſt am Klavier begleitet. Sie ſang vier oder fünf Liedchen, und als der nicht endenwollende Applaus ſie wieder hervorrief, gab ſie noch ein bekanntes deutſches Lied zum beſten, wobei ihre drollige Ausſprache das Publikum vollends in das hellſte Entzücken verſetzte.

Man war einig darüber, daß der Geſang der Madame Landrinette der Glanzpunkt der heutigen Vorſtellung geweſen ſei. Den Töchtern, die ſie heimlich beneideten, tat es wohl, ihre Kenntnis des Franzöſiſchen zu zeigen, indem ſie zuhörten, ohne auf die Überſetzung zu blicken. Die Männer waren ohne Ausnahme in Ekſtaſe. Vor allem tat ſich ein Herr Feigenbaum durch wütendes Applaudieren hervor, der Bankier der Stadt, ein Mann nicht über vierzig Jahre, doch mit ganz kahlem Haupt. Neben ihm ſaß in der erſten Reihe des Parketts ein junger Offizier, Leutnant eines Gardedragoner-Regiments, der zum Beſuch von Verwandten Urlaub genommen und bisher ſich in der etwas philiſterhaften Geſellſchaft unverhohlen gelangweilt hatte. Er ging in der Pauſe eilig fort und kehrte mit einem großen Blumenſtrauß zurück, den er der genialen „Diſeuſe“, wie er ſie nannte, bei ihrem zweiten Auftreten zuwerfen wollte.

Denn allerdings ſtand ihr Name noch einmal auf dem Zettel, am Schluß des Abends, in einer „Pantomime: Venus und Amor“, auf die alle Zuſchauer ſo ungeduldig geſpannt waren, daß die zwei Nummern, die noch dazwiſchen lagen, keine ſonderliche Aufmerkſamkeit erregen konnten.

Als dann endlich der Direktor wieder heraustrat und ſich an das Klavier ſetzte, um die Pantomime zu akkompagnieren, ging eine atemloſe Stille durch das ganze Haus, und alle Operngläſer richteten ſich wie auf Kommando nach der Kuliſſe, aus der die beiden mythologiſchen Figuren hervorſchweben ſollten.

Nun kam Madame Landrinette freilich nicht, wie man es von einer Göttin hätte erwarten können, auf einem von Tauben gezogenen Wolkenwagen auf die Szene geflogen, aber die Art, wie ſie aus dem Buſchwerk hereingelaufen kam, ihr Bübchen huckepack tragend, mit einem Lachen, bei dem die glänzendſten Zähne ſichtbar wurden, war viel entzückender als ein Erſcheinen auf der ſchönſten Flugmaſchine geweſen wäre.

Sie ſchien eine ganz andere Perſon geworden zu ſein, nichts erinnerte an die blaſierte Sängerin der frivolen Chanſons, alles an ihr war ſprühendes, mutwilliges, bacchantiſches Leben. Statt der Konzerttoilette trug ſie ein veilchenblaues Röckchen aus leichteſtem Stoff, das ihre kleinen Füße bis über die Knöchel hinauf freiließ, oben den weißen blühenden Hals und die ſchönen blaſſen Arme entblößt, im Haar einen Kranz von kleinen Roſen mit einem goldenen Bande feſtgehalten. Das Bübchen ſteckte bis auf einen goldigen Schal, der leicht um die Hüften geſchlungen war, ganz in roſafarbenem Trikot, hatte einen Veilchenkranz auf dem Lockenkopf, und ein goldener Köcher und blanker Flitzbogen, die bei jedem Sprunge klirrten, hing ihm über dem Schulterchen herab.

Ein Ah! der lebhafteſten Bewunderung lief durch die Reihen der Zuſchauer, als die reizende Gruppe hereinflog, und der dicke Bankier und der ritterliche Leutnant in der vorderſten Reihe gaben durch lautes Klatſchen das Signal zu einem begeiſterten Empfang. Frau Venus aber, ohne mit dem üblichen koketten Verneigen ſich zu bedanken, rannte ein paarmal mit dem Kleinen um die Bühne und hob ihn dann mit einem tollen Schwung von ihrem Nacken herab. Dann begann ſie mit ihm einen überaus anmutigen Tanz, ihn bald an den Händchen faſſend und herumwirbelnd, bald ihn frei umkreiſend und plötzlich wieder aufhebend, wozu ihr Begleiter ſehr geſchickt in wechſelndem Rhythmus ihren Tanzfiguren folgte. Endlich ſtellte ſie ſich ermüdet und warf ſich auf eine weichgepolſterte Raſenbank, das Knäbchen an ſich ziehend, wie eine Mutter, die ſich mit ihrem Kleinen zum nächtlichen Schlummer hinſtreckt.

So reizend aber die ſchlafende Liebesgöttin bei der ſanften Muſik ſich ausnahm, daß ſelbſt die eiferſüchtigen Frauen geſtehen mußten, man könne nicht verführeriſcher und zugleich anſtändiger zu Bette liegen, auch die bewundernden Männer wünſchten endlich, daß die Schläferin ſich wieder regen möchte. Dieſer Meinung ſchien auch der kleine Amor zu ſein. Er ſchlug die Augen auf, betrachtete die ſchöne Mama und fing an, ſie an den Haaren zu zupfen, ihr Geſicht zu ſtreicheln und an ihrem goldenen Gürtel zu ziehen. Frau Venus wandte ſich erſt unwillig auf die andere Seite und ſuchte weiterzuſchlafen. Als der Kleine aber nicht nachließ, richtete ſie ſich auf, ergriff ihn und legte ihn mit einem zornigen Blick über ihr Knie, wobei ſie ihm mit der flachen Hand ein paar Schläge auf ſein rundes Körperchen gab. Sogleich fing der gut dreſſierte kleine Komödiant jämmerlich zu weinen an und beruhigte ſich erſt wieder, als die Mutter ihn an ihr Herz zog und ſein Geſichtchen mit Küſſen bedeckte.

Das war ſo allerliebſt anzuſehen, daß ein großer Applaus losbrach. Der Leutnant ließ ſich zu dem lauten Ausruf fortreißen: „Ein beneidenswertes Kind!“ Frau Venus aber fing nun an, den Kleinen in die Lehre zu nehmen. Sie zog einen der goldenen Pfeile aus dem Köcher und zeigte ihm, wie er den Bogen zu ſpannen und den Pfeil abzudrücken hätte. Die erſten Male mißlang es. Dann aber ſchwirrte das buntbefiederte Geſchoß hoch in die Kuliſſe, worauf der kleine Schütz in ein jubelndes Lachen ausbrach und ausgelaſſen herumſprang.

Sodann nahm er ſelbſt einen zweiten Pfeil heraus und ſah ſich mit einer ſpitzbübiſchen Miene im Zuſchauerraum nach einem Ziel um. Der Kahlkopf des Herrn Feigenbaum ſchien ihn zu reizen, die Mutter aber wehrte ihm ab, als er darauf anlegte. Dann lockte ihn die blanke Uniform des Leutnants. Auch auf dieſen zu ſchießen verbot ihm die Mutter. Sie hatte in der vornehmſten Loge den Herrn Bürgermeiſter entdeckt, kniete nun neben dem Kleinen nieder und flüſterte ihm etwas ins Ohr. Sogleich verſtand er, was ſie wollte, zielte mit einem mutwilligen Lachen auf den großen Herrn dort und ſchnellte den Pfeil ſo kräftig ab, daß er bis an die Brüſtung der Loge flog und dicht davor ins Orcheſter niederfiel.

Dies Schauſpiel erregte die allgemeinſte Heiterkeit und einen Beifall, der nicht aufhören wollte, auch als Mutter und Kind, letzteres mit einigen Handküſſen, die es ins Publikum warf, ſich eilig zurückgezogen hatten. Man wollte ſie durchaus noch einmal ſehen, ſie folgte aber den ſtürmiſchen Hervorrufen nicht, ſtatt ihrer erſchien der Direktor vor den Lampen und dankte in ihrem Namen: Madame Landrinette laſſe ſich entſchuldigen, ſie ſei gewohnt, gleich nach der Vorſtellung ihrem Söhnchen ſeine Milch zu geben und es zu Bett zu bringen.

* * *

Dieſer Beweis zärtlicher Mutterliebe eroberte der ſchönen Künſtlerin vollends alle Herzen. Das Publikum verließ hochbefriedigt das Haus, und der Name Landrinette war in aller Munde. Alle übrigen Mitglieder der Truppe traten gegen ſie in Schatten.

Auch in dem Herrenklub, der ſich auch heute wieder im Goldenen Löwen verſammelte, wurde natürlich von nichts anderem geſprochen. Der alte Sanitätsrat verbreitete ſich ſachkundig über den wundervollen Wuchs der Künſtlerin, ein Porträtmaler, der einzige ſeines Zeichens, der ſeit Jahren in der Stadt ſeine Kunſt betrieb, verglich ſie mit berühmten Venusbildern und ſtellte ſie in die Mitte zwiſchen Tizians und Rubens' Phantaſiegeſtalten, Herr Feigenbaum erging ſich in Erinnerungen an vielgenannte „Sterne“ der Pariſer Folies bergères und des Berliner Wintergartens, deren näherer Bekanntſchaft er ſich mit vielſagendem Schmunzeln rühmte, und in einer Pauſe des lebhaften Geſpräches hörte man zu allgemeiner Erheiterung den Dragonerleutnant ganz trocken äußern: „Sie iſt doch ein Racker.“

Hiermit antwortete er auf die Behauptung einiger braver alter Herren, die ſich dafür verbürgen wollten, dieſe Venus ſei eine durchaus tugendhafte Frau, ihr bacchantiſches Herumtollen gehöre ebenſo wie das ſehr weitherzige Koſtüm zu ihrer Rolle, und ihr wahrer Charakter komme bei dem unſchuldigen Teile ihres Liedervortrages zutage. Dieſe züchtige Haltung erlaubte ſich der junge Herr als ſtudierte Koketterie auszulegen, worüber dann ein heftiger Streit entbrannte. Zuletzt wurde der Bürgermeiſter, der ſich ſtumm verhalten und bei ſeinem Schoppen Wein in eine Zeitung vertieft hatte, um ſeine Meinung befragt.

Seine ernſte Gegenwart pflegte auch ſonſt der Geſellſchaft einen gewiſſen Zwang aufzuerlegen. Schlüpfrige Anekdoten und frivoler Klatſch wagten ſich nicht hervor, ſolange er zugegen war, man wartete damit, bis er gewohnheitsmäßig um neun Uhr das Lokal verließ. Heute war es des Theaters wegen ſpäter geworden. So ſah er denn nach der Uhr, trank ſein Glas aus und ſagte nur, indem er aufſtand: „Ich bin in ſolchen Fragen nicht kompetent, da ich keine Tingeltangel-Erfahrungen geſammelt habe. Jedenfalls ſcheint es mir nicht erlaubt, eine ſchöne Frau, bloß weil ſie öffentlich auftritt, für liederlich zu halten, zumal wenn ſie ſich als eine gute Mutter zeigt. Ich wünſche den geehrten Herren eine gute Nacht.“

Damit nahm er ſeinen Hut und ging.

Sobald er hinaus war, erklärte der Leutnant, gleichſam um ſich bei den Verteidigern der franzöſiſchen Hexe zu rechtfertigen, er habe das Wort „Racker“ nur in dem Sinne gebraucht, daß ſie temperamentvoll ſei und ſozuſagen den Teufel im Leibe habe. Übrigens ſcheine der Herr Bürgermeiſter doch eine Wunde davongetragen zu haben, obwohl der Pfeil des kleinen Schützen an der Logenbrüſtung abgeprallt ſei.

Das wurde nun einſtimmig beſtritten, da man das asketiſche Leben des Stadtoberhauptes zu genau kenne, um ihn einer ſolchen Schwäche fähig zu halten.

Der Leutnant ſchwieg und dachte ſich ſein Teil. Er ahnte freilich nicht, wie nah ſeine Vermutung die Wahrheit getroffen hatte.

Denn in der ſeltſamſten Verwirrung aller Sinne und Gedanken hatte Herr Leonhard das Theater verlaſſen.

In ſeinem weltfremden, arbeitſamen Leben hatten Schönheit und Frauengunſt bisher keine Rolle geſpielt. Auch an ſeiner Liebe zu dem anmutigen Weſen, das ſeine Frau wurde, hatte der Zauber der Sinne nur einen beſcheidenen Anteil gehabt. Nachdem er ſie verloren, war er ihrem Andenken treu geblieben, ohne daß er ſich's ausdrücklich gelobt oder gar zum Verdienſt angerechnet hätte. Leiſe und unvermerkt war der Aktenſtaub ihm auf die Seele gefallen und hatte die zarteren Gefühle mehr und mehr erſtickt. Nun war durch den heißen Sturm ſinnlicher Aufregung, der heute abend durch die Szene fuhr und die reizende Geſtalt der Gauklerin herumwirbelte, jener Staub plötzlich weggeblaſen worden, ſo daß dies noch nicht verdorrte Mannesherz nackt und wehrlos dalag und von dem Flammenblick der ſchwarzen Augen leicht in Brand geſteckt werden konnte.

Es war das ſo ſchmerzlos, ſo ungeahnt geſchehen, daß der Getroffene ſich des Ereigniſſes kaum bewußt geworden war. Er ging nur wie in einem helldunklen Traum, immer das zauberhafte Bild vor Augen, hörte die leiſe melodiſche Stimme und ſah in dem üppigen Munde die weißen Zähne blinken, ohne ſich klar darüber zu werden, daß die Wirkung von einem lebenden Weſen in Fleiſch und Blut ausging. Seiner reinen Natur war es unmöglich, zu glauben, daß eine ſolche Macht von einem niedrigen Geſchöpf ausgeübt werden könne. Die Reden der Herren über ſie hatten ihn kaum berührt, und nur wie man einen abſtrakten Grundſatz ausſpricht, hatte er für die Tugend der Verdächtigten Partei ergriffen.

Jetzt, da er in der dunklen Nacht mit ſeinem erſchütterten Gemüt allein war, durchſtrömte ihn ein Wonnegefühl wie nach einem vollendeten Kunſtgenuß. Er konnte ſogar, ohne zu erröten, an jene längſt verſchollene Vorſtellung der Oper Mozarts zurückdenken und verſuchen, zwiſchen ihr und dem heutigen Erlebnis einen Vergleich anzuſtellen. Doch nicht bloß die Erinnerung an jene göttliche Muſik verblaßte gegen den Eindruck der leichtgeſchürzten franzöſiſchen Liedchen, auch das Bild der geliebten jungen Frau trat in den Schatten, ſobald er ſich der Geſtalt der Fremden und jeder ihrer geſchmeidigen Bewegungen entſann.

Der Kopf glühte ihm, und ſein Herz klopfte heftig, ſo daß er noch eine Stunde fieberhaft durch die ſtillen Straßen ſchritt, ehe er den Mut fand, nach Hauſe zu gehen und ſich den ſorglichen Blicken ſeines Hausgeiſtes auszuſetzen.

Die Margit hatte gewußt, daß ihr Herr ſpäter als ſonſt aus dem Theater heimkehren würde. Sein ſeltſam unſteter Blick aber fiel ihr auf, und ſie erlaubte ſich zu fragen, ob ihm nicht wohl ſei. — Sehr wohl! — Wie ihm das Schauſpiel gefallen habe? — Es ſei recht hübſch geweſen. — So einſilbig antwortete er ihr ſonſt nie. Auch rührte er die kalte Küche, die ſie ihm bereitgeſtellt hatte, nicht an, ſtürzte nur ein Glas Waſſer haſtig hinunter und ſagte, er ſei müde und wolle gleich zu Bett gehen.

So ging er in ſein Zimmer, brachte es aber nicht über ſich, ſogleich ſich ſchlafen zu legen, ſondern wanderte in aufgeregtem, gedankenloſem Brüten bis lange nach Mitternacht auf und ab, um auch dann nur einen unruhigen Schlaf zu finden.

Der Hausgeiſt aber behorchte all ſeine Tritte mit bekümmertem Herzen. Irgend etwas mußte geſchehen ſein, was ihrem angebeteten Herrn ſo heftig zu ſchaffen machte, daß ihn ſelbſt ſein bewährter Kinderſchlaf im Stiche ließ. Sie beſchloß, nicht zu ruhen, bis ſie dem Rätſel auf die Spur gekommen wäre.

* * *

In Margits derbem, vierſchrötigem Kopfe wohnte, wie geſagt, ein feiner Geiſt.

Sie war ohne andere Bildung, als die ſie aus der Volksſchule mitgebracht, in den Dienſt getreten. Aber in dem langen vertrauten Verkehr mit ihrer Herrſchaft hatte ſie manches gelernt, und ſeitdem ihr törichtes

Herz einmal mit dem klugen Kopf durchgegangen war, hatte ſie's immer auf dem rechten Fleck gehabt und Menſchen und Verhältniſſe mit hellen Augen zu beurteilen verſtanden.

Sie las faſt nichts als einen Hausfrauenkalender und eine alte Bibel, ſprach aber ein richtiges Deutſch mit einem leiſen Anklang an die Volksmundart, und ſelbſt die gebildeten Damen der Nachbarſchaft, die ſie oft in Haushaltungsſachen befragten, unterhielten ſich gern mit ihr, da ihr trockener Humor ſie beluſtigte. Bei ihrer ſtillen, gleichmäßigen Heiterkeit war es ſonderbar, daß ſie die Luſtſpiele, die vorzugsweiſe im Theater zur Aufführung kamen, nicht liebte, dagegen in ernſten Stücken mit dem andächtigſten Intereſſe bis zum Schluß aushielt, auch wenn dadurch das Abendeſſen ihrer Herrſchaft gelegentlich verſpätet wurde.

Da ſie ſich nun daran erinnerte, daß ſie einmal nach einer Aufführung von „Kabale und Liebe“ die ganze Nacht keinen Schlaf gefunden hatte, wäre ihr das nächtliche ruheloſe Herumwandern ihres Herrn Bürgermeiſters ſehr begreiflich erſchienen, wenn ſich's bei dem Debut der fahrenden Leute um etwas Tragiſches oder Leidenſchaftliches gehandelt hätte. Das konnte aber nicht der Fall ſein, da ſie den Zettel ſtudiert und ſich von einer Nachbarin hatte erklären laſſen, was eine Pantomime ſei. Von Venus und Amor hatte ſie nur eine dunkle Vorſtellung. Aber die Gemüſefrau, bei der ſie am Morgen eingekauft, und die von allen Neuigkeiten der Stadt Beſcheid wußte, hatte ihr erzählt, daß ſich unter der Komödiantentruppe ein paar ſehr ſchöne Frauenzimmer befänden. Das gab ihr zu denken, trotz der Gleichgültigkeit ihres Herrn gegen das ſchöne Geſchlecht.

Um nun der Sache auf den Grund zu kommen, kaufte ſie ſich am nächſten Abend ein Galeriebillett, der Loge gegenüber, in der das Stadtoberhaupt freien Eintritt hatte. Schon das war ihr auffallend, daß der geſtrenge Herr Bürgermeiſter, der ſich nur aus Amtspflicht ein einziges Mal unter der Volksmenge blicken ließ, wenn Kunſtreiter oder Luftſpringer zu Pfingſten auf der Feſtwieſe ihr Weſen trieben, heute ſchon wieder der Vorſtellung beiwohnte, die ſie für nicht viel Beſſeres hielt als jene freien Künſte.

Er ſchien auch in der Tat eher gelangweilt als ergötzt zuzuſchauen und während der erſten Nummern oft teilnahmlos in ſich zu verſinken. Seine Haltung änderte ſich aber auffallend, ſobald die Franzöſin die Bühne betrat und ihre Lieder zu trällern anfing. Das Opernglas, das bei der Nähe der Loge kaum nötig ſchien, kam nicht von ſeinen Augen, und als Madame Landrinette geendet hatte, ſtand er auf und klatſchte ſo begeiſtert, daß ſogar vom Parkett aus viele Blicke ſich nach ihm richteten, da man „unſeren Bürgermeiſter“ bisher nicht als Muſikenthuſiaſten gekannt hatte.

Auf Margit dagegen hatte der Geſang ſowohl wie die Sängerin nur einen mäßigen Eindruck gemacht. Für die franzöſiſche Grazie fehlte ihr das Verſtändnis, und die geputzte Dame mit dem Stumpfnäschen und dem üppigen Munde erregte der ehrlichen Seele ſogar einen Widerwillen. Was ihr Herr daran finde, konnte ſie ſich nicht erklären.

Ein wenig beſſer verſtand ſie es, als zum Schluß die Sängerin mit ihrem Kleinen in der Pantomime auftrat, in der ſie wieder den ganzen Reiz ihrer Geſtalt und ihres Mienenſpiels in der ſehr loſen Toilette entfalten konnte.

Es war nicht die geſtrige mythologiſche Szene, ſondern ein kleines, nicht gerade geiſtreiches Märchenſpiel, bei dem das Knäbchen als ein armes, im Walde verirrtes Waiſenkind, ſeine Mutter zunächſt als Waldfrau in einem ſchwarzen Mantel und einer Greiſenmaske erſchien. Nach allerhand rührenden kleinen Auftritten warf die Hexe ihre dunkle Hülle ab und ſtand in einem funkelbunten Gewande mit bloßem Halſe und ſchneeweißen Armen als gütige Fee da, die dem Kinde ebenfalls ein blankes Kleid anzauberte und nun wieder allerlei neckiſche Spiele und Tänze mit ihm aufführte.

Diesmal begriff die alte Getreue oben auf der Galerie, daß ein ſtattlicher Mann in den beſten Jahren in helles Feuer geraten und gleichfalls eine Art Verzauberung erleiden konnte.

Sie ſchlich ſich nach dem Ende der Vorſtellung in tiefbekümmerter Stimmung nach Hauſe, ohne auf das Geſchwätz einer guten Freundin, die ſich auf dem Heimwege ihr anſchloß, anders als mit dumpfen Naturlauten zu antworten. Es war ihr mit Schrecken in die Erinnerung gekommen, daß ſie ja ſelbſt eine ähnliche Behexung erlebt hatte, als ihr Tabulettkrämer ſie mit ſeinen unheimlich ſchwarzen Augen von ihrer Pflicht weggelockt hatte. Freilich war ſie damals ein unerfahrenes dummes Ding geweſen, und ihr Herr Bürgermeiſter war ein reifer Mann und obendrein ein Heiliger. Aber vielleicht gerade darum —! Nach langem Faſten pflegt jeder Wein, und wenn es keiner von den edelſten wäre, unbegreiflich ſchnell zu Kopfe zu ſteigen und ins Blut zu gehen.

Sie wartete trübſelig auf das Nachhauſekommen ihres Herrn, den ein ſo ſchweres Unheil betroffen hatte. Er vermied heute die Geſellſchaft im „Löwen", verſpätete ſich aber doch ein wenig.

Er hatte der Verſuchung nicht widerſtehen können, da aus ſeiner Loge ein ſchmales Seitentürchen direkt auf die Bühne führte, ſobald die Vorſtellung zu Ende war, ſich dort hinauszuſtehlen und der Künſtlerin, ehe ſie mit dem Kleinen verſchwand, ſich vorzuſtellen. Er ſagte ihr in größter Verwirrung einige Komplimente über ihr reizendes Spiel, küßte ihr die Hand und dem Knaben die blanken Augen und fragte ſie, bei wem ſie ihr Talent ausgebildet habe. Da er kein ſehr flüſſiges Franzöſiſch ſprach, ſie aber nur ein gebrochenes Deutſch, kam die Unterhaltung nicht recht in Gang. Die kluge Frau verſtand aber ſehr gut, daß ſie eine glorreiche Eroberung gemacht hatte, ſpielte die beſcheidene Künſtlerin und zärtliche Mutter und liebkoſte gefliſſentlich den Kleinen, um ihren hochmögenden Verehrer neidiſch zu machen. Der Direktor kam dazu, Herr Leonhard fragte, ob das Gaſtſpiel nicht verlängert werden könne, und beklagte lebhaft, daß ein feſter Kontrakt nach den zehn Abenden die Geſellſchaft zur Abreiſe verpflichtete.

Mit einem vielſagenden dankbaren Blick verabſchiedete ſich Madame Landrinette, und Herr Leonhard ging, noch unwiderſtehlicher von ihr berückt, nach Hauſe.

* * *

Er begrüßte ſeine alte Dienerin nur mit einem ſtillen Kopfnicken und wechſelte auch, während ſie ihm ſein frugales Abendeſſen auftrug, kein Wort mit ihr, da er ſonſt zu dieſer Stunde gewohnt geweſen war, die kleinen Vorfälle des Tages mit ihr zu beſprechen. Das beſtätigte ſie in ihrem Verdacht. Sie hütete ſich, ihrerſeits vom Theater anzufangen, und hatte ihm auch verſchwiegen, daß ſie vorgehabt, ſelbſt hinzugehen. Daß die darauf folgende Nacht für die beiden ebenſo unruhigen Schlaf brachte wie die vergangene, kann niemand wundernehmen.

Nun gewährte ihnen aber auch der andere Tag keine ſonderliche Beruhigung. Alle Anſchläge, die der klugen Alten durch den Kopf gingen, wie ſie ihren armen Herrn aus dem Netz der gefährlichen Hexe retten könnte, erwieſen ſich bei näherer Überlegung als unpraktiſch. Und doch war es ihr unfaßbar, daß ſie die Hände in den Schoß legen und das Verderben ſeinen Gang gehen laſſen ſollte. Der Aufenthalt der Truppe war freilich auf eine gemeſſene Zeit beſchränkt. Doch was konnte ſich in dieſen acht Tagen alles ereignen! Wenn die Betörung des ſonſt ſo rechtſchaffenen Mannes ſich dermaßen ſteigerte, daß er dem gleißenden Irrlicht nachlief und Amt und Würden darüber in die Schanze ſchlug? Hatte ſie's nicht an ſich ſelbſt erlebt, daß die verliebte Liebe ſtärker iſt als alle Vernunft? Und daß in dieſem Falle der Teufel ein beſonderes ſchadenfrohes Vergnügen daran finden würde, ſeine Macht zu zeigen, war begreiflich, da es ſich um einen Mann handelte, der bisher all ſeinen Liſten und Tücken zu trotzen gewagt hatte.

Mit wachſendem Schrecken ſah die treue Seele, daß das Fieber täglich zunahm, und ſchämte ſich unendlich, daß auch andere die krankhaften Symptome wahrzunehmen anfingen. Im Rathaus wunderte man ſich über eine ungewohnte Zerſtreutheit und Vernachläſſigung dringender Geſchäfte, die ſich der Vater der Stadt zuſchulden kommen ließ. Eine Blumenhändlerin hatte ausgeſchwatzt, daß der Herr Bürgermeiſter täglich ein herrliches Bukett der Franzöſin im „Greifen" ſchicken ließ, freilich ohne den Namen dabei zu nennen. Doch daß ſie an dem Abſender nicht zweifelte, konnte man deutlich erkennen, da ſie, wenn ſie mit dem Strauß die Bühne betrat, ihren erſten Blick mit einer leichten Verbeugung auf die Proſzeniumsloge richtete.

Auch im „Löwen“ wurde das Betragen Herrn Leonhards, deſſen Platz am Stammtiſch leer blieb, vielfach beſprochen, immerhin bei der Verehrung, die er genoß, mit einiger Zurückhaltung. Höchſtens daß Herr Feigenbaum von dem Johannistrieb ſprach, der auch einem heiligen Antonius einmal zu ſchaffen machen könne, während der Leutnant mit einem zweideutigen Zwinkern der Augen erklärte, er wiſſe aus beſter Quelle, daß dieſe Huldigungen die Grenze platoniſcher Kunſtbegeiſterung nicht überſchritten.

Er ſelbſt wurde öfter geſehen in Begleitung des ſchönen „Rackers“, die eine gewandte Reiterin war und ſich von ihm die Umgegend der Stadt zeigen ließ, während Herr Feigenbaum ſie nur ein einziges Mal bewogen hatte, in ſeinem Wagen mit ihm nach der Villa zu fahren, die er eine Stunde von der Stadt entfernt beſaß. Dabei hatte aber der Kleine zwiſchen ihnen geſeſſen.

Hierüber wurde natürlich in der Stadt viel geredet, Margit aber ſchnitt jede anzügliche Äußerung, die man an ſie bringen wollte, mit einer groben Gebärde ab und ſchloß ſich, wenn ſie ihre Hausarbeit getan hatte, mit ihrem Kummer in ihr Stübchen ein, ungeduldig die Tage zählend, bis das Wetter ſich verzogen haben würde.

* *
*

Der letzte Tag brach denn auch endlich an.

Auf den Plakaten an den Straßenecken ſtand: „Abſchiedsvorſtellung zum Benefiz von Madame Landrinette“ und auf dem Programm als letzte Nummer die Pantomime „Venus und Amor“.

Zum erſtenmal atmete das ſchwere Herz der Margit erleichtert auf, als ſie dieſe tröſtliche Anzeige las. Doch ſollte ihr gleich eine viel ſchwerere Laſt darauffallen.

Um neun Uhr, nachdem Herr Leonhard gefrühſtückt hatte, ſchon zu ſeinem täglichen Gang nach dem Rathaus gerüſtet, trat er in die Küche und ſagte, indem er die Augen ſcheinbar gleichgültig über die blankgeſcheuerten Kupferpfannen an der Wand gleiten ließ: „Ich erwarte heut' abend einen Gaſt, Margit. Sorge für ein feines Nachteſſen und kaufe auch Blumen für den Tiſch, damit er etwas zierlicher ausſieht. Du kannſt auch das beſſere Service herausnehmen. Ich verlaſſe mich auf dich, daß alles hübſch und anſtändig gemacht wird. Die Lisbeth kann dableiben und dir helfen.“

Margit ſah ihn groß an, mit einem Blick, vor dem der ſeine nicht ſtandhielt. Sie war ſo erſchrocken, daß ſie nach Atem ringen mußte, ehe ſie ein Wort hervorbringen konnte.

„Ein Gaſt?“ ſagte ſie. „Zu welcher Stunde wird er denn kommen?“

„Die Stunde iſt nicht ganz ſicher zu beſtimmen. Vielleicht um zehn, es kann aber auch ſpäter werden.“

„Dann wird's mit dem warmen Abendeſſen nicht gehen, die Sachen werden nicht beſſer, wenn ſie lange auf'm Herd ſtehen.“

„Nun, ſo rüſte ein paar kalte Schüſſeln, aber daß es das Feinſte iſt, was ſich auftreiben läßt, und einen Teller mit kleinen Kuchen. Auch Eis beſorge für den Champagner. Du mußt dir Ehre machen, Margit.“

Damit drehte er ſich mit unbeholfener Eile um und verließ die Küche.

Kaum war er hinaus, ſo ſank die treue Alte auf einen Schemel und ſtarrte in bitterſtem Herzweh vor ſich hin.

„Mir Ehre machen! O, du mein gütiger Heiland! wenn ſolche Schande über unſer Haus kommt! Ich wollt', mich träf' auf der Stelle der Schlag — eh' ich das — das erleben müßt'!“

Als ſie in dieſem Selbſtgeſpräch ihre Stimme hörte, überkam ſie ein ſo jämmerliches Mitleid mit ſich ſelbſt, daß ſie plötzlich in lautes Weinen ausbrach. Doch nur ganz kurze Zeit. Dann wurde ſie ebenſo plötzlich wieder ruhig, trocknete ſich mit der Schürze die Augen und ſtand auf, ihrer häuslichen Arbeit wie ſonſt nachzugehen. Es ſah ihr dabei aber eine ſo ſtarre, finſtere Entſchloſſenheit aus den Augen, daß es der Lisbeth, die ſich bald darauf bei ihr einfand, ganz unheimlich wurde. Auf ihre Frage aber, ob der Jungfer Margit nicht wohl ſei, erhielt ſie eine Abfertigung, die jede weitere Ausſprache abſchnitt.

Herrn Leonhard, ſo ſicher er war, daß ſeine Befehle pünktlich ausgeführt werden würden, und ſo ſtürmiſch ſein Herz klopfte, wenn er ſich den Beſuch ſeines Gaſtes recht deutlich vorſtellen wollte — in ſeinem Innerſten war's ihm doch nicht ganz geheuer. Der Blick der Margit ging ihm den ganzen Tag nach. Es war ihm ſelbſt nicht recht wohl dabei, daß dieſes kleine Souper unter vier Augen in ſeinem eigenen Hauſe ſtattfinden ſollte. Doch ohne Aufſehen zu erregen, ließ ſich's an keinem anderen Ort veranſtalten, und nicht wie in großen Städten gab es hier ein Reſtaurant, wo für Leute, die für ſich zu bleiben wünſchten, eine chambre séparée aufgeſchloſſen wurde.

Die Aktenarbeit half dem Herrn Bürgermeiſter über die peinliche Stimmung nicht hinweg. Während des Mittagseſſens in ſeinem Hauſe bekam er die Margit nicht zu ſehen, da ſie diesmal ihre Gehilfin mit dem Aufwarten betraute. Er war ihr dankbar dafür und erkannte ihren feinen Takt, der ſie zu ſolchem Fernbleiben bewog, wenn ſie ſich auch in das Unabänderliche fügen mußte.

* * *

Zur gewöhnlichen Stunde begann die Benefizvorſtellung, doch unter ungewöhnlichem Andrang des Publikums. Das Programm war auch beſonders vielverheißend, jedes Mitglied erſchien mit einer neuen Produktion, der Geiger auf dem ſtraffen Seil als Affe verkleidet, das ſchottiſche Kleeblatt in ebenſo „echten" Tirolerkoſtümen und ſtatt des Dudelſacks mit einer Schlagzither, dazu die letzte berühmte Nummer der Benefiziantin, in der ſie ſeitdem nicht wieder aufgetreten war.

Das Haus war übervoll, der Herr Bürgermeiſter in ſeiner Loge, doch heute ſich des Klatſchens enthaltend, aus einem verſchämten Gefühl, über das er ſelbſt ſich nicht klar war. Als die Zauberin, am Schluß ſtürmiſch herausgerufen, ſich immer wieder verneigt hatte, lief ſie endlich ans Klavier und fing das Liedchen: Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus — mit einer ſo rührenden Stimme zu ſingen an, wobei jedoch ihr ſchalkhaft lachender Mund zu erkennen gab, daß es ihr mit dem Abſchiedsſchmerz nicht ſo ganz ernſt war, daß das Publikum in eine wirkliche Rührung geriet und am Schluß hundertſtimmig in den Ruf: „Wiederkommen! Wiederkommen!" ausbrach.

Von Kränzen und Blumenſträußen fiel ein ſolcher Regen auf die Bühne, und der Tüten mit Bonbons und anderen Näſchereien für den „herzigen, goldigen" Amor war eine ſolche Menge, daß ein Theaterdiener mit einem großen Korbe Mühe hatte, dieſe Liebesgaben des begeiſterten Publikums hinauszuſchaffen.

Herr Leonhard hatte ſich an dieſer Ovation nicht beteiligt. Es war ihm dabei zumute, als gelte das alles ihm ſelber mit, da er ſich wegen ſeiner Freundſchaft für Mutter und Kind als zur Familie gehörig betrachten dürfe. In einem ſeltſamen Glücksrauſch und dem Vorgefühl noch größeren Glückes taumelte er durch ein paar ſtille Seitengaſſen, da er von der übrigen Menge nicht erkannt zu werden wünſchte, ſeinem Hauſe zu und ſtieg die Treppe ins obere Stockwerk hinauf.

Als er in ſein Zimmer trat, das neben dem Eßzimmer lag, brannten in beiden Räumen die Lampen, und ein leiſer Roſenduft kam von dem zierlich gedeckten Eßtiſch. Die Schüſſeln mit der kalten Küche und der Aufſatz mit allerlei Früchten und Kuchenwerk nahmen ſich ſehr einladend aus, und aus einem Eiskübel ragte der ſilberne Hals einer Champagnerflaſche hervor.

Margit ſtand nahe bei der Tür wie in Erwartung weiterer Befehle. Sie ſah ihrem eintretenden Herrn, der mit etwas unſicherer Haltung ihr zunickte, mit einem ruhigen Blick entgegen.

„Alles fertig, Margit?"

„Der Herr Bürgermeiſter kann ſich ſelbſt überzeugen."

Herr Leonhard trat auf die Schwelle des Eßzimmers und warf einen flüchtigen Blick auf den Tiſch. „Ich danke dir, Margit," ſagte er. „Du haſt's ganz in meinem Sinne gemacht. Ich denke, in einer halben Stunde wird mein Gaſt kommen. Du brauchſt dich dann mit dem Bedienen nicht weiter zu bemühen, das beſorge ich ſchon ſelbſt. Du kannſt ruhig zu Bett gehen, wenn du der Dame die Haustür geöffnet und ſie heraufgeführt haſt."

Eine kleine Pauſe trat ein. Herr Leonhard legte Hut und Stock ab und trat an ſeinen Schreibtiſch, die Röte zu verbergen, die ihm ins Geſicht geſtiegen war. Da hörte er die Magd mit etwas bebender Stimme ſagen: „Zu Bett werde ich freilich gehen, aber nicht mehr in dieſem Haus, und wenn der Herr Bürgermeiſter hier mit einer Dame ſpeiſen will, ſo wird er ihr ſelbſt die Haustür aufſchließen und ſie heraufführen müſſen. Die alte Margit wünſcht dem Herrn eine gute Nacht und dankt ihm für alles Gute, was ſie bei ihm genoſſen hat, aber in ſeinem Dienſt kann ſie nicht länger bleiben und wird ſehen, wo anders unterzukommen. Sie iſt ja gottlob zu jeder Arbeit bereit und in der ganzen Stadt als treu und fleißig bekannt. Das Zeugnis darüber wird der Herr Bürgermeiſter ſo gut ſein ihr nachzuſchicken.“

Sie machte eine Bewegung, wie wenn ſie gehen wollte, doch beeilte ſie ſich nicht damit, ſondern blieb ruhig ſtehen, als Herr Leonhard, der ihr mit höchſtem Erſtaunen zugehört hatte, ſich zu ihr wendete.

„Margit,“ ſagte er, „was redeſt du da für dummes Zeug? Du willſt mir den Dienſt kündigen? Biſt du nicht bei Troſt?“

Sie ſah ihn mit finſteren Augen an.

„Ich bin ganz bei Sinnen,“ ſagte ſie, „und wenn der Herr Bürgermeiſter ſich beſinnt, wird er auch begreifen, daß ich in dieſem Hauſe nicht bleiben kann, wenn eine ſolche — Madame hier zu Gaſt geweſen iſt und auf dem Teller und mit den Meſſern und Gabeln gegeſſen und aus dem Glas getrunken hat, die meiner ſeligen Frau Bürgermeiſter gehört haben. Nee, das mitanzuſehen, brächt' ich nicht übers Herz, um mir hernach ſagen laſſen zu müſſen, ich hätt' die Hausehre beſchmutzen laſſen, und als Hausgeiſt, wie mich die Leute nennen, hätt' man was Beſſeres von mir erwartet ...“

„Schweig!“ unterbrach er ſie in heftiger Erregung. „Du vergißt, daß du mit deinem Herrn ſprichſt. Ich brauche mir nicht von dir ſagen zu laſſen, was ich der Ehre meines Hauſes ſchuldig bin, und wenn ich mir eine Künſtlerin einlade, die von der ganzen Stadt wegen ihrer Talente bewundert wird, ſo haſt du nichts dreinzureden. Haſt du doch auch ſelbſt alles zu ihrem Empfang hergerichtet, und dieſe Grille iſt dir erſt jetzt gekommen.“

„Ich hab', ſolang' ich noch im Dienſt geweſen bin, alles getan, was der Herr mir befohlen hat,“ ſagte die Alte mit rauher Stimme; „jetzt aber will ich gehen, ſolang' die Luft noch rein iſt, und wenn der Herr Bürgermeiſter mich verklagen will, weil ich weggegangen bin, ohne die Kündigung abzuwarten, ſo werde ich die Strafe bezahlen. Ins Haus aber bringen mich keine zehn Pferde zurück, obwohl ich gehofft hatte, ich würde unter dieſem Dache mein letztes Stündlein erleben. So! und nun wär' ich fertig!“

„Halt!“ rief Herr Leonhard. „Es handelt ſich nicht allein um dich, was dir lieb oder leid wäre zu tun, ſondern auch um meinen guten Namen, der einen Flecken bekommt, wenn es morgen bekannt wird, du ſeieſt Knall und Fall aus dem Hauſe gegangen, als ob du hier Gott weiß welchen Greueln hätteſt ausweichen wollen. Du warſt bisher immer eine verſtändige Perſon. Wenn du nicht jetzt plötzlich einen Anfall von Verrücktheit bekommen haſt, mußt du Gründe haben, ſo zu handeln, wie du vorhaſt, und daß du mir dieſe Gründe ſagſt, darf ich von dir verlangen.“

„Meine Gründe?“ verſetzte ſie ruhig. „Die ſchreien ja gen Himmel, und wenn der Herr Bürgermeiſter in der Stadt herumhorchen wollte, könnte er ſie ſelber hören. Die Spatzen pfeifen's von den Dächern, daß dieſe — Perſon, die ja ganz niedlich ausſieht, aber eine leichte Fliege ſein muß, mit dem Herrn Feigenbaum in ſeine Villa gefahren iſt und ſich dort ſo gut amüſiert hat, daß ſie hernach zu ſpät ins Theater gekommen iſt. Dann iſt da noch der Herr Leutnant, mit dem iſt ſie nicht bloß am hellen Tage ſpazieren geritten, ſondern einmal hat er ihr auch abends nach der Vorſtellung im „Greifen“ eine Viſite gemacht, und ſie haben ſich ſo verſchwatzt, daß er erſt früh um viere wieder gegangen iſt. Er hat dem Portier einen Taler gegeben, daß er reinen Mund halten ſollte, aber das Zimmermädchen hat's herumerzählt. Na, ich ſelbſt würde ja wohl nichts verlauten laſſen, auch ohne einen Taler, aber die Madame ſelbſt, wer ſteht uns dafür, daß die's nicht unter die Leute brächte, um ſich groß damit zu tun, daß unſer Herr Bürgermeiſter ihr die Ehr' angetan hätte? Und ob das dem Herrn angenehm wäre ..."

Sie verſtummte, da ſie ſah, daß ihr Herr ſich auf dem Stuhl am Schreibtiſch niedergelaſſen hatte, als ob ihm die Knie ſchwach würden. So ſaß er eine ganze Weile, und die Margit ſtand mitten im Zimmer und blickte auf ihren verehrten Herrn wie eine gute Mutter auf einen Sohn, der aus einer ſchweren Krankheit ſich mühſam erholt.

„Margit," ſagte er endlich, „ich danke dir. Das hätteſt du mir aber früher ſagen ſollen, dann wär's nicht ſo weit gekommen. Es ſoll auch nicht weiter kommen, ich werde ein Billett ſchreiben, nur zwei Zeilen, daß ich verhindert ſei, die trägſt du dann in den ‚Greifen', und von allem anderen ſoll nicht weiter die Rede ſein."

Er wandte ſich haſtig nach der Lampe um, neben der die Schreibmappe lag, Margit aber ſagte: „Nee, Herr Bürgermeiſter, ſo geht's nicht. Der Portier, der mich ja kennt, würde glauben, ich brächte der — Perſon ein Biljedu von meinem Herrn, und ſie ſelbſt zeigte morgen den Brief an die ganze Bande, ſagte aber nicht, was drin ſtände. Solche Frauenzimmer kennen keine Scham. Wir müſſen ruhig abwarten, bis ſie ſelber kommt, und ſie dann nicht 'reinlaſſen."

„Ich ſoll ſie ſelbſt von meiner Tür weiſen, nachdem ich ſie eingeladen habe?"

„Bewahre, Herr Bürgermeiſter! Das werde ich ſchon beſorgen. Wenn ſie auch Franzöſiſch ſpricht, ſie wird's ſchon verſtehen, wenn ich Deutſch mit ihr rede."

„Sie wird dir nicht glauben und es erſt von mir ſelbſt hören wollen. Sie iſt im ſtande und dringt trotz deines Widerſpruchs ins Haus."

„Das woll'n wir doch mal erleben!" verſetzte die Alte und wiegte ihre kräftigen Fäuſte. „Aber freilich, wenn der Herr Bürgermeiſter ihre Stimme hört — ſie hat ja ſo was Einſchmeichelndes —, am Ende wird der Herr doch ſchwach aus Höflichkeit und läßt ſie wenigſtens eintreten, und dann kann niemand dafür ſtehen, daß ſie mit guter Manier wieder hinauszubringen iſt. Wenn der Herr Bürgermeiſter daher mir folgen will, ſpring' ich jetzt geſchwinde zum Lohnkutſcher hinüber, daß er den Landauer anſpannt; in zehn Minuten iſt's geſchehen, und ich ſag' ihm, mein Herr wär' noch ſpät über Land gerufen worden, nach Haßdorf etwa oder Morgenheim, in Amtsgeſchäften. Der Herr ſetzt ſich in die Kutſche, und heidi! geht's auf und davon, und wenn die — Perſon anklingelt, hat ſie's Nachſehen."

Eine Weile war's ganz ſtill zwiſchen Herr und Dienerin. Dann ſagte Herr Leonhard mit einem unterdrückten Seufzer: „Das wird das beſte ſein, Margit. Ich habe ja auch ohnehin dieſe Tage den Schulzen von Haßdorf ſprechen wollen wegen des Kataſters. Aber ſput' dich und komm im Wagen zurück!"

* * *

Zehn Minuten ſpäter hielt der Wagen vorm Hauſe des Bürgermeiſters, und Margit ſprang trotz ihrer Vierundfünfzig wie ein junges Jüngferchen heraus.

Der Herr, in einem leichten Mantel mit einer Reiſetaſche, wartete ſchon im Schatten der Haustür. Ehe er aber einſtieg, zog er etwas Eingewickeltes aus der Taſche und gab es der Alten.

„Das gib ihr, wenn ſie kommt," ſtammelte er. „Es iſt für ihr Benefiz, ich hatte ja immer freien Eintritt. Sie ſoll mich nicht für einen Knauſer halten. Gute Nacht!"

Er ſtieg ein, und der Wagen rollte durch die ſchlafenden Gaſſen davon.

Margit ſah ihm mit dem Ausdruck tiefer Befriedigung, ja der Erlöſung aus einer Lebensgefahr nach. Dann wickelte ſie das Papier auf und betrachtete beim Schein der Straßenlaterne den Inhalt.

Es war eine kleine ſilberne Börſe, in der fünf blanke Goldſtücke ſteckten.

Die Alte wog ſie in der Hand, furchte die Stirn und murmelte vor ſich hin: „'s iſt ein Sündengeld! Bei einer Armut wär's beſſer angewendet. Aber wenn er um den Preis ſich losgekauft hat, ſoll das ſchwere Geld mich nicht reuen."

Vom Turm der Stadtkirche ſchlug es zehn, als ſie wieder ins Haus ging und die Tür hinter ſich verriegelte. Sie war aber kaum wieder oben in den Zimmern und hatte eben die Lampen ausgelöſcht, als ein ſcharfes Klingeln von unten ertönte. „Warten Sie nur, Madame," ſagte ſie vor ſich hin. „Sie können ſich wohl ’ne Weile gedulden, hier wohnt kein Herr Feigenbaum, der ſo ein Schätzchen nicht früh genug ans Herz drücken kann. Die alte Margit kriegen Sie doch früher zu ſehen, als Ihnen lieb iſt.“

Ganz bedächtig, erſt nach dem dritten Klingeln, ſchritt ſie die Treppe hinunter und fragte durch die Tür, wer noch ſo ſpät den Hausfrieden ſtöre.

„C’est moi!“ wiſperte eine feine Stimme draußen. „Ouvrez, s’il vous plaît.“

Da ſchob die Alte den Riegel zurück und ſah vor der Tür draußen die ſchlanke Figur der jungen Frau in einem langen, dunklen Mäntelchen, deſſen Kapuze ſie über ihr blondes Haupt gehüllt hatte. Sie nickte und wollte hurtig in den dunklen Flur ſchlüpfen.

„Pardon, Madame,“ ſagte Margit — es war ihr einziges Franzöſiſch —, „zu wem wollen Sie?“ Dabei pflanzte ſie ſich breit vor den Eingang, ſo daß die Landrinette zurückfuhr.

„Ick bin dock ricktig bei Monsieur le Maire?“ flüſterte ſie.

„Jawoll, Madame, aber mein Herr iſt nicht zu Hauſe — er hat über Land fahren müſſen in Amtsgeſchäften.“

„Comment?“ entfuhr es der Enttäuſchten. „Monsieur le Maire est parti? Mais il m’avait donc invitée à souper avec lui!“

„Bedaure, Madame,“ verſetzte die Alte trocken, „ich verſtehe zwar Ihren Kommang nicht, aber Sie irren ſich, wenn Sie meinen, mein Herr wäre eine gute Partie und ich hätte Ihnen eine Suppe gekocht. Übrigens heißt mein Herr Bürgermeiſter nicht Louis, ſondern Leonhard, und Sie haben auch ſonſt kein Recht, ihn mit ſeinem Vornamen zu nennen.“

Die Fremde hatte nicht jedes dieſer Worte verſtanden, doch genug, um zu begreifen, daß ſie ſich vergebens herbemüht hatte. Auch waren ſämtliche Fenſter des Hauſes dunkel. Sie zauderte noch ein wenig, ehe ſie ſich zum Rückzug entſchloß, und murrte ſo etwas wie incroyable — inouï — impertinent vor ſich hin. Dies letzte Wort verſtand die feindſelige Alte.

„O, Madame,“ ſagte ſie, „wenn einer hier impertinent iſt, iſt’s weder mein Herr Bürgermeiſter noch ich. Mein Herr Bürgermeiſter aber, damit Sie nicht glauben, er ließe ſich was von Ihnen ſchenken und bezahlte ſeinen Platz im Theater nicht, wenn Sie Ihr Benefiz haben — da, das ſoll ich Ihnen von ihm geben, und dafür mögen Sie ſich Kleider kaufen, wie anſtändige Frauenzimmer ſie tragen, bei denen am Stoff nicht ſo geſpart iſt wie bei den Ihrigen. So! Nun ſind wir miteinander fertig, und jetzt — atjöh, Madame!“

Damit trat ſie ins Haus zurück und ſchlug „dieſer — Perſon“ die Tür vor der Naſe zu.

* * *

Als Herr Leonhard ſpät am nächſten Vormittag zurückkehrte, war die Wandergeſellſchaft längſt mit der Bahn fortgeflogen. Er hätte gern von Margit erfahren, wie die nächtliche Verabſchiedung der ſchönen Hexe abgelaufen ſei, wagte aber nicht zu fragen und mußte ſich damit begnügen, daß ſie ſagte, es ſei alles in Ordnung. Die Flaſche Champagner hatte ſie wieder in den Keller getragen, die kalte Küche verſchenkte ſie an arme Leute; es war, als ſchäme ſie ſich, irgend etwas von dem, was ihr Herr der Gauklerin zugedacht hatte, ihm ſelber vorzuſetzen. Aber da ſie in ihrem feinen Gefühl erriet, daß er eine Wunde davongetragen, behandelte ſie ihn mit der zarteſten Aufmerkſamkeit wie einen Kranken, der nur langſam geneſen würde.

Das beſte Heilmittel wandte ſie ſpäter an, indem ſie es klug veranſtaltete, daß über Jahr und Tag eine neue Frau Bürgermeiſterin ins Haus kam, eine nicht mehr ganz junge, aber ſehr liebenswürdige Frau, in allem das Widerſpiel der Frau Venus, die aber ihrem Ehegemahl ein Knäbchen ſchenkte, das an Lieblichkeit hinter dem kleinen Amor nicht weit zurückſtand.

Einen glücklicheren und ſtolzeren Tag hatte der treue „Hausgeiſt“ nicht erlebt, als da er dieſen Stammhalter ſeines Herrn Bürgermeiſters aus der Taufe hob.

Deutsch-Oſtafrika nach dem Aufſtande

Von

E. von Liebert

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Nachdem in den Jahren 1885 und 1886 die Beamten und Angeſtellten der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft von der Sanſibarküſte und deren Hinterland Beſitz ergriffen hatten, ſahen die bis dahin dort herrſchenden Araber ſich in ihrem einträglichſten Geſchäft, dem Sklavenhandel, ſehr bald ſchwer beeinträchtigt. Es durfte daher nicht wundernehmen, daß ſie ſich dieſe weſentliche Einſchränkung ihrer Intereſſen nicht gefallen ließen, und daß ſie die Waffen gegen die neuen Eindringlinge erhoben, deren chriſtliche Sittenlehre ihnen nicht nur fremd, ſondern durchaus verhaßt war. So kam es im Jahre 1888 zu dem Araberaufſtande an der oſtafrikaniſchen Küſte, deſſen Niederwerfung dem Reichskommiſſar Major von Wißmann im Bunde mit der Kaiſerlichen Marine bis zum Frühjahr 1890 gelang. Die Araber ſahen, daß die deutſchen Waffen ihnen überlegen ſeien, ſie fügten und unterwarfen ſich und ſind ſeitdem gute, friedliche Untertanen des Deutſchen Reiches geworden. Viele ſind als Wali, Kadi, Akida und Jumbe in den deutſchen Verwaltungsdienſt getreten.

In den ſeit jener Zeit verfloſſenen fünfzehn Jahren iſt die deutſche Herrſchaft bis zu den großen Seen ausgebreitet und hat noch manchen Strauß mit den kriegeriſchen Eingeborenenſtämmen des Inneren auszufechten gehabt. Vornehmlich waren es die waffenfreudigen Bergvölker, die Wadſchagga und Maſſai am Kilimandſcharo, die Wahehe im Uhehe-Bergland, die Nyaſſaleute des Livingſtone- und Kondegebirges, die Wangoni im Songeabezirke, die einzeln unterworfen werden mußten und mehrfach ſich von neuem gegen die ordnungsmäßige, friedliche Verwaltung auflehnten. Seit einer Reihe von Jahren waren jedoch alle dieſe Gebiete endgültig beruhigt, überall friedlich geſicherter Verkehr hergeſtellt, die Hüttenſteuer ging ohne alle Schwierigkeit mit jedes Jahr ſteigendem Ertrage ein, ein großes Straßennetz bedeckte das Land, eine Telegraphenlinie war mitten hindurchgeführt, die zweite Eiſenbahnlinie ward begonnen, der Gouverneur beabſichtigte, am 1. April 1906 eine größere Zahl von Innenbezirken aus der Militär- in die Zivilverwaltung überzuführen — da brach im Monat Auguſt 1905 ein Aufſtand der Eingeborenen aus, der bis Ende des Jahres das Gouvernement und die deutſchen Truppen beſchäftigt hat.

Wo war er ausgebrochen? An der unwahrſcheinlichſten Stelle: unmittelbar an der Küſte, bei den Matumbileuten, einem ganz zurückgebliebenen, auf tiefſter Kulturſtufe ſtehenden Stamme, der keine Stammesorganiſation, keine Waffen und keine Führer beſitzt. Im Jahre 1898 habe ich die Matumbiberge (zwiſchen der Rufidjimündung und Kilwa), begleitet von fünfundzwanzig Askari, von Nord nach Süd durchzogen, nirgends Widerſtand gefunden, auch kein Weglaufen der angeſeſſenen Bevölkerung bemerkt. Aber ich war erſchreckt über den urſprünglichen Zuſtand des Volkes, denn ich fand ſtellenweiſe beide Geſchlechter völlig nackend — eine an der Küſte ganz ungewöhnliche Erſcheinung. Dieſe nackten Menſchen verbargen ſich wie Adam im Paradieſe hinter einem Strauch bei der Annäherung von bekleideten Perſonen und waren auf freundliches Befragen nur ſchwer zum Antworten zu bringen — alſo reine „Wilde“.

Daß ſie keine nennenswerten Waffen haben, iſt eine ſehr wichtige Tatſache im Hinblick auf die blutigen Kriegsereigniſſe in Südweſtafrika. Im Gegenſatz zu dem unklugen Verfahren der dortigen Behörden haben in Oſtafrika Engländer, Deutſche und Portugieſen in ſtillſchweigendem Einverſtändnis ſtreng darauf gehalten, daß kein Hinterlader in die Hände der Eingeborenen gelangte. Daher ſind Lanze und Wurfſpeer, Bogen und Pfeile und alte Vorderlader mit ſchlechtem Pulver die Waffen des Landes geblieben. Die Folge dieſer Anordnungen iſt, daß in den geſamten Kämpfen von September bis Dezember viele hundert Eingeborene, aber wenige Weiße und nur vereinzelte Askari in den Gefechten gefallen ſind.

Von den Matumbibergen breitete ſich der Aufſtand den Rufidji aufwärts nach Mahenge und Kiloſſa und nach Süden in den Bezirken Kilwa und Lindi, im Inneren bis zum Nyaſſaſee aus, lauter Stämme, die durch die früheren Menſchenjagden der Araber und durch Kriegszüge der Zuluſtämme zerſplittert und entkräftet waren. Ein einziger Stamm flößte mir Bedenken ein, als ich von ſeiner Erhebung las: die Wangoni oder Magwangwara im Gebiet von Songea. Dieſe ſind ein von Süden eingerückter Zuluſtamm, der früher durch kriegeriſche Raubzüge ſeine Nachbarn gefährdete, ſeit 1897 ſich aber friedlicher Arbeit zugewendet hatte. Der Rückfall dieſes Stammes in die Barbarei war gefährlich. Die deutſche Station Songea hat ſich aber gehalten, bis die Expedition des Majors Johannes unter großem Zeitverluſt ſie entſetzte. Jetzt gibt es keine bedrohten Punkte mehr, die Ruhe kehrt überall wieder.

Glücklicherweiſe hat der Aufſtand nur die Stämme des Südens der Kolonie ergriffen, dort aber hat er in wirtſchaftlicher Richtung am wenigſten zu ſchaden vermocht, da die Kulturwerte des Landes durchaus in der Mitte und im Norden liegen. Hier aber iſt die Ruhe nie geſtört geweſen und die Pflanzerarbeit nicht unterbrochen worden. Es iſt deshalb anzunehmen, daß die viermonatigen Unruhen keine weſentliche Herabſetzung in der Handelsbilanz der Kolonie herbeigeführt haben, und daß höchſtens der bisher von Jahr zu Jahr feſtzuſtellende Aufſchwung einmal ausbleibt.

Die wirtſchaftliche Entwickelung Oſtafrikas hat verſchiedene Phaſen durchgemacht, ſie hat gegenwärtig die Schul- und Probierjahre hinter ſich und iſt auf feſtem, geſundem Boden angelangt. Der Handel mit Landeserzeugniſſen hat den Erwartungen nicht entſprochen, da die wertvollſten Gegenſtände, Elfenbein und Kautſchuk, abnehmen und außerdem auf dem Kongoſtrom nach der Weſtküſte und durch die Ugandabahn in den britiſchen Hafen Mombaſſa abgelenkt werden.

Von den durch Anbau und Kultur erzeugten Landesprodukten ſind an erſter Stelle die Getreideſorten Maniok, Mtama (Negerhirſe), Mais und Reis zu nennen. Sie liefern nicht nur der Bevölkerung die tägliche Nahrung, ſondern werden ſowohl nach Sanſibar wie nach Indien ausgeführt. In zweiter Linie kommen die Ölfrüchte in Betracht: Seſam, Erdnuß und die Kopra der Kokospalme. Alle dieſe Früchte ſind in weit höherem Maße zu kultivieren als bisher, und Öl iſt ſowohl als Speiſeöl wie als Maſchinenöl ein ſtark gefragter Artikel. Weiter treten die hanferzeugenden Pflanzen hervor: die Baſtbanane, Ramie und die Siſalagave, dieſe als die wichtigſte. Sie iſt von uns aus Mexiko eingeführt worden, gedeiht in den Küſtenſtrichen der Kolonie vortrefflich und liefert einen Hanf beſter Qualität, der mit 750 Mark und darüber per Tonne bezahlt wird. Endlich kommen noch die wertvollſten Tropenprodukte Kautſchuk und Baumwolle neuerdings als Ausfuhrartikel zur Geltung.

Da die Eingeborenen durch ihr Raubſyſtem die natürlich wachſenden Kautſchukpflanzen immer mehr verwüſten, ſo iſt es ſeit lange das Beſtreben geweſen, auf dem Wege der Pflanzung Kautſchuk zu gewinnen. Nach verſchiedenſten Verſuchen hat man in dem Cearakautſchukbaum (Manihot Glaziovii) die dankbarſte Pflanze gefunden. Dieſer gedeiht auf mittlerem Boden, kann vom dritten Jahre an angezapft werden und liefert durchſchnittlich für achtzig Pfennig Kautſchuk im Jahre. 1200 ſolcher Bäume werden auf ein Hektar gepflanzt, der Gewinn iſt alſo völlig ſicher.

Die Baumwollenkultur verdankt ihre Einführung dem kolonial-wirtſchaftlichen Komitee, das durch Sachverſtändige feſtſtellen ließ, daß durchgängig der Boden Oſtafrikas für den Bau von Baumwolle — und zwar der beſten, der ägyptiſchen Sorte — gut geeignet ſei. Daneben iſt der Regenfall der einzelnen Diſtrikte genau feſtzuſtellen, da die Baumwolle während der Saatzeit Regen bedarf, vor und während der Ernte Regen aber nicht verträgt. Endlich bedarf ſie geſchulter Arbeiter und Eiſenbahnen zum Abtransport der großen Ballen. Das genannte Komitee hat in weitgehendſter Weiſe die Pflanzer zum Anbau von Baumwolle ermutigt, indem es ihnen einen feſten Preis von vierzig Pfennig für ein Pfund entkernter Baumwolle an der Küſte zuſicherte. Seitdem hat ſich dieſe Kultur entlang der Tangabahn ausgebreitet und iſt jetzt ſchon in Vorbereitung an der im Bau befindlichen Bahn Dar es Salam-Mrogoro. Auf der Entwickelung dieſer Kultur beruht unbedingt die wirtſchaftliche Zukunft der Kolonie.

Schlechte Geſchäfte haben die Pflanzer mit dem Verſuch von Tabakbau gemacht. Trotzdem Pflanzer aus Java und Kuli von Singapore beſchafft wurden und beſte Böden zur Verfügung ſtanden, blieb das Produkt Jahr für Jahr minderwertig. Der Tabakbau iſt aufgegeben. Ebenſowenig hat der Kaffeebau den gehegten Hoffnungen entſprochen. Die beſte arabiſche Bohne von feinſtem Aroma, die in den Plantagen der Uſambaraberge gewonnen wird, liefert keinen normalen Preis. Die ziemlich hoch zu Buch ſtehenden Plantagen kommen nicht auf ihre Koſten und gehen langſam zu anderen, gewinnbringenderen Kulturen über.

Sehr wertvoll ſind auch die Holzbeſtände der mächtigen Urwälder in den küſtennahen Gebirgsſtöcken, ſoweit ſie jetzt allmählich durch Eiſenbahnen aufgeſchloſſen werden. Die Baumrieſen mußten bisher, da die Verbindung mit der Küſte fehlte, an Ort und Stelle verbrannt werden, wenn der Wald einer Pflanzung Platz machen ſollte. Unmittelbar an der Küſte liefern die großen Beſtände von Mangroven ein ausgezeichnetes Gerbematerial, nachdem es den Bemühungen der Gebrüder Denhardt gelungen iſt, den roten Farbſtoff aus der Rinde zu entfernen. Es iſt berechnet worden, daß an unſerer oſtafrikaniſchen Küſte 50000 Hektar mit Mangroven bewachſen ſind, und daß die Rinde fünfundvierzig Prozent Gerbſtoff enthält.

Die wirtſchaftliche Entwickelung der Kolonie, die ſich überall erfreulich zeigt, verlangt aber unbedingt den weiteren Ausbau des Eiſenbahnnetzes, wenn von einem ſolchen überhaupt bisher die Rede ſein kann. Bekanntlich haben die Engländer in ihrer Ugandabahn eine tauſend Kilometer lange Erſchließungsbahn bis zum Victoria Nianſa gebaut, die deutſche Kolonialverwaltung aber hat, dem Rate der Sachverſtändigen entgegen, auf den Einſpruch eines Leipziger Profeſſors ſich mit „Stichbahnen“ begnügt. Jetzt iſt die bisher den Kolonien ſo abgeneigte Mehrheit des Reichstags einerſeits durch die Entwickelung der Dinge, anderſeits durch die Berichte der aus den weſtafrikaniſchen Kolonien zurückgekehrten Parlamentarier leichter für den Eiſenbahnbau zu gewinnen.

Oſtafrika beſitzt

1) die Tangabahn, 150 Kilometer lang, von Tanga bis Mombo am Fuße des Weſtuſambaragebirgsſtocks. Sie erſchließt die Uſambaraberge und zeigt, was aus dem Lande zu machen iſt, ſobald die notwendige Verbindung mit der Küſte hergeſtellt iſt. Sie bedarf dringend der Verlängerung bis an den Fuß des Kilimandſcharo, da ſie alsdann die drei Pare-Gebirgsſtöcke und die wirtſchaftlich ſehr wertvolle, waſſerreiche Hochfläche zwiſchen Kilimandſcharo und Meru der Kultur erſchließen würde. Gerade an dieſes Gebiet knüpfen ſich augenblicklich große Hoffnungen für Beſiedelung und Plantagenkultur in Siſal, Kautſchuk und Baumwolle.

2) Im Bau befindet ſich die Bahnlinie Dar es Salam-Mrogoro, 230 Kilometer lang, die 1907 fertiggeſtellt ſein ſoll und das Hinterland der Landeshauptſtadt aufſchließen wird. Sie ſetzt das ſchöne Ulugurugebirge mit der Küſte in Verbindung, erreicht jedoch nicht die fruchtbare Landſchaft Uſagara, nach deren Namen Dr. Karl Peters dereinſt die ganze Kolonie benennen wollte.

3) Unbedingt notwendig iſt weiter die Südbahn von Kilwakiſiwani, einem ausgezeichneten Hafen, über Liwale, Songea nach Wiedhafen am Nyaſſaſee. Die Traſſe dieſer Bahn durchquert das ganze Aufſtandsgebiet von 1905, ihre Herſtellung würde derartige Putſche unmöglich oder wenigſtens ganz ausſichtslos machen. Vortreffliche Kautſchukdiſtrikte würden an die Küſte angeſchloſſen werden, außerdem der Handel von Britiſch-

Zentralafrika und den ſonſtigen Nyaſſaländern nach Kilwa gezogen werden. Den Kriegszug des Majors Johannes von Kilwa nach Songea hat eine Traſſierkolonne der bekannten Bahnbaufirma Holzmann begleitet. Möchte dieſen Vorarbeiten recht bald die Ausführung folgen! Es ſteht zu hoffen, daß für den Bau dieſer Bahnlinie, die ſehr gute Ausſichten auf Rentabilität bietet, ausreichendes Privatkapital ohne Zinsgarantie ſeitens des Reiches ſich findet.

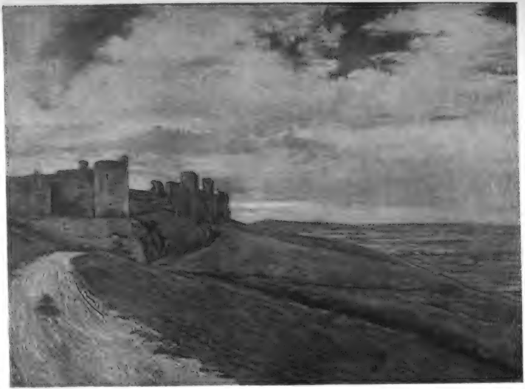
Welchen gewaltigen Einfluß eine Bahnlinie auf die Belebung des Handels ausübt, zeigt der merkwürdige Aufſchwung der Ausfuhr aus den deutſchen Ufergebieten des Victoria Nianſa vermittels der britiſchen Ugandabahn. Jene Diſtrikte, die bisher weltenfern im tiefen Inneren ohne Anteil am Welthandel totlagen, ſenden jetzt ihre Erzeugniſſe über den See nach dem britiſchen Hafen Port Florence und von dort mit der Bahn nach Mombaſſa. Leider vollzieht ſich dieſer bedeutende Transport zugunſten engliſcher Verkehrsanſtalten, die Häfen an der deutſchen Küſte gehen dieſes Verkehrs verluſtig, da ihnen die Verbindungslinien ins Innere fehlen.

Die Bilanz des Geſamthandels der Kolonie im Jahre 1904/05 weiſt in Ein- und Ausfuhr die erfreuliche Steigerung um 5,1 Millionen Mark auf (von 18,2 auf 23,3 Millionen Mark). Die Ausfuhr an Baumwolle hat ſich folgendermaßen entwickelt: 1903/04 9292 Kilogramm im Werte von 7313 Mark, 1904/05 188140 Kilogramm im Werte von 123892 Mk. 1903 war es eine Probeernte, die abgeliefert wurde, 1904 dagegen iſt ſchon eine wirkliche Ernte eingekommen, die ſehr erfreuliche Ausſichten eröffnet.

Vor kurzer Zeit iſt in Dar es Salam die Geſchäftsſtelle der Deutſch-Oſtrikaniſchen Bank eröffnet, die mit zwei Millionen Kapital arbeitet und Noten in dreifachem Werte ausgeben darf. Dieſe Einrichtung wird ſich als ſehr ſegensreich für Handel und Wandel bewähren, da bisher das bare Geld in der Kolonie überaus knapp war, das Gouvernement allmonatlich den nötigen Geldbedarf (etwa 200000 Mark) in Sanſibar gegen Scheck zu kaufen genötigt war, der übliche Zinsfuß aber zwiſchen 10 und 12 Prozent ſchwankte. Bekanntlich iſt in Oſtafrika die Rupie (mit deutſchem Gepräge) als Münze eingeführt; die Rupie zu hundert Heller = 1⅓ Mark.

Schließlich ſei noch ein Wort über Oſtafrika als Anſiedelungsgebiet geſagt. Trotzdem wir hier ein reines Tropenland vor uns haben (zwiſchen dem 1. und 12. Grad ſüdlicher Breite), ſo ſind doch die Bergzüge und Hochflächen über 1000 Meter Meereshöhe frei von Malaria, und die Lehren und Anweiſungen des Profeſſors Koch über Fieberprophylaxe haben den Europäer ſicher gemacht. Eine ganze Reihe ſchöner Waldgebirge und fruchtbarer, waſſerreicher Hochflächen harren des deutſchen Anſiedlers und des Bahnbaues, der dieſen ins Innere befördert. Am Kilimandſcharo haben die Buren, in Uhehe und im Kondeland die Berliner Miſſionarfamilien das Beiſpiel gegeben und die Pfade geebnet. Viehzucht, Kartoffel- und Getreidebau liefern die Nahrungsmittel, Kaffee, Kautſchuk und Siſalagave ſind daneben die lohnenden Kulturen, die den Wohlſtand der Siedler begründen ſollen.

Augenblicklich iſt eine Kilimandſcharo-Geſellſchaft in Bildung begriffen, die über ein ſehr großes Gebiet ſchönen Landes in geſunder Lage zwiſchen Kilimandſcharo und Meruberg verfügt und an Anſiedler, die über 10000 Mark Anlagekapital verfügen, je 600 Hektar Land abtreten will. Der Anſiedler ſoll zunächſt neben dem Betreiben von Viehzucht zwanzig Hektar mit Cearakautſchukbäumen und zwiſchen dieſen mit Baumwolle bepflanzen. Der Baumwollenertrag deckt die Koſten der Rodung und Pflanzung. Vom dritten Jahre an aber bringt der Kautſchuk (ſiehe oben) 80 Pfennig × 1200 × 20 = 19200 Mark ein, eine hübſche Einnahme, die mit der Zahl der weiter zu bepflanzenden Hektare ſtetig wächſt. Seitdem die Verſuche über die Rentabilität der einzelnen Produkte abgeſchloſſen und die lohnenden Artikel ſowie die beſte Art ihrer Erzeugung klar erkannt ſind, iſt die Zukunft der Kolonie ſowohl als tropiſches Pflanzungs- wie als europäiſches Siedelungsgebiet geſichert. Das Maß für die Schnelligkeit der wirtſchaftlichen Entwickelung wird allein von dem ſchnelleren oder langſameren Vorrücken der Schienenwege ins Innere abhängen.



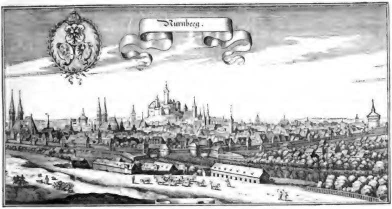
Die Sarazenenburg bei Lucera. Nach einer Skizze von Carl Hradil.

Zu Haſeloff: Hohenſtaufiſche Erinnerungen in Apulien.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Nürnberg von Südoſten. Nach einem Stich von Merian.
(Mit Genehmigung des Bibliographiſchen Inſtituts in Leipzig und Wien.)

Nürnberg

Ein deutsches Städtebild

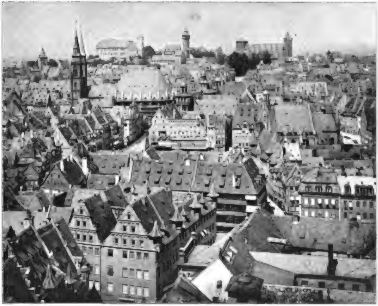
von

Friedrich Haack

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Von Nürnberg hegt der Deutſche eine ganz beſondere Vorſtellung. Dieſe Stadt iſt anders als alle anderen deutſchen Städte. Mag Berlin die größte, Dresden die ſchönſte, München die gemütlichſte Stadt im weiten Umkreis des deutſchen Reiches ſein, mögen hundert andere Städte ihre beſonderen Vorzüge beſitzen — Nürnberg eignet ein gewiſſer Zauber, der ſich ſonſt nirgends wiederfindet. In Nürnberg haben die Meiſterſinger Richard Wagners geſungen, in Nürnberg hat Albrecht Dürer gelebt und gemalt, in Nürnberg haben neben, vor und nach Dürer alle möglichen anderen alten deutſchen Maler, Kupferſtecher, Bildhauer und Kunſthandwerker gearbeitet, Nürnberg mit ſeinen Mauern, Toren und Türmen, mit ſeinen altehrwürdigen Kirchen, ſeinen rinnenden Brünnlein und ſtattlichen Patrizierhäuſern iſt überhaupt bis auf den heutigen Tag die altdeutſche Stadt geblieben, aus Nürnberg ragt die alte Hohenzollernburg empor, deren Mitbeſitz der hochherzige Bayernkönig Ludwig II. dem ehrwürdigen erſten Kaiſer des neuerſtandenen Deutſchen Reiches, dem „alten Wilhelm“, eingeräumt hatte — Nürnberg iſt mit einem Wort eine Stadt von einzigem Reize, die der von wahrhaftem Bildungsdurſt erfüllte und von ernſteren hiſtoriſchen und kunſtgeſchichtlichen Neigungen beſeelte Deutſche wenigſtens einmal in ſeinem Leben aufſuchen wird. Und je weiter der Deutſche von Nürnberg und der ganzen altdeutſchen, in Nürnbergs Mauern lebendig erhaltenen Kulturwelt entfernt lebt, um ſo ſtärker ausgeprägt pflegt in ſeinem Inneren die ſchier zauberhafte Vorſtellung von jener Stadt zu ſein. Ernſte, fein organiſierte Naturen aus dem fernen deutſchen Norden und Nordoſten haben mir geſtanden, daß ſie als begeiſterungsfähige Jünglinge Stunden wahrhafter künſtleriſcher Weihe und vaterländiſcher Erhebung innerhalb der altersgrauen Mauern Nürnbergs zugebracht haben. Hier haben auch die literariſchen Deutſchromantiker im Anfang des neunzehn-

Digitized by Google



Nürnberg von Süden, vom Turm der Lorenzerkirche aus geſehen. In der Mitte die zweitürmige Sebalderkirche, im Hintergrunde die Burg.

ten Jahrhunderts manche ihrer ſtärkſten Anregungen empfangen, die geborenen Berliner Tieck und Wackenroder, die an den Ufern der Spree nur unbeſtimmte Träume von alter deutſcher Herrlichkeit gehegt hatten und dann als Studenten an der Univerſität Erlangen dieſe ganze verſunkene Pracht und Herrlichkeit in dem benachbarten Nürnberg wieder vor ihren erſtaunten Blicken auferſtehen ſahen.

Wer, von ſolchen Gedanken und Erinnerungen erfüllt, heute Nürnberg betritt, fühlt ſich, vorausgeſetzt, daß er den Mut hat, es ſich ſelbſt einzugeſtehen, eigentlich nicht wenig enttäuſcht. Nürnberg iſt eine rußige Stadt, aus der eine Unzahl von Fabrikſchlöten emporſteigen. Die für das neunzehnte Jahrhundert charakteriſtiſche Induſtrie erhebt gerade hier in wenig anmutiger Weiſe ihr Haupt. Die Not und die Unzufriedenheit der beſitzloſen arbeitenden Klaſſen treten, wenigſtens im Verhältnis zu anderen ſüddeutſchen Städten, gerade hier ziemlich kraß hervor. Dagegen bemerkt man noch verzweifelt wenig von dem großen ernſten Ringen des modernen Geiſtes nach Vertiefung der Kultur. Alle Inſtinkte, alle Kräfte ſcheinen viel mehr aufs Geſchäft und immer wieder aufs Geſchäft konzentriert zu ſein. In den Hauptſtraßen erheben ſich großmächtige Mietskaſernen, die in ihren Dimenſionen die beſcheidenen benachbarten alten Häuſer bei weitem überprotzen und dabei in lächerlicher Weiſe deren diskret angewandte gotiſche und Renaiſſanceſchmuckformen in prahleriſch gehäufter Wiederholung aufweiſen. Die alten Kirchen ſind in barbariſch handwerklicher Weiſe reſtauriert; das Sebalduschörlein, der Schöne Brunnen, die Stationen von Adam Kraft faſt ganz durch gefühlloſe Kopien erſetzt. Eine erfreuliche Ausnahme bildet allein die Sebalduskirche, deren takt- und geſchmackvolle Erneuerung eine geradezu glänzende künſtleriſche Leiſtung bedeutet.

Man kann alle Dinge von zwei verſchiedenen Seiten betrachten. Es wäre ungerecht und töricht zugleich, nicht anzuerkennen, daß das neue Nürnberg, das, vom

Digitized by Google

Standpunkt äſthetiſcher Kultur aus betrachtet, einen ſo wenig erfreulichen Eindruck hervorruft, in kommerzieller, induſtrieller und verwaltungstechniſcher Hinſicht im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts und unter bayeriſcher Herrſchaft einen großartigen Aufſchwung genommen hat. Eines aber vor allem muß man dem neuen Nürnberg laſſen: es herrſcht hier Leben, Treiben und Bewegung. Nürnberg iſt eine Arbeitsſtadt erſten Ranges. Und wenn auch ſonſt in nichts, im Fleiß ſind die heutigen Nürnberger ihrer großen Ahnen würdig.

Aber die große, geſunde moderne Bewegung hat hier erſt wenig Wellen geſchlagen.* Dennoch: unter der unſchönen Kulturſchicht, welche das neunzehnte Jahrhundert hier abgelagert hat, führt gleichſam das ſchöne, das einzige alte Nürnberg ein unzerſtörbares Fortleben. Wie kommt es, daß gerade dieſe Stadt den altdeutſchen Charakter in künſtleriſch vollendetſter Form erhalten und ihn bis auf unſere Gegenwart herab bewahrt hat? — Um dieſe Frage zu beantworten, müſſen wir ein wenig auf die Geſchichte von Nürnberg eingehen. Dieſe Geſchichte reicht nicht in allzu ferne Zeiten zurück. Nürnberg gehört durchaus nicht zu den älteſten deutſchen Städten. Von den Nachbarſtädten z. B. werden nicht nur Forchheim und Bamberg, ſondern auch Fürth und Erlangen früher genannt als Nürnberg. Im Jahre 1025 hielt Kaiſer Konrad II. noch in dem benachbarten Mögeldorf und nicht in Nürnberg ſein Lager, und erſt 1050 wird die Stadt überhaupt zum allererſten Male in der Geſchichte erwähnt. Sie wurde von der Burg aus und unter dem Schutze der Burg angelegt. Noch heute bewahrt dieſe in der romaniſchen Doppelkapelle das älteſte baukünſtleriſche Denkmal, noch heute zeigt die der Burg zugekehrte, nördlich der Pegnitz gelegene Sebalder Stadtſeite gegenüber der ſüdlichen, der Lorenzer Seite, das charakteriſtiſch ältere Geſicht. Die Burg

Der Spittlertorgraben mit der Burg in der Ferne.

---

* Als Mittelpunkt moderner künſtleriſcher Kultur iſt für Nürnberg das Königl. Bayer. Gewerbemuſeum zu betrachten, mit deſſen Stempel bereits viele ſchöne und mannigfaltige Erzeugniſſe der „Kunſt im Handwerk“ verſehen ſind.

Digitized by Google

Das Frauentor.

wurde unter den letzten fränkiſchen Kaiſern ein namhafter Ort und ein wichtiger militäriſcher Stützpunkt in Franken.* Die Errichtung eines Marktes, der Kultus des wundertätigen Heiligen St. Sebaldus und der wiederholte Aufenthalt der deutſchen Kaiſer zogen immer mehr und mehr Bewohner an, die ſich unterhalb der Burg zwiſchen ihr und dem Fluß, der Pegnitz, anſiedelten — ohne Zweifel wie unter dem Schutz ſo auch unter der Jurisdiktion des königlichen Burgvogtes (castellanus, advocatus), dem die Verteidigung der Burg und die Verwaltung des zu ihr gehörigen Reichsgutes anvertraut war, und deſſen Daſein ſeit den letzten Regierungsjahren Heinrichs V., 1123 bis 1125, urkundlich bezeugt iſt.

Die Nürnberger haben ihre Stadt eigentlich auf einem ſandigen, unfruchtbaren Boden aufgebaut; aber wie es in den Urkunden ausdrücklich heißt, gerade deswegen, weil es ihnen an Weinbergen wie an Schiffahrt gebrach, wurden ihnen von mehreren Kaiſern beſondere Rechte verliehen. Wichtiger iſt, daß die an ſich ſchwierigen Verhältniſſe die Bür-

Partie aus der Sebalderkirche.
Blick aus dem ſüdlichen Querſchiff in die Löffelholzkapelle (den Weſtchor).

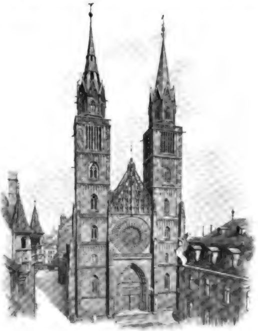
---

* K. Hegel, Die Chroniken der deutſchen Städte. Leipzig, S. Hirzel. Nürnberg. Einleitung. — Vergl. ferner das ſehr gute Buch: L. Röſel, Alt-Nürnberg. Geſchichte einer deutſchen Stadt. Nürnberg, Korn, 1895. — Wichtige Forſchungen zur Geſchichte der Stadt hat der Archivar E. Mummenhoff angeſtellt.

ger ſelbſt zu um ſo intenſiverer Tätigkeit anſpornten. So entſtand jener zähe Nürnberger Fleiß, der ſich die Jahrhunderte hindurch erhalten hat.

Unter Konrad III., 1138 bis 1152, erfolgte dann die Erweiterung der Stadt über den Pegnitzfluß hinüber auf die ſüdlich gelegene Lorenzer Seite, und nun wuchs ſie unter der Herrſchaft der Hohenſtaufen mächtig empor und bildete bald neben der Burg ein für ſich beſtehendes Gemeinweſen. Im Jahre 1219 gewährte ihr Kaiſer Friedrich II. den großen Freiheitsbrief, der die Reichsunmittelbarkeit feierlich ausſpricht, aber bereits von „antiqua jura“, alten Rechten, handelt. Je mehr die Selbſtändigkeit der Stadt zunahm, in ein um ſo merkwürdigeres Verhältnis mußten die „Burggrafen“ zu ihr geraten, als welche ſeit 1191 die Grafen von Zollern erſcheinen. Solange die Stadt noch in der Burg aufging, ſtanden Jurisdiktion und Militärgewalt beim Burgvogt. Mehr und mehr Rechte wurden dieſem aber allmählich entzogen. Selbſt die kaiſerliche Burg, von der die Amtsgewalt der Burggrafen ſich urſprünglich herſchrieb, ging dieſen ſchließlich verloren und wurde unter Obhut eines beſonderen Burgvogtes (castellanus) und der Bürger der Stadt geſtellt, ſo daß die Burggrafen allein die ihnen eigens zugehörige Burg neben der Reichsburg auf der Feſte behielten.

Die Nürnberger Burg, welche ſich dem Beſchauer heute als ein einziges maleriſches und künſtleriſches Ganzes darſtellt, iſt nämlich durchaus nicht als ſolches erdacht und entſtanden. Vielmehr haben die verſchiedenen Jahrhunderte daran gebaut, haben verſchiedene Beſitzer hier nebeneinander gehauſt und ſich ſogar zum Teil gegenſeitig befehdet. Die Weſtpartie war die eigentliche Kaiſerburg (Abbild. S. 22). Sie reicht ungefähr bis zu dem hohen Rundturm, dem Sinwell- oder Veſtnerturm. Daran ſchließt ſich nach Oſten die Burggrafenburg an, ſeit 1191 der Sitz der Hohenzollern. Dieſe haben alſo niemals den ganzen Baukomplex, den wir heute vor uns ſehen, für ſich allein beſeſſen. Die Burggrafenburg war urſprünglich der älteſte Teil der geſamten Anlage, aber ihre Baulichkeiten ſind im Laufe der Jahrhunderte großenteils zerſtört worden, darum klafft gerade an jener Stelle die große Lücke auf der Feſte. Erhalten haben ſich nur die ſogenannte „Amtmannswohnung“ (auf unſerer Abbildung nicht erkennbar), ein echt mittelalterlicher wehrhafter Bau aus dem dreizehnten Jahrhundert, auf quadratiſcher Grundlage, vom Typus des Naſſauer Hau-



Weſtfaſſade der Lorenzerkirche. Links das Naſſauer Haus.

ſes (Abbild. S. 33), nur niedriger und daher in der Wirkung maſſiger, ſowie der berühmte ſogenannte fünfeckige Turm, der aber in Wahrheit ein viereckiger, auf quadratiſcher Grundlage errichteter Turm iſt, und dem nur eine ihn von Norden ſtützende Strebe den Anſchein der Fünfeckigkeit verleiht. Der Turm iſt auf unſerer Abbildung S. 22 gut zu erkennen: er läuft oben in das niedrige ſtumpfe Dach aus. Was von hier aus noch weiter nach Oſten liegt, gehörte der Stadt Nürnberg, die alſo auf der Feſte neben Kaiſer und Burggraf als dritter Machthaber vertreten war. Das langgeſtreckte hochgiebelige Haus mit den vielen ſymmetriſch verteilten Dachluken errichtete in den Jahren 1494 und 1495 Nürnbergs damals tüchtigſter Baumeiſter Hans Beheim d. Ä. als großmächtiges ſtädtiſches Kornhaus. Da es aber bei Kaiſerbeſuchen vielfach zur Beherbergung der kaiſerlichen Roſſe herhalten mußte, ſo erhielt es im Laufe der Zeiten ganz von ſelbſt den Namen „Kaiſerſtallung“, der ihm bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. Den im Oſten abſchließenden hohen ſchlanken Turm, den ſogenannten „Luginsland“, mit dem ſpitzen Dach und den luſtigen vier Ecktürmlein, erbauten die Nürnberger im Jahre 1377 mit der ausgeſprochenen Abſicht, „darumb daß man in des Markgrafen Purk möcht geſehen“.

Blick in das Mittelſchiff des Langhauſes und in den Chor der Lorenzerkirche.

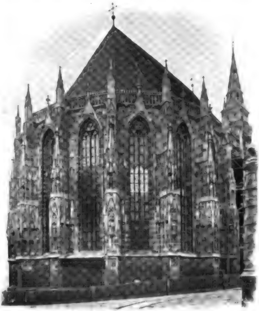
Die Burggrafen von Nürnberg und die Nürnberger Bürger ſtanden eben in einem nichts weniger als guten Verhältnis zueinander. Selbſt als die Hohenzollern zu Markgrafen von Brandenburg ernannt worden waren und infolgedeſſen im Jahre 1427 ihre Burg an die Stadt verkauften, wollten ſie dennoch auf eine Reihe von Hoheitsrechten nicht verzichten. Dies gab Veranlaſſung zu den langjährigen erbitterten Fehden, welche beſonders Albrecht Achilles gegen die Stadt führte. Dieſe Fehden waren es vornehmlich, welche Nürnberg den Charakter einer im mittelalterlichen Sinne ſtark befeſtigten Stadt verliehen, an deren Anblick wir uns bis zum heutigen Tag erfreuen (Abbild. S. 23 u. S. 24 oben).

Dieſe Fehden hinderten aber die Stadt nicht, ſich zu immer größerem Wohlſtand und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt geſteigerter Bedeutung im Handelsleben von ganz Europa zu erheben. Im fünfzehnten Jahrhundert bildete Nürnberg neben Augsburg den Hauptſtapelplatz des durch Venedig vermittelten Orienthandels mit dem Norden. Im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts erklomm es den Gipfel ſeiner Macht. Es ſoll damals 150000 Einwohner, eine für die heutige Zeit geringe, für die damalige

Digitized by Google

aber äußerſt beträchtliche Anzahl, beſeſſen haben. Aber durch den veränderten Weg des oſtindiſchen Handels verlor Nürnberg ſeine einſtige Bedeutung. Dazu kam eine verrottete ariſtokratiſche Verwaltung im Inneren hinzu. Die nach außen freie deutſche Reichsſtadt war im Inneren von jeher nach durchaus ariſtokratiſchen Prinzipien von einer beſchränkten Anzahl ratsfähiger „Geſchlechter“ regiert worden, die zwar 1349 von den „Zünften“ verjagt wurden, aber noch in demſelben Jahre ihr Regiment deſto feſter wieder aufrichteten. In den ſpäteren Jahrhunderten verminderte ſich dann die Zahl der ratsfähigen Geſchlechter mehr und mehr, und die einzelnen Familien degenerierten. So ging es mit der Stadt im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert immer tiefer und tiefer bergab. Aber gerade die damalige politiſche und kommerzielle Stagnation Nürnbergs hat die Konſervierung des mittelalterlichen Bau- und Kunſtzuſtandes bewirkt. Daß uns Nürnberg heute noch in ſeinem wunderbaren mittelalterlichen Gewand entgegentritt, iſt ebenſowohl eine Folge ſeiner ſpäteren Schwäche als ſeiner mittelalterlichen Blüte. Die Stadt hat wie ein Dornröschen jahrhundertelang im Schlaf gelegen, um erſt im neunzehnten nach der Einverleibung in das Königreich Bayern zu neuem gedeihlichem Leben zu erwachen. Nun aber war der geſchichtliche Geiſt ſo ſtark und lebendig, daß man den mittelalterlichen Charakter der Stadt im großen ganzen und, ſoweit er nicht dem modernen Verkehr gar zu hinderlich war, planmäßig bewahrte.

Eine Kunſtgeſchichte der Stadt Nürnberg zu ſchreiben, iſt natürlich im Rahmen eines Zeitſchriftenaufſatzes unmöglich. In dieſer Beziehung muß auf die Buchliteratur verwieſen werden.[*] Die Nürnberger Kunſtgeſchichte ſteht mit der politiſchen und Handelsentwickelung in innigſtem Zuſammenhang. Nürnbergs künſtleriſche Blüte fällt in den Zeitraum dreier Jahrhunderte, ins vierzehnte, fünfzehnte und ſechzehnte Jahrhun-



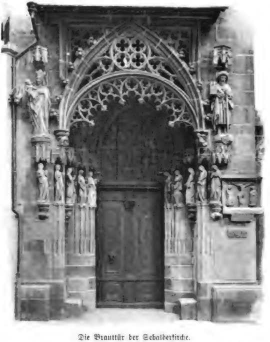
Der Oſtchor der Sebalderkirche.

---

[*] Es gibt zurzeit zwei zuſammenfaſſende Bücher über das kunſtgeſchichtliche Nürnberg: P. J. Rée, Nürnberg (Berühmte Kunſtſtätten, Nr. 5. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann, 1900) und H. Uhde-Bernays, Nürnberg. (Die Kunſt. Sammlung illuſtrierter Monographien. Herausgegeben von Richard Muther. 24. Band. Julius Bard, Berlin). Rée gibt ſich in ſeinem vortrefflichen Werke Mühe, uns in ſelbſtverleugnender Weiſe zu den Kunſtwerken und zu ihrem Verſtändnis zu führen. Uhde-Bernays redet hauptſächlich von den Empfindungen, die er in Nürnberg und vor den Nürnberger Kunſtwerken gehegt habe. Eine ſolche ausgeſprochen ſubjektive Darſtellung kann unter Umſtänden höchſt reizvoll ſein, wie jedermann zugeben wird, der z. B. Heinrich Heines Proſaſchriften geleſen hat. Schade nur, daß Uhde-Bernays kein zweiter Heinrich Heine iſt.

Digitized by Google

dert. Vorher iſt nicht viel dageweſen und nachher nicht viel dazugekommen. Die großen Hauptkirchen wurden im weſentlichen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert erbaut, alſo in der Zeit des gotiſchen Stiles, die für Nürnberg ſo charakteriſtiſche Profanbaukunſt entſtand aber zumeiſt erſt im Beginn des ſechzehnten Säkulums, mithin in der Stilperiode der ſogenannten deutſchen Renaiſſance. Die kirchliche Malerei, Steinbildhauerei und Holzſchnitzerei fällt wiederum in die gotiſchen Zeiten. Dürer wurde 1471 geboren und ſtarb 1528. Das Kunſtgewerbe, das in den früheren Jahrhunderten für die Gotteshäuſer manch herrlichen Schmuck geliefert hatte, erhielt im allgemeinen ſeinen höchſten Aufſchwung erſt im weiteren Verlauf des ſechzehnten Jahrhunderts, als es ſich weltlichen Zwecken dienſtbar erwies.



Die Brauttür der Sebalderkirche.

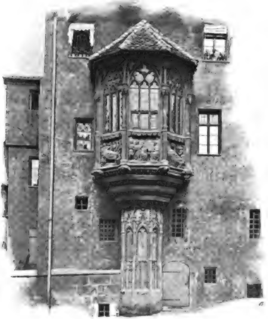
Nürnbergs älteſtes Bau- und Kunſtwerk befindet ſich auf der Feſte: die romaniſche Doppelkapelle (Ober- und Unterkapelle), deren Chor im Margareten- oder Heidenturm liegt. Es iſt dies der weſtlichſte Turm auf unſerer Abbild. S. 22. Daran ſchließt ſich der Weſtchor der Sebalduskirche, die ſogenannte Löffelholzkapelle, an, der wie auch das Mittelſchiff des Langhauſes im ſogenannten Übergangsſtil gehalten iſt, das heißt: in demjenigen Stil, der den Übergang vom ernſten, ſchweren Romanismus zu der luftigen, himmelſtrebenden Gotik bildet, während die Nebenſchiffe erſt in der Epoche der Hochgotik im Jahre 1309 erweitert wurden und der Chor gar erſt im folgenden Jahrhundert, alſo in ſpätgotiſcher Zeit, angebaut wurde. Die Abbildung auf S. 24 führt uns in das ſüdliche Nebenſchiff der St. Sebalduskirche. Wir ſchauen rechts an dem mächtigen Pfeiler vorbei in das hohe Langhaus und das auf unſerer Abbildung tiefdunkel wirkende jenſeitige nördliche Nebenſchiff. Fünf Stufen führen zu dem Chor, der ſogenannten Löffelholzkapelle, empor. Hier gewahren wir eine im runden romaniſchen Bogen geſchloſſene Maueröffnung, die durch eine ſchlanke Teilungsſäule halbiert wird. Schwere Arkaden ſcheiden die Nebenſchiffe vom Mittelſchiff. Die Arkadenpfeiler ſind mehrfach abgeſtuft, und romaniſche Dreiviertelſäulen ſind ihnen vorgelegt. Oberhalb der Kämpfer ſteigen zum Gewölbe der Nebenſchiffe gotiſch profilierte Rippen empor. An den Pfeilern aber ſind, ſtellenweiſe unter Durchbrechung der vorgelegten Säulen, zwiſchen Konſolen und Baldachinen bunt gefärbte Steinſtatuen von Heiligen aus dem vierzehnten Jahrhundert angebracht. Mit dieſem Figurenſchmuck, dem architektoniſchen Formenreichtum und dem mannigfaltig abgeſtuften Licht- und Schattengegenſatz macht der Raum einen ernſten, geheimnisvollen, echt kirchlichen Eindruck.

Während St. Sebald ſo noch im Inneren wie übrigens auch an der weſtlichen Turmfaſſade reichliche Elemente romaniſchen Stiles enthält, iſt das andere größte Nürnberger Gotteshaus, die St. Lorenzkirche, ein durchaus gotiſcher Bau (Abbild. S. 25, 26 u. 36). Innerhalb dieſes weiten Rahmens macht ſich allerdings auch bei ihr ein charakteriſtiſcher Stilunterſchied geltend: der Unterſchied zwiſchen Hoch- und Spätgotik. Auch dieſer Bau wurde im Weſten begonnen und im Oſten zu Ende geführt. Der ſpätgotiſche Chor aus dem zweiten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts, ein von rieſigen ſchlanken Pfeilern geſtützter Raum, eine einheitliche ſogenannte „Hallenkirche“, ſetzt ſich außen und innen gleich charakteriſtiſch gegen den übrigen Bau ab, der gegen Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vollendet war. Nur an den Türmen wurde auch noch bis ins fünfzehnte Jahrhundert herein gebaut.

Gerade die weſtliche Turmfaſſade (Abbild. S. 25) bildet ein Glanzſtück des ganzen Baues. Zwei mächtige himmelhoch ſtrebende Türme flankieren das Portal. Dieſe Türme wachſen zuerſt quadratiſch empor, durch Geſimſe und zumeiſt auch durch Spitzbogenfrieſe in viele Abſätze gegliedert, die von je einem Fenſter durchbrochen ſind. Ganz oben ſind den maſſigen Vierecksunterbauten bedeutend ſchmalere Achteckskörper aufgeſetzt. Brüſtungsgalerien, in mannigfaltigen Formen gotiſchen Maßwerks durchbrochen, umziehen die Plattformen. Die Achteckskörper laufen ſchließlich in höchſt anmutiger Weiſe in ſpitze Turmhelme aus, und nun erweiſen ſich die beiden bis dahin faſt in allem übereinſtimmenden Türme zum Schluß doch noch als ein ungleiches Brüderpaar, indem der eine Helm in zwei Zonen durchbrochen und teilweiſe vergoldet iſt, während der andere eine glatte Zinnplattendeckung trägt. Beide Türme aber bilden im letzten Grunde glatte, ruhige Mauerflächen, aus köſtlichem Sandſtein regelmäßig aneinander gefügt, und das Auge des Beſchauers kann ſich an ihnen beruhigen und erholen von der Anſtrengung des Schauens, die ihm am Mittelteil der Faſſade zugemutet wird. Da erblicken wir in reicher, kunſtvoller Ausführung das eigentliche Portal, die Portalroſe und das abſchließende Giebeldreieck. Wie jedes gotiſche und romaniſche Portal iſt auch das unſerige in die Mauerfläche hinein angelegt, es verengt ſich nach innen zu und iſt mit Reliefs und Statuen reich geſchmückt, darunter die nackten Geſtalten Adams und Evas, je mit einem Apfel in der Hand. Den Vorzugsplatz an der Mittelſäule hat die Himmelskönigin mit

Der Schöne Brunnen mit der Frauenkirche dahinter.

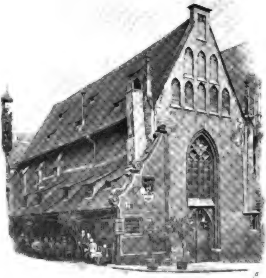
dem göttlichen Kind inne. Über dem Portal die große, ſchön durchbrochene und reich geſchmückte Fenſterroſe, auch Radfenſter genannt. Da keine Radſpeiche ſenkrecht auf eine Horizontale ſtößt, ſondern alle ſchief geſtellt ſind, entſteht ein Eindruck, wie wenn ſich das Rad wirklich bewegte. Der Giebel iſt in lauter Spitzbogenfenſter, Päſſe und Fialen aufgelöſt und läuft in ein Türmchen aus. Einen beſonderen Akzent bildet der dem Giebel vorgelegte Dreiecksbau, welcher das Türmchen trägt. Im ganzen erinnert die Faſſade an den von Erwin von Steinbach errichteten Straßburger Dom, ohne es allerdings an Schönheit voll mit ihm aufnehmen zu können.



Das Sebaldusſchörlein am Sebalderpfarrhof.

Das Hauptportal iſt leider gewöhnlich geſchloſſen. Man muß die Kirche durch eine Nebenpforte betreten. Dadurch erhält man ſofort einen falſchen Eindruck. Man müßte durch das Hauptportal in die Kirche hineinſchreiten können. Dann fände man ſich zuerſt in eine niedrige, düſtere Vorhalle verſetzt inmitten der beiden Turmunterbauten. Von hier aus ſähe man in den lichteren Hauptbau der Kirche hinein und durch dieſen hindurch in den ganz hell beleuchteten Chor: Vorhalle, Heiligtum und Allerheiligſtes (Abbild. S. 26 u. 36). Wie bei jedem von Künſtlerhand geſchaffenen Raum, ſo ſpielt auch für die äſthetiſche Wirkung einer gotiſchen Kirche die Beleuchtung eine entſcheidende Hauptrolle. Beſonders ſchön iſt es, wenn das milde Licht der Nachmittagsſonne den warmen gelben Sandſtein, aus dem die Kirche erbaut iſt, und der überall ehrlich zutage tritt, zu kräftigem Leben erweckt. Von dem hohen Stimmungsreiz, der in einem ſolchen gotiſchen Kircheninterieur ſteckt, vermag uns unſere Abbildung der Natur der Sache nach leider nur eine beſcheidene Vorſtellung zu geben. Hohe ſpitzbogige Arkaden ſcheiden das Mittelſchiff von den Nebenſchiffen. Die mächtigen Achteckspfeiler ſind durch tief eingeſchnittene Hohlkehlen und viele kleine ſogenannte „Dienſte", das heißt Dreiviertelſäulen, gegliedert. Die nach dem Inneren des Mittelſchiffes zu gelegenen Dienſte ſteigen hoch an den Oberwänden empor, verwandeln ſich oberhalb der ſchlichten Kelchkapitäle in ſcharfkantige Rippen und tragen als ſolche die Gewölbe. So bildet der ganze Bau einen ſtreng geſetzmäßig entwickelten Organismus. Wenn uns etwas im Genuß ſtören kann, ſo iſt es der kahle, leere Raum zwiſchen den Oberfenſtern, dem ſogenannten oberen „Lichtgaden" und den Arkaden unten. An den klaſſiſchen gotiſchen Bauten, z. B. in Regensburg, wird dieſe Fläche durch ein „Triſorium“, einen Blendarkadengang belebt.

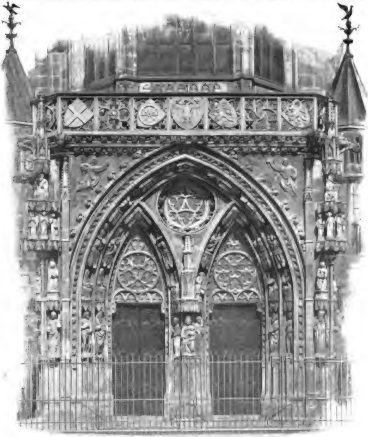
An das Langhaus der Lorenzerkirche ſchließt ſich zeitlich der Oſtchor von St. Sebald an (1361 bis 1379, Abbild. S. 27). Ein mächtiger Chor, durch Rieſenfenſter erleuchtet, welche von je zwei mächtigen Strebepfeilern eingefaßt werden. Beſonders ſchön und imponierend wirkt dieſer Chor von der Fleiſchbrücke aus. Unter den Portalen der Sebalderkirche nimmt das öſtliche an der Nordſeite, die „Brauttür“, eine beſondere Stellung ein (Abbildung S. 28). „Zierlich durchbrochenes, mit Krabben und hängendem Zackenwerk beſetztes Maßwerk bildet die ſchöne Bekrönung der hohen Portalöffnung, in deren Leibung in ſinniger Weiſe die Figuren der klugen und der törichten Jungfrauen aufgeſtellt ſind. In dieſer Tür fand die Einſegnung der Brautpaare ſtatt, ſo wie es uns das ſechſte Blatt von Dürers Marienleben in ſo anſchaulicher Weiſe vor Augen führt“ (Rée). Die klugen Jungfrauen halten ihre Öllämpchen wohlweislich hoch, und in ihren Mienen wie in ihrer Haltung ſpricht ſich eine gewiſſe Selbſtzufriedenheit aus. Die törichten Jungfrauen dagegen halten die Lämpchen geſenkt, ſie haben ſie auslaufen laſſen und ſind nun aufs tiefſte betrübt darüber. Ihr Schmerz und ihre Verzweiflung ſind in charakteriſtiſcher Weiſe zum Ausdruck gebracht. An den Jungfrauen wie an den darüber angebrachten Einzelſtatuen des Sebaldus mit dem Kirchlein (eben der Sebalderkirche) und der Maria mit dem Kinde lernen wir charakteriſtiſche Beiſpiele der Plaſtik des vierzehnten Jahrhunderts kennen. Die Figuren ſind echt gotiſch hoch und überſchlank. Hüften, Schultern und Brüſte kaum angedeutet. Das Geſicht iſt ſehr allgemein behandelt. Der Ausdruck noch befangen. Köſtlich trotz alledem die herzliche Naivität der Erfindung und achtbar die handwerkliche Tüchtigkeit der Durchführung. Eine große Rolle ſpielt das Gewand, das in weichen, ſchweren, trichterförmigen Parallelfalten vorn herabfällt. Nachdem die Plaſtik in dem vorausgehenden Säkulum ſich zu einer hohen Blüte emporgeſchwungen hatte, die ſich beſonders glänzend in den Domen zu Bamberg und Naumburg dokumentiert, ſank ſie im vierzehnten Jahrhundert zur Dienerin der Baukunſt herab und mußte ſich mit den ſchmalen „Schilderhäuschen“ begnügen, die ihr an Portalen und Arkadenpfeilern angewieſen wurden. So konnte ſie ſich ſelten über eine rein ornamentale, raum- oder faſſadenſchmückende Wirkung erheben. Zu dem Beſten, was auf dem Gebiete der Bildhauerkunſt



Das Bratwurſtglöcklein.

im ganzen Verlauf des vierzehnten Jahrhunderts überhaupt geleiſtet worden iſt, gehört ohne Zweifel der mit Recht ſo genannte Schöne Brunnen auf dem Marktplatz zu Nürnberg. Wir ſehen ihn auf unſerer Abbildung Seite 29 emporragen, wie er ſich ſtockwerkweiſe nach oben verjüngt.

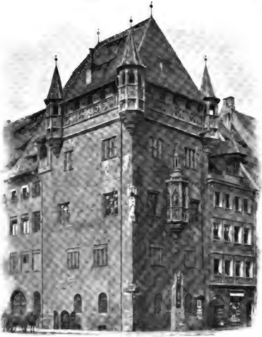
Gegenwärtig pflegt man aus einem übertriebenen Gefühl für Symmetrie heraus, das uns ſeit den Zeiten der Renaiſſance erfüllt und auf Einflüſſe der antiken Kunſt und des romaniſchen Volkscharakters zurückzuführen iſt, einen Brunnen oder ſonſt ein Kunſtwerk in der Mitte des dafür beſtimmten Platzes aufzuſtellen. Im Mittelalter dachte man bei uns in Deutſchland in dieſer Beziehung weſentlich anders. Die Nürnberger ſtellten ihren Schönen Brunnen nicht in der Mitte des Marktes auf, ſchon um den Verkehr nicht zu ſtören, ſondern an eine Ecke des Platzes, wo er durch die benachbarten hohen und mächtigen Gebäude eine Rückendeckung erhält, deren er ſeiner ganzen hohen und ſchlanken Bildung nach dringend bedarf.



Die Portalvorhalle der Frauenkirche.

Digitized by Google

Welch törichter Gedanke von den Nürnbergern des ſiebzehnten Jahrhunderts, zur Erinnerung an den Weſtfäliſchen Frieden einen an ſich gar nicht üblen, mit aufſpringenden Seepferden, Delphinen, Tritonen und Najaden belebten und von der Figur des Neptun bekrönten Barockbrunnen von Georg Schweigger in der Mitte des Hauptmarktes aufſtellen zu wollen! Ein glücklicher Zufall verhinderte dieſen Plan, und im Jahre 1797 kaufte Kaiſer Paul I. von Rußland den Nürnbergern den im Peunthof aufbewahrten Brunnen um 66000 fl. ab. Unſerer Zeit blieb es vorbehalten, nun doch noch eine Kopie nach dieſem barocken Neptunsbrunnen in der Mitte des Hauptmarktes aufzuſtellen. Ich wiederhole: dieſer Brunnen iſt an ſich gar nicht übel, höchſtens könnte man tadeln, daß die bekrönende Figur nicht machtvoll genug iſt, um den Geſamteindruck des Kunſtwerkes zu beherrſchen. Aber — wenn man gegenwärtig ein Kunſtwerk zu zahlen vermag, ſo iſt es eine heillos verkehrte Kunſtpolitik, aus übertriebener und falſcher Ehrfurcht vor der Vergangenheit Wiederholungen von vorhandenen Werken anfertigen zu laſſen, ſtatt der in unſerer Zeit und in unſerem Volke vorhandenen Kunſtkraft Gelegenheit zur Betätigung zu gewähren! Ferner, wenn man durchaus einmal altertümeln will, was ſoll das barocke Denkmal der gotiſchen und Renaiſſanceſtadt Nürnberg?! Endlich beeinträchtigt der umfangreiche und weit ausladende Brunnen ſehr weſentlich die geſchloſſene Wirkung des alten feinen und ſchlanken Schönen Brunnens.



Das Naſſauerhaus.

So wie der Schöne Brunnen heutzutage vor uns ſteht, iſt er allerdings leider nur noch eine Kopie, und nicht einmal eine gute. Namentlich der rohe bunte Anſtrich kann nicht ernſt genug gerügt werden. Gewiß, die alten Steinfiguren des vierzehnten Jahrhunderts waren urſprünglich auch faſt alle bunt bemalt und erſtrahlten in kräftigen hellen glänzenden Farben. Trotzdem haben ſie ſicherlich ganz anders und zwar ungleich feiner und geſchmackvoller ausgeſehen als heutzutage der Schöne Brunnen, nämlich ebenſo wie die reſtaurierten Figuren im Inneren der Sebalderkirche. Um ſich überhaupt über den Unterſchied zwiſchen einer guten und einer ſchlechten Erneuerung klar zu werden, braucht man nur die bereits fertig reſtaurierten Partien der Sebalderkirche mit dem Schönen Brunnen zu vergleichen. Von dieſem werden einige Originalſtücke, prachtvolle ernſte, ausdrucksvolle und fein modellierte Köpfe, im Germaniſchen Muſeum aufbewahrt, andere ſind in das Kaiſer-Friedrich-Muſeum zu Berlin gelangt.

Das Dürerhaus.

Schräg gegenüber von der Sebalderkirche liegt der Sebalder Pfarrhof mit dem berühmten Sebalder Chörlein aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (Abbild. S. 30). Das Chörlein ſtellt ſich unſeren Augen als ein reich gezierter und wundervoll proportionierter Erker dar, der wie der Chor einer gotiſchen Kirche auf fünf Seiten eines Achtecks errichtet iſt. Breite dreigeteilte gotiſche Fenſter werden von ſchlanken Fialen flankiert. Unter den Fenſtern ziehen ſich in Geſtalt eines breiten Frieſes Reliefs aus dem Leben Marias herum. Das Chörlein ruht auf einem ſchlanken, hohen Fuß und iſt mit einer niedrigen, ſchweren Dachziegelkappe bedeckt, die wohl jünger iſt als das übrige Chörlein, trotzdem aber ganz vorzüglich dazu paßt. Der Gebrauch des Erkers rührt wahrſcheinlich vom Chor der Hauskapelle her. Da über einem ſolchen keines Menſchen Fuß hin- und hergehen durfte, wurde der Hauskapellenchor über die Wand nach außen vorſpringend gebildet. An dieſen wahrſcheinlichen Urſprung des Erkers überhaupt erinnert der Ausdruck „Chörlein“, der in Nürnberg bis auf den heutigen Tag herab und ganz allgemein für jeglichen, nicht nur für einen derartig kirchlich, gotiſch, eckig gebildeten Erker gebraucht wird, wie es gerade das Sebalduschörlein iſt. Dieſes Chörlein iſt in den letzten Jahren wegen Baufälligkeit abgebrochen und im Germaniſchen Muſeum wieder aufgemauert worden, während es an ſeiner urſprünglichen Stelle durch eine Kopie erſetzt wurde, deren Schnitt im Detail ziemlich hart und trocken iſt.

Neben der Sebalderkirche ſteht die Moritzkapelle, ein einfaches einſchiffiges Kirchlein, aber von ſeiner Fenſterform und Fenſterprofilierung, an das in rührender Harmloſigkeit unmittelbar das Bratwurſtglöcklein anſtößt (Abbild. S. 31). Schon im Jahre 1400 ſoll an dieſer Stelle eine Wirtſchaft betrieben worden ſein. Der jetzige Bau mit dem charakteriſtiſchen barocken Halbgiebel rührt aber erſt aus dem Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts her. Das vielgerühmte Bratwurſtglöcklein dient übrigens zumeiſt nur dem durchreiſenden Kunſtfreunde zu Nutz und Frommen, die eingeſeſſenen Nürnberger von altem Schrot und Korn ſuchen andere Stätten auf, an denen ſie zwar weniger alte Krüge und ſonſtige Altertümer, aber dafür größere Bratwürſte vorfinden, ſowie den unſchätzbaren Vorzug genießen, unter ſich zu ſein und einen ruhigen Diskurs pflegen zu können.

Neben St. Lorenz und St. Sebald ragt unter den zahlloſen Gotteshäuſern der Stadt beſonders die gotiſche Frauenkirche hervor. Sie wird auch kaiſerliche Kapelle genannt und macht dieſem Namen durch die Zierlichkeit ihrer Verhältniſſe und Einzelheiten alle Ehre, wodurch ſie ſich von den beiden mächtigen ſtädtiſchen Kathedralen weſentlich unterſcheidet. Vier kräftige Rundpfeiler ſcheiden den faſt quadratiſchen Hallenbau in neun Gewölbejoche. Aus dieſem Hallenbau ragt nach Oſten ein länglicher einſchiffiger Chor heraus, nach Weſten eine im Inneren und am Äußeren mit Statuen reich geſchmückte Portalvorhalle (Abbild. S. 32). Dieſe ſoll erſt 1411 hinzugefügt worden ſein, während die kaiſerliche Kapelle im übrigen 1355 bis 1361 an Stelle einer niedergeriſſenen „Judenſchule“ aufgebaut wurde, wie auch der Hauptmarkt ſeine Entſtehung der Niederlegung des früher an dieſer Stelle befindlichen Judenviertels verdankt.

Als ſchönſtes und bedeutendſtes Beiſpiel rein gotiſcher Profanbaukunſt gilt das im vierzehnten Jahrhundert erbaute Naſſauer Haus (Abbild. S. 33, vergl. auch die Abbild. S. 25), das übrigens mit den Grafen von Naſſau nichts zu tun, ſondern verſchiedenen Nürnberger Patrizierfamilien nacheinander gehört hat. Auf quadratiſcher Grundlage ſteigt es hoch empor. Die beiden ſchlichten feſten Mauerflächen, welche dieſes Eckhaus der Straße zukehrt, ſind mit einigen wenigen gotiſch profilierten Fenſtern ohne allzu ängſtliche Rückſicht auf Symmetrie durchbrochen. Die rundbogigen Fenſter des unterſten Geſchoſſes dürften wohl erſt ſpäter in die Mauerfläche eingebrochen ſein, wie auch der Brunnen als eine Zutat des neunzehnten Jahrhunderts anzuſprechen iſt. Denn unten mußte das wehrhafte Haus des Mittelalters in Deutſchland wie in Italien (Palazzo Vecchio zu Florenz) feſt geſchloſſen ſein, erſt an den oberen, von feindlichen Geſchoſſen weiter entfernten Partien durfte es ſich künſtleriſchen Schmuck geſtatten. So tritt am Naſſauer Haus ein „Chörlein“, ähnlich demjenigen am Sebalder Pfarrhofe, heraus, nur daß es hier im Sinne der Hochgotik des vierzehnten Jahrhunderts in eine ſchlanke Laterne mit krönendem Spitzhelm ausläuft. In gleicher Höhe mit dem „Chörlein“ betet unter zierlichem Baldachin ein Englein. Solche an den Hausecken angebrachte Heiligen, zumeiſt Marienſtatuen, kommen ja auch in anderen altdeutſchen Städten vor, aber ſie bil-

Hof im Pellerhauſe.

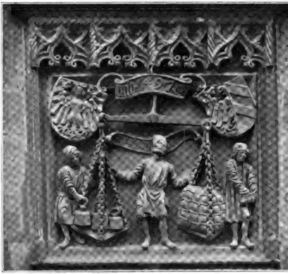
Digitized by Google

den dennoch geradezu ein Wahrzeichen von Nürnberg, wo man ihnen auf Schritt und Tritt begegnet und ſich jedesmal von neuem über die dadurch hervorgerufene reizvolle Belebung des Straßenbildes freut. Aber den ſchönſten Schmuck des Naſſauer Hauſes bildet der obere Abſchluß: der reiche, fein ſkulptierte Zinnenkranz mit den Wappenſchilden, die Auslugerker, wie ſie vereinzelt auch ſonſt an Nürnberger Häuſern vorkommen, und das hoch anſteigende Zeltdach. Alles in allem vermag ſich dieſer in ſeiner Art in ganz Deutſchland einzige Bau ſelbſt ſchräg gegenüber der herrlichen Weſtfaſſade von St. Lorenz künſtleriſch ſehr wohl zu behaupten.

Der ſpätgotiſche Chor mit dem Sakramentshäuschen von Adam Kraft der Lorenzerkirche.

Stellt das Naſſauer Haus den mittelalterlichen Typus einer Patrizierwohnung in höchſter künſtleriſcher Vollendung dar, ſo repräſentiert die „Maut“ ein den Zwecken der Allgemeinheit dienendes ſpätmittelalterliches Gebäude. Sie wurde urſprünglich als Kornhaus, und zwar bald nach dem großen Kornhaus von 1494 und 1495 zwi-

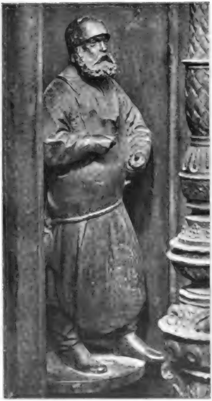
Digitized by Google



Relief von Adam Kraft am Waggebäude.

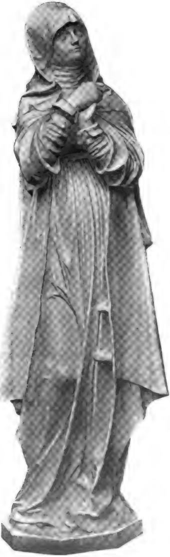
ſchen dem Luginsland und dem fünfeckigen Turm auf der Feſte, in den Jahren 1498 bis 1502 in einer Länge von 84,60 und einer Breite von 19,70 Metern aufgebaut. 1572 wurde das Kornhaus in eine Maut, d. h. in ein Zollhaus, umgewandelt. Seinen Namen Maut hat es bis auf den heutigen Tag behalten, wenn es auch ſchon längſt als Kaufhaus dient. Das Gebäude iſt eigentlich ganz ſchlicht gehalten. Die aus prachtvollem Sandſtein aufgeführten Mauern ſind nur von ſchmalen Fenſtern durchbrochen. Allein das Portal beſitzt reicheren Stabwerk- und Reliefſchmuck. Aber über dem Hauſe erhebt ſich ein rieſiges Giebeldach, von zahlloſen Dachluken belebt. Dieſes Motiv des himmelhoch anſteigenden Daches mit den vielen flachen Dachluken, die eine ſo reizvolle Licht- und Schattenwirkung ergeben, iſt nicht nur für Nürnberg ſelbſt, ſondern für die ganze Nürnberger Gegend, namentlich auch für die Dörfer der Umgegend, charakteriſtiſch (Abbild. S. 22 u. 34). Aber ſeine monumentale Ausgeſtaltung hat dieſes Motiv eben doch an der Maut gefunden. Eigentümlich ſind hier ferner die Giebelflächen behandelt und belebt. Spitzbogenfrieſe in natürlicher Anordnung wechſeln ſchichtweiſe mit ebenſolchen ab, die auf den Kopf geſtellt ſind, und ſo ergibt ſich gleichſam ein einziges großmaſchiges Netz, das aus lauter Ovalen und Sternen beſteht. Die Wirkung iſt eine außerordentlich leichte, lebendige und reizvolle.

So außerordentlich ſelten auch in der altdeutſchen Stadt Nürnberg rein gotiſche Profangebäude ſind, ebenſo häufig begegnet man ſolchen Häuſern, die gotiſche Motive mit ſolchen der italieniſchen Renaiſſancebaukunſt in origineller Weiſe verbinden. In dieſer Verſchmelzung beſteht ja recht eigentlich das Weſen der ſogenannten deutſchen Renaiſſance. Das typiſche Nürnberger Wohnhaus aus dem ſechzehnten Jahrhundert kehrt — im Gegenſatz zur üblichen altdeutſchen Straßenanlage — die Breitſeite der Straße zu. Das Haus ſteigt hoch an bis zu vier, fünf, ſechs Stockwerken, und über dem Hauſe erhebt ſich ein hohes rotes Ziegeldach, das mit den oben beſprochenen Dachluken bevölkert und in der Regel auch von einem Dacherker — ſehr charakteriſtiſch für Nürnberg! -- durchquert iſt. Das Dürerhaus (Abbild. S. 34) kann nur als ein ſehr beſcheidener und kunſtloſer Vertreter dieſes Typus angeſehen werden. Während nun das Portal und die niedrigen breiten Fenſter in der Regel gotiſch profiliert ſind, pflegen die Dacherker in rundem Bogen geſchloſſen und von Renaiſſancepilaſtern geſtützt zu ſein. An der Brüſtung zieht ſich dagegen wiederum gotiſches Maßwerk entlang. Aber das beſſere Teil des Hauſes liegt in der altdeutſchen Kunſtſtadt Nürnberg wie in den altitalieniſchen Kunſtſtädten Florenz und Genua nach innen, nach dem Hofe zu. Der flüchtige Reiſende erhält keine Ahnung davon, welche Schätze an architektoniſch-ornamentalen Motiven Nürnberg in ſeinen Höfen birgt (Abbild. S. 35). Die Häuſer öffnen ſich nach dem Hofe zu in mehreren Arkaden übereinander; dieſe Arkaden dienen den einzelnen Stockwerken als Korridore und waren durchweg offen. Erſt die Luftſcheu ſpäterer Jahrhunderte hat ſie vielfach verbaut. Die Arkaden pflegen im flachen Rundbogen zu ſchließen, während gotiſches Maßwerk die Brüſtungen ziert. Auch das Treppenhaus dieſer Bauten iſt charakteriſtiſch. Eine Spindelſtiege (Wendeltreppe) bewegt ſich um einen oder drei Mittelpfeiler herum, während einige andere Pfeiler das Treppenhaus nach außen in polygonaler Anordnung umſchließen; die Brüſtungen des Treppenhauſes aber führen wie die Stiege ſelbſt ſchräg aufwärts. Die einzelnen Treppenſtufen pflegen aus je einem ſchweren Eichenbrett zu beſtehen, wie überhaupt das Holzwerk an den Höfen eine große Rolle ſpielt und bisweilen das Material für ganze Hofkorridore abgegeben hat. Ganz aus Stein erbaut iſt dagegen der berühmteſte und ſchönſte Hof von allen, derjenige des Pellerhauſes (Abbild. S. 35), der am meiſten Motive der italieniſchen Renaiſſance aufweiſt und dabei dennoch im ganzen eine charakteriſtiſche Arbeit der deutſchen Renaiſſance repräſentiert. Das Pellerhaus wurde erſt im Jahre 1605 erbaut. Der Baumeiſter hieß Jakob Wolff. Deſſen gleichnamiger Sohn, den der Rat der Stadt Nürnberg mehrere Jahre zu ſeiner künſtleriſchen Ausbildung nach Italien ſchickte, erbaute dann in den Jahren 1616 bis 1622 die großartige Faſſade und überhaupt den Hauptteil des Rathauſes, der nun im Gegenſatz zu allen früheren Nürnberger Bauten ſtreng im italieniſchen Renaiſſanceſtil gehalten iſt. Mit dieſem Bau wurde alſo der deutſche Renaiſſanceſtil aufgegeben, der letzte Stil, der dem deutſchen Individualiſierungsbedürfnis vollkommene Freiheit gewährte und gerade auf Nürnberger Boden wie auf keinem anderen reiche und mannigfaltige Früchte getragen hatte. Aber das Rathaus iſt in ſeiner ganz anderen Eigenart auch noch ein hervorragender Bau. Was dagegen in den ſpäteren Jahrhunderten entſtand, vermag nicht an die Vergangenheit heranzureichen, weder die barocke Ägidien- noch die klaſſiziſtiſche Deutſchhauskirche. Nur viele reizende hölzerne „Chörlein“ wurden im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in den



Die Porträtfigur des Erzgießers Peter Viſcher von ſeinem Sebaldusgrabmal in der Sebalduskirche.

Digitized by Google



Die Nürnberger Madonna. Holzſchnitzerei im Germaniſchen Muſeum.

Digitized by Google

charakteriſtiſchen Barock- und Rokokoformen an die meiſt viel älteren Häuſer angebaut.

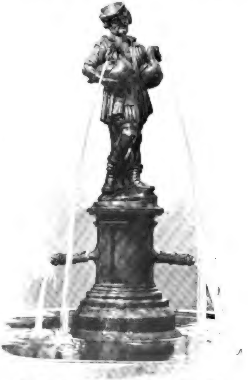
Der Apollobrunnen von Hans Viſcher im neuen Rathaushofe.

Wir wenden uns daher jetzt von der Architektur ab und der Plaſtik zu, die wir im vierzehnten Jahrhundert in den Banden der Baukunſt verlaſſen hatten. Das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch kämpfte die Plaſtik einen Befreiungskampf gegen die Herrſchaft der Überlieferung und der Konvention. Das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch ſuchte ſich die Plaſtik in den Beſitz aller Ausdrucksmittel zu ſetzen, ſich der Natur zu bemächtigen. Und dieſes Suchen war von Erfolg gekrönt. Gegen Ende des fünfzehnten und Beginn des ſechzehnten Jahrhunderts konnten in Nürnberg drei Männer aufſtehen, die ihre Kunſt völlig beherrſchten und mittels ihrer Kunſt Werke von bleibendem Werte ſchufen: der Holzſchneider Veit Stoß, der den Engliſchen Gruß der Lorenzerkirche geſchnitzt hat, der Steinbildhauer Adam Kraft, der das Sakramentshäuschen ebendaſelbſt gemeißelt hat, und der Erzgießer Peter Viſcher, der das Sebaldusgrab der Sebalderkirche gegoſſen hat. Alle drei Künſtler ſtanden an der Schwelle vom fünfzehnten zum ſechzehnten Jahrhundert, vom Mittelalter zur neueren Zeit, von der Gotik zur Renaiſſance. Bei Veit Stoß und Adam Kraft überwog bei weitem die Gotik, bei Peter Viſcher die Renaiſſance. Sein Sebaldusgrab und Krafts Sakramentshäuschen werden mit Recht unter die Wunderwerke der deutſchen Kunſt gezählt. Das aus ſchneidbarem Kalkſtein hergeſtellte Sakramentshäuschen (Abbild. S. 36), 1493 begonnen und vertragsmäßig 1496 vollendet, iſt ſeiner Beſtimmung nach nichts anderes und nichts mehr als ein Behälter zur Aufbewahrung des Sakraments oder der Monſtranz und nur aus reiner Freude an der künſtleriſchen Bildung zu einer rieſigen Steinpyramide von zwanzig Meter Höhe erweitert, die ſich ſtockwerkweiſe verjüngt, bis zum Gewölbe emporſteigt und oben die Schwingung des Gewölbes mitmacht. Dieſes Sichherabneigen der oberſten Spitze des Sakramentshäuschens ließ die Sage aufkommen, der Meiſter habe eine „ſonderliche Erfahrung gehabt, die harten Steine zu mildern und zu gießen“. In Wahrheit ſind natürlich die abwärts gekehrten Steinkörperchen auf Metalldrähten aufgezogen. Das Sakramentshäuschen iſt mit Statuen und Reliefs aus dem religiöſen Vorſtellungskreiſe des Mittelalters reich geſchmückt und wird von den lebensgroßen Geſtalten des Meiſters, des Alt- und des Junggeſellen getragen. Das neue Metallgitter, das den Fuß des Kunſtwerkes umzieht, ſoll den Genuß desſelben bis auf viele Generationen hinab erhalten helfen, verhindert aber jede einzelne daran, das Kunſtwerk richtig ins Auge zu faſſen!

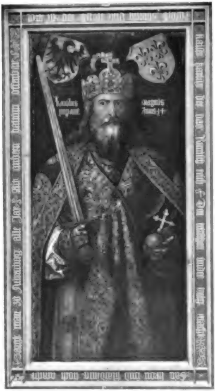
Derſelbe Adam Kraft, welcher mit dem 1493 begonnenen und 1496 vertragsmäßig vollendeten Sakramentshäuschen der kirchlichen Kunſt des Mittelalters kurz vor deren definitivem Zuſammenbruch eines ihrer glän-

Digitized by Google

zendſten Monumente errichtet, ſchuf im Jahre darauf — 1497 — eine der allererſten profanen plaſtiſchen Arbeiten: das bekannte Relief am Waggebäude (Abbildung S. 37). Der Wagemeiſter in der Mitte waltet gewiſſenhaft ſeines Amtes. Der Knecht ſtellt gleichmütig immer noch ein Gewicht auf die Schale, weil die mächtigen Warenballen des Kaufmanns gar ſo ſchwer laſten. Dieſer ſieht ſich daher genötigt, recht tief in den Beutel zu greifen, wozu er das entſprechend ſaure Geſicht zieht. Oben der Nürnberger Jungfernadler und das Abzeichen der Reichsunmittelbarkeit. Neben dem Humor und der Lebensfriſche, mit denen die Wageſzene dargeſtellt iſt, iſt auch die geſchmackvolle Anordnung der Figuren und Dinge auf der Fläche, ſowie die reizende architektoniſch-ornamentale Umrahmung zu rühmen.


Das Gänſemännchen. Brunnenfigur von Pankraz Labenwolf.

Adam Kraft war eben ein Meiſter der Kompoſition, und die gotiſche Formenwelt bot ihm keine Schwierigkeiten dar, die er nicht ſpielend beherrſcht hätte. Schwieriger war die Lage des etwas ſpäter geborenen Peter Viſcher. Während Kraft mit ſeinem durchaus in gotiſchen Formen gehaltenen Sakramentshäuschen ein Werk aus einem Guß und von vollendeter Kompoſition ſchuf, ſuchte Viſcher im Sebaldusgrab gotiſche und Renaiſſanceformen zu einem organiſchen Ganzen zu verbinden. Und dieſer Verſuch mißlang. Das Sebaldusgrab iſt als Ganzes, als Kompoſition mißglückt, aber als Guß vollendet und in ſeinen Einzelheiten teils von erhabener Schönheit, teils von köſtlichem Humor, faſt immer aber von unmittelbarer Lebensfriſche erfüllt. In dieſer letzteren Beziehung nimmt des Meiſters eigenes in Erz gegoſſenes Bildnis in ganzer Figur, in Schurzfell und Kappe und mit dem Werkzeug in der Hand eine hervorragende Stellung ein (Abbild. S. 38). Auf Peter Viſchers Meiſterhand hat Herr von Bezold, der derzeitige Direktor des bayeriſchen Nationalmuſeums, auch jene wunderbare holzgeſchnitzte Marienfigur zurückgeführt, die als „Nürnberger Madonna" uns allen im Herzen wohnt (Abbild. S. 39). Denn ihr Ausdruck iſt ſo herzlich und innig, wie ihn nur eines echt deutſchen Meiſters Geiſt erfinden konnte. Und dieſe Herzlichkeit iſt durchaus nicht nur in den Geſichtszügen, ſondern noch mehr in der Haltung, ja überhaupt in der ganzen Geſtalt ausgeſprochen. Die Gottesmutter hat die Hände ſchmerzvoll zuſammengelegt und ſchaut zur Seite aufwärts. Offenbar handelt es ſich um eine ſogenannte Maria unter dem Kreuz.* Aber wo iſt der Chriſtus, zu dem ſie aufſchaut?! — Wo der Johannes, den man ſich zur anderen Seite des Kreuzes zu denken hätte?! — Sind dieſe zugrunde gegangen oder erſt gar nicht entſtanden?! — Die Madonna iſt mit einer grünen Farbſchicht überzogen, die im Ton wie Erzpatina wirkt. Daraus hat man den Schluß gezogen, daß man es wahrſcheinlich mit einem Gußmodell zu tun habe.



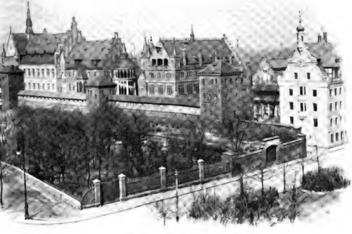
Das Idealbildnis Kaiſer Karls des Großen von Albrecht Dürer im Germaniſchen Muſeum.

Viſchers Gießhütte lebte noch nach ſeinem Tode fort. Seinem Sohn Hans wird der herrliche, vornehme Apollobrunnen im neuen Rathaushofe gegeben (Abbild. S. 40), der unter offenkundiger Anlehnung an den Apollo von Belvedere entſtanden iſt. Pankraz Labenwolf hat die derbe, aus dem Volksleben gegriffene Figur des Gänſemännchens geſchaffen, die geradezu zu den Wahrzeichen der guten Stadt Nürnberg gehört (Abbild. S. 41). In einem ganz anderen, in einem ausgeſprochenen Renaiſſancegeſchmack, allerdings etwas manierierter Art, iſt der Tugendbrunnen neben der Lorenzerkirche gehalten, der Benedikt Wurzelbauer, einen Großneffen des Pankraz Labenwolf, zum Schöpfer hat. Mit dem Tugendbrunnen klingt die Nürnberger Plaſtik aus.

Die Malerei hat einen parallelen Verlauf genommen. Was ſie auf früher Entwickelungsſtufe an rein dekorativer Bedeutung wie an ſeeliſcher Wirkung auf den Beſchauer vermochte, zeigt am beſten der goldgründige Tucheraltar in der Frauenkirche aus dem Jahrzehnt von 1440 bis 1450. Die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war dem unbedingten, rückſichtsloſen Streben nach abſoluter Naturtreue gewidmet. Wolgemut, Dürers Lehrmeiſter, beherrſchte die Natur bis in alle Einzelheiten hinein. Seinem ſcharfen Malerauge entging keine Runzel in der Haut, keine Narbe auf dem Geſicht, kein Grashalm und kein Kräutlein am Boden. Aber ſeine Manier war hart und eckig, ſeine perſpektiviſche Geſchicklichkeit wenig entwickelt, ſein geiſtiger Horizont eng und trüb. Vor allem fehlte ihm das geiſtige Band, die vielen Teile, die er ſicher in der Hand hielt, zu einem groß angeſchauten Ganzen zu verknüpfen. Von einem ſeiner begabteſten Gehilfen rührt der

---

* Man hat in jüngſter Zeit verſucht, dieſe Maria anders zu deuten, ihren ſeeliſchen Gehalt zu leugnen und ihren künſtleriſchen Wert herabzuſetzen. Ich beabſichtige, an anderer Stelle die darauf hinzielende Argumentation zu widerlegen.



Das Germaniſche Muſeum.

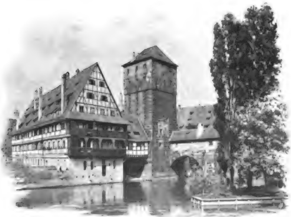
Lukas, die Madonna malend, her. Auf einem gotiſchen Hockerl ſitzt der heilige Lukas, der Patron der Maler, vor ſeiner Staffelei. Er hält in der Linken die Palette und ſeinen Malſtock, auf den er die mit dem Pinſel malende Rechte ſtützt. So konterfeit er im tiefſten Seelenfrieden die Maria ab, die mit ihrem lebhaften Buben auf dem Schoß im Nebengemach auf dem Stuhle vor dem Kamin ſitzt. Der Maienkrug ſteht zu ihren Füßen. Einzelne Röslein ſind am Boden verſtreut. Durch die Fenſter ſieht man auf die torbewehrte Stadt Nürnberg mit einer felſigen Phantaſie-Landſchaft im Hintergrunde.

Aus des trockenen, aber gewiſſenhaften Wolgemut Werkſtatt ſollte der größte deutſche bildende Künſtler, Albrecht Dürer, hervorgehen. Auch Dürer iſt vielleicht noch heutzutage nicht für jedermann ohne weiteres verſtändlich und genußreich. Man muß ſich erſt in ihn hineinſehen, hineinleben und hineinempfinden, um die Tiefe ſeines Gefühls, die Höhe ſeines Denkens, die Reinheit ſeiner Auffaſſung, den Ernſt ſeines Strebens, die unbedingte Naturwahrheit aller ſeiner Schöpfungen und vor allem die Unendlichkeit ſeiner poetiſchen wie namentlich ſeiner formalen Phantaſie begreifen zu lernen. Dürer wurzelte treu und feſt im Nürnberger Boden und war durch kein noch ſo glänzendes Anerbieten zu bewegen, die geliebte Heimat im Stich zu laſſen. Aber er erhob ſich dennoch hoch über alle Nürnberger Enge und Kleinheit. In ſeinen Adern floß feuriges Ungarblut vom Großvater her. Er hatte ſeinen Geiſt durch ausgedehnte Reiſen nach den damaligen Kunſtländern, nach Italien und nach den Niederlanden, geweitet. Vor allem aber wohnte ihm ſchon von Mutterleib an ſein Genius inne. Von Dürers Werken hat ſich verzweifelt wenig in Nürnberg erhalten. Von dieſem Wenigen wird für die Allgemeinheit wohl am intereſſanteſten ſein Idealporträt des Kaiſers Karl des Großen ſein (Abbild. S. 42).

Dieſes Bildnis hängt im Germaniſchen Muſeum in Nürnberg, einer Sammlung von Kunſtwerken und Altertümern, die unter den deutſchen Muſeen eine ganz eigenartige Stellung einnimmt (Abbild. S. 43). Leider iſt es nicht möglich, im Rahmen dieſes Aufſatzes näher auf das Germaniſche Muſeum einzugehen, doch bietet ſich uns vielleicht einmal Gelegenheit, in einem eigenen Aufſatz darauf zurückzukommen.

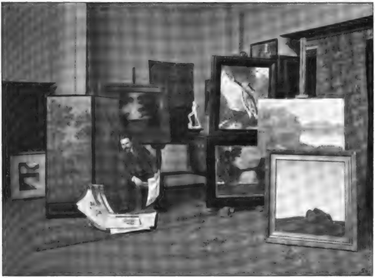
Von Dürers Werken hat ſich, wie geſagt, verzweifelt wenig in Nürnberg erhalten. Wohl aber können wir hier auf den Gaſſen wandeln, die auch er durchſchritten hat. Nirgend iſt der Geiſt Albrecht Dürers ſo lebendig um uns, bei uns und in uns wie in der altdeutſchen Stadt Nürnberg, ſeiner Geburts- und Heimatſtadt. Beſonders im Dürerhauſe, und wenn es auch kein Stück von der urſprünglichen Einrichtung mehr beherbergen ſollte, können wir uns in Dürers Zeit zurückträumen und uns in ſeine Seele verſetzen. Hier vermag uns auch erſt ſein ſchöner gemütvoller Stich, der Hieronymus im Gehäus, völlig klar zu werden. Das uns Deutſchen allen von dem Stich her längſt vertraute, anheimelnde altdeutſche Stubeninnere — im Dürerhauſe lernen wir es in Wirklichkeit kennen.

Nürnberg iſt ſchön! — Wohl weitet ſich uns hier die Bruſt nicht ſo wie etwa beim erſten Betreten der von einem gewaltigen Strom modernen Geiſteslebens erfüllten gegenwärtigen deutſchen Kunſthauptſtadt München. Man muß ferner erſt lernen, von vielen neu hinzugetanen Widerwärtigkeiten abzuſehen, man muß die lebloſe Pſeudogotik der Heideloff und Eſſenwein ganz vergeſſen und ſich nur an das wirklich Alte und Originale halten, man muß alle alten Höfe betreten, ſich an den Heiligenſtatuen an den Häuſern, an den niedrigen breiten Fenſtern, den hohen Giebeln, den Dacherkern und Dachluken, an den vielen ſpringenden Brunnen und den luſtigen Brunnenfiguren erfreuen, man muß der alten Kirchen ehrwürdige Nacht auf ſich wirken laſſen und dann zur Burg hinaufſteigen und wieder herabſehen auf das Gewimmel und maleriſche Durcheinander von altersgeſchwärzten Mauern und roten Dächern, wozu das viele luſtige Grün des Stadtgrabens und der weißblaue bayeriſche Himmel ſo wundervoll ſtehen.



Der Henkerſteg mit Waſſerturm und Weinſtadel.

Digitized by Google



Leſſer Ury in ſeinem Atelier.

Berliner Ateliers

Von

Lothar Brieger-Waſſervogel

(Nachdruck iſt unterſagt.)

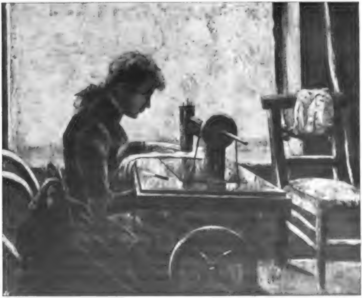
Leſſer Ury — Franz Skarbina — Hanns Fechner — Max Klein
Kurt Stoeving — Käthe Münzer

Noch hat niemand die Geſchichte des Ateliers geſchrieben. Es gehört viel mehr dazu, als man gemeiniglich anzunehmen pflegt. Genaueſte Kenntniſſe der Kulturſtrömungen aller Zeitalter wären dazu erforderlich. Denn, wenn die großen Denker, nach deren Anſchauungen die Kunſt Krone und Gipfelpunkt aller Kultur iſt, im Rechte ſind, ſo muß auch um das Atelier eines rechten Künſtlers jederzeit ein feiner Duft ſeiner zeitgenöſſiſchen Kultur gelegen haben, im Heiligtum ſeiner Arbeitsſtätte müſſen deutlich jene feinen Töne zeitgenöſſiſchen Lebens erklingen, die draußen im Lärme des Alltags ſich hören zu laſſen zu ſchüchtern ſind.

Das Problem des Ateliers hängt eng mit dem gerade heutigestags ja wieder ſo aktuellen Problem der Wohnung zuſammen. Nach langem Umherirren, taſtendem Schweifen durch alle Stilepochen beginnt uns langſam die reife Erkenntnis zu werden, daß die Wohnung nichts anderes iſt als eine Art weiteres Kleidungsſtück des Menſchen, und daß hier wie dort das Individuelle, die perſönliche Note das einzig Ausſchlaggebende, den wahren Wert bedeutet. Was aber von der Wohnung ſich ſagen läßt, ſollte das nicht in noch weit höherem Grade vom Atelier des Künſtlers gelten? Des Künſtlers, deſſen Schaffen mehr als das irgendeines anderen durch die Stärke und Eigenart ſeiner Perſönlichkeit beſtimmt wird? Ich denke wohl, und nicht umſonſt haben Künſtlerateliers immer auch feingebildete Laien angezogen.

Digitized by Google

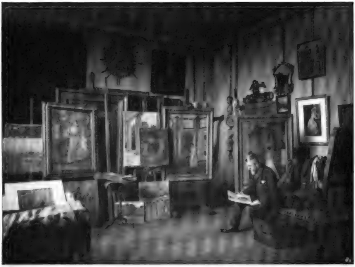
Zweierlei kommt alſo zuſammen: das Zeitalter und der Einzelmenſch. Das Kulturempfinden eines Zeitalters, durch die Perſönlichkeit eines ſchöpferiſchen Menſchen hindurchgegangen, wird zur Kunſt, und dieſe Geneſis der Kunſt drückt auch der Umgebung eines Künſtlers ihren deutlichen Stempel auf. Der Reiz, welchen das Atelier vor der Wohnung voraus hat, beſteht nun darin, daß es im Gegenſatze dazu etwas Naives, Unbewußtes iſt. Wir richten uns eine Wohnung ein, und ob nun Empire- oder Jugendſtil, ſtets wiſſen wir, was wir eigentlich wollen. Der Künſtler iſt in einer ganz anderen Lage. Er kann ſein Atelier nur ſelten nach kunſtgewerblichen Prinzipien ausgeſtalten, in den meiſten Fällen würden ſeine Schaffensluſt, ſeine Phantaſie unter der feſten Form des Raumes leiden, von ihr zerdrückt werden. Natürlich iſt hier immer nur von wirklichen Künſtlern die Rede, nicht von jenen, denen das Atelier nur eine Art Empfangszimmer bedeutet, das dem kaufenden Beſucher imponieren und ſein Angebot in die Höhe treiben ſoll. Für den wirklichen Künſtler ſind die wichtigſten Bedingungen eines Ateliers Licht und Raum. Dieſe beiden Faktoren wirken beſtimmend auf die ganze Ausgeſtaltung. Und ſonderbar, gewöhnlich pflegen die einzelnen Stücke der Einrichtung eines Ateliers oft nicht einmal in einem Stilzuſammenhange untereinder zu ſtehen, und doch bilden ſie als Ganzes eine große Harmonie. Die Perſönlichkeit des Künſtlers, der ſie ihr Zuſammenkommen im ſelben Raum zu danken haben, bildet das geiſtige Band zwiſchen ihnen. Der Unterſchied zwiſchen Wohnung und Atelier: die eine dient der Erholung und Ruhe, das andere der Arbeit.



Leſſer Ury: Die Nähmaſchine.

Im Laufe der letzten fünfzehn bis zwanzig Jahre hat das Atelier eine ſehr intereſſante Entwickelung durchlaufen, die ein prägnantes Charakteriſtikum unſerer ſozialen Entwickelung iſt. Ich erinnere mich deutlich, als ſei es heute erſt geweſen, des Tages, da ich, noch ein Schüler, zum erſtenmal die lang erſehnten Künſtlerkreiſe kennen lernen

Digitized by Google



Franz Skarbina in ſeinem Atelier.

durfte. Es war ein recht mittelmäßiges Lokal in der Oranienburgerſtraße zu Berlin, wo die jungen Herren, aus langen Pfeifen rauchend und ſehr viel trinkend, beiſammenſaßen. Sie waren ſeltſam gekleidet wie die jungfranzöſiſchen revolutionären Künſtler zur Zeit des Delacroix: Sammetjacketts, lange Haare, große Hüte, alles möglichſt ungepflegt. Und in ihren Reden pflegten ſie mit Leichtigkeit die alte Weltordnung umzuſtürzen und eine neue an ihre Stelle zu ſetzen. Ihre Ateliers waren ſehr minderwertige Dachkammern. Wollte ich einen meiner damaligen Freunde an jene Zeit erinnern, er würde lächeln. Der Künſtler hat den großen Umſchwung der Zeit ins Kosmopolitiſche mitgemacht, aus dem ſubjektiven Revolutionär iſt ein Gentleman geworden, ein Menſch, der nicht mehr rebellierend außerhalb ſteht, ſondern energiſch auf ſeine ſoziale Stellung hält. Und ſo ſind denn auch die Ateliers aus dem plebejiſchen Norden in den vornehmen Weſten gewandert.

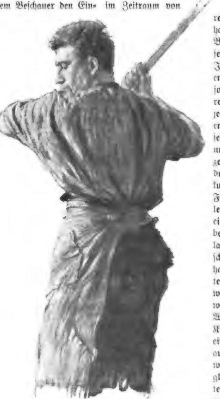
Und nun wollen wir bei einigen dieſer Ateliers unſere Viſitenkarte abgeben.

⁂

Ein vornehmes Haus am Nollendorfplatz. Breite Treppen, wie man ſie in den heutigen Tagen der Raumausnutzung unäſthetiſcher Art nur noch in den alten ariſtokratiſchen Häuſern findet. Und oben dann das Atelier, unendlich groß und vom Lichte durchflutet, wie eine Scheune, an Max Klingers Leipziger Atelier erinnernd. Man ſieht auf den erſten Blick, wie das Element der Möbel hier faſt völlig den Bildern hat weichen müſſen. Eine Fülle blendender Farbe ſtrömt dem Eintretenden von den Wänden entgegen. Inmitten dieſes großen Ateliers ſcheint ſich die kleine Figur des Schöpfers zunächſt zu verlieren. Aber ein mächtiger Nietzſchekopf laſtet auf dem kleinen Körper. Unter den buſchigen Brauen blicken dich die großen Augen matt und mißtrauiſch an, eine leiſe Reſignation und eine wehmütig-bittere Enttäuſchung laſten als herbe Ironie in den ſie umſpielenden Fältchen. Freilich, wenn dann der Künſtler im Laufe des Geſprächs in Erregung gerät, wenn die matten Augen in ſtarkem Feuer aufglänzen und der Körper ſich unendlich nervös und lebhaft im Seſſel hin und her biegt, ſo empfängt man ſehr intenſiv den Eindruck eines bedeutenden,

Digitized by Google

mit Blicken in Vergangenheit und Zukunft ausgeſtatteten Menſchen.



Franz Skarbina: Bleiſtiftſtudie.

Ähnlich wie Klingers Atelier weiſt auch der Arbeitsraum Leſſer Urys nichts von Prunk auf. Am Fenſter ein großer Tiſch, um ihn Sofa und einige Seſſel vornehm-moderner Art. Dann einige anatomiſche Gipsmodelle. Sonſt nichts, das dem Beſchauer den Eindruck der Werke des Künſtlers verkümmern könnte, keine Teppiche, keine Bronzen, keine Radierungen. Es iſt ein altmodiſches Atelier, das Atelier eines Menſchen, der nichts anderes haben will als einen recht gut zur Arbeit geeigneten Raum. Denn Ury, der als „Revolutionär“ in der Malerei eine Zeitlang künſtleriſch als eine Art Kinderſchreck benutzt wurde, iſt ein altmodiſcher Menſch, altmodiſch in ſeiner beſcheidenen, faſt puritaniſchen Lebensweiſe, der herben und äußerſt ſtrengen Moral, deren er ſich gegen ſich ebenſoſehr wie gegen andere bedient, und in den Auffaſſungen, die er vom Pflichtgefühl und Fleiß eines Künſtlers hat. Ja, er iſt vielleicht auch als Künſtler altmodiſch, altmodiſch im guten Sinne, worunter ich verſtehe, ſich nicht der Mode beugen, auch nicht um äußerer Vorteile willen ſein innerſtes Selbſt verleugnen, ſondern unentwegt den Pfad weiterſchreiten, den man als den für ſich einzig richtigen ein für allemal erkannt hat.

Dieſes Atelier will, wie wenige andere in Berlin, als eine Art kunſthiſtoriſcher Merkwürdigkeit betrachtet werden. Es iſt hiſtoriſcher Boden, auf dem wir ſtehen, und nicht umſonſt beherrſchen die Bilder völlig den Raum. Die Entwickelung der modernen Kunſt ſpiegelt ſich mit ſeltener Treue in dieſen Bildern, und wir können an ihnen lernen, welche Wege die Kunſt im Zeitraum von zwanzig Jahren eingeſchlagen hat. Da iſt das Bild „Die Kartoffelleger“ um das Jahr 1885 herum entſtanden. Und ſofort taucht vor unſerem geiſtigen Auge jene Zeit wieder empor, da zum Entſetzen aller Älteren und zum Jauchzen aller Jüngeren durch die Einwirkung der großen Franzoſen, der Millet, Manet, Monet, eine „neue Kunſt“ bei uns in Deutſchland zu entſtehen ſchien. Gott, wie haben ſich die Zeiten geändert! Heute wiſſen wir bereits, wie wenig neu in Wahrheit dieſe neue Kunſt war, und daß ein Einſchwören auf ſie einem Entwicklungshemmnis gleichkommt. Mittelpunkt und Führer dieſer Bewegung waren damals Leſſer Ury und Max Liebermann, Ury in noch extremerem Maße als Liebermann. Hier liegt ſeine erſte große, hiſtoriſche Bedeutung, die eine ſpätere, von Parteigehäſſigkeiten und Subjektivitäten freie Kunſtgeſchichte einmal in ehrender Weiſe würdigen müſſen.

Wir durchſchreiten weiter das große Atelier, in dem die Bilder nach den Zeiten des hiſtoriſchen Werdens angeordnet ſind.

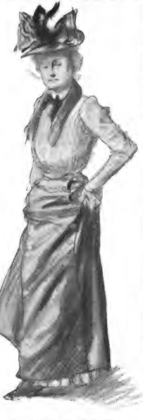
Digitized by Google

Und da erkennen wir bald Urys zweite große geſchichtliche Bedeutung: er war wiederum der erſte, der mit ſeinem eigenen Dogma, dem Dogma des ſtarren Naturalismus, rückſichtslos zu brechen wagte, als er die dahinter drohende Gefahr der Verſteinerung, welcher ſeitdem faſt alle Modernen verfallen ſind, erkannte. Und plötzlich hebt er in ſeinen Landſchaften, von denen wir hier einige an den Wänden des Ateliers bewundern, die Neuromantik der Farbe auf den Schild, der ja die Zukunft gehört, die nur noch bei Ludwig von Hofmann ſo ſieghaft jauchzt und ſchluchzt wie auf ſeinen Bildern. Das nun iſt Leſſer Urys Lyrik.

Aber auch die Ethik fehlt ihm nicht. Da ſehen wir Rieſenbilder wie „Jeremias“, „Der Menſch“, „Die Vertreibung aus dem Paradieſe“, Bilder, über die ja zurzeit der Streit beſonders heftig hin und her geht, bei deren Anblick uns aber Urys dritte große kunſthiſtoriſche Bedeutung klar wird: er als erſter hat mit mächtigem Schritt den Weg wieder eingeſchlagen, den die deutſche Kunſt ſeit dem mit Unrecht ſo verachteten Peter von Cornelius, in Wahrheit einem der größten deutſchen Meiſter, verließ.

Und ſo ſchließt ſich denn für den, der mit Ehrfurcht in dieſem Atelier zu weilen vermag, der große Kreis der neueren deutſchen Kunſt von Cornelius über Böcklin und Klinger zu Ury. Die Zuſammenhänge zwiſchen der Kunſt des neunzehnten und der des zwanzigſten Jahrhunderts werden klar, und mit Andacht hört man die Ströme des künſtleriſchen Werdens ineinander rauſchen.

* * *



Franz Skarbina: Bleiſtiftſtudie.

Nachdem wir das Atelier von Ury verlaſſen haben, beſuchen wir einen Künſtler, der gleich ihm ein Anhänger moderner Richtung in der Kunſt, auch wie er nicht einſeitig genug war, um über dem Lernen von Fremdem den Zuſammenhang mit der Kunſt des eigenen Volkes verloren gehen zu laſſen. Franz Skarbina wohnt in der Königin-Auguſtaſtraße in einem kleinen, ausſchließlich für Ateliers gebauten Hauſe. Das Atelier iſt nicht ſo ungeheuer wie das von Leſſer Ury, welches überhaupt eines der ſchönſten Berlins iſt — es iſt kleiner, konzentrierter, aber doch ein umfangreicher, mit ſehr guter Belichtung verſehener Raum. Sobald man das Atelier betritt und die Bilder anblickt, wird uns ein gewiſſer Zuſammenhang zwiſchen beiden Malern nicht entgehen: die Neuromantik, welche ihre Gefühlswerte vor allem in den Farben ſucht, wie das frühere Zeiten in der Linie taten. Auch der Unterſchied zwiſchen Ury und Skarbina zeigt ſich auf den erſten Blick. Ury iſt zur äußerſten Konſequenz vorgedrungen, er hat die Linie vollſtändig in Licht und Farbe aufgelöſt, ſo daß ſie jeden Eigenwert verlor. Skarbina iſt mehr ein vermittelnder Künſtler, der neben der Farbe auch noch der Linie ihr, wenn auch gegen früher ſehr beſchränktes Eigentumsrecht gönnt und beides aufeinander zu ſtimmen ſucht.

Dem Atelier Skarbinas ſieht man es an, daß der Maler kein ſolcher Menſchenfeind iſt wie der Künſtler, den wir vor ihm beſuchten. Hier iſt alles gemütlicher und heimlicher, mehr zum Beſuch einladend. Nicht

Digitized by Google

allzuviele, aber freundliche Möbel, über den Diwan beſondere Decken in heimlichen Falten gebreitet. Hier und da zwiſchen den Bildern an den Wänden Künſtlergegenſtände, Raritäten. Die eine kleinere Wand an der Tür ganz mit farbenfreudigen indianiſchen Kriegermasken gefüllt, die den Beſucher hämiſch-harmlos angrinſen. Der beſte Schmuck auch hier, wie eben der beſte Schmuck jedes rechtſchaffenen Künſtlerateliers ſein ſoll: Bilder. Teils hängen ſie an den Wänden, teils ſtehen ſie auf großen Staffeleien umher. Und auch ſie ermöglichen eine Art hiſtoriſcher Betrachtung: neben alten, uns lange liebgewordenen Bekannten begegnen wir neuen, noch in der Ausführung begriffenen Sachen, die uns von der Art der Arbeit des Künſtlers, von den Änderungen ſeiner Anſchauungen und auch von dem Feſtbleiben derſelben Rechenſchaft abzulegen vermögen.

Hanns Fechner in ſeinem Atelier.

Da gerade vor uns ein größeres Bild: Berliner Regenſtimmung, trüb und unangenehm. Eine Droſchke hält, und der Nebel verhüllt ſie faſt mit ſeinen matten, dichten Schleiern. Im Vordergrunde des Ganzen wendet eine hübſche und elegante junge Dame dem Beſchauer noch einmal, wie um Abſchied zu nehmen, ihr liebliches Geſichtchen zu. Das war Skarbina, der Maler der vornehmen Berliner Welt. Berlin im Regen war es, das er vor allem liebte. Wenn die Straßen naß glitzerten, die Laternen, durch den Nebel geſchwächt, ihre trüben Lichter in der Feuchtigkeit ſpiegelten, graue Droſchken und eilige Paſſanten durch die Straßen glitten, dann fand Skarbina in dem Ganzen farbige Möglichkeiten, die er in geradezu meiſterhafter Weiſe auszulöſen verſtand. Berlin, wenn es an London erinnerte — von gewiſſen engliſchen Malern hat Skarbina viel gelernt. Und Skarbina wurde der Entdecker der Eleganz, die in einem Berliner Regenwetter zu liegen vermag. Es löſte lyriſche Empfindungen bei ihm aus, wurde zu ſchönen Farbengedichten, wie er denn unbedingt glücklich nur dort iſt, wo er abſolute Lyrik geben kann. Über ſeinen beſten Sachen liegt immer der ſanfte Schimmer des Traumes.

Dieſe wichtigſte, die lyriſche Note ſeines Schaffens dominiert mehr und mehr. Aus ſeinem letzten Sommeraufenthalt — er war in Rheinsberg — hat er eine Anzahl Bilder mitgebracht, die nun im Atelier ihre Vollendung erharren. Es iſt intereſſant, den Künſtler ihre Entſtehung erklären zu hören

Digitized by Google

und aus ſeinen Erklärungen zu entnehmen, wie ſeinem Auge ſich alles in farbige Eindrücke auflöſt. „Eines Tages ging ich durch eines der alten Zimmer im Schloſſe (Rheinsberg), als ich darin ein junges Mädchen fand. Es war gerade Dämmerung, und ſie gab gegen die graue Wand einen wunderbaren Farbenakkord. Sofort dachte ich mir: Das mußt du malen.“ Und er hat ſie gemalt, mehrere Male. Er ſteckte ſie in das roſa Koſtüm einer verfloſſenen Zeit und ließ ſie einer offenen, mit ſeltſamen Köpfen verſehenen Tür zuſchreiten, als einziges lebendes Weſen im großen leeren Saale, oder ſie ſitzt anmutig in einem bequemen Stuhle und lauſcht verträumt dem Getändel eines weißperückigen Marquis. Die Lichter ſind auf das allernotwendigſte beſchränkt, um die friedliche Lyrik dieſer Idylle nicht zu ſtören. Das ſind farbige Gedichte von traumhafter Süße, Phantaſien einer nervöſen Künſtlerſeele, die auf feinſte Schwingungen zu reagieren vermag.

Dieſelbe Lyrik im Landſchaftlichen. Ein hübſcher Teich im Rheinsberger Park, von weißen Statuen umgeben, die in Erinnerungen an die Vergangenheit erſtarrt ſind. Herbſtesſtimmung in den ſich leiſe gelb färbenden Blättern der mächtigen Bäume.

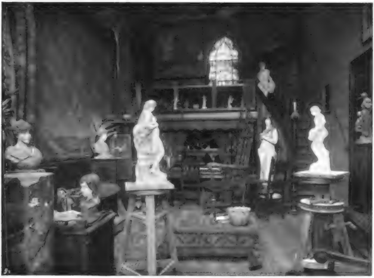
Da ſteht nun der Künſtler und gibt mit leiſer Stimme einen Text zu ſeinen Bildern. Eine große, ſchlanke Geſtalt, ein hübſches Geſicht über dem eleganten Spitzbart, mit beinahe energiſchen Zügen. Und dabei ein weiches, verträumtes und melancholiſches Gemüt, das es uns verſtehen läßt, wie ſich Skarbina gerade in die Spätzeit des großen und geiſtreichen Friedrich II. mit ſolcher Vorliebe verſenkt, in jene Zeit, da ſich die Bäume des Waldes altpreußiſcher Herrlichkeit wehmütig-herbſtlich zu färben begannen.

* * *

Profeſſor Hanns Fechner, der treffliche Bildnismaler, hat ſich in einem der funkelnagelneuen Häuſer am Kurfürſtendamm niedergelaſſen. Die Eleganz des modernen Weſtens liegt über dem Ganzen, über der impoſanten Faſſade des großen Gebäudes, über dem eleganten Aufgang mit ſeinen weichen Teppichen und diskreten Stukkaturen, und nicht zum wenigſten ſpricht ſie ſich in der angenehmen Einrichtung des Fahrſtuhles aus, die es dem Beſucher erſpart, die Treppen zum hohen Olymp emporkeuchen zu müſſen. Oben weiſt dann das Atelier alle Vorzüge der ſo rapiden modernen Bauentwickelung auf. Es iſt mit der eleganten, freundlichen Wohnung durch Schiebetüren verbunden, ſo einen ſeltenen und für den Künſtler erfreulichen Zuſammenhang zwiſchen künſtleriſcher Arbeit und häuslicher Ruhe bietend. Nicht allzu groß, aber hoch und komfortabel, mit vorzüglichem Licht verſehen, iſt es eine ſehr angenehme Arbeitsſtätte, die ſich nun der Künſtler auf ſeine Art heimiſch gemacht hat, mit einigen gemütlichen Möbeln, eigenen und fremden Bil-

Bildhauer Max Klein.

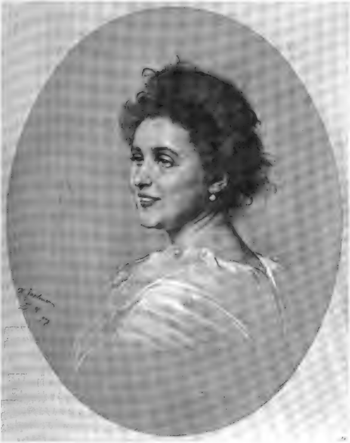
dern, Stichen und anderen Reproduktionen. In freundlich berührender Weiſe ſpielen Häusliches und Diſtinguiertes zuſammen, deſſen Wert der verſtehen wird, der die Bedeutung des Ateliers für das künſtleriſche Schaffen ſchätzen kann. Vom eigentlichen Atelier führen Treppen in einen kleineren Raum hinauf, der für Bilder geringeren Umfanges und wohl auch zu gelegentlichem Plauderaufenthalte dienen ſoll. Hier iſt alles weniger ſorgfältig, aber dafür von der freundlichen Gemütlichkeit eines Künſtlerheims: an der einen Seite ſteht ein kleines Harmonium, an dem der muſikaliſch begabte Künſtler ſich von ſeinem Schaffen erholen, neue Kräfte gewinnen kann.



Max Kleins Atelier (oberer Raum).

Profeſſor Fechner, ein ſtattlicher, rüſtiger Mann, iſt ſeinem Weſen nach ein Seelenverwandter von Raabe und Hoffmann, einer jener ernſten und gründlich deutſchen Menſchen, die alle Dinge gleich tief nehmen, denen es aber nie an einem Scherzwort auf den Lippen und einem luſtig ſpöttiſchen Plinkern um die Augen fehlt. Gleich ſeinem Lehrer Defregger liebt er die Hochnatur und die Naturmenſchen, die er auf ausgedehnten Fußwanderungen kennen zu lernen ſich bemüht. Von dieſer Vorliebe geben ſeine Anfangsbilder, deren wir einige hier im Atelier erblicken, ein greifbares Zeugnis. Es ſind Schilderungen alpenbäuerlichen Lebens, in Auffaſſung und Geſtaltung ſtark von Defregger beeinflußt. Aber wer ſie ſieht, wird ſich auch darüber klar ſein, daß hier der Künſtler ebenſowenig auf ſeinem eigentlichen Gebiete iſt, als wenn er ein anderes Mal böckliniſch eine nackte Nymphe gegen einen tiefblauen Himmel emporrichtet, oder wenn er der Landſchaft an ſich gegenübertritt. Sein ſcharfer, ein wenig grübleriſcher Verſtand und ſein eigenes ſo gemütvolles Intereſſe an allen Menſchen drängen durchaus zum Porträt. Hier iſt er ein Meiſter und ſchafft Werke, die noch auf lange hinaus eine Freude aller Genießenden ſein werden.

Hängt da eine Reproduktion ſeines Raabeporträts, das ſich ja wie wenige derartige Werke im deutſchen Hauſe eingebürgert hat, überall anzutreffen iſt, wo man Wilhelm Raabe liebt. Der Gemalte wie der Maler haben den gleichen gutmütig liſtigen, fein

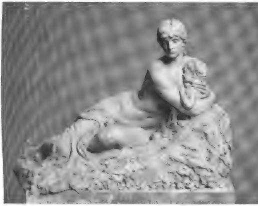


Hanns Fechner: Weibliches Porträt.

Zu Brieger-Waſſervogel: Berliner Ateliers.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Google

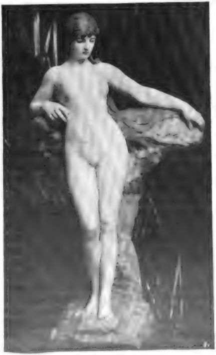


Max Klein: Mutter und Kind.

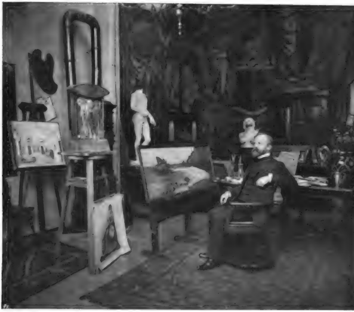
humoriſtiſchen Zug um die feſtgekniffenen Lippen. Ein gut Teil eigenſter Seeleninnigkeit hat der Künſtler in dieſes Bild hineingelegt, ſo ward es zum Meiſterwerke. Oder wer erinnert ſich nicht an das ſchöne Porträt Karl Alexanders von Sachſen-Weimar, in dem das ein wenig ſchnörkelige, dabei aber ſo enthuſiaſtiſche und gutherzige Weſen dieſes ſeltſamen Fürſten ſo überzeugend aus dem ſcharfen Kopfe über dem roten Uniformkragen hervorleuchtete. Fechner hat manche Fürſtlichkeiten gemalt und es verſtanden, für deren Vornehmheit einen erſchöpfenden Ausdruck zu finden und zugleich durch dieſen hindurch den Menſchen überzeugend und ſympathiſch zu uns reden zu laſſen. Das alles wäre nicht möglich ohne ein ganz außerordentliches Können auf dieſem Gebiete, das man gar nicht hoch genug ſchätzen kann. Jedes dieſer Bilder bedeutet eine ſtarke Farbenharmonie, einen geſchloſſenen und wohltönenden Akkord, ſogar dem roten Uniformkragen ſind ungeahnte farbige Werte entlockt.

Vor Fechner ſteht ein Bild Wilhelm Bölſches, an dem er zur Zeit gerade arbeitet (ſ. auf dem Atelierbilde, S. 50, links). Über dem koloſſalen Körper erhebt ſich der maſſige Kopf mit

dem wallenden blonden Haupt- und Barthaar und den treuherzigen blauen Augen, ein Kopf, der etwas Kleinbürgerliches an ſich hätte, wenn nicht der mächtige, gedankendurchfurchte Schädel wäre. Und Fechner benutzt vor dieſem Werke die Gelegenheit zu ein wenig Theorie: „Wenn ich jemand porträtieren ſoll, ſo ſuche ich zunächſt ſeine Intereſſen kennen zu lernen, mit ihm in einen möglichſt engen perſönlichen Kontakt zu kommen. Denn ich will ja nicht ein leeres Abbild, ſondern eine möglichſt voll-



Max Klein: Akt.



Kurt Stoeving in ſeinem Atelier.

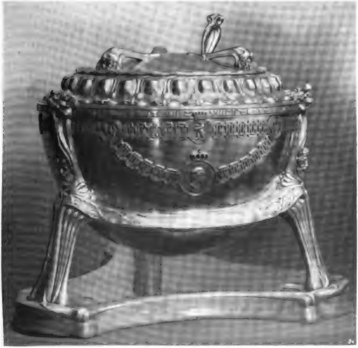
kommene Charakteriſtik, in der man das Schaffen des Betreffenden wiedererkennt. Ich liebe es, wenn mich meine Modelle, während ich ſie male, unterhalten, mir gewiſſermaßen für dieſe Zeit ihre eigenen Empfindungen und Gedanken ſuggerieren. Da lernt man auch viel. Intereſſant war's, als ich Hauptmann malte. Er ſprach ſehr viel von Goethe, wie ein Mitglied einer altariſtokratiſchen Familie von einem erlauchten Ahnherrn ſprechen würde."

Man verplaudert ſich bei Fechner und verläßt ihn ungern, denn man gewinnt bei ihm viel für ſich.

⁂

Draußen im Grunewald, im vornehmen Villenviertel, hat ſich Profeſſor Max Klein niedergelaſſen. Eine rechte Künſtlerwohnung. Die kleine zierliche Villa ruht, unter grünen Geisblattranken faſt völlig vergraben, ein wenig abſeits vom Getriebe, gegenüber ſchönen Laubbäumen und mit einem hübſchen Blick ins Freie. Hinten ſchließt ſich ein kleiner wohlgepflegter Garten an ſie an, von einigen Werken des Bildhauers geſchmückt, einer kleinen Wiederholung ſeines bekannten „Bismarck" und dem Werke des mit einem Löwen kämpfenden Sklaven, Kleins Herzens- und Schmerzenskind, das ihm zuerſt ſeinen großen Ruf gewann. Die Vorderſeite des Hauſes ſchmückt ſein ſinnender Anachoret mit den langen hageren Gliedmaßen und dem langbärtigen, in tiefen Grübeleien befangenen Denkerkopf. Das Ganze, Haus und Garten, ſind in eine feine Stimmung getaucht, die ſchon den Außenſtehenden deutlich den Wohnſitz eines Künſtlers erkennen läßt und die Gefühle vollkommen für das empfänglich macht, was wir von ihrem Inneren zu erwarten haben.

Das eigentliche Atelier ſelbſt beſteht aus einer großen, ſehr hohen ſteingepflaſterten Halle. Hier arbeitet der Künſtler an ſeinen großen Werken. In einer Ecke ſehen wir das Modell ſeines Bismarck, eine Seitenwand wird ganz von der Koloſſalfigur des auf die ihn geſeſſelt haltenden Ketten niederblickenden Simſon in Anſpruch genommen. Ähnliche fertige Werke und Entwürfe füllen den Raum. Sonſt iſt alles ganz ſchlicht gehalten, wir empfangen den Eindruck einer ernſten, ſtrengen Arbeitsſtätte, deren Künſtler ſich durch keinerlei Bequemlichkeit in ſeiner angeſtrengten Tätigkeit ſtören laſſen möchte. Über die großen Werke Kleins ſelbſt kann man ja ſehr verſchieden denken. Der oft gemachte Einwurf, daß ſie die ihnen zugrunde liegende Abſicht nicht völlig auszulöſen imſtande ſind, daß ſein Simſon z. B. eigentlich kein Simſon iſt, ſondern ein beliebiger Athlet, eine zu wenig über das Skelett hinausgelangte Arbeit, dieſer Einwurf erſcheint nicht unberechtigt. Davon aber abgeſehen legen die Werke dieſes Raumes ein Reſpekt gebietendes Zeugnis ab, ſowohl von einer koloſſalen Arbeitskraft wie von einer ungewöhnlichen techniſchen Befähigung und Vollendung.



Kurt Stoeving: Bowle „Berlin“.

Wen der freundliche, zartgebaute ältere Herr nun über eine Treppe in das zweite, kleinere Atelier hinaufführt, der wird auch ſofort erkennen, daß Kleins vorzüglichſte Leiſtungen nicht auf dem Gebiete dieſer großen Skulpturen zu ſuchen ſind, daß ihm vielmehr epiſche Kraft im großen Stile gebricht, er dafür aber ein gottbegnadeter, feiner und vornehmer Lyriker iſt. Im elegant ausgeſtatteten zweiten Atelier finden wir eine Auswahl von Kleins farbigen Arbeiten beiſammen, die ganz zweifelsohne zum Allerſchönſten gehören, das die moderne Zeit in dieſer Art beſitzt. Der Bildhauer verfügt über ein ausgebildetes Empfinden für den Linienfluß des nackten Körpers der Frau, ſieht ihn mit einem Griechenauge, das in unſerer Zeit, die gerade darin ein wenig plump iſt,

Digitized by Google

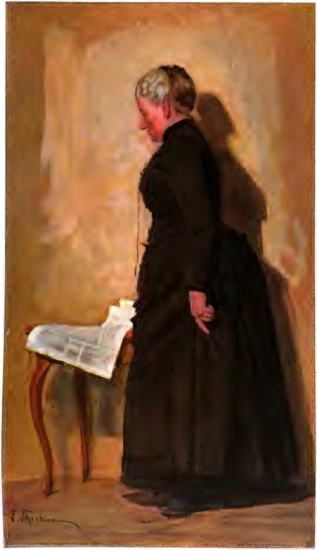
doppelt erfreuend wirkt. Er hat es, wie er ausdrücklich betont, ſtets vermieden, ein Werk mit verſchiedenen Materialien zu arbeiten, ſondern ſich mit einer der Naturfarbe möglichſt angenäherten Tönung begnügt, nie bei Haar, Augen und Mund die Farbe zu Hilfe gezogen. Seine Anfänge auf dieſem Gebiete reichen in eine Zeit zurück, da uns die neue Technik von Frankreich und England noch nicht herübergekommen war. Man kann ihn hier ruhig als einen Pfadfinder bezeichnen. So ſind wahrhafte Meiſterwerke entſtanden, Biſſen für Feinſchmecker, für nervöſe Kenner, die gern ein wenig abſeits gehen und eine ſo außerordentlich liebevolle und diffizile Kunſt der Details nach ihrem wahren Werte zu würdigen wiſſen. Das prächtigſte von allen vielleicht die Bruſtbüſte von Kleins wunderſchöner Frau. Wir ſehen hier im Atelier nur ein zweites Exemplar. Das Original hat ſeinerzeit die kunſtſinnige Kaiſerin Eliſabeth von Öſterreich gekauft, zu deren verträumten Sinnen dieſer Traum eines liebenden Mannes ſprechen mußte wie ein ſchönes Gedicht.

Käthe Münzer in ihrem Atelier.

Klein theoretiſiert nicht viel über ſeine Kunſt, er iſt ein ſtiller Menſch, der ſeine Arbeit für ſich ſprechen läßt. Aber über die Schwierigkeit und die Qualen dieſer Arbeit äußert er ſich wohl in leiſen Worten, klagt, wie viele Entwürfe gerade an dem Punkte mißlingen, wo ſie ſo recht zur Tat werden ſollen, wie ſelten ſich nur ein Werk mit dem Urbilde deckt, das der Künſtler davon in ſich trug. Und wenn man dieſe Werke ſieht, die ſo ſehr den Stempel müheloſen Werdens an ſich tragen, iſt es doppelt lehrreich, von ihrem Schöpfer zu vernehmen, das Produkt welcher Leiden und harten Arbeit gerade dieſe graziöſe und bezaubernde Leichtigkeit iſt.

* * *

Ein Meiſter des Details, in anderm Sinne freilich als Klein, iſt auch **Kurt Stoeving**. Wenn man das Empfangszimmer ſeines Ateliers in der Lützow-Straße betritt, wirkt auf die Nerven des abgematteten Großſtadtmenſchen jene feine Harmonie außerordentlich erquickend, die zwiſchen Wandbekleidung und Möbeln, zwiſchen dem Ganzen des eleganten Zimmers wiederum und den einzelnen im Zimmer verteilten Gegenſtänden erzielt iſt. Stoeving ſelbſt ſpricht gern und mit Liebe von ſeinen Sachen, wie er die einzelnen Stücke erwarb

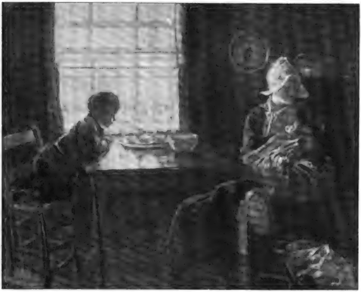


Franz Skarbina: Porträt einer alten Dame.

Zu Brieger-Waſſervogel: Berliner Ateliers.

Druck von George Westermann in Braunschweig

Digitized by Google



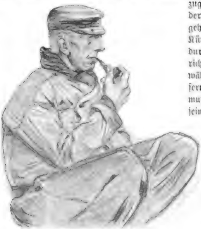
Käthe Münzer: Vollendamer Interieur.

und bei jedem neuen immer wieder auf die bereits vorhandenen Rückſicht nahm. In die Wand ſind einige dekorativ gehaltene Gemälde des Künſtlers eingelaſſen. Sie zeigen ſchon dem flüchtigen Blick, wen der Maler Stoeving ſich zum Meiſter erkoren hat: Arnold Böcklin. In den farbigen Wirkungen ſowohl wie in den Stimmungen, die über dem Ganzen liegen. Mit bewußter Anlehnung mitunter an Ludwig von Hofmann, den ja Böcklin Seelenverwandten. Der Maler Stoeving iſt wenig glücklich, die großen Wirkungen beherrſcht er nicht, ſie zerflattern ihm unter den Händen, auch gegen das Techniſche läßt ſich mitunter vieles einwenden. Seinem einzigen ſtark wirkenden, ja auch ziemlich populär gewordenen Gemälde „Das Tanzlied“ gegenüber vermißt man ſchmerzlich eine ſchöpferiſche und ſelbſtändige Eigenart.

Dieſe Gefühle weichen und machen weit freundlicheren Platz, wenn man Stoevings eigentliches Atelier, einen ſchlichten und prunkloſen Arbeitsraum, betritt. Stoeving iſt einer unſerer vielſeitigſten Künſtler; die Architektur ausgenommen, gibt es wohl kaum ein Gebiet künſtleriſcher, vor allem kunſtgewerblicher Beſtrebungen, auf dem er ſich nicht mit ſtattlichem Erfolge betätigt hätte. Seine Ausſtellung billiger Wohnräume bei Wertheim iſt in ihrer Art bahnbrechend geweſen, indem ſie aufs überzeugendſte bewies, daß auch der einfache Bürger ſich für billiges Geld geſchmackvolle, künſtleriſch geſtimmte Einrichtungen geſtatten kann. Hier im Atelier finden wir zunächſt die treffliche und bekannte Plakette Stefan Georges, ebenſo eine Zeichnung desſelben Dichterkopfes, für deſſen herbe und dabei doch ſo tief durchgeiſtigte Züge Stoeving ein feines Empfinden beweiſt. Er zeigt mir Entwürfe für eine Goldſchmiedearbeit, mit der er im Auftrage einer großen Leipziger Firma gerade beſchäftigt iſt, erklärt mir, welche Edelſteine das Original ſchmücken ſollen, und wie das Ganze in der Farbe zuſammenklingen wird. Da er gerade von getriebenen Arbeiten ſpricht, holt er Abbildungen der ebenſo ſchönen wie geſchmackvollen Bowle hervor, die er für das Schiff „Berlin“ als Geſchenk der Stadt Berlin gearbeitet hat. Und nun gerät er in Feuer und kramt ſeine Anſchauungen vom künſtleriſchen

Digitized by Google

Schaffen aus. „Sehen Sie, es gibt heute noch immer Menſchen, die jeden glauben über die Achſel anſehen zu können, der ſich nicht ausſchließlich mit der ſogenannten hohen Kunſt beſchäftigt. So etwas iſt ein trauriger Stolz. Es gibt gar keine „hohe“ und keine „niedere“ Kunſt. Daß man wirklich ein Künſtler iſt, ſollte ſich gerade darin zeigen, daß man auch für jede Kleinigkeit Gefühl hat, ſie künſtleriſch umzugeſtalten ſucht. Ich bin ſtolz darauf, daß ich nichts unverſucht gelaſſen, alles, auch das Beſcheidenſte meiner Beachtung für würdig gehalten habe. Hier habe ich eine Arbeit für eine bekannte Berliner Klavierfabrik vor, eine Änderung am Notenhalter, die das bisherige Störende und Unäſthetiſche dieſer Einrichtung beſeitigen wird.“ Stoeving führt mich in ſeine Wohnung hinüber. „Sehen Sie, hier iſt alles, Möbel, Gardinen, Geſchirr uſw., nach meinen Entwürfen gefertigt. Wer das ſo ſieht, weiß gar nicht, welche Arbeit und Geduld nur dazu gehört, dieſem Stuhl z. B. eine originale, dabei gemütliche und zum Sitzen einladende Form zu geben. Welch künſtleriſche Liebe zu den Dingen das erfordert. Der moderne Künſtler muß Zuſammenhang mit ſeiner Zeit haben, ſich von ihr befruchten laſſen und wiederum befruchtend auf ſie zurückwirken. Nur ſo kann er von Nutzen ſein, nur ſo iſt er weitaus mehr als ein Luxus.“



Käthe Münzer: Holländiſche Studie.

Wer Stoeving ſeine Theorien entwickeln hört, wird leicht erkennen, daß ſeinen Ausführungen zweifelsohne eine ſtarke Wahrheit zugrunde liegt. Er weiß wohl, daß die großen ſchöpferiſchen Genies mit dem Ewigkeitszuge in ihren Werken nicht aus den Kreiſen der Künſtler von der Art Stoevings hervorgehen. Aber er weiß auch, daß gerade Künſtler wie Stoeving ihre Zeit künſtleriſch durchbilden und bereichern und daher aufrichtigen Dank von ihr zu erwarten haben, während der Genius traumverloren in eine ferne Zukunft ſchaut, die erſt für ihn reifen muß und daher, mit ſeltenen Ausnahmen, ſeinen Zeitgenoſſen verloren geht.

* * *

Wie auf allen anderen Gebieten des tätigen Lebens iſt die Frau der Neuzeit auch in der bildenden Kunſt immer ſtärker und ſtärker hervorgetreten. Die Grundlagen waren hierzu ebenſogut vorhanden wie zur Muſik: ſchon ſeit langem war es üblich, daß die Töchter wohlhabender Familien malen lernten und dann zu Geburtstagen oder Weihnachten die glücklichen Familienangehörigen mit ihren Meiſterwerken — meiſtens Stilleben — überraſchten. Aber von dieſen Stilleben zu ernſten Werken, vom unterhaltenden Dilettantismus zum ernſten Künſtlertum war doch ein großer Schritt. Auch er iſt getan worden, erſt ſchüchtern und zaghaft, dann immer energiſcher. Noch heute haftet den künſtleriſchen Leiſtungen ſelbſt hochbefähigter Frauen, wie Dora Hitz oder Julie Wolfthorn, etwas leiſe Dilettantiſches an, und ganz ernſt zu nehmen ſind von den Berliner Malerinnen eigentlich nur zwei: die kraftvolle, männliche Käthe Kollwitz und die noch junge Käthe Münzer, an deren weitere Entwickelung große und berechtigte Hoffnungen geknüpft werden. Machen wir uns mit der noch nicht ſo berühmten jüngeren bekannt, von der erſt vor nicht allzu langer Zeit ein ſehr feines Porträt des inzwiſchen verſtorbenen Abgeordneten Hirſch von ſich reden machte.

Das Atelier liegt in der Lützow-Straße. Ein kleiner, aber zierlicher und gemütlicher Raum, heimiſch durch tauſend Kleinigkeiten,

Digitized by Google

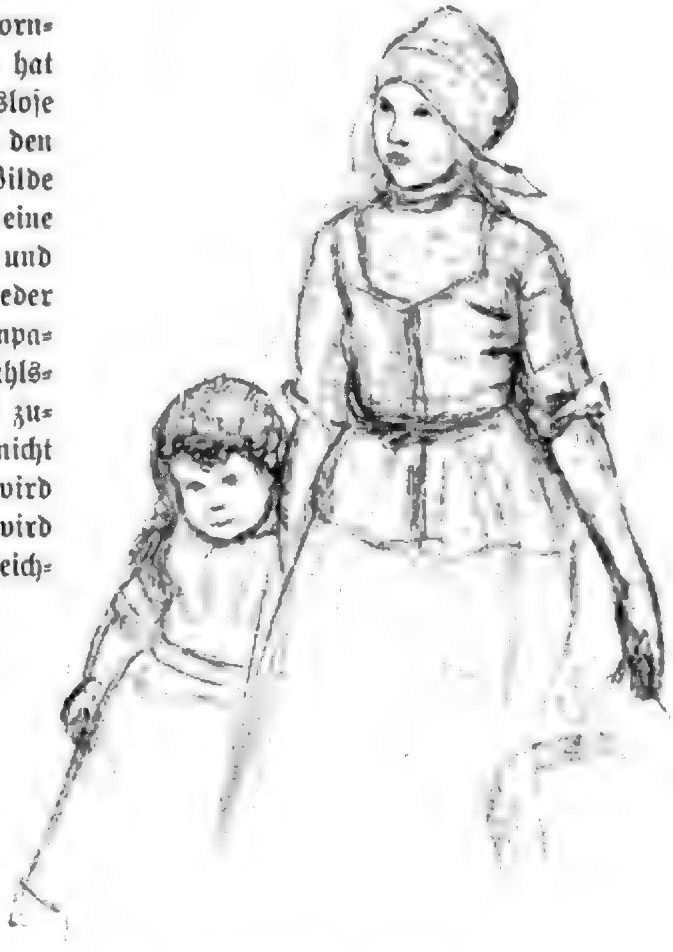
welche die Frauenhand verraten. Auf einem einfachen Tiſche Bücher mit Widmungen der Autoren, ein echt weiblicher Zug. Ein paar einfache Stühle. Die hübſche Künſtlerin ſelbſt, nicht wie die meiſten ihresgleichen heutigestags à la bohème gekleidet, ſondern ſchlicht bürgerlich, von ernſtem, geſellſchaftlichem Benehmen und ſehr gereiſten Anſchauungen. Die Bilder rings herum erzählen von ſchwerer Arbeit, von einer nicht leichten Entwickelung, die von dilettantiſcher Modemalerei zu dieſer ſehr ernſten, ſelbſtbewußten und konzeſſionsunfähigen Kunſt hinaufgeführt hat.

Man freut ſich der Gelegenheit, die Entwickelung einer bedeutenden künſtleriſchen Befähigung einmal an ſo konkreten Beiſpielen verfolgen zu können. Den Blick für das Weſentliche, die Fähigkeit ſtraffer Kompoſition ſcheint Käthe Münzer von vornherein beſeſſen zu haben. Das übrige hat dann offenbar eine ſtrenge, ſchonungsloſe Selbſtkritik vollenden helſen. Gleich in den Frühwerken, einigen Porträts, einem Bilde aus Alt-Berlin, Straßenſzenen uſſ., tritt eine außerordentliche Hochachtung vor klarer und guter Zeichnung als der Grundlage jeder wahren Kunſt erſreulich zutage. Sympathiſch geſund, ohne überflüſſige Gefühlsduſelei, kämpft die verdiente Künſtlerin zunächſt ehrlich mit der Technik und will nicht mehr, als ſie kann. Alles Überflüſſige wird als ſolches erkannt und bekämpft. So wird ſie in großem Maße Herrin über die Zeichnung. Am rein Maleriſchen freilich hapert's noch ſehr ſtark, hier iſt das techniſche Können noch unreif und nicht ohne Dilettantismus.

An einer anderen Wand ſehen wir Bilder aus Holland, einige Jahre ſpäter entſtanden, und ſind erſtaunt. Der Schmetterling iſt offenbar aus der Puppe, die Künſtlerin hat umgelernt, ſich mit Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit auf das Maleriſche des Bildes geworfen und tatſächlich den ſchönen Erfolg erreicht, daß nunmehr Zeichnung und Farbe zu einem harmoniſchen Ganzen ſchön zuſammenſtimmen. Auch die Porträtauffaſſung weiſt gegen frühere Jahre einen großen Fortſchritt auf, will nicht mehr eine bloße Wiedergabe der äußeren Perſönlichkeit ſein, ſondern vertieft ſich. Die im Techniſchen wurzelnden grundlegenden Schwierigkeiten ſind offenbar überwunden, deutlich vermag das kritiſche Auge zu ſehen, wie der ſo erfolgreich eingeſchlagene Weg weitergehen muß. Das Perſönliche der Künſtlerin muß nunmehr weit ſtärker hervortreten als bisher, es darf ſich nicht mehr ſo beſcheiden hinter den Werken verſtecken, wie es bei den meiſten dieſer Bilder der Fall iſt. Freilich, die Künſtlerin wird dieſen Weg ſchon unbewußt von ſelbſt gehen, weil es in ihrer natürlichen Entwickelung liegt.

Auf ihn hinweiſen darf man ſie freilich nicht, die noch meint, daß eine abſolut unperſönliche Treue des Künſtlers ſeinem Objekte gegenüber notwendig iſt. Da kann man ihr nicht von den Ideen ihrer Bilder ſprechen. „Farbe“ und „Linie“ — das ſind die einzigen Ideen jedes guten Bildes! antwortet ſie wohl empört.

Aber auch das wird ſich geben.



Käthe Münzer: Holländiſche Studie.

* * *

Rolf Runge

Roman

von

Georg Reicke

IV

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Es waren freudloſe Jahre, die nun folgten. Das erſte, was Rolf erfuhr, als er in den letzten Apriltagen mit dem Schaakener Boot in Königsberg eintraf, war, daß ſein Freund Fiſcher inzwiſchen das Aufnahmeexamen beſtanden hatte und ſich bereits ſeit acht Tagen auf dem Gymnaſium befand. Was ihn aber vielleicht noch ſchmerzlicher berührte, war die Bemerkung, daß ein anderer ſtatt ſeiner ſich in Fiſchers Herz und Wohnung eingeniſtet hatte. Es war das ein gewiſſer Pfeilſchütz, ein ganz zarter, ſchwächlicher Menſch, dem jedermann ſchon um ſeines leidend-beſcheidenen Geſichtsausdruckes willen gut ſein mußte. Er intereſſierte ſich nur für Mathematik, und man erzählte ſich zum Beweiſe, daß er dafür ſchon von Natur aus beſtimmt erſcheine, von ihm die Geſchichte, daß er als ganz kleines Kind einmal, da er ins Dunkel hinausſah, bitterlich angefangen habe zu weinen und, über die Urſache ſeines plötzlichen Kummers befragt, die Antwort erteilt habe: der Mond ſei zerbrochen! womit er nämlich den ihm wahrſcheinlich ganz neuen und ſein ausgeprägtes Formengefühl verletzenden Anblick der halben Mondſcheibe meinte, die gerade am Himmel ſtand.

Mit dieſem jungen Menſchen nun um die Gunſt bei Franz Fiſcher zu wetteifern, verſuchte Rolf gar nicht erſt. Einmal fühlte er ſich zu ſtolz dazu, um jemandem ſich aufzudrängen, der ihn ſo leicht hatte vergeſſen können, und anderſeits gönnte er gerade dieſem beſcheidenen Menſchen alles erdenkliche Gute.

So bezog Rolf allein ein kleines Stübchen, das er einem Schuhmacher abmietete, und begann, angeſtachelt durch Fiſchers Erfolge, von morgens bis abends und meiſt noch die halbe Nacht durch zu arbeiten. Der Direktor eben des Gymnaſiums, in welchem jener aufgenommen war, hatte ihm auf ſeine dringende Bitte verſprochen, ihn noch nachträglich zu prüfen, wenn er ſich innerhalb zehn Tagen geſtelle. Das wollte Rolf.

Und in der Tat beſtand er, als der Tag gekommen war, die Prüfung in den alten Sprachen und im Deutſchen ſo gut, daß der Direktor ſelber ſich verwunderte. Am Nachmittag ſollte nun zunächſt Mathematik, dann Franzöſiſch und Geſchichte herankommen. Da der mathematiſche Lehrer gerade unpäßlich war, mußte Rolf ſich in deſſen Wohnung begeben. Er fand einen alten Junggeſellen mit kahlem Kopf und kurzem, ſtruppigem Vollbart, der hinter einer Batterie von Bierflaſchen ſaß, als gelte es, mit ſolchem Wall ſeine Gelehrſamkeit zu verſchanzen. Dazu gab eine Menge von leeren Flaſchen zu Füßen ſeines Stuhles Zeugnis davon, daß er ſchon recht wacker am Werke geweſen, und ein durchdringender Geruch von Alkohol erfüllte die ganze Stube. Ehe er ſich an ſeine eigentliche Aufgabe machte, ſtellte er Rolf vor, was er denn überhaupt auf dem Gymnaſium ſuche. Er ſolle es doch lieber aufgeben, es ſei für die Welt viel erſprießlicher, daß Leute mit geſunden Gliedmaßen Holzhacker würden, als daß ſie durch fleißiges Studieren ihren Körper ruinierten und dazu noch andere ums Brot brächten.

Rolf aber erwiderte, daß er denn doch bei ſeinem Vorſatz verbleiben wolle, worauf der andere ihm nun Fragen und ſchriftliche Arbeiten vorlegte, die Rolf zum Teil höchſt dürftig, zum Teil gar nicht erledigen konnte. Das Ergebnis war, daß der Lehrer ſeine Leiſtungen für ungenügend erklärte und Rolf von der Aufnahme ins Gymnaſium zurückgewieſen wurde.

Das haſt du Chriſtiania zu verdanken, ſagte er bei ſich, als ihm die Mitteilung wurde, und mit Ingrimm mußte er ſich bewußt werden, daß dieſer Verluſt hier nicht einmal einem Gewinne dort entſprochen, im Gegenteil auch in dieſer Liebesaffäre ſein Weizen nicht geblüht hatte.

Doppelt beſchämt zog er ſich nun in die vollſte Einſamkeit zurück und verlebte einen öden und heißen Sommer, in dem kaum ein paar lauliche Abende ihn fern von ſeinen Büchern trafen. Aber zu Michaelis unterzog er ſich von neuem der Aufnahmeprüfung.

Ein Zufall wollte es, daß gerade um dieſe Zeit jener Mathematiker als der älteſte Lehrer der Anſtalt den Direktor vertrat. Ihm hatte ſich alſo Rolf mit Kopf und Kragen zu überantworten. Nach dem früheren Erlebnis konnte er nichts anderes als ein böſes Omen darin erblicken, und ſo ging er mit einem Mute, der faſt ſchon wie Verzweiflung ausſah, in die Prüfung. Sie fand diesmal in der Schule ſtatt, und es waren außer jenem Mathematiker noch zwei Lehrer anweſend. Die Sachen der letzteren wurden glatt und raſch erledigt, aber nun kam der Gefürchtete an die Reihe, der diesmal auch Lateiniſch außer ſeiner Mathematik zu prüfen hatte. Es zeigte ſich, daß auch ſeine Prüfung ſehr raſch vonſtatten ging. Er hielt ſich nicht erſt lange mit Antworten auf, er ſchien es nur darauf angelegt zu haben, Rolf auf den Zahn zu fühlen. Als er z. B. auf Ciceros Rede „De lege Manilia“ kam, wobei dann die erſte Frage lautete: „Wo liegt wohl Cilicien?“, da brach er, als Rolf begann: „In dem Winkel — —“ ſofort wieder ab und fragte nach anderem. Kurz, ehe er ſich's verſehen, hatte Rolf die lateiniſche Prüfung mit „wohl“ beſtanden. Jetzt jedoch kam es zum ſchlimmſten, zur Mathematik. Da aber ſtand plötzlich der Lehrer auf, klappte die vor ihm liegenden Bücher zuſammen und ſagte: „Nun, in der Mathematik werden Sie wohl ſelbſt glauben, daß ich mehr weiß wie Sie, mein Lieber! Übrigens habe ich ein rechtes Wohlgefallen gehabt, wieder einmal Ihren dicken Haarſchopf zu ſehen.“

Damit war die Prüfung beendet, und Rolf wurde ins Gymnaſium aufgenommen.

Ein Jahr darauf beſtand er vorſchriftsmäßig auch das Abiturientenexamen und konnte nun endlich ſein heißerſehntes Ziel erfüllt ſehen, zur Univerſität zu gehen und zu ſtudieren.

Aber das Schickſal hatte dafür geſorgt, daß ihm der Genuß, des mühſam erarbeiteten Zieles froh zu werden, noch nicht ſo bald vergönnt wurde. Die üble Lage ſeiner Finanzen zwang ihn, fortgeſetzt ſich um Stunden zu bemühen, und als dieſe längere Zeit nicht kamen, blieb ihm nichts anderes übrig, als ſich der Hauslehrerei zuzuwenden.

Wie geſagt, es waren freudloſe Zeiten, die nun folgten. Rolf war und blieb Hauslehrer und kam damit ſchlecht und recht aus, ſechs Jahre lang. Das heißt: mehr ſchlecht als recht. Denn er tat ſeine Arbeit ohne Liebe und wirkliche Hingabe. Er wollte ja anderes, ganz anderes! Aber die Welt war ihm ſo fern mit allen ihren Zielen, und er fern der Welt, und da die Stellen, die er fand, trotz ſeines eifrigen Bemühens, ſich immer wieder nur auf Gütern boten, die weit von Königsberg ablagen, ſo war ſtets von vornherein ſchon jede Möglichkeit ausgeſchloſſen, daß er durch gleichzeitigen Beſuch der Univerſität ſeine eigentlichen Studien hätte fördern können. Statt deſſen hatte er oft mit gelangweilten Gutsbeſitzern Karten zu ſpielen, mit adeligen, mißvergnügten Damen auf die moderne Kunſt zu ſchimpfen, die er nicht kannte, oder einer allzu fleißigen Hausfrau das Strickgarn zu halten, wenn ſie unentwegt Strümpfe ſtrickte.

Und endlich hielt er es nicht länger aus — mochte es biegen oder brechen! Dieſe Sklaverei wollte er nicht länger ertragen.

Alſo gab Rolf zu Neujahr des Jahres, in dem er fünfundzwanzig wurde, die Hauslehrerei auf, und am vierten Januar ſtand er, ſeine kleine erſparte Barſchaft in der Taſche, wieder auf der Straße in Königsberg.

Es war ein klarer, kalter Tag, und die Sonne warf um dieſe frühe Nachmittagsſtunde noch rötliche Lichter durch die alten Straßen, in denen überall der feſtgefrorene Schnee lag. Rolf ſchlenderte, nachdem er ſeine wenigen Habſeligkeiten in einer kleinen Wirtſchaft auf dem hinteren Sackheim untergeſtellt hatte, ziellos hin und her. Es war Sonntag, alſo heute nichts mehr zu machen. Auf Schritt und Tritt faſt überfielen ihn Erinnerungen. Halb wollte er ihnen aus dem Wege gehen, halb ſuchte er ſie. So fand er auch faſt unwillkürlich durch das Gewirr der engen Gäßchen im Löbenicht den Weg zu dem Hauſe, in dem er einſt ſeinen Gönner, den alten Trödler, gefunden hatte. Tür und Ladenfenſter waren verſchloſſen; wer mochte wiſſen, ob der Krumme überhaupt noch darin wohnte! Auch die anderen Genoſſen des fröhlichen Zechgelages, das ſie einſt hinter dieſer Tür gehalten, fielen ihm ein, Fabricius und Fiſcher, von dem er ſchon lange nichts wußte, und Toni, die mißhandelte Braut. Wo die wohl ſtecken mochte? Sie hatte ihm ja einſt ihre Freundſchaft angeboten. „Es wird dir noch eines Tages leid tun!“ hatte ſie geſagt. Sie hatte recht behalten — ihm tat es leid, daß er ſie damals zurückgeſtoßen. Denn wie verlaſſen fühlte er ſich jetzt. Er hatte nicht einen Menſchen hier — nicht einen!

Und traurig den Kopf ſenkend, mußte er an die Zeit zurückdenken, da er mit ganz ähnlichen Gefühlen dieſe nämlichen Wege gegangen. Und darüber waren Jahre vergangen, ſechs ſchöne, einſt ſo hoffnungsvolle Jahre! Und was war ihre Ausbeute geweſen? Nichts! Nicht ein Menſch, nicht eine Leiſtung, nicht ein Stückchen lebendig gebliebenes Leben! Es war zum Verzweifeln!

Hatte doch vielleicht jener hochnäſige Paſtor in Memel recht gehabt mit ſeiner billigen Weisheit vom Schuſter, der bei ſeinem Leiſten bleiben ſolle? Wohin kam man mit all ſeinem Streben? Wohin war er gekommen? Es war recht zum Verzweifeln!

In der altſtädtiſchen Langgaſſe wollte er eben den Straßendamm kreuzen, als mit grellem Geläut ein Schlitten an ihm vorbeifuhr, deſſen einziger Inſaſſe ein Herr in umfangreichem Pelze war. Trotz des aufgeklappten Kragens und der dicken Mütze, die er trug, glaubte Rolf doch Fabricius' breites, bartloſes Geſicht zu erkennen, obwohl es keinen Kneifer trug, wie ſonſt immer. Im erſten Augenblick hatte er Luſt, ihn anzurufen. Dann aber, da auch die Glocken ihm ſo hart in die Ohren gellten, unterließ er's. Er ſah dem Schlitten nach, und die Worte, die er irgendwo mal geleſen hatte, fielen ihm ein:

> So war es oft; wir ſtehn und lauſchen bang —
> Das Leben fährt mit Schellenklang vorüber!

Da fuhr es eben wieder vorbei! Aber warum ließ er das zu? Warum hielt er's nicht auf, griff ihm nicht in die Zügel, zwang es, ihn aufzunehmen?

„Herr Fabricius!“

Rolf hatte es ganz laut gerufen. Der im Schlitten hörte ihn nicht, obwohl er wegen der Enge der Straße langſam fuhr.

„Herr Fabricius!“

Er mußte jetzt laufen, wenn er den Schlitten noch einholen wollte. Und Rolf lief.

Beim dritten Anruf wandte der Mann im Schlitten ſich um und ließ die Pferde halten. Erſt als Rolf dicht daran war, erkannte er ihn.

„Ah, Sie ſind es, edler Dulder Odyſſeus!“ rief er dann aus; „ich hätte Sie faſt nicht erkannt! Sie haben ja einen Schnurrbart bekommen, um den Alcibiades Sie beneidet hätte! Was macht übrigens unſer göttlicher Platon? Und wie habt Ihr Euch bisher durchgeſchlagen in dieſer böſen Welt?“

Nach den ewigen ſteifen Unterhaltungen, die Rolf in letzter Zeit gewohnt geweſen war, erfriſchte ihn dieſe freimütige, ſcherzhafte Art. Er ging darauf ein und ließ ſich nicht erſt lange bitten, mit in den Schlitten zu ſteigen, zumal da Fabricius erklärte, den gleichen Weg über den Sackheim zu haben.

„Ich bin nämlich ſchon ſeit Jahren wohlbeſtallter Pfarrer,“ erzählte er im Weiterfahren, „drei Meilen dort der Naſe nach zum Tore hinaus. Sie wollen mir gratulieren? Ich danke Ihnen! In der Tat:

ich bin glücklicher Beſitzer eines geſundheitsgefährlichen Pfarrhauſes, zweier Schweine und eines Hühnerhofes von zehn Hühnern und einem Hahn; ſie ſind ohne Eiferſucht gegeneinander und legen in Sommerszeiten jeden Tag ein Ei, das heißt den Hahn ausgenommen, auch wenn meine Frau nicht dabei ſitzt und ſie nötigt.“

„O — Sie ſind verheiratet?“ warf Rolf ein.

„Sowohl die Hühner wie ich, lieber Odyſſeus,“ verſetzte der andere ernſthaft; „dem Glücklichen gibt der Herr es ohne Gebet. Man zieht zu einer Wirtin ein und nicht früher als mit ihrer Tochter heraus. Das koſtet gar keine große Anſtrengung und iſt eine ſehr praktiſche Einrichtung in der Welt. Wo ſollten ſonſt auch die vielen möblierten Zimmervermieterinnen herkommen? Ja, Dorilis iſt mein Weib geworden, die keuſche Dorilis. Sie wollen ſagen, ſie hat eine zu lange Naſe und etwas zu kurze Gedanken. Das iſt richtig, aber ihre hingebende Treue reicht von Königsberg bis Eydtkuhnen, und ihr zum Lohne hat der Herr ihren Leib mit drei auffallend ſchmutzigen, ſonſt aber lieblichen Kindern geſegnet.“

Weniger dieſe Sprechweiſe, die er ja ſchon kannte, als der ſtarke Biergeruch, den der Pfarrer verbreitete, verriet Rolf, daß der Fabricius von heute ſeine Neigungen von ehemals inzwiſchen nicht verleugnet hatte. Im Augenblick ergab übrigens ſolche Lockerung des fadengeraden Geſprächs für Rolf den Vorteil, daß er in kürzerer Zeit als ſonſt über den Pfarrer und ſein Leben unterrichtet war und auch ſeinerſeits mehr Mut fand, über das eigene Ergehen frei von der Leber weg zu berichten. Das wieder hatte zur Folge, daß der Pfarrer ihm klipp und klar vorſchlug, Rolf ſolle zu ihm ziehen und, bis er etwas Beſſeres gefunden, ſtatt ſeiner den Kindern des Gutspächters Unterricht erteilen; er finde dazu ohnehin ſchwer genug Zeit. Rolf wollte ſich die Sache überlegen, aber der Pfarrer meinte, das Überlegen führe im Leben zu nichts, und die Menſchen würden glücklicher ſein, wenn ſie mehr nach Inſtinkt handelten; es ſei nämlich das Merkwürdige, daß jeder Menſch zu jeder Sache von vornherein innerlich eine beſtimmte Stellung habe; das ſogenannte Überlegen ſei nur Klugheit aus zweiter Hand.

Er ließ Rolf auch wirklich keine Zeit zum Beſinnen, fuhr an dem Gaſthof vor, wo jener ſeine Sachen gelaſſen hatte, hieß ſie aufpacken, und fort ging es zum Tore hinaus.

War es nun die unſichere Hand des Pfarrers oder der ſchlechte Weg — der Schlitten wurde fortgeſetzt hin und her geſchleudert, und als ſie in den Wald kamen, wo es galt, in dem hartgefrorenen Schneewege das ausgefahrene Geleiſe innezuhalten, glaubte Rolf jeden Augenblick, ſie würden umgeworfen werden.

Den Pfarrer aber focht das nicht an — er war in urvergnügter Stimmung, fing wiederholt an zu ſingen, hielt an verſchiedenen Gaſthäuſern unterwegs an und ließ ſich Bier oder Branntwein herausreichen und war ſchließlich in ſeinen Bewegungen ſo unſicher geworden, daß ihm die Leine entfiel und er ruhig zuſah, als Rolf ſie ſtatt ſeiner ergriff. „So! nun können Sie Ihr Leben mal ſelber ein Weilchen kutſchieren — das iſt Ihnen ſehr geſund!“ ſagte er dabei.

„Ich werde nur ein ſchlechter Kutſcher ſein,“ entgegnete Rolf, „da ich's nie geübt habe ...“

„Glauben Sie doch nicht,“ verſetzte der Pfarrer mit predigender Stimme, „daß einer, um etwas zu ſein, etwas geworden ſein muß! Wer nur etwas wird, an dem iſt nicht viel gelegen — Dutzendware; denn er iſt es doch nur von außen geworden. Sehen Sie ſich mal die vielen Beamten an und die Ärzte und Lehrer — was ſind ſie? Einer hätte immer das werden können, was der andere geworden iſt. Aber wer ſchon von innen etwas iſt und das auch wirklich in ſich entdeckt, der iſt zu bewundern. Alſo auf, Kolumbus — entdecke dich ſelbſt! Hier laufen die Pferdchen deines Lebens — entdecke, ob du kutſchieren kannſt! Sehen Sie, ich ſelber, ich habe den Philoſophen in mir entdeckt, und es iſt eine Strafe Gottes für die Sünden der Liebe zu meinem heiligen Sokrates, daß ich in Talar und Bäffchen als Popanz vor den ſtumpfſinnigen Bauern meine Perlen ausſtreuen muß. Aber ein Prediger bin ich dennoch und will es ſein, und ſo mag mir wohl mein Herr Chriſtus in Gnaden vergeben.“

Das wunderliche Gemiſch von Weisheit und Narrheit berührte Rolf ganz ſeltſam. Er hatte wirklich etwas wie die Empfindung, als halte er zum erſtenmal die Zügel ſeines Lebens in der Hand, während er an der Seite dieſes trunkenen Mannes auf dem niedrigen Gefährt in Schneenacht und ungewiſſe Zukunft hinausfuhr.

Und in dieſem Gefühl kutſchierte er ſo vorſichtig und hatte ſo acht auf die Pferde, daß er nichts anderes ſah und hörte. So merkte er auch nicht, daß der Pfarrer ihm ſchon ein paarmal leiſe etwas zugerufen hatte, und blickte erſt auf, als jener ihm plötzlich in die Zügel griff und die Pferde zum Stehen brachte.

„Was iſt das? dort! Sehen Sie?“ fragte er dabei, indem er zwiſchen die dürren Stämme wies, mit denen der Wald an den Chauſſeegraben grenzte, und durch ſeinen Kneifer aufmerkſam nach einer Stelle auslugte, an der ſich etwas Dunkles über den Schnee bewegte.

„Es wird ein Reh ſein!“ entgegnete Rolf.

„Ja, aber es kann nicht laufen; halten Sie die Pferde!“ verſetzte haſtig Fabricius und war mit einem Sprung aus dem Schlitten.

Und ehe Rolf noch recht wußte, was der Pfarrer vorhatte, war dieſer durch den tiefen Schnee des Grabens hindurch und auf der Jagd nach dem Tiere, das ſich in der Tat nur eben fortzuſchleppen ſchien. Seine unförmliche Geſtalt tauchte bald auf, bald verſchwand ſie zwiſchen den Bäumen; in ſeiner Trunkenheit taumelte er dabei ganz ſichtlich, und Rolf, der dies ergötzliche beiderſeitige Hindernisrinnen vom Wagen aus mit anſah, glaubte beſtimmt, es würde mit einer Niederlage des Geiſtlichen enden. Allein nachdem er für eine Weile den Anblick des Jägers in der dunklen Tiefe gänzlich verloren hatte, ſah er ihn etwa zwanzig Schritte entfernt wieder aus dem Walde hervortauchen, und — wunderlich genug — er trug da etwas Unförmliches auf den Armen, was gar nichts anderes als das verfolgte Reh ſein konnte. Er rief nun Rolf zu, mit dem Schlitten näher zu kommen, und es zeigte ſich, daß er in der Tat das kranke Tier erlangt hatte und damit keuchend und puſtend am Wegrande ſtand. Unter Rolfs Beihilfe wurde dieſes nun an den Läufen gebunden und in den Schlitten gelegt, und den ganzen Reſt der Fahrt über erluſtigte ſich der Pfarrer an dem Gedanken, welch entſetzte Augen Frau Dorilis über ihren Chriſtian machen würde, wenn er mit ſolchem Angebinde vor ſie hintrete.

In der Tat, die Pfarrerin war über ihren Chriſtian ganz entſetzt, als er halb trunken und mit vielem Gelächter, das Reh auf den Armen, in ihre Stube hineinſtolperte und noch dazu einen zweiten unverhofften Gaſt mitbrachte. Sie faßte ſich aber raſch, ſchien auch von ehemals her an derlei Extravaganzen ihres Ehegatten noch gut gewöhnt, tiſchte auf, was eine ziemlich ſchmale Küche und ein, wie es ſchien, mit Abſicht recht dürftiger Keller hergaben, und der Abend verlief Rolf in angenehmſter Weiſe, da der Pfarrer trotz ſeiner Trunkenheit ergiebig und redſelig blieb und die Gattin ſeine Laune weder durch Worte noch Blicke ſtörte. Das ſcheue Tier, welches die Pfarrerin gleich wieder in Freiheit ſetzen wollte, hatte Fabricius zuvor in ſeinen Armen nach dem Boden hinaufgeſchafft, wo es ſich ſofort in den äußerſten Winkel verkroch.

Es war ſpät in der Nacht, als der Pfarrer ſeinen Gaſt auf das ihm beſtimmte Zimmer geleitete. Das lag im Giebel des nur einſtöckigen Hauſes und war über die Maßen einfach hergerichtet. Ungewohnterweiſe ſtand das Bett in der Mitte des Raumes und zu ſeinen Fußenden ein eiſerner Ofen, der jetzt geradezu glühte und eine unerträgliche trockene Hitze verbreitete. Das eiſerne Rohr, das mit einem kurzen Knie ſteil in die Höhe ſtieg, führte durch ein wohl halbmeter breites kreisrundes Loch in der Decke, durch welches man die Dachſparren erblicken konnte. Fabricius entſchuldigte dieſe mehr als primitive Einrichtung mit einer polizeilichen Anordnung im Intereſſe der Feuerſicherheit.

Als Rolf allein war und ſich auszuziehen begann, überraſchte ihn ein ſeltſamer Ton, der ſich mehrfach in immer kürzeren Zwiſchenräumen wiederholte. Nach einigem Suchen entdeckte er, daß dicht neben dem Waſchſtänder, den man hart hinter den Ofen geſtellt hatte, Tropfen auf Tropfen durch das kreisrunde Loch herabfiel. Augenſcheinlich hatte die aufſteigende Hitze den Schnee über dem Dache zum Schmelzen gebracht, und da dieſes undicht war, fand nun das ſickernde Waſſer ungehinderten Zutritt zur Stube.

Als Rolf ſich zu Bett legte, empfand er die Hitze, welche der noch immer glühende Ofen verbreitete, ſo ſtark, daß er wieder aufſtehen und die Tür nach dem freien Boden öffnen mußte. Mit der verwunderten Frage auf den Lippen: Wohin haſt du Unglücksmenſch heute wieder die Pferdchen deines Lebens gelenkt? wollte er eben das Licht löſchen, als ihn von der Tür her ein tappendes Geräuſch aufſchauen machte. Es war das verwundete Reh, das er ganz vergeſſen gehabt, und das nun vorſichtig ſeinen Kopf mit den im Dunkeln blinkenden Augen über die Schwelle ſtreckte. Er pfiff ihm, aber er konnte immer ſchlecht pfeifen. Da fiel ihm das kleine Inſtrument ein, das ihm einſtmals der Vater geſchenkt, und das er in einem Gefühl von Pietät ſeit deſſen Tode immer in der Bruſttaſche trug. Er konnte von ſeinem Lager aus die Taſche gerade erreichen, holte das Pfeifchen heraus und lockte das Tier. Wieder überraſchte ihn der eigentümliche ſchalmeiartige Ton, der dem Holze entſprang, und den er mit keinem anderen vergleichen konnte, den er ſonſt wohl gehört. Auch auf das Reh ſchien er nicht ohne Eindruck zu bleiben. Mit auf- und abklappenden Ohren und immer erſtaunter ſcheinenden Augen kam es, den Kopf faſt wagerecht geſtreckt, langſam näher, bis es nur fünf Schritt von ihm ſtehen blieb und ihn reglos anſtarrte.

Ob es mir wohl jemals gelingen wird, auch einen Menſchen ſo zu mir zu locken? dachte er bei ſich, während er immer noch leiſe auf dem Holze pfiff. Die weiblichen Weſen fielen ihm ein, an denen ihm ſchon einmal etwas gelegen hatte: Sibylle, Toni, Chriſtiania ... hatte er wohl eine von ihnen an ſich zu ziehen vermocht? Wo waren ſie? Fern innen wie außen! Und mit einem Seufzer löſchte er das Licht und legte ſich auf die andere Seite.

Am nächſten Morgen war es eiſig kalt in der Stube. Das Tropfen hatte aufgehört, und das Waſſer in der Waſchſchüſſel war ſo gefroren, daß er die Decke mit dem Stiefelknecht aufſchlagen mußte.

Rolf blieb nun in dem Hauſe und übernahm den Unterricht der drei Kinder des Gutspächters, die in recht verſchiedenem Alter ſtanden und am Vor- und Nachmittag Stunde haben mußten. Dazu trat dann noch die erſte Unterweiſung des älteſten Knaben von Fabricius, der eben ſechs Jahre alt geworden war — kurz, Rolf konnte ſich, da er die Vorbereitungen für jene Stunden recht gewiſſenhaft nahm, über Mangel an Arbeit eigentlich nicht beklagen.

Der Pfarrer war den Vormittag über gewöhnlich auf den Dörfern, die zu ſeinem Kirchſpiel gehörten und ziemlich zerſtreut lagen. Zu Mittag kam er meiſt verſpätet nach Hauſe, was die Pfarrerin merkwürdig geduldig ertrug. Ging er dann auch noch nachmittags aus, ſo war es eine gewöhnliche Erſcheinung, daß er angetrunken nach Hauſe zurückkehrte. Aber ſein Rauſch war liebenswürdig und geſprächig. Niemals kam es vor, daß er in ſolcher Verfaſſung mit Weib oder Kindern zankte, er pflegte nur allerlei kräftige Witze und Späße zu machen, die aber, da ſie meiſt in die Rolle von klaſſiſchen Reminiszenzen gekleidet waren, von Frau Dorilis nicht recht verſtanden wurden.

Eines Spätnachmittags, als der Pfarrer auch wieder aus war, hatte Rolf einen längeren Spaziergang gemacht und gedachte, da er Durſt verſpürte und wohl bemerkt hatte, daß die Pfarrerin nur ungern Bier im Hauſe hielt, es im übrigen auch mit dem Wirtſchaftsgelde meiſt ziemlich knapp ſtand, ſich durch einen Trunk in dem Dorfkruge zu erfriſchen, der dem Pfarrhaus ſchräg gegenüberlag, und den er noch niemals betreten hatte.

Er wurde von dem Gaſtwirt aus der Krugſtube, in der er ſich ſetzen wollte, in das dahinter gelegene kleine Zimmer genötigt, wo er zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen den Pfarrer ganz allein auf dem braunen zerſchliſſenen Sofa hinter einem Glaſe Grog ſitzen fand. Fabricius ſchien nicht im geringſten verwundert über ſein Erſcheinen, ſagte nur, er habe Rolf nicht ſelber verführen wollen, freue ſich aber ſehr, ihn hier begrüßen zu können. Und nun fing er an, in ſeiner gewohnten Weiſe auszukramen, war redſelig und anregend, ließ ſich ein Glas Grog nach dem anderen vorſetzen — die er gar nicht erſt zu beſtellen brauchte — und nötigte auch Rolf, einigermaßen mitzuhalten. Als es aber ans Bezahlen ging, ſtellte es ſich heraus, daß Fabricius nicht genug mithatte. Rolf wollte ſeinerſeits einſpringen, aber das litt der Pfarrer nicht — ein Wink verſtändigte den Krugwirt, was er zu tun habe. Als ſie zum Abendeſſen im Dunkeln nach dem Pfarrhauſe hinüberſchritten, ſagte Fabricius, er hoffe Rolf jetzt öfters dort drüben zu ſehen, er ſei eigentlich jeden Nachmittag in dem Stübchen zu finden.

Rolf beſchloß bei ſich das Gegenteil, machte auch in den nächſten Tagen wiederholt den Verſuch, ſich durch Unterhaltung mit ſeiner freundlichen Wirtin Erſatz und dieſer zugleich eine kleine Zerſtreuung zu verſchaffen. Er mußte aber ſchon nach wenigen Malen einſehen, daß es ein hoffnungsloſes Unterfangen war, aus ſolchen Unterhaltungen für einen der beiden Teile irgendwelchen Gewinn herausſchlagen zu wollen. Die Frau war im Trivialen und Langweiligen ſtecken geblieben und hatte ſtändig nur Dienſtbotenſorgen oder günſtigſtenfalls eine Kindergeſchichte im Kopfe. Außerdem ging ſie immer höchſt ſalopp gekleidet, mit Jacken, an denen Haken und Knöpfe fehlten, ſo daß ſie am Halſe nur unordentlich ſchloſſen, und in Kleidern, auf denen jede Mahlzeit, die ſie den Kindern verabreichte, eine Spur zurückgelaſſen zu haben ſchien. Was aber Rolf am allerunangenehmſten berührte, war, daß ſie faſt ſtändig eine Sorte weicher, ausgetretener Morgenſchuhe trug, die den Fuß breit und ungeſtalt machten, und mit denen er ſie einmal ſogar auf der Dorfſtraße traf. Ebenſo waren Tiſchzeug und Stuben meiſt unordentlich und unſauber gehalten, und die Pfarrerin hatte ſich, wie ſie ſelber ſagte, halb totlachen müſſen, als ſie eines Tages Rolf dabei betroffen, wie er eigenhändig mit einem großen Beſen ſeine Stube auskehrte.

Je mehr Rolf alle dieſe Dinge merkte, deſto deutlicher kam ihm zum Bewußtſein, wie ſehr dieſe Vernachläſſigung aller Äſthetik im Hauſe anfänglich dazu beigetragen haben mochte, den Mann ins Wirtshaus zu treiben. Was ihn ſelber anlangte, ſo genügte wenigſtens ſchon die Erfahrung weniger Wochen, um es ihn erſprießlicher dünken zu laſſen, drüben bei dem gottloſen Pfarrer als hier bei der tugendhaften Hausfrau zu ſitzen.

Und wenn ſie ſo tranken, dann überkam ſie oft eine hohe Begeiſterung für alles Schöne, was ſie in Büchern kennen gelernt, dann redeten ſie von homeriſchen Welten, dann erſchien ihnen der dürre, niemals ordentlich raſierte Gaſtwirt Krüger als ein göttlicher Mundſchenk, die freundlich geſchäftige Frau, die ab und zu ihnen einen kleinen Imbiß hereintrug, als die treue Schaffnerin Eurykleia, und ſich ſelber bezeichneten ſie ſtändig als Odyſſeus und Neſtor — Fabricius erklärte, ob letzteres wegen ſeiner Weisheit oder als der „alte Zecher“, müſſe er aus Beſcheidenheit anderen überlaſſen zu ſagen. Sie hatten auch für die anderen Dörfler, die da verkehrten, griechiſche Namen ſich ausgedacht, und da ſie von der Benutzung nicht abließen, ſelbſt wenn einer von jenen dabei war, ſo daß dieſer davon — natürlich wie von Spott- und Schimpfnamen — weitererzählen konnte, ſo gab das Feindſchaften gegen den Pfarrer, die dieſem zwar lange verborgen blieben, eines Tages aber in böſeſter Form hervorplatzen ſollten.

Wenn Rolf nach ſolchen Gelagen, die immer häufiger wiederkehrten und ſich länger und länger auszudehnen pflegten, bei voller Nüchternheit morgens in ſeiner kalten und häßlichen Stube nachdachte, wie ſie es geſtern wieder getrieben: dieſe öde, kleine Krugſtube, keine vier Meter Quadrat, mit dem zerſchliſſenen Sofa und dem alten braunen Ofen, der meiſt etwas rauchte, von wo man immer nebenbei das Hantieren in der Küche vernehmen und das Bratzeln und Ziſchen von Fett mitmachen mußte mit Naſe und Ohren, und von der anderen Seite aus der großen Stube war man gezwungen, die Flüche und loſen Reden der Fuhrleute und Knechte mit anzuhören — dann fragte Rolf ſich oft: ob denn das ein ſeiner würdiges Daſein war? ob er deswegen ſo lange geſtrebt und ſich bemüht hatte, und ob ſo wirklich das Leben ausſah, nach dem er ſo innig verlangte? Aber den Mut und die Kraft, ſich ſelbſt und namentlich den Pfarrer von dieſem lotterhaften Leben zurückzuhalten, konnte er nicht finden.

Was auf Rolfs geiſtige Empfänglichkeit auch immer wieder wie ein ſtarker Nebenreiz wirkte, ſich ſolchen kleinen Gelagen nicht zu entziehen, war der Umſtand, daß ſie bei ihren Geſprächen oft auf ernſte Lebensfragen kamen, und daß ſich der Pfarrer dann ſtets als ein nachdenklicher Kopf erwies, von dem man mancherlei lernen konnte, und den Rolf ſogar um deswillen bewunderte, wie ſehr er ſein inneres Leben auf bewußte Prinzipien aufgebaut hatte.

So meinte Rolf eines Tages, als ſie wieder einmal von allerlei Schönem ſchwärmten, das ſie geleſen hatten, es ſei doch merkwürdig, daß ſie alle beide mehr vom Geleſenen als vom wirklichen Leben beglückt zu werden ſchienen, worauf der andere erwiderte, das ſei eigentlich gar nicht merkwürdig, ſondern der wahre Sinn der Bücher, die eben von den Menſchen erfunden worden ſeien, um ſich über eine jammervolle Wirklichkeit hinwegzutäuſchen. Die Bücher gäben in der Tat ein zweites Leben, welches oft das höhere ſei, verdoppelten und vervielfachten alſo geradezu das Menſchendaſein. „Wenn ich recht mit Hingebung täglich in einem Buche leſe,“ meinte er, „ſetze ich dann nicht einfach meinem Tage hinzu, was er ſonſt nicht enthalten hätte? Oder glauben Sie zum Beiſpiel, daß die kleinen Konfektionsmädchen alle, die tagsüber hinter ihrem Ladentiſch ſtehen, mit ihrem Leben zufrieden ſein könnten, wenn ſie nicht täglich eine halbe Stunde mit ihrem Grafen Edwin zuſammenkämen? Und wie gern mag mancher ſtrebſame junge Mann, im Bette liegend, einige intime Miniſterunterhaltungen und opulente Diners im Kreiſe ſchöner und eleganter Frauen mitmachen! Sehen Sie, auch ich, wenn ich von einem weiß und ſauber gedeckten Kaffeetiſch leſe und von einer reizenden, appetitlich angezogenen Frau, dann genieße ich das ſo ſtark und leibhaftig, daß ich nachher die unſaubere Schürze meiner guten Dorilis kaum noch bemerke. Sie werden es auch noch lernen, lieber Odyſſeus, welcher Reiz in ſo einer leckeren weiblichen Umgebung liegt, für uns Männer fängt eigentlich alle Vorſtellung behaglichen Glückes damit an. Sie werden darin ja auch bald ihre Erfahrungen machen: denn Sie haben ſo gute Augen, wie ſie den Weibern gefallen — denken Sie an den alten Neſtor! Ob man aber ſchließlich ſolche Genüſſe aus dem Leben ſchöpft oder aus der Kunſt, das hängt vom Glück ab, nicht vom Verdienſt und Verſtändnis — darauf kann es alſo auch nicht ankommen!“

Ein paarmal war es vorgekommen, daß der Pfarrer direkt aus dem Gaſthaus zu Kranken oder ſterbenden Mitgliedern ſeiner Gemeinde gerufen wurde, denen er das Abendmahl reichen ſollte. Er war auch ſtets gegangen, aber Rolf hatte ſich immer verwundert, wie er in ſeiner Trunkenheit überhaupt noch ſeines Amtes hatte walten können. Ins Pfarrhaus war jedoch bisher nie der Laut einer Beſchwerde gedrungen. Einmal aber, als ſie wieder ſchon ein paar Stunden in ihrem braunen Winkel ſaßen, wo durch die trüben kleinen Fenſter noch der letzte Abendſchein ſie beſuchen kam, hörten ſie in der Krugſtube nebenan Lärm und vernahmen deutlich, wie eine grobe Stimme ſagte: „Für unſeren Pfarrer — da könnten wir ebenſogut einen katholiſchen Papſt hier haben; vor mir iſt der gar kein Pfarrer mehr, und ich wundere mich bloß, wie lange die im Konſiſtorium den hier noch werden laſſen ſein Schandleben führen. Es ſollte einer mal herkommen!“

Und eine dünne zittrige Stimme erwiderte: „Das iſt an der Wahrheit; man möchte bald ausſpucken vor ihm!“

Der Pfarrer hörte das alles; er ſagte kein Wort, aber er war kreidebleich geworden und verlangte bald zu zahlen. Da er aber wieder einmal nichts hatte, ließ er ankreiden und ging ausnahmsweiſe durch die Küche und über den Hof nach Hauſe. Rolf mit ihm.

Die Folge dieſes Begebniſſes war, daß ſich der Pfarrer die nächſten acht Tage über vom Gaſthauſe fernhielt. Er forderte Rolf nicht einmal auf, hinüberzugehen, ſuchte es auch ſelber nicht auf. Aber die Rumflaſche in ſeinem Zimmer, die kam doch nicht außer Tätigkeit. Er ließ ſie ſich täglich, bis zur Hälfte gefüllt, von ſeiner Frau aufs Zimmer bringen, und wenn ihm dieſe Quantität nicht ausreichte, ſuchte er ſich auf andere Weiſe zu helfen. Da er ſich ſcheute, zu ſolchem

Zweck den Krug ſelbſt zu betreten, ſchickte er eines Nachmittags ſeinen kleinen ſechsjährigen Jungen mit der leeren Flaſche hinüber. Rolf hörte es von ſeiner Stube oben, wie er dem Kerlchen einſchärfte, von hinten herum und durch die Küche zu gehen, und wie der Kleine erwiderte: „Ich weiß ſchon, Papa, und nicht bezahlen. Ich bin ja ſchon oft in dem Bierladen geweſen.“

Es zuckte Rolf in allen Gliedern, hinunterzuſpringen, dem Kleinen die Flaſche zu entreißen und dem Pfarrer Vorſtellungen zu machen. Aber eine innere Gewalt hinderte ihn: es war ihm, als ob er dicht neben einem Strome ſtünde, der mit raſender Gewalt zu ſeinen Füßen vorbeiſchoß, und es ſei gefährlich, ſich hinzuknien und ſeine Hand hineinzuſtecken, weil er das Übergewicht verlieren und es den ganzen Menſchen mit fortreißen könnte. So ähnlich empfand er.

Daß auch die Gemeinde an eine wirkliche Umkehr im Lebenswandel ihres Geiſtlichen nicht glaubte, zeigte ſich bei einem Anlaß, der, obwohl den Pfarrer dabei kaum ein Verſchulden traf, doch ſchon die ernſteſten Folgen für ihn hatte, und der auch für Rolf von erheblicher Bedeutung wurde: denn er veranlaßte ihn, ſeinen wiederholt ausgeſprochenen Entſchluß, nun endlich wieder nach Königsberg zu gehen, nochmals für längere Zeit aufzugeben.

Ein alter Büdner war geſtorben, der einzige aus dem Dorfe, der jahrelang ſtändig die Trinkgelage des Pfarrers mitgemacht und ſonſt auch ſtets ſeine Stange gehalten hatte. Jetzt war er ſchon ſeit längerer Zeit vom Siechtum aufs Lager geworfen, ſo daß Rolf ihn nur ein einziges Mal bei einer Zuſammenkunft im Wirtshauſe getroffen hatte. Um ſeine Anhänglichkeit zu beweiſen, bat aber Fabricius, der natürlich das Begräbnis vornahm, Rolf möchte ihn begleiten.

Als ſie beide, der Pfarrer ſchon in der Amtstracht, ſein Barett auf dem Kopfe, das Sterbehaus betraten, zeigte ſich, daß der Sarg noch nicht zugenagelt war, obwohl im Nebenraum ſich ſchon alle Teilnehmer verſammelt hatten. Tatkräftig und hilfsbereit, wie er von Natur aus war, half der Pfarrer den Deckel aufſetzen, ergriff ſelbſt Hammer und Nägel und beteiligte ſich daran, den Sarg zu ſchließen, wobei ihm natürlich die langen Falten ſeines Talars vielfach in die Quere kamen. In wenigen Minuten war die Arbeit beendet, der Pfarrer blieb gleich, wo er gehämmert hatte, zur Seite des Sarges ſtehen, die aufgeſchlagene Agende in der Hand, und das Zimmer füllte ſich mit den Leidtragenden.

In würdiger Weiſe und ohne irgendwelche Störung hielt er dann ſeine Anſprache und ſegnete die Leiche ein. Als er aber damit fertig war und zur Seite treten wollte, fühlte er ſich unbegreiflicherweiſe zurückgehalten. Ohne zunächſt darauf zu achten, verſtärkte er ſeine Vorwärtsbewegung. Die Kraft aber, welche ihn feſthielt, war jetzt ſo mächtig, daß er nach rückwärts taumelte und gegen den Sarg fiel.

Durch die Schwere des Falles rutſchte dieſer auf der einen Seite von dem Holzbock herunter, darauf er ſtand, und krachte mit großem Gepolter zur Erde.

Der Anweſenden aller bemächtigte ſich ein blaſſes Entſetzen. Die meiſten dachten natürlich an Trunkenheit, die Abergläubiſchen aber und die Boshaften meinten, der Teufel habe den Pfarrer holen wollen, indem er in Geſtalt des nun verſtorbenen Saufbruders in dem Sarge ſeine unſichtbare Kralle nach dem anderen Kumpan ausgeſtreckt habe.

Auch der Pfarrer war totenbleich geworden und, wie er dalag, einer Ohnmacht nahe. Er ſelber konnte ſich irgendeiner abergläubiſchen Vorſtellung der eben gedachten Art kaum erwehren. Erſt Rolf, der ſofort herzugeſprungen war, klärte den Vorfall auf; es zeigte ſich nämlich, daß beim Nageln eine Falte des Talars in den Deckel mit eingeklemmt war und ſo den Pfarrer zu Fall gebracht hatte.

Obwohl nun beide nicht ſäumten, den natürlichen Hergang der Sache den Anweſenden begreiflich zu machen, verbreitete ſich doch wie ein Lauffeuer durch die ganze Gemeinde das Gerücht, der Pfarrer ſei bei dem Begräbnis ſeines ehemaligen ſchlimmſten Saufkumpans ſo betrunken geweſen, daß er über den Sarg gefallen ſei und dieſen umgeſtürzt habe. Auch Rolf hörte davon, und er mußte wieder darüber nachdenken, wie ſeltſam ſich doch häufig Schuld und Unſchuld im Leben verketten; auch er hatte ja ein paarmal nette Pröbchen davon zu koſten bekommen.

Die unmittelbare Folge dieſes Vorfalles war, daß einige Tage ſpäter der Pfarrer durch den Gemeindediener aufs Amtshaus geladen wurde. Ein Konſiſtorialrat ſei da, der ſchon eine Menge Zeugen vernommen habe und nun auch ihn hören wolle.

Der Pfarrer ſah ſeine Frau und Rolf, die mit ihm gerade beim Mittagstiſch ſaßen, als ihm dieſe Meldung gemacht wurde, mit einem ſeltſamen Zucken der Augenlider an; er ſtand wortlos auf und ging in ſein Zimmer hinüber. Rolfs Anerbieten, ihn zu begleiten, lehnte er mit einer ſehr beſtimmten Handbewegung ab.

Als er ein paar Stunden ſpäter zurückkehrte, ſtieg er geradeswegs in Rolfs Stube hinauf und warf ſich in das beſcheidene kleine Sofa, das da ſtand. Man ſah ihm an, daß er geweint hatte, auch merkte Rolf, daß er hinter dem Kneifer beſtändig mit Tränen kämpfte, während er zu ihm redete.

Es wäre eine ſchreckliche Stunde geweſen; er habe gemerkt, daß ſie alle ſeine Feinde ſeien in der Gemeinde, alle! Wie er da durch das Zimmer voll Zeugen gegangen, habe er es aller Blicken bereits angeſehen. Aber er habe doch nicht geglaubt, daß ſie alles, was er getan, ſo gehäſſig und heimtückiſch auslegen würden, da ſie doch von Angeſicht zu Angeſicht oft ſo biedermänniſch und freundlich täten.

„Helfen Sie mir, Runge,“ ſchloß er; „Sie ſind der einzige Menſch, den ich hier habe; helfen Sie mir gegen mich ſelbſt und gehen Sie nicht fort. Ich darf keinen Tropfen mehr über meine Lippen bringen, nicht einen! Der Konſiſtorialrat, der übrigens ein ganz netter Mann war, hat mir geſagt, es ſei wieder ſo viel vorgebracht, daß ſie zum letztenmal Nachſicht haben könnten. Noch einmal — und es müßte mich Amt und Brot koſten. Runge, helfen Sie mir gegen mich ſelber! Wenn Sie gehen, dann bin ich verloren!“

Und alſo blieb Rolf, ſo ſchwer es ihm wurde. Der Aufgabe, die ihm da eben, wenn auch ohne ſein Wünſchen, auf die Schultern gelegt war, durfte er ſich nicht entziehen. Der einzige Troſt für ihn war, daß ſich das beſcheidene Sümmchen, welches er ſeit nun bald Jahresfriſt mit dem Stundengeben verdiente, in der Zwiſchenzeit immer weiter vermehren konnte, ſo daß er hoffen durfte, zu Oſtern dann, wohlausgerüſtet und für längere Zeit verſorgt, endlich in Königsberg ſeinen Studien leben zu können. Aber auch das kam wieder anders, als er gedacht.

Den ganzen Spätherbſt über und bis in die Anfangszeit des neuen Jahres blieb Fabricius ſeinem Vorſatze treu. Rolf hatte nur ſelten Veranlaſſung, ihn darin zu beſtärken. Der Pfarrer ſchien wirklich viel über ſich vermocht zu haben. Freilich war er körperlich oft nicht friſch und auch geiſtig wenig aufgelegt. Seine ſcherzhaft eindringliche Art zu ſprechen verlor er faſt ganz, brütete oft ſchweigend vor ſich hin, und ſein feiſtes Geſicht zeigte in ſeiner grauen Bläſſe und Schlaffheit deutliche Zeichen des Verfalls.

Da ſtand eines Abends, es war eine kalte Januarnacht, Rolf im Arbeitszimmer des Pfarrers am Fenſter und ſchaute, während er von ſeiner Kindheit und dem Elternhauſe plauderte — Fabricius ließ ſich jetzt öfters von ihm erzählen —, verlorenen Blickes auf die dunkle Dorfſtraße hinaus. Plötzlich wurde er auf einen hellen Schein aufmerkſam, der ſtetig zunahm und ihm nach Feuer ausſah. Auch der Pfarrer meinte das, und ſie gingen gemeinſam zum Boden hinauf, um durch das Fenſter dort genauere Ausſchau zu halten. Zuerſt huſchte das Reh an ihnen vorüber, das noch immer im Hauſe ſein Weſen trieb und, zahm geworden, namentlich den Kindern zur Kurzweil diente.

„Das muß bei dem apoſtoliſchen Büdner ſein am Ausgange des Dorfes,“ ſagte der Pfarrer, als ſie am Fenſter ſtanden. „Der bigotte Kerl hat mich neulich am meiſten verklatſcht!“

Man ſah jetzt deutlich, wie kleine Flammen aus einem niedrigen Dach emporzüngelten, und wie der Wind ſie den Firſt entlang weiter auf ein höheres Gebäude zutrieb. Dazu hörte man nun auch das Alarmſignal aus dem Dorfe.

„Das ſieht bös aus,“ meinte der Pfarrer; „es können alle Mann nötig werden. Kommen Sie, wir wollen löſchen helfen.“

„Iſt das auch klug?“ wendete Rolf ein; „der Mann hat Sie ſchon um Ihrer Stellung wegen von Anfang an gehaßt. Nun er ſie noch neulich verklagt hat, würde ich ſein Grundſtück nicht betreten. Laſſen Sie mich gehen — Sie aber bleiben hier!“

„Feigheit?“ fragte Fabricius ihm mit einem ſeltſamen Ton entgegen. „Nun will ich erſt recht gehen.“

Und ſie gingen.

Daß Rolf bei ſeiner Warnung eigentlich an ganz andere Dinge gedacht hatte, nämlich an die Gefahren, welche die Nähe des bei ſolchen Anläſſen reichlich geſchenkten Alkohols für den Pfarrer heraufbeſchwören konnte, wagte er nun gar nicht erſt auszuſprechen.

Als ſie zur Brandſtätte kamen, waren ſchon alle Hände in voller Tätigkeit. Es galt vor allem, das Feuer vom Wohnhauſe abzuhalten, nach dem es hinüberſtrebte. Der ſtarke Froſt, welcher das Umgehen mit dem Waſſer ſehr unbehaglich machte, erſchwerte auch ſonſt vielfach die Löſchungsarbeiten, und man konnte bereits vorausſehen, daß man noch ſtundenlang vollauf zu tun haben werde, wenn man das Ziel erreichen wollte. Aber alle arbeiteten tapfer. Rolf hielt ſich ſtets in der Nähe des Pfarrers, und ein wie zufällig ausſehender Blick zu dieſem hinüber genügte, um ihn ſtandhaft zu erhalten gegen manchen Trunk Bieres und Branntweins, der hier den Löſchenden zur Erfriſchung gereicht wurde. Und ſo ſind die Menſchen: die Leute, die ſonſt nicht genug darüber ſchmälen konnten, daß ihr Geiſtlicher überhaupt Alkohol über die Lippen brächte, ſie übertrafen ſich jetzt im Eifer, ihn durch das ſündige Naß in Verſuchung zu bringen. Er aber hielt ſtand — was die alſo Zurückgewieſenen nur mit einem mitleidigen Kopfſchütteln anzuerkennen vermochten.

Es waren wohl anderthalb Stunden vergangen und die Flammen auf den Stallungen trotz aller Arbeit doch ſo weit vorgedrungen, daß ſie ſchon beſtändig nach dem Giebel des Wohnhauſes hinüberſchlugen, als eine Stimme plötzlich ausrief: „Die Tauben! die Tauben!“

In der Tat mußten die Tiere, die da im Giebel ihren Schlag hatten, durch den eindringenden Qualm und die Hitze ſchon in Erſtickungsgefahr ſchweben. Auch der Pfarrer hörte die Stimme, die in dem Gepraſſel der Flammen, dem Ziſchen des Waſſers und den mancherlei Rufen nur zum Teil vernehmlich wurde, aber er wie die anderen mochten wohl glauben, an ihrem Platze nötiger zu ſein — genug, es wagte ſich keiner fort.

Eine halbe Minute ſpäter aber kam Fabricius die Vorſtellung der armen leidenden Tiere oben — er warf ſeinen Eimer beiſeite und eilte ins Haus. Ohne zu ſuchen, fand er die Treppe und ſtürmte hinauf. Da er oben die Leine nicht gleich finden konnte, mit welcher bei ſolchen Taubenſchlägen die Falltür geöffnet zu werden pflegt, riß er ein paar Latten des Verſchlages ab und zwängte ſich durch die Lücke in den taubenerfüllten Raum. Während er nun kniend die Falltür ſuchte und fand, ſchwirrten und flatterten die geängſtigten Tiere mit heftigen Flügelſchlägen ihm ſo dicht um Kopf und Schultern, daß er die Augen ſchließen mußte. Aber nun war das Werk getan, und im Nu faſt hatte der ganze weiße Schwarm ſich durch die Öffnung gedrängt und ſich klirrend und ſchwirrend in den geröteten Nachthimmel erhoben. Nur eine, die letzte, ſah er kerzengerade und pfeilſchnell in die gelben Flammen unter ihm hineinſchießen.

Als der Pfarrer bei der Treppe unten anlangte, fühlte er ſich ſo ermattet, daß er ſich an die Wand lehnen mußte, um Atem zu ſchöpfen. Die Zunge klebte ihm am Gaumen, und ſein Mund war ſo mit Qualmluft erfüllt, daß er nicht zu ſchlucken wagte.

„Geben Sie mir zu trinken,“ hauchte er kaum vernehmlich einer ihm aus der Küche entgegentretenden Frau zu. „Milch oder Kaffee oder Waſſer ... ganz gleich!“

Und die Frau wandte ſich, um etwas zu holen. Im ſelben Augenblick aber ſtand der Apoſtoliſche vor ihm, und indem er den noch an der Mauer Lehnenden von oben bis unten mit verächtlichen Blicken maß, rief er ihn an: „Wer gibt dem ungetreuen Pfarrer das Recht, mein Grundſtück zu betreten?“

„Die Pflicht des Nächſten,“ erwiderte Fabricius mit einem müden Augenaufſchlag.

„Sie ſind mein Nächſter nicht!“ verſetzte der andere hart, und da er ſah, wie gerade ſein Weib mit einem Topf Milch in der Hand über die Schwelle trat und auf den

Pfarrer zu, entriß er ihr das Gefäß und ſchüttete ſeinen Inhalt in weitem Bogen über die Erde.

„Schuſt!“ erwiderte darauf der Pfarrer, indem er ihn durchdringend anſah; und noch einmal „Schuſt!“ Dann trat er ſchwankend ins Freie hinaus, ergriff von dem erſten Knecht, der ihm entgegenkam, die Flaſche, die dieſer gerade anſetzen wollte, und trank daraus in langen Zügen.

Rolf hatte von dem ganzen Vorgang nur das letzte bemerkt und trat mit entſetztem Blick näher. Aber der Pfarrer, jetzt wieder ganz ſeiner Herr, ſtürzte ſich auf einen Waſſereimer und half weiter am Löſchungswerk.

Als er einige Stunden ſpäter mit Rolf den Heimweg antrat, hatte er ſo viel getrunken, daß er nicht mehr ordentlich zu gehen vermochte und Rolf bitten mußte, ihn zu führen. Dieſer konnte ſich nicht enthalten, ihm Vorwürfe zu machen und eindringlich zu Bewußtſein zu führen, wie er ſeinen Schwur gebrochen. Der Pfarrer ließ es alles ruhig über ſich ergehen; im Flur ſeines Hauſes aber warf er ſich im Dunkeln Rolf an den Hals und ſagte: „Menſch, hab' doch Mitleid mit mir! Was hab' ich denn vom Leben? Ein Amt, zu dem ich nicht paſſe, eine Gemeinde, die mich haßt und los ſein will, eine Frau, die häßlich iſt wie ein Ameiſenbär und einen Geiſt hat wie ein Huhn, Kinder, die den Verſtand ihrer Mutter geerbt haben, dazu Schulden, die mir die Haare vom Kopfe wegfreſſen — ja, was bleibt mir denn noch vom Leben? was bleibt mir noch? Haben Sie nicht ſelbſt gemerkt, daß ich geiſtig verſumpfe, verfaule wie eine morſche Birne, ſeit ich keinen Alkohol mehr zu mir nehme! Ich bin ja ein fleiſchfreſſendes Tier geworden — kein Menſch mehr, dem je das Wort Seele in die Ohren geklungen iſt. Menſch, retten Sie mich vor den falſchen Propheten! Wahrhaftig, manchmal denke ich ſchon, beſſer gelebt und dann ein Ende mit Schrecken, als dieſes ſchreckliche Vegetieren ohne Ende!“

Nach ſolchen Herzensergießungen hatte Rolf nicht den Mut mehr, den Pfarrer an ſeine enthaltſamen Vorſätze zu erinnern. Er ließ ihn gewähren, und nun kam alles, wie es kommen mußte.

Eines Tages, als ſie hinter ihren Groggläſern im Dorfkruge ſaßen, trat unerwartet der Apoſtoliſche in das kleine Zimmer und wollte ſich an den zweiten Tiſch ſetzen, der in der Nähe des Fenſters ſtand. Den Pfarrer hatte er wohl bemerkt, aber er grüßte nicht. Rolf ſah, wie Fabricius die Galle ins Blut ſchoß, und er legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. Auch der Pfarrer würdigte den Ankömmling keines Blickes, zu dem eben eintretenden Gaſtwirt aber ſagte er in ſcharfem Tone: „Mit einem Schuſt ſitze ich nicht in einem Zimmer zuſammen, Herr Krüger!“

„Aber Herr Pfarrer,“ wandte dieſer begütigend ein, und der Apoſtoliſche ſagte: „Ich habe hier zu tun.“

„Was hat er zu tun?“ fragte Fabricius in dem vorigen Tone.

„Ich will ein Pferd kaufen,“ klang es von drüben her.

„Ja, er will ein Pferd von mir kaufen,“ beſtätigte Krüger mit geſchmeidigem Klange.

„Das Pferd kaufe ich!“ entgegnete der Pfarrer beſtimmt.

„Aber ...“

„Das Pferd kaufe ich! Verſtanden, Herr Krüger?“ herrſchte Fabricius den Gaſtwirt an.

„Aber es koſtet ...“

„Das iſt meine Sache!“

„Das iſt nicht gültig! So was hat keine Gültigkeit! Erſt heißt es bezahlen,“ krähte der Apoſtoliſche.

Der Pfarrer zog mit großer Gelaſſenheit ſein Notizbuch aus der Taſche, riß ein Blatt aus und ſchrieb den Schuldſchein. „Wieviel alſo?“ fragte er dabei den Gaſtwirt.

Dieſer trat dicht zu ihm heran und wiſperte ihm die Summe ins Ohr. Fabricius ſetzte ſie auf das Papier. „Zahlbar, ſagen wir, in zehn Tagen,“ fügte er hinzu. Dann faltete er den Schein und gab ihn dem dürren Krüger.

„So, und jetzt hat der Apoſtoliſche nichts mehr hier im Zimmer zu ſuchen, denke ich!“ ſagte er dabei mit einem ſehr beſtimmten Tone.

Der alſo um ſeinen Kauf Geprellte war aufgeſprungen, riß jetzt den Hut vom Haken und ſchrie: „Den Gaul ſoll mir jemand noch teuer bezahlen!“ Und damit warf er knallend die Tür ins Schloß.

Die Folgen dieſes unbeſonnenen Streiches zeigten ſich ſchon nach wenigen Tagen. Der dürre Krüger erſchien nämlich händeringend im Pfarrhaus und beichtete, er habe ſeine Forderung gegen den Pfarrer an den Apoſtoliſchen abtreten müſſen, da er nicht bar Geld genug beſeſſen, um dieſen wegen ſeiner ſchon lange geſtundeten Anſprüche befriedigen zu können, er habe ja auch ſchon ſeit vielen Monaten keine Abſchlagszahlung mehr vom Herrn Pfarrer erhalten. Fabricius konnte auch jetzt keine leiſten, und der Gaſtwirt ging. Der Pfarrer aber pochte in den nächſten Tagen an verſchiedenen Türen in der Umgegend an, um die nötigen fünfhundert Mark zuſammenzubekommen, überall vergeblich, es wollte ihm niemand mehr borgen. Rolfs wiederholte Bitte, die Summe, welche ſeinen ganzen Erſparniſſen gleichkam, von ihm anzunehmen, lehnte er mit größter Entſchiedenheit ab.

Und ſo kam der Zahltag, und der Pfarrer konnte den Schuldſchein nicht einlöſen. Ein paar Tage ſpäter traf denn auch der gerichtliche Zahlungsbefehl ein, und die Zwangsvollſtreckung folgte.

Die Tatſache, daß im Pfarrhauſe gepfändet worden ſei, war bald in der ganzen Gemeinde und Umgegend ruchbar und bildete das Zeichen, daß auch die anderen Gläubiger wieder über den geſchlagenen Mann herfielen. Allwöchentlich erſchien jetzt der Gerichtsvollzieher im Pfarrhauſe, und Stück für Stück verſchwanden nun alle nur irgendwie entbehrlichen Gegenſtände aus der Wirtſchaft. Aber das Schlimmſte war dem Pfarrer noch vorbehalten.

An einem trüben Märznachmittag, als er mit ſeiner Frau und Rolf bei einem etwas verſpäteten Kaffee ſaß, fuhr plötzlich ein Wagen vor, welchem zwei Herren entſtiegen, die ſich, als im Auftrage des Konſiſtoriums aus Königsberg kommend, melden ließen und ſofort in das Studierzimmer des Geiſtlichen traten. Dort verhandelten ſie mit dem Pfarrer etwa zwanzig Minuten in halblautem Tone — dann trat Fabricius mit hochrotem Kopf und aufgeregten Augen in das Wohnzimmer zurück, wo Rolf noch bei der Pfarrerin ſaß und dieſe, die freilich all den immer wiederkehrenden Aufregungen gegenüber faſt ſchon apathiſch geworden war, nach Möglichkeit tröſtete.

„Haſt du noch Geld? Suche vor, was du findeſt,“ rief er mit unterdrückter Stimme ſeinem Weibe zu; „du mußt das von der Uhr noch haben!“

„Das meiſte hab’ ich dem Kaufmann geben müſſen, er wollte ſonſt nichts mehr ſchicken,“ erwiderte die Pfarrerin, welche ganz blaß geworden war. „Und das andere — wovon ſollen wir leben?“ fügte ſie zögernd hinzu.

„So wollen wir hungern,“ verſetzte der Mann raſch. „Gib! Es iſt nötig.“

Und während ſie aufſtand und ging, ſah ſie ſich ängſtlich nach dem Gatten um und fragte: „Erbarm’ dich, Mann! Was iſt denn nun wieder los?“

„Die alte Kirchhofskaſſe ...“ entgegnete er haſtig; „ich habe gar nicht mehr daran gedacht; der Apoſtoliſche hat mich denunziert; wenn ich’s nicht vorweiſen kann, müſſen ſie Unterſchlagung annehmen, ſagen ſie.“

„Wieviel macht’s denn?“ fragte die Pfarrerin ſchon an der Tür. Fabricius blickte wie ſuchend im Zimmer umher.

„Gegen vierhundert Mark, glaub’ ich.“

„Allbarmherziger — und ich habe nur achtzig!“ entgegnete händeringend die Frau.

„So ſchaffe, woher du kannſt! Vom Krüger — vom Sattler vielleicht — oder vom Kaufmann.“

„Gibt mir keiner mehr einen Pfennig,“ verſetzte mit troſtloſem Kopfſchütteln die Pfarrerin, der die ſtarren Augen voll Tränen ſtanden.

Er hörte es wohl kaum mehr, ſagte nur noch: „Bring’, was du haſt!“ und ging ins Nebenzimmer zurück.

Fünf Minuten ſpäter klopfte Rolf von außen an die Tür dieſes Zimmers. Er war mehrere Tage nicht darin geweſen; ſo war er nicht wenig überraſcht, als er es beim Eintreten faſt ausgeräumt fand. Der Tiſch und die Schränke waren fort, die Bücher lagen in Reihen an der Erde. Nur eine Chaiſelongue und der Schreibtiſch vor dem Fenſter waren geblieben. Auf dieſem ſtand jetzt die Lampe, und hinter ihr ſaß ein bärtiger Beamter vor ſeinen Aktenpapieren, während ein anderer noch jüngerer Herr, die Hände auf dem Rücken, hin und her ging und diktierte. Der Pfarrer ſtand im Lichtſchein, der ſein breites Geſicht von unten ganz ſeltſam beleuchtete, auf der anderen Seite des Schreibtiſches. Um den Eindruck des Unbehaglichen vollkommen zu machen, ſtand drüben in der dunklen Ecke hinter den Bücherreihen das zahme Reh und ſtarrte mit ſeinen verwunderten Augen unbewegt in das Licht.

„Aber wo, wo haben Sie das Geld verwahrt gehabt, Herr Pfarrer?“ hörte Rolf gerade die ihm unbekannte Stimme fragen, während er draußen vor der Tür ſtand.

„Ich habe meine Frau ſoeben gebeten, es zu ſuchen, Herr Konſiſtorialrat,“ verſetzte Fabricius heiſer, „ich hoffe, ſie wird es finden.“

Jetzt klopfte Rolf und trat ein. Er verbeugte ſich leicht gegen die Fremden und ſagte, zu Fabricius gewendet: „Verzeihung! Ihre Frau Gemahlin, Herr Pfarrer, ſchickt Ihnen dies, ſie hat es gefunden bei den alten Kirchenrechnungen.“

„Das Archiv ſcheint ebenfalls in bedenklicher Unordnung zu ſein,“ bemerkte der Sekretär vom Tiſche her, nachdem er ſich durch einen Blick nach dem Konſiſtorialrat die Erlaubnis dazu geholt; „wiſſen Sie denn nicht, daß Sie eine ordentliche Regiſtratur zu führen haben, Herr Pfarrer?“

Dieſer antwortete nicht darauf, er war damit beſchäftigt, von Rolf eine Summe Geldes in Empfang zu nehmen, die merkwürdigerweiſe zur größeren Hälfte aus Talerſtücken beſtand.

„Dies Geld —?“ fragte er zweifelnd, indem er Rolf mit einem faſt demütigen Blick anſah. „Wo hat ſie's ...?“

„Oben im Schrank, wo die alten Rechnungen liegen,“ verſetzte Rolf raſch, obwohl er fühlte, daß er dabei rot wurde; „ich glaube, Sie hätten es nur bei den anderen Kirchengeldern verwahren ſollen.“

Und nun nahm der Pfarrer das Geld und zählte die Stücke auf, eins nach dem anderen; hinter dem Kneiſer aber, den er mit geſpreizten Fingern ein paarmal feſter auf die Naſe drücken mußte, zuckte es gar ſeltſam über das feiſte, trunkgerötete Geſicht. Rolf glaubte den Kampf zu ſehen, den es ihn koſtete, dieſes Geld aus den Händen zu geben. Auch ihm ſelber war nicht ganz leicht zumute, als er ſeine mühſam erworbenen harten Taler auf der Tiſchplatte klappen hörte — um ſie niemals wiederzuſehen, wußte er wohl.

Der Sekretär am Tiſche, der beider Gebaren aufmerkſam verfolgte und eben wieder den Blick auffing, mit dem der Pfarrer Rolf anſah, während er mit einer gelegentlichen Kopfbewegung das Band ſeines Kneifers nach hinten warf, wiegte bedenklich das Haupt und ſah wiederholt herausfordernd den Konſiſtorialrat an, als ob er etwas ſagen wollte. Dieſer erwiderte jedoch ſeinen Blick nicht, ſondern ſagte, als er das Geld beiſammen ſah, ziemlich kurz: „Bitte, wollen Sie das Geld an ſich nehmen, Herr Sekretär.“ Und damit ſchien der Fall aktenmäßig erledigt.

Auch Rolf wollte ſich eben zurückziehen, als der Konſiſtorialrat, indem er ihn freimütig anſah, das Wort an ihn richtete. „Ich höre, Sie leben ſchon längere Zeit hier im Hauſe, Herr Kandidat,“ ſagte er; „ich ſollte meinen, da hätten Sie Möglichkeit genug und auch, glaub' ich, die Pflicht gehabt, den Herrn Pfarrer von ſeiner unſeligen Leidenſchaft zurückzuhalten. Ein freundſchaftlich abmahnendes Wort vermag viel über den Menſchen. Iſt Ihnen denn nie ein ſolcher Gedanke gekommen?“

Rolf fühlte, wie er bis unter die Haarwurzeln rot wurde. Da ſagte ihm ein wohlmeinender Mann mit freundlichen Worten, daß er mitſchuldig geworden ſei an dem Schickſal eines anderen, den er gern hatte und dem er Dank ſchuldete. Warum? Weil er keinen feſten Standpunkt gefunden hatte in ſich, von dem aus er des wie ein Strom vorüberflutenden Lebens Herr zu werden vermochte, weil er ſich doch von dem Strom hatte mitreißen laſſen. Alſo wieder nur ein Spielball des Lebens! Solche Gedanken ſchoſſen Rolf blitzſchnell durch den Kopf, während er die an ihn gerichtete Frage nur mit einem Achſelzucken beantwortete.

Als nach einigen Minuten die Beamten das Zimmer verlaſſen hatten, ſagte der Pfarrer, indem er nach Rolf hinüberſah, der gegen das Fenſter lehnte, und während ein müdes Aufatmen ſeine gepreßte Bruſt hob: „Das werde ich Ihnen nie vergeſſen, Rolf!“

Es war ganz leiſe geſagt — kaum noch, daß die Stimme Klang hatte und die Lippen ſich bewegten. Rolf antwortete nicht, er machte nur eine abwehrende Handbewegung. Der Pfarrer aber ſchritt ein paarmal langſam in der Stube einher, dann warf er ſich auf die Chaiſelongue, vergrub den Kopf in die Kiſſen und weinte.

Rolf vermochte nicht, ihn zu tröſten. Nur das Reh kam langſam näher und rieb ſeine feuchte Schnauze an der über der Lehne hängenden Hand.

Einige Wochen ſpäter wurde Pfarrer Fabricius durch Disziplinarurteil des Konſiſtoriums in Königsberg wegen wiederholter Trunkfälligkeit und leichtſinnigen Schuldenmachens ſeines Amtes entſetzt.

So hatte wirklich hier auch für Rolf die Sache ein Ende mit Schrecken genommen — wie der Pfarrer in einer leichtſinnigen Stunde, durch den Alkohol verführt, bereit geweſen war, es ſich ſelber zu wünſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Ist Frühling?

Unter blühenden Rotdornhainen
Wandle ich.
Und ich frage mich —:
Iſt Frühling?

Sehnſüchtig duftet Flieder von fern —
Nachtigallen zagen vor Glück.

Wie iſt denn all dies große Leben
Hinweggewachſen über mein Herz?!
Und ſah es nicht —
Und ſpürt' es nicht —
Und wandelte mittenin?!

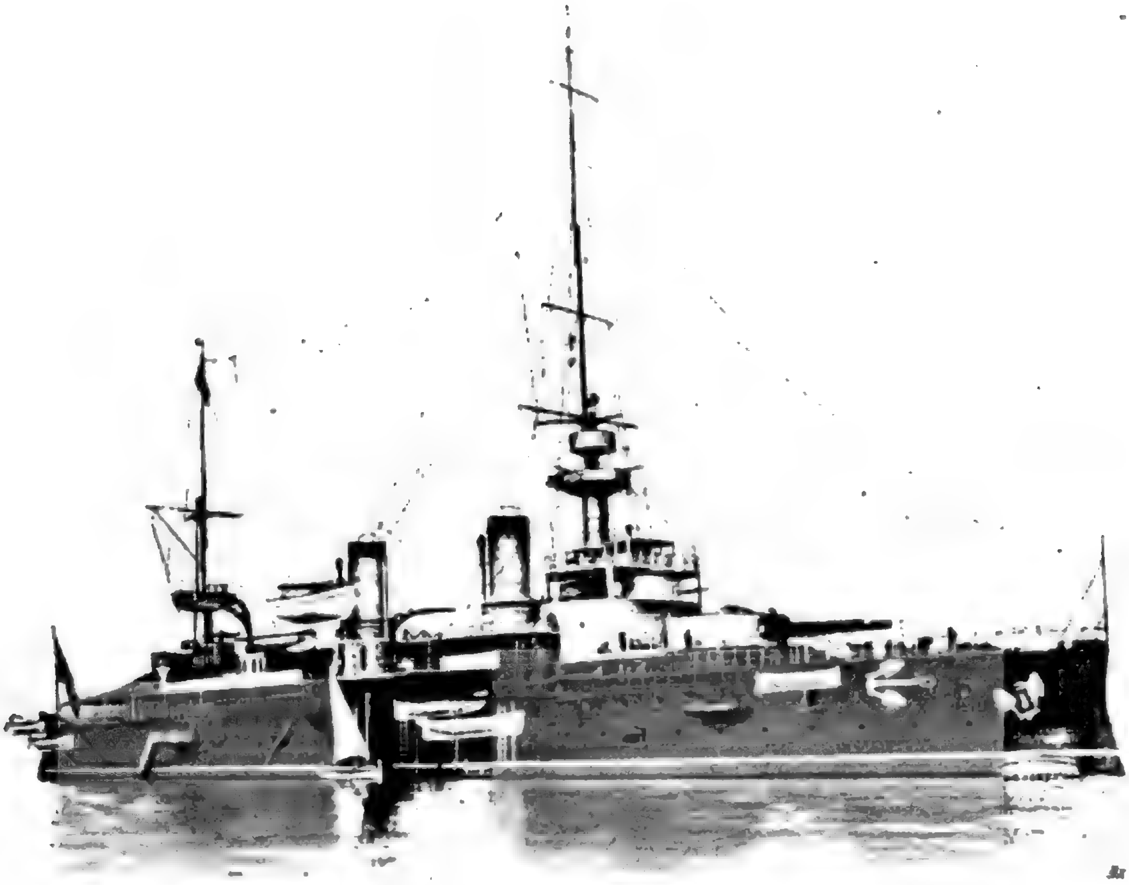
Einſt fühlte auch ich den Frühling nah'n!
Wann im dämmernden Lenz
Das erſte Vöglein zu wiſpern begann —
Wann die ſpärliche Knoſpe am dürren Reis
Sich leiſe zu regen begann!

Flutende Fülle umquillet mich.
Lachendes Leben umleuchtet mich —
Dunkel wall' ich hindurch.

Unter blühenden Rotdornhainen
Walle ich —
Frage mich —:
Iſt Frühling?

Otto Borngräber

* * *



Jéna (franzöſiſch), 1898 abgelaufen, 12080 Tonnen, 18,2 Knoten, Aktionsradius 5200 Seemeilen. Beſatzung 630 Mann. Armierung: vier 12,2 m lange 30,5 cm-, acht 16,5 cm-, acht 10 cm-, achtzehn leichte Geſchütze; zwei Unter-, zwei Überwaſſer-Torpedoausſtoßrohre. Panzerung (Harveyſtahl): ſchwere Türme und Waſſerlinie 320 mm, Kommandoturm 300 mm, Mittelartillerie 90 mm (zu leicht), Panzerdeck 65 mm. — Die hohen Aufbauten vergrößern die Ziele und Trefflächen und ſetzen dadurch den Gefechtswert herab.

Grosse Panzerschiffe

Von

M. Foss

Kapitän zur See a. D.

(Nachdruck iſt unterſagt.)

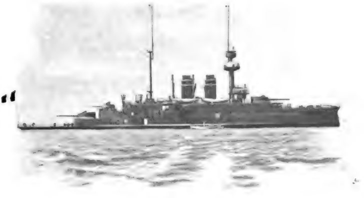
Die herrlichen Kunſtbauten aus der Zeit des Mittelalters, welche wir noch heute in den Hanſaſtädten bewundern, ſind langlebige Zeugen für den Reichtum, der jene Gemeinweſen in den Stand ſetzte, ſo Schönes, viele Jahrhunderte Überdauerndes zu ſchaffen. Aus Schiffahrt und Seehandel floſſen ihnen die Mittel in ſo reichem Maße, daß eine dieſer Städte ſtark genug wurde, um ein Königreich zu beſiegen.

> Wer das grüne kriſtall'ne Feld
> Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
> Der vermählt ſich das Glück, dem gehört die Welt.

Wahrlich, die Hanſaſtädte haben die Wahrheit dieſes Spruches erfahren!

Erſt als es den Fürſten gelang, die Kräfte größerer Länder zuſammenzufaſſen, als nach der Entdeckung Amerikas der Seehandel in Nord- und Oſtſee ſeine Bedeutung zum guten Teil verlor, ſchwand die Macht des alten Städtebundes dahin, deſſen Teilhaber an dem politiſch zerriſſenen und deshalb ohnmächtigen Deutſchen Reiche keinen Rückhalt fanden. Die Holländer traten ſeine Erbſchaft an, welche wiederum den Engländern unterlagen, weil ſie in krämerhafter Kurzſichtigkeit die Ausgaben ſcheuten, um ihre Waffen zur Verteidigung des Erworbenen ſcharf zu halten.

Dieſe Lehre haben die Briten beherzigt. In oft hartem Ringen ſchlugen ihre Flotten nicht nur nieder, was von außen her den Wohlſtand des Landes gefährdete, ſondern auch das, was ihn dereinſt zu bedrohen imſtande ſein konnte. Eine beneidenswerte Staatskunſt hat ſtets meiſterhaft die politiſche Lage ſowie die Bereitſchaft einer an Güte hervorragenden und zurzeit allen Rivalen zahlenmäßig weit überlegenen Flotte ausgenutzt. In wohlverſtandenem eigenem Intereſſe trägt das engliſche Volk, vom Lord bis zum Arbeiter, einmütig und ohne Murren die Laſten, welche die Bereithaltung einer ſtarken Seemacht dem Lande auferlegt. Dieſer Frage gegenüber verſtummt jeder innere Streit. Jeder Brite iſt ſich darüber völlig im klaren, daß unſagbares Elend über ihn hereinbrechen würde, wenn die engliſchen Geſchwader geſchlagen, die Küſte von einem zur See ſiegreichen Gegner blockiert und feindliche Heere ins Land brechen würden; denn je reicher die Quelle floß, aus der aller Segen von den Meeren in das Innere ſtrömte, deſto härter der Rückſchlag, wenn ſie plötzlich verſiegt.



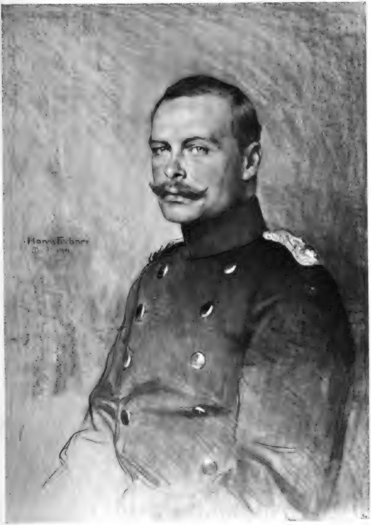
Henry IV (franzöſiſch), 1899 abgelaufen, 8950 Tonnen, 17 Knoten, Aktionsradius 5000 Seemeilen. Beſatzung 455 Mann. Bewaffnung: zwei 27,4 cm-, ſieben 14 cm-, vierzehn leichte Geſchütze, zwei Unterwaſſer-Torpedoausſtoßrohre. Panzer (Harvey): Waſſerlinie 280, ſchwimmende Türme 270, Mittelartillerie 115 mm, Panzerdeck 60 mm. Hat außerdem 100 mm dicke Panzerwände, welche innen im Schiff 1 m von der Schiffswand an beiden Seiten entlang laufen. Dieſe „Wallgangsſchotten" ſollen die Wirkung von Torpedotreffern und unter Waſſer einſchlagenden Geſchoſſen einſchränken. Über den vorderen drei Fünfteln der Länge des Panzergürtels zieht ſich ein 80 mm-Panzergang hin, der auch die 14 cm-Kaſematte einſchließt. Kommandoturm durch 240 mm — nicht ausreichend — geſchützt.

Dieſer Erkenntnis und den daraus gezogenen Nutzanwenduugen dankt es England, daß es ſich ſeit langem eines Wohlſtandes und einer Machtfülle ohnegleichen erfreuen darf.

Erſt der Gegenwart war es vorbehalten, daß ein ſolches Verſtändnis ſich auch anderwärts Bahn gebrochen hat.

Kein Einſichtiger verſchließt ſich heutzutage noch der Anſicht, daß alle diejenigen Völker zur See ſtark ſein müſſen, welche Seehandel treiben, deren auf Ein- und Ausfuhr angewieſene Induſtrie mit dem freien Verkehr über See ſteht und fällt, für deren wachſende Einwohnerzahl das eigene Land nicht in vollem Umfange hervorbringt, was zu ihrer Ernährung nötig iſt.

Digitized by Google



Hanns Fechner: Großherzog von Heſſen.

Zu Brieger-Waſſervogel. Berliner Ateliers.

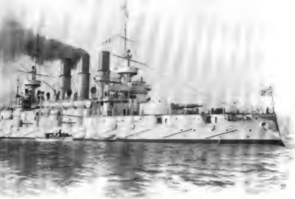
Druck bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Die Seemachtſtellung einer Nation wird durch ihre Kriegsflotte dargeſtellt. Je ſtärker dieſe iſt, deſto größer die Ausſicht, daß die durch ſie geſchützten Seeintereſſen ſich in Frieden frei entwickeln können, deren Unterbindung infolge kriegeriſcher Verwickelungen zu wirtſchaftlichen Kataſtrophen von um ſo ſchwererer Art führen muß, je weiter ſie hinausgriffen, je größer die Kreiſe im eigenen Lande ſind, welche dadurch in Mitleidenſchaft gezogen werden.

Zu den Ländern, auf welche dieſe Vorausſetzungen in vollem Maße zutreffen, gehört ſeit 1870 Deutſchland, und damit erklärt ſich, weshalb die Erörterung von Fragen, welche mit der Seemachtſtellung des Reiches in Beziehung ſtehen, nunmehr auch bei uns lebhafter Anteilnahme ſicher ſein kann.

Soweit es ſich dabei um militäriſch-maritime Angelegenheiten handelt, iſt bei uns bis jetzt — abweichend von England, Amerika und Frankreich — die Zahl der Männer nicht bedeutend, deren Kenntniſſe ſie befähigen, zu ihnen Stellung zu nehmen. Sie beſchränkt ſich beinahe nur auf Seeoffiziere und Marinetechniker. Die Verhältniſſe bringen es mit ſich, daß erſtere, auch wenn ſie den aktiven Dienſt verlaſſen haben, ſich im allgemeinen ſcheuen, ihre Anſicht vor der Öffentlichkeit zu vertreten, namentlich wenn dieſe von der der leitenden Stelle abweicht. Das hat neben manchem Guten — dem Auslande gegenüber — doch auch Nachteiliges im Gefolge, und zu letzterem rechne ich, daß es unſerer Preſſe dadurch erſchwert wird, das große Publikum über ſolche Punkte aufzuklären. Auch diejenigen, welche mit der Stellungnahme des Deutſchen Flottenvereins nicht durchweg einverſtanden ſind, werden ſeinen Verdienſten nach dieſer Richtung hin ihre Anerkennung nicht vorenthalten können. Selbſt wenn die durch die Zeitungen der Allgemeinheit bekannt werdende Anſicht eines Fachmannes zum Teil irrig ſein ſollte, wird ſie den Leſer über eine mögliche Auffaſſung aufklären, und das ſo wachgerufene Intereſſe wird ſich ſteigern, das Verſtändnis ſich vertiefen, wenn etwa ein zweiter Schriftſteller



Retwiſan (ruſſiſch), 1901 abgelaufen, 13 100 Tonnen, 18 Knoten. Beſatzung 778 Mann. Bewaffnung: vier 15,5 m lange 30,5 cm-, zwölf 15 cm- 48 leichte Geſchütze, 3 Torpedoanſtoßrohre über und ebenſoviele unter Waſſer. Panzerung (Kruppſtahl): Kommandoturm und ſchwere Türme 254 mm, Waſſerlinie auf ihren vorderen zwei Dritteln: 229—50 mm, mittlere Artillerie 127 mm. — Gehörte zum Port Arthur-Geſchwader, zeichnete ſich in der Schlacht vom 10. Auguſt 1904 aus, vor der Kapitulation von Port Arthur von den Ruſſen verſenkt, ſpäter gehoben und unter dem Namen „Hizen" in die japaniſche Flotte eingereiht.

Digitized by Google

ſeine abweichende Stellungnahme begründen ſollte.

Aber einer Forderung müſſen alle ſolche Aufſätze unbedingt gerecht werden, wenn ſie nicht wertlos ſein ſollen: ſie müſſen gemeinfaßlich geſchrieben ſein, ſo daß auch derjenige den Ausführungen Schritt für Schritt folgen kann, dem Vorkenntniſſe fehlen. Nichts darf alſo als bekannt vorausgeſetzt werden. Dabei wurde ein Fundamentalſatz der Taktik aus den Augen gelaſſen, nach welchem derjenige im Gefecht größere Ausſicht auf Erfolg hat, der an gegebener Stelle ſtärker aufzutreten in der Lage iſt als der Gegner.

Unſere kleineren Schiffe waren nämlich individuell ſchwächer als die gleichalterigen größeren der engliſchen, franzöſiſchen, amerikaniſchen und japaniſchen Flotte. Damit war es den deutſchen Admiralen von vornherein ſehr erſchwert, eine den Ausgang des Kampfes günſtig beeinfluſſende Konzentration der Kräfte herbeizuführen; denn ein kleineres Schiff braucht in der Schlachtlinie praktiſch nicht weniger Platz als ein größeres.

Albemarle (britiſch), 1901 abgelaufen, 14220 Tonnen, 19 Knoten, Aktionsradius 7200 Seemeilen. Beſatzung 750 Mann. Bewaffnung: vier 30,5 cm-, zwölf 15 cm-, ſechzehn leichte Geſchütze; Torpedorohre: vier unter Waſſer. Panzer (Krupp): Kommandoturm 305, ſchwere Türme 279, mittlere Artillerie 152 mm, Deck 63 mm, die vorderen drei Viertel der Waſſerlinie 178—38 mm. Gürtel reicht aber bis zum Batteriedeck hinauf. — Niedrig gehalten, deshalb ſchwer zu treffen, Geſchwindigkeit auf Koſten des Schutzes erhöht.

Dieſem Grundſatze folgend ſoll hier eine Frage von aktuellem Intereſſe beſprochen werden:

Es verlautet, das Reichsmarineamt beabſichtige eine Schwenkung betreffs des Baues der großen Schiffe in dem Sinne, daß den künftig zu ſchaffenden Linienſchiffen und Panzerkreuzern größere Dimenſionen gegeben werden ſollen. Das bedeutet einen Bruch mit dem bisherigen Prinzip, „nicht zu viel auf eine Karte zu ſetzen“. Die Marineverwaltung vertrat bisher die Anſicht, es ſei richtiger, durch die größere Anzahl der Schlachtſchiffe deren Qualität wettzumachen.

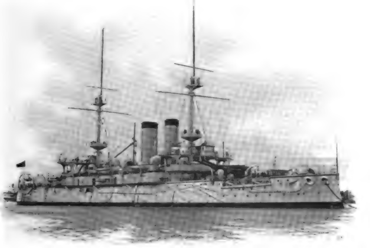
Durch Nachſtehendes ſoll der Einfluß erklärt werden, den die Größe der Schiffe auf deren Kampfkraft hat.

Man mißt die Größe eines Kriegsſchiffes nach ſeinem Gewicht und hat als Rechnungseinheit dafür die Tonne zu tauſend Kilogramm allgemein gewählt. Dieſes Gewicht iſt gleichbedeutend mit der Waſſerverdrängung, dem

Deplacement, das dadurch feſtgeſtellt wird, daß der Tiefgang des Schiffes und der kubiſche Inhalt des eingetauchten Teiles des Schiffskörpers beſtimmt wird.

Je mehr man das Schiff belaſtet, deſto tiefer ſinkt es ein, deſto größer wird ſein Gewicht, ſeine Waſſerverdrängung.

Von jedem Kriegsſchiff wird — ebenſo wie von jedem Seeſchiffe überhaupt — Seefähigkeit und Bewohnbarkeit verlangt. Je größer ſeine Geſchwindigkeit iſt, deſto mehr gewinnt der Kriegsdampfer — cæteris paribus — an militäriſchem Wert. Das iſt nur durch Maſchinen und Keſſel zu erreichen, deren Gewichte ſich ungefähr wie die dritten Potenzen der gewünſchten Maximalgeſchwindigkeiten verhalten. Die Schnelligkeit eines Schiffes, d. h. die Strecke, welche es in einer Stunde mit gleicher Geſchwindigkeit zurücklegt, wird nach „Knoten“ zu 1852 Meter beſtimmt.



Aſahi (japaniſch), 1899 abgelaufen, 15440 Tonnen, 18,3 Knoten, Aktionsradius 5000 Seemeilen. Beſatzung 741 Mann. Bewaffnung: vier 30,5 cm-, vierzehn 15 cm-, 32 leichte Geſchütze; drei Torpedorohre unter, eins über Waſſer. Panzer (Harvey): Kommandoturm und ſchwere Türme 356 mm, Waſſerlinie 230, mittlere Artillerie 152, Deck 102—64 mm.

Ein Schiff von 16 Knoten größter Schnelligkeit, deſſen Maſchinenanlage 100 Tonnen wiegt, müßte eine ſolche von 260 Tonnen Gewicht erhalten, wenn es 22 Knoten laufen ſoll.

Die zur Zeit mehr und mehr in Aufnahme kommenden Turbinenmaſchinen werden das oben Geſagte nicht weſentlich beeinfluſſen können. Sie ſind allerdings etwas leichter als gleich ſtarke Kolbenmaſchinen und niedriger in ihrem Aufbau, ſo daß ſie leichter unter dem Panzerdeck eingebaut werden können. Dagegen iſt ihr Kohlenverbrauch bei voller Kraft nicht geringer, bei eingeſchränkter Arbeitsleiſtung weſentlich höher. Erſt wenn es gelungen ſein wird, dieſem Übelſtande abzuhelfen, wird das Syſtem für Kriegsſchiffe verwendbar; denn die langſame Fahrt iſt bei dieſen die Regel, die mit höchſter Geſchwindigkeit die Ausnahme. Dieſe Tatſache iſt von jeher die Urſache geweſen, daß die Kriegsſchiffsmaſchinen komplizierter als die der Handelsdampfer wurden. Verlangte man doch von erſteren, daß ſie dem Schiff zeitweiſe eine ſehr hohe Geſchwindigkeit zu geben imſtande ſeien, es für gewöhnlich aber bei mäßiger Fahrt möglichſt ökonomiſch durch-

Digitized by Google

Waſſer trieben. Wie ſehr die Arbeitsleiſtung der Maſchinen mit abnehmender Schnelligkeit fällt, zeigt folgende Gegenüberſtellung: ein Schiff, deſſen Maſchinen 19000 Pferdeſtärken leiſten müſſen, um ihm 24 Knoten Fahrt zu geben, braucht bei 22:14500, bei 21:12600, bei 19:9000, bei 16:5000, bei 14:3000, bei 12:1800 und bei 10 nur 900 Pferdeſtärken. (Foß, Marinekunde, S. 40.)

Shikiſhima (japaniſch), 1898 abgelaufen, 15400 Tonnen, 18,6 Knoten, ſonſt wie Aſahi. — Beide Schiffe weiſen alle Vorzüge der engliſchen Bauart auf: keine Aufbauten, leichte Maſten, hervorragend gut geſchützt und ſchnell.

Bei den Handelsdampfern liegen die Verhältniſſe ſehr viel einfacher. Ein ſolches Schiff iſt für eine beſtimmte Geſchwindigkeit konſtruiert, welche es auf See unter normalen Verhältniſſen ſtets innehält; und dieſer ſowie der Größe des Dampfers entſpricht die Leiſtungsfähigkeit der eingebauten Maſchine, die auf See für gewöhnlich ſtets die gleiche Arbeit leiſtet.

Man iſt zur Zeit bei verſchiedenen Marinen in Verſuche eingetreten, welche Klarheit darüber ſchaffen ſollen, ob ſich die Turbinenmaſchinen für Kriegsſchiffe eignen. Die Verſuche ſind noch nicht abgeſchloſſen, weshalb ich auch der Zeitungsnachricht ſkeptiſch gegenüberſtehe, daß die neueſten britiſchen Schlachtſchiffe mit Turbinenmaſchinen verſehen werden ſollen.

Des weiteren wächſt der Wert eines Kriegsſchiffes mit ſeinem Aktionsradius, d. h. mit der Strecke, welche es mit den an Bord unterzubringenden Kohlenvorräten zurücklegen kann. Auch der Verbrauch von Heizmaterial wird von der Geſchwindigkeit beeinflußt, ſo zwar, daß auch er ſich verhält wie die dritten Potenzen der Fahrtgeſchwindigkeit. Braucht ein Schiff, um 1000 Seemeilen mit 16 Knoten zu durchlaufen, 100 Tonnen Kohlen, ſo wird es bei 22 Knoten Fahrt 260 Tonnen verbrennen, um dieſelbe Strecke zurückzulegen.

Der Kohlenverbrauch wird auch durch die Größe des Schiffes beeinflußt. Bei zwei verſchieden großen, ähnlich geformten Schiffen verhalten ſich die Kohlenverbräuche aber nicht wie deren Deplacement, ſondern nur wie zwei Drittel derſelben. Wenn alſo ein 4000 Tonnen großes Schiff zur Überwindung einer gewiſſen Strecke mit einer gegebenen Schnelligkeit 200 Tonnen Heizmaterial verbraucht, ſo wird ein 12000 Ton-

Digitized by Google

nen ſchweres ähnliches Schiff dazu nicht 3 × 200, ſondern nur 2 × 200 = 400 Tonnen, alſo trotz dreifachen Gewichtes nur das Doppelte an Kohlen verbrennen. Je größer alſo das Schiff, deſto ökonomiſcher die Ausnutzung der Brennmaterialien.

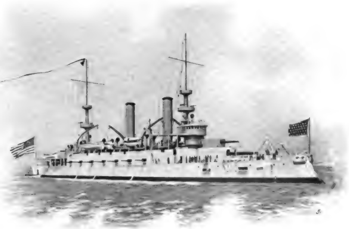
Wenn ein Schiff gegen die Wirkung der feindlichen Waffen geſchützt, ſeine Schwimmfähigkeit bei ausgedehnten Beſchädigungen in oder unter der Waſſerlinie erhalten, ſeine Stabilität, d. h. das Streben, die aufrechte Lage zu behalten oder wieder einzunehmen, geſichert werden ſoll, ſo müſſen Panzerplatten und Stahlbleche — letztere zur Herſtellung eines doppelten oder dreifachen Bodens und einer Einteilung des unter Waſſer liegenden Schiffsraumes in möglichſt viele waſſerdichte Zellen — im Gewichte von Tauſenden von Tonnen eingebaut werden.

Benedetto Brin (italieniſch), 1901 abgelaufen, 13430 Tonnen, 20,4 Knoten, Aktionsradius 5000 Seemeilen. Beſatzung 784 Mann. Bewaffnung: vier 30,5 cm-, vier 20,3 cm-, zwölf 15 cm-, 24 leichte Geſchütze; zwei Unter-, zwei Überwaſſer-Torpedorohre. Panzer (Harvey): ſchwere Türme 200, Kommandoturm, mittlere Artillerie und Waſſerlinie 150, Deck 80—40 mm. — Sehr ſchnell auf Koſten des Schutzes.

Je größer die Zerſtörungskraft ſeiner Waffen, deſto höher ſeine Offenſivkraft im Kampfe. Da iſt denn klar, daß eine 30,5 cm-Kanone eine weſentlich größere Wirkung erwarten läßt als eine gleichartige 24 cm-Kanone. Aber erſtere wiegt mehr als das Doppelte der letzteren. Auch iſt naturgemäß ein mit acht ſchweren Geſchützen armiertes Schiff ein gefährlicherer Gegner als ein mit nur zwei derartigen Waffen ausgerüſtetes. Das ſtärker bewaffnete iſt aber auch mit viermal ſo ſchwerer Artillerie belaſtet, wird alſo um die Gewichtsdifferenz größer. Die modernen Schnelladekanonen können eine größere Feuergeſchwindigkeit entwickeln als die jetzt veralteten Geſchütze. Es müſſen daher heute mehr Ladungen mitgegeben werden, als man früher für ausreichend erachten durfte. Nur dann wird das Schiff imſtande ſein, eine längere Zeit dauernde Schlacht unter zeitweiſer voller Ausnutzung der möglichen Feuergeſchwindigkeit durchzukämpfen, ohne ſeine Munitionsvorräte zu erſchöpfen.

Und dieſe Waffen ſollen ebenſo wie die Torpedoausſtoßrohre in weitgehender Weiſe geſchützt werden. (Foß, Der Seekrieg. Berlin, Boll u. Pickardt.)

Allen den Anforderungen in einem Schiff gerecht zu werden, iſt nicht möglich. Jede Verdickung des Panzers, jede Ausdehnung der gepanzerten Fläche, die Verſtärkung der Bewaffnung und der Maſchinen, die reichlichere Ausrüſtung mit Heizmaterial hat eine größere Belaſtung des tragfähiger gemachten und zu dem Zweck verlängerten und verbreiterten — der Tiefgang läßt ſich ziemlich ſtabil halten — Schiffes zur Folge. Das Anwachſen der Gewichte aber iſt gleichbedeutend mit dem der Größe, denn wie wir ſehen, iſt dies nur ein anderer Ausdruck für dieſelbe Sache. Wollte der Konſtrukteur ein Schiff entwerfen, das allen eben angeführten Anforderungen einigermaßen gerecht würde, ſo würde ein Koloß entſtehen, welcher große Mängel in der Manövrierfähigkeit aufwieſe, dem viele Häfen, Kanäle und Docks verſchloſſen ſein würden, und deſſen Bau ſo enorme Geldmittel beanſprucht, daß es ſich in der Tat nicht mehr verantworten ließe, ſo viel auf eine Karte zu ſetzen.



Kentucky (amerikaniſch), 1898 abgelaufen, 11720 Tonnen, 16,3 Knoten, Aktionsradius 5400 Seemeilen Beſatzung 650 Mann. Bewaffnung: vier 33 cm-, vier 20,3 cm-, vierzehn 12,7 cm-, 28 leichte Geſchütze vier Torpedorohre über Waſſer. Panzer (Harvey): ſchwere Türme 432—280, Kommandoturm 254, Waſſerlinie vordere drei Viertel 420, mittlere Artillerie 152, Deck 127—70 mm. — Bemerkenswert die übereinander angeordneten Türme für die ſchweren Geſchütze.

Das hat dahin geführt, daß der Schiffbauer ſich je nach der beſonderen Beſtimmung des betreffenden Kriegsdampfers gewiſſe Beſchränkungen nach der einen oder anderen Richtung auferlegte.

Denn ebenſo wie die Landheere aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie zuſammengeſetzt werden, verlangt auch der Seekrieg beſondere Schiffstypen für gewiſſe Zwecke.

Da iſt zunächſt das Linienſchiff, das Rückgrat der Flotte, das beſtimmt iſt, von ſeinem Poſten in der Schlachtlinie aus die gleichartigen feindlichen Schiffe niederzukämpfen. Dazu muß es möglichſt gut bewaffnet und geſchützt ſein. Die Anforderungen an Schnelligkeit und Aktionsradius treten dagegen in die zweite Linie.

Der Admiral muß aber auch wiſſen, wo der Feind iſt, was er tut, in welcher Verfaſſung er ſich befindet. Er wird auch ein

Digitized by Google

Intereſſe daran haben, ſeine eigenen Bewegungen der Kenntnis des Gegners zu entziehen.

Dieſer Teil kriegeriſcher Tätigkeit wird als „Aufklärung“, „Sicherung“ und „Verſchleierung“ gekennzeichnet. Bei der Armee iſt er Sache der Kavallerie. Im Seekrieg verwendet man dazu die Kreuzer. Es gibt große (über fünftauſend Tonnen) und kleine (unter fünftauſend Tonnen) Kreuzer, von denen die erſteren neuerdings ſtets als Panzerkreuzer, d. h. mit einem Panzergürtel in der Waſſerlinie, gebaut werden. Bei dieſer Betrachtung hier intereſſieren uns nur die Panzerkreuzer. Von den Schiffen, welche ſich für dieſen Dienſt als beſonders geeignet erweiſen ſollen, wird man in erſter Linie verlangen müſſen, daß ſie weite Strecken mit großer Geſchwindigkeit durchlaufen können. Die Gegenmaßregeln des Feindes werden zur Folge haben, daß es zwiſchen den Kreuzern beider Parteien zu Gefechten kommt, welche auf der einen Seite aus dem Streben entſtehen, mit der gegneriſchen Hauptmacht Fühlung zu gewinnen und zu halten, auf der anderen Seite die feindlichen Kreuzer daran zu hindern, ſie „abzuſchütteln“. Wenn alſo bei der Konſtruktion der Kreuzer Schnelligkeit und Aktionsradius in erſter Linie berückſichtigt werden, ſo wird man doch wenigſtens einem Teil von ihnen eine gewiſſe Offenſiv- und Defenſivkraft geben, damit ſolche Schiffe ihre Aufgaben gegebenenfalls unter Anwendung von Gewalt zu erreichen imſtande ſind, ohne fürchten zu müſſen, in einem Gefecht alsbald dienſtunfähig gemacht zu werden. Dieſe ſtärkeren Kreuzer ſind die Panzerkreuzer. Sie und die Linienſchiffe ſind es, um die es ſich bei unſerer Betrachtung handelt. Die Grenzen zwiſchen beiden Schiffsklaſſen — dem Linienſchiff und dem Panzerkreuzer — ſind übrigens nicht ſcharf umriſſen, ſondern verſchleiern ſich bei einzelnen Repräſentanten derart, daß es mit-

Braunſchweig (deutſch), 1902 abgelaufen, 13200 Tonnen, 18 Knoten, Aktionsradius 5500 Seemeilen. Beſatzung 691 Mann. Bewaffnung: vier 28 cm-, vierzehn 17 cm-, 26 leichte Geſchütze, ſechs Torpedorohre unter Waſſer. Panzer (Krupp): Kommandoturm 300, Waſſerlinie 225—100, ſchwere Türme 280, mittlere Artillerie 170, Deck 75—40 mm. — Zu hohe Aufbauten (ſ. Jéna), zu dicke Maſten, zu leichte ſchwere Geſchütze.

unter fraglich erſcheint, ob es ſich um ein ſchnelles Linienſchiff oder um einen ſchweren Panzerkreuzer handelt. Solche Schiffe ſind z. B. die als Panzerkreuzer aufgeführten japaniſchen „Niſhin“ und „Kaſuga“ ſowie die italieniſchen Linienſchiffe „Regina Elena“ und „Vittorio Emanuele III.“ Aber auch bei den vollwertigen Linienſchiffen haben Schnelligkeit und Dampfſtrecke ſich mehr und mehr vergrößert. So betrug die Schnelligkeit der deutſchen Linienſchiffe aus dem Anfange der ſiebziger Jahre 12 bis 14 Knoten. Sie ſtieg bei der Baden-Klaſſe auf 15, bei der Wörth-Klaſſe (1890) auf 16, bei den Schiffen der Kaiſer-Klaſſe auf reichlich 17 und iſt bei den neueſten Linienſchiffen auf gut 18 Knoten angekommen. Die zu Anfang des zwanzigſten Jahrhunderts in England gebauten Linienſchiffe haben ſogar eine Höchſtgeſchwindigkeit von über 19 Knoten. Ähnlich ſteht es mit dem Aktionsradius. Unſere älteſten Linienſchiffe konnten bei ökonomiſcher Fahrt 2000 Seemeilen (Kuxhaven-Algier) abdampfen: die Baden-Klaſſe 3000 Seemeilen (Kuxhaven-Halifax), die Wörth-Klaſſe 4500 (Kuxhaven-Togo), die Kaiſer- und Wittelsbach-Klaſſe 5000 (Kuxhaven-Aden), die neueſten deutſchen Linienſchiffe 5500 (Kuxhaven-Rio de Janeiro). Demgegenüber beträgt der Aktionsradius der britiſchen Duncan-Klaſſe 7200, der der Queen- und Vengeance-Klaſſe 8000, der der Triumph- und Swiftſure-Klaſſe gar 12000 Seemeilen.

Kaiſer Wilhelm II. (deutſch), 1897 abgelaufen, 11150 Tonnen, 18 Knoten, Aktionsradius 5000 Seemeilen. Beſatzung 660 Mann. Bewaffnung: vier 24 cm-, achtzehn 15 cm-, 24 leichte Geſchütze, fünf Torpedoausſtoßrohre unter, eins über Waſſer. Panzer (Krupp): Kommandoturm und ſchwere Türme 250, Waſſerlinie 300—100 mm der vorderen vier Fünftel der Länge, mittlere Artillerie 150, Deck 75—63 mm. — Hohe Aufbauten, dicke Maſten (ſ. Jéna), Panzergürtel zu ſchmal, mittlere Artillerie gegen Rückenfeuer und unter den Geſchützſtänden platzende Granaten ungeſchützt, ſchwere Artillerie viel zu leicht. Große Zielſcheiben, Kohlenfreſſer.

Dabei iſt zu bemerken, daß die britiſchen Schiffe in den ſyſtematiſch über den Erdball verteilten engliſchen Kohlenſtationen Stützpunkte finden, in denen ſie ihre Vorräte ergänzen können, während anderen Nationen im Kriegsfalle nicht annähernd ähnliche Hilfsmittel zu Gebote ſtehen. In analoger Weiſe iſt auch die Schnelligkeit der Kreuzer geſteigert worden. Allerdings muß, um das nachzuweiſen, auf Beiſpiele aus fremden Marinen zurückgegriffen werden: denn Deutſchlands erſter Panzerkreuzer lief erſt 1897 vom Stapel. „Fürſt Bismarck“ iſt 10700

Kaiſer Karl der Große (deutſch). Wie Kaiſer Wilhelm II.

Tonnen groß und lief bis 18,5 Knoten; er hat einen Aktionsradius von 4000 Seemeilen. Der 1900 abgelaufene „Prinz Heinrich“ von 8930 Tonnen läuft ungefähr einen Knoten mehr und reicht mit ſeinen Kohlen 4500 Seemeilen. Die 9050 Tonnen großen, 1901/02 vom Stapel gelaufenen „Prinz Adalbert“ und „Friedrich Karl“ ſind 21 Knoten ſchnell bei einem Aktionsradius von 5000 Seemeilen. Ein noch unbenannter, bei Blohm u. Voß in Hamburg auf Stapel ſtehender Panzerkreuzer D iſt 11500 Tonnen groß, ſoll 22,5 Knoten laufen und 5500 Seemeilen Aktionsradius erhalten.

Demgegenüber waren die aus den Jahren 1883/84 ſtammenden erſten engliſchen Panzerkreuzer „Warſpite“ und „Imperieuſe“ 8500 Tonnen groß, 16 Knoten ſchnell und konnten 4000 Seemeilen mit Reiſegeſchwindigkeit dampfen.

Die 1886/87 gebauten 5690 Tonnen großen ſieben Schiffe der Undaunted-Klaſſe haben 16 Knoten, 5000 Seemeilen; die 1889 gebauten, 12200 Tonnen großen ſechs Schiffe der Creſſy-Klaſſe haben 21 bis 22 Knoten Schnelligkeit; die 1901/02 gebauten, 9950 Tonnen großen zehn Schiffe der Kent-Klaſſe haben 23 Knoten Schnelligkeit; die 1901 gebauten, 14820 Tonnen großen vier Schiffe der Drake-Klaſſe haben 23,5 Knoten Schnelligkeit. Auf Stapel befinden ſich ſechs Kreuzer von 11000 Tonnen, die 23 Knoten laufen ſollen, und zwei Kreuzer von 13700 Tonnen, deren Geſchwindigkeit 22 Knoten betragen wird.

Was die Bewaffnung der Linienſchiffe anlangt, ſo gilt bei allen großen Marinen als Grundſatz, daß als Hauptartillerie 30,5 cm-Kanonen zur Aufſtellung gelangen. Die einzige Ausnahme macht die deutſche, welche ſich bei der Kaiſer- und Wittelsbach-Klaſſe mit 24 cm- und bei den neueren Schiffen mit 28 cm-Kanonen begnügt. Das hat zur Folge, daß die mit 24 cm-Geſchützen armierten Schiffe die Panzerdeckungen der neueſten britiſchen Linienſchiffe (355 mm-Platten) erſt auf 4000 Meter durchſchlagen können, während die 30,5 cm-Kanone ſolchem Schutz noch auf 6600 Meter überlegen iſt. Die neuen engliſchen Linienſchiffe erhalten neben vier Stück 30,5 cm- noch zehn Schnelllade-Kanonen von 23,4 cm Kaliber.

Die fünf Schiffe der amerikaniſchen Louiſiana-Klaſſe von 16300 Tonnen führen neben vier Stück von 30,5 cm noch acht Geſchütze von 20,3 cm und zwölf von 17,7 cm. Vergleicht man damit die deutſche „Braunſchweig“ (13200 Tonnen) mit ihren vier Stück 28 cm- und vierzehn Stück 17 cm-Kanonen, ſo iſt die Unterlegenheit dieſes letzteren Schiffes in die Augen fallend.

Prinz Heinrich (deutſch), 1900 abgelaufen, 8950 Tonnen, knapp 20 Knoten, Aktionsradius knapp 4500 Seemeilen. Beſatzung 510 Mann. Bewaffnung: zwei 24 cm-, zehn 15 cm-, zwanzig leichte Geſchütze, drei Torpedorohre unter, eins über Waſſer. Panzer (Krupp): Kommandoturm und ſchwere Artillerie 150, Waſſerlinie 100—80, mittlere Artillerie 100, Deck 50—40 mm. — Viel zu langſam, zu kleine Kohlenvorräte, Waſſerlinie ungenügend geſchützt.

Weniger gleichmäßig iſt die Bewaffnung der Panzerkreuzer. Die deutſchen ſind mit zwei 24 cm- — nur der „Fürſt Bismarck“ hat vier Stück 24 cm-Kanonen — oder vier Stück 21 cm-Kanonen armiert, und zehn bis zwölf Geſchütze von 15 cm Kaliber bilden die mittelſchwere Artillerie. Die Armierung der neuen britiſchen Kreuzer beſteht aus bis zu ſechs ſchweren Geſchützen von 23,4 cm, neben denen eine Anzahl von 19 cm-Kanonen Aufſtellung findet. Bei den Franzoſen ſind als Hauptartillerie 24 cm- und 19,4 cm-, als mittlere 16,5 cm-Geſchütze gebräuchlich, bei den Kreuzern der Vereinigten Staaten vier ſchwere Geſchütze von 25,4 cm bis 20,3 cm und vierzehn bis ſechzehn Stück 15 cm Kaliber.

Die Waſſerlinie und die ſchweren Türme des „Fürſt Bismarck“ ſind durch 200 mm-Platten gut geſchützt. Die ſpäteren deutſchen Kreuzer weiſen dagegen eine mit nur 100 mm Kruppſtahl gepanzerte Waſſerlinie auf, während ihre ſchweren Türme durch 150 mm geſchützt ſind. Bei dem Neubau für die deutſche Flotte iſt der Panzergürtel aus 150 mm-, die darüber liegende Zitadelle aus 150 bis 120 mm-Platten, die über dieſer angeordnete Kaſematte aus Platten in gleicher Stärke gebaut. Die ſchweren Panzertürme weiſen 110 mm Panzer auf. Die Waſſerlinie der neuen britiſchen und japaniſchen Panzerkreuzer iſt mit 152 mm-, die ſchweren Türme ſind mit 203 bis 152 mm-Platten geſchützt. Die Franzoſen ſchützen die Waſſerlinie ihrer Kreuzer mit 170 bis 150,

Digitized by Google

die ſchwere Artillerie durch 200 bis 120 mm dicke Platten, die Amerikaner durch einen Panzer von 127 bis 152 mm in der Waſſerlinie, 152 bis 229 mm an den ſchweren Türmen.

Schwieriger iſt es, Vergleiche in bezug auf den Schutz der Linienſchiffe zu geben. Was ſich in dem Rahmen dieſes Aufſatzes zuſammendrängen ließe, würde nicht hinreichen, um dem Leſer an der Hand von Zahlen ein klares Bild zu geben. Es muß deshalb genügen, feſtzuſtellen, daß in dieſer Hinſicht bei großen Schiffen mehr für die Defenſivkraft geſchehen kann. Eine Schwäche der deutſchen Linienſchiffe beſteht z. B. in der geringen Höhe des Panzergürtels. Die Engländer haben deshalb auch mit einer gewiſſen Berechtigung die deutſche Kaiſer- und Wittelsbach-Klaſſe als „langſame Panzerkreuzer“ kritiſiert. Was hier geſagt werden konnte, wird aber genügen, um dem Leſer zu zeigen, wie groß der Unterſchied zwiſchen einem Linienſchiff und einem anderen ſein kann.

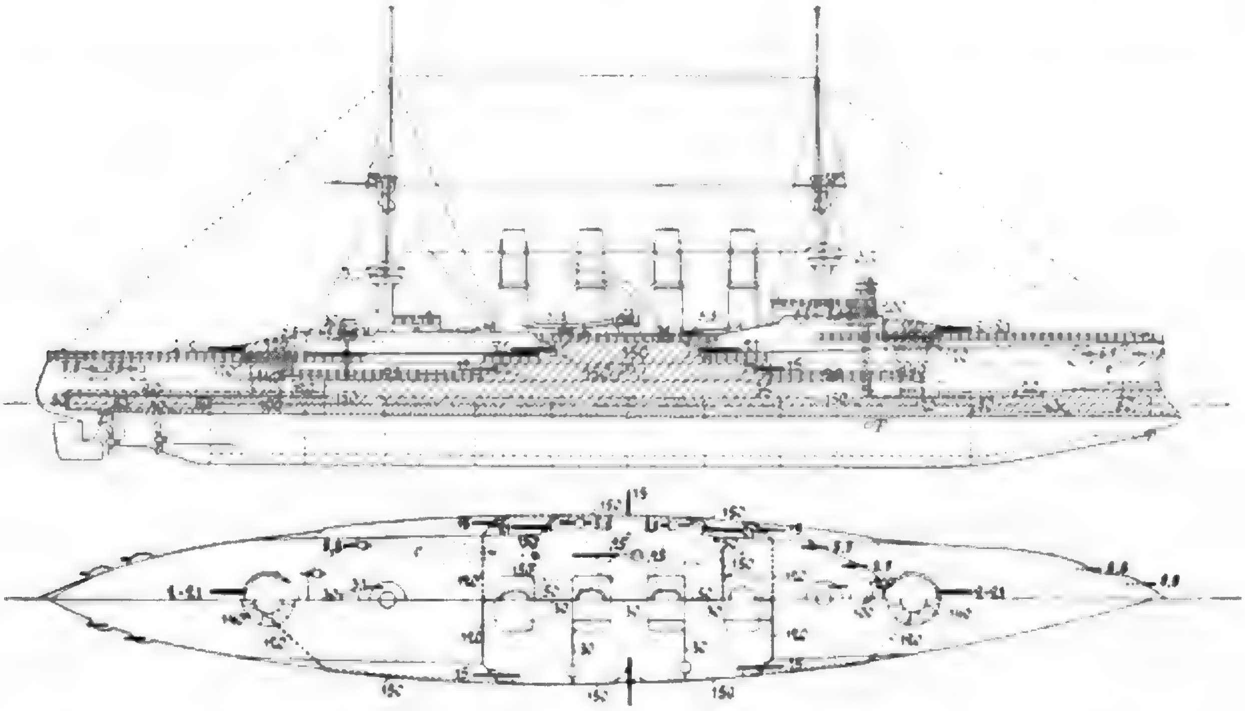
Prinz Adalbert (deutſch), 1901 abgelaufen, 9050 Tonnen, 20,3 Knoten, Aktionsradius 5000 Seemeilen. Beſatzung: 517 Mann Bewaffnung: vier 21 cm, ſonſt wie Prinz Heinrich. Panzer wie Prinz Heinrich. — Zu langſam, Waſſerlinie nicht genügend geſchützt, Aufbauten mit ihren Nachteilen, zu geringe Kohlenvorräte.

Der relativ materielle Wert der einzelnen Kriegsſchiffe iſt auf verſchiedene Weiſe errechnet und durch eine Zahl gekennzeichnet worden. Eine derartige Methode fußt auf der Annahme, daß das Deplacement der Schiffe bei den Entwürfen in annähernd gleicher Weiſe ausgenutzt werde, und daß die vervollkommneten techniſchen Einrichtungen für Bewaffnung, Schutz und Maſchinenbau den neuen Schiffen ein Übergewicht über ältere geben. Es wird demzufolge für ein neues Schiff von z. B. 16500 Tonnen die Zahl 16,5 eingeſetzt — für kleinere Schiffe entſprechend geringere — und dieſe Zahl mit zunehmendem Alter ſo weit erniedrigt, daß ſie nach fünfundzwanzig bis dreißig Jahren zu „1“ wird. Dies Verfahren hat den Vorzug der Einfachheit, iſt aber nicht wiſſenſchaftlich begründet; auch iſt die

Digitized by Google

Vorausſetzung, daß die Schiffsgröße gleiche Ausnutzung finde, unberechtigt, die Herabſetzung der Wertziffer mit zunehmendem Alter ganz willkürlich.

Auf wiſſenſchaftlich begründete Weiſe ſind dagegen Marineoberbaurat Kretſchmer, Profeſſor an der techniſchen Hochſchule zu Charlottenburg, und der von dieſem beeinflußte Oberſt von Scheve vorgegangen. Prof. Kretſchmer veröffentlicht in der Zeitſchrift „Schiffbau“ einen Aufſatz „Gefechtswerte von Kriegsſchiffen“, in welchem er nachweiſt, daß man den Gefechtswert von Kriegsſchiffen auf Grund ſachlicher Berückſichtigung von Schutz und Trutz auf mathematiſchem Wege beſtimmen könne. Er entwickelt dann eine Formel, in welcher Artillerie, Torpedo, Ramme, die gepanzerte Fläche, die Dicke der Platten, die Güte des Panzermaterials als Faktoren eingeſetzt werden. Nur bei der Bewertung der Ramme ſpielt die Größe des Schiffes eine für das Geſamtergebnis allerdings untergeordnete Rolle.



Panzerkreuzer C und D, im Bau bei Blohm u. Voß, Hamburg, ſowie Weſer, Bremen; baufertig Winter oder Frühling 1907, 11600 Tonnen, wenigſtens 22,5 Knoten. Beſatzung 650 Mann. Bewaffnung: acht 21 cm-, ſechs 15 cm-, 34 leichte Geſchütze, vier Torpedorohre unter Waſſer. Panzer (Krupp): Kommandoturm 200, ſchwere Artillerie 170—150, mittlere Artillerie 150—120, Waſſerlinie 150, Deck 55—33 mm. Weſentlich leiſtungsfähiger als die älteren deutſchen Panzerkreuzer.

Die auf Grund der Formel gefundene Wertziffer wird durch eine zweite ergänzt, welche den an Bord unterzubringenden Kohlen inſofern gerecht wird, als ſie die Anzahl der Tage angibt, welche das Schiff mit großer Fahrt dampfen kann. Es bedeutet alſo in den nachfolgenden Tabellen z. B. „Braunſchweig“ = 26/4, daß dieſes Schiff die Wertziffer 26 beſitzt und 4 Tage hindurch bei Maximalgeſchwindigkeit mit ſeinen Heizvorräten reicht.

Ich habe die in den Tabellen (ſ. S. 90 u. 91) niedergelegten Angaben über einige der durchgerechneten Schiffe dem eben erwähnten Aufſatz des Herrn Oberbaurats Kretſchmer entnommen, ſie aber im Intereſſe der Überſichtlichkeit für den Laien anders geordnet und durch einige von mir errechnete Kolonnen ergänzt.

Die Baukoſten ſind berechnet auf Grund von Mitteilungen, welche ſeinerzeit dem franzöſiſchen Parlament gemacht worden ſind. Danach koſtet die Tonne Deplacement

in England und Japan	1744	Mark
„ Deutſchland	1786	„
„ den Ver. Staaten .	1936	„
„ Frankreich	2252	„
„ Italien und Öſterreich	1860	„
„ Rußland	2100	„

Dieſe Angaben geben alſo nur einen ungefähren Anhalt, ſpielen aber bei dieſer Betrachtung inſofern eine Rolle, als daraus erſichtlich wird, wie mit einer verhältnismäßig nicht allzu bedeutenden Erhöhung der in den Schiffen angelegten Bauſumme eine bedeutende Steigerung des Gefechtswertes erreicht werden kann. Die von Kretſchmer errechneten Gefechtswerte laſſen erkennen, wie verſchieden glückliche Verwertung das vorhandene Deplacement gefunden hat. Man vergleiche dazu „Habsburg“ mit „Henry IV.“, „King Edward VII.“ mit „Virginia“, „Mikaſa“ und „Shikiſhima“ mit „Borodino“, „Cäſarewitſch“ und „République“, „Creſſy“ mit „Jakumo“ u. a. m.

Es iſt aber nicht aus den Augen zu verlieren, daß die Aufgabe, welche Kretſchmer löſte, ſich lediglich auf Präziſierung des materiellen Wertes der von ihm durchgerechneten Schiffe bezieht. Deren militäriſche Bedeutung iſt von gewiſſen Unwägbarkeiten abhängig, die ſich nicht in Zahlen zum Ausdruck bringen laſſen. Dazu gehört: der Zuſtand, in dem ſich die Schiffe befinden, wenn die Probe auf das Exempel in der Schlacht gemacht wird; der Ausbildungsſtand und der Geiſt der Beſatzungen. Denn dieſe ſind es, welche der toten Maſſe erſt Leben einflößen, welche aus dem Material die mögliche Leiſtung herausholen ſollen, die in ihm gebunden ſchlummert. Die Seeſchlacht bei Tſuſhima bildet in dieſer Hinſicht das beſte Beiſpiel: die vier ruſſiſchen Linienſchiffe der Borodino-Klaſſe ſtellten mit ihren 120 Gefechtswerten eine Macht dar, welche den nur 90,8 aufweiſenden vier japaniſchen Linienſchiffen überlegen war. Wenn erſtere trotzdem ſo ſchnell niedergekämpft wurden, ſo erklärt ſich das zunächſt dadurch, daß ſie ſich infolge ihrer um den halben Erdball führenden Reiſe nicht in derſelben guten Verfaſſung befanden wie die japaniſchen Schiffe, welche eben aus dem Dock gekommen waren. Des weiteren aber ſtand auch Geiſt und Ausbildung ihrer Offiziere und Mannſchaft weit hinter dem der kriegs- und ſieggewohnten Japaner zurück. Schließlich hat die japaniſche Führung es verſtanden, gegen einzelne Teile der ruſſiſchen Schlachtordnung durch geſchicktes konzentriſches Vorgehen einen Sturm von Geſchoſſen zu entfeſſeln, der dank dem unrichtigen Verhalten der Ruſſen vernichtend wirkte. Der ruſſiſch-japaniſche Krieg hat die Anſichten nicht erſchüttert, welche vorher in Fachkreiſen maßgebend geweſen ſind. Dieſe laſſen ſich folgendermaßen zuſammenfaſſen:

1. Der Kampf der Linienſchiffe entſcheidet über Sieg oder Niederlage.

2. Die Artillerie iſt die entſcheidende Waffe.

3. Der Torpedo iſt in der Tagſchlacht nur von untergeordneter Bedeutung. Dagegen werden nach der Schlacht Torpedoboote — namentlich nachts — die Niederlage des erſchütterten Feindes zur Vernichtung ausgeſtalten können.

4. Der Wert der Ramme iſt ſehr gering. Nur in unwahrſcheinlichen Ausnahmefällen kann ſie Verwendung finden. Deshalb geben die Engländer ihren neueſten Schiffen auch keine Ramme mehr, ſondern einen Steven, deſſen Form günſtiger für große Geſchwindigkeit iſt, und die Franzoſen beabſichtigen ein Gleiches.

5. Die militäriſche Leiſtungsfähigkeit des Perſonals iſt von höchſter Bedeutung.

Es iſt die Pflicht jedes Volkes, den Männern, welche im Kriege Leben und Geſundheit für ihr Land einſetzen, vollwertige Waffen in die Hand zu geben. Wenn Bismarck einſt im Reichstage eine Regierungsvorlage, welche Mittel zur Neubewaffnung der Infanterie forderte, mit dem Ausſpruch verteidigte: „Das beſte Gewehr iſt gerade gut genug für unſeren Landwehrmann,“ ſo ſollte man das auch auf die Marine ausdehnen und ſagen: „Das beſte Schiff iſt gerade gut genug für unſeren Seewehrmann,“ denn der iſt auch ein Landeskind! Solche Schiffe ſind aber nur zu ſchaffen, wenn ſie groß genug gehalten werden, wenn die Konſtruktion in ſie ſo viel Schutz- und Trutzmittel, ſo ſtarke Maſchinen und Kohlen bringen kann, daß ſie denen der fremden Marinen zum mindeſten gleichwertig werden.

34 Linienſchiffe nach ihrem Gefechtswert geordnet.

(Zur Erklärung des Ausdrucks „Gefechtswert und Dampſtage“ ſ. die Bemerkung auf S. 88.)

Nation	Name des Schiffes	Jahr des Stapellaufs	Deplacement in Tonnen	Ungefähre Baukoſten in Mark	Gefechtswert und Dampſtage
amerikaniſch	Louiſiana	1903	16250	31500000	44/5.5
amerikaniſch	Virginia	1902	15240	29500000	42/5.5
britiſch	King Edward VII.	1903	16760	29200000	39/4.6
franzöſiſch	Republique	1902	14870	33500000	38/4.4
ruſſiſch	Borodino	1901	13730	28800000	30/3.7
ruſſiſch	Cäſarewitſch	1901	13200	27900000	30/3.3
japaniſch	Mikaſa	1900	15360	26800000	28/3.5
franzöſiſch	Suffren	1899	12730	28700000	27/2.9
deutſch	Braunſchweig	1902	13208	23300000	26/4
britiſch	London	1898	14763	25700000	26/6
franzöſiſch	Saint Louis	1896	11200	25400000	24/3
japaniſch	Shikiſhima	1898	15100	26300000	24/3.6
britiſch	Duncan	1901	13780	24000000	22/4.7
italieniſch	Regina Elena	1903	12630	22700000	21/5.8
ruſſiſch	Retwiſan	1900	12900	27100000	20/5.1
franzöſiſch	Bouvet	1898	12050	27100000	20/2.3
ruſſiſch	Knjas Potemkin	1900	12700	26700000	19.4/5.5
japaniſch	Fuji	1896	12600	22000000	19.4/3.4
amerikaniſch	Kearſage	1898	11685	22600000	19.3/5.2
deutſch	Wittelsbach	1900	11832	21900000	16/4.2
amerikaniſch	Iowa	1896	11500	22200000	15.9/6.6
öſterreichiſch	Erzherzog Karl	1903	10600	19100000	15.4/3
amerikaniſch	Maine	1900	12500	24200000	14.8/5.2
amerikaniſch	Alabama	1898	11700	22600000	13.7/4.6
deutſch	Kaiſer Friedrich III.	1896	11150	19700000	13.6/2.4
italieniſch	Benedetto Brin	1901	13430	24200000	13/4.4
franzöſiſch	Jena	1898	12030	27100000	13/2.8
britiſch	Canopus	1898	12746	22200000	12.9/7.3
ruſſiſch	Pereswjet	1898	12880	27000000	12.6/3.2
ruſſiſch	Roſtislaw	1898	9000	18900000	9.4/3.9
italieniſch	Ammir. d. S. Bon	1897	9750	17600000	7.9/2.9
öſterreichiſch	Habsburg	1900	8340	15000000	6.4/2.8
franzöſiſch	Henry IV.	1899	8950	20200000	4.0/4.0
öſterreichiſch	Monarch	1896	5550	10000000	3.6/2.5

28 Panzerkreuzer nach ihrem Gefechtswert geordnet.

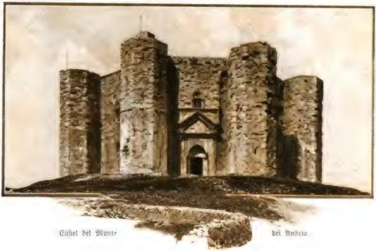
Nation	Name des Schiffes	Jahr des Stapellaufs	Deplacement in Tonnen	Ungefähre Baukoſten in Mark	Gefechtswert und Dampſtage
amerikaniſch	Waſhington	1903	14700	28500000	12.4/3.6
britiſch	Duke of Edinburgh	1903	13700	23900000	12.3/2.8
franzöſiſch	Victor Hugo	1901	12550	23300000	12/3.2
britiſch	Drake	1901	14320	25000000	10.3/3.5
amerikaniſch	Maryland	1902	14020	27100000	9.6/3.3
deutſch	Fürſt Bismarck	1897	10700	18900000	7.4/3.7
japaniſch	Jakumo	1899	9800	17100000	7.1/3.2
japaniſch	Azuma	1899	9450	16500000	6.8/2.9
japaniſch	Aſama	1899	9900	17300000	6.3/2.7
franzöſiſch	Amiral Aube	1900	10000	22500000	5.0/5.5

Nation	Name des Schiffes	Jahr des Stapellaufs	Deplacement in Tonnen	Ungefähre Baukoſten in Mark	Gefechtswert und Dampftage
britiſch	Creſſy	1899	12200	21300000	4.8/3
ruſſiſch	Bajan	1900	7900	16600000	4.8/2.7
öſterreichiſch	St. Georg	1903	7400	13400000	4.7/2.7
ruſſiſch	Roſſija	1896	12800	26900000	4.6/6.2
franzöſiſch	Jeanne d'Arc	1899	11330	25500000	4.6/4.8
deutſch	Roon	1903	9500	16800000	4.4/3.7
britiſch	Devonſhire	1902	11000	19200000	4.2/3.1
deutſch	Prinz Adalbert	1901	9050	16000000	4.1/4.2
franzöſiſch	Dupetit Thuars	1899	9710	21900000	3.7/3.4
öſterreichiſch	Kaiſer Karl VI.	1898	6240	11200000	3.4/2.7
italieniſch	Giuſeppe Garibaldi	1899	7440	13400000	3.0/3.9
ruſſiſch	Gromoboi	1899	12550	26400000	2.8/4.6
britiſch	Kent	1901	9950	17400000	2.8/3.1
deutſch	Prinz Heinrich	1900	8930	15800000	2.6/4.8
amerikaniſch	St. Louis	1900	9850	18100000	2.2/3
franzöſiſch	d'Entrecaſteaux	1896	8120	18300000	2.1/3.2
franzöſiſch	Kleber	1900	7710	17400000	1.94/2.9
italieniſch	Carlo Alberto	1896	6500	11700000	1.7/3.1

7 Panzerdeckskreuzer nach ihrem Gefechtswert geordnet.

(Panzerdeckskreuzer ſind billiger als Panzerkreuzer, weil ein großer Teil des ſehr teuren Panzers fortfällt.)

Nation	Name des Schiffes	Jahr des Stapellaufs	Deplacement in Tonnen	Ungefähre Baukoſten in Mark	Gefechtswert und Dampftage
britiſch	Diadem	1896	11200	?	1.7/2.2
franzöſiſch	Jurien de la Gravière	1899	5680	?	1.6/2.1
ruſſiſch	Bogatyr	1901	6400	?	0.97/2.1
ruſſiſch	Askold	1906	6000	?	0.74/2.2
franzöſiſch	Chateaurenault	1898	8280	?	0.31/3.5
britiſch	Diana	1895	5690	?	0.24/4.4
britiſch	Arrogant	1896	5870	?	0.2/5.3



Caſtel del Monte bei Andria

Hohenstaufische Erinnerungen in Apulien

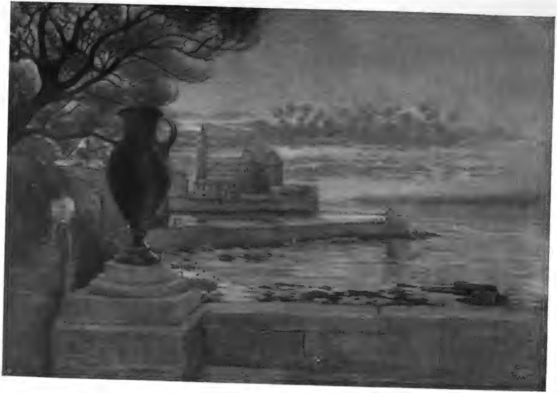
Von

Arthur Haseloff

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Der große Strom der Reiſenden, der jahraus jahrein ſich durch Italien ergießt, ſcheint von allen Provinzen des Königreichs nur eine vergeſſen zu haben: Apulien — le tre Puglie —, ſieht nichts von dem bunten Gewimmel, das von Venedig herab bis nach Sizilien in den Frühjahrs- und Herbſtmonaten die italieniſchen Lande erfüllt. Seltſam dieſe Vergeſſenheit! Iſt es nur der Mangel an Bequemlichkeit des Reiſens, der den Fremden fern hält, oder weiß er nichts von den eigenartigen Reizen dieſes Landes? Freilich, Apulien hat keine gewaltigen Bergwildniſſe wie die Weſtküſte, keine üppige Parklandſchaft wie Toskana, und die liebenswürdigen und jedem Ohr verſtändlichen Laute der Renaiſſancekunſt, ſie erklingen hier nicht. Apulien iſt Flachland, und es bedarf einer gewiſſen Liebe und Vertiefung, um ſeiner Schönheiten gewahr zu werden. Aber was den Reiſenden nach Apulien locken ſollte, iſt ein anderes. Hier wie vielleicht an keiner anderen Stelle ſteht ein Stück Mittelalter lebendig vor uns, und zwar ein Stück Mittelalter von ſo einheitlichem und gewaltigem Charakter, als hätte dieſes Volk alle ſeine künſtleriſche Schöpferkraft in einer einzigen Periode von wenig mehr als hundert Jahren verausgabt und ſähe ſeitdem in banger Untätigkeit dem langſamen Verfall ſeiner Werke zu. So viele Generationen ſie aber auch ſchon überdauert haben, es haften an dieſen Steinen Uberlieferungen, die ihre Schöpfer aus dem Dämmerlicht heroiſcher Größe und Vergangenheit hervortreten laſſen. Die wahren Heroen Apuliens ſind mit nichten jene trojaniſchen Helden, Diomedes und andere, von deren Städtegründungen die Lokalhiſtoriker ſo viel gefabelt haben — das Altertum hat in Apulien nur ganz geringe monumentale Spuren zurückgelaſſen —, ſondern die nordiſchen Eroberer, die Nachkommen und Nachfolger jener kleinen Normannenſchar, die gegen Mitte des elften Jahrhunderts hier ihre Herrſchaft aufrichtete. Ihnen dankt Apulien den Be-

Digitized by Google



Blick auf die Kathedrale von Trani bei Sonnenuntergang. Nach einer Skizze von Carl Hradil.

Zu Haſeloff: Hohenſtaufiſche Erinnerungen in Apulien.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

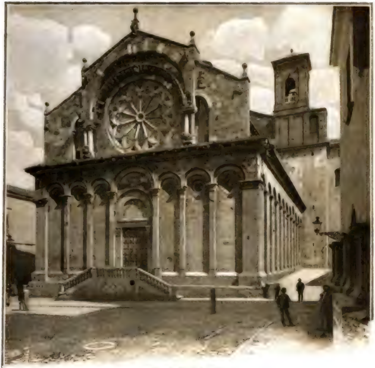
ginn der mittelalterlichen Blütezeit, und dieſe Blüten entfalten ſich zu ungeahnter Pracht mit dem Ubergang des ſizilianiſchen Königsthrones an das Geſchlecht der hohenſtaufiſchen Kaiſer. Aus der kurzen Zeit der Regierung Heinrichs VI. ſind begreiflicherweiſe die Denkmale ſpärlich, um ſo zahlreicher werden ſie unter Friedrich II., zumal in den letzten Jahrzehnten ſeiner Regierung, als der Kaiſer Apulien zum Mittelpunkt ſeines Reiches und zu ſeiner bevorzugten Reſidenz auserſah. Eine geradezu fieberhafte Bautätigkeit muß damals in Apulien geherrſcht haben. Große Kathedralen werden neu errichtet, andere, die ſchon lange im Bau begriffen, vollendet. Machtſtellung und Prachtbedürfnis des neuen Herrſchers ſtellen dem Architekten neue Aufgaben: allenthalben erheben ſich Burgen und Schlöſſer; das Land muß widergehallt haben von den Meißelſchlägen der kaiſerlichen Arbeiter. Das künſtleriſche Gepräge, das die apuliſchen Städte in dieſer Zeit empfangen haben, hat keine Gewalt vernichten können. Die friderizianiſchen Schlöſſer mit ihrer trutzigen Mauermaſſe heben ſich noch heute von der Silhouette der Küſtenſtädte ab, und ſein Caſtel del Monte überragt die apuliſche Ebene weithin ſichtbar, ein unvergängliches Denkmal der Baugeſinnung des kaiſerlichen Herrn.

Ruinen von Caſtel Fiorentino. (Kürzlich eingeſtürzt.)

Bedarf es noch des negativen Beweiſes für die ſchöpferiſche Kraft dieſes Zeitalters, ſo erbringt ihn die mangelnde Originalität der Folgezeit. Als den Anjous der Sturz und die Ausrottung des ſtaufiſchen Hauſes gelungen war, da ſetzt wohl eine neue Bautätigkeit ein. Die neue Dynaſtie macht ſich in den verödeten Schlöſſern neue Räume zurecht, und neue Kirchengründungen ſind der Ausdruck der kirchlicheren Geſinnung der fremden Herrſcher. Aber was ſind dieſe Bauten neben den Zeugen der Vergangenheit, und wenn auch in einigen die neuen Bauformen der Bettelordensarchitektur in Apulien ihren Einzug halten, verrät nicht jede Einzelheit das Nachleben des normanniſch-ſtaufiſchen Stils? Wie gewaltig dieſe Vergangenheit zu den Epigonen redete, dafür gibt es kein beredteres Zeugnis als die Kathedrale von Acquaviva. 1529 begonnen und erſt nach faſt hundertjähriger Bauzeit vollendet, iſt ſie ein Zeugnis archäologiſcher Studien eines Renaiſſancekünſtlers, das einem hiſtoriſch geſchulten Architekten unſerer Tage Ehre machen würde. Manches moderne Auge hat nicht erkannt, daß dieſe graziöſen romaniſchen Formen nur ein Trugwerk ſind. Die Renaiſſancekunſt iſt an Apulien faſt ſpurlos vorübergegangen. Während in Rom und Toskana die goldenen Formeln der neuen Kunſt gefunden werden, umhüllt man die apuliſchen Schlöſſer und Städte mit gewaltigen Baſtionen — dem Türken zu trotzen —, aber die Kunſt darf ihre Stimme kaum hören laſſen. Nur ganz im Süden, in Lecce, ſetzt die Barockkunſt mit großen eigenartigen Leiſtungen ein, die ſonſt nur ſchwachen Widerhall finden.

Von den drei Provinzen, in die heute Apulien zerfällt, iſt es die nördlichſte, die einſt in der Staufenzeit die größte Rolle geſpielt hat, die Capitanata. Die Hauptſtadt dieſes Gebietes war ſchon in friderizianiſcher Zeit und iſt noch heute Foggia. Wo jetzt der Knotenpunkt der Eiſenbahnlinien iſt, da kreuzten ſich einſt die Straßen, welche Norden und Weſten Italiens mit Apulien und ſeinen für den Orientverkehr ſo wichtigen Häfen verbanden. Freilich hat die Stadt ſeit dem Erdbeben von 1731 ihren hiſtoriſchen Charakter faſt ganz eingebüßt. Foggia war die apuliſche Lieblingsreſidenz Friedrichs II.; ſeit der Kaiſer 1221 Apulien und Foggia zum erſtenmal betrat, hat er dort immer wieder längeren Aufenthalt genommen. Schon 1223 begann er den Bau eines Palaſtes, von dem ein einziger Torbogen mit der Inſchrift erhalten geblieben iſt: alles andere iſt ſpurlos verſchwunden. Dieſer eine Bogen reicht freilich aus, uns von der Größe des Verluſtes einen Begriff zu geben, denn die beiden Adler mit geöffneten Flügeln, welche den reich mit Blattwerk geſchmückten Bogen tragen, zeigen den kaiſerlichen Protomagiſter Bartholomäus als einen Meiſter des Meißels. Gleichgeſchulte Kräfte haben an der Kathedrale gearbeitet, deren reiche Faſſade allein in barocker Umgeſtaltung erhalten iſt: freilich ſuchen wir vergebens nach dem kleinen Baldachin, unter dem hier einſt Teile der Leiche des Kaiſers beigeſetzt waren. Die Kathedrale von Foggia gehört einem ſeltſamen Typus von Bauten an, deren Hauptbeiſpiel die Kathedrale von Troia bildet. Troia, das ſeinen ſtolzen mythologiſchen Namen den byzantiniſchen Herren verdankt, die aus ihr eine der ſtärkſten Feſtungen machten, vor der auch einſt deutſche Kaiſer lagerten, liegt wenige Stunden von Foggia entfernt, da, wo einſt die Grenzen des byzantiniſchen Themas und des Langobardenreiches zuſammenſtießen. Der Weg führt über den Tavoliere, die apuliſche Campagna, eine weite, langſam anſteigende Ebene, deren große Linien nur ſelten durch kümmerlichen Baumwuchs unterbrochen werden. In ſtaufiſcher Zeit ſind hier noch reiche Jagdgründe geweſen, am Ende des Mittelalters weideten Millionen von Schafen in dieſer Einöde, heute wandelt der Pflug ſie langſam in fruchtbringendes Land. Die ſtaufiſchen und angioviniſchen Jagdſchlöſſer der Ebene ſind vom Erdboden vertilgt, aber noch grüßen von den Bergen herab dieſelben Burgen und Kathedralen den Wanderer, heute wie vor ſiebenhundert Jahren. Sobald die Straße die ſteilen Berghänge zu erklimmen beginnt, ſchwindet der Charakter der Wildnis, beginnen die Olivenwälder und der Wein.

Wie alle dieſe Städte liegt Troia auf langgeſtrecktem, ſteil abfallendem Berggipfel. Von ſeiner alten Befeſtigung iſt nichts erhalten. Der ärmliche und ſchmutzige Ort läßt von fern die große Überraſchung nicht ahnen, die er dem Beſucher bereit hält, die prächtige Kathedrale, die ſich an der Hauptſtraße erhebt (Abbild. S. 95). Die Jahrhunderte ſind faſt ſpurlos an ihr vorübergegangen, nur daß ſie die alten Erztüren mit grüner Patina und den Stein mit dunkler Färbung überzogen haben. Der Bau iſt der älteſte und beſterhaltene ſeines Stils in Apulien, dem ſich Nachbildungen an der Straße von Benevent bis zum Monte Gargano anſchließen. Wie die Wurzeln dieſer Kunſt in den Boden der Capitanata verſetzt worden ſind, iſt freilich ein Rätſel. Viele Einzelheiten laſſen darauf ſchließen, daß der Ruhm des Neubaues der Kathedrale von Piſa hier zum Wetteifer und zur Nachahmung herausgefordert hat. Wie in Piſa wird das Untergeſchoß von Blendarkaden belebt, unter denen Kreiſe oder Vielecke in die Fläche eingelaſſen ſind; das reich ſkulpierte Hauptportal ſchließt die Bronzetür von 1119, deren Türklopfer zu den wunderlichſten Schöpfungen mittelalterlicher Phantaſtik gehören, und dieſelbe düſtere Phantaſtik hat das mächtige Hauptgeſims zum Tummelplatz einer Welt von Ungeheuerlichkeiten gemacht. Darüber kommt das im dreizehnten Jahrhundert zugefügte Obergeſchoß mit der rieſigen Fenſterroſe; ſogar der alte Verſchluß aus durchbrochenen Steinplatten iſt hier zwiſchen den ins Rad geſtellten Säulchen erhalten: das konſervative Apulien hat hier wie ſo vielfach Dinge bewahrt, die überall anderswo dem Fortſchritt zum Opfer gefallen ſein würden. Leider iſt das Innere der Kathedrale durch eine geſchmackloſe Wiederherſtellung um ſeine alte Schönheit gebracht worden.



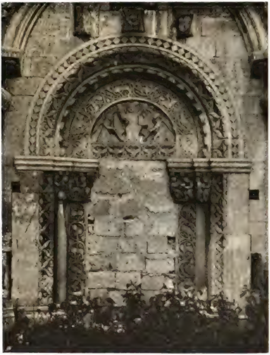
Die Kathedrale in Troia.

Troias Erinnerung an Friedrich II. iſt die Zerſtörung ſeiner Mauern durch den Kaiſer im Jahre 1233, ihm gegenüber ſteht auf dem Höhenzuge gen Norden die im gleichen Jahre begonnene Zwingburg, von der aus der Kaiſer das unruhige Land im Zaume hielt. Jenſeit der freundlichen Stadt Lucera, deren heller Lichterglanz nachts weithin in die Ebene leuchtet, auf dem ſteilen Ende des Höhenzuges, liegt das Kaſtell (ſ. farbiges Einſchaltbild). Es iſt keine Burg, kein Schloß im gewöhnlichen Sinne, ſondern eine ausgedehnte Feſtung. Hier auf der Akropolis des antiken Luceria war es, wo der Kaiſer nach der Niederwerfung des Aufſtandes in Sizilien 20000 Sarazenen anſiedelte, um aus ihnen den Kern der treuen Leibwache zu bilden, die im Kampfe gegen das Papſttum unverbrüchliche Treue bewahrte. Auf drei Seiten ſtehen die Mauern noch aufrecht mit fünfzehn vorſpringenden Türmen, nur die Front, die Stadtſeite, iſt nicht mehr die alte: wahrſcheinlich iſt ſie bei dem wütenden Widerſtande, den die treuen Sarazenen den angioviniſchen Herrſchern entgegenſetzten, zugrunde gegangen. Karl I. von Anjou hat hier neue Befeſtigungen errichten laſſen, aus ſeiner Zeit ſtammt auch der Hauptbau, der in Ruinen erhalten iſt. Das weite Innere des Kaſtells liegt öde und leer; zwiſchen wirrem Geſtrüpp öffnet ſich hier und dort der Boden und gewährt einen Einblick in große gewölbte Räume, die einſtigen Ziſternen, in denen jetzt menſchliche Gebeine modern. Vergeblich ſucht man ſich von dem bunten Leben im Kaſtell und von der Ausſtattung der kaiſerlichen Pfalz einen Begriff zu machen.

Digitized by Google

Wo ſtanden die Antiken, die Erz- und Steinfiguren, die der Sammeleifer Friedrichs II. hierher bringen ließ? wo war der Tierpark mit den exotiſchen Tieren? wo war der Harem, der ihm, dem „Sultan von Lucera“, ſo oft zum Vorwurf gemacht worden iſt?

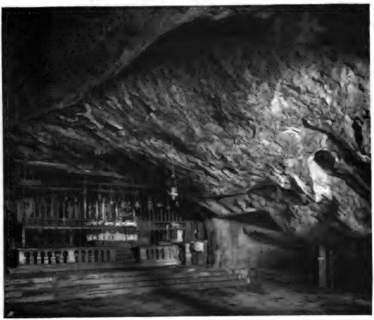
In der weiten Ausſicht, die der Burghügel in Lucera gewährt, erblickt man nach Norden zu einen ſteil abfallenden Höhenzug, auf dem eine Turmruine ſichtbar wird. Es iſt eine einſame und verlaſſene Stätte, zu der kein Weg hinführt. Schlangen bewohnen ſie, und Raubvögel kreiſen darüber, aber aus dem Gedächtnis der Bevölkerung ſcheint ſie verſchwunden, und doch iſt ſie die Stätte einer der größten hiſtoriſchen Erinnerungen.



Seitenportal der Deutſchordenskirche S. Leonardo.

Die Spitze dieſer Höhe bekrönte einſt Caſtel Fiorentino, in dem Kaiſer Friedrich II. am 13. Dezember 1250 verſchied. An den ſteilen Hängen ſtehen noch Reſte der Umfaſſungsmauer, und wer ſich durch Geſtrüpp und Unkraut einen Weg bahnt, findet allenthalben ausgedehnte Mauerreſte. Von großen unterirdiſchen Räumen erzählen ſich die Hirten, aber noch hat niemand den Spaten angeſetzt, um den Schleier über Geſtaltung und Umfang der Burg zu lüften. Unlängſt ſtand noch eine hohe Mauer mit Fenſterbogen (Abbild. S. 93); ihre kürzlich zuſammengebrochenen Maſſen hat das Unkraut noch nicht überwuchert; das Untergeſchoß eines Turmes ragt noch aufrecht mit durchlöcherten und zerriſſenen Wänden und Wölbungen. Wann kommt der große Sturm, der den letzten Reſt dieſer heiligen Stätte dem Boden gleichmacht? Gewaltig groß und düſter ergreifend iſt die Stimmung, die über Caſtel Fiorentino ſchwebt, die aus dem Kaſtell von Lucera und den Palaſtruinen von Foggia zu uns redet. Immer und überall die geweſene Herrlichkeit, die Erinnerung an Friedrich II.

Wenden wir uns von Foggia dem Meere zu, ſo tritt uns die mächtige Bergwand des Monte Gargano entgegen, deſſen geſchloſſene Maſſe die Halbinſel an der Küſte nördlich von Foggia füllt. Die Steppenlandſchaft des Tavoliere ſetzt ſich bis an das Gebirge und Meer fort. Auf einer der wellenförmigen Höhen liegt eine ausgedehnte Maſſeria, deren ſeltſame Schornſteine ſchon von fern den Blick anlocken. Betreten wir den Hof, ſo ſtehen wir vor der Kirche und den Kloſtergebäuden der einſtigen Abtei und Deutſchordenskomturei S. Leonardo. Große



Die Grottenkirche des Erzengels Michael auf dem Monte Gargano.

graue Campagnaſtiere tummeln ſich auf dem weiten Platze, die Bauten — Stall und Scheuern der Bauern — ſind tief verfallen: überall ſteht die grenzenloſe Vernachläſſigung der Gegenwart in ebenſo maleriſchem wie traurigem Gegenſatze zu der Schönheit der Architektur. An die Kirche ſtößt eine Kapelle, in der man beim Schein der Kerzen — denn alle Fenſter ſind vermauert — das Wappen der Ordensritter an den Wölbungen ſieht, und klettert man durch eingeſtürzte, halb verſchüttete Räume bis zu einem kleinen Seitenhof, ſo bietet ſich dem Auge der Anblick eines köſtlichen Seitenportals der friderizianiſchen Zeit, das mit den prächtigſten Ranken- und Tierfrieſen bedeckt iſt, aber auch dies Portal iſt vermauert, und die Fortſetzung des Bildwerks verſchwindet unter dem erbarmungsloſen Kalkputz (Abbild. S. 96). Welcher Abſtand zwiſchen dem einſtigen Glanze und dem dürftigen Heute!

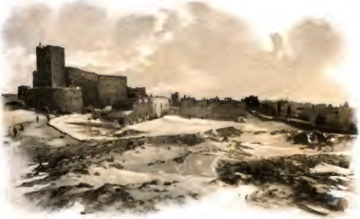
Die Straße verfolgend, erreichen wir nach wenigen Kilometern die Stätte der uralten Biſchofſtadt Siponto, von der nur die Mutterkirche, eine Kuppelkirche ähnlich der von S. Leonardo, erhalten geblieben iſt. Die Stadt ſelbſt wurde von König Manfred des Fiebers wegen verlegt; die Neugründung trägt noch heute den Namen ihres Begründers, Manfredonia — trotz aller Verſuche der Anjous, den Namen zu tilgen. Freilich, von Erinnerungen an Manfred iſt nichts mehr zu finden; das maleriſch am Meer gelegene Kaſtell ſtammt erſt aus angioviniſcher Zeit, und Manfreds Rieſenglocke, die man auf fünfzig Millien Entfernung hören ſollte, iſt ſchon von Karl I. nach Bari geſchenkt worden. Manfredonia iſt heute eine ſchmutzige kleine Hafenſtadt, umgürtet von wahren Kakteenwäldern, die ſie wie eine natürliche Befeſtigung umſchließen. Seine Bedeutung beruht darin, daß hier die Bergſtraße beginnt, die nach Monte S. Angelo, dem älteſten und größten Heiligtum des Erzengels Michael auf europäiſchem Boden, hinaufführt. Zunächſt dem Bergrande folgend, an turmbewehrten Maſſerien vorüberführend, ſchlingt ſie ſich in zahlloſen Windungen an den kah-

Digitized by Google

len Bergwänden in die Höhe, auf deren ſteilem Rande die Stadt ausgebreitet liegt. Eine Stadt von 20000 Einwohnern in dieſer Höhe! Dem Erzengel dankt ſie ihren Urſprung und ihre Fortdauer; zu ihm wallfahren tagtäglich Pilger aus weiter Ferne, und in den Zeiten der Feſte ſtrömen der Völker Scharen hier zuſammen. Weit und breit kein Haus, das nicht die Statuette des Heiligen zeigte, kein Pferd, das nicht ſein Bild auf dem Geſchirr trüge! Und kaum mag es in der Chriſtenheit ein zweites Heiligtum geben, das ſo geeignet iſt, einen Schauer frommer Begeiſterung über den Gläubigen auszubreiten. Die Kirche iſt nicht mehr das alte Heiligtum des Langobardenvolkes, zu dem ſo viele deutſche Kaiſer hinaufgeſtiegen ſind — der ſchwärmeriſche Otto III., Heinrich der Heilige, Lothar der Sachſe und ſicherlich auch die Staufen —, ſondern ein Neubau Karls I. von Anjou. Aus der Vorhalle führt eine gewundene Treppe von ſechsundachtzig Stufen hinab in einen gewaltigen Raum, in den nur wenige Strahlen Tageslicht einfallen. Die Rückwand bildet die düſter-feuchte Felswand, die ſich zu einer tiefen Grotte auftut, und darin ſteht an der Stelle, wo der Erzengel ſeine Fußſpuren hinterlaſſen hat, helleuchtend auf dem kerzenflimmernden Altar die Statue des Heiligen (Abbild. S. 97). An den Wänden brechen ſich die Klänge der Orgel, wenn die prächtig gekleideten Prieſter hier die Meſſe zelebrieren, und dumpf erklingen inbrünſtige Gebete und flehende Klagen der Pilger, die dem Altar nahen. Unmöglich, ſich das Bild auszumalen, wenn am 8. Mai Zehntauſende hier ſich zuſammendrängen und die Flamme ihrer Andacht zu wilder Verzückung emporlodert.

Monte S. Angelo iſt reich an ſehenswerten Kirchen; aus ſtaufiſcher Zeit ſtammt S. Maria Maggiore, die, wie die Inſchrift meldet, unter der Regierung der Kaiſerin Konſtanze und ihres unmündigen Sohnes Friedrich (II.) 1198 begonnen worden iſt; dicht dabei ſteht das angebliche Grabmal König Rotarichs, ein ſeltſamer kuppelgewölbter Turmbau. Die höchſte Stelle nimmt die Burgruine ein, von der ſich dem Auge ein gewaltiger Ausblick bietet (Abbild. S. 99): hier das Gebirge mit ſeinen bewaldeten Tälern und den kahlen Höhen, dort die ſchroffen Felswände, die zum Meer abſtürzen, und jenſeit der blauen ſpiegelnden Flut die apuliſchen Küſtenſtädte, und hinter ihnen in dunſtiger Ferne die unverkennbare Silhouette Caſtel del Montes.

Dieſe Küſte und das Hinterland der Terra di Bari ſind in jeder Hinſicht von der Provinz Foggia verſchieden. Etwa mit dem Laufe des Ofanto, des antiken Aufidus, der vom Geburtsort des Horaz herkommt und die denkwürdigen Mauern von Canoſa und das Schlachtfeld von Cannä beſpült, fällt der Wechſel im landſchaftlichen Charakter zuſammen. Von hier an folgen ſich die großen Hafenſtädte Barletta, Trani, Molfetta, Bari und wie ſie alle heißen. Nur erwarte der Fremde, der dieſe Gegenden zum erſtenmal betritt, nicht moderne Hafenbilder, wie ſie ihm hier im Süden nur Tarent bietet. Im Gegenteil, ſelbſt in Bari, dem Hauptplatze für den blühenden Wein- und Ölhandel Apuliens, iſt die Altſtadt unverfälſcht mittelalterlich. Auf eine ſchmale Halbinſel zuſammengedrängt, iſt ſie durchwunden von einem Netz enger, feuchter und dunkler Gaſſen, in deren Labyrinth kein Fremder ſich zurechtfinden mag. In dieſen Gaſſen, in denen es wimmelt und kribbelt von Volk mit griechiſchen, ſarazeniſchen und langobardiſchen Typen, ſtehen die Reſte mittelalterlicher Klöſter und Paläſte, zwiſchen ihnen erheben ſich die berühmten Hauptkirchen der Stadt, der Dom S. Sabino und S. Nicola, die Kirche des heiligen Nikolaus von Myra, deſſen Wunderkraft ebenſoviele Pilger anzulocken vermag wie der heilige Michael zum Monte Gargano. Beide Kirchen wären die Hauptbeiſpiele der eigenartigen Bauform der Terra di Bari, wenn ſie nicht durch Moderniſierungen der Barockzeit arg entſtellt wären. Mit dem neuen Leben der Gegenwart iſt freilich auch in Apulien eine Bewegung erſtarkt, die gebieteriſch die Wiederherſtellung der alten Formen verlangt, die zumeiſt nur unter einer ſehr minderwertigen Stuckdekoration herauszuklopfen ſind. Im Dom iſt unter der bewährten Leitung Adolfo Avenas von dem Architekten Pantaleo die Kuppel in trefflicher Weiſe wiederhergeſtellt worden, und die Fortſetzung der Arbeiten ſteht nahe bevor, da der deutſche Kaiſer gelegentlich ſeines Beſuches im Frühjahr 1905 eine hochherzige Stiftung zu dieſem Zwecke gemacht hat. Den beſten Begriff von dem urſprünglichen Ausſehen dieſer Kirchen gibt heute der Dom von Bitonto, deſſen Wiederherſtellung der Vollendung entgegengeht. Es ſind durchweg dreiſchiffige Baſiliken mit zweigeſchoſſigen Seitenſchiffen, deren Emporen nach griechiſcher Sitte den Frauen zugewieſen waren, mit einem Querſchiff und einer Krypta, die von einem Säulenwalde getragen wird. In dieſen Kirchen iſt vielfach noch das koſtbare Kirchenmobiliar des Mittelalters erhalten. Der feine kunſtgewerbliche Geſchmack und die hochentwickelte Technik byzantiniſcher und arabiſcher Künſtler haben auf ihre apuliſchen Kollegen einen ebenſo nachhaltigen wie glücklichen Einfluß ausgeübt. Von einem Traneſer Künſtler Bariſanus rührt die fein ziſelierte Erztür her, deren grüne Patina zu der goldfarbenen Faſſade der Kathedrale von Trani einen ſo wirkungsvollen Gegenſatz bildet; in S. Nicola in Bari ſteigt man noch auf den alten, reich verzierten Stufen zum Hauptaltar empor, über dem ſich, von prächtigem Moſaikfußboden umgeben, das Altartabernakel König Rogers erhebt, und in Bitonto ſteht eine in bunten Glas- und Schmelzeinlagen ſchimmernde Kanzel, an der ein Relief Kaiſer Friedrich II. und ſeine Familie darſtellt (Abbild. S. 100).



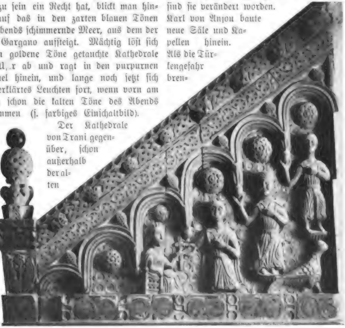
Burgruine in Monte S. Angelo.

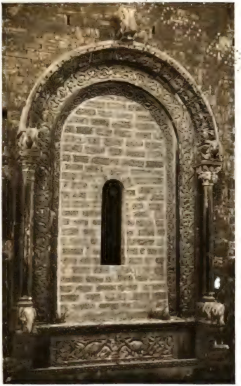
Den ſtärkſten und eigenartigſten Eindruck macht das Äußere dieſer Kirchen, die wie ungeheure Koloſſe in der erdrückenden Umklammerung der Gaſſen ſtehen (ſ. farbiges Einſchaltbild). Große Mauermaſſen wechſeln mit vielgliederigen durchbrochenen Teilen. Die Faſſaden ſind wenig oder gar nicht gegliedert, aber ihre Rieſenflächen werden belebt durch die reiche Geſtaltung der Türen und Fenſter. Sie alle umzieht bildneriſcher Schmuck, und gern werden ſie mit einem ſäulengetragenen Baldachin überdacht, der auf Elefanten, Drachen, Sphinxen oder anderen Ungeheuern zu ruhen pflegt. Zu einer zweiten, noch mächtigeren Faſſade wird die Chorſeite ausgeſtaltet; die apuliſchen Baumeiſter verbergen die Apſis hinter einer geraden Schlußwand, aus der ſich in Dachhöhe zwei ſchlanke Türme herauslöſen. Den Mittelpunkt dieſer mächtigen Wand, die aus dem Dunkel der engen Gaſſen in ſonnige Höhen herauswächſt, bildet das Chorfenſter, deſſen Schmuck mit beſonderer Sorgfalt behandelt iſt (Abbild. S. 101). Im Gegenſatz zu dieſen ruhigen Flächen, denen ſich auch die Außenwand des Querſchiffes anpaßt, ſind die Außenſeiten der Seitenſchiffe vielfach gegliedert. Im Untergeſchoß ſind ihnen

Digitized by Google

große Arkaden — jetzt leider meiſt zu Kapellen vermauert — vorgelegt, über ihnen ziehen ſich Korridore entlang, die ſich nach außen in einer langen Folge von zierlichen Säulchen öffnen. Wenn die Sonne Apuliens dieſe Kalkſteinbauten aufleuchten läßt wie feuriges Gold vor tiefblauem Himmel, dann löſen ſich dieſe Säulchen ab von dunklem Hintergrunde, und die ſteinerne Tierwelt belebt mit wunderlichen Schatten die großen Flächen. Am herrlichſten entfaltet ſich die Schönheit dieſer Architektur, wenn ein Rieſenbau, wie die Kathedrale von Trani, unmittelbar an das Meer gerückt iſt. Drei Seiten umſpülen hier die Wellen der Brandung (Abbildung S. 102). Unvergeßlich iſt der Anblick zumal bei Sonnenuntergang. Vom ſchön gepflegten Giardino Pubblico, auf den die ſaubere und anheimelnde Stadt ſtolz zu ſein ein Recht hat, blickt man hinaus auf das in den zarten blauen Tönen des Abends ſchimmernde Meer, aus dem der ferne Gargano aufſteigt. Mächtig löſt ſich die in goldene Töne getauchte Kathedrale vom Ufer ab und ragt in den purpurnen Himmel hinein, und lange noch ſetzt ſich ihr verklärtes Leuchten fort, wenn vorn am Hafen ſchon die kalten Töne des Abends aufkommen (ſ. farbiges Einſchaltbild).

Der Kathedrale von Trani gegenüber, ſchon außerhalb der alten Stadt gelegen, erhebt ſich ein Gebäude, das in der gigantiſchen Maſſenhaftigkeit ſeiner Mauern und Türme der ganzen Stadt das Gleichgewicht zu halten ſcheint. Ähnliche Bauten finden wir in ähnlicher Lage und Ausdehnung in Barletta, Bari, Brindiſi und anderwärts. Es ſind die Kaſtelle, welche den mittelalterlichen Herrſchern zugleich als Reſidenz und Feſtung gegen den auswärtigen Feind und die aufruhrluſtige Bürgerſchaft dienten. Ihre Geſchichte iſt, wie ihre Geſtalt, die gleiche. Von den Befeſtigungen der Byzantiner und Araber wiſſen wir wenig; die Normannen legten neue Kaſtelle an; als Friedrich II. Apulien zum Mittelpunkt ſeiner ſüditaliſchen Machtſtellung machte, und als die Hafenſtädte für ſeine überſeeiſche Politik durch den Kreuzzug vergrößerte Bedeutung gewannen, erneuerte und verſtärkte er die normanniſchen Burgen. Dieſe friderizianiſchen Bauten ſind es im weſentlichen, die den heutigen Charakter beſtimmen. Mit jedem Dynaſtiewechſel freilich ſind ſie verändert worden. Karl von Anjou baute neue Säle und Kapellen hinein. Als die Türkengefahr brennend wurde, erwies ſich eine abermalige Umgeſtaltung als notwendig. In die alten Mauermaſſen wurden Schießſcharten für Kanonen gebrochen und ringsum neue Gräben


Kaiſer Friedrich II. und ſeine Familie. Relief an der Kanzel des Domes in Bitonto.



Das Chorfenſter der Kathedrale in Bari.

und Baſtionen angelegt. So ſtanden dieſe Schlöſſer, bis das beginnende neunzehnte Jahrhundert ſie weder als fürſtliche Wohnung noch als Feſtung mehr verwertbar fand, und nun kommt die traurigſte Zeit, die Umwandlung in Magazine, Kaſernen, Gefängniſſe, Zuchthäuſer. Trotz aller Schickſale iſt die Urgeſtalt dieſer Kaſtelle noch zu erkennen, am beſten in Trani, wo der Gefängnisumbau mehr verkleidet als zerſtört hat (Abbild. S. 102). Um einen rechteckigen Hof legt ſich der Gebäudekern: an den vier Ecken ſpringen mächtige viereckige Türme vor. Wie alle Küſtenkaſtelle liegt es ſo, daß man an eines der Tore zu Schiff heranfahren konnte. Um den Hof lagen im Erdgeſchoß die Ställe und Wirtſchaftsräume, eine große Freitreppe führte zum Obergeſchoß hinauf; eine Loggia mit ſchönen Kapitälen, ein reiches Portal und prächtige Fenſtergewände ſind noch erkennbar. Die großen Säle öffneten ſich nach dem Meere zu in großen Doppelfenſtern und kleineren Rundfenſtern. Waren es dieſe Säle, welche die ſchöne Braut König Manfreds, die griechiſche Prinzeſſin Helena, nach ihrer Ankunft auf apuliſchem Boden zuerſt betrat, und hat ſie ſieben Jahre ſpäter, nach der verhängnisvollen Schlacht bei Benevent, als junge Witwe von dieſen Fenſtern aus im Raſen des Sturmes auf das wütende Meer herabgeſchaut, das ihr die Flucht ins Heimatland verweigerte und ſie ewiger Gefangenſchaft auslieferte? Die Stätte, wo ſie im Augenblick ſeligſter Freude und verzweifelter Angſt geweilt haben mag, iſt heute ein düſterer Gefängnisſaal, und vor den vermauerten Fenſtern ſchreitet die ſchweigende Schildwache auf und ab. —

Hinter der Küſte, deren Häfen dieſe Kaſtelle bewachten, dehnt ſich die Puglia Piana aus, ein weites Flachland, das ſanft, aber ſtändig anſteigt vom Meere bis zu den Höhenzügen der Murge, die Apulien von der Baſilicata trennen. Üppige Olivenwälder decken einen ſilbernen Schimmer über die weiten Flächen; zwiſchen ihnen blühen und reifen die Trauben, und im Herbſt füllt ihr welkendes Laub mit goldroter Farbe den Boden. Friſch leuchtet das Grün der Feigenbäume hervor, und wie mächtige Schildwachen ſtehen dunkelgrüne Piſtazien in der Flur. Umrahmt wird dieſer weite Fruchtgarten auf der einen Seite von den blauen Fluten des Adriatiſchen Meeres, auf der anderen von fernen Höhenzügen, zwiſchen denen der Monte Vulture aufſpringt. Im Norden legt ſich der Gebirgsſtock des

Die Kathedrale von Trani.

Das Kaſtell von Trani.

Monte Gargano vor, deſſen ſteil abfallende Felswände ſich wie eine Kaimauer weit in das Meer hinaus erſtrecken. Seltſam berührt das Fehlen kleiner Ortſchaften: noch heute herrſcht der mittelalterliche Zuſtand, der die Bevölkerung in wenige befeſtigte Plätze zuſammen drängte. Hier und da erheben ſich Warttürme, von denen einſt die gefährdete Landbevölkerung gewarnt wurde, wenn Piratenſchiffe am Horizont ſichtbar wurden. Die Gefahr iſt verſchwunden, aber die alte Gewohnheit des Wohnens geblieben. Indeſſen die Pflanzungen und Felder ſind trotzdem belebt durch eine Art Bauwerk von höchſt ſeltſamer Form, das der apuliſchen Landſchaft ein ganz eigenartiges Ausſehen verleiht. Überall ſtehen ſteinerne Hütten, die in der Form einem Bienenkorb oder einem Zuckerhut ähneln (Abbild. S. 103). Dieſe ſteinernen Hütten verdanken ihre primitive Form, die der Urzeit der Menſchheit anzugehören ſcheint, den beſonderen Bedingungen des Materials. Apulien iſt ebenſo arm an Bauholz wie überreich an leicht zu bearbeitendem Stein. Der apuliſche Bauer ſammelt die Steine ſeiner Felder und baut ſie kreisförmig auf, läßt die oberen Schichten allmählich nach innen vorkragen, bis ſie ſich zu einer Art Kuppel ſchließen, zu deren Errichtung weder Kalk noch Holz erforderlich ſind. Und dieſe unförmig-trutzigen Gebilde ſtehen nicht nur vereinzelt im Felde, in einzelnen Gehöften drängen ſich zwanzig oder mehr ſolcher Spitzkuppeln an einem Bau zuſammen, und vereinzelt iſt ein Städtchen, wie Alberobello, aus ſolchen Trulli erbaut. Die Mehrzahl der apuliſchen Landſtädte iſt freilich anderen Charakters. Sie liegen auf flachem Höhenzuge, der ſich parallel der Küſte hinzieht, ſo Bitonto und Ruvo, beide

Digitized by Google

durch ihre herrlichen Kathedralen berühmt, ſo Andria, das mit ſeinen flachen Dächern und ſeinen zahlreichen ſchlanken, minarettartigen Glockentürmen ſo recht an orientaliſche Städte erinnert. Andria war ein Lieblingsort Friedrichs II., er rühmt die treue Stadt in mehreren Verſen, die noch heute am Stadttor ſtehen; hier ließ er zwei ſeiner Gemahlinnen beiſetzen, und in der Nähe erbaute er ſein Prunkſchloß Caſtel del Monte, das wie eine Krone über der apuliſchen Landſchaft thront. Je höher die Straße ſteigt, deſto öder wird das Land. Der Kulturboden hört auf, ſteinige, kahle Hochebenen breiten ſich aus, wo einſt unabſehbare Wälder das Weidmannsherz Friedrichs II. erfreuten. Endlich wird die Steigung ſtärker, kegelförmig hebt ſich der Burgberg aus dem Hochland heraus. Caſtel del Monte nimmt den Gipfel völlig ein, terraſſenförmige Umfaſſungsmauern, die noch im Geröll nachweisbar ſind, leiteten zum Berghang über. Schon der Grundriß ſchließt ſich mit logiſcher Folgerichtigkeit dem Bauplatz an: hier nicht das längliche Rechteck, ſondern ein Achteck als Hof, um den ſich der achteckige Bau, wieder mit vorſpringenden achteckigen Türmen, gruppiert (Abbild. S. 92). Dieſelbe eiſerne Regelmäßigkeit im Aufbau, acht Säle im Erdgeſchoß, acht im Obergeſchoß, in den acht Türmen Treppen oder kleine Zimmer. Mathematiſche Regelmäßigkeit der Anlage wie der Ausführung. Mit ſtrenger Symmetrie ſind die Räume des Erdgeſchoſſes wie die des Obergeſchoſſes unter ſich gleich gehalten. Dieſe herbe Strenge des Gedankens der Anlage, die düſtere, feſtungsmäßige Gewalt des Äußeren wie des Hofes und der ſteinerne Eindruck der mächtigen gewölbten Räume, ſie wirken beklemmend auf den Beſucher. Der Hof iſt leer und düſter, ein grüner Schimmer überzieht den feuchten Boden, in den leeren Räumen hört man einzelne Tropfen fallen, und Tropfſteinbildungen zeigen, wie lange ſchon die Wäſſer des Daches ihren Weg durch die Wölbungen genommen haben. Welch blendendes Bild der einſtigen Schönheit vermag die Phantaſie dem melancholiſchen Zuſtande von heute gegenüberzuſtellen! Betreten wir das Zimmer über dem Haupteingange, das einzige, das nur einen Zugang hat, und das man darum immer für das kaiſerliche Privatgemach erklärt hat (ſ. farbiges Einſchaltbild). Der Fußboden war mit glänzenden Moſaiken bedeckt, die Wände waren in ſorgfältigen Kalkſteinquadern gehalten, Bündel von weißen Marmorſäulchen — heute ſind ſie grün und rot angelaufen — trugen die Gewölbegurte, um die Türen zog ſich eine Verkleidung von dunkelrotem, weißgeſprenkeltem Marmor. Auf Marmorſtufen ſtieg man zu dem durch eine Säule geteilten Fenſter hinauf und genoß hier von bequemen Bänken den Blick über Apulien hinab. Dieſe Ausſicht kann man in ihrer vollen Schönheit

Trullo und Schöpfrad in der Umgebung von Bari.

Digitized by Google

erſt von der Dachterraſſe umfaſſen. Wendeltreppen führen in den Türmen hinauf, ſoweit dieſe nicht von kleinen Ziſternen erfüllt ſind, von denen aus eine Röhrenleitung den ganzen Palaſt mit Waſſer verſorgte. Der Blick weitet ſich aus vom Monte Gargano bis über Bari hinaus, das endloſe Meer gibt den blauen Hintergrund, aus dem die weißen Hafenſtädte mit ihren Kaſtellen und Kathedralen herausleuchten, die Landſtädte ſchmiegen ſich den weichen Höhenzügen der Olivenwälder an, und um das Schloß und über die Berge nach dem Inlande zu, wo heute die graue, lebloſe Einöde, erſtreckte ſich einſt der Wald. Kein zweiter Punkt in Apulien war ſo geeignet, ein kaiſerliches Schloß zu tragen, als dieſer Gipfel, dem das ganze beherrſchte Land zu Füßen liegt, den die weiten Jagdgründe umgaben. Hier oben ſtand am 29. April 1905 Kaiſer Wilhelm II. und ließ die Erinnerungen der glanzvollen Stauferzeit an ſich vorüberziehen.

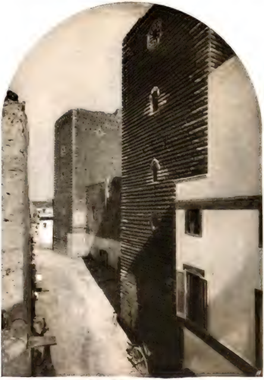
Ruine des ſtaufiſchen Schloſſes bei Gravina.

Friedrich II. ſcheint an dem 1240 begonnenen Bau des Schloſſes perſönlichen Anteil genommen zu haben. Aus den Bauformen iſt das noch zu erſchließen. Hoch im Hofe iſt ein antikes Relief vermauert; wir wiſſen, der Kaiſer ſammelte Antiken und ſchmückte ſeine Bauten damit. Die antikiſierenden Formen des Hauptportals, ein ſtaufiſcher Triumphbogen, einſt mit der Büſte des Kaiſers geſchmückt, ſie entſprechen ſeinen Beſtrebungen, eine erſte Renaiſſance der Kunſt ins Leben zu rufen, für die ſeine berühmten Goldmünzen noch heute zeugen. Dazu franzöſiſch-gotiſche Konſtruktions- und Schmuckformen, die beweiſen, daß dem Kaiſer auch die gewaltigen Fortſchritte der franzöſiſchen Kunſt nicht entgangen waren. So iſt der Bau das Spiegelbild ſeiner vielſeitigen und weitſichtigen Perſönlichkeit.

Wie dem auch ſei, wir wiſſen nicht, ob der Kaiſer ſein Werk vollendet geſehen hat oder ob ihn der Tod ſchon vorher ereilt hatte. Was aber folgt, iſt ein tragiſches Verhängnis. Als am 4. März 1266 Helena, die Witwe von Friedrichs Lieblingsſohne Manfred, in Trani gefangen genommen worden war, wurden Manfreds unmündige Söhne, der älteſte damals kaum vier Jahre alt, nach Caſtel del Monte ins Gefängnis gebracht. Noch nach achtundzwanzig Jahren entſinnt ſich ihr grauſamer Gegner ihrer und erklärt es mit wunderbarer Großmut für unwürdig, ſie vor Hunger verkommen zu laſſen; ſpäter genehmigt er ſogar, ihnen die Ketten abzunehmen! Das iſt, was die Mauern des ſtolzeſten Schloſſes Friedrichs II. von den Schickſalen ſeiner Familie zu erzählen wüßten. Die Hirten aber ſehen noch heute in hellen Mondſcheinnächten, wenn die Aſphodelosblüten den Berg bedecken, den ſchönen König Manfred zum Schloſſe herausreiten.

Die unwirtlichen Höhen hinter Caſtel del Monte, die den Blick nach dem Binnenlande zu verſchließen, bilden die Waſſerſcheide. Hat die Terra di Bari keinen Waſſerlauf, ja nur vereinzelte Quellen, ſo beginnt jenſeit dieſer Berge ein Netz von tiefen Tälern, deren Gewäſſer ſich in das Joniſche Meer ergießen. Das landſchaftliche Bild verſchiebt ſich vollkommen; welcher Gegenſatz zwiſchen dem apuliſchen Flachlande und den ſteilen waldbedeckten Tälern der Baſilicata, deren Talſohle von ungeſtümen, rauſchenden Bergwäſſern ausgefüllt wird! Oben im Gebirge am Fuße des Monte Vulture, deſſen vulkaniſche Form ſchon von der Capitanata aus auffällt, haben die Normannen zuerſt Fuß gefaßt, in Melſi war ihre Burg, in Venoſa die Abtei, in der ihre Fürſten beigeſetzt wurden. Die Stauſer haben ſich gern und viel in dieſen Gegenden aufgehalten, und Friedrich II. hat hier, wie überall, an den ſtrategiſch wichtigen Punkten oder wohin ihn die landſchaftliche Schönheit, der Wald und Wildreichtum lockte, Kaſtelle erbaut. Lagopeſole, über dem gleichnamigen See gelegen, iſt noch wohl erhalten; in Gravina ſteht auf dem Burgberg, wo der Blick ſich in ein Netz von Tälern öffnet, die Ruine des Schloſſes, ein Obſtgarten füllt den Raum des Hofes aus und verdeckt die urſprüngliche Anlage, doch am ſteilen Hügelrande ragt der Palaſt mit ſeinen prächtigen Quadermauern noch bis zum dritten Stockwerk auf und läßt die urſprüngliche Anlage der Räume, die Gediegenheit und Schönheit ihrer Ausführung wohl erkennen (Abbild. S. 104). Unweit Gravinas liegt Altamura, von deſſen ſtolzen Mauern, denen es den Namen verdankt, freilich nichts mehr zu ſehen iſt. Altamura hat eine ſtaufiſche Erinnerung eigener Art: ſeine Kathedrale iſt der einzige größere Bau, deſſen Gründung auf den nicht kirchlich geſinnten Friedrich II. zurückgeht. Leider hat gerade dieſer ſo unendlich wichtige Bau ſchon in früher und noch in neueſter Zeit ſo viele Umgeſtaltungen erlitten, daß er nur noch in Einzelheiten eine Vorſtellung friderizianiſcher Kirchenbaukunſt zu geben vermag. Ein ſeltſames Verhängnis ließ dieſe fromme Schöpfung des Kaiſers ſchon wenige Jahrzehnte nach ihrer Erbauung einſtürzen.

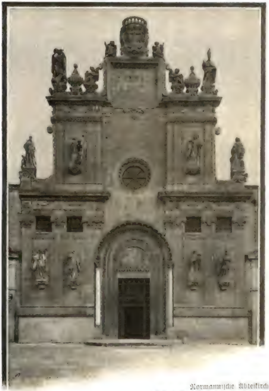
Von Altamura führt eine Fahrſtraße durch die Berge nach Gioia del Colle, wo ſie die Straße von Bari nach Tarent kreuzt. An dieſer beherrſchenden Stelle erhebt ſich wieder eines jener mächtigen Schlöſſer aus friderizianiſcher Zeit, neben dem das Städtchen zwerghaft erſcheint (Abbild. S. 105).



Das Kaſtell in Gioia del Colle.

Öſtlich von Gioia beginnt ſich das Landſchaftsbild zu verändern. Die Halbinſel zwiſchen dem Joniſchen und dem Adriatiſchen Meere, in die Apulien ausläuft, bildet ein Flachland ohne die Bergſcheidung in der

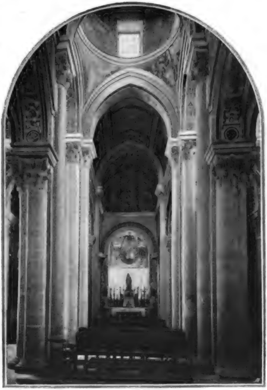
Mitte. Der Charakter weicht gänzlich von der Terra di Bari ab. Die üppigen Olivenwälder und Weinpflanzungen hören auf, die Bäume werden ſpärlicher, die großblättrigen Feigen überwiegen. Der nackte Fels tritt an vielen Stellen zutage: große Strecken, wo der leicht zu behauende Stein gebrochen oder richtiger aus dem Boden herausgeſchnitten iſt, nehmen ſich wie Ruinenſtädte aus. Künſtliche Höhlen ſind nicht ſelten, im frühen Mittelalter haben hier die Mönche des heiligen Baſilius, die griechiſchen Rivalen der Benediktiner, ihre Kirchen und Klöſter angelegt; in ſolchen halbverfallenen Grotten, die oft zum Viehſtall profaniert ſind, erzählen noch halbverblichene Fresken von der Kunſt und dem Glauben der griechiſchen Eroberer. Unter den Geſteinarten der Gegend iſt ein weicher Kalkſtein von ſchöner goldgelber Farbe für die künſtleriſche Geſtaltung der Bauten beſtimmend geworden. Die ſogenannte ,,pietra leccese“ hat durch ihre eigentümlichen Qualitäten die Bildhauer und Architekten Lecces und der Provinz zu ebenſo kühnen wie eigenartigen Leiſtungen verführt.


Normanniſche Abteikirche bei S. Nicola e Cataldo in Lecce.

In Lecce ſind wir im äußerſten Süden Apuliens. Das Florenz des Rokoko, wie man Lecce nicht ganz zutreffend genannt hat, iſt eine Stadt von gänzlich unapuliſchem Weſen. Freundlich und heiter, ſauber und elegant, wirkt es beſtrickend auf den Fremden, der zum erſtenmal ſeine Straßen und Plätze betritt. In Lecce redet nicht mehr das Mittelalter, ſondern die Neuzeit zu uns. Kaiſer Karl V. machte es zu einer bedeutenden Feſtung, und der Geſamteindruck der Stadt iſt durch die Barockkünſtler beſtimmt worden. Kirchen, Klöſter, Paläſte des ſechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts ſcheinen ſich in unabſehbarer Folge aneinander zu reihen. Freilich auch dieſe Künſtler haben ſich der Einwirkung des großen apuliſchen Mittelalters nicht entziehen können, und ſo miſchen ſich in ihren Schöpfungen mittelalterliche und Barockformen. Vom Mittelalter inſpiriert, beleben ſie die altapuliſche Sitte der Anbringung großer Tiergeſtalten wieder, aber unmittelbar neben romaniſierenden Ornamenten bringen ſie die neuen Formeln des Barocks, und die große theatraliſche Skulptur der Zeit zieht mit ihnen in Apulien ein.

So ſchaffen ſie aus dem leicht bearbeiteten Material Werke von überſchwenglichem Reichtum, Ausgeburten der tollſten Künſtlerlaune, denen das Auge zu folgen nicht müde wird. Die Natur hat ſich bemüht, das Willkürlich-Phantaſtiſche dieſer Kunſt noch zu ſteigern. Die Pietra Lecceſe verwittert an der Luft in unberechenbarer Weiſe zu den ſeltſamſten Formen, und ſo iſt aus manch einer Figur der Barockzeit ein ſteinernes Rätſel geworden, das ſeine unverſtändliche Silhouette in den klaren blauen Himmel erhebt.

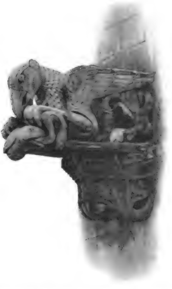
Wenn in der Stadt Lecce ſelbſt alle Spuren der Zeit getilgt ſind, in der hier normanniſche Grafen reſidierten, ſo ſteht unmittelbar vor ihren Toren noch ein Juwel normanniſcher Baukunſt: die Kirche S. Nicola e Cataldo. Die Geſchichte dieſes Baues und des Endes der normanniſchen Herrſchaft in Lecce iſt eng verwebt mit dem Liebesroman der ſchönen Grafentochter und des ſiziliſchen Prinzen Roger. Ihr Sohn Tankred, der nach langjähriger Verbannung in den Beſitz der Grafſchaft gelangte, war es, der nach dem Tode König Wilhelms II. Anſprüche auf die ſiziliſche Königskrone ſeines Großvaters erhob, aber im Kampfe gegen Kaiſer Heinrich VI. mit ſeinem ganzen Hauſe einen tragiſchen Untergang fand. Tankreds Bau, an dem verſchiedene Inſchriften den Stifter nennen, iſt heute in den Friedhof einbezogen. Es iſt eine der ſtimmungsvollſten Stätten Apuliens: eine lange Allee von Lebensbäumen führt auf die Kirche zu, die ſich an einem weiten Platz erhebt, dem die ſchweigenden dunklen Bäume ein feierlich-ernſtes Gepräge geben. An der Faſſade (Abbild. S. 106) rühren nur das Portal und das Rundfenſter vom urſprünglichen Bau her; aber die Blattfrieſe dieſes Portals zeigen die wunderbare, einer Holzſchnitzerei nahekommende Feinheit der Ausarbeitung, wie ſie nur in der Pietra Lecceſe möglich iſt. Die Kleinheit und Zierlichkeit dieſer Ornamente ſteht in rechtem Gegenſatz zu den ſchweren Barockformen, in denen die Faſſade umgeſtaltet worden iſt. Und dieſes Gegenſatzes werden wir uns erſt recht bewußt, wenn wir vor die wohlerhaltene Seitenfront treten, die durch ihre eleganten Verhältniſſe und ihre zurückhaltende Ornamentik einen unbeſchreiblichen Reiz ausübt. Dieſelben Vorzüge



Inneres der normanniſchen Abteikirche S. Nicola e Cataldo bei Lecce.

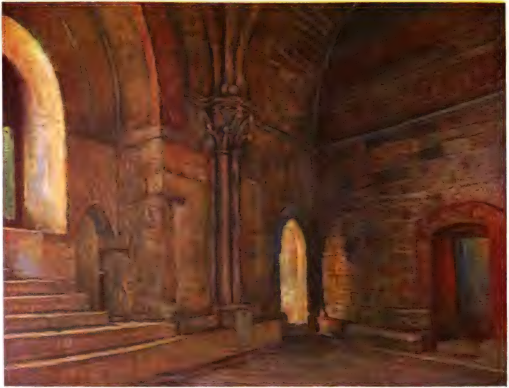
machen aus dem Inneren der Kirche einen der ſchönſten Räume ſüditaliſcher Architektur; das Auge folgt mit demſelben Genuß dem klaren konſtruktiven Aufbau des Ganzen, mit dem es vor den prächtigen Kapitälen verweilt (Abbild. S. 107). Legen wir aber die Wurzeln dieſer Kunſt bloß, ſo ergibt ſich ein Bild kosmopolitiſcher Verbindung, wie ſie für dieſen Boden bezeichnend iſt. Franzöſiſch iſt der Bau ſeiner Konzeption und Konſtruktion nach, byzantiniſche und ſelbſt arabiſche Elemente kommen daneben zu Worte. Stärker als je empfinden wir aber, daß auf dieſem Boden ſeit uralter Zeit Griechen und Italiker, Orient und Okzident, das griechiſche und das römiſch-deutſche Kaiſertum zuſammenſtießen. Steigen wir hinauf auf die Dachterraſſe von S. Nicola e Cataldo, ſo ſchweift der Blick über die flache Terra d'Otranto und über das Meer, aber unfern im Oſten erheben ſich die ſteilen Zacken der akrokerauniſchen Berge und Korfus. Dort lag die Heimat der ſchönen Gemahlin Manfreds, und über jene Inſeln führten byzantiniſche und ſtaufiſche Eroberungspläne ins Abendland und Morgenland.

So iſt Apulien, das Land, das vergeſſen iſt von den Reiſenden aller Nationen, und das die wenigen, die es geſehen, ſo ſehr begeiſtert hat, zuletzt keinen Geringeren als Kaiſer Wilhelm II. So abwechſelungsreich in den weiten Linien und ſatten Farben ſeiner Landſchaft, ſo groß in ſeinen gewaltigen Denkmälern, ſo mächtig in ſeinen ſtolzen geſchichtlichen Erinnerungen, die mit den unſeren ſo eng verknüpft ſind. Nur wer Apulien geſehen hat, begreift den ganzen Sinn des Wortes, das der „König von Pülle“, wie Walter von der Vogelweide den großen Staufer nennt, geſprochen hat: Wenn der Gott der Hebräer mein Reich geſehen hätte, die Terra di Lavoro, Kalabrien, Sizilien und Apulien, ſo hätte er den Juden das verheißene Land nicht ſo gerühmt!



Greifenkonſole von einem Fenſter der Kathedrale in Bari.

Digitized by Google



Saal in Castel del Monte. Nach einer Skizze von Carl Hradil.

Digitized by Google

L. v. Strauß u. Torney

Das Meerminneke

Eine alte Geschichte aus Niederland

von

Lulu von Strauss und Torney

I

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Unten am Fluſſe iſt immer Lärm. An der einen Seite ſtehen die hohen Backſteingiebel der Speicherhäuſer, und davor liegen die plumpen, bauchigen, ſchwarzen Laſtkähne, auf denen die Ladeknechte und Schiffer mit Ho! und Geſchrei herumtrampeln, klettern, aus- und einladen. An der anderen Seite ſind die geteerten hölzernen Schifferhäuſer, klein und ſchief und krumm. Horden von Kindern ſpielen da, ſchreien und klappern im Laufen mit den Holzſchuhen, die an den nackten Füßen ſtecken. Solche Holzſchuhe tragen auch die Weiber, die vor den Häuſern am Waſſer hocken und ihre Wäſche ſpülen. Klitſch klatſch geht das mit den Linnenſtücken in dem graugelben Flußwaſſer, und dabei ein Geſchnatter von den vielen Weiberzungen, nicht zu ſagen! In dieſem Augenblick hat die Wäſche aber Ruhe. Die ganze Weiberſchaft hat ſich aufgeregt zuſammengerottet und ſchwatzt, alle auf einmal. Sogar die Kinder ſind hergelaufen und ſtehen mit offenen Mäulchen und Augen.

„Antje Groot, nun halt' den Schnabel und hör' zu, was Klaas Klaaſſen ſagt!“ ſchreit eine große ſtarke Frau in den Lärm, „wann habt Ihr ſie gefunden, Klaaſſen? Heute morgen?“

Der alte Kerl, der breitſpurig mitten zwiſchen dem Weibervolk ſteht, nickt mit wichtigem Geſicht. „Jawohl, Trien Mannis.

Unten auf dem Sand. Es lag allerlei Zeug da angeſchwemmt nach der böſen Nacht, Bretter und Treibholz und Tang. Und wie Jens und ich nach dem Boot herunter wollen, ſehen wir da etwas Weißes, Glitzriges. Wir denken erſt, es iſt Schaum. Iſt auch welcher. Aber mitten drin liegt ein Ding, ein Weibsbild, und iſt faſernackt von oben bis unten“ — ein paar Weiber juchen auf — „und hat ſtatt der Beine zwei Fiſchſchwänze, wie ein großmächtiger Flunder, mit Schuppen und Floſſen dran —“

„Iſt das wahr, Klaas Klaaſſen? Gewiß wahr?“

Klaas Klaaſſen ſchneidet gern auf, das weiß jeder. Aber er zwinkert jetzt gar nicht mit den Augen und macht ein Geſicht wie bei der heiligen Meſſe. „Die Fiſche ſollen mich lebendig freſſen, Trien Mannis, wenn ſie nicht zwei Schwänze hatte. Ein leibhaftiges Meerminneke! Wir haben ſie erſt ins Waſſer werfen wollen. Aber zuletzt hat Jens' Junge geſagt, wir wollten ſie nach der Stadt bringen, da könnten ſie ſehen, was ſie damit anfingen. Iſt nicht leicht geweſen, ſie zu kriegen. Das Ding biß und kratzte wie eine Katze. Da!“ Er ſtreckt ſeinen haarigen, braunen Arm aus dem Ärmel der Fiſcherjacke. Ein rotes Mal iſt darauf wie von ſcharfen Krallen.

Die Weiber ſchlagen die naſſen Hände zuſammen. „Heilige Muttergottes! So eine Satanshexe! Wo habt Ihr denn das Ding gelaſſen, Klaaſſen?“

Der alte Kerl lachte verſchmitzt. „Aufgepackt und in der Kiepe hergeſchleppt. Meine Frau hat ihm ihren alten Rock und ihr Tuch umgetan, daß es doch nicht ſo ſündhaft faſernackt unter die Leute käme. Wenn ihr es ſehen wollt, es ſitzt auf dem Markt.“

„Auf dem Markt? Trien, hörſt du? Komm, komm — du lieber Himmel, das müſſen wir ſehen! Antje, mach' zu!“

Sie ſind auseinandergeſtoben wie geſcheuchte Hühner. Klappklapp die Holzſchuh auf den Steinen, der hölzernen Brücke, nach der Stadt zu. Alles rennt und ſchreit, und der ganze Kinderſchwarm hinterher.

Auf dem Markt iſt auch Lärm. Es riecht da nach allerlei: nach rohem Fleiſch und Blut und Käſe und Grünzeug und Fiſchen. Denn die Fleiſchbänke ſind da, und an die Groote Kerk, die ſich hoch und ſtreng und ſteingrau mit Pfeilern und abſchüſſigem Dach und Turm über das Gewimmel hebt, kleben wie niedrige Schwalbenneſter Buden und Büdchen und Verkaufsſtände. Vor einer halben Stunde hat es geregnet, aber jetzt ſcheint die Sonne wieder, und alles blitzt und leuchtet: die plumpen, naßkalten Pflaſterſteine und die ſchlohweißen Weiberkappen, die grünen Krautköpfe, auf denen noch die Tropfen ſitzen, die lindskopfgroßen, goldgelben Käſe und das ſilberige Fiſchgeſchuppe in Bütten, Kiepen und auf Brettertiſchen.

Um dieſe Fiſchſtände herum drängt und ſchreit es jetzt, und die Ankommenden müſſen ſich ſchimpfend mit den Ellenbogen Platz ſchaffen.

Heiliger Kriſpin! Da, in Klaas Klaaſſens großer Kiepe ſitzt es! Sitzt ganz in ſich verkrochen, hat ein grobes, zerriſſenes Tuch umgeknotet und die Arme auf dem Rücken verſchnürt! Aber das Geſicht! Gott bewahr' uns! Weiß wie eine Kalkwand und darum her ein Gewirre von rotbraunem Haar, ſo wunderlich dunkel wie der Seetang draußen am Strande, und ganz naß!

Den dreiſten Jungen, die um die Kiepe herumkugeln, macht dieſes Haar Spaß, ſie lachen und zupfen daran, bald hier, bald da, und ſchreien mit ſcharfen kleinen Kinderſtimmen. Jetzt packt Antje Groots dicker Jan zu, mitten in das kupferige Rot hinein.

Aber auf einmal wirft das Ding ſich blitzſchnell herum, reckt den Kopf vor und beißt Jan in die Hand.

Der ſtolpert aufheulend zurück.

„Hallo! Verfluchte Hex'! Satansbraten!“

Ein Aufjohlen um die Kiepe her, aufgereckte Weiberfäuſte, ein Gedränge, daß ein Tiſch umpoltert und die Fiſche platſchend und glatt unter den Füßen herumfahren.

„Willſt du ehrlicher Leute Kinder beißen? Warte! Totſchlagen ſoll man dich! Da haſt du's!“ Antje Groot hatte ihren Holzſchuh abgezogen und ſchwingt ihn durch die Luft. Das Ding in der Kiepe tut einen kurzen Aufſchrei, der untergeht in dem tollen Geheul. Schmutz und Steine und Kohlſtrünke fliegen durch die Luft.

„Platz da! Ihr verwünſchtes Weiberpack, wollt ihr wohl Ruhe halten? Habt ihr keine Ohren? Was iſt da?“

Vor der polternden Männerſtimme iſt es auf einmal ſtill und ſtiebt auseinander. Wer iſt das? Der Marktvogt? Nein, Mynheer de Jonge, der Bürgermeiſter ſelbſt!

„Zurück, Antje! He, ſiehſt du denn nicht?“

Sie haben alle Reſpekt vor Mynheer de Jonge. Er iſt dick und breit in ſeinem ſchwarzen Puffenwams und hat viel Geld und ein großes neues Haus am Markt. Und er iſt auch ein ſtrenger und gerechter Herr, der ſeine Sache verſteht.

Er zieht jetzt die Augenbrauen hoch und fragt noch einmal: „Was habt ihr?“

„Mynheer, das Hexending da —“

„Sie hat meinen Jan —“

„Mynheer, Klaas Klaaſſen hat —“

Mynheer klopft mit dem Rohrſtock hart auf den Boden. „Glaubt ihr, ich habe hundert Ohren, daß ich verſtehen kann, wenn ihr alle auf einmal ſchreit?“

Antje Groot ſpringt vor und zeigt mit dem ausgezogenen Holzſchuh in ihrer Hand nach der Kiepe. „Seht Euch das an, Mynheer! Klaas Klaaſſen hat es gefunden und hergebracht. Es iſt ein Meerminneke, ein richtiges Teufelsding, Gott ſoll uns bewahren!“ Sie ſchlägt geſchwind ein Kreuz dabei.

Mynheer de Jonge macht einen Schritt vorwärts und ſieht jetzt, was in der Kiepe ſitzt. Es hockt noch in ſich geduckt und ſtarrt ihm mit ſchwarzen, feindſeligen Augen entgegen.

Ein junges Weibsbild. Mynheer ſieht darauf herunter und pufft die Backen auf, wie immer, wenn ihn etwas bedenklich macht. Es ſieht richtig aus wie ein Teufelsding, das iſt wahr. Hexen brauchen nicht immer alt zu ſein, die jungen ſind ſogar gefährlicher.

Aber er ſagt nichts und tut erſt noch einen Blick dahin. Blitz und Hagel, ein ſchönes Weib! Die de Jonges verſtanden ſich auf ſo etwas. Es wäre doch ſchade darum!

Mynheer ſieht ſtreng über die aufgeregt gaffenden Weibergeſichter hin. „Teufelsding oder nicht, wollt ihr es denn mit eurem Heilbutt verkaufen, daß ihr es hier auf den Markt ſetzt?“ Er wendet ſich nach der Kiepe. „Wer biſt du?“ fragt er barſch.

Das Ding ſieht ihn böſe an und antwortet nicht.

„Wer biſt du?“ fragt er noch einmal, diesmal auf italieniſch.

Keine Antwort. Nicht das leiſeſte Verſtehen in dem weißen Geſicht, das unbeweglich bleibt.

Mynheer iſt als junger Menſch viel in der Welt herumgekommen und zeigt das gern. Zwei, drei Sprachen probiert er noch durch, engliſch, ſpaniſch, ſogar einen Brocken mauriſch. Aber dann kehrt er ſich ärgerlich ab. „Weiß der Teufel, wo ſie herkommt. Aber ſitzenbleiben kann ſie hier nicht. Heda faßt an die Kiepe, zwei von euch. Wird's bald?“

Sie zögern erſt alle. Dann kommen zwei widerwillig heran und faſſen die geflochtenen Traggriffe. „Wohin denn, Mynheer?“

Er beſinnt ſich kurz. Dann zeigt er mit dem Stock quer über den Markt auf die ſchmale Gaſſe. „Zu den Beghinen. Was ſpäter daraus wird —“ Er ſagt den Satz nicht zu Ende.

Trapptrapp trotten die zwei ſtämmigen Fiſchweiber mit ihrer Laſt über den Markt, und das ſchwere, naſſe, rote Haar hängt über den Rand der Kiepe und gleißt wie Kupfer. —

In dem großen Haus am Markt mit dem hohen Backſteingiebel und der Steintreppe, das den de Jonges gehörte, war ſchon eine Stunde lang der Tiſch gedeckt. Bier ſtand da in einem hohen zinnernen Krug, und Käſe und ſchwarzes Brot und Weizenbrot und Butter und geräucherte Fiſche und geſalzenes Fleiſch. Und alle de Jonges ſaßen auch ſchon da um den Tiſch, warteten und ſprachen wenig. Die Ratsſitzung dauerte heute recht lange.

Als Mynheer de Jonge endlich hereinkam, knurrte er nur kurz einen undeutlichen Gruß heraus und ſetzte ſich ſchwer auf ſeinen Platz obenan.

Seine Tochter Jakeline ſchenkte ihm den Bierkrug voll. „Da war wohl wieder einer auf dem Markt, der ſchlechtes Maß und Gewicht hatte?“ fragte ſie etwas ſchläfrig, „es war ſo viel Lärm draußen.“

Mynheer goß den Biertopf herunter und leckte ſich die Lippen. „Nein, dieſes Mal war es etwas anderes. Sie haben da ſo ein wildes Weibsbild aufgefiſcht oder gefangen.“

„Ein wildes Weib?“ Jakeline riß ihre runden, ein bißchen dümmlichen Augen nun doch ganz weit auf, und die kleine Maritje machte es ihr nach. „Habt Ihr es ſelbſt geſehen, Herr Vater? Wie ſieht es aus? Dürfen wir es auch ſehen? Hat es Haare auf dem Leib wie Mynheer Alders Meerkatze?“

„Torheiten. Es iſt ein Weibsbild wie ihr auch, bloß daß es keinen Lappen Zeug anhatte, als ſie es fanden, draußen auf dem Sand.“

„Gerrit iſt mit der Treckſchuit hereingekommen und ſagt, es ſoll geſtern und dieſe Nacht die Hölle losgeweſen ſein,“ erzählte Dierk; der zweite, mit vollen Backen kauend: „Ein großes ſpaniſches Schiff iſt draußen auf den Sand gelaufen. Mann und Maus ertrunken.“

„Wie ſieht das wilde Weib denn aber aus?“ frug Maritje noch einmal mit dünner Kinderſtimme dazwiſchen.

Es hörte keiner auf ſie.

„Und wenn ſie nicht ertrunken wären, hätten die frommen Strandleute wohl etwas nachgeholfen, des Strandguts wegen,“ ſagte einer, der im Schatten unten am Tiſch ſaß.

Mynheer de Jonge wandte den Kopf. „Pieter, du biſt auch da? Das iſt recht.“

Die de Jonges waren ſonſt alle große, breite, blondrote Männer und derbe, rotbackige Mädchen. Aber Mynheer hatte noch dieſen einen älteſten Sohn von ſeiner erſten Frau, die er ſich in jungen Jahren aus Spanien geholt hatte. Pieter de Jonge ſaß mager und dunkel und fremd zwiſchen dieſen Blondroten, bei denen die vielen guten Dinge anſchlugen, die ſie aßen, und die ſich nicht mit überflüſſiger Bücherweisheit ſchleppten. Er hatte von Kind auf einen Kopf fürs Lernen gehabt, und der Alte hatte halb Freude, halb Ärger an dem Sohn, der aus der Art ſchlug.

Seine Gedanken waren jetzt durch ihn in einen anderen Kanal gekommen. Er ſah nachdenklich in ſeinen Biertopf. „Was ich ſagen wollte, Pieter. Siehſt du den Jan Allaert oft?“

„Jan Allaert? Jawohl, alle Tage. Er iſt ja Kaplan an Sankt Bavo wie ich auch.“

„Ja, ja, ich weiß!“ Mynheer räuſperte ſich. „Sie ſagten heute im Rat, er wäre auch unter die neuen Prädikanten gegangen.“

Dem anderen zuckte es in den dunklen, geraden Brauen. „Jan Allaert iſt mein Freund. Der tut nichts, was unrecht iſt. Sagt das denen im Rat.“

Der Alte zerbröckelte nachdenklich eine Käſerinde. „Hm. Ja. Aber ich wollte doch, du wäreſt vorſichtig, Pieter. Du mußt nicht an dich allein denken, auch an mich. Es iſt mancher, der mich gern vom Bürgermeiſterſtuhl haben möchte, wenn er könnte. Und dann wiſſen wir nicht, ob das Neue ſoviel taugt wie das Alte. Was wir an dem Alten haben, wiſſen wir. Wir ſitzen gut, wie wir ſitzen, wir de Jonges. Was gehen uns fremde Schwarmköpfe und Schreier an?“

Dem jungen Kaplan war es langſam braunrot in die Stirn geſtiegen. Aber ehe er etwas antworten konnte, drang Maritje mit ihrer dünnen Stimme endlich durch.

„Aber wo habt Ihr denn das wilde Weib hingeſteckt? Und wird es nun verbrannt?“

Mynheer lachte laut und polternd auf, und etwas eilig, als ob es ihn freute, das Geſpräch abzubrechen: „O, über das neugierige Weibervolk! Bei den Beghinenſchweſtern ſitzt es, und was daraus wird, weiß ich noch nicht!“

Da machte Pieter de Jonge die Lippen wieder zu und ſagte nichts weiter. — —

Dieſes alles war am Morgen geweſen. Am Abend dieſes Tages, als das Glockenſpiel von Sankt Bavo ſchon über dämmerige Straßen hinſpielte und die Grachten unter den Brückchen und Steinbogen ganz nachtſchwarz ausſahen, ging Jakeline de Jonge vom Markt in eine ſchmale Gaſſe hinein. Sie trug einen großen Mantel, mit Pelz beſetzt, und ein Meisje (Mädchen) mit einer Handleuchte ging vor ihr her. Eine de Jonge konnte ſich das alles leiſten.

An einer ſehr ſtillen, ſehr ſchwarzen Gracht, auf der gelbe Rüſterblätter ſchwammen, lag die Backſteinmauer des Beghinenhofes. Sie war ſo hoch, daß nur die Spitzen der Apfelbäume herüberſahen, die ganz regungslos in der Abendluft ſtanden.

Jakeline ſchlug mit dem großen Eiſenklopfer laut und raſch an die Tür. Sie war auf dem Wege noch neugieriger geworden, weil ihr das Meisje mit wichtigem Geſicht allerlei Erſchreckliches erzählt hatte, was ſie von dem wilden Weib auf dem Markt gehört hatte.

Um dieſe Zeit ſaßen die frommen Schweſtern ſonſt jede bei ihrem Öllämpchen und über ihrer Spitzenkante, und Gänge und Treppen waren ausgeſtorben. Von Amſterdam bis Mecheln gab es keine feineren Kanten als die, die hier im Beghinenhof gemacht wurden. Es war eine wahre Eiferſucht zwiſchen den Schweſtern, wer tagsüber am meiſten von dem ſchleierzarten Gewirk fertigbrachte.

Heute blieb Jakeline aber verwundert in der Tür ſtehen. In der Tiefe des breiten, niedrigen Ganges war es ungewohnt lebendig. Wohl ein Dutzend großer Beghinenhauben, die wie rieſige geſpenſtiſche Schmetterlinge aus der fahlen Dämmerung auf- und wieder hineintauchten; dazu aufgehobene geſpreizte Hände und aufgeregt tuſchelnde Stimmen.

Einer von den großen Schmetterlingen löſte ſich aus dem Haufen und bewegte ſich auf die Tür zu. Ein ältliches Geſicht, wie ein kleiner verſchrumpfelter Apfel, ſteckte darunter, das erſt näher am Licht erkennbar wurde.

„Ach du liebe Mutter Maria! Juffrouw de Jonge ſelber! Wo wir eben von Mynheer, Eurem Vater, langes und breites geredet haben! Das heißt, eigentlich nicht von Mynheer ſelbſt —“

Die große Jakeline mußte ſich bücken, um ihren Arm in den der kleinen Beghine zu ſchieben. „Ich weiß, was Ihr geredet habt, Schweſter Beate. Von der neuen Beghinenſchweſter! Ich will auch davon hören, deswegen bin ich gekommen.“

„Deswegen? Da werdet Ihr Schönes zu hören bekommen!“ Schweſter Beate ſchlug die Hände zuſammen. „Eine neue Beghine ſoll das ſein, Mejuffrouw? Du lieber Himmel! Müh' und Not hat es gekoſtet, daß ſie nur rechtliches Zeug auf dem Leib hat ſtatt der alten Lumpen, aber die Haube will ſie um keinen Preis aufhaben. Sitzt da und hat ihr ſündhaftes rotes Haar um ſich und redet kein Wort, ſolange ſie hier iſt!“

„Hat ſie einen Schwanz?“ frug Jakeline neugierig geheimnisvoll.

Sie ſtanden jetzt mitten zwiſchen den anderen weißen Mützen. Eine von denen ſchüttelte ſich ärgerlich.

„Ich habe keinen geſehen, Mejuffrouw. Aber wer weiß denn, mit was für Zauberei und Teufelskunſt ſo eine umgeht!“

„Ja, Mejuffrouw, Mynheer, Euer Vater, hat uns ein ſchlechtes Geſchenk damit gemacht, daß er ſie uns hier hereinſetzte! Wo wir doch alle aus eingeſeſſenen Geſchlechtern ſind und ehrbare Bürgerstöchter. Wenn Ihr was Gutes ſtiften wollt, Mejuffrouw, dann ſorgt dafür, daß er ſie bald wegholt. Er kann ſie ja ins Spinnhaus ſetzen.“

„Wollt ihr denn die Juffrouw de Jonge hier auf dem kalten Gang ſtehen laſſen? Kommt herein, Mejuffrouw, ich habe mein Stoeſken (Kohlenbecken) heiß, und ein paar Äpfel ſind auch da.“

Jakeline blieb ſtehen. „Ja, gern und ſchönen Dank! Aber, Schweſter Machteldje, kann ich ſie nicht vorher einmal ſehen? Ich möchte ſo gern.“

Das Altchen ſchüttelte ängſtlich den Kopf. „Nein, nein, das geht nicht. Die Frau Mutter hat ſie im Dunkeln eingeriegelt und verboten, daß einer hineingeht. Dahinten ſitzt ſie, in der leeren Kammer, aus der Schweſter Liſabeth letzte Woche weggeſtorben iſt.“

Jakeline machte plötzlich ein ſchlaues Geſicht. „Da ſitzt ſie alſo? Und wenn ich nun geradeswegs hineingehe und ſie mir anſehe, was wollt ihr dann machen? He?“

„Jakeline! Mejuffrouw!“ Zwei, drei, fünf Schweſtern waren gleich um ſie herum.

Die alte Machteldje faltete die Hände. „Um aller Heiligen willen, wir tun Euch ja gern alles zuliebe, was Ihr wollt, Kindchen! Aber das geht nicht, das geht gewiß nicht! Wenn ſie Euch nun etwas antut, bedenkt doch! Sie iſt boshaft wie der Teufel, und Gott weiß, was ſie einem lieben ſchönen Engel wie Euch alles an den Hals hexen kann!“

Der liebe, ſchöne Engel zögerte, ſtellte ſich auf die Zehen und verſuchte, durch das runde Guckfenſterchen der Tür in die verſchloſſene Kammer zu ſehen. Es war ſtichdunkel darin. Aber wie Jakeline das Ohr an das Holz legte, hörte ſie dahinter ein eintönig klagendes Singen und Summen, ganz leiſe, leiſe. Da lief es ihr eiskalt über den Rücken, daß ſie ſich eilig wegwandte.

Als ſie längſt bei Schweſter Machteldjes Stoeſken ſaß und knackend in das weiße, ſüße Fleiſch ihres Apfels biß, waren ihre hübſchen dummlichen Augen noch blank von heimlicher, ängſtlicher Aufregung, wie bei einem Kind nach einem rechten Gruſelmärchen. —

Die frommen Schweſtern beklagten ſich ſonſt öfters, daß kein Menſch hier draußen am Beghinenhofje vorbeikam, und daß es da ſo ſtill und langweilig zu hauſen wäre wie in einem Brunnen. Jetzt war das anders geworden. Von früh bis zum Abend war die Gaſſe und der ſchmale Steg über die Gracht belagert von Kindern und neugierigen Weibern. Abgeknabberte Apfelgehäuſe und Erdklumpen flogen bisweilen an die Fenſter oder über die Hofmauer, und wenn die Schweſter Pförtnerin den Türklopfer fallen hörte und den Kopf durch das Guckfenſter ſteckte, konnte ſie ein dutzendmal am Tage hinter einer Horde Jungen herſchimpfen, die johlend mit klappernden Holzſchuhen um die nächſte Ecke verſchwanden.

All dieſe Gaffer bekamen aber nicht viel zu ſehen. Nur hin und wieder eine Beghine, die mit dem Korb am Arm von einem ihrer Armengänge kam. Zwei- oder dreimal auch Mynheer de Jonge, den ſie in ſeinem Puffenwams und dem großen Hut anſtarrten wie ein Wundertier. Das letzte Mal kam er aber ſehr ſchnell wieder heraus mit rotem, böſem Geſicht und fuhr ein paar Jungen derb an, die ſich vor ſeinen Füßen herumbalgten.

Mynheer de Jonge hatte aber auch Grund, ſich zu ärgern. So viel Schererei hatte er ja um die wichtigſten Stadtangelegenheiten nicht, wie um dieſes fremde Weibsbild. Keiner wollte ſie behalten, jeder ſchob ſie dem anderen zu; und dabei war ſie doch nun einmal da, und man konnte ſie doch um der chriſtlichen Barmherzigkeit willen nicht wieder in das Waſſer werfen, aus dem ſie aufgefiſcht war. Und wenn man noch wenigſtens ſeinen Lohn für ſo viel Lauferei und unnütze Worte gehabt hätte! Aber Mynheer zog die Stirne kraus, wenn er an dieſen letzten Beſuch im Beghinenhofje dachte. Wie eine Katze war ſie losgefahren, als er ihr nur ein wenig das weiße Fellchen auf der Backe klopfen wollte. Aber hübſch war ſie, bei Sankt Agnes und ihren elftauſend Jungfern!

Mynheer hatte dies alles in ſeiner Kammer in einem großen bequemen Stuhl durchgedacht, die Hände über dem Magen gefaltet. Bei der letzten Vorſtellung wurden ſeine Augen ſtier und klappten zu, die elftauſend Jungfern tanzten wirr durch ſeinen Kopf und hatten alle ſonderbar rotgleißende Haare. Eben tat er wohlig aufſeufzend einen erſten Schnarcher, als er plötzlich mitten darin wieder auffuhr wie geſtochen.

„Was iſt? Verflucht, wer ſtört mich da? Heraus, Maritje!“

Aber Maritje blieb an der Tür ſtehen, und hinter ihr war etwas Graues durch die Spalte zu ſehen. „Die Frau Mutter von den Beghinen iſt da!“

Mynheer ſtöhnte, aber er wußte, was er ſeiner Stellung ſchuldig war. Mit etwas vertränten und blöden Augen, aber ſehr würdevoll, ging er der Frau Mutter, die mit zwei Schweſtern rechts und links in die Tür kam, entgegen. „Recht, recht, daß Ihr kommt und Euch beſonnen habt, Frau Mutter. Da ſetzt Euch, und Ihr auch, Schweſtern!“

Aber die Frau Mutter blieb ſtehen und machte ein ſäuerliches Geſicht. „Beſonnen, ſagt Ihr, Mynheer de Jonge? Ja, was ſollen wir armen Frauensmenſchen denn anders machen, wenn uns ein ganzer hochmögender Rat und Mynheer ſelber die Ohren taub redet? Richtig iſt es nicht, daß Ihr uns ſo etwas auf den Hals packt, von dem Ihr ſelber nicht wißt, ob es vom Teufel oder ſonſtwo herkommt.“

„Na, na, ruhig Blut, Mutterchen!“ Mynheer klopfte die alte Beghine wohlwollend auf die Schulter. „Ihr ſitzt in Eurem Hofje warm, und die Schüſſel iſt groß genug, daß noch eine dran ſatt wird. Wo ſie herkommt, weiß ich freilich nicht, aber Ihr werdet noch Eure Freude haben, was das für ein moyes (hübſches) kleines Beghinenſchweſterchen wird, wenn es erſt das Ave und das Paternoſter kann und ein Chriſtenmenſch iſt!“

Das Altchen ſetzte ſich nun doch auf den Stuhl, den Mynheer ihr hingerückt hatte, und legte die Hände breit auf die Armlehnen. „Wenn's erlaubt iſt, Mynheer, darüber will ich eben mit Euch reden. Wir haben zugeſagt, daß wir ſie behalten wollen, aber nur, bis ſie das Taufwaſſer gehabt hat. Unſer Pater Jodokus ſagt aber, er iſt für rechtliche chriſtliche Ordensfrauen zum Kaplan geſetzt und nicht für heidniſches Landfahrergeſindel. Er will nichts mit einer zu tun haben, die ſich vor keinem Heiligen bekreuzt!“ Sie war einen Augenblick ſtill und ſah aus kleinen Augen den dicken Mann ſchlau an. „Es weiß ja auch kein Menſch, was für eine Sprache ſie redet, denn bei uns hat ſie noch kein Wort geſagt. Wer der etwas beibringen ſoll, der muß mehr verſtehen als andere Leute. Und da habe ich mir gedacht: es gibt keinen jungen geiſtlichen Herrn in der ganzen Stadt, der ſo gelehrt und ſo fromm iſt wie Mynheer de Jonges Sohn. Und bin zum Dekan gegangen und habe es fertig gemacht, daß er uns den herſchickt.“

„Da ſoll denn doch —“ Mynheer hätte beinahe geflucht; aber er beſann ſich noch rechtzeitig und zog nur weiſe und etwas ſtreng die Stirn in Falten. „In Eurem Alter noch ſo voreilig! Warum habt Ihr mich nicht vorher gefragt, Frau Mutter? Ich kenne meinen Sohn, er hat ja den guten Willen“ — er nickte väterlich wohlwollend vor ſich hin — „aber die Erfahrung fehlt noch, die Erfahrung! Für ſo eine ſchwierige Sache ſolltet Ihr lieber einen Älteren nehmen, rate ich Euch.“

Sie ſah ihn ſehr ſüß an. „Mynheer, wo die Gabe iſt, wie bei Eurem Sohn, da iſt die Erfahrung nicht ſo nötig. Habe ich nicht recht, Schweſter Beate? Nein, nein, wenn einer bei ſo einer Kreatur etwas Gutes ausrichtet, dann iſt es Hochwürden der Kaplan de Jonge, habe ich geſagt, und davon laſſe ich mich nicht abbringen, mit Verlaub, Mynheer!“

Schlange du! dachte Mynheer de Jonge. Ein gefährliches Amt iſt es, und die Frau Mutter weiß, warum ſie es meinem Pieter zuſchiebt. Sie gehört in die Freundſchaft der van Cuyk, und Jakob van Cuyk, der Ratsherr, wäre längſt gern an meiner Statt Bürgermeiſter. Verdammt!

Hab’ ich den Fuchs in der Falle? ſagte die Alte inwendig; ja, ja, Mynheer, Ihr habt uns die Suppe eingebrockt, ſo mögt Ihr ſie nun auch auslöffeln helfen!

Sie nahmen aber Abſchied voneinander mit ſehr freundlichen Geſichtern und vielem Händeſchütteln.

Als die drei Beghinen draußen tripptripp mit aufgehobenen Rockſäumen über die Pflaſterſteine des Marktes gingen, ſaß Mynheer wieder wie vorhin in ſeinem Stuhl, die Hände über dem Magen gefaltet, aber das Schnarchen war ihm vergangen. —

So war es gekommen, daß Pieter de Jonge, der Kaplan, an einem der nächſten Tage den Türklopfer am Beghinenhofje anſchlug.

Die kleine Pforte ſah niedrig und dunkel aus unter ihrem Steinbogen. Pieter blieb einen Augenblick faſt erſchrocken ſtehen, als ſie aufſprang und eine Maſſe weißes Licht ihm in die Augen ſchlug.

Es war alles weiß in dieſem Beghinenhaus. Die Wände ſchlohweis getüncht, und das Holz der Dielen und der breiten Treppen ſah aus, als ob es friſch von der Hobelbank käme, und war mit weißem Sand beſtreut. Die Sonne des hellen Herbſttages prallte durch die eckigen, bleigefaßten Rauten der großen, breiten Fenſter grell auf all dieſes Weiß herunter, und draußen auf dem Raſen des Gartens ſah man wie friſchen Schnee das Linnen der großen Herbſtwäſche liegen, das gebleicht wurde.

Vier, fünf Türen hatten geknarrt, als der Mannesſchritt auf den Flieſen klang; eine wurde plötzlich weit aufgemacht, die Frau Mutter ſelbſt kam heraus, ſo haſtig, daß ſie auf dem knirſchenden Sand faſt ausglitt. „Da ſeid Ihr ja, mein lieber, junger, hochwürdiger Herr! Nein, die Freude! Aber nun kommt erſt herein zu mir, ich habe da einen Muskatwein, ein Weinchen, ſage ich Euch —“ Sie ſchnalzte lüſtern mit der Zunge und hielt ihre Tür einladend offen.

Der junge Kaplan ſah ruhig in das ſchlaue Altfrauengeſichtchen, deſſen tauſend Knitterfalten und Runzeln ſich unter dem grellen Licht ſcharf in die welke Haut zeichneten. „Ich möchte lieber gleich zu ihr.“

„Ganz wie Ihr wollt! Es iſt recht, wenn die Jugend Eifer für das Amt hat. Es ſchadet Euch aber nichts, wenn Ihr vorher eine kleine Stärkung nähmet! Ich weiß ja wohl, daß fleiſchliche Verſuchung Euch nichts zuleide tut, aber ich ſage Euch, ſie ſieht ſündhaft aus, wie die ſchlimmen Weiber im Frauenhaus an dem Achterwall, und ſie hat den Teufel im Leibe!“

„Was geht mich ihr Leib an? Ich komme um ihrer Seele willen!“ ſagte der Kaplan ſtreng.

Die alte Beghine ärgerte ſich. „Dann kommt, wenn Ihr es nicht abwarten könnt.“

Ein Riegel raſſelte, und eine Tür quietſchte in den Angeln. Der Kaplan blieb einen Augenblick ganz erſtaunt ſtehen.

Die Kammer war klein und auch weißgetüncht. Aber es kam an dieſer Hausſeite nur ein ſchräger Sonnenſtrahl ins Fenſter, und in dieſem Sonnenſtrahl ſaß das Ding auf einem niedrigen Schemel. Es hatte Beghinentracht an, aber ohne die Haube. Und von dem bloßen Kopf hing das Haar ihr über den grauen groben Rock, dicht und ſchlicht, und brannte düſterrot in der Sonne. Ein paar Strähnen hatte das ſonderbare Geſchöpf zwiſchen den Fingern, ſpielte damit und ſummte vor ſich hin.

Es hörte aber mitten darin auf und wandte den Kopf, als die Tür ging. Erſt ſah es die alte Beghine an, dann den Kaplan, der dahinter kam. Ein paar ſtarre, ſchwarze Augen hatte es in einem ſehr weißen Geſicht.

Der Kaplan wußte ſelbſt nicht, wie das nun kam. Aber er ſah plötzlich in dieſen fremden, dunklen Augen etwas, das ihn ergriff. Nicht feindſelige Bosheit, wie er erwartet hatte, ſondern einen großen, hilfloſen Jammer, wie wenn ein gehetztes Tier ſeine Quäler anſieht.

Ganz ohne ſich zu beſinnen, tat er einen Schritt auf ſie zu. „Armes Kind!“ ſagte er, aus heiß aufquellendem Mitleid heraus.

Jetzt ſpringt die Katze los, dachte die Beghine. Aber es geſchah etwas ganz anderes, als ſie glaubte.

Das Ding ſah den Kaplan einen Augenblick ganz erſtarrt an, dann warf es die Arme hoch, faßte ſeine Hand in ihre beiden und küßte ſie leidenſchaftlich, zwei-, dreimal.

„Er zog ſie weg, als ob es ihn brannte,“ erzählte die Frau Mutter nachher am Mittagstiſch, „und er tat recht daran. Ja, ja, ich ſage es ja, wenn man ein junges Weibsbild zahm haben will, muß man nur einen jungen, hübſchen Beichtvater hinſchicken.“

Sie hatte ſich aber von ihren Gedanken nichts merken laſſen. „Gott und die Heiligen ſollen Euch beiſtehen, Hochwürdiger!“ hatte ſie nur mit Salbung geſagt und war aus der Tür gegangen. Darauf tat ſie ſich viel zugute.

Der Kaplan war mit dem Geſchöpf allein geblieben. Und das hatte plötzlich den Kopf hängen laſſen.

„Verzeiht, Sennor —“

Hatte er recht gehört? Reinſtes Spaniſch? Er trat heftig zurück und zog die Stirn in Falten. „Was heißt das? Sie ſagen mir ja, du kannſt nicht reden?“

„Sennor, meine Sprache! Weiter, weiter, ſprecht weiter!“ Sie war auf den Knien vor ihm, hatte wieder ſeine Hand, lachte und ſchluchzte durcheinander. „Einer, der meine Sprache redet —“

Der Kaplan riß böſe ſeine Hand weg. „Was ſoll das alles? Wenn du reden kannſt, warum haſt du dich angeſtellt, als ob du kein Menſch wäreſt?“

„Warum ſoll ich ſein wie ein Menſch, wenn ſie nicht mit mir umgehen wie mit einem Menſchen. Schleppen ſie bei euch alle, die elend und verirrt ſind, auf den Markt wie ein Stück Vieh und ſchlagen und ſchimpfen ſie, Sennor?“ — ſie ſchluchzte auf, aber ohne Tränen — „Ihr ſeid der erſte, der hier ein gutes Wort zu mir geſagt hat!“

„Steh auf!“ ſagte der Kaplan grob, weil er ſich in ſeiner Verwirrung nicht anders zu helfen wußte. „Wo kommſt du her?“

Das aufgeregte Mädchen wurde plötzlich ruhiger. Wie ſie aufſtand, ſtrich ſie ſich mit beiden Händen das Haar aus dem ſchönen, etwas ſcharfen Geſicht. „Wir ſind vor zwanzig Tagen aus Lisboa geſegelt. Hier, nah an der Küſte, in der Nacht, kam der Sturm. Wie es alles zuging, weiß ich nicht mehr. Es war wie ein Gericht Gottes. Mein Vater —“

Der Kaplan hob plötzlich den Kopf. „Gottes, ſagſt du? Biſt du denn getauft?“

Es kam keine Antwort. Das Mädchen ſchloß die Augen halb und den Mund ſehr feſt.

„Ich frage dich, ob du getauft und ein Chriſtenmenſch biſt?“

Er erſchrak vor dem Haß in ihren Augen, die ſie plötzlich groß und dunkel aufmachte.

„Nein!“ ſagte ſie hart, „wenn ich getauft wäre, ſäße ich nicht hier in dieſem verfluchten Lande. Wenn ich und meine Brüder und mein Vater getauft wären, dann läge der eine nicht draußen unter dem Waſſer, und die anderen wären nicht auf dem Markt von Toledo mit Feuer verbrannt, weil ſie den Gott unſerer Väter nicht läſtern wollten —“

„Ein Judenweib biſt du alſo?“ fragte Pieter de Jonge langſam und etwas verächtlich, „warum haſt du das nicht eher bekannt?“

„Damit ſie es mit mir machten wie mit meinen Brüdern? Ich kenne euch!“ Das Mädchen ſah ihn plötzlich feſt an. „Sennor, ich habe noch mit keinem, der das Kleid trug, ſo geſprochen wie mit Euch. Es kam, weil Ihr gut zu mir geweſen ſeid. Und — und weil Ihr ausſeht wie die Männer bei uns. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr nun hingehen und mich verraten.“

„Verraten? Mach' keine großen Worte. Wenn ich dich auch angebe, hier tut dir keiner etwas. Der ſpaniſche Inquiſitor hat hier nichts zu ſagen. Freilich, auf einen goldenen Stuhl werden ſie dich auch nicht ſetzen.“ Er ſprach ärgerlicher, als er eigentlich wollte. Es war ihm, als ob da etwas mit ihm ſpielte. Erſt das große Mitleid, dann plötzlich die kalte, verächtliche Enttäuſchung; und jetzt ſchlug ihn doch wieder die Reue. „Es geht mich nichts an, wer du biſt,“ ſagte er laut, „ich komme nur, um zu tun, was meines Amtes iſt, und dich zur heiligen Taufe zu bereiten.“

„Zur Taufe? Zur Taufe, ſagt Ihr, Sennor? Die Mühe ſpart Euch! Ehe ich leide, daß ein Tropfen von eurem verfluchten Waſſer an meinen Leib kommt, eh' ſoll mich der Gott meiner Väter —“

„Schweig und läſtere nicht!“ fuhr er ſie an. „Auf den Knien danken ſollſt du, wenn einer deine Seele dem Teufel aus den Krallen reißt, dem dein gottverdammtes Volk gehört! Verſtehſt du? Du wirſt zuhören!“

„Verſucht's!“ Sie ſah ihn mit böſen, trotzigen Augen an und kreuzte die Arme über der Bruſt.

Da riß Pieter de Jonge die Geduld, die nie ſehr lang war. Er ſchlug mit der flachen Hand auf ſein Brevier, daß es klatſchte. „So fahr zum Teufel, wenn du es nicht anders willſt. Ich habe hier nichts mehr zu ſuchen.“

Das Mädchen ſah ihn ſtarr an. „Ihr wollt weg, Sennor? Ihr kommt doch wieder?“

Er war ſchon an der Tür und ſah ſich nicht um. „Nein. Wozu?“

Auf einmal fühlt er ihre Hände feſt um ſeinen Arm, ihre Stimme zitterte vor leidenſchaftlicher Angſt. „Nein, nein, Sennor, ich will alles hören, alles, was Ihr wollt! Nur daß Ihr hierbleibt, daß Ihr wiederkommt! Verſprecht mir das, laßt mich nicht allein!“ —

Ein paar ſchwatzende Weiber, die an dem Steg ſtanden, ſahen Pieter de Jonge nach, als er faſt um Mittag aus dem Beghinenhof kam. Die eine ſchüttelte die weiße Mütze. „Eine Sünde und Schande, daß ſie ſolch einen frommen, jungen geiſtlichen Herrn zu dieſem Teufelsding ſchicken. Gott weiß, was die ihm antun kann!“ —

Wer in dieſen Tagen Pieter de Jonge nach dem Meerminneke im Beghinenhof frug, der bekam eine grobe Antwort, und wenn es ſeine eigene Schweſter war. Er mochte nicht einmal gern daran denken, geſchweige denn davon ſchwatzen. Am liebſten hätte er die Finger ganz aus der Sache gelaſſen, aber das konnte er nicht, weil er ja von Amts wegen geſchickt war. Und das Mädchen ſelbſt gab ihm auch keine Urſache dazu, denn das zweite und dritte Mal hatte ſie ganz ſtill ſeine gründliche und langatmige Unterweiſung über die erſten Stücke der Chriſtenlehre angehört, ohne ein Wort des Widerſpruchs.

Auch die Frau Mutter vom Beghinenhaus gab zu, daß ſie ſich jetzt halbwegs wie ein vernünftiger Menſch benähme, wenn ſie ihr auch noch nicht recht traute. Wunderlich war es doch, daß ſie immer in der Sonne ſaß und unglücklich ſchien, wenn einmal ein grauer Regentag war, und daß ſie mit keiner Macht der Welt zu bewegen war, die Beghinenmütze auf ihr gleißendes, häßliches rotes Haar zu ſetzen! Die Frau Mutter hatte auch längſt heraus, daß ſie reden konnte, und horchte anfangs ſtundenlang an der Tür. Aber zu ihrem Kummer konnte ſie die Sprache nicht verſtehen, in der das Ding und auch der Kaplan ſelbſt redete. Und aus dieſem Pieter de Jonge war nichts Näheres herauszubringen. Nur daß ſie in der Sturmnacht neulich an der Küſte ſchiffbrüchig angeſpült ſei, hatte er ihr verraten. Und das war doch recht wenig.

Pieter de Jonge wurde aber nicht mehr lange mit dieſen Fragen geplagt, denn in der folgenden Woche geſchah etwas, über das die ganze Stadt genug und übergenug zu reden hatte, und über dem ſogar Jakeline und Maritje das Meerminneke vergaßen.

Es war in den Wintermonaten immer Wochenpredigt in Sankt Bavo, am Mittwoch nach dem Veſperläuten. Wenn die Leute in die Kirche kamen, war es noch ganz hell, daß man die Malereien über den Bogen deutlich erkennen konnte. Wenn der Prediger ſeinen Text verlas, fing ein feines, durchſichtiges Dunkel an, ſich unmerklich in der Kirche zu verbreiten. Erſt hing es nur oben an der hohen Decke, ließ ſich dann langſam an den Säulen herunter in den Chor, daß die goldenen Schnitzereien des Altars geheimnisvoll daraus herfunkelten. Dann unterbrach ſich der Prediger, um mit Feuerſtein und Zunder die Kerze anzuzünden, die neben ſeinem Leſepult ſtand, und unten im Geſtühl des Schiffes ſprang hier und da auch ſolch ein Lichtchen auf. Wenn das Amen von der Kanzel kam, ſtanden dieſe rötlichen Lichtpunkte verſtreut in völliger Dunkelheit, und von ihrer grell beleuchteten Baſis ſchienen die dicken Säulen ohne Ende in eine hohe, ſchwarze Nacht hinaufzuwachſen.

An dieſem Mittwoch hatte Jan Allaert die Veſperpredigt. Jan hatte als Junge mit Pieter de Jonge geſpielt, hatte Jakeline und die ganz kleine Maritje an den gelben, hübſch gebundenen Zöpfchen geriſſen und immer zehn tolle Streiche auf einmal im Kopf gehabt. Deshalb hatten die beiden Mädchen jetzt auch noch nicht viel Reſpekt vor ſeiner Geiſtlichkeit. Aber ſie gingen doch in die Predigt: denn erſtens war eine Predigt immer noch unterhaltlicher als ſo ein langer Abend zu Haus, und dann war es auch hübſch, im feinen, pelzbeſetzten Mantel, das heiße Stoeflen unter den Füßen, in dem großen Ratsſtuhl zu ſitzen und die Kleider und Mäntel der anderen Ratsfrauen heimlich zu beſehen und zu vergleichen.

Als ſie dieſes Mal kamen, ſtieg Jan Allaert eben das Kanzeltreppchen herauf. Es war noch hell genug, daß ſie ſein Geſicht deutlich ſehen konnten. Er war weiß und rot wie ein Mädchen und hatte etwas fröhlich Zuverſichtliches in den Augen.

Er las erſt mit ſeiner friſchen Stimme einen Prophetentext herunter, wie er gewöhnlich für die Veſperpredigten genommen wurde. Unten im Kirchenſchiff ſetzten ſich alle, die gewohnt waren, in dieſer Dämmerſtunde ein gottſeliges Schläfchen zu tun, bequem zurecht und ſeufzten befriedigt. Dann fing der Kaplan Jan Allaert an zu ſprechen.

Es waren viele in der Stadt, die ſich bis an ihr Lebensende deutlich an dieſe Predigt erinnerten und als alte Leute noch aufgeregt wurden, wenn ſie davon erzählten. Bis in jede kleinſte Einzelheit hinein hatten ſie alles behalten.

Jan ſprach erſt ganz ruhig, ſo daß keiner etwas Schlimmes oder Ungewöhnliches ahnte. Aber dann, nach und nach, wurde ſeine Stimme lauter und hallte förmlich wider in der dämmerigen Säulenkirche, daß ein paar aufgeſchreckte Schläfer die Augen aufriſſen und ſich unbehaglich umſahen. Um die Zeit, wo ſonſt der Prediger das Kanzellicht anſteckte — was Jan aber nicht tat —, war ein Scharren und Rücken und Tuſcheln im Ratsſtuhl und eine unterdrückte Unruhe, die etwas Feindſeliges hatte. Das war bei jener Stelle der Predigt, wo Jan Allaert von den falſchen, verdammlichen Götzen ſprach, und von den goldenen und ſilbernen Bildern geſtorbener Menſchen, über denen der unſichtbare einige Gott in den Herzen der Chriſtenmenſchen vergeſſen würde. Ein paar im Ratsſtuhl ſaßen vorgebückt und hielten die Hand an die Ohren, und einer, der gerade von ſeiner Kerze beleuchtet war, machte ein erſchrockenes und nicht ſehr kluges Geſicht. Das war der alte Ratsherr Allaert.

Und dann, als die große Kirche ganz dunkel wurde und nur noch hier und da die Lichterſternchen zuckten, wurde ſeine eben noch laute, zornige Stimme anders und ſehr freundlich. Das war, als er von dem gnädigen Gott und lieben Heiland ſprach, der nicht wie ein weltlicher König Hofſchranzen und Diener zwiſchen ſich und ſeinen Untertanen haben wollte, ſondern zu dem jeder armſelige Menſch, hoch oder gering, in ſeiner Sündenangſt geradeswegs kommen könnte, weil er ihm ebenſo lieb und wert ſei wie irgendeiner von denen, die ſie große Heilige nennen. „Kommt her zu mir ...“

Da ging im Dunkeln eine Bewegung und ein Schluchzen durch die Bankreihen, wo die kleinen Leute und die Armen ſaßen, aber im Ratsſtuhl war eine eiskalte Stille.

Als es zu Ende war, ſtand auf den Ratsbänken alles wie ein Mann auf und drängte zum Ausgang.

Maritje de Jonge ſah noch mit weiten, warmen, verwunderten Augen nach der Stelle hinauf, wo ſie des Predigers Geſicht durch die Dunkelheit mehr geahnt als geſehen hatte. Aber Jakeline hatte ſie feſt an der Hand gepackt und riß ſie hinter ſich her.

Draußen war es ſehr dunkel und ein Gedränge, nicht zum Durchkommen. Jakeline machte ein böſes Geſicht: war das Reſpekt vor dem Rat? Von allen Seiten wurde man gepufft und gedrückt, trotzdem doch jeder wußte, daß ſie Juffrouw de Jonge war!

Maritje ſah ſich um, als ſie im Gewühl plötzlich ihre Hand gefaßt und geſchüttelt fühlte.

„Maritje, Schäfchen, habt Ihr ihn auch gehört? Hat er nicht geſprochen wie ein Engel vom Himmel? He? — Butterweich iſt einem zu Sinn geworden! Daß ich das noch erleben darf!“

Die große Frau mit dem derben, roten Geſicht unter der weißen Mütze war Maritjes Amme geweſen. Sie hatte vor Jahren aus de Jonges Hauſe weg Sivert Mannis geheiratet, der Torwächter auf der Leidener Poort war.

Jetzt war ſie ſchon wieder weg, ehe Maritje antworten konnte, und arbeitete ſich mit den Ellenbogen durch das Gedränge. „He, laßt mich durch, Leute! Ich muß ihn noch einmal ſehen! Platz, weg da!“

Die Sakriſteitür öffnete ſich in die kleine Küſterwohnung, die an die Kirchenmauer angeklebt war. Vor der ſtaute ſich das Gewühl. Alles frug und ſchwatzte aufgeregt durcheinander, und als das Türchen des Küſterhauſes plötzlich von einem aufgemacht wurde, ſchrien ein paar Weiber vor Angſt, ſo heftig drängten die Vorderſten zurück.

Jan Allaert, der mit ſeinem raſchen Schritt aus der Tür kam, blieb ganz erſtaunt ſtehen. Dicht neben dem Ausgang hing unter einem Marienbild eine kleine, rote Lampe. In deren ſchwankendem Licht ſah der junge Kaplan die vorderſten Köpfe, von denen die Kappen jetzt heruntergeflogen. Es war nur ein Gemurmel ſtatt des Lärms von vorhin.

„Was habt ihr denn hier, Leute?“ frug Jan Allaert laut.

Es war einen Augenblick ſtill. Auf einmal drängte ein Weib ſich durch und ſtreckte ihm eine große, feſte Hand hin. „Gott ſegne Euch, junger Herr! Ihr habt uns recht viel Gutes geſagt!“ Sie wandte den Kopf zurück. „He, Leute, macht Platz für den Kaplan! Aber ſperrt die Augen auf, ſo einen kriegt ihr nicht alle Tage zu ſehen!“

„Trien Mannis, wollt Ihr wohl den Mund halten!“ Der junge Prediger ſchüttelte mit ſeinem friſchen Lachen der Frau die Hand. „Es freut mich, wenn ihr aufgepaßt habt! Aber ihr braucht darum keinen ſolchen Lärm zu machen! Gute Nacht, guten Leute!“

Sie wichen rechts und links zurück, daß er durch eine Gaſſe zwiſchen zwei Menſchenmauern in die Dunkelheit hineinging. Gleich hinter ihm zerſtreute ſich alles in dem feinen Regengerieſel, durch das das rote Marienlämpchen in einen dunſtigen Lichthof ſchien. Bis in die ſchmalſten Gaſſen unten am Fluß zog ſich das Geklapper der Fußtritte und die erregten Stimmen.

Vor dem Hauptportal von Sankt Bavo war es nicht ſo begeiſtert zugegangen. Da trafen ſich die, die im Ratsgeſtühl geſeſſen hatten: dicke, große Männer in breiten Mänteln, mit ihren Frauen hinter ſich und mit jungen Töchtern wie Jakeline und Maritje. Man blieb aber heute kaum beieinander ſtehen. Jeder hatte das unbehagliche Gefühl, daß etwas Unerhörtes geſchehen war, und wußte doch nichts daraus zu machen. Ein paar nur gingen an den alten Allaert heran und gaben ihm gedrückt die Hand, wie bei einem Trauerfall. Aber er wandte ſich böſe weg und ſtieß ſchnaufend die Luft aus, wie immer, wenn er ſich ärgerte.

Mynheer de Jonge ſprach kein Wort auf dem kurzen Rückweg, und als er ſich zu Hauſe aus ſeinem großen Mantel ſchälte, war er ſo rot im Geſicht, als ob er den Stickfluß kriegen ſollte. Einer von ſeinen Söhnen frug ihn etwas, aber er fuhr ihn ſo grob an, daß der erſchrocken den Mund nicht mehr auftat.

Er blieb auch den Abend und den nächſten Tag ſo ſtachelig, es war nicht gut, ihm über den Weg zu laufen. Das ganze Haus de Jonge atmete auf, als er endlich die breiten Haustürſtufen ſchwerfällig herunterſtieg, um auf das Stadthaus zu gehen. Dann kam er erſt in der Dämmerung zur Eſſenszeit wieder, und vor dem vollen Teller hielt bei ihm das ſaure Geſicht ſelten ſtand, beſonders wenn Jakeline dafür ſorgte, daß ſeine Lieblingsſchüſſel auf den Tiſch kam.

Jakeline ſaß an dieſem Nachmittag über ihrer feinen Spitzenkante, ſtichelte und zählte Fäden, und ihr gegenüber am Tiſch knackte Maritje Nüſſe. Sie ſprachen nicht viel, und Maritje langweilte ſich ſchon längſt, als ein Schritt draußen die Steintreppe heraufkam, immer zwei Stufen auf einmal.

„Ihr, Jan!“ ſagte Jakeline ſehr langgedehnt und ſteif, als gleich darauf einer in die Stube kam, raſch und ſicher, als ob er von jeher hereingehörte.

Jan Allaert merkte gar nicht, daß Jakeline würdevoll ſein wollte, trotzdem ſie ſehr gerade ſaß und ihm nicht die Hand gab. Er ſaß ſchon neben ſeiner Baſe — ſie waren Drittgeſchwiſterkinder — auf der Wandbank, frug nach Dom Pieter, erzählte, daß draußen ein friſcher Wind wehte, und füllte die ganze Stube bis in alle Ecken mit ſeiner zuverſichtlichen, warmen Fröhlichkeit.

Maritje hatte ihm kaum auf ſeinen Gruß geantwortet. Sie ſaß ihm jetzt gegenüber, knackte ihre Nüſſe weiter und blinzelte immer, wenn ſie einen Kern zwiſchen die Zähne ſchob, unter den hellen Wimpern her beobachtend in ſein Geſicht, während er mit Jakeline ſprach.

Auf einmal ſah er zu ihr hin, daß ſie ſich ſchnell wegwenden mußte. „Schmecken die Nüſſe gut?“

Sie nickte knuſpernd, ohne zu antworten.

Sein Geſicht blieb ganz ernſthaft. „Früher waret Ihr höflicher, Juffrouw Maritje. Gegeben hättet Ihr mir zwar auch keine Nüſſe, aber Ihr hättet ſie mir an den Kopf geworfen, und dann hätte ich ſie fangen und aufknacken können.“

Maritje ſah noch immer nicht auf, aber ſie legte mit der flachen Hand ein halb Dutzend Nüſſe zu ihm über den Tiſch hin. „Da, wenn Ihr welche mögt.“

Das klang ganz artig und etwas ſchüchtern. Wie Jan Allaert zugriff und ein paar Nüſſe zwiſchen den Händen zerknackte, nickte er langſam vor ſich hin.

„Jakeline, Eure Schweſter iſt eine ehrbare, ernſthafte Juffrouw geworden, das muß ich ſagen. Ich habe es erſt nicht glauben wollen, als die Leute von ihr erzählten, ſie wollte Kloſterfrau werden. Aber jetzt ſehe ich, daß ſie doch recht haben müſſen.“

„Ich eine Kloſterfrau! Wer ſagt das? Das iſt nicht wahr!“ Das Kind fuhr plötzlich auf, ihre Augen funkelten ordentlich. „Es fällt mir nicht ein, Kloſterfrau zu werden! In dieſem Jahre gehe ich ſchon mit zum Tanzen auf das Stadthaus wie Jakeline und die anderen Großen alle!“

Jan warf den Kopf zurück gegen das braune Wandgetäfel und wollte ſich totlachen, daß ihm der Spaß gelungen war. „Auf den Stadthaustanz? O Maritje, Maritje, wie wollt Ihr denn da einen Tänzer finden, der klein genug iſt für ſo ein kleines Juffertje?“

Er wartete, daß ſie ihm darauf antwortete, und zwar gepfeffert. Es kam aber keine Antwort, Maritje ſah nur vor ſich hin und ſchob die Unterlippe etwas trübſelig vor, als ſie merkte, daß ſie genarrt war.

Jan beugte ſich vor und ſah ihr ins Geſicht. „Aber wo iſt denn die kleine moye (hübſche) Maritje geblieben, die immer lachen kann? Ihr ſeid ja ſo zahm wie die Hirſche in Baron Brederodes Tiergarten, als ob Ihr Angſt vor mir hättet!“

Maritje hob den Kopf und ſah ihn an, ſie war blutrot geworden. In ihrem kleinen ſchnippiſchen Mädchengeſicht war etwas Scheues, das ſie reifer ausſehen machte. „Ich weiß nicht — es iſt — Ihr ſeid ſo anders — als geſtern in der Kirche,“ ſtotterte ſie verlegen heraus.

„Aber Ihr habt mich doch ſchon öfter eine Predigt halten hören und mir nachher erzählt, daß Euch die Weile recht lang geworden wäre dabei, Maritje!“

Nun ſtanden ihr ſogar die Augen hell voll Waſſer. „Nein — aber geſtern gewiß nicht!“ ſagte ſie nur ungeſchickt.

Er verſtand ſie und lachte nicht mehr. Aber in ſeinem Geſicht blieb dieſe warme Helligkeit, wie er über den Tiſch langte und die kindliche, runde Hand klopfte, die zwiſchen den Nußſchalen lag. „Maritje, ich bin aber heute kein anderer als geſtern. Ein rechter Chriſtenmenſch lobt ſeinen Gott nicht nur, wenn er betet, auch wenn er lacht und fröhlich iſt. Und er hat auch Urſach' dazu. Wißt Ihr auch, warum?“

Das Mädchen nickte eifrig und glücklich. „Ja, ja, ich habe alles behalten! Weil unſer Herr Chriſtus —“

Jetzt legte Jakeline aber mit einem Ruck ihre Arbeit vor ſich auf den Tiſch. „Maritje, Jan Allaert iſt nicht gekommen, um mit einem Kind, wie du biſt, zu reden,“ ſagte ſie ſtreng. „Wie geht es Eurer Mutter, Jan? Hat ſie noch das Gliederreißen, oder hilft das Pflaſter, das ſie im Beghinenhof machen? Es ſoll gut dafür ſein, ſagt Schweſter Machteld.“

Jan kam aber nicht mehr zum Antworten, denn draußen auf der Treppe ſchnaufte und polterte etwas und trat ſtark und gewichtig auf.

Mynheer de Jonge blieb an der Tür ſtehen und machte ein merkwürdiges Geſicht. „Du, Jan?“ ſagte er gerade ſo gedehnt wie ſeine Tochter Jakeline vorhin, als er den Beſuch ſah.

Jan Allaerts Harmloſigkeit mußte wirklich eine beſondere Gottesgabe ſein. Mynheer de Jonge ärgerte ſich ordentlich, daß dieſer junge Menſch gar nicht merkte, was er ihm doch bemerkbar machen wollte. Man mußte ihn ſchon mit der Naſe daraufſtoßen.

Als nach einer Viertelſtunde, in der das Geſpräch ſteif und kümmerlich tropfenweis ging, Jan endlich aufſtand, blieb der Bürgermeiſter an der Tür vor ihm ſtehen.

„So. Du willſt alſo gehen. Hm.“ Er räuſperte ſich ſtark. „Jan, du weißt, daß mein Haus immer für alle aus der Freundſchaft offen ſteht. Das muß auch ſo ſein, wir de Jonges haben es ja dazu. Aber es ſteht nur offen für rechtliche Leute und nicht für Schwarmgeiſter und neue ketzeriſche Prädikanten. Hörſt du, Jan? Es ſollte mir leid tun, wenn du ſo einer wäreſt.“

Es war ganz gegen allen Reſpekt, aber Jan lachte hell heraus. „Dom Pieter, ſehe ich aus wie ein Schwarmgeiſt?“

Mynheer ſah mißbilligend über das friſche, ehrliche Geſicht vor ſich weg. „Auf das Ausſehen kommt es nicht an. Was du da geſtern in Sankt Bavo geredet haſt, das hätten dieſe verwünſchten Prädikanten auch nicht ſchlimmer machen können.“

Jan Allaert ſah mit freundlich klugen Augen dem anderen in das rote Geſicht. „Dom Piet, in Euer Haus bin ich meintag nicht als Prieſter und Prädikant gekommen. Immer nur als der Junge, gegen den Ihr gut geweſen ſeid, und den Ihr mit Pieter zugleich geprügelt habt, wenn er Dörrfeigen aus der Lade geſtohlen hatte!“

Aber Mynheer de Jonge ſchüttelte ärgerlich ſtreng den Kopf. „Ich ſpreche nicht im Scherz, Jan. Es tut mir ja leid. Aber auf wen die ganze Stadt ſieht, der darf in ſeinem Hauſe kein Ärgernis geben. Das verſtehſt du doch?“

Da wurde Jan Allaert auch ernſthaft. „Ja, das verſtehe ich. Ihr nehmt es mir alſo nicht übel, wenn ich mich für die nächſte Zeit nicht bei Euch ſehen laſſe, Dom?“

„Nein, nein, gewiß nicht! Du mußt auch nicht glauben, daß ich es nicht gut mit dir meinte, Jan, du biſt ja meiner Mutter Schweſterſohn, aber —“

Während Mynheer ihn erleichtert und eilig hinausbegleitete und Jakeline ſteif von ihrer Stickerei nickte, ſah Jan Allaert ſich nach Maritje um. Sie war ganz verſchwunden. Aber als er draußen ſeinen großen ſchwarzen Hut auf den Kopf ſetzte, fiel plötzlich eine Nuß heraus und kollerte über den Boden. Er lachte und hob ſie auf. Das war wieder die richtige Maritje!

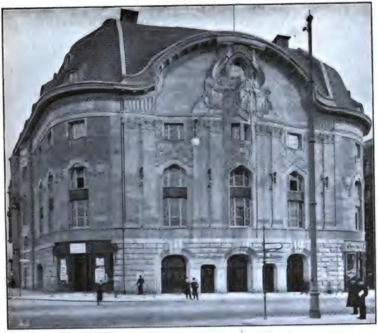
Er ſah heiter und zuverſichtlich aus, und nicht wie einer, dem die Tür gewieſen iſt, als er die breite Treppe des de Jongeſchen Hauſes herunterſtieg.

Auf ſeiner gepflaſterten Hausdiele ſtand aber Mynheer de Jonge und ſchlug ſich vor den Kopf. Dieſe Dummheit, daß er dem Jan nicht auch noch geſagt hatte, er ſollte ſich nicht unterſtehen und Pieter mit in dieſe Geſchichte hereinziehen. Die beiden hatten von jeher bei allen Streichen zuſammengeſteckt, ſchon bei den Dörrfeigen war das ſo geweſen. Na, er wollte dem Pieter ſelbſt noch einmal ins Gewiſſen reden. Vielleicht ließ er ſich heute noch einmal ſehen.

Mynheer de Jonge wartete aber umſonſt auf ſeinen Sohn Pieter.

(Fortſetzung folgt.)

* * *



Das Gebäude der „Komiſchen Oper“ an der Weidendammer Brücke in Berlin.
(Nach einer Photographie von J. Egers in Berlin.)

Musikalische Rundschau

Von

Karl Storck

Aus dem muſikdramatiſchen Leben

I

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Das wichtigſte Ereignis in unſerem geſamten deutſchen muſikdramatiſchen Leben des letzten halben Jahres iſt die Eröffnung der „Komiſchen Oper“ in Berlin. Ich habe gelegentlich der Beſprechung von Humperdincks „Heirat wider Willen“ an dieſer Stelle die Bedeutung zu ſchildern verſucht, die die Pflege der komiſchen Oper für unſer geſamtes muſikaliſches Daſein und darüber hinaus für unſere Auffaſſung der künſtleriſchen Kultur beſitzt. Ich will die dort gegebenen Darlegungen nicht wiederholen. Innere Gründe unſeres geſamten geiſtigen Lebens, verſchärft durch die beſtimmenden äußeren Geſchehniſſe unſerer geſchichtlichen Entwickelung, haben es mit ſich gebracht, daß die komiſche Oper in Deutſchland immer nur verhältnismäßig geringe Pflege gefunden hat. An der rein muſikaliſchen Entwickelung lag es, daß, als in unſerem Volke das Verlangen nach einer komiſchen Oper lebendig war,

Digitized by Google

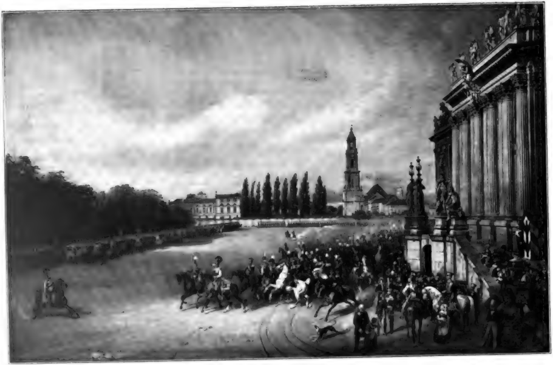
dieſes keine, wenigſtens keine nationale Erfüllung finden konnte. Selbſt ein Mozart war ſeinen Volksgenoſſen zu ſchwer, „zu ſchön“, wie der Kaiſer Joſef zu ihm ſagte, wobei er dann raſch hinzufügte: „zuviel Noten“. Und doch hatte gerade Mozart erfaßt, genauer erfühlt, weshalb die in ihrer Art meiſterhafte italieniſche Opera buffa Deutſchland nicht genügen konnte. Er hatte gefühlt, daß wir Deutſche in der Muſik nun einmal des wirklich tiefen lyriſchen Lebens nicht entbehren können. Selbſt das einfältige, oft rohe Singſpiel hatte die Empfindungsbedürfniſſe ausgiebiger befriedigt als die in ihrer letzten Tendenz gemütsrohe italieniſche Opera buffa. Muſikaliſch künſtleriſche Anſprüche hat es freilich nicht erfüllen können.

Immerhin wir fühlen: Mozart hätte ſein Volk zu ſich erzogen, wenn er ſelber länger gelebt hätte, wenn nicht eine ſo ganz veränderte Zeit gekommen wäre, die mit ihren ſchweren Heimſuchungen, mit ihren gewaltigen Anforderungen den Sinn für dieſe feine, leichte, ſonnige Lebenskunſt erſticken mußte. Nachher gab es nur grobes oder lüſternes Amüſement oder in allem, was große Kunſt ſein wollte, Ernſt, Bedeutung, gewaltige Leidenſchaft, Flug nach der Höhe. Die Muſik iſt in dieſe gewaltige Entwickelung unſerer Kunſt zur Hochlandskunſt vielleicht am tiefſten und einhelligſten eingetreten. Jedenfalls ſteckt ſie noch am ſtärkſten in dieſer Richtung, und mehr als alle anderen Künſte hat ſie den Zuſammenhang mit dem täglichen Leben über ihrem Hochlandsgang verloren. Auf keinem künſtleriſchen Gebiete iſt das Mittelland weniger angebaut als gerade auf dem muſikaliſchen. Nun ſpüren wir alle: von der Operette aus, von dieſer Sumpfniederung her iſt die Auffindung der deutſchen komiſchen Oper nicht möglich. Bei der komiſchen Oper darf nichts vorhanden ſein, was das muſikaliſche Empfinden und Fühlen erniedrigen könnte. Sie ſoll ein feiner, vornehmer, inniger, vielſeitiger Kunſtgenuß ſein. Wir verlangen nach einer Ablöſung gegenüber den gewaltigen Erſchütterungen, in die uns die große muſikaliſche Kunſt der von Beethoven und Wagner beherrſchten Zeit ſtürzt. Aber es muß etwas in der Vornehmheit des Strebens jener gewaltigen Kunſt Verwandtes ſein, was dieſe ablöſt, es muß ſich mit jener Rieſenkunſt zu einer einheitlichen künſtleriſchen Lebenskultur verbinden können. Das Verlangen nach dieſer komiſchen Oper erfüllt uns alle, die ſchöpferiſchen Muſiker ſtreben ſeit Jahren mit emſigem Bemühen danach. Als bisheriges Ergebnis — inwieweit einige der neueſten Erſcheinungen da zu höheren Hoffnungen berechtigten, werden wir ja im Verlaufe dieſer Darlegungen erfahren — iſt feſtzuhalten, daß die Bemühungen um die komiſche Oper bisher daran geſcheitert ſind, daß der ihr entſprechende Stil nicht gefunden wurde.

Es iſt jedesmal, ſobald man auf dieſe Frage zu ſprechen kommt, aufs neue zu betonen, daß die Stilfrage der Oper zum großen Teil auch Sache des Kunſtverſtandes iſt. Vom Anfang ihrer Entwickelung an iſt die Form des Muſikdramas als ein Problem empfunden worden. Dieſe Verbindung von Dichtung und Muſik hat ſich als natürliche Erſcheinung erſt im Kunſtwerk Richard Wagners vollzogen; trotzdem hat bekanntlich gerade Richard Wagner dies Problem des Muſikdramas in ausgedehnten theoretiſchen Unterſuchungen behandelt, wobei nicht zu verkennen iſt, daß ſeine theoretiſchen Auseinanderſetzungen nicht einmal zur völligen Erklärung ſeines eigenen Kunſtwerkes ausreichen, gerade weil jene mit der verſtandesmäßigen Erkenntnis und der ganzen Entwickelung rechnen, während dieſe etwas Neues, aus künſtleriſcher Notwendigkeit entſtandenes Ganzes iſt. Daß dieſes einmal in der ganzen Geſchichte der Oper oder, ſagen wir genauer, der Verbindung der Muſik mit der dramatiſchen Dichtung zur Tatſache geworden iſt, iſt vom geſchichtlichen Entwickelungsſtandpunkte aus wohl die allerhöchſte Bedeutung des Wagnerſchen Geſamtkunſtwerks. Aber wir dürfen nicht verkennen, daß uns mit der Erkenntnis für die Möglichkeit und dem Gefühl für die wunderbare Schönheit dieſer Kunſtgattung ſie ſelber nicht in die Hand gegeben iſt. Dazu bedarf es nach wie vor dieſer merkwürdigen, einzigartigen Kunſtveranlagung eines Dichterkomponiſten. Durch Wagners Beiſpiel können wir keine ſolchen Dichterkomponiſten erhalten; das gehört zu den zahlreichen Wahnvorſtellungen der ärgſten Epigonentage des großen Baireuthers. Dagegen iſt durch die Erkenntnis von der Bedeutung der Dichtung beim Muſikdrama, des ferneren durch das Gefühl, daß es ganz beſonders gearteter Stoffe bedarf, um das muſikaliſche Kunſtwerk in wirklich inniger Verwachſenheit mit der Dichtung erſtehen zu laſſen, die Tatſache wenigſtens vorbereitet, daß manche eigengeartete Dichternaturen in Zukunft von vornherein mit dem Gedanken rechnen werden, auf dieſe Verbindung mit der Muſik hin zu ſchaffen. Alſo das Verfaſſen von Operndichtungen wird nicht mehr als mehr handwerkliche Versarbeit erſcheinen, ſondern gewiſſermaßen als dichteriſcher Beruf. Hier zeigt ſich denn doch ein Weg zur Möglichkeit einer neuen Blüte der Oper. Die Komponiſten werden dafür von Wagner vor allem das eine lernen können, daß der Stil ihrer Muſik nicht etwas fertig Mitgebrachtes ſein darf, ſondern aus Weſen und Inhalt der Dichtung heraus geſchaffen werden muß. Die eine Tatſache, daß bei Wagner ſelber jedes ſeiner verſchiedenen Werke eine ganz eigenartige Sprache redet, daß bei ihm — und das kann man von keinem anderen Komponiſten ſagen — aus wenigen Takten auf das Werk geſchloſſen werden kann, dem dieſe entnommen ſind, zeigt, daß das oft geſprochene Wort „Wagneriſcher Kunſtſtil“ nur inſofern berechtigt iſt, als man damit den Grundſatz der innigen Verbindung von Wort und Ton meint, nicht aber eine Art der Muſikſprache.

Die überragende Gewalt eben der muſikaliſchen Sprache Wagners hat nun in hohem Maße die Auffindung eines Stils für die komiſche Oper erſchwert. Denn dieſe gehört zu jenen Erſcheinungen des Verlangens nach Intimität der Kunſt, die wir auf allen Gebieten beobachten können, der aber die Feſtſpielkunſt eines Wagner diametral entgegengeſetzt iſt. Das Bemühen, die Wagneriſche Kunſtform durch Verkleinern dieſer entgegengeſetzten Stimmungswelt anzupaſſen, konnte gelegentlich, wie in Humperdincks „Hänſel und Gretel“, einmal zu einem Kunſtwerke führen, weil hier ja doch im Grunde dieſelbe ſchöpferiſche Phantaſiewelt wirkſam iſt, wobei ja in der Dichtung auch eine Formatverſchiedenheit zwiſchen dem urgewaltigen Mythos und dem ſinnigen Märchen beſteht. So ſicher es nun iſt, daß das Genie faſt von Natur zum Stilbildner wird, daß alſo ein für die komiſche Oper prädeſtiniertes Genie auch den der komiſchen Oper entſprechenden Stil faſt von ſelber ſchaffen würde, ſo gewiß iſt es, daß doch nur ein hochentwickelter Kunſtverſtand gerade auf dieſem Gebiete alle die von außen herantretenden Hemmungen, die von äußeren Bedingungen geſtellten Forderungen zu erfüllen vermag. Das Beiſpiel von *Peter Cornelius*, der inſtinktiv für ſeinen „Barbier von Bagdad“ die richtige Muſikform fand, nachher es aber nicht verhinderte, daß für den Bühnengebrauch ſein Werk im Orcheſter verwagneriſiert wurde, gibt hier doch reichlich zu denken. Die Tatſache ferner, daß ein zweifellos genial veranlagter Komponiſt wie Hugo Wolf ſich, durch die Wagneriſche Orcheſtrierung verführt, im Format der Orcheſterbehandlung für ſeinen „Corregidor“ völlig vergreifen konnte, daß es dagegen einem ſchöpferiſch wenig bedeutſamen, aber ungemein kunſtverſtändigen Manne wie Ermanno Wolf-Ferrari mühelos gelang, in ſeinen „Neugierigen Frauen“ einen durchaus reinen und feinen komiſchen Opernſtil zu ſchaffen, zeigt doch beredt genug, daß in dieſem Falle die Stilbildung im weſentlichen eine Sache des Kunſtverſtandes iſt.

Wir haben für die Oper überhaupt zu unſerer oben ausgeſprochenen Behauptung, daß die Gattung an ſich eine ſtarke Mitwirkung des Kunſtverſtandes erheiſche, noch die Tatſache hinzuzunehmen, daß keine andere muſikaliſche Kunſtgattung in dieſem Maße *Gebrauchskunſt* iſt und von Anfang an geweſen iſt wie gerade die Oper. Auch hier ſind wir durch die Entwickelung etwa der letzten hundert Jahre der Muſikgeſchichte etwas von dieſem Wege abgekommen. Wir ſind freier geworden im künſtleriſchen Schaffen auch auf dem Gebiete der Oper, das iſt zweifellos. Aber mit dieſem ungeheuren Vorteil haben wir auch manche Nachteile eingetauſcht. In gleichem Maße wie bei den Komponiſten die Abſicht, für ganz beſtimmte Theaterverhältniſſe, für beſtimmte Stimmen zu ſchreiben, abhanden gekommen iſt, hat auch die wirklich für die Praxis brauchbare Opernkompoſition nach-



Franz Krüger: Parade in Potsdam. (1840.)
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

Zu Genſel: Die bildenden Künſte.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Offenbach: „Hoffmanns Erzählungen". Zweiter Akt: Venedig. Aufführung in der Komiſchen Oper zu Berlin.
(Nach einer Photographie von J. Egers in Berlin.)

gelaſſen. Man könnte auch hier ſehr lehrreich auf Mozart verweiſen, könnte letzterdings zeigen, wie ſogar ein Richard Wagner den beſonderen Verhältniſſen der Pariſer großen Oper Rechnung zu tragen wußte, ohne dadurch ſeinen künſtleriſchen Überzeugungen zu nahe treten zu müſſen. Es iſt ganz ſicher, daß wir gerade auf dem Gebiete der Opernkompoſition nicht früher wieder zu geſunden Verhältniſſen für das Schaffen unſerer Komponiſten gelangen werden, bevor wir uns nicht darüber klar werden, daß nur eine innige Verbindung mit dem Theater und ſeinen Lebensbedingungen hier brauchbare Repertoirewerke ſchaffen kann. Ich weiß ohne entrüſteten Zuruf, daß das Ideal im freien Kunſtſchaffen beruht, und daß nichts lächerlicher wäre, als dem Genie Vorſchriften zu machen. Ich verkenne aber auch nicht, daß auf dem Gebiete der bildenden Kunſt faſt zu allen Zeiten, auf dem der Muſik unendlich oft, und zu allermeiſt gerade auf dem der Kirchenmuſik und der Oper, Künſtler im Auftrag, alſo doch zum wenigſten auf ganz beſtimmtem Wege haben arbeiten müſſen. Die Tatſache, daß trotzdem das Genie ſeine gewaltigen Werke zu ſchaffen vermochte, beweiſt, daß das Genie durch keine Hemmniſſe zu beugen iſt. Es ſchafft, trotz der von außen geſtellten Bedingungen, innerhalb der Bedingungen Gewaltiges, oder wenn es dieſe Bedingungen nicht anzuerkennen vermag, ſo entſteht eben ein Neues, dem ſich die Welt beugt. Die Genies ſind aber auch heute nicht häufiger als ehedem, dafür iſt der Bedarf nach neuentſtehender Kunſt gegen früher eher noch gewachſen. Daß aber für die zahlreichen Talente, die wir haben, wenn ſie überhaupt erſt wieder einmal ſehen gelernt haben, daß im Auftrag und unter beſtimmten Bedingungen Arbeiten durchaus nichts Entehrendes hat, ſondern im Grunde das geſunde Verhältnis für ein künſtleriſches Schaffen iſt, viel günſtigere Vorbedingungen für das Hervorbringen brauchbarer Werke gegeben ſind, kann nur ein blinder Theoretiker verkennen, der durch das Schlagwort von der Freiheit der Kunſt in ſeinen Beobachtungen ſelber unfrei geworden iſt.

Auf dieſer Tatſache der Bedeutung der Vorbedingungen für das Hervorbringen brauchbarer Kunſtwerke — nur ſie ſtehen in unſerem Willen, das Genie iſt ein Gottesgeſchenk und unberechenbar für die Entwickelung — beruht die außerordentliche Wichtigkeit der Gründung eines beſonderen Theaters

Digitized by Google

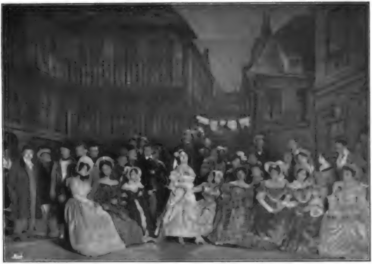
für die komiſche Oper. Denn jetzt ſind die **äußeren Lebensbedingungen einer deutſchen komiſchen Oper** erfüllt; bis heute wurde ihr durch die vorhandenen Verhältniſſe eher entgegengearbeitet. Denn wir hatten gar keine Sänger für die komiſche Oper; ſie ſind ja alle auf die große Oper hin erzogen, auf das Muſikdrama. Man betrachte nur unſere Tenorentwickelung, wie ſie alle nach dem Heldentenorhaften ſtreben, während die lyriſchen Partien überhaupt nicht mehr zu beſetzen ſind. Ich kenne in ganz Deutſchland, ſo viele Opernenſembles ich hier geſehen habe, alles in allem keine zehn Künſtler, die ſich im Zuſammenſpiel mit denen der Pariſer Opéra comique vergleichen laſſen, obwohl im allgemeinen unſere Sänger zweifellos höher ſtehen als die franzöſiſchen. Es fehlte bei uns in Deutſchland bisher auch an einer richtigen Regie für die komiſche Oper. Die Oper iſt bei uns ſo ſehr prunkvolle Veranſtaltung geworden, daß man bei ihr niemals auf den Gedanken der Auslöſung intimer ſzeniſcher Reize oder einer leichten Inſzeneſetzung gekommen iſt. Möglichſt weiter Rahmen, möglichſt prunkvolle Ausſtattung, möglichſt zahlreiches Perſonal waren hier immer die Loſung.

Der außerordentliche Vorteil alſo, daß endlich ein beſonderes Theater für die komiſche Oper errichtet wurde, liegt darin, daß nun alle Bemühungen darauf gerichtet werden können, auf dieſem Gebiete, das bislang bei uns vernachläſſigt worden iſt, ebenſo vollkommene Aufführungen zu erzielen, wie ſie jetzt auch von kleineren Bühnen auf dem an ſich viel ſchwereren Gebiete des Muſikdramas erreicht werden. Ich will nun keineswegs ſagen, daß mit der Tatſache der Errichtung eines Gebäudes für die komiſche Oper bereits alles erfüllt wäre. Aber es iſt doch jetzt wenigſtens die Gelegenheit da, einen Stamm von Sängern, Orcheſtermitgliedern, Kapellmeiſtern und Regiſſeuren zu Spezialiſten der komiſchen Oper heranzuziehen. Dann werden unſere Komponiſten zur Betätigung auf dieſem Felde angeregt, und ſie vermögen an günſtigen Verhältniſſen die Lebensbedingungen der komiſchen Oper zu ſtudieren. Natürlich immer nur die äußeren — aber es bleibt doch ein großer Unterſchied, ob man dieſe für oder gegen ſich hat.

Von dieſen Geſichtspunkten aus freue ich mich faſt der Tatſache, daß das neue Unternehmen nach keiner Richtung hin den Charakter der Volksoper angeſtrebt hat, ſondern mehr ein Luxustheater iſt. Die Preiſe ſind ſehr hoch für ein Privattheater, ſind ſo, daß mildernde Umſtände für ſchwache Beſetzung oder Sparſamkeit in der ſzeniſchen Ausſtattung nicht vorhanden ſind. Man iſt zu ſtarken Anſprüchen berechtigt, iſt offenbar auch auf ſeiten der Leitung gewillt, dieſe zu erfüllen. Leider iſt der **Bau architektoniſch** mißlungen. Dies Barock leidet an völliger Knochenerweichung. Die Steinmaſſen ſind vom Architekten Biberfeld als dickflüſſiger Brei behandelt und ſtehen nun in Erſtarrung da. Auch im übrigen merken wir, daß wir es mit einem Baumeiſter zu tun haben, der allerlei Einfälle, aber keine Erfindung hat und die Originalität deshalb in auffälligen Einzelheiten ſucht. Dagegen iſt die praktiſche Theaterfrage ſehr gut gelöſt. Es iſt gelungen, auf einem kleinen Grundſtück ein Haus zu errichten, das etwa zwölfhundert Plätze bietet; alſo die äußeren Möglichkeiten einer Verzinſung ſind vorhanden. Der Platz liegt in der beſten Theatergegend; im Bühnenhaus ſelbſt ſind alle neuzeitlichen Erfindungen verwertet. Sehr gut iſt vor allem die Beleuchtungsfrage gelöſt; dankbar begrüßt es auch jeder Freund eines einheitlichen Szenenbildes, daß der Souffleurkaſten beſeitigt iſt. Die Akuſtik des Hauſes iſt gut. Einſtweilen hat man überall gedämpft; die Wände ſind faſt ganz mit Stoff überzogen. Ich perſönlich habe dadurch das Gefühl der Abgeſtumpftheit des Tones und möchte den gern etwas freier und friſcher haben. Das Orcheſter hätte tiefer gerückt werden dürfen, bindet aber trotzdem gut zuſammen. Behaglich iſt der Zuſchauerraum ja nicht; die weit vorſpringenden Ränge laſten auf denen, die darunter ſitzen. Das Königliche Schauſpielhaus, ſo wie es von Herrn Genzmers Gnaden aus dem einſt ſo feierlichen Charakter Schinkels herausmoderniſiert iſt, würde ſich in ſeinem Bonbonnièrentypus viel eher für die Spieloper eignen als dieſer allzuſehr jeglicher Farbenfreude aus dem Wege gehende Bau.

Die Hauptſache und die große Schwierigkeit iſt natürlich das **Repertoire**. Das iſt eine ganz nüchterne Erwägung. Ältere Opern, z. B. auch Mozart, ſieht ſich jeder lieber in der Königlichen Oper an. Da iſt der Preisunterſchied zwiſchen den beiden Häuſern zu gering, und vor allen Dingen iſt es dem Publikum, auf das die teureren Plätze der Komiſchen Oper angewieſen ſind, gleichgültig, ob es dieſen geringen Preisaufſchlag mehr bezahlt. Vielleicht freilich gelingt es der Komiſchen Oper, es zu erreichen, daß ſeine Premieren ebenſo geſellſchaftliche Ereigniſſe werden wie etwa die des Deutſchen oder des Leſſing-Theaters. Der beſte Anlauf dazu iſt genommen. Es hat bisher bloß dem Theater eines jener Werke gefehlt, die in dieſem Sinne genügend Senſation machen. Da die Königliche Oper, wie es ſcheint, auf die „Salome“ von Richard Strauß verzichten will, wäre hier die beſte Gelegenheit für die Komiſche Oper geboten, dieſe Senſation zu erreichen. Allerdings mit einer großen Abweichung vom Programm; aber ich würde in dieſem Falle mich zu dem Grundſatz bekennen, daß der Zweck das Mittel heilige. Denn es iſt tatſächlich eine Notwendigkeit, daß dieſes Unternehmen uns erhalten bleibt. Ich perſönlich bin der feſten Überzeugung, daß nach verhältnismäßig wenigen Jahren die ganzen äußeren Verhältniſſe ſich günſtig werden verändert haben. — Während alſo für die bedeutenden Werke der älteren komiſchen Opernliteratur das neue Unternehmen an der Konkurrenz der Hofoper leidet, iſt eine Fülle anderer Werke noch nicht frei. Die einfachen älteren Spielopern werden nur dann die erforderliche Teilnahme wecken können, wenn ſie in tadelloſen Muſteraufführungen herausgebracht werden könnten; eine derartige Zuſammenſtellung des Perſonals wird aber erſt im Laufe der Zeit erreichbar ſein. Im großen und ganzen iſt dies Unternehmen auf Neuheiten angewieſen, Werke, die als ſolche bereits Beſucher anziehen. Ich hoffe, daß der Direktor Gregor nur aus Not bis jetzt das Ausland ſo ſehr bevorzugt hat. Verſtändlich iſt mir freilich nicht, weshalb er nicht alle Mittel angewendet hat, um jetzt ſchon Eugen d'Alberts „Flauto solo“ für ſeine Bühne zu gewinnen, da die Königliche Oper ſo lange zögert.

Unter dem Perſonal der neuen Opernbühne befindet ſich keine wirklich zwingende Kraft. Theodor Bertram, der dieſe ſein könnte, hat ſeine Stärke doch im wuchtigen Muſikdrama. Hervorragend iſt der Baßbuffo Mantler. Auch die Tenorfrage ſcheint glücklich gelöſt. Der junge Künſtler Nadalowitſch hat in verſchiedenen Partien gezeigt, daß er gerade das hat, was unſeren meiſten Tenören fehlt: Geiſt und Leichtigkeit des Spieles; daß man oft den Anfänger merkt, iſt ja ganz gleichgültig. Stimmlich reicht er zum wenigſten aus, und es iſt Hoffnung vorhanden, daß er bei ſeinem großen Fleiße einige Mängel der Ausbildung ſeiner ſchönen Mittel bald überwunden haben wird. Unter den bisher hier in Berlin unbekannten Künſtlern, die das Unternehmen uns vorführt, ſind einige tüchtige Kräfte; faſt jede Aufführung hat den einen oder anderen hervortreten laſſen. So beſitzt der Baritoniſt Buers prachtvolle Stimmittel, und ſeine Art der Charakteriſierung des Müllers in Wolfs „Corregidor“ verſpricht auch für den Spieler viel. Unter den Damen ragt Hedwig Kaufmann hervor, die in der großen Königlichen Oper nicht ſo recht zur Geltung gekommen iſt, hier aber im kleineren Rahmen bis jetzt ſehr Anſprechendes geboten hat. Wichtiger iſt, daß die Regiſſeurfrage vorzüglich gelöſt iſt. Neben dem Direktor Hans Gregor wirkt an erſter Stelle der von Dresden her wohlbekannte Morris. Die Inſzenierung der bisherigen Werke bot nach jeder Richtung hin Vorzügliches. Vor allem iſt eine Enſemblekunſt erreicht, wie wir ſie in der deutſchen Oper bis jetzt nicht gewohnt waren. Ein Zuviel der Beweglichkeit des Mitwirkens bis auf den letzten Statiſten hinab bei Enſembleſzenen wird ſich von ſelber geben. Hier darf natürlich nicht vergeſſen werden, daß die muſikaliſche Chorſicherheit nicht zu ſehr beeinträchtigt werden darf. Die Bühnenbilder waren durchweg von echter Stimmung und an keinerlei Schablone gebunden. Karl Walſer, der als erſter künſtleriſcher Beirat mitwirkt, hat hier auch die kühnſten Erwartungen übertroffen. Unter den Kapellmeiſtern verblüffte der ganz junge Egisto Tango durch eine ganz hervorragende Herausarbeitung von Leoncavallos „Bohême“. Hier ſcheint ein Dirigent zu ſein, der das rechte Gefühl für den etwas gewaltſamen, aber dann auch



Leoncavallos „Bohème". Hauptſzene des zweiten Aktes bei der Aufführung in der Komiſchen Oper zu Berlin.
(Nach einer Photographie von J. Egers in Berlin.)

fortreißenden Rhythmus der italieniſchen Muſik hat.

Bis jetzt iſt die neue Bühne jedem Vergleich mit der Königlichen Oper aus dem Wege gegangen. Sie hat ſogar ſeltſamerweiſe auf irgendeine Mozartfeier verzichtet, wobei es doch keineswegs ſchwer geweſen wäre, für einzelne Werke mit der Königlichen Bühne erfolgreich in Wettbewerb zu treten. Immerhin hat dieſe Seite etwas Gutes, denn man hätte die nötige Spannung wohl nur durch Gaſtſpiele bedeutender Kräfte erreichen können, und es iſt jedenfalls ein Glück, wenn zunächſt wenigſtens in dem neuen Unternehmen nur auf Enſemblekunſt hingearbeitet wird. Denn gerade das Gaſtſpieltreiben hat das „Theater des Weſtens" in den letzten Jahren nun völlig um alle künſtleriſche Bedeutung gebracht.

In der diesjährigen Spielzeit hat die Komiſche Oper bis jetzt fünf Werke herausgebracht. Das reicht natürlich zunächſt für ein Repertoire nicht aus, iſt aber viel in Anbetracht der Tatſache, daß die neue Bühne bis jetzt nur aufs ſorgfältigſte vorbereitete Aufführungen dargeboten hat. Eine jede hat für Regiſſeur und Dekorateur einen großen Erfolg bedeutet. Dem Dekorateur rechne ich am höchſten an, daß er nicht nur in prächtigen, farbenreichen Bildern Gutes bot, ſondern auch die Intimität einfacher oder dunkler Räume vorzüglich traf, daß er ferner in ſehr geſchickter Weiſe den Bühnenrahmen zu verengern verſtand. Daß die Maſſenbilder bis jetzt leicht in ein Zuviel der Bewegung verfielen, habe ich ſchon erwähnt. Wunderſchön waren dagegen durchweg die Bilder, die eine mittlere Zahl Mitwirkender auf die Bühne brachten. Für die Sangeskräfte iſt vor allem zu betonen, daß jene völlig unzulänglichen Mitwirkenden, die in den bisherigen zweiten Opernunternehmungen immer am empfindlichſten geſtört haben, hier völlig fehlen; auch die kleineren Partien ſind angemeſſen beſetzt. Das Orcheſter iſt gut.

Eröffnet wurde das Haus mit Offenbachs komiſcher Oper „Hoffmanns Erzählungen". Neben der Abſicht, mit einem doch nicht ganz unerprobten Werke vor das Publikum zu treten, wird vor allem die Möglichkeit, Inſzenierung und Dekoration nach den verſchiedenen Seiten vorführen zu können, für dieſe Wahl beſtimmend geweſen ſein. In die allgemein übliche hohe künſtleriſche Einſchätzung dieſes Werkes kann ich nicht einſtimmen. Daß Offenbach ein hervorragender Könner war, wiſſen wir ja längſt. Daß er in jedem Sattel reiten konnte, in den er hineingeſetzt wurde, beweiſen ſeine ſämtlichen Werke. Aber über dieſe hervorragend geſchickte Mache kommt auch dieſes letzte Werk des Hauptvertreters der ſchlimmſten Gegnerin einer wahrhaft künſtleriſchen komiſchen Oper, nämlich der frivolen Operette, nicht hinaus. Statt Empfindung Sentimentalität, in der Charakteriſtik jenes Unterſtreichen, das in der Erinnerung zumal jegliches angenehme Gefühl zerſtört, in allem Wunderbaren und Romantiſchen völliger Mangel an Naivität. Die Aufführung war hier ſehr gut. Nadalowitſch als Hoffmann wirkte überzeugend; er hat, wie auch ſeine Darſtellung des Marcel in Leoncavallos „Bohème“ bewies, etwas vom romantiſchen Zigeunertum in ſich, ſeine ganze Geſtalt, ſeine Darſtellung machen auch einen Überſchwang im Gefühlsausdruck natürlich. Bertram brachte die fünf verſchiedenen Geſtalten des böſen Prinzips hervorragend zur Geltung, Hedwig Kaufmann entzückte vor allem als Marionette. Die Bühnenbilder waren von erleſener Pracht; das Bild Venedigs zumal leuchtend in den Farben und doch einheitlich im Ton. Das Werk ſcheint bis jetzt den ſtärkſten Publikumserfolg gehabt zu haben; jedenfalls kehrt es am meiſten auf dem Spielplan wieder.

Dagegen iſt nach nur drei Aufführungen aus dieſem verſchwunden Jules Maſſenets „Gaukler unſerer lieben Frau“. Obwohl ich nichts weniger als ein Bewunderer Maſſenets bin, halte ich dieſes Schickſal doch für zu hart. Die Hauptſchuld für den Mißerfolg traf jedenfalls den Kapellmeiſter, der, anſtatt alle Kräfte aufzuwenden, um Maſſenets Neigung zur Sentimentalität und Weichlichkeit zu überwinden, alle dieſe zahlreichen Stellen noch dehnte und unterſtrich. Ausſtattung und Regie waren gerade hier meiſterhaft. Einzelne der Bilder wirkten wie alte Gemälde. Ich wage immer noch zu hoffen, daß das Werk wieder einmal in einer flotten Aufführung, die gern im Muſikaliſchen etwas ſchroff zugreifen darf, in den Spielplan aufgenommen wird. In katholiſchen Gegenden würde die Oper überhaupt viel leichter Fuß faſſen können, da ſie ein tieferes Verſtändnis für den Marienkultus vorausſetzt.

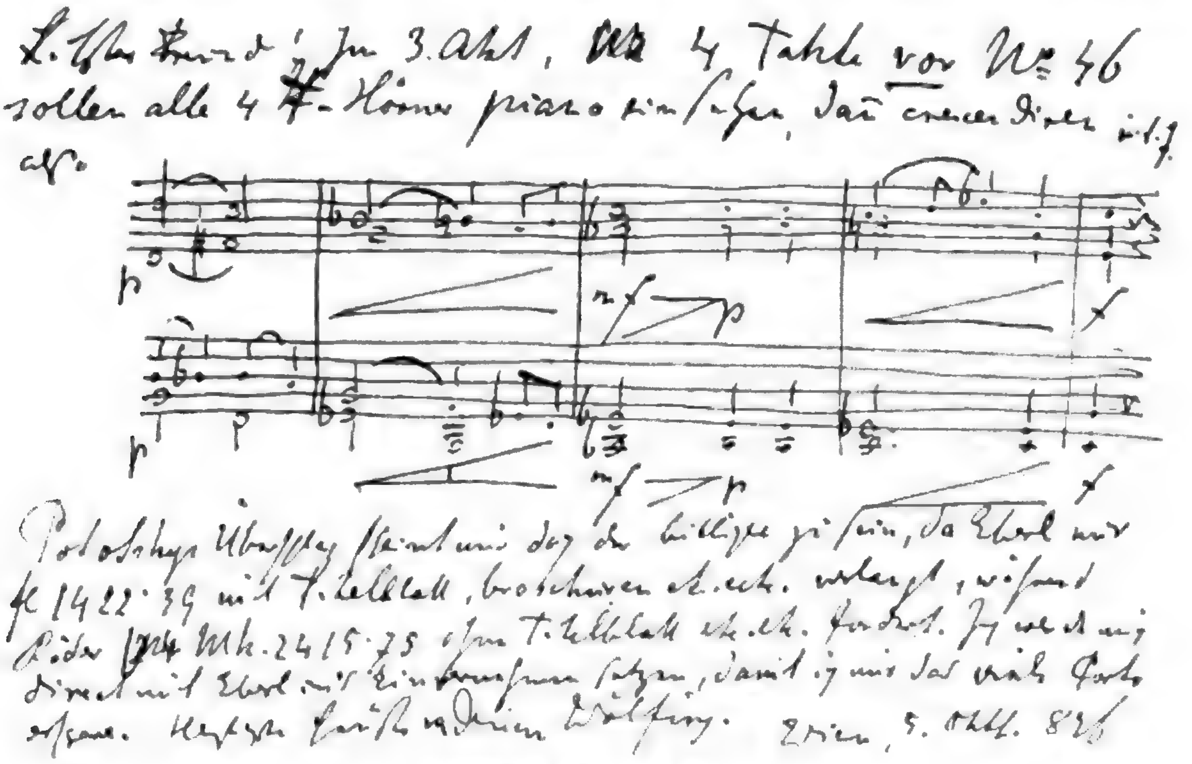
Wenn ein Dichter über dieſen Stoff kam, ſo konnte ein ergreifendes Bild von Menſchenblindheit und von der Macht der wahren Liebe entſtehen. Wenn ein wahrer Muſiker die Dichtung ergriff, ſo vermochte er in dem Zuhörer leicht jene Stimmung zu erwecken, die den heutigen Menſchen aus ſeinem hellen Werkeltag in die Traumdämmerung des von bunten Farbenlichtern durchſpielten Legendendomes führte.

Leoncavallos „Bohème“. Dritter Akt. Aufführung in der Komiſchen Oper zu Berlin.
(Nach einer Photographie von J. Egers in Berlin.)

Aber Maurice Léna ſchuf keine Dichtung, ſondern einen Operntext. Und Jules Maſſenet iſt kein Künſtler, ſondern Macher. Er iſt der Geſchickteſte und Geſchmackvollſte unter allen jenen Muſikern, die es verſtehen, ein leckeres und fein aufgetiſchtes Mahl aus den Speiſen zu bereiten, die weniger form- und lebensgewandte Männer mühſelig herbeigeſchafft haben. Maſſenet iſt nie mehr geweſen als ein ſchwächlicher und berechnender Epigone; ſeine Kunſt liegt in der Schnelligkeit des Epigonentums. Er ahmt das Allerneueſte ſo ſchnell nach und verſteht dabei das dort Unangenehme ſo abzuſchwächen, daß es für jeden verdaulich wird. Wohlverſtanden, Maſſenet iſt nie mehr geweſen als dieſer außerordentlich geſchickte und gefällige Könner. Daß er der erfolgreichſte Opernkomponiſt Frankreichs iſt, beweiſt nur wieder die Tatſache, daß in der Oper der Kunſtverſtand faſt nie die entſcheidende Macht iſt.

Im „Gaukler unſerer lieben Frau" hat Maſſenet keine ſo bequemen Vorbilder. Maeterlinck hat mit der „Schweſter Beatrix", Claude Debuſſy mit ſeiner Vertonung von des Belgiers „Pelleas und Meliſande" vorgearbeitet. Der Gedanke, eine Oper ohne Frauenrolle durchzuführen, iſt von Méhul längſt erprobt. Für alte Muſik und alte Inſtrumente iſt in Frankreich ſeit faſt einem Jahrzehnt viel Stimmung vorhanden. Ein bißchen Choral, etwas figurierte Kontrapunktik iſt in katholiſchen Kirchen allſonntäglich zu hören. Die Ingredienzien waren alſo gegeben, aber die Miſchung mißlang, da das Bindemittel der Sentimentalität verſagte.

Als Ganzes betrachtet, ſcheint mir, trotz der oben gemachten Einſchränkungen, die Perſon Maſſenets nicht nur ſympathiſcher, ſondern auch wertvoller als die Leoncavallos; und auch das hier abgelehnte Werk erſcheint mir als muſikaliſch und dramatiſch lebenswerter denn des Italieners „Bohême", der eine Woche ſpäter an gleicher Stelle ein ſchöner Erfolg bereitet wurde. Freilich war gerade dieſe Aufführung ungleich beſſer als die des „Gauklers". Kapellmeiſter Tango beſitzt die Fähigkeit der rhythmiſchen Anſtachelung und hat jenes Portando einer weitgebogenen Melodie, das immer wieder ſeine Wirkung tut, wenn es echt italieniſch kommt, das dagegen bei jedem Nichtitaliener faſt ebenſo als Karikatur wirkt wie die franzöſiſche Pathetik. Inſzeneſetzung und Dekoration waren ſchlechthin meiſterhaft. In der Aufführung glänzte vor allem der Tenor Nadalowitſch durch



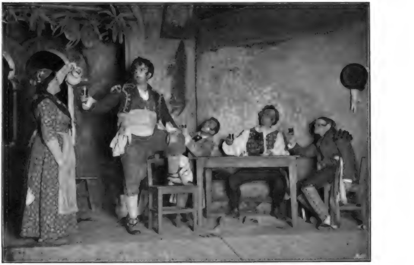
L. Potpeschnigg! Im 3. Akt, [illegible] 4 Takte vor Nr. 46 sollen alle 4 F-Hörner piano einsetzen, das crescendo aber [illegible] also.

p
p
mf
p
mf
p
f
f

Potpeschniggs Übersetzung scheint mir doch die billigere zu sein, da Ebert nur fl 1422.39 mit Titelblatt, broschieren etc. etc. verlangt, während Röder ~~[illegible]~~ Mk. 2415.75 ohne Titelblatt etc. etc. fordert. Ich werde mich direct mit Ebert ins Einvernehmen setzen, damit ich mir das viele Porto erspare. Herzlichen Gruß von deinem Wölfing. Wien, 5. Oktb. 96

Schriftprobe von Hugo Wolf.

(Die Karte iſt uns vom Adreſſaten, Dr. Heinrich Potpeſchnigg, Berlin, freundlichſt zur Verfügung geſtellt worden. Sie iſt vom 26. Oktober 1896 und bezieht ſich auf den „Corregidor". Dr. Potpeſchnigg war in dieſer Zeit des Komponiſten vertrauteſter künſtleriſcher Beirat, wie die hohe Zahl [faſt 100] der in ſeinem Beſitze befindlichen, auf den „Corregidor" bezüglichen Schreiben Wolfs bezeugt).



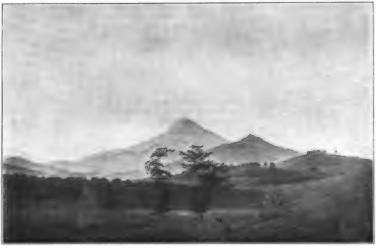
Hugo Wolfs „Corregidor“. Trinkgelage im zweiten Akt. Aufführung in der Komiſchen Oper zu Berlin.
(Nach einer Photographie von J. Egers in Berlin).

eine reſtloſe Hingabe im Spiel, die wir gerade bei Tenören faſt nie finden. Im übrigen iſt das Werk ein echter Leoncavallo, voller Sentimentalität in allen Gefühlsſzenen, voll Operettenhaftigkeit beim Humor, mit etlichen brutalen Gewalttätigkeiten der Inſtrumentation, wahllos in den Mitteln, aber mit ſo viel Theatergeſchick und ſo guter Berechnung der Augenblickswirkung, daß es als Ganzes kaum irgendwo verſagen wird, wenn es gut dargeboten wird. Puccinis „Bohême“ ſtrebt nach Entwickelung im Inhalt, nach Stil in der Muſik. Leoncavallo erklärt ſelber, nur Szenen aus Murgers Roman geben zu wollen, und in der Muſik findet man von allem etwas, am wenigſten von Leoncavallo ſelber, der höchſtens durch die ſtets wiederkehrenden Selbſtzitate aus den „Bajazzi“ kenntlich wird. Nach allem gewinnt man die Überzeugung, daß Leoncavallo zu allererſt eine brauchbare Operette zu ſchreiben vermöchte, und die Nachricht, daß er jetzt eine ausgeſprochen komiſche Oper, hoffentlich mit möglichſt wenig lyriſchem Gehalt, in Arbeit hat, wird man zum mindeſten mit ziemlich ſicherer Hoffnung auf ein brauchbares Theaterſtück verzeichnen können.

Es iſt ein eigen Ding um den Spielplan unſerer Bühne, am allermeiſten um den einer Oper, für die Richard Wagner verſchloſſen iſt, der eigentlich das ganze deutſche muſikdramatiſche Leben mehr noch für das genießende Publikum als für die Produktion beherrſcht. Der erſte Name, der jedem auftauchte, als dieſe neue Oper ins Leben gerufen war, war Hugo Wolfs „Corregidor“. Seit Jahr und Tag beklagen es die Muſikfreunde, daß unſere Königliche Oper dieſes Werk nicht in ihren Spielplan aufgenommen hat. Nun hat die Komiſche Oper den Wunſch erfüllt. Am Premierenabend gingen die Wogen des Beifalls hoch. Ich kam zufällig etwa in die vierte oder fünfte Aufführung: das Haus war bei weitem nicht halb beſetzt. Daß die Aufführung trotzdem mit aller Sorgfalt geleitet war, daß alle Mitwirkenden ihr Beſtes zu geben beſtrebt waren, ſei ausdrücklich hervorgehoben. Die Tatſache iſt unverſtändlich: an muſikaliſchem Reichtum, an quellender Melodienſeligkeit, an Geiſt, aber auch an rein ſinnlicher Schönheit übertrifft dieſes Werk alle bisher genannten. Ich für meinen Teil war überraſcht über die dramatiſche Wirkſamkeit der Bilder. Die Inſzenierung des Ganzen war dabei wieder vorzüglich; die Aufführung gewiß nicht meiſterhaft, aber doch ſo, daß ſie auch höheren Anſprüchen wenigſtens genügte. Die ausgeſprochenen Liedeinlagen hätten freilich, vor allem die wundervollen Melodien, die Frasquita ſingt, noch mehr als Lieder wirken ſollen. Aber es liegt ſicher nicht an allen dieſen Unzulänglichkeiten, es liegt am Geſamtcharakter des Werkes, wenn es einen Publikumserfolg nicht hatte. Dieſer Stoff wirkt auf uns zu ſehr bloß artiſtiſch. Wir haben das Gefühl: das Ganze geht uns weiter ja gar nichts an. Wir wiſſen als Zuſchauer von vornherein, daß der Müller keinen Grund zu irgendwelcher Eiferſucht hat, wir empfinden deshalb die tragiſche Spannung nicht mit, auf die Komponiſt und Textdichter ein ſo ſtarkes Gewicht gelegt haben. Nur wenn wir als Zuſchauer zeitweilig ſelber daran glauben könnten, daß ſich hier innerlich ein Konflikt entwickelt, und nicht bloß der einer äußeren Anekdote, wenn wir mit dem Müller, der das Unbegreifliche der Untreue ſeines Weibes für wahr halten muß, auch nur einen Augenblick mitempfinden könnten, würde ſich eine dramatiſche Spannung einſtellen. Jetzt ſind wir auf den Genuß der jeweiligen Situation beſchränkt. Wir haben einige ſzeniſche Bilder, aber kein Drama. Das iſt bedauerlich für Hugo Wolfs Werk, bedauerlich für unſer Opernrepertoire, in dem dieſe ſo echt künſtleriſche und muſikaliſch reiche Schöpfung niemals eine bedeutende Stelle einnehmen kann. Aber anderſeits zeugt es doch auch für eine geſunde Steigerung des Empfindens dramatiſcher Wahrheit und dramatiſcher Kraft beim Volke, wenn dieſes ſelbſt in der Oper ſich nicht mehr durch ſchöne Melodien und packende Szenen abſpeiſen läßt, ſondern ein Geſchehnis verlangt, an dem es innerlich Anteil nehmen kann.

Dieſe innere Anteilnahme iſt freilich zu erſetzen, und zwar läßt man ſich ja leider die wertloſeſten Erſatzmittel gefallen. Grobe Poſſenhandlung, eine fratzenhafte Charakteriſtik, die die aufgerufenen Geſtalten wie Puppen an den Drähten einer willkürlich erſonnenen und unmöglichen Situation und mit geſchmackloſen Witzen angefüllten Handlung tanzen läßt. Aber es bleibt dem deutſchen Volke doch dann ſtets das Gefühl einer gewiſſen Herabwürdigung. Alle dieſe Operetten, mögen ſie äußerlich noch ſo erfolgreich ſein, werden einmal künſtleriſch nicht ernſt genommen, weder bei der Kritik noch beim Publikum. Es iſt vielleicht eine Beobachtung, die ſchon jeder gemacht hat, daß, wenn in ſolchem unwürdigen Zuſammenhang auf irgendeine Weiſe ein Stückchen wirklicher Kunſt vorgebracht wird, ſei es auch nur, daß vielleicht zufällig ein wirklich künſtleriſcher Sänger die ſonſt abgeſchmackt ſentimentale Melodie vorträgt, ſo bemächtigt ſich der geſamten Zuhörerſchaft eine Art von Verlegenheitsgefühl. Man ſchämt ſich gewiſſermaßen, daß man an der geringwertigen Umgebung Gefallen fand. In dieſer Empfindungsweiſe liegt ein Schutzmittel gegen den völligen Verfall. Dieſe Art deutſcher Empfindungsweiſe, die im Grunde immer ernſt iſt, ſelbſt wenn ſie noch ſo laut lacht, die den Beifall, den ſie dem bloß Poſſenhaften oder Frivolen geſpendet hat, wenigſtens nachträglich als eine Entgleiſung, eine Entwürdigung empfindet, gebietet dringend, daß wir eine eigene komiſche Oper uns ſchaffen. Ich habe das wieder deutlich empfunden gegenüber der Aufführung des an ſich meiſterhaften „Don Pasquale“ von Donizetti, dem letzten Werke, daß die Komiſche Oper uns vorführte. In dieſer deutſchen Faſſung, für die Otto Julius Bierbaum den Text neu überſetzt hat, um ihn unſeren Sängern mundgerechter zu machen, war das Werk für Berlin ſogar Neuheit. Einige Wochen zuvor hatte es Aleſſandro Bonci mit einem eigenen Enſemble im „Theater des Weſtens“ aufgeführt. Die italieniſchen Buffoopern werden immer, wenn ſie in deutſche Hände geraten, eine Vergröberung erfahren, aber wohl verſtanden nur eine Vergröberung des Vortrags. Das Parlando des italieniſchen Rezitativs, bei dem eigentlich nicht mehr Worte, ſondern Sätze geſprochen werden, iſt für den deutſchen Sänger nicht zu erreichen. Aus dieſem Parlando iſt aber eigentlich die ganze Opera buffa hervorgegangen, genau wie aus der franzöſiſchen espritvollen Cauſerie die franzöſiſche Spieloper. Wir Deutſche haben das Unglück gehabt, daß unſere neue Dichtung noch kaum die erſten Schritte gewagt hatte, als das Singſpiel aufkam; trotzdem ſehen wir ſchon da, daß die deutſche komiſche Oper mehr aus echt lyriſchem Untergrunde aufwächſt und als Hauptreizmittel die Charakteriſtik origineller Menſchen verwendet. Das iſt ein himmelweiter Unterſchied von der italieniſchen Opera buffa, die im Grunde immer mit den alten Masken der Harlekin, Pantalon, Colombine arbeitet, oder der franzöſiſchen Spieloper, die die abgeſchliffenen Geſtalten der Geſellſchaft auf die Bühne führt. Ich ſage, wir werden den Stil der italieniſchen Opera buffa und der franzöſiſchen Spieloper immer vergröbern, weil wir dieſes l'art pour l'art, auf dem die komiſche Oper beider Völker beruht, dieſes Spielen um des Spielens willen, dieſe Luſtigkeit in der eigenen Unterhaltung nicht kennen. So werden für uns eine große Reihe dieſer Geſtalten unwahr. Um ſie dennoch erträglich zu machen, werden ſie ins Poſſenhafte hinübergezerrt. Man nehme dieſen „Don Pasquale". So ſicher zuzugeben iſt, daß bei der Aufführung in der Komiſchen Oper die Darſtellerin der Norina (Hedwig Kaufmann) die ganze Partie zu ſehr ins Soubrettenhafte hinabzog, ſo bleibt doch zu betonen, daß es keinen deutſchen Dichter oder Komponiſten gibt, der es wagen würde, einer Frau, die er ſo kokett und ſo ſchier brünſtig eingeführt hat, eine wahre, reine Liebe zuzumuten, um die ſie nachher kämpft. Die unendlich brutalere Sinnlichkeit der Italiener hat aber hier einen ganz einfachen Führungskodex: jung und jung gehören zuſammen, infolgedeſſen iſt jedes Mittel recht, womit ein Alter geprellt wird zugunſten der Jugend. Es war freilich gerade ein Italiener, Tavecchia, der vor etwa acht Jahren in einem großen, von Marcella Sembrich geleiteten italieniſchen Operngaſtſpiel hier in Berlin den Don Pasquale ſang, der dieſen Alten ſo darſtellte, daß man ſchließlich von Mitleid ergriffen und gerührt war. Aber im Sinne Donizettis hatte dieſer große Künſtler nicht geſpielt; denn die ganze Umgebung widerſtrebt dieſer Steigerung aus der Komik in den Humor. Jedenfalls müßte dann ein ganz anderer Schluß kommen, ein Sichüberwinden in Heiterkeit, wobei dann in den Verzicht etwas Hans Sachſiſches hineinkäme, etwas von jener ſtillentſagenden Lebensklugheit, die das Gedicht von „Triſtan und Iſolde" kennt, und aus Klugheit und doch auch aus Wohlwollen nichts von Herrn Markes Glück beſitzen mag. Es wäre nicht ſchwer geweſen für die beiden deutſchen Neubearbeiter der Oper, dieſen Zug herauszuarbeiten. Der Schluß iſt von Donizetti ohnehin ziemlich ſkizzenhaft behandelt, und es hätte keiner beſonders geübten Hand gebraucht, um durch etliche eingefügte Rezitative den Don Pasquale, von ſeiner Liebesnarrheit geheilt, zum Begünſtiger des natürlichen Verhältniſſes zu machen, ſo daß er mit einer gewiſſen leichten Heiterkeit und doch auch Weltüberlegenheit die Hände der jungen Liebenden ineinander gelegt hätte. Nun iſt das nicht geſchehen, und der auf ſeine Art vorzügliche deutſche Darſteller Ludwig Mantler hat, wie ich vorausſah, die Geſtalt von Anfang bis zu Ende in der poſſenhaften Sphäre gehalten. Denn wenn der Deutſche eine ſolche Wandlung vorführt, ſo muß ſie nach ſeinem Gefühl auf einer in Schmerzen gewonnenen Läuterung beruhen. Der Italiener hingegen kommt viel leichter darüber hinweg: „Na ja, es war eine Dummheit, ihr habt recht, ich bin zu alt, um nach ſo jungen Früchten zu begehren." — Als Dummheit empfindet er's, als Mangel an Lebensklugheit, nicht aber als Unrecht.

(Schluß folgt.)



Kaſpar David Friedrich: Gebirgsbild.
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart

von

Walther Gensel

Die deutſche Jahrhundert-Ausſtellung

I

(Nachdruck iſt unterſagt.)

In Berlin jagen ſich die Ausſtellungen. Erſt vor kurzem iſt die Meunier-Ausſtellung nach einem ſechswöchigen Erfolge geſchloſſen worden. In dieſen Tagen wird ihr die Ausſtellung von Werken alter Kunſt im Redernſchen Palais folgen, in der ein großer Teil des Allerbeſten aus Berliner Privatbeſitz in höchſt geſchmackvoller Anordnung zum erſtenmal der Öffentlichkeit gezeigt worden iſt: drei Säle voll holländiſcher Bilder, unter denen ſich Rembrandtſche Bildniſſe allererſter Güte, ein für den rieſigen Preis von 325000 Mark ſoeben erſt erworbenes köſtliches Interieur von van der Meer, prachtvolle Landſchaften von den beiden Ruisdael, ausgezeichnete Bilder von Frans Hals, Terborch und Jan Steen befinden, ein Saal mit engliſchen Bildniſſen, venezianiſchen Anſichten von Guardi und Canaletto und einem Hauptwerk des großen Spaniers Goya, ein Saal mit Werken der italieniſchen Renaiſſance und ein Saal mit mittelalterlichen Holzbildwerken, dazu koſtbares Silbergerät und Porzellan. Bei Caſſirer erſchloß ſich das Verſtändnis für die Kunſt des gewaltigen Franzoſen Courbet auch für den, der die Pariſer Sammlungen nicht kennt, bei Gurlitt zeigte ſich zum erſtenmal der Verein bildender Künſtlerinnen, eine Art Sezeſſion der Frauen. Und nun rüſtet man ſich am Lehrter Bahnhof und am Kurfürſtendamm ſchon wieder für die kommenden Sommerausſtellungen. Über allen dieſen Unternehmungen thront die Jahrhundert-

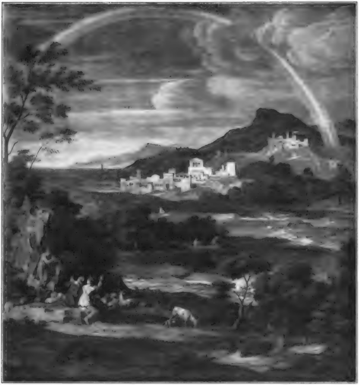
Ausſtellung deutſcher Kunſt, eine Veranſtaltung ſo einziger Art, daß wir die anderen, wenn auch noch ſo ungern, zurücktreten laſſen müſſen, um ihr den gebührenden Raum widmen zu können.

Schon 1889, als die erſte Pariſer Centennale zeigte, welch unermeßliche Fülle zum Teil weit wichtigerer Schätze die franzöſiſche Kunſt neben den im Louvre und den Provinzmuſeen befindlichen Werken hervorgebracht hat, mag in deutſchen Köpfen der Plan zu einer ähnlichen deutſchen Jahrhundertſchau entſtanden ſein. Er gewann ſchon Mitte der neunziger Jahre feſtere Geſtalt und erhielt durch die zweite Pariſer Centennale von 1900 neuen Anſtoß. Seit mehreren Jahren waren die Leiter der Nationalgalerie und der Hamburger Kunſthalle, von Tſchudi und Lichtwark, und der Dezernent für Kunſt im ſächſiſchen Miniſterium, von Seidlitz, tätig, Liſten der zu gewinnenden Kunſtwerke aufzuſtellen. Zu ihnen, die urſprünglich die Seele des Unternehmens bildeten, geſellte ſich der preußiſche Dezernent Schmidt, durch deſſen Mitwirkung erſt die Überlaſſung der Nationalgalerie ermöglicht wurde, und der bayeriſche Generaldirektor von Reber, deſſen Name eine tätige Anteilnahme der ſüddeutſchen Sammlungen verbürgte. Ein Garantiefonds wurde gezeichnet, und in allen größeren Städten bildeten ſich Lokalkomitees, denen die Direktoren der Provinzialmuſeen und die hervorragendſten Privatſammler beitraten. Endlich wurde in dem durch ſeine außerordentliche Arbeitskraft und ſeine Erfahrung gleich empfohlenen Julius Meier-Graefe ein ausgezeichneter Geſchäftsführer gewonnen. So waren alle Vorbedingungen für ein volles Gelingen gegeben.

Nicht alle Wünſche ſind freilich erfüllt worden. Oftmals war das Beſſere des Guten Feind, das doch auf einen Platz hätte Anſpruch machen können. Überragende Erſcheinungen, die man in ihrer ganzen Entwickelung und mit allen Hauptwerken zeigen wollte, raubten anderen die Möglichkeit auch nur einer beſcheidenen Vertretung. Zuweilen hat ſich wohl auch der perſönliche Geſchmack einzelner ſtärker geltend gemacht, als es im Intereſſe eines unparteiiſchen hiſtoriſchen Überblicks wünſchenswert geweſen wäre. Doch das ſind Erſcheinungen, die bei ſolchen Veranſtaltungen immer wiederkehren werden, ja geradezu unvermeidlich ſind.

Zunächſt erfährt der Titel „Jahrhundert-Ausſtellung deutſcher Kunſt“ eine Einſchränkung dadurch, daß man ſich faſt ganz auf die Malerei beſchränkt hat. Architektur und Kunſtgewerbe fehlen vollſtändig, und die wenigen Büſten und kleineren Plaſtiken vermögen wohl eine angenehme Abwechſelung in das Bild zu bringen, keineswegs aber einen Überblick über die Leiſtungen der deutſchen Kunſt auf dem Gebiete der Bildhauerei zu gewähren. Bei der Malerei iſt aber wiederum die Monumentalkunſt faſt ganz ausgeſchieden, und ebenſo ſind nur ganz wenige Staffeleigemälde größeren Umfangs aufgenommen worden. Und hier iſt man zum Teil ungerecht verfahren. Wo faſt alle großen Gemälde Feuerbachs zuſammengebracht wurden, da mußte wenigſtens auch ein Hauptbild von Piloty gezeigt werden. Wo man zwei Schlachtenbilder von Wilhelm von Kobell und drei Paradebilder von Franz Krüger ausſtellte, da durfte Georg Bleibtreu nicht fehlen. Das Publikum will geleitet, aber nicht bevormundet ſein.

Wollen wir das Ergebnis der Ausſtellung kurz zuſammenfaſſen, ſo können wir ſagen, daß ſie uns Antwort auf zwei Fragen gibt: Welches war in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Entwickelung der deutſchen Kunſt neben den bisher zu ausſchließlich in den Vordergrund gerückten Klaſſiziſten und Nazarenern, den Münchner und Berliner Großmalern — wie geſtaltete ſie ſich insbeſondere in den faſt ganz vernachläſſigten kleineren Kunſtzentren? Und zweitens: Welches waren in den ſechziger und ſiebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Männer, die die Malerei als ſolche, als Kunſt der Farben und Linien, wahrhaft vorangebracht haben? Auf die erſte Frage antworten uns die beiden oberen, auf die zweite das untere Stockwerk der Nationalgalerie. Einen Annex bildet die Handzeichnungs-Ausſtellung im ehemaligen Antiquarium des Neuen Muſeums. Da die großen Männer, die im dritten Viertel des Jahrhunderts auftauchten, wie Feuerbach, Böcklin, Liebermann, Leibl, Thoma, Trübner, in dieſen „Monatsheften“ ſchon ausführlich behandelt worden ſind oder dem-



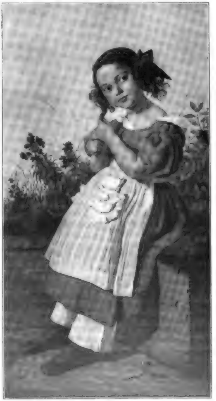
Joſef Anton Koch: Landſchaft mit Regenbogen. (1800.)
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

nächſt eine ausführliche Behandlung erfahren ſollen, und da es überdies unmöglich iſt, das ſchier unerſchöpfliche Material auf wenigen Seiten fruchtbringend zu behandeln, beſchränken wir uns im weſentlichen auf die Entwickelung der Malerei vom Ende des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

Mengs, Carſtens, die Nazarener, Cornelius, Kaulbach, Piloty, das waren nach den meiſten früheren Kunſtgeſchichten die Markſteine der Entwickelung in dieſem Zeitraum. So ſahen die Grimm und Riegel die Geſchichte, und ihre Anſchauung wurde beim Gros der Kunſtſchreiber zur Konvention. Sie mögen ſich in vielem geirrt haben, mögen in ihren Sympathien viel zu weit gegangen ſein, viel falſcher war jedenfalls die andere Legende, daß die Klaſſiziſten und Nazarener eine geſunde, aufſtrebende bürgerliche deutſche Kunſt zerſtört hätten. Das konnten ſie nicht, denn es gab gar keine deutſche Kunſt zu zerſtören. In den Sälen des Antiquariums und den erſten Sälen des oberſten Stockwerks der Nationalgalerie hat man ſich doch ſicherlich bemüht, das Beſte von dem zuſammenzuſtellen, was die deutſche Kunſt vor Carſtens aufzuweiſen hatte. Aber alles, was wir finden, ſind ein paar Genrebilder von Chodowiecki, die weiter nichts als armſelige Nachahmungen der Bilder Watteaus, Lancrets und Paters in Sansſouci darſtellen, ein paar hübſche Veduten von Hackert und allerdings eine recht große Anzahl Porträts, unter denen die des Schweizers Anton Graff unbedingt die erſte Stelle einnehmen. Allein gute Bildniſſe hat es zu allen Epochen der Malerei, auch in den Zeiten des tiefſten Verfalls, gegeben. Beim Bildnis ſahen ſich auch die Maler gezwungen, die Natur zu ſtudieren, die ſonſt einfach auswendig gelernte Formeln gedankenlos ableierten. Man muß ſchon mit Blindheit geſchlagen oder mit unüberwindlichen Vorurteilen belaſtet ſein, um von dem heißen Drang nach Neuem und Großem nicht ergriffen zu werden, wenn man von dieſen Reſten einer abſterbenden Kunſt zu den Freſken der Caſa Bartholdy, den Landſchaften von Anton Koch kommt. In Paris war es in erſter Linie das Streben nach ſtraffer, energiſcher Formgeſtaltung, das das Schaffen Davids und ſeiner Schule beherrſchte. In Deutſchland wollte man der Kunſt vor allem wieder Inhalt geben.

Es iſt nicht gerade viel, was man in der Ausſtellung von der Kunſt der Nazarener ſehen kann. Von der Caſa Bartholdy hat man nur die Joſephs-Freſken von Cornelius mit den Lünetten von Veit und Overbeck offen gelaſſen. Daneben hat man einige Bildniſſe der Schule, ein paar kleinere Werke von Overbeck und Führich, ein paar Sachen von dem Dresdener Naeke, darunter ein recht anmutiges Bildchen „Fauſt und Gretchen“, das ſeinerzeit (1811) viel Aufſehen machte, und mehrere Bilder von Schnorr von Carolsfeld gehängt, darunter den heiligen Rochus aus dem Leipziger Muſeum und die Berliner Verkündigung von 1820, die durch ungemeine Innigkeit der Empfindung, einen feinen Schmelz der Farben, bei dem nur das Gewand des Engels ein wenig ſtört, und durch einen entzückenden landſchaftlichen Hintergrund ausgezeichnet iſt. Einen ganz außerordentlichen Eindruck macht der alte Koch, der die Hälfte eines Kabinetts daneben einnimmt. Seine großartige Naturauffaſſung, ſeine machtvolle Kompoſition, ſeine Phantaſiefülle, ſeine herbe Farbenſchönheit erſcheinen hier in ſo hellem Lichte, daß ſich Preller, Rottmann und alle Klaſſiziſten der Landſchaft neben ihm wie Epigonen ausnehmen.

Wenn früher von der Reaktion gegen den Klaſſizismus und das Nazarenertum die Rede war, wurde immer Düſſeldorf in den Vordergrund gerückt. Nun ſoll die Rolle der rheiniſchen Kunſtſtadt keineswegs unterſchätzt werden; ſie war — unglücklicherweiſe — ſogar ungeheuer groß. Aber was ihr zum Siege verhalf, war nicht, daß ſie an die Stelle der angetuſchten Kartonzeichnung gute Malerei ſetzte, ſondern daß ſie ſtatt heroiſcher Vorwürfe gemeinverſtändliche Genrebilder, gemalte Anekdoten gab. Die



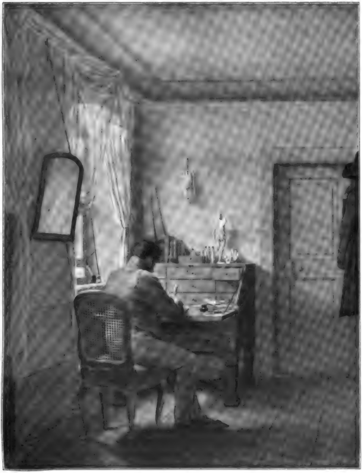
Julius Hübner: Mädchenbildnis. (1834.)
(Mit Genehmigung der photogr. Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

guten Maler, die Düſſeldorf beſaß, übten keinen ſonderlichen Einfluß aus; die ſüßlichen Stoffe gewannen das Herz des deutſchen Volkes, deſſen Augen für das wirklich Maleriſche noch nicht geſchärſt waren. Dem Kenner unſerer Kunſt der dreißiger Jahre bereitet es geradezu eine Erleichterung, daß ihm nicht noch einmal mit all dieſen gemalten Unglücksfällen aufgewartet wird. Gern erfreut er ſich dagegen wieder an den humoriſtiſchen Bildern von Haſenclever und Schrödter, den ſchönen Landſchaften, den gediegenen Bildniſſen von Carl Sohn und Theodor Hildebrandt. Ein ganz merkwürdiges Stück iſt das Kinderbildnis von Julius Hübner, nicht nur wegen ſeiner treuherzigen, unbefangenen Auffaſſung, ſondern wegen des in der damaligen Zeit (1833) gewiß nicht häufigen Verſuchs, eine Figur in hellem Sonnenſchein zu malen.

Man hat in neuerer Zeit beſonders Berlin und München gegen Düſſeldorf ausgeſpielt. Auch ſie haben eine wichtige Rolle ausgefüllt. Die nüchternen Märker ſorgten dafür, daß der Blick für die Wirklichkeit erhalten blieb; München, wo die Maler eine erleſene Galerie alter Niederländer vor Augen hatten, wurde die Aufgabe zuteil, die alten Traditionen, die gute Technik zu bewahren. Die beſten Anregungen aber gingen von zwei Städten aus, die in der Geſchichte der deutſchen Kunſt bisher ganz oder faſt ganz vernachläſſigt worden ſind, von Kopenhagen und Wien. Kopenhagen bildete die beiden unabhängigſten Landſchafter aus, die das erſte Viertel des neuen Jahrhunderts neben Koch gekannt hat, und erzog auch eine Anzahl anderer norddeutſcher Künſtler; Wien wurde die erſte Pflanzſtätte ſchlichter Volksmalerei.

Es iſt kein Zufall, daß der erſte große Meiſter der deutſchen Stimmungslandſchaft ein Kind der Meeresküſte war. Was der Landſchaft Stimmung verleiht, ſind ja Luft und Licht, Sonnenſchein und Regen, Wolkenbildungen und Nebeldünſte, und dafür iſt der Bewohner des Nordens viel empfänglicher als der Südländer. Nicht in Italien, ſondern in Holland wurden die erſten großen Stimmungslandſchafter geboren, und in der feuchten engliſchen Flachlandſchaft feierte dieſer Zweig der Kunſt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſeine Auferſtehung.

Kaſpar David Friedrich wurde in den zuſammenfaſſenden Kunſtgeſchichtsbüchern bis vor kurzem überhaupt nicht genannt, und auch ſonſt tat man nur etwas gönnerhaft und zuweilen beinahe mitleidig des Mannes Erwähnung, der „die Stimmungen ſeiner Seele in die Natur legte.“ Bei Gott, er hat keine hineingelegt, aber er hat mehr, unendlich viel mehr herausgezogen als alle ſeine Zeitgenoſſen, vielleicht die Engländer ausgenommen, und die hat er ſicher nicht gekannt. Corot begann ſeine erſten Verſuche, als Friedrich ſeine Hauptwerke ſchon geſchaffen hatte. Das merkwürdigſte aber iſt, daß er von den Holländern ganz und gar nicht beeinflußt iſt. Seine helle, dünne, zuweilen etwas wäſſerige Malweiſe hat mit der ihrigen nicht das mindeſte zu tun, ebenſowenig wie ſeine Motive und ſeine Art der Kompoſition. Zwei Dinge hat er immer und immer wieder gemalt: die Meeresküſte ſeiner Heimat und die Höhenzüge des deutſchen Mittelgebirges; und beide hat er ganz eigenartig aufgefaßt. Das Berliner Schloß hat ein großes Winterbild hergeliehen: die winterliche tiefſchwarze See mit tief herabhängenden Wolken darüber und vorn am verſchneiten Strande eine einſame Frauengeſtalt. Wo iſt ſonſt in dieſer Zeit eine ſo tragiſche Impreſſion geſchaffen worden? Oder ein Bild wie das mit den grünen Wieſen, hinter denen die Silhouette der Stadt wie eine Fata Morgana gegen den glühendgelben Morgenhimmel ſteht; oder das mit den Türmen Neubrandenburgs, hinter denen die aufgehende Sonne ihre Strahlen wie feurige Arme ausſtreckt? Vielleicht würden manche dieſer Bilder neben der Natur nicht ganz ſtandhalten; es ſind keine mit flüchtigem Pinſel erhaſchten Abbilder der Natur, ſondern kondenſierte Erinnerungsbilder, aber darum nicht minder, vielleicht erſt recht eindrucksvoll. Bei den Gebirgsbildern ſchildert Friedrich mit Vorliebe die Stunde vor Sonnenaufgang, wenn wallende Nebelmaſſen zwiſchen den Bergzügen lagern und der Himmel ſich mählich zu färben beginnt, oder die erſten Augenblicke nach Sonnenaufgang, wenn die Sonne dieſe Nebelmaſſen zu durchleuchten und zu zerteilen beginnt. Auf unſerem Gebirgsbilde haben ihre erſten Strahlen ſoeben



Georg Friedrich Kerſting: Stube mit Selbſtbildnis. (1811.)
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

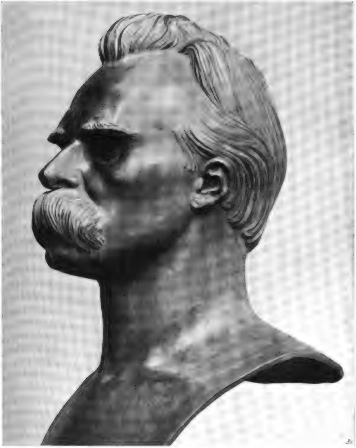
die Gipfel getroffen, während der Abhang und die tiefgrüne Matte vorn noch in tiefem Schatten liegen. Friedrich iſt wohl auch der erſte geweſen, der das Gebirge nicht nur von unten, ſondern auch von oben geſehen hat. Endgültig wird ſeine Stellung in der Kunſtgeſchichte erſt feſtgeſtellt werden können, wenn wir ſeine Werke einmal mit den gleichzeitigen Kopenhagener Bildern vergleichen können. Aber ſelbſt, wenn ſeine Eigenart dann nicht mehr ganz ſo groß erſcheinen ſollte, wird ſeine Ausnahmeſtellung in der deutſchen Kunſt beſtehen bleiben. Von einer ganz beſonderen Seite zeigt ſich uns Friedrich in einem entzückenden Interieur mit einer von hinten geſehenen jungen Frau am Fenſter. Vielleicht iſt es durch den neun Jahre jüngeren Güſtrower Georg Friedrich Kerſting angeregt worden, der ebenfalls ein Schüler der Kopenhagener Akademie

Digitized by Google

geweſen, dann ebenfalls nach Dresden gekommen war und ſchon 1812 den Meiſter in ſeinem Atelier gemalt hatte, jenes famoſe Bildchen, das auf der vorjährigen Landſchaftsausſtellung ausgeſtellt war und damals für ein Selbſtbildnis Friedrichs gegolten hatte. Nur iſt das Bild ſpäter, kräftiger und farbiger als die meiſten Werke Kerſtings. Wir haben im Märzheft zwei feine Arbeiten Hammershöis abgebildet. Iſt es nicht merkwürdig, daß beinahe hundert Jahre vorher ein ebenfalls in Kopenhagen Erzogener ganz ähnliche Wirkungen erſtrebt und erreicht hatte? Auch unſer *Atelier mit Selbſtbildnis* beſteht faſt ganz aus weißen, grauen und gelbbraunen Tönen — nur der rechts am Haken hängende Rock iſt blau —, und auch bei ihm liegt der Zauber in dem Licht, das ſo traulich über den ſchlichten Raum gleitet. Obwohl er auch Interieurs bei Lampenlicht gemalt hat, iſt Kerſting doch recht eigentlich ein Maler des Fenſters, das ſchon bei den Holländern, bei Vermeer und de Hooch, eine ſo große Rolle geſpielt hat, und über deſſen Verwendung in der Kunſt des neunzehnten Jahrhunderts man allein nach dem jetzt zuſammengebrachten Material eine ganze Monographie ſchreiben könnte.

Auch des anderen in Kopenhagen gebildeten Landſchafters, des Norwegers Clauſen Dahl, Wirkungsſtätte war Dresden. Dahl intereſſiert uns vor allem durch die höchſt energiſche Zeichnung ſeiner Bäume. Seine großen Bilder ſind im übrigen etwas hart. Man vermutet bei ihnen nicht, daß ihr Schöpfer die köſtlichſten Luft- und Wolkenſtudien gemalt hat, die ſich denken laſſen. Die Sammlung von ihnen, die das Muſeum in Chriſtiania enthält, bildet geradezu ein Gegenſtück zu den Studien Conſtables im Londoner Viktoria- and Albert-Muſeum, und wir ſind dem Direktor der Chriſtianenſer Galerie darum zu beſonderem Dank verpflichtet, daß er uns eine prächtige Auswahl davon geliehen und ſelbſt aufgehängt hat.

Kopenhagener Einflüſſe ſpielen nun auch nach Hamburg herüber; doch ſind die Forſchungen hier noch nicht abgeſchloſſen. Wenn Hamburger Künſtler in Dänemark ſtudiert haben, ſo hat doch wiederum einer der bedeutendſten däniſchen Bildnismaler, Jens Juel, in Hamburg gelernt. Es können alſo gegenſeitige Befruchtungen ſtattgefunden haben. Durch die Bemühungen des Direktors der Kunſthalle, Alfred Lichtwark, und des norwegiſchen Malers Grönvold ſind uns jetzt eine ganze Anzahl Hamburger Künſtler vom Anfang des Jahrhunderts bekannt, ja vertraut geworden, von denen wir bis vor kurzem kaum die Namen und zum Teil nicht einmal dieſe kannten. Manche ſind früh geſtorben, andere haben unter dem Einfluſſe der Nazarener Bahnen eingeſchlagen, denen ihre beſcheidenen Talente nicht gewachſen waren. Liebevoll betrachtete Charakterköpfe aus dem Verwandtenkreiſe oder Landſchaftsausſchnitte mit ſpitzem Pinſel feſthalten und einen vielfigurigen religiöſen Vorgang nach allen Richtungen, formal und ſeeliſch, ausſchöpfen, iſt eben nicht dasſelbe. Das zeigt uns auch der bedeutendſte unter ihnen, *Philipp Otto Runge*, deſſen „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten“ trotz mancher intereſſanter Einzelheiten faſt wie eine Traveſtie auf Pouſſin oder einen Italiener des ſiebzehnten Jahrhunderts anmutet. Man hat Runge überhaupt keinen Dienſt erwieſen, als man ihn als den größten deutſchen Maler ſeiner Zeit hinſtellte. Gewiß, ſeine Hamburger Bilder ſind in einem Zeitraum von nur ſechs Jahren (1804 bis 1810) entſtanden, und der Maler ſtand erſt am Anfang der dreißiger, als er ſtarb. Aber aus ſeinen letzten Werken läßt ſich ebenſogut auf einen Verfall in Manier wie auf Läuterung ſchließen. Auf dem Doppelbildnis ſeiner Eltern ſind eine ganze Anzahl Elemente für ein gutes Bild vorhanden, vor allem rückſichtsloſe Aufrichtigkeit, ſtarke Charakteriſierung, gute Wiedergabe des Stofflichen, aber das Bild iſt doch nie und nimmer ein Meiſterwerk. Für ſeinen „Morgen“ hat er entzückende Studien geſchaffen, vor allem das Knäblein auf der Wieſe und die entzückende Gruppe der um eine Lilie im Reigen ſchwebenden Englein, aber das fertige Bild iſt als Ganzes durchaus ungenießbar. Wenn wir Kunſthiſtoriker dieſe ſchreienden Diſſonanzen für gute Malerei halten ſollen, dann können wir mit unſerer Wiſſenſchaft einpacken. Runge war in einer Zeit der Farbenaskeſe ein glühender Anbeter der Farbe, aber er verſtand nicht, die Töne har-

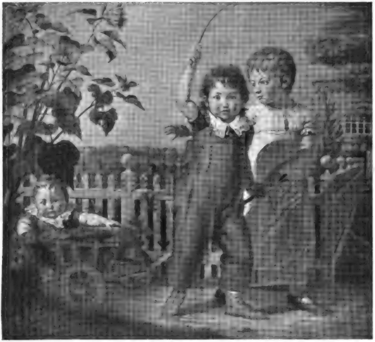


Kurt Stoeving: Nietzsche.

Zu Brieger-Waſſervogel: Berliner Ateliers.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google



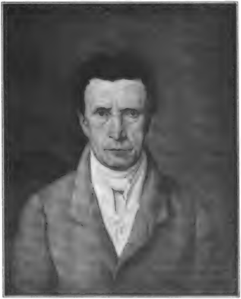
Philipp Otto Runge: Die drei Kinder ſeines Freundes Hülſenbeck. (Ölbild; 1805/1806.)

moniſch abzuſtimmen. Weitaus das Beſte ſind ſeine Zeichnungen. Nehmen wir ihn als das, was er war, als ein Talent, das mit jugendlichem Enthuſiasmus und jugendlicher Rückſichtsloſigkeit Neuland bearbeitete, und das der Tod hinwegnahm, ehe die Zeit des Reifens herangekommen war.

Auch die Oldach, Günther und Martin Gensler, Erwin und Otto Speckter, Wasmann und Milde darf man nicht überſchätzen. Aber warme Sympathie darf man für dieſe jungen Leute hegen, die ſo unbefangen und ehrlich an die Natur herangingen und mit ſolcher Liebe und Treue ein Geſicht, ein Interieur oder einen Fleck heimatlicher Erde wiedergaben. Zumal Julius Oldach, der am früheſten — mit fünfundzwanzig Jahren — ſtarb, verdient dieſe Sympathien im hohen Grade. Wer mit kaum zwanzig Jahren im Bildnis ſeines Vaters den Charakter ſo zu treffen und zugleich aus dem olivgrauen Rock und der weißen Weſte und Kravatte eine ſo feine Harmonie zu geſtalten weiß, hat das Zeug zu einem kraftvollen Bildnismaler in ſich. Ebenſo iſt Martin Genslers Seeſtück eine der feinſten Luft- und Wolkenſtudien aus der deutſchen Kunſt der erſten Hälfte des Jahrhunderts. Wasmann, ein ganz Verſchollener, deſſen Nachlaß Grönvold bei einem kleinen Tiroler Kunſthändler aufgeſtöbert hat, war in ſeiner Jugend auf beiden Gebieten mit gleichem Erfolge tätig. Wir bringen im nächſten Hefte von ihm eine ungemein duftige Hochgebirgslandſchaft. Was er ſpäter geleiſtet, darüber ſcheint ſein Entdecker einen Schleier breiten zu wollen. Julius Milde iſt mit ein paar kleinen Interieurs vertreten, die durch Natürlichkeit, feine Gruppierung und plaſtiſche Wirkung gleich feſſeln und uns außerdem einen reizenden Einblick in das Leben der Biedermeierzeit gewähren.

Hermann Kauffmann hat ganz vorzügliche Studien von Landleuten und Tieren gezeichnet, bleibt aber in ſeinen großen, übrigens weit ſpäter gemalten Ölbildern nicht nur hinter Millet und Troyon, ſondern auch hinter franzöſiſchen Tiermalern zweiten Ranges ganz erheblich zurück.

Die anderen Seeſtädte können ſich auf der Ausſtellung nicht mit Hamburg vergleichen; doch werden emſige Lokalforſchungen wohl auch hier noch manchen Schatz heben. Zu nennen wäre der Danziger Eduard Meyerheim, der in ſeiner Jugend Anſichten ſeiner Vaterſtadt und Landſchaftsbilder aus der Umgebung mit hübſchen Perſpektiven ſehr ſpitzpinſelig gemalt hat, aber dann ganz zum Berliner geworden iſt.



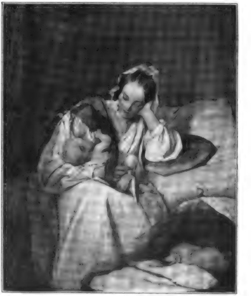
Julius Oldach: Bildnis ſeines Vaters.
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

Mancherlei Parallelen bieten ſich nun zwiſchen der nordweſtlichen Handelsſtadt und der ſüdöſtlichen Kaiſerſtadt an der Donau. Die Ausſtellung „Fünfzig Jahre öſterreichiſcher Malerei“ von 1898 öffnete in Wien zuerſt die Augen dafür, welche Schätze an echt wieneriſcher, friſcher und natürlicher Malerei hier in vormärzlicher Zeit abſeits der Akademie entſtanden waren. Jetzt wird die Kaiſerliche Galerie durch die „Moderne Galerie“ im Belvedere ſo vorzüglich ergänzt, daß der Beſucher Wiens alle dieſe Meiſter ausreichend kennen lernen kann. Das ungemein lebendig geſchriebene Buch von Heveſi (Leipzig, E. A. Seemann, 1903) hat zudem die Ergebniſſe jener Ausſtellung ſo gut zuſammengefaßt, daß der Forſchung viel weniger zu tun übrig bleibt als anderswo. Um ſo intereſſanter iſt es, eine Auswahl dieſer Bilder mit denen der anderen Städte vergleichen zu können. Im Vergleich zu Hamburg merkt man ſofort das friſchere, heiterere Leben. Die Geſichter der Porträtierten haben nicht das Freudloſe, Werktägliche, das den Oldachſchen eignet. Und dann ſtand Wien auch in ſtärkerem Verkehr mit anderen Kunſtſtädten. Nicht nur Münchener, ſondern auch Pariſer Künſtler kamen in die alte Kaiſerſtadt, und viele Wiener holten ſich ihre letzte Ausbildung an der Seine. Überall ſpürt man dieſe größere Freiheit, dieſe reicheren Anregungen.

Im Mittelpunkt der Ausſtellung ſteht Georg Friedrich Waldmüller, dem die Hälfte eines ziemlich großen Saales eingeräumt worden iſt. Vielleicht iſt er ſogar etwas zu reich vertreten. Die Genrebilder, übrigens die friſcheſten und natürlichſten der ganzen Zeit, wiederholen ſich ziemlich und ſind zum Teil etwas roh in der Farbe, und die Landſchaften können den Eindruck nicht erhöhen, den man von der herrlichen großen, im vergangenen Jahre von uns abgebildeten „Küſtergruppe“ in der Nationalgalerie gewinnt. Neu ſind die kleinen Bildniſſe zweier alter Frauen, von denen wir das intimere abbilden werden. Hier ſteht der Künſtler, der die Akademie nur ganz kurze Zeit beſucht hatte, un=

befangen vor der Natur; wenige Jahre ſpäter bemerken wir ſehr ſtark den Einfluß der Franzoſen, beſonders des großen Ingres. Bei einem ſeiner männlichen Bildniſſe aus Wiener Privatbeſitz erſtreckt ſich die Ähnlichkeit ſogar bis auf die Haltung und Modellierung der Hände. In ſpäterer Zeit, in den ſechziger Jahren, ſetzte Waldmüller ſeine Genrefiguren nicht nur regelmäßig in die freie Natur, ſondern mit Vorliebe in grelles, ihnen zuweilen direkt in die Augen ſcheinendes Sonnenlicht, ſo daß ſie die Augen halb zuſammenkneifen müſſen. Natürlich ſtieß er damit bei Kritikern und Publikum auf den heftigſten Widerſtand. Daß er aber mit dieſer „bis zur Unzurechnungsfähigkeit gehenden“ Vorliebe nicht allein ſtand, beweiſen z. B. einige frühe, in Italien gemalte Bilder von Lenbach. Spätere Forſchungen werden uns über dieſe Beſtrebungen, die auch in anderen Ländern und ſchon viel früher vorkommen, Klarheit verſchaffen.

Wie dem aber auch immer ſei, jedenfalls wird Waldmüllers Ruhm dadurch nicht geſchmälert, daß wir für ſeine „Entdeckungen“ Analoga bei anderen Künſtlern finden. Die Größe des bildenden Künſtlers beſteht nicht darin, Neues zu erfinden, ſondern die Errungenſchaften ſeiner Vorgänger völlig in ſich zu verarbeiten und unter ihrer Verwendung etwas der eigenen Natur Entſprechendes zu geſtalten. Verhielte ſich dies nicht ſo, dann würde es gerade um den Ruhm der Beſten des neunzehnten Jahrhunderts, der Ingres, Delacroix, Feuerbach, ſchlimm beſtellt ſein. Waren ſchon in den vorhergehenden Jahrhunderten die Wechſelwirkungen zwiſchen den einzelnen Ländern ſehr groß, ſo kann man die Kunſtgeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt nur vom internationalen Standpunkte ſchreiben. Wie Stiche nach David Wilkie um 1830 in allen Düſſeldorfer Ateliers hingen und Bilder von ihm nach München kamen, ſo wiſſen wir poſitiv, daß Waldmüllers Zeitgenoſſe und Rivale Joſef Danhauſer, von dem



Joſef Danhauſer: Mutterliebe. (1839.)
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

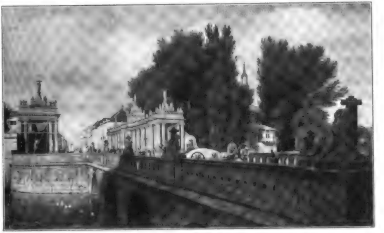
wir ein ungemein liebenswürdiges, in ganz lichten Tönen gehaltenes Bildchen („Mutterliebe“) abbilden, von dem Engländer beeinflußt worden iſt, und daher wird auch Waldmüller ſelbſt ihn gekannt haben. Ein anderer Wiener, Friedrich von Amerling, war Schüler von Lawrence und Horace Vernet, und wenn die reizenden Genrebilder aus dem Soldatenleben von Karl Schindler und Peter Fendi den gleichzeitigen franzöſiſchen ſo täuſchend ähnlich ſind, wird dies ſicherlich auch kein bloßer Zufall ſein. Das echt Wieneriſche haben ſie trotzdem zur Geltung zu bringen gewußt.

Kommen wir nun — nach Dresden, Hamburg und Wien — zu den ſonſt immer in den Vordergrund geſtellten Kunſtzentren, ſo bringt uns vor allem Berlin einige Überraſchungen. Die Legende, daß es vor Men-

Digitized by Google

zel kaum einen Berliner Künſtler von bleibender Bedeutung gegeben hat, iſt zwar ſchon längſt widerlegt worden. Allerdings ſind es nicht die meiſt gefeierten Wach, Carl Begas, Henſel, die jetzt zu neuem Leben erwachen. Auch des Landſchafters Blechen Ruhm erfährt durch die Ausſtellung eher eine Schmälerung als eine Steigerung. Ein Name ſteht mit leuchtenden Lettern über der Berliner Kunſt dieſer Jahrzehnte geſchrieben: Johann Gottfried Schadow. Wo ein ſo durch und durch aufrichtiger und tüchtiger, ein ſo im Handwerklichen ſattelfeſter und darum jeder Flauheit, jeder Unehrlichkeit abholder Meiſter an der Spitze des Kunſtlebens ſteht, da kann dieſes nicht ganz verkümmern. Schadow war ja natürlich in erſter Linie Bildhauer, aber ſeine wundervollen Zeichnungen beweiſen uns aufs neue, daß er es auch auf dieſem Gebiete getroſt mit jedem anderen in Deutſchland aufnehmen konnte. Man müßte ſchon David oder Jngres holen, um ihn zu übertrumpfen. An maleriſchen Genies fehlte es im vormärzlichen Berlin faſt ganz (auch Schinkels Genialität lag ja nicht auf dem maleriſchen Gebiete, wenn ſchon einige ſeiner weiträumigen Landſchaften ganz überraſchend gut wirken), aber die Talente wucherten in den ihnen geſteckten Grenzen redlich mit ihrem Pfunde. An erſter Stelle ſteht hier Franz Krüger, der Pferde-Krüger, der denn doch mehr als ein geſchickter Zeichner von Bildniſſen und Pferden war. Seine großen aus Petersburg herbeigeholten Bilder ſind zwar ſehr ungleichwertig, aber das von uns abgebildete Paradebild zeigt ein hervorragendes Verſtändnis für die Landſchaft und iſt in Ton und Kompoſition ſo gut zuſammengehalten, daß die Fülle der Figuren und die humorvollen Einzelmotive die Geſamtwirkung nicht beeinträchtigen. Die vorzügliche Durchbildung der Architektur nähert das Werk den Bildern des bisher völlig unterſchätzten Eduard Gärtner, der ſich in den großen Anſichten des Berliner Schloßhofes als einer der allerbeſten Architekturmaler der Kunſtgeſchichte erweiſt. Ein vortreffliches Bild von ihm iſt auch die Königsbrücke mit den Kolonnaden. Die Figuren und die Häuſer des Straßendurchblicks ſind für unſeren Geſchmack ja ein wenig gar zu ängſtlich behandelt, aber die Töne und die hellen und dunkleren Maſſen ſind ausgezeichnet gegeneinander abgewogen, und in den Bäumen und dem zwiſchen ihnen hindurchblickenden Landhauſe finden wir etwas von den Reizen des gleichzeitig in Paris emporblühenden Paysage intime. Wenn der junge Menzel dieſe Bilder geſehen hat — und das iſt unzweifelhaft der Fall —, ſo iſt der Schritt zu ſeinem „Palaisgarten des Prinzen Albrecht“ nicht ſo groß, wie man gemeint hat. Die flottere, geiſtreichere Behandlung iſt gewiß ſein Verdienſt; aber zwiſchen 1832 und 1846 liegt eine geraume Spanne Zeit, in der die Kunſt in ganz Europa einen mächtigen Ruck nach vorwärts getan hatte.

Etwas weniger günſtig als Berlin ſchneidet für mein Empfinden München ab. Die ſüddeutſche Hauptſtadt hat immer als die Pflegeſtätte der guten Malerei gegolten, und wir wollen das Verdienſt der Adam, Klein, Heß, Wagenbauer nicht ſchmälern, die unter der Herrſchaft der Kartonzeichner die alten Traditionen ſo treu gehegt haben. Aber begeiſtern kann man ſich für dieſe glatte und ſpitzpinſelige Malerei unmöglich. Dazu kommt, daß man dieſen Kleinmeiſtern denn doch zu ſehr anmerkt, daß ſie die Natur immer durch die Brille der alten Niederländer geſehen haben. Ohne Wouvermann wären alle dieſe ſauber ausgeführten Pferde nicht entſtanden. Eine ſtarke Enttäuſchung bereitet Bürkel, auf den in der letzten Zeit von verſchiedenen Seiten ganz beſonders eifrig hingewieſen worden iſt. Die meiſten ſeiner Bilder ſind keineswegs beſſer als die ſeiner Vorgänger und haben obendrein etwas unangenehm Zerfahrenes in der Kompoſition und Flackerndes in der Farbe. Dagegen hat einer der älteſten dieſer ganzen Gruppe, Wilhelm von Kobell, der Lehrer von Adam und Heß, Anſpruch darauf, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Ganz beſonders intereſſant ſind von ihm zwei Bilder aus dem bayeriſchen Heeresmuſeum, wo natürlich kein Menſch Kunſtwerke vermutet hätte: das „Treffen bei Bar-ſur-Aube“ (1814) und die „Belagerung von Koſel“ (1806). Das „Treffen“ iſt nicht mit dem Auge des Patrioten geſehen, der heldenhafte Einzelheiten verzeichnen will, ſondern mit dem Auge des Feldherrn, der von erhöhtem Standpunkt



Eduard Gärtner: Die Königsbrücke in Berlin. (1832.)
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

aus die Vorteile und Nachteile des Terrains überſieht und ſich die Maſſen in ihm entwickeln läßt, und zugleich mit dem Auge eines echten Malers, dem ſich das Ganze als ein Zuſammenſpiel heller und beſchatteter Farbenmaſſen darbietet. Wie die verſchiedenen braunen Töne des ſtark kupierten Terrains im Mittelgrunde gegen die blauen und violetten Bergketten der Ferne und dieſe wieder gegen den bewölkten Himmel geſetzt ſind, das iſt ſo erſtaunlich, daß man die hölzernen Soldaten des Vordergrundes kaum bemerkt. Auch bei der „Belagerung“ triumphiert das Ingenium des Malers über das Hiſtoriſch-Topographiſche der Aufgabe. Wir befinden uns in der Nähe des Feldherrn, der mit ſeinem Stabe auf einem Bergvorſprung hält. Das ganze Tal mit dem Fluß und der Stadt und den Bergen dahinter iſt noch in Morgendunſt gehüllt. Aber ſchon durchbrechen die erſten Sonnenſtrahlen den Nebel und vergolden die Türme und Bergſpitzen. Aus einer Hiſtorie wird ſo eine jener wunderbaren Morgenſtimmungen, wie man ſie als ſchönſte Manövereindrücke bewahrt.

Die übrigen deutſchen Städte treten hinter den genannten ſtark zurück. Aus Frankfurt finden wir einige hübſche kleine Landſchaften von Schilbach, Peter Becker u. a., aus Stuttgart Genrebilder von Kirner u. a., die zeigen, daß die Art Waldmüllers den Düſſeldorfern nicht allein gegenüberſteht. Aus Kaſſel ſtammt der merkwürdige, ſchon 1805 in „Winckelmann und ſein Jahrhundert“ erwähnte Martin Rhoden, der bereits zu Anfang des Jahrhunderts, lange vor Corot, Motive aus der Campagna mit feinſtem Gefühl für die Luftſtimmungen ohne die konventionellen braunen Vordergründe malte. Ganz in Rom lebte auch ſein Sohn Franz von Rhoden, von dem wir zwei wundervoll ſchlichte, ganz in braunen und gelblichen Tönen gehaltene Frauenbildniſſe finden. Eingehende Studien über die römiſche Kunſt von 1800 bis 1830 oder 1840 werden wohl noch ganz merkwürdige Überraſchungen und Aufklärungen bringen. Wenn wir bedenken, daß in den zwanziger und zu Anfang der dreißiger Jahre ſo verſchiedene Künſtler wie die Franzoſen Guérin, Corot, der Engländer Turner, die Deutſchen Koch, Reinhart, Schirmer, Blechen dauernd oder vorübergehend in Rom anweſend waren, wenn wir wiſſen, daß z. B. Reinhart und Corot, Turner und Schirmer miteinander verkehrt haben, ſo werden uns manche bisher unerklärte Übereinſtimmungen in der Kunſt weit auseinanderliegender Orte verſtändlich ſein.

(Schluß folgt.)

⁂

Digitized by Google

Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

Hugo von Hofmannsthal: „Ödipus und die Sphinx“ — Ruſſiſches Drama und Theater: Maxim Gorki: „Die Kinder der Sonne“ — Vom Moskauer Künſtleriſchen Theater: „Zar Feodor Joannowitſch“ von Alexej Tolſtoj.

Hugo von Hofmannsthal hat ſich von ſeinem früheſten dichteriſchen Auftreten an als ein Gegner des Naturalismus, der literariſchen Wirklichkeitskunſt des vergangenen Jahrhunderts gefühlt. Schon 1892 bezeichnet er mit einem faſt hierarchiſch abgeſchloſſenen Kreiſe poetiſcher Freunde als ſein Schaffensideal die „geiſtige Kunſt auf Grund der neuen Fühlweiſe und Mache im Gegenſatz zu jener verbrauchten und minderwertigen Schule, die einer falſchen Auffaſſung der Wirklichkeit entſprang“. Er iſt, ſo viele verſchiedene Anlehnungen an ältere Literatur- und Kunſtepochen er geſucht hat, dieſem Ziele niemals untreu geworden, und ſo weiſt denn ſeine dichteriſche Entwickelung bei allem Eklektizismus eine ungleich geradere Linie auf als etwa die Gerhart Hauptmanns, die in unruhigem Zickzacklauf zwiſchen Realiſtik und Romantik hin und her irrt. Daß er, auf dieſem Wege vorwärtsſchreitend, ſich eines Tages mit leidenſchaftlicher Hingabe an die Bruſt der Antike ſtürzen würde, war vorauszuſehen. Eine Rückkehr zur Schönheit, die ihre künſtleriſche Betätigung in geiſtigen Werten ſucht, kann nur in der klaſſiſchen und durch dieſes Mittelglied hindurch in der antiken Dichtung ebenbürtige Ahnen und Vorbilder erkennen. Nachdem der Wiener Dichter eine Weile bei der Romantik und der Biedermeierzeit, bei der italieniſchen und der engliſchen Renaiſſance zu Gaſte gegangen, ſcheint er jetzt denn auch bei der antiken Tragödie zu ruhiger und dauernder Einkehr raſten zu wollen: ſeinem begeiſterten „Vorſpiel zur Antigone des Sophokles“ iſt 1904 die freie dramatiſche Nachdichtung der Sophokleiſchen „Elektra“ und jetzt eben die dreiaktige Tragödie „Ödipus und die Sphinx“ (Buchausgabe bei S. Fiſcher, Berlin) gefolgt, der erſte Teil einer Trilogie, deren noch zu erwartende Teile „Ödipus, den König“ und „Des Ödipus Ende“ behandeln werden. Ob in getreuer Überſetzung der beiden Dramen des attiſchen Tragikers, wie voreilig behauptet wurde, oder in eigener Auffaſſung und Form, mag die Zukunft lehren: wie Hofmannsthal ſich der Antike bisher gegenübergeſtellt hat, iſt dieſes eher anzunehmen als jenes.

Denn ſo groß auch die Ehrfurcht und Bewunderung des modernen Dichters vor der antiken Tragödie ſein mag, eine ſklaviſche oder demütig-folgſame Nachahmung jener Vorbilder hat nie in ſeinem Sinne gelegen. Auch der Antike gegenüber galt immer ſeine Forderung von der „neuen Fühlweiſe und Mache“; ſollte ſie uns wahrhaft lebendig werden, mußte ſie mit den Augen unſerer Zeit geſehen, mit der Seele unſerer Tage ergriffen ſein. Nicht die erhabene, zu kalt ſtaunender Bewunderung zwingende Größe und Ferne der antiken Kunſtgebilde war es, was ihn anzog, ſondern der Ewigkeitsgehalt, der in ihnen wohne und der ſtets in neuer Form neu ſich offenbaren laſſe. „Ich wollte,“ hat er in einer Zeit literariſcher Untätigkeit, als aber doch ſchon ſeine „Elektra“ ſich vorbereitete, hinter der durchſichtigen Maske eines engliſchen Renaiſſancemenſchen geſchrieben, „ich wollte die Fabeln und mythiſchen Erzählungen, welche die Alten uns hinterlaſſen haben, und an denen die Maler und Bildhauer ein endloſes und gedankenloſes Gefallen finden, aufſchließen als die Hieroglyphen einer geheimen, unerſchöpflichen Weisheit, deren Anhauch ich manchmal, wie hinter einem Schleier, zu ſpüren meinte.“ Hofmannsthal iſt wegen dieſer vom Schulſchema abweichenden Betrachtung und Behandlung der antiken Tragödienſtoffe bitter geſcholten worden; ja, der in der Tat etwas unvorſichtige Zuſatz, den er ſeiner ſo gar nichts von Harmonie atmenden „Elektra“ gab: „Frei nach Sophokles“, iſt ihm geradezu als eine Blasphemie ausgelegt worden. Ich kann mich zu dieſer Art von literariſcher Pietät nicht bekennen.

Wahre Ehrfurcht begräbt ſich nicht in erſterbendem Reſpekt vor dem „Heiligen“; wer von ſich aus, aus dem Gefühl ſeiner Zeit heraus Wirklichkeiten und Gefühle der Vergangenheit lebendig zu machen ſucht, tut ein frommeres Werk. Unſere moderne Kulturforſchung, die auch vor den Überlieferungen der Antike nicht Halt macht, kommt dem modernen Dichter darin übrigens entgegen. Mit der Winckelmannſchen Formel von der „edlen Einfalt und ſtillen Größe“ der Antike hat eine neuere Zeit gründlich aufgeräumt. An Stelle des apolliniſchen Grundzuges in der helleniſchen Kunſt und Dichtung iſt das beſonders von Nietzſche gelehrte dionyſiſche Prinzip getreten, und die einſt faſt ſchon zum Dogma erſtarrte Anſchauung von der „griechiſchen Heiterkeit“ iſt von keinem Geringeren als Jakob Burckhardt „eine der allergrößten Fälſchungen des geſchichtlichen Urteils“ genannt worden, welche jemals vorgekommen. Damit ſoll nun nicht etwa geſagt ſein, daß dieſe augenblicklich herrſchende Auffaſſung die maßgebende und endgültige iſt. Andere, neue oder nur erneuerte werden ſie ablöſen, und gerade in dieſer Wandlungs- und Erneuerungsfähigkeit der antiken Ideale liegt ihre eigentliche Lebenskraft. Der echte Ring, das heißt in dieſem Falle: die abſolut richtige Erkenntnis vom Weſen der antiken Kunſt, ging verloren; wir werden uns damit begnügen müſſen, ſtatt des Ringes ſelbſt den Glauben an ihn oder ein dieſen vertretendes Symbol zu beſitzen. Je ſtärker der Glaube, deſto deutlicher darf ſich der Prophet berufen fühlen, ihn in ſeinen Werken auch der Mit- und Nachwelt entgegenzutragen.

Hofmannsthal iſt von dieſem Bewußtſein ſeines prieſterlichen und prophetiſchen Berufes tief durchdrungen. Eine Antike, wie er ſie ſieht und fühlt, will er ſeiner Zeit verkünden, und kein hoher Geiſt, der einſt vor ihm anders dachte und fühlte, vermag ihm darin eine Schranke zu ſetzen. Dieſe Wiederbelebung und Erneuerung kann mit zweierlei dichteriſchen Hilfsmitteln geſchehen: mit einer veränderten — um nicht zu ſagen verfeinerten — Pſychologie und mit einem das Gefühl bis zur Augenblicksglut des unmittelbaren, erſten Erlebens ſteigernden Pathos — dies Wort ſelbſtverſtändlich nicht in dem landläufigen rhetoriſchen Sinne gebraucht, ſondern in dem Sinne von Mit-Leidenſchaft eines aufs äußerſte geſpannten Herzens. Jenen, den pſychologiſchen Weg vornehmlich, iſt Hofmannsthal in der „Elektra“ gegangen, indem er die Geſtalten dieſer Tragödie aus dem Reich der „beherrſchten Klarheit und tanzenden Grazie“, in das ſie bei Sophokles hineinragen, herabzog und ſie wieder den ungezügelten Urmächten menſchlicher Triebe und Leidenſchaften zurückgab. Nirgend hat der Haß in ſeinem wilden Blutdurſt unverhüllter ſeine Orgien gefeiert als hier. Es war das „orphiſch urſprüngliche, leidenſchaftlich umwölkte Griechentum“, das Hofmannsthal uns da zeigte; aber um ſo viel weiter er den Stoff dadurch noch in die Dämmerzeit der Vorwelt zurückſchob, von der Rückſichtsloſigkeit und Kühnheit ſeiner modernen Pſychologie hat er ſich durch dieſe Archaiſierung nichts rauben laſſen. In der antiken Tragödie haben wir mehr oder weniger Typen, „idealiſche Masken“, wie der davon ſehr angezogene Schiller ſagt; der Wiener Dichter dagegen kann ſich in der Individualiſierung ſeiner Menſchen gar nicht genug tun, bei der „Elektra“ ſelbſt zieht er ſogar — zum Schaudern eines Teils der Kritik und des Publikums — die Forſchungsergebniſſe der allerneueſten Pſychopathologie heran. Der Kothurn ſchwindet, die Faltengewänder fallen, um uns deſto unverſtellter den Menſchen mit ſeinen menſchlichen Maßen und dem ſchleierloſen Gewebe ſeiner Seele ſehen zu laſſen. Wo im antiken Drama — und ſeinem Geiſte getreu auch bei Goethe — immer wieder hohe, gehaltene Ruhe die Wogen glättet, iſt bei Hofmannsthal alles zitternder Nerv und bebende Sinnlichkeit.

Das in der „Elektra“ beobachtete Prinzip der pſychologiſchen Individualiſierung hat Hofmannsthal im „Ödipus“ nicht gerade verleugnet, aber er hat es zurücktreten laſſen hinter dem Gefühl, er hat die Pſychologie aufgelöſt in Lyrik. Dieſe Thronerhebung des leidenſchaftlich erhitzten Gefühls ſtellt ſich als das wichtigſte und weſentlichſte Merkmal der modernen Dichtung dar. Vom erſten bis zum letzten Wort iſt hier alles und jedes in einen Glut- und Blutſtrom der Empfindung getaucht, der brauſend, ſchäumend, kochend dahinraſt. Vier Stunden lang werden wir in die äußerſte Exaltation hineingepeitſcht, vier Stunden hindurch werden Herz und Phantaſie unter der gleichen Spannung gehalten. Da erhebt ſich denn alsbald die Frage: Iſt es menſchlicher Vorſtellungs- und Ausdruckskraft überhaupt vergönnt, beides — die furchtbare, dämoniſche Wucht und Größe der antiken Tragödienſtoffe und das leidenſchaftlich beſeelte Mitempfinden des modernen Gefühls — zu vereinigen? Muß nicht unter dieſer doppelten Laſt zweier ſonſt barmherzig geſchiedener Welten der Nacken der Kunſt ſich beugen, ihre Bruſt ſich zuſammenſchnüren, ihr Atem zum Ächzen, Keuchen und Fauchen werden? Alle die glänzenden Regie- und Darſtellungskünſte des „Deutſchen Theaters“ in Berlin, wo das Stück zum erſtenmal in Szene ging, konnten denn auch am Ende die gliederlöſende Ermüdung nicht bannen.

Dabei führt uns dieſes erſte Stück der Hofmannsthalſchen Ödipus-Trilogie nur auf die Vorhöhe des Berggipfels, den Sophokles in ſeinem erſten Ödipus-Drama erklimmt. Was der moderne Dichter in Handlung umſetzt, iſt nicht mehr, als was der antike ſeiner Expoſition anvertraut, was bei ihm die eigentliche Tragik erſt aus ihrem Schlummer weckt: die Jugendgeſchichte des Ödipus, von ſeiner Flucht aus Delphoi, wo er ſoeben das furchtbare Orakel empfangen hat, bis zur Vermählung mit Jokaſte, in der er eine ihn zum höchſten Leben beſeligende Geliebte, nicht im entfernteſten aber ſeine eigene Mutter erkennt. Doch dürfen wir nicht überſehen, daß Hofmannsthal den Inhalt der antiken Sage in manchen wichtigen Punkten verändert und mit manchen ganz neuen, ſchwerwiegenden Motiven ausgeſtattet hat. Eins der ſchönſten und tiefſten davon iſt jenes, das Ödipus', des Jünglings, gleich auf den erſten Blick entflammte Liebe zu der ſo viel älteren Königswitwe von Theben erklärt. Noch nie zuvor hat der Pflegeſohn des Polybos und der Merope ein Weib berührt. Die ſehnſuchtsvolle Qual der jungen Sinne hat wohl auch er gefühlt, aber immer war ihm, als läge ein Schwert auf der Schwelle, und dies Schwert war der Gedanke an ſeine königliche, ihm als Idealbild weiblicher Schönheit und Tugend vorſchwebende Mutter. An ihr maß er alle, die ſich ihm boten oder für die er flüchtig einmal erglühte. Er fühlte, ſie konnten dem Tiefſten in ſeinem Verlangen nicht genügen. Er hätte in keiner Unberührten Armen liegen können ohne eine geheime tiefe Scham:

Wo ein Blick mich nicht bände in alle Seelentiefen,
wo nicht die Welt mir ſchwände,
wo nicht Ehrfurcht und Schauder mich ganz auflöſte —
wie könnte ich mich da geben? . . .
So hielt ich meinen Blick im Zaum
vor ihrem Leib und ihrem Haar, weil keine eine Königin war . . .
An meiner Mutter hatte ich geſehen, wie Königinnen gehen.
Wenn ich auf meinem Wagen gefahren kam
und ſah ſie gehn mit ihren Frau'n
zu heiligen Feſten, hinab zum Fluß,
darin in flutenden Paläſten
die Götter wohnen, unſre Ahnen —
und ſie trug ihren Leib wundervoll ſchreitend
wie ein heiliges Gefäß,
da ſtieg ich vom Wagen und kniete nieder,
zur Erde gebeugt, grüßte ich ſie.
Und ich wußte: Kinder zeug' ich einſt mit einer,
die mit heiligen Händen im dämmernden Hain
darf Bräuche üben, die allen Weſen verboten ſind, nur ihr nicht:
denn zu ihr reden aus dunkelnden Wipfeln im Abendwind
Götter, die ihre Väter ſind.
Kinder zeug' ich in einer ſolchen heiligem Schoß,
oder ich ſterbe kinderlos.

Mit dieſem Motiv verquickt ſich ein anderes, das an ſich dem modernen Dichter aus dem antiken Mythos überkommen iſt, das er aber nach ſeiner eigenſten Auffaſſung von Kunſt und Leben neu und ſelbſtändig abgewandelt hat: das Hereinweben des Traumes in die Wirklichkeit und die Macht, die jener über dieſe gewinnt. Oft und gerne hat Hofmannsthal das gleitende, ewig wechſelnde Leben mit einem Springbrunnen verglichen, der ſeine Waſſer unaufhörlich auf- und niederſteigen läßt:

wir ſelber nur der Raum,
Drin Tauſende von Träumen buntes Spiel
So treiben, wie ein Springbrunn' Myriaden
Von immer neuen, immer fremden Tropfen;
All unſere Einheit war ein bunter Schein,
Ich ſelbſt — mit meinem eignen Selbſt von früher,
Von einer Stunde früher grad' ſo nah,
Vielmehr ſo fern verwandt, als mit dem Vogel,
Der dort hinflattert.
(„Der weiße Fächer".)

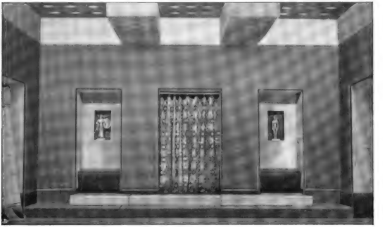
„Nichts umgibt uns," heißt es ein andermal, „als das Schwebende, Vielnervige, Weſenloſe, und dahinter liegen die ungeheuern Abgründe des Daſeins. Wer das Starre ſucht und das Gegebene, wird immer ins Leere greifen." Hinter den Schleiern des Sichtbaren und Greifbaren liegt erſt das wahre und das wertvolle Leben; von hier kommen die körperloſen Mächte, die des Menſchen eigentliches Schickſal weben. Darum iſt der Traum, in dem wir Menſchen dieſem Reiche auf leichten Schwingen näher kommen als am ſchweren, geſchäftigen Tage, die erhöhte Wirklichkeit und Wahrheit des Daſeins. „Zum Traume ſag' ich: ‚Bleib bei mir, ſei wahr!' Und zu der Wirklichkeit: ‚Sei Traum, entweiche!'" Im „Ödipus" iſt es außer den ihm ſein künftiges Schickſal grauſig widerſpiegelnden Traumgeſichten, die über die Seele des Helden noch mehr Gewalt haben als der Wortlaut des Orakels, vor allem das Brauſen des von den Ahnen ererbten wilden Kadmeionidenblutes, das mit Macht in den Fluß ſeines wirklichen Lebens hineinſtrömt. Es nimmt Stimmen an von dem Sturm, der durch die Baumwipfel fährt, von der Luft, die um die Felſen webt:

Die wir tote Könige ſind,
wir thronen im Wind —
die wir gewaltig waren,
uns ſchleift der Sturm an den Haaren,
und dieſer iſt unſer Sohn.
Unſer Ringen und Raffen
hat ihn erſchaffen.
Herz und Geſtalt,
Begierden und Qualen —
er muß uns bezahlen,
daß wir mit Gaben
beladen ihn haben.
Er iſt ein König und muß es leiden,
und wär' ein nackter Stein ſein Thron:
er iſt unſres Blutes Sohn.

Eine kurze Weile, und der vor ſeinem Schickſal Fliehende erſchlägt erſt den Herold des Laïos, dann unwiſſend dieſen ſelbſt, ſeinen leiblichen Vater, der ihn einſt ausgeſetzt hat, um die düſtere Prophezeiung des Orakels abzuwenden. Und die Stimmen der Ahnen aus der Luft triumphieren:

Mich reißt es aus der Luft herab,
mich wirft es aus meinem Königsgrab,
Uralte Wut fällt mich Toten an —
Ai! unſer Blut rinnt aus dem toten Mann!

Hofmannsthal hat mit dieſer Erfindung und Belebung unſichtbarer, doch gewiß nicht unwirkſamer Mächte aus der dritten Welt, der „Welt der Phantaſien, Ahnungen, Erſcheinungen, Zufälle und Schickſale", wir würden hinzufügen: und der Vererbungen, etwas aufgenommen, was Goethe in ſeinem Briefwechſel mit Schiller an die Stelle der alten Götterbilder, Wundergeſchöpfe, Wahrſager und Orakel geſetzt wiſſen wollte, ohne ſich freilich zu verbergen, daß deren phyſiſch-poetiſche Gewalt dadurch nicht aufgewogen werden kann.



Szenenbild aus Hofmannsthals „Ödipus und die Sphinx“. (Zweiter Aufzug; Vorhalle in Kreons Haus.)
Nach der Aufführung am „Deutſchen Theater“ in Berlin.
(Entwurf von Obrowski, Impekoven u. Co., Berlin. — Photogr. Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

Anſtatt den Ödipus nach der Erſchlagung des Laïos gleich weiter vor die Tore und den Königspalaſt Thebens zu begleiten, ſpinnt Hofmannsthal eine neue Handlung an, die ſich faſt zu einer ſelbſtändigen Tragödie ausdehnt, die Tragödie Kreons, des Bruders der Königinwitwe Jokaſte. Auch in der Zeichnung dieſes Charakters baut der Wiener Dichter auf eigenem Grunde. Die antike Tragödie kennt Kreon nur als den Verkörperer der kalten Königswürde und als Vertreter des tyranniſchen Staatsgeſetzes gegenüber dem ewigen Recht der Natur und des Herzens, für das eine Antigone lebt und leidet. Hofmannsthal pflanzt in ſeine Seele den Zweifel an ſich ſelbſt, den freſſenden Widerſpruch zwiſchen Begehren und Vermögen, die ſich ſelbſt vernichtende Unkraft des dekadenten Träumers und Schwächlings. Unverkennbar ſind auch hier Erkenntniſſe der modernen, ja der modernſten Pſychologie verwandt, und vielleicht könnte ein gelehrter Philologe aufſtehen und erklären, ein Charakter wie dieſer Hofmannsthalſche Kreon ſei wohl im Wien des neunzehnten oder zwanzigſten Jahrhunderts, nicht aber im Theben der Labdakiden möglich. Was aber verſchlüge das? Wenn es dem modernen Dramatiker gelänge, dieſe Geſtalt nicht bloß in ſich lebendig und aus ſich überzeugend zu geſtalten — das iſt hier nicht genug —, ſondern ſie zugleich zu einem mächtigen Hebel im inneren Getriebe der Ödipus- und Sphinx-Tragik zu machen, ſo ſollte ihm die Zeitwidrigkeit zu einer Tugend angerechnet werden. Das aber iſt nicht der Fall, wenigſtens nicht in dem bisher vorliegenden erſten Drama. Vergebens bemüht ſich Hofmannsthal einſtweilen, die Fäden zwiſchen Ödipus und Kreon enger zu knüpfen: das Motiv, daß Kreon es iſt, der — für irgendeinen Thebaner gehalten — ihm ſpäter den Weg zum Felſenneſt der Sphinx geleitet, in der Hoffnung, der Tollkühne werde gleich ſeinen unſeligen Vorgängern in die Tiefe geſtürzt werden und ihm den Weg zum Königsthron wieder freigeben, zerflattert und bleibt vorläufig ohne Folgen, wenn es auch an fruchtbaren Hinweiſen auf die weitere tragiſche Entwickelung dabei nicht fehlt. Die vorliegenden drei Akte werden durch die „Kreon-Tragödie“ in ihrer Kompoſition eher empfindlich geſtört als innerlich bereichert. Dabei muß auch hier wieder ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Hofmannsthal in ſeinem Kreon ein äußerſt intereſſantes Charaktergemälde geſchaffen hat, in dem Licht und Schatten weiſe verteilt ſind. Seit dem Knaben Kreon am Hochzeitsabend ſeiner Schweſter von den Prieſtern die Botſchaft an dieſe und ihren jungen Gemahl aufgebürdet worden, daß der Sproß dieſer Nacht einſt ſeinen eigenen Vater erſchlagen werde, ſeit er dazu verdammt worden, aus Kindesmund den giftigen Tod hineinzuträufeln in die Lebensſaat, zerfraß ihm dies furchtbare Wiſſen Herz und Hirn; alle Möglichkeiten des Lebens waren ihm im voraus abgelebt, alle Taten waren unfruchtbar, alle Freuden und Schmerzen dieſer Welt ſchal, noch ehe ſie gekoſtet, entmannt ſein Wollen und kraftlos alle ſeine Träume. Umſonſt beſchwört er den Magier, ihm einen Halt zu geben, ihm einen Lebensblick aus der verſteinten Welt zu zaubern; umſonſt gibt ſich ſein junger Schwertträger aus Liebe zu ihm den Tod, um ihm durch dies gläu-

Digitized by Google

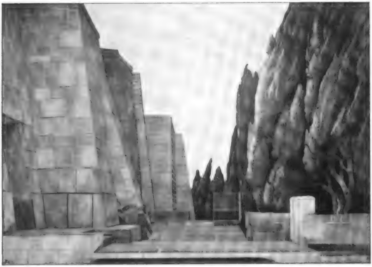
bige Opfer den Glauben an ſich ſelbſt zurückzuſchenken und den Dämon der Kraft in ſeine öde Bruſt zu pflanzen. So wenig, wie er einſt das Vertrauen zu ſich fand, das Ungeheuer in der Kluft zu Harma zu beſtehen, ſo wenig vermag er, als Ödipus, von Grauen über ſeine Tat geſchüttelt, den Tod von ihm erbettelt, den Dolch auf jenen zu zücken: „Mein Traum ſetzt mir den Fuß auf meinen Nacken.“ Auch für Kreon hockt und lauert das Schickſal hinter den Erſcheinungen dieſer ſichtbaren Welt in lähmenden Ahnungen, Träumen und Phantaſien.

Völlig neu hinzuerfunden hat Hofmannsthal die Geſtalt der Antiope, der Mutter des Laïos, die die antike Tragödie nicht kennt. Und in ſie hat er das übertragen, was dort dem Kreon auferlegt iſt: die Vertretung des ehernen Staats- und Königsgedankens, wenn auch ins Weibliche gewendet und daher mehr auf die Erhaltung der königlichen Erbfolge als auf die Befolgung der Staatsgeſetze gerichtet. Königen, meint ſie, ſind ihre Frauen gegeben, damit das, was königlich an ihnen, ihre Königsgedanken und Königsgebärden, unter den Völkern weiterlebe. Daraus ergibt ſich zwiſchen ihr, der alten Königin, die das Blut uralter Götter, der Nacht und anderer in ihren Adern fühlt, und Jokaſte, der Kinderloſen, ein wirkſamer Gegenſatz: jene achtet die Frau nur als Erhalterin des Geſchlechts und Stammes, dieſe, die junge, eine milde, ganz nach innen ihrem ſtillen Frauentume lebende Seele, ſchaudert bei dem Gedanken, die „Mutter eines Menſchen“ zu ſein, Mutter von Dämonen, die immer nur neue Schuld und Qual und Begierde aufhäufen. Faſt ſegnet ſie das Geſchick, das ihr das Kind in ſeiner früheſten Lebensſtunde wieder nahm, und ſo vertraut ſie der Stammutter zum erſtenmal an, daß auch ſie einen Sohn geboren, und weshalb ſie dem heiligen Königsſchwert doch keinen neuen Träger gegeben hat. Das nimmt Antiope als das Zeichen, daß der Tochter noch Großes vorbehalten, daß ein Gott kommen wird, um Laïos, dem Toten, einen Erben aus ihrem Schoße zu wecken.

Indes ſchart ſich das Volk vor den Toren und fordert in leidenſchaftlich bewegter Rede, die als Sprechchöre an verſchiedene ältere und jüngere, männliche und weibliche Gruppen verteilt wird, einen neuen König auf den verwaiſten Thron. Noch einmal ſcheint ſich das Zünglein der Wage Kreon, dem Schattenmann ohne Kraft, zuzuwenden — aber ſchon iſt Ödipus vor den Mauern der Stadt, und ein vor ihm herfliegendes Gerücht grüßt ihn als den Retter, der Stadt und Volk von der Sphinx befreien werde. Gelingt ihm die Tat, ſo wird — Jokaſte ſchwört es unter dem drohenden Zwang des Volkswillens — Stirnreif und Schwert des Königs ſein werden und mit ihnen die Hand der Königin. „Daß er mich lebend finde,“ ſetzt ſie heimlich hinzu, „ſchwor ich nicht.“ Und Ödipus erſcheint, wie ein Held, wie ein Heros, wie ein Gott umjubelt: Perſeus! Orpheus! Herakles! Lechzend greift der Heimatloſe nach der Tat, die ihm wie eine Erlöſung von ſchwerem Fluch entgegenwinkt. Da tritt auch Jokaſte vor ihn. Von ihrem Anblick wie vom Blitz getroffen ſteht er da. In dieſem Augenblick, dem größten und ſtärkſten, den das Drama hat, fühlt man erſchauernd das Schreiten des Schickſals in der Luft. Jokaſte, die Ahnungsloſe, beſchwört den Fremdling beim Andenken ſeiner Mutter, ſich nicht dem Verderben auszuſetzen. Er hört nicht darauf. Er ſieht nur ſie, die Königliche, die Erfüllung all ſeiner keuſcheſten Knaben- und Jünglingswünſche, wie ſie nur ihn; das höchſte Lebensgefühl umbrauſt ſie beide. So ſtürmt er zur Tat:

In meinen Adern
Halt' ich die Welt: es ſtürzt kein Stern, es taumelt
Kein Vogel von der Neſtbrut ohne mich.
Beflügelt iſt mein Blut, und meine Seele
Steigt wie ein Springquell.

Der dritte und letzte Akt bringt dann in ſteilem Geklüft den Aufſtieg des Ödipus zur Sphinx. Unter der Führung des vermummten Kreon klimmt er empor, von dem jüngſten gerade als Sterbender herabtaumelnden Opfer des Ungeheuers ſo wenig geſchreckt wie von dem mephiſtopheliſchen Hohn ſeines Führers, der ihm vorzeitig die Lebensfackel löſcht . . . Doch Grauſen ſchüttelt ihn, als er zurückkehrt. Die Sphinx hat ihn, ehe ſie ſich mit einem aus Triumph und Todesſchmerz entſetzlich gemiſchten Schrei in den Abgrund ſtürzte, beim Namen gerufen: „Sei, Ödipus, gegrüßt, der du die tiefen Träume träumſt!“ Er fühlt: er kann ſich nirgend bergen, der grauenhafte Dämon weiß von ſeinen Träumen in Delphoi, darin er das Orakel erfüllt ſah! Da — ein neues Zeichen der Götter: der tauſendjährige Baum, der dort oben auf kahler Klippe horſtet, flammt, vom Blitz entzündet, auf, das Fanal, das Ödipus als Botſchaft ſeiner gelungenen Befreiung ins Tal hinabzuſenden verſprach, leuchtet nun auch wider ſeinen Willen. Muß er jetzt nicht ſelber glauben, daß ihm die Götter mit eigener Hand die Hochzeitsfackel anzünden? Dem Leben entgegenjubelnd, fühlt er von neuem die Erinnerung an die königliche Frau in ſich aufwachen, die drunten auf das Zeichen wartet. Und ſchon bewegt ſich aus der Ebene herauf der Zug mit den heiligen Pauken, mit dem dumpf blitzenden Schwert des Kadmos, das Volk, die Prieſter, allen anderen voran, in dunkle Schleier wie ein Götterbild eingehüllt, Jokaſte. Allein kommt ſie die letzte Strecke heraufgeſtiegen, die Krone mit dem blutigen Rubin auf dem Haupt, die Königin zum Könige. Wie ſie nun beide auf einſamer Höhe einander gegenüberſtehen und von geheimnisvollen Mächten unter Wonne und Grauſen zueinandergezogen werden, hinein in ihr Liebesglück, hinein in das Todesnetz des Schickſals, das gehört zu dem Ergreifendſten, was die zeitgenöſſiſche Dramatik auf die Bühne gebracht hat. Als König Ödipus ſchreitet dann der ſchickſalgezeichnete Held an der Hand ſeiner Mutter-Gemahlin, über Kreons ihm zu Füßen ge-



Szenenbild aus Hofmannsthals „Ödipus und die Sphinx“. (Zweiter Aufzug; Vor dem Palaſt, rechts der heilige Hain.) Nach der Aufführung am „Deutſchen Theater“ in Berlin.

(Entwurf von Obronski, Impekoven u. Co., Berlin. — Photogr. Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

breiteten Mantel hinweg, hinunter in des Kadmos heilig-unheilige Stadt . . .

So glut- und lebensvoll nun aber auch all dieſe Szenen mit ihrer ſchmelzend ſüßen Lyrik und ihren prachtvollen Bildern zu uns ſprechen — was wir unter Tragödie verſtehen, entladet ſich nicht. Hofmannsthal hat ſeiner Dichtung als Motto ein höchſt bezeichnendes Wort Hölderlins vorangeſtellt: „Des Herzens Woge ſchäumte nicht ſo ſchön empor und würde Geiſt, wenn nicht der alte ſtumme Fels, das Schickſal, ihr entgegenſtände.“ Der „alte ſtumme Fels, das Schickſal“ — dies Wort klärt uns darüber auf, daß wir es hier nicht mit dem Pathos des Willens, der zu einem idealen Zweck gegen den Widerſtand der Welt oder die Schranken und Ketten des eigenen Charakters ankämpft, ſondern mit dem Pathos des Leidens zu tun haben, eines Leidens, das höchſtens gegen unſichtbare Geſpenſter ficht. Der „alte ſtumme Fels“ erhebt ſich nicht aus ſeinem ſtummen Schlafe, er reckt keine Glieder zum Ringen mit dem kühnen Herausforderer, er antwortet ihm nicht, er ſchneidet ihm nur Fratzen des Hohns und der Verachtung, all ſein Tun iſt ſchließlich nur, wie das der dumpfen Materie, Stürzen und Erſchlagen. An dieſem echoloſen, ſtummen Geſtein müßte bald auch eine wuchtigere Fauſt, als der zarte, feingliedrige Wiener Poet ſie führt, ſich wund und wehrlos hämmern. *Sein* vornehmſtes Rüſtzeug iſt das Wort und das Bild und wieder das Bild und das Wort. Er hat die Gabe, auch das Luftigſte und Leiſeſte im Filigrangewebe der Sprache aufzufangen, zu einer Fertigkeit und Vollendung ausgebildet, mit der ſich in unſerem zeitgenöſſiſchen Schrifttum nichts anderes meſſen kann. Blühende Vorſtellungen, glänzende, nicht bloß von außen funkelnde, auch von innen leuchtende Bilder, berauſchende Wortfolgen und Wohlklänge, üppige Reimbüſchel wachſen ihm wie ein Kornfeld auf der flachen Hand. Aber über dieſer ſchwülen Fruchtbarkeit der Phantaſie wölbt ſich keine ſchöpferiſche Idee, geſchweige denn eine neue tragiſche Weltanſchauung. Alles zerſtäubt und zerſtiebt ihm in Lyrismen und Gefühlsexaltationen, aus denen wohl dann und wann ein von tiefſten Ahnungen zitternder Lichtſtrahl hervorblitzt, die ihm aber ſonſt den Weg der Schlichtheit und Natur nur immer dichter verhüllen. Nicht von ungefähr wirft ſich dieſer feingeiſtige Wiener Äſthet dem fataliſtiſchen Prinzip der antiken Tragödie in die Arme; es zieht ihn eine tiefwurzelnde Verwandtſchaft zu einer Kunſt, die ſtatt des tragiſchen Willens der Tat das tragiſche Verhängnis auf den Thron ſetzt und dem Menſchen vor der unantaſtbaren, unbeweglichen Schickſalsmacht der Götter oder der auch ihnen noch übergeordneten Moira die Hände bindet. Hier iſt die Stelle, wo eine dramatiſche Unkraft, eine Kreonkunſt, ſich am eheſten „mit Taten ſchminken“, wo ſie ſich in einen Königstraum wiegen kann, deſſen Krone und Schwert doch nur das

Szene aus Maxim Gorkis Drama „Kinder der Sonne“. Nach der Aufführung am „Kleinen Theater“ in Berlin.
(Photogr. Aufnahme von Zander u. Labiſch in Berlin.)

ſchöne Wort und das ſchöne Bild ſind. Wer die tragiſche Schickſalsidee der Griechen für uns Kinder einer anderen Zeit und Welt neu lebendig und wirkſam machen will, muß aus härterem Holze geſchnitzt ſein als Hugo von Hofmannsthal. Bis dieſer dramatiſche Herakles kommt, gilt Goethes Wort: „Verarbeitet ein moderner Poet ſolche frühere Ideen zu einem Theaterſtück, ſo ſieht es immer aus wie eine Art Affektation; es iſt ein Anzug, der längſt aus der Mode gekommen iſt, und der uns, gleich der römiſchen Toga, nicht mehr zu Geſichte ſteht,“ und gilt Schillers Bekräftigung: „Ich teile mit Ihnen die unbedingte Verehrung der Sophokleiſchen Tragödie, aber ſie war eine Erſcheinung ihrer Zeit, die nicht wiederkommen kann, und das lebendige Produkt einer individuellen beſtimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßſtab und zum Muſter aufdringen, hieße die Kunſt, die immer dynamiſch und lebendig entſtehen und wirken muß, eher töten als beleben. Unſere Tragödie, wenn wir eine ſolche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterloſigkeit des Zeitgeiſtes zu ringen, ſie muß alſo Kraft und Charakter zeigen, ſie muß das Gemüt zu erſchüttern, zu erheben, *aber nicht aufzulöſen ſuchen. Die Schönheit iſt für ein glückliches Geſchlecht*“ …

Die Aufführung der Dichtung am „Deutſchen Theater“ fügte der heute in Deutſchland einzig daſtehenden Regiekunſt Max Reinhardts ein neues Blatt in ihren Ruhmeskranz. Aller Prunk und Schmuck der Szene war hier aufgelöſt in Stil, in Harmonie zwiſchen Inhalt, Stimmung und Gehäuſe. Von den nichts weniger als aufdringlichen Bühnenbildern mögen unſere beiden Illuſtrationen eine Vorſtellung geben. Aber auch die darſtelleriſchen Leiſtungen dieſer Aufführung griffen nach den höchſten Reiſern. Über allen anderen ſteht mir diesmal *Agnes Sorma*, die als Jokaſte Königin, Frau, Geliebte, Menſch in einer wunderbar melodiſchen Einheit und Vollendung iſt. Neben ihr ſchreitet *Friedrich Kayßler* als Ödipus. Seine gerade und herbe Schauſpielernatur muß ſich dieſe in Worten und Gefühlen ſchwelgende Aufgabe erſt mühſam erobern, und deutlich ſtehen ſeiner Leiſtung noch die Spuren dieſes Ringens eingegraben. Aber nur um ſo mächtiger und bezwingender ſpricht nun ſeine glühende Empfindung, ſein bis ins Innerſte beſeeltes Gefühl zu uns. Die Rolle der ganz in der großen Königsgebärde lebenden Antiope kommt dem Heroinenſtil der neu für Berlin gewonnenen *Adele Sandrock* ſehr entgegen; trotzdem bleibt nicht verborgen, daß es ſchwerhalten wird, ihre Art, ſich in weiten Geſten und rollenden Rhythmen auszugeben, mit der von innen heraus aufbauenden pſychologiſchen Darſtellungskunſt unſerer jüngeren Schauſpielergeneration, die doch nun einmal die Herrſchaft hat, zu einem einheitlichen Stil zu verſchmelzen. In der ſchwierigen Rolle des Kreon zeigte ſich zum erſtenmal der ſonſt allzu unruhige und zappelige *Alexander Moiſſi* als ein geiſtreicher Charakteriſtiker. —

Hofmannsthal hat einmal von Gabriele d'Annunzio, einem ihm eng verwandten Dichter, geſagt, ſein Lebens- und Weltgefühl habe ſich nicht am Leben und an der Welt entzündet, ſondern an künſtlichen Dingen. Das gilt auch von ihm ſelber: auch bei ihm führt vom Leben kein direkter Weg in die Poeſie. Ganz anders bei den Ruſſen. Hier drängt alles auf die Geſtaltung des realen, uns unmittelbar umgebenden Lebens hin, in den dramatiſchen Stoffen wie in der ſzeniſchen Darſtellung. Dieſe Menſchen ſind ſo von dem Gären und Brauſen ihrer Zeit erfüllt, daß ſie weder darüber zurück- noch darüber hinauszublicken vermögen, gleichviel ob ſie nun wie der jung verſtorbene Tſchechow in ſachlichſter, unaufdringlichſter Wirklichkeitskunſt die augenblickliche ruſſiſche Kultur- und Geiſtesverfaſſung ſchildern oder ob ſie wie Gorki für eine „gründliche Änderung des Fahrplans“ plädieren. Dort der kühle Objektivismus des Realiſten, der an eine Beſſerung nicht glaubt und nicht denkt, hier der leidenſchaftliche Subjektivismus des Anklägers, der, allen Kompromiſſen, auch allem in der ruſſiſchen Literatur ſonſt herrſchenden Altruismus abhold, immer und überall gegen die beſtehenden Zuſtände proteſtiert. Als Künſtler kann ſich Gorki auch nicht von ferne mit Tſchechow vergleichen; für das ruſſiſche Leben iſt er ein weitaus wichtigerer Faktor. Ich brauche auf dieſe intereſſante, etwas ganz Neues in die Weltliteratur bringende Erſcheinung nicht näher einzugehen, auch auf ſeine Dramen „Nachtaſyl“ und „Die Kleinbürger“ nicht: dieſe Werke, wie der Dichter ſelbſt nach ſeiner literariſchen und kulturgeſchichtlichen Bedeutung, ſind ja erſt in jüngſter Zeit wiederholt und von den verſchiedenſten Seiten in den „Monatsheften“ beſprochen worden.

Auch über ſein neues Drama „Kinder der Sonne“ (deutſche Ausgabe bei Ladyſchnikow, Berlin) darf ich mich kurz faſſen. Es bedeutet weder in ſeinem Inhalt noch in ſeiner künſtleriſchen Technik einen bemerkenswerten Fortſchritt. Dieſe iſt ſogar eher noch ungeſchickter und hilfloſer geworden als in den vorausgegangenen Stücken, ſo ſehr ſich der Dichter augenſcheinlich bemüht hat, durch allerlei Kreuzungen und Verknüpfungen des Gewebes Leben und Bewegung in die Handlung zu bringen. Im Grunde hallt aus dieſem neuen Werke genau dieſelbe Proteſt- und Anklagepredigt wie aus dem „Nachtaſyl“ und den „Kleinbürgern“. Dort ſcholl ſie von unten herauf, aus den Tiefen des Lebens und aus ſeinem mittleren Durchſchnitts- und Alltagsniveau, hier, in den „Kindern der Sonne“, ſind es die Intellektuellen ſelbſt, die ſich ihr Urteil ſprechen. Denn der Titel des Stückes, der auf ſie gemünzt iſt, iſt nichts anderes als eine beißende Ironie oder beſſer ein Hohn auf die Erfüllung ihres ſozialen Berufes. Der Gelehrte, der Künſtler, der „praktiſche“ Mediziner, das in Mitleid mit dem Elend dieſer Welt erbebende Mädchen — ſie alle vermögen den dumpfen, vertierten und verelendeten Maſſen dort unten auch nicht einen Finger zu reichen, um ſie zu ſich empor auf die Sonnenhöhe zu ziehen. Der nur für ſeine Tiegel und Retorten lebende Chemiker iſt ein verwöhntes und verträumtes Kind, dem die Wiſſenſchaft nicht einmal Zeit läßt, ſeiner ſchönen, lebensfrohen Frau die nötige Aufmerkſamkeit zu widmen; der Maler lebt nur ſeinen Künſtlerphantaſien, ſeinem egoiſtiſchen Genießertum und ſeiner Augenblicksfreude; der Tierarzt iſt zu illuſionslos, zu wenig „neugierig“ und zu ehrlich gegen ſich ſelbſt, als daß er ſich nicht ins Mohilewſche Gouvernement, d. h. ins Jenſeit davonmachen ſollte, ſobald ſich ihm die eine, um derentwillen ſich allein noch zu leben lohnte, verſagt; und dieſe ſelbſt, Lieſa, die Schweſter des Chemikers, eine reine, aber immer auf das Tragiſche geſtimmte Seele, fühlt ſich als hyſteriſch Kranke der Verantwortung, ihr Daſein etwa in Kindern fortzupflanzen, nicht gewachſen. So bricht alles hilf- und troſtlos in ſich zuſammen. Die dort oben werden ſo einſam ſein wie die dort unten, es führt von jenen zu dieſen keine rettende Brücke. Daran ändern alle hochtrabenden Phraſen von „Menſchentum“, von der „Bereicherung des Lebens durch Schönheit“, von der „ſeelenberauſchenden Freude“ und der Sonne als dem „Ozean der Energie“ auch nicht ein Titelchen. Lieſa, eine Kaſſandra dieſer zerriſſenen

Moskwin als Zar Feodor Joannowitſch in A. Tolſtojs Drama.
(Moskauer Künſtleriſches Theater.)

Welt, ſpricht es aus, wie es ſich tatſächlich verhält: „Was euer Leben ausfüllt,“ ſagt ſie zu dieſen verſtiegenen Weisheits- und Schönheitsapoſteln, „eure Gedanken, Gefühle gleichen den Blumen in einem Walde, der düſter und voll von Fäulnis und Entſetzen iſt. Euer ſind wenige; man ſpürt eure Anweſenheit kaum auf Erden … Ich ſehe auf der Erde Millionen und nicht Hunderte, und unter dieſen Millionen wächſt der Haß. Sie, berauſcht durch ſchöne Worte und Gedanken, ſehen das nicht, aber ich hab's auf der Straße geſehen, wie der Haß ſich Luft machte und die Menſchen wild und wütend einander mit Wolluſt vernichteten. Warum ſie euch haſſen? Weil ihr euch ihnen entfremdet habt, weil ihr ihrem ſchweren menſchenunwürdigen Daſein keine Teilnahme entgegenbringt! Weil ihr ſatt ſeid und gut gekleidet. Der Haß iſt blind, aber ihr ſeid im Licht, er wird euch dennoch ſehen … Ihr jubelt und freut euch, aber es tut mir weh, wie ſo viele ſchöne Gedanken aufblitzen wie Funken im Dunkel der Nacht und verſchwinden, ohne den Menſchen auf ihrem Wege zu leuchten … Die Welt iſt voller Beſtien! Warum ſprecht ihr von den Freuden der Zukunft, warum? Warum betrügt ihr euch ſelbſt und andere? Die Menſchen ſind weit, weit von euch, ihr Einſamen, Kleinen, Unglücklichen. Habt ihr denn alle keine Empfindung für die Schrecken des Lebens? Seht ihr nicht, daß ihr von Feinden umringt ſeid … Uberall Beſtien!“ Die einen Beſtien der Tat, die anderen Beſtien der Paſſivität. Wer hat die Schuld, wenn der abergläubiſche, brutale Pöbel beim Ausbruch der Cholera die Ärzte und mit ihnen den ideologiſchen Chemiker erſchlagen will, weil dieſe nach ſeiner Meinung die furchtbare Krankheit in den Retorten zuſammengebraut haben, — die unwiſſende Maſſe ſelbſt oder die Gebildeten, die nichts für ihre Befreiung aus der Dummheit und Dumpfheit getan haben? … So iſt auch dieſes Drama des ſlawiſchen Revolutionärs wohl ein mit lauter Anklägerſtimme zum Himmel ſchreiendes Zeitdokument der ruſſiſchen Welt von heute, nicht aber eine künſtleriſche Offenbarung, die auch zu dem übrigen Europa mit gleicher Eindringlichkeit ſpräche.

Szene aus „Feodor Joannowitſch“. Boris: Wiſchnewski; Zarin Irina: Olga Knipper-Tſchechow. (Moskauer Künſtleriſches Theater.)

Dabei wollen wir nicht überſehen, daß es eine mittelmäßige, in nichts ſonderlich hervorragende Aufführung war, in der uns das Gorkiſche Stück entgegentrat. Wäre es von der Geſellſchaft des Moskauer Künſtleriſchen Theaters geſpielt worden, die jetzt auf einer Gaſtſpielreiſe durch Deutſchland begriffen iſt und zunächſt in Berlin einen Zyklus von klaſſiſchen und modernen Vorſtellungen gab, vielleicht hätte es uns dann mehr von ſeiner Seele und ſeiner eingeborenen künſtleriſchen Kultur offenbart. Denn wie viel dieſe ſlawiſche Dramatik durch eine nationale Darſtellung gewinnt, das haben uns gleich die erſten Aufführungen dieſer von ihren Begründern und Regiſſeuren C. Alexiew-Stanislawski und Wladimir Nemirowitſch-Dantſchenko glänzend geſchulten Künſtler bewieſen. Daß den modern-realiſtiſchen Milieu- und Geſellſchaftsſtücken eines Gorki und Tſchechow, die den europäiſchen Ruhm der Moskauer begründet haben, bei ihrem Berliner Gaſtſpiel des Grafen Alexej Tolſtoj Tragödie „Zar Feodor Joannowitſch“, alſo ein hiſtoriſch-heroiſches Drama der älteren Schule, voranging, war gewiß mehr als eine Huldigung des ruſſiſchen Nationalſtolzes vor der vaterländiſchen Geſchichte. Offenbar ſollte durch dieſe Zuſammenſtellung eines klaſſiziſtiſchen Dramas mit ausgeſprochen modernen, d. h. einer eigentlichen dramatiſchen Handlung faſt entbehrenden Stücken gleich energiſch auf die Vollendung hingewieſen worden, mit der die Moskauer beides, den alten und den neuen Darſtellungsſtil, beherrſchen. Es muß ein gründlicher Kenner der deutſchen Bühnenverhältniſſe geweſen ſein, der der Geſellſchaft dieſes Programm vorzeichnete. Denn nichts kann uns, wie die Dinge heute liegen, leichter zur Bewunderung hinreißen, als wenn wir beide Darſtellungsſtile von ein und demſelben Enſemble gleich meiſterhaft erfüllt ſehen. Jedenfalls haben wir in Berlin kein Theater, das ſich darin mit den Moskauern meſſen könnte; auch Reinhardts Bühne, die dieſes Ideal anſtrebt, ſteht erſt in den Anfangsſtadien ſeiner Verwirklichung. Die ruſſiſche Darſtellungskunſt iſt durch die Geſchichte ihres Theaters glücklich vor jener Schroffheit bewahrt geblieben, die bei uns in den achtziger Jahren den klaſſiſchen Stil ſo hart, unerbittlich und bedingungslos von dem modern-realiſtiſchen ſchied, und die es verſchuldet hat, daß unſere jüngeren, vornehmlich durch dieſe Schule gegangenen Schauſpieler heute erſt mühſam wieder für die geiſtig-heroiſchen Aufgaben erzogen werden müſſen, die ihrer nach dem Abflauen des dramatiſchen Naturalismus harren. Insbeſondere das Künſtleriſche Theater Moskaus hat neben Ibſens, Hauptmanns, Gorkis und Tſchechows Dramen ſtets die Tragödie der Antike und Shakeſpeares, das nationale Geſchichtsdrama und das nationale phantaſtiſche Märchenſtück (Oſtrowskis „Schneekind“) gepflegt. Das ſchrieb ihm ſchon die bittere Not, insbeſondere die Zenſur und der Mangel an einem breiten modernen Theaterpublikum vor. Es hat aber aus dieſer Not eine Tugend gemacht, indem es die ältere Dramatik von den Lehren und Errungenſchaften des modernen Stils unmittelbar profitieren ließ, ohne ihr — wie es bei uns wohl geſchah — durch ein radikales Knebelregiment gleich den mächtigen Atem zu verſchnüren, den die heroiſche Tragödie nun einmal braucht.

Szene aus „Feodor Joannowitſch“. Zar: Moskwin — Zarin: Olga Knipper-Tſchechow — Fürſt Iwan Schujski: Luſchski — Lup-Kleſchnin: Gribunin. (Moskauer Künſtleriſches Theater.)

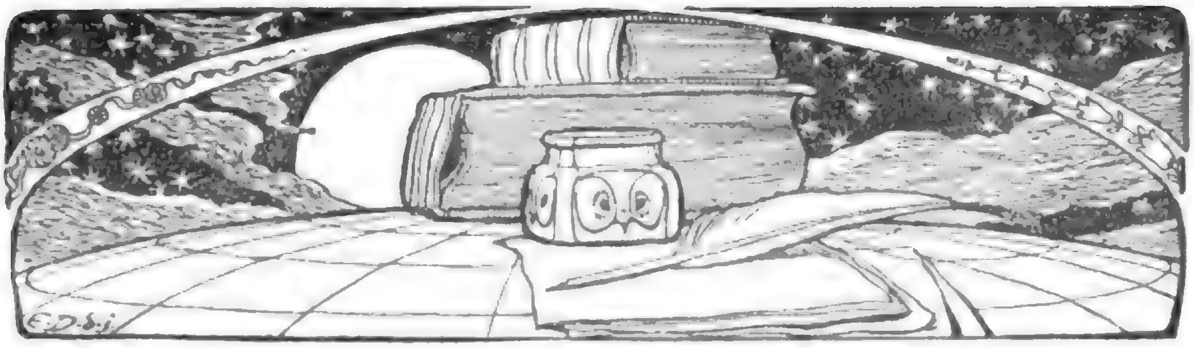
Alexej Tolſtoj, der Jugendgeſpiele Alexanders II. und Bewunderer Puſchkins — nebenbei bemerkt aus einem anderen Geſchlecht ſtammend als Graf Leo Tolſtoj, der Dichter der „Anna Karenina“ und der „Auferſtehung“ —, hat als Knabe nicht umſonſt auf den Knien Goethes geſeſſen und auf ſeine majeſtätiſche Sprache gelauſcht. Ein Hauch des weimariſchen Klaſſizismus weht durch ſeine nationalhiſtoriſche Trilogie von Iwans des Schrecklichen letzten Regierungsjahren und Tod, von ſeines ſchwächlichen Sohnes Feodor jämmerlichem Schwanken zwiſchen dem Einfluß der Schujskis, die die alte auf volkstümlicher Grundlage beruhende Staatsordnung wieder aufrichten wollen, und dem abſolutiſtiſchen Prinzip, das Boris Godunow, der ebenſo kluge wie ehrgeizige Bruder der Zarin Irina und Berater des Zaren, vertritt, von der Beiſeiteſchiebung Feodors und dem immer höheren Emporkommen des Boris, der ſchließlich geradezu die Stelle des Zaren einnimmt. Wie Hofmannsthal die Vorgeſchichte des Sophokleiſchen „Ödipus“, ſo zeichnet uns Tolſtoj die Vorgeſchichte des Schillerſchen „Demetrius“. Und zwar ganz in dem Stile, den dieſer für das leider Fragment gebliebene Gipfelwerk ſeiner Dramatik plante: eine politiſche Staatsaktion und ein ſeeliſches Charaktergemälde auf dem breiten und bunten Hintergrunde einer urwüchſigen Kultur und eines ſaftſchwellenden Volkstums. Dieſer Stil iſt mehr abendländiſch als autochthon ruſſiſch und bewegt ſich viel freier als zum Beiſpiel der noch ganz im byzantiniſchen Bann befangene Stil Oſtrowskis, der an die nationale Vergangenheit nicht anders als an einen ehrfurchtgebietenden Altar oder ein ſtarres Heiligenbild herantritt. Dieſe Annäherung an weſteuropäiſche Kunſtbegriffe ermöglicht es uns, darſtelleriſche Leiſtungen, wie zum Beiſpiel Moskwins meiſterhafte Charakteriſtik des zwiſchen ſchmiegſamer Hilfloſigkeit und wild aufbrauſendem Autokratenzorn, zwiſchen ſtammelnder Herzensgüte und nervöſer Haſt jäh hin und her geſchleuderten Zaren Feodor, nach unſeren Maßſtäben zu werten. Vergleiche ſind gefährlich — aber hier braucht man ſich nicht zu ſcheuen, an unſeren Kainz zu erinnern: ſo intuitiv wird von dem ruſſiſchen Darſteller das Weſen dieſes entarteten Rurik-Sprößlings erfaßt, und mit ſo geiſtreicher Beweglichkeit wird es erſchöpft. Ihm gegenüber ſteht der Uſurpator Boris Godunow,

Digitized by Google

eine weitblickende, in ihren Mitteln ſkrupelloſe, aber in ihren Gefühlen und Leidenſchaften wie in ihren politiſchen Abſichten durch einen edlen, mächtigen Willen beherrſchte Perſönlichkeit, alſo in allem das gerade Gegenteil von dem willensſchwachen, maßloſen Feodor. Der Darſteller dieſer Geſtalt, Herr Wiſchnewski, enttäuſchte, weil er „ſo gar nicht aus ſich herausging“. Aber gerade in dieſer Beſchränkung und Zurückhaltung zeigte ſich die perſönliche Meiſterſchaft dieſes Künſtlers gerade ſo wie die ihrer Ziele genau bewußte Zucht der Regie, die den Ehrgeiz des einzelnen keine Feſte feiern läßt, wo die Rückſicht auf das Ganze und den tieferen Sinn der Aufgabe Enthaltſamkeit vorſchreibt. Auch die Darſtellerin der Zarin Irina in ihrer fromm und gelaſſen dahinſchwebenden Art will aus der altruſſiſchen Vorſtellung vom Weibtum, die ihr Ideal vom byzantiniſchen Madonnenkult hernimmt, verſtanden ſein. Weit leichter hatte es Herr Luſchski, der Darſteller des alten Fürſten Iwan Schujski, mit ſeinem prächtig lodernden Stolz und raſſigen Ungeſtüm die Herzen der deutſchen Zuſchauer zu gewinnen. Und je näher dann die anderen Figuren des Stückes an volkstümliche Typen ſtreifen — ich nenne nur den verſchmitzten, für den Abſolutismus fanatiſch glühenden Lup-Kleſchnin (Herr Gribunin). Boris' blindlings ergebenen, zu allem bereiten Parteigänger, und den ihm feindlich geſinnten hundertjährigen Kaufmann Kurjukow (Herr Artem), der mit ſeiner Seele noch ganz in den Tagen Iwans lebt —, deſto verſtändnisvoller und lauter ſcholl ihnen der Beifall des deutſchen Publikums entgegen. Die größte Bewunderung aber erregten und verdienten die Volksſzenen in ihrer bewegten Natürlichkeit und wiederum in ihrer machtvoll beherrſchten ſtilvollen Kompoſition.

Es wird einem Kritiker, dem die Kenntnis der ruſſiſchen Sprache abgeht, ſchwer, über einzelne Leiſtungen und einzelne Schauſpieler des Enſembles eingehender zu ſprechen. Auch in den Stücken noch, die er, wie Gorkis „Nachtaſyl“ oder Tſchechows „Onkel Wanja“ und „Drei Schweſtern“, dank den vorangegangenen deutſchen Aufführungen oder mit Hilfe der guten Überſetzungen von Auguſt Scholz Szene für Szene verfolgen kann. So viel aber darf geſagt werden, daß die Moskauer in ihren Mitgliedern Stanislawski (der Arzt in „Onkel Wanja“, Satin im „Nachtaſyl“), Moskwin (Zar Feodor, Luka im „Nachtaſyl“), Katſchalow (Baron im „Nachtaſyl“), Artem („Waffelkuchen“ in „Onkel Wanja“, Schauſpieler im „Nachtaſyl“, Stabsarzt in den „Drei Schweſtern“), Wiſchnewski (Onkel Wanja, Tatar im „Nachtaſyl“), Luſchski, Leonidow, Gribunin u. a. Perſönlichkeiten beſitzen, deren Darſtellungskunſt ſich mit der unſerer Großen wohl vergleichen kann, wenn die Ruſſen auch dank ihrer urſprünglicheren Volksart durchweg bequemer den Weg zur Schlichtheit und Beſcheidenheit der Natur finden als unſere ſtärker mit Reflexion und Kritik belaſteten Bildungskünſtler.

Leichter und zuverläſſiger als über Einzelleiſtungen vermögen wir über alles das zu urteilen, was zur inneren Regie gehört und alſo eine internationale Sprache ſpricht. Von den Volks- und Maſſenſzenen war ſchon beim „Zar Feodor“ die Rede. Gorkis „Nachtaſyl“, das ja ganz in dieſem Bei- und Durcheinander einer entperſönlichten Menſchenklaſſe lebt, bietet den Moskauern für die Entfaltung dieſer ihrer eigenſten Kunſt die beſte Handhabe. Wie ſie hier durch fortwährendes Gehen und Kommen, Sichzuſammentun und -auflöſen der Gruppen, durch Stimmengewirr und andere Geräuſche im Hintergrunde oder jenſeits der Szene den Eindruck einer vom Zufall zuſammengepferchten Bande entwurzelter Geſchöpfe hervorbringen, ohne dadurch die Aufmerkſamkeit von der Hauptſzene abzulenken, das führt uns auf den Gipfel deſſen, was eine mitſchaffende Regie für ein Bühnenwerk leiſten kann. Feinere und ſchwierigere Aufgaben noch ſind der Regie in zwei ſo ganz auf die leiſe zeichneriſche Pſychologie der Geſte und des Schweigens angewieſenen Stücken wie Tſchechows handlungsarmen, aber deſto ſtimmungsreicheren Dramen geſtellt. Der öden Hoffnungsloſigkeit dieſer müde dahinſchleichenden Szenen aus dem ruſſiſchen Land- und Provinzleben der Gegenwart, dieſer atemerſtickenden Atmoſphäre, aus der nur dann und wann ein kalter Blitzſtrahl aufzuckt, vermag das dichteriſche Wort nur indirekt beizukommen, und ſo iſt auch der Schauſpieler mehr auf das ſtumme Spiel als auf das beredte Wort angewieſen. Gerade darin aber ſind die Ruſſen Meiſter. Wenn ſich einer eine Zigarette anzündet oder in leichter Trunkenheit nach den klimpernden Tönen einer Gitarre um den Tiſch tänzelt, ſo zeichnet er uns in dieſen Bewegungen ein impreſſioniſtiſches Bild des ganzen Menſchen. Auch wie leicht und ungezwungen die verſchiedenen Perſonen ihre Rede ineinandergreifen laſſen, iſt bewundernswert, um ſo bewundernswerter, als Tſchechow ſelbſt, alles andere eher als ein Dramatiker, oft herzlich wenig für die lebendige Verteilung des Dialoges getan hat. Dabei hüten ſich dieſe ſlawiſchen Realiſten durchaus davor, die Worte des Textes ſo zu zerhacken und zu zerreiben, wie es eine Weile auf unſeren naturaliſtiſchen Bühnen üble Mode war. Genug, hier zeigen ſich an allen Ecken und Enden Vorzüge, von denen unſere heimiſche Schauſpielkunſt lernen kann, und wie in die Geſchichte des ruſſiſchen Theaters, ſo tun ſich überall Ausblicke auch in die Gegenwart und Zukunft unſeres weſteuropäiſchen Theaterlebens auf. Darüber und über einige beſondere Einzelheiten ſoll in unſerem nächſten Heft ein eigener, reich illuſtrierter Aufſatz handeln.



Literarische Rundschau

Romane und Novellen

Es iſt immer ein Feſt, wenn ein neues Buch der Ebner-Eſchenbach erſcheint. Wenigſtens für alle die, denen ein Roman oder eine Novelle mehr bedeutet als gefällige Stundenkürzer, die darin ein Kunſtwerk oder mehr noch als das: die ein in künſtleriſcher Form vorgetragenes Seelenbekenntnis darin ſuchen. Gewiß, es gibt erfindungsreichere Erzähler als ſie iſt, Romanſchriftſteller, die auf dem Strom der Welt mit volleren Segeln dahinfahren und ſich höher auf den Ozean einer allgemeinen Zeit- und Menſchenbetrachtung hinauswagen dürfen, ja auch in der Feinheit der Pſychologie tut es ihr mancher der zeitgenöſſiſchen Novelliſten zuvor — unſere inneren Glocken aber weiß heute niemand ſo beweglich zu läuten wie ſie. Dabei tut die Enge der Stoffe, die man ihr manchmal wohl vorwirft, ihrem Reichtum ſo wenig Abbruch wie dem menſchlichen Organismus die Tatſache, daß er in all ſeiner Feinheit und Kompliziertheit von einem einzigen Punkte aus beſeelt und geſpeiſt wird. Ein Menſchenherz iſt ſo weit wie die Welt, und jemand, der ſich auf ſeine leiſeſte und geheimſte Sprache verſteht, braucht ſich um neue „Erfindungen" nie zu ſorgen. Abgeſehen von ihrem uns immer noch halb orientaliſch anmutenden mähriſchen Milieu, iſt auch die das neue Buch der Ebner-Eſchenbach „Die unbeſiegbare Macht" (Berlin, Gebrüder Paetel; geh. 5 Mk.) nach Gehalt und Bedeutung beherrſchende Erzählung „Der Erſtgeborene" eine höchſt alltäglich verlaufende Geſchichte: ein hübſches Dorfkind aus der Czarda wird von dem an unbedingten Gehorſam, auch in der Liebe, gewöhnten Schloßherrn gezwungen, ihm zu Willen zu ſein, und dann wie eine erledigte Sache beiſeite geſchoben. Ilona ſelbſt, in dem Gefühl ihrer Schmach, ſehnt ſich nach gar nichts anderem. So wenig wie von der Welt und ihrem Bräutigam will ſie auch von ihrem Knaben etwas wiſſen. Aber was brächte ein Kind nicht alles fertig, und wodurch ließe ſich die Macht der Natur und des Herzens bezwingen! Der Knabe wächſt unter der Hut zweier alter Schweſtern im Dorfe, die ihm die Gräfin, des Schloßherrn verſchüchterte Schweſter mit dem „ewig dürſtenden Mutterherzen", beſtellt hat, friſch und heiter heran und ſchmeichelt ſich — ein kouragierter kleiner Schlingel, den ſeine diskrete Abſtammung herzlich wenig kümmert — zunächſt ins Herz des Grafen, dann, nach langem ſchwerem Widerſtande, auch in das ſeiner Mutter. Prächtig, mit einer wunderbar verhaltenen Gefühlsinnigkeit iſt dieſer Siegeszug des „Fratz" in die widerſpenſtigen Herzen der Hoch- und Niedriggeborenen geſchildert. Daß ſich der kleine Eroberer dabei der verſtändnisvollen Hilfe eines Hundes bedient, iſt ein echter Zug in dem Bilde einer Dichterin, die den unvergeßlichen „Krambambuli" und die „Spitzin" geſchrieben hat. Es kommt ſo weit, daß ſich der Graf, ſonſt der Standesſtolz und die Unnahbarkeit ſelber, auf ſeinem Sterbebette Ilona antrauen läßt und ſich damit auch vor der Welt als rechtmäßiger Vater ſeines Kindes bekennt. Wie die Dichterin von dieſer Szene alle üble Romankonvention fernzuhalten, wie ſie in zwanzig, genau in einundzwanzig Druckzeilen den ganzen gewichtigen Vorgang darzuſtellen weiß, das gehört zu dem Meiſterlichſten, was unſere Erzählungsliteratur kennt. Eine Bedingung war mit dieſer Vermählung verknüpft: Ilona mußte darauf verzichten, ihren Sohn Alos je wieder um ſich zu haben, „es wird zwiſchen euch kein Verkehr, nicht ſchriftlich, nicht durch eine dritte Perſon ſtattfinden". Der Knabe kommt zu gräflichen Verwandten, die Mutter heiratet den Reitknecht Stephan, mit dem ſie als Mädchen ſchon verlobt geweſen war, und zieht mit ihrem Manne in eine andere Gegend. Ilonas Schickſal und Lebenskampf ſetzt eigentlich jetzt erſt ein. Ihre Ehe iſt äußerlich ſo glücklich wie möglich, aber im Hintergrunde ihres ſonnigen Frauen- und Mutterglückes ſteht wie ein halb drohender, halb lockender Schatten der Gedanke an ihren Sohn Alos. Eine unbeſtimmte Sehnſucht, von der es keine Erlöſung gibt, begleitet ſie durch alle Stunden ihres Lebens. Meiſt dumpf und leiſe, bei der geringſten Veranlaſſung auflodernd wie eine verdeckte Flamme, zu der ein Luftzug dringt. „Er wächſt auf in Glanz und Reichtum und iſt doch arm. Hat nie gehabt, was die beiden ... ach Gott! was die Kinder der Zigeunerfrau haben — der Bettlerin!“ Gleich darauf der andere Gedanke: „Gut, daß er's nicht hatte, daß ich ihm eine ſchlechte Mutter war. Eine liebevolle Mutter zu verleugnen, fiele ihm doch ſchwer ...“ Wonach ſie gelechzt und wovor ſie zugleich gebangt hat, das wird ihr ſchließlich doch noch zuteil: ſie ſieht ihren Sohn wieder, ſie ſpricht mit ihm, er erkennt ſeine Mutter in ihr, vor der er niederkniet, und die er um ihre Verzeihung und um ihren Segen bittet. In dieſem Augenblick fallen alle Feſſeln von ihnen ab. Da iſt kein Verſprechen mehr und kein Schwur, da iſt nur eine große, allmächtige Liebe, und wie auf Flügeln trägt dieſe Liebe ſie zueinander. In dieſer Szene, wo Mutter und Sohn über alle Schranken, Bedenken und Vorſchriften der Welt da draußen hinweg einander ins Auge und Herz ſehen, liegt die Seele der Erzählung. Sie iſt von einer ſo ergreifenden Schlichtheit und Wahrheit, daß man an die Kunſt, die ſie aufgebaut hat, gar nicht zu denken wagt. Man weint Tränen, und es iſt doch ſo gar nichts von weichlicher Rührung oder gar Sentimentalität darin. Vielmehr atmet alles Kraft und Energie, Heiterkeit und Geſundheit. „Daß aber die gegenwärtige Stunde, die einzige und gebenedeite, die ſich nie wiederholen ſollte, die höchſte ihres ganzen Lebens bleiben würde, fühlte ſie. Und dasſelbe Bewußtſein blühte in ihrem Kinde auf. Das Beſte, das zwei Menſchen einander verdanken können, verdanken einander dieſe Mutter und dieſer Sohn. So war ihr Scheiden kein ſchmerzliches Losreißen, es fand ſie beide bereichert um ein unſchätzbares Gut. Er trug das Haupt hoch, auf dem der Segen ſeiner Mutter ruhte, ſie hatte ihren Frieden gefunden.“ Als ihr Mann zurückkehrt und ſie in aufſteigender Eiferſucht dräuend fragt: „War jemand bei dir?“ da erwidert ſie ihm ohne Furcht, ruhig und mit gelaſſenem Stolz: „Mein Sohn Akos.“ — „Was will er? Dich uns nehmen? ... Hat er's nicht ſchon getan?“ — „Mann,“ ſpricht Ilona mit einem herrlichen Lächeln, „er hat mich euch zurückgegeben!“ Damit ſchließt die einfache Geſchichte, die bei aller Schlichtheit doch an das Tiefſte des Menſchenherzens rührt. Auch von dem Schaffen der Ebner gilt das Wort, das der alte Pfarrer Déry, der aus der großen Welt bald wieder in ſeine kleine Dorfgemeinde Heimgekehrte, zu Akos ſagt: „Nicht wie weit, ſondern wie tief du wirkſt, darauf kommt's an.“

Die gedrungene Kunſt der Kompoſition und die geſättigte Fülle des Lebens, die dieſe Erzählung zu einer ſo unübertrefflichen Meiſterſchöpfung ſtempeln, gehen der zweiten Geſchichte des Bandes („Ihr Beruf“) ab. Aber ohne dieſen gefährlichen Vergleich müßte auch dieſe Geſchichte von den fünf Töchtern des verwitweten Präſidenten Staudenheim, die er alle dahingeben muß, in ihrer lichten Weisheit, in ihrer heiteren Sittlichkeit und ſtolzen Freiheit der Welt- und Menſchenbetrachtung zu dem Schönſten gerechnet werden, was die herrliche Frau uns beſchert hat. Wieder iſt es ein Kind, von dem ſchließlich die Weihe und Wiedergeburt zum wahren, fruchtbaren, weil liebeſchenkenden Leben für die letzte der Staudenheimſchen Töchter kommt. Ihm zuliebe läßt ſie das ſchon ergriffene Nonnenkleid wieder fallen. „Wie einen ſtillen Segen, heilig und heiligend, empfand Johanna das Erwachen eines neuen allmächtigen Gefühls: der mütterlichen Liebe in einem jungfräulichen Herzen. Ihr Haupt beugte ſich nieder ... ‚Lebe, Kindlein,‘ flüſterte ſie in einem Kuſſe, weich wie ein Hauch, ‚lebe, und du ſollſt mein Leben haben.‘“ Nun hat auch ſie „ihren Beruf“, und wieder einmal hat die unbeſiegbare Macht der aufopfernden Liebe, wie ſie ſich namentlich in Frauenherzen offenbart, alle Nebenbuhler aus dem Felde geſchlagen. Derſelben „Allſiegerin“ begegnen wir übrigens in dem Märchen „Die Prinzeſſin von Banalien“, einem älteren Werke der Ebner, das aber kürzlich mit Buchſchmuck von Hans Anker in vornehmer und moderner Ausſtattung von neuem erſchienen iſt. (Berlin W. 50, Concordia, Deutſche Verlagsanſtalt; geb. Mk. 2.50.) Auch in dieſer von Romantik und Innigkeit durchleuchteten Geſchichte müſſen Stolz und Ehre, Ruhm und Rang ſchließlich vor der Naturmacht der Liebe kapitulieren.

In anderen Gründen als denen der Ebner-Eſchenbach wurzelt die Poeſie und die Kunſt Paul Heyſes. Geht die Ebner immer vom inneren perſönlichen Erlebnis, alſo vom Herzen aus, ſo iſt Heyſes Nährboden hauptſächlich die Phantaſie, der unerſchöpfliche, dem Fünfundſiebzigjährigen kaum weniger kräftig als dem Zwanzigjährigen ſprudelnde Quell der Erfindung. Der Kreis, den ſeine epiſche Stoffwelt umfaßt, iſt ungleich weiter als die ſeiner gerade von ihm ſo neidlos bewunderten öſterreichiſchen Kollegin; aber die Weite bedingt es, daß er in manchem, was ſeine zahlreichen Roman- und Novellenbände umfaſſen, ſchließlich doch lange nicht ſo tief ins Innere des Menſchenlebens hinabgeſtiegen iſt, wie man es nach der Beſonderheit des Themas zunächſt vielleicht erwarten ſollte. Ja, ſeine Dichtung hat Perioden gehabt, denen man nicht ganz ohne Grund den Vorwurf der Flüchtigkeit und der akademiſchen Kälte machen durfte. Sein neueſter Roman „Crone Stäudlin“ (Stuttgart, Cotta; geb. 5 Mk.) erhebt ſich dagegen wieder zu einer überraſchenden künſtleriſchen und menſchlichen Höhe. Freilich, gegen die Bezeichnung „Roman“ könnte man auch hier billige Einwendungen erheben. Ein Welt- und Zeitbild gibt das Buch nicht; ſeine eingeborene Kunſtform iſt, wie die des Beſten von Heyſe überhaupt, die ausgeſtaltete Novelle. Dieſe Kunſtform fordert vor allem eine ausgeſprochene Begabung nicht bloß für die Erfindung, ſondern auch für die Erzählung. Und dieſe zweite beſonders erſcheint hier im ſchönſten und reinſten Lichte. Eine Zeitlang von der zeitgenöſſiſchen Äſthetik und Kritik faſt wie ein Aſchenbrödel behandelt, hat die ſpezifiſch epiſche Begabung jetzt wieder ihre Stelle hinter dem Herde verlaſſen dürfen, um ſich die Prinzeſſinnenkrone aufs Haupt zu ſetzen. Wir wiſſen heute wieder, daß die höchſte und beſte Kunſt der Novelle und des Romans nicht in der pſychologiſchen Analyſe, auch nicht in der vielberufenen „dramatiſchen Bewegtheit“, ſondern in der Kunſt beſteht, natürlich, fließend und durchſichtig zu erzählen. Der Heyſiſche Roman gründet ſich auf ein Hauptmotiv der Goethiſchen „Wahlverwandtſchaften“, er wurzelt im Häßlichen, aber er ſteigt darüber in ſiegesſicherer Heiterkeit empor und erweiſt ſich ſo einmal wieder des großen künſtleriſchen Vorbildes würdig, das Heyſe immer als „Stern der höchſten Höhe“ verehrt und bewundert hat. Da außerdem eine Frauengeſtalt im Mittelpunkt der Handlung ſteht, eins jener zarten, lauteren, mit einem überaus feinen Empfindungsleben begabten Weſen, denen Heyſe von jeher ſeine heißeſte und innigſte Schöpferliebe geſchenkt hat, ſo iſt der Dichter von vornherein in ſeinem vertrauteſten und ſicherſten Fahrwaſſer. Aber auch in der Charakteriſtik der führenden Männergeſtalt des „Romans“, des Arztes Johannes Helmbrecht, ſpiegelt ſich die neue Jugend, die über Heyſe gekommen iſt. Mögen die heldenhaften Taten, die dieſer von Frauenliebe nur allzu verwöhnte Mann vor der Öffentlichkeit und vor ſich ſelber verrichtet, noch reichlich romantiſch gefärbt ſein, mögen ſeine Tugenden noch einen allzu ſtarken Schuß von weichherziger Gerührtheit aufweiſen, wo wir eine herbere und gehaltenere Art als menſchlich wahrer und zeitechter empfinden würden — das alles verblaßt doch vor der Freude, den betagten Novelliſten die hochgemute Kunſt des Fabulierens mit ſolch herzhafter Friſche ausüben und den Dichter ſo unerſchütterlich den Glauben an die Macht des Guten und der läuternden Liebe feſthalten zu ſehen, wie es hier geſchieht. Auch wenn man die kritiſche Sonde an Einzelheiten legt und ins innere Gewebe der Handlung und der Charakteriſtik dringt, ſtört nur ſelten und ganz flüchtig einmal die Erkenntnis, daß man es mit einem Alterswerk zu tun hat.

Wie der Novelliſt Heyſe, ſo iſt auch der Dramatiker und der kunſtgerechte Dolmetſcher fremder Dichtungen noch rüſtig am Werke. Erſt jüngſt ſind vier neue Bändchen ſeiner „Dramatiſchen Dichtungen“ (ebenda: geb. Mk. 1.60) erſchienen, und auch in dieſen bald ernſten, bald heiteren Bühnenwerken, wie z. B. in der Münchener Malerinnenkomödie „Die törichten Jungfrauen“, der Dramatiſierung der Horaziſchen Ode „Donec gratus eram tibi“ („Horaz und Lydia“), dem leidenſchaftlich düſteren Einakter „Die Tochter der Semiramis“, der ſpannenden Dialektik des „Sterns von Mantua“ und in dem Liebes- und Ehedrama „Die Zaubergeige“, bewährt ſich — von der Bühnenwirkſamkeit all dieſer Stücke zunächſt abgeſehen — die Beweglichkeit der Heyſiſchen Erfindungskraft und die formvollendete Grazie ſeines dichteriſchen Ausdrucks. Hauptſächlich jüngere dramatiſche Arbeiten vereinigt der Band „Mythen und Myſterien“ (ebenda; 3 Mk.). Heyſe ſelber legt offenbar das Hauptgewicht auf die der antiken und bibliſchen Mythologie entlehnten Dramen „Perſeus“, „Lilith“, „Kain“, der Leſer aber, glaube ich, wird ſich mehr als von dieſen leidenſchaftlichen und dämoniſchen Dichtungen von den kleineren Stücken „Am Tor der Unterwelt“ und namentlich von den in anmutigen Rhythmen einherſchwebenden „Geſprächen im Himmel“ angezogen fühlen, obwohl oder gerade weil hier einmal wieder der heitere „Heide“ das Wort hat.

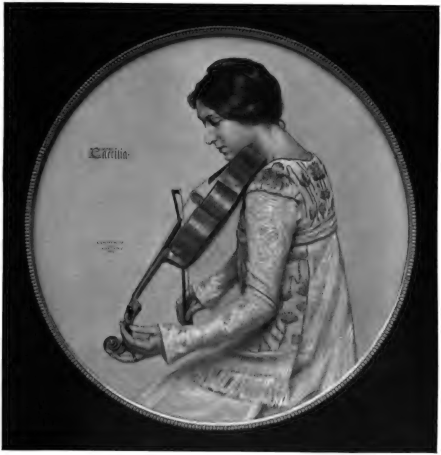
Gleichzeitig möchten wir die Leſer der „Monatshefte“, die ſich erſt kürzlich wieder an den Überſetzungen des Meiſters aus der zeitgenöſſiſchen italieniſchen Literatur erfreut haben, auf den fünften Band der von Heyſe verdeutſchten „Italieniſchen Dichter ſeit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts“ aufmerkſam machen (ebenda; 6 Mk.). Er heißt „Lyriker und Volksgeſang“ und enthält neben den Überſetzungen lyriſcher Gedichte und Volkslieder zugleich auch kurze Charakteriſtiken einzelner Dichter. Dabei kommen — abgeſehen von der Nachleſe aus älteren Werken — hauptſächlich ſolche bedeutenderen lyriſchen Charakterköpfe zu Wort, die erſt in letzter Zeit aufgetaucht ſind, neben dem ſo raſch populär gewordenen Pascarella und vielen anderen vornehmlich drei Dichterinnen: Ada Negri, Annie Vivanti und Vittoria Aganoor, deren Lyrik Heyſe ja zuerſt in dieſen „Monatsheften“ in deutſchem Gewande dargereicht hat.

Mit derſelben Treue, nur noch mit weit ſtärkerer, ja von Jahr zu Jahr geſteigerter Fruchtbarkeit begleitet die dichteriſche Schaffenskraft den aus Holſtein in den deutſchen Süden verſchlagenen Wilhelm Jenſen. Faſt kein Quartal vergeht, ohne daß uns nicht irgendwo ein neuer Roman oder eine neue Novelle von ihm begegnete. Sein Stil und ſeine Sprache haben unter dieſer Produktivität unverkennbar gelitten, beide ſind gewiſſermaßen in ſich ſelber erſtarrt und haben ſich ein Lexicon privatissimum geſchaffen, das zuweilen ſeine ureigene Terminologie, Wort- und Satzbildung hat. Dadurch kommt etwas Weltfremdes und Eigenſinniges in Jenſens Altersart, zugleich aber auch ein gewiſſer homeriſcher Zug, der nicht ohne Sonderreize iſt. Seine Freunde und Bewunderer — und er hat deren ſehr zahlreiche und ſehr treue — ſtört das jedenfalls wenig: ſie halten ſich an die reiche Phantaſie und die blühende Romantik, die in den Jenſenſchen Alterswerken um keinen Deut ſpärlicher vertreten ſind als in ſeinen Jugenddichtungen. Neuerdings geht der raſtloſe Erzähler und Geſtalter mit Vorliebe bei der vaterländiſchen Geſchichte zu Gaſte. Die Zeit des Göttinger Hainbundes erkor er ſich für die zuerſt in den „Monatsheften“ veröffentlichte Halliggeſchichte „Vor der Elbmündung“, die Zeit der däniſchen Kriege für den hier gleichfalls zuerſt erſchienenen

Roman „Unter der Tarnkappe“, ins Zeitalter des großen Krieges begibt er ſich in dem „Gedächtnisbuch aus dem ſiebzehnten Jahrhundert“, dem er den ſarkaſtiſchen Titel „In maiorem Dei gloriam“ („Zum größeren Ruhm Gottes“) gegeben hat. (Dresden, Carl Reißner.) Dieſe Bezeichnung geht auf die Societas Jeſu und ihren großen, die Handlung des Romans beherrſchenden Einfluß. Ihre Macht iſt aus allen Kulturſtürzen wie ein Phönix aus der Aſche neu und verjüngt emporgeſtiegen, „aus der Hand der Toten übernahmen von Geſchlecht zu Geſchlecht die Neulebenden ihre Zwecke und Ziele, ihren Geiſt und ihre Werkzeuge, und ſtets fanden ſie in den Häuſern Habsburg und Wittelsbach neue Purpurträger als willige Ausführer ihrer nie ermüdenden Tätigkeit in maiorem Dei gloriam“. Aus der vielfach verſchlungenen Handlung hebt ſich die markige Geſtalt des weiland evangeliſchen Pfarrers Lutz Farnbühler heraus, eine Verkörperung des deutſchen Volkes und ſeines trotz aller Fährniſſe und Fehlſchläge unerſchütterten Glaubens an ſich ſelbſt. Dem ſtarren Jeſuitenglauben ſtellt der Dichter einen freieren und helleren gegenüber, einen konfeſſionsloſen, der ſich auf Vernunft und Gewiſſen ſtützt und in einem reinen, edlen Menſchentum gipfelt. Dies iſt der Leuchtturm, der den Pfarrer und ſeine Nachkommenſchaft durch den Wuſt und die Wirrnis der Zeit, durch ihre dumpfe Verzweiflung und brutale Verkommenheit hindurchleuchten wird zu einer „beſſeren Zukunft“. Man fühlt, daß für die Schilderungen, die Jenſen von den wirren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges entwirft, die gründlichſten Einzelſtudien gemacht worden ſind; aber deren Ergebniſſe werden nicht etwa moſaikartig zuſammengeſetzt, ſondern runden ſich unter der geſtaltenden Hand des Dichters wie von ſelbſt zu einem vollen, lebendigen Geſamtbilde der Zeit und ihrer geiſtigen Bewegungen, einem Gemälde, aus dem eine leidenſchaftliche Vaterlandsliebe zu uns ſpricht.

Ein holſteiniſcher Heimatgenoſſe Jenſens iſt der neuerdings zu einer glücklichen Reiſe gelangte Timm Kröger. Die „Monatshefte“ haben einmal eine kleine Erzählung von ihm unter dem ſeltſamen Titel „Keine Geſchichte“ gebracht, die damals unter einem Pſeudonym erſchien; ich denke, die Leſer werden ſich ihrer erinnern, denn ſie hatte ihre eigene ſcharf ausgeprägte Silhouette, die ſo leicht nicht verblaßt. Mehr aber noch als dieſer kennzeichnende Hauptvorzug einer guten Novelliſtik iſt für Timm Kröger die aller Phantaſtik und alles falſchen Pathos bare, ſchmuckloſe Schlichtheit und Selbſtverſtändlichkeit der Erzählung charakteriſtiſch. Darin unterſcheidet er ſich auf das entſchiedenſte von Jenſen, der ſich im Gegenteil von abſonderlichen Situationen angezogen fühlt. Der Lyriker Guſtav Falke hat ſoeben ein hübſches Büchlein über Kröger erſcheinen laſſen (Hamburg, Alfred Janſſen; 60 Pf.); darin betont er vor allem anderen den ſtarken Zuſammenhang mit der Natur, deſſen ſich der holſteiniſche Novelliſt erfreut. Dieſe Segensmacht, ein Erbteil der Heideheimat, begleitet ihn durch ſein geſamtes, nichts weniger als verſchwenderiſches Schaffen. Sachlich hat Kröger nach ſeinem eigenen Bekenntnis von Storm die ſtärkſte Anregung empfangen, wenn auch ſein Gebiet kleiner iſt, der Schauplatz ſeiner Erzählungen mehr auf das Ländliche und Dörfliche beſchränkt bleibt und der lyriſche Hauch lange nicht die Eindringlichkeit erreicht, die dieſer bei Storm hat. Das Epiſche herrſcht von vornherein vor; Pſychologie und lyriſche Stimmung laufen nur nebenher, werden niemals Selbſtzweck. Mit den Bildern und Geſchichten aus Moor und Heide, die in dem Bändchen „Eine ſtille Welt“ (1891) vereinigt ſind, begann Timm Kröger; dann folgte „Der Schulmeiſter von Handewitt“ (1893) und „Die Wohnung des Glücks“ (1897), für deren landſchaftliche und menſchliche Schilderungskunſt der alte Klaus Groth hohe Worte der Bewunderung fand. Die Gefahr, die allen unſeren Heimatkünſtlern droht, daß ſie ſich nämlich eines Tages in Kleinigkeiten verlieren, blieb auch Kröger in ſeinen literariſchen Anfängen nicht ganz fern. Dann aber hat er ſich mit eiſerner Energie zur Kraft und Größe erzogen und immer bewußter Probleme der Weltanſchauung in den Mittelpunkt ſeiner Novelliſtik geſtellt, auch da, wo er ſeinem köſtlichen Humor freien Lauf läßt, wie in der Stalljungen-Erzählung „Hein Wieck“ (1899). „Der Einzige und ſeine Liebe“ und „Leute eigner Art“ ſind vielleicht ſtärker gewollt als gekonnt; auf ſeiner künſtleriſchen Höhe aber ſteht Kröger in ſeiner neueſten Erzählung „Um den Wegzoll“ (Hamburg, Alfred Janſſen; geb. 2 Mk.), einer Erzählung, die ſich getroſt in die Nähe auch der beſten Novellen eines Storm wagen darf, weil ſie aus einem dörflichen Idyll den glaubhaften Aufſtieg zur erſchütterndſten Tragik findet, um dann in herbmilder Verſöhnung auszuklingen. Von hier aus iſt für Kröger der Weg zur novelliſtiſchen Meiſterſchaft frei. F. D.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düſel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaſer (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Weſtermann in Braunſchweig.



Karl Bennewitz von Loefen jr.: Cäcilia. Paſtell.

[illegible]

Digitized by Google

Mai
1906

Westermanns
Illustrierte Deutsche
Monatshefte

C. Band
Heft 596

Rolf Runge

Roman

von

Georg Reicke

V

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Es war Pfingſten geworden — ſo ein weiches, warmes, ſonniges Pfingſten, wie es die Dichter beſchreiben, und wie es dem rauhen Oſtpreußen nur ſelten zuteil wird.

Am Vorabend des Feſtes ſchritt Rolf, eine Wandertaſche über der Schulter, auf der Chauſſee entlang, die von Königsberg ſchnurſtracks nach Norden führt. Sein Ziel war das Kirchdorf, deſſen nadelſpitzer Turm zur Seite eines langgeſtreckten Bergrückens ſchon bald nach dem Verlaſſen des Tores ſichtbar wurde, und das Rolf von ſeiner Winterreiſe nach Memel vor Jahren noch wohl in Erinnerung hatte. Ein Oheim des Pfarrers Fabricius war ſeit lange Geiſtlicher dort — er hieß gleichfalls Fabricius —, und als einen letzten Dankbarkeitsbeweis des verunglückten Pfarrers trug Rolf ein Schreiben von dieſem in der Taſche, darin er dem Geiſtlichen dort als Hauslehrer aufs wärmſte empfohlen wurde. Es geſchah auf beſonderen Wunſch, daß Rolf ſchon heute nachmittag ſich vorſtellen kam; man habe in den Feſttagen ſo gute Gelegenheit, ſich kennen zu lernen und zu ſehen, ob man zueinander paſſe, hatte der Geiſtliche geſchrieben.

Als er das Dorf erreicht hatte und ſich nach dem Pfarrhaus erkundigte, wurde ihm geſagt, er ſolle nur über den Kirchhof gehen, da komme er geradeswegs auf die Pforte des Pfarrgartens.

Der Weg führte an der friſchgeweißten kleinen Kirche vorbei, die mitten auf dem Friedhof lag; einfache Gräber rechts und links, viele wildbewachſen, mit beſcheidenen Kreuzen oder Steinen geſchmückt, hin und wieder ein eiſernes Gitter dazwiſchen. Vor einem niedrigen Hügel, der hart am Wege lag, mußte Rolf einen Augenblick ſtillſtehen; ein augenſcheinlich ſelbſtgezimmertes ſchwarzes Kreuzlein, und darauf ſtand in Kinderhandſchrift mit weißer Ölfarbe geſchrieben: „Hier ruht mein lieber Vater!“ — nichts weiter.

Fünf Schritte davon war ſchon die Tür zum Pfarrgarten. Sie knarrte leiſe. Das ſollte ſie auch; denn ſo wußten ſie im Pfarrhauſe, das von hier aus noch faſt gänzlich hinter Bäumen und Buſchwerk verborgen lag, beizeiten, wenn Beſuch kam.

Rolf ſchritt den Garten hinauf und im Bogen um ein großes Raſenrund, auf dem maſſenhaft blauer Flieder blühte. Dahinter kam man gleich an einer mächtigen Linde vorbei, zu deren Wipfel eine bequeme Leiter emporführte. Ein wenig zur Seite, halb noch im Schutze der Zweige, öffnete ſich eine von dichtem Buſchwerk gebildete Laube, in der Rolf beim Vorüberſchreiten zwei Mädchen in hellen Kleidern gewahrte, welche Briefe ſchrieben. Die eine blickte kaum auf, die andere aber mit glattem, lichtblondem Scheitel richtete, als er grüßte, ein paar erſtaunte blaue Augen auf ihn hinüber. Eine Schar munterer Knaben, die hinter der Linde im Sande ſpielten, nahm keine Notiz von ihm.

Nicht weit davon, auf einer niedrigen Terraſſe, die ſich inmitten des einſtöckigen, von Linden beſchatteten Hauſes in den Garten hinausſchob, ſah Rolf nun auch das Ehepaar Fabricius ſitzen. Er wurde freundlich empfangen, mußte bei ihnen Platz nehmen, und die Überreichung ſeines Empfehlungsbriefes, den die Eheleute nacheinander ſtudierten, brachte das Geſpräch zunächſt auf den verunglückten Geiſtlichen. Rolf wußte zu erzählen, daß er vor kurzem wirklich eine Trinkerheilanſtalt aufgeſucht habe, was der Pfarrer als die einzige Rettung für ſeinen Neffen mit Freuden begrüßte.

Die Pfarrerin — ſie war eine hübſche Dame von etwa Ende vierzig, in deren Geſicht eine große Lieblichkeit um den Mund ſofort auffiel — ſagte, indem ihre Hand mit der Brille auf dem Tiſche ſpielte: „Es iſt doch traurig, daß geiſtige Begabung ein ſo gefährliches Geſchenk Gottes iſt. Was haben ſie nicht alles von deinem Neffen prophezeit, lieber Mann! Man ſollte wirklich gar nicht hoch hinaus wollen mit ſeinen Kindern und nur wünſchen, daß ſie geſund ſind und einmal nützliche Glieder der menſchlichen Geſellſchaft werden, nichts weiter.“

Der Pfarrer — er trug ein geſticktes ſchwarzes Käppchen, das er des Ankömmlings wegen eine Weile abgeſetzt hatte — lächelte leicht und entgegnete: „In der Begabung ſelbſt liegt wohl weniger die Gefahr als darin, daß ſie ſich an die Welt verliert. Man muß ja in ihr leben, aber man darf ſie ſich nicht zu nah kommen laſſen, das iſt die Kunſt!“

Wieder die alte Weisheit, dachte Rolf in ſeinem Inneren, an die ich nicht mehr glaube! Ich bin ſchon zu klug geworden dazu!

Der Pfarrer aber fuhr fort: „Übrigens — wenn das wahr wäre, dann hätte ich wohl auf meine liebe Hausfrau verzichten müſſen. Ich bin nämlich einmal Hütejunge geweſen,“ fügte er, zu Rolf gewendet, erläuternd hinzu.

Dieſe Tatſache intereſſierte Rolf natürlich lebhaft; er ſprach von ſeinem Elternhauſe, ſeinen bisherigen Kämpfen und ſeinem leider immer vergeblich erſtrebten Ziele, ordnungsmäßige Studien an der Univerſität zu betreiben, worauf der Pfarrer erwiderte: „Ei, das trifft ſich dann ja gut bei uns. Unſere vier Knaben müſſen alle Tage früh zur Stadt in die Schule und kommen erſt mittags nach ein Uhr zurück; da werden Sie gleich immer mitfahren können und den Vormittag über Kollegien beſuchen. Wobei wir noch den Vorteil haben, daß die Kinder während der Fahrt unter Obhut ſind.“

Die Pfarrerin wollte jetzt gehen, um für Rolf einen Imbiß herzurichten, und als dieſer entſchieden ablehnte, ließ ſie es ſich nicht nehmen, ihm wenigſtens einen erfriſchenden Trunk vorzuſetzen. Sie rief in den Garten hinaus: „Hildegard!“ worauf drüben ſogleich das Mädchen mit dem lichtblonden Scheitel im Eingang der Laube erſchien und vorgebeugt nach der Mutter auf der Terraſſe herüberſpähte.

Wie lieblich ſie geht, dachte Rolf, als er ſie dann mit eiligen Schritten herankommen ſah.

„Unſere jüngere Tochter!“ erläuterte der Vater, nachdem er Rolf bekannt gemacht hatte, und Hildegard blickte ihn dazu wieder mit ihren etwas erſtaunten Augen an.

Während das Mädchen ſich entfernte, um den Auftrag der Mutter auszuführen, wurden die vier Knaben herangerufen und einzeln vorgeſtellt, lauter Blondköpfe mit blauen Augen, im Alter zwiſchen zwölf bis ſieben Jahren, die Rolf ſofort mit großer Zutraulichkeit entgegenkamen. Dann kehrte Hildegard zurück und brachte ein Glas ſchönfarbigen Himbeerwaſſers, das ſie mit einem freundlichen „Bitte ſchön!“ neben Rolf niederſetzte. Sie mußte dabei zwiſchen den Knaben hindurch ihm ſo nahe kommen, daß er deutlich den Duft ihres friſchen Waſchkleides verſpürte. Gleich darauf ſah er ſie wieder nach der Laube hinübergehen, und in der Art, wie ſie ſich bewegte und die Füße ſetzte, hatte er von neuem den Eindruck einer ungemeinen, nie geſehenen Lieblichkeit.

Nach einer Weile ging der Pfarrer in ſeine Studierſtube, um noch einmal ſeine Predigt für den morgigen Feſttag durchzuſehen, und Rolf blieb mit der Pfarrerin allein zurück. Die freundliche, ein wenig vornehm zurückhaltende Art ihres Geſprächs tat ihm außerordentlich wohl; er entſann ſich kaum, bei einem weiblichen Weſen ein ſo verſtändnisvolles eingehendes Intereſſe für ſeine Angelegenheiten gefunden zu haben. Es ſtörte ihn daher faſt, als nach zehn Minuten die ältere Tochter, welche Hedwig hieß, aus der Laube herankam und, da ſie einen Haufen fertiger Briefe mitbrachte, das Geſpräch nun auf ihre Korreſpondenz gelenkt wurde. Während die Pfarrerin, welche jetzt die Brille aufſetzen mußte und dadurch um viele Jahre älter erſchien, einen nach dem anderen der noch unverſchloſſenen Briefe überflog, klagte Hedwig — mit einer etwas dünnen Stimme übrigens, die ſich beſonders dafür zu eignen ſchien — ihr Geſchick an, welches ihr die wöchentliche Arbeit während der Schulzeit ſo reichlich bemeſſen habe, daß ſie meiſt die Hälfte der Feiertage daran geben müſſe, um ihre Briefſchulden zu erledigen. Es ſei gut, daß mal wieder Hildegards Monat herankäme.

„Sie klagt gern ein wenig, unſere gute Hedwig,“ bemerkte die Pfarrerin, indem ſie über die Brille hinweg Rolf einen kurzen Blick zuwarf. Die kleine Vertraulichkeit, die darin lag, zumal der eigenen Tochter gegenüber, ſchmeichelte Rolf nicht wenig, und als nun noch gar Hildegard, ein offenes Buch in den erhobenen Händen, langſam und geſenkten Kopfes mit kleinen Schritten mehrmals den hinteren Raſenplatz umſchreitend, ſich fortgeſetzt auf dem grünen Grunde vor ſeinen Augen zeigte, da ſchwoll ihm das Herz von der Ahnung eines Glückes, das ihm größer erſchien als alles, was er bisher in ſeinem Leben genoſſen.

Von dieſem Augenblick an gefiel ihm jedwedes, was er noch zu ſehen bekam. Zuerſt die lange Tafel, die gleich in dem Raume gedeckt war, den man von der Gartenterraſſe aus betrat; dann die blondköpfige Schar der ſechs Kinder, die wie die Orgelpfeifen zu beiden Seiten der Eltern und des Tiſches gruppiert waren, und denen ſich ganz unten ein von Haarfarbe faſt kanariengelbes „Mamſellchen“ — wie ſie allgemein tituliert wurde — anreihte; dann die Rieſenſchüſſeln mit Rührei und kaltem Fleiſch — er hatte in ſeinem ganzen Leben noch nicht ſolche Portionen beiſammen geſehen, und faſt mit Schmerzgefühl mußte er des elterlichen Tiſches gedenken, an dem ſo oft, ſo gar oft Schmalhans der Küchenmeiſter geweſen. Welche wohltätige Empfindung hätte wohl eine ſolche reichlich gedeckte Tafel in ſeiner guten Mutter zu erwecken vermocht!

Auch das gefiel ihm, denn es gehörte ſo ganz dazu, daß Anfang und Ende des Eſſens von einem kurzen, frommen Spruche begleitet wurden, den der Pfarrer ſagte, und daß ſie dazu alle ſo andächtig die blonden Scheitel ſenkten. Obgleich — bei den Knaben ging es wohl noch nicht allzu tief; denn kaum war der letzte Laut des Amen über die Lippen des Sprechers gekommen, als der jüngſte der Buben mit der Frage wahrhaft hervorſchoß: „Glaubſt du, Hedchen, daß die alte Sau auch diesmal wieder Junge kriegen wird? Der Petruſchat meint.“

Im übrigen wurde dann freilich die Unterhaltung bei Tiſche nur zwiſchen den Eltern und den beiden Schweſtern geführt, denen ſich natürlich jetzt Rolf geſellte.

Da Hildegard ihm gerade gegenüberſaß, es aber jetzt ſtändig vermied, ihn anzuſehen, während Rolf danach ein ſich immer ſteigenderes Verlangen trug, nahm er ſich endlich das Herz, ſie direkt anzureden, indem er nach dem Buche fragte, worin ſie vorhin ſo eifrig geleſen.

„Es waren Gedichte von Julius Sturm,“ erwiderte Hildegard mit einer lieblichen Schüchternheit.

„Ja, es ſind ſchöne Sachen darunter,“ beſtätigte der Pfarrer, indem er ſich an Rolf wandte. „Sie kennen ſie wohl?“

Dieſer verneinte. Hildegard aber fuhr fort — und er merkte, wie ſie rot wurde bei den unſchuldigen Worten —: „Weißt du, Vaterchen, und ich finde ſie viel ſchöner als Geroks ‚Palmblätter‘.“

Auch dieſe kannte Rolf nicht, was dann zur Folge hatte, daß er ſich von dem Pfarrer ein kleines Kolleg über moderne Lyrik halten laſſen mußte, bei dem Heine ſehr ſchlecht wegkam und Rudolf Kögel die Palme zuerkannt wurde.

Nach Tiſch wurden die vier Knaben zu Bett geſchickt, und Hedwig, die heute am letzten Mai noch zum letztenmal ihrer Hausfrauenpflicht zu genügen hatte, mußte dabei Aufſicht üben und helfen.

Die anderen gingen in den Garten, um noch die lange Dämmerung und die unendlich milde und würzige Luft des durchſichtigen Maitages zu genießen. Die Pfarrerin hatte den Arm ihres Gatten genommen, zu deſſen Seite Rolf einherſchritt, während auf der anderen ſich Hildegard leicht an den Arm der Mutter gehängt hatte. So wandelten ſie in den breiten Gängen des Gartens auf und ab, und an einigen Stellen, wo es engere Verbindungsſtücke gab, mußten die beiden auf den Flügeln etwas zurücktreten und halbwegs nebeneinander hergehen. Das Mädchen ſah dabei nie auf, Rolf aber konnte ſich nicht enthalten, mit ſeitlichem Blick bei ſolcher Gelegenheit häufig nach ſeiner lieblichen Begleiterin zu ſpähen.

Allmählich erſtarb die lange Dämmerung über dem Garten. Der faſt volle Mond kam hinter der Kirche herauf und ergoß ſeine hellen Lichter über die Kieswege, daß es deſto tiefere Nacht wurde unter den Büſchen.

In der Jasminlaube neben der Linde ſaß man wohl noch eine Stunde beiſammen. Die Eltern auf der Bank im Hintergrunde, Rolf und die Schweſtern je zu den Seiten. Dieſe hatten auch noch geſungen. Rolf kannte das Lied nicht.

Wenn ich den Wandrer frage:
Wo gehſt du hin?

begann es — und ſprach von Heimat und Fremde, von ſcheiden und meiden in der Welt — ſo recht ein Lied für liebende Herzen und Sommernächte, in denen der helle Mond jedes einzelne Blättchen haarſcharf an die Erde zeichnet. Und während die Mädchen ſangen, hatte auf ihren dicht beieinander ſtehenden Köpfen das bleiche Mondlicht geruht, und märchenhaft geiſterten in ihrem Rücken vom Raſenbeet hinter der Linde her die weißen, hochſtehenden Tulpen.

Rolf ſelbſt ſaß dauernd in tiefen Schatten gehüllt, aber ſeine Augen hatten ſtändig auf Hildegards Antlitz geruht, und ein paarmal war es ihm jetzt geweſen, als ob auch die ihren nach den ſeinen hinüberſchweiſten; es konnte aber auch ein Irrtum geweſen ſein, denn es war ſchon zu dunkel geworden.

Als Rolf an dieſem Abend in ſeiner Giebelſtube mit den ſchneeweißen Vorhängen und den blankgeſcheuerten Dielen ſich zur Ruhe legte, glaubte er mit der neueſten Wendung ſeines Lebensweges wohl zufrieden ſein zu können. Und als er das Licht gelöſcht hatte, lag er noch lange mit gefalteten Händen und einem innigen „Habe Dank!" auf den Lippen — es war ihm wohl ſelber nicht klar, wem es galt.

Am nächſten Morgen zeigte ſich das ganze Pfarrhaus mit Birkenreiſern feſtlich geſchmückt. Über den Türen waren ſie angebracht, neben den Treppen, hinter den Schränken und Spiegeln; und in den Ecken der Terraſſe, zu der die Türen weit nach dem ſonnenüberſchienenen Garten geöffnet waren, ſtanden in ausgedienten Butterfäſſern vier ſchlanke, ſilberweiße Birkenſtämmchen; aber das feſtlich geſtimmte Auge ſah nicht die Butterfäſſer, ſondern nur das üppige, junge, hellgrüne Märchenlaub, das im Morgenwind zitterte.

In der Diele unten verſammelte man ſich wieder zum Morgenfrühſtück. Alles ſchien heute leiſer aufzutreten als ſonſt, alle ſprachen nur mit halblauten Stimmen, als müſſe man acht haben, einen großen Jemand nicht zu ſtören, dem der Tag heute gehöre. Und alle waren ſo feſtlich angezogen, die Knaben ſo glatt gekämmt, daß die blonden Scheitel glänzten, und die weiblichen Weſen alle hatten etwas von Seide angelegt, die Pfarrerin ein ſchwarzgeblümtes Kleid und die Mädchen ſeidene Bluſen zu weißen Röcken, Hedwig in roſa, Hildegard in hellblauer Farbe, beide mit einem ganz kleinen beſcheidenen dreieckigen Ausſchnitt am Halſe, und dazu rauſchte es leiſe beim Gehen von ihren geſteiften weißen Unterröcken. Hildegard trug außerdem auf dem ſchwellenden Unterarm, für den die Bluſe faſt ſchon zu eng geworden war, ein ſilbernes Kettenarmband mit einigen Schaumünzen daran, das Rolf geſtern abend nicht bemerkt hatte.

Als er ſie ſo in all ihrer unſchuldigen blonden Jugend kommen geſehen, und wie ſie nun auch an die Frühſtückstafel herantrat mußte er unwillkürlich an des verunglückten Pfarrers Wort von dem weiß und ſauber gedeckten Kaffeetiſch und dem reizenden appetitlich angezogenen weiblichen Weſen zurückdenken. Da war ja ſchon, was jener ihm prophezeit hatte; denn etwas Appetitlicheres konnte er ſich kaum denken als dies blonde, ſchmale Perſönchen, das ihm da wieder gegenüberſaß. Und daß jener auch in der Wertung, die er dieſen beiden ſchönen irdiſchen Dingen beilegte, am Ende nicht gar ſo unrecht gehabt, fing Rolf gleichfalls bereits an einzuleuchten.

Bald nach dem Frühſtück begannen die Kirchenglocken zu läuten; der Küſter erſchien, um des Pfarrers letzte Befehle entgegenzunehmen, und nun wurde es erſt recht feierlich; in ſtiller Geſchäftigkeit wurden noch alle letzten häuslichen Dinge erledigt — wenn man die Kirche betrat, mußte man frei ſein dem Herrn.

Rolf hatte bis zur Stunde noch nicht gewußt, was ein Feſttag ſei. Die ſtändige Sorge und Angſt um die Widerwärtigkeiten des Lebens, die mit dem dauernden Mangel an Geld und den mancherlei Extravaganzen des trinkfeſten Pfarrers verbunden geweſen waren, hatten ihn in Fabricius' Hauſe auch des Sonntags nie recht froh werden laſſen.

Hier erfuhr er's zum erſtenmal, was es für ſo viele, viele Menſchen auf Erden bedeutet: der Tag des Herrn! Dieſe Stille innen und außen, dieſe Friedfertigkeit, dieſer Abglanz einer Liebe, welche die Welt umſpannt und doch jedem einzelnen Menſchen und Tier, ja jeder Pflanze und jedem toten Gegenſtande noch im Vorübergehen einen freundlichen Blick zu ſpenden bereit iſt, war ihm bisher nicht begegnet, und das Bewußtſein, daß auch er einmal ſolch ſanften, ungetrübten Glückes gewürdigt worden, er, dem es bisher nur beſchieden geweſen, ſich zwiſchen den Klippen des Hungers und der Entbehrung hindurchzudrücken, ja durchzuſtoßen, trieb ihm faſt die Tränen in die Augen.

In der Kirche ſaß er im Pfarrſtand hinter der Pfarrerin und den Mädchen, zur Seite der Knaben. Der Platz war ihm angenehm. Denn bei aller Hingabe an die Gedanken des Predigers, deren ſeine nun ſchon in manchen ſchweren Tagen gehärtete Seele unter ſo veränderten Umſtänden heute fähig war, erfreute es ſeine Augen doch, als ſie ſo mit Muße auf Hildegards ſchlankem Hälschen verweilen konnten, das wie ein Blütenſtengel zwiſchen den Schultern emporſchoß und den niedlichen Kopf mit den unendlich ſorgfältig gemachten hellblonden Haaren und den faſt zu kleinen roſigen Ohren zu tragen hatte.

Nach dem Schlußgeſange, als alle die Kirche verließen, wartete die Familie vor der Eingangstür auf den Vater, wobei ſie von allen Seiten mit Ehrerbietung gegrüßt wurde und die Pfarrerin dann und wann teilnehmend an ältere Leute ein paar Worte richtete.

Endlich kam der Pfarrer, noch in Barett und Talar. Nach kurzer Begrüßung ließ er die Familie vorangehen und folgte langſamen Schrittes nach, indem er ſich mit Rolf in ein kurzes Geſpräch über die eben gehaltene Predigt einließ. Mochten ihm nun deſſen Äußerungen oder mochte ſein ganzes Gebaren ſeit geſtern ihm gefallen — als ſie vor der Tür des Pfarrgartens ſtanden, welche die anderen offen gelaſſen hatten, reichte er ſeinem Begleiter die große, etwas zu fleiſchige Rechte und ſagte, indem er ſeiner Gewohnheit gemäß den Kopf ein wenig auf die Seite legte: „Nun, ich denke, wir bleiben zuſammen, nicht wahr?“

Damit drückte er Rolfs Hand, und ſo war dieſer als Hausgenoſſe ins Pfarrhaus aufgenommen.

Für die nächſten Stunden wurde Rolf gänzlich von ſeinen neuen Pflegebefohlenen, den vier Jungen, mit Beſchlag belegt. Sie nahmen ihn bei der Hand und zeigten ihm als Intereſſanteſtes, was ſie aufzuweiſen hatten, zunächſt das Feſtungsfort, welches in dem ſchon von ferne ſichtbar geweſenen weißen Berge verborgen war, und das nur etwa zehn Minuten vom Pfarrhaus entfernt lag. Dann kam dieſes ſelbſt an die Reihe, namentlich das Dachgeſchoß mit ſeinen Giebelſtuben und den verſchiedenen Verſchlägen und Kammern, in denen die Buben die ſchönſten Spielverſtecke ſuchten und fanden. Als ſie bei dieſem Rundgange auch in ſein Zimmer kamen — es hieß im Hauſe allgemein der Remter, weil in der Mitte ein gemauerter Schornſtein von unten auf hindurchführte — und Rolf ſich, faſt nur, um etwas zu ſagen, über die hübſchen weißen Gardinen vor den Fenſtern freute, beeilte ſich Paul, der jüngſte, ihm zu verſichern: „Die hat Hildchen mit der Trine geſtern abend ganz ſpät noch aufgemacht; früher waren hier braune!“

Schließlich, als es im Hauſe wirklich faſt nichts mehr zu zeigen gab — außer den beiden Stübchen, welche die jungen Mädchen bewohnten, und die für die Buben ein für allemal verbotenes Reich waren —, führten ſie Rolf in den Garten, zeigten ihm, daß heute, zum Zeichen des Feſttages, über dem höchſten Wipfel der Linde eine Fahne flatterte, und verlangten dann, er ſolle mit ihnen in das Gezweige hinaufklettern, wo ſie alle ihre Wohnungen hätten. Rolf begriff jetzt den Sinn der ſtändig an dem Baume ſtehenden Leiter und entdeckte nun oben, bald rechts, bald links, bald höher, bald tiefer in den weitausladenden Äſten angebracht, ſorglich hergerichtete, mit Rückenlehnen, Arm- und Fußbrettern verſehene Plätze, die er natürlich einen nach dem anderen probieren mußte.

Er war noch nicht damit fertig, als er zu ſeiner höchſten Überraſchung plötzlich über ſich, zwiſchen Blättern und Äſten beinahe verborgen, auf einem ſolchen Sitze Hildegard gewahrte, die, als ſie ihn heraufkommen ſah, eilig ihr Kleid über die Füße herabzog.

Er blieb mit erhobenem Knie in halbem Anſatz zu einem höheren Aſte ſtehen und lehnte ſich gegen den Stamm in ſeinem Rücken. So ſprach er zu ihr hinauf und bat um Entſchuldigung, wenn er ſie geſtört habe. Damit wies er auf das offene Buch, das ihr im Schoße lag.

„Ach, Hildchen lieſt gar nicht, wenn ſie hier oben iſt,“ erklang plötzlich eine Stimme über ihm.

Die vier Knaben hatten ſich im Kreiſe zu ſeinen Häupten poſtiert, wo jeder gerade zwiſchen den Zweigen einen günſtigen Sitz fand. Ihre Geſichter lugten nun aus dem Laub hervor wie junge Vögel aus einem Neſt.

„Na, was tut ſie denn?“ fragte Rolf lachend zu dem Sprecher hinauf.

„Sie macht Unſinn mit uns,“ lautete die prompte Antwort.

Nun wandte er ſich wieder an das Mädchen: „Sie leſen wohl viel?“ fragte er.

„Eigentlich nicht,“ entgegnete ſie, „Vaterchen erlaubt ſo vieles nicht.“

„Aber Sie leſen gern, was?“

„Eigentlich auch nicht; eigentlich leſ' ich immer nur, bis ich an eine Stelle komme, die mir gefällt, und dann denk' ich darüber nach.“

„Sie denkt nach, wie man amo konjugiert,“ klang unter Gekicher wieder die Stimme von oben.

Rolf ſah trotz des grünen Schattens, der um alles hier floß, wie das Mädchen rot wurde, als ſie hinaufrief: „Ach, du dummer Junge, wer hat dich gefragt!“

„Alſo nachdenken tun Sie?“ fuhr Rolf fort, nachdem auch er einen ſtrafenden Blick zu dem Sprecher emporgeworfen hatte, und ſah ſie zu den Worten ſo halb verliebt, halb ein wenig ironiſch an.

Sie wurde verlegen und erwiderte raſch: „Es war natürlich dumm geſagt; es iſt eigentlich gar kein Nachdenken, ſondern bloß ...“ Sie ſtockte.

„Nachfühlen,“ half er ein.

„Ja! ſo mein' ich! Es braucht bloß von etwas die Rede zu ſein, was mir angenehm iſt, dann vertiefe ich mich ſo darein, wie er das wohl gemeint haben mag in dem Buch.“

„Na, zum Beiſpiel?“ forſchte Rolf.

„Zum Beiſpiel ... ach, na irgend etwas! Es handelt vielleicht von einem himmliſchen Sommermorgen draußen zwiſchen den Feldern und von fern klingen die Kirchenglocken — oder von einem Winternachmittag, wo alles ſo ſtill iſt, und man hört gar keinen Wagen, nur die Sonne blinzelt ſo rötlich über den Schnee, und in den Stuben iſt's warm — und es iſt auch noch Feuer im Ofenloch ... dann moll' ich mich ſo darin ein ...“

„Was tun Sie?“

„Ich moll' mich ein. Wiſſen Sie nicht, was das iſt?“

„Nein! Aber es klingt luſtig. Können Sie mich's auch lehren?“

Sie lächelte, indem ſie einen etwas ſchiefen Mund zog. „Wenn Sie bis zum Winter hierbleiben ...“ verſetzte ſie abgebrochen.

„Ich hoffe doch,“ entgegnete er und ſah recht vertrauend zu ihr auf. Er hatte inzwiſchen das Knie zurückgezogen und ſtand nun in ſeiner ganzen Länge an den Stamm gelehnt halb unter ihr. Sie hätte ihm gar nicht entgehen können in ihrer Lage, wenn er nicht gewollt.

Sie empfand ſeinen Blick und wünſchte ſeine Aufmerkſamkeit von ſich abzulenken.

„Gefällt's Ihnen denn einigermaßen hier?“ begann ſie ſchüchtern, ohne zu merken, daß ſie damit erſt recht heraufbeſchwor, was ſie vermeiden wollte.

„Ausgezeichnet,“ verſetzte er warm; „ich lebe ſeit geſtern wie im Wunder! Ich habe ſo viel Glück noch nie kennen gelernt.“

„Ach ja, wir wollen es Ihnen ſo ſchön machen, daß Sie glauben ſollen, es iſt hier im Himmel,“ piepte wieder der älteſte Vogel aus ſeinem Gezweige herunter.

„Stimme von oben!“ ſcherzte er hinauf. „Der darf man doch vertrauen? Mir iſt wirklich wie im Himmel; und die Engelsköpfe ſind ja auch ſchon vorhanden.“

Dabei guckte er der Reihe nach die runden Knabengeſichter an, die mit lachenden Augen auf das Pärchen herabſchauten.

Die vier fühlten ſich kaum angeredet, als ſie gemeinſam loslegten, indem ſie ſich zu überbieten begannen, was jeder für Rolf tun wollte. Der eine bot ihm ſein Bett an, der andere ſeinen neuen Serviettenring, und der jüngſte, nachdem er verſchiedenes ausgewählt und wieder verworfen hatte, entſchloß ſich endlich, ihm ſein jüngſtes Kaninchen zu ſchenken, das ſchneeweiß war und nur einen ſchwarzen Stips auf der Naſe hatte.

„Aber Hildchen müſſen Sie auch gern haben, die iſt nämlich immer furchtbar nett zu uns,“ beendete ſchließlich Konrad, der älteſte, das allgemeine Geſchnatter.

„War das auch eine Stimme aus dem Himmel, der man vertrauen darf?“ fragte nach einer Pauſe ziemlich kühn Rolf zu dem Mädchen hinauf.

Aber noch ehe ſie antworten konnte, klang vom Hauſe her die Tiſchglocke, und in überſtürzender Haſt kletterte nun die kleine Bande von der Linde herunter und ſtürmte dem Hauſe zu. Langſamer folgten Hildegard und Rolf, nicht ohne daß dieſer noch verſchiedentlich den Verſuch gemacht hatte, ihr beim Herabſteigen behilflich zu ſein, was ſie jedoch jedesmal ablehnte.

„Schade, es war ſo hübſch da oben,“ ſagte er zu ihr, als ſie ſchon dicht vor dem Pfarrhauſe ſtanden.

Sie wandte ihm einen Augenblick voll das ſonnenbeſchienene Geſicht zu. „Nicht wahr? Und ich unterhalte mich auch ſo gern,“ ergänzte ſie eilfertig.

„Alſo wollen wir's bald wiederholen,“ ſagte er noch, indem ſie die Stufen zur Terraſſe emporſtiegen.

Am Nachmittage kam Beſuch: einige Pfarrer und Gutsbeſitzer der Umgegend mit ihren Familien. Die Jugend ſpielte im Garten allerlei Rund- und Laufſpiele, an denen ſich neben ein paar Studenten und einem Leutnant von der Beſatzung des Forts auch Rolf beteiligte. Die vier Knaben gaben bei dieſer Gelegenheit auf jede erdenkliche Weiſe dem neuen Hausgenoſſen ihre Zuneigung zu erkennen, ja die jüngſten beiden hängten ſich geradezu wie Kletten an ihn. Rolf ſeinerſeits aber empfand ein kindliches Vergnügen daran, über dem Spielen an Hildegards Seite zu kommen und dabei ab und zu ihre Hand zu berühren, die ſtets kühl und weich in der ſeinen ruhte. Mein Gott, es war ihm ja bisher ſo wenig zuteil geworden von den kleinen Freuden, die das naturgewollte lebenwährende Spiel der Geſchlechter über die jungen Jahre ausſtreut!

Inzwiſchen erfreute er ſich von fern an ihrem Anblick, namentlich wenn ſie lief. Wie ein Reh! ſagte er zu ſich. Dies Jugendliche in den Bewegungen, der zurückgebeugte Oberkörper, die an die Seiten gepreßten Ellbogen, die fliegenden blonden Zöpfe und die unglaublich flink bewegten Füße — dies alles ſchien ihm ein Anblick, an dem er ſich gar nicht ſatt ſehen konnte.

Als bald nach zehn Uhr die Gäſte fort waren, ſtanden Rolf und Hildegard plötzlich allein noch nebeneinander hinter der breiten Gartenpforte, von der aus ſie den Abfahrenden zum Abſchied gewinkt hatten, und ſahen in den Abendhimmel hinaus. Die anderen hatten ſich ſchon ins Haus zurückbegeben.

Es war einer von jenen Sommertagen, an denen es gar nicht Nacht werden will.

Auf goldgelbem Grunde ſchwammen zerriſſene lila Wölkchen, verſchiedenfarbig über den ganzen Himmel verſtreut, und am Horizonte bezeichnete ein breiter, lichtroter Streif noch die Stelle, wo vor einer Stunde die Sonne untergegangen. Der Widerſchein lag auf den Geſichtern, als wären ſie mit innerlicher Glut übergoſſen.

Lange Zeit war es ganz ſtumm zwiſchen den beiden. Nur im Laub der Pappel über ihnen flüſterten die tauſend geheimnisvollen Stimmen der Dämmerung. Wie leiſes Quellengerieſel klang es, das zwiſchen Waldesdickicht in ſchmalem Bett über kleine Kieſel ſich den Weg zu Tal ſucht, ganz heimlich, ganz hurtig, ſo recht ſeelenumſchmeichelnd-traulich.

Rolf hob den Kopf und verlor den Blick in dem Gewirr der nimmer ruhenden Blätter. Er mochte das junge Weſen an ſeiner Seite nicht durch fortgeſetztes Anſtarren verlegen machen, obwohl er nichts lieber getan hätte, als ſeine Augen immer nur auf dem anmutigen, rötlich überſchienenen Geſichtchen weilen zu laſſen.

„Es iſt ſo ſchön hier bei Ihnen — ſo wunderſchön!“ begann er endlich halblaut, ohne die Blicke zu ſenken.

„Ja,“ hauchte auch ſie, ohne ihre Stellung zu ändern, „ich möchte auch niemals fort von hier; ich glaube, ich würde ſterben, wenn ich fort müßte.“ Mit einer kleinen, ſpröden Stimme ſagte ſie das, die wie zerbrechlich klang, und Rolf hatte plötzlich vorahnend das Gefühl, daß ſie wirklich zerbrochen werden müßte, da ſie nicht feſt genug ſei für die rauhe Welt da draußen.

Er ſchaute immer noch in den Wipfel hinauf.

„Jetzt weiß ich, was Frieden heißt!“ fuhr er fort. „Ich bin ſo friedlos geweſen, bis ich hierherkam.“

Und dann, ohne ihre Aufforderung abzuwarten, weil er fühlte, daß ihr Herz danach verlangte, zu hören, wie ſeines zu beichten, begann er von ſich zu erzählen, in ganz kurzen Zügen nur, aber es klang doch vernehmlich zu ihr hinüber, wie er durch Not und Entbehrung gegangen bis zu dieſer Stunde.

Und ſie hatte Mitleid mit ihm, und ein warmes Gefühl quoll in ihr auf, das bereit war, ſich ſelber darzubringen, und wußte nicht wie.

So ſtanden die beiden Menſchenkinder hinter dem Gartenzaun — und ſahen den Abendhimmel blaſſer und blaſſer werden, und ſahen einander nicht an und fühlten doch beide, daß ſie anfingen, zueinander zu gehören mit der geheimnisvollſten Macht der Erde.

Erſt als ſie vom Hauſe gerufen wurden und ſich umwandten, tauſchten ſie miteinander einen langen Blick. Blaß lag der letzte Schein auf ihren Geſichtern, aber die Augen leuchteten ſich durchs Dunkel entgegen — und da wußten ihre keuſchen Seelen mit eins, wie es um ſie beſtellt war. —

Ein paar Tage ſpäter war der erſte Schultag. Für die älteren Knaben begann der Unterricht ſchon um ſieben. Es mußte daher bereits gegen ſechs Uhr das Morgenfrühſtück eingenommen werden, denn die Fahrt nach der Stadt dauerte eine gute halbe Stunde.

Die Pfarrerin gönnte ſich längeren Morgenſchlaf, und es war die monatsweiſe wechſelnde Aufgabe der Schweſtern, dann für die Brüder zu ſorgen. Das Glück hatte es gewollt, daß für den Juni Hildegard an der Reihe war. So fand Rolf ſie, als er pünktlich um ſechs in die Diele trat, ſchon bei der Arbeit vor. Unter ihren emſigen Händen türmten ſich wahre Berge von Brotſchnitten auf, die jedoch, als die vier blonden Buben erſt um die Tafel ſaßen, ebenſo ſchnell nebſt unendlichen Mengen von Milch wieder verſchwanden. Von Zeit zu Zeit lief einer von den Knaben nach der Terraſſe hinaus, um zu ſehen, ob die „Klunkerkutſche“ — wie ſie allgemein hieß — ſchon vorgefahren wäre, und wenn ſie noch nicht dawar, beruhigte ſich alles wieder. Sie hatten im Pfarrhauſe auf Grund langjähriger Erfahrung ein felſenfeſtes Vertrauen zu Petruſchats Pünktlichkeit. Als endlich der Wagen dawar und die Knaben von allen Seiten hineinkletterten, erkannte Rolf zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen in dem unförmigen Gefährt die Kutſche wieder, die ihm an jenem Winternachmittag vor vielen Jahren auf der Schlittenfahrt begegnet war.

„So werfen große Ereigniſſe ihren Schatten voraus,“ meinte er lachend zu Hildegard, indem er ihr den Vorfall erzählte, worauf ſie beluſtigt erwiderte, ſie ſähe nur eine große Kutſche, aber kein großes Ereignis, wenn nicht etwa für einen Städter eine ſolche große Kutſche ſchon an ſich ein großes Ereignis ſei, und ſchalkhaft fügte ſie noch die Frage hinzu, ob er ſie denn nicht ſelber geſehen, ſie habe ja auch damals in dem Wagen mit geſeſſen. Er wollte das nicht glauben, ſie aber blieb, wenn auch lächelnd, doch ſo beharrlich dabei und ſetzte ihm an dem Alter der jüngſten Knaben ſo deutlich auseinander, warum ſie und ihre Schweſter damals mit dabei geweſen ſein müßten, daß er ſchließlich bekehrt war und ſich faſt ſchämte, das liebe Geſicht nicht beſſer in Erinnerung behalten zu haben.

Wenn dann gegen halb ſieben die „Klunkerkutſche“ mit dem luſtigen Völkchen in den Junimorgen, der mit Sonnenſchein und Vogelſang friſch und würzig über den Büſchen lag, hinausgerattert war, blieben die beiden allein noch ein Weilchen am Hoftor zurück, und die Viertelſtunde Unterhaltung, die ſie dann füreinander übrig hatten, ehe noch einer von den anderen im Hauſe ſichtbar wurde, war ihnen bald ein liebes Bedürfnis geworden. Ihre jungen Seelen erfreuten ſich an dem gegenſeitigen Erſchließen, das doch ſo voll Zurückhaltung war; ſie wußten, daß ſie einander ſich näherten, täglich und ſtündlich, aber ſie nahmen keine der Süßigkeiten der Liebe vorweg, ſondern ließen ſie herankommen, vom Schickſal und der Gelegenheit geführt, wie in der ſtillſchweigenden Überzeugung, ſie dann um ſo feſter in die Arme ſchließen zu dürfen. In der erſten Zeit war es nur ein Viertelſtündchen am Zaune, als ſcheuten ſie ſich, den Ort zu verlaſſen, wo ſich zum erſtenmal Seele in Seele geſchaut, ſpäter wurde es meiſt ein kurzer Gang durch den Garten, den Hildegard gleich dazu benutzte, um nach den Gemüſen und den Obſtbäumen zu ſehen, und nur ſelten wagten ſie ſich etwas darüber hinaus.

Einmal aber waren ſie doch über dem Sprechen durch das offen gebliebene Hinterpförtchen des Gartens auf den Friedhof getreten und wurden deſſen erſt inne, als ſie vor der Kirchentür ſtanden. Da ſtockte ihr Geſpräch. Der ſchweigende Morgen über den Gräbern mochte auch ſie ſchweigſam machen. Mit langſamen Schritten gingen ſie um die Kirche herum, Hildegard immer einen Fußbreit vorauf, bis ſie vor einem kleinen umgitterten Grabe ſtanden, das von Immergrün mit ſeinen blaßblauen Blüten dicht umrankt war. Hildegard erzählte, daß hier ihr frühverſtorbenes Schweſterchen ruhte, und Rolf war es wie eine Art ſeeliſcher Berührung mit dem lieblichen Weſen an ſeiner Seite, daß er berichten konnte, auch ihm ſei in jungen Jahren ein Schweſterchen entriſſen worden. Seltſam dies beglückende Verlangen liebender Seelen, ſich auch in der Vergangenheit unter gleichem Geſchicke lebend, von den gleichen Gedanken und Gefühlen beherrſcht empfinden zu dürfen, als könnte man nicht Fäden genug finden, die gegenwärtige Neigung mit ſeinem bisherigen Leben zu verknoten!

Der Anblick des frühen Grabes führte ſie unbemerkt auf die Gedanken vom Wiederſehen und vom ewigen Leben, und es zeigte ſich, daß Hildegard vollſtändig von der kirchengläubigen Lehre darüber erfüllt war. Sie ſprach es ſehr einfach aus, es ſcheine ihr der einzige Troſt gegenüber der irdiſchen Trennung. Rolf dachte ſchon lange ſehr anders in dieſem Punkte — aber ſolch kindlich felſenfeſtes Vertrauen in die milde Führung eines gütigen Vaters, der kein heißes irdiſches Sehnen, ſobald es nur aus reinem Herzen ſtamme, unerfüllt laſſe, beglückte ihn in ihrer Seele, ja, er beneidete ſie faſt darum.

Die Wochen floſſen nun im ruhigen Gleichmaß dahin. Nachdem das Morgenſtündchen vorüber war, bekam Rolf Hildegard nur noch zu den Eſſenszeiten zu Geſicht. Sonſt war ihr Tag durch kleine Wirtſchaftsſorgen und allerlei Herrichtungen für die Anzüge der Geſchwiſter und die eigene Kleidung in Anſpruch genommen. Und auch er ſelber hatte jetzt reichlich zu tun. Vormittags mußte er mit dem Pfarrer arbeiten, der an einer Chronik des Kirchſpiels ſchrieb und dazu mannigfach alte Akten zu durchſtöbern hatte, wobei ihm Rolf raſch ein ſehr willkommener Helfer wurde.

Dann kehrten die Knaben nach Hauſe zurück, und nun gehörte der Nachmittag und Abend der Beaufſichtigung ihrer Schularbeiten.

Auch in den Ferien, die ſchon herankamen, verminderte ſich dieſe Arbeit nicht ſonderlich. Denn es mußte nun dem einen der Knaben hier, dem anderen da nachgeholfen werden, und die hundstagsmäßige Unluſt zum Sitzen über Büchern und Heften ſorgte dafür, daß es Rolf auch hierbei nicht allzu leicht hatte. Der Wegfall der üblichen Morgenſchulfahrt aber brachte ihn nun auch um das erſehnte Viertelſtündchen am Gartenzaun. Statt deſſen machte freilich in dieſer Zeit die Familie hin und wieder zu Wagen Beſuche auf benachbarten Gütern oder Spazierfahrten nach entfernteren Ausflugsorten, wo man mit befreundeten Familien zuſammentraf und etwa mitten im Walde oder an einem melancholiſchen, ſchilfumwachſenen See ein Picknick veranſtaltete. Auf einer ſolchen Fahrt hatten die teilnehmenden jungen Mädchen für ſämtliche junge Leute — es waren ihrer eine ganze Anzahl — und die anweſenden Knaben Eichenkränze gewunden. Rolf erhielt den ſeinen aus Hildegards Händen, da er ſich wohlweislich in ihre Nähe geſtellt hatte, während ſie auf dem Waldboden ſaß und flocht. Ja, um es ihr bequemer zu machen, durfte er ohne Auffälligkeit vor ihr niederknien und ſich das grüne Gewinde ins Haar drücken laſſen. Es war ihm eine wohltätige Empfindung, als dabei zum erſtenmal ihre ſchlanken Hände ſich mit ſeinem Kopfe zu ſchaffen machten, indem ſie die Löckchen über ſeiner Stirn unter dem Kranze hervorholten. Der Blick, mit dem ſie dann etwas zurückgebeugt ihr Werk muſterte, obwohl er nicht ſeinen Augen galt und ſich auch nicht dahin verirrte, beglückte ihn vollends, und mit heimlicher Genugtuung bemerkte er, daß Hildegards weitere Kränze nur einigen kleineren Knaben galten, mochten auch mehrere junge Leute es ſichtlich darauf anlegen, von dem hübſchen blonden Pfarrerstöchterlein einen Kranz zu erhalten.

Auf der Rückfahrt mußte, nachdem bei der Hinfahrt Hedwig den kleinen Halbwagen kutſchiert hatte, in dem die Eltern ſaßen, Hildegard dies Amt übernehmen. Der älteſte Hofjunge, der ſonſt den Kutſcher vertrat, war nämlich krank geworden, und der größeren Sicherheit wegen ſollte Petruſchat den Wagen führen, in dem mit den vier Knaben Hedwig als Aufſicht ſaß. Rolf ſtieg zu Hildegard auf den Bock, um ihr durch einen kräftigen Griff im Notfalle behilflich zu ſein, wie er zur Beruhigung der Eltern zurückſprach, als er ſchon oben ſaß, und nun ging's in ſcharfem Trab in den ſinkenden Abend hinaus.

Es war gegen Ende Juli und nach Vollmond. Aber die blinkende Scheibe ſtieg bald hinter den ſchweigenden Wäldern empor und ſchwamm in beruhigender Klarheit ſteigend den Himmel entlang. Gegen Abend war noch ein Gewitterregen gekommen, nun dampfte die ganze Erde weit und breit in weißlichem Dunſte, der kuliſſenartig jeden Waldſaum, jedes Gehöft und Dörfchen von ſeinem Hintergrunde löſte und alle Entfernungen mit ungewohnter Deutlichkeit hervortreten ließ.

Auf der weißen Chauſſee rollten die Wagen wie von ſelber. Unbewegt hielten Hildegards Hände, die in weißen Sommerhandſchuhen ſteckten, Zügel und Peitſche gefaßt — die ländliche Kunſt ſchien ihr eine vertraute Sache, und Rolf freute ſich, wenn auch auf ſo harmloſe Weiſe, eine Weile ſein Selbſt ihrer Leitung und Lenkung anvertraut zu haben. Er ſagte ihr das auch, und ſie warf ihm einen raſchen Blick zu, indem ſie fragte: „Sonſt würden Sie das wohl nicht tun?“

„O gewiß,“ verſetzte er leiſe, „ich glaube, es iſt allen Männern Herzensbedürfnis, ſich ab und zu dem ſogenannten ſchwächeren Geſchlecht zu überantworten.“

„Mit Haut und Haaren?“ ſcherzte ſie, ohne den Blick von den Pferden abzulenken.

„Mit Haut und Haaren,“ wiederholte er nachdrücklich.

„Warum eigentlich?“ klang es nach einer Pauſe von ihren Lippen.

Er zuckte die Achſeln. „Vielleicht auch eine von den unwillkürlichen Regungen, für die es keine Erklärungen gibt,“ meinte er; „ebenſo wie für die Liebe. Oder glauben Sie, daß die Liebe nach einem Warum fragt?“

Sie ſprachen leiſer, obwohl das Rattern der Räder für die im Wagen Sitzenden ohnehin ſchon jedes Wort verſchlingen mußte. Aber Rolf hatte ſich ein wenig zu ihr hinübergebeugt, und ſein gutes Ohr vernahm noch, wie auf ſeine letzte Frage ihre leiſe Antwort klang: „Ich weiß nicht!“

Es wurde dunkler umher — die Fernen verſchwammen im Nebeldunſt — da und dort blinkte in der Landſchaft ein Lichtchen auf, der weiße Streif der Chauſſee wirkte heller als zuvor, und auf Hildegards Geſicht ſah Rolf den Widerſchein des bleichen Mondlichtes mehr und mehr ſich verſtärken. Da zog er plötzlich ein Zettelchen aus der Taſche und begann, vornübergebeugt, auf dem übergeſchlagenen Knie mit Bleiſtift zu ſchreiben. Die fortwährende Erſchütterung und der nur unſichere Schein der Himmelsleuchte erſchwerten es reichlich. Aber er blieb doch dabei, bis er ſchlecht und recht die vier Zeilen zuſtande gebracht hatte, die ihm eben durch den Sinn gingen.

„Was machen Sie da?“ fragte Hildegard währenddeſſen, den Blick unentwegt vorwärts gerichtet.

„Ich ſchreibe.“

„Ja, aber was?“

„Verſe.“

„An wen?“

„Das ſag' ich nicht.“

„Machen Sie oft welche?“

„Nein. Nur ſelten.“

„Haben Sie hier — ich meine bei uns — ſchon öfter welche gemacht?“

„Nein.“

„Zum erſtenmal jetzt?“

„Ja. Ich weiß ſelbſt nicht warum.“

Pauſe.

„Vielleicht weil der Mond ſo ſchön iſt,“ fuhr ſie fort, einen kurzen Blick nach dem öſtlichen Himmel ſendend.

„Vielleicht; vom Monde handelt's.“

„Sehen Sie!“

„Und von Ihnen!“

„Ach ...?“

Hildegard fand auf einmal nötig, die Pferde anzutreiben, ſo daß der Pfarrer von innen ſagte: „Fahr' nicht ſo ſchnell, Hildchen!“

Rolf war fertig geworden und beſah das Papier in der Nähe. Er fand, daß es darauf ein richtiges Kriggel-Kraggel geworden, das kein Menſch leſen könne, die Zeilen waren wirr durcheinander gelaufen. Auch die Verſe mißfielen ihm jetzt — es klang ſo ohnmächtig, ſo weit unter dem, was er hatte ſagen wollen. So ſchob er mißmutig den Zettel in die Taſche — er hatte ſo wie ſo nicht die Abſicht gehabt, ihn ſeiner Nachbarin zu geben.

„Nun?“ fragte dieſe enttäuſcht, als ſie es gewahrte.

„Was denn?“

„Soll ich's nicht haben?“

„Nein! Es taugt nichts.“

„Schadet nichts!“

„Sie können's auch gar nicht leſen.“

„Schadet nichts!“

„Ich ſchäme mich.“

Sie ſah ihn plötzlich voll an. „Und wenn ich bitte?“

Er trank ihren Blick, ſolange er vermochte. „Ich kann's Ihnen wirklich nicht geben!“ ſagte er endlich demütig.

Einen Augenblick ſchwieg ſie noch — dann fragte ſie, wieder den Pferden zugewandt: „Darf ich's mir alſo nehmen?“

„Nehmen —?“ Er lachte leiſe auf. Ihr unſchuldiger Kindermut beluſtigte ihn und ſchmeichelte ſeinem Ehrgeiz.

„Ja! Ich weiß doch, wo es ſteckt! Halten Sie!“

Und ohne ſeine Antwort abzuwarten, reichte ſie ihm Zügel und Peitſche hin, die er halb unwiſſend ergriff.

Sie ſelbſt aber taſtete in ſeine Taſche hinein, darin er vorher das Zettelchen verſenkt hatte, fand es und verſuchte nun, weit vornübergebeugt, im Mondſchein zu entziffern, was darauf ſtand. Es ging nicht.

„Sitz' nicht ſo krumm, Hildegard,“ ſprach mahnend ein paarmal vom Wagen her die Mutter — ſie wußte ja nicht, warum ihr Töchterlein ſo wichtigen Anlaß hatte, dem Gebot keine Folge zu leiſten.

„Gib lieber die Leine jetzt dem Herrn Kandidaten,“ fügte wohlmeinend der Vater hinzu, „es iſt zu dunkel geworden; die Tiere könnten ſcheu werden.“

Rolf wendete ſich rückwärts: „Ich habe ſie ſchon, Herr Pfarrer,“ ſagte er eilfertig.

„Na, dann iſt's ja gut,“ meinte darauf beruhigt der Pfarrer.

Dann verſanken die hinter ihnen in das vorige Schweigen — wahrſcheinlich hatten ſie die Augen geſchloſſen; auch der kleine rote Punkt in der Tiefe, der von des Pfarrers Zigarre ſtammte, war allmählich erloſchen. Die vorn aber waren noch etwas näher zuſammengerückt.

„Nun?“ flüſterte er nach einer Weile, als er ſie immer noch auf dem Blatte ſtudieren ſah.

„Es geht wirklich nicht,“ verſetzte ſie mit einem gemachten Seufzer; „aber warten Sie, ich bekomme es noch heraus!“

Und damit faltete ſie das Blatt ein paarmal zuſammen und ſchob es unter dem Jäckchen, das ſie öffnete, zwiſchen die Knöpfe ihrer hellen Bluſe. Er ſah zu, wie ihre unſchuldigen Finger es an der traulichen Stelle verbargen ...

Hätte Rolf gewußt, wie Hildegard ſein Verschen als ein wahres Heiligtum behandelte, wie ſie im Dunkeln unbemerkt ein paarmal danach griff, um ſich zu vergewiſſern, daß es noch da ſei, wie ſie dann zu Hauſe es küßte und in ihrem Zimmerchen, halb entkleidet auf dem Bettrande ſitzend, in dem flackernden Lichtſchein daran ſtudierte und ſtudierte, bis ſie richtig endlich die irregelaufenen Zeilen enträtſelt hatte — ihm wäre das Einſchlafen an dieſem Abend wohl noch ſchwerer geworden, und die weißen Wände des „Remters“ hätten außer den heimlichen Seufzern eines verliebten Geſellen wohl noch deutlichere Zeichen ernſter Liebeskrankheit zu hören und zu ſehen bekommen. So aber wußte der oben nichts davon, daß unter ihm ein zartes Mädchen ihre blonden Flechten löſte, mit ſehnſüchtigen Augen ins Licht ſah und fortwährend mit leiſe bewegten Lippen die Verſe von einem Zettelchen wiederholte, das mitten auf ihrem Kopfkiſſen lag, bis endlich dies jungblonde Haupt ſelbſt müde darauf herabſank. — —

Es waren jetzt glühheiße Tage gekommen — die Knaben überboten ſich in lebhaftem Bedauern, daß ſie ſich um acht Tage verfrüht hätten: denn in der Schulzeit wären ſie ſicherlich Anlaß zu Hitzeferien geweſen.

Nach Tiſch konnte man's im Freien nicht mehr ertragen. Jeder ſuchte ſich im Hauſe ein kühles Eckchen, wo er hinter geſchloſſenen Läden die erſten Nachmittagsſtunden verdämmern konnte.

Rolf ſaß eines Sonntags mit dem zweiten Knaben, dem blondeſten von allen, in ſeiner Stube und half ihm ein großes Segelſchiff takeln, das dieſer ſich zurechtgezimmert hatte, wobei ihm natürlich Rolf mit mancherlei Rat und Belehrung hatte zur Hand gehen können. Aber nun fehlte es an Haken und Öſen, mit denen die Rahen und Segel feſtgemacht werden ſollten. Heinz riet, zu Hildchen zu gehen, die habe all ſo was in ihrem Kaſten.

„Die wird ſchlafen,“ meinte Rolf.

Aber Heinz erwiderte: „Hildchen ſchläft niemals nachmittags!“

So ſtiegen ſie gemeinſam hinunter.

Hildegards Stube lag als einzige gegen Südweſten auf der Giebelſeite, die anderen waren alle in der nördlichen Hausḣälfte, da die Zimmer dort kühler waren.

Die ſchläfrige Nachmittagsſtille im Hauſe machte die beiden leiſer auftreten, als ſie durch die gute Stube und das Klavierzimmer gingen. Die Tür daneben zum Mädchenſtübchen ſtand halb offen. Heinz lugte vorſichtig hinein — dann winkte er Rolf, zu folgen.

Das Zimmerchen war ganz von gelbem Licht erfüllt, obwohl die Läden vor dem einzigen Fenſter von innen geſchloſſen waren. Rolf ſah umher. Er war hier noch nie geweſen. Sehr wenig Möbel. Auf der einen Seite ſtand das kurze Bett, auf der anderen ein kleines Sofa mit rundem Tiſchchen davor. Und hier, die Füße halb hinaufgezogen, den Oberkörper in das Polſter zurückgelehnt, ſaß Hildegard und ſchlief — ſchlief trotz aller Verſicherungen des kleinen Heinz, der immerfort leiſe wiederholte: „Sie tut bloß ſo! Hildchen ſchläft niemals nachmittags!“

Einige ihrer hellblonden Haarſträhnen hatten ſich über Stirn und Augen geſchoben, die Lippen waren ein ganz, ganz klein wenig geöffnet, ſo daß ein Zähnchen durchſchimmerte, und der rechte Arm lag ausgeſtreckt auf dem Tiſchchen, die Hand noch an der kleinen Schere, die ſie für die Stickerei auf ihrem Schoß eben benutzt hatte.

Rolf winkte ſeinem Begleiter, zu ſchweigen, und flüſterte ihm zu: „Wir wollen ihr was in die Hand ſtecken.“

Heinz nickte, und ſeine Augen begannen ſofort nach einem geeigneten Gegenſtand zu ſuchen.

„Ihre Morgenſchuhe!“ ſagte er dann leiſe — es war das einzige, was er im Augenblick entdeckte.

Aber Rolf hielt ihn zurück. „Nein, warte! Wir ſchreiben was! Daß wir dageweſen ſind, und du haſt ſie küſſen wollen, damit ſie aufwacht, und ich habe dich zurückgehalten — was?“

„Ei ja, das machen wir!“ war die raſche Antwort des Knaben.

Und nun hockten beide auf der Schwelle nieder, und Rolf holte ein Zettelchen aus der Taſche und fing an zu ſchreiben. Und der Blondkopf drückte ſich dabei ſo feſt an ſeinen Arm, daß Rolf ſich kaum bewegen konnte und die kleine Menſchenwärme glühheiß ſeinen Körper durchſtrömte; er ſah ein paarmal nach dem Sofa hinüber und konnte den Wunſch nicht unterdrücken, die beiden Geſchwiſter hier möchten für ein Weilchen ihre Rollen vertauſchen. Auf das Zettelchen aber ſchrieb er:

Du haſt dich gar lieblich eingemollt —
Es haben dich zweie geſehen.
Der eine hat gerne dich küſſen gewollt,
Der andere ließ nicht es geſchehen.

Dann wurde das Papierchen gerollt und vorſichtig in Hildegards halbgeöffnete Hand geſteckt. Auf Zehen war Rolf dazu ſeitlich an das Sofa getreten, und weit länger als nötig hingen ſeine Augen im Vornüberbeugen an den mädchenhaft roſigen Zügen der Schlafenden, auf deren Stirn alle Unſchuld und Reinheit ruhten.

„Ich mußte doch erſt genau zuſehen, ob ſie auch wirklich ſchlief,“ ſagte er entſchuldigend zu ſeinem Gefährten, als er endlich zurückkam. „Aber nun keinem was ſagen und nichts verraten! Hörſt du — zu niemandem!“

Das verſprach Heinz natürlich mit tauſend Freuden.

Als Hildegard beim Abendeſſen den beiden gegenüber an den Tiſch trat, vermied Rolf abſichtlich ihren Blick. Er fühlte es ganz genau, daß ſie ihn anſah, daß ſie ſeine Augen zu feſſeln verſuchte, aber er ließ fortdauernd gelaſſen ſeine Blicke über die Tafel ſchweifen und ſprach intereſſiert nach oben hinauf von dieſem und jenem und ſah dabei ſtändig an ihr vorbei. Bis er merkte, daß die kleine Tugend ihm gegenüber ſchon ganz unruhig wurde und ſich abſichtlich ſtärker bewegte als ſonſt, nur damit er hinſehen ſollte zu ihr. Und endlich tat er's, und da flog ein Blick zu ihm hinüber, ſo voll heimlicher Sehnſucht in der erſten und ſo voll heimlichen Glückes in der zweiten Sekunde, daß ſein Herz aufſprang wie ein Mohnfeld im Sonnenſchein, und alles glühte nur ſo ſeinem Gegenüber entgegen.

Als ſie nach dem Eſſen dem Brauche gemäß ſich geſegnete Mahlzeit wünſchten, da geſtanden ihre Hände zum erſtenmal ſich ein, was die Lippen noch nicht zu ſagen wagten. Aber an dieſem Abend gingen in dem alten Pfarrhauſe zweie beglückt und beſeligt ſchlafen und fanden doch lange nicht Ruhe auf ihren Kiſſen vor heimlichem Liebesdrang.

Und mitten zwiſchen dem Hin und Her von Gedanken und Gefühlen fiel Rolf auf einmal ſein altes Sprüchlein ein von der beglückenden Macht der Ferne, und er lachte ſich aus ob der Falſchheit ſeiner einſtigen Lebensführung, die unter dem Worte geſtanden. Jetzt wußte er beſſer, was Glück war — das Gegenteil von dem, was er früher dafür gehalten — das wußte er jetzt: einem Menſchen nahe zu kommen, ſo nahe als irgend möglich, daß man ſelbſt nichts mehr bedeutete und der andere alles, daß man ſich hingeben konnte, das war Glück, nur das! Das war Seligkeit, das war Erfüllung und Leben! O, wie froh konnte er ſein, daß ihn das Leben ſo ſänftiglich zu ſo beruhigender Einſicht geführt hatte!

* *
*

Aus dem Sommer war Herbſt geworden. Er brachte als wichtigſte Neuerung für Rolf den Beſuch der Univerſität. Es machte ſich, wie der Pfarrer ihm gleich anfänglich in Ausſicht geſtellt hatte, ganz gut, daß er täglich morgens mit den Knaben in die Stadt fuhr und den Vormittag über Kollegia hörte. Nur an zwei Tagen fielen wichtige Vorleſungen in die ſpäten Nachmittagsſtunden. Der Pfarrer war aber gern bereit, ihm auch dieſen Beſuch zu ermöglichen — den Weg freilich hin und zurück mußte er dann zu Fuß zurücklegen. Allein das Opfer dieſer kleinen Stunde Marſches lohnte es ihm ſchon. So befand ſich Rolf, ehe er ſich's verſehen, mitten in der Erfüllung ſeiner alten Wünſche.

Auch dieſe Wendung paßte vortrefflich zu ſeiner neuen Lebensphiloſophie. Über ſeinem heimlichen Liebesglück war er faſt daran geweſen, jenes Ziel, einſt jahrelang ſein heißeſtes Herzensverlangen, aus den Augen zu verlieren. Jetzt fiel es ihm plötzlich als reiſe Frucht in den Schoß, ohne daß er ſich ſonderlich darum bemüht hatte. Es war alſo doch wirklich eine recht zweifelhafte Weisheit geweſen, was der alte Heß ihm von dem Segen der fernen Ziele eingetrichtert hatte! Man brauchte ſich nur an das nächſte hinzugeben, und es wurde einem in Anerkennung und zur Belohnung der mutigen Lebensbereitſchaft von einem gütigen Schickſal alles gegeben. So klang's ihm in Sinn und Ohren.

Aber dieſes freigebige Schickſal war ſchon unterwegs, den vorſchnellen Träumer auch von dieſer neueſten billigen Weisheit zu bekehren.

Eines Spätnachmittags, als Rolf aus der Univerſität kam und am Theater vorbeiging, ſah er auf den Anſchlagzetteln dort mit rieſigen Lettern den „Fauſt“ angekündigt. Er kannte das Stück natürlich, aber er hatte es noch nie auf der Bühne geſehen; er war überhaupt bisher nur ſelten im Theater geweſen. Nach langen Jahren wollte er ſich wieder einmal ſolchen Genuß gönnen. Da die Vorſtellung heute früher anfing als ſonſt — es ſollte Vorſpiel und Prolog im Himmel mitgegeben werden —, brauchte er nicht lange zu warten.

Als er ins Theater kam, war der Zuſchauerraum noch faſt leer. Nur im Parterre, wo auch Rolf ſeinen Platz genommen, ſtand eine Anzahl junger Leute. Während des Hineingehens hatte er hinter der Logenſchließerin in dem abgeteilten Vorraume, der dieſer zum Aufenthalt diente, eine junge Perſon ſitzen ſehen, die ihm gleich als hübſch auffiel, obwohl ihm ein weit vorgeſchobener Hutrand einen Teil des Geſichtes entzog. Während dann das Theater ſich langſam zu füllen begann, kam dieſe Perſon plötzlich durch den kleinen Mittelgang im Parterre bis an die vordere Brüſtung, um nach den oberen Rängen zu ſehen. Dabei wurde ihr Geſicht ſcharf von dem Kronleuchter in der Mitte des Theaters beleuchtet. Wie ſie nun daſtand mit dem erhobenen ſchneeweißen Kinn, in der ſchwarzen Umrahmung des blonden Kopfes, und wie ihr weißer Handſchuh dabei ganz in ſeiner Nähe auf dem Geländer ruhte, das prägte ſich ihm mit merkwürdiger Deutlichkeit ein. Er ſah ſie noch ſo, als ſie ſchon lange wieder gegangen war, und empfand ſofort, daß ſie Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er ſah ſie dann noch ein paarmal während der Zwiſchenpauſen neben der Schließfrau und war ordentlich betrübt, als er ſie nach dem dritten Akte dort nicht mehr antraf. Die Erregung, in die ihn die ewige Dichtung und die ungewohnte Wirkung der Bühne verſetzte, mochte wohl mit dazu beigetragen haben, ihm das kleine Begebnis eindrucksvoller zu machen. Jedenfalls hatte er das fremde Geſicht nicht vergeſſen, als er das Theater verließ. Ja, in der halb unbewußten Hoffnung, ihr draußen vielleicht noch zu begegnen, wartete er auf dem Platze davor, bis das Haus ſich entleert hatte. Das war freilich vergeblich; aber als er, um zur Stärkung für den Nachtmarſch, der ihm bevorſtand, noch einen kleinen Imbiß zu nehmen, die Reſtaurationshalle gegenüber dem Schauſpielhauſe betrat, ſah er ſie ſofort im Kreiſe von anderen an einem runden Tiſche in der Nähe des Eingangs ſitzen. In Anwandlung ſeiner alten Scheu ſuchte er ſich zunächſt einen möglichſt entfernten und einſamen Platz, wo die Fremde durch mehrere vollbeſetzte Tiſche ſeinen Blicken gänzlich entzogen war. Aber nachdem er hier fünf Minuten geſeſſen, beſann er ſich plötzlich ſeiner neuen Weisheit und ließ ſich vom Kellner ſein Eſſen an einen Platz bringen, der ihrem Tiſche zunächſt und eben frei geworden war. Nun konnte er ſie gut beobachten, aber er litt eigentlich darunter. Denn ſo ſehr ihm der eigentümlich entſchloſſene Ausdruck des jugendlich hübſchen Geſichtes angenehm auffiel, ſo ſehr beunruhigte ihn doch das ein wenig Herausfordernde in Blicken und im Gebaren, das ſie den Gefährten der Tiſchrunde gegenüber an den Tag legte.

Dieſe waren Schauſpieler, man konnte es auf den erſten Blick erkennen; ſie war vermutlich auch eine, denn ſie hatte viel von dem Gehaben der anderen an ſich. Rolf ertappte ſich dabei, daß er ſie ſofort mit Hildegard zu vergleichen begann. Der Gegenſatz war groß. Bei dieſer alles Zurückhaltung; in Blick und Augenaufſchlag, in Kopfbewegung und Haltung alles gewiſſermaßen nach innen gekehrt, ſozuſagen, als ſcheute ſich die Seele, irgend etwas über die Grenzen des Körpers hinauszulaſſen. Hier aber ſprühte jedwedes vor Verlangen, ſich hervorzuwagen, der Ausdruck hatte etwas Freies, Kühnes, und nur ſchwer ſchien in dem ganzen geſchmeidigen Körper eine unbändige Lebenskraft und Luſt zur Freude ſich im Zaume zu halten.

Als Rolf endlich, weit ſpäter als ſein Vornehmen geweſen, den Heimweg antrat, fühlte er ſich von dem fremdartigen Reiz des hübſchen Weſens beinahe beunruhigt, und das wich ſelbſt nicht, als er das nächtliche Kirchdorf betrat und ſeinem heimlichen Glücke ſich näherte.

Als er nach ſchnellem Marſche das Pfarrhaus erreicht hatte und leiſe die Treppe erſteigen wollte, trat im Halbdunkel einer hinter ihr geöffneten Tür Hildegard ihm entgegen. Sie blieb ein paar Schritte von ihm entfernt vor den Stufen ſtehen und ſagte, indem ſie die Hand aufs Herz legte, halblaut: „Gott ſei Dank, daß Sie da ſind! Ich dachte ſchon, Sie wären verunglückt.“

Rolf hatte den leiſen Ton von überſtandener Angſt nicht überhört, der in den Worten nachklang. Das liebe Weſen tat ihm plötzlich ſo leid, und er ſchämte ſich, daß er ſie ſo lange hatte warten laſſen. Er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, freute ſich aber, daß es dunkel war um ihn her, als er erwiderte: „Ich war im Theater.“

Das langgedehnte „So—o“, das er darauf als einzige Antwort erhielt, tat ihm ſo weh, daß er's noch in ſeinem Bette oben ihr innerlich tauſendmal abbat, was er etwa heute gegen ſie gefehlt habe. In ſeine letzten Vorſtellungen vor dem Einſchlafen drängte ſich aber doch immer wieder das fremde Geſicht.

Acht Tage ſpäter wartete Rolf die Zeit ab, bis die Theatertüren geöffnet wurden, und trat dann hinein, um die Logenfrau zu fragen, ob und wann wohl der zweite Teil „Fauſt“ gegeben würde. Er wollte es ſelber nicht recht wahr haben, daß er hoffte, dabei vielleicht die Unbekannte wiederzuſehen, deren Geſicht ihm immer noch vor Augen ſchwebte — es war ja ſo unwahrſcheinlich.

Er ging alſo und richtete ſeine Frage aus. Die Frau war allein in ihrer Loge — Gott ſei Dank! Sie hatte aber kaum geantwortet, daß der Tag noch nicht beſtimmt ſei, als hinter ihm eine wohlklingende Stimme fortfuhr: „Doch, am nächſten Sonnabend!“

Als Rolf ſich umwandte, ſtand die vor ihm, die er heimlich erſehnte. Es gab eine Pauſe. Sie ſahen ſich beide an, als hätte jeder auf den Augenblick nur gewartet. Die Logenfrau aber mochte ihnen hinweghelfen wollen über ihre Verlegenheit. Mit einer Kopfbewegung nach der Fremden hin, aber zu Rolf gewendet, ſagte ſie halb vertraulich: „Fräulein wird diesmal ja mitſpielen.“

„Ach?!“ machte er mit freudigem Erſtaunen.

„Ja, den Euphorion!“ verſetzte ſie lebhaft. „Werden Sie auch wieder kommen? Sie haben ja voriges Mal ſo hübſch zugehört.“

Er wurde rot. „Haben Sie das gemerkt?“

„Natürlich! Sie machten ein ſo andächtiges Geſicht, wie's ſich ein Dichter nur wünſchen kann. Ich habe Sie auch gleich wiedererkannt — nachher.“

„Wann nachher?“

„Drüben! War es meinetwegen, daß Sie ſich in die Nähe ſetzten?“ Und dazu blitzte ſie ihn freimütig an.

Rolf hatte die Empfindung, daß er mit Glut übergoſſen ſein müſſe. Sie half ihm raſch hinüber.

„Mein Gott, es iſt doch nichts Schlimmes, das einzugeſtehen!“ verſetzte ſie mit leicht erhobenem Kopf, indem ſie die Augenbrauen in die Höhe zog und die Lider ſenkte. Einen Augenblick ſchien ſie ſich an ſeiner Verlegenheit zu weiden und ſah durch den Schlitz der Augen beobachtend auf ihn herab. Dann mochte er ihr leid tun, und ſie ſagte leichthin: „Alſo nächſten Sonnabend! Oder kommen Sie nicht noch einmal vorher ins Theater? Dann könnten wir ſo ſchön wieder ein bißchen kokettieren.“

Damit neigte ſie ſehr graziös und mit einem beſtrickenden Lächeln, das ganz ſeltſam die Mundwinkel einzog, den Kopf und ging.

Er hatte das Wort noch nie gehört, er hatte eine ſolche Sprache noch nie vernommen, er hatte ein ſolches Weſen noch nie aus der Nähe geſehen — er war wie verzaubert und ſtarrte ihr nach, bis die geſchmeidige dunkle Geſtalt hinter der nächſten Glastür verſchwunden war.

„Das war ja das Fräulein Brunnemann,“ hörte er inzwiſchen die Logenfrau ſagen; „wiſſen Sie nicht, die Tochter von dem Herrn, wo immer gleich links ins Parkett auf die letzte Reihe ſitzt, mit den langen ſchönen Bart. Er iſt ja wohl Kritiker bei eine Zeitung. Iſt ein herzensgutes Mädchen und ſo befreundet mit meiner Tochter; die iſt ja auch bei de Bühne, aber natürlich noch nicht ſo weit:“

Wenn Rolf ſich ehrlich befragte, nahm er es ſich eigentlich übel, daß er die Schauſpielerin wieder geſucht hatte — denn es war ihm jetzt klar, daß er nur ihretwegen ins Theater gegangen, und er wäre dem Schickſal dankbar geweſen, wenn es ihn nie wieder mit der verführeriſchen Perſon zuſammengebracht hätte. Ja, er erwog es ſchon ernſtlich bei ſich, ob er ſich's nicht ſogar vornehmen müſſe, ſie zu vermeiden. Aber es ſchien, daß das Schickſal es anders wollte.

Rolf hatte, wie er vor ſich ſelber meinte, zur Ablenkung ſeiner aufgeregten Gedanken aus dem Adreßbuch feſtgeſtellt, daß ſie in der Schützenſtraße wohnte, und da dieſe nicht weit von der Wallſtraße lag, welche die Klunkerkutſche alltäglich paſſierte, ſo machte es ſich wie von ſelbſt, daß er eines Morgens mit einem ganz geringen Bogen den Weg ins Kolleg durch jene Straße nahm. Das vielfenſtrige Haus verriet natürlich auf keine Weiſe, wo er die heimlich Verehrte zu ſuchen hatte. Allein in der Hoffnung, bei ausreichender Aufmerkſamkeit doch vielleicht irgendeinen Fingerzeig dafür zu erhalten, benutzte er die erſte Kollegpauſe, um nochmals an dem Hauſe vorbeizupromenieren. Er war in das Studium der Fenſter ſo vertieft, daß er zuerſt nicht einmal merkte, wie eine Geſtalt aus der Tür trat und nach der Stadt zu ſich entfernte. Erſt eine Minute ſpäter glaubte er in der Vorauſwandelnden die Erſehnte zu erkennen. Beſchleunigten Schrittes ging er ihr nach und wußte bald, daß er ſich nicht getäuſcht hatte. Ihr Gang, und wie der fußfreie dunkelblaue Rock ſich dabei um ihre Beine bewegte, vervollſtändigte ihm in angenehmſter Weiſe das lockende Bild ihrer Erſcheinung. Vor einer Anſchlagſäule blieb ſie ſtehen, um einen Zettel zu leſen, und da er ſchon dicht herangekommen war, wollte er mit ſeitlichem Gruße vorübergehen.

Mit einem Ausruf der Überraſchung hielt ſie ihn jedoch feſt, und nachdem ſie ein paar Begrüßungsworte miteinander gewechſelt, trat er an ihre Seite und begleitete ſie nach dem Theater, wohin ſie ſtrebte. Während er ſich hier verabſchieden wollte, fragte ſie wie von ungefähr, ob er ſchon bei Tage einmal im Theater und auf der Bühne geweſen. Als Rolf dies verneinte, forderte ſie ihn auf, mit ihr einzutreten und ſich die Sache einmal anzuſehen. Es ſei noch nicht halb zehn; ſo würden ſie es ganz leer finden, vor zehn käme keiner von den anderen.

Rolf folgte ihr mit Freuden. Der Theaterdiener wollte zuerſt Schwierigkeiten machen, ihn einzulaſſen, allein ein Blick ſeiner Begleiterin machte den Cerberus zahm. Über ein ſeitliches ſteiles Treppchen, das bald hinter dem Eingang lag, führte ſie ihn ſogleich auf die Bühne. Hier aber, hinter den großen ſchwarzen Kuliſſenwänden, die ihn formlos von allen Seiten umgaben, fühlte ſich Rolf ſo ins Dunkle verſetzt, daß er zunächſt nichts ſah und ſofort über einen ſchrägen Balken ſtolperte. Sie lachte leicht auf, trat neben ihn und ergriff ihn am Arme.

„Wollen Sie ſich mir anvertrauen? es iſt gefährlicher Boden hier,“ ſagte ſie dabei.

Ihm klangen die Worte doppelſinnig, aber um ſo lieber entgegnete er: „Ja, bitte, führen Sie mich!“

Der eigentümliche Geruch nach rohem Holz und bemaltem Leinen, der den Raum erfüllte, wurde jetzt ſeltſam abgelöſt durch den leiſen Duft, der aus ihren Kleidern kam. Überhaupt empfand er ſie mehr, als er ſie ſah. Nur die feſte Art, mit der ſie ſeinen Arm gefaßt hielt, überzeugte ihn von der Leibhaftigkeit der ungewohnten Nähe. Inzwiſchen waren ſie auf den Innenraum der Bühne gelangt, der durch ein elektriſches Lämpchen von oben her nur ſpärlich erleuchtet wurde. Aber man konnte doch jetzt alles umher unterſcheiden: den gähnenden Zuſchauerraum, deſſen aufſteigende Sitze ſich im Dunkeln verloren, die Logen zunächſt der Bühne, die verſchiedenen Waldkuliſſen in ihrer übertriebenen Deutlichkeit der Zeichnung, den Proſpekt mit dem romantiſchen Felſenſchloß und den von tauſend Bohrlöchern beſäten Fußboden bis vorn an den Souffleurkaſten und zu der Beleuchtungsrampe.

Viel ſpäter, als nötig geweſen, hatte ſie ihn losgelaſſen und begann ihm nun alles zu erklären.

„Hier an dem Tiſchchen ſitzt der Regiſſeur während der Proben — und da auf der anderen Seite iſt der Platz für den Dichter, wenn wir mal einen hier haben. Da dürfen alſo auch Sie ſitzen, wenn Sie uns mal was ſchreiben. — Und hier iſt die Verſenkung. — Das da hinten iſt für Hamlet, erſte Szene, wiſſen Sie, wir haben heute Generalprobe. — Es ſpricht ſich ziemlich ſchwer auf dieſer Bühne. Auch die Sorma hat das neulich geſagt. — Iſt ſie nicht eine gottbegnadete Künſtlerin? Es gibt keine zweite. — Mit den Logen kann man gut Fühlung nehmen. Aber da nach hinten kann man kaum noch was deutlich erkennen. Wiſſen Sie, die Rampe blendet ſo.“

Sie war hin und her gegangen auf der Bühne, während ſie das ſo ſprach; im Nu trug der leichte Schritt die ſchlanke Geſtalt von der einen Ecke zur anderen. Und jedesmal, wenn ſie ſich nach Rolf zurückwandte, ſah er, daß ihre weißen Hände die dunkle Pelzboa gefaßt hielten, die ihr wie eine rieſige Schlange über Nacken und Schultern lag.

„Kommen Sie, und nun will ich Ihnen noch meine Flugmaſchine zeigen, wiſſen Sie, mit der ich als Euphorion in die Luft gehe,“ ſagte ſie plötzlich, indem ſie dicht an ihn herantrat. „Dort hinten —! aber Sie müſſen ein bißchen die Füße heben.“

Damit führte ſie ihn hinter den Kuliſſen entlang und ſtieg ihm voran über mehrere querlaufende Balken, bis ſie nach einigen Augenblicken mitten zwiſchen rieſigen Leinenwänden ſtanden, in die ganz von oben wieder nur ein beſcheidenes Glühlämpchen hineinleuchtete. Hier wendete ſie ſich plötzlich um, ſo daß er ganz dicht vor ihr ſtand, und ſagte: „Halten Sie es nicht auch für eine Dummheit, daß die Menſchen ſich immer mit Stand und Namen kennen wollen, ehe ſie ſich ſprechen? Es iſt doch viel hübſcher, wenn man mit dem ſpricht, der einem gefällt. Ich glaube, ſo würden auch die viel eher zueinander kommen, die zueinander paſſen, meinen Sie nicht auch? Name und Stand ſpielen dabei wirklich keine Rolle. Sehen Sie, auch wir: ich weiß gar nicht, wie Sie heißen und was Sie ſind, will's auch gar nicht wiſſen — und doch ſind Sie mir ſympathiſch, und auch Sie haben ſich hoffentlich nicht nach mir erkundigt ...“

„Doch,“ unterbrach er ſie und ſah mit einem Lächeln in das dunkel beſchattete Geſicht, das in all ſeiner Weiße ihm jetzt ſo ausgeſucht nahe war. „Das hab' ich doch getan.“

Sie ſtieß einen gemachten Seufzer aus.

„Schade! alſo ſind Sie doch nicht beſſer wie alle! es wär' ſo hübſch anders geweſen!“

Damit hatte ſie ſich ſchon wieder umgewandt und ſchlüpfte aus der Enge heraus. Er folgte. Sie führte ihn nun vor den Flugapparat — ein ſchwankendes Gerüſt, zu dem zwei Sproſſen emporführten. Im Nu war ſie oben, während er noch die Konſtruktion ſtudierte. Sie ſtand jetzt ſo hoch, daß ihre Füße in ſeiner Kopfhöhe waren. Er wußte es, ſie war gar nicht ſo klein, aber in dieſer ungewohnten Perſpektive und in der unſicheren Beleuchtung des öden Raumes hier hinten wirkte ſie faſt wie ein Nippesfigürchen.

Das vermehrte ſich noch, als ſie auf einmal in Euphorions Stellung deklamierte:

„Laßt meine Hände,
Laßt meine Kleider,
Laßt meine Locken,
Sie ſind ja mein!“

Plötzlich brach ſie ab, ſchaute vorgebeugt und die Handflächen zwiſchen den Knien nach unten und ſagte: „So! herauf iſt der Vogel geflogen, aber wie kommt er herunter?“

„Ich helfe Ihnen,“ meinte er und beſah die Leiter.

„Das iſt zu unbequem,“ verſetzte ſie raſch. „Sie müſſen's ohne die machen.“

Damit hatte ſie ſchon ihr Kleid ſeitlich ſtraff vor dem Körper hochgerafft und trat an den Rand des Gerüſtes. Unglaublich ſchlank und grazil wirkte jetzt ihre Geſtalt, da man den kerzengeraden Wuchs genießen konnte von den kleinen Füßen bis hinauf zu den runden Schultern. Er ſchien noch zu überlegen, wie er zufaſſen ſolle. Sie ſah es und rief: „Wollen Sie ſich erſt bei Muttern erkundigen, ob Sie dürfen? Oder ſoll ich den Franz dazu rufen?“

Der Franz, der ganz im Hintergrunde auf einer Kiſte ſaß und mit den Beinen ſchlenkerte, war der einzige Menſch, den er bisher auf der Bühne geſehen. Er ſchien ſchon Anſtalten zu machen, herabzuſteigen. Aber Rolf kam ihm zuvor: er legte die Arme um ihre Schenkel, ſeine Hände reichten kaum bis zu den Kniekehlen hinauf, und ſie glitt wie ein Aal an ſeinem Körper entlang zur Erde. Die enge Berührung mit dem ſüßen Geſchöpf, deſſen Duft ihn jetzt plötzlich wie eine Wolke umgab, verwirrte ihn ſo, daß er nichts zu ſagen vermochte, auch als ſie nun unten ſtand und ihre Kleidung zurechtrückte. Seine Stummheit ſchien ſie zu verſtimmen. Sie zeigte ihm nur noch weniges, geleitete ihn bis zu dem kleinen Treppchen und ſagte ihm dort, indem ſie bemerkte, ſie müſſe jetzt in die Garderobe, zerſtreut adieu.

Rolf aber kam mit dem Gefühl auf die Straße, daß er plötzlich in eine Welt geblickt, von der er bisher keine Ahnung gehabt, und ihm ſchien, er habe Veranlaſſung, demjenigen, der ihm dazu verholfen, gleichviel, wer es auch ſei, in ganz abſonderlichem Maße dankbar zu ſein. Und wenn dieſer Jemand ein ſüßes Geſchöpf war, das durch Blick und Wort wie ſchon durch die ganze Erſcheinung zu bezaubern vermochte, ſo war dagegen doch auch vom gewiſſenhafteſten Standpunkt aus nichts einzuwenden.

Mit dieſem Mantel der Hingabe an eine ſeltene Erfahrung, die zu ſeiner äußeren und inneren Bereicherung beitragen mußte, beſchönigte Rolf, unausgeſprochenermaßen natürlich, auch vor den ihm ſo lieben Menſchen im Pfarrhauſe ſein neuerliches Erlebnis. Hildegard war lieb und zurückhaltend wie immer zu ihm, das Beruhigende ihrer Nähe tat ihm ſo wohl, ja, er hatte etwas wie die Empfindung, als ob er des reinen Atems ihrer unſchuldigen Liebe, die ganz Seele war und nach körperlichen Zeichen ſo gar nicht zu verlangen ſchien, jetzt noch ſtärker als früher bedurfte. Im letzten Herzenskämmerlein aber freute er ſich von Tag zu Tag mehr auf den Sonnabend, der ihm an der Hand einer großen Dichtung auch den erneuten Anblick, ja vielleicht die Nähe der heimlich Begehrten verſprach.

Von den Anſchlagzetteln, die er ſchon am Morgen der Vorſtellung eifrig ſtudierte, erfuhr er, daß ſie Magda mit Vornamen hieß, die Worte, die ſie zu ſagen hatte, konnte er auswendig, und über alles, was Goethe mit der Geſtalt des Euphorion in ſein Werk hineingetragen, hatte er ſich aus Kommentaren auf der Bibliothek reichlich unterrichtet — ſo glaubte er wohl vorbereitet in die Vorſtellung gehen zu können.

Dieſe machte ihm einen ſo gewaltigen Eindruck, wie er dem geleſenen Texte ihn nicht überall zu entnehmen vermocht hatte. Aber es iſt nicht zu leugnen, daß ſeine Empfänglichkeit wohl noch beſonders geſteigert war, da nach dem erſten Aufzuge die ihm ſchon bekannte Logenfrau, als er hindurchgehen wollte, ihn beiſeite genommen und ihm zugeflüſtert hatte, das Fräulein Brunnemann laſſe den Herrn Doktor bitten, nach der Vorſtellung hinten vor dem Bühneneingang bei der Laterne zu warten.

Die Szene, in der ſie dann ſelber auftrat, die lyriſch-ſchwunghaften Verſe im Klange ihrer metalliſchen Stimme, die ungemein zierliche Geſtalt in der griechiſch-knabenhaften Gewandung, der Anblick ihrer entblößten ſchönen Arme und Beine, und das Ganze von dem goldhellen Lichte der dargeſtellten ſonnig-ſtrahlenden, romantiſchen Landſchaft umfloſſen — das alles zuſammen wirkte auf ihn wie ein Rauſch, der vorüberflog, er wußte nicht wie. Er war wie im Himmel, als er wieder die Worte hörte:

> Ich will nicht länger am Boden ſtocken —
> Laßt meine Hände,
> Laßt meine Locken . . .

und er war bis zu Tränen erſchüttert, als unter plötzlicher Verdunkelung der Bühne die Szene verklang. Fauſtens und Helenens Schmerz war in Wahrheit ſein eigener Schmerz geworden, Schmerz um den Verluſt eines ſo zauberiſchen Anblicks.

Wie ein bildhafter Traum ſchwebten die weiteren Vorgänge des Stückes an ihm vorüber — in ſeiner Seele war fortdauernd ein ſeltſames unterdrücktes Schluchzen, und von Zeit zu Zeit fühlte er deutlich, wie ein Zittern ſeines Herzens ihn überlief.

Er fand ſich erſt wieder, als er, der empfangenen Weiſung gemäß, hinter dem Theater an der beſprochenen Stelle wartete. Seine Ungeduld wurde auf keine lange Probe geſtellt — ſie war eine von den erſten, die durch das eiſerne Pförtchen ins Freie traten. Ein einziger Blick durch das Dunkel genügte, ſie ihn erkennen zu laſſen, ja, er hatte die Empfindung, als habe er ſchon gewußt, daß ſie jetzt da heraustreten werde, ehe ſie noch das Pförtchen geöffnet.

Es war kalt und regnete ein wenig — rechtes Oktoberwetter. So nahm ſie ohne weiteres den Arm, den er ihr bot, und duckte ſich unter ſeinen Schirm. Nach den erſten Schritten mußte ſie noch einmal ſtillſtehen, um ſich die Boa feſter umlegen zu laſſen. Das „vielen Dank“, mit dem ſie den Blick danach begleitete, hatte ſo innig geklungen, daß ihm ganz warm ums Herz wurde. Als ſie aber im Weiterſchreiten, ſeinen Arm leiſe gegen ihre Bruſt drückend, ſagte: „Gelt, Sie kommen heut' mit zu uns?“ da konnte er vor heimlich innerem Zittern wieder kaum eine Antwort über die Lippen bringen. Aber er antwortete ihr mit den Augen, und als ſie um die nächſte Ecke bogen, wo ihnen von der Pulverſtraße her der Wind ſcharf entgegenſtieß, ſo daß ſie den Schirm faſt wagerecht vor ſich halten mußten, da zog er in heftiger Aufwallung die feſte kleine Hand mit dem weißen Handſchuh, die auf ſeinem Arm ruhte, an die Lippen und flüſterte ihr, die ihm mit halb ſeitlich geſenktem Kopfe von unten auf einen langen Blick zuwarf, zu: „Ich danke Ihnen! Ich muß Ihnen für ſo vieles danken!“

Als ſie kurz vor ihrem Hauſe waren, mußten ſie um einen Bauzaun herum. Der Boden davor war aufgeweicht, und es ſtanden große Pfützen im Wege. Während ſie im Laternenſchein hintereinander darüber hinwegturnten, ſchoß ihm, weiß Gott aus welchem Zufallswillen, ärgerlich der Gedanke durch den Kopf: Du mußt durch Schmutzlachen zu ihr! Er hat, ſo oft er ſie auch ſpäter beſuchte, den dummen Gedanken nie wieder loswerden können.

Sie wohnte nur ein paar Stufen erhöht im Erdgeſchoß. Als ſie eintraten, war alles dunkel. Auch kein Dienſtbote, der ihnen leuchtete. Sie faßte aber wieder kurz entſchloſſen ſeine Hand und zog ihn ins vordere Zimmer, das von der Straße her halbwegs erleuchtet war. Ohne abzulegen, ſtellte ſie hier einen Stuhl mitten ins Zimmer und ſtieg hinauf, um die Hängelampe anzuzünden. Das erſte Streichholz erloſch, ehe ſie damit fertig war. Er aber, nachdem er ihr ein zweites gereicht, legte in ſehnendem Verlangen und doch noch ängſtlich faſt die Arme um die liebe Geſtalt. Sie gab keinen Laut, machte zuerſt die Lampe zurecht und ſah dann durch die geſenkten Lider eine ganze Weile auf ihn herab. Er konnte ihren Blick nicht erkennen, aber er ſelbſt ſah voll leidenſchaftlicher Bewunderung zu ihr auf. Da drückte ſie plötzlich die eine Hand ihm aufs Haar und preßte mit der anderen ſeinen Kopf gegen ihren Schoß. So ſtanden ſie eine Weile. Dann ließ ſie ſich ſtumm herabhelfen und begann abzulegen. Gleich darauf entfernte ſie ſich, um nach dem Eſſen zu ſehen. „Die anderen werden wohl auch gleich kommen,“ hatte ſie noch im Abgehen geſagt.

Während Rolf ſie dann nebenan hantieren hörte, hatte er Muße, ſich umzuſchauen. Es war eine konventionelle Saloneinrichtung, in der vielleicht nur ein Fächer mit Photographien von Theaterberühmtheiten auffiel, die alle ihren Namenszug auf ihre Bilder geſetzt hatten. Er war noch dabei, dieſe zu ſtudieren, als draußen wieder jemand kam, eine weibliche Stimme über mangelndes Licht ſich beklagte und die Zimmertür aufgeſtoßen wurde.

Rolf ſah ſich plötzlich einer runden kleinen Perſon von mittleren Jahren gegenüber, aus deren munteren Augen eine unverwüſtliche Heiterkeit nur ſo herauszuplatzen ſchien. Obwohl er weder dieſe Augen noch die Frau hübſch fand, hatte er doch keinen Zweifel, daß es Magdas Mutter ſein müſſe. Er ſtellte ſich alſo vor, und ſie erwiderte: „Ja, ja! Hat das Mädchen Sie alſo mitgebracht! Das iſt recht! Sie hat mir ſchon erzählt. Aber, bitte, ſetzen Sie ſich doch. Die anderen werden auch gleich kommen. Na, wie fanden Sie Magda? Hat gut geſprochen!

Und das Koſtüm, was?“ Und nach einer Pauſe mit Nachdruck: „Schöne Beine hat ſie, das muß ihr der Neid laſſen, nicht?“ Und dazu ſprühte es wieder nur ſo aus ihren Augen.

Während Rolf ſeine Meinung ſagte und ihr ablegen half, klingelte es draußen, und in dem noch geöffneten Entree erſchienen ein paar Menſchen, deren theatermäßig artikulierte Stimmen, untermiſcht mit wieneriſchen Akzenten, die engen Räume im Nu erfüllten. In ziemlich ungeſchickter Weiſe wurden ſie von der Frau des Hauſes mit Rolf bekannt gemacht. Es war der ſogenannte Intrigant der Bühne, der heute ſoeben den Mephiſto geſpielt hatte, die ſchwarzhaarige Solotänzerin, von der ſofort der Witz erzählt wurde, ſie ſei die beſcheidenſte Perſon des ganzen Theaters, da ſie ſich mit Mehl begnüge — ſo hieß nämlich ihr Tanzpartner, mit dem ſie ſich eben verlobt hatte —, und ein junger Komiker, deſſen Spezialität Rollen in oſtpreußiſchem Dialekt waren — eine Kunſt, die auf dieſer Bühne immer beſonders dankbar begrüßt wurde. Endlich war da der Freund des Intriganten, ein Wollwarenhändler, ein wohlgenährter Mann in den beſten Jahren, bei dem man nicht recht wußte, ob die blonde Wohlgewaſchenheit ſeines Körpers oder die blendende Wäſche die hervorſtechendſte Eigenſchaft an ihm war.

Rolf wurde als Herr Doktor Rungel vorgeſtellt. Einen ſchwachen Verſuch, das richtigzuſtellen, gab er bald auf; es kam hier wirklich nicht darauf an, was er war und wie er hieß, es handelte ſich nur darum, ob er mithalten könnte. Ganz leicht war das nicht für ihn, denn der Jargon, der hier herrſchte, war ihm nicht geläufig. Aber er ſuchte ſich hineinzufinden, ſo gut es eben gehen wollte.

Nach ein paar Minuten öffnete Magda die Türen nach einem kleinen, dunkel gehaltenen Alkoven, durch den man in ein größeres Hinterzimmer gelangte, in deſſen Grunde die Betten des Ehepaares ſtanden. Es zeigte ſich, daß hier an einem runden Tiſche im Schein einer hohen grünbeſchirmten Lampe ein einladendes Abendeſſen aufgeſtellt war, über das ſich die hungrigen Schauſpieler ſofort mit großem Appetit hermachten. Magda bat Rolf an ihre Seite, die anderen gruppierten ſich nach Zufall, ein Platz am Tiſche blieb leer, augenſcheinlich für den Hausherrn. Das Geſpräch war von vornherein ſehr angeregt, es wurden hundert Kleinigkeiten der Aufführung erwähnt, aber immer wieder dazwiſchen fiel ein bewunderndes Wort an Magdas Adreſſe über ihre heutige Leiſtung. Rolf entging es auch nicht, daß die Mutter dabei hinter der vorgehaltenen Hand zu Mephiſto wieder ihre Bemerkung über Magdas Beine machen mußte.

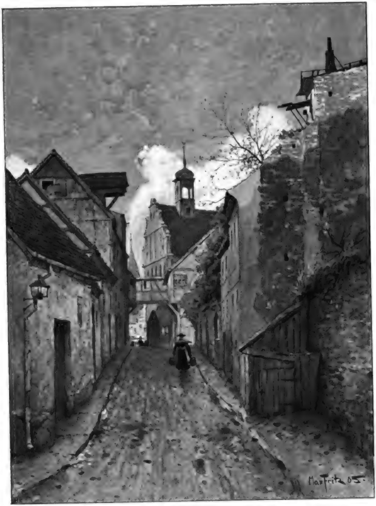
Dieſe ſelber war eifrig mit bei der Unterhaltung der anderen, als es ihr aber laut genug geworden war, wandte ſie ſich plötzlich zur Seite und fragte Rolf faſt im Tone des Vorwurfs: „Nun — und warum ſagen Sie mir gar nichts?“

Er blickte ihr in das hübſche Geſicht, das in dem grünlichen Lichte von einer unnatürlichen Bläſſe erſchien, aus der aber um ſo feuchter und lebhafter die Augen blitzten.

„Ich kann nicht Worte machen,“ verſetzte er, „ich kann nur danken; Sie haben mir das Höchſte gegeben, was es gibt: Leben!“

Sie berührte mit ihren kühlen Fingern leicht ſeine Hand und ſagte: „Gut! Und weil ſie das ſo hübſch geſagt haben, dürfen ſie nun auch wieder ſchweigen und eſſen; zum Beiſpiel dieſe Gänſeleberwurſt iſt gut für Sie —“ Und damit legte ſie ihm von einigen guten Sachen ſo reichlich auf, daß er wirklich proteſtieren mußte.

Nach einer Weile begann ſie ungefragt wieder: „Vater iſt noch auf der Redaktion; die Kritik muß immer gleich im Morgenblatt ſtehen. Aber er wird wohl bald kommen. Kennen Sie Vater?“ Und als er verneinte, fuhr ſie fort: „Er verdiente mehr zu ſein, als er hier geworden iſt. Ein genialer Kopf. Aber er iſt geſtrandet. Er hat ſich zu ſehr ans Leben verloren. Es wird wohl auch etwas an Mutter gelegen haben,“ ſchloß ſie mit einer Kopfbewegung nach der runden Frau hinüber, die eben voller Luſtigkeit ihren Nachbar Mephiſto anlachte, während dieſer mit der Miene eines echten Intriganten — es machte Rolf einen geradezu unauslöſchlichen Eindruck — ein Stück Zunge in ſeinen ſchmallippigen Mund hineinſchob.


Max Fritz 05.

Max Fritz: Aus einer kleinen Stadt.

Gedruckt bei George Westermann in Braunſchweig

Digitized by Google

„Wieſo an Ihrer Frau Mutter?“ erkundigte ſich Rolf.

Sie aber ſchüttelte langſam den Kopf und ſagte, indem ihre Augen ſich groß und ernſt auf das Tiſchtuch hefteten: „Davon ſpricht man nicht! Es iſt das Geſpenſt in unſerem Hauſe. Dabei iſt ſie eine herzensgute Frau. Sie war früher Ballettänzerin und ſoll bildſchön geweſen ſein.“

Es mochte eine halbe Stunde vergangen ſein — man ſchmauſte gerade noch einige Früchte — als der Vater eintrat. Eine mittelgroße Figur mit kahlem Schädel und langem Bart, in deren gutgeſchnittenen Zügen neben ein paar leuchtenden Augen der ſcharfgekniffene Mund trotz des Hängeſchnurrbartes deutlich auffiel. Er begrüßte die Gäſte mit einer gewiſſen ſtummen Zurückhaltung, nur ſeine Augen, die jeden der Reihe nach aufs Korn nahmen, entſchloſſen ſich mehrmals zu einem herzlicheren Ausdruck. Er war dann, während er die Mahlzeit nachholte, ziemlich ſchweigſam und nahm auch an der allgemeinen Heiterkeit, die ſchon in der kleinen Runde herrſchte, wenig teil; aber die anderen ſchienen ſchon daran gewöhnt, ließen ſich jedenfalls in ihrem Behagen nicht ſtören. Namentlich der glatte Wollwarenhändler gab ſeiner vergnügten Stimmung durch herzhaftes Lachen ein übers andere Mal deutlichen Ausdruck, und der Komiker war ſchier unerſchöpflich in Schnurren, die er zum beſten gab. Irgend eine Entgleiſung aber lief nicht mit unter, nur daß die Tänzerin einmal etwas allzu deutlich von ihren Beziehungen zu ihrem Verlobten ſprach, worauf ſie von dem Komiker mit einem in Diskantſtimme geſprochenen ſcherzhaften „Ach, Freileinchen, was ſagen Sie mich da!“ zur Ordnung gerufen wurde.

Als man nach dem Eſſen in den vorderen Salon gegangen war und, Zigaretten rauchend, umherſaß, führte die Unterhaltung dahin, daß Magda etwas deklamieren ſollte. Sie wählte dazu Goethes „Kleine Blumen, kleine Blätter“, das ſie, wenn auch nicht mit der Schlichtheit, die Rolf bisher daraus empfunden hatte, ſo doch mit ehrlichem Gefühl und eindrucksvoll vortrug. Sie hatte ſich ſo geſtellt, daß ſie, geradeaus ſchauend, Rolf fortgeſetzt anſehen mußte, und er fühlte ſich, zumal bei den letzten Worten, ſo deutlich von ihr angeredet, daß es ihn ganz wunderſelig im Herzen machte. Auch ihre Erſcheinung beſtrickte ihn ſo, wie ſie in der dunklen Gewandung ſchlank und biegſam im Scheine der Hängelampe nur wenige Schritte entfernt vor ihm ſtand. Und dazu der ungewohnte laute Ausdruck eines Gefühls, das den ganzen Körper in Seele aufzulöſen ſchien. Er hätte voll Dankbarkeit in dem Augenblick vor ihr niederſinken und ihr Hände und Füße küſſen mögen. Mit Ingrimm hörte er ſtatt deſſen, während die allgemeine Unterhaltung wieder einſetzte, hinter ſich den Komiker zu ſeiner Nachbarin, der Tänzerin, gewiſſermaßen als ſeine Quittung für den eben empfangenen Kunſtgenuß, leiſe und mit ſeltſamer Betonung ſagen: „Ein Rackerchen! ein Rackerchen!“

Als lange nach Mitternacht die kleine Geſellſchaft auseinanderging, ſchritt Rolf wie im Traume durch die Straßen und den dunklen Weg zum Tore hinaus. Feſt wie kleine Eiſenbande hatten ihn zum Abſchied ihre Finger umſpannt, und während ihm der Regen entgegenſchlug und der Wind über die nächtigen Felder ſauſte, ſuchte er ſich fortgeſetzt dieſe letzte Berührung und den ſüßen Blick ihrer Augen zu vergegenwärtigen. Er ſeufzte ordentlich, als es ihm nicht gleich gelingen wollte, und er preßte mit der eigenen linken Hand ſeine rechte, um wenigſtens jenen Druck noch einmal zu empfinden. Dann klappte er auch den Schirm zuſammen, hob den Kopf gegen den Himmel und ließ ſich vom Regen peitſchen — es war ihm eine Wohltat, ſo brannte ihm ſein Geſicht.

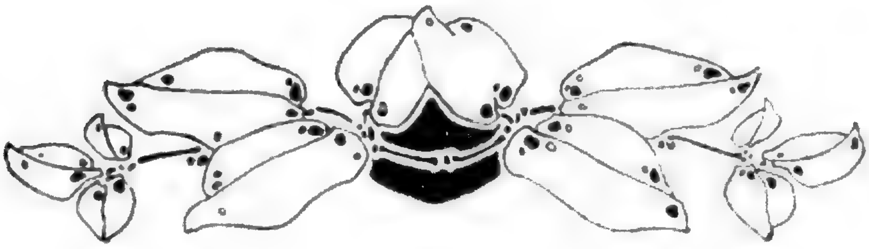
Im Pfarrhauſe entledigte er ſich ſchon vor der Treppe ſeiner Stiefel und gelangte ſo leiſe in ſeine Stube, daß er meinte, es könne ihn niemand bemerkt haben. Als er aber das Licht gelöſcht hatte und durch die verregneten Scheiben einen letzten Blick in die windige Herbſtnacht hinauswarf, gewahrte er, daß unter ihm aus Hildegards Stube noch ein ſchmaler Lichtſtreif zwiſchen den augenſcheinlich nicht ganz feſt geſchloſſenen Läden auf das Hofpflaſter hinausfiel.

Dieſer Streif verſchwand erſt, nachdem Rolf im Dunkeln wohl eine Viertelſtunde lang unbeweglich auf dem Stuhle vor dem Fenſter gekauert hatte.

Am nächſten Vormittag ging wieder alles in die Kirche. Auch Rolf ſaß auf ſeinem angeſtammten Platz, und vor ihm wie gewöhnlich ſaß Hildegard. Sie kam ihm heute bleicher vor als ſonſt; ſchon wie ſie ihm morgens entgegengetreten war, hatte er in ihren Augen etwas ſchmerzlich Brennendes zu erkennen geglaubt, das ihn wie Vorwurf anſchaute. Aber als er zu den gewohnten Orgelklängen auf ſeiner Bank ſaß und die Vorgänge von geſtern überdachte, da jauchzte doch etwas innerlich in ihm, als rieſe es: Jetzt hab' ich das Leben gewonnen! Jetzt halt' ich's in Händen! So muß es ſein! Hart und grauſam und weich und ſchön zugleich, voll der großen beglückenden Gegenſätze, die ſeine Fülle ausmachen!

Von dieſem Tage ab fing Rolf an ſich einzureden, daß es eine beſonders günſtige Fügung ſei, für die er ſich beim Schickſal geradezu bedanken müſſe, wenn er ſolcher Fülle ſo raſch teilhaftig geworden, und mit voller Bewußtheit gab er nun ſeinen Gefühlen nach, wohin gerade ſie ihn trugen. Er fragte gar nicht erſt nach ihrer Berechtigung, prüfte ſie auch nicht auf ihr Beſtehenkönnen vor einem inneren Richter; genug, daß ſie da waren und er ihren Antrieb verſpürte, dem zu folgen jetzt Genuß und Klugheit zugleich für ihn bedeutete.

(Fortſetzung folgt.)



Tag und Nacht

Eh' der Norne Fluch geſchieden
Dieſe Welt in Ruh' und Macht,
Lebten in der Liebe Frieden
Unzertrennlich Tag und Nacht.

Und nun müſſen beide wandern
Morgenwärts und abendwärts,
Eines ſehnt ſich nach dem andern,
Und vergeblich iſt ihr Schmerz.

Spricht die Nacht auf trüben Hügeln
Ihrer Klagen ſüßes Wort,
Scheucht der Tag mit goldnen Flügeln
Die geliebte Seele fort.

Vor des Suchers Schritten ſinken
Ihre letzten Schleier hin,
Nur die Tränen kann er trinken
Der entflohnen Wanderin.

Wenn ſich dann in lichter Ferne
Eben erſt ſein Schritt verlor,
Taucht, bekrönt vom Abendſterne,
Hinter ihm ihr Haupt empor.

Und ſie ſieht ſein Goldgefieder
Leuchten noch in reicher Pracht,
Und er ahnt es nicht — und wieder,
Wieder einſam weint die Nacht.

Nur wenn dichte Nebel wehen
Heimlich in der Dämmerung,
Dürfen ſie ſich flüchtig ſehen,
Und dann küſſen ſie ſich jung.

Walther Unus

Anſicht von Victoria, der Landeshauptſtadt Britiſch-Kolumbiens.

Kanada

Skizzen und Bilder aus einem werdenden Kulturgroßstaat

von

Alexander Wagner

(1. Oktoberheft 1906)

II

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Die ſchmucke Bundeshauptſtadt Ottawa (ſprich: Attawa, mit ſcharfer Betonung der erſten Silbe) bildet die letzte freundliche Kulturetappe vor dem Antritt der Reiſe nach dem großen Weſten. In wirtſchaftlich hervorragender Lage am Knotenpunkte des energiereichen Ottawa mit zweien ſeiner größeren Nebenflüſſe, dem Rideau- und Gatineaufluſſe, macht ſie, geſchmückt mit einem Rieſenblock prächtiger Regierungsbauten, mit ihren breiten und reinlichen Boulevards und Straßen, den durchweg ſoliden Privatgebäuden, den zahlreichen anmutigen Parks und öffentlichen Anlagen, unmittelbar hinter Toronto den meiſt europäiſchen Eindruck. Sie iſt die Reſidenz des Generalgouverneurs, Sitz der Zentralregierung und der beiden Kammern des geſetzgebenden Körpers und zählt bereits, trotzdem ſie erſt ein Alter von kaum vierzig Jahren aufweiſt, gegen ſiebzigtauſend Einwohner.

Wenn man von hier den Expreßzug der Kanada-Pacific benutzt, um dem großen Weſten ſeinen Beſuch abzuſtatten, ſo bekommt man erſt jetzt einen richtigen Begriff von der unermeßlichen Größe des kanadiſchen Beſitzes, man muß aber zugleich dem abwechſelungsvollen Szenenwechſel und ſo manchen Bequemlichkeiten, die die Reiſe bisher in Fülle geboten hat, auf eine gute Weile Valet ſagen. Schon einige Stunden Bahnfahrt weſtwärts von Ottawa genügen, um uns in die chaotiſche Wildnis der nördlichen Ontariodiſtrikte zu verſetzen, die uns zwei volle Tage und drei Nächte in ihrem troſtloſen Banne feſthält. Eine wirr zerklüftete Urgeſteinlandſchaft, durchfurcht von

Digitized by Google

zahlreichen Seen und Flüſſen, beſtockt mit einem zumeiſt minderwertigen Waldbeſtand, der, teils durch Krankheiten, teils durch Schadenfeuer verwüſtet, in einer Länge von über 700 Meilen den Eindruck eines unermeßlichen ſchauerlichen Kirchhofs der Natur bietet, ruft nach den herrlichen, abwechſelungsvollen Bildern der bisher befahrenen Gebiete eine unbeſchreibliche Gemütsdepreſſion hervor. Die ſpärlichen Anfänge von Kultur kleben wie ängſtlich an den unſcheinbaren, weit auseinanderliegenden Bahnſtationen oder den vereinzelten Bergwerksbetrieben und Hochöfen — ſonſt nichts als Wildnis in ihrer brutalſten Erſcheinung, ohne jeden verſöhnenden Schimmer von Naturſchönheit oder Mannigfaltigkeit.

Das Stadthaus in Winnipeg, der Landeshauptſtadt von Manitoba.

Und dennoch iſt dieſer troſtloſen Gegend eine große und reiche Zukunft vorbehalten; ihr unermeßlicher Reichtum an wertvollen Metallen und Mineralien aller Art (Eiſen, Nickel, Gold, Kupfer, Blei uſw.) und die bereits an zahlloſen Plätzen feſtgeſtellten reichlichen Kohlenlager werden in verhältnismäßig kurzer Friſt Leben und Ordnung in dieſes Chaos bringen und ihm den wohltuenden Widerſchein der Romantik der Arbeit verleihen. Erſt wenn die Bahn ſich dem Nordufer des Oberen Sees, des größten aller Süßwaſſerſeen, nähert, treten wieder erfreulichere Bilder an uns heran. Sie begleiten uns längs der ganzen Donnerbai, durch das Seenlabyrinth des Rainy-River-Diſtriktes bis an den Rand der Großen Ebene, der Brot- und Fleiſchvorratskammer Kanadas.

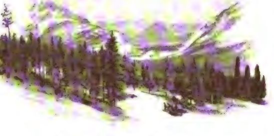
Der Eindruck, den das unermeßliche Flachland inmitten des Kontinents auf den Reiſenden ausübt, iſt geradezu überwältigend. Die koloſſalen Ausdehnungen ſtehen ſo außer allem Verhältnis zu den gewohnten europäiſchen Maßen, daß man erſt nach einem neuen Wertmeſſer ſuchen muß, um dieſen Raum richtig zu erfaſſen. Man ſtelle ſich vor: ein Rechteck, deſſen Seiten 1000 : 600 engliſche Meilen, insgeſamt alſo 600000 engliſche Quadratmeilen oder weit über anderthalb Millionen Quadratkilometer umfaſſen, einen Flächenraum, der annähernd ſo groß wie jener der drei mitteleuropäiſchen Großſtaaten, Frankreichs, des Deutſchen Reiches und Öſterreich-Ungarns zuſammengenommen, und man bekommt einen Begriff von der wahrhaft majeſtätiſchen Größe dieſer Ebene. Von Oſten gegen Weſten ziemlich gleichmäßig im Verhältnis von 1 : 1000 anſteigend, bildet ſie drei ſcharf abgegrenzte, ungleich große Terraſſen, deren erſte gewöhnlich als die Niederung des Red River oder das innere Baſſin von Winnipeg bezeichnet, eines der fruchtbarſten Ackergebiete der Welt ergibt. Hier wächſt der berühmte Weizen allererſter Güte, der unter der Marke Red Fyfe hard Manitoba ſeit Jahren den Standardpreis auf allen Weltmärkten hält. Die zweite Terraſſe, im Stromgebiet der Aſſiniboine-, Qu'Appelle- und Sourisflüſſe liegend, iſt gleichfalls dank ihrem vorzüglichen, im öſtlichen Teile reichlich bewäſſerten Boden und den günſtigen klimatiſchen Verhältniſſen ſowohl zum Körnerbau als zu ſonſtigen landwirtſchaftlichen Betrieben ausnehmend gut geeignet. In ihrem Gebiet liegen die Rieſenfarmen des Lord Braſſey, Sir Van Horne, Major Bell, die Alliance-Farm und mehrere der Canadian-Agrikultur-Kompanie gehörige, von denen jede zwiſchen 10000 bis 30000 Acres umfaßt und den Typ des neuzeitlichen landwirtſchaftlichen Großbetriebes abgibt. Größere weſtliche Gebiete dieſer Terraſſe leiden an Waſſermangel, doch haben die bisher angeſtellten Bohrverſuche ſtets noch zufriedenſtellende Reſultate ergeben. Meiſtens traf man ſchon in Tiefen von 20 bis 30 Fuß auf gute und ausgiebige Waſſeradern. Freilich verteuern die koſtſpieligen Irrigationsanlagen die Betriebe ganz erheblich, ſo daß hier nur kapitalkräftige Unternehmungen Ausſicht auf Erfolg haben können. Die dritte und größte Terraſſe erſtreckt ſich vom 104. Meridian weſtlicher Länge bis zum Fuße des Felſengebirges und umſchließt das Areal, das in dem weitverzweigten Stromgebiete des zweiarmigen, von zahlreichen Nebenflüſſen geſpeiſten Saskatchewanfluſſes liegt. Ihr ſüdlicher Teil wird ausſchließlich als Weideland, der auf dem ganzen nordamerikaniſchen Kontinent mit Recht gerühmte Cattle-Ranching-Diſtrikt, benutzt. Der nördliche Teil eignet ſich vortrefflich für den Körnerbau, für Gartenbau und Milchwirtſchaft und wird wegen ſeiner hervorragenden Fruchtbarkeit und äußerſt günſtigen klimatiſchen Verhältniſſe ſogar Manitoba vorgezogen. Die unermeßlichen Kohlenlager im Süden und Weſten dieſes Gebietes, der prachtvolle, faſt noch unberührte Urwaldbeſtand an den Abhängen des Felſengebirges, der große Fiſchreichtum der zahlreichen Flüſſe und Seen, der erhebliche Wildbeſtand in den Wäldern und auf der offenen Prärie, ſowie der ganz bedeutende Goldgehalt im Bette des Saskatchewan und ſeiner Nebenflüſſe erhöhen noch den wirtſchaftlichen Wert dieſes Gebietes ganz erheblich.

Einrunden der Viehherden in den Ranchdiſtrikten.

Die klimatiſchen Verhältniſſe der öſtlichen Hälfte dieſes ungeheuren Ländergebietes haben einen ausgeſprochen kontinentalen Charakter mit einem ſehr kurzen, meiſt regneriſchen Frühjahr, langem, trockenem Sommer, der vom halben Mai bis faſt gegen Ende September anhält, mit ausgiebig warmen Tagen und kühlen Nächten, einem prachtvollen wolkenloſen Herbſt bis gegen Ende November und einem in der Regel ſtrengen, trockenen Winter. Der Schneefall iſt mäßig und bildet eine lockere, körnige Decke von einem bis anderthalb Fuß. Die Kälte beträgt im Durchſchnitt — 15 bis 20 Grad C., ſie nimmt auf kurze Zeiträume noch zu, doch iſt ſie bei der während dieſer Jahreszeit andauernden Windſtille, faſt abſoluter Nebelfreiheit und der erfriſchenden Trockenheit der Luft verhältnismäßig viel leichter und angenehmer zu ertragen als die feuchtkalte, nebelige und windige Winterzeit in England und Norddeutſchland. Einwanderer aus allen Gegenden Europas ſagen übereinſtimmend aus, daß ihnen der gleichmäßig ſtrenge, ſonnige kanadiſche Winter bei weitem behaglicher ſei als jener in der alten Heimat. Pferde und Rinder können während des ganzen Winters zur Tageszeit im Freien zubringen, ja, ſie ſcharren ſich ſogar etwas Nahrung unter der lockeren Schneedecke hervor, doch müſſen ſie natürlich gut gefüttert und zur Nachtzeit in warmen Stallungen untergebracht werden. Im Sommer iſt der Regenfall nur gering, doch hält der zumeiſt lehmige Untergrund der Ackerkrume genügende Feuchtigkeit; auch bringt der verhältnismäßig große Temperaturunterſchied zwiſchen Tages- und Nachtwärme einen

Digitized by Google

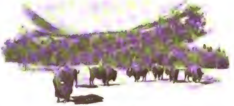
ſchweren Tauniederſchlag, der den Regen faſt entbehrlich macht. Alle mitteleuropäiſchen Gemüſe und Gartenprodukte gedeihen und reiſen ganz tadellos im Freien. Die Weſthälfte der Prärie, etwa vom 110. Meridian weſtlicher Länge, hat bei gleicher Sommertemperatur einen kurzen, ausnehmend milden Winter zu verzeichnen. Der Schnee fällt in geringen Mengen und bleibt nur ganz kurze Zeit liegen, da er von dem warmen Südweſtwind, dem „Chinook“, der vom Pacifiſchen Ozean über die Felſengebirge daherkommt und faſt die ganze Winterzeit andauert, weggeſchmolzen wird. In ganz Alberta bis hoch hinauf ins Felſengebirge kann das Vieh das ganze Jahr hindurch ohne Winterfütterung und Stallungen im Freien gelaſſen werden. Das ungemein widerſtandsfähige und nahrhafte Buffalogras ſtirbt nämlich zur Winterzeit ſelbſt unter der leichten Schneedecke nicht ab, ſondern gibt noch im halbdürren Zuſtande ein kräftiges Viehfutter. Bei großen Viehbeſtänden muß freilich auf alle Fälle ein entſprechender eiſerner Vorrat von Winterfutter bereit gehalten werden.



Szenerie aus dem Banffer Nationalpark.

Dieſe unermeßliche Landfläche, die noch vor einem Menſchenalter der Tummelplatz von nach Millionen Köpfen zählenden Büffelherden war und die große Fleiſchvorratskammer der kupferfarbenen Herren des Weſtens bildete, iſt jetzt wie mit einem Zauberſchlag in eine Werkſtätte der Ziviliſation, in ein großartiges landwirtſchaftliches Laboratorium umgewandelt worden, in welchem der Engländer, Schotte, Yankee, Deutſche, Skandinavier, Galizier, Mennonite, Duchoborze, Ungar, je nach ſeiner Anlage und Überlieferung, ſein Beſtes zu leiſten beſtrebt iſt. Dieſer Wettbewerb der verſchiedenartigſten Methoden zeitigt die beſten Reſultate, ein jeder lernt was Neues, Gutes vom Nachbar und bringt ihm ſeinerſeits als Entgelt ſein Können — das ſpornt und ſteigert die praktiſchen Erfolge ins Ungemeſſene.

Die vielleicht merkwürdigſte Erſcheinung der reichen Ebene iſt, daß ſie trotz ihrer unermeßlichen Raumverhältniſſe nichts Kulturfeindliches in ſich birgt. Nirgends tritt die Natur dem Menſchen und ſeinen Kulturbeſtrebungen feindlich gegenüber, ſie beſchränkt ſich gern und leicht auf die Rolle der Dienerin, die alles willig leiſtet, was man billigerweiſe von ihr verlangt. Der Koloniſt der Prärie iſt vor den Epidemien, die oft mit dem erſten Umbrechen eines jungfräulichen Bodens verbunden ſind, ebenſo geſichert wie vor Zyklonen und Hurrikanen, vor Überſchwemmungen oder alles verſengenden Dürren. Wohl gibt es hier gute



Büffel im Banffer Nationalpark.

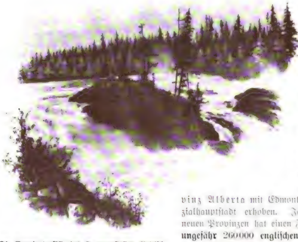
und ſchlechte Jahre — aber vor derlei Elementarkataſtrophen, wie ſolche in den Vereinigten Staaten, in Braſilien, Argentinien oder in Auſtralien zu den ſtändigen Begleiterſcheinungen gezählt werden müſſen, iſt der Farmer der großen Ebene glücklich verſchont. Dank dieſer geradezu idealen Grundlage und der Konzentrierung der geſamten geiſtigen Betätigung der Koloniſten auf Löſung der Forderungen des praktiſchen Lebens, wurde durch Ausnutzung der Naturkräfte zum Betriebe von Windmotoren und Waſſerkraftwerken aller Art, durch eine Fülle großartig funktionierender landwirtſchaftlicher Maſchinen ſowie praktiſcher Handwerkszeuge aller Art die kulturelle Pionierarbeit erleichtert und in ein geradezu raſendes Entwickelungstempo gebracht. Landflächen von vielen Hunderten von Quadratmeilen, die noch vor Jahresfriſt in jungfräulicher Wildnis prangten, ſind heute bereits mit zahlloſen Farmen der friſchen Ankömmlinge beſetzt, beſtockt und zum großen Teil bereits ertragfähig gemacht. Der ſeheriſche Spruch des Vaters der modernen Volkswirtſchaftskunde, Adam Smith: „Nichts gleicht dem plötzlichen Emporblühen einer Kolonie, die, einmal feſt gegründet, auf freiem Boden ſich ein durchaus neues Heim bauen kann“, hat hier ſeine glänzende Verwirklichung gefunden.

Der Smaragdſee mit dem Victoriagletſcher im Hintergrunde.

Dieſer unermeßliche Länderkomplex nebſt allen weſtlich bis an den Pacifiſchen, nördlich bis an den Arktiſchen Ozean reichenden Gebieten war volle zweihundert Jahre im unbeſtrittenen Beſitz einer Privatgeſellſchaft, der Hudſonbai-Kompanie, die im Jahre 1670 vom Prinzen Ruprecht von der Pfalz in Gemeinſchaft mit ſiebzehn engliſchen und ſchottiſchen Kavalieren vornehmlich zur Ausbeutung des gewaltigen Pelzreichtums dieſer Gebiete ins Leben gerufen wurde. Ein Freibrief König Karls II. ſicherte der „Großen Kompanie“ das ausſchließliche Recht des Handels- und Gewerbebetriebes ſowie die vollen Hoheitsrechte in der Verwaltung und Gerichtsbarkeit, wodurch ſie bis zu der im Jahre 1870 erfolgten Ablöſung tatſächliche Beherrſcherin von gut zwei Dritteln des geſamten Areals des heutigen kanadiſchen Dominiums geweſen iſt. Ein Rieſennetz von Hunderten ſtändiger Handelsfaktoreien und befeſtigter Forts, die miteinander durch Land- und Waſſerſtraßen verbunden waren, ſicherte dieſen Beſitz. Das am Zuſammenfluß des Red- und Aſſiniboineriver gelegene große und ſtark befeſtigte Fort Garry — die Wiege Winnipegs, der heutigen Metropole des reichen Weſtens — bildet den Zentralpunkt und gleichzeitig die Reſidenz des Gouverneurs. Eine auserleſene Truppe europäiſcher Abenteurer und Profeſſionstrapper, ſowie alle Indianer- und Eskimoſtämme dieſer Gebiete lieferten entweder gegen feſte

Digitized by Google

Geldentlohnung oder im Tauſchwege — Pro pelle cutem! (Für die Haut den Riemen!) lautet die Deviſe der H. B. C. — die Vorräte an koſtbarem Pelzwerk, die in Europa mit unermeßlichem Nutzen verkauft wurden. Mit dem Erlöſchen des königlichen Freibriefes trat die kanadiſche Regierung in die Rechte der Geſellſchaft, ſicherte ihr aber in liberalſter Weiſe eine Geldentſchädigung von anderthalb Millionen Dollar nebſt fünf Prozent der zu vermeſſenden Ländereien — eine gewiß fürſtliche Abfindung! Das Pelzhandelmonopol, wenn auch nicht mehr verbrieft, blieb dank der weit über zweihundertjährigen Einbürgerung der Geſellſchaft, ihrer heute noch großartigen Organiſation mit mehr denn zweihundert Niederlaſſungen und Forts und dem anſehnlichen Betriebskapital nach wie zuvor in ihrer Hand, ſo daß auch jetzt noch ein großer Teil der wertvollen Rauhwaren auf den Weltmärkten in London, Neuyork, Paris und Leipzig durch Vermittelung der H. B. C. in Umſatz kommt.


Die Bonningtonfälle des Kootenayfluſſes, Britiſch-Kolumbien.

Die geographiſche und politiſche Einteilung der großen Ebene war ſeither die, daß die Provinz Manitoba die öſtliche tiefſtgelegene Niederung, das Territorium Alberta die weſtlichſt und höchſtgelegene an das Felſengebirge ſich anlehnende Terraſſe, zwiſchen beiden die langgezogenen Rechtecke der Territorien Aſſiniboia und Saskatchewan und über ihnen allen das weitaus größte Territorium Athabasca den Abſchluß gegen Norden bildete. Nun ſind heuer drei Territorien, dank der ſtetig anwachſenden Flutwelle von Einwanderern, zu Bevölkerungsziffern gelangt, die ihre endgültige politiſche Organiſation und Erhebung in den Rang ſelbſtändiger Provinzen zur Notwendigkeit machten. Um hierin gründliche und dauernde Ordnung zu machen, hat die Zentralregierung im Einvernehmen mit den beiden Kammern des Bundesparlaments alle vier Territorien zuſammengelegt und ſie dann in zwei große Provinzen geteilt. Der öſtliche Teil, der nunmehr von der internationalen Grenze bis zum 60. Parallelkreis reicht und zwiſchen dem 101.75 bis 110. Meridian ein mächtiges, aufrechtſtehendes Rechteck bildet, wurde zur Provinz Saskatchewan mit der Provinzialhauptſtadt Regina, der weſtliche Teil, der innerhalb der gleichen Breitengrade läuft und vom 110. Meridian bis ans Felſengebirge reicht und weiter nordwärts längs des 120. Meridians läuft, zur Provinz Alberta mit Edmonton als Provinzialhauptſtadt erhoben. Jede der beiden neuen Provinzen hat einen Flächenraum von ungefähr 260000 engliſchen Quadratmeilen und ſteht räumlich nur hinter Britiſch-Kolumbien zurück, das auch in Zukunft als Provinz die größte Ausdehnung im Staatenverbande des Dominiums behauptet.

Zur Überwachung dieſes rieſigen Gebietes iſt kurz nach der Unterdrückung des erſten Rielſchen Aufſtandes der Miſchlinge im Jahre 1871 ein militäriſch organiſiertes be-

Digitized by Google

rittenes Gendarmeriekorps, die „Northweſt-Mounted-Police“ in der Geſamtſtärke von 1000 Mann und 50 Offizieren gebildet worden, das, bald in größeren, bald in kleineren Abteilungen über das ganze Gebiet verteilt, die Ordnung in geradezu bewundernswert ſtrammer und zugleich gentilſter Weiſe aufrechterhält. Regina iſt das Hauptquartier, zugleich der Aſſent- und Ausbildungsplatz der Truppe mit vortrefflich eingerichteten Kaſernements und Übungsplätzen. Andere größere Garniſonorte ſind Fort Mc. Leod, Calgary, Edmonton, Battleford und Prince Albert, da alle dieſe Orte in der Nachbarſchaft großer Indianerreſervationen liegen. Der Dienſt dieſer allgemein beliebten und reſpektierten Rotröcke, beſtehend in der Hauptſache im Abſtreifen der Landesgrenze gegen die Vereinigten Staaten, der Überwachung der Indianerreſervationen, Verfolgung der Vieh- und Pferdediebe und ſonſtigen Übeltäter, ſowie in der Kontrolle des überaus ſtrengen Spirituoſengeſetzes und anderer Gefällsvorſchriften, iſt überaus anſtrengend. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die verhältnismäßig kleine Truppe ein Gebiet von mehreren Hunderttauſenden Quadratmeilen zu beaufſichtigen hat und demgemäß die Dienſtbezirke der kleineren Abteilungen ſich über mehrere Hunderte, die der größeren über Tauſende von Meilen erſtrecken. Es ſind ausgeſucht prächtige Männer im Alter von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren, ausgezeichnete Reiter, vortreffliche Schützen und Laſſowerfer und vollendete Gentlemen in ihren Umgangsformen. Trotz der verhältnismäßig geringen Beſoldung von 50 bis 70 Cent für die Mannſchaften und 85 Cent bis 1½ Dollar für Unteroffiziere und Wachtmeiſter leidet die Truppe nie Not an ausgiebigem Nachſchub. Die naturwüchſige, an Abenteuern aller Art reiche fünfjährige Dienſtzeit, die gentile Behandlung, die die Mannſchaften bei den Vorgeſetzten erfahren, und das hohe Anſehen, in dem ſie bei der weißen und roten Bevölkerung ſtehen, üben eine ſtarke Anziehungskraft aus, ſo daß jede freiwerdende Stelle ſofort zahlreiche Bewerber findet, ſogar von Mitgliedern aus den beſten engliſchen Geſellſchaftsklaſſen. Hunderte von Erzählungen, in denen bald der tollkühne Wagemut, bald wieder die hingebungsvolle Opferfreudigkeit der Rotröcke den Gegenſtand bilden, ſind über die große Steppe verbreitet und erhöhen das moraliſche Anſehen der prächtigen Truppe, die kaum ihresgleichen in der Welt findet.

Die Kaskaden des Kicking-Horſe-River unweit Field, Britiſch-Kolumbien.

Im Süden der Provinz Alberta, in einem Ausmaße von etwa 25000 engliſchen Quadratmeilen, liegen die weithin bekannten Ranchdiſtrikte, die größte Fleiſchvorratskammer des nordamerikaniſchen Kontinents. Dieſer geſegnete Landſtrich, der wellenförmig vom Fuße des Felſengebirges gegen Oſten vorläuft, iſt von einer Unzahl unverſiegbarer kriſtallheller Gebirgsbäche durchzogen und mit einem Teppich nahrhafter Gräſer und Futterpflanzen bedeckt. Ein wolkenloſer Himmel wölbt ſich über der Landſchaft, und friſche belebende Weſtwinde ſtreichen faſt unausgeſetzt durch die Gebirgstore daher, die im Sommer die Glut der Sonnenſtrahlen mildern und in der kalten Jahreszeit den warmen Chinook bringen, der gegen die

Digitized by Google

Eine Gruppe mehrtauſendjähriger Zedern im Stanleypark.

rauhen kontinentalen Nordoſtwinde erfolgreich ankämpft und Schnee- und Eisbildung unmöglich macht. Dieſe einzig gearteten Vorzüge des Gebietes wurden bald in den ärmeren und klimatiſch ſtiefmütterlicher bedachten Diſtrikten der großen Nachbarrepublik bekannt, und ſo zogen bereits vor etwa dreißig Jahren die Viehzüchter von Nord- und Süddakota, Idaho, Montana, Iowa u. a. mit ihren Rinderherden hierher, um ihr Geſchäft in ausgedehntem Maße zu betreiben. Die kanadiſche Regierung kam dieſer Bewegung wohlwollend entgegen, indem ſie auf die Erhebung eines Viehzolles ganz verzichtete und die denkbar niedrigſten Pachtbedingungen ſtellte. Anfangs wurde nur ½ Cent = 2 Pfennige, jetzt 1 bis 2 Cent Pacht pro Acre und Jahr beanſprucht, wobei Gebiete bis zu 100000 Acres auf die Dauer von einundzwanzig Jahren in Pacht genommen werden können. Dagegen wurden zur Verhütung der Einſchleppung von Krankheiten, insbeſondere des gefürchteten Texasfiebers, die veterinärpolizeilichen Maßregeln mit unerbittlicher Strenge gehandhabt und längs der Grenze eine Kette von Kontroll- und Quarantäneſtationen errichtet, welche weitſichtige Maßregel zur Folge hatte, daß Kanada bisher von Rinderſeuchen aller Art verſchont blieb. Den erſten Herden aus den Nachbarſtaaten folgten bald weitere auch aus den entfernteſten Gebieten der großen Republik, ja ſogar aus Texas, und heute nimmt Südalberta auf dem amerikaniſchen Kontinent als Ranchdiſtrikt unbeſtritten den erſten Platz ein. Vielfach werden aus den Acadiſchen Provinzen, aus Quebec und Ontario, Herden von Schlachtvieh mit der Kanadiſchen Pacificbahn im Frühjahr hierher befördert, um dann im Spätherbſt in prächtig ausgefüttertem Zuſtand an die Schlachthäuſer abgeliefert zu werden. Wie vortrefflich den Tieren das Klima, die Nahrung und das freie Leben auf den üppigen Ranchdiſtrikten bekommt, beweiſt am beſten die Tatſache, daß ſich hier die Herden durch natürlichen Zuwachs ſchon binnen dreißig bis ſechsunddreißig Monaten verdoppeln, was bei den gegenwärtigen Marktpreiſen von 40 bis 50 Dollar per Stück eine vortreffliche Kapitalsverzinſung bedeutet. Bis nach Calgary hinauf erſtrecken ſich die üppigen Viehweiden, die gegenwärtig von gegen ſiebzig Geſellſchaften mit zuſammen an eine Million Stück Vieh, etwa 200000 Pferden und gegen eine viertel Million Schafen beſetzt gehalten werden.

Die Leitung der Ranchen iſt vorwiegend in Händen amerikaniſcher Cowboys; es haben ſich aber nach und nach ziemlich viele junge Engländer, Schotten und Kanadier, angezogen durch das romantiſch angehauchte, ungebundene Naturleben, dieſen angeſchloſſen, und ſo hauſt nun die ziemlich bunt zuſammengewürfelte Geſellſchaft faſt unumſchränkt auf dem weiten Raume. Die Tätigkeit der Cowboys iſt eine ebenſo vielſeitige als überaus anſpruchsvolle. Außer der regelmäßigen unausgeſetzten Beaufſichtigung, den Auftrieben zu den verſchiedenen Weideplätzen je nach dem Wechſel der Tages- und Jahreszeiten, dem Trieb zu Tränken uſw. gibt das Aufſuchen verlaufener oder verunglückter

Stücke, die Trennung und ärztliche Behandlung erkrankter Tiere, das Einbrennen der Geſellſchaftszeichen, Schlichtung der in der Brunſtzeit vorkommenden harten Kämpfe der Stiere, das Zuſammenhalten bei ſchweren, oft plötzlich ausbrechenden Gewittern, Rettung der Herden bei den mitunter vorkommenden Präriebränden Arbeit in Hülle und Fülle. Die ferner alljährlich zweimal auszuführenden großen Runden behufs Abſonderung und Auszählung der Herden der einzelnen Geſellſchaften — die Bilanzzeit der Cowboys —, die Ablieferung der verkauften Stücke an die nächſte Bahnſtation und, last but not least, die unausgeſetzten Kämpfe mit dem großen Raubzeug, als dem Gebirgspanther, dem Grizzlybären, den Luchſen und Präriehunden, ſowie mit diebiſchen Indianern und allerhand anderem zweibeinigen Räuberpack, beanſpruchen insgeſamt eine ſolch ungewöhnliche Fülle von Entſchloſſenheit, Aufmerkſamkeit und Leiſtungsvermögen, daß der Cowboy, in dieſem wahren Lichte beſehen, ſich ungleich vorteilhafter ausnimmt, als man es auf unſerem alten Kontinent nach den lächerlichen Zirkusdarbietungen einer Buffalo-Bill-Truppe und anderer anzunehmen gewohnt geweſen iſt. Der echte Cowboy muß den hier nur in allgemeinen Umriſſen ſkizzierten Verrichtungen getreu nachkommen, wenn er auf die Dauer ſeiner Stellung gewachſen ſein und auch wirklichen Nutzen von ihr haben will; denn die Entlohnung beſteht neben einem beſcheidenen feſten Gehalt hauptſächlich in dem Anteil am Reingewinn, den die Herde abwirft.

Im Reiten, Schießen, Laſſowerfen müſſen die Cowboys Meiſter ſein, eiſerne Nerven und Muskeln haben, um Beſchwerden und Entbehrungen aller Art überwinden zu können. Wer alle dieſe Eigenſchaften in hervorragendem Maße bekundet, der wird neidlos von den Kollegen als der wahre Meiſter, der König der Steppe anerkannt. Die mitunter überrohen Manieren des „Wilden Weſtens“ jenſeit der Grenze ſind hier durch den Einfluß ſo mancher guter Elemente bedeutend gemildert worden. Die Cowboys von Alberta ſind zumeiſt gutgeartete, hilfsbereite und überaus gaſtfreundliche Geſellen, die mit der Betätigung ihrer überquellenden Kraftäußerungen und ihres ſprichwörtlich nie verſagenden Humors einen Schimmer echter Romantik über das beſchwerliche Prärieleben ausbreiten.

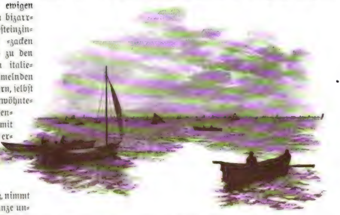
Ihre Kamps oder „Cow-Punchers-Homes“ ſind in der Regel rohgezimmerte maſſive Blockhäuſer mit raſenbedeckten Dächern und innen und außen mit Lehm und Kuhmiſt verpichten Wänden. Das Innere beſteht zumeiſt aus einem einzigen Raume, der Küche, Empfangsſalon und Schlafraum in einem bildet. Der feſtgetretene ungedielte Boden iſt mit grobem Sackleinen, wenn's hoch kommt, mit einem alten abgenutzten Teppich oder mit Linoleum belegt. Längs der Wände laufen rohgezimmerte Pritſchen, die tagsüber als Sitze, nachts als Schlafſtellen dienen. Den Hintergrund nimmt der große amerikaniſche Kochofen mit den nebenan hängenden blankpolierten Küchengeſchirren ein. Waffen, Jagdtrophäen, Werkzeuge aller Art, Illuſtrationen aus Zeitſchriften, grell bemalte Plakate und Reklamekarten, kunterbunt an

Zwei Baumrieſen im Stanleypark von Vancouver. (Rechts vorn eine Douglastanne, hinten eine Zeder.)

den Wänden angebracht, vervollſtändigen die prunkloſe Behauſung. Die Lebensweiſe der Cowboys verdient eine ganz naturgemäße, ja frugale genannt zu werden. Trunkſucht iſt völlig unbekannt und vertrüge ſich auch gar nicht mit der ſo anſpruchs- und verantwortungsvollen Beſchäftigung. Die Koſt, die ſie ſich ſelbſt und ſogar meiſterhaft zuzubereiten wiſſen, beſteht zumeiſt aus importiertem gedörrtem, geräuchertem oder Konſervenfleiſch, Hülſenfrüchten und eingemachtem Obſt. Friſches Ochſenfleiſch, Wildbret und Geflügel ſind wahre Feſttagsſpeiſen, die nur äußerſt ſelten auf den Tiſch kommen. Der kleine, unmittelbar neben dem Kamp tief in den Boden gegrabene Keller beherbergt außer den Lebensmittelvorräten ſtets einige Flaſchen guten kaliforniſchen Weines und natürlich auch einen Vorrat an Whisky, der nach vollbrachter Tagesarbeit an den gewöhnlich ſehr kühlen Abenden, ſei es rein oder zum Grog gebraut, einen willkommenen Nachttrunk gibt. Das allermerkwürdigſte iſt, daß die Männer, denen Tauſende von herumgraſenden Milchkühen zur Verfügung ſtehen, die Milch nur dem Namen nach kennen. Sie trinken bloß ſchwarzen Kaffee oder reinen Tee und beziehen die nötigen Quantitäten an Butter und Käſe von auswärts. Das Melken der wilden Beaſter wäre auch immerhin eine ſo gewagte Operation, daß ſich ſelbſt der beherzteſte Cowboy ihr nicht gern unterziehen würde.

Britiſch-Kolumbien, die räumlich weitaus größte, mit unvergleichlichen Naturſchönheiten und Reichtümern aller Art am ausgiebigſten bedachte Provinz des Dominiums, iſt bei der verſchwindend geringen Zahl ihrer Bevölkerung erſt im Anfangsſtadium der wirtſchaftlichen Entwickelung begriffen. Das Gebiet, deſſen Flächenraum dem von Frankreich und Spanien zuſammengenommen gleichkommt, hat zurzeit kaum 200000 Einwohner aufzuweiſen, von denen reichlich zwanzig Prozent auf Indianer und Chineſen fallen. Bis zu der im Jahre 1886 erfolgten Fertigſtellung des transkontinentalen Schienenſtranges der Canadian-Pacific-Railway war das Land von den öſtlichen Provinzen durch die unüberſchreitbare Wildnis ihrer Hochgebirgswelt ſowie durch die damals völlig unbewohnte große Ebene vollſtändig getrennt und nur auf den ſpärlichen Menſchenzuwachs aus der alten Heimat auf dem großen Umwege über den Pazifiſchen Ozean, die Einwanderung aus der großen Nachbarrepublik ſowie die kleinen Häuflein von Chineſen und Japanern angewieſen. Doch auch nach Eröffnung des mächtigen Schienenweges bekam es von dem in immer größeren Mengen nach Kanada flutenden Menſchenſtrom nur den geringſten Anteil. Die Urſache hiervon liegt teils in der ungeheuren Entfernung von den Ausſchiffungshäfen der europäiſchen Einwanderer, die von Halifax aus rund 5400 Kilometer ausmacht und eine durchgehende Bahnfahrt von ſieben Tagen und Nächten, von Montreal aus um vierundzwanzig Stunden weniger beanſprucht, teils auch in dem Umſtande, daß die Provinzialregierung keine freien Heimſtätten bewilligt, ſondern durch eine etwas verzwickte Berechnungsart beim Erwerb von Grund und Boden den Einwanderungsſtrom eher abhält als anlockt. Wenn ſchon die Fahrt von Montreal bis Vancouver auf annähernd 55 Dollar zu ſtehen kommt, ſomit für eine mehrköpfige Familie gleich eine Auslage von mehreren hundert Dollar bedeutet, und der Landkauf ſeinerſeits eine größere Geldanlage beanſprucht, ſo iſt es leicht einzuſehen, daß nur wenige ziemlich begüterte Einwanderer, die über ein paar Tauſend Greenbacks verfügen, es mit Ausſicht auf guten Erfolg wagen können, den äußerſten kanadiſchen Weſten zum Zielpunkt ihrer Wanderung zu machen.

Es iſt ſchade, denn das Land birgt eine ſolch unermeßliche Fülle von Naturſchätzen aller Art, daß es gewiß Millionen fleißiger Hände ein dauerndes vortreffliches Auskommen ſichern könnte. Das Waldareal hat nach ſachlichen Berechnungen gegen hundert Billionen Kubikfuß der wertvollſten Nutzholzarten, die fünf großen Gebirgszüge: die Rockies, das Selkirk-, Gold-, Kaskade- und Küſtengebirge, die alle in parallelen Strähnen ſüdoſtwärts gegen die internationale Grenze laufen, bergen Schätze von Edelmetallen und wertvollſten Mineralien aller Art, die humusreichen Täler und die Mündungsbecken der Flüſſe bieten der Landwirtſchaft das günſtigſte Feld, der unerſchöpfliche Fiſchreichtum an der Meeresküſte und in den zahlreichen großen Seen und Flüſſen, das herrliche Klima der Südhälfte der Provinz und die unvergleichlich günſtigen maritimen Verbindungen mit Oſtaſien, Auſtralien, den Weſtſtaaten von Nord- und Südamerika und der pazifiſchen Inſelwelt bieten insgeſamt eine ſolche Fülle wirtſchaftlicher Vorzüge, wie ſie kaum in irgendeinem anderen Lande der gemäßigten Zone vereint anzutreffen ſind.


Die Fiſcherflotte an der Mündung des Fraſerfluſſes zurzeit des großen Salmenzuges.

Ein Paradies landſchaftlicher Schönheiten, das in allen Abſtufungen von den Regionen des ewigen Eiſes, den bizarrſten Urgeſteinzinnen und -zacken bis herab zu den lieblichſten italieniſch anheimelnden Seenbildern, ſelbſt den verwöhnteſten Weltenbummler mit Entzücken erfüllen muß, nimmt faſt die ganze untere Hälfte der Provinz ein und läuft von der großen Ebene bis zur Meeresküſte in einem breiten Bande von nahezu 700 Kilometern Länge. Die einzelnen Gebirgsſtöcke können ſich zwar in der Höhe mit den Rieſen unſerer heimiſchen Alpenwelt, dem Montblanc und Monte-Roſa-Stock und ſelbſt mit denen des Berner Oberlandes nicht meſſen, nur ein paar vereinzelte Spitzen kommen der Region der 4000 Meter unſerer alpinen Majeſtäten nahe; aber die fabelhaft niedere Grenze des ewigen Schnees wiegt hier den Höhenunterſchied auf und erſchließt dem Wanderer bereits in Höhenlagen von 2500 Metern die Firnenwelt in ihrer ganzen impoſanten Größe, die wir in unſeren Alpen erſt um reichlich 1200 Meter höher aufſuchen müſſen. Die kühnen Formen der Urgeſteinmaſſen, ihre ſteilen Abhänge mit ſehr ſchmalen, zumeiſt flutendurchtobten Talſohlen oder langgeſtreckten Seen, die oft in Ausmaßen von 80, 100 Kilometern und noch mehr ſich hinziehen, drücken dieſer kanadiſchen Alpenlandſchaft den Stempel einer Großzügigkeit auf, wie er ſonſt bei nur wenigen Hochgebirgsgruppen anzutreffen iſt. Die zumeiſt jungfräulich unberührte Wildnis, die Pracht der Wälder mit ihren oft 150 bis 200 Fuß hohen und 20 bis 30 Fuß im Umfang meſſenden Baummonarchen, der üppige Unterwuchs, der aus den Rieſenleibern abgeſtorbener Generationen herauswuchert, die grenzenloſe Einſamkeit, in der jegliches Maß kultureller Verhältniſſe fehlt, erhöhen noch den Geſamteindruck der hier ausgeſchütteten Naturpracht in ihrer herben Größe. Und alle dieſe Herrlichkeiten ſind im Verlaufe von wenigen Jahren dank der Privatinitiative der Kanadiſchen Pacificbahn dem Naturforſcher, Touriſten und Jagdfreund ſo leicht gemacht worden, wie dies in den beſten Touriſtenzentren Mitteleuropas der Fall iſt. Die urſprünglichen Indianerpfade ſind zu bequemen Fußwegen und Gebirgsſteigen ausgeweitet worden. Eine Anzahl ausgezeichneter und nicht übermäßig teurer Hotels in den ſchönſten Gebirgs- und Seenlagen gibt die Ausgangspunkte, von denen aus man mit echten Schweizerführern ein- oder mehrtägige Partien in die Wildnis, Aufſtiege auf die rieſigen Firnfelder und die ausſichtsreichſten Gipfel oder auch wiſſenſchaftliche Exkurſionen, Jagdausflüge mit Indianerbegleitung machen kann, alles mit dem gleichen Grade von Bequemlichkeit, an den man bei derlei Exkurſionen in der Schweiz oder in Tirol gewöhnt iſt. Mehrere Hauptausflugspunkte der Hochgebirgswelt ſind ſogar durch Automobilverkehr miteinander verbunden; auf einer Anzahl der größeren Seen verkehren prächtig eingerichtete Touriſtendampfer oder kleinere Barkaſſen; in der Wildnis und an beſonders fiſchreichen Punkten ſind kleine Chalets nach Art unſerer Schutzhütten in den Alpen errichtet, in denen man ſich bei Mitnahme von Proviant auf mehrere Tage bequem einrichten kann. So hat die fürſorgliche Leitung der „Si-Pi-Ar“ (wie die Kanadiſche Pacificbahn im Volksmunde heißt) alles getan, was in ihrer Macht ſtand, um die Schätze der Kanadiſchen Schweiz der Touriſtenwelt zugänglich zu machen. Der Erfolg ließ auch nicht lange auf ſich warten. Jeden Sommer bevölkert eine ſtattliche internationale Touriſtenkarawane die Hotels in Banff, Laggen, Field, am Smaragdſee, in Glacier, Revelſtoke und anderen Orten, ſie jagt, fiſcht, macht weitere Kampausflüge unter Mitnahme von Zelten und Proviant, oder kürzere Wagen- und Kahnfahrten, unternimmt Gletſcherbeſteigungen oder gefährlichere Kletterpartien, oder ſie widmet ſich dem ernſteren naturwiſſenſchaftlichen Studium. Blättert man in den Hotelfremdenbüchern, ſo findet man neben dem Grundſtock der Kanadier und Yankees ſo ziemlich eine Muſterkarte der geſamten ziviliſierten Welt: Engländer, Schotten, Franzoſen, Deutſche, Japaner, Auſtralier uſw. Ich traf während meines paartägigen Aufenthaltes im Glacierhouſe eine liebenswürdige deutſche Familie von den Hawaii-Inſeln, die dort ihre Sommererholungszeit zubrachte und mit dieſer Wahl überaus zufrieden war.

Das Regierungs- und Parlamentsgebäude in Victoria.

Die weitaus größere nördliche Hälfte der Provinz, die bis zum 60. Meridian reicht, iſt bei weitem weniger gebirgig; ſie weiſt eine Anzahl großer Ebenen fruchtbarſten und gut bewäſſerten Bodens auf, gleichfalls eine Fülle üppiger Waldungen und einen nicht gering anzuſchlagenden Reichtum an Metallen und Mineralien aller Art. Das Klima der Südweſthälfte der Provinz hat ausgeprägt maritimen Charakter mit einem milden Winter, langem trockenem Sommer bei vorherrſchenden Südweſtpaſſaten und ausgiebig regneriſche, oft neblige Übergangszeiten. Die eigentliche Hochgebirgsregion ſowie das nördliche Plateau haben heiße Sommer und ſtrenge, länger andauernde Winter bei reichlichen Schneefällen.

Trotz der ſpärlichen Bevölkerung macht die wirtſchaftliche Entwickelung, zum mindeſten der ſüdweſtlichen Hälfte der Provinz, überraſchend ſchnelle Fortſchritte. Körnerbau, Gemüſebau, Molkereiweſen ſind am unteren Fraſerfluß ſehr entwickelt, die Obſtkultur in dem hierfür unvergleichlich geeigneten Okanagantal nimmt einen geachteten Rang am nordamerikaniſchen Feſtlande ein. Die ſtaatliche landwirtſchaftliche Experimentalfarm in Agaſſiz am Harriſonſee weiſt unter anderem eine Anpflanzung von über 1000 Gattungen tragender Apfel-

Digitized by Google

bäume, 400 Birnſorten und 150 Gattungen Pfirſiche und Aprikoſen auf. Steppenviehzucht wird in den ſüdlichen Niederungen in großem Umfange getrieben. Bergbau und Holzinduſtrie in den Hochlandsgegenden und an der Küſte, Fiſchfang uſw. nehmen an Ausdehnung erfreulich zu und liefern von Jahr zu Jahr ſteigende Einnahmen. An 200 Sägemühlen mit einer Geſamtleiſtungsfähigkeit von drei Millionen laufenden Fuß Schnittholz am Tage, gegen 70 Salmen-Konſervenfabriken, zahlreiche Hüttenwerke, Koks- und Holzverkohlungsanlagen in großartigem modernem Stil zeugen von der Unternehmungsluſt und Tatkraft der Einwohner. Städte und kleinere Ortſchaften ſpringen wie Pilze aus dem Boden und weiten ſich, wenn auch langſam, aber ſtetig aus. Die Stadt Vancouver, der weſtliche Endpunkt der C. P. R. und einer der Haupthandelsplätze für den Seeverkehr nach China, Japan, Auſtralien, dem Yukongebiet und den pazifiſchen Staaten und Ländern beider Amerikakontinente, iſt jetzt genau zwanzig Jahre alt, zählt bereits über 28000 Einwohner und macht mit ihrem vortrefflichen geräumigen Hafen, den ſchönen maſſiven Bauten, breiten, reinlichen Straßen und dem lebhaft pulſierenden geſchäftlichen Verkehr den allerbeſten Eindruck. Sie hat in ihrer allernächſten Nähe eine Sehenswürdigkeit vornehmſten Ranges, den geradezu unvergleichlichen Stanleypark. Es iſt ein Stück Urwald der gemäßigten Zone in ſeiner denkbar großartigſten Erſcheinung, das dank den Bemühungen des vormaligen Generalgouverneurs von Kanada, des Lord Stanley of Preſton, vor Vernichtung bewahrt und für ewige Zeiten als Nationalreſervation feſtgelegt worden iſt. Auf einer weit ins Meer vorſpringenden Landzunge mit prächtigen Fjorden, Buchten und abwechſelungsreichen Seeveduten bedeckt es einen Flächenraum von ungefähr 45 Quadratkilometern und gibt in ſeiner glücklicherweiſe noch ganz unverſehrt gelaſſenen Urwüchſigkeit ein Rieſenpanorama der Schaffenskraft der Natur ſeit vorgeſchichtlichen Zeiten. Die kulturellen Arbeiten ſind auf das denkbare Mindeſtmaß: Anlegen von Fahrſtraßen, Fußwegen, Brücken, einen vom Unterholz geſäuberten Tummelplatz für Kinder mit Erfriſchungshalle, einen kleinen Tierpark und ſonſt nur noch die Anlage eines größeren Waſſerreſervoirs und ein paar Wächterhäuschen beſchränkt worden — alles andere iſt in ſeiner unberührten Natürlichkeit geblieben. Hier ſtehen nun die Waldmonarchen aus einer vorgeſchichtlichen Zeit in zahlloſen Exemplaren in ihrer üppigen Lebenspracht, die mehrtauſendjährigen Zedern, Douglastannen, Sequoien und Vertreter faſt aller übrigen Baumarten des pazifiſchen Waldgebietes, zyklopiſche Geſtalten bis zu 300 Fuß Höhe und 15 bis 20 Fuß im Durchmeſſer. Einzelne tragen ihre Nachkommen auf ihren Armen und nähren ſie mit ihrem eigenen Safte: junge kräftige Zedern und Douglastannen wachſen auf den Äſten einiger dieſer lebenden Baumrieſen, 30 bis 40 Fuß über dem Boden, zu ſtattlichen Bäumen aus, ohne der Geſundheit ihrer Ernährer irgendwie Abbruch zu tun, als nur höchſtens, daß der auswärtige Teil das Aſtes, auf dem der junge Baum emporwuchert, verdorrt und abfällt und nur der kurze dicke Strunk als verläßlicher Träger

Indianer der Vancouver-Inſel in ihrem zeremoniellen Feſtputz.

zurückbleibt. Andere ſtrecken ihre abgeſtorbenen, aſtloſen Stämme himmelwärts, des Augenblicks harrend, wo ſie vom Sturme niedergelegt werden, um mit ihren Rieſenleibern den Boden für kommende Geſchlechter zu düngen. Hier gewinnt man einen Einblick in die große Werkſtatt der Natur, wo Tauſende von Baumgenerationen in allen Entwickelungsſtadien von dem ſoeben aus dem mütterlichen Boden hervorſtechenden Guckindiewelt bis zum vieltauſendjährigen Patriarchen den täglichen Kampf um den Standard of life untereinander und gemeinſchaftlich gegen das gefräßige Buſchwerk und andere große und kleine Paraſiten führen. Die Üppigkeit der Untervegetation ſpottet jeder Beſchreibung; Rieſenfarne mit anderthalb bis zwei Meter langen Blättern, Schachtelhalme von doppelter Mannshöhe, hunderterlei Arten von Buſchwerk und Schlingpflanzen bilden ein undurchdringliches Chaos, das ein Eindringen ins Innere abſeits der geklärten Fußpfade zumeiſt unmöglich macht. Dieſes großartige Freilichtmuſeum bringt dem ernſten Forſcher wie dem einfachen Naturfreund eine köſtliche Fülle von Anregung und Belehrung entgegen, einem Landſchaftsmaler oder Dichter bietet es einen reichen Schatz von Motiven zu großzügigen Schöpfungen, für das große Publikum iſt es ein Vergnügungs- und Erholungspark von einzigartiger Mannigfaltigkeit.

Eine ſchwere Landplage bilden die faſt alljährlich zur Sommerszeit ausbrechenden großen Waldbrände, die ſich mitunter über rieſige Gebiete ausdehnen und die begonnene Kulturarbeit vernichten. Wohl ſind in neuerer Zeit Waldbrandwachen organiſiert worden, die in zahlreichen Fällen mit Erfolg eingreifen; doch iſt bei Bränden, die bereits einen beträchtlichen Umfang angenommen haben oder, von orkanartigen Stürmen angefacht, ſich mit unglaublicher Geſchwindigkeit ausdehnen, menſchliche Kraft machtlos, nur ein ausgiebiger Regenguß vermag dem Unheil Einhalt zu tun. Während meiner Rückfahrt von der paziſiſchen Küſte wüteten gerade drei ſchwere Brände im Alpengebiet. Den einen, der am unteren Fraſerfluß zu beiden Seiten des Schienenſtrangs der C. P. R. tobte, durchfuhren wir nachts in einer einſtündigen Fahrt. Er hatte alſo eine Ausdehnung von achtundzwanzig bis dreißig Meilen, doch war er der weitaus ungefährlichſte, weil der Waldbeſtand in jener Gegend ein ziemlich undichter iſt und ohne jedes Unterholz — ſo brannten denn die Tauſende von Kiefern und Föhren gleich rieſigen Pechfackeln bei faſt völliger Windſtille. Weit gefährlicher waren die beiden anderen im Zentrum des Hochgebirges, die unermeßliche Verluſte nach ſich zogen und auf Tage lang die Atmoſphäre des ganzen Südoſtens der Provinz mit einem beißenden gelbbraunen Dunſt durchtränkten.

Eine Herde Mohrenköpfe unter einem Eichbaum auf der Vancouver-Inſel.

Der Wildreichtum der Provinz, hauptſächlich der Hochgebirgsregion, iſt groß und mannigfaltig. Elche, rieſige Edelhirſche, Renntiere, kleineres Rotwild bilden die Ausleſe, der ſich als Spezialitäten der Kanadiſchen Alpen das Bighorn Sheep, eine Art weißen Steinbocks, und die weiße Bergziege, Mountain Goat, richtiger die kanadiſche Gemſe, anſchließen. An großem Raubzeug ſtehen der Kuguar, fälſchlich amerikaniſcher Löwe genannt, der Grizzly, der große braune und der kleinere ſchwarze Bär obenan, weiter rieſige Wölfe und die kleinen Coyotten, Luchſe, Füchſe, Wildkatzen und — wilde Pferde.

Dieſe, Cayuſe genannt, wahrſcheinlich Abkömmlinge von einzelnen den erſten Goldgräbern in den fünfziger Jahren durchgebrannten Stücken, ſind bereits einige Tauſend Köpfe ſtark, leben in kleinen Herden von zwölf bis fünfzehn Stück und bilden in einzelnen Gegenden eine wahre Landplage für die Farmer. Sie überfallen zur Nachtzeit die Kulturen, freſſen und ſtampfen das halbreife Getreide zuſammen, verwüſten Obſt- und Gemüſeanlagen und plündern mit Vorliebe die Maiskulturen zur Zeit der Halbreife. Sie werden auf Verfügung der Provinzialregierung erbarmungslos niedergeknallt, wenn ſchon einzelne Verſuche bewieſen haben, daß der Cayuſe, eingefangen und mit Verſtändnis gezähmt, ein vortreffliches, ausdauerndes und intelligentes Arbeitstier abzugeben vermag.

Die ſchöne Vancouver-Inſel, die nebſt einem Kranz von kleineren Eilanden, vom Feſtlande durch die 30 bis 40 Meilen breite Georgiaſtraße getrennt, als entfernteſter Wachtpoſten des Dominiums im Pazifiſchen Ozean liegt, iſt eine kleine Welt für ſich. An Größe der Provinz Neuſchottland gleichkommend, zählt ſie heute kaum den zwölften Teil der Einwohner jener älteſten Kolonie, trotzdem ſie bei dem üppigen Naturreichtum und ihrer ausgeprägt maritimen Lage leicht einige Millionen ernähren könnte. Langgeſtreckt, mit einer durch zahlreiche Buchten und tief einſchneidende Fjorde reichgegliederten Küſte, an beiden Enden abgeflacht, in der Mitte mit mehreren Bergſtöcken bedacht, deren höchſter in die Region des ewigen Schnees hineinragt, mit fruchtbarem, ausgiebig bewäſſertem Boden, den zum großen Teil unberührte Urwälder bedecken, ſowie einem ſehr großen Mineralreichtum, bildet ſie ein Kulturobjekt von glänzender Zukunft. Ein volle fünf Monate langer ſonniger Sommer, gemildert durch die unausgeſetzt wehenden Südweſtpaſſate, ein dreimonatiger überaus milder Winter, währenddeſſen das Thermometer nur ſelten unter den Gefrierpunkt ſinkt und Schnee und Eisbildung nur auf Stunden zuläßt, recht angenehme Übergangszeiten, die durch häufige Regenſchauer, weit ſeltener durch Nebel unterbrochen werden, geben ein klimatiſches Bild, wie es in der gemäßigten Zone kaum günſtiger angetroffen werden kann. Subtropiſche Pflanzen überwintern hier vorzüglich im Freien, und in den Wäldern begegnet man nicht ſelten dem Lorbeer, der zu einem ſtattlichen Baume auswächſt. Und dieſes klimatiſche Paradies hat gegenwärtig erſt zwei nennenswerte Kulturzentren, deren eins im Süden ſich um die Provinzhauptſtadt Victoria und den engliſchen Kriegshafen Esquimault maſſiert hat, das andere an der Oſtküſte um Nanaimo, Wellington und Comox, das Becken der großen Kohlenlager, deren Produkt als das weitaus beſte an der pazifiſchen Küſte geſchätzt und begehrt iſt. Alles andere ſind erſt die ſchüchternen Anläufe einer Kultur kommender Tage.

Victoria iſt vielleicht die lieblichſte kleinere Stadt auf dem ganzen nordamerikaniſchen Kontinent. Ihre reizende Lage an einer nicht übermäßig großen, aber ausgiebig tiefen und vortrefflich geſchützten Bucht, die peinliche Sauberkeit des Stadtinneren und des prächtigen Villenkranzes, die unvergleichlich ſchönen Ausblicke nach der mächtigen Kette der ſchneebedeckten Olympiſchen Berge im Staate Waſhington und dem imponierenden, vereinzelt daſtehenden ſchneeweißen Zuckerhut des Mount Backer, das liebenswürdige, ja herzliche Entgegenkommen, das der Fremde hier doppelt angenehm ſchätzen lernt nach den etwas ſtark wildweſtlichen Manieren, die er von Winnipeg an bis zur Küſte zu koſten leider nur zu oft Gelegenheit bekommt, die erſtaunliche Billigkeit bei tadelloſer Güte aller Lebensbedürfniſſe, alles das vereinigt ſich zu einem harmoniſchen Geſamtbilde. Es iſt wohl die einzige Stadt jenſeit des großen Heringsteiches, in der der Fremde nicht als ein ins Garn gelaufenes Objekt beutegieriger Dollarjäger betrachtet, ſondern mit altengliſcher Herzlichkeit als willkommener Gaſt begrüßt und eingeladen wird, an dem Überfluß, den das reiche Land willig hergibt, teilzunehmen und ſich möglichſt behaglich einzurichten.

* * *

Menſchen- und Tierſeele

Von

Ludwig Heck

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Das Thema „Menſchen- und Tierſeele“ iſt gewiß eins der ſchwierigſten, das ein Mann meines Faches ſich wählen kann, zugleich aber auch eins der allgemein intereſſanteſten. Ich darf mir allerdings nicht einbilden, es im Rahmen dieſes Aufſatzes auch nur einigermaßen eingehend oder gar erſchöpfend behandeln zu können; ich darf höchſtens hoffen, einige mehr oder weniger feſſelnde Streiflichter darauf werfen und dadurch zum Nachdenken und Selbſtbeobachten anregen zu können. Dabei möchte ich namentlich auf ein Ziel hinarbeiten; auf die Erkenntnis einer praktiſchen Grundwahrheit, auf das Verſtändnis für eine Grundvorſchrift, die für alle naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen und Unterſuchungen gelten muß, bei denen man nicht jeden einzelnen Teil, aus dem ſich das Beobachtungsganze zuſammenſetzt, direkt und mittelbar mit den natürlichen fünf Sinnen und ihren künſtlichen Hilfsmitteln wahrnehmen und feſtſtellen kann. In ſolchem Falle iſt man nämlich als wiſſenſchaftlicher Beobachter verpflichtet, immer zunächſt den einfachſten und am nächſten liegenden Erklärungsgrund anzunehmen, darf nicht eher höhere, verwickeltere und fernerliegende Erklärungen heranziehen, ehe man nicht jede Möglichkeit erſchöpft hat, mit einfacheren niederer Natur auszukommen.

Ich muß hier einſchalten, daß ich das Wort Seele nur als Gegenſatz zu dem Worte Körper gebrauche und mich auf die Unterſchiede zwiſchen Seele, Geiſt und verwandten Begriffen, wie ſie die Philoſophie macht, nicht einlaſſe.

Die Tierſeele ſelbſt entzieht ſich unſerer unmittelbaren Beobachtung, das liegt in der Natur der Sache: wir ſehen nur ihre körperlichen Äußerungen und ſchließen aus dieſen auf die ſeeliſchen Antriebe und Urſachen zurück. Das können wir aber nur durch Analogieſchlüſſe aus unſerem eigenen Seelenleben, und darin liegt eine große Gefahr. Jeder Tierkundige, Tierbeobachter und Tierſchilderer ſteht immer vor der Gefahr, die Tiere unabſichtlich und unbewußt zu vermenſchlichen.

Nehmen wir einige Beiſpiele und erinnern wir uns dabei wieder des bereits erwähnten Sparſamkeitsgrundſatzes bei wiſſenſchaftlicher Unterſuchung, daß man ſo lange keine Erklärung höherer, verwickelterer Art anwenden darf, als einfachere, naheliegende Erklärungen genügen!

Der Elefant iſt mit Recht als kluges Tier bekannt, und infolgedeſſen freut ſich jeder, wenn er zu Lob und Preis des klugen Rüſſelträgers eine neue Anekdote zum beſten geben kann. Ein Elefantenkalb ſtürzt in eine Fallgrube, und die alte Kuh hält getreulich bei ihm aus, bis das Nahen der Jäger ſie vertreibt. Man findet den Boden der Fallgrube hoch bedeckt mit Erde und Zweigen und ſchließt daraus ohne weiteres, daß die Alte alles das mit Abſicht hineingeworfen habe, um dem Jungen das Herausklettern zu ermöglichen, während doch viel näher die einfache, faſt ſelbſtverſtändliche Annahme liegt, daß ſie unabſichtlich durch ihr Gewicht die Erde und die Zweige vom Rande der Grube hinabgedrückt und hinabgetreten habe, bei ihren fortgeſetzten Verſuchen, ihr Junges mit dem Rüſſel wieder herauszuziehen.

Das lehrreichſte Beiſpiel iſt wohl das angeſchoſſene Wildgeflügel, gefunden mit ſelbſtangelegtem Notverband aus Moos, Erde uſw., welches vor einiger Zeit wieder durch die Jagdzeitungen ging und auch in einige Tageszeitungen eindrang. Der erſte Fall lag ſo: Ein Jäger ſchoß einer Eule den Flügel entzwei und wollte ſie lebend mit nach Hauſe nehmen. Einſtweilen band er ſie mit der Hundeleine am Fuße eines Baumes an. Als er ſie abholte, fand er das Blut geſtillt und die Wunde mit Moos und Erde feſt verklebt. Aus dieſem Tatbeſtand zog er ſofort den Schluß, daß die Eule ſich dieſen Notverband mit vollbewußter Abſicht und ſehr zweckentſprechend angelegt habe; er dachte gar nicht an die näherliegende, eigentlich ſelbſtverſtändliche Erklärung, daß bei den Verſuchen der Eule, ſich durch Flattern zu befreien, das Moos und die Erde ganz von ſelbſt an die Wunde kommen und dort mit dem gerinnenden Blute ſich zu einer Kruſte verbacken mußte, als das Tier ſchließlich ermattet ſtillſaß.

Aber nicht nur gelegentliche Überſchätzungen der geiſtigen Fähigkeiten einzelner Tiere im Kreiſe der Jäger und Tierliebhaber finden ſtatt; nein, man hat auch in wiſſenſchaftlichen Kreiſen ganz ſyſtematiſch große Gruppen von Tieren auf die bewußten geiſtigen Leiſtungen des einzelnen Individuums zu hoch eingeſchätzt. Hier ſind das beſte Beiſpiel die ſogenannten ſtaatenbildenden Inſekten, in erſter Linie die Ameiſen.

Viele Liebhaber und zünftige Forſcher haben das Leben und Treiben dieſer merkwürdigen kleinen Tiere eingehend ſtudiert, und ihre Schilderungen müſſen zum Teil den Eindruck erwecken von einem Parallelismus mit den Einrichtungen und Zuſtänden des menſchlichen Staates und der menſchlichen Geſellſchaft, der über alles Erwarten weitgeht. Wenn wir da leſen nicht nur von Ameiſenarbeitern, -ſoldaten und -offizieren, ſondern auch von Wegebau, Ackerbau, Viehzucht und Milcherei, ja ſogar von Sklavenraub und Sklaverei, ſo müſſen wir wirklich die Ameiſe für einen winzigen Menſchen in Inſektengeſtalt halten.

Da hat ſich nun aus den Reihen der katholiſchen Kirche ein kritiſcher Nachprüfer und Kontrollbeobachter gefunden, Erich Wasmann, der ſich durch ſeine ſorgfältigen, wohldurchdachten und durch lange Jahre fortgeſetzten Beobachtungen und Verſuche einen geachteten Namen unter den Ameiſenforſchern erworben hat, ſo daß er in allem Tatſächlichen als unbedingt glaubwürdiger Gewährsmann anerkannt werden muß. Erich Wasmann hat nun durch viele ſehr ſinnreich und zielbewußt angeſtellte Verſuche und Gegenverſuche ganz überzeugend feſt- und klargeſtellt, daß bei den Ameiſen vieles, was zunächſt als ſtaunenswerter Beweis von perſönlicher Intelligenz des einzelnen Individuums erſcheint, weiter nichts iſt als die Äußerung eines allen gemeinſamen, angeborenen und angeerbten inſtinktiven Triebes, dem das Tier folgt ohne Bewußtſein und Erkenntnis des damit zu erzielenden Erfolges.

Der Nervenphyſiologe Bethe iſt durch ſeine pſychologiſchen Inſektenforſchungen ſogar zu einem ſo abſprechenden Ergebnis gekommen, daß er einer Abhandlung gleich ihren Titel gibt in Form der zweifelnden Frage: „Dürfen wir den Ameiſen und Bienen pſychiſche Qualitäten zuſchreiben?“, und daß er dieſe Frage dann mit „nein“ beantwortet.

Das iſt nun wohl nach der anderen Seite auch wieder zu weit gegangen; aber jedenfalls müſſen wir uns davor hüten, was manche Ameiſenenthuſiaſten uns glauben machen wollen: daß in dem kleinen Hirn der Ameiſen ſo ziemlich dieſelben Gedanken, Gefühle und Geſinnungen gehegt werden wie im Kopfe des guten, fleißigen und patriotiſchen Bürgers im menſchlichen Staate. Man muß ſich eben immer vor Augen halten, bis zu welchem ſtaunenswerten, kaum glaublichen Grade die Ausbildung wunderbarer, nützlicher Inſtinkte zur Erhaltung und Fortpflanzung aller der tauſendfältig und hunderttauſendfältig verſchiedenen Arten gerade bei den Inſekten geht.

Wenn z. B. die Holzweſpe mit ihrer als Bohrer, Säge oder Feile geſtalteten Legeröhre ihre Eier bis zwei Zentimeter tief in geſundes Holz hineinzupraktizieren weiß, wenn die Schlupfweſpe ihre Eier auf lebende Raupen ablegt, die dann von den auskriechenden Larven angebohrt und allmählich bei lebendigem Leibe von innen bis auf die äußere Haut vollkommen ausgefreſſen werden, ſo wirft das nicht nur ein intereſſantes Streiflicht auf die „allgütige Mutter Natur“, ſondern es beleuchtet auch ſo grell und kraß wie nur möglich die Tatſache, daß die kompliziertesten und zweckmäßigſten Einrichtungen und Gewohnheiten im Tierleben vorhanden ſein können, während eine zweckbewußte geiſtige Mitarbeit des einzelnen Tieres der Natur der Sache nach gar nicht denkbar, ſondern vollkommen ausgeſchloſſen iſt.

Unter dieſen Umſtänden müſſen wir immer die Frage aufwerfen, immer die Möglichkeit prüfen, ob nicht etwas, was uns nach dem Analogieſchluß aus unſerem eigenen Geiſtesleben zunächſt unbedingt als Beweis ziel- und zweckbewußter Intelligenz erſcheint, beim Tiere auf ganz anderem Wege zuſtande kommt, nämlich vermittels zweckmäßig ausgebildeter Triebe, denen das Tier inſtinktiv folgt, ohne ſo klar zu wiſſen warum, wie der Menſch. Vermittels zweckmäßig ausgebildeter Triebe, wiederhole ich, die ihre Entſtehung den gewaltigen, in der ganzen belebten Natur wirkenden Faktoren verdanken, die wir heute in dem Ausdruck der Anpaſſung und der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Daſein zuſammenfaſſen.

Wir ſehen gerade im Inſektenreiche die körperliche Anpaſſung durch Schutzfarben und Schutzformen bis zu einem wahrhaft ungeheuerlichen, gar nicht mehr begreiflichen Grade fortſchreiten in der allbekannten Mimikry, d. h. der genauen Nachahmung dürrer Blätter, Zweige oder anderer Dinge der Umgebung durch die ganze äußere Erſcheinung eines Inſektes.

Da hat es doch gar nichts ſo ſehr Unwahrſcheinliches mehr, ſondern, wenn wir die Sache richtig betrachten, im Gegenteil von vornherein ſchon etwas Wahrſcheinliches, daß in ebenderſelben großen Tierklaſſe der Inſekten auch eine ebenſo weitgehende geiſtige Anpaſſung vorkommt, die bei den ſtaatenbildenden Inſekten ganz ſtaunenswert zweckmäßige Handlungen und derart für die Erhaltung nützliche Gewohnheiten zutage fördert, ohne daß deshalb das einzelne Inſekt ſich des Zweckes und Nutzens ſeiner Handlungen und Gewohnheiten auch nur im geringſten bewußt wäre.

Wenn nun ſchon die zeitraubendſten Unterſuchungen, die aufs ſchärfſte ausgedachten, man möchte ſagen ausgeklügelten Kontrollverſuche nötig ſind, um eine einfache Frage aus dem Geiſtesleben der Tiere einwandfrei feſtzuſtellen, wie ſchwer muß es dann erſt ſein, für außergewöhnliche geiſtige Leiſtungen von Tieren eine unanzweifelbare, wirklich natürliche Erklärung zu finden, klar und unzweifelhaft darzulegen, wie dieſe Leiſtungen zuſtande kommen, ohne dabei der ſtets drohenden Gefahr der Vermenſchlichung des Tieres zu verfallen! Und damit komme ich auf den berühmteſten derartigen Fall aus unſerer Zeit: auf den klugen Hans, den ruſſiſchen Orlowhengſt des Herrn von Oſten in Berlin.

Ich wußte von dieſem Pferde ſchon ſeit ungefähr zwei Jahren und wurde von verſchiedenen Seiten aufgefordert, mir ſeine wunderbaren Leiſtungen anzuſehen, die nicht auf Dreſſur im Sinne der Zirkustechnik, ſondern auf wirklichem Unterricht, ähnlich dem Volksſchulunterricht, beruhen ſollten. Das klang mir ganz ungeheuerlich, und ich drückte mich, offen geſtanden, um die Sache herum, ſolange ich konnte.

Da erſchien ein Aufſatz von einem anerkannten Pferdekenner über den klugen Hans und ſeine Fähigkeiten, in dem alles das als Tatſache hingeſtellt wurde, was ich ſchon gehört hatte. Dieſe Veröffentlichung ging mir ſofort von meinem Freund Schillings zu, offenbar in der größten Aufregung unordentlich zuſammengeknüllt und mit der Randbemerkung verſehen: „Was iſt denn das für ein Blödſinn und Schwindel? Das müſſen wir doch aufklären, da müſſen wir hin!“ Nun wußte ich, daß ich wohl oder übel die nähere Bekanntſchaft des klugen Hans würde machen müſſen, und wir fuhren alſo nach der Griebenowſtraße.

Dort auf dem engen, wenig einladenden Hofe, der ſchon ſo viele vornehme und hochgeſtellte Beſucher geſehen hatte: Fürſten und Prinzen, Miniſter, Geheimräte und Profeſſoren, dort trafen wir den Leiter des pſychologiſchen Univerſitätsinſtituts, Geheimrat Stumpf, mit ſeinem Aſſiſtenten Dr. von Hornboſtel und den Vorſteher des Zoologiſchen Muſeums, Geheimrat Moebius, mit zweien ſeiner Abteilungskuſtoden, den Profeſſoren Matſchie und Reichenow, und ſahen dann eine jener bekannten Vorführungen, wie ſie Herr von Oſten noch lange unter großem Zulauf gemacht hat.

Wir bemühten uns nun alle mit der größten Anſtrengung und auf jede mit geſunden fünf Sinnen mögliche Weiſe, irgendein Anzeichen zu entdecken, welches zur Aufklärung in der Richtung der bekannten Zirkusdreſſur hätte führen können. Es war nichts zu finden, und ich behaupte auch heute noch, es hat niemand von allen den Hunderten und Tauſenden, die Stunden auf dem Hofe in der Griebenowſtraße in Berlin zugebracht haben, irgend etwas finden können.

Es lag eben ein ebenſo intereſſantes wie ſchwer aufzuklärendes Phänomen vor, und wenn in Berliner und auswärtigen Zeitungen amtliche und gelegentliche Mitarbeiter und Einſender aus dem Publikum über die ganze Sache ohne weiteres abſchließende und abſprechende Urteile öffentlich ausgeſprochen haben, nachdem ſie die Vorführungen unter einem Haufen von Menſchen ein- oder zweimal flüchtig mit angeſehen hatten oder gar, ohne ſich die Sache überhaupt anzuſehen, ſo konnte das natürlich weder die lebhaft und in den weiteſten Kreiſen bis ins Ausland hinein intereſſierten Zeitungsleſer befriedigen, noch die der Sache Naheſtehenden beirren, die den ernſten Willen hatten, zur Aufklärung alles mögliche beizutragen. Aus dieſer Geſinnung heraus ſagte ich bald zu Schillings: „Ich verzweifle daran, daß wir durch einfache Beobachtung an Herrn von Oſten und ſeinem Hans irgend etwas entdecken werden. Wenn der alte Herr ſeinem Pferde irgendwelche abſichtliche Zeichen und Hilfen gibt, ſo ſind ſie ſo fein und raffiniert, daß ſie niemand ſieht, und es bleibt deshalb nichts anderes übrig, als die Probe auf das Exempel zu machen. Sie haben Zeit und Sie haben Talent, mit Tieren umzugehen; probieren Sie es doch einmal mit dem Tiere! Wenn es bei Ihnen dasſelbe leiſtet, Ihnen ebenſogut antwortet und rechnet, ſo iſt wenigſtens ſo viel ſicher, daß nicht irgendwelche abſichtliche Zeichen und bewußte Dreſſurhilfen nötig ſind, und damit wird dann ein Boden für die eigentlich wiſſenſchaftlich-pſychologiſche Unterſuchung geſchaffen.“

Alle Welt weiß, daß Schillings dieſes von mir vorgeſchlagene Experiment mit dem glänzendſten Erfolge gemacht, daß er bald und nachher wochen- und monatelang mit dem klugen Hans gearbeitet und deſſen eigentlichen Herrn zeitweiſe ganz in den Hintergrund gedrängt hat. Ihm bleibt auch jedenfalls das Verdienſt, daß er die Sache ſozuſagen an die große Glocke gehängt, das öffentliche Intereſſe darauf gelenkt hat; es iſt ihm aber das Unrecht geſchehen, daß man ihn alsbald mit Herrn von Oſten vollſtändig identifiziert, in einen Topf geworfen hat, was Proben, Kontrollverſuche uſw. anlangt, während er tatſächlich ſchon die erſte Probe, den erſten Kontrollverſuch darſtellte, wie ich als Zeuge des hiſtoriſchen Hergangs unmittelbar bekräftigen kann. Seit Schillings in Abweſenheit des Herrn von Oſten den klugen Hans vorführte, konnte, genau genommen, gar kein Zweifel mehr ſein, daß es ſich um einen Zirkustrick irgendwelcher Art bei der ganzen Sache nicht handelte.

Geheimrat Stumpf wollte das aber von einer größeren Anzahl ſachverſtändiger und einwandfreier Männer öffentlich beſtätigt haben, ehe er mit den jüngeren Pſychologen ſeines Inſtituts an die poſitive Unterſuchung und Feſtſtellung heranging, und das kann man nur ſehr begreiflich finden; denn es lohnte ſich nicht, ein mit den bekannten Mitteln der Zirkustechnik dreſſiertes Pferd pſychologiſch zu unterſuchen, und ſei ſeine Dreſſur noch ſo fein.

Es wurde deshalb die bekannte Kommiſſion gebildet, der auch ich angehörte, und in der ſowohl die praktiſche Pferdekunde und Dreſſurtechnik als die verſchiedenen in Betracht kommenden Wiſſenſchaften, die Zoologie, Phyſiologie, Pſychologie und Veterinärmedizin vertreten waren. Dieſe Kommiſſion machte eine ganze Reihe von Verſuchen mit und ohne Herrn von Oſten und Herrn Schillings und ohne beide und kam bald zu dem Reſultat, das eigentlich, genau genommen, wie ich ſchon ſagte, durch Schillings ſchon gegeben war: daß Dreſſurtricks irgendwelcher Art im Sinne der Zirkustechnik nicht obwalteten, daß das Pferd bewußte Hilfen und abſichtliche Zeichen irgendwelcher Art nicht erhielt.

Das wurde denn auch in einer öffentlichen Erklärung einſtimmig und unter dem vollen Gefühle der Verantwortlichkeit ausgeſprochen. Dieſem erſten entſcheidenden Teile der Erklärung wurden dann noch einige Sätze mehr referierender Natur angehängt, die nicht ſowohl einer Verpflichtung der Kommiſſion als dem allgemeinen Verlangen des intereſſierten Publikums entſprachen und für das Publikum und die Tageszeitungen berechnet waren, nicht aber für pſychologiſche

Fachzeitſchriften und Fachleute. In dieſen Schlußſätzen war auch von unabſichtlichen Hilfen und unwillkürlichen Zeichen die Rede, und es wurde geſagt, daß nach der Meinung der Kommiſſion auch alles derartige ausgeſchloſſen erſcheine.

Das war nun ein Irrtum, denn es wurde bald ein zweites am klugen Hans zu beobachtendes Phänomen im Kreiſe der Näherſtehenden bekannt, das zunächſt alle vollſtändig verblüffte und ratlos machte, dann aber gerade auf den Weg der unwillkürlichen Hilfen hinwies, auf dem denn ſchließlich auch des Rätſels Löſung gefunden wurde.

Man konnte ſich nämlich überzeugen, daß man die Zahlen, welche man dem klugen Hans ſonſt in Form von Rechenexempeln aufgab, nur lebhaft zu denken brauchte: auch dann ſchon gab ſie das Pferd durch das bekannte Hufklopfen richtig an.

Dieſes Experiment habe ich ſelbſt wiederholt mit dem Tiere gemacht und ebenſo der Profeſſor der Zoologie zur Straßen in Leipzig, der ſich zufällig in Berlin befand und das Pferd vorher nie geſehen hatte. Anweſend waren dabei unſere Frauen und Herr Schillings; aber es wußte immer nur derjenige die Zahl, der ſie ſich dachte, und Herr Schillings insbeſondere diente dabei immer nur dem Zwecke, das Pferd zur Aufmerkſamkeit zu bringen.

Hier verdient ein Ausſpruch des Kommiſſionsrats Buſch Erwähnung, der beweiſt, welch richtiges Gefühl dieſer praktiſche Pferdekenner für die Sachlage hatte. Buſch meinte, nachdem die Verſuche der Kommiſſion, der er auch angehört hatte, beendet waren, es müſſe doch irgendein Konnex bis jetzt unbekannter Art zwiſchen Herrn von Oſten oder der ſonſt fragenden Perſon und dem klugen Hans exiſtieren, es ſei nur nicht möglich, dieſen Konnex nachzuweiſen.

Hier ſetzten nun die Pſychologen, nachdem ihnen der Boden durch die Kommiſſion geebnet war, mit ihren weiteren Forſchungen ein, und namentlich der äußerſt ſcharfen Beobachtungsgabe und ſyſtematiſchen Arbeit des Herrn Oskar Pfungſt, eines jüngeren Pſychologen aus dem Stumpfſchen Inſtitut, iſt es zu verdanken, daß wir heute in Sachen des klugen Hans klar ſehen und wiſſen, wie er ſeine Exempel rechnete und ſeine Worte buchſtabierte, ohne doch über ſeinen Pferdeverſtand zum Menſchenverſtand ſich zu erheben. Er hat gelernt, ſeinem Lehrmeiſter oder dem Fragenden die Antwort vom Geſichte abzuleſen, an ganz kleinen, für die meiſten Menſchen unmerklichen Bewegungen des oder der vor ihm Stehenden zu erkennen, wann er mit dem Treten aufhören muß. Der kluge Hans iſt eine Art Cumberland, eine Art Gedankenleſer unter den Pferden, wie ihn Dr. Moll bei einer Beſprechung in der Pſychologiſchen Geſellſchaft ſehr treffend genannt hat.

Wie geht das zu, und wie wurde das nachgewieſen?

Pfungſt, der, wie geſagt, eine äußerſt ſcharfe und fein geſchulte Beobachtungsgabe beſitzt, glaubte ganz kleine Bewegungen bei Herrn von Oſten zu bemerken, wenn der kluge Hans bei der Schlußzahl des Exempels angelangt war. Schillings konnte dasſelbe nicht wahrnehmen, trotzdem man ihm als Meiſterſchützen und Meiſterphotographen der Tiere der afrikaniſchen Wildnis gewiß ſcharfe Beobachtung und raſche Auffaſſung zutrauen darf. Um ſo feine Reaktionen handelt es ſich hier!

Daraufhin machte Pfungſt folgenden Kontrollverſuch. Er arbeitete einen ſogenannten Sommerſchen Apparat derart um, daß die ſehr empfindlichen Hebelvorrichtungen auch die feinſten Bewegungen eines in den Apparat eingeſpannten Menſchen in drei verſchiedenen Richtungen ſehr vergrößert als Kurven aufſchreiben. Genauer darf ich mich nicht ausdrücken, um Pfungſt nicht in der Öffentlichkeit vorzugreifen. Nun ließ ſich Pfungſt von verſchiedenen beliebigen, in dieſen Apparat eingeſpannten Menſchen Fragen ſtellen und Aufgaben geben, wie man das beim klugen Hans gewöhnt war, und beantwortete ſie durch Klopfen. Pfungſt ſpielte ſozuſagen den klugen Hans und der in den Apparat eingeſpannte Partner den Herrn von Oſten.

Und ſiehe da: jedesmal beim Schlußklopfen, wenn die gedachte und gewünſchte Zahl erreicht war, zeigte der Apparat einen großen Ausſchlag der Kurve an, das heißt, die Verſuchsmenſchen machten Bewegungen.

Nun wurden Herr von Oſten und ſein kluger Hans wieder von zwei Beobachtern unterſucht, die mit Einfünftelſekundenuhren verſehen waren, wie ſie beim Rennen benutzt werden, und die, einer den Mann, der andere das Pferd, ſcharf fixierten. Dabei erwies ſich mit Hilfe der Uhren deutlich, daß die Reaktion beim Mann eher eintrat als beim Pferd, und zwar etwa um eine Fünftelſekunde früher. Damit war die äußere Möglichkeit erwieſen und zugleich eine große innere Wahrſcheinlichkeit gegeben, daß der kluge Hans dieſe ſeinen Bewegungen wahrnahm und gelernt hatte, ſich nach ihnen zu richten.

Das wurde noch wahrſcheinlicher gemacht durch Wiederholung der Scheuklappenverſuche, die früher ſchon angeſtellt worden waren. Dabei zeigte ſich deutlich, daß die Antwortfähigkeit des Pferdes aufhörte, ſobald es den Fragenden nicht mehr ſehen konnte. Unwiderleglich erwieſen wurde aber der Zuſammenhang durch weitere langwierige und zeitraubende, mit der größten Sorgfalt angeſtellte und aufgezeichnete Verſuchsreihen von Pfungſt, wobei dieſer junge Pſycholog eine ganz erſtaunliche Selbſtbeherrſchung und Nervenkraft an den Tag legte.

Er konnte bald, und kann es natürlich heute noch, ganz nach Belieben dem Pferde die Antwort ermöglichen oder unmöglich machen, je nachdem er entweder durch die denkbar größte Nervenſpannung jede, auch die kleinſte unwillkürliche Bewegung vermeidet oder ohne beſondere Anſpannung wie jeder andere unbefangene Menſch ſeine Fragen ſtellt. Pfungſt iſt zurzeit auf Grund eines rieſigen Materials von Beobachtungsprotokollen mit allen möglichen Zahlenreihen und Tabellen mit der Ausarbeitung einer erſchöpfenden wiſſenſchaftlichen Abhandlung über den klugen Hans beſchäftigt, die gewiß in den weiteſten Kreiſen viel Intereſſe finden wird.

Danach kann es jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der kluge Hans bei ſeinen Antworten keinerlei geiſtige Arbeit im höheren Sinne leiſtet, ſondern nur auf die kleinen, faſt unmerklichen und ganz unabſichtlichen Hilfen achtet, die der Fragende ihm gibt, und die hiſtoriſche Entwickelung der Sache wird alſo die geweſen ſein, daß, während Herr von Oſten glaubte, das Pferd zu unterrichten wie ein Kind, dieſes ſich nur auf die ſcharfe Beobachtung der kleinen Bewegungen ſeines Herrn einübte, um ſeine Brot- und Mohrrübenſtückchen zu erhalten.

Alle Einzelheiten werden in der Pfungſtſchen Abhandlung enthalten ſein. Ich darf dem fleißigen Verfaſſer nicht zuviel vom Inhalt vorwegnehmen. Ich möchte hier nur noch einen Hinweis geben, wie die ſcheinbar ſo fremdartigen und grundſtürzenden Leiſtungen des klugen Hans mit bekannten Tatſachen in Verbindung gebracht und dadurch erklärlich gemacht werden können, und da möchte ich erinnern an die Geſtikulation, als eine natürliche Gewohnheit und Neigung des Menſchen, ſeine Worte und auch lebhafte Gedanken mit unwillkürlichen, ganz unbewußt ausgeführten Bewegungen zu begleiten.

Die minimale unbewußte Bewegung des Fragenden, wenn die Schlußzahl erreicht iſt, iſt ſchließlich etwas Ähnliches wie der erſte Anfang oder der letzte Reſt einer zuſtimmenden und abſchließenden Geſtikulation, und da die Geſtikulation zum mindeſten bei den Genoſſen desſelben Volkes dieſelbe iſt, ſo wird es in dieſer Beleuchtung auch erklärlicher, warum der kluge Hans imſtande iſt, verſchiedenen Perſonen zu antworten.

Auf alle Fälle bleibt das Pferd des Herrn von Oſten ein Phänomen, das merkwürdigſte Tier ſeiner Art, das bis jetzt bekannt geworden iſt: ein unerhört feiner Gedankenleſer unter den Pferden, wie man ihn bis dahin ſich nicht hätte träumen laſſen. Die Unſterblichkeit iſt ihm und ſeinem Herrn in der Geſchichte der Tierpſychologie und der Sinnesphyſiologie ſicher.

Am lehrreichſten iſt der kluge Hans aber als Beiſpiel dafür, daß bei Tieren geiſtige Leiſtungen möglich ſind, welche äußerlich und ſcheinbar ſpezifiſch menſchlichen aufs Haar genau gleichen, innerlich und in Wirklichkeit aber auf ganz andere Weiſe zuſtande kommen. Der kluge Hans rechnet und buchſtabiert anſcheinend genau wie ein Volksſchüler, und tatſächlich weiß er von Zahlen und Buchſtaben gar nichts, ſondern achtet nur ſcharf auf kleinſte unbewußte Bewegungen des vor ihm ſtehenden Menſchen, die ihm anzeigen, wann er mit dem Hufſcharren aufhören muß, um Mohrrüben- und Brotſtückchen zu erhalten.

Man mache ſich nur einmal klar, wie zweifelnd wir notwendigerweiſe nach dieſer

Erfahrung allen anſcheinenden Beweiſen außergewöhnlicher Intelligenz gegenüberſtehen müſſen, welche uns von Tieren in der Literatur berichtet werden.

Der kluge Hans iſt ſo recht ein Schulfall dafür, eine eindringliche Mahnung, nie zu vergeſſen, daß das Geiſtesleben und die Vorſtellungswelt zwiſchen Menſch und Tier grundverſchieden ſein kann, auch bei äußerlich und ſcheinbar ganz gleichen Intelligenzbeweiſen. Hier möchte ich auf einige Unterſchiede zwiſchen verſchiedenen Tieren und dem Menſchen zu ſprechen kommen, die ein jetzt ſehr fruchtbarer Tagesſchriftſteller, Theodor Zell, neuerdings wieder gebührend betont hat in ſeinem leſenswerten kleinen Buche „Iſt das Tier unvernünftig?“ Zell hebt mit Recht hervor, daß die Bedeutung der verſchiedenen Sinne, namentlich des Geſichtes und des Geruchs, bei den Vögeln, bei den verſchiedenen Säugetiergruppen und beim Menſchen zum Teil eine ganz verſchiedene iſt. Es iſt das ja eine an ſich ganz bekannte Tatſache, aus der aber nicht immer die nötigen Konſequenzen gezogen werden. So weiß jeder, daß der Hund ein Naſentier iſt, ſich in allem ſeinen Tun und Laſſen von ſeinen Geruchseindrücken beſtimmen läßt, während wir Menſchen uns in erſter Linie nach unſeren Sehwahrnehmungen richten. Aber ſelten malen wir es uns einmal aus, aus wie verſchiedenen Elementen ſich infolgedeſſen das Geiſtesleben des Hundes zuſammenſetzen muß im Vergleich mit dem unſeren. Man denke ſich eine Ortskenntnis, eine Perſonenkenntnis, ein Gedächtnis aufgebaut auf Gerüchen, und es wird einem die Erkenntnis dafür aufgehen, wie ſchwer es iſt, ſich ein richtiges Urteil über geiſtige Leiſtungen bei Tieren zu bilden, geiſtige Leiſtungen von Tieren gerecht und ſachlich, wiſſenſchaftlich richtig zu beurteilen, ohne durch Analogieſchlüſſe aus dem eigenen Geiſtesleben in den Fehler der Vermenſchlichung des Tieres zu verfallen.

Aber wie ſollen wir überhaupt zu einer richtigen Erkenntnis und Beurteilung tieriſchen Geiſteslebens kommen? Wo ſollen wir uns in dieſer ſchwierigen Frage Rats erholen? Zu dieſem Zwecke können wir nicht ſicherer gehen, als wenn wir uns an das halten, was mein verehrter Lehrer, der große Leipziger Pſycholog Wundt, in ſeinen „Vorleſungen über die Menſchen- und Tierſeele“ niedergelegt hat.

Es mag dahingeſtellt bleiben, ob über die Tierpſyche heute ſchon ein abſchließendes Urteil möglich iſt, ob über dieſen ſchwierigen und umfangreichen Gegenſtand nicht noch ſchärfere und exaktere Unterſuchungen angeſtellt werden könnten.

Jedenfalls iſt aber bis jetzt noch kein einwandfreier Fall feſtgeſtellt, wo ſich die geiſtige Leiſtung eines Tieres über das Niveau erhoben hätte, das der Pſycholog mit der von ihm ſo genannten Aſſoziation bezeichnet, das iſt die Verbindung von Sinneswahrnehmungen und -erfahrungen mit Handlungen in zweckmäßiger Weiſe, meiſt ſo, daß die Handlungen dem perſönlichen Wohle oder der Erhaltung der Art des Tieres zugute kommen.

Dieſe zweckmäßigen Handlungen infolge von Sinneswahrnehmungen und perſönlichen Erfahrungen kann man nicht unter den Inſtinkt mit einreihen, wenigſtens nicht unter den Inſtinkt in dem ſcharf umgrenzten modernen Sinne, wie wir das Wort jetzt in der Zoologie meiſt gebrauchen: als vererbte Gewohnheit. Aus den Inſtinkthandlungen in dieſem Sinne ſcheidet das Perſönliche, das Individuelle vollſtändig aus, und das Tier handelt vermöge ſeines angeerbten Inſtinkts zweckmäßig, ohne von dem Zwecke ſeiner Handlung eine Ahnung zu haben.

Hier iſt die Stelle, wo ich, ſoweit das nötig iſt, noch einmal aufräumen möchte mit dem alten Vorurteil und der alten Phraſe, daß der Menſch nur mit Verſtand und das Tier nur aus Inſtinkt handle, daß die intelligenteſten Tiere einen verſtandesähnlich entwickelten Inſtinkt beſäßen uſw. Derartige Redensarten ſind durchaus unzuläſſig, weil ſie der tatſächlichen Beobachtung, den Erfahrungstatſachen widerſtreiten.

Auch der Menſch begeht zeit ſeines Lebens eine große Menge Inſtinkthandlungen. Wenn das neugeborene Kind die Mutterbruſt ſucht, ſo iſt das nichts anderes als Inſtinkt und ein ganz ſelbſtverſtändlicher Inſtinkt, weil der Menſch, zoologiſch betrachtet, doch nun einmal ein Säugetier iſt. Und wenn eine Dame im Augenblick, wo ſie von der Straßenbahn fällt, ſich mit aller Kraft an der

Meſſingſtange feſthält, ſtatt ſchnell loszulaſſen, ſo daß ſie eine ganze Strecke mitgeſchleift wird, ſo iſt das auch nichts anderes als Inſtinkt.

Der Inſtinkt gebietet, ſich beim Fallen feſtzuhalten, weil er noch aus einer Zeit ſtammt, wo es zwar keine elektriſchen Straßenbahnen, wohl aber Bäume, Flußufer und Felſenabhänge gab, von denen man herunterfallen konnte. Da hatte das Feſthalten einen Zweck.

Anderſeits geht es ebenſowenig an, die Tiere als reine Inſtinktmaſchinen hinzuſtellen, die jeder höheren und freieren Geiſtestätigkeit bar, gar nicht zu perſönlichen geiſtigen Leiſtungen nach eigener Wahl und Überlegung fähig wären. Im Gegenteil, ſie ſind ſehr wohl imſtande, mit ihren Sinneswahrnehmungen und perſönlichen Erfahrungen kraft ihres Gedächtniſſes geiſtige Erkennungs- und Wiedererkennungsakte zu verbinden und ſo auf Grund individueller Geiſtestätigkeit ihr Handeln zweckmäßig einzurichten. Dagegen ſcheint ihnen begriffliches, abſtraktes Denken verſchloſſen zu ſein; wenigſtens hat ſich bis jetzt immer, wo man ſolches annahm, ſchließlich doch ein anderer Zuſammenhang herausgeſtellt. Daß es eine feine, aber ſcharfe Grenze gibt, an der ſelbſt die klügſten Tiere ſich plötzlich ganz unbegreiflich dumm benehmen, mögen einige Beiſpiele beſſer illuſtrieren als weitere allgemeine philoſophiſche Deduktionen.

Unſer bekannter Afrikaner Schillings kann gar nicht Worte genug finden der Bewunderung, wie ausgezeichnet der afrikaniſche Elefant, der heutzutage wegen ſeines Elfenbeins unabläſſig verfolgt, von Ort zu Ort gehetzt wird, wie ausgezeichnet dieſes kluge Rieſentier es verſtanden hat, ſich dieſen gefährlichen Lebensumſtänden anzupaſſen. Mäuschenſtill verhält ſich die ganze Herde, wenn ſie ſich am abgelegenen und verborgenen Waldort zur Ruhe eingeſtellt hat; kein Knacken eines Zweiges, kein ſonſtiger Laut verrät ihre Gegenwart. Aber ihre Verdauungsgeräuſche, die, wie man ſich denken kann, ungefähr dem in der Ferne rollenden Donner gleichen, laſſen die Tiere ungeniert ertönen und bringen ſich dadurch um die ganze Wirkung aller ihrer ſonſtigen Vorſicht.

Noch mehr zu denken gibt ein Beiſpiel, welches wir Th. Zell verdanken. Es handelt ſich dabei um den Hund eines Bukareſter Ladeninhabers, der angeblich für Geld ſich etwas zu kaufen verſtand und überhaupt ein ſolcher Ausbund von Klugheit war, daß er ein „Überhund“ genannt wird. Aber ſelbſt dieſer hochgebildete „Überhund“ fiel genau ſo gut wie jeder gewöhnliche Straßenköter einem rohen tierquäleriſchen Unfug zum Opfer, den ſich der Bukareſter Mob nach Zells Bericht ganz gewohnheitsmäßig mit Hunden zu erlauben pflegt. Man fand ihn verendet mit einer an den Schwanz angebundenen alten Konſervenbüchſe; er hatte ſich wie ſo viele ſeinesgleichen vor dieſem raſſelnden Anhängſel zu Tode geängſtigt und zu Tode gerannt.

Was lehrt uns dieſes Beiſpiel? Nun, ich glaube, es beleuchtet ganz grell die feine, aber ſcharfe Grenze, die zwiſchen menſchlicher und tieriſcher Intelligenz beſteht. Wie wäre es ſonſt möglich, daß ein roher und grauſamer Pöbel in Bukareſt Hunde, alſo hochintelligente Tiere, auf ſolche läppiſche und dumme Art und Weiſe zu Tode quälen könnte? Das geſchieht aber ganz gewohnheitsmäßig, wie wir hören: es müſſen alſo doch alle Hunde darauf hineinfallen! Man fragt ſich vergebens, warum der Hund ſich nicht einmal in aller Ruhe das Ding näher beſieht, das man ihm da an den Schwanz angebunden hat. Ich bin überzeugt, in weitaus der Mehrzahl der Fälle wäre er ohne große Schwierigkeit imſtande, ſich mit Hilfe ſeines kräftigen Gebiſſes von dem läſtigen Anhängſel zu befreien. Wenn ihn ein Floh am Schwanze beißt oder die Räude ihn dort juckt, verſteht er es doch auch ſehr gut, jede beliebige Stelle des Schwanzes mit den Zähnen zu erreichen.

Aber, ich wiederhole es, es beſteht eine Grenze zwiſchen menſchlicher und tieriſcher Intelligenz, begriffliches, abſtraktes Denken bleibt dem Tiere verſagt, und deshalb fehlt ihm auch diejenige Fähigkeit, die der ſicherſte Beweis für begriffliches, abſtraktes Denken iſt, die Sprache.

Das Tier beſitzt zwar gewiſſe Elemente der Sprache, es erreicht gewiſſe Vorſtufen zur eigentlichen Sprache im menſchlichen Sinne dadurch, daß es imſtande iſt, ſeine

Gemütsbewegungen durch Laute zu äußern und im beſten Falle auch gewiſſe Vorſtellungen, die mit Sinneswahrnehmungen und daraus entſtehenden Gemütsbewegungen zuſammenhängen. Aber zur begrifflichen Sprache im höheren Sinne mit logiſch gegliederter Wort- und Satzform kommt es nicht — ganz einfach, weil das begriffliche Denken fehlt, deſſen Ausdruck die Wortſprache iſt. Wundt meint daher: „Auf die Frage, warum die Tiere nicht ſprechen, bleibt alſo die bekannte Antwort: weil ſie nichts zu ſagen haben, die richtigſte.“

Und ich möchte hinzufügen: Wenn man ſo die Sachlage erfaßt, wie ſie iſt, dann hat es auch gar nichts Verwunderliches mehr, daß am Kehlkopf, der Zunge und den anderen etwa noch für die Sprache in Betracht kommenden Organen des Menſchen ſich nicht die geringſte beſondere Ausbildung und Einrichtung findet, die auf eine beſondere Fähigkeit dieſer Organe hindeutet. Die gegliederte Wortſprache iſt eben keine Leiſtung des menſchlichen Kehlkopfes und der menſchlichen Zunge, ſondern eine Leiſtung des menſchlichen Gehirns. Dort, in unſerem Gehirn, finden wir wirklich auch nachweisbar das Sprachvermögen lokaliſiert in dem ſogenannten Sprachzentrum oder Brocaſchen Zentrum, d. h. in der dritten ſogenannten Stirnwindung. Das wiſſen wir ſchon ſeit Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den franzöſiſchen Anatomen Broca, den Vater der exakten Anthropologie oder Wiſſenſchaft vom Menſchen, und zwar hat die Mehrzahl der Menſchen, die Rechtshändigen, nach dem Geſetze des gekreuzten Nervenfaſerverlaufs ihr Sprachzentrum auf der linken Hirnſeite, die Minderzahl der Linkshändigen, zu denen ich ſelbſt gehöre, auf der rechten.

Nun können wir auch nicht mehr im Zweifel ſein, wie wir den Beſitz der Sprache beim Menſchen, das Fehlen beim Tier aufzufaſſen haben. Es fehlt den Tieren nicht im Kehlkopf, ſondern im Gehirn, und daß die Sache ſo liegt, das iſt eben der beſte Beweis dafür, daß es doch einen tiefgreifenden, prinzipiellen Unterſchied zwiſchen menſchlichem und tieriſchem Geiſtesleben gibt.

Wie verhalten ſich nun dazu die ſprechenden Vögel, namentlich die ſprechenden Papageien?

Um die merkwürdige Begabung dieſer Tiere auf dem richtigen Hintergrunde zu ſehen, muß man ſich erinnern, daß das Nachahmen von Tönen und Geräuſchen, das Spotten, von manchen Vögeln auch in der Freiheit ſchon geübt wird, z. B. aus unſerer heimiſchen Vogelwelt vom Eichelhäher oder Holzſchreier und vom Neuntöter oder rotrückigen Würger. Zahme Rabenvögel krächzen mit heiſerer Stimme ihr: „Jakob, wo biſt du?“, und der Gimpel oder Dompfaff lernt ein oder mehrere Lieder muſikaliſch richtig und melodiſch ſchön ſeinem Lehrmeiſter nachpfeifen.

Ebenſo ſpricht der Papagei die Worte nach, die man ihm vorſpricht oder die er ſprechen hört; er ſpottet, genau genommen, dem Menſchen nach. Dabei iſt es oft erſtaunlich und zu bewundern, wie richtig er die Gegenſtände und Perſonen, überhaupt die ganzen äußeren Umſtände und Verhältniſſe beachtet, auf die das abſichtlich Angelernte oder zufällig Aufgeſchnappte Bezug hat; aber von dem wörtlichen Inhalt und der ſprachlichen Zuſammenſetzung deſſen, was er ſpricht, hat der Papagei keine Ahnung, und deshalb hat dieſe Art Sprechen auch nicht die geringſte prinzipielle Bedeutung für die geiſtigen Fähigkeiten und Leiſtungen des Tieres gegenüber denen des Menſchen.

Der ſprechende Papagei iſt durch ſeine Sprachbegabung in die bevorzugte Lage verſetzt, ſeine Intelligenz effektvoller zu beweiſen als ein anderer Vogel, der vielleicht ebenſo intelligent iſt; aber dieſes Sprechen, das im Grunde genommen nichts anderes iſt als die Betätigung einer Spottluſt, eine Spötterei, wie ſie in der Vogelwelt mehr vorkommt, dieſes Papageienſprechen darf man nicht als Beweis einer ganz hoch und einzig daſtehenden Intelligenz anſehen, die über alle andere tieriſche Intelligenz weit hinausginge.

Mag der ſprechende Papagei ſeine Redensarten noch ſo richtig anwenden, mit noch ſo treuem Gedächtnis und einem oft verblüffenden Gefühl für den paſſenden Moment, wohin ſie gehören: er wird eine ſolche Redensart doch niemals nach ihren einzelnen ſprachlichen Beſtandteilen ſelbſtändig verarbeiten und durch eigene Geiſtestätigkeit umformen. Er lernt in ſeinem ganzen, oft

Jahrzehnte währenden Leben das nicht, was das menſchliche Kind in Monaten lernt.

Es fehlt eben auch ihm nicht in der Kehle, ſondern im Kopfe; das muß ſelbſt der begeiſtertſte Papageienliebhaber einſehen, wenn er unbefangen beobachtet.

Der Vollſtändigkeit halber muß hier auch die ſogenannte Affenſprache noch kurz berührt werden, die durch das Buch des Amerikaners Garner eine gewiſſe Berühmtheit in der populären Literatur erlangt hat. Garner hat ſeine Verſuche namentlich an Kapuzineraffen angeſtellt, die in der Tat eine beſonders modulationsfähige, man möchte faſt ſagen melodiſche Stimme beſitzen, und dabei auch den Phonographen benutzt, um die Laute des einen Affen zu fixieren und ſie dann vor den Ohren des anderen zu reproduzieren. Durch das Benehmen des zweiten Affen glaubte er dann den Beweis geliefert zu haben, daß dieſer die aus dem Apparat ertönenden Laute des erſten in ihrer Bedeutung genau verſtand.

Dieſe Unterſuchungen ſind hochintereſſant und gewiß auch nicht unverdienſtlich; aber die tiefe Kluft zu überbrücken, welche gerade durch Beſitz und Fehlen einer Wortſprache im höheren Sinne zwiſchen Menſch und Tier gähnt, das vermögen ſie ſicher nicht: denn es handelt ſich auch hier in letzter Linie wieder um Ausdruck von Gemütsbewegungen, der ja, wie wir wiſſen, allen höheren Tieren gegeben iſt.

Dagegen rücken zwei andere ſeeliſche Betätigungen die höheren und höchſten Tiere in unmittelbare Nähe des Menſchen; ſeeliſche Betätigungen, die ohne weiteres vielleicht gar nicht als beſondere, hervorragende Leiſtungen erſcheinen. Ich meine das Träumen und das Spielen.

Wir beobachten am Hunde im Schlafe oft ein Knurren, Winſeln und unterdrücktes Bellen, verbunden mit Schwanzwedeln und zuckenden Bewegungen der Beine. Entſprechende Beobachtungen hat man beim Pferde gemacht, und Vögel hört man öfter im Schlafe ſingen.

Aus alledem ſchließt man, daß dieſe Tiere träumen, daß im Schlafe durch irgendwelche Reizungen in ihrem Zentralnervenſyſtem ähnliche Reaktionen entſtehen wie im wachen Zuſtande durch Sinneswahrnehmungen und die damit verbundenen Gemüts- und Körperbewegungen.

Wie weit freilich dieſe tieriſchen Träume an das heranreichen, was die ſelbſttätige Phantaſie im menſchlichen Traume leiſtet, das iſt ſchwer zu ſagen, das wird wohl niemals ſicher feſtgeſtellt werden. Weiß man doch nicht einmal, ob der Menſch immer träumt oder nur manchmal; denn es wäre doch möglich, daß er die meiſten ſeiner Träume wieder vergißt. Da nun das Tier im wachen Zuſtande unverkennbare Beweiſe ſchöpferiſcher Phantaſie im höheren Sinne nicht gibt, ſo dürfen wir wohl auch ſeine Träume nicht höher einſchätzen denn als eine gewiſſe Erinnerungstätigkeit, vermöge deren der Hund z. B. ſich im Traume auf der Jagd befindet oder in einer Beißerei mit ſeinesgleichen, der ſingende Vogel im Traume ein Weibchen oder einen Nebenbuhler ſeiner Art vor ſich ſieht. Immerhin behält aber der Traum des Tieres als ſeeliſche Betätigung von innen heraus, ohne nachweisbaren äußeren Anreiz, ſeine Bedeutung.

Eine beſſere Einſicht als in die Träume haben wir in die Spiele der Tiere, und hier iſt auch ein Unterſchied zwiſchen Menſch und Tier unſchwer erkennbar.

Während nämlich das Spiel des menſchlichen Kindes ſich auf alle nur denkbaren menſchlichen Betätigungen erſtreckt und hier die kindliche Phantaſie zur Freude der Eltern oft die wunderſchönſten Blüten treibt, beſchränkt ſich das Spiel des Tieres, kritiſch betrachtet, immer auf die ſpielende Nachahmung der elementarſten Lebensbetätigungen: des Nahrungserwerbs und der Lebenserhaltung, alſo auf Jagd, Kampf und Flucht. Vergegenwärtige man ſich nur irgendwelche ſpielenden Tiere, ſo wird man gar keine weiteren Beweiſe meiner Behauptung mehr verlangen. Zur weiteren Veranſchaulichung möchte ich nur noch ein Beiſpiel anführen, das ſehr charakteriſtiſch iſt. Die Jungen der fliehenden, nicht wehrhaften Huftiere, die Pferdefohlen, Hirſch- und Antilopenkälber, geben ihre Spielluſt durch plötzliches Davonrennen zu erkennen, die wehrhaften Rinder, Ziegen und Schafe durch ſcherzhaften Angriff. Trotz dieſer offenſichtlichen Beſchränkung im Inhalt des tieriſchen Spiels bleibt doch immerhin die Tatſache nicht zu unterſchätzen, daß das höhere Tier mittels gewiſſer Anfänge einer Phantaſie imſtande iſt, ſeine ernſthaften, wilden Triebe bis zum harmloſen Spiel abzuſchwächen, und es iſt dabei wieder nicht zu verwundern, daß das Haustier am meiſten die Spielluſt bis ins erwachſene Alter beibehält, weil bei ihm durch den Einfluß des Menſchen die natürlichen wilden Inſtinkte am meiſten gemildert ſind.

Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, möchte ich nicht unausgeſprochen laſſen, daß die ſogenannten Liebesſpiele vieler Tiere durchaus keine Spiele im eigentlichen Sinne, ſondern ſehr ernſtgemeinte Liebeswerbungen ſind und durchaus nicht mit den wirklichen Spielen in einen Topf geworfen werden dürfen, wie dies ſelbſt von wiſſenſchaftlicher Seite geſchehen iſt. Das kann ein Zoologe, namentlich ein Ornithologe, der das Vogelleben kennt, niemals zugeben.

Ebenſo müſſen wir nach den neueſten Berichten und Erfahrungen beſtreiten, daß der Gebrauch von Werkzeugen ein durchgreifender Unterſchied zwiſchen Menſch und Tier wäre.

Daß geiſtig hochſtehende Tiere in der Gefangenſchaft unter dem Beiſpiel und Einfluß des Menſchen ſehr wohl lernen, Werkzeuge zu gebrauchen, wenn ſie nur körperlich dazu fähig ſind, beweiſen uns zahme Elefanten und Affen mit ihrem Rüſſel oder ihren Händen. Wir hatten jahrelang im Berliner Zoologiſchen Garten in einem Außenkäfig des neuen Affenhauſes einen japaniſchen Rotgeſichtaffen, der — jedenfalls dank dem leuchtenden Vorbilde unſerer Aktionär- und Abonnentenjugend — ganz famos mit Sand und Steinen werfen konnte wie ein Straßenjunge, und dieſe ſchöne Kunſt tagtäglich zum lauteſten Jubel der Beſucher übte, in der größten Wut und mit der unverkennbaren Abſicht, ſeinen Gegnern damit etwas Böſes anzutun. Dasſelbe berichten aber auch ſo glaubwürdige Forſchungsreiſende, wie z. B. Oskar Neumann, aus Afrika von den Herden wilder Paviane, die ja vielfach Felſenaffen ſind, und neuerdings hat Zenker, ein vortrefflicher Sammler und Kenner des Gorillas, in Kamerun beobachtet, daß das alte Gorillamännchen abgeriſſene grüne Zweige mit Laub als Fliegenwedel benutzt.

So viel ſteht alſo meines Erachtens feſt, daß man den erfinderiſchen Gebrauch von Werkzeugen heute nicht mehr als eine geiſtige Fähigkeit hinſtellen kann, welche auch in ihren einfachſten Anfängen dem Tiere ausnahmslos verſagt wäre.

Und ſchließlich das ganze große Gebiet des Seelenlebens, welches wir unter dem Ausdruck der Gemütsbewegungen zuſammenfaſſen. Es iſt nicht möglich, ſich auch hierin noch zu vertiefen. Ich möchte daher nur im allgemeinen ſagen: auch hier ſind dieſelben Grundlinien und Grundelemente vorhanden wie beim Menſchen; es iſt nur alles weniger klar und bewußt als beim Menſchen, weil das begriffliche Denken fehlt. Trotzdem kann in vieler Beziehung eine ſehr hohe und feine Ausbildung erreicht werden, und das darf uns nicht wundernehmen. Denn wenn wir den wirkſamen Faktoren unſerer modernen Naturanſchauung, der Anpaſſung und natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Daſein, auf körperlichem Gebiete die wunderbare bildneriſche Kraft zuſchreiben, die wir in den unendlich mannigfaltigen Formen der Pflanzen- und Tierwelt vor uns ſehen, ſo müſſen wir konſequenterweiſe eine ähnliche ausbildende Wirkung derſelben Faktoren auch für das Seelenleben annehmen und zugeben, daß auf dieſem Wege ſehr vieles triebmäßig von der Natur angezüchtet ſein kann, was zunächſt in jedem einzelnen Falle als bewußter perſönlicher Ausdruck hochentwickelten Seelenlebens erſcheint.

Durch dieſe naturwiſſenſchaftliche Erklärung der triebmäßigen Anzüchtung müſſen wir ſogar, wenn wir unbefangen und wiſſenſchaftlich einwandfrei vorgehen wollen, zunächſt auch die allerfeinſten und edelſten Blüten tieriſchen Seelenlebens zu verſtehen ſuchen, die anderſeits wieder geradezu als die Anfänge von Moral und Sittlichkeit erſcheinen. Ich faſſe dabei von meinem naturwiſſenſchaftlichen Standpunkt aus, der aber hier bei Beurteilung von Tieren nicht wohl angefochten werden kann, Moral und Sittlichkeit im Sinne der Unterdrückung des naiven, rohen Egoismus, des rückſichtsloſen Strebens nach dem eigenen Vorteil, die Unterdrückung dieſes natürlichen Strebens, welches jedem Organismus kraft des Selbſterhaltungstriebes zunächſt innewohnt, zugunſten des Wohles der Geſamtheit. Derartiges kann ſich natürlich nur bei geſelligen Tieren entwickeln; denn nur da iſt eine höhere Geſamtheit vorhanden.

Bei geſelligen Tieren, wenn ſie nur ſonſt geiſtig hoch genug ſtehen, finden wir aber auch dieſe erſten Anfänge der Moral, die Zurückſtellung des perſönlichen, eigenen Wohles hinter das Wohl der Geſamtheit. Ich erinnere nur an die Affenbanden, an die Elefantenherden und ihr inneres wohlgeordnetes Leben, und an den Hund, bei dem, wie wir in dieſem Zuſammenhange kurz ſagen können, an Stelle der Geſamtheit von ſeinesgleichen der Herr getreten iſt, dem er ſich unterordnet.

Aus dieſem Geſichtspunkte iſt es unſerem guten Hunde auch nicht ſo übelzunehmen, daß er dem neuen Herrn beim Beſitzwechſel meiſtens wieder mit derſelben Treue dient, ſobald er ſich an ihn gewöhnt hat.

Einen bezeichnenden Unterſchied gibt es aber doch wieder zwiſchen der höheren menſchlichen Sittlichkeit und der tieriſchen Moral, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, und dieſer Unterſchied iſt zugleich der beſte Beweis dafür, daß dieſe tieriſche Moral, genau genommen, wirklich nur eine Anzüchtung von Trieben iſt, welche alle der Forterhaltung der Art im geſelligen Verbande dienen.

In der menſchlichen Familie und im menſchlichen Staate ſorgt man nicht nur für die Jungen und die Geſunden, ſondern noch mehr für die Alten, Schwachen und Kranken. Im Verbande geſelliger Tiere iſt das anders. Wenn ſich da das alte, ſchwache und kranke Stück nicht ſchon von ſelbſt abſondert, was vielfach die Regel iſt, ſchon weil es eben hinter der Herde zurückbleibt, ſo wird es geradezu aus dem Verbande vertrieben, wenn nicht gar getötet. Es kann ja die Forterhaltung der Art nicht mehr fördern, ſondern nur noch hindern.

Der Menſch ſtirbt, gepflegt und betrauert von liebevollen Familienangehörigen; das alte, kranke Tier verendet allein oder unter den Biſſen, Hieben und Stößen erbarmungsloſer Genoſſen, deren inſtinktive Wut es erregt.

Es gab eine Zeit — und ſie dehnte ſich bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus —, da unterſchätzte man das Tier nach ſeiner geiſtigen Fähigkeit, und da lag auch zugleich, namentlich bei uns in Deutſchland, die Tierliebhaberei und Tierzucht ſehr darnieder. Dann kam ein großer Umſchwung und Aufſchwung in der Wiſſenſchaft durch Erſcheinen der epochemachenden Werke Darwins und in den allerweiteſten gebildeten Kreiſen unſeres Vaterlandes durch die erſte Auflage von Brehms Tierleben.

Namentlich Alfred Brehm, dieſer geniale Tiermaler mit Worten, wie ich ihn mit Vorliebe nenne, verſtand es, durch ſeine ſtimmungs- und empfindungsvollen Schilderungen das Tier als lebendes Weſen dem Herzen jedes Leſers nahezubringen. Er fachte auch in mir die angeborene Liebe zur Tierwelt ſo zu lodernder Flamme an, daß ich ſagen muß, er iſt weſentlich mit daran ſchuld, daß ich Zoologe und Tiergärtner geworden bin. Halten wir dieſe Liebe zu unſeren Mitgeſchöpfen feſt, aber halten wir zugleich auch die wiſſenſchaftliche Kritik und die unbefangene, ſtreng objektive Forſchung hoch!

Denn nicht der iſt der beſte Tierfreund und Tierſchützer, der das Tier in übertriebenem Maße vermenſchlicht und in ſentimentaler Weiſe verhimmelt, ſondern derjenige, der ſich ehrlich bemüht, ein wirklicher Tierkenner zu werden, das Tier nicht zu unter-, aber auch nicht zu überſchätzen.

Das Meerminneke

Eine alte Geſchichte aus Niederland

von

Lulu von Strauss und Torney

II

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Draußen vor der Stadt zwiſchen den Viehweiden lief ein breiter ausgefahrener Weg, der hier und da hölzerne geteerte Brücken über Waſſergräben warf oder ſumpfig eine Strecke zwiſchen Binſen und Ellerbüſchen kroch. Auf dieſem Weg ging um dieſe ſchon dämmerige Stunde der junge geiſtliche Herr Pieter de Jonge, und zwar ſehr ſchnell, um noch in die Stadt zu kommen, ehe die Tore geſchloſſen wurden.

Er hatte es gar nicht vorgehabt, den halben Tag wegzubleiben, als er kurz vor Mittag dieſen ſelben Weg hinging. So ein Stündchen vor dem Tor ſpazieren friſchte den Kopf auf, der leicht dumpf wurde über den Büchern.

Es war ein feiner grauer Dunſt in der Luft, und auf ſeinem Grunde ſtanden die hohen Rüſtern, die hier und da auf den Weiden verſtreut waren, prächtig gelb in ihrem Herbſtlaub. Das Gras war noch kräftig grün, und in den geraden ſchwarzen Waſſergräben, die das Weideland durchſchnitten, ſpiegelten ſich die luſtigen ſchnellſegelnden weißen Wolken.

Pieter war raſch gegangen, freute ſich an all der Friſche und ließ die Augen darauf ausruhen.

Jetzt tauchte der Weg in ein kleines Erlenholz ein, das der Wind glatt und platt gefegt hatte, ſo daß die Kronen nur wenig über Mannshöhe erreichten und ſich oben in verzweifelten Aſtwindungen zu einer dichten Decke verflochten. Es roch feucht und moderig unter dem Schatten, und rechts und links vom Weg ſchillerten ſchwärzliche Waſſerlachen. Aber gleich hinter dieſem unheimlichen Ellerbuſch, vor dem Kinder und Weibsleute ſich fürchteten, fing erſt flach, dann höher anſteigend in endloſem weißem Hügelgewirr der Dünenſtrich an, hinter dem die See lag.

Pieter ſtand ſtill und atmete ganz tief, wie er ſich umſah. Wie lange war er hier nicht geweſen! Maritjes Amme, Trien Mannis, war in einem Fiſcherdorf zu Hauſe geweſen und hatte die Kinder bisweilen dorthin mitgenommen, Maritje auf dem Arm und die Jungen wie die wilde Jagd um ſie herum. Jakeline mochte ſo etwas nicht, die blieb zu Hauſe. Aber Jan Allaert war immer dabei geweſen, und ſpäter war er mit dem auch noch allein hier herumgeſtrichen, hatte Möweneier geſucht und den wilden Kaninchen Schlingen gelegt.

Alles noch wie damals! Dieſe hundert Hügel, alle weiß wie Schnee und an ihren Abhängen mit hartem fahlem Gras und bläulich ſilbernen Stranddiſteln bewachſen. Die Sandtäler, in denen die Löcher der Kaninchen waren, die wie kleine graue Geiſter lautlos aus- und einſchlüpften. Ganz ſtill war es, nur ein Kiebitz oder eine Möwe ſchrie einmal, und obgleich das Meer noch lange nicht zu ſehen war, ſtand über den weißen Sandwellen doch dieſer blaſſe, kühle hohe Seehimmel, der noch unendliche weite Horizonte hinter dem wirklich ſichtbaren ahnen läßt.

Über dieſen geiſtlichen Büchermenſchen kam plötzlich eine freie, ſorgloſe Unternehmungsluſt, die ihn an ſeine Jungenzeit erinnerte. Es fiel ihm ein, ob das kleine Fiſcherdorf wohl noch ebenſo ausſähe, in dem ſie damals mit Trien eingekehrt waren und in einem räucherigen Häuschen Salzfiſche und grobes ſaures Brot gegeſſen hatten, das ihnen beſſer ſchmeckte als das feinſte Zimmetbrot an ihres Vaters Tiſch.

Der Weg dahin konnte nicht weit ſein. Pieter ſchritt kräftig aus durch dieſe menſchenleere Sandeinſamkeit, bis etwas Dunkles plötzlich, als der Weg um einen Dünenhügel bog, vor ſeinen Augen auftauchte.

Wirklich, das Dorf. Ein Dutzend ſchwarzgeteerte Holzhäuschen, die ſich mit ſchiefen, klapperigen Wänden und Schilfdächern vor dem Wind duckten. Kümmerliche Gärtchen davor, deren Wrackholzplanke faſt vom Sand verſchüttet war, und in denen ſtatt der Blumen, die nur kärglich am Boden herkrochen, ſonderbare bunte Muſcheln auf niedrigen Stangen aufgeſteckt waren. Gelbhaarige Kinder, die ſich ſchreiend im Sand balgten und das fremde Geſicht blöde anſtarrten.

Pieter de Jonge ſtand und ſah ſich mit enttäuſchtem Geſicht um. Das war die ganze Herrlichkeit? Er wußte doch genau, ſie hatten ſich damals verlaufen und verirren können im Dorf, ſo viele Häuſer waren da, und erſt die Pracht innen, damit war gar nichts zu vergleichen!

Er ſah in eine Tür hinein, die offen ſtand. Ein kleiner niedriger Raum, die Wände ganz beſetzt mit bunten irdenen und ein paar zinnernen Tellern. Auf dem Backſteinfußboden ein gloſtendes Kohlenbecken, über dem viele Reihen von ſpannenlangen ſilberigen Fiſchchen hingen. Auch außen an den Teerwänden hingen ſie in Bündeln zum Dörren. Alles roch nach Fiſch und ſcharfem, beizendem Rauch und verfaultem Tang.

Pieter ging kopfſchüttelnd an dieſen Traumſchlöſſern vorbei, die ſo ſonderbar eingeſchrumpft waren, als ihn einer anrief. Ein eisgrauer alter Kerl ſtand da mit dem Teerquaſt und teerte ſeine Hauswand, daß ſie in der Sonne blänkerte und auf hundert Schritt kräftig roch. Der Alte hatte mit der ſchwarzen Hand an der Kappe gerückt.

„Ihr kennt mich wohl nicht mehr, junger Herr? Klaas Klaaſſen, wenn Ihr's noch wißt. Ich habe Euch manches Mal Möweneier gezeigt, als Ihr noch nicht ſo hoch waret. Iſt recht, daß Ihr einmal herauskommt.“

Klaas Klaaſſen? Das breite pfiffige Geſicht war Pieter auf einmal dunkel bekannt, und der Name auch. Wo hatte er den doch kürzlich einmal nennen hören?

Der alte Kauz war augenſcheinlich ſchwatzluſtig. Er ſtand breitſpurig und ließ den Teer von ſeinem Teerquaſt in zähen Fäden abtropfen.

„Ihr wollt Euch wohl auch einmal das ſpaniſche Wrack anſehen, Herr, das da bei uns angetrieben iſt? Alles, was Beine hat, läuft ja danach heraus. Iſt auch der Mühe wert. Ein großmächtiger Kaſten iſt es geweſen. Aber jetzt iſt nicht mehr viel davon zu holen als das bloße Holz. Na, das beſte Strandgut davon habt Ihr ja auch nun in der Stadt, Herr, ich habe es Euch ja ſelber gebracht!“ Er kniff verſchmitzt das linke Auge zu, daß ſein Geſicht in dem grauen Bart ganz ſchief wurde.

Pieter ſah ihn etwas verwundert an. „Ich habe nichts von dem Wrack gehört. Was iſt das denn für ein Strandgut, von dem Ihr redet?“

Der Alte lachte. „Na, Herr, tut doch nicht ſo, als ob Ihr das nicht wüßtet. Ich habe in der Stadt ſo was läuten hören, als ob Mynheer de Jonges geiſtlicher Sohn dem Weibsbild die Chriſtenlehre einblaſen ſoll.“

Pieter wußte plötzlich Beſcheid. Und zugleich fiel ihm ein, bei welcher Gelegenheit er den Namen Klaas Klaaſſen neulich ſchon gehört hatte. Er zog ärgerlich die Brauen zuſammen. „Was iſt das für ein Geſchwätz? Seid Ihr der, der das Mädchen hier auf dem Sand gefunden hat?“

Der Graukopf machte ein ſchlaues Geſicht. „Mit Verlaub, Herr, ja. Haben die Leute Euch das erzählt, daß Klaas Klaaſſen ſie gefunden hat? Haben ſie denn auch erzählt, daß ſie einen Schwanz gehabt hat?“

Pieter ſah ihn ſtrenge an. „Alſo ſeid Ihr das auch wohl geweſen, der dies Geſchwätz in die Welt geſetzt hat? Und tut Euch wohl noch etwas zugute darauf? Schämen ſolltet Ihr Euch mit Euren grauen Haaren!“

„O Herr, mit Verlaub, kann ich denn dafür, wenn die in der Stadt ſo dumm ſind und jeden Spaß für Ernſt nehmen? Warum brauchen ſie denn ihren Verſtand nicht, den ihnen Gott gegeben hat? Habt Ihr es denn geglaubt? Oder habt Ihr den Schwanz denn geſehen? Nein, ſo wenig wie ich ſelber. Das arme Ding, ein moyes Meisje war ſie, wie ſie da lag. Aber ganz jämmer=

lich anzuſehen, als ob ſie tot wäre, und Kleider hatte ſie auch nicht auf dem Leibe. Na, der Sturm kam ja auch in der Nacht, als die auf dem Schiff in ihrer Koje geſteckt und geſchlafen haben, wie es jeder Chriſtenmenſch nachts tut. Und es ſchadet auch nichts, daß meine Jantje ihre Jacke nicht wiedergekriegt hat, die ſie ihr gegeben hat, denn ſie war doch ſchon zerriſſen.“

„Wenn ſie Euch gedauert hat, warum habt Ihr ſie denn in die Stadt auf den Markt geſchleppt und ſolche Lügen herumgeſchwatzt?“

Dem alten Kerl machte der ſtrenge junge geiſtliche Herr nicht viel Eindruck. Die letzte Frage überging er, auf die erſte zuckte er die Schultern. „Wir haben nicht gewußt, was wir damit anfangen ſollten. Und es iſt ihr ja auch zugute gekommen. Bei den Beghinen ſitzt ſie warm. Wenn Ihr Euch den Fleck anſehen wollt, wo wir ſie gefunden haben, müßt Ihr da herüber gehen. Ihr ſeht das Wrack da gleich auf dem Sand, und kaum ein hundert Schritt weiter hat ſie gelegen.“ Er drehte ſich wieder nach dem Hauſe und fing mit ſeinem Teerquaſt an zu ſtreichen, als ob der Teufel hinter ihm ſäße.

Als Pieter de Jonge ſah, daß mit dem Alten nichts weiter anzufangen war, ging er richtig ganz unwillkürlich den ſchmalen ſandigen Dünenweg weiter, den der ihm gezeigt hatte.

Gehört hatte er die See ſchon länger, aber als er jetzt über den Kamm des weißen Sandhügels kam, lag ſie zuerſt weit und blank und unruhig bewegt vor ihm. Das Waſſer hatte unter der blanken Herbſtſonne eine gelbgrüne Farbe, über die die ziehenden Wolken bisweilen große tintenblaue Schatten warfen. Die Flut war im Steigen, der breite ſchaumweiße Rand der See rückte in aufſteigenden ungeſtümen Wellen immer höher auf den Strand und floß ganz in der Ferne mit dem weißen Sand und der dunſtig hellen Luft in ein ſilberiges Glänzen zuſammen.

Pieter hatte den Hut abgenommen, daß ihm der ſtarke feuchte Salzwind in die Haare ſtieß, und horchte auf das große Brauſen da unten.

Auf dem Sand, über die Flutgrenze heraufgezogen, lagen wie plumpe Tiere ein paar Fiſcherboote, die ihre braunen geflickten Segel ſchlaff vom Maſt hängen ließen. Und eine Strecke weiter ein großes ſchwarzes Ding, das nicht genau zu erkennen war. Das mußte das ſpaniſche Wrack ſein.

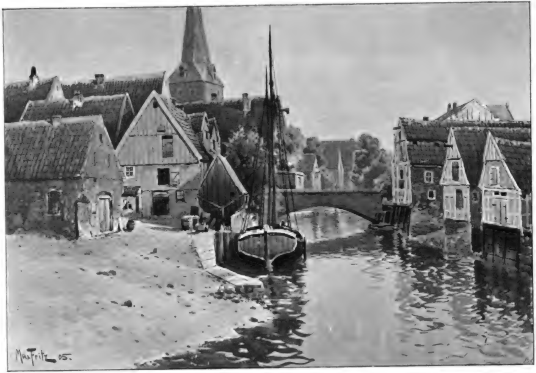
Der Kaplan lief plötzlich wie ein Junge mit langen Schritten die Düne herunter, gerade auf das freie Brauſen und Branden da unten los. Eine Reihe ſchwarzweißer Vögel mit roten Stelzbeinen und Schnäbeln, die unbeweglich auf der naſſen blanken Sandfläche geſtanden und ſich darin geſpiegelt hatten, hoben ſich alle zuſammen ſchwerfällig auf, als er nahe kam, ſtrichen mit großen Flügeln dicht auf dem Waſſer entlang und ſtellten ſich ein Stück weiter ebenſo unbeweglich hin. Er erinnerte ſich, daß er ſie als Junge oft eine halbe Meile weit ſo den Strand entlang geſcheucht hatte, ging ihnen wieder nach und ſchwenkte ſchreiend den Hut nach ihnen. Aber die See war ſo laut, daß ſeine eigene Stimme ſchwach verklang.

Da war das Wrack ja dicht vor ihm! Ein hausgroßes, unförmliches ſchwarzes Ding, das da kieloben und in den Sand halb eingerammt lag. Die Flanken zerſchmettert und zerſchlagen, daß die hölzernen Rippen herausſtanden. Rings zerſtreut Planken und Bohlen und ein großer Maſt, der wie ein Strohhalm abgeknickt war und doch noch loſe an dem Wrack hing.

Pieter de Jonge wurde ernſt. Er ſah über die nahe unruhige Waſſerfläche hin. Eine große breite Flutwelle wuchs eben wie ein grüngläſerner Berg herauf, ſtieg, kräuſelte ſich oben am Kamm und ſtürzte und ſchoß dann hohldonnernd in kochendem Schaum kopfüber auf den Strand. Hinter ihr ſtieg ſchon die nächſte, immer neue, ein endloſes wildes Spiel. Wenn das Spiel Ernſt wird, dann gnade Gott allem Lebendigen, das kein feſtes Land unter den Füßen hat!

Das mochte eine Nacht geweſen ſein, die die armſeligen verlorenen Menſchen auf dieſen Planken erlebt hatten! Ihre letzte Nacht! Pieter ſchlug ein Kreuz und ſprach ein Gebet für die Seelen der Ertrunkenen. Requiescant in pace.

Nur die eine war ja davongekommen. Unwillkürlich ſah er ſuchend über den Sand hin. Hundert Schritt weiter hatte ſie gelegen, ſagte Klaas Klaaſſen, und war jämmerlich anzuſehen geweſen.


MaxFritz 05.

Max Fritz: Im Spreewald.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Das große Mitleid ſtieg ihm plötzlich wieder heiß auf, das er damals gefühlt hatte, als er ſie zuerſt ſah. So ein junges Kind und hatte ſo Schreckliches durchmachen müſſen! Sie hatte nie wieder ein Wort davon geſprochen ſeit jenem erſten Male. Es mochte ihr wohl das Reden vergehen, wenn ſie daran dachte.

Eine kleine eilige Flutwelle ſchoß plötzlich mit ſchaumigem Rand auf ihn los, lief ſogar über ſeine Füße und ſchob die Muſcheln auf dem Sande klirrend noch ein Endchen höher. Pieter bückte ſich und nahm eine Handvoll von dieſen Muſcheln auf, durchſichtige blaßrote und feingezähnte gelbe, und lange weiße, die wie Meſſer ausſahen. Wie er ſie in der Hand hielt, fiel ihm ein, daß er ſie dem Mädchen mitbringen wollte. Es war ihm zumute, als ob er ihr etwas Gutes antun müßte, wie einem Kinde, das man tröſten will.

Ganz langſam ſchlenderte er dann wieder zur Düne hinauf. Da warf er ſich lang in die Sonne auf den warmen weißen Sand, ließ ihn durch die Finger rieſeln und horchte auf das große Brauſen. Das war laut und eintönig, daß ihm der Kopf ſonderbar benommen wurde und die Gedanken verſchwammen —

Er ſteht auf einmal wieder unten auf dem Sande und hat das dumpfe quälende Gefühl, daß er irgend etwas ſuchen muß. Da ſieht er in der Ferne etwas Weißes und läuft darauf los. Und wie er nahe daran iſt, erkennt er, daß es ein Weib iſt, weiß und blank und wunderſchön, und hat keinen Faden und Fetzen am Leib als nur ihre roten Haare, die ihr um die Schultern hängen. Und wie ſie ihn kommen ſieht, macht ſie auf einmal ihre ſchwarzen Augen groß auf und ſtarrt ihn an wie ein gequältes Tier und ſagt: Sennor — und noch etwas auf ſpaniſch. Er will auch antworten, da fällt ſein Auge plötzlich auf — nein, nicht auf ihre Füße, aber auf zwei glitzernde, naſſe, ſchuppige Fiſchſchwänze, die ſie ſtatt der Beine hat. Und Pieter de Jonge ſpringt zurück und ſchreit laut: Ihr habt doch recht, Klaas Klaaſſen! und —

Der geiſtliche Herr ſaß aufrecht im Sand und ſtarrte ganz verwirrt und mit nicht allzu klugem Geſicht in die Sonne, die ſchon tief ſtand und eine glühende rote Glanzſtraße über die metallen-grünliche See zog. Und wie er ſich beſann, fing er an, ſich ſehr zu ſchämen.

Kaplan, Kaplan! Was haſt du von ſchönen weißen Weibsbildern und Fiſchſchwänzen zu träumen? Kommt die Verſuchung vom Teufel oder aus dir ſelbſt? Haſt wohl noch gar nicht gewußt, daß du eine ſo ſchwarze Seele haſt, die ſolche unheiligen Träume ausbrütet? Sagt nicht der fromme Bruder Thomas von Kempen, ein rechter geiſtlicher Menſch ſolle nichts mit den Weibern zu tun haben, ſondern lieber das ganze andächtige Geſchlecht dem Herrn überlaſſen? Schäme dich, Pieter de Jonge!

Er griff mit der Hand zufällig in die Muſcheln, die er vorhin geſammelt hatte. Im erſten Ärger wollte er ſie wegwerfen, aber dann zuckte er zurück.

Was konnte denn das arme Geſchöpf dafür, daß er ſündhafte Träume hatte? Nicht ſie mußte er ſtrafen, ſondern ſich ſelbſt! Drei Tage keinen Schritt über die Schwelle und als Pönitenz eine lateiniſche Streitſchrift überſetzen, das ſollte ihm den Kopf ſchon kühl machen!

Ganz gedrückt machte er ſich auf den Rückweg durch die Dünen, der ihm jetzt unaufhörlich lang vorkam. Es war ſchon faſt dunkel, als er die dicken Rundtürme des Tores ſchwarz gegen den Abendhimmel ſtehen ſah.

Auf der letzten Holzbrücke holten ihn ein paar Leute ein, die keuchend und ſchnaufend unter großen Packen trotteten, ein kleiner Mann und ein Junge. Pieter kannte den Mann an ſeinem Packen und dem hinkenden Fuß, es war der alte Izaakje, dem die Jungen auf den Straßen Spottreime nachſchrien, der ſeit fünfzig Jahren durch die Stadt und alle Dörfer ringsherum lief und mit allem handelte, was es gab, und dem die Leute nachſagten, daß er trotz ſeines ſchmierigen alten Rockes Säcke voll Silber beſäße.

Der Alte mußte Katzenaugen haben, er erkannte Pieter in der Dunkelheit.

„Sieh', ſieh', Mynheer de Jonge, der ſchöne junge Mynheer Pieter! Mynheer iſt ein bißchen vor dem Tore gewandelt? Iſt recht, iſt ein Vergnügen, das nichts koſtet. Unſereins hat es nicht ſo gut. Gott Abrahams, er wird doch nicht ſperren das Tor? Lauf, Davidje, lauf!“

Pieter de Jonge hatte ihm gar nicht geantwortet. Als der Wächter, der eben das Tor ſchließen wollte, knurrend noch die ſpäten Ankömmlinge hereinließ und dabei ſeine Laterne hob, ſah Pieter, daß der Junge ein pfiffiges, häßliches Geſicht und fuchſig-rotes Haar hatte, das unter dem Licht förmlich glühte.

Er wandte ſich ärgerlich und angewidert weg, als der alte Jude noch einmal unter ſchwülſtig-demütigen Segenswünſchen die Kappe zog, ehe er ſich in eine ſchmale ſtockdunkle Seitengaſſe verlor. —

Pieter de Jonge kam ſich am anderen Morgen ein bißchen lächerlich vor mit ſeinen Muſcheln. Aber er war noch in derſelben reumütig-mißbilligenden Stimmung wie geſtern ſeiner eigenen verderbten Seele gegenüber und hätte ſich am liebſten noch ganz andere Bußen auferlegt.

Das Mädchen machte ein erſtauntes Geſicht, als er die bunten Dinger vor ihr auf die Tiſchplatte ſchüttete, und griff dann ſchüchtern lachend mit beiden Händen wie ein Kind hinein.

„Ich habe ſie an der Stelle am Strande geſucht, wo ſie dich gefunden haben,“ erklärte er ihr, „ein Fiſcher hat es mir gezeigt. Weißt du denn auch, daß ſie dich deswegen in der ganzen Stadt Meerminneke und Fiſchjungfer nennen?“

Ihr Geſicht war mit einem Schlage ernſthaft und brannte bis unter das Haar. Sie ſagte nichts und ſah ihn nur mit einem hilfloſen Blick an.

Da fiel ihm plötzlich ſein Traum von geſtern ein. Mit der flachen Hand fegte er raſch und ärgerlich die Muſcheln auf dem Tiſch beiſeite, ſchlug ſeine Bücher auf und fing mit einem ſtrengen Eifer an zu katechiſieren, als ob er ihr die ganze Chriſtenlehre in einer Stunde eintrichtern müßte.

Als er an dieſem Tage aufſtand, um zu gehen, ſaß das Mädchen und ließ zögernd die kleinen blaßroten Muſcheln durch die Finger gleiten. Auf einmal hob ſie einen ſchüchternen Blick zu ihm auf. „Ich möchte Euch etwas fragen, Herr. Ich möchte wiſſen, wie Ihr heißt. Wollt Ihr mir das ſagen?“

Er lächelte etwas bei ihrer Frage. „Pieter heiße ich, in deiner Sprache iſt das Pedro. Meine Mutter nannte mich auch immer ſo.“

„Eure Mutter? Warum?“

„Meine Mutter war in Valencia zu Hauſe, eines ſpaniſchen Kaufmanns Tochter.“

Eine ſtarke Freude ſprang ihr plötzlich in die Augen, ſie beugte ſich lebhaft vor. „Aus meiner Heimat, Herr? Nun weiß ich, warum Ihr anders ſeid als die Leute hier! Nun weiß ich, warum Ihr gut zu mir geweſen ſeid! Weil wir eines Blutes ſind!“

Eines Blutes? Das hätte ſie nicht ſagen ſollen. Der de Jongeſche Hochmut muckte auf. Gott wußte, wie ihm auf einmal der alte Izaakje mit ſeinem pfiffigen Rotfuchs von Jungen einfiel. „Eines Landes iſt noch nicht eines Blutes,“ ſagte er kalt, „meine Mutter war Chriſtina de Jonge, und du biſt ein jüdiſches Mädchen.“

Die Freude in ihren Augen war ganz ausgelöſcht. Ihr junges Geſicht war ſcharf, wie ſie jetzt den Kopf hob. „Ja, das bin ich. Meine Väter haben unter den Zelten Moſis und in den Hütten Davids gewohnt!“ ſagte ſie ruhig ſtolz in ihrer blumenreichen Sprache.

Hochmut gegen Hochmut! Aber dieſer war ſündlich. Pieter de Jonge zog ſtreng die Stirn in Falten.

„Das iſt lange her. Jetzt iſt das gefallene Volk in alle Länder zerſtreut und verſtoßen.“

„Aber der Gott Abrahams wird uns wieder ſammeln aus unſerer Zerſtreuung und wird uns über das Erdreich ſetzen, ſagt der Prophet.“

„Uns, ſagſt du? Du gehörſt nicht mehr zu dem verfluchten Volk. Weißt du das nicht?“

„Es iſt meines Vaters und meiner Mutter Volk, Herr!“

„Unſer Hochgelobter ſagt: Wer ſeinen Vater und ſeine Mutter lieber hat als mich —“

Da ſah ſie ihn an mit Augen, die ſchwarz und tief waren wie ein Brunnen. „Herr, habt Ihr mir nicht geſagt, daß Euer Jeſus nicht hat aufgehoben unſer Geſetz und die Propheten? Das Geſetz ſagt aber: Du ſollſt Vater und Mutter ehren.“

Das war eine Frage, auf die es ſchwer war, die Antwort zu finden. Pieter de Jonge war nicht zufrieden mit ſich, als er heute aus dem Beghinenhof kam. Er nahm es ernſt mit ſeiner Katecheſe, wenn er ſie auch anfangs lieber wieder losgeweſen wäre. Es ging doch um eine unſterbliche Seele, wenn ſie auch nur einem Judenmädchen gehörte. Da ſie das nun einmal war, wollte er ihr auch von der rechten Seite beikommen, ſaß zu Hauſe in ſeiner Kammer über den alten Propheten und ſchrieb ſich Exempel aus den Briefen Sankt Pauli aus, der ja auch viele Juden bekehrt hatte.

Ob er mit dem allen etwas ausrichtete, wußte er freilich nicht. Sie ſah ihn mit ihren ſchwarzen glänzenden Augen unverwandt an, wenn er ſprach, ſie wußte das Paternoſter und das Kredo ſchon am Schnürchen. Aber bisweilen kam es ihm vor, als ob ſie das alles nur mit den Lippen redete. Er ſah ihre böſen Augen noch vor ſich, wie ſie damals das Taufwaſſer verſchworen hatte; und das war noch nicht allzulange her.

Über dieſes alles grübelte er nach, wie er über den Markt nach Hauſe ging, die Augen vor den Füßen, als ob er die höckerigen Pflaſterſteine zählen wollte.

„Heda! Verflucht! Mann, könnt Ihr denn nicht ſehen? O je, Hochwürden!“ Der dicke Butterhändler rieb ſich die Schulter, an die der geiſtliche Herr angerannt war, und lachte gemütlich. „Ihr habt auch wohl einen guten Puff gekriegt, aber Ihr müßt es mir nicht übelnehmen, daß ich hinten keine Augen habe.“

„He, Baas, nun könnt Ihr ja den geiſtlichen Herrn gleich fragen, wer recht hat,“ ſchrie eine Frau, die hinter einer Kiepe mit Grünzeug ſaß und heftig mit den Händen fuchtelte; „iſt das erhört, Hochwürdiger? Jan Heemßen ſagt, er will an Michelstag und Sankt Paulstag und Allerheiligen Torf fahren und buttern wie am Werktag!“

„Warum denn nicht?“ verteidigte der Dicke ſich gelaſſen, „Frauchen, Ihr habt es ja neulich in der Kirche ſelbſt gehört! Wenn ich nur meine Rechnung mit dem Herrgott ſelbſt in Ordnung habe, was gehen mich dann noch die Heiligen an?“

„Baas Heemßen will die Heiligen ja bloß los ſein, damit er an den Tagen auch noch werken und groſchenkratzen kann!“ ſchrie einer aus dem Haufen, der ſich um die Zankenden geſammelt hatte.

Der Buttermann wandte ſich um. „He ja, euch Lümmeln ſind die Heiligentage ſchon recht, je mehr je beſſer, damit ihr faulenzen und euch einen antrinken könnt!“

Ein bedrohliches Knurren kam aus dem Haufen. „Wartet doch erſt, ob der Rat die Heiligen abſchafft, Baas!“

„Der Rat?“ Eine magere blaſſe Frau mit großen hellblauen Augen drängte ſich aufgeregt vor. „Was geht das den Rat an? Der Rat kann uns keine ewige Seligkeit geben!“

„Haſt recht, Lijn! Na, warum ſagt Ihr denn kein Wort dazu, Hochwürdiger?“

Pieter de Jonge ſchüttelte den Kopf, der Lärm und das Gedränge waren ihm zuwider. „Geht an eure Hantierung, Leute, und laßt das die Kirche ausmachen. Das iſt ihre Sache und nicht eure.“

Der dicke Buttermann ſah ihn beinah mitleidig an. „Das ſoll nicht meine Sache ſein, ob ich arbeiten und zu wem ich beten ſoll? Na, Herr, Ihr ſeid wohl noch recht jung, da wißt Ihr es nicht beſſer.“

Die Grünzeugfrau gab ihm einen Puff. „Baas, haltet doch den Mund! Das iſt ja Mynheer de Jonges Sohn!“

„So, iſt er das? Und ich bin Jan Heemßen von Waterland. He, Trientje, packt zuſammen, die Marktglocke! In einer Stunde muß alles weg ſein!“

Pieter ſchüttelte noch mißbilligend den Kopf, wie er vorſichtig im Gewühl über Butten und Kohlköpfe ſtieg, um über den Markt nach Haus zu kommen. Waren die Leute nicht bei Troſte? Wollten mir nichts dir nichts die Heiligen abſchaffen, und wollten beſſer als die heilige Kirche über die Seligkeit Beſcheid wiſſen? Da hatte Jan etwas Schönes angerichtet mit ſeiner Predigt! Es war eine ſchlimme Zeit, und für einen Chriſtenmenſchen und Kleriker das Beſte, ſich von dieſen Händeln ganz fern zu halten.

Das war ein guter und rechtlicher Vorſatz, aber auch nur ein Vorſatz. —

Mynheer de Jonge hielt darauf, daß alle ſeine Söhne Sonntags an ſeinem Tiſch ſaßen, und lud meiſt noch ein paar Gäſte dazu, einen armen Vetter oder eine Baſe, oder auch was Geiſtliches.

Als Pieter am nächſten Sonntag kam, fand er ſeinen Dekan da. Der war ein mageres Männchen, das ſehr feines flämiſches Tuch zum Rock trug und es gern hatte, wenn ihm lange Spitzen über die Hände fielen. Er hatte in ſeinem kleinen Altfrauengeſicht einen ungeheuer beweglichen Karpfenmund, der auch, wenn er ſchwieg, die Reden der anderen mit ausdrucksvollen kleinen Zuckungen begleitete.

Der Dekan floß über von Höflichkeit an Mynheer de Jonges Tiſch.

„Sieh', da haben wir ja auch unſeren wertgeſchätzten, gelehrten jungen Kaplan! Das muß ein Augentroſt ſein, Mynheer, ſolch ein Sohn! Mein Lieber, wir ſind eben dabei und reden von den ſchlimmen Weltläuften. Ich habe geſtern Beſuch von einem geiſtlichen Freund aus Leiden gehabt, und da wiſſen ſie ja immer zuerſt, was geſchieht. Es ſoll im Reich jetzt hergehen wie in der Heidenſchaft, und ich glaube wahrhaftig, dieſer Wittenberger Doktor iſt der leibhaftige Antichriſt. Und das Unglück iſt, daß dieſe Ketzerei weiterläuft wie die Peſt. Sogar hier bei uns —"

„Trinkt einmal aus, Ehrwürden, der Krug iſt noch ganz voll," fiel ihm Mynheer etwas eilig in ſeine Rede, „oder nehmt noch einen Biſſen Gansbraten oder von der Paſtete, ſie iſt wirklich nicht ſchlecht."

„Ja, es iſt alles ganz unübertrefflich bei Euch, Mynheer de Jonge! Ich nehme ſchon, mit viel Vergnügen! Aber was ich ſagen wollte: hier in unſerer Stadt müſſen wir uns ja auch ſchon gegen das Gift wehren. Was habt Ihr denn neulich zu dem Spektakel in Sankt Bavo geſagt, mein Lieber?"

Pieter, den er anredete, zuckte die Schultern. „Ich bin nicht dabei geweſen, Ehrwürden!"

„Aber habt doch davon reden hören, nicht wahr?"

„Ich höre nicht groß auf Leutegeſchwätz," wich Pieter aus und ſah mit verſchloſſenem Geſicht auf ſeinen Teller. ‚Sein ſpaniſches Geſicht' nannte Maritje das. Er liebte ſeinen Dekan nicht, mit dem er ſchon bisweilen kleine ſpitzig-höfliche Auseinanderſetzungen gehabt hatte.

Der Karpfenmund wollte liebenswürdig lächeln, aber es geriet nur ſäuerlich.

Mynheer de Jonge fluchte inwendig auf dieſen hochnaſigen Tölpel von Sohn und ſprang eilig ſelbſt in die Breſche. „Der Kaiſer ſoll ja ſehr böſe auf die Fürſten im Reich ſein," ſagte er gewichtig bürgermeiſterlich, „es heißt ja, daß nächſtens ganz kräftige Edikte gegen die Ketzerei ausgehen ſollen. Ich habe geſtern im Rat beantragt, daß wir dieſen vorlauten Prädikanten das Predigen verbieten, damit der Unfug nicht noch weiter um ſich greift."

Karltje de Jonge, der Jüngſte, der noch zu einem Magiſter in die Schule ging und hochblond und breit und geſund war wie alle de Jonges, hörte auf zu kauen. „Wir haben auch zwei in unſerer Schule, die die Heiligen abſchaffen wollten, aber wir haben ſie geſtern gehörig durchgebläut, da haben ſie ſie wieder angenommen."

Alle am Tiſch lachten, am lauteſten der Dekan. „Ihr habt da ja ein prächtiges Söhnchen, Mynheer de Jonge, viel Glück dazu! Wie iſt das, mein Lieber," wandte er ſich noch lachend herum an ſeinen Kaplan, „ſeid Ihr nicht auch mit dieſem Jan Allaert in eine Schule gegangen?"

Pieter ſah mit einem Ruck auf und ihm gerade in das Geſicht. „Ja. Er iſt mir wie ein Bruder."

„War, war, wolltet Ihr ſagen, mein Lieber."

„Verzeihung, nein, Ehrwürden. Er *iſt* es." Das kam ganz ehrerbietig heraus, aber feſt.

Unten am Tiſch ſaßen die Mädchen, beide aufgeputzt in der Atlasſchnürbruſt, in der Jakeline ſteif und würdevoll und Maritje unglücklich eingequetſcht wie ein gefangener Vogel ſaß. Die Kleine ſah Pieter aufleuchtend an, aber er merkte es gar nicht.

Der Dekan hatte mißbilligend erſtaunt den Mund rund gemacht. „O, o, mein Lieber, das wäre denn doch bedenklich! Ein ketzeriſcher Prädikant —"

Pieter ſah ihn gereizt an. „Mag ſein, daß er Kleriker und Kaplan nicht bleiben kann, aber mein Freund bleibt er. Eins hat mit dem anderen nichts zu ſchaffen."

Der Dekan antwortete nicht, er ſah nur über den Sohn weg den Vater an. „Der alte Allaert dauert mich recht ſehr. Es iſt ein hartes Kreuz für ihn, wo der Sohn doch ſo gut auf dem Wege war.“

Mynheer goß ärgerlich einen ganzen Becher Wein herunter. „Ja, es iſt eine Schande, daß ſo etwas in einer Ratsfamilie vorkommt. Aber er hat immer dem Jungen allen Willen gelaſſen und keine rechte Zucht im Hauſe gehabt. So was wäre bei uns nicht möglich, haben Willem van Hout und ich geſtern noch zueinander geſagt. Aber wißt Ihr denn, daß der junge van Hout eine Terlinden heiraten ſoll? Wenn daraus was wird, kommt auch ein guter Batzen Geld zuſammen.“

Man war nun gottlob in dem ſeichten und ungefährlichen Fahrwaſſer des Familienklatſches, und das war auch bekömmlicher bei ſpaniſchem Wein und Feigen.

Um dieſe Zeit hatten Kinder und Weibsleute vom Tiſch aufzuſtehen, während die Männer noch bei einem guten langſamen Nachtrunk ſeßhaft blieben. Jakeline und Maritje kamen beide und küßten dem geiſtlichen Herrn die Hand. Als der Maritje die Backen tätſcheln wollte, fuhr ſie dunkelrot und böſe zurück. Aber wie ſie hinter Pieters Stuhl vorbeiging, drückte ſie plötzlich ihr friſches rundes Geſicht einen Augenblick an ſeins, wie ſie es als zärtliches kleines Mädchen getan hatte, und ſagte ihm geſchwind ins Ohr: „Guter Bruder Piet!“

Wie er ſich verwundert umſah, war ſie ſchon aus der Tür.

Pieter blieb aber heute nicht lange mehr ſitzen, der ſüße ſpaniſche Wein ſchmeckte ihm wie Galle, weil er ſeinen Ärger mit herunterſchluckte.

Als er naßgeregnet und innerlich doch noch ſiedeheiß durch den dunklen Torweg des Prieſterhofes von Sankt Bavo kam, ſah er oben in ſeinem Kammerfenſter Licht. Was konnte das ſein? Mit ein paar Sprüngen lief er die Treppe hinauf. An der Tür blieb er wie angenagelt ſtehen. „Jan, du?“

Jan Allaert hatte es ſich gemütlich gemacht, das Lämpchen angezündet, die Beine unter Pieters Tiſch geſteckt und ſah ihn lachend über die Bücher weg an. „Jan ganz leibhaftig. Drei Wochen habe ich keine Naſenſpitze von dir geſehen und wollte wiſſen, wo du ſteckſt. Pieter, Pieter, was muß ich ſehen? Sitzſt du hier und ſchreibſt ſpaniſche Carmina?“ Er hob ein beſchriebenes Blatt vom Tiſche mit ſpitzen Fingern hoch.

Pieter griff haſtig danach und nahm es ihm weg. „Laß das. Kein Carmen, nur ein Kirchenlied, ins Spaniſche gebracht. Sie verſteht ja nichts anderes.“

„Hm.“ Jan Allaert frug nicht weiter, wer ſie war, es zuckte ihm nur etwas um den Mund. Dann lehnte er ſich plötzlich breit im Stuhl zurück. „Mynheer de Jonge der Vater hat die neue Lehre aus dem Haus geworfen und ihr die Tür zugeſperrt. Pieter de Jonge der Sohn verſchanzt ſich gegen ſie hinter Mauern von Kirchenvätern. Komme ich dir auch nicht gelegen, Pieter, dann ſag' es!“

Pieter de Jonge hatte heftig den Kopf gehoben. „Was iſt das mit meinem Vater? Was ſagſt du da?“

Jan zuckte mit ſeinem ſorgloſen Lächeln die Schultern. „Mynheer de Jonge hat mich gebeten, nicht wieder in ſein Haus zu kommen. Aber laß das, es iſt Nebenſache. Ich will von dir etwas wiſſen, Pieter. Warum biſt du nicht mit dabei, wenn es nun Ernſt wird?“

Der junge Kaplan lehnte am Tiſch und ſah vor ſich hin, mit demſelben dunkel verſchloſſenen „ſpaniſchen“ Geſicht wie vorhin in ſeines Vaters Haus. „Ich hatte zuviel Arbeit, Jan.“

Der Blonde fegte mit einer Handbewegung die dicken Bücherſchwarten über den Tiſch, daß ſie übereinander polterten. „Torheit. Es gibt beſſere Arbeit jetzt für einen rechten Mann als das hier!“

Es kam keine Antwort. Jan Allaert ſah nach dem anderen hin, der vom Licht grell beſchienen war, daß ſein dunkler Kopf ſcharf gegen die kahle weiße Kalkwand der Kammer, gerade unter dem geſchnitzten Kruzifix ſtand.

„Pieter, weißt du noch, wie wir zuſammen auf der Schulbank geſeſſen haben?“

Der andere nickte. „Ja. Du wußteſt aber alles immer beſſer und raſcher als ich.“

„Aber du behielteſt länger. Weißt du auch noch, daß wir alle unſere tollen Streiche zuſammen gemacht haben?“

„Ja, Jan. Aber du hatteſt immer mehr Mut als ich.“

„Nein, du warſt nur bedachtſam, aber nachher haſt du doch alles mitgemacht und mit ausgebadet. Und, Pieter, weißt du wohl noch, wie wir jungen Gelbſchnäbel gewettert haben gegen die Verderbnis der Kirche und Pfaffheit, aber hübſch bei verſchloſſenen Türen, und haben gemeint, wir zwei müßten ſie einmal mit eiſernem Beſen fegen? Und wie wir unſere helle Freude gehabt haben über die Epistolae und am Doktor Erasmus? Und wie das erſte aus dem Reich kam, die Theſen von Wittenberg — weißt du das noch, Pieter?“

Pieter de Jonge hatte den Kopf gehoben und ſah den anderen voll und erregt an. „Du kamſt zu mir herein, Jan! ‚Ich habe etwas, Pieter,‘ ſagteſt du, ‚etwas, das allen ſchlechten Pfaffen die Mützen wackeln macht!‘ Und biſt auf eine Bank geſprungen und haſt ſie mir laut heruntergeleſen. Und nachher haben wir die Nacht aufgeſeſſen und geredet. Es war ſchön, Jan!“

Jan Allaert ſtand plötzlich auf, machte zwei große Schritte auf den anderen zu und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Pieter, und nun willſt du doch nicht mit? Und willſt mich allein laſſen?“

Der wich unruhig ſeinen Augen aus, ſein Geſicht war plötzlich wieder anders. „Was willſt du denn von mir? Ich tauge nicht zum Marktſchreier und Gaſſenprädikanten!“

„Wer will dich denn dazu machen? Pieter, es iſt mir nicht um mich, wenn es mir auch bitter leid ſein ſollte. Es iſt mir um dich, um dich, daß du als Mann zu dem ſtehen ſollſt, was du glaubſt! Und um das liebe Gotteswort!“ Er ſchüttelte den anderen in ſeinem heißen Eifer, ließ ihn dann los und blieb vor ihm ſtehen.

Pieter de Jonge ſpielte mit dem geſchriebenen Blatt und ſah ſeinen Freund nicht an. „Was ich glaube?“ ſagte er langſam. „Jan, eine Sache ſieht anders aus auf der Gaſſe als in den vier Wänden. Es iſt ein ernſthaftes Ding um die guten alten Ordnungen. Die ſoll man nicht ſo ſchnell umreißen. Und meine Mutter iſt auch vom alten Glauben geweſen und darauf geſtorben.“

„Ich weiß, Piet. Und wenn eine in der ewigen Seligkeit iſt, ſo iſt die es. Aber ſie hat nichts Beſſeres gewußt und gekannt. Und wir —“

Er atmete ſtark und tief auf.

„Pieter, ich habe auch mit Fragen und mit Zweifeln angefangen wie du. Aber wie es da durch das Land lief wie ein Brand, von einer Stadt in die andere: Weg mit den Götzen! Nichts als Gottes Gnade und das liebe reine Wort! Da iſt es über mich gekommen, daß ich habe mit müſſen. Und wenn ſie mir heute mein Amt nehmen, ſo nehme ich mir ein neues von Gott. Und wenn ſie mich barfuß aus dem Stadttor jagen, ſo gehe ich betteln zu Gottes Ehre. Und wenn ſie mit Rad und Galgen und Schwert kommen, ich will drei Tode leiden um reine Lehre und Gottes Wort!“

Sein helles, lebendiges Geſicht war ganz Feuer. Er ſtand da wie ein junger Siegprophet oder ein Soldat vor der Schlacht.

Pieter de Jonge drückte plötzlich beide Hände vor das Geſicht, als ob er nichts mehr ſehen und hören möchte. „Jan, Jan, ich bin nicht wie du! Mein Vater iſt Bürgermeiſter, und die de Jonges hat nie einer ſchief anſehen dürfen. Du haſt immer mehr Mut gehabt als ich!“

Es war eine Stille, die dauerte wunderlich lange. Dann griff Jan Allaert nach ſeinem ſchwarzen Hut. „So kann ich denn meiner Wege gehen,“ ſagte er, ſchwerer und anders als er ſonſt ſprach.

Pieter ſah raſch auf. „Du kommſt doch wieder?“

Der andere ſchüttelte den Kopf. „Nein, Pieter. Ich hatte das nicht von dir gedacht.“

„Aber um aller Heiligen willen, ſeid ihr denn alle toll geworden? Jan, du biſt mein Lebtag mein Bruder geweſen, und wenn du ein Dieb und Totſchläger wäreſt, du ſollteſt doch mein Bruder ſein! Um dieſe neue Lehre —“

„Ja, Pieter, um dieſe neue Lehre. Wenn du deines Vaters Weg gehen willſt, geh’ ihn recht und ehrlich. Auf zwei Händen tragen taugt heute nicht.“ Er blieb noch ſtehen und gab ihm die Hand. „Mag ſein, daß deine Zeit noch kommt. Geb’s Gott!“

⁂

Es war nun Winter geworden. Erſt fielen die letzten gelben Blätter von den Ulmen und ſchwammen auf den Grachten.

Dann kamen die grauen windigen Regentage, wo die Pflaſterſteine des Marktes wie ſpitze Inſelchen im flüſſigen Schlamm ſtanden und die Ziegel nachts im Sturm von den Dächern polterten. Man ſprach wie in jedem Spätherbſt von vielen fremden Schiffen, die geſtrandet, und von Fiſcherſchaluppen, die nicht wiedergekommen waren. Und endlich fiel Schnee und lag erſt blendend rein und dann ſchmutzig und zertreten auf den Straßen und am Rande der Grachten, deren ſtilles Waſſer ſonderbar ſchwarz dagegen abſtach.

Ein Winter wie alle. Und doch anders.

Wer zu Hauſe am Feuer ſaß, der gähnte nicht bloß oder erzählte immer dieſelben Hiſtörchen vom dummen Jan und vom Duimchen (Däumling), über die der Großvater ſchon als Junge gelacht hatte. Es gab ein Köpfezuſammenſtecken über allerlei unerhört neue Dinge. Sankt Bavo war jetzt immer halb leer, wenn der Dekan Meſſe las, und war doch ſtickvoll geweſen, als der junge Kaplan Allaert ſeine Veſperpredigt hielt. Aber wo war der Kaplan Allaert jetzt? Keiner ſagte es, aber wenn zwei von ihm ſprachen, ſahen ſie ſich an und nickten.

Es lag viel Heimlichkeit in der Luft, in dieſen ſtillen Straßen, wo die dunklen backſteinernen Giebelfronten der Häuſer ſo eigenſinnig verſchwiegen in die ſchwarze Gracht ſtarrten, und auch in den Kleineleutegaſſen, wo die Häuſer nur von Holz waren und ſich zuſammenduckten, aber ebenſo dunkel und ſo ſtumm waren.

Mynheer de Jonge ärgerte ſich über mancherlei in dieſen Wochen, aber mit ſeinem Sohn Pieter war er zufrieden, der ging ſeines Vaters Weg.

Ein Segen, daß dieſer Jan Allaert aus der Luft war, der ihm ſo leicht Dummheiten in den Kopf ſetzte. Der war wie vom Erdboden verſchluckt ſeit dem Tage, an dem der Rat ihm und den übrigen von dieſen frechen neuen Prädikanten das Predigen verboten und der alte Allaert ihn aus dem Hauſe gewieſen hatte. Der hatte wohl nicht anders können, ſonſt wäre es mit ſeinem Ratsſtuhl auch bald vorbei geweſen.

Pieter de Jonge hatte ſeinen Freund auch nicht wieder zu Geſicht bekommen. Einmal nur, als er im Dunkeln nach Hauſe kam und einen Mann im Mantel eilig über einen Steg in die nächſte kleine Gaſſe gehen ſah, war es ihm vorgekommen, als ob das Jan ſein könnte. Aber er hatte ihn nicht angerufen, er war ſogar im Schatten der Häuſer ſtehen geblieben und hatte gewartet, bis der Menſch ganz verſchwunden war. Es war aber ſehr dunkel, er hatte ſich auch irren können.

Pieter de Jonge kannte aber jetzt kaum einen anderen Weg mehr als den nach Sankt Bavo hin und zurück, wo er ſeine Predigt oder Meſſe zu halten hatte, und zum Beghinenhof hin und zurück. Nach dieſem letzteren Gange zählte er die Tage und teilte ſeine Woche ein.

Er ging immer ſehr raſch durch die Straßen und ſah nicht auf. Das muß ein frommer und recht demütiger geiſtlicher Herr ſein, ſagten die Leute, daß er immer die Augen auf der Erde hat und nicht rechts und nicht links nach weltlichen Dingen ſieht. Das kommt, weil er immer den Kopf voll geiſtlicher Gedanken hat.

Wenn er aus ſeiner Klauſe heraus mußte, etwa in ſeines Vaters Haus, wo er mehr Leute traf, dann ſprach er nicht mit und hörte auch nicht darauf, wenn die ſich die Köpfe heiß disputierten und ſchalten über den neuen Glauben. Er wollte nichts mit dieſer neuen Lehre zu tun haben, die ſo viel Lärm machte. Wenn ihn einer geradezu um ſeine Meinung fragte, machte er ein eiskalt abweiſendes Geſicht: „Ich habe Beſſeres zu tun, als mich um Zänkereien zu kümmern!“ Dann beläſtigte der Frager ihn gewiß nicht wieder. Es ſtand ja auch außer allem Zweifel, daß Mynheer de Jonges, des Bürgermeiſters, Sohn den richtigen Glauben hatte, den der Rat vorſchrieb.

Es war aber doch etwas Wunderliches um dieſe neue Lehre. Wenn man ſich noch ſo wenig um ſie kümmerte, man wurde ſie doch nicht ganz los. Sie lag ſozuſagen in der Luft — wie die Peſt, ſagte der Dekan. Sie kroch durch dicke ſteinerne Mauern in Häuſer, wo ſie durch die Tür ſicher keinen Einlaß gefunden hätte.

Im Beghinenhof war gewiß kein Platz für dieſe gotteslāſterliche Neuerung. Die alten und ältlichen Weibchen hörten täglich ihre Meſſe in ihrer eigenen Kapelle bei ihrem alten Griesgram von Kaplan. Und der ſtand baumfeſt auf der alten Lehre, denn er hatte eine gute Stelle hier, und er war bange, die zu verlieren.

Außerdem war in jeder dieſer jüngferlichen Schlafkammern des Beghinenhauſes ein eigenes Bild Unſerer lieben Frau oder einer anderen Heiligen, hübſch bunt mit goldener Krone und blauem Mantel, reicher oder einfacher, je nachdem die Beſitzerin etwas an Unſere Frau oder ihre Heilige dranwenden wollte.

Auch die Kammer, in der der fremde Hausgaſt wohnte, hatte nicht mehr kahle Wände; die Frau Mutter hatte ſogar die beſte Muttergottes hineingetan, die ſie beſaß. Sie war nicht hübſch und ſogar ſchwärzlich, aber das war gerade das beſonders Heilige an ihr; man ſagte ſogar, daß ſie ſchon einmal ein Wunder getan und einer ſtummen Schweſter die Sprache wiedergegeben habe. Und das war ein ſehr großes Wunder, denn eine gebundene Zunge zu haben, ſchien allen Beghinen die ſchwerſte Heimſuchung Gottes, die es geben konnte. Kurz und gut, dieſe Muttergottes wurde dem fremden Ding in die Kammer getan, an die Wand neben der Tür, und ein geweihter Palmzweig aus dem heiligen Lande darunter. Man konnte gar nicht genug tun, denn ſo ganz geheuer war es mit dieſem Weibsbild doch nicht.

Zu der weißen großen Beghinenmütze hatte ſich das Mädchen noch immer nicht verſtanden, aber ſie trug jetzt ihr dunkelrotes Haar in dicken Flechten um den Kopf gelegt. Als der Kaplan ſie zuerſt ſo ſah, war er förmlich erſchrocken geweſen.

Eigentlich, trotzdem er genau wußte, wer ſie war und woher ſie kam, war ſie in ſeinem Kopfe doch immer das Fabelding mit dem roten Haarmantel geblieben, das er zuerſt geſehen hatte. Und nun ſaß da auf einmal ein Mädchen wie Jakeline und Katrien Terlinden. Und doch noch anders.

Pieter verſtand nichts von den Mädchen. Er hörte wohl, daß ſeine Brüder ſich ſtritten, ob Katrien Terlinden oder Machteld Molenaar hübſcher war. Was hübſch war, mußte rote Backen haben und glatt und rund ſein, recht ein Armvoll, und mußte prall in der Schnürbruſt ſtecken, fanden die jungen Mynheeren de Jonge. So war dieſe hier nicht. Aber ob ſie nun hübſch oder garſtig war, Pieter war immer linkiſch und verlegen, wenn er mit Mädchen zu tun hatte; und wenn er inwendig verlegen war, wurde er äußerlich grob und hochfahrend. Das merkte er erſt, als ſie ihn mit dieſem dunklen wunden Blick anſah, der ihn damals ſo betroffen hatte, als er zuerſt zu ihr kam. Da ſchämte er ſich.

Nach und nach hatte er ſich aber an die glatten feſten Zöpfe gewöhnt, und ſie hatte auch den Schrecken vergeſſen und frug ohne Scheu, wenn ſie etwas zu fragen hatte.

„Herr," ſagte ſie einmal langſam und nachdenklich, „Ihr habt mir doch geſagt, daß Ihr keinen anderen Gott habt, als den meine Väter auch angebetet haben!"

„Ja," ſagte er zögernd; er wußte nicht, worauf ſie hinaus wollte.

„Aber Gott hat meinen Vätern verboten, ſie ſollten ſich keine Bilder und Götzen machen und ſie anbeten, weil er allein Gott iſt." Sie zeigte mit der Hand auf das Marienbild an der Tür, vor dem der Kaplan eben, ohne ſich viel dabei zu denken, ſich bekreuzigt hatte.

Er ſah unwillkürlich ihrem ausgeſtreckten Finger nach. Und in dem Augenblick ging es ihm wunderlich. Er ſah da auf einmal keine Himmelskönigin und große Heilige mehr, ſondern eine kleine hölzerne Puppe, die mit ſeidenen Lappen behängt und mit Blechzacken um den Kopf beſteckt war. Sie war ſchwarz und häßlich und ſo von der Zeit mitgenommen, daß ſie gewiß umgefallen oder zerbröckelt wäre, wenn man nur mit dem Finger daran geſtoßen hätte.

Pieter de Jonge erſchrak heftig über das, was er ſah, und machte ein böſes Geſicht. „Du fragſt vorwitzig über Dinge, die du nicht verſtehſt," ſagte er ſtrenge, „die heilige Gnadenmutter iſt kein Götze, ſondern —" Er hielt eine lange und gelehrte Rede, während der ihm immer unbehaglicher zumute wurde, bis er ſich ſchließlich rettungslos in ſeine eigenen Sätze verwickelte, und zwar nur, weil das Mädchen ihn mit ihren ſchwarzen, glänzenden Augen ſo gerade und unbeirrt anſah, als ſähe ſie ihn durch und durch.

Als er mitten im Satz ſtecken blieb, ſchüttelte ſie faſt unmerklich den Kopf. „Haben

Sankt Paul und Sankt Petrus auch geſagt, daß man dieſe da anbeten ſoll?

„Nein, Sankt Peter und Sankt Paul nicht, aber genug andere. Und überhaupt, Unſere liebe Frau antaſten, die doch den Hochgelobten ſelber geboren hat, das iſt ſo gut wie Gottesläſterung!“ Pieter ſagte das ſo laut und heftig, als müßte er noch jemand anders als das junge vorwitzige Geſchöpf da in Grund und Boden reden.

Er war noch in hellem Ärger, als er ſich über ſeine Bücher ſetzte. Er hatte den Petrus Lombardus aufgeſchlagen und den Doctor seraphicus, den gottſeligen Bruder Bonaventura. Das waren Leute, die vor ein paar hundert Jahren gelebt hatten und keine Unruhe mehr ſtifteten.

Aber an dieſem Tage geſchah es Pieter zum erſtenmal, was von da an öfter vorkam: er hatte während des Leſens das unbehagliche Gefühl, als ob ihn einer anſähe. Aber wenn er ſich recht beſann, wußte er plötzlich, daß es nur der gerade, ruhige dunkle Blick des Mädchens war, den er in Gedanken noch auf ſich fühlte. Und unter dieſem Blick nahm ſich ihm alles, was er las, plötzlich anders aus.

Es war ihm, als ob der Flittermantel von Worten davon herunterfiel und auch die blecherne Zackenkrone von ſpitzfindigen Beweisgründen. Und ohne daß er recht wußte, wie es zuging, hatte er auf einmal nur eine alte ſchwarze hölzerne Puppe in der Hand ſtatt eines heiligen Bildes zum Anbeten.

Angenehm war das gewiß nicht, und er gab ſich auch nicht immer gleich darein. Aber er fing an, das kleine ſchwärzliche Marienbild im Beghinenhof heimlich zu haſſen und ſehr vorſichtig zu ſein mit jedem Satz, den er in der Katecheſe ſagte. Er durfte dieſe Seele nicht irreleiten, die ihm anbefohlen war. Wenn ihm etwas zweifelhaft ſchien, frug er gewiſſenshalber immer erſt bei Sankt Paul oder Sankt Peter an, was die dazu ſagten. Und verwunderlicherweiſe klang das oft ganz anders, als die heilige Kirche lehrte. Aber ſchließlich war die Kirche doch auf die heiligen Apoſtel aufgebaut, und die mußten die Sache am beſten verſtehen.

Das alles machte dem Kaplan viel Unruhe und Kopfzerbrechen, ſo daß er ſich beinahe vor dieſen Stunden im Beghinenhof fürchtete und ſie dann doch wieder kaum abwarten konnte. Und dabei vergaß er ganz, daß es ſich doch nur um die Chriſtenlehre und Taufe eines hergelaufenen Judenmädchens handelte, mit der man ſonſt nicht ſo viel Umſtände zu machen pflegte, und daß es Leute geben könnte, die ſich darüber wunderten.

Er hatte auch Zeit genug zu all dieſen Dingen, denn an Sankt Bavo gab es jetzt für ihn nicht halb ſo viel zu tun wie ſonſt. Als der Kaplan Allaert vom Amte geſetzt wurde, war ein Dominikaner gekommen, in Sankt Bavo zu predigen, ein eifriger, heftiger Mann, der den Leuten die Hölle heiß machte. Das war dem Dekan eben recht. Bei ſeiner erſten Veſperpredigt war die Kirche gedrückt voll, und die da unten auf den Bänken ſchwitzten Blut und ſtöhnten hörbar, ſo anſchaulich wußte er die glühenden Zwickzangen der Teufel und das langſame Braten der Verdammten, vor allem der Ketzer von der neuen Lehre, zu ſchildern. Aber das zweite Mal waren die Bänke erheblich leerer, und der Rat und der Dekan ſahen, daß der neue ſcharfe Beſen die Leute aus der Kirche hinausfegte ſtatt hinein. Es nützte auch nichts, daß der Dominikaner ſelbſt in jedes Haus einzeln lief und die verlorenen Schafe mit dem Stab Wehe wieder in den alten Pferch treiben wollte. Sie bekreuzten ſich ihm vor Augen und knurrten hinter ſeinem Rücken, wenn er ging.

Dieſer Geiſt heimlicher Widerſpenſtigkeit ſchlich ſich ein, auch wo es kein Menſch geglaubt hätte.

Maritje de Jonge zog ein Geſicht, als ihre Schweſter den neuen Dominikaner über die Bäume lobte. „Ich mag ihn nicht leiden. Wenn ich in die Kirche gehe, will ich etwas Hübſches hören, von Gott und dem Himmel und ſolche Dinge, aber nicht bloß vom Teufel. Es iſt langweilig und häßlich in Sankt Bavo jetzt.“

Pieter ſaß dabei und ſagte kein Wort, obgleich Jakeline ihn beſchwörend anſah. Da mußte ſie ſchon ſelbſt ihre Meinung ſagen.

„Langweilig und häßlich? Meinſt du, ich ginge zum Spaß in die Kirche? Es ſchickt ſich eben, daß man es tut! Es iſt unerhört, was du für ein gottloſes Mundwerk führſt!

Einſperren ſollte man dich, damit du nicht eine Schande für uns alle wirſt, du ungeratenes Ding! Die frommen Schweſtern haben mir das auch ſchon geſagt!“

Maritje machte ein ſchnippiſches Geſicht. „Ach, deine frommen Schwatzbaſen! Die ſollen nur den Mund halten. Liefen ja doch am liebſten aus dem Kloſter zu den Ketzern, wo alle hübſchen jungen Prädikanten heiraten dürfen!“

Jakeline ſtarrte ſie an, der Mund blieb ihr offen ſtehen. War das zu glauben? Solche läſterliche Reden! Sie war ganz erleichtert, als Pieter plötzlich auffuhr. Der war dunkelrot geworden.

„Schämſt du dich nicht? Bürgermeiſter de Jonges Tochter willſt du ſein und machſt ſolch ungewaſchenes Geſchwätz? Gott weiß, wo du das her haſt!“

Maritje war es nicht gewohnt, von Pieter angefahren zu werden, ſie ſchob weinerlich die Unterlippe vor. „Es iſt aber doch wahr. Der Doktor in Wittenberg hat ſich doch eine Kloſterfrau genommen, und viele andere Ketzerprädikanten auch. Margretje Vermeeren weiß es ganz genau, die hat es mir erzählt.“

„Steckt eure Naſen nicht in Sachen, die ihr nicht verſteht. Schlimm genug, wenn es ſchlechte Menſchen gibt, die alle Ordnung umkehren.“

Pieter machte ein böſes Geſicht. Es widerte ihn, an dieſe Sachen zu denken. Geweihte Prieſter, die Weiber hatten! Ihren fleiſchlichen Sinn nicht bändigen konnten und das den neuen Glauben nannten! Das allein konnte ihm dieſe Lehre verleiden, und wenn die Engel vom Himmel ſie predigten! Er hatte Maritje einen Augenblick vergeſſen.

Die ließ den Kopf hängen und ſah grübleriſch vor ſich hin. „Sind denn alle Ketzer ſchlechte Menſchen?“ frug ſie langſam, „aber Jakeline ſagt doch, daß Jan nun auch ein Ketzer iſt —“

Pieter de Jonge ſtand plötzlich heftig auf. „Ich habe keine Zeit, hier zu ſitzen und Weibergeplapper anzuhören.“

Jakeline hob den Kopf in dem ſchönen Bewußtſein, daß ſie damit nicht gemeint war. „Warte, Pieter, ich gehe mit. Ich muß in den Beghinenhof.“

Maritje blieb unglücklich und gekränkt zurück. Was konnte ſie dafür, wenn der neue Pater die Leute graueln machte wie der ſchwarze Mann, und wenn die Prädikanten heiraten durften! Aber Jakeline tat ja, als ob ſie an dem allen ſchuld wäre. Jakeline ſpielte ſich überhaupt auf, als ob ſie im Hauſe zu befehlen hätte, und war doch nur ihre Schweſter. Und Pieter war auch ſo häßlich zu ihr geweſen!

Mit ganz tränennaſſem Geſicht lief ſie hin und holte ſich ihren kleinen braunen Wachtelhund mit dem ſeidenen Fellchen, deſſen lange Locken hinter ihm herſchleppten. Sie war dabei, ihm das Stehen auf zwei Beinen zu lehren, und nach ein paar Augenblicken lachte ſie ſchon hell über ſeine ungeſchickt tappenden Pfoten und hatte alle Prädikanten und Patres der Welt vergeſſen.

Jakeline de Jonge war ſehr ſtolz auf ihren Bruder Pieter; es machte ſich ſo gut, etwas Geiſtliches in der Familie zu haben. Sie liebte es auch, ſich mit ihm den Leuten zu zeigen. Aber heute kam ſie nicht auf ihre Rechnung, denn Pieter machte ſo lange Schritte, daß ſie kaum mitkonnte, und ein ſo finſteres verſtimmtes Geſicht, als ob er beißen wollte. Sie konnte ja verſtehen, daß er ſich eben über Maritje und ihre Naſeweisheit geärgert hatte. Aber darum brauchte er doch nicht zu tun, als ob ſie, Jakeline, Luft wäre.

Sie vergaß aber ihre Enttäuſchung bei den Beghinen. Schweſter Machteldje hatte ſchon ihre Faſtenkuchen gebacken, obgleich es erſt kurz nach Dreikönigen war; kleine gewürzte Kuchen, die ſich lange hielten und die Juffrouw de Jonge, ihr Verzug, gleich verſuchen ſollte.

Mit den frommen Schweſtern hatte Jakeline immer ſo viel zu ſprechen, daß ihnen jedesmal die Zeit zu knapp wurde. Erſt kam der neue Dominikaner daran und die Ketzerei, die Gott ſei's geklagt in der Stadt überhandnahm. Es war ein Segen Gottes, daß ſo ein Mann wie der Pater gekommen war, um den Leuten die Wahrheit zu ſagen. Jouffrouw de Jonge und die Schweſtern waren ſich ganz einig darüber, daß jeder, der etwas auf ſich hielt und von gutem Hauſe war, bei dem alten Glauben blieb. Dieſe neue Lehre war Armeleutſache, die Fiſchweiber unten am Fluß und ſolches Volk lief den Prädikanten nach, aber wer war denn etwa von Ratsverwandten dabei? Keiner, nicht einmal einer von den Allaerts, obgleich der Sohn ſelber — na ja, das war eine ſchlimme Sache, am beſten, man ſchwieg darüber.

Sie nickten alle mit den großen weißen Mützen, und Jakeline nickte auch nur, weil ſie den Mund zu voll hatte zum Sprechen.

Es kamen dann noch allerlei Neuigkeiten und Stadtgeſchichten an die Reihe, und ſchließlich hatte jeder auch noch ſeine eigenen kleinen Kümmerniſſe. Jakeline ſchalt über Maritje, und die Schweſtern hatten auch ihren ewigen Ärger. Der Ärger war „ſie“. Jakeline wußte ſchon, wer das war.

„Es iſt ja nichts davon zu ſagen,“ grämelte Schweſter Machteldje, „ſie redet ja jetzt auch ein paar Worte, wenn es auch ein Chriſtenmenſch nur halb verſteht, ſo wie ſie unſer gutes Flämiſch herausbringt. Und ſie fegt die Kammern und ſcheuert die Treppen, und ſpinnen tut ſie auch. Aber ich ſage nur, mit rechten Dingen geht das auch nicht zu. Ich habe mein Lebtag keine geſehen, die einen ſo feinen Faden ſpinnt, wenn ſie vor vier Wochen noch nichts davon gewußt und gekonnt hat.“

„Juffrouw Jakeline, hat Euch Mynheer, Euer Vater, nicht geſagt, wo er ſie hintun will, wenn ſie getauft iſt?“ frug die Frau Mutter, die auch dabeiſaß, „wir haben gedacht, wir werden ſie bald los, und nun iſt es ſchon im vierten Monat, daß der Kaplan Hochwürden, Euer Bruder, alle Woche zweimal kommt.“

Schweſter Beate nickte mit Kummerfalten auf der Stirn. „Ja, ja, die Sache macht uns viele Sorge, Juffrouw, das könnt Ihr glauben. Habt Ihr an Eurem Bruder noch nichts gemerkt?“

Jakeline hörte plötzlich auf zu kauen, ſie machte ihre rundeſten Augen. „Gemerkt? Was ſoll ich denn gemerkt haben?“

Die Frau Mutter tätſchelte ihre Hand. „Ja, ja, wir wiſſen ja, was für ein eifriger, frommer junger Herr der Kaplan de Jonge iſt. Das wiſſen wir alle, Kindchen. Aber gerade die Frömmſten denken oft am wenigſten daran, wie ſchlecht die Welt iſt, und fallen darum in des Teufels Stricke.“

Jakeline geriet jetzt ordentlich in Angſt; all die Geſichter unter den weißen Hauben waren ſo ſorgenvoll und mitleidig. „Aber ich weiß doch gar nicht, was Ihr meint, Schweſter Beate!“

„Ja, Juffrouw Jakeline, glaubt Ihr denn, ein junger Mannsmenſch, und wenn er noch ſo geiſtlich geſinnt iſt, ginge ungeſtraft bei ſo einer aus und ein? So gewiß ich hier ſitze, ich glaube nicht, daß es mit ihr richtig iſt, und daß ſie ein Menſch wie unſereins iſt!“

„Ach ſo, die!“ Jakeline biß ganz erleichtert in ein neues Stück von ihrem Gewürzkuchen. „Aber Ihr habt doch ſelbſt geſagt, daß ſie fegt und ſcheuert und ſpinnt und auch Füße hat wie ein Menſch.“

Schweſter Machteldje wiegte den Kopf. Sie war ſchon ſehr alt und ſteckte voll Ammenmärchen und Geſchichten. „Meine Ältermutter hat mir ſelbſt erzählt, daß es ſolche gäbe, die ſechs Tage in der Woche ein Menſch wären, und nur einen Tag müßten ſie wieder ein Meerminneken ſein. Warum rührt ſie denn alle Sonnabend keine Arbeit an, wo jeder Chriſtenmenſch doch arbeitet? Woher hat ſie denn die Muſcheln, die da auf ihrem Spind liegen und die beileibe keiner anfaſſen darf? Schweſter Roſine hat einmal durch die Türſpalte geſehen, wie ſie die eine geſtreichelt hat wie was Lebendiges. Fällt wohl unſereinem ſo etwas ein? Nein, ich bleibe dabei, richtig iſt das nicht mit ihr, und was ſie einem alles antun kann, das mag Gott wiſſen. Es kann einem ſchon angſt werden, wenn ſie einen ſo anſieht mit ihren ſchwarzen Augen!“

Jakeline lief es kalt den Rücken herunter, ſie faltete die Hände vor Gruſeln. „Ja — aber mein Bruder — aber was ſoll man denn da machen, Schweſter Machteldje?“

„Ja, ja, Juffertje, es iſt recht ſchlimm und gefährlich für den armen jungen geiſtlichen Herrn. Wenn ſie ihn ſchon behext hat, dann hilft auch beileibe kein Reden mehr, das macht es nur ſchlimmer. Hat er nicht eine recht kräftige Reliquie? Das Beſte wäre freilich, wenn er ſchnell mit der Chriſtenlehre ein Ende machte, es hat ja jetzt lange genug gedauert, und vielleicht kommt er dann noch mit heiler Haut davon.“

Die Frau Mutter nickte. „Wenn ſie erſt das Taufwaſſer gehabt hat, hat es keine Gefahr mehr, vor dem haben die böſen Geiſter nicht Beſtand. Dann braucht Ihr keine

Angſt mehr zu haben, Juffrouw, und wenn Mynheer de Jonge ſie in ſein eigen Haus nehmen wollte!“

Jakeline ſchrie auf. „Nein, nein, nein! Dann fürchte ich mich tot, dann laufe ich aus dem Hauſe, Schweſter!“

Die Beghinen lachten.

„Es iſt ja auch nicht nötig, Kindchen, er kann ſie ja auch wo anders hintun. Nur bei uns iſt dann kein Platz mehr, wir haben die Kammer jetzt ſchon blutnötig.“

Jakeline machte ſich bald davon, die Gemütlichkeit war ihr doch vergangen. Als Schweſter Beate ihr herausleuchtete, begegnete ihnen eine auf dem Gange, wo die Schatten vor dem flackernden Licht ungeheuerlich groß und ſchwarz an den weißen Wänden tanzten. Sie trug den grauen häßlichen Schweſternhabit, aber als ihr Kopf in den grellen Lichtſchein kam, ſah Jakeline auf einmal ein glührot-gleißendes Haar und in einem blaſſen Geſicht ein paar ſchwarze große Augen, die gleichgültig ſtarr über ſie hingingen. Im nächſten Augenblick war es vorüber.

Juffrouw de Jonge hatte ſich ganz dicht an die Wand gedrückt; ſie gab Schweſter Beate haſtig die Hand und lief, was ſie konnte, die Treppe herunter und aus dem Hauſe.

Die ganzen nächſten Tage vergaß ſie, Maritje auszuſchelten, und ging herum wie tiefſinnig. Das Kind Maritje bildete ſich ein, daß Jakeline aus Kummer über ihre läſterlichen Reden ſo gedrückt wäre, und war ganz Reue und Zärtlichkeit. Aber es glückte ihr auch nicht einmal, die große Schweſter vergnügt zu machen.

In Jakeline de Jonges rundem hellblondem Kopf hatten nie viel Gedanken gewohnt, aber jetzt zermarterte ſie ihn förmlich um einen Einfall. Irgend etwas mußte geſchehen, das ſtand feſt. Heilige Mutter Marie, wenn ſie Pieter nur noch nichts angetan hatte! Es gruſelte Jakeline, wenn ſie nur an die Augen dachte.

Und dabei gingen die Tage hin, einer nach dem anderen, und immer näher dem Sonntag, wo ſie Pieter wieder zu ſehen bekam. Und als ihr am Sonnabend noch immer keine Erleuchtung gekommen war, lief ſie in ihrer Herzensangſt nach Sankt Bavo und brachte Unſerer lieben Frau eine dicke ſchneeweiße Wachskerze.

Das hatte augenſcheinlich geholfen. Als Jakeline auf dem kurzen Heimweg mitten auf dem Marktplatz war, ſtand ſie plötzlich ſtill und hätte am liebſten einen Luftſprung gemacht, nur daß ihr noch zur rechten Zeit einfiel, daß ſich das für Juffrouw de Jonge nicht ſchickte. Da ging ſie ſehr würdevoll nach Haus und hatte nachher lange und geheimnisvoll in der Kleiderlade auf der eiskalten Linnenkammer zu kramen. —

Der Kaplan de Jonge ſaß am anderen Tage unluſtig und wortkarg wie immer an ſeines Vaters Tiſch. Es waren heute auch zwei verarmte Vettern de Jonge mit ihren mageren, übermäßig freundlichen Frauen da, und Jakelines und Maritjes Mutterſchweſter, die dicke Mevrouw Vermeeren mit ihren drei Töchtern, die alle rund und hellblond wie in die Breite gegangene Jakelines ausſahen, wenig ſagten und viel und gründlich aßen. Pieter ſahen die drei Baſen mit einer heimlichen Scheu an wie ein fremdes Wundertier, das aus Zufall zwiſchen die de Jongeſche Sippe geraten war, und ließen ihn ganz in Ruhe; und das war noch das Beſte an ihnen.

Wenn Pieter aber öfter aufgeſehen hätte, dann hätte er merken müſſen, daß ſeine Schweſter Jakeline ihm quer über den Tiſch fortwährend wunderlich bedeutſame Augen machte. Einmal wollte ſie ihn auch unter dem Tiſch treten, aber ſie traf ſtatt deſſen den einen Vetter de Jonge, der erſchrocken mit einem kurzen Schrei ſeinen Fuß zurückzog. Sie vergaß ſogar, der Tante Vermeeren die Siruptunke zum Lammbraten gehörig aufzunötigen, weil ſie wie auf Kohlen ſaß und ganz verzweifelt war, daß Pieter nichts merkte. Sie bekam ihn auch erſt zu faſſen, als er weggehen wollte, ein wenig früher als die anderen. Auf dem dunklen Gang kam ſie ihm atemlos nachgelaufen. „Pieter, bleib hier, warte! Ich muß dich um etwas bitten! Du mußt mir dein Wort geben auf Unſere liebe Frau und deinen Schutzpatron Sankt Pieter, daß du es tun willſt, hörſt du?“

Er ſah ſie verwundert an. Was war der bedächtigen Jakeline in den Kopf gefahren? „Wenn ich kann, Jakeline —“

„Ach, ich weiß, daß du es kannſt! Wenn du es unter dem Rock trägſt, ſieht es keiner. Sieh, ich habe es noch von meiner Mutter, es iſt ein Span vom wahren Kreuz Chriſti darin. Wer das auf ſich trägt, den ſchützt es ganz ſicher gegen böſe Geiſter und Teufelskünſte und Hexerei. Da!“

Pieter de Jonge nahm das in dem Halblicht blinkernde GolddING nicht gleich, das ſie küßte und ihm dann hinhielt. „Und das ſoll ich tragen? Warum denn?“

„Weil — weil du doch immer in Gefahr biſt.“

„Ich in Gefahr? Wo denn, Jakeline?“

„Weil du doch immer in den Beghinenhof mußt, zu der — der da —“

Pieter de Jonge war einen Augenblick ſtill, dann tat er einen Schritt auf ſie zu. „Was ſoll das, Jakeline? Was ſind das für Narrheiten?“

Jakeline warf beleidigt den Kopf hoch, aber ſie machte doch ängſtliche Augen dabei. Sie hatte erwartet, daß Pieter hübſch dankbar die Reliquie nehmen und ganz gerührt über die treue Schweſter ſein ſollte. Und nun machte er ein ſo ſonderbares Geſicht. „Es ſind keine Narrheiten, Pieter! Sie ſagen es doch alle, daß es nicht richtig mit ihr iſt, und daß ſie dir Gott weiß was antun kann, wenn ſie es nicht ſchon getan hat!“

„Wer ſagt das?“ Seine Stimme klang heiſer.

„Alle im Beghinenhof, die Schweſtern und die Frau Mutter auch! Und ſie ſagen, es iſt ſchon wunderlich, daß es ſo lange mit der Chriſtenlehre dauert!“

Der Kaplan faßte ſie plötzlich um das Handgelenk, daß es ihr wehtat. „Und das haſt du dir aufſchwatzen laſſen in deiner Dummheit? Und plapperſt es noch nach? Weißt du nicht, daß das ein Schimpf iſt für mich und für mein Amt? Was ſoll denn ein Weib einem geweihten Prieſter antun? Wenn mir einer was antut, dann ſind es dieſe Heuchlergeſichter von Beghinenſchweſtern mit ihren giftigen Zungen! Nicht einmal ſo einem armſelig gottverlaſſenen Geſchöpf können ſie ſeinen Frieden laſſen!“

Jakeline ſtarrte ihn entſetzt an. Eine ſchreckliche Erleuchtung kam ihr plötzlich: es war ſchon zu ſpät! Wenn ſie ihm ſchon was angetan hat, dann hilft kein Reden mehr, das macht es nur ſchlimmer, hatte Schweſter Machteldje geſagt.

Jakeline heulte plötzlich laut heraus, ohne daran zu denken, daß drinnen in der Stube die Vettern de Jonges und die Baſen Vermeerens und Maritje und alle es hören konnten. „Um aller Heiligen willen, tu mir die Liebe und trag das hier, Pieter! Um deiner Seele Seligkeit willen, Pieter! Wenn du das auf dir haſt, kann ſie dir nichts antun —“

Sie ſtand plötzlich in dem dunklen Gang allein mit ihrer Goldkapſel in der Hand. Mitten in ihr weinerliches Jammern herein ſchlug die ſchwere eiſenbeſchlagene Haustür von außen zu. —

Draußen ſtürmte und ſchlackerte es, dicke naſſe Schneeflocken und Regen durcheinander. Pieter de Jonge merkte das aber gar nicht, er lief mit großen Schritten in die Dunkelheit hinein, als ob einer hinter ihm her wäre. Es kochte in ihm vor Zorn; den mußte er ſich erſt kalt laufen.

Das hatten ſie ihm antun können, das! Es war ihm, als ob grobe ſchmutzige Hände ihn angefaßt hätten, daß er nun nicht wieder rein von den Flecken werden könnte. Und nicht ihn allein.

Jedes Kind wußte, daß es Weiber und Männer genug gab, die mit Teufelskünſten umgingen. Noch letztes Jahr hatten ſie in Amſterdam auf offenem Markt ein paar verbrannt, und eine in Leiden. Aber dieſem jungen Kind das anzuhängen! Eine Sünde und Schande war es!

Was hatte es ihnen denn zuleide getan? Saß da in ſeiner Gottverlaſſenheit zwiſchen den zänkiſchen alten Weibern, und die, ſtatt ein chriſtliches Liebeswerk an ihm zu üben, hatten nichts Eiligeres zu tun, als ihm die ſchlimmſten Dinge nachzureden. Und dazu war ihnen das törichte Geſchwätz gerade gut, das über das Mädchen umlief!

Er ſah die Frau Mutter vor ſich: das ſäuerliche Lächeln in dem runzligen Geſicht, und Herr Kaplan Hochwürden hinten und Hochwürden vorn; und hinter dem Rücken wurde geſpürt und getuſchelt und gehetzt, was das Zeug halten wollte. Zu lange hatte ihnen die Chriſtenlehre ſchon gedauert?

Er hatte es gut gemeint, aber jetzt war es ihm zuwider. Sie ſollten ihren Willen haben, er wollte ein Ende machen. Wer wußte denn, was ſie dem armen Kind ſonſt noch antaten! Das Kredo wußte ſie längſt am Schnürchen, und mehr wollte der Dekan ja gar nicht. Und nach der Taufe keinen Tag länger in dieſem Hauſe, wo ſie wie die lauernden Spinnen um ſie herumſaßen. Morgen wollte er es ihr ſagen, und der Frau Mutter auch. Und vor der wollte er kein Blatt vor den Mund nehmen. Eine Strafpredigt ſollte ſie haben, daß ihr die Ohren klingen ſollten. Er freute ſich ſchon darauf.

Ein kalter Windſtoß fuhr ihm ſo heftig entgegen, daß er nun doch ſtillſtehen mußte. Er ſah ſich um und wußte zuerſt nicht recht, wo er war. Er mußte ein gutes Stück gelaufen ſein. Erſt an der Grooten Kerk vorbei, die ſchwarz und maſſig in dem Schneetreiben in den ſchwarzen Himmel hineinwuchs. An Grachten entlang, über die kleine rötliche Lichter aus den Häuſern grelle ſchmale Spiegelſcheine legten. Zuletzt zum Fluß herunter, wo die plumpen Laſtkähne unförmlich von Schnee überkruſtet auf dem dunklen Waſſer lagen, und wo keine Häuſer mehr waren, ſondern nur Torfſchuppen und Bootsbauerwerkſtätten, die aber jetzt im Winter leer und tot lagen.

Ein paarmal waren in den ſchmalen Gaſſen Leute eilig an ihm vorbeigekommen, ſchwarze Schatten, die er gedankenlos auftauchen und untergehen ſah. Eben jetzt, wie er ſtand und um ſich ſah, ſtrich ein Menſch noch vorüber, der eng in einen Mantel eingeſchlagen war und riſch und feſt ging. Einen flüchtigen Augenblick fiel ihm Jan Allaert dabei ein.

Wie er dem Menſchen mit den Augen folgte, bog der zwiſchen zwei Torfſchuppen ein, Pieter hörte etwas wie ein Türklappen und ſah einen raſchen Lichtſtreif aufſpringen und verlöſchen. Dann war es wieder ſtill.

Ihn fröſtelte plötzlich. Das Stehen in dem eiſigen Schneewind und Schlacker hatte ihn ernüchtert und ihm den Kopf kalt gemacht. Er ſchämte ſich auf einmal.

Was war denn das mit ihm? Schickte ſich ſolch ein ſündhafter weltlicher Zorn für einen, der ein geiſtliches Kleid trug? Gott bewahre uns! Er wollte anderen predigen und hatte ſelbſt eine Predigt noch blutnötig! Ein paar Aves oder Paternoſter, das war gut gegen den Zorn. Das hatte ihn ſchon Maritjes Amme Trien Mannis gelehrt, es war ihm alte Gewohnheit. Aber mitten im erſten Ave ſprang er plötzlich in ein Paternoſter über. Bei Unſerer Frau kam ihm jetzt immer die kleine ſchwarze Holzpuppe im Beghinenhof in den Sinn, und darum ließ er ſie lieber ganz aus dem Spiel.

Die Paternoſter hatten aber doch noch nicht recht genützt. Als Pieter de Jonge nach einer ſchlafloſen Nacht in den Beghinenhof kam, war der Ärger noch ſiedeheiß in ihm. Ärger über die Beghinen, über Jakeline, über ſich ſelbſt. Sein Entſchluß, ein Ende zu machen, reute ihn eigentlich ſchon, aber er wollte nicht wie eine Wetterfahne mit jedem Wind umſchwenken.

Das Mädchen ſah ihm mit dem glänzenden Blick entgegen, den ſie für keinen anderen als für ihn hatte. Aber ſie hatte ein feines Gefühl dafür, wenn bei ihm ſchlecht Wetter war, und wurde dann gedrückt und ſtill.

Der Kaplan hielt ſeine Stunde in Frage und Antwort wie immer, und erſt am Schluß kam er mit dem heraus, was er ihr zu ſagen hatte. Mit kurzen, trockenen Worten erklärte er ihr, daß ſie jetzt genug vorbereitet wäre, um das Taufwaſſer zu bekommen. Das nächſte Mal wollte er mit ihr noch einmal genau durchnehmen, was ſie bei der heiligen Handlung zu tun und zu ſagen hatte. Einen Taufpaten durfte ſie ſich vorher ſelbſt wählen, wenn ſie einen wußte, und den Taufnamen auch.

Sie hatte ihm ängſtlich geſpannt zugehört. „Den Taufnamen?“ frug ſie dann zögernd, „darf ich nicht meinen Namen behalten, Herr, mit dem mich mein Vater und meine Mutter gerufen haben?“

Er ſchüttelte den Kopf. „Nein. Der Täufling ſoll ſeinen alten Menſchen ganz und gar ablegen und nicht mehr kennen, und zum Zeichen ſoll er auch einen neuen Namen haben, mit dem er von dem Tage an gerufen wird.“

Es war eine kurze Stille, dann ſah das Mädchen auf. „Dann ſollt Ihr mich Chriſtina nennen.“

„Chriſtina? Warum?“

Ihr ſchlug plötzlich das helle Rot über das Geſicht. „Ihr habt mir geſagt, daß Eure Mutter ſo geheißen hat, Herr.“

Pieter runzelte die Stirn, er wußte ſelbſt nicht, was ihn an dieſem Wunſch ſo heftig ärgerte. Es kam ihm plötzlich vor, als ob die Schwatzbaſen ein Recht hätten, über ihn zu tuſcheln und zu läſtern, wenn er ihr ſeiner Mutter Namen gab — als ob ſie ſich an etwas vergriffe, das ihm allein gehörte, wenn ſie den Namen tragen wollte. Und ſie war doch nur ein Judenmädchen, ſagte der de Jongeſche Hochmut.

Das ging aber alles blitzſchnell durch ſeinen Kopf, ſchneller, als es ſich hätte ſagen laſſen. „Meine Mutter geht dich nichts an!“ ſagte er ſcharf, „ſuch' dir einen anderen Namen, der ſich beſſer für dich ſchickt. Es gibt ja Heilige genug, den ganzen Kalender voll.“

Noch während er ſprach, ſah er ſchon, was er angerichtet hatte. Ihr junges Geſicht war plötzlich herbe und verſchloſſen. Es war ihm auf einmal ſehr unbehaglich zu Sinn, aber er konnte ſich doch nicht gleich bezwingen. Wie ein Junge, der nach einem dummen Streich macht, daß er davonkommt, war er mit ein paar kurzen Worten aus der Tür. So eilig hatte er es, daß er die Frau Mutter vollſtändig vergaß.

Erſt auf der Straße fiel ihm das ein. Er blieb plötzlich ſtehen.

Was hatte er da nun wieder angeſtellt? Statt ſeine Strafpredigt am rechten Ort zu halten, hatte er allen Ärger an dieſem armen Ding ausgelaſſen, die es doch ſchon ſchwer genug hatte. War das recht und chriſtlich? Ihr Wunſch war doch wahrhaftig ein unſchuldiger geweſen! Und wie ſie ihn angeſehen hatte, als er ſie ſo anfuhr! Er konnte das Geſicht gar nicht vergeſſen.

Was ſollte er nun machen? Umkehren? Nein, das ging nicht, wegen der alten Weiber und ihrer Spürnaſen. Aber das nächſte Mal wieder gutmachen! In zwei Tagen!

Sein Gewiſſen ſchlug ihm dieſe ganzen zwei Tage, und er verſuchte es zu beruhigen, indem er ihm erzählte, was er ihr alles Gutes ſagen wollte. Es war noch ſehr früh vor der Zeit, als er den eiſernen Klopfer an die Tür des Beghinenhofes fallen ließ.

Es kam ihm aber diesmal die Frau Mutter ſelbſt entgegen. „Wie leid mir das tut, mein lieber junger hochwürdiger Herr, daß Ihr Euch umſonſt herbemüht habt! Es iſt heute wohl nichts mit der geiſtlichen Lehre, ſie liegt krank!“ Sie zeigte mit dem Daumen über die Schulter zurück.

Pieter ſtand ganz erſtarrt vor Schreck. „Krank? Kann ich ſie nicht ſehen?“

Die alte Beghine nickte und zwinkerte ſchlau. „Immer derſelbe Eifer, das iſt gut und löblich. Sie liegt aber im Bett, Herr. Sie braucht zwar juſt noch keinen Prieſter, ſo ſchlimm iſt es nicht, aber wenn Ihr ſie trotzdem ſehen wollt —“

Pieter runzelte die Stirn. „Was fehlt ihr?“ frug er kurz dazwiſchen.

„O, nichts Schlimmes, nichts Schlimmes. Nur verſchnupft iſt ſie, daß ihr die Augen laufen, und krächzen tut ſie wie eine Krähe. Aber ſie wird bald wieder geſund ſein, lieber Herr!“

„Ja, wenn Ihr Eure Chriſtenpflicht tut und ſie recht pflegt!“

Die Alte ſchlug die Hände zuſammen. „Du lieber Himmel, eine Prinzeſſin im Wochenbett könnte ſich freuen, wenn ſie ſo verpflegt würde! Ich will mich hüten und es ihr an etwas fehlen laſſen! Damit ſie einem noch die Gicht an den Hals hext oder die fallende Sucht!“

„Was iſt das für Gewäſch?“ Des Kaplans Geſicht war plötzlich braunrot vor Zorn. „Schämen ſolltet Ihr Euch, in Grund und Boden ſchämen! Wißt Ihr nicht, daß es ſündhaft iſt, einen Menſchen zu verleumden und zu verläſtern? Wißt Ihr nicht, daß ſich alle Teufel in der Hölle über eine freuen, die das tut, und beſonders, wenn ſie von einem geiſtlichen Orden iſt, wie Ihr?“ Die ganze Strafrede praſſelte jetzt hageldick herunter, die vor zwei Tagen hatte gehalten werden ſollen.

Das alte Weibchen ließ ſie ganz ergeben über ſich ergehen, wiegte wehmütig den Kopf, machte betrübliche Gebärden und wartete, bis er ganz und gar außer Atem war. Da nickte ſie. „Ihr habt eine ſchöne geiſtliche Gabe zu reden, lieber junger Herr, und Ihr meint es ja auch gut. Aber ich weiß, was ich weiß, und Euch wäre es auch beſſer, wenn Ihr ein bißchen mehr Weltverſtand hättet. Verzeiht, ich gehe auf die Achtzig und kann nicht ſo lange im Winde ſtehen. Ich will es Euch wiſſen laſſen, wenn ſie wieder geſund iſt. Ihr braucht keine Sorge zu haben, lieber junger Herr!“

Pieter de Jonge ſtand auf der Straße und ſah auf die Tür, die ihm vor der Naſe zugeſchlagen war. Noch ganz heiß vom Reden und voll von Zorn und Unruhe lief er nach Hauſe.

Warten ſollte er, bis er wieder in den Beghinenhof geholt wurde. Aber das Warten nimmt einem die Ruhe weg. Pieter de Jonge brachte es nicht recht fertig, ſo feſt über den Büchern zu ſitzen wie ſonſt. Jeden Abend, wenn es dämmerig wurde, ging er ein Stück aus. Wunderlich war es dabei, daß er, er mochte gehen, wohin er wollte, einmal mindeſtens am Beghinenhof vorbeikam. Er ſah dann an der hohen Backſteinmauer herauf, blieb auch wohl ſtehen und horchte, aber er bekam nie etwas Lebendiges zu hören und zu ſehen.

Es war kein Wunder, daß er ſich um ſein Beichtkind ſorgte. Verſchnupft war ſie, hatte die Alte geſagt. Ja, wer hierzulande groß geworden war, der achtete darauf ja nicht weiter. Das gehörte ebenſo zum Winter wie Schnee und Eiszapfen. Aber wer da zu Hauſe war, wo der ſüße ſpaniſche Wein wuchs, der konnte ſich den Tod holen in dieſen Froſtnächten und dem kalten Wind, der durch alle Ritzen pfiff.

Sterben und verderben konnte ſie, ohne daß er davon hörte. Und wenn das geſchah, dann fuhr ſie ohne Taufe ab, und ohne Sakrament und Ölung. Und er hatte das nicht einmal wieder an ihr gutmachen können, was er ihr angetan hatte!

Pieter de Jonge ſchlief zuletzt die Nächte nicht mehr über dem allem. Er geriet ganz aus den Fugen, und Jakeline war ſich nun ganz einig darüber, daß er behext war, weil er Sonntags ſo ſchlecht aß und ausſah wie die teure Zeit. Sie behielt das aber für ſich diesmal, ſogar den Beghinenſchweſtern gegenüber. Von denen hatte ſie erfahren, daß „ſie“ krank lag, und ſie hoffte nun inbrünſtig, daß die Sache ein gutes Ende nähme. Damit meinte ſie aber etwas anderes, als die Menſchen ſonſt bei Krankheiten wünſchen.

Ihre Hoffnung wurde aber nicht erfüllt. Und an einem Tag in den Faſten, als draußen Tauwetter war und alle Gaſſen knöchelhoch voll Schnee und Schmutz, ſtand der Kaplan de Jonge zum erſtenmal wieder in der Kammer im Beghinenhof neben der kleinen ſchwarzen Muttergottes. Auf die achtete er aber diesmal gar nicht, ſondern ſah nur auf das Mädchen, das in ein grobes Wolltuch gewickelt unter dem bißchen blaſſer Winterſonne am Fenſter ſaß. Ihr Geſicht war ſchmal geworden und ſah durchſichtig aus unter den dicken roten Flechten, und ihre Augen kamen ihm noch ſchwärzer und größer vor als ſonſt.

Mit ein paar raſchen Schritten war er neben ihr. Aber es war wunderlich, daß er nichts zu ſagen fand.

„Du biſt lange krank geweſen,“ ſagte er endlich nur. Er überhörte aber, was ſie antwortete, weil er auf ihre Hände ſah, die ſie vor ſich auf dem Tiſche liegen hatte. Die waren mager und blaß und ſahen müde aus. Es zog ihm auf einmal das Herz zuſammen, und er kam ſich ſo ſchuldbewußt vor, als ob er ſie ſo krank gemacht hätte. Er nahm ihre Hand in ſeine. „Wie kalt ſie iſt.“

Das Mädchen fröſtelte und nickte. „Es iſt hier ſo wenig Sonne. Und wenn ſie ſcheint, macht ſie nicht warm.“

„Haſt du nicht oft Sehnſucht nach deiner Heimat?“

Sie hob den Kopf und ſah ihn mit einem dunklen Blick an, den er nicht verſtand. „Sehnſucht? Ich weiß es nicht. Es iſt ja nicht meine Heimat mehr. Meine Mutter liegt in der Erde. Meine Brüder haben ſie verbrannt.“ Sie ſchauerte noch einmal zuſammen. „Seid Ihr nie in Eurer Mutter Land geweſen, Herr?“ fragte ſie ihn plötzlich.

Pieter de Jonge ſchüttelte den Kopf und ſetzte ſich auf ſeinen Platz. „Ich kenne es nicht. Erzähle mir davon,“ ſagte er.

Es wurde eine wunderliche Chriſtenlehre heute. Die Bücher wurden nicht aufgeſchlagen, und von der Taufe war auch nicht die Rede. Der Lehrer hörte zu, und das Beichtkind erzählte.

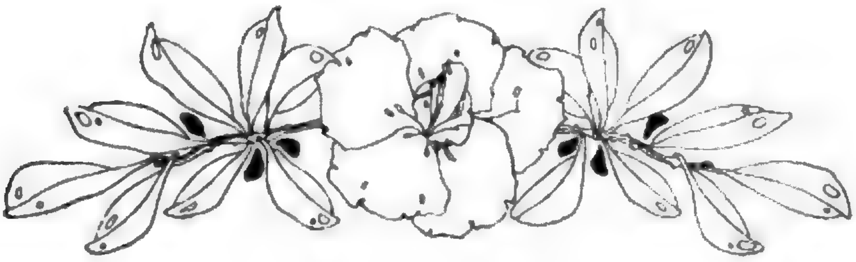
Pieter de Jonge hatte ſchon öfter von Spanien gehört. Seine Brüder ſprachen davon und ſein Vater. Es war ein Land, wo ein guter trinkbarer Wein wuchs, und ſchöne Weiber, das mußte man ihm laſſen. Ein Land, wo es ſich ſchon leben ließ, wenn man einen guten Batzen Geld hatte. Ein Land, das Pieter de Jonge immer ganz fern und fremd erſchienen war und nicht wie ſeiner Mutter Land.

Jetzt verwandelte ſich dieſes Land plötzlich. Er ſah es alles deutlich. Er ſah dieſe große, graue endloſe Ebene, die bis an die fernen blauen Sierren hin ſchattenlos in der Sonne ſchlief. Er ſah die ſteinigen Abhänge, die ſteil zum Flußtal abfielen, und an denen dieſer Wein wuchs, der ſo ſüß und heiß und dunkelgoldfarben war, als ob alle Sonne der vielen brennenden Sommertage flüſſig geworden wäre. Er ſah lichte, ſilberig-grüne Olivenwälder und einen breiten Stromſpiegel, aus dem Brücken und Türme wiederſchienen. Er hörte Namen, die ihm wie aus der Kinderzeit herüberklangen, weil Chriſtina de Jonge ſie ihrem kleinen Pedro genannt hatte. Er hörte Brunnengerieſel aus kühlen ſteinernen Höfen und Mandolinengeklimper aus Gärten, wo der blaßrote Oleander blühte. Er ſah auch das kleine Haus an der Brücke im Ghetto, wo am erſten Tage der Woche die ſieben Arme des Leuchters brannten und die Sabbatpſalmen gebetet wurden.

Sie erzählte langſam und mit etwas bedeckter Stimme in dieſer ſchönen, fremden kaſtilianiſchen Sprache und hielt den Kopf dabei etwas gebeugt, daß alle Sonne auf dieſes Haar fiel, das förmlich düſter zu brennen ſchien.

Und wie Pieter de Jonge, Bürgermeiſtersſohn und geweihter Prieſter, dieſes Judenmädchen anſah, das alle dieſe Wunder kannte und zwiſchen ihnen zu Hauſe war, da war ſie ihm plötzlich ſelbſt wie etwas Wunderbares, Schönes, das auf ganz unbegreifliche Weiſe in dieſes graue winterliche Land und zwiſchen die kahlen Wände dieſer Kammer geraten war.

(Fortſetzung folgt.)



Oſtergewitter

Wiehern Roſſe in den Lüften?
Stürmen talwärts reiſ'ge Heere?
Rauſchen aus geſprengten Grüften
Neuerſtandnen Lebens Chöre?

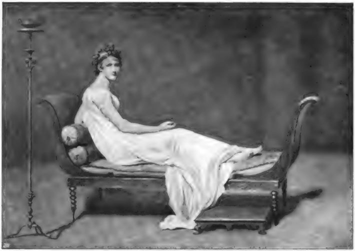
Ach, ein Lachen! Ach, ein Grollen!
Dumpfes Brauſen! Helles Schmettern!
Prächtig-frohe Donner rollen,
Und der Wald zuckt auf in Wettern.

Schwarzgeſträhnte Wolkentöchter
Schütten Naß aus eh'rnen Krügen;
Und der Erde Lenzgeſchlechter
Saugen's ein in durſt'gen Zügen.

Übers alte Ringgemäuer
Stürzt die Eiche jäh zuſammen.
Und das erſte Oſterfeuer
Blitzt zu Tal in roten Flammen.

Rauſcht um mich, ihr Lebensfluten!
Selig Leben, euch zu trinken!
Sel'ger Sterben, ſo in Gluten
Heiß dem Tod ans Herz zu ſinken!

Fritz Erdner



Madame Récamier im Alter von dreiundzwanzig Jahren. Nach dem Gemälde von J. L. David. (Louvre.)

Madame Récamier

Ein Frauenleben aus der Empirezeit

Nach neuen Quellen dargestellt

von

Detta Zilcken

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Madame Récamier iſt eine Erſcheinung, die an keinem anderen Orte der Welt ſo denkbar iſt wie in Paris. Denn nur hier vermag eine Frau durch Schönheit und Koketterie eine ſolche Macht zu gewinnen. Madame Récamier war gewiß nicht beſchränkt, aber ſie war ebenſowenig bedeutend, und die ſpöttiſche Bezeichnung einer „Madone de la conversation“, die die Goncourts ihr gaben, iſt nicht ganz ungerechtfertigt. Sie war, als ihre Rolle begann, noch viel zu jung und unreif, um durch Geiſt zu glänzen; ſie war ihrem ganzen Weſen nach zu weiblich weich und unentſchieden, um irgendwo entſchloſſen Partei zu ergreifen. Die Äußerungen, die Briefe, die wir von ihr beſitzen, zeigen niemals einen Anſatz zu einer eigentümlichen Anſchauung, zu einem kräftig geprägten Gedanken; über einen liebenswürdigen Plauderton geht ſie nie hinaus. Das Rüſtzeug ihres Geiſtes war Anmut und ſanfte Weiblichkeit. Allerdings blieb der unausgeſetzte vertrauliche Umgang mit bedeutenden Männern nicht ohne erziehlichen Einfluß, und ſo wurde aus der ein wenig oberflächlichen und vergnügungsſüchtigen Kokette im Alter dennoch eine zwar nicht geiſtreiche, aber doch geiſtig fein empfindende Matrone. Aber der Grund zu alledem und der weitgehende Einfluß, den ſie ausübte, lag in ihrer Schönheit.

Madame Récamier wurde 1777 als Jeanne Françoiſe Adelaide Julie Bernard in Lyon geboren. Ihre Mutter war eine außerordentlich hübſche Frau, die als echte Franzöſin in der Pflege ihrer Reize eine ihrer

Digitized by Google

vornehmſten Pflichten ſah und auch die Tochter in dieſem Sinne erzog. Monſieur Bernard nahm als wohlhabender Notar eine angeſehene Stellung ein. Juliette erhielt ihre Schulbildung in La Déſerte bei Lyon, einem klöſterlichen Inſtitut, das eine beſchränkte Anzahl von Töchtern guter Familien aufnahm. Während ihrer Schulzeit aber, noch vor der Revolution, ſiedelten Monſieur und Madame Bernard nach Paris über und lebten dort in dem vornehmen Quartier Saint Germain auf ziemlich großem Fuße. Als Juliette vierzehn Jahre alt war, ließen die Eltern ſie zu ſich kommen und führten ſie in die Geſelligkeit ihres Hauſes ein. Im folgenden Jahre, 1793, verheirateten ſie die Fünfzehnjährige mit dem zweiundvierzigjährigen Bankier Jacques-Roſe Récamier, der ebenfalls aus Lyon ſtammte.

Es iſt uns ein Brief erhalten, in dem Herr Récamier einen nahen Verwandten von ſeinem Verlöbnis mit Fräulein Bernard in Kenntnis ſetzt. Ein ſehr merkwürdiger, ſehr diplomatiſcher, klug ausweichender Brief. Er iſt die kühl wägende Erklärung eines Mannes, der zwar im voraus weiß, daß man für ſeine Handlung andere Beweggründe ſuchen wird als die, welche er angibt, deſſen Wille es aber iſt, daß die Darſtellung, die er für gut hält, wenigſtens offiziell anerkannt werde. Mit ſeiner Vorſicht iſt in dem Briefe von den Beziehungen die Rede, die Herrn Récamier einſt mit der hübſchen Mutter ſeiner jungen Verlobten verbunden hatten.

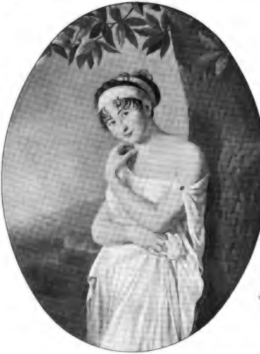
Es war eine ſchlimme Zeit damals im Jahre 1793, und die Köpfe von Männern wie Récamier ſaßen wenig feſt auf den Schultern ihrer Träger. Jacques-Roſe war vollſtändig darauf gefaßt, den ſeinigen zu verlieren, und es mußte die Leute allerdings ſtutzig machen, daß er unter ſo gefährlichen Verhältniſſen nicht nur überhaupt an eine ſchon an und für ſich ungewöhnliche Eheſchließung dachte, ſondern auch die Vollziehung der Heirat mit großer Eile betrieb. Er hatte damit für den Fall ſeines Todes Juliette ſein ganzes beträchtliches Vermögen geſichert, und dies war die Abſicht ſeiner — Vaterliebe geweſen, die er anders in unauffälliger Weiſe nicht hätte erreichen können.

Indeſſen blieb Herr Récamier von der Schreckensherrſchaft verſchont. Er erreichte ſogar ein Alter von nahezu achtzig Jahren, und Juliette war durch dieſe ſeltſame Scheinehe gefeſſelt, ohne jemals den Mut zu finden, ſich davon zu befreien. Ihr Vater-Gatte begegnete ihr mit freundlicher Güte, er umgab ſie, faſt über ſein Vermögen, mit Luxus und Geſelligkeit. Sie ſelbſt bemühte ſich mit liebenswürdiger Zartheit um ſein Wohlergehen, und erſt im Jahre 1818, als Récamier zum dritten Male einen geſchäftlichen Zuſammenbruch erlebte, ging ſie von ihm, um ſich in beſcheidenen Verhältniſſen in die Abbaye aux Bois im Faubourg St. Germain zurückzuziehen. Aber man geht wohl nicht fehl, wenn man in dieſer merkwürdigen Verbindung die pſychologiſche Erklärung für manchen ſonſt ſchwer erklärlichen Charakterzug der ſchönen Juliette ſucht. Es war vielleicht ein tiefes Bedürfnis ihrer Frauenſeele, was ſie die heiße Leidenſchaft, die ſie unzähligemal erweckte, niemals zurückſtoßen ließ. Und ſie fühlte ſich doch zu gebunden, um ſich ſelbſt jemals rückhaltlos hinzugeben. So kam ſie zu jenem Verhalten, das kein Gewähren und kein Verſagen war, und das man eben als ihre große Koketterie bezeichnete. Es wird ſchwer ſein, feſtzuſtellen, ob nicht die ſüße Unſchuld, die reizende Miene kindlicher Reinheit, die wir auf allen ihren Bildern finden, bis zu einem gewiſſen Grade ebenfalls Berechnung war, wie denn auch in der Betonung ihrer Jungfräulichkeit, die ſie durch ihre ſtets weiße Kleidung gewiſſermaßen ſymboliſch hervorhob, eine abſichtsvolle Lockung lag. Ob Madame Récamier wirklich ſo tugendhaft war, wie ſie die Welt wollte glauben machen, ob, wie einige wiſſen wollen, ihre Tugend nur in einem organiſchen Fehler begründet lag, mag dahingeſtellt bleiben. Den Schein der Tugend hat ſie jedenfalls zu wahren gewußt, und die Mutterſchaft iſt ihr fremd geblieben.

Unter dem Direktorium fing Julie Récamier an, eine Rolle zu ſpielen. Sie wird neben Joſephine Beauharnais und Madame Tallien als die dritte Grazie des Direktoriums bezeichnet. Damals auch begann ſie die erſten Huldigungen zu empfangen. Ein junger Neffe, Paul David, verliebte ſich in ſie mit der ganzen überſtrömenden Gefühlsſeligkeit jugendlicher Leidenſchaft. Gefährlicher und ernſthafter war für die Zweiundzwanzigjährige der Anſturm, den einer der Brüder Napoleons, Lucien Bonaparte, auf ſie machte. Lucien war damals Miniſter des Inneren und vor kurzem Witwer geworden. Gewalttätig und leidenſchaftlich, ein guter Frauenkenner und an Siege gewöhnt, war er beim erſten Anblick der ſchönen Frau, von der Chateaubriand noch in einem viel ſpäteren Alter ſagte, man wiſſe nie, ob man ſie für die Verkörperung der Liebe oder die Verkörperung der Keuſchheit halten ſolle, von dem glühenden Wunſch erfaßt worden, ſie zu erobern. Zum erſtenmal wandte Juliette ihm gegenüber jene ſchon erwähnte Taktik an, durch Mitleid Hoffnung zu erwecken und dieſe durch Sorgloſigkeit wieder zu zerſtören, ſobald ſie ihren Anbeter beruhigt ſah. Jedenfalls nahm ihre Kühle Lucien eine Zeitlang alle Beſinnung. Da er aber endlich einſah, daß ſeine Mühe vergeblich bleiben würde, und da er kein Talent hatte, den Schmachtenden zu ſpielen, brach er die Beziehung eines Tages ebenſo kurz ab, wie er ſie leidenſchaftlich begonnen hatte.

Noch in die Zeit des Direktoriums fällt auch die erſte Bekanntſchaft der Madame Récamier mit Frau von Staël. Es war der Zufall einer geſchäftlichen Angelegenheit, der die beiden zuſammenführte. Frau von Staël war zehn Jahre älter als Juliette, ſie hatte politiſch von ſich reden gemacht, ſie war als geiſtreiche Schriftſtellerin anerkannt. Was Wunder, wenn Juliette ſich ihr gegenüber ein wenig ſchüchtern zeigte. Aber die lebhafte, impulſive Dichterin ward ſofort durch die Anmut der jungen Frau gefangen, und dieſe fühlte wiederum, daß ſie in der Überlegenheit der anderen einen Halt, eine Stütze für ihren der Führung und Anlehnung bedürftigen Geiſt finden könne. Sie ſchloſſen ſich ſehr ſchnell innig einander an. Man muß nur die Briefe der Frau von Staël an Juliette leſen. Sie ſind voller Zärtlichkeit, voller Sehnſucht; ſie ſind wie die Briefe eines Liebenden an die Geliebte. Und ſolche Billette flogen ſehr häufig, mitunter täglich zu der „belle Juliette“, der „chère et parfaite amie“ hinüber, die ihrerſeits im Antworten viel läſſiger war. „Ich umarme Sie wie ein Liebhaber,“ ſchreibt Frau von Staël das eine Mal an ihre „ſchöne Heilige“. Und ein anderes Mal, da ſie ihr ihren Freund Benjamin Conſtant ſchickt: „Ihrer bediene ich mich, wenn ich meine Freunde belohnen will.“ Und wieder: „Ich liebe Sie, ich leide, und ich möchte Sie wiederſehen ...“ „Wenn Sie wüßten, wie ſchmerzlich mir dieſe Wartezeit iſt, Sie würden ſie durch Ihre himmliſche Gegenwart verſüßen ...“

Fragt man ſich, was einen Geiſt wie Frau von Staël derart bei Madame Récamier anziehen konnte, die ihr gegenüber doch ſtets die Nehmende blieb, ſo kommt man abermals zu dem Schluß, daß es eine Art ſinnlicher Liebe, ein äſthetiſches Vergnügen an dem beſtrickenden Zauber war, der von Juliette ausging, und bei dem körperliche Schönheit und Anmut des Weſens auf das innigſte miteinander verbunden waren. Die Schilderungen rühmen ihre wundervolle Geſtalt, die vollendeten Formen des Halſes, des Buſens und der Arme, die ſie nach der Mode der Zeit unverhüllt zeigte; die feinen Hände, die blendend reine, roſig angehauchte Haut, die unnachahmliche Grazie, mit der ſie den von natürlichen braunen Locken umrahmten Kopf trug. Der Ausdruck ihres Geſichts war der einer Raffaelſchen Madonna, das Spiel ihrer braunen, mit einem leichten Goldton leuchtenden Augen unſagbar verführeriſch. Selbſt ihre kleinen Fehler, ſo der niedlichſte Schnurrbart, machten ſie nur noch reizender. Sie ſprach wenig und bewegte ſich ruhig, aber natürlich. Die Grazie, mit der ſie in ihrem Salon ihre Gäſte empfing, war bezaubernd. Den beſten Begriff von der Art ihrer Schönheit geben uns ihre Bilder, und es ſind ihrer nicht wenige. Am bekannteſten iſt das Gemälde von J. L. David, das im Louvre hängt, und das in zartgrauen, heute uns an die modernen Engländer gemahnenden Tönen ſie darſtellt, wie ſie halb liegend auf einem Empireſofa ruht, mit nackten Füßen, ein Sammetband über der Stirn. Faſt ebenſo berühmt iſt das Gemälde von Gérard, das ſich im Nationalmuſeum zu Verſailles befindet. Es zeigt Juliette im Alter von dreißig Jahren — das Porträt von David war ſieben Jahre früher entſtanden —, ſitzend, in läſſiger Haltung, träumeriſch und mit einem leiſen Hauche von Melancholie vor ſich hinblickend. Während ihres Aufenthaltes in Rom (1813) hat Canova eine Büſte der „cara, cara Giulietta del Paradiso“ geſchaffen. Sie trägt einen Schleier und einen Kranz von Ölbaumblättern im Haar. Nachträglich hat Canova dieſe Büſte, deren Original ſich im Muſeum zu Lyon befindet, dann als „Beatrice“ bezeichnet, und es iſt merkwürdig genug, daß ſie der Typus und das Vorbild einer ganzen Anzahl anderer Beatrice-Darſtellungen geworden iſt. Auch von David d'Angers — wen hat dieſer fruchtbare Künſtler nicht porträtiert — beſitzen wir ein Medaillonrelief der Madame Récamier; ein Gemälde von Eulalie Morin, das in Verſailles hängt, gibt ſie, noch ſehr jugendlich, in einer Landſchaft an einen Baum gelehnt, und auch der Schauplatz ihrer letzten Lebensjahre, die berühmte Kloſterzelle in der Abbaye aux Bois, iſt durch mehrere Darſtellungen zeitgenöſſiſcher Künſtler im Bilde erhalten.


Madame Récamier im Alter von neunzehn Jahren. Nach dem Gemälde von Eulalie Morin. (Verſailles.)

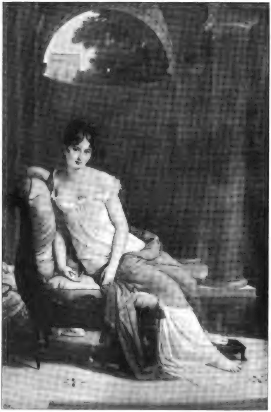
Wenn aber Juliette ſich im Anfang vielleicht ihrer Macht nicht bewußt war, ſo iſt es kein Wunder, wenn ſie bei der Flut von Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, ſchließlich ſich ſelbſt als eine Art Göttin erſcheinen mußte. Zwar blieben ihre weißen Kleider in Schnitt und Ausputz ſtets von faſt geſuchter Einfachheit, aber ihr Haus machte ſie zu einem koſtbaren Tempel ihrer Schönheit, in dem das Allerheiligſte, ihr Schlafgemach, die reichſte Ausſtattung erhielt. Ein ehemaliger Kapellmeiſter Friedrichs II., Reichardt, der ſich 1802 bis 1803 in Paris aufhielt, hat uns in ſeinen „Pariſer Briefen“ eine Beſchreibung dieſes Schlafgemaches hinterlaſſen, das den Gäſten des Hauſes als Sehenswürdigkeit gezeigt wurde. Es war ein ſehr großer, faſt ganz mit Spiegeln ausgekleideter Raum. Das Bett ſtand auf einer Eſtrade, zu der Stufen hinanführten, und war auf der einen Seite von großen antiken Bronzevaſen, auf der anderen von hohen achtarmigen Kandelabern flankiert. Das Lager wie der Betthimmel waren ganz weiß. Den Hintergrund bildete ein ſchwerer, violetter Damaſtvorhang, der, auseinandergerafft, eine Spiegelwand frei ließ, ſo daß Juliette, wenn ſie im Bette lag, ſich vom Scheitel bis zur Zehe ſehen konnte.

Inzwiſchen war Madame Récamier, hauptſächlich durch ihre Freundſchaft mit Frau von Staël, zu einer großen Anzahl politiſcher Perſönlichkeiten in Beziehung getreten, und ihr Salon war ſchon unter dem Konſulat einer der berühmteſten in Paris. Man fand bei ihr Eugen Beauharnais, der ihr einen Ring entwandte und zärtlich hütete, den General Maſſena, der ein Band von ihr beſaß, das ihn in die Schlachten begleitete, den Dichter Legouvé, der Verſe auf ſie machte. Man traf Bernadotte, den ſpäteren Schwedenkönig, Moreau, den Sieger von Hohenlinden, Benjamin Conſtant, den unruhig geiſtvollen Künſtler und Politiker, den leidenſchaftlichen Verteidiger des Individualismus gegenüber dem Staat, den Verfaſſer des vortrefflichen pſychologiſchen Romans „Adolphe“. Damals war Conſtant noch der erklärte Seelenfreund der Frau von Staël, der ſie auch ins Exil nach Deutſchland begleitete. Später wandte auch er, freilich mit weniger Erfolg, ſeine Liebe Madame Récamier zu. Zu den Hauptperſonen ihres Kreiſes aber gehörten ſchon unter dem Konſulat die Vettern Montmorency, Adrien, ſpäter Herzog von Laval, und Mathieu, der nachmals, zur Zeit der Reſtauration, eine wichtige diplomatiſche Rolle ſpielte. Die Montmorency gehören zu Juliettes treueſten Verehrern; bei beiden Männern gelang es ihr, die anfangs heißeren Gefühle in eine überaus zarte Freundſchaft zu wandeln. Beſonders bei Mathieu Montmorency iſt es geradezu rührend, wie er inmitten aller Staatsgeſchäfte immer Zeit findet, ſich zärtlich beſorgt nach ihrem Ergehen zu erkundigen, wie er auf allen Wegen ihr folgt, immer in Furcht, ihre Seele könne bei dem hohlen Treiben der Geſellſchaft Schaden leiden, wie er ſie zu ernſter, geiſtiger Beſchäftigung und einer Vertiefung ihres religiöſen Gefühls zu führen ſucht.

Faſt alle die genannten Männer waren, wie Frau von Staël, Gegner Napoleons. So kam es, daß auch Juliette von Bonaparte mit Mißtrauen beobachtet wurde. Als es bekannt wurde, daß General Moreau, der gegen Napoleon konſpirierte, der Held ihres Salons ſei, wurden ihre Montagsempfänge verboten. Leicht zu beeinfluſſen und weniger vom Verſtande als von ihrem Herzen geleitet, wäre Juliette, von anderen Freunden umgeben, vielleicht eine begeiſterte Verehrerin Bonapartes geweſen. Seine Feindin wurde ſie aus einem rein perſönlichen Grunde: dadurch, daß er ihre geliebte und bewunderte Freundin aus Paris auswies. Frau von Staël wandte ſich bekanntlich zunächſt nach Deutſchland. Von Weimar aus ſchrieb ſie, daß ſie Goethe, Schiller und Wieland viel Schönes von ihrer lieben Juliette erzählt habe, deren Ruhm längſt ſchon nach Deutſchland gedrungen. Ungefähr um die gleiche Zeit hielt Kotzebue ſich in Paris auf und kündete auch von hier aus das Lob der vielbewunderten Frau.

Dieſe kam indeſſen in eine immer gefährlichere Stellung. Napoleon war Kaiſer geworden. Er bot den Montmorency eine Staatsſtellung an, und ſie lehnten ab. Bei der bekannten engen Verbindung der beiden Vettern mit Juliette mußte dieſes Moment rückwirkend abermals die Haltung Napoleons gegen Madame Récamier ungünſtig beeinfluſſen. Dennoch ließ er ihr durch den Polizeiminiſter Fouché, der bei ihr verkehrte, vertraulich mitteilen, daß ein Platz als Palaſtdame für ſie offen ſei. Möglich, daß bei dieſem Vorſchlag der Wunſch mitſprach, die ſchöne Frau in ſeine Nähe zu bringen; mehr noch war vielleicht die Erwägung maßgebend, eine einflußreiche Bundesgenoſſin zu erwerben. Aber auch Juliette wies, wie ihre Freunde, das Anerbieten ohne weiteres zurück. Bald darauf brach das Bankhaus Récamier zuſammen. Man munkelte, daß der Kaiſer an dem Fall dieſes wie einiger anderer Bankhäuſer nicht ohne Schuld ſei, und ſicherlich wäre Récamier leichter über die Kriſis hinweggekommen, wenn Juliette ſich den Wünſchen Napoleons zugänglicher gezeigt hätte. Die geſchäftliche Niederlage ihres Gatten aber bedeutete für ſie eine ziemliche Umwälzung ihrer äußeren Verhältniſſe, ein Zurücktreten aus dem Glanze üppigen Reichtums in eine beſcheidenere Bürgerlichkeit. Sie ertrug den Schickſalsſchlag mit Faſſung und Gleichmut; Mitleid und Neugier bewirkten, daß ſie jetzt faſt noch mehr der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit wurde. Im folgenden Sommer, 1807, zog ſie ſich einige Monate aus Paris zurück und begab ſich in die Schweiz zum Beſuch der Frau von Staël, die, immer noch im Exil, auf ihrem Landſitze Coppet bei Genf weilte.

Frau von Staël hatte in Coppet ihren berühmten Roman „Corinne“ geſchrieben



Madame Récamier im Alter von dreißig Jahren.
Nach dem Gemälde von François Gérard. (Verſailles.)

und war jetzt mit ihrem Buche über Deutſchland beſchäftigt. Bei ihr weilten ihr Sohn Auguſt, deſſen Erzieher Schlegel und ihr Freund Benjamin Conſtant, der aber gerade damals in ſtürmiſchen Erregungen ſein Verhältnis zu der Dichterin zu löſen ſuchte. Zu dieſem Kreiſe geſellten ſich nun als weitere Gäſte Madame Récamier und Prinz Auguſt von Preußen, zwiſchen denen ſich, gleichſam als Gegenſpiel zu jenem ſich ſeinem Ende zuneigenden Roman, eine Neigung entſpann, die für den preußiſchen Prinzen die große Liebe ſeines Lebens wurde.

Prinz Auguſt war ein Neffe Friedrichs des Großen und ein jüngerer Bruder des 1806 bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand. Er hatte als Chef eines Grenadierbataillons an der Schlacht bei Jena teilgenommen und war am 6. Oktober 1806 bei Prenzlau trotz verzweifelter Gegenwehr in franzöſiſche Gefangenſchaft geraten. Auf Ehrenwort freigelaſſen, hatte er zunächſt eine Reiſe in die Schweiz unternommen und die ihm von Frau von Staël angebotene Gaſtfreundſchaft angenommen. Prinz Auguſt war damals fünfundzwanzig, Juliette neunundzwanzig Jahre alt. Sie hatte bei aller Verehrung, die ſie empfangen, noch kein wirkliches Glück kennen gelernt, die Erſchütterung ihrer äußeren Verhältniſſe mochte ein Bedürfnis nach Troſt in ihr geweckt haben, und die Umgebung, in der ſie ſich befand, dieſe Atmoſphäre hochgeſpannter Exaltation, mochte dazu beitragen, daß auch ſie der Leidenſchaft zugänglicher war als bisher. Sie erwiderte die ſchnell entflammte Neigung des Prinzen, der mit deutſcher Ehrlichkeit und Geradheit um ſie warb und ſie beſchwor, eine Scheidung von ihrem Gatten durchzuſetzen, um ihn zu heiraten. Juliette gab ihre Einwilligung. Sie banden ſich beide durch ein ſchriftliches Verſprechen. Das des Prinzen lautet:

Ich ſchwöre bei meiner Ehre und bei meiner Liebe, daß ich das Gefühl, das mich an Juliette Récamier bindet, in ſeiner ganzen Reinheit bewahren will, daß ich alle mir

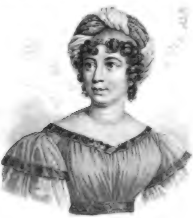
Digitized by Google

durch die Pflicht erlaubten Schritte tun werde, um mich durch das Band der Ehe mit ihr zu verbinden, und daß ich keine andere Frau beſitzen will, ſolange ich die Hoffnung habe, ihr Geſchick mit dem meinigen zu vereinigen.

Auguſt, Prinz von Preußen.

Coppet, 28. Oktober 1807.

Dieſes Verſprechen erfolgte kurz vor der Abreiſe des Prinzen nach Deutſchland. Er ſchrieb von unterwegs täglich zärtliche Briefe an die Geliebte, die im Dezember ebenfalls Coppet verließ, um nach Paris zurückzukehren. Aber Récamier, der ſich anfangs dem Gedanken an eine Scheidung zugänglich gezeigt hatte, äußerte nun allerlei Bedenken, religiöſe Skrupel kamen hinzu, und Juliette verlor mehr und mehr den Mut, einen entſcheidenden Schritt zu tun. Ein Rendezvous, das ſie dem Prinzen verſprochen hatte, hielt ſie nicht ein, obwohl er eine weite Reiſe deswegen gemacht, und im Januar des folgenden Jahres teilte ſie ihm nach vielem Schwanken mit, daß ſie ihm nicht angehören könne, da zwiſchen ihnen für immer eine Schranke aufgerichtet ſei. Das größte, ja einzige Hemmnis aber lag jedenfalls in ihrer Schwäche, in der übergroßen Zartheit, mit der ſie niemandem weh tun mochte, und in ihrem Mangel an einer wirklich tiefen, ſieghaften Leidenſchaftlichkeit. Der Prinz gab indeſſen ſo ſchnell ſeine Hoffnung nicht auf. Er beſtürmte ſie mit Briefen — es ſind über hundert erhalten —, in denen er bittend, grollend, beteuernd um ſein Glück kämpfte. „Wenn Sie mich wirklichen Pflichten aufopfern wollten,“ ſchreibt er einmal, „ſo hätte ich nur Bewunderung für eine Größe, die die Qual meines Lebens wäre. Aber das Glück eines Mannes, der Sie unſagbar liebt und der auch Ihnen nicht gleichgültig ſchien, den Launen und Vorurteilen der Konvenienz aufzuopfern, das zeigt keine Seelenſtärke.“

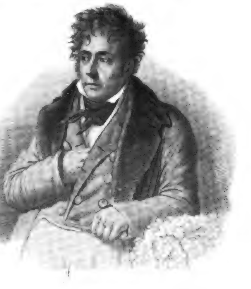

Frau von Staël.

Zweifellos legte Juliette in ihr Verhältnis zum Prinzen Auguſt mehr als Koketterie und weniger als Leidenſchaft. Sie entmutigte ihn niemals ganz. Am Jahrestage ſeines Abſchiedes von Coppet ſchickte ſie ihm einen Ring mit der Inſchrift: „Je le reverrai.“ Dennoch trat ſie noch zweimal von einem verabredeten Rendezvous im letzten Augenblick zurück. Auch ließ ſie für ihren Verlobten das ſchon erwähnte Porträt von Gérard malen. Man kann ſich denken, wie hochbeglückt Auguſt durch das Bildnis ſeiner ſchönen Geliebten war, das bis zu ſeinem Tode in ſeinem Berliner Palais hing, und das nach ſeinem Tode durch Teſtamentsbeſtimmung wieder an die Geberin zurückfiel. Juliette litt unter dem Widerſtreit ihrer Gefühle ſo ſehr, daß ſie an Selbſtmord dachte. Nach zwei Jahren des Hangens und Bangens verlor Prinz Auguſt endlich die Geduld, und er ſchrieb einen Abſchiedsbrief, in dem es heißt: „Nachdem Sie mich in ſo unwürdiger Weiſe getäuſcht und die feierlichſten Eide gebrochen haben, die Liebe nur erſinnen konnte, wagen Sie jetzt, mich wegen meines Verhaltens gegen Sie anzuklagen. Weil mein Stolz mir verbot, mich ſo weit zu erniedrigen, Ihnen Vorwürfe zu machen, halten Sie mich für gleichgültig und trauen mir zu, daß ich mein Glück in anderen Gefühlen ſuche. Unglücklicherweiſe habe ich mich noch nicht zu dem Grade der Indifferenz bringen können, den ich mir aufrichtig wünſchte, und ich kenne

Digitized by Google

keine andere Zerſtreuung als die, mich meinem Vaterlande ſo nützlich zu machen, als die Umſtände es irgend geſtatten. Niemals könnte ich mit einer Frau glücklich ſein, die Gefühle zu heucheln verſteht, die ſie niemals wirklich empfunden haben kann, und der die Rückſichten der Konvenienz höher ſtehen als die der Moral. Ich bitte Sie, mir nicht mehr zu ſchreiben; Ihre Briefe tun mir zu weh. Adieu, zum letztenmal adieu.“

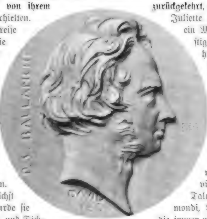
Aber trotz dieſes Abſchiedsbriefes wurden die Beziehungen noch nicht abgebrochen. Es wurde ſogar im Herbſt 1811 abermals eine Zuſammenkunft, in Schaffhauſen, verabredet, und abermals — fand ſich der Prinz allein dort ein. Madame Récamier hatte diesmal wenigſtens eine triftige Entſchuldigung. Sie war gerade in jenen Tagen, vom Bannſtrahl Napoleons getroffen, aus Paris ausgewieſen worden, und die Sorge um eine neue Unterkunft hinderte ſie, ihr Verſprechen zu halten. Doch ſah Prinz Auguſt die Geliebte im Jahre 1815 wieder, da er, als Kommandeur des zweiten norddeutſchen Armeekorps den Belagerungs-Feldzug in Nordfrankreich leitend, nach Paris kam. Wir wiſſen ferner aus den Briefen der Madame Récamier, daß er ſie im Sommer 1818 zufällig in Aachen traf, wo Juliette zur Kur weilte, und daß er ihr dort aufs neue Beweiſe ſeiner unveränderten Treue und Zuneigung gab, obwohl ſeit jenen Tagen in Coppet zehn Jahre verſtrichen waren, und obwohl Juliette die Vierzig überſchritten hatte. Ja, Prinz Auguſt war auch jetzt noch ſo leidenſchaftlich, daß Madame Récamier ihn bat, Aachen zu verlaſſen und ihr nach Paris vorauszufahren. Als ſie fünf Wochen ſpäter endlich nachkam, hatte er freilich ſo lange nicht warten können, und ſie hat ihn wohl niemals wiedergeſehen. Aber noch im Jahre 1843 verſichert er ihr, „daß weder die Zeit noch die Entfernung die zärtliche Freundſchaft habe abſchwächen können, die ihn durch die ſchönſten Erinnerungen ſeines Lebens an ſie binde“. Dieſer Brief iſt einer der letzten. Im Juli desſelben Jahres ſtarb Prinz Auguſt auf einer Inſpektionsreiſe in Bromberg. Er war unvermählt geblieben.



Chateaubriand.

Im Jahre 1810 hatte Frau von Staël ihr Werk über Deutſchland beendet. Um die Genehmigung der Zenſur zu erlangen, wandte ſie ſich an Juliette, damit dieſe bei den maßgebenden Perſönlichkeiten ihren Einfluß geltend mache. Aber Napoleon verfolgte ſeine alte Gegnerin mit unverſöhnlichem Haß. Die Bemühungen der Madame Récamier waren erfolglos. Die Genehmigung wurde nicht nur verweigert, ſondern die ganze franzöſiſche Ausgabe des Werkes zerſtört, der Verfaſſerin aufs neue der Aufenthalt in Frankreich verboten und ihr Verkehr in Coppet ſtreng überwacht. Aber auch für Juliette hatte ihre treue Freundſchaft böſe Folgen. Napoleon ſprach bei einem Feſte unverhohlen aus, daß er jeden als ſeinen Feind betrachte, der ſich im Salon der Madame Récamier zeige. Unter dieſen Verhältniſſen war es allerdings eine Tollkühnheit, daß Juliette, gleichzeitig mit Mathieu Montmorency, es unternahm, ihre troſtbedürftige und faſt verzweifelte Freundin in ihrer Verbannung aufzuſuchen. Sechsunddreißig Stunden war ſie unter dem Dache der Frau von Staël, lange genug, daß die Spione des Kaiſers von ihrem Beſuche Kenntnis erhielten. Noch auf der Rückreiſe erreichte ſie bereits die Maßregelung, daß ihr der Aufenthalt innerhalb 40 Meilen im Umkreis von Paris verboten ſei. Das gleiche Schickſal ereilte Montmorency.

Bis zum Sommer 1814 blieb Madame Récamier nun der Hauptſtadt fern. Sie begab ſich zunächſt nach Lyon. Hier wurde ſie mit dem Philoſophen und Dichter Ballanche bekannt, der alsbald, wie alle Männer, die in ihre Nähe kamen, ſich in ſie verliebte. Ähnlich wie Mathieu Montmorency iſt von nun an auch Ballanche ihr in unabänderlich treuer Zuneigung, in einer ſtillen Entſagung, die ſich als wunſchloſe Freundſchaft äußert, ergeben. Aber bei Ballanche erhält das Verhältnis, anders noch wie bei Montmorency, einen tragiſchen Zug, denn Ballanche war bei einem überaus vornehmen Charakter und einem zart empfindſamen Innenleben im Äußeren häßlich, linkiſch, unordentlich und ſonderbar und durch eine Geſchwulſt verunſtaltet. Die ſchöne Juliette wurde ſeine Muſe, und manche Züge von ihr gingen in ſeine Dichtung „Antigone" über. Wie Mathieu ſuchte aber auch Ballanche ſeine Liebe tatkräftig zu beweiſen, indem er die Geliebte wieder und wieder zu ernſterer geiſtiger Beſchäftigung anhielt.



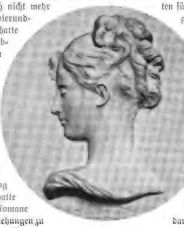
P. S. Ballanche.
Nach einem Relief von
David d'Angers.

In Begleitung von Ballanche wandte Juliette ſich von Lyon aus nach Italien. In Rom hielt ſie, ganz ähnlich wie in Paris, Cercle und verſammelte insbeſondere die franzöſiſche Geſellſchaft um ſich. In Neapel weilte ſie als Gaſt Murats und ſchloß Freundſchaft mit der Königin Karoline. Die Abdankung Napoleons geſtattete ihr endlich, nach Paris zurückzukehren.

Alle ihre Getreuen fanden ſich jetzt hier wieder zuſammen. Die Staël und Mathieu Montmorency waren ebenfalls aus dem Exil zurückgekehrt, und der Salon von Juliette wurde mehr als je ein Mittelpunkt des geiſtigen Lebens. Man traf hier ſo ziemlich alle bedeutenden Menſchen, die ſich dauernd oder vorübergehend in Paris aufhielten: Ballanche, Canova, Murat und die Königin Karoline, Humboldt, Metternich, den Maler David, den Schauſpieler Talma, Boufflers, Siſmondi, Wellington, auf den die immer noch ſehr ſchöne Frau einen großen Eindruck machte. Ihr leidenſchaftlichſter und ungeſtümſter Verehrer war um jene Zeit Benjamin Conſtant. Es wurde auch jetzt noch bei Juliette antibonapartiſtiſche Politik gemacht — Madame Récamier hatte ja jetzt perſönlichſten Grund, Napoleon zu haſſen — und Benjamin Conſtant ſchrieb unter ihrem direkten Einfluſſe bei der Rückkehr des Kaiſers ein paar heftig angreifende, vielbeſprochene Aufſätze in Pariſer Blätter. Aber die neue Herrlichkeit Napoleons war bald zu Ende, und der Salon der Madame Récamier wurde immer entſchiedener aus einem politiſchen ein literariſch-künſtleriſcher. Dieſer Umſchwung vollzog ſich in erſter Linie durch den Einfluß von Chateaubriand, der ſeit dem Jahre 1818 das Leben Juliettes beherrſchte.

Chauteaubriand war die einzige tiefe und große Liebe der Madame Récamier. Und

Digitized by Google



Madame Récamier.
Nach einem Relief von
David d'Angers.

Juliette, die ſo viele hatte leiden machen, lernte durch dieſe Neigung ſelbſt der Liebe Leid kennen, denn Chateaubriand war nichts weniger als ein bequemer Liebhaber. Er war maßlos eitel, egoiſtiſch, anſpruchsvoll; von Widerſprüchen hin und her geriſſen, in ſeinen Herzensneigungen unbeſtändig, und meiſt unausſtehlich, ſobald er ſich nicht unglücklich fühlte. Aber er beſaß jene Anziehungskraft und Gewalt der Perſönlichkeit, die genialiſchen Naturen eigen zu ſein pflegt. Er kam und nahm, und wen er gefangen hatte, vermochte ſich nicht mehr loszumachen. Mit vierundzwanzig Jahren hatte er ſich mit einer hübſchen, vermögenden und gebildeten Waiſe verheiratet, die ihn leidenſchaftlich liebte und in unverbrüchlicher Treue an ihm hing, obwohl er ſie bisweilen jahrelang verließ und kaum anders als mit Geringſchätzung von ihr ſprach. Er hatte mehrere bewegte Romane durchlebt; ſeine Beziehungen zu Madame de Beaumont, Madame de Cuſtine, Madame de Mouchy hatten viel von ſich reden gemacht. Und auch zur Zeit ſeiner Liebe für Juliette war er für die Reize anderer Frauen gelegentlich nicht unempfänglich. Aber vielleicht waren gerade dieſe Unzuträglichkeiten das, was Juliette ſo feſt und bedingungslos an ihn feſſelte, daß faſt die ganze zweite Hälfte ihres Lebens, über dreißig Jahre, von dem Beſtreben erfüllt iſt, ihm zu gefallen, ihm zu dienen, ihn zufriedenzuſtellen.

Madame Récamier war einundvierzig, Chateaubriand fünfzig Jahre alt, als er anfing, ſich ihr lebhafter zu nähern. Juliette war immer noch ſehr ſchön, und ſie trug immer noch weiße Kleider. Er kam, und er beanſpruchte ſofort als Herr und Meiſter ſie ganz für ſich. Alle früheren Freunde traten in den Hintergrund; der brave Ballanche beſonders fühlte ſich zurückgeſetzt und ſah mit Bekümmernis die angebetete Frau unvermeidlichen Stürmen entgegengehen. René, wie Chateaubriand im Kreiſe ſeiner Intimen genannt wurde, erſchien jeden Nachmittag um drei Uhr bei der Freundin, und er war ungehalten, wenn er andere Leute bei ihr antraf. Er quälte ſie alle Tage mit ſeinen Launen und beunruhigte ſie mit ſeiner Heftigkeit. Sein Ehrgeiz ſtrebte damals danach, den franzöſiſchen Geſandtſchaftspoſten in Berlin zu erhalten. Mathieu Montmorency verwendete ſich auf Juliettes Bitten für ihn, und ſeine Bemühungen hatten Erfolg. Aber bereits auf der Reiſe ſchien Chateaubriand die Trennung von der Geliebten unerträglich — und nach vier Monaten war er wieder in Paris. Kurze Zeit darauf wurde er als Geſandter nach London geſchickt. „Trauern Sie nicht,“ ſchrieb er ihr von dort aus, „all dieſes wird nur von kurzer Dauer ſein. Und dann werde ich immer Ihnen gehören.“ Indeſſen wurde Chateaubriand zunächſt noch zum Kongreß nach Verona entſandt, ehe er — 1823 — als Miniſter des Auswärtigen und als Nachfolger von Mathieu Montmorency, der zuletzt dieſen Poſten innegehabt, nach Paris zurückkehrte.

Fünf Jahre früher ſchon, im Jahre 1818, hatte Madame Récamier ihren Gatten verlaſſen und in der Abbaye aux Bois im Faubourg St. Germain eine Heimſtätte gefunden. Sie hatte insbeſondere einige neu auftauchende literariſche Sterne in ihren Kreis aufgenommen, Proſper Merimée, Alphonſe de Lamartine und vor allem Jean Jacques Ampère, der in einer an Goethes Werther und Byrons Manfred genährten Stimmung für die zwanzig Jahre ältere Frau eine heftige Leidenſchaft faßte. Aber Juliette war ganz und gar durch ihre Liebe zu Chateaubriand ausgefüllt. Dennoch geſtaltete ſich nach der ſchmerzlich erſehnten Rückkehr des Freundes ihr Verhältnis zu dieſem zunächſt nicht ſonderlich erfreulich. Es ſcheint, daß Madame Récamier gerade zu jener Zeit Urſache zur Eiferſucht hatte. Chateaubriand hatte noch nicht lange ſeinen Pariſer Poſten angetreten, als ſie, die Erkrankung ihrer bei ihr lebenden Nichte zum Vorwand nehmend, plötzlich nach Italien abreiſte.

Ballanche und Ampère begleiteten ſie. Sie fand in Rom Adrien Montmorency wieder, der dort als franzöſiſcher Geſandter lebte, ſie erneuerte ihre Beziehungen zu Canova, lernte die Maler Viktor Schnetz und Leopold Robert kennen und kam mehrfach auch mit der Königin Hortenſe zuſammen. Aber trotz dieſer vielen intereſſanten Beziehungen weilten ihre Gedanken doch wohl mit ſchmerzlicher Frage in Paris, wo Chateaubriand über ſeinen wirklichen oder vermeintlichen Miniſtererfolgen keine Zeit mehr für Liebe und Zärtlichkeit zu haben ſchien. „La gloire et le bonheur de ma patrie datent de mon entrée au ministère“ ſchrieb er einmal. Dennoch mußte das Vaterland die Verdienſte des Dichter-Diplomaten wohl nicht recht zu würdigen wiſſen, denn zu Oſtern 1824 erfolgte plötzlich ſeine Abſetzung. Chateaubriand ſpielte den Schmollenden; er zog ſich von allem zurück und behandelte auch die Freundin mit noch größerer Kühle. Endlich, als ſein Groll verraucht war, flog ein Brief zu Juliette hinüber mit der Bitte, nach Paris zurückzukommen. Darauf hatte Madame Récamier gewartet. Sie packte ihre Sachen und trat den Rückweg über die Alpen an. Im Mai 1825 zog ſie nach faſt zweijähriger Abweſenheit wieder in die Abbaye ein. Sie hatte jetzt weiße Haare. Sowohl Chateaubriand wie auch ſie waren ruhiger geworden. Sie waren von nun an in der innigſten, zärtlichſten Freundſchaft einander zugetan, bis der Tod ſie ſchied.

Im Jahre 1830 zog Chateaubriand ſich endgültig von den Staatsgeſchäften zurück. Der Reſt ſeines Lebens gehörte ſeiner Freundin und der Vollendung ſeiner Memoiren. Aber es war kein heiterer, froher Lebensabend, kein befriedigtes Zurückſchauen auf eine wacker getane Arbeit. Juliette hatte ſich damit abgefunden, daß die Blüte ihrer Schönheit dahin ſei, und gerade, daß ſie keinen Anſpruch mehr darauf erhob, als jugendlich und ſchön zu gelten, machte, daß ſie immer noch reizvoll und anziehend war. „Sie iſt gleichzeitig zwanzig und ſechzig Jahre alt,“ ſagte jemand von ihr, „und beides verträgt ſich bei ihr vortrefflich.“ Aber Chateaubriand kam nicht darüber hinweg, daß ſeine Rolle ausgeſpielt ſei. Er hungerte nach Anerkennung. Er fühlte ſich nur dann einigermaßen wohl und zufrieden, wenn man ihm beſtändig wiederholte, was für ein großer und genialer Mann er ſei. Und Juliette übernahm die ſchwere Aufgabe, dieſem armen Unzufriedenen das Leben erträglich zu machen. Sie nahm in ihrem Salon Leute aller Richtungen, aller Parteien und Berufsarten auf; ſie war großherzig und nachſichtig, auch wo die Anſichten der anderen den ihrigen zuwiderliefen: das einzige, was ſie unnachgiebig forderte, war, daß man ihrem Abgott Verehrung und Bewunderung erwies. Faſt alle Werke Chateaubriands wurden, teils im Manuſkript, bei ihr vorgeleſen. Das größte Ereignis, das die Abbaye aux Bois ſah, war 1834 die Vorleſung der „Mémoires d’outre tombe“, Aufzeichnungen, die beſtimmt waren, erſt nach dem Tode des Verfaſſers der Öffentlichkeit übergeben zu werden. Sie wurden im Salon der Madame Récamier in Gegenwart Chateaubriands einem Dutzend bevorzugter Perſonen, darunter Adrien Montmorency, Ballanche, Sainte-Beuve, Edgar Quinet, Ampère, Madame Taſtu, bekannt.

Aber neben Chateaubriand kamen auch die anderen Gäſte der Abbaye zu Wort. Benjamin Conſtant hatte ſchon früher ſeinen Roman „Adolphe“ dort vorgeleſen, Lamartine ſeine „Méditations“, Quinet, der ausgezeichnete Kenner deutſcher Literatur, ſeinen „Prometheus“. Honoré de Balzac, der eben anfing bekannt zu werden, brachte Proben ſeines Schaffens, Sainte-Beuve, der geiſtreiche Kritiker, war ein häufiger Gaſt. Bisweilen wurde auch gute Muſik gemacht oder deklamiert: Talma und die junge Rachel Felix rezitierten. Eines Tages, als die geniale Schauſpielerin das Gebet aus „Eſther“ vorgetragen, ging Chateaubriand tief ergriffen auf ſie zu und ſagte: „Welch ein Schmerz, ein ſolches Talent aufblühen zu ſehen, wenn man ſelbſt ſterben muß.“ Worauf die Rachel, noch im Ton und in der Stimmung ihrer Rolle, entgegnete: „Es gibt Männer, Vicomte, die niemals ſterben.“

Trotz des jungen Lebens, das ſie um ſich her ſich entfalten ſah, trotz der neuen Generation, an deren Intereſſen ſie lebhaften Anteil nahm, mußte Juliette aber doch mit Wehmut empfinden, daß ihr Winter gekommen ſei. Sie ſah von ihren alten Freunden einen um den anderen ins Grab ſinken. Die Genoſſen früherer Tage, die ihr noch blieben, waren hinfällig geworden, ſie ſelbſt war leidend und faſt blind, und ihr Salon glich bisweilen einer Krankenſtube oder einem Altersheim. Am meiſten zu bedauern war vielleicht Chateaubriand. Zu ſeiner inneren Unzufriedenheit geſellten ſich körperliche Leiden. Sein Diener mußte ihn die Treppe hinauf- und hinuntertragen. Dennoch ſaß er faſt alle Tage am Kamin im Salon von Juliette; es waren die einzigen Stunden, in denen das Leben ihm noch erträglich ſchien. Wenn er im Sommer zur Badekur Paris für einige Wochen verließ, ſchrieb er, wie früher, alle Tage. Es waren jetzt freilich keine langen Briefe mehr, ſondern, da das Schreiben ihm Mühe machte, wenige Zeilen immer desſelben Inhalts: er ſehne ſich nach ihr; ſie möge ihn nicht vergeſſen; er liebe ſie. Schließlich konnte er oft wochenlang ſeine Wohnung nicht mehr verlaſſen, und auch Juliette war zu leidend, ihn zu beſuchen. So ſandten ſie ſich gegenſeitig ein- oder zweimal täglich Boten. Chateaubriands Frau lebte noch immer; in den Briefchen des Dichters an Madame Récamier iſt bisweilen von ihr die Rede wie von etwas Nebenſächlichem, Läſtigem. Als ſie 1847 ſtarb, bot der Dichter Juliette ſeine Hand an. Aber Madame Récamier meinte, daß es eines ſolchen Bundes zwiſchen ihnen jetzt nicht mehr bedürfe. Übrigens war Juliette inzwiſchen ganz erblindet. Sie hatte ihrem Freunde Ballanche in ſeiner letzten Krankheit opfermutig zur Seite geſtanden, und dieſe Überanſtrengung hatte bewirkt, daß eine kurz zuvor vollzogene Augenoperation mißglückt war. Mit Ballanche hatte ſie den ſelbſtloſeſten ihrer Verehrer verloren. Er hatte nie etwas anderes verlangt, als ihr dienen zu dürfen, und es war eine ſchöne Anerkennung, daß Juliette ihn in ihrem eigenen Grabe beſtatten ließ.

Im darauffolgenden Jahre, im Juli 1848, mußte Madame Récamier auch den teuerſten ihrer Freunde begraben. Chateaubriand, der niemals ſehr redſelig geweſen, war die letzten Monate ſeines Lebens faſt ſtumm geweſen. „Er lebt in ſeinen Träumen,“ ſchrieb Sainte-Beuve Ende 1847. „Sein feiner Mund lächelt noch, ſeine Augen weinen; auf ſeiner breiten Stirn liegt eine majeſtätiſche Ruhe. Aber was iſt in und hinter dieſer Stirn? Iſt überhaupt noch etwas dahinter?“ Als Juliette merkte, daß das Ende nahe, richtete ſie ſich ganz bei ihm ein und verließ ihn nicht mehr. Er konnte nicht mehr ſprechen, ſie konnte nicht mehr ſehen. So wartete dieſes ſeltſame Paar, daß der Tod es ſcheide. Übrigens blieb Chateaubriand auch im Tode ſich ſelbſt getreu. Er hatte beſtimmt, daß man ihn in ſeiner Heimat, nahe bei Saint Malo, auf der Spitze eines Felſens begrabe. Er wollte ſich ſelbſt jetzt noch abſeits von der gemeinen Menſchheit halten und in ſeiner herrlichen Einſamkeit weithin ſichtbar ſein.

Madame Récamier war von nun an nur noch mit der Sorge um den literariſchen Nachlaß ihres Freundes beſchäftigt. Lange hat ſie den berühmten Dichter nicht überlebt. Als im Frühling 1849 die Cholera in Paris herrſchte, wurde ſie in wenig Stunden von der Seuche hinweggerafft. Sie ſtarb am 11. Mai und wurde auf dem Friedhof Montmartre begraben.

Faſt alle die Schriftſteller, die bei Madame Récamier verkehrten, haben in ihren Werken irgendwie ihrer Erwähnung getan. Am feinſten hat wohl Sainte-Beuve ſie gefaßt in ſeinen pikanten, geiſtfunkelnden „Causeries du Lundi“. Vor kurzem iſt eine ſehr fleißige zweibändige Biographie von Edouard Herriot erſchienen, die manches neue Material, insbeſondere Briefe enthält, und der auch die hier wiedergegebenen Bruchſtücke aus Briefen entnommen ſind. Das Bild der liebenswürdigen Juliette hat damit eine Auffriſchung erfahren, die es gewiß verdient. Man kann kaum an Madame Récamier denken, ohne daß ſich uns nicht zugleich das Dichterwort aufdrängt: „Durch Anmut allein herrſchet und herrſche das Weib.“

◆

Baronin E. von Handel-Mazzetti.

„Jesse und Maria“

Roman aus dem Donaulande von E. von Handel-Mazzetti

Von

Marie von Ebner-Eschenbach

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Sie hat viel gelitten um ihres Buches willen, und ſie wird noch viel um ſeinetwillen leiden; wer aber die Kraft hatte, ein ſolches Werk zu ſchaffen, hat auch die Kraft, Tadel und Anfeindung zu ertragen.

Schon während des Erſcheinens von „Jeſſe und Maria“ in der Monatsſchrift „Hochland“ (die Buchausgabe des Romans bei Köſel in Kempten) hatte der Herausgeber einen harten Kampf mit krittligen Leſern zu beſtehen. Die einen ſprachen dem groß angelegten Romane von den erſten Kapiteln an die künſtleriſche Bedeutung ab, die anderen leugneten ſeinen religiöſen Wert. Jedes Lichtlein, das die Verfaſſerin dem Bilde ihres ketzeriſchen Helden aufſetzte, wurde als eine Verdunkelung der eigenen Glaubensgenoſſen angeſehen. Und er iſt doch wahrlich nicht als ein harmloſes Opfer hingeſtellt. Rückſichtslos und fanatiſch und oft trotzig wie ein Kind, fordert er mit „ſprühendem Übermut“ ſein Schickſal heraus. Wir, die Leſer, ſehen es heranſchreiten, unabwendbar und unerbittlich, während er, mit Blindheit geſchlagen, auf ſeine Landmannſchaft pochend, ſich vermißt, ungeſtraft die Befehle und die Verbote des Geſetzes zu verachten.

Es iſt eine Zeit des Interregnums, Ferdinand III. ſeit faſt einem Jahre tot, ſein Nachfolger noch nicht erwählt. Die Proteſtanten werden zwar nicht mehr „mit der katholiſchen Peitſche“ bekehrt, aber man verweigert ihnen das **liberum exercitium**, nimmt ihnen ihre Schulen, ihre Kirchen, ihre Prieſter, ein proteſtantiſches Ehebündnis darf nur in Ungarn geſchloſſen werden. Dieſes Verbotes ungeachtet hat Herr Jeſſe von Velderndorff ſich auf dem Schloſſe ſeines Bruders Hans Adam zu Krummnußbaum von einem ketzeriſchen Prädikanten in einer daſelbſt eingerichteten Kirche trauen laſſen. Er verteilt lutheriſche Bücher unter die Bevölkerung, rühmt ſich, es ſchon bis zu fünfzig Bekehrungen zur „reinen Lehre“ gebracht zu haben. Seinen Hund nennt er Kleſel und ruft ihn: „Da herein, biſchöfliche Gnaden von Neuſtadt!“ Schwer ſind ſeine Verſündigungen gegen die herrſchende Kirche. Aber ihm wird viel zugute gehalten; ſeine Schönheit blendet, ſeine Leutſeligkeit entzückt, ſeine immer offene Hand wird nicht leicht zurückgewieſen. Er iſt ſchlagfertig, witzig, klug, mit ſeinem halb ſpöttiſchen, halb mitleidigen Ton verurſacht er bei Schwachgläubigen oft mehr Schaden, als frommer Zuſpruch wieder gutmachen kann. Vergebens wettert Pfarrer Wolfius von Altpechlarn, eine Prachtfigur in dem an lebenſprühenden Geſtalten ſo reichen Buche, gegen den Verführer und Erzketzer. Er ſteht auf der Kanzel in der leeren Kirche, und „am Platz ſcharmutzieren ſeine Lieb und Andachten um den lutheriſchen Fratzen herum“. Den bitterſten Verdruß und größten Kummer erfährt der redliche Mann, als ihn der Biſchof von Regensburg, Graf Wartenberg, rechtlich und ernſtlich ermahnt, „ruch und friden zu halten und nit alß ein richtiger polder geiſt wider etliche wenn auch oncatholiſch Rittersleut zu rompeln“. Er ſoll die von Velderndorff in Frieden laſſen, wenn er nicht der Gnade ſeines Biſchofs verluſtig gehen will.

Man muß geſtehen, übermäßig ſtreng verfahren kirchliche Autoritäten mit Jeſſe nicht; der Kampf gegen ihn geht aus den Reihen des Volkes hervor, und eine Frau hat ihn entzündet: Maria, das ſchöne, fromme Weib des biſchöflich Regensburgiſchen Förſters überm Taferlwald, zugleich Richter von Kleinkrummnußbaum, Alexander Schinnagel. Dieſem ſchlichten, vertrauensſeligen Menſchen hat es der Velderndorffer beſonders angetan. Die Sympathie iſt gegenſeitig. Jeſſe verkehrt gut nachbarlich mit dem Förſter, lädt ihn an ſeinen Tiſch, erweiſt ihm Gaſtfreundſchaft und nimmt die ſeine an. Er liebt an dem Manne den geraden Sinn, das biedere Weſen, fühlt ſich wohl in ſeinem Hauſe, freut ſich der Zuneigung ſeiner Söhnlein, die gar bald in dem hochgebietenden Herrn Ritter den Kinderfreund entdeckt haben. Nur die Mutter, nur Frau Maria erliegt ſeinem Zauber nicht. Ihre Scheu vor ihm ſteigert ſich zum Abſcheu mit dem Einfluß, den er auf ihren Mann gewinnt. Ein Dorn im Auge iſt ihr der Anblick des Häretikers. Kommt er nicht daher glatt und gleißend wie die Schlange und will dem armen Förſter ſeinen Glauben ſtehlen? Der ſchwört ja ſchon auf ſeine Reden. Die Jünger in Emmaus haben unſerem Herrn nicht andächtiger zugehört, als Schinnagel dem blonden Teufel zuhört, wenn er ſeine lutheriſchen Hiebe austeilt gegen die heilige, einzig wahre Religion.

Maria ſieht mit Schmerzen, daß ihr Mann langgewohnte Andachtsübungen verſäumt, beſucht an ſeiner Statt die Kirche, kniet ſich die Knie wund und betet für ſeine bedrohte Seele. Mutig und ſchlagfertig läßt ſie ſich in Streitigkeiten ein mit dem böſen Buben. Wie ſoll aber ihr einfacher Verſtand aufkommen gegen ſeine geiſtige Macht, ſeine Beredſamkeit!

Sorglos hat Schinnagel dahingelebt, ſich gefreut an dem Umbau ſeines Hauſes, den er auf des hohen Freundes Rat in ſehr koſtſpieliger Weiſe herſtellen läßt. Doch wird er grauſam aus ſeiner Ruhe aufgeſchreckt. Der biſchöfliche Pfleger Wainmeiſter klagt ihn an, daß er ſeit geraumer Zeit ſeines Amtes nicht ſo eifrig waltet, wie es ſeine verfluchte Schuldigkeit wäre, und pönt ihn auf das unbarmherzigſte. Der arme Förſter iſt durch den Leuteſchinder völlig ausgeſäckelt, als der Baumeiſter, den Velderndorff ihm empfohlen hat, erſcheint und eine Rechnung vorlegt, die außer allem Verhältnis zu Schinnagels beſcheidenen Geldmitteln ſteht. Die Haare ſteigen ihm zu Berge, er ſieht den Ruin vor ſich, er weiß nicht Rat noch Hilfe — außer vielleicht bei ſeinem Gönner auf Schloß Krummnußbaum. Und dahin geht er, trotz der Beſchwörungen und Warnungen ſeiner Frau. Jeſſe läßt ſich nicht lange bitten, er gibt das Geld, aber nicht ohne Gegengabe. Und was er verlangt, hat mehr als Geldeswert, iſt etwas Heiliges und Unantaſtbares: das Gnadenbild an der Eiche auf dem Taferlberg.

„Wozu, Herr? ... Was wollt Ihr mit dem Bilde?“ Schinnagel fragt und weiß doch, was der Junker will. Er iſt nicht umſonſt der Sohn der ſchönen Bilderſtürmerin Johanna von Ödt, ſie hat ihm ihren Fanatismus vererbt, er will das Bild zerſtören, verbrennen.

„Verlangt meine rechte Hand,“ ruft Schinnagel, „aber verlangt nicht das Bild!“ Er kann es nicht hingeben, damit es geſchändet werde; er liebt, verehrt es, er betet zu ihm, verdankt ihm ſeine Geſundheit. In tiefer Glaubensinnigkeit erzählt er den Vorgang. Vor achtzehn Jahren hatte ihn ein ſchweres Siechtum befallen, von dem ihn keiner der vielen Ärzte, bei denen er Hilfe ſuchte, zu befreien vermochte. Da kam er eines Tages zu dem Meuß, dem Lehrer in Neupechlarn, der ſich in freien Stunden mit Holzſchnitzerei beſchäftigt, und kaufte ihm ein Veſperbild ab. „Derſelbigen Nacht, wo ich das Bild im Hauſe hatte, ſo hört' ich im Dunkeln eine Stimme: ‚Alexander, willt du geſund werden, ſo nimm das Bild und trag es hinauf zur Eiche im Tafele!‘ Und ich hab's tan, bin hinauf im Nebel und grauenden Morgen, das Bild eingefaßt, der Wolf Maurer hulf mir dabei. Und wie das Bild oben war und ſchaute auf mich herab, da iſt an mir geſchehen ein Wunder; da iſt es wie ein grauſam drückender Alp von mir heruntergefallen — ich war geſund!“ Und auch an anderen hat das Bild der Gottesmutter Wunder gewirkt, und von weither kommen ſie und beten zu ihm und finden Troſt im Gebete ...

„Zu einem Ungetüm,“ höhnt Jeſſe, „zu einer Pygmäa, häßlich an Leib und an Geſicht, mit grellen Farben bemalt, ein abſtoßender Anblick, ſie und der Leichnam auf ihren Knien ... Iſt es möglich, ein ſolches Scheuſal anzubeten, ein ſo verſchandeltes Holz!“

„Nicht doch, ſein Vorbild im Himmel."

Velderndorff iſt unerſchütterlich. Als ein Schandfleck, als eine Schmach Gottes und der Menſchen, als ein Wahrzeichen blinden Aberglaubens erſcheint ihm das Bild. Es bleibt ein Hindernis für die Verbreitung der reinen Lehre in den Donaulanden, ſolange es dort oben thront auf dem Tafelberge. „Herunter damit, herunter mit dem Fetiſch! Das alte Bild der Jungfrau Maria zur Stelle geſchafft! — Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht?" ruft Jeſſe.

Der Förſter ſteht da, röchelnd, ſchnaufend, und ſchlägt die Hände vor das totenbleiche Geſicht. „Herr, ſie hat mich geſund gemacht ..." Aber — er ſieht ſein Weib vor ſich, abgehärmt — die Kinder hungern — das Haus verkaufen ſie ihm über dem Kopf — ins Elend wandert er mit den Seinen ... Da liegt das Geld, das alle ſeine Not heilt.

Schinnagel iſt der furchtbaren Verſuchung nicht gewachſen; er erliegt. Der hochgebietende Herr ſoll das Bild haben, nur noch Nachſicht üben bis über die Feiertäg! „Ich hol's vom Baum noch heute und komm' am Allerſeelentag damit."

Die Friſt wird ihm gewährt, und wie der Förſter es verſprach, ſo tut er, ſogleich — denſelben Abend. Kommt ihn ein Zweifel an, ob er es morgen noch täte? ... Das Bild iſt ausgehoben, iſt heimgebracht und wird der Vernichtung durch Ketzerhand preisgegeben. Jeſſe darf mit wildem Triumph jubeln: „Jetzt muß ſie ſterben! Jetzt hilft ihr kein Menſch mehr! Tod der Baalith Aſtaroth!"

Und dennoch, in letzter Stunde noch ſoll Hilfe kommen, Maria unternimmt die Rettung des Gnadenbildes. Sie ſchafft das Löſegeld. In Krems lebt ein Vetter, der — in ihrer Angſt entſinnt ſie ſich deſſen — noch von ihrem Vater ſelig her in Schuld bei ihr ſteht. Dieſe Schuld einzutreiben, begibt ſie ſich auf den Weg und vernimmt während der Fahrt die Kunde von der großen Religionskommiſſion, die eben dawar in Langenlois und die Aufgabe hat, die Ketzer auszuforſchen und zu ſtrafen. Überall geht ſie hin, wer ſie beruft, bekommt ſie. „Lebt die Frau im Monde, daß ſie davon nichts weiß?" — Nein, davon weiß ſie nichts; ſie erfährt erſt jetzt, wie recht ſie hatte, mitzujubeln, als verkündet wurde, ein neuer Kaiſer ſei erwählt, der ein ſchärferes Regiment einführen werde. Nun baut ſie all ihre Hoffnung auf die Kommiſſion, denn von einer Schuld, die an Maria zu entrichten wäre, weiß der Vetter nichts, da hat ſein Gedächtnis eine Lücke, und etwas Schriftliches iſt nicht vorhanden. So gibt es einzig und allein nur Rettung bei der Kommiſſion, die von allerhand Leuten, geiſtlich und weltlich, zum Schutze gegen die Ketzer berufen werden kann. Hier in Krems iſt es durch Herrn Pater Maury, den Rektor der Jeſuiten, geſchehen. Maria wendet ſich an ihn, ſchüttet vor ihm ihr bedrängtes Herz aus, klagt den Velderndorffer, der ſogar ihren Mann verluthern wolle, aller ſeiner Frevel an, deren ſchlimmſter wohl ſein Anſchlag gegen die heilige Jungfrau vom Täfele iſt.

Ihre treue Dienerin berichtet, wie ſie verſucht, das Gnadenbild zu löſen, wie es mißlang. Nun iſt alles vorbei, wenn die Kommiſſion die Gewalt des Ketzers nicht bricht. — „O Herr! O Herr!" Sie wirft ſich ihm zu Füßen, ihre Wange berührt ſeinen Schuh. „Erbarmt Euch, wenn nicht über uns arme Leut', ſo über unſer lieben Frau und Mutter, und ſchicket uns eine Kommiſſion!"

Der Rektor ſtaunt, daß ſich bisher niemand gefunden, der über das Treiben des Velderndorffer berichtet hätte. „Eine Frau hat müſſen kommen." — Alſo, ihr Wunſch ſoll erfüllt werden, aber „gefreu dich nicht zu ſehr. Du haſt noch keine Kommiſſion geſehen! Wenn du glaubſt, die ziehen ein mit weißen Jungfrauen und mit Ehrenpforten, irrſt du ſehr ... Merk's, Weib!" Da heißt es biegen oder brechen, da geht es nicht bloß über den Rädelsführer her ... Der ganze Ort wird da zitiert. Auch ſie muß vor Gericht erſcheinen und ausſagen. Wird ſie nicht Scheu haben „für Herrn Abten von Lilienfeld, als den Generalreformator, für den Exzellenz Baron Windhag und uns andere Geiſtliche alle hinzutreten und zu reden, und keine Angſt vor dem Velderndorffer, in deſſen Beiſein ſie wird Zeugnis geben müſſen?"

„Angſt? O nein. Ehender Freud' — dann er ein ſo überböſer Bub' iſt."

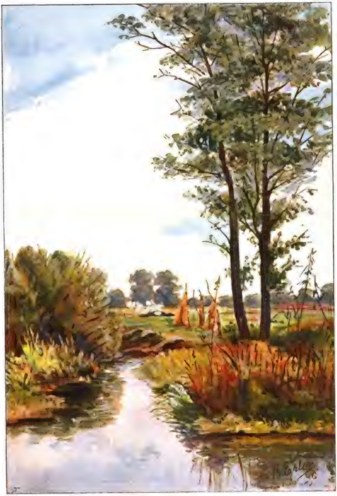
Am nächſten Morgen, ehe ſie den Heimweg antritt, ſchickt ihr der Pater Rektor hundert Dukaten. Sie ſind der Kirche geſpendet worden von einer frommen Dame, dürfen aber nun Marien zur Linderung ihrer Not übergeben werden.

Ihren überſtrömenden Dank kann ſie dem edlen, großmütigen Gottesmanne nicht mehr ausſprechen — er iſt fort, gleich nach der heiligen Meſſe, mit dem Schiffe nach Wien.

„Nach Wien!" Ihr Herz tut einen Freudenſprung. „Nach Wien um die Kommiſſion!"

Nun iſt alles gut, nun wird der giftigen Schlange der Kopf zertreten werden, nicht mehr durch ſie bedroht wird der Glauben ſein.

„Heilige Mutter erlöſt!" Mit dieſem Schrei betritt Maria nach haſtender, erſchöpfender Wanderung atemlos und todmüde, aber glückſelig ihr Haus. Das Wunder leugne, wer es nicht an ſich ſelbſt erfahren hat! Oder ſoll das nicht ein Wunder ſein, daß ſie, die arme Bauersfrau, zur Retterin werden darf für Hunderte und Tauſende vor zeitlichem und ewigem Verderben? Daß ihre Stimme genügt, um eine große, mächtige Reformations-



Margarete Erler: Spreewaldwiese. Aquarell.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

kommiſſion zu berufen nach Altenpechlarn, und daß ſie Mut und Kraft in ſich fühlt, vor die hohen geiſtlichen und weltlichen Herren hinzutreten und den böſen Buben Velderndorff, den Verbreiter ſchändlicher Irrlehren, aller ſeiner Untaten anzuklagen?

Er aber, als ihm hinterbracht wird, welche Gefahr ihm droht, lacht und protzt und verbeißt ſeinen Schmerz darüber, daß gerade ſie es iſt, die ihn angibt, die Frau ſeines alten Schinnagel, der nun auch gänzlich von ihm abgefallen iſt. Durch ihre Schuld. „Eine harte Frau! Ihr armer Tropf von Mann mag ſich vor ihr fürchten, wir lachen!" bricht er los, da ſein feines Lieb, ſeine Amey, ſeine zarte, verhätſchelte Frau, ſich bei ihm beklagt über häßliche Worte, die Maria zu ihr geſprochen hat. Warum? Was hat ſie der Frau getan? Gebettelt hat ſie wie ein Kind, daß der Förſter nicht bös ſein möge auf ihren Friedel. — Ja, gut ſind dieſe Götzenanbeter nicht und auch nicht treu. Wie lang' iſt's her, daß er ſich noch geſonnt hat in der Volksgunſt? Seitdem etwas verlautet von der Religionskommiſſion, vor welche ſie geladen werden könnten, ziehen ſie andere Saiten auf. Zu Oſtern noch, da war es ſchön, da umringten ſie ſein Pferd, küßten ihm die Hände und die Sporen; heute warnen ſie ihn davor, ketzeriſche Reden zu führen, und geben ihm den Rat: „Heimſchauen ſoll der Herr."

Nach der Vorladung zu Gericht hatte ſich Jeſſe in die Kapelle Tiſch und Stuhl und Licht bringen laſſen. Totſtill iſt's um ihn, und er lieſt in der Bibel und den Tiſchreden. Das Blut hämmert in ſeinen Schläfen, ſein Herz ſchwillt vor Siegeszuverſicht. Er hat ſchon alles beiſammen, alle Argumente, mit denen er die Dunkelmänner ſchlagen wird. Schade, daß es nicht gefährlichere Gegner ſind, die man ihm entgegenſtellt. Den Abt Matthäus, den Baron Windhag, den Jeſuitenrektor Maury, ſpielend wird er die beſiegen. Und dann ſoll ein Triumph gefeiert werden! Die Donau wird illuminiert, Bergfeuer werden brennen, Raketen ſteigen, und als erſte fliegt die Baalith in die Luft.

In derſelben Stunde, in der Jeſſes Phantaſie ihr tolles Spiel mit ihm treibt, liegt oben am Taferl Schinnagels Weib auf der hartgefrorenen Erde, Augen und Hände zur Gnadenmutter erhoben. Die kleine Hornlaterne beſcheint ihr verweintes Geſicht. Maria betet um Schutz für den Mann, den Irregeleiteten, den ſie, ahnungslos, was ſie tat, mitangeklagt hat, als ſie ſeinen Verführer anklagte.

Am nächſten Morgen ſind die Richter und Räte im Zeremonienſaal des Schloſſes verſammelt, und Jeſſe ſteht vor ihnen in der Pracht ſeiner Schönheit, ſeiner Jugend, und: ſchmuck iſt er! muß jeder geſtehen, mit wie feindſeligen Augen er den Verbrecher auch betrachte. Seine Klugheit und den Glanz ſeines Geiſtes müſſen ſie gleichfalls gelten laſſen, wie ſehr und mit welchem Recht er ſie auch empören mag. Iſt doch jedes Wort, das er ſpricht, Frevel, und jede ſeiner Mienen Herausforderung. Während die Klagepunkte ihm vorgeleſen werden, lacht er oft ſchallend auf — lacht, der noch am ſelben Morgen ein Mörder ſein, verflucht, mißhandelt, mit Füßen getreten, in Ketten aus dieſem Saale geſchleift werden ſoll ...

Die berufenen Zeugen ſind alle wider ihn geweſen — alle die ehemaligen Speichellecker, die Wohltaten von ihm empfangen haben. Was aber ſind ihre Anklagen im Vergleich zu denen, die Maria ihm entgegenſchleudert? Sie iſt die Mächtige, ſie kämpft nicht um das Wohl und die Sicherheit eines eigenen, armſeligen Ich, ſie kämpft um die Rettung des Vaters ihrer Kinder, ſie kämpft mit heißen Tränen und mit herrlichem Zorn für ihren Glauben, der das Heil von Tauſenden iſt.

„Ehre dieſer Frauen!" ruft Rektor Maury, und Abt Matthäus erhebt ſich und verkündet ihrem Widerſacher das Urteil: „Veldernndorffer, wir waren von Wien aus mit Befugniſſen ausgerüſtet, dir ein gnädiges Urteil zu ſprechen."

Aber Jeſſe hat alle Gnade verwirkt. Er iſt aus dem Lande verwieſen und mit ihm ſein Bruder ...

„Mein Bruder, der nichts verbrochen hat?"

„Der dein Unweſen geruhig duldete. Dein Weib muß auch hinaus."

Seine Frau — die kleine, die zarte, die ihm in der nächſten Woche ſchon ſein erſtes Kind ſchenken ſoll. „Sie kann nicht reiſen, ihr bringt ſie um!"

„Du ſelbſt haſt ſie umgebracht!" ruft Matthäus, ſich hoch emporrichtend. „Schreib dir's ſelbſt zu, wenn deine Schandtaten ihre Früchte tragen. Dulden wir euch Ketzer darum in Öſterreich, daß ihr das Volk vergiftet und um ſeinen Glauben bringt? ... Von heute an wird Ernſt gemacht!" Der Richter kündigt ihm den Frieden und die Barmherzigkeit, und furchtbar iſt die Drohung, die er ausſtößt gegen den vor Wut und Entſetzen halb Wahnſinnigen, und nicht gegen ihn allein, auch gegen ſeine Blutsfreunde und gegen alle ſeine Glaubensgenoſſen.

Das weiße Geſicht Jeſſes wird wie Feuer; das Schwert haben ſie ihm abgenommen, aber ſeine Piſtole hat er noch — ein Griff, und — Engel und Scharen Gottes ... es iſt geſchehen — der Abt bricht blutberieſelt zuſammen ...

Nun hat der unſelige Jeſſe ſein Leben verwirkt. Der Schuß tötet nicht den, den er traf, ſondern den, der ihn abfeuerte. Glänzend gerechtfertigt iſt der Abfall von dem Mordbuben, zur Rachewut ſteigert ſich der Haß gegen ihn, und hoch auf flammt die Dankbarkeit und die Bewunderung für ſeine Anklägerin. Wo Maria ſich blicken läßt, fliegen die Hüte, überall tönen die Worte: „Ehre dieſer Frauen!“ ihr entgegen. — Am Abend fährt ſie heim mit ihrem Mann auf einer Donauzille. Eine andere Zille kommt raſch daher, dicht hinter ihnen drein, und jetzt gleitet das zweite Boot neben dem ihren hin. Das Lichtel am Schnabel beleuchtet das Geſicht des Marbacher Baders. Er begrüßt Maria faſt ehrerbietig. „Wir haben es ſchon gehört, jo, die Frau Richterin. Pechlarn hat ſeine Judith!“

Auf die Frage, woher er kommt, gibt er zur Antwort: „Vom Schloß drüben. Jeſus, die haben einen Jammer!“ Der Herr Hans ließ ihn holen zu der jungen Frau. Sie hat allſoviel geweint und geſchrien, daß der Herr Schwager ſich nicht helfen konnte. Sie weiß, daß ihr Mann gefangen iſt, wofür, weiß ſie nicht. Es wär' ihr Tod. Ich glaub's auch, ſie iſt ja ſo ſchwach, „grad' ein Gedanken von ein'm Leutl.“ Zum Erbarmen war's, der Bader mußte weinen, da ſie ſo elendig im Bettlein gelegen und ſo zärtlich und ſo ſchmerzlich nach ihrem Friedel gerufen hat. Alles will ſie geben, was ſie nur beſitzt, alles ſollen ſie nehmen, nur ihren Friedel ihr zurückgeben, ſie kann ja nicht leben ohne ihn.

Maria hatte wortlos zugehört und die Körner ihres Roſenkranzes durch die Finger gleiten laſſen. „Wenn die arme Kreatur ſtirbt und ihr Kindchen verdirbt — die können doch beide nichts vor den ſchändlichen Mann und ſeine Tat.“ —

Ein banger Tag vergeht, eine ſchwere Nacht — der Morgen bringt die Freudenkunde, daß der verwundete Abt gerettet iſt. Alle Glocken fangen zu läuten an, in der Pfarrkirche wird ein Hoch- und Dankamt abgehalten. Und während im Orte eine Jubelſtimmung herrſcht, kommt Hans Adam, Jeſſes Bruder, herangeritten, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Mantel befleckt. Auf dem Wege ward er vom Pöbel mit Kot beworfen und hat's nicht geachtet, ſo voll Jammer und Qual iſt ſein Herz.

Er tritt ins Schloß, niemand grüßt ihn. Als er die Kommiſſare zu ſprechen verlangt, führt man ihn in den Kaiſerſaal, den Schauplatz der Untat ſeines Bruders. Hier ſoll er die Gnade der gewaltigen Herren erbitten. Sein mattes Auge irrt von einem zum anderen. Nirgends ein Schimmer von Mitleid.

„Ihr Herren, ich hab's vernommen,“ ſpricht er mit wankender Stimme, „bin da, um abzubitten.“

Die Tat iſt erſchrecklich, aber er nimmt die Verantwortung dafür auf ſich, er iſt ſchuld — er, der Vormund und Pflegevater des jüngeren Bruders, hat ihn verzogen, hat ihn nicht gelehrt, ſich zu bezähmen. Beweglich fleht der unglückſelige Mann, doch rührt er keinen.

„Jeder Stein in Öſterreichs Gauen,“ ruft der eherne Windhag, „müßte ſich umkehren, das Waſſer der Donau ſich in Blut verwandeln, wenn der Mörder ſeinem Schickſal entzogen würde. Alles, was hier an der Donau lebt, begehrt nach ſeinem Tod, ſchreit nach ſeinem Tod. Aus dem Volke aber ſchreit Gott!“

„Nein, o nein!“ Der arme elende Mann erhebt ſich von den Knien, auf die er ſich hatte ſinken laſſen. „Gott iſt ein Vater, darum iſt er barmherzig. Ihr ſeid keine Väter, ſonſt könntet ihr nicht ſo unbarmherzig ein junges Leben vernichten!“

Draußen läuten die Glocken, durch die geſchloſſenen Fenſter dringt ihr Freudengeſang, ſcheint ſelbſt die Richter zu bewegen, ihre Strenge zu mildern. Dem Velderndorffer wird die Gnade gewährt, ſeinen Bruder ſehen zu dürfen, eine Viertelſtunde lang und unter Aufſicht.

Zwei Geiſtliche geleiten ihn zum Kerker.

Jeſſe hatte auf ſeinem Bett gelegen, die Morgenſonne glänzte auf ſeinem Haar und auf den Tränen, die unter ſeinen Augen ſtanden. Ihm iſt zum Sterben traurig. Als er ſeinen Hans erblickt, ſpringt er auf, ſtürzt auf ihn zu, liegt an der Bruſt des Bruders. „O Hans, ſo ſchön, daß du biſt kommen, ich danke dir viel tauſendmal!“

„Kind, warum haſt du uns das angetan?“ fragt Hans Adam, und Kummer und Liebe geben ſeinem Geſicht einen faſt mütterlichen Ausdruck.

Aber nicht Reue antwortet ihm: „O Hans, ich hab' müſſen es tun, hab' euch retten müſſen — ich konnte nicht anders!“

Das ſagt ein Mann, ein Studierter, ein Aufklärer — und man meint einen törichten Knaben reden zu hören. Schlimmer noch! Als er erfährt, daß der Abt lebe, geneſen werde, beißt er zornig die Zähne zuſammen; ihm tut leid, nicht beſſer getroffen zu haben. Wie zagend vor dem, was er erfahren werde, fragt er zuletzt nach ihr, von der er träumt im Schlafen und im Wachen, von der er weiß, daß ſie nur gedeihen kann im Lichte ſeiner Augen, deren Atem mit dem ſeinen ſtocken würde. Ein Schauer kriecht durch ſeinen Körper: „Hans, ſag' mir, muß ich ſterben?“ Das Wort und der große fragende, irre Blick gehen ſeinem Bruder durchs Herz wie zwei Schwerter.

Acht Tage ſpäter wird Jeſſe zur Aburteilung nach St. Pölten gebracht. Sein Bruder tut, was menſchenmöglich iſt, um einen Freiſpruch zu erwirken, er verblutet ſich an Schenkungen, beſtellt einen berühmten Doktor zum Rechtsbeiſtand des Angeklagten, ſchickt Eilboten mit Bittbriefen in die ganze Gegend aus, und als das Todesurteil dennoch fällt, geht er nach Wien zum Kaiſer. Blut von ſeines Vaters Blut läßt er nicht auf der Schandbühne verwüſten.

Jeſſes Frau iſt ins Elternhaus nach St. Georgen gezogen, um in der Nähe des Vielgeliebten zu ſein. Ihr Leben zählt nur nach den Stunden, die ſie bei ihm im Kerker zubringen darf. Er hat ihr ſeine Schuld geſtanden, und mit Küſſen und Tränen hat ſie ſein Bekenntnis aufgenommen; ſie läßt ſich nicht irremachen in der Überzeugung, daß er bald freigeſprochen und ihr wiedergeſchenkt werden müſſe. Und er ſelbſt hofft und hofft, nachdem er wieder alles getan und geſprochen, was ihm zum Unglück gereichen mußte, und alles außer acht gelaſſen, was ihn hätte retten können. Er war ſo verhängnisvoll ehrlich dem Rechtstag gegenüber, hat wohlgemeinte Entſchuldigungen widerlegt, er hat den Herren ſein Herz offen in der Hand hingehalten. Seine geheimſten Gedanken hat er ihnen geſagt. Graf von Sinzendorf wollt' ihm ein Hölzl werfen, erinnerte ihn, daß er für der Tat das Fieber gehabt, melancholiſch geweſen und allerlei aufgeführt, was nicht eines geſunden Menſchen iſt. Da ſchrie er auf: „Sinzendorf, Sinzendorf, macht mich zu allem, was Ihr wollt, nur zu einem Narren macht mich nicht!"

Sein Anwalt hat ihm vorgeſchlagen, ein Gnadengeſuch an den Kaiſer zu machen.

„Ich brauche keine Gnade!" rief er aus, und ſie wurde ihm auch nicht gewährt.

In den Donaudörfern herrſchte die höchſte Befriedigung, da man hörte: der Velderndorffer muß ſterben. Nur eine, nur die Frau, die geprieſen wurde wie die Heldin von Bethulia, war von Entſetzen erfüllt. So trug ihr Werk ſchauerliche Frucht, ſo iſt der Mann, den ſie ausgeliefert hat, dem Tode verfallen und ſeine Seele der ewigen Verdammnis, wenn er hinübergeht in der Sünde ſeines Irrwahns.

„O Herr! Herr! laß es nicht zu! ... Rettung, Rettung ſeiner armen Seele!" ... Sie betet und ringt. Den Leib hat ſie verderbt, die Seele muß ſie erretten ... ſeine Seele wird Gott von ihr fordern am jüngſten Tage. Er ſelbſt legt das Werk ihr auf und gibt ihr die Kraft, es auszuführen, und zeigt ihr den Weg. Aus ihrer Mädchenzeit noch, in der ſie ſich als zukünftige Braut Chriſti anſah und den Schleier nehmen wollte, verwahrte ſie im Gebetbuch einen unſcheinbaren, abgegriffenen Zettel. Er beſtätigte ihre Aufnahme in eine Schweſterſchaft, die Zutritt hat zu den Siechenhäuſern und zu den Zellen der Gefangenen. Den holte ſie hervor und nahm ihn an ſich. Sie wachte, ſie betete und fand nur wenige Stunden der Ruhe. Am frühen Morgen glitt ſie behutſam aus dem Bett, um ihren Mann nicht zu wecken, trat an die Wiege ihres Säuglings und ſtillte das Kindlein, hauchte einen Kuß auf das Haar ihres ſchlafenden Gatten, machte das Kreuz über ihr Kleinſtes und die beiden älteren Bübel und huſchte hinaus. Nun die peinvolle Fahrt nach St. Pölten. Zuerſt im Kahne allein, rudernd auf der Donau zwiſchen treibenden Eisſchollen, dann im Wagen das einzige Weib in Geſellſchaft roher Kerle, die zur Hinrichtung fahren wie zu einem Feſte.

Endlich der ſchickſalsvolle Augenblick, in dem ſie den Kerker des Mannes betritt, der morgen ſterben ſoll ...

Er ſprang von ſeinem Lager auf, raſſelnd in ſeinen Ketten, als er ſie erblickte, und ſtarrte ſie an. Was will ſie, die ihn verraten hat? Sich weiden an ſeinem Elend? Nein, nein, ſie kommt als eine Bittende ... Zu ihm? Höhnt ſie nun noch? Nein und wieder nein! Der Herr ſteht vor der Ewigkeit. Sie kommt ihn bitten gar herzlich und ernſtlich, ſeinen falſchen Glauben abzuſchwören und ſich einem Beichtiger anzuvertrauen.

„Und was denn ſonſt noch?" fragt er.

Ihr Flehen wird immer dringender; ſie legt die ganze Kraft ihres Glaubens in die Worte: „Herr, Euer Leib iſt verloren, Ihr müßt an Eure Seele denken!"

Da nimmt er ein kleines Kreuz vom Kiſſen ſeines Bettes: „Mit dieſem Kreuz iſt meine Mutter geſtorben! Sie hat's in einer Hand gehabt, die andere hat ſie auf meinen Kopf gelegt und hat geſagt: ‚Bub, bleib deinem Glauben treu!' Mit dieſem Kreuz und treu will ich ſterben, und hoffe, daß mein Chriſtus mich nicht verſtoßen wird."

„Auf dieſem Kreuz iſt kein Chriſtus, es iſt nicht das rechte!" Sie läßt ſein Vertrauen zu ihm ebenſowenig gelten, wie er ihren Glauben an die Wunderkraft der Madonna vom Täſele.

Harte Worte fallen. Er bricht in Läſterungen aus, ſie in ihrer Empörung vergißt ſich: „Geht hin," ruft ſie ihm zu, „mit Eurem falſchen Kreuz und Eurem falſchen Glauben. Ich möchte nicht ſein, wo Ihr hinkommt, großer Sünder ... Geſtern iſt einer bei uns droben geſtorben ohne Sakrament, unglückſelig ... Ihr wiſſet Eure Stunde, ihm war die ſeine nit bekannt."

„Wer iſt geſtorben?" fragt Jeſſe, plötzlich von Angſt ergriffen.

Da nennt Maria einen Namen, der ihm unausſprechlich teuer iſt, den des einzigen, der ihm treu geblieben, der die Bauern aufwiegeln wollte, daß ſie ihm zu Hilfe kommen, und den ſie erſchlagen haben.

„Es iſt nicht wahr!" Jeſſe kann es erſt nicht glauben, dann keucht er: „Wann?"

Sie hat ihr Wort ſchon bereut, indem ſie es ausſprach, und erwidert kaum vernehmbar: „Geſtern.

Verzeiht mir, Herr, daß ich es Euch geſagt hab'! Ich hätt' nit ſollen.“

„Alle haben mich verlaſſen, nur er war treu. Muß ich auch dieſen Schmerz noch haben? O, hätten ſie mich geſtern ſchon abgetan!“ ſtöhnt Jeſſe, fällt ſchluchzend auf ſein Lager hin und bedeckt das Geſicht mit den abgemagerten Händen. —

Maria, Bekehrerin, du haſt Katharina von Siena angerufen, daß ſie dich ſtärke zu deinem Werk der Errettung einer Seele, die große Heilige und vielleicht die größte Frau, die je gelebt. Maria, ſie hat nicht mit Höllenflammen gedroht, als ſie Nicolaus Toldus, der in ſeinem Kerker wie ein Löwe wütete, zu beſänftigen kam. Sie hat nicht Gift in ſeine Wunden geträufelt, wie du jetzt dem armen Sünder getan.

Überwältigt von Schmerz ruft er ihr zu, ſie möge hingehen zu ihren Prieſtern und ihnen ſagen, daß ſie ihn geſehen hat in ſeinem Elend, daß er weinend vor ihr gelegen hat.

Die Tür öffnet ſich, der Schließer tritt herein und fragt ſehr unzufrieden, was die Frau mit dem Menſchen angefangen habe, um ihn ſo zur Verzweiflung zu bringen; er war ruhig den ganzen Tag.

Maria folgt voll Leid und Scham dem Schließer, der ſie hinweggeleitet. Sie hat bemerkt, daß Jeſſe ihm etwas zugeflüſtert, und fragt, ob es eine Klage über ſie geweſen ſei? — Keine Klage. Wiſſen möchte er, ob von St. Georgen nichts kommen iſt. Seine Frau iſt am Entbinden; er wartet gar hart auf eine Poſt.

Du Armer, du Ärmſter! Auf die Kunde, daß ſie, die morgen eine Witwe ſein wird, ein Waislein geboren hat, warteſt, nach ihr hangſt und bangſt du ... Ärmſter, die bittere Sehnſucht wenigſtens ſoll dir erfüllt werden.

Maria hat ihren Entſchluß gefaßt, ſie will hingehen, Nachricht zu holen. So wandert ſie denn — der Weg wird ihr lang, ſie kennt ihn nicht und muß ſich ihn oft weiſen laſſen — nach St. Georgen. Im Hackerhauſe herrſcht tiefe Stille, alle Dienſtleute ſind fort, wollen nicht in der Nähe der Angehörigen eines Fluchbeladenen bleiben. Ein Knabe, der Bruder Ameys, begrüßt die Fremde, ſpricht zutraulich mit ihr und führt ſie in die Wochenſtube, voll Stolz auf ſeinen kleinen Neffen, der geſtern gekommen iſt. Maria ſieht ein weißes Bett, ein ſchmales Geſicht, ſo jammervoll liegt ſie dahin, die Liebliche, die Schöne; die Augen ſind groß und irr, die Schläfen eingeſunken, um das Näschen und den Mund ziehen die Linien, die nicht trügen ... Ihre Mutter, eine große Frau mit gramerfüllter Miene, ſitzt an ihrem Bette und erſchrickt beim Erſcheinen Marias: „Wer ſeid Ihr? Wer hat Euch geſchickt?“

„Verzeiht! Ich geh' allſogleich, ich wollt' nur wiſſen, ob das Kindlein daiſt, damit ich's dem Vater melden kann. Er wartet ſo hart.“

Die Dame ſprach: „Ich glaub's. Der arme Mann! Und ich habe niemand, den ich ſchicken könnte. Das Kindlein iſt geſtern gekommen, es weint vor Hunger, und ich finde keine Amme. Jedwede vom Dorf weigert ſich wegen des gottloſen Vaters. Meine arme Tochter iſt zu ſchwach zum ſäugen, ſie hat's verſucht, und Blut iſt kommen ſtatt Milch.“

Maria trat zur Wiege hin, öffnete ihr Gewand — „Verſtattet die edel Frau?“ —, behutſam nahm ſie das Kind in ihre Arme, und es trank und trank an ihrer weißen Bruſt. Als es ſatt war, wickelte und küßte ſie es unter Tränen und brachte es ſeiner Mutter, daß auch ſie es küſſe ... Doch die war weit fort. Bei den Landräten war ſie und flehte: „Er hat's nicht ſchlecht gemeint ... o laßt ihn heraus aus dem häßlichen Turm!“ ...

Fünf Uhr — es will Abend werden. Jeſſe ging, die Ketten nach ſich ſchleifend, matt in ſeiner Zelle herum. Jetzt noch vierzehn Stunden — dann — — Draußen iſt es ſchön, Hunde bellen und Kinder lachen im Zwingergärtchen ... da hat er auch einmal hingehen dürfen mit der Liebſten; käm' ſie jetzt, könnt' er ſein müdes Haupt in ihren Schoß legen ... Aber ſie kommt nicht, ſie liegt und leidet um ihrer Liebe willen ... Dafür die andere haben ſie zu ihm gelaſſen, die mit der Hölle droht, die ſagt: Ihr ſeid ein großer Sünder! ... Iſt er's, hat er Verbrechen begangen, die den Tod verdienen? „Gott ſei mir gnädig!“ bittet er und drückt das Kreuz an ſeine fiebernden Lippen.

Die Schlöſſer raſſeln, der Wächter öffnet die Tür, um ſie einzulaſſen, wieder ſie, die ihn ausgeliefert hat. Leiſe tritt ſie auf ihn zu, und mit gläſernem Blicke ſtiert er ſie an.

„Was will die Frau? ... Was gibt es Neues? Iſt unſer Schloß abgebrannt, iſt mein Bruder geſtorben, iſt ... mein Kind ...“

„Herr Jeſſe,“ ſprach Maria mit zitternder Stimme, „das Kindlein iſt ſchon da, ein friſch und geſundes Bübel!“

Da ſprang er in ſeinen Ketten auf: „Iſt es wahr? ... Schaut, ich bin ein armer Teufel, narrt mich nicht.“

„Herr Jeſſe, ich war ſelbſt dorten, ich hab' Euer liebes Bübel geſehen.“

„Und mein' liebe Frau auch? Und wie geht es ihr, hat ſie keine Schmerzen? ... Jeſus! mein Bübel, mein Bübel!“ ...

Lächelnd erzählt ſie ihm, daß ſie es geſtillt hat, und daß es ſchön iſt, blaue Augen hat und goldene Haar. Und wie ein unſchuldiger Bub freut er ſich, und ſein Dank iſt unendlich, iſt übermäßig. Jeder Schatten von Groll gegen ſie iſt verſchwunden. Sie hat ihm die Botſchaft, nach der er ſchmachtete, gebracht, ſie hat ſeinem Kinde die erſte Wohltat erwieſen ... ſeinem Bübel, ſeinem friſch und geſunden Bübel ... Gott behüt's! Leichter wird er jetzt hingehen zum Tode, er weiß, das Lieb iſt nicht mehr allein ... Ein warmes Gefühl für die Frau, die ihm die Bitternis der letzten Stunde vermindert, ſteigt in ihm auf. Er hat ihr unrecht getan, ſie hat ja ein Herz ſo zart wie ſeine Liebſte, nur von anderer Miſchung iſt das Herzensblut ... Und dieſem Herzen hat er weh getan, als er ihm liſtig und grauſam ſein Heiligſtes rauben wollte ... Das war ſchlecht! Er blickt nieder auf das Kreuz ſeiner Mutter in ſeinen gerungenen Händen — ein Kreuz ohne Chriſtus, ſagte die Frau — nun, es iſt ihm, was ihr ihre Madonna ohne Schönheit — eine Zuflucht, ein Halt, ein Bürge: dein Herr und Gott weiß von dir — bete, ruf ihn an! ...

Als Maria ihn verließ, warf ſie noch einen Blick zurück; da ſah ſie den Velderndorffer bei ſeinem Bette ſtehen und mit der Hand ſie grüßen ...

Und morgen auf dem Blutgerüſte wird er bekennen: Ich habe wollen arme Leut' in meiner Heimat betrügen und beſtehlen um ihren einzigen Schatz und Troſt ... Meine Schuld an dieſen armen Menſchen, das iſt meine Todesſchuld. Ich will ſie büßen.

Indes der arme Sünder ſeinen Kreuzweg ſchreitet, liegt Maria im Dom vor dem Altar der ſchmerzhaften Mutter. Sie will um einen guten Tod für ihn beten, und immer wieder ſchreit ſie um Erbarmen. „Nimm, o Herr, mein Leben für ſeines, die Kindlein finden ein' beſſer' Mutter und mein armer Mann ein' beſſer' Frau. Laß, o laß ihn nicht ſterben, den Armen, den ich überliefert hab' ... tu auf den Himmel und ſende deinen Engel!"

Gegen den Domplatz wälzt ſich eine große Menſchenmenge. Flöten und Hörner klingen, Trommeln wirbeln, Muſik ... Zum Tode des Ketzers ſingen und muſizieren ſie. Sie haben ihn abgeſchlachtet, kein Engel iſt kommen.

Nun iſt es vorbei. Jeſſe iſt geſtorben im Glauben, daß ſein Chriſtus ihm gnädiger ſein wird, als ihm die Menſchen waren, die noch lange ſein Andenken verfluchen werden. Maria wird leben, viel geliebt und viel verehrt. — Wird auch des Heilands ſüßeſtes Geſchenk, ſein Frieden, wieder einziehen in ihre Seele? Arme Märtyrerin für deines Volkes Heiltum, wirſt du des Tages voll Qual vergeſſen können, an dem deine ausgeweinten Augen keine Tränen mehr hatten? Wirſt du, wenn deine Hand ſich ſegnend auf ein Kindeshaupt legen will, der Stunde vergeſſen können, in der du aufgeſchrien haſt in wilder Pein: „Rührt mich nicht an, an meiner Hand klebt Blut!"

* * *

Das iſt ein dürres Inhaltsverzeichnis des Romans. Jedes gute, kräftige Wort, das es bringt, iſt aus ihm abgeſchrieben. Von ſeinem blühenden Reichtum gibt es keinen, von der Größe, von der kriſtallklaren Reinheit der Kompoſition nur einen ſchwachen Begriff, läßt auch nicht ahnen, welche Fülle von lebendigen, atmenden Menſchen das merkwürdige Werk uns kennen lehrt. Sie gehören einem vergangenen Jahrhundert an, ihre Anſchauungen, ihre Sprache ſind von den unſeren verſchieden, aber wir kennen jeden von ihnen durch und durch, und keinen Augenblick verläßt uns die Überzeugung: So war's zu eurer Zeit, und ſo waret ihr. Der Schauplatz, auf dem ſie ſich bewegen, iſt uns heimiſch, die Donaulande bilden ihn. Von Meiſterhand, mit zärtlicher Liebe iſt er gemalt, bleibt aber immer der Schauplatz, der Hintergrund, wird nie zur Hauptſache, damit der Autor an ihm ſeine Kunſt in der Naturſchilderung zeigen könne. Das ganze Werk ſpiegelt gleichſam den Boden wider, aus dem es hervorgewachſen iſt. Bald ruhig und behaglich gleitet der Strom der Erzählung dahin, bald brauſt und toſt er zwiſchen ſtarren, beengenden Klippen, bald breiten blumige Wieſen, fruchtbare Gefilde, mit Weinreben bewachſene Gelände ſich an ſeinen Ufern, bald erheben ſich auf ragenden Höhen Burgen und Schlöſſer, noch in Trümmern prächtig, von den ſchimmernden Schleiern der Sage umweht, vom Geiſt der Geſchichte überſtrahlt und durchleuchtet.

Unter den Wallern durch dieſe Heimatswelt iſt einer für mich der Träger der Idee des Romans aus dem Donaulande: Leo Wolf, der Pfarrer von Pechlarn, der alte Kämpfer um Treu und Glauben. Bettelarm zelebriert er am Altar in zerſchliſſenem Ornat, trägt im Beichtſtuhl eine Stola, die man allbereits in Ehrfurcht verbrennen ſollte, wettert von der Kanzel herab ſo grob gegen den Schandbuben Velderndorffer, daß Pater Abraham a Santa Clara ein Süßholzraſpler im Vergleich zu ihm genannt werden muß. Er ſetzt ſein Brot und ſeine Stellung aufs Spiel um des Kampfes willen, den er gegen den ketzeriſchen Junker führt. Aber, als der Feind vor Gericht ſteht, der Strafe gewärtig, regt ſich in ihm das Erbarmen. Ausſagen muß er, es iſt ſeine Pflicht, wie es ſeine Pflicht geweſen, der Proſelytenmacherei des Irrgläubigen und Fanatikers mit allen Kräften zu widerſtreiten. O, er hat ihm nichts geſchenkt, dem Frechling, ihm jeden Hohn tüchtig heimgezahlt, er iſt ſozuſagen mit ihm quitt. Nachdem er ſeine Zeugenſchaft abgelegt hat und entlaſſen wird, legt er noch ein gutes Wort für den Buben ein. Später dann, als der immer tiefer in Schuld und Unglück verſinkt, als er zur Aburteilung nach St. Pölten geſchickt wird und ſeine kleine Frau, ihrer ſchweren Stunde ſchon ſehr nahe, aus Krummnußbaum gefahren kommt, um ihren Friedel beſuchen zu können, gibt Leo Wolf ihr das Geleite auf dem Wege durch die Stadt. Er geht neben dem Wagenſchlag einher, er hält ihr zitterndes, fieberndes Händchen in ſeiner rauhen und gewiß ungewaſchenen Bauernhand und findet, ſie zu tröſten, Worte voll Milde und Innigkeit, Worte, die aus dem wärmſten Herzen kommen, zarte, weihevolle, echte Prieſterworte ... Du haſt keine Kinder, Leo Wolf, aber du biſt ein Vater.

Dieſem Manne etwas zu verzeihen, dürfen wir uns nicht anmaßen, obwohl auch er das Seine beiträgt zur Begründung eines Vorwurfs, der der Verfaſſerin von „Jeſſe und Maria“ gemacht wird. Viele Stimmen erheben ſich und ſagen: Ach, gar ſo derb! Wie kann eine Dame eine ſo derbe Sprache führen?! ... Eine Dame? Daß ich nicht wüßte. Der Baronin Handel-Mazzetti bin ich in ihrem Werke nicht ein einziges Mal begegnet, habe niemals ſie derbe Dinge ſagen gehört. Die es taten, das waren der zyniſche Pfleger Wainmeiſter, mein hochverehrter Pater Wolf, der eiſerne Baron Windhag und verſchiedene Bauern und Bürger aus dem ſiebzehnten Jahrhundert.

Ob es die ganze volle Wahrheit iſt, die uns da geboten wird, wer dürfte es behaupten? Genug, daß wir vom Anfang bis zum Ende die feſte Überzeugung haben und das ſicherſte Gefühl, in ihrem reinen Lichte zu wandeln. Wir genießen die ſeltene Wohltat des Herrſchens einer edlen Gerechtigkeit, die auf jede Beſchönigung des Tuns der Freunde verzichtet, wäre auch nur der Schatten einer Lüge ihr Preis. Übt die Dichterin einmal Strenge aus, dann iſt es gewiß gegen die, die ihrem Herzen am nächſten ſtehen. Damit ſcheint mir die Frage nach der Tendenz des Buches erledigt; ich wenigſtens ſehe keine. Ich ſehe ein mit herrlicher Kraft geſchaffenes Kunſtwerk, ſehe helle Augen, die das Unrecht als Unrecht und das vom Glaubensgenoſſen begangene am ſchmerzlichſten empfinden. Ich ſehe Großmut walten, wenn es gilt, die Schuld und das Verdienſt des Gegners gegen die Schuld und das Verdienſt des treueſten Gefährten abzuwägen. Mit einem Wort, ich ſehe chriſtliche Liebe und Güte, geübt von einer gottbegnadeten Dichterin, und denke: Ehre dieſer Frau!

Aprilnacht

Nacht, ſüße Nacht,
In der die Knoſpen ſpringen!
Jäh bin ich aufgewacht,
Mich wird kein Schlaf mehr zwingen. —
Wie mir das Herze lacht!
Nacht, ſüße Nacht!

Nacht, ſüße Nacht.
Das war ein ſehnend Warten!
Ein Birkenbäumchen ragt
Allein in meinem Garten —
Das kaum zu atmen wagt.
Nacht, ſüße Nacht!

Nacht, ſüße Nacht.
Dein Kuß weckt warmes Leben.
Der Regen rieſelt ſacht,
Die Birkenzweige beben
Und kleiden zitternd ſich in grüne Pracht. —
Nacht, ſüße Nacht!

Eva von Radecki

Szene aus Oſtrowſkis Märchenſpiel „Schneewittchen“.

Drama und Bühnenkunst in Russland

Von

August Scholz

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Die Literatur der Ruſſen iſt ein Gewächs des Flachlandes: wie das Leben ſelbſt, ſo geht auch jede geiſtige Äußerung des Lebens bei dieſem Volke der Ebene ins Breite, Epiſche, Kontemplative.

Es wäre verkehrt, einer ſolchen Literatur die Größe abzuſprechen, weil ihr die dramatiſche Emporentwickelung, die dritte Dimenſion ſozuſagen, fehlt: man braucht nur die Namen Puſchkin und Gogol, Gontſcharow und Turgenjew, Doſtojewski und Leo Tolſtoj zu nennen, um ſich zu vergegenwärtigen, daß die kaum hundert Jahre alte, alſo noch ſehr junge Literatur der Ruſſen bereits Glänzendes geleiſtet hat. Das innere Weſen des Dramas, wie wir es in unſeren weſtlichen Literaturen kennen, hat ſich ihnen eben noch nicht voll erſchloſſen, wenn es überhaupt in ihrer Art liegt. Als unruhige, ernſthaft ſtrebende Sucher ſehen wir ſie hier bis jetzt mehr taſten als vollbringen. Wenn vereinzelt auch ſchon in genialem Aufſchwung Hochſchätzbares geleiſtet wurde, dem wir auch von unſerem weſteuropäiſchen Standpunkt die Achtung nicht verſagen können, ſo ſehen wir doch im allgemeinen bei den für die Bühne ſchaffenden ruſſiſchen Schriftſtellern mehr das Beſtreben, unſeren Begriff vom Dramatiſchen ihrem heimiſchen Weſen und Bedarf anzupaſſen und durch Surrogate und Notbehelfe den Mangel eines eigentlichen Dramas in unſerem Sinne zu verhüllen.

Sieht man von dieſem europäiſchen Maßſtabe einmal ab, mißt man die Ruſſen mit ihrer eigenen Elle, ſo wird man allerdings in dem geiſtigen Produktionsgebiet, das ſie als ihre dramatiſche Literatur bezeichnen, viel Intereſſantes und Wertvolles finden. Aber dieſe Wertung hat dann mehr ethnographiſchen als literariſchen Charakter. Unſerem

Digitized by Google

Direktor Stanislawski (K. S. Alexejew).

Theater, das aus der geſamten Dramenproduktion der Ruſſen kaum drei, vier Stücke adoptiert hat, kann aus der Übernahme dieſes „ethnographiſchen“, lediglich auf groben Stoffreiz abgeſtimmten Repertoires ein dauernder Gewinn kaum erſtehen. Die Bühne, wie wir ſie begreifen, iſt eben doch etwas anderes als ein Inſtitut für exotiſche Schauſtellungen. Dagegen ſcheint unſerem einheimiſchen Theater in anderer Richtung aus dem ſarmatiſchen Oſten ein wertvoller Gewinn zu kommen: ein Gewinn an ſzeniſch-techniſchem Vermögen, ein ſtarker künſtleriſcher Fortſchritt im Bühnenweſen überhaupt, der, ſo ſeltſam es klingen mag, gerade in dem wurzelt, was man bei uns die Mängel der ruſſiſchen Dramatik nennt.

Dieſe Mängel zu paralyſieren, ſchufen die Ruſſen ſich in dem kunſtfrohen, von je für moderne Regungen empfänglichen Moskau eine neue ſzeniſche Kunſt — eine Art Kollektivkunſt ſozuſagen, bei der wir den Dichter, deſſen Werk nicht mehr den Unbilden einer verſtändnisloſen Regie ausgeſetzt ſein ſollte, gleichſam in Reihe und Glied mit dem Darſteller, dem Bühnenarchitekten, Maler, Plaſtiker, Muſiker und Techniker marſchieren ſehen.

Das „Moskauer Künſtleriſche Theater“, das ſich in den letzten Wochen auf einer größeren Tournee auch dem „Sapad“, dem europäiſchen Weſten, vorgeſtellt hat, iſt die Stätte geworden, an der dieſe neue Kunſt geboren wurde. In dem Beſtreben, zunächſt dem ſchwachbrüſtigen heimiſchen Drama in einer künſtleriſch-realiſtiſchen, allſeitig durchdachten Spielweiſe eine kräftige Stütze zu geben, hat das genannte Theater über dieſes Ziel hinaus für die Bühne überhaupt neue Pfade gebahnt, die auch die weſteuropäiſchen Theater nur mit Gewinn betreten dürften. Schätzenswerte Anſätze in ähnlicher Richtung ſind ſeit den Tagen der Meininger auch bei uns in Deutſchland mehrfach zu verzeichnen geweſen. Allein dieſe überlegene, ruhige Größe echter Kunſt, wie ſie die „Moskauer“ in einem Jahrzehnt raſtloſen Schaffens und Mühens erarbeitet haben, iſt ſonſt bisher nirgends erreicht worden. Was dieſe „Moskauer“ für ihre Gribojedow, Alexej Tolſtoj, Leo Tolſtoj, Oſtrowski, Tſchechow und Gorki geſchaffen haben, fiel den Sophokles, Shakeſpeare, Ibſen, Hauptmann, Maeterlinck, die ſie ſonſt noch ſpielten, ſozuſagen von ſelbſt in den Schoß. Jedenfalls hat die ruſſiſche Szene in den Leiſtungen dieſes Theaters, das man nach ſeiner Antrittsviſite im Weſten nun wohl mit Ehren in die paneuropäiſche Stammrolle eintragen wird, einen ſehr reſpektablen Höhepunkt erreicht, von dem ein orientierender Rückblick auf das, was vorherging, wie ein Ausblick auf das Kommende wohl angemeſſen iſt.

Das ruſſiſche Theater wurde vor hundertfünfzig Jahren geboren, und zwar nicht im alten Moskau, noch im jungen Petersburg, ſondern in — Jaroslaw an der Wolga. Dramatiſche Vorſtellungen fanden zwar ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert an Zar Alexejs Hofe ſtatt, allein hier wie bei den ſpäteren häufigen Gaſtſpielen italieniſcher, franzöſiſcher und deutſcher Geſellſchaften handelte es ſich lediglich um eine Bereicherung des höfiſchen Vergnügungsprogramms, das natürlich nur für wenige Auserleſene vorhanden war. In den Prieſterſchulen wurden wohl geiſtliche Stücke aufgeführt, und für das Volk gab es hier und da Marionettenſpiele — allein von einem wirklichen, volkstümlichen Theater war

Digitized by Google

in Rußland bis in die Zeiten der Zarin Eliſabeth hinein nirgends die Rede.

Da kam einem ſchlichten Kaufmannsſohn, Fedor Wolkow aus Koſtroma, der in Petersburg den Vorſtellungen einer fremden Gaſtſpieltruppe beigewohnt hatte, der Gedanke, in der Stadt Jaroslaw, wo er als Kommis im Geſchäft ſeines Stiefvaters tätig war, ein Theater zu gründen: in einem großen Speicher gab er mit einer aus den jungen Leuten ſeiner Bekanntſchaft gebildeten Truppe Vorſtellungen, wobei er ſein eigener Architekt, Dekorateur, Schauſpieldichter, Komponiſt, Regiſſeur und Hauptdarſteller war. Den Jaroslawer Bürgern gefiel die Sache — ſie bauten für Wolkow ein ſtändiges Theater mit tauſend Plätzen, das bald weit und breit berühmt wurde und auch die Aufmerkſamkeit der Zarin Eliſabeth auf ſich zog. Im Jahre 1752 ließ ſie den damals vierundzwanzigjährigen Wolkow mit ſeinen „Jaroslawern“ nach Petersburg kommen, und nach einem glänzenden Debüt mit Sumarokows Tragödie „Chorew“ wurde die ganze, nur aus männlichen Mitgliedern beſtehende Truppe zunächſt zur weiteren Ausbildung — ins Kadettenkorps geſteckt. 1756 wurde dann in Petersburg das erſte öffentliche Theater begründet; Wolkow wurde zum erſten Hofſchauſpieler ernannt, und der Dichter Sumarokow war der erſte Direktor dieſer neugeborenen Nationalbühne.

Das Repertoire der neuen Bühne beſtand zum größten Teil aus Stücken Sumarokows — ſteifen Tragödien aus der nationalen Geſchichte und Komödien aus dem ruſſiſchen Leben, in denen bereits die ſpezifiſch ruſſiſche Satire kräftig zum Worte kommt. Daneben wurden Überſetzungen und Dramen von Wolkow, Dmitriewski, Tredjakowski aufgeführt. Nach dem Muſter der Petersburger Bühne wurde bald auch in Moskau ein Theater begründet und der unverträgliche Sumarokow, der an der Newa viele Feinde hatte, zu ſeinem Leiter ernannt. Eine eifrige Mitarbeiterin gewann die ruſſiſche Bühne in Katharina II., die ſelbſt Komödien und komiſche Opern ſchrieb, in denen ſie mit ſchlagfertigem Witz allerhand Tagesfragen behandelte. Zuerſt die Franzoſen nachahmend, wandelte ſie ſpäter in den Spuren Shakeſpeares, deſſen „Luſtige Weiber von Windſor“ ſie für den ruſſiſchen Geſchmack bearbeitete.

Das erſte ſtarke, originale Talent erſtand der ruſſiſchen Komödie in Denis Fonwiſin: ſeine beiden Luſtſpiele „Der Brigadier“ (1766) und „Der Landjunker“ (1782) ſind, obgleich in der Form noch an franzöſiſche Muſter erinnernd, doch dem Inhalt nach durchaus ſelbſtändige, aus ruſſiſchem Boden hervorgewachſene Schöpfungen. Um dieſelbe Zeit ſchrieb Knjaſchnin, Sumarokows Schwiegerſohn, zahlreiche Tragödien und Komödien, deren Stoff er vielfach ſkrupellos aus Racine, Voltaire, Destouches entnahm. Aus den folgenden, von den napoleoniſchen Kriegen beunruhigten Jahrzehnten ſind, außer etwa dem ſüßlich-ſentimentalen Oſerow, dem flachen Komödienfabrikanten Fürſten Schachowskoj und ſeinem noch flacheren Schüler Chmjelnizki, ruſſiſche Bühnenſchriftſteller nicht zu nennen. Dagegen war das Intereſſe für das Theater in immer weitere Kreiſe gedrungen und namentlich bei den Grandſeigneurs des fla-

Direktor Wladimir Nemirowitſch-Dantſchenko.

Digitized by Google

chen Landes zur wahren Manie geworden. Der Mangel eines politiſchen und in höherem Sinne ſozialen Lebens, der nach der Niederwerfung des Dekabriſtenaufſtandes von 1825 beſonders kraß hervortrat, lenkte das höhere Intereſſe der Privilegierten ganz auf Literatur und Theater. Es war auf den Landſitzen üblich geworden, eigene Theatertruppen zu halten, die zumeiſt aus dem leibeigenen Hausgeſinde rekrutiert wurden. In dieſem theaterfrohen Milieu iſt Alexander Gribojedow aufgewachſen, ein jüngerer Freund und Mitarbeiter des Fürſten Schachowskoj. Mit ſeiner berühmten Komödie „Wiſſen bringt Pein“ („Gore ot uma“) tat Gribojedow den erſten großen Wurf, den die dramatiſche Literatur in Rußland überhaupt aufzuweiſen hat. Die Spitze der Komödie iſt gegen die Moskauer große Welt gerichtet, deren moraliſche Fäulnis Gribojedow unbarmherzig geißelt. In Aufbau und Sprache iſt das in Jamben geſchriebene Stück allem überlegen, was Rußland vorher oder nachher auf dem Gebiet der Komödie aufzuweiſen hat, und was die Tendenz anlangt, ſo iſt es als die erſte kraftvolle Proteſtdichtung großen Stils zu bezeichnen. Tſchazki, der Held des Stückes, durch deſſen Mund der Dichter ſeine Kritik an der Geſellſchaft übt, iſt der unſterbliche Stammvater all der „Ankläger“, an denen die ruſſiſche Literatur ſo reich iſt.

Um dieſelbe Zeit wie „Gore ot uma“ — 1825 — entſtand Alexander Puſchkins „Boris Godunow“ — ein hiſtoriſches Drama, das nicht viel mehr als eine dialogiſierte Chronik iſt und den Beweis erbringt, daß die dramatiſche Form dem genialſten ruſſiſchen Dichter verſagt war. Auch von Michael Lermontow, dem gleich Gribojedow früh Verſtorbenen, iſt kein bühnenreifes Drama zu verzeichnen. Aus Überſetzungen und Bearbeitungen ausländiſcher Stücke ſetzte ſich in der Hauptſache immer noch das Repertoire der ruſſiſchen Bühnen zuſammen, und zwar fand gerade die ſeichteſte, fadeſte Ware den allerlauteſten Beifall. Auch das im Beginn der dreißiger Jahre gegründete Kaiſerliche Alexandra-Theater in Petersburg machte hiervon keine Ausnahme: das Höchſte, wozu es ſich aufſchwang, waren die pſeudopatriotiſchen, ſentimentalen Stücke eines Nikolaj Polewoj, im übrigen hatten hier wie anderswo die platteſten Poſſenſchreiber das Wort. Wagte einmal ein Autor, wie der um die Gründung des Charkower Theaters wohlverdiente Kleinruſſe Osnowjanenko-Kwitka, in ſeinen Stücken ein freieres Wort, ſo konnte er ſicher ſein, auf ein Verbot des Zenſors zu ſtoßen, deſſen Rotſtift in jenen Blütetagen des nikolaitiſchen Deſpotismus unbarmherzig wütete.

Unter ſolchen Umſtänden iſt es faſt wie ein Wunder anzuſehen, daß ein Werk wie Nikolaj Gogols „Reviſor“, in dem die ganze ruſſiſche Beamtenſchaft als eine Geſellſchaft von Halunken und Dieben dargeſtellt wird, zur Veröffentlichung kommen und ſogar das Licht der Rampen erblicken konnte (1836). Die Herbheit der Kritik erſchien hier allerdings durch den prächtigen kleinruſſiſchen Humor des Dichters gemildert, und das mag die beſtallten Hüter der Wohlgeſinntheit über die zu erwartende Wirkung dieſer genialen Komödie getäuſcht haben. Was die Zenſur und auch ein Teil des Publikums nur als luſtige Farce nahmen, ſtellte ſich nachträglich zum allgemeinen Erſtaunen als ein Zug für Zug echtes, vom Meiſterſtift eines genialen Satirikers gezeichnetes Bild der Wirklichkeit dar, über deſſen Freigabe die konſervativen „Kritiker“ jener Tage denn auch nicht genug zetern konnten.

Wie zwei einſame Säulen ragen Gribojedows „Gore ot uma“ und Gogols „Reviſor“ aus der Literatur der nikolaitiſchen Zeit hervor. Ein weiteres Jahrzehnt ſollte vergehen, bis dem ruſſiſchen Drama in Alexander Oſtrowski ein neues, echtes Talent erſtand. Über vierzig Jahre erſtreckt ſich die Tätigkeit dieſes Schriftſtellers, der etliche Dutzend Stücke verfaßt und der ruſſiſchen Bühne durch mehrere Jahrzehnte den Stempel ſeiner Perſönlichkeit aufgeprägt hat. Als Schilderer und Kritiker der noch tief in halbbarbariſchen Lebensformen ſteckenden Kaufmannſchaft trat Oſtrowski auf den Plan, zog aber allmählich auch die Beamtenſchaft, das Gutsherrentum und die Bühnenwelt in ſein Stoffgebiet hinein und verfaßte außerdem eine Anzahl hiſtoriſcher Dramen und Märchenſpiele. Einfachheit und Aufrichtigkeit ſind die Hauptkennzeichen des Oſtrowskiſchen Talents; man kann nicht ſagen, daß er ſich

Szene aus Alexej Tolſtojs Tragödie „Der Tod Iwans des Grauſamen“.

mit ſeiner Kritik allzuhoch über die Kreiſe erhebt, die er behandelt, und gerade das hat vielleicht ſeinen Erfolg beim großen Publikum in erſter Linie geſichert. Oſtrowski ſchildert breit, gemütlich, wie der Ruſſe es eben liebt, und ſeine Peitſchenhiebe ſchmerzen nicht gar zu ſehr, ſeine Entrüſtung iſt die des Bonhomme, der den Getadelten gelegentlich auch wieder gutmütig ſtreichelt. Der Dichter bleibt ganz und gar Ruſſe unter Ruſſen — das verbürgte ihm den nationalen Erfolg, verſchloß ihm aber gleichzeitig die internationale Bühne.

Was Oſtrowski gibt, ſind mehr realiſtiſch getreue Ausſchnitte aus der Wirklichkeit als dramatiſche Gebilde in unſerem Sinne: den meiſten ſeiner Arbeiten fehlt die ſtraffe Handlung, die künſtleriſche Geſchloſſenheit, der folgerechte Abſchluß. Für den Sittenforſcher ſind ſeine Dramen eine wahre Fundgrube: dem pfiffigen ruſſiſchen „Kupez“ mit ſeiner laxen Geſchäftsmoral, ſeiner zyniſchen, oft ins Maßloſe ſchweifenden Genußſucht und ſeiner brutalen Selbſtherrlichkeit gegenüber der Familie und den Untergebenen leuchtet der Dichter in die tiefſten und dunkelſten Falten des Herzens. Und noch ein Vorzug dieſer ruſſiſch-bürgerlichen Komödien und Dramen iſt zu nennen: die ſchlichte, klare Sprache ihres Dialogs, den Oſtrowski mit großer Meiſterſchaft handhabt. Als das in poetiſcher Hinſicht hervorragendſte ſeiner Stücke gilt das Schauſpiel „Das Gewitter“, das uns die traurige Herzensgeſchichte einer anmutigen jungen Kaufmannsfrau und ihren Untergang im Konflikt mit der brutalen Umgebung erzählt. Die hiſtoriſchen Stücke Oſtrowskis ſind nicht viel mehr als dramatiſierte Chroniken im hergebrachten Jambenmaß.

Für das ruſſiſche Theater war Oſtrowskis Schaffen von höchſter Bedeutung. Unzweifelhaft ſtehen ſeine Stücke himmelhoch über all der ſeichten Ware, die ſich bis dahin auf den ruſſiſchen Bühnen breit gemacht hatte. Vor allem verdrängte er mit ſeinen volkstümlichen, durchweg auf eigener Erfindung beruhenden Arbeiten das fremdländiſche Element, die Uberſetzungen und „Adaptierungen“, und das bedeutete für die ruſſiſche Bühne einen ſehr entſchiedenen Schritt nach vorwärts. Die Kaiſerlichen Theater in Moskau und Petersburg beſtritten und beſtreiten noch heute ihren dramatiſchen Bedarf aus Oſtrowski; im Jahre 1885, ein Jahr vor ſeinem Tode, wurde der Dichter ſogar zum „Repertoirevorſteher“ am Kaiſerlichen Theater in Moskau ernannt.

Auch das ruſſiſche Provinztheater hat ſich weſentlich an Oſtrowski fortentwickelt: ſeine Stücke, die „zum Herzen des Ruſſen ſprachen“, bedurften keiner allzu umſtändlichen ſzeniſchen Zurüſtung und konnten überall geſpielt werden. Der Name „Oſtrowski“ war bis in die achtziger Jahre hinein faſt buchſtäblich identiſch mit „ruſſiſches Theater“. Die neben ihm wirkten — die Piſſemski, Potjechin, Palm, Djatſchenko, Sjolowjew, Awerkjew, Schpaſchinski — kamen erſt in zweiter und dritter Linie in Betracht. Wo ſich, wie in Piſſemskis Bauerndrama „Bitteres Los“, oder in Alexej Potjechins herben Stücken, die Kritik des Beſtehenden allzu kühn vorwagte, legte die Zenſur ihr hemmendes Veto ein.

Oſtrowskis „Schneewittchen“:
Schneewittchen (Frau Lilina) und Miogir (Wiſchnewski).

Eine beſondere Stellung nimmt Graf Alexej Tolſtoj in der Geſchichte des ruſſiſchen Dramas ein: in den klaſſiſchen Traditionen der Puſchkinſchen Zeit erzogen und ſtark beeinflußt durch die Literaturen des Weſtens, wandte er ſich in den ſechziger Jahren dem national-hiſtoriſchen Schauſpiel zu und ſchuf in ſeiner „Dramatiſchen Trilogie“ ein Werk von achtungswerter Qualität. Wie bereits Puſchkin und andere vor ihm, wählte er in ſeiner Dramenſerie die bewegteſte Epoche der ruſſiſchen Geſchichte, den Untergang der Rurikdynaſtie und das darauf folgende Interregnum (1598 bis 1613), zum Gegenſtand der Darſtellung. „Der Tod Iwans des Schrecklichen“ — „Zar Feodor Joannowitſch“ — „Zar Boris Godunow“ — ſo gliedert Tolſtoj ſeinen umfangreichen Stoff. Die Hauptfigur der geſamten Trilogie iſt der ehrgeizige Tatarenſprößling Boris Godunow, der Schwager des Zaren Feodor, der ſich mit Gewandtheit, Liſt und Gewalt zum Gebieter Rußlands aufſchwingt, beim Auftreten des falſchen Demetrius jedoch ſeine Macht zuſammenbrechen ſieht. Tolſtojs Dramenreihe erinnert vielfach an die Wallenſteintrilogie; die dichteriſchen Qualitäten des Ruſſen ſtehen freilich hinter denen des deutſchen Dramatikers weit zurück. Immerhin zeugt die Trilogie, namentlich das Mitteldrama „Zar Feodor“, deſſen Titelheld nach der pſychologiſchen Seite überaus fein gezeichnet iſt und dem Darſteller eine intereſſante Aufgabe darbietet, von einem hohen Talent, gewiſſenhafter Arbeit und ſtarkem künſtleriſchem Vermögen. Für die ruſſiſche Bühne ſind Tolſtojs Zarendramen jedenfalls ein koſtbarer Schatz — Grund genug, daß die ruſſiſche Zenſur die Aufführung des „Zaren Feodor“ dreißig Jahre lang nicht geſtattete, da durch die Vorführung eines gekrönten Schwächlings, wie dieſer Zar es iſt, das „Anſehen des ‚Sſamoderſchawije‘, des Selbſtherrentums“, Schaden erleiden könnte.

Leo Tolſtojs „Macht der Finſternis“: Szene aus dem dritten Akt (Mitritſch, Akim und Anißja).

Nach Alexej Tolſtojs und Oſtrowskis Tode führte bis tief in die neunziger Jahre hinein die ödeſte Mittelmäßigkeit auf der ruſſiſchen Bühne das Wort. Der Import von ausländiſcher Ware wurde mit geſchäftiger Emſigkeit betrieben, in Paris, Berlin und anderen Theaterſtädten ſaßen geſchäftige Agenten der ruſſiſchen Direktoren, die jedes halbwegs erfolgreiche Stück gleich vom Fleck weg, oft nach ſtenographiſchen Notizen, überſetzten und „adaptierten“, daß es acht Tage nach der „europäiſchen“ Originalaufführung bereits ruſſiſch bei Herrn Korſch in Moskau oder ſonſt einem fixen Theaterunternehmer geſpielt werden konnte. Es half der heimiſchen Produktion nicht viel, daß literariſche Vereine oder ſtrebſame Bühnenleiter, wie Herr Sſuworin in Petersburg, faſt alljährlich eine dramatiſche Konkurrenz ausſchrieben: nur wenige mittelmäßige Talente ſind auf dieſem Wege der Bühnenſchriftſtellerei zugeführt worden. Die Kaiſerlichen Theater in Petersburg und in Moskau, die mit ihren ausgezeichneten, reichlich bezahlten Kräften auf das Oſtrowski-Repertoire recht gut eingeſpielt waren, ſchienen auf ihren Lorbeeren ausruhen zu wollen und neuen Strömungen unzugänglich geworden zu ſein. In der dramatiſchen Schriftſtellerei wie überhaupt im Theaterweſen war ein völliger Stillſtand eingetreten: der eine Leo Tolſtoj, der mit ſeinem wuchtigen Bauerndrama „Die Macht der Finſternis“ gegen Ende der achtziger Jahre auf dem Plane erſchien, beſtätigte als vereinzelte Ausnahme nur die Regel.

Da begann ſich um die Mitte der neunziger Jahre zunächſt in dem alten Moskau ein neuer Geiſt zu regen. Von jeher war Moskau, die alte Zarenſtadt, das eigentliche Zentrum des ruſſiſchen Volkslebens, in Fragen des öffentlichen Intereſſes, der Literatur und Kunſt ſeine eigenen Wege gegangen. Hier, wo die eingeſeſſenen kaufmänniſchen Patriziergeſchlechter eine Ehre darein ſetzten, der ruſſiſchen Geiſteskultur hilfreich die Wege zu ebnen, wo die Tretjakowſche Gemäldegalerie, die Mamontowſche Oper aus Privatmitteln gegründet werden konnten und die talentvolle junge Künſtlerſchaft für ihre Werke ſtets gut zahlende Abnehmer fand — hier war auch für eine Neubelebung des Theaters der Boden vorhanden. Zwar ließ ſich ein Shakeſpeare, Molière, Schiller oder ſelbſt ein Oſtrowski nicht aus dem Boden ſtampfen, was aber bei ehrlichem Wollen und klugem Verſtehen durchgeführt werden konnte, war eine Neugeſtaltung der ruſſiſchen Bühne, die, wie es in einer kritiſchen Betrachtung aus den neunziger Jahren heißt, damals „ganz von der Routine und Schablone beherrſcht wurde“.

Und eine ſolche ſzeniſche Reorganiſation, die einer völligen Neuſchöpfung gleichkam, vollzog ſich tatſächlich in der Kremlſtadt dicht vor der Jahrhundertwende: eine neue Bühnenkunſt wurde begründet, die mit einem Schlage das ruſſiſche Theater zu nie erreichter Höhe emporhob. Aus privaten Moskauer Kreiſen und in bewußtem Gegenſatz zu der offiziellen Theaterwelt, die für das Schauſpiel im Moskauer „Kleinen Theater“ vertreten war, ging die Bewegung hervor: ein paar Männer von Talent, die ſich in ihrem Spezialkönnen glücklich ergänzten, taten ſich zu gemeinſamem Schaffen zuſammen, und das Reſultat ihrer Anſtrengungen war das „Moskauer Künſtleriſche Theater“, das, aus dem Embryo einer literariſch-dramatiſchen Privatgeſellſchaft herauswachſend, im Jahre 1898 ſich als öffentliche Bühne auftat.

Anton Tſchechows „Drei Schweſtern“: Frau Tſchechowa-Knipper als Maſcha.

Zwei Männer waren es, die ſich zur Schaffung des neuen Kunſtinſtituts vereinigt hatten: Stanislawski (im bürgerlichen Leben Konſtantin Sſergejewitſch Alexejew) und Wladimir Nemirowitſch-Dantſchenko. Stanislawski (geboren 1863), der Sprößling eines reichen Moskauer Patriziergeſchlechtes, hatte ſchon früh ein leidenſchaftliches Intereſſe für die Bühne und dabei ein ſtarkes ſchauſpieleriſches Talent bekundet, das ſich zunächſt in privaten Liebhaberzirkeln betätigt hatte. Das Moment der Vererbung ſcheint bei dieſem begabten Darſteller ſtark mitgeſprochen zu haben: die Großmutter Stanislawskis, eine Franzöſin, war eine hervorragende Schauſpielerin geweſen. Auch Nemirowitſch-Dantſchenko (geboren 1859) war zur Bühne ſchon früh in enge Beziehungen getreten: im Alter von dreiundzwanzig Jahren hatte er mit ſeinem Erſtlingsdrama „Die Heckenroſe“ am „Kleinen Theater“ in Moskau den erſten ſtarken Erfolg gehabt, und eine Reihe weiterer Bühnendichtungen, wie „Unſere Amerikaner“, „Der dunkle Wald“, „Der letzte Wille“, „Gold“, „Der Wert des Lebens“, hatten nebſt einigen Romanen — „Nebel“, „Das alte Haus“, „Die Gouverneursreviſion“ — ihm einen guten literariſchen Namen geſichert. Seit 1890 hatte Nemirowitſch-Dantſchenko die dramatiſchen Kurſe am Philharmoniſchen Inſtitut in Moskau geleitet, eine Stellung, die ihm Gelegenheit gab, ſich mit dem praktiſchen Bühnenweſen und den Forderungen der Schauſpielkunſt ſehr eingehend zu befaſſen. Zu dieſen beiden Männern geſellte ſich als dritter Viktor Sſimow, einer der hervorragendſten Moskauer Maler, der ſein ſtarkes Talent ganz in den Dienſt der neuen Bühne ſtellte. Sſimow — der übrigens in Deutſchland kein Fremder iſt: er hat auf der Berliner Jubiläums-Kunſtausſtellung als einziger Ruſſe neben Ilja Rjepin die große goldene Medaille bekommen — hat während des achtjährigen Beſtehens des „Künſtleriſchen Theaters“ nicht nur die Dekorationen für ſämtliche Stücke entworfen, ſondern deren Ausführung ſelbſt bis in die kleinſten Details hinein in eigenen Ateliers überwacht — für einen begabten Künſtler ein Stück ſelbſtverleugnender Lebensarbeit, das nicht hoch genug veranſchlagt werden kann.

Vielſeitiges Talent, gründliche Bildung und ehrliche Begeiſterung — das waren zunächſt die wichtigen moraliſchen Einlagen, die für das neue Unternehmen einen feſten Grund ſchufen. Was nun im beſonderen das Programm der neuen Bühne betrifft, ſo ſollte nach der Auffaſſung ihrer Begründer die ſzeniſche Kunſt eine Kollektivkunſt ſein, zu deren Zuſtandekommen Dichter und Darſteller, Maler und Plaſtiker, Architekt, Muſiker und Techniker planmäßig unter einer ſtraffen Regie zuſammenwirkten. Das Bühnenbild ſollte klar und ſicher vor den Zuſchauer hingeſtellt werden, damit er von vornherein zum Mitgehen bewogen, in die rechte „Stimmung“ verſetzt würde. Man hat denn auch die neue Moskauer Kunſt als Stimmungskunſt bezeichnet, und das Wort „nastrojénje“, „Stimmung“, iſt ſeither für die moderne ruſſiſche Kunſt überhaupt zum Schlagwort geworden. Aber dieſes Wort bezeichnet mehr die Wirkung auf den Genießenden: der ſchöpferiſchen Seite der Sache wird die Bezeichnung „künſtleriſcher Realismus“ in höherem Maße gerecht, die beſagen will, daß die neue Kunſt auf wohl vorbereitetem, ſicher gelegtem „realem“ Grunde klar gewollte künſtleriſche Wirkungen auslöſen ſoll.

Dieſe Art Kunſt war in Wirklichkeit ja gar nicht neu, denn auf gleicher Grundlage beruht ſchließlich alle echte, wahre Kunſt. Die Moskauer haben auch nie geleugnet, daß ſie von der Theaterkunſt des Weſtens, von den Meiningern wie von den Berliner Ibſen- und Hauptmann-Vorſtellungen, ſtarke Anregungen empfangen haben. Aber ſie haben doch in ihre Beſtrebungen von vornherein ſo viel Eigenes hineingelegt, daß ihr Theaterſtil als ein durchaus ſelbſtändiger, bodenwüchſiger bezeichnet werden muß. Das Planvolle, Univerſelle, Sichere und dabei ſo überaus Schlichte ihrer Kunſtgebarung unterſcheidet ſie vorteilhaft von ähnlichen Strebungen, die bei uns in neuerer Zeit auf theatraliſchem Gebiet ans Licht traten. Von dem Maler Viktor Sſimow, der ein ganzes tief empfindendes Künſtlerſein in dieſes Theaterwerk hineingelegt hat, weiß man in Rußland kaum den Namen, ein Stanislawski, der vornehmſte Bühnenkünſtler und Bühnenleiter Rußlands, ein Nemirowitſch-Dantſchenko, vielleicht der feinſte und gebildetſte Kopf, der ſich je mit dem praktiſchen Theaterweſen befaßt hat, ſind ihre eigenen Dramaturgen, ihre eigenen Regiſſeure und „Beiräte“.

„Fuhrmann Henſchel“: Henſchel (Luſchski).

Digitized by Google

Das iſt das eine, ſchon äußerlich Erfreuliche an dieſen Menſchen wie an ihrer Kunſt, daß ihnen jede Effekthaſcherei, jedes Unterſtreichen, jede Marktſchreierei fremd iſt. Wahrheit und Klarheit gegenüber dem Dichter, gegenüber ſich ſelbſt und gegenüber dem Zuſchauer — das iſt der charakteriſtiſche Grundzug der Darſtellungskunſt, die die „Moskauer“ ſchufen. Aus ihr ergab ſich jene edle Einfachheit der Formen, jene Einheit des Stils, jene Harmonie des ſzeniſchen Geſamtbildes, die den Vorſtellungen des „Künſtleriſchen Theaters“ von Anfang an nachgerühmt wurde. Um ſolche Reſultate zu erzielen, bedurfte es eines liebevollen Aufgehens aller Beteiligten in der gemeinſamen Aufgabe und einer innigen Hingabe an die Abſichten des Dichters und das darzuſtellende Werk. Nur gebildete Schauſpieler konnten hier in Frage kommen, und ſo finden ſich denn auch unter den „Moskauern“ Damen und Herren der beſten Geſellſchaft, Juriſten, abſolvierte Mediziner, diplomierte Ingenieure, Maler, ja ſogar ein paar leibhaftige Exzellenzen. Neben einer tüchtigen Bildung aber war das Haupterfordernis immer wieder: Arbeit und Fleiß, Arbeit und Fleiß. Ganze Monate dauerte es, bis die Vorbereitungen für die Aufführung eines neuen Werkes ſo weit gefördert waren, daß man an die eigentlichen Proben herantreten konnte. Bibliotheken wurden durchſtöbert, Fachleute befragt, weite Studienreiſen unternommen, um nur ja jedem aufzuführenden Werke ſeinen eigenen, echten Stil zu ſichern. Und wiederum vergingen Monate, bis in fünfzig, ſechzig, ja achtzig Proben die Arbeit ſo weit vorgeſchritten war, daß man die rechte harmoniſche Abtönung, die Ausmerzung aller ſtörenden Schroffheiten und Diſſonanzen weit genug gefördert zu haben glaubte, um vor das Publikum hintreten zu können. Unermüdlich wurde in ernſter, mühevoller Zuſammenarbeit präpariert und ſtudiert, in ſtrenger Selbſtdisziplin gaben die Mitglieder des Enſembles ſich ganz an die große, wichtige Sache hin, der ſie in unerſchütterlichem Glauben dienten, und mit raſtloſem Eifer übten Stanislawski und Nemirowitſch-Dantſchenko ſamt ihren Gehilfen die ſchwere Kunſt der Regie, die bisher kaum irgendwo auf eine ſo hohe Stufe der Durchbildung gebracht war.

„Julius Cäſar“: Calpurnia (Frl. Butowa).

Ganz Moskau nahm teil an ſeinem „Künſtleriſchen Theater“. Freigebige Mäcene, wie der Baumwollkönig Sſawwa Moroſow, traten in die Geſchäftsleitung des Theaters ein. Jede Premiere — es wurden nur vier oder fünf Novitäten in jeder

Digitized by Google

Saiſon geſpielt — wurde zum Ereignis für die Kremlſtadt, ja für das geſamte Rußland. Das Theaterabonnement, das alljährlich im Monat Auguſt eröffnet wurde, konnte jedesmal nach vierzehn Tagen mit einem Ergebnis von 200000 Mark geſchloſſen werden. Das Publikum ſelbſt wurde gewiſſermaßen in den Bann künſtleriſcher Disziplin hineingezogen, der von dieſem geiſtigen Zentrum ausging. Und dabei war das Theater nicht etwa nur den wohlhabenden Kreiſen zugänglich: von vornherein war im Etat darauf Bedacht genommen, daß recht viele wohlfeile Plätze für Studenten, kleine Beamte, bildungsbedürftige Arbeiter uſw. vorhanden wären. Vom dritten Jahre ſeines Beſtehens ab zog das „Künſtleriſche Theater“ auch die Reſidenz an der Newa in ſeinen Bann: alljährlich in der Faſtenzeit wurde eine Gaſtſpielfahrt nach Petersburg unternommen, die jedesmal zum Clou der Saiſon wurde und die nüchternen Petersburger zu ekſtatiſcher Kunſtbegeiſterung entflammte. Sondergaſtſpiele wurden den Mitgliedern des „Künſtleriſchen Theaters“ auch in den Ferien nicht geſtattet: man wollte das Hineintragen ſchädlicher, unkünſtleriſcher Einflüſſe auf dieſe Weiſe verhindern.

„Julius Cäſar“: Antonius (Wiſchnewski) und Cäſar (Katſchalow).

Wie ſtellte ſich nun dieſe Moskauer Bühnenkunſt zur dramatiſchen Produktion? Es lag auf der Hand, daß ſie nur das Beſte vom Beſten in ihr Repertoire aufnehmen konnte, das ganz auf das Ernſte, Große, Echte gerichtet war. Vieles, was wohl der Aufführung wert geweſen wäre, mußte infolge Einſpruchs der Zenſur der Bühne fernbleiben. Von den modernen Autoren des Auslandes kamen nur Ibſen und Hauptmann in Betracht. Von Ibſen wurden „Die Wildente“, „Wenn wir Toten erwachen“, „Hedda Gabler“, „Die Stützen der Geſellſchaft“ und „Ein Volksfeind“ geſpielt. Die drei erſtgenannten Stücke intereſſierten das ruſſiſche Publikum wohl, berührten es jedoch noch ein wenig fremdartig. Dagegen fand „Ein Volksfeind“ (1900 zuerſt geſpielt) mit Stanislawski als Dr. Stockmann rauſchenden Beifall. „Das größte ſzeniſche Ereignis des letzten Vierteljahrhunderts“ nannte die Kritik die Aufführung dieſes Stückes im „Moskauer Künſtleriſchen Theater“, und das erſte Moskauer Blatt fragte mit Bezug auf die Kaiſerliche Schauſpielbühne: „Gibt es überhaupt noch ein ‚Kleines Theater‘?“ Auch „Die Stützen der Geſellſchaft“ nahmen die Ruſſen verſtändnisvoll auf.

Gerhart Hauptmann fand bei den Ruſſen von vornherein ſehr viel Sympathie. Man ſpielte bei Stanislawski „Hannele“, „Die verſunkene Glocke“, „Fuhrmann Henſchel“, „Michael Kramer“ und „Einſame Menſchen“ — ſämtliche Stücke mit ſtarkem, zum Teil ſtürmiſchem Erfolg. Ein Verſuch mit drei Maeterlinckſchen Einaktern, darunter „Die Blinden“, ſchlug nicht recht ein. Die alte Tragödie kam bisher mit einer recht guten Aufführung der „Antigone“ des Sophokles zu ihrem Recht, während von Shakeſpeare

„Was ihr wollt", „Der Kaufmann von Venedig" und „Julius Cäſar" geſpielt wurden. Dieſes Stück hat in Moskau wohl die glänzendſte Aufführung erlebt, die ihm überhaupt je zu teil geworden iſt: einen „dreifachen Sieg der Regie Nemirowitſch-Dantſchenkos, der Dekorationskunſt Sſimows und des genialen Cäſardarſtellers Katſchalow" nannte die Kritik dieſes ſzeniſche Ereignis.

Frau Germanowa in Maeterlincks „Blinden".

Doch nicht, um ſpeziell die Auslandskunſt zu pflegen, war das „Moskauer Künſtleriſche Theater" gegründet worden — dieſer Teil ſeiner Aufgabe trat wenigſtens aus dem Rahmen des Geſamtprogramms in keiner Weiſe hervor. Daß dem Nationalen von vornherein ein Übergewicht gegeben wurde, kann bei einem Theater, das doch vor allem ein ruſſiſches iſt, nicht verwunderlich ſcheinen. Aber freilich, woher die ruſſiſchen Dramen nehmen, die wahrhaft künſtleriſchen Anſprüchen entſprachen? Der eine Gribojedow? Der eine Gogol? Oſtrowski? Oſtrowski war wohl gute Komödie, aber nicht Kunſt — und dann hatte ihn ja bereits das Kaiſerliche Theater, und nach dieſem ganz Rußland. Blieb zunächſt nur die „Dramatiſche Trilogie" von Alexej Tolſtoj, und mit dieſer begannen denn auch die vortrefflichen Minierer des „Künſtleriſchen Theaters": ſie gaben in den beiden erſten Jahren ihrer Tätigkeit „Zar Iwans des Grauſamen Tod" und den ihnen von der Zenſur freigegebenen „Zar Feodor Ioannowitſch". Es wurde ein glänzender Sieg: das Moskau von heute ſpielte ſich ſelbſt das Moskau von ehemals vor und freute ſich über die Maßen, daß es noch immer das alte war. Sſimows ſtilechte Dekorationen wirkten mit unmittelbarſter Friſche, und die Regie Stanislawskis und Nemirowitſch-Dantſchenkos verblüffte geradezu. Der Zar Feodor Moskwins, der Boris Godunow Wiſchnewskis, der Fürſt Iwan Schujski Luſchskis, die Irina der Knipper und ſpäter der Sſawizkaja — das waren Bühnengeſtalten, die den Moskauern, ja den Ruſſen geradezu ſakroſankt wurden. Endlich eine nationale Bühne, eine echte, wahre Kunſt!

Aber wohin ſollte der Weg nun weiter gehen? Man konnte doch nicht immerzu nur Alexej Tolſtoj ſpielen! Wo winkte das Neue? Es ſollte den „Moskauern" von einer Seite kommen, von der es die literariſchen und theatraliſchen Zeichendeuter vielleicht am wenigſten erwartet hätten: Anton Tſchechow, der feine Satiriker und Novelliſt, ging unter die Dramatiker. Er hatte dieſen Schritt bereits vor der Gründung des „Künſtleriſchen Theaters" getan, aber die alte Bühnenſpielerei hatte ſeine fein angelegten, wenig robuſten Stücke totgeſchlagen, in Moskau wie in Petersburg waren ſie glatt durchgefallen, und nach der Ablehnung ſeiner „Möwe" war Tſchechow nahe daran, Selbſtmord zu begehen. Da kamen ihm die „Moskauer" zu Hilfe: im Winter 1899 verſchafften ſie dem Verkannten mit einer prächtigen Aufführung ſeines „Onkel Wanja" eine Rechtfertigung, wie ſie glänzender nicht gedacht werden konnte, und auch die durchgefallene „Möwe" wurde in ihrer Darſtel-

Digitized by Google

lung zu einem Triumph für den Dichter. 1900 folgten die „Drei Schweſtern“, 1903 „Der Kirſchgarten“, und 1904 wurde ein älteres Drama Tſchechows, „Iwanow“, in den Spielplan aufgenommen.

Es würde hier zu weit führen, Tſchechows Stücke auf ihren dramatiſchen Gehalt zu unterſuchen, der ja von verſchiedenen Seiten ziemlich niedrig bewertet wird. Poeſie aber, Kunſt, echte Kunſt ſind ſie jedenfalls, und den Ruſſen waren ſie noch mehr: Fleiſch von ihrem Fleiſche, lebendige Gegenwartsdichtung, von einer „Lebendigkeit“ freilich, die, was den Stoff anlangt, mehr von der Reſignation des Greiſentums als von tatkräftiger Jugendfriſche an ſich hatte. Wie dem auch ſei: das Tſchechowſche Drama verwuchs mit der Bühnenkunſt der „Moskauer“ zu einem einzigen Ganzen, und Erfolg auf Erfolg heftete ſich an das gemeinſame Banner. Tſchechow gab gleichſam das Kanevas und das Muſter, Stanislawski die Stickerei, und aus der Zuſammenarbeit entſtand dann etwas Eigenartiges, Schönes, das ſicherlich Kunſt und ſicherlich intereſſant iſt, wenn es auch Leute gibt, die behaupten, es ſei nicht das, was ſie unter „Drama“ verſtehen. Nun denn, ſo möge man ſich, bis zur Entſcheidung der Frage, an dem Schönen und Intereſſanten erfreuen, ohne es zu rubrizieren.

Neben Tſchechow ſpielten die „Moskauer“ Oſtrowskis „Schneewittchen“, ein ſtimmungsvolles nordiſches Märchendrama, Leo Tolſtojs „Macht der Finſternis“, die ihnen Gelegenheit gab, den ruſſiſchen Muſchik und das ruſſiſche Dorf in detaillierter Schilderung auf die Bühne zu bringen, und ein fein angelegtes, gedankenreiches Moskauer Drama „In Träumen“ von Wladimir Nemirowitſch-Dantſchenko. Im Jahre 1902 brachte das Theater Maxim Gorkis „Kleinbürger“ zur Aufführung — der friſche, optimiſtiſche Grundzug dieſes Stückes fand lebhaften Beifall, und die neuen, volkstümlichen Typen, die Gorki zeichnete, intereſſierten in hohem Maße. Mit breitem Pinſel malte dann Gorki ſeine „Menſchen der Tiefe“, die uns aus dem „Nachtaſyl“, wie das Stück ſich deutſch betitelt, ſo bekannt ſind. Ein Parterre von Millionären und brillantengeſchmückten Damen jubelte dem Dichter der „Barfüßler“ am Abend der Erſtaufführung ſeines berühmten Stückes zu, nicht weniger als zwanzigmal mußte er ſich dem beifallsluſtigen Publikum zeigen.

Im letzten Jahre gaben die „Moskauer“ Gorkis „Kinder der Sonne“ — beim Donner der Kanonen und Knattern der Maſchinengewehre, denen der Moskauer Aufſtand unterlag. Das war eine Stimmung, die mit der Stimmungskunſt des „Künſtleriſchen Theaters“ nichts zu tun hatte — und ſo beſchloſſen denn die Leiter dieſer prächtigen Bühne, nach dem Weſten zu gehen, nach „Europa“, wie die Ruſſen ſagen, um dem „älteren Bruder“ zu zeigen, was ſie im Laufe der Jahre gelernt haben und was ſie leiſten. Und ſie können, glaube ich, mit der Aufnahme in Europa zufrieden ſein: der „ältere Bruder“ hat ſie nicht nur gelobt, nicht nur ihre Kunſt bewundert, er hat ſicher von ihnen auch gelernt, und das iſt wohl der höchſte Preis, die ſchönſte Palme, die ſie erringen konnten.

Sieh' mich nicht an!

Sieh' mich nicht an mit deiner Augen Pracht,
Mit dieſen wonneſtrahlend tiefen Blicken!
Die Seligkeit, die mir aus ihnen lacht,
Ihr frommer Zauber darf mich nicht berücken.
Und forſche nicht mit Fragen hold und zart
Nach meinem Denken, Fühlen und Beginnen,
Ob es dem deinen von verwandter Art —
Wir dürfen uns ja nicht zu lieb gewinnen.

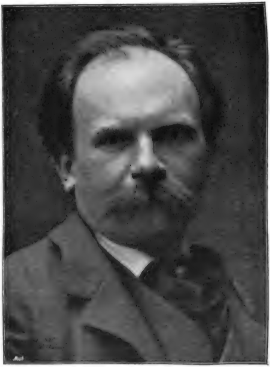
O, himmliſch iſt es, aus vertrauter Bruſt
Des eignen Herzſchlags Widerhall zu lauſchen,
Ich fühl' es tief — doch klar iſt's mir bewußt:
Wir dürfen nicht zu viele Reden tauſchen.
Wegreißen kann ein Wort, wie Morgenwind,
Die Nebelſchleier von der Seele Gründen —
Wär's ausgeſprochen erſt, was wir uns ſind,
Wie ſollten wir das Scheiden überwinden?

Helene von Ehrhard

empfand ich als köſtlichſten Reiz die Weiſe, wie er verſchiedene Charaktere, die aber doch in der gleichen Richtung liegen, demſelben Ereignis gegenüber empfinden und ſich ausſprechen läßt, wie er dann in einer wunderbar vergeiſtigten Kontrapunktik dieſe Empfindungen zu einer höheren muſikaliſchen Einheit zuſammenführt. Und d'Albert, der ſo mit der unerſchöpflichen Farbenpalette des modernen Rieſenorcheſters arbeitete und gewaltige Tonmaſſen aufzutürmen verſtand, griff danach eine Dichtung auf, der gegenüber man zunächſt das Gefühl hatte, daß ſie gar nicht nach Muſik verlangt. Seine Oper „Tiefland“ mag man als Ganzes, vom Standpunkt der Höhenentwickelung dieſes prachtvollen Künſtlers aus als Rückſchritt betrachten, die einzigartige ſtiliſtiſche Kunſt ihres Schöpfers bekundet ſie am überzeugendſten. Denn ſo wie hier das große moderne Orcheſter gewiſſermaßen nur als Untermalung verwendet iſt, wie hier überhaupt die Muſik faſt nur als Stimmungsmittel erſcheint, haben wir einerſeits jene Vorherrſchaft der Dichtung über die Muſik, wie ſie ſonſt nur die lebloſeſte Äſthetik der Wagnerepigonen zu verlangen wagte, haben wir anderſeits eine Art der Selbſtändigkeit in der Auffaſſung der muſikaliſchen Aufgabe, ein Gefühl für die Unterſchiedlichkeit der muſikaliſchen Welt von der dichteriſchen, wie ſie eigentlich nur ein abſoluter Muſiker beſitzen kann.

Alle dieſe Werke gaben mir die Zuverſicht, daß das Entſcheidende für d'Albert war, daß er überhaupt ein wirklich dichteriſches Textbuch mit reichem muſikaliſchem Untergrund erhielt, aus dem ſich für ihn dann faſt von ſelber eine wirklich künſtleriſche Oper ergeben mußte. Glücklicherweiſe hat er für ſein letztes Werk eine derartige Dichtung gefunden, und iſt es auch keine große, mit ſtolzen Anſprüchen auftretende Schöpfung, ſo iſt es doch ſehr geeignet, unſere Hoffnung auf die Entſtehung der deutſchen komiſchen Oper zu beleben und uns mit ſicherer Zuverſicht zu erfüllen.

Die einaktige Oper „Flauto solo“ hat bei der Uraufführung in Prag und auch nachher in Stuttgart das höchſte Gefallen erweckt. Dabei muß man von vornherein bedenken, daß ein ſolches Werk heute mit größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Das Ziel unſerer Theaterbauer, wenigſtens ſoweit Opernhäuſer in Betracht kommen, geht ja faſt ausſchließlich auf Größe. Auch hier offenbart ſich das Übergewicht Wagners, deſſen rieſenhafte Kunſtwelt auch den Rieſenraum gebietet. Die Kunſt d'Alberts in dieſem Werke würde einen ganz intimen Raum verlangen, nur dort würde man die wunderbare Feinheit im Detail vollauf würdigen können. Der Dichter des Textbuches iſt Hans von Wolzogen, der Baireuther, und er hat ſich, wie es bei einem ſo gedankenreichen Manne faſt ſelbſtverſtändlich iſt, nicht daran genügen laſſen, irgendeine Anekdote zu dramatiſieren, ſondern damit tiefere Probleme berührt. Hier mehr ein ſchier muſikgeſchichtliches, das aber doch den bedeutſamen Hintergrund wertvoller Kulturverhältniſſe hat. Die Veränderung der Namen bei den führenden Perſonen iſt ſo durchſichtig, daß man eigentlich beſſer daran tut, bei der Wiedererzählung dafür die richtigen Namen einzuſetzen. Es handelt ſich um den Gegenſatz Friedrich Wilhelms I. von Preußen zu ſeinem Sohne Friedrich. Daß in dieſen beiden Männern verſchiedene Kulturauffaſſungen aufeinander ſtoßen, genauer zwei verſchiedene Lebenswelten, wird hier nach der muſikaliſchen Seite hin gezeigt. Der junge Prinz ſchwärmt für das zarte, weiche Flötenſpiel, er liebt die feine, geſchmeidige Welſchlandkunſt; der alte König haßt das alles, eigentlich ſchon deshalb, weil es nicht preußiſch iſt. Dann aber auch, weil es ihm eine zu feine, weiche Welt iſt. In der Muſik bekundet er dieſelbe Derbheit des Geſchmacks wie in ſeinem übrigen Leben. Der baumlange Pepuſch, der Kapellmeiſter ſeiner Rieſengrenadiere, iſt ſein Mann. Aus dem weiten Gebiete der Charakteriſierungsmöglichkeit durch die Inſtrumente hat der König vor allem das Fagott herausgehört, und Pepuſch hat ihm einen Schweinekanon für ſechs Fagotte komponieren müſſen, ein Stückchen Programmuſik, das die Unterhaltung des Borſtenviehes naturgetreu vortäuſcht. Es iſt natürlich dem wackeren Pepuſch bei dieſer Arbeit nicht beſonders wohl geweſen, aber er iſt ein rechter Preuße und ſtrammer Soldat und tut, was ihm ſein König befiehlt. Im übrigen hat er auch hier Gelegenheit gehabt, eine Probe ehrenwerter muſikaliſcher Handwerksarbeit zu liefern. Der Prinz, der jetzt nach ſchweren Konflikten mit ſeinem Vater ein äußerlich erträgliches Lebensverhältnis gefunden hat, haßt natürlich dieſe ganze Schweinemuſik und möchte in ſeiner einſeitigen Liebe zu allem Welſchen dieſe Geſchmackloſigkeit aufs gröbſte brandmarken. So veranſtaltet er bei ſich ein muſikaliſches Feſt, zu dem alle Liebhaber der nach ſeiner Meinung wahren Muſik geladen ſind. Um dieſen eine komiſche Unterhaltung zu gewähren, hat er dem Pepuſch befohlen, ſeinen Schweinekanon vorzutragen. Als die Aufführung beginnen ſoll, bemerkt der Prinz ein ſiebentes Pult. Pepuſch antwortet: ja, zu den ſechs großen Schweinen ſei ein kleines Ferkel gekommen. Er hatte ja dem prinzlichen Befehl gehorchen müſſen, war ſich der Grenzen in ſeiner Kunſt doch wohl bewußt, indes wußte er auch, daß er ſein Handwerk beherrſchte, beſſer als die meiſten der windigen Welſchen, die ſo große Worte im Munde führten und ſo hoch im Anſehen ſtanden. So hat er die leitende Stimme einer Kantate des Italieners Emanuele, die am gleichen Abend aufgeführt werden ſoll, um ſo recht deutlich den Gegenſatz dieſer feinen Kunſt gegenüber der groben deutſchen hervortreten zu laſſen, für Flauto solo kontrapunktiſch zu ſeinem Schweinekanon geſetzt. Der ſchlaue Pepuſch hat dabei gerade den Maëſtro Emanuele zum Spieler haben wollen. Als aber jetzt der König in den überraſchten Kreis tritt, befiehlt er ingrimmig ſeinem Sohne, die Flötenſtimme zu ſpielen. Es vollzieht ſich hier ſehr fein in allen Gemütern eine innere Wandlung. Der Prinz fühlt, daß aus dieſem biederen Können eine echte Kunſt emporzublühen imſtande ſei, dem König ſeinerſeits ſteigt die Empfindung auf, daß dieſer ſchmächtige kleine Mann, der hier ſo ſicher ſeine helle Flötenſtimme gegenüber den grunzenden Fagotten durchführt, wohl auch imſtande ſein wird, dereinſt als Herrſcher einen als richtig erkannten Weg allen Wirrniſſen zum Trotz zu Ende zu gehen. Findet ſich hier endlich das Vaterherz dem lange verkannten Sohne gegenüber, ſo bringt die Vermählung des rieſigen Pepuſch mit der Sängerin Pepina, die Vereinigung der Stärke mit der Schönheit, der gediegenen Kunſtarbeit mit der feinſinnigen Verzierung, alſo überhaupt die Verſchmelzung der deutſchen und italieniſchen Muſik zu einem höheren



Eugen d'Albert.

Digitized by Google

Ganzen. Daß dabei Pepina, die berühmte italieniſche Primadonna, in Wirklichkeit Peppi und eine im Herzen grunddeutſche Tirolerin iſt, ſagt dann noch in heiterſter Weiſe, daß der Deutſche ſich wohl dieſe fremde Kunſt aneignen könne, ſoweit ſie ihm von Wert und Bedeutung ſei, nicht aber umgekehrt der Welſche das Beſte in der deutſchen Kunſt.

Das der luſtige und dabei doch tiefergehende Inhalt der kleinen Oper. d'Alberts Muſik iſt ſchlechthin ein Meiſterwerk. Die hiſtoriſche Farbe iſt köſtlich getroffen, der Gegenſatz zwiſchen deutſcher Handwerkskunſt und italieniſcher Sinnesmuſik prächtig herausgearbeitet. Wir fühlen, daß aus der Verbindung beider Elemente das wahre, tiefergreifende Kunſtwerk entſteht. Gewiſſermaßen als Bindemittel zwiſchen dem ernſten Norden und dem zierlichen Süden erweiſt ſich die ſüddeutſche Frohnatur Peppis. Eine Fülle humorvoller und friſcher melodiſcher Einfälle, ein nie um neue Wendungen verlegener Reichtum an Geiſt iſt über das kleine Werk ausgegoſſen, das hoffentlich bald ſeinen Siegeszug durch die deutſchen Kunſtzentren antreten wird.

In Berlin hätte ſich wohl die herrlichſte Gelegenheit zur Vorführung dieſes Werkes am Geburtstage des deutſchen Kaiſers geboten. Es iſt Gewohnheit, bei der an dieſem Tage üblichen Feſtvorſtellung wenn möglich ein Werk mit patriotiſchem oder militäriſchem Hintergrund aufzuführen. Beſonders tiefgehend brauchen ſolche Beziehungen nicht zu ſein; die Tatſache, daß in der „Weißen Dame“ George Brown ein Leutnant iſt, hat für die Wahl dieſer Oper ſchon ausgereicht! Es hätte ja nun ſehr nahegelegen, in dieſem Jahre der Gedenkfeier an Mozarts Geburtstag den ſchönen Zufall des Zuſammenfallens dieſes Feſttages der muſikaliſchen Welt mit dem Geburtstage des Kaiſers durch eine ſchöne Aufführung einer Mozartſchen Oper zu feiern. Aber man hat ſich ja nirgendwo für das Mozartjubiläum beſonders angeſtrengt und etwa den Verſuch gemacht, eine der nicht mehr im Spielplan ſtehenden Opern des Meiſters neu zu beleben. Ich perſönlich bin der Überzeugung, daß das bei einer geſchickten Neubearbeitung des Textes mit „Idomeneus“ ſehr leicht möglich geweſen wäre. Alſo die Königliche Oper hat auf die Benutzung dieſes Zufalls verzichtet und den Geburtstag ihres Schirmherrn durch die Aufführung eines neuen Werkes gefeiert, des erſten neuen Werkes, das die Königliche Oper uns in dieſem Jahre dargeboten hat, ſogar in einer Uraufführung. Leider iſt aber auch das das einzige im günſtigen Sinne Bemerkenswerte an der ganzen Tatſache. Selbſt wenn man es fertig bringt, die Abſicht, eine militäriſche Oper an Kaiſers Geburtstag herauszubringen, als mildernden Umſtand gelten zu laſſen, ſo bleibt doch die Annahme von Herrn von Woikowsky-Biedaus zweiaktigem luſtigem Spiel „Der lange Kerl“ unbegreiflich. Das vom Komponiſten ſelbſt gedichtete Textbuch behandelt eine kleine Anekdote, wie durch das Intrigenſpiel eines kleinen Schulmeiſters Friedrich Wilhelms I. Abſicht, dem längſten ſeiner langen Grenadiere eine prächtige Braut zuzuführen, beinahe dahin verkehrt worden wäre, daß der Wackere eine alte Vettel zum Weibe gekriegt hätte. Es geht aber natürlich alles im rechten Augenblick noch günſtig ab; der lange Kerl bekommt ſein junges Mädel, der Schulmeiſter muß zur Strafe die Alte heiraten, und wenn er auch nicht ſo mit ſtrammer Todesverachtung ſein „Zu Befehl!“ hinausſchmettert wie zuvor der Grenadier, ſo denkt doch auch er gegenüber den Zuchtwahlplänen ſeines königlichen Herrn an keinen Widerſpruch.

Ich perſönlich habe mich ja oft gewundert, wie dieſelbe Zenſurbehörde, die jede ernſtere Behandlung irgendeines ſchwereren Konfliktes im Leben eines Mitgliedes eines Herrſcherhauſes auf der Bühne unmöglich zu machen ſtrebt — auch die Namensänderung in d'Alberts „Flauto solo“ iſt darauf zurückzuführen —, gar nichts dagegen einzuwenden hat, wenn derartige Dinge ſpaßhaft und mit der nötigen Forſchheit des üblichen Hurratons vorgeführt werden. Jedenfalls kann ich mit dem beſten Willen in dieſem ganzen Stoff nichts entdecken, was irgendwie zur Verherrlichung des Geburtstages eines Nachkommen des Soldatenkönigs dienen könnte. Höchſtens das eine: die Bühnenbilder, bei denen die längſten Grenadiere langſamen Schritt üben können, bei denen vor allen Dingen der lange Kerl ſelber als Pointe, als „Spitze“ der ganzen, recht langweiligen

Schlußſzene des erſten Aktes aus Richard Wagners „Tannhäuſer“ bei der Neueinſtudierung der Königlichen Hofoper in Berlin.
(Nach einer Photographie von Zander u. Labiſch in Berlin.)

Anekdote im buchſtäblichen Sinne des Wortes auf der Bühne erſcheint. Es iſt tauſend gegen eins zu wetten, daß, als dieſes Wunderbild vor der Phantaſie der maßgebenden Beurteiler der Königlichen Oper erſchien, alle anderen Erwägungen zurücktreten mußten. Die deutſche Armee hat das Glück, auch heute noch Flügelleute von über zwei Meter Länge zu beſitzen, die auch jetzt noch gewohnt ſind, „Zu Befehl!“ zu ſagen und infolgedeſſen eine nur aus dieſen Worten beſtehende Rolle auch auf der königlichen Bühne ausfüllen können. In Wirklichkeit bildete es die Erlöſung des langen und langweiligen Abends, als dieſer auch die Größten ſeiner Umgebung um mehr als Hauptesläng überragende lange Grenadier auf der Bühne ſtand, und das ſonſt ja auch nicht gerade allzu zierliche Fräulein Deſtinn ſich an ihn wie ein kleines Schulmädchen ſchmiegend, die Händchen ſtreicheln ließ. An ſich iſt der Wandel gegenüber früher ja auch nicht groß. Der alte Soldatenkönig ſuchte lange Kerle, um beim Militär Theater zu haben; unſere königliche Hofoper verwendet die langen Kerle beim Militär im Theater. Woikowsky-Biedaus Muſik iſt Dilettantenarbeit, d. h. Arbeit merkt man nur an einem arg im Schulmäßigen ſtecken gebliebenen kontrapunktiſchen Ausbau des Orcheſters über dem Glockenſpiel der Potsdamer Kirche. Sonſt lernen wir einen Mann kennen, der in der neueren Muſikliteratur, zumal bei Wagner und Humperdinck, aber auch bei Richard Strauß ſehr gut Beſcheid weiß. Man könnte über ſolche Entgleiſung der Hofbühne mit wenigen Worten hinweggehen, wenn nicht erſtens für derartige Dinge ſo furchtbar viel Geld ausgegeben würde, das dann anderen wichtigen Zwecken entzogen wird, wenn nicht zweitens die Hofbühne gegenüber allem neuen Schaffen eine geradezu unbegreifliche Zurückhaltung bewieſe. Haben wir doch ſonſt bis jetzt überhaupt noch keine Neuheit erhalten, außer derjenigen eines genau hundert Jahre alten Werkes, nämlich der „Leonore“ von Beethoven.

Es handelte ſich in der Tat um die Erſtaufführung eines Werkes, deſſen Uraufführung genau vor hundert Jahren, am 20. November 1805, im Theater an der Wien ſtattfand. Außer den damaligen drei Aufführungen iſt Beethovens einzige Oper nie wieder in dieſer Geſtalt gegeben worden. Damals vermochte man nicht einmal von einem Achtungserfolg zu berichten. Freilich trugen äußere Umſtände daran zum guten Teil die Schuld. Wien war acht Tage zuvor den Franzoſen in die Hände gefallen, und die franzöſiſchen Offiziere, die das Parkett füllten, waren die letzten, die ſich für dieſes Hohelied der Gattenliebe begeiſtern mochten. Immerhin, man muß gerecht ſein: ſo wenig die Ablehnung berechtigt war, die laue Aufnahme iſt erklärlich. Blind müßte man ſein, um nicht immer wieder die Rieſentatze des gewaltigen Löwen zu ſehen, der Löwe ſelber aber verkriecht ſich hinter die Wände des Theaterkäfigs. Beethoven war eine ungemein dramatiſche Natur; von Theaterblut aber hatte er keinen Tropfen in den Adern. Was den Meiſter auch in der ſchwerfälligen Bearbeitung, die Sonnleithner dem nach einem fait historique vom „poète larmydal“ J. N. Bouilly gearbeiteten Operntexte „Leonore, ou l'amour conjugal“ angezogen hat, war das gewaltige ſeeliſche Erlebnis der beiden Gatten, war der Heldenmut des Weibes und die dämoniſche Rachgier Pizzarros. Beethoven hat es ſelbſt geſagt, daß er nie die Operntexte Mozarts hätte komponieren können, daß er ſich für ſeine Stoffe mußte begeiſtern können. Aber dieſer echt dramatiſche, den Meiſter in ſeinem Innerſten aufwühlende Stoff war eingepackt in die Hüllen eines in hergebrachteſter Form hergerichteten Singſpiels. Die wenigen echt empfindenden Menſchen bewegten ſich zwiſchen einer Reihe von Geſtalten, die in ihrem ſeit lange geübten Theaterberuf zu Puppen erſtarrt waren.

Daß Beethoven trotz allem von der Aufgabe gefeſſelt war, geht daraus hervor, daß er ſich von ihrer Vollendung nicht abhalten ließ, trotzdem der Italiener Fernando Paër aus ſeiner Opernfabrik eine „Leonora ossia l'amore conjugale“ viel früher auf die Bühne brachte. Anderſeits ging dem Inſtrumentalkomponiſten Beethoven, der ſich bis dahin mit dramatiſcher Kompoſition noch gar nicht, ja nur wenig mit vokaler beſchäftigt hatte, die Arbeit nur langſam von der Hand. Der Meiſter muß übrigens ſelbſt das Gefühl gehabt haben, daß ſein Werk noch nicht das ſei, was er ſelbſt erſtrebte. Er, der ſpäter (19. Nov. 1813) ſchrieb: „Ich bin nicht gewohnt, meine Kompoſitionen zu überarbeiten. Ich habe das nie getan, da ich von der Wahrheit durchdrungen bin, daß jede teilweiſe Änderung den Charakter der ganzen Kompoſition verändert“, war jetzt leicht für eine Neubearbeitung zu gewinnen.

Es waren nicht nur theatererfahrene, ſondern auch künſtleriſch fein empfindende Freunde, die gemeinſam mit dem Meiſter ſich über dieſe Umarbeitung berieten. Der dabei verfolgte Grundſatz war nicht Erhöhung der theatraliſchen Wirkſamkeit, ſondern der dramatiſchen Wahrhaftigkeit. Vor allem ging der Komponiſt von dieſem Geſichtspunkte aus. Er hatte eingeſehen, daß für die dramatiſche Kompoſition andere Grundſätze maßgebend ſeien als für die rein inſtrumentale, daß hier nicht aus muſikaliſchen Formen abgeleitete Geſetze zu befolgen ſeien, ſondern nur das eine große Geſetz der dramatiſchen Wahrheit der Situation und der Charaktere. Eine ſtarke Zuſammenziehung des muſikaliſchen und Erhöhung des charakteriſtiſchen Ausdrucks im Geſang zeichnete bereits die am 26. März 1806 aufgeführte Neubearbeitung aus. Der Erfolg war denn auch jetzt beſſer, immerhin nicht ſo, daß ſich das Werk auf der Bühne zu behaupten vermocht hätte.

Das gelang erſt mit der dritten, noch viel ſorgfältigeren Durcharbeitung, die der inzwiſchen gewaltig herangereifte Künſtler 1814 vornahm. Die am 23. Mai 1814 zur Aufführung gelangte dritte Bearbeitung iſt der „Fidelio“, den wir als eins der gewaltigſten und tiefdringendſten dramatiſchen Werke ſeit lange verehren und lieben.

Ich glaube, daß ſchon dieſe Darſtellung der geſchichtlichen Entſtehung von Beethovens „Fidelio“ der Wiederaufführung der urſprünglichen Geſtalt das Urteil ſpricht. Im erſten Augenblick klingt ſo etwas ja ſehr ſchön und ſieht aus wie hohe künſtleriſche Pietät; es iſt aber weiter überhaupt nichts als eine blaſſe philologiſche Wiſſenſchaftlichkeit. Was gehen uns dieſe Hunderte von verworfenen Lesarten der urſprünglichen Faſſung der „Leonore“ an, wenn der Komponiſt ſie ſelber beſeitigt hat, und zwar um ſie durch unendlich Wertvolleres und Bedeutenderes zu erſetzen. Es iſt ja doch nicht ſo, wie etwa bei Cornelius' „Barbier von

Bagdad", daß wir in der urſprünglichen Form die eigentlich vom Komponiſten gewollte hätten, daß die ſpätere nur eine von den äußeren Umſtänden erzwungene Faſſung darſtellt. In Wirklichkeit kann als geſchloſſenes Kunſtwerk, als Muſikdrama, aber überhaupt als Beethovenſche Muſik dieſe alte „Leonore" mit unſerem „Fidelio" überhaupt gar nicht in Wettbewerb treten. Man verweiſe den Vergleich der beiden Faſſungen dorthin, wohin er gehört: ins Reich der Wiſſenſchaft, und ſpare die Kräfte des Theaters für Lebendigeres und Lebenswerteres. Dabei kann man ſich vorſtellen, was für eine ſchwere Arbeit die beteiligten Künſtler zu leiſten hatten, um ſich dieſe zahlloſen kleinen Varianten von der ihnen geläufigen Faſſung zu merken.

Gemma Bellincioni.
(Nach einer Photographie von J. Egers in Berlin.)

Im übrigen verſucht die Berliner Hofbühne ihr Heil in Neueinſtudierungen, mit denen in der Regel eine neue Inſzenierung verbunden iſt. Es iſt von vornherein zuzugeben, daß in Dekoration und Koſtümen unter der neuen Leitung viel Beſſeres geboten wird als zuvor. Sehr oft liegt dieſes Beſſere aber doch recht einſeitig im Reicheren und Koſtbareren. Jedenfalls verſteht es die Regie immer noch nicht, den rieſigen Bühnenrahmen, wo es not tut, zu verengern, und kommt gerade für die Maſſenbilder über eine Schablone in der Aufſtellung nicht hinaus. Gar keinen Gewinn brachte die teilweiſe Neuinſzenierung des „Nibelungenringes"; was neu war, war eigentlich ſchlecht. Zu einem äußeren Erfolg wurde die Neuaufführung des „Schwarzen Domino", wohl hauptſächlich dank dem Umſtande, daß die in weiten Kreiſen ſehr beliebte Geraldine Farrar die Hauptrolle ſang. Dagegen war wirklich verdienſtvoll die Neuinſzenierung des „Tannhäuſer". Die Bühnenbilder waren hier von hervorragender Schönheit und wirkten auch ſehr ſtimmungsvoll. Nur bei den Waldbildern ging man etwas zu weit, indem man ſogar Blätter zu Boden fallen ließ. Dieſe Realiſtik lenkte von der Hauptſache ab und wirkte eher etwas aufregend als beruhigend.

In noch viel größerem Maßſtabe iſt die Neueinſtudierung von Glucks „Orpheus und Eurydice" gehalten, mit der unſere Königliche Oper das Doppelfeſt alterprobter und neuerblühter Liebe im Kaiſerhauſe gefeiert hat. Es iſt zunächſt zum Feſte der

Digitized by Google

ſilbernen Hochzeit nur die zweite Hälfte vorgeführt worden, die den Wiedergewinn der verlorenen Gattin ſchildert; das ganze Werk ſoll in der Oſterwoche aufgeführt werden. Ich würde mir die Beſprechung bis dann verſparen, wenn ſie nicht dadurch ſchon jetzt zur Pflicht würde, daß vielleicht durch das ſcharfe Hervorheben des ſtärkſten Übelſtandes bei dieſer Neuinſzenierung eine Verbeſſerung zu erreichen iſt. Der Schwerpunkt der Neuinſzenierung liegt in zwei großen Wandeldekorationen, deren eine Orpheus' Niederſteigen in die Unterwelt, deren andere das Emporſteigen von Orpheus und Eurydice nach der Oberwelt veranſchaulichen hilft. Wir haben einſtweilen natürlich nur die zweite Szene. Gegen die Wandeldekoration wird von manchen Kritikern immer wieder geltend gemacht, daß man nicht den Eindruck habe, als ſchritten die Perſonen auf der Bühne, ſondern ſtets merke, daß hinten die Kuliſſen vorbeigezogen werden. Das ſei gern zugegeben. Aber dieſe kleine Beihilfe der Phantaſie der Zuſchauer darf man mit vollem Recht verlangen. Sie bedeutet nicht mehr, als jene Umſchaltung auch bei der Fahrt in der Eiſenbahn vollzieht, wo ebenfalls das Gefühl ſich einſtellt, daß nicht wir uns bewegen, ſondern draußen die Natur an uns vorbeiziehe.

Dieſe Wandeldekoration, die den Aufſtieg des Liebespaares veranſchaulicht, iſt zum Teil eine dekorative Prachtleiſtung. Die Art, wie das lichte Gehölz, das die Gefilde der Seligen umſäumt, ſich in dichten Wald, dann in einen ſturmzerzauſten Waldrand, ſodann in ein verlaſſenes Meergeſtade und endlich in ödes Felsgeſtein verwandelt, iſt eine bedeutende dekorative Leiſtung, der gegenüber ich meine aufrichtige Bewunderung nicht durch einzelne Ausſtellungen abſchwächen will.

Das Traurige iſt nun, daß dieſe ſchöne Leiſtung durch eine — es gibt wirklich keinen anderen Ausdruck — Dummheit um alle Wirkung gebracht wird. Während nämlich in der Mitte dieſe Wandeldekoration vorüberzieht, bleibt der Vorderproſpekt ſtehen. Dieſer Vorderproſpekt ſtammt von dem vorangehenden Bilde des Gefildes der Seligen und zeigt links einige Zypreſſen, rechts einen Fels, und damit ja alles zunichte geht, ziehen ſich nach der Mitte große Blumengewinde. Nun wirkt alſo das Ganze ſelbſt auf ein Kinderauge ſo, als ob hinten etwas vorbeigezogen wird, ſo etwa wie die Guckkaſten für Kinder, bei denen in einen ſtehenden Rahmen verſchiedene Bilder eingeſchoben werden. Man fragt ſich umſonſt: warum bleiben nun dieſe Stücke vom Gefilde der Seligen hier, wenn wir durch die Wildnis wandeln ſollen? Man kann über ſo etwas eigentlich nicht ſprechen, es iſt eben ſchlechthin unverſtändlich.

Über dieſes erſte Szenenbild, das Gefilde der Seligen, läßt ſich ſtreiten. Unſere Hoftheatermaler Kautsky und Rottonara haben eine heilloſe Angſt vor einem ſaftigen Grün in Gebüſch und Laubwerk. Doch das mag hingehen. Allein zu den Gefilden der Seligen gehören grüne Matten mit Blumen und nicht der nackte Bretterboden und das bißchen Blumenkränze an nackten Felſen. Die Balletteuſen ſollen doch ſchauen, wie ſie ihre Reigen aufführen; in der Aufführung des „Sommernachtstraumes" im Neuen Theater bringen ſie's mitten im Walde zuſtande. Übrigens ſind dieſe Bewegungen der Seligen wirklich von einer rührenden Eintönigkeit und vermitteln einen Begriff paradieſiſcher Langeweile, von der in Glucks Muſik nichts zu ſpüren iſt. Über das Szenenbild iſt noch zu ſagen, daß das Luftnetz, das den Mittelproſpekt vom Hintergrunde trennt, durch die ſtarke Belichtung des letzteren ſo ſcharf ſichtbar iſt, daß es ſehr ſtört, zumal wenn die dahinter wandelnden Perſonen dadurch hübſch in kleine Quadrate abgeteilt erſcheinen.

Seit Herrn von Hülſens Regierungsantritt in der Leitung unſerer Königlichen Oper wird auf die Inſzenierung der Werke zweifellos ein viel größeres Gewicht gelegt als früher. Es iſt auch keineswegs zu leugnen, daß im einzelnen vielfach Gutes geleiſtet worden; dagegen offenbart ſich immer deutlicher, daß unſerem königlichen Inſtitut der Beirat einer ſtarken bildneriſch-künſtleriſchen Kraft fehlt. Abgeſehen davon, daß für alle intimen Wirkungen jeglicher Sinn fehlt, fehlt auch in den großen Maſſenbildern eine wirklich ſinnreiche Verlebendigung des Bühnenbildes. Anderſeits ſchließen ſich die Dekorationen mit dem übrigen faſt nie zu einer wirklichen Einheit zuſammen.

„Salome“ von Richard Strauß. Uraufführung im Königlichen Hoftheater zu Dresden.
(Nach einer Photographie von Zander u. Labiſch in Berlin.)

Die dritte Berliner Oper im „Theater des Weſtens“ bemüht ſich, wenn es geht, noch charakterloſer und für unſer Muſikleben wertloſer zu werden, als ſie es bisher geweſen iſt. In dieſer Saiſon hatte die Direktion zwei Erfolge mit Operetten. Es lohnt ſich nicht, auf Heubergers „Opernball“ oder auf Eislers „Schützenlieſel“ einzugehen. Das erſte Werk zeigt allerdings da und dort Anſätze zu einer ſorgfältigeren muſikaliſchen Arbeit, iſt aber im übrigen künſtleriſch ſo anſpruchslos wie das zweite. Die Erfolge ſolcher Werke wirken in unſeren Großſtädten deshalb ſo verhängnisvoll, weil ſie dann eine Reihe von fünfzig und mehr Aufführungen gewährleiſten. Alſo durch fünfzig Abende hindurch iſt dann die einzige Bühne, die ihrem ganzen Zuſchnitt nach zur Volksoper berufen wäre, von ſolch einem künſtleriſch wertloſen, günſtigſtenfalls eine leichte Unterhaltungskoſt gewährenden Werk beherrſcht. In einer kleineren Stadt iſt ein derartiges Ereignis mit vier, fünf Abenden abgetan, und die hundert- oder zweihunderttauſend Einwohner haben für nachher wieder die Möglichkeit eines Opernbeſuchs. In Großberlin ſtehen die drei Millionen dagegen ohne die Möglichkeit eines ſolchen da; denn die Königliche Oper entwickelt ſich ja immer mehr zur Oper fürs Börſianerviertel, die Komiſche Oper iſt noch zu jung, notwendigerweiſe auch etwas einſeitig und — ebenfalls zu teuer. Im „Theater des Weſtens“ werden dann, um die Abonnenten zu befriedigen, die herkömmlichſten Repertoireopern mehr ſchlecht als recht einmal in der Woche aufgeführt. Im übrigen ſuchte die Direktion das Intereſſe noch durch Gaſtſpiele zu beleben. Das Aleſſandro Boncis feſſelte wie immer durch die entzückenden Geſangsleiſtungen dieſes hervorragenden Künſtlers. Im übrigen ſang er uns natürlich wieder vor allem den Herzog im „Rigoletto“. Völlig belanglos war das darauf folgende Gaſtſpiel des italieniſchen Tenors Coſtantino. Dagegen freuten ſich alle Kunſtfreunde der nach langen Jahren wieder gebotenen Gelegenheit, Gemma Bellincioni ſehen und hören zu können. Ihre Stimme zeigt ja vielfach ſchon Spuren der Abnutzung, doch ſtört das ſelbſt in rein muſikaliſcher Hinſicht kaum, da die Künſtlerin mit ihrer hervorragenden Geſangstechnik die Schäden zu verdecken, zuweilen ſogar ihnen beſondere Reize abzu-

Digitized by Google

gewinnen weiß. Wenn möglich noch gewachſen aber iſt Gemma Bellincioni als Schauſpielerin. Man kann wohl ſagen, daß ſie in der Art der völligen Umwandlung des Geſanges in dramatiſchen Ausdruck, der wunderbaren Verbindung von Gebärde mit der Bewegung der Muſik einzig daſteht. Die Violetta in Verdis „Traviata“ wurde durch ſie alles äußerlich Opernhaften völlig entkleidet. Sie brachte uns übrigens wiederum jene Oper mit, in der ſie vor einem Jahrzehnt hier ihre erſten Triumphe feierte, „A basso porto“ von Tosca. Man hatte dadurch Gelegenheit, nochmals feſtzuſtellen, in welch äußerlicher Weiſe ſeinerzeit der italieniſche Verismo gearbeitet hat, wie leicht ihm der Sieg auf deutſchen Bühnen gemacht worden iſt; denn irgendwelche künſtleriſchen Werte, auch nur irgendeine wirklich packende Darſtellung des wirklichen Lebens wagte jetzt niemand mehr dieſem Werke nachzuſagen, und es bedurfte der außerordentlichen Kraft Gemma Bellincionis, um dieſe zwecloſe Anhäufung von Brutalität erträglich zu machen.

So raſch wandelt ſich der Geſchmack. Nur in einem ſcheint er ſich für unſer Opernleben leider gleich zu bleiben, in der niedrigen Einſchätzung des Geſchmacks beim Volk. Volksoper klingt bald ebenſo anrüchig wie Operette. Sie begegnen ſich ſogar beide jetzt ſehr viel, denn wie die Operette einiger ſentimentaler Lieder nicht zu entbehren vermag, ſo kommt auch die Volksoper ohne etliche komiſche Szenen nicht aus. Die muſikaliſchen und ſzeniſchen Hilfsmittel ſehen ſich dabei auf beiden Seiten zum Verwechſeln ähnlich, weil ſie nirgendwo aus tiefem künſtleriſchem Ernſt geſchöpft ſind, weil ſie auf keiner Seite für den Künſtler zum ſtarken perſönlichen Erlebnis geworden ſind.

Schwer enttäuſcht hat mich **Hermann Kirchners** Oper aus dem ſiebenbürgiſchen Volksleben „**Der Herr der Hann**“, die das „Theater des Weſtens“ herausbrachte. Zwar wußte ich, daß der 1861 geborene Komponiſt kein Siebenbürger Landeskind iſt. Immerhin, er hatte lange dort im Lande geweilt, und man rühmt ihm nach, daß er den dort inmitten allerlei ſlawiſcher Stämme eingekeilten, ihr Deutſchtum aber wacker hochhaltenden Bewohnern ein Volkslied gegeben habe. Und es möchte ja leicht ſein, daß gerade dem nicht Eingeborenen die eigenartige Schönheit dieſes gewiß recht altertümlich gebliebenen deutſchen Volkslebens aufgegangen war, daß gerade ein gewandter, auf dem ziemlich international gewordenen Vorbereitungswege herangebildeter Muſiker am eheſten imſtande war, die verſchiedenen Nationalmuſiken, die in dieſem Winkel aufeinandertreffen, aufzunehmen und durch die Zuſammenwirkung ihrer Gegenſätze ein farbenreiches Bild zu ſchaffen. Zum allerwenigſten mußte man aber erwarten, daß in der Handlung irgend etwas vorgeführt wurde, was ausgeſprochen ſiebenbürgiſch war. Aber von alledem iſt nichts geſchehen. Kirchner hat die gerade nicht neue Idee von der Liebe des Knechtes zur Gutsherrntochter aufgegriffen, neu iſt es ja auch nicht, daß der ſchöne, ſchmucke Knecht über den reichen, aber tölpelhaften Mitbewerber ſiegt. Statt in das volle Menſchenleben, das ſich ihm doch an dieſer Stelle neuartig und reich genug dargeboten haben muß, hineinzugreifen, hat Kirchner es vorgezogen, aus zweiter Hand zu ſchöpfen, und zwar als Dichter wie als Komponiſt. „Carmen“, „Die Meiſterſinger“, „Zigeunerbaron“, auch die Neßleropern, daneben für die Handlung ſogar das ſpaniſche Drama „Der Richter von Zalamea“ ſind des Komponiſten Quellen geweſen. Es iſt ſchade. Bei tüchtigem Zuſammennehmen ſeiner Kräfte hätte Kirchner wohl genug beſeſſen, um uns etwas Eigenes zu geben. Unter den volkstümlichen Liedern in der Oper ſind mehrere, die der Trivialität und Sentimentalität glücklich aus dem Wege gehen, dabei aber doch den Stempel des volkstümlichen Kunſtliedes tragen. Ebenſo zeigen die mehr operettenhaften Beſtandteile ein ſicheres Können und auch eine perſönliche Erfindungskraft. Es iſt ſo eine abgebrauchte Phraſe, daß immer nur das Beſte für das Volk gerade gut genug ſei, und doch wird gerade in der Hinſicht immer wieder ſchwer geſündigt.

Noch bleibt mir über das äußerlich wichtigſte oder doch ſenſationellſte Opernereignis der bisherigen Saiſon zu berichten. Es ſcheint mir allerdings alles damit geſagt, daß die Aufführung der „**Salome**“ von **Richard Strauß** am Dresdener Hoftheater eine Senſation wurde. Ich glaube gern, daß Richard Strauß ſelber alles Haſchen nach Senſation fernliegt, aber es iſt bezeichnend, daß ſie ſich auf Schritt und Tritt an ſein Tun und Schaffen heftet. Es bedarf einer eigenen eindringlichen Würdigung der geſamten Perſönlichkeit und des Schaffens dieſes Komponiſten, um dieſe eigenartigen Verhältniſſe ſeiner Stellung zur Öffentlichkeit, die ihn vergöttert und verhätſchelt, und die er ſcheinbar immer bekämpft oder doch nasführt, wirklich zu verſtehen. Ich hoffe, dieſe Würdigung von Richard Strauß den Leſern dieſer Zeitſchrift in nicht zu ferner Zeit unterbreiten zu können; ſo kann ich mich heute darauf beſchränken, zu ſagen: ſo laut und lärmend und meinetwegen vorläufig auch anhaltend der Erfolg der „Salome" am Dresdener Hoftheater war — von den Stimmen, die darüber laut wurden, hat kaum eine zu behaupten gewagt, daß das Werk wirklich einen inneren Erfolg der Künſtlerſchaft von Richard Strauß bedeute, noch weniger, daß es eine Bereicherung unſeres Muſikdramas darſtelle. Schon die Wahl des Stoffes ſtimmte auch jene bedenklich, die ſonſt ſo ſehr nach neuen Werten für die Kunſt verlangen, daß ihnen das Unerhörte des Stofflichen bereits als Kunſtwerk erſcheint. Erſt recht bedenklich aber muß die muſikaliſche Auffaſſung ſtimmen. Daß das Empfinden von Wildes „Salome" durch und durch dekadent iſt, pervers, betonen auch ihre eifrigſten Bewunderer; darin liegt ja nach ihrer Meinung ſogar der Hauptwert der Dichtung. Dieſe krankhafte Lüſternheit, dieſe perverſe Geilheit in Muſik umgewandelt, müßte eine neue, eigenartige Tonſprache erheiſchen. Es iſt geradezu ein Frevel, wenn man es nicht als Ohnmacht bezeichnen will, wenn dieſe Tonſprache im Grunde genommen die von Richard Wagners „Triſtan und Iſolde" iſt, auf die ja das ganze Schaffen von Richard Strauß im Grunde zurückgeht. Aber überhaupt iſt es merkwürdig und ſehr bezeichnend, wenn man ſieht, wie Strauß zum Ausdruck dieſes muſikaliſchen Neulandes eigentlich nur äußere Mittel anzuwenden ſtrebt, wie er das Rieſenorcheſter noch immer weiter vergrößert und rein durch die Art der Arbeit, durch Inſtrumentationseffekte dieſer Welt beikommen möchte, alſo durch das bloße Wie der Behandlung, wo es ſich doch um ein ganz eigenartiges und verſchiedenes Was des ganzen Erlebens handelt. So ſicher Richard Strauß niemals Dramatiker geweſen iſt, ſo ſicher er in all ſeinem Schaffen immer Sinfoniker iſt, ſo ſehr die ganze Bühnenhandlung, der ganze Geſang eigentlich nur zur Illuſtration, zur Verdeutlichung des vom Orcheſter Ausgeſprochenen dient, ſo bedeutet doch dieſe „Salome" geradezu die dramatiſche Bankerotterklärung; denn hier erkennen wir, daß der Komponiſt nicht von den Charakteren und den Stimmungen der von ihm dargeſtellten Menſchen ausgeht, nicht ſie ſich ausleben läßt, ſondern daß er ſeine Art zu empfinden Geſtalten aufzwingt, die er aus irgendwelchen anderen, vielleicht ganz äußerlichen Gründen des ſenſationellen Tagesereigniſſes aufgreift. Das Journaliſtiſche in der Natur von Richard Strauß hat ſich vielleicht niemals ſchroffer geäußert als in dieſem mit ſo hohen Anſprüchen auftretenden Werke. Daß die Dresdener Oper mit der Bewältigung der ungeheuer ſchweren Aufgabe ſich ein neues großes Verdienſt erworben hat, ſoll damit nicht beſtritten werden; es ſcheint mir aber leider ebenſo wenig einem Zweifel zu unterliegen, daß dieſe Rieſenarbeit vom Standpunkt unſerer großen Kunſtentwickelung aus umſonſt geleiſtet worden iſt.

Karriere

Skizze

von

C. Manfred Kyber

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Ilja Iljitſch ſtand vor dem Schaufenſter einer Bäckerei auf dem Newski Proſpekt.

Es war ein kalter Winterabend, und der Schnee fiel in dichten, ſchweren Flocken auf die Straßen und Plätze von Petersburg, ſo daß die ſtolze Metropole ganz in eine weiße Decke eingehüllt war und nur die großen, goldenen Kuppeln der Kirchen wie verſchleierte Märchenaugen daraus hervorlugten.

Auf dem Newski flogen unzählige Schlitten faſt lautlos wie phantaſtiſche Gebilde vorbei — nur der Schnee knarrte kaum merklich unter den Kufen, und die Hufſchläge der Pferde klangen, als ob ſie auf Watte liefen. Und furchtbar ſchnell ging's. Kaum tauchte ein Schlitten auf, ſo war er ſchon wieder fort. Nur einen Augenblick ſah man, wie das Silbergeſchirr im Licht der Bogenlampen unſicher aufblitzte, wie das Bärenfell hinten herabhängend am Boden ſchleifte — und dann war's fort wie ein Schatten. Aber dann kam ein anderer und wieder einer, viele, viele — und es wimmelte von den luſtigen, huſchenden Schatten.

Aber Ilja Iljitſch ſah die Schatten nicht und auch nicht die goldenen Kuppeln der verſchneiten Kirchen.

Ilja Iljitſch ſah nur ins Schaufenſter der kleinen, etwas ſchmierigen Bäckerei.

Die Schneeflocken fielen dicht, aber man konnte ſchon was erkennen, wenn man ſcharf hinſah. Und Ilja Iljitſch ſah ſehr ſcharf hin.

Er ſah, daß Piroggen hinter der blanken Scheibe lagen — und was für Piroggen: geradezu muſterhafte Exemplare. Ob die links wohl mit Kohl gefüllt waren und die rechts mit Fleiſch und Reis oder umgekehrt? Nein, die links waren mit Kohl gefüllt, ſie ſahen weniger fett aus — und Ilja Iljitſch beugte ſich näher vor und drückte die Stirn an die Scheibe, um ſich zu überzeugen, daß er recht hatte. Ja, es mußte ſo ſein — es waren Piroggen mit Kohl.

Nun zog er den Kopf wieder zurück.

Ilja Iljitſch ſchwärmte für Piroggen mit Kohl. Aber er hatte ſehr lange keine gegeſſen, natürlich: wenn man Karriere machen will, darf man ſich keinen Ausſchweifungen hingeben. Aber Piroggen mit Kohl waren doch gut — und Ilja Iljitſch überkam eine Stimmung, wie wenn man an ſeine Kindheit zurückdenkt, wenn man dran denkt, wie man ſich mit den Nachbarskindern prügelte und dabei ein großes Stück Schokolade im Mund hatte, auf das man trotz des heißen Kampfes die größten Rückſichten nehmen mußte — ſo eine Stimmung von halbverſchluckten Bonbons und gänzlicher Sorgloſigkeit.

Ja, aber da war man ein Kind — Ilja Iljitſch lächelte nachſichtig über ſich ſelbſt — und jetzt war man ein Mann und hatte höhere Bildung. Ja, die hatte er. Die Eltern hatten ſie nicht gehabt, aber ſie hatten ſie ihm zuteil werden laſſen, ganz abgeſehen von den Piroggen mit Kohl, die ſie ihm geſchenkt hatten, wenn's Weihnachten oder Oſtern war oder der Namenstag des heiligen Ilja.

Nun waren die Eltern tot, ſchon lange — und ſie hatten nichts gehabt vom Leben.

Aber das ſchadete nichts — ſie würden noch nach dem Tode zu Ehren kommen, natürlich. Alle Welt würde ſagen: das waren ſie, das waren ſeine Eltern, die Eltern von

Ilja Iljitſch. Natürlich. Er hatte ja die höhere Bildung, er war in der Volksſchule geweſen, er hatte leſen und ſchreiben und rechnen gelernt und Geographie und noch ſolche außerordentlichen Gegenſtände. Ja, er würde Karriere machen — Afanaſſi Ignatjitſch, der Rechtsanwalt, bei dem er Schreiber war, ſagte es ihm immer.

Das heißt, Afanaſſi Ignatjitſch war eigentlich kein richtiger Rechtsanwalt — keine Spur; wie hätte er, Ilja Iljitſch, denn auch mit ſeiner höheren Bildung bei einem gewöhnlichen Rechtsanwalt gearbeitet! Nein, das war Afanaſſi Ignatjitſch gar nicht, er hatte ſo ein ganz geheimes Rechtsbureau, wo überhaupt nur die allerſchwerſten Dinge angenommen wurden, denn er hatte Fühlung mit dem Juſtizminiſterium. Ja, er hatte Fühlung. Er ſprach zwar nur davon, wenn er Schnaps getrunken hatte. Aber, wie ſollte er auch ſonſt davon ſprechen — man muß doch ein bißchen inſpiriert ſein, wenn man von ſeinen Fühlungen ſpricht. Natürlich. Und Afanaſſi Ignatjitſch ſchätzte ihn, wenn er auch nicht viel bezahlte — na, und das Weitere ergibt ſich ja von ſelbſt, wegen der Fühlung mit dem Juſtizminiſterium natürlich.

Ilja Iljitſch dachte nicht mehr an die Piroggen. Er pfiff befriedigt, wandte ſich vom Schaufenſter ab und ging den Newski weiter herunter, der Admiralität zu, deren goldene, nadelförmige Spitze zu ihm herüberblitzte. — Ja, natürlich, Karriere ...

Die ganze Geſchichte war, im Grunde genommen, eine Kleinigkeit, und es konnte gar nicht mehr lange dauern, bis ſeine hohe Exzellenz der Herr Juſtizminiſter oder ſeine Exzellenz der Herr Direktor ihn zu ſich bitten ließen.

Sie haben durch Afanaſſi Ignatjitſch von ihm gehört, er hat ja Fühlung, natürlich.

Er ſitzt in ſeinem Zimmer zu Hauſe und kopiert Akten.

Dann klopft's, und der Bote vom Miniſterium kommt. „Seine hohe Exzellenz laſſen Herrn Ilja Iljitſch zur Audienz bitten.“

Ja — „bitten“ würde er ſagen. Man kennt ja ſeine Fähigkeiten, Afanaſſi Ignatjitſch hat davon erzählt.

Und er lächelt dem Boten gütig und huldvoll zu. „Ich komme, ich will nur meinen Frack anziehen. Einen Augenblick.“

Der Bote verneigt ſich. Seine hohe Exzellenz haben ihn inſtruiert.

Ja, den Frack muß man haben, das iſt die Hauptſache.

Und er ſparte ſchon dafür, o, wie lange ſchon — und darum verſagte er ſich alles. Ja, den Frack muß man haben, für die Audienz und dann auch des Ordens wegen, den man bekommt. Natürlich muß man dann ſparen und jede Ausſchweifung vermeiden, auch Piroggen mit Kohl. Da waren ſie doch wieder, die Piroggen mit Kohl.

Piroggen mit Kohl ſind ſehr gut, dachte Ilja Iljitſch, aber, mein Gott, die Karriere ... ſeine Exzellenz ... und der Frack ...

„Guten Tag, Ilja Iljitſch, wo kommſt du her?“

Ilja Iljitſch drehte ſich um. „Guten Tag, Grigori Petrowitſch,“ ſagte er, „ich komme von Afanaſſi Ignatjitſch, ja, ich habe Akten kopiert, du weißt ja — und wie geht es Akulina Pawlowna?“

Grigori Petrowitſch war ein Vetter von Ilja Iljitſch. Er war ein feiſter, behäbiger Menſch mit einem breiten, ſchlauen Lächeln, gerötetem Geſicht und kleinen, verſchmitzten, ſtechenden Augen, und er betrieb ein kleines Delikateſſengeſchäft. Er war wohlhabend, recht wohlhabend, aber ſelten zu Hauſe, wenn ihn Verwandte beſuchten.

„Akulina Pawlowna geht es gut. Sei froh, daß du keine Frau haſt. Heiraten iſt dumm. Was ſagt denn Afanaſſi Ignatjitſch, machſt du bald Karriere?“

Ilja Iljitſch lächelte — ein innerliches, vergeiſtigtes Lächeln, das ganz komiſch auf dem blaſſen, mageren und unraſierten Geſicht ausſah, ſo, als ob es ſich im Verſehen dorthin verirrt hätte und nun ſehr verlegen ſei. „Afanaſſi Ignatjitſch macht mir etwas Hoffnung,“ meinte Ilja Iljitſch, „ich tue ja auch, was ich kann, und dann, er hat ja Fühlung mit dem Juſtizminiſterium, du weißt ja — natürlich, man muß ſehen, ſo was geht nicht gleich, du weißt ja,“ ſchloß er diplomatiſch.

„So,“ ſagte Grigori Petrowitſch, und ſein Mund verzog ſich zu einem höhniſchen, plumpen Grinſen, „was hat dir denn Afanaſſi Ignatjitſch geſagt?“

Ilja Iljitſch zögerte. „Ja, weißt du, das iſt Bureaugeheimnis, da kann ich doch nicht, du weiß t ja …" Und über ſein Geſicht huſchte wieder das eigentümliche Lächeln.

Bureaugeheimnis — es war zu ſchön, das zu ſagen. So was hatte Grigori Petrowitſch doch nicht, obwohl er ganz in Delikateſſen drinſaß.

Grigori Petrowitſch verbarg ſein Lachen unter einem gewaltſamen Räuſpern.

„Wie geht denn das Geſchäft?" fragte Ilja Iljitſch teilnehmend. Auch wollte er den Eindruck des Bureaugeheimniſſes wieder verwiſchen, es hatte vielleicht doch etwas hochmütig geklungen, und er wollte nicht verletzen, nein, beileibe nicht.

Grigori Petrowitſchs Geſicht nahm ſofort einen beſorgten Ausdruck an. Er fürchtete, der Vetter könne ihn um Geld angehen. Er hatte es freilich noch nie getan, aber vor Verwandten iſt man nie ſicher, man kann nicht wiſſen — hol's der Teufel. „Schlecht, ſchlecht," ſagte er und wiegte den dicken Kopf hin und her.

„Ach," meinte Ilja Iljitſch bedauernd, „Delikateſſen werden wohl jetzt wenig gekauft?" Dann überkam ihn plötzlich die Stimmung von den halb verſchluckten Bonbons. „Sage mal," fragte er und verſuchte ſeiner Stimme einen etwas gleichgültig-frivolen Klang zu geben, „was koſten denn jetzt die Piroggen mit Kohl oder mit Fleiſch, Piroggen, du weißt ja —"

„Fünfzig Kopeken."

„Fünfzig Kopeken," ſagte Ilja Iljitſch langſam und ſcheu, und ſeine Hand ſuchte unwillkürlich nach dem Fünfzigkopekenſtück in ſeiner Manteltaſche, das für den künftigen Frack beſtimmt war.

Grigori Petrowitſch ereiferte ſich. „Ja, was glaubſt du wohl, Kleinigkeit — denk doch, mit Butter gebacken, was glaubſt du, koſtet mehr, als es einbringt, was glaubſt du. Groß ſind ſie auch noch und mit Butter gebacken, keine Spur von Schmalz, nur mit Butter, du weißt ja …"

„Piroggen mit Kohl ſind gut," ſagte Ilja Iljitſch.

„Ja, wer's haben kann," ſeufzte Grigori Petrowitſch, „als ich noch keine Frau hatte — heiraten iſt dumm, du weißt ja — da hab' ich's mir noch leiſten können. Aber jetzt — Akulina Pawlowna, Piroggen mit Kohl, wo denkſt du hin? — hol's der Teufel. Früher, ja, weißt du — ſo eine warme Pirogge mit Kohl, warm natürlich, zum Abend natürlich, mit Butter gebacken, du weißt ja — und ſo ein paar Schnäpſe, nur ein paar, ſonſt geht der Geſchmack verloren — drei am Anfang, drei in der Mitte und drei nachher, und dann noch einen und dann ins Bett, ganz dicht am Ofen, und der Schnaps krabbelt ſo warm im Magen herum um die Pirogge — hol's der Teufel."

Ilja Iljitſch ſagte gar nichts.

Er hüllte ſich feſt in ſeinen dünnen, ſchäbigen Paletot ein und ſtarrte mit weiten, hungrigen Augen in die tanzenden Schneeflocken. Und ſeine kalten Finger umklammerten das Fünfzigkopekenſtück, das ebenſo kalt war wie der ſchneidend kalte Winterabend in Petersburg.

„Ja, früher," ſagte Grigori Petrowitſch, „aber jetzt — Akulina Pawlowna — hol's der Teufel. Na, nun bin ich zu Hauſe. Geh' mit Gott, Ilja Iljitſch, beſuche uns bald einmal. Heute paßt's nicht gut, ich habe ſo viel zu tun, du weißt ja, und das Geſchäft geht ſchlecht. Geh' mit Gott, Ilja Iljitſch."

Ilja Iljitſch ging.

Er hatte es noch weit, er wohnte auf dem Waſſili-Oſtrow. Und frierend ſchlug er den Weg nach der Nikolaibrücke ein.

Grigori Petrowitſch fühlte einen Augenblick Gewiſſensbiſſe, daß er Ilja Iljitſch nicht aufgefordert hatte, in ſeine Wohnung einzutreten und mit ihm zu Abend zu eſſen. Er war trotz ſeiner Krämernatur ein Ruſſe und konnte ruſſiſche Gaſtlichkeit nicht ganz verleugnen.

Es wäre ihm bei Gott auch nicht auf ein Butterbrot und auf ein Glas Schnaps für Ilja Iljitſch angekommen. Aber gerade heute — heute gab's Kohlpirogge, und die aß er denn doch zu gern. Und dann — wenn Ilja Iljitſch Schnaps trank und inſpiriert wurde, dann konnte er ihn am Ende doch anpumpen — bei Verwandten kann man nie wiſſen, hol's der Teufel.

Und dann aß Grigori Petrowitſch ſchmatzend die Kohlpirogge und trank einige Schnäpſe dazu — nur wenige, um ſich den Geſchmack nicht zu beeinträchtigen: drei vordem, drei in der Mitte und drei nachdem, und dann noch einen, damit's einem warm herunterrieſelt.

Dann ging er ſchlafen, ganz nah am Ofen. „Weißt du, Akulina,“ ſagte er zu ſeiner Frau und ſtieß mit dem Ellbogen an ihr Bett an, um ihr Intereſſe zu wecken, „ich habe heute Ilja Iljitſch getroffen. Er denkt, er macht Karriere — der Schafskopf — hol's der Teufel.“

Akulina Pawlowna nickte etwas mit dem Kopf und tat einen tiefen Atemzug — einen behaglichen Atemzug mit ſchwach ſchnarchendem Unterton, ſo wie Leute atmen, denen es gut geht, beſonders ſolche Leute, die mit Delikateſſen handeln und fettige Finger haben.

— — — — — — — — — — — — —

Ilja Iljitſch ſaß unterdeſſen in ſeinem kalten Zimmer am Tiſch.

Vor ihm ſtand eine leere Zigarettenſchachtel, in der er die Erſparniſſe für den Frack, den er zur Audienz und für den Orden brauchen würde, verwahrte.

Jetzt legte er das Fünfzigkopekenſtück hinein, das er in der Manteltaſche getragen hatte.

Als er ſeinen Tee trank und trockenes Brot dazu aß, da hatte es ihn wohl noch einmal gepackt, und er hatte an die Piroggen mit Kohl denken müſſen.

Aber jetzt war's überwunden.

„Piroggen mit Kohl ſind ſehr gut ...“

Aber jetzt verſenkte er das Fünfzigkopekenſtück in die Zigarettenſchachtel. Das war doch noch beſſer.

Ja, überhaupt — Karriere ...

Und dann kroch Ilja Iljitſch ins Bett. Er war ſo ſehr müde, und kalt war es auch. Aber das ſchadete alles nichts. Ilja Iljitſch träumte.

„Seine hohe Exzellenz laſſen Herrn Ilja Iljitſch zur Audienz bitten.“

Und dann kam Ilja Iljitſch zur Audienz, und er hatte einen Frack an und verneigte ſich.

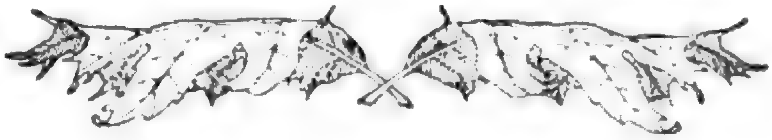
„Ich weiß alles,“ ſagte ſeine Exzellenz, „Afanaſſi Ignatjitſch hat mir alles erzählt. Wir brauchen deine Dienſte, Ilja Iljitſch. Da haſt du einen Orden. Komm morgen wieder.“

„O, ich habe nur getan, was ich konnte, Euer Exzellenz,“ ſagte Ilja Iljitſch, und verneigte ſich wieder.

Ilja Iljitſch träumte, und es war ſehr ſchön. Wie ſollte Ilja Iljitſch nicht träumen, da in ſein Zimmer Gottes goldene Sterne ſahen? ...

— — — — — — — — — — — — —

In das Zimmer, wo Grigori Petrowitſch mit ſeiner ſchnarchenden Ehehälfte ſchlief, ſahen Gottes Sterne nicht hinein.



Frühling

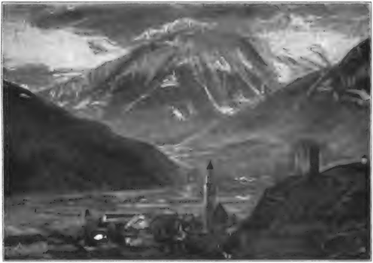
Einmal an einem verwölkten Tag —
Die wilden Kirschen blühten im Hag —,
Schritt ich versonnen und ganz allein
Durch die knospenden Buchenreih'n.
Eine kleine Vogelstimme sang
Über den Bäumen.

Lag eine Lichtung in der Ferne
Ganz voll goldgelber Löwenzahnsterne.
Dahinüber wie Tropfen Licht
Blühten die Schlüsselblumen dicht.
Die kleine Vogelstimme sang
Immerzu — immerzu.

Still sonst der ganze knospende Wald.
Riesen, flechtenbärtig und alt,
Ließen um ihre Wurzeln thronen
Zärtlich die zierlichen Anemonen.
Und die kleine Vogelstimme hoch —
Hoch in den Wipfeln.

Und mir kam ein heimlicher Traum
Von einem wildblühenden Kirschenbaum.
Wildblühend ein Dirnlein — ich weiß nicht wie? —
Lachte mich an, und ich küßte sie. —
Eine kleine Vogelstimme sang
Über den Bäumen.

Julius Havemann



Friedrich Wasmann: Spitalkirche in Meran.
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart

von

Walther Gensel

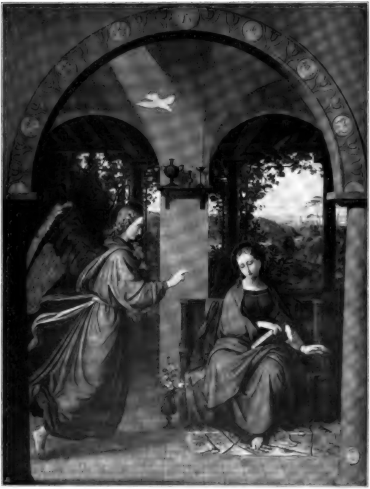
(Nachdruck iſt unterſagt.)

Die deutſche Jahrhundert-Ausſtellung (Schluß) — Ein Prachtwerk über Menzel

Wir waren in unſerem erſten kritiſchen Überblick über die „Deutſche Jahrhundert-Ausſtellung“ (Aprilheft) bis etwa zum Jahre 1840 gekommen und hatten dort auch Schnorr von Carolsfeld, Philipp Otto Runge, Friedrich Wasmann und Ferdinand Waldmüller bereits beſprochen. Doch müſſen wir hier nachträglich noch die Abbildungen einiger Kunſtwerke einfügen, die für die erſte Hälfte des Aufſatzes zu ſpät eingetroffen ſind: die Verkündigung von Schnorr mit dem reizenden Durchblick auf Rom, das im Morgenſonnenſchein im Graſe liegende Knäblein von Philipp Otto Runge, eine Gebirgslandſchaft von Friedrich Wasmann und das Bildnis einer im Lehnſtuhl ſitzenden alten Frau von Ferdinand Waldmüller.

Vergegenwärtigen wir uns jetzt zunächſt die Lage des deutſchen Kunſtlebens um 1840. Während in Paris alles ſtraff zentraliſiert iſt, gibt es bei uns eine kaum überſehbare Zahl von Lokalſchulen. In München iſt das Wort „Ein Maler muß malen können“ gefallen, und Cornelius hat mit daraufhin den Ruf Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin angenommen. Die Nazarener ſind völlig verſtreut. Overbeck iſt noch in Rom, Führich in Wien, Schnorr malt in München die Reſidenz aus, Veit wirkt in Frankfurt. Richter, Schwind, Preller, Rethel

Digitized by Google



Julius Schnorr von Carolsfeld: Verkündigung. (1820.)
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

Zu Genſel: Die bildenden Künſte.

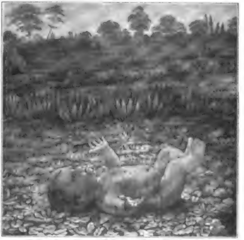
Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

üben noch ſo gut wie keinen Einfluß aus. In Düſſeldorf blüht die Romantik, in Berlin und München malen eine große Anzahl braver Realiſten ihre Bildniſſe und Genrebilder. Auf der einen Seite herrſcht die große Zeichnung mit dürftigſter Farbengebung, auf der anderen eine Malerei, die faſt durchweg am Alltäglichen klebt und aus ängſtlicher Befangenheit nicht herauskommt. Von eigentlicher maleriſcher Bewältigung großer Flächen, von großzügiger Pinſelführung finden wir kaum Spuren. Iſt da nicht der Aufruhr, den die belgiſchen Hiſtorienbilder auf ihrer Rundreiſe durch Deutſchland erregen, nicht nur erklärlich, ſondern einfach natürlich? Die deutſche Künſtlerwelt wird geradezu in einen Taumel verſetzt. Rubens ſcheint ihnen in den Werken Gallaits und Biefves wieder auferſtanden zu ſein. Und nun will man es ihnen überall gleichtun. Selbſt ein Wilhelm von Kaulbach ſucht ſeiner Palette größere koloriſtiſche Reize abzugewinnen. Vor allem aber beginnt nun jener Zug der jungen Künſtler nach Antwerpen und Paris, der der ganzen deutſchen Kunſt der nächſten Jahrzehnte ſeinen Stempel aufgedrückt hat.

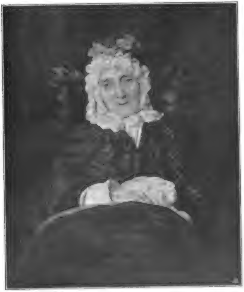
Dieſe ganze Bewegung, die durch mehrere Jahrzehnte anhält, wird in der Jahrhundert-Ausſtellung faſt ignoriert. Bei Kaulbach trifft es ſich glücklicherweiſe, daß man beim Aufſtieg zu der Nebenabteilung im Neuen Muſeum an ſeinen Hauptwerken vorbeigehen muß, und ähnlich ſteht es mit dem großen Bilde von Makart in der Nationalgalerie. Von Pilotys Exiſtenz aber, der ganze Generationen in ſeinen Bann gezogen hat, deſſen Einfluß in Polen und Ungarn noch bis in unſere Tage zu ſpüren iſt, erfährt man ſo gut wie nichts. Bei anderen Künſtlern zeigt man gefliſſentlich kleine Werke, die ſie neben den großen Hiſtorien gemalt haben. Wie bei der Periode von 1820 bis 1810 immer Cornelius hinzuzudenken iſt, ſo müſſen wir uns jetzt immer die großen Geſchichtsbilder ergänzen. Ich gebe zu, daß uns Piloty und erſt recht die Schrader, Knille, Carl Becker heute unſympathiſch ſind. Aber man kann Piloty und Makart ebenſowenig ausſchalten wie Meyerbeer aus der Muſikgeſchichte oder die Meininger aus der Geſchichte des Theaters. Ihre Werke ſind theatraliſch, aber in ihrer Weiſe doch ungemein wirkungsvoll.

Trotz dieſer Zurückſetzung der Hiſtorienmaler kann man die neue Antwerpen-Pariſer Farbenanſchauung überall in der Ausſtellung wahrnehmen. Von den Berlinern ſind Henneberg bei Wappers und Couture, Hildebrandt und Hoguet bei Iſabey geweſen. Auch Menzel hat von ſeinen Pariſer Reiſen reiche Anregungen nach Hauſe gebracht. Selbſt der brave Eduard Meyerheim kann ſich dem Strome nicht entziehen und nimmt wärmere Töne an. In Wien braucht man nur ein ſpätes Bild des übrigens ſchon 1845 verſtorbenen Danhauſer mit einem frühen zu vergleichen. Die von uns im vorigen Hefte abgebildete „Mutterliebe“ iſt in ganz lichten, kühlen Tönen gehalten, zu dem Weiß kommt nur ein grüner Schal und etwas Rot hinzu; die Geſellſchaft mit Liſzt am Klavier zeigt uns dagegen die ganze Antwerpener Palette. In Düſſeldorf kann



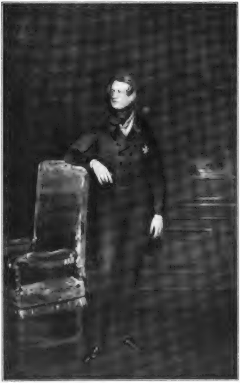
Philipp Otto Runge: Knäblein auf der Wieſe. (1808.)
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

man ſchon bei Peter Haſenclever und dann an den frühen Bildern von Ludwig Knaus, von denen einige der allerſchönſten ausgeſtellt ſind, ſehen, wie umgeſtaltend die neue Farbenanſchauung auch auf die Interieurs und Genrebilder eingewirkt hat. Die Pariſer Beſtrebungen in ihrer Reinheit zeigen uns die Bilder des faſt ganz vergeſſenen Hanauers Karl Friedrich Hausmann, der längere Zeit bei Delaroche geweſen iſt. Allein es ſind nur Skizzen zu Hiſtorienbildern, und gerade an der ungeheuren Schwierigkeit, die Unmittelbarkeit der Viſion, die Einheitlichkeit des Tons bei der Übertragung auf die große Leinwand zu wahren, ſcheiterten faſt alle Hiſtorienmaler. Gute Skizzen haben auch Delaroche und Couture gemacht. Geradezu ein Rätſel gibt uns das große **Bildnis des Domherrn von Schroeter** von **Ferdinand von Rayski** auf, einem ſächſiſchen Künſtler, von dem überhaupt nichts bekannt war. Eine ſolche Vornehmheit der Auffaſſung, eine ſo diſtinguierte Farbenzuſammenſtellung wie die violetten und ſchwarzen Töne dieſes Bildniſſes, eine ſo breite und doch ſo lockere Pinſelführung ſind in dem Jahre 1843, aus dem das Bild datiert iſt, nicht nur in Deutſchland, ſondern in ganz Europa etwas ſo Unerhörtes, daß man zunächſt geradezu an eine irrtümliche Hinzufügung des Datums denken möchte. Aber ſelbſt dann bliebe das Bild eine Leiſtung, wie ſie in Deutſchland faſt einzig daſteht. Höchſt intereſſant ſind auch die mit ungeheuer breitem Pinſel hingemalten Wildſchweine desſelben Meiſters.



Ferdinand Waldmüller: Alte Dame im Lehnſtuhl. (1834.)
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

Stärker in Erſcheinung als die Einwirkungen der großen Antwerpener und Pariſer Ateliers, die, wie geſagt, von den jungen Deutſchen geradezu überlaufen wurden, treten die der intimen Meiſter, vor allem der Maler von Barbizon. Gerade bei ihnen könnten unſere Deutſchtümler den Einfluß ruhig anerkennen. Die Franzoſen haben nie ein Hehl daraus gemacht, wie viel ſie hier den Holländern und den Engländern zu verdanken haben. Die intime Landſchaftsauffaſſung iſt germaniſches Erbteil, und die Dupré und Daubigny, die Millet und Troyon gaben uns alſo nur niederdeutſches, treu und redlich verwaltetes Gut zurück. Ganz erreicht haben die Unſeren ihre großen Vorbilder allerdings faſt nie, gerade ſo wenig wie die gleichzeitigen Belgier. Der bedeutendſte ihrer Nachfolger iſt wohl der herrliche Wiener Emil Schindler, deſſen beſte Bilder einen bezaubernden Schmelz des Vortrags mit der allerhöchſten Tonſchönheit verbinden. Adolf Lier kommt ſeinem Lehrer Dupré in einigen ſchönen Abendſtimmungen nahe, wirkt aber ſonſt faſt immer erheblich flauer. Ebenſo können ſich die feinen, ganz aus ſilberigen grauen und grünen Tönen gewirkten Landſchaften des Frankfurters Peter Burnitz nicht mit denen Daubignys meſſen, und Louis Eyſen ſcheint den ſchimmernden Duft ſeines Wieſen-

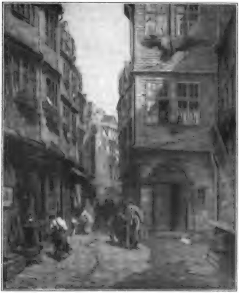


Ferdinand von Rayski: Bildnis des Domherrn von Schroeter. (1843.)
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

hangs mit blühenden Obſtbäumen in der Nationalgalerie nicht wieder erreicht zu haben. Die Frankfurt-Cronberger Maler neigen überhaupt ganz beſonders ſtark nach Frankreich hin. Am wenigſten vielleicht der treffliche, erſt im vorigen Jahre in hohem Alter verſtorbene **Anton Burger**, der das Leben in den alten Frankfurter Straßen, in den Trödlerbuden und bei den Handwerkern mit wenigen, meiſt ins Gelbe ſpielenden Farben und ſeiner Beobachtung des Lichtes wiedergegeben hat.

Wie weit die Einflüſſe der franzöſiſchen Landſchafter reichen, davon kann man ſich in faſt allen Sälen der Ausſtellung überzeugen. Finden wir ſie doch in Berlin nicht nur auf einem Bilde Hoguets, das offenſichtlich unter dem Eindruck Diazſcher Bilder entſtanden iſt, ſondern auch bei Frühwerken Paul Meyerheims und bei einem großen Bilde **Albert Hertels**, des jetzigen Leiters des Meiſterſchaftsateliers auf der Akademie. Dieſes große „**Reifenſpiel**“ mit der im Schatten liegenden Wieſe vorn, auf der ſich eine bewegte Menſchenſchar in farbigen, vortrefflich zuſammengeſtimmten Gewändern ergeht, und dem Ausblick in die ſonnige Ferne iſt ein überraſchendes Dokument aus der Jugend eines Künſtlers, der ſpäter mit der Neigung zu ſtiliſieren dieſe Unmittelbarkeit der Naturauffaſſung ſelten zu vereinigen gewußt hat. Am wenigſten ſcheinen die Hamburger, wie Jakob Gensler, davon berührt zu ſein. Auch der in Düſſeldorf gebildete Valentin Ruths, welcher ſpäter viel in Italien gearbeitet und ſtark ſtiliſierte Landſchaften gemalt hat, ſtreifte bei der Berührung mit der heimiſchen Erde, bei ſeinen Bildern von den Marſchen und der Heide, alles Fremde ab, um ſich ganz unbefangen dem Natureindruck hinzugeben.

Zwei Koloriſten möchte ich noch herausgreifen, die je ein Kabinett zugewieſen erhalten haben, einen Wiener und einen Münchener, **Auguſt von Pettenkofen** und **Karl Spitzweg**. Sie ſtehen obenan in der Reihe der eigentlichen Kabinettmaler; ihre Bildchen ſind oft kaum handgroß, ſelten aber größer als einen halben Meter in der längſten Dimenſion. Pettenkofen, der Wiener Meiſſonnier, iſt der pariſeriſchere, feinere und kühlere. Ein Bild wie unſer „**Ungariſches Fuhrwerk**“ findet in der vollkommenen Harmonie und Zartheit der Töne in der ganzen deutſchen Kunſt kaum ſeinesgleichen. Spitzweg, der derbere und gemütvollere, wird meiſt als Autodidakt geſchildert, aber der Einfluß der franzöſiſchen Kunſt iſt auch bei ihm unverkennbar. Die Ausſtellung zeigt ſein Schaffen weit vielſeitiger als man gedacht. Er hat nicht nur immer und ewig Spießbürger bei allen ihren Verrichtungen, wie auf unſerer „Lektüre“, ſondern auch lauſchige Waldgründe und weite Feldlandſchaften, nicht nur Sonnenſchein, ſondern auch Regen und Mondſchein, wie bei dem köſtlich humorvollen „Ständchen“, gemalt.

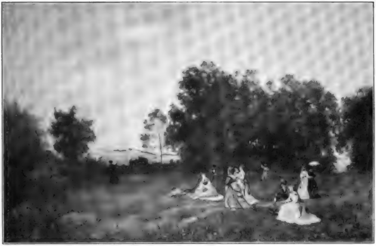


Anton Burger: Judengaſſe in Frankfurt a. M. (1872.)
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

Im allgemeinen kann man wohl ſagen, daß Ende der ſechziger Jahre der Kolorismus ſeine Blütezeit hinter ſich hat. Zwar beginnt nun erſt Hans Makart den Gipfel ſeines Ruhmes zu erklimmen und mit ſeinen aus prächtigen Renaiſſancegewändern und berückenden nackten Frauengeſtalten zuſammengeſtellten Gemälden den Beſchauer in einen Taumel des Entzückens zu verſetzen; zwar bleiben auch in Berlin die hiſtoriſchen Genrebilder eines Julius Schrader und Carl Becker beim Publikum außerordentlich beliebt, aber unter der jüngeren Künſtlergeneration beginnt eine ſteigende Abneigung gegen dieſe theatraliſchen Koſtümſtücke, die doch nur wie Bilder von Künſtlerfeſten, aber nicht wie künſtleriſche Viſionen aus der Geſchichte wirken. Worum die Landſchafter ſich ſeit langem bemüht, das beginnen nun die Künſtler auch auf den anderen Gebieten zu erſtreben. An die Stelle des hiſtoriſchen Aufputzes tritt die Beobachtung des Lebens, ſo wie es iſt; an die Stelle des Farbenreichtums tritt das Suchen nach höchſtmöglicher Tonſchönheit. Wieder übernimmt München die Führung. Der Berliner Realismus darf damit nicht verwechſelt werden. Seine Bilder können zwar in peinlich genauer Wiedergabe des Stofflichen kaum übertroffen werden, aber gerade ihnen fehlt meiſt die Unterordnung des Unweſentlichen, die Zuſammenſtimmung der einzelnen Teile unter einen einheitlichen Geſamtton.

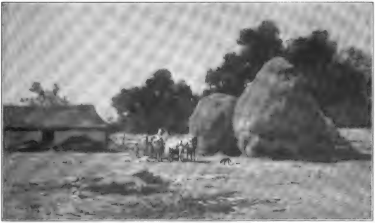
Der Ausſtellungsleitung, die die hiſtoriſch-koloriſtiſche Richtung ſo ſtiefmütterlich behandelt und damit unſerem Geſchmack zu ſehr, der geſchichtlichen Überſchau aber nicht genug Rechnung getragen hat, iſt es ein Bedürfnis geweſen, dieſe der Freilichtmalerei vorangehende, früher ſo unterſchätzte, wenn nicht vergeſſene Phaſe der Kunſtentwicklung, auf die wir ſchon ſo oft die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer zu lenken verſucht haben, ins hellſte Licht zu ſetzen. Das Ergebnis ihrer Forſchungen iſt ganz überraſchend reichhaltig. Wenn man früher bei dieſer den Stoffen nach realiſtiſchen, aber durch vornehmſte Zurückhaltung im Kolorit geradezu klaſſiſch wirkenden Malerei nur an Wilhelm Leibl und ein paar ſeiner Freunde dachte, wenn ſich dann dieſer Leiblſche Kreis um immer neue Namen bereicherte, ſo ſehen wir jetzt, daß die meiſten Künſtler, die ſpäter zur Berühmtheit gelangt ſind, in ihrer Jugend ähnliches gewollt haben. Wer hätte zum Beiſpiel geglaubt, daß Franz Defregger ſo ganz

Digitized by Google



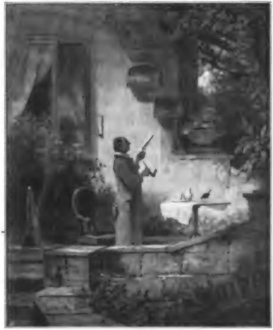
Albert Hertel: Landſchaft mit Reifenſpielern. (1869.)
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

jedes anekdotiſchen Zuges, jeder Angleichung an den Geſchmack des großen Publikums entbehrende Werke geſchaffen hat wie die von uns abgebildete „Stube in Pinzgau“, die lediglich durch den Zuſammenklang des grünen Ofens mit den anderen grauen und braunen Tönen wirkt? Sie hat ein Gegenſtück in der noch drei Jahre früher (1872) datierten Tiroler Wirtsſtube von Edmund Harburger. Courbet allein kann dieſe Wandlung in der Münchener Kunſt nicht hervorgebracht haben, weil wir die Anſätze dazu ſchon vor ſeinem Beſuche in der Iſarſtadt (1869) finden. Aber dieſer Beſuch mag die junge Generation allerdings in ihren Idealen beſtärkt haben, mag auch manchen



Auguſt von Pettenkofen: Ungariſches Fuhrwerk.
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

Digitized by Google



Karl Spitzweg: Lektüre.
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

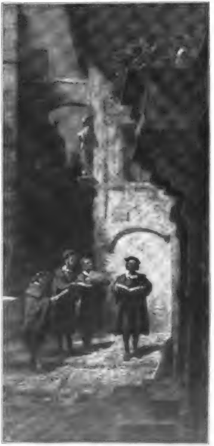
noch Zögernden zum Mitgehen beſtimmt haben.

Im Mittelpunkt der ganzen Schule ſteht nach wie vor Wilhelm Leibl. Ein ſo ſchönes Bild wie das ſeinerzeit von uns abgebildete Atelier Theodor Alts erſcheint daneben geſehen nur wie ein Abglanz ſeiner Meiſterwerke, und ebenſo geht es den Bildern von Hirth du Frênes, Johann Sperl und anderen. Schuch erreicht in dem doch immerhin untergeordneten Genre des Stilllebens zuweilen ſeine Kraft und Tonſchönheit. Keiner aber beſitzt die Sicherheit ſeines Pinſels, den unfehlbaren Geſchmack der Anordnung, die bezwingende Kraft des Ausdrucks. Daß es gelungen iſt, faſt alle wichtigen Werke ſeiner frühen und mittleren Zeit, ſelbſt verſchollen geweſene, hier in zwei Kabinetten zu vereinigen, gehört mit zu den allererfreulichſten Ergebniſſen der Ausſtellung. Da finden wir das Bildnis ſeines Vaters aus dem Kölner Muſeum, das Meiſterwerk des Zweiundzwanzigjährigen, mit den feinen ſprechenden Lippen und den durchgeiſtigten Augen, und die Bildniſſe der Freunde, das in der momentanen Erfaſſung jugendlich ungeſtüm ſich äußernden Kunſtgefühles ſo ungemein glückliche Doppelbildnis „Der Kritiker“, die beiden Perlen der Pariſer Zeit: „Die Kokotte“ und „Alte Pariſerin“, das Bildnis eines Kölner Mäcens, das wohl mehr wegen ſeiner frappanten, allzuwenig ſchmeichelnden Ähnlichkeit als wegen der Art der Ausführung das Mißfallen des Beſtellers erregte — niemals iſt Parvenutum ohne jede böſe Abſicht draſtiſcher zum Ausdruck gebracht worden —, und den wundervollen Bürgermeiſter, die Dachauer Bäuerinnen, die Dorfpolitiker und die Frauen in der Kirche. Daß Leibls Spätwerke mit ihrer allzu glatten Ausführung nicht den Höhepunkt ſeines Schaffens bedeuten, hat man längſt erkannt. Aber auch die Werke der mittleren Periode ſtehen nicht ſo hoch über den Frühwerken, wie man gemeint. Kaum je hat er eine vollendetere Tonſchönheit erreicht als in der „Kokotte“, kaum je einen höheren Grad der Kunſt, mit wenigem alles zu ſagen, als bei der „Alten Pariſerin“. Und dieſe Werke hat er mit fünfundzwanzig Jahren gemalt! Zugleich aber geben beide den ſchlagendſten Beweis für ſeine Unabhängigkeit. Er verkehrte damals in Paris mit Courbet und ſtudierte viel die alten Holländer im Louvre; aber ſeine Werke erinnern weder an den franzöſiſchen noch an die holländiſchen Meiſter. Wenn ich aus der geſamten modernen deutſchen Kunſt Werke ausſuchen ſollte, die es wert ſind, der Galerie alter Meiſter im Kaiſer-Friedrich-Muſeum angegliedert zu werden, ſo würde ich zuerſt in die Leiblſäle gehen.

Nicht recht erklärlich erſcheint es nun, wie man neben dem Meiſter ſeinem Freund und Schüler Wilhelm Trübner einen ganzen Saal einräumen konnte. Sicherlich, Trübner iſt eine ſehr bemerkenswerte Erſcheinung, von deren Schaffen es ſich wohl lohnte, ein paar ſchlagende Beiſpiele zu geben. Aber wie deutlich ſpürt man hier die Anlehnung an fremde Art, und wie flau wirkt oft die Zeichnung! Leibl tritt immer hinter ſeinen Werken beſcheiden zurück und läßt ſie allein ſprechen, bei Trübner kommt ſchon die unleidliche, bei unſeren heutigen Sezeſſioniſten ſo häufige Art zum Durchbruch, ſich ſelbſt, die Bravour der Mache, in den Vordergrund zu ſtellen. Der die Zeitung leſende Mohr, die Dame auf dem Kanapee, einige Bildniſſe und Landſchaften ſind ungemein reizvolle, durch ſubtilſten Farbengeſchmack ausgezeichnete Kabinettſtücke, die jeder Sammlung zur Ehre gereichen; aber ſie genügen doch nicht, ihren Schöpfer in die allererſte Reihe einer Jahrhundert-Ausſtellung zu rücken.

Auch Max Liebermann hat ſich oft an andere angelehnt. Der Einfluß ſeines Lehrers Munkacſy, von dem man ſich einige Bilder zum Vergleich herbeiwünſchte, ergänzt ſich bei ihm durch den von Millet, Israëls und anderen. Aber der kleine Saal mit ſeinen Frühwerken wirkt viel erfreulicher als der Trübnerſche. Das kecke Drauflosgehen, das friſche Zupacken des jungen Künſtlers läßt uns manche Unvollkommenheiten gern überſehen. Waren die Stoffe und ihre Behandlungsweiſe auch für Europa nicht ganz neu, ſo waren ſie es doch für Deutſchland. Und Liebermann hat dieſen Mut, Neues zu bringen und ſich um die wohlmeinenden Ratſchläge der Kritik nicht zu kümmern, teuer büßen müſſen. Manches in dieſen Bildern iſt derb und erſchien damals noch viel derber als heute. Wie man aber dieſen Bildern, vor allem dem von uns abgebildeten prächtigen Amſterdamer Alt-Männerhaus, die zum Teil eine ganz ungewöhnliche Leuchtkraft beſitzen, nachſagen konnte, ſie ſeien „ſchwärzlich", das erſcheint uns heute unbegreiflich.

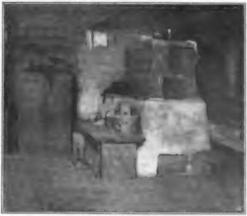
Mit Liebermanns Bildern, die bis ungefähr 1880 reichen und der Freilichtmalerei unmittelbar vorangehen, ſchließt die Jahrhundert-Ausſtellung eigentlich ab. Aber ſeine Bilder und die des Leiblſchen Kreiſes neh-



Karl Spitzweg: Ein Ständchen.
(Mit Genehmigung der photogr. Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

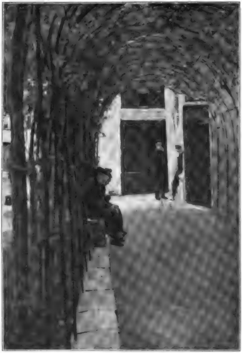
men nur die eine, hintere Hälfte des unteren Stockwerks der Nationalgalerie ein; die andere iſt drei Heroen der deutſchen Kunſt eingeräumt, die ſich in keine Schule einreihen ließen, weil ſie ganz eigene Wege gegangen ſind, Anſelm Feuerbach, Hans von Marées und Arnold Böcklin. In ihnen tritt dem franzöſiſch-niederländiſchen Element, das in den ſiebziger Jahren vorherrſcht, wieder das italieniſche Element gegenüber. Dort Leben, Wahrheit, Tonſchönheit, hier ideale Form, ſtrenge Kompoſition, höchſte Kraft oder dekorative Verwendung der Farbe.

Auch hier iſt man weit über die Grenzen der Jahrhundert-Ausſtellung hinausgegangen, hat man bei den erſten beiden das geſamte Lebenswerk, bei dem dritten die erſte Hälfte möglichſt vollſtändig zuſammenbringen wollen. Haben wir ſonſt in erſter Linie die Entwickelung der Kunſt verfolgt, ſo kümmern wir uns hier nur noch um die Entwickelung der einzelnen Perſönlichkeit. Der Heroenkultus tritt in ſein Recht. Gewiß, auch bei Feuerbach und Böcklin kreuzen ſich die verſchiedenſten Einflüſſe, aber nicht ſie intereſſieren uns, ſondern lediglich die Art, wie ſie von dieſen Männern verarbeitet, zu Neuem umgeprägt worden ſind. Ihnen allen iſt eins gemeinſam: das Streben nach Größe, nach einer Kunſt, die uns weit über den Alltag hinaushebt. Und alle drei ſuchen ſie dieſe Größe in der Darſtellung idealer Vorwürfe, hauptſächlich aus der Sagenwelt, oder ins Ideale erhobener Landſchaften. Und doch ſind ihre Wege ſo verſchieden wie nur möglich. Feuerbachs Ziel war die Darſtellung einer geſteigerten Menſchlichkeit, für Marées ſind die Menſchen nur Träger von Farben, Linien und Raumideen. Jener liebte die ſtolzen Falten rauſchender Frauengewänder, dieſer ſtellte faſt nur nackte Menſchen dar. Der erſte dämpfte die Farben zu Harmonien von faſt erkältender Vornehmheit, der zweite wollte die Farbenglut der Venezianer noch übertreffen. Beide haben ihr Ziel nicht voll erreicht. Aber während Feuerbach wenigſtens einige unvergängliche, durchaus vollendete Frauengeſtalten und mehrere Landſchaften von der allergrößten Schönheit hinterlaſſen hat, beſitzen wir von Marées außer einigen kleinen Bildniſſen eigentlich nur „Verſprechen“. Wir fühlen, was er gewollt, wir werden gepackt von der Größe dieſes Wollens, aber wir ſehen auch überall ſein Unvermögen, das Gewollte reſtlos in die Anſchauung umzuſetzen. Bei Böcklin fehlen die Werke, denen er ſeine Berühmtheit verdankt, mit Ausnahme des großen „Triton und Nereide“, und auch die für ſeine Entwickelung ſo wichtigen Bilder aus der Schack-Galerie. Dafür finden wir neben einigen ſchwächeren Bildern aus der mittleren Zeit eine ganze Reihe köſtlicher, faſt unbekannter Frühwerke und die beſten ſeiner Bildniſſe.


Franz von Defregger: Stube in Pinzgau. (1875.)
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

Mit dem Böcklin-Saal ſchließt unſer kleiner Rundgang durch die Ausſtellung ab. An eine Erſchöpfung des Inhalts war bei der Kürze der Zeit und der Enge des Raumes nicht zu denken. Wie die Ausſtellung trotz alles Reichtums ſchließlich doch nur „Beiträge“ zu einer Geſchichte der deutſchen Kunſt im neunzehnten Jahrhundert bietet, ſo ſollte auch hier nur ein Beitrag zu ihrer Würdigung gegeben werden, einige Winke über die Probleme, die uns da entgegentreten, und über die Art, wie dieſe Probleme anzupacken ſein werden.

⁂



Max Liebermann Das Alt-Männerhaus in Amſterdam. (1875.)
(Mit Genehmigung der photographiſchen Verlagsanſtalt Bruckmann, München.)

Wir möchten heute ſchon darauf hinweiſen, daß von der Firma Bruckmann, die auch die von uns benutzten Photographien hergeſtellt hat, ein Prachtwerk in zwei Bänden vorbereitet wird, das die Erinnerung an die Jahrhundert-Ausſtellung in ähnlicher Weiſe dauernd erhalten ſoll wie das vom gleichen Verlage ſoeben herausgegebene *Werk über die Menzel-Ausſtellung des vorigen Jahres*. Dieſes Menzel-Werk bietet uns etwas, was unſeres Wiſſens bisher nur für einen einzigen modernen Künſtler, den franzöſiſchen Landſchafter Corot, verſucht worden iſt: einen Prachtband, der zugleich die ſchönſten künſtleriſchen Genüſſe gewährt und einen durchaus wiſſenſchaftlichen erſchöpfenden Katalog enthält. Die Direktion der Nationalgalerie und der Verlag ſind von der richtigen Anſicht ausgegangen, daß ein ſolcher monumentaler Katalog — das iſt der richtige Ausdruck dafür — nur dann vollen Wert beſitzt, wenn er *ſämtliche* Werke in Beſchreibung und Abbildung enthält. Denn keiner von uns kann wiſſen, ob nicht auch ein heute unbedeutend erſcheinendes Bildchen aus dieſem oder jenem Grunde einmal wichtig werden kann. Es ſind deshalb nicht nur alle in der Menzel-Ausſtellung vereinigten Ölgemälde, Paſtelle, Waſſer- und Deckfarbenbilder — von den Tauſenden von Zeichnungen mußte man vorläufig Abſtand nehmen — aufgenommen werden, ſondern auch alle aus irgend einem Grunde damals zurückgehaltenen, ſoweit ſie irgend erreichbar waren, und ſelbſt einige verſchollene, von deren Vorhandenſein uns nur ältere Photographien Zeugnis ablegen — wie der 1837 gemalte „Familienrat“ und die früher in Dresden befindliche „Ballpauſe“ von 1871. Alle ſechshundertſechsundachtzig Werke in Photogravüren zu bringen, das hätte ein ungefähr ſo koſtſpieliges mehrbändiges Werk wie den Bodeſchen Rembrandt ergeben. Bei einer Beſchränkung auf kleine Autotypien wäre umgekehrt der Zweck verfehlt worden, ein wirkliches Gedenkwerk zu ſchaffen, ein Werk, dem man einen ſichtbaren Ehrenplatz in ſeiner Bibliothek anweiſt und das man als einen Schatz gern und häufig für ſich oder ſeine Freunde herbeiholt. Es iſt deshalb der Mittelweg gewählt worden, die ſchönſten Werke in Photogravüren, die anderen aber in Zinkätzungen zu bringen — von ganzſeitigen Blättern an bis herab zu kleinen, lediglich zur Auffriſchung des Gedächtniſſes dienenden Abbildungen, von denen ein halbes Dutzend und mehr auf eine Seite gehen. Auf dieſe Weiſe konnten z. B. zu dem Krönungsbilde nicht nur die Entwürfe in Öl- und Deckfarben, ſondern auch ſämtliche (mehr als hundert) aquarellierte Einzelſtudien gebracht werden, ohne den Band allzuſehr zu belaſten. Die von dem inzwiſchen zum Direktor des Nordböhmiſchen Muſeums in Reichenberg berufenen Dr. Schwedeler-Meyer und von Dr. Kern verfaßten Beſchreibungen faſſen das Weſentliche des Bildinhalts ſo knapp wie möglich zuſammen und geben außerdem den Beſitzer, das Material und die Größe jedes Bildes an. Vorangeſtellt iſt dem Werke die vom Direktor der Nationalgalerie herrührende chronologiſche Überſicht über das Leben und Schaffen des Meiſters, die bereits den gewöhnlichen Katalogen beigegeben war.

Was aus dem projektierten Menzel-Muſeum werden wird, iſt wohl immer noch fraglich. Ich habe an einem anderen Orte ſchon vor einem Jahre meine Bedenken dagegen geäußert. Solche beſondere Muſeen erfreuen ſich nach ihrer Eröffnung beſonderer Beliebtheit und geraten dann beinahe in Vergeſſenheit. Wer beſucht denn heute noch das Muſeum mit den Werken des einſt ebenſo wie Menzel vergötterten Rauch? Aber ich habe damals auch den Wunſch geäußert, daß von allen Seiten des Menzelſchen Schaffens Beiſpiele, und wenn möglich die allerbeſten Beiſpiele, für den Staat erworben würden. Dieſer Wunſch ſcheint jetzt in Erfüllung gehen zu ſollen. Daß Menzel einſt zu den Allergrößten der Kunſtgeſchichte gerechnet werden wird, glaube ich nicht. Aber er ſteht ebenbürtig neben den Heroen der deutſchen Malerei, die jetzt in der Jahrhundert-Ausſtellung gefeiert werden. Das wird durch den herrlichen Prachtband, der alle die köſtlichen Stunden in der Menzel-Ausſtellung in die Erinnerung ruft, aufs neue bewieſen.

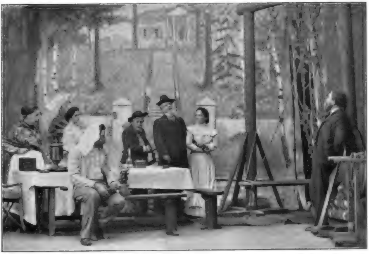
Altes Jung-Mädchen-Lied

Meine Schweſtern ſingen ſeit grauer Zeit
Ein Lied in allen Landen,
Ein Lied voll herber Traurigkeit,
Das ich erſt heut' verſtanden.
Ein Lied, das alſo klagt und klingt:
O, du mein knoſpendes Leben!
Der unſre Liebe zur Blüte bringt,
Dem dürfen wir ſie nicht geben! —

Mein Herz war früh ſchon voll und warm
Und blühte wie junger Flieder.
Und einer hielt es weich im Arm,
Doch war die Welt dawider.
Ich lach' wie ſonſt. Nur manchmal liegt
Es ſchwarz vor meinen Blicken:
Er, der mein Herz im Arme wiegt,
Darf ſeine Frucht nicht pflücken.

Ihr Schweſtern tragt's landaus und -ein.
Und allen iſt es bitter!
Ich will eine gute Tochter ſein
Wie ihr und unſre Mütter!
An eines andern Herz gedrückt,
Wird mein Herz auch erglühen.
Doch er, der ſeine Früchte pflückt,
Nicht er ließ es erblühen! — — —

Georg Busse-Palma



Moskauer Künſtleriſches Theater: Anton Tſchechows „Onkel Wanja“ (erſter Akt).
Von links nach rechts: Amme Marina (Frau Sjamarowa), Helene Andrejewna (Frau Tſchechow-Knipper), Aſtrow, Landarzt (Herr Stanislawski), Teljegin (Herr Artem), Profeſſor Serebrjakow (Herr Luſchski), Sonja (Frau Lilina), Onkel Wanja (Herr Wiſchnewski).

Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

Vom Gaſtſpiel des Moskauer Künſtleriſchen Theaters — Zum achtzigſten Geburtstage des Herzogs von Meiningen

Den Kernpunkt im deutſchen Gaſtſpiel des Moskauer Künſtleriſchen Theaters bildete die Aufführung dreier modern-ruſſiſcher Stücke, deren Stoffe in der unmittelbaren Gegenwart und Wirklichkeit des Zarenreiches wurzeln — zunächſt, weil alle Kunſt ihr Eigenſtes und Höchſtes immer nur in einem nationalen Rahmen zeigen kann, ſodann weil dieſe handlungsarmen, des Theaters im landläufigen Sinne faſt ganz entkleideten Stücke der Regie der Ruſſen, deren Hauptvorzüge im Zuſammenſpiel und im ſzeniſchen Apparat zu ſuchen ſind, die ſchwierigſten Aufgaben bieten. Weshalb in der modernen ruſſiſchen Literatur ein vollendetes „Drama“ im weſteuropäiſchen Sinne des Wortes nicht gedeihen konnte, hat Auguſt Scholz in ſeiner geſchichtlichen Würdigung des ruſſiſchen Theaters und der ruſſiſchen Bühnenkunſt des näheren erörtert. Auch die jüngſte Zeit hat darin noch keine Wandlung geſchaffen, ſo viele Keime zum Neuen ſich auch in ihrem Schoße regen mögen. Der weitaus begabteſte unter den jungruſſiſchen Dichtern, der früh verſtorbene Anton Tſchechow, war in der Novelle und in der Proſaſkizze, die er eine ganze Weile ausſchließlich pflegte, der ſtrengſte Realiſt, der zu denken iſt, der objektivſte Schilderer einer mit mediziniſcher Schärfe und Unerbittlichkeit beobachteten Wirklichkeit. Wenn es dabei auch ihm nicht gelang, ein dramatiſches Kunſtwerk im Bühnenſinne zuſtande zu bringen, wenn auch er in all ſeinen dramatiſchen Verſuchen aus der Ebene des Epos nicht herauskam, ſo hat das außer mancherlei politiſchen und ſozialen Gründen, die im Zarenreiche bis vor kurzem die freie Entwickelung des Dramas und Theaters unterbanden, ſeinen Hauptgrund in dem lähmenden Peſſimismus, der über den denkenden und führenden Geiſtern Rußlands lagert. Alle Tſchechowſchen Menſchen, ſoweit ſie über Eſſen und Trinken hinausdenken, leiden an der ſchleichenden Krankheit der „Lebensfurcht“, höchſtens daß ſich einmal im Gewande des Traumes und des Troſtes die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft hervorwagt. Dieſe müde Schlaffheit und blut-

Digitized by Google

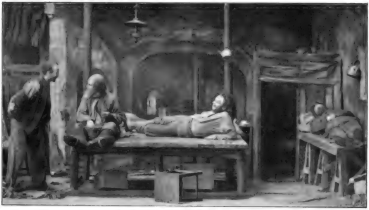
loſe Reſignation behält wie in dem hier ſchon früher nach der deutſchen Aufführung beſprochenen „Onkel Wanja" ſo gut das letzte Wort wie in dem Drama „Drei Schweſtern", mit dem uns die ruſſiſche Truppe jetzt zum erſtenmal bekannt machte. (Deutſch von A. Scholz, Verlag Dr. John Edelheim, Berlin W.) In beiden Stücken vermiſſen wir gleich ſehr die fortlaufende dramatiſch bewegte Handlung, ihre Stelle nehmen endloſe Dialoge und peinlich genaue Schilderungen des Milieus ein. Grau in grau malt ſich das Leben all dieſer Menſchen; unter der täglichen, ſtündlichen Einwirkung ſolcher lichtloſen Eintönigkeit muß ſich ſchließlich auch das geſündeſte Temperament, der feurigſte Idealismus, der entſchloſſenſte Wille langſam zerbröckeln und zermürben. Mögen ſich die drei Schweſtern Proſorow aus dem Schlamm und Moraſt des öſtlichen Provinzneſtes noch ſo leidenſchaftlich zurückſehnen in ihre ſchöne Heimatſtadt Moskau, die Einzige, die Stadt des Lebens, der Arbeit, der Bildung, des guten Geſchmacks — was hilft es ihnen? Sie werden bleiben müſſen, wo ſie ſind, und werden langſam erſticken in dem Sumpf, werden gerade ſo gedankenlos zu vegetieren lernen wie die anderen, die ſchon ihren Frieden geſchloſſen haben mit dem ewigen Klatſch und Tratſch ihrer Umgebung. Was mit dieſer Troſtloſigkeit der Zuſtände und Menſchen bei Tſchechow verſöhnt, iſt neben der geläuterten Humanität, die aus ſeiner Betrachtungsweiſe ſpricht, vor allem die ernſte, unaufdringliche, ganz in ihren Stoff aufgehende Kunſt, die all dieſe verſchiedenartigen Individuen zu geſtalten und mit markanten und eigenartigen, nicht ſelten humorvollen Zügen auseinanderzuhalten verſteht. Mit dieſem großen Künſtler hat Rußland den ſachlichſten und untrügeriſchſten Schilderer ſeiner augenblicklichen Kultur- und Geiſtesverfaſſung verloren, nicht aber einen Propheten und Seher, einen Zürner und Erwecker, der die ſchlummernden Geiſter aufrüttelt, um ſie über den trüben, dumpfen Tag hinaus in eine hellere und tapferere Zukunft zu führen.

Moskauer Künſtleriſches Theater: Tſchechows „Drei Schweſtern". Artem als Militärarzt Tſchebutykin.

Solch ein Proteſt gegen dieſe Welt kam von anderer Seite. Nicht aus dem gebildeten ruſſiſchen Mittelſtande, dem der Arzt Tſchechow angehörte, ſondern von einem, der ſich nach einem wirren und wüſten Jugendleben aus den Tiefen der Geſellſchaft zu den Intellektuellen heraufgearbeitet hatte. Es iſt Alexej Maximowitſch Pjeſchkow, der ſich nach den Erfahrungen und Eindrücken, die er auf ſeinem über Schmutz und Qualen gehenden Wege geſammelt hat, Gorki, das heißt der Bittere, nennt. All ſeine ſchriftſtelleriſchen Kundgebungen, all ſeine Skizzen, Novellen und Dramen, ſie ſind, wie ein Kenner der ruſſiſchen Literatur treffend geſagt hat, nichts anderes als reſolute Forderungen einer „gründlichen Änderung des Fahrplans". Daher der heiße Atem in ſeinen Dichtungen, auch dort, wo der Peſſimismus ſeine Aſche über die Seelen der Menſchen geſtreut hat; daher das brennende Mitleid mit den hoffnungslos Enterbten dieſer Welt, auch dort, wo er ſie ohne alle Schönfärberei in all ihrer Stumpfheit und Vertiertheit getreu nach der Wirklichkeit ſchildert. Doch vom „Nachtaſyl" und auch von dem jüngſten Gorkiſchen Drama, den „Kindern der Sonne", iſt hier ja ſchon ſo eingehend berichtet worden, daß es überflüſſig erſcheint, das Weſen und die Form der Gorkiſchen Kunſt noch näher zu charakteriſieren. Nur über die Art der Darſtellung, die ſolche unverkünſtelten und unverſchleierten Schilderungen ruſſiſchen Volks- und Geſellſchaftslebens in Gorkis und Tſchechows Dramen bei den ruſſiſchen Schauſpielern finden, muß noch mit ein paar Worten eingegangen werden.

Was zunächſt auffällt, iſt der völlige Mangel an theatraliſchem Pathos. Selbſt an den Stellen, wo Tſchechow ſeine Menſchen einmal aus ihrer Lethargie erwachen und in goldenen Zukunftsphantaſien eines mutigeren und ſtolzeren Daſeins ſchwelgen läßt, wo Gorki aus dem Munde ſeines Satin das wenn auch verworrene, ſo doch leidenſchaftliche Evangelium vom „Menſchen" als dem A und O der Schöpfung verkündet und ihn die Lüge als die „Religion der Knechte und Herren" ſchelten, die Wahrheit als die „Gottheit der freien Menſchen" feiern läßt, ſelbſt da überſchreitet der Darſteller (Stanislawski) keinen

Digitized by Google



Moskauer Künſtleriſches Theater: Maxim Gorkis „Nachtaſyl“ (zweiter Akt).
Von links nach rechts: Der Baron (Herr Katſchalow), der alte Luka (Herr Moskwin), Sſatin (Herr Stanislawski), Bubnow, Mützenmacher (Herr Luſchski).

Augenblick die Grenzen ſchlichteſter Natürlichkeit und beſcheidenſter Zurückhaltung. Ja, ſogar dem „Schauſpieler“ im „Nachtaſyl“ (Artem) bleibt es verſagt, aus der Tatſache ſeines früheren Komödiantenberufs Kapital für ſich zu ſchlagen; und wer hofft, daß ein ſo glänzender Charakteriſtiker wie Katſchalow, der Darſteller des Barons, aus der bekannten Szene im vierten Akt („Keine Ahnung! ... Keine Ahnung!“) auch nur den gelindeſten Sondereffekt für ſich zu gewinnen ſucht, wird ſich aufs empfindlichſte enttäuſcht ſehen. So kann während der Aufführung, ſelbſt einem ſo augenſcheinlich intelligenten und überlegenen Künſtler wie Stanislawski gegenüber, wohl immer wieder die Meinung in uns erſtehen, wir hätten es hier durchweg nur mit mittelmäßigen Schauſpielern zu tun, die insgeſamt auf ein gleichmäßiges anſtändiges Niveau zu bringen einem einigermaßen tüchtigen Regiſſeur nicht ſchwer fallen könne. Man muß erſt wieder in Ruhe die Aufführung als Ganzes, gleichſam von der Vogelperſpektive aus, überblicken, um ſich der Kunſt bewußt zu werden, die alle dieſe ſchauſpieleriſchen Kräfte zu einem ſo einheitlichen, ſtilvollen Gebilde zuſammengeſchweißt hat.

Doch ein der ruſſiſchen Sprache unkundiger Kritiker ſollte ſich, auch wo er, wie bei den drei modernen Stücken Tſchechows und Gorkis, den Wortlaut der Szenen einigermaßen an der deutſchen Übertragung verfolgen kann, nicht verleiten laſſen, ſich zu weit in die Kritik der ſpezifiſch ſchauſpieleriſchen Leiſtungen vorzuwagen: die Beurteilung des auf den Gehörſinn gerichteten Teils der Darſtellungskunſt, wo ſo feine und flüchtige Kriterien wie Akzent, Rhythmus, Klangfarbe, Zeitmaß, Pauſen, alles Diener des Gefühlsausdrucks, entſcheiden, müſſen wir Deutſche wohl oder übel den Ruſſen überlaſſen. Dagegen dürfen wir uns wohl berufen fühlen, unſer Urteil über den *ſichtbaren Teil* der Darſtellung abzugeben, alſo über die Komparſerie, das Figuranten- und Statiſtenweſen, einſchließlich zum Teil der Mimik und des ſtummen Spiels, ſowie über den ganzen äußeren Apparat der Bühne, Dekoration, Ausſtattung und Szenenaufbau.

Moskauer Künſtleriſches Theater:
Herr Katſchalow als Baron im „Nachtaſyl“.

Dies um ſo mehr, weil unſere von der Aufmerkſamkeit auf das Wort entlaſteten Sinne dem allen aufs ſorgſamſte und bis ins kleinſte folgen können und weil unſere auf ähnliche Ziele hinarbeitende heimiſche Bühnenentwickelung unſer Verſtändnis dafür neuerdings außerordentlich geſchärft hat.

Da muß denn zunächſt mit aller Beſtimmtheit ausgeſprochen werden, daß unſere gleich nach den erſten Darbietungen der Ruſſen bezeugte Bewunderung für dieſen äußeren, ſichtbaren Teil ihrer ſchauſpieleriſchen Leiſtungen nicht das geringſte zurückzunehmen, die Ausdrücke der Anerkennung vielmehr eher noch zu ſteigern hat. An Zuſammenſpiel, an Ineinandergreifen der Einzelnen wie der Gruppen, an geſchicktem Aufbau der Szene und an Ausſchöpfung aller in ihr liegenden darſtelleriſchen Hilfen vermag ſich mit der Regie des Moskauer Künſtleriſchen Theaters keine deutſche Bühne zu meſſen. Wie die Ruſſen Maſſen- und Volksſzenen formen und lenken, wie verſtändnisvoll und ſtilgerecht ihre Statiſten an der Belebung und Abſtimmung der inneren Handlung mitarbeiten, ohne das Intereſſe von der geiſtig führenden Gruppe des Augenblicks abzulenken, davon iſt ſchon in dem erſten Bericht des Aprilheftes die Rede geweſen. Das alles aber wäre nicht möglich, wenn nicht der Regiſſeur und Hand in Hand mit ihm der Bühnentechniker von vornherein für eine räumliche Geſtaltung der Szene geſorgt hätten, die dieſe Bewegtheit ohne Verletzung der Natürlichkeit geſtattet, ja an allen Ecken und Enden befördert. Vielleicht läßt ſich dieſer Vorzug der ruſſiſchen Bühnentechnik letzten Endes aus ethnographiſchen Gründen ableiten. Je kälter das Land, deſto wärmer und heimeliger das Haus. Wo wir eine Stube mit allerlei Möbeln und Hausrat zeigen, da zeigt der Ruſſe gleich einen ganzen Komplex von häuslichen Räumen: die Treppe, die Diele, den Vorraum, den Alkoven, den Balkon, ein Hinterzimmer als Speiſeraum und endlich das eigentliche Wohnzimmer mit allen möglichen Ruhe-, Plauder- und Arbeitswinkeln. Oder einen Hausgarten mit Bänken, Lauben, Schaukeln, Gewächshäuſern, Veranda, Freitreppe, Parkſtück uſw. Oder einen Redaktions- und Expeditionsraum (in Ibſens „Volksfeind“) mit Kaſſenhäuschen, Pulten, Barrieren, allerlei Sitzgelegenheiten, Stiegen, Leitern und dem Durchblick in einen ſich in vollem Betriebe befindenden Druckerſaal. Wie hilfreich eine derartige Einteilung und Gliederung des Bühnenraumes der intimen und zugleich natürlichen Belebung der Handlung und damit indirekt des Dialoges entgegenkommt, wird von ſelbſt einleuchten. Da können ſich nun ohne jeden ſichtlichen Zwang Gruppen zuſammenfinden und Gruppen löſen, einzelne ſich in den Vordergrund ſchieben und zurückziehen, ſo daß bald hier, bald dort ein Geſprächsherd entſteht, auf dem die Flamme der Handlung wandernd ſich entzündet. All die harten Wendungen und Übergänge, die ſonſt ſo oft die Stimmung zerreißen, werden ſo mit leichter Mühe ausgeglichen; das Kommen und Gehen der Perſonen ſpielt ſich weit leichter und behender ab; tote Gruppen werden ſo gut wie unmöglich gemacht; das läſtige Beiſeiteſprechen, das auch der realiſtiſche Bühnendichter manchmal nicht ganz vermeiden kann, vollzieht ſich ohne Störung der Illuſion. All dies mag man in großen idealiſtiſchen Bühnenwerken, die von erhabenen Gedanken regiert werden, für belanglos erachten; in modernen Milieu- und Konverſationsſtücken behauptet es einen Wert, der nicht unterſchätzt werden darf, und es wäre töricht von unſeren Bühnenleitungen, wenn ſie von dieſer Technik des Moskauer Bühnenapparates nicht lernen wollten.

Freilich ſollen auch die Gefahren nicht überſehen werden, die aus ſolcher liebevollen Ausgeſtaltung des äußeren Bühnenapparates drohen. Was für die ganz aufs Häuslich-Intime geſtellten Szenenfolgen aus dem jungruſſiſchen Gegenwartsleben paßt, die ſich ſo gern an Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten hingeben, ſtößt ſchon mit dem überall nur die innere Gedankenlinie herausarbeitenden Ibſenſtil recht rauh und hart zuſammen. Das zeigte die Art, wie die Moskauer den „Volksfeind“ gaben. Was wir bei jenen irgendwo einſetzenden und irgendwo aufhörenden Wandelbildern der Alltagswirklichkeit als glückliche Interpretion der zerfließenden Handlung empfinden, all die ſzeniſchen und mimiſchen Auseinanderfaltungen des äußeren Apparats, das empfinden wir bei einem Verſtandesdichter wie Ibſen, der ſeine Stücke mit keinem leeren oder unfruchtbaren Wort belaſtet, als eine Hemmung der geiſtigen Schwungkraft. Gern wollen wir den Ruſſen zugeben, daß auch einmal das häusliche Leben, der Familienvater in dem Wahrheits- und Reinlichkeitsfanatiker Stockmann, dieſem großen Kinde, betont werden darf; aber was die Ruſſen da alles aus den Intimitäten der vier Wände zeigten, um dieſe Seite auch ja recht auszuprägen, das ging doch nicht ſelten ſchon ins Hausbackene und Philiſtröſe. Auch in der Detailmalerei des Redaktionsaktes mit dem im Hintergrunde ſich abſpielenden Getriebe der Druckerei wäre weniger mehr geweſen. Völlig überraſcht und entſetzt aber iſt der deutſche Zuſchauer, wenn ihm der vierte, der Verſammlungsakt einen faſt prunkvollen, grell erleuchteten Saal zeigt und wenn ſich die allmähliche Anſammlung des Publikums breit und wohlgefällig im lichten Vordergrund der Bühne abſpielt, anſtatt ſich gedämpft und verdämmernd in der Tiefe nach hinten zu halten, ſo daß die Phantaſie das Dutzend Menſchen, das allenfalls in Wahrheit nur auf der Bühne iſt, leicht verzehn- und verzwölffachen kann. Wie dann freilich dieſes Regiewagnis im einzelnen durchgeführt wird, das iſt und bleibt an ſich ein Meiſterwerk! Wieder muß ich ſagen: keine deutſche Bühne würde ſich einfallen laſſen dürfen, dies Huſarenſtück den Ruſſen nachzumachen. Keine würde ſich's auch einfallen laſſen. Dazu ſteht uns Ibſens antitheatraliſche

Haltung viel zu heilig und unantaſtbar da. Und nun braucht bei den Ruſſen nur noch die Verletzung des ſakroſankten Ibſenſchen Textes oder gar die Unterſchlagung ganzer wichtiger und entſcheidender Szenen hinzuzukommen, und es erhebt ſich in dem Deutſchen der furor philologicus, der ob ſolcher Vergewaltigung des germaniſchen Puritanertums durch Mimenhand Zeter und Mordio ſchreit. Im Ernſt geſprochen: die Moskauer Aufführung des „Volksfeindes“ hat uns, ſo viel Feines, nie zuvor Geſehenes die Titelrolle unter Stanislawskis ſicheren Künſtlerhänden auch gewinnt, die Grenzen dieſer öſtlichen Darſtellungskunſt gezeigt: in der geiſtigen Ausſchöpfung einer Gedankendichtung, ſobald dieſe nur mit verwandten Lauten zu uns ſpricht, ſind wir den Slawen trotz all ihrer Anſchmiegſamkeit überlegen, und da das Reich unſerer Ahnen und Brüder einſtweilen noch unendlich weiter und fruchtbarer iſt als das Gebiet, welchem ſie ſich verwandt fühlen dürfen, ſo wird auch das Szepter der Schauſpielkunſt für die nächſte Zukunft noch in den Händen der Germanen bleiben. Die vielfachen Anregungen, die wir durch das ruſſiſche Gaſtſpiel gewonnen haben, ſollen deshalb nicht um eines Zolles Breite herabgeſetzt werden.

⁂

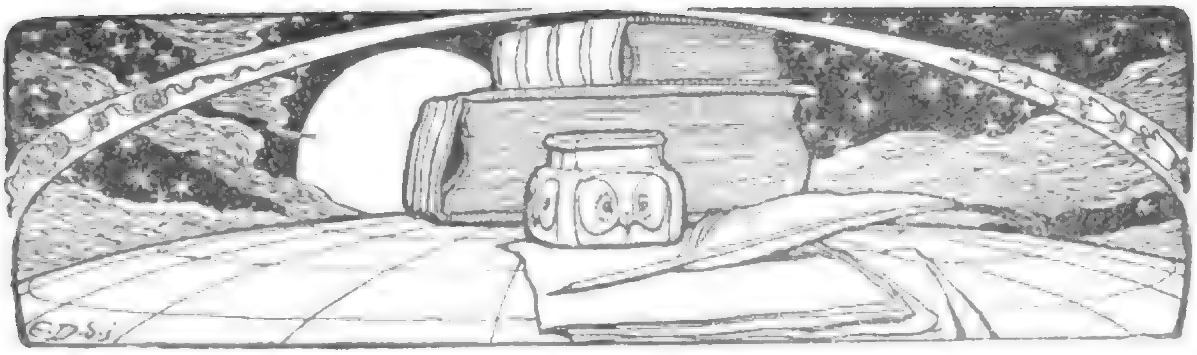
Oft hat uns allen bei den Veranſtaltungen dieſes Moskauer Gaſtſpiels die Erinnerung an die Meininger auf den Lippen geſchwebt. Die Ruſſen ſelbſt haben die Anregungen, die ſie von dieſer folgenreichen Bewegung der deutſchen Theatergeſchichte empfangen, allzeit dankbar anerkannt, und wenn ſie eins der klaſſiſchen Meiſterdramen der Weltliteratur, etwa Shakeſpeares „Julius Cäſar“, bei uns geſpielt hätten, würde dieſes freie Gefolgſchaftsverhältnis, das mit ſklaviſcher Nachahmung nichts gemein hat, wahrſcheinlich noch weit deutlicher hervorgetreten ſein. Auch wir wollen dankbar dafür ſein, wenn durch die Darbietungen der Moskauer einmal wieder daran gemahnt worden iſt, daß die Fortwirkung und Übertragung einer Bewegung, wie ſie das Meiningertum darſtellt, keineswegs immer eine Entartung zu ſein braucht. Die Bezeichnung „Meiningertum“ ſtand eine ganze Weile bei uns etwa in demſelben böſen Geruch wie das Schillerdrama und ſeine epigonenhaften Nachahmer; am liebſten ſagten wir gleich wegwerfend und verächtlich „Meiningerei“. Und doch haben noch alle neueren und neueſten Reformbeſtrebungen des deutſchen Bühnenweſens bewieſen, daß ſie, um vorwärts zu kommen, das Meiningertum als Schrittmacher gar nicht entbehren können. Daß die Zeit mittlerweile eine kritiſche Ausleſe auch unter dieſen Trauben vorgenommen hat, iſt ſelbſtverſtändlich. Wir ſehen heute ſo gut die Schattenſeiten wie die Vorzüge der Meininger. Aber dieſe überwiegen doch beträchtlich. Ja, manches von dem, was die Meininger anſtrebten und ausführten, lernen wir erſt heute richtig ſchätzen. Die Herſtellung eines von den Entſtellungen einer üblen Bühnentradition gereinigten Textes für die dramatiſchen Meiſterwerke — eine vor den Meiningern keineswegs ſelbſtverſtändliche Forderung — iſt uns heute als erſtes und oberſtes Gebot einer vornehmen Klaſſikeraufführung in Fleiſch und Blut übergegangen; der einheitliche Stil, die ſtraffe, bis ins kleinſte und geringſte konſequent durchgeführte Zucht der Geſamtregie, die Unterdrückung des eigenwilligen, ſelbſtſüchtigen Virtuoſentums, die ſorgſame Vorbereitung jeder Aufführung in immer wiederholten, immer wieder nachprüfenden und nachfeilenden Proben — das alles gehört jetzt zum Abc einer guten Regie. Nur mit Hilfe dieſer Grundſätze war die Verjüngung zu erreichen, die die lange Zeit hindurch wieder einmal als langweilig verſchrienen Bühnenwerke der Klaſſiker neuerdings gerade auf unſeren „modernſten“ Bühnen erfahren haben.

Die eigentliche Bedeutung der Meininger Bühnenreform liegt aber doch noch in etwas anderem, in einem ſeeliſchen Moment, das ſich mit einem einzigen Schlagwort nur mangelhaft bezeichnen ließe. Um ſich zu vergegenwärtigen, wie es vor 1870 mit der Regie auf deutſchen Bühnen ausſah, muß man an das Bild denken, das uns noch heute etwa die Vorſtellung einer zuſammengewürfelten Duſe- oder Coquelin-Truppe bietet. Abgeſehen von dem mit Recht berühmten großen Gaſt entbehrt alles, was ſich um ihn gruppiert: die übrigen Mitglieder, die Comparſerie, die Bühnenausſtattung und das Zuſammenſpiel, ſo gut wie jeder künſtleriſchen Zucht und Abſtimmung; je mehr Bewegungsfreiheit der Virtuoſe, um deſſentwillen ja doch nur alles geſchieht, durch das Zurücktreten der anderen gewinnt, deſto beſſer! Ihn zu ſehen und zu hören, ſeine Deklamations- oder Sprechkunſt, ſeine Mimik und ſeine Geſten zu bewundern, iſt man doch nur gekommen ... Genau ſo verhielt es ſich in den Glanzzeiten der Devrient, Dawiſon, Döring und Haaſe, der Marie Seebach und Charlotte Wolter. Aber noch etwas Wichtigeres kam in dem ſchauſpieleriſchen Stil der ſechziger Jahre zu kurz: die jedem bedeutenderen Bühnenwerke, insbeſondere jedem klaſſiſchen Drama eingeborene dichteriſche Stimmung. Ob man nun das „Käthchen von Heilbronn“ oder den „Julius Cäſar“ oder die „Journaliſten“ ſpielte, im Grunde unterſchied die Regie nur zwiſchen klaſſiſch-hiſtoriſchen Dramen und modernen Konverſations- und Geſellſchaftsſtücken. Dort gab es weite Hallen und hohe Säulen, blanke Schwerter und blitzende Rüſtungen; hier konnte man zehn Jahre hintereinander immer wieder denſelben kalten Salon mit denſelben ſteifen Seſſeln und Ruhebänken begrüßen. Um den eigentümlichen Lokalton eines Geſchichtsdramas kümmerte ſich die Regie ebenſowenig wie um den heimlichen Duft, mit dem die Phantaſie des Dichters etwa ein romantiſches Märchenſtück umhaucht hat. Die ganze Wichtigkeit dieſer inneren Regie ging erſt den Meiningern auf, und dieſe ſtilgerechte individuelle Behandlung eines jeden Bühnenwerkes iſt der

Herzog Georg II. von Meiningen.
(Mit Genehmigung von Amsler u. Ruthardt in Berlin.)

ruhmreichſte und entſcheidendſte Fortſchritt, den ſie in unſere Theatergeſchichte gebracht haben. Hieran vor allem hat die neueſte Epoche unſerer Regiekunſt nun wieder angeknüpft. Erfolgreich hat ſie ſich daneben bemüht, die Nachteile und Gefahren des Meiningertums, insbeſondere die allzu gefliſſentliche und peinliche Betonung des Mechaniſchen und Äußerlichen, wie ſie ſich namentlich in der hiſtoriſchen Treue der Koſtüme, Dekorationen und Requiſiten kundtat, zugunſten der Stimmung, der inneren Melodie der Dichtung zurückzudrängen, und eben iſt ſie dabei, auch dem ſchauſpieleriſchen Temperament und Genie wieder die Stelle anzuweiſen, die ihm die kleine Reſidenz des Herzogs Georg nicht geben konnte.

Man ſieht: ein wenig Spreu für die Winde iſt ſchon dabei, aber doch weit mehr keimkräftiges Fruchtkorn für die Zukunft. Grund genug, in dieſen Tagen, da der hohe Herr eben unter der Teilnahme der ganzen gebildeten Theater- und Literaturwelt ſeinen achtzigſten Geburtstag gefeiert hat, in pietätvoller Dankbarkeit des Werkes zu gedenken, dem er einſt in rüſtigeren Jahren ein geradezu idealer, Theorie und Praxis wunderbar vereinender Generalmeiſter war: Direktor und Dramaturg, Regiſſeur und Vortragslehrer, Koſtümzeichner und Dekorateur, Autorität und Publikum, Kopf und Seele des Ganzen. Wer reformieren will, muß an Haupt und Gliedern reformieren; das erkannte der Herzog im Gegenſatz zu vielen unſerer die Übelſtände gar zu gern nur unten ſuchenden Intendanten. Deshalb fing er oben, mit ſich ſelber an und griff bald ſo gründlich und glücklich durch — wobei nicht vergeſſen ſein ſoll, daß ihm in dem Regiſſeur Chronegk ein Helfer erſtand, der alle Anregungen des oberſten Leiters verſtändnisvoll aufnahm und der dann auch wohl ſelbſtändig manches davon weiter ausbaute. So gebührt von den Kränzen, die jetzt dem hohen Herrn gereicht werden, auch ſeinem Andenken ein friſches, grünes Gewinde dankbarer Erinnerung.



Literariſche Rundſchau

Literariſche Gedenktage

In dieſem April regnet es einmal wieder literariſche Gedenk- und Jubiläumstage. Nicht weniger als drei davon gelten öſterreichiſchen Dichtern und Schriftſtellern. Am 2. April jährt ſich zum hundertſten Male der Geburtstag Friedrich Halms, am 11. der Anaſtaſius Grüns, am 29. der von Feuchtersleben. Alle drei Gedenktage führen uns in die Kreiſe des öſterreichiſchen Geburtsadels; Grün hieß bekanntlich im bürgerlichen Leben Anton Alexander Graf von Auersperg, Halm gar Eligius Franz Joſeph Reichsfreiherr von Münch-Bellinghauſen, und auch Ernſt von Feuchtersleben, der Mediziner und Popularphiloſoph, führte den Freiherrntitel. Jubiläen ſollen uns nicht verleiten, den Wert der Gefeierten zu überſchätzen; der rechte Sinn jedes Gedenktages iſt, ſich über die Bedeutung deſſen, dem er gilt, für unſer gegenwärtiges lebendiges Sein und Streben klar zu werden. Dieſe Bedeutung iſt nun bei Halm und Grün nur ſehr beſcheiden; ihre Verdienſte ſtehen in der Literaturgeſchichte, in der Geſchichte des deutſchen Theaters und in der Zeitgeſchichte ihrer engeren Heimat verzeichnet und haben damit den größten Teil ihres Ruhmes dahin.

Halm hat ſich einmal trefflich ſelbſt charakteriſiert mit den Worten:

> Verſtandeshelle ohne Herzensglut,
> Glut ohne Einſicht ſind's, die uns verdammen.

Er ſteht nicht über ſeiner Zeit, wie etwa Grillparzer oder Raimund, er iſt in ihr und in ihren einander vielfach widerſprechenden Strömungen befangen. Viele ſeiner Trauerſpiele ſind in der Tat nur „kalkulatoriſch genaue Dramatiſierungen eines Zeitgedanken“. So ſeine einſt viel gerühmte „Griſeldis“, ein jungdeutſcher Vorbote der Frauenemanzipation, ſo ſein einſt noch mehr überſchätzter „Sohn der Wildnis“, in dem der jungdeutſche Proteſt gegen die Überbildung der Zeit und ihr Eintreten für natürlichere Verhältniſſe und rein menſchliche Beziehungen durch die Vereinigung des Tektoſagenhäuptlings und der zierlich-franzöſiſchen Bürgerstochter aus Maſſilia bis zur ſentimentalſten Karikatur getrieben wird. Vollends unerträglich für unſer heutiges, auf den öſterreichiſchen und franzöſiſchen Schlachtfeldern geſtähltes Nationalgefühl iſt ſein „Fechter von Ravenna“. Man braucht nur einmal wieder eine Aufführung dieſes ſchwertraſſelnden Gladiatorenſpiels zu ſehen, um die ganze Kluft zu fühlen, die uns heute von dieſer geſchminkten Phraſe und maleriſch drapierten Poſe deutſchen Vaterlands- und Gemeingefühls trennt. Die Stellung und das Anſehen, die Halm zu ſeinen Lebtagen im hohen öſterreichiſchen Beamtentum und in der literariſchen Schätzung ſeiner Zeitgenoſſen einnahm, ſteht zu dem inneren Wert ſeiner Schöpfungen im kraſſeſten Mißverhältnis. 1867 wurde er ſogar Generalintendant der Wiener Hoftheater und verdrängte Heinrich Laube, während Grillparzer ſich in grübelnder Einſamkeit verzehrte. Und das, nachdem er drei Jahre zuvor mit ſeinem „Wildfeuer“ auf die unedelſten Inſtinkte des großen Theaterpublikums, auf Sinnlichkeit und Lüſternheit, natürlich im Gewande verſchämteſter Keuſchheit und holdeſter Unſchuld, ſpekuliert hatte! Nur in ſeinen heute zu Unrecht ganz vergeſſenen Erzählungen blitzt manchmal ein Funke echter Poeſie und kräftiger Geſtaltungskunſt auf. Die drei beſten finden ſich im vierten Bande der „Ausgewählten Werke“ von Friedrich Halm, die Anton Schloſſar in einer wohlfeilen, doch gediegenen Ausgabe (mit Einleitungen, Bildniſſen und Fakſimiles) bei Max Heſſe in Leipzig neuerdings herausgegeben hat (Neue Leipziger Klaſſikerausgaben; vier Bände geb. in einem Band, 2 Mk.).

Ein weit wohltuenderes Geſamtbild bietet uns Leben und Schaffen Anaſtaſius Grüns. Als Dichter wie als Menſch war dieſer glänzende Vertreter des liberalen öſterreichiſchen Adels ein gleich reiner Charakter, der aus ſeinen ritterlichen Neigungen kein Hehl zu machen brauchte, denn er kannte nicht bloß die Anſprüche, ſondern auch die Pflichten eines wahren Ariſtokraten. Was er von anderen forderte, das forderte er am eheſten und am ſtrengſten von ſich ſelbſt. Auch als Dichter wuchs er dank einer unabläſſigen Selbſterziehung von einem ſchöngeiſtigen Dilettanten zu einem geſchmackvollen, formgewandten und anſchauungsreichen Künſtler empor, wenn er auch niemals die Stärke gewann, einen großen leitenden Gedanken mit Unterdrückung alles bloß ſchmückenden und verbrämenden Beiwerks bezwingend herauszuarbeiten. Er iſt vielmehr der ihn überall umgebenden und lockenden Schönheit dieſer Welt eher untertan als überlegen. Am kräftigſten wirken auf den Leſer von heute ſeine „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ und zum Teil auch „Schutt“, zwei politiſche Gedichtſammlungen, die mit ihrer Friſche und frohen Zuverſicht das aus der jungen Frühlingsnatur entnommene Pſeudonym auch innerlich rechtfertigen. Begeiſtert feierte ihn ſein größerer Nachfolger Freiligrath um des Mutes willen, mit dem er „in die Stickluft jener Tage dieſes Büchleins kecken Schuß“ hineinfeuerte. Alles, was ſich dumpf und kulturhemmend damals in der öſterreichiſchen Monarchie ſpreizte, was der freien Entwickelung des Staates und des Volkes wehrte, wurde hier in raſchen, kecken Rhythmen, von Anſchaulichkeit ſtrotzenden Bildern und kühnen Allegorien verſpottet oder an den Pranger geſtellt. Gewiß iſt vieles davon mehr rhetoriſch als poetiſch, aber wo hätte die politiſche Lyrik bisher dieſes Tropfens journaliſtiſchen Öls entbehren können? Als ein mutiger und charaktervoller Bahnbrecher iſt Grün hier die Pfade vorangeſchritten, die nach ihm Freiligrath, Herwegh und Gilm gingen, und ohne ihn wäre die ganze politiſche Lyrik der vierz'ger Jahre vielleicht undenkbar geweſen, wie er auch, freilich noch ohne jede Spur von jener unſeligen Verknöcherung zur Tendenz, mit ſeiner herzhaften Teilnahme am Sturm und Drang des Tages in vielfacher Beziehung ſchon das Junge Deutſchland vorbereitete. Gern wird ihm auch der Reichsdeutſche von heute, der auf anderem Boden ſteht und kämpft als er, einen Kranz auf ſein faſt ſchon vergeſſenes Grab legen.

Die leidige Verzagtheit und Hypochondrie, jene Erzfeinde alles tapferen Fortſchritts, gegen die dieſer echte Edelmann unter den Poeten des Metternichiſchen Öſterreich auf politiſchem Gebiet immer wieder ſeine Lanze fällte, ſie waren es auch, gegen die auf philoſophiſchem Felde und daher mit milderen Waffen ſein Heimats- und Altersgenoſſe Ernſt von Feuchtersleben ankämpfte. Erklingt dieſer Name heute, ſo denken wir dabei zunächſt wohl an den Verfaſſer jenes Liedes frommer Entſagung und Beſcheidung: „Es iſt beſtimmt in Gottes Rat“ und dann vielleicht auch an den mediziniſchen Philoſophen und Volkserzieher, der die „Diätetik der Seele“ geſchrieben hat. Und da hat nun die Zeit einmal wieder einen ihrer ſtillen, lächelnden Gerechtigkeitsakte vollzogen: jenes Buch, das jetzt faſt ſiebzig Jahre alt iſt und über das ſchon damals, in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als das junge Deutſchland am Steuer der fordernden Zeit ſaß, gar hochmütig gelächelt wurde, es hat heute in einer ſchlaffen und kränklichen Zeit wieder eine ungeahnte Gegenwartsbedeutung erhalten. Tauſenden iſt dies Buch ein Anker und ein Leuchtturm im Wogenſchwall des Lebens geworden, Tauſenden kann es noch heute ein Halt und eine Richtſchnur, ein Stahlbad und ein Heilmittel gegen die Verweichlichung des Gefühls- und Empfindungslebens werden. „Nirgends“, ſagt Hebbel, der die ſämtlichen Werke Feuchterslebens herausgegeben hat und von dem wir die Umriſſe zu einer Biographie und Charakteriſtik des trefflichen Mannes haben (1853), „iſt der Weg, den der Menſch durchs Labyrinth des Lebens nehmen muß, an allen Abgründen, die links und rechts drohen, vorbei, ſo ſicher und zugleich ſo gefällig vorgezeichnet worden wie hier… Die ‚Diätetik der Seele‘ iſt kein moraliſches Rezeptbuch, ſie will dem Menſchen überhaupt nicht von außen zu Hilfe kommen und dies oder das in ihm herſtellen, ſie behält feſt und unverrückt, wie es ſich ziemt, die Totalität ſeines Weſens im Auge und ſucht ihn von der tiefen Wahrheit zu überzeugen, daß die Vollkraft des Ganzen, wenn ſie nur gehörig zuſammengefaßt wird, jedem Angriff auf das einzelne ſiegreichen Widerſtand leiſten kann.“ Neben der „Diätetik der Seele“, die Hebbel keinen Anſtand nahm, dem Vorzüglichſten beizuzählen, was jemals aus der öſterreichiſchen Literatur in die deutſche übergegangen iſt, ragen vor allem die „Aphorismen“ hervor, ja „ſie ſpinnen ſich recht eigentlich aus dieſem Werke heraus, um in bunteſter Reihe und wechſelnder Geſtalt durch faſt alle Publikationen des Verfaſſers fortzulaufen“. Auch hier erweiſt ſich Feuchtersleben nicht nur als feiner gefühlswarmer Herzenskenner, der große Wert ſeiner Betrachtungen liegt nicht allein in ihrem tiefen ſittlichen Gehalt, ſondern vornehmlich in dem Streben, die Entwickelung des ſittlichen Charakters im Menſchen zu fördern und zu ſtärken. Hierauf beruht die lebendige Kraft dieſer Lebensweisheit, die ihr eine dauernde Wirkung ſichert und eine bleibende Bedeutung verleiht. So dürfen wir es mit Freude begrüßen, daß die bisher verſtreuten Aphorismen Feuchterslebens jetzt zum erſtenmal vereinigt und in guter Auswahl unter den Geſichtspunkten: Charakter, Menſchen, Leben, Bildung, Kunſt von C. Schroeder zu einem hübſchen Bändchen zuſammengeſtellt worden ſind (Hannover, Verlag von Otto Tobies; Preis geh. 1 Mk.). Auch wir können das Andenken Feuchterslebens nicht beſſer feiern, als wenn wir aus dieſer Sammlung hier ein paar Stichproben mitteilen:

Was iſt Glück? Übereinſtimmung eines Charakters mit ſeinem Schickſale. So kann es von der Natur gegeben, vom Geiſte geſchaffen werden.

Doppelt bleibt die Aufgabe des Menſchen: abgeſchloſſen zu ſein in ſich, aufgeſchloſſen für die Menſchheit.

Das ganze Leben iſt nur ein fortgeſetztes Bedürfnis von Menſchen zu Menſchen: ſich zu finden, ſich zu verſtehen; ja, ſie verſtehen ſich in der ſtillen tiefſten Meinung ihres Herzens, ſie flehen einander ſchweigend um Erlöſung an, und ein ewiger Abgrund tut ſich gähnend zwiſchen ihnen auf.

Religion iſt das tiefſte und letzte Bedürfnis des hochgebildeten Menſchen. Er fühlt, daß er verehren und anbeten muß, und ſucht ſich dieſes Gefühl zu deuten, um ergeben und klar im Lichte der Gottheit zu wandeln.

Verneinen darf und kann man eigentlich gar niemanden, man muß jeden zu erklären ſuchen. Und das iſt die wahre Kritik.

Kunſt iſt keine Entdeckung, keine Erfindung, kein Plan, keine Weisheit, keine Kirche, ſie ſpricht nicht das forſchende, nicht das fühlende Vermögen im Menſchen einzig an, ſondern den Menſchen ſelbſt und ganz. Sie überliefert das Unausſprechliche, ſelbſt unausſprechlich, ein echtes Geheimnis.

Was nicht das Innerſte des Menſchen befreit, iſt kein Werk der Kunſt, ſondern des Handwerks.

F. D.

Das von ſo vielen Geheimniſſen umſchloſſene Tibet hat durch die engliſche Expedition wieder in hervorragendem Grade das Intereſſe auf ſich gezogen. Wir haben über das noch von aller europäiſchen Kultur abgeſchloſſene Land neuerdings zwei deutſche Darſtellungen erhalten, die beachtet und geleſen zu werden verdienen. In der einen („Tibet und die engliſche Expedition“; mit zwei Karten, graphiſchen Darſtellungen und acht ganzſeitigen farbigen Abbildungen; Halle, Gebauer-Schwetſchke; 3 Mk.) ſchildert Georg Wegener Land und Leute in ſeiner packenden Darſtellungsweiſe. Die Abbildungen, unter denen auch Lhaſſa mehrfach vertreten, ſind nach Aufnahmen hergeſtellt, die die Petersburger Geographiſche Geſellſchaft zur Verfügung ſtellte. Der Verlag hat übrigens, dem beſonderen Intereſſe für Weſt- und Inneraſien mit ihren ganz neuen Problemen Rechnung tragend, mit dem Wegenerſchen Werke zwei andere ſeiner Publikationen zu einem Bande vereinigt: Rohrbach, Die wirtſchaftliche Bedeutung Weſtaſiens (einzeln Mk. 1.50) und Sven Hedin, Meine letzte Reiſe durch Inneraſien (einzeln Mk. 1.50). Das Ganze wird unter dem Titel „Bis ins Herz Aſiens“ zum Vorzugspreiſe von 5 Mk. abgegeben. — „Unter Chineſen und Tibetanern“ bewegen ſich die Erinnerungen, die A. Genſchow, der als Leutnant und Dolmetſcheroffizier an der Oſtaſiatiſchen Expedition teilgenommen hat, während des Feldzuges und einer ſich daranſchließenden längeren Reiſe geſammelt hat (Roſtock, C. J. E. Volckmann; geb. 7 Mk.; mit 189 Abbildungen, mit Spezialkarten uſw.). Bei ſeinen weiten und beſchwerlichen Ritten iſt Genſchow übrigens auch, namentlich in China, in Gegenden gedrungen, die ſonſt ſo leicht kein europäiſcher Fuß betritt, und wenn ſeine zoologiſchen und botaniſchen Aufzeichnungen vielleicht manchmal die fachmänniſchen Kenntniſſe vermiſſen laſſen mögen, ſo bewährt er ſich doch als ein guter Beobachter, der beſonders über Sitten und Gebräuche viel Neues und Intereſſantes zu ſagen weiß.

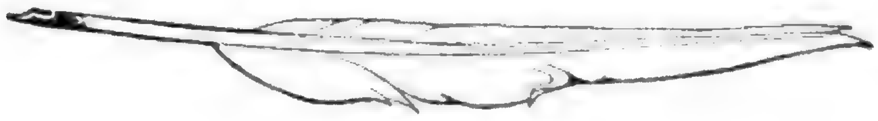
Zu unseren Kunstblättern

Karl Bennewitz von Loeſen jr., deſſen Paſtellbild „Cäcilia“ wir innerhalb dieſes Heftes als farbiges Kunſtblatt wiedergeben, gehört einer alten, nicht unberühmten Künſtlerfamilie an. Die Leſer werden ſich erinnern, daß wir im Oktoberheft 1905 (S. 147) von dem älteren Meiſter gleiches Namens ein Gemälde „Am Bietzinger See“ reproduziert haben. Es gehörte der „Ausſtellung von Werken deutſcher Landſchafter“ an, mit der die Große Berliner Kunſtausſtellung von 1905 ihren Räumen einen ſo vornehmen Schmuck und eine ſo beſondere Anziehungskraft verlieh. Die ungekünſtelte, an Fontane erinnernde Ehrlichkeit und Schlichtheit dieſes Berliner Meiſters war es, was an ſeinen leider halb der Vergeſſenheit anheimgefallenen Bildern ſo erfreute und den Betrachter bei aller Zurückhaltung der Technik ſo friſch anmutete. Der jüngere Träger des Namens, der am 14. Auguſt 1856 in Berlin geborene Sohn des Landſchaftsmalers, hat ſich dieſes Familienerbteils, auch wenn er meiſtens ganz andere Stoffe wählte, würdig erwieſen. Auch er hat vor der künſtleriſchen Überlieferung der älteren Generation Ehrfurcht und Achtung genug behalten, um nicht etwa, wie es viele von ſeinen Altersgenoſſen unter den Berliner Künſtlern taten, ſchroff mit ihr zu brechen. Neben dem koloriſtiſchen Wert eines Gemäldes ſind ihm immer auch der darzuſtellende Gegenſtand, die Kompoſition und die Zeichnung wichtig genug geweſen, ohne daß er dabei auch nur von ferne an jene üble „Düſſeldorferei“ geſtreift hätte, die Idealismus mit Süßlichkeit verwechſelte und ſchon glaubte, maleriſch zu wirken, wenn ſie ihre Bleiſtiftzeichnungen mit Farbentupfen illuminierte. Vielmehr hat Bennewitz von Loeſen von ſeinem Vater ein ausgeſprochenes Gefühl für Naturſtimmungen geerbt und ſich durch ernſte Schulung an der Natur ein empfindliches Auge und eine ſichere Hand für die Wiedergabe delikater Lichtwirkungen anerzogen. Nachdem unſer Künſtler in Berlin Karl Guſſows Malſchule durchgemacht hatte, war er eine Zeitlang Schüler des noch heute rüſtig und jugendfriſch unter uns ſchaffenden Düſſeldorfer Meiſters Eduard von Gebhard. Unter dieſem Lehrer erhielt ſeine Kunſt wahrſcheinlich die Richtung auf religiöſe oder doch in religiöſen

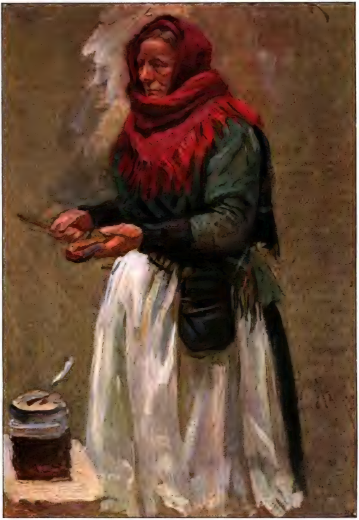
Stimmungen wurzelnde Stoffe. Bekannt und berühmt iſt namentlich ſeine Madonna mit dem Jeſuskinde auf dem Schoß, eine junge Mutter, die im Freien auf einer Holzbank im Schatten eines Gebüſches ſitzt, während die Abenddämmerung ſich über die Wieſe ſenkt. Wie Gebhard die Geſtalten und Geſchehniſſe der bibliſchen Geſchichte reſolut in die Gegenwart überſetzt hat, ſo hat hier auch Bennewitz von Loefen die Mutter des Jeſusknaben nicht als überirdiſches Idealweſen, ſondern als eine in ihrem jungen Mutterglück ſelige Frau aus dem Volke dargeſtellt, wenn auch an den Bildern inſofern noch eine gewiſſe Halbheit zu bemerken iſt, als der Maler nicht auf den Glorienſchein für Mutter und Kind und auf einen weit über den Alltag hinausgehenden edel ſtiliſierten Faltenwurf im Gewand der Frau hat verzichten wollen. Auch in dem jetzt hier von uns wiedergegebenen Bilde „Cäcilia“ macht ſich eine ähnliche Metempſychoſe, eine ähnliche ſeeliſche Übertragung geltend. Die edle, ſchlanke Frauengeſtalt, die da, ganz in ihr Spiel vertieft, den Bogen mit leiſer Hand über die Saiten der Geige führt, iſt nicht geradezu als die Schutzheilige der Muſik aufgefaßt und dargeſtellt, aber die Blüte ihres ſeeliſchen Weſens iſt in dieſes Porträt einer modernen Frau herübergenommen worden. Die Auffaſſung iſt dabei ebenſo fein und adlig wie die Farbengebung gewählt und harmoniſch abgeſtimmt. Der runde Ausſchnitt des eigentlichen Gemäldes, der es abſchließende Goldrand und die ernſte Umrahmung geben dem Blatt außerdem noch eine beſondere Würde und Weihe.

Die beiden Landſchaftsbilder von Max Fritz, die wir im Rahmen dieſes Heftes als farbige Kunſtblätter wiedergeben, führen uns in den Spreewald, den ſich auch der in Berlin 1849 geborene Künſtler inzwiſchen als Heimat erkoren hat. Fritz iſt verhältnismäßig ſpät zu ſeinem Malerberufe gekommen, da er urſprünglich für einen anderen beſtimmt war und daher auch die erſte ſachgemäße Unterweiſung in ſeiner Kunſt erſt in reiferem Alter erhielt. Die tiefſte und entſcheidendſte Anregung empfing er durch den Orientmaler Alexius Geyer und den ſächſiſchen Hofmaler F. W. Wegener, der beſonders als Tierzeichner geſchätzt war. 1869 ging Fritz nach Nordamerika, wo er ſich zuerſt ſelbſtändig der Malerei widmete; ſeine ſpäteren Wege führten ihn nach Dresden, München und Berlin. Größere Werke von ihm befinden ſich in den königlichen und prinzlichen Schlöſſern zu Dresden, München, Gotha, ſowie in verſchiedenen ſtädtiſchen Muſeen, in der Ruhmeshalle zu Görlitz und anderswo. 1890 wurde ihm auf der Dresdener Aquarellausſtellung das Ehrendiplom zuerteilt. Bald darauf half er die Geſellſchaft Deutſcher Aquarelliſten mitgründen. Schon aus dieſen Daten geht hervor, daß er ſich als hauptſächlichſte und bevorzugteſte Technik die des Aquarells erkoren hat. Er verwendet ſie namentlich bei ſeinen Landſchaftsbildern, für die er früh mit lebhaftem Eifer die ſorgfältigſten Studien nach der Natur gemacht hat, beſchränkt ſich aber dabei keineswegs auf ſeine norddeutſche Heimat, ſondern verweilt mit kaum geminderter Liebe auch in den Rhein-, Moſel- und Lahngegenden oder geht noch ſüdlicher bis an den Bodenſee und an die deutſchen Alpen. Doch hat es ihm die Verbindung von Land und Waſſer immer ganz beſonders angetan. Mühlen und alte, von Fluß oder Bach durchſtrömte Städtchen, einſame Kapellen, die ſich in dem vorüberrauſchenden Fluſſe ſpiegeln, oder alte verwitterte Schlöſſer, die von hohem Sitz auf eine weite, blinkende Seefläche herniederſchauen, ſind von jeher ſeine Lieblinge geweſen. Auf dieſem Pfade wandelt er auch in den beiden hier wiedergegebenen Bildern, an denen neben der feinen Luftſtimmung namentlich die lebendige Behandlung des Waſſers auffällt. Deutlich erkennt man die Freude des Aquarelliſten an den lebhaften Farben der Vegetation und der bunt bemalten Häuſer, die ja gerade im Spreewald glücklich jenes eintönige Grau vermeiden, das ſonſt norddeutſche Landſchaften ſo leicht ins Trübe und Dumpfe herabdämpft.

Auch Margarete Erlers frühlingsduftiger Landſchaftsſtudie liegt ein Motiv aus dem Spreewald zugrunde. Wir ſchicken dieſes Bild einſtweilen als Probe des künſtleriſchen Schaffens dieſer vielſeitig begabten Berliner Dame voraus, um im nächſten Heft noch ein paar weitere Blätter folgen zu laſſen und dann im Zuſammenhange mehr über die Künſtlerin zu ſagen.



Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düſel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaſer (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Weſtermann in Braunſchweig.



Max Fabian: Berliner Wurſtfrau.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Juni
1906

Weſtermanns
Illuſtrierte Deutſche
Monatshefte

C. Band
Heft 597

Rolf Runge

Roman
von
Georg Reicke

VI

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Wenn Rolf jetzt an ſein früheres Leben zurückdachte, wie er ſich von allem zurückgehalten, was ſich ihm bot, wie er immer beiſeite geſtanden hatte — um wieviel reicher, um wieviel ſiegreicher kam er ſich jetzt vor mit ſeiner neueren Weisheit als Marſchroute!

In der Tat, ein äußerer Gewinn war nicht zu verkennen. Wenn er durch Magda mehr und mehr mit dem Bühnenvölkchen vertraut wurde und anſchmiegſamen Geiſtes, wie er war, allmählich ganz wohl in die anfangs ihm ſo fremde Denkungsart, unter der man hier lebte, ſich hineinzufinden verſtand, ſo ſah das jedenfalls nach einer Bereicherung aus, auf die er ſonſt wohl lange hätte warten können. Und der überfreie Ton, der bisweilen in dieſem Kreiſe herrſchte, erſchien ihm wie eine willkommene Ergänzung der altväteriſch-ſittſamen, hin und wieder ſteifleinenen Art, in der das Leben in dem frommen Pfarrhauſe ſich abſpielte.

Ja, Rolf war ſo verſeſſen auf ſeine neugebackene Weisheit, daß er ihr zuliebe ſelbſt Erfahrungen, die wie Warnungen des Schickſals ausſahen, in den Wind ſchlug, vielleicht ſogar in das Gegenteil umkehrte. Dazu gehörte namentlich der Umſtand, daß er über Magdas Eltern, auf nur halbes Hinhören, recht üble Dinge zu hören bekam. Ihre eigenen Andeutungen auf jener erſten Abendgeſellſchaft hatten ihn aufmerkſam gemacht, und er brauchte bei einigen Theatergängern unter ſeinen Kommilitonen, denen gegenüber er gelegentlich nicht ganz ohne Renommiſterei ſeiner Beziehungen zum Brunnemannſchen Hauſe gedachte, nur anzutippen, um ſofort einen Haufen beſagten Klatſches über die Familie aufgetiſcht zu erhalten. Mochte dabei auch manche Übertreibung unterlaufen, ſoviel ſtand doch ſicher feſt, daß die Vergangenheit der Mutter nicht ohne Flecken war, und daß, zweifellos das Schlimmere, ſie auch nach der Ehe, mit Wiſſen und Zuſtimmung des Mannes, mit ihren Gefälligkeiten gegen andere Männer nicht aufgehört hatte. Das Allerbedenklichſte war aber wohl, daß einige behaupten konnten, dieſe laxe Lebensauffaſſung des Ehepaares habe ihm gar mancherlei äußeren Vorteil eingetragen.

Wie geſagt, Rolfs unverdorbenes Empfinden ſträubte ſich zuerſt inſtinktiv vor jeder Berührung mit einer ſolchen allzu weltläufigen Grundſatzloſigkeit. Aber der Wunſch, einen erſehnten Gewinn nicht zu verlieren, war ſo mächtig, daß er die Erinnerung an Magdas eigene halbe Worte zu dieſem Thema und an die ernſt-herbe Art, mit der ſie davon geſprochen hatte, zu Hilfe bat, um ihr aus der Tatſache, daß ſie als Tochter ſich ſolche bedenkliche Nähe ja gefallen laſſen müſſe, weil ſie gar nicht anders könne, eine Art Märtyrerkrone um das blonde Haupt zu flechten. Da er kraft ſeiner jugendlichen Verliebtheit von ihrer eigenen Unverdorbenheit überzeugt war, wirkte ſo ein Heiligenſcheinchen nur als ein Anreiz mehr, um ſich ihr innerlich hinzugeben.

Dafür, daß das auch äußerlich mehr und mehr geſchah, ſorgte Magda ſchon ſelber. Sie ſahen ſich nicht allzu häufig. Aber doch mehrmals in der Woche ſuchte er Gelegenheit, mit ihr zuſammenzukommen. Da ſie ihm geſagt hatte, daß ſie täglich in den Nachmittagsſtunden zu Hauſe ſei, fand er es bald die einfachſte Art, ſie in ihrer Wohnung aufzuſuchen. In dem oft nicht ordentlich geheizten vorderen Zimmer ſaßen ſie dann um die Dämmerſtunde nebeneinander und tauſchten ihre Lebenserfahrungen aus. Sie hatte eine ſehr offene Art, von ihren Herzensaffären zu berichten, deren Zahl ſchon eine ganz ſtattliche war. Aber da ſie ohne ſonderliche Scheu Anfang und Ende dieſer kleinen Begebniſſe herzählte, auch wenn ſie — nach ſeiner Auffaſſung — bisweilen allzu deutlich der führende oder wenigſtens veranlaſſende Teil geweſen war, und zumal da ſie auf ſeine ſchüchtern, weil mit Befürchtung vorgebrachte Frage, ob ſie wohl auch geküßt habe, mit großer Beſtimmtheit anzugeben wußte, wann ja und wann nein, ſo hatte Rolf von Mal zu Mal wachſend das Gefühl einer aufrichtigen Kameradſchaftlichkeit, für die er ſich mit der gleichen Aufrichtigkeit bedankte. Wenigſtens glaubte er dieſe zu beweiſen. Er hatte ja auch nichts zu verbergen. Nur — von Hildegard ſprach er niemals, ja, er erwähnte nicht einmal, daß er draußen auf dem Pfarrdorf wohnte. Es war irgend etwas in ihm, was ihn hinderte, hier nur den Namen zu nennen; als müßten das dort und das hier ewig geſchiedene Reiche bleiben. Denn im Pfarrhauſe verriet er natürlich erſt recht nichts von den Feſſeln, die ihn jetzt öfter als ſonſt in der Stadt hielten, und ein paarmal hatte er ſich ſogar bequemen müſſen, billige Ausflüchte zu ſuchen, hinter denen er ſeine Abweſenheit vor Hildegards harmloſen Fragen verſchanzte.

Die Folge davon war aber doch, daß er hinterher doppelt die Empfindung hatte, er müſſe etwas gutmachen bei ihr, und daß er mit innig-ehrlichem Gefühl ſich Mühe gab, ihr an den Augen abzuſehen, was er ihr Liebes antun könnte. Jene hundert kleinen Aufmerkſamkeiten, zu denen ein tägliches Zuſammenleben Gelegenheit bietet, waren ihm auch ein wirkliches Herzensbedürfnis, und je geringfügiger ſie nach außen erſchienen, weil ſie ja ſo eingerichtet werden mußten, daß die anderen nichts davon merkten, deſto dankbarer empfing ſie des Mädchens Seele, als die einzigen erlaubten Zeugen einer Neigung, die mehr und mehr ihr ganzes Herz erfüllte.

Einmal, es war an einem Sonnabend, hatten ſie ſich verabredet, am nächſten Morgen einen Frühſpaziergang durch die Felder zu machen und zuzuſchauen, wie die Sonne im Aufgehen das Nebelmeer durchbreche. Der prachtvolle Herbſthimmel der letzten Tage ſchien auch einen ſchönen Sonntagmorgen zu verſprechen.

Rolf war ſchon auf ſein Zimmer gegangen, hatte aber das Fenſter geöffnet und ſah in den ſternenüberſäten Himmel hinauf, als er merkte, daß auch unter ihm das volle Licht des Fenſters ſich auf das Pflaſter ergoß. Er beugte ſich vor und rief leiſe Hildegards Namen. Da ſtreckte auch ſie ein wenig den glatten blonden Scheitel vor und fragte zu ihm hinauf: „Sehen Sie ſich auch noch die Sterne an?“

„Ja!“ entgegnete er.

„Glauben Sie, daß das alles geſtorbene Seelen ſind?“ fuhr ſie fort, und er merkte an ihrem Schattenbild, wie ſie ſich mit erhobenen Armen an das Fenſterkreuz lehnte.

„Geſtorbene Seelen?“ fragte er gedehnt.

„Ja. Es wäre wenigſtens ſo ſchön, es zu denken. Man möchte doch ſo gern irgendwo den ſuchen, den man verloren hat.“

„Suchen Sie nur die Geſtorbenen dort oben?“

Sie dachte ein Weilchen nach. „Nein. Sie haben recht, jeden, den man verloren hat,“ verſetzte ſie dann. „Ich hatte einmal eine Freundin; als ſie mir untreu wurde, hab' ich noch nach Jahren da oben mit ihr geſprochen.“

„Mir ſcheint, man kann noch weiter gehen —“ ſagte er nach einer Pauſe; „jeden, den man nicht hat, ſucht man da oben.“

„Ja — vielleicht auch jeden,“ entgegnete ſie ſchüchtern.

Dann ſchwiegen beide eine Weile. In jedem mochte die Frage zittern: Denkſt du auch an mich, wenn du da hinaufſchauſt?

„Es wird Ihnen kalt da unten, nicht wahr?“ begann er wieder.

„Ach nein, ich hab' ein Tuch um. Und ich hab' auch ſchon meine Haare aufgelöſt, die wärmen mich.“

„Ach wirklich! Zeigen Sie's doch mal, bitte!“

„Nein.“

„Bitte!“

„Ach nein!“

„Ich möchte bloß ſehen, wie es ausſieht.“

„Nein, ich darf doch nicht.“

„Und wenn ich Sie recht recht ſehr bitte ...?“

„Es ſchickt ſich doch nicht.“

„Warum denn nur nicht?“

Sie zögerte. „Ja, das weiß ich auch nicht.“

„Nun alſo ...?“

„Aber nur ganz kurz ...“

„So kurz Sie wollen ...“

Und nun tauchte ſie ihren Kopf im Lichtſchein der Stube ganz zum Fenſter hinaus und ſah einen Augenblick zu ihm hinauf; dabei fielen ihr die blonden Haare ſeitlich hinab, und er ſchickte einen Kuß zu ihnen hinunter.

„Haben Sie was ſehen können?“ fragte ſie unſchuldig wieder im Fenſter.

„Ja! Viel! Es ſah ſo hübſch aus. Wiſſen Sie, wie ...?“

„Nun?“

„Wie Ihr Wort damals klang — Ihr Geſicht war ſo lieblich eingemollt in die blonden Haare ... So ſüß war's ...“

„Es wird aber jetzt wirklich kalt,“ meinte ſie abwehrend.

„Alſo auf morgen! Werden Sie auch aufwachen?“

„Hoffentlich — eine Uhr habe ich freilich nicht.“

„Darf ich Ihnen meine geben?“

„Ach nein! nein!“ ſagte ſie haſtig. „Kommen Sie nicht mehr!“

„Ich ſchicke ſie Ihnen herunter — warten Sie!“

Nun ging er ins Zimmer zurück, ſuchte einen Bindfaden, band ſeine Uhr daran und ließ ſie hinunter. Der Faden reichte gerade ſo weit, daß ſie mit ausgeſtrecktem Arme die Uhr erlangen konnte. Er legte es darauf an, daß ſie längere Zeit danach greifen mußte, und ſie lachte über ſeine Mutwilligkeit.

„Behandeln Sie mein Herz gut!“ rief er ihr noch zu, als ſie ſchon das Fenſter ſchließen wollte. —

Als ſie ſich am nächſten Morgen zur feſtgeſetzten Stunde im Garten entgegentraten, mußten ſie beide lachen. Die Welt war nämlich mit dicken, dichten Nebeln erfüllt, ſo daß man kaum zehn Schritt weit ſehen konnte. Aber beide hatten ſich doch marſchfertig angezogen.

„Was machen wir nun? Ins Freie zu gehen, hat ja gar keinen Sinn heut',“ meinte ſie.

„Ja, was machen wir?“ wiederholte er.

Dabei hatten ſie ſchon langſamen Schrittes den Weg nach der Tiefe des Gartens aufgenommen.

„Wie lange wir ſchon nicht ſo gegangen ſind!“ begann ſie plötzlich, ſtehen bleibend. „Wiſſen Sie noch — im Juni?“

Rolf bemühte ſich, ein paar verſpätete Georginen aufzurichten, deren Köpfe erfroren herniederhingen. „Ja, wie ſchnell die Zeit geht!“ ſagte er aufſchauend. „Ich lebe bei Ihnen wie im Traume.“

„Wiſſen Sie noch, an Käthchens Grab ...“ fuhr ſie lebhafter fort; „ich glaube, damals hab' ich zuerſt Vertrauen zu Ihnen gefaßt!“

„Wirklich? Wie lieb von Ihnen! Wir wollen wieder dorthin gehen, ja?“

Sie nickte, und ſie ſchritten durch den dichten Nebel über den Friedhof. Als ſie an der Kirche vorüberkamen, fanden ſie die Turmtür ſeltſamerweiſe offen. Rolf ſchaute in die Vorhalle hinein und ſprach dann zu ihr zurück: „Wir ſollten dem Wetter ein Schnippchen ſchlagen und auf den Turm ſteigen; oben iſt es oft ganz blau, und wir haben die herrlichſte Ausſicht, wenn auch nur in den Himmel.“

Sie zögerte noch und meinte, es ſei doch eigentlich unvernünftig, aber er ermunterte ſie, indem er entgegnete, man dürfe nicht immer nur das Vernünftigſte tun, und ſo fügte ſie ſich.

Es war wirklich ſo, wie er geſagt hatte. Die Spitze des Turmes lag ganz im Blauen, und aus den oberen Schallöchern des Glockenſtuhles, durch die eiſigkalt die Morgenluft hereindrang, ſahen ſie auf den wallenden Nebel herab.

Rolf ſchaute ſich intereſſiert in dem quadratiſchen Raume um, der nur einen ſchmalen bretternen Umgang hatte — in der Mitte über der Tiefe hingen die Glocken. Er beugte ſich vor, um die Inſchrift zu leſen, die in den Rand der größeren eingegoſſen war.

„Excelsior vitæ propitius,“ buchſtabierte er rund herumgehend, und ſich aufrichtend, ſetzte er hinzu: „Wie hübſch!“

Hildegard, die jetzt drüben vor der Schallluke ſtand, legte den Kopf gegen den eindringenden Wind und ſagte hinüber: „Ja, ich kenne es!“

„Und wie überſetzen Sie's?“ fragte er, indem er ihr prüfend in die Augen ſah.

„Nun, ich denke doch: Höher hinauf, und du kommſt dem Leben näher!“ verſetzte ſie. „Der Menſch ſoll ſtreben, damit er das ewige Leben erlangt.“

„Oder umgekehrt,“ fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort.

„Wie umgekehrt?“

„Sie werden ganz recht haben, daß da auf der Glocke zunächſt das ewige Leben gemeint iſt,“ ſagte er, „zu dem uns der Glaube und ſein Sinnbild hier, die Glocke, erhebt. Aber ſolche alten Sprüche ſind oft wie alte Münzen, ſie haben auch eine Kehrſeite.“

Hildegard war ein paar Schritte näher getreten. „Wie meinen Sie das?“ fragte ſie aufmerkſam.

„Sehr einfach, es kann auch heißen: ‚Vitæ propitius — excelsior!‘ Wo der Anfang iſt, weiß man ja nie bei den großen Buchſtaben, und ein Punkt iſt auch nicht da. Dann heißt es alſo: ‚Komme dem Leben näher, und du kommſt höher hinauf‘.“

„Aber das iſt doch ganz dasſelbe,“ meinte ſie lächelnd.

„Vielleicht, wenn Sie's wieder vom ewigen Leben verſtehen; aber — wenn Sie das alltägliche dafür ſetzen ...?“

Sie dachte ein wenig nach; dann ſchüttelte ſie leicht den Kopf und ſagte: „Das iſt mir fremd.“

Er trat dicht neben ſie, legte, als wolle er ſeiner Überzeugungskraft äußeren Ausdruck verleihen, ſeine Hand auf die ihre, die auf dem Geländer ruhte, und verſetzte: „Nein — Sie müſſen mich begreifen, Hildegard!“ Er nannte ſie zum allererſten Male ſo, einfach beim Vornamen. „Wer dem Leben näher kommt, wer es in ſeinem Weſen, ſeinem eigentlichen, wirklichen Sinne zu erfaſſen weiß, der wird ſeeliſch und geiſtig gefördert, der erhebt ſich über das Leben, der iſt nicht mehr Sklave, ſondern Herr des Lebens.“

„Jetzt verſteh' ich,“ meinte ſie mit nachdenklichem Kopfnicken; „aber es wird ſchwer ſein, zu wiſſen, was das eigentliche, das wirkliche Leben iſt.“

„Das wirklichſte iſt das leibhaftigſte,“ verſetzt er überzeugt, „das, was rund um uns herum iſt, in das wir von Gott nun einmal hineingeſetzt ſind; das ſollen wir erfaſſen, ſo groß und vielgeſtaltig es iſt, und mit allen Organen, die uns der Schöpfer dazu gegeben hat!“

Und nachdem er dieſe Weisheit losgelaſſen, dachte er darüber nach, ob auch für eine Natur, die ſo organiſiert war wie ſein Gegenüber, ſolche Philoſophie noch die richtige war, noch überhaupt eine Bedeutung haben konnte. Es ward ihm nicht ganz leicht, in ſich noch ein Ja auf dieſe Frage zu finden.

Eine Weile ſahen ſie nun ſinnend und ſchweigend in die Tiefe, die dunkel und unkenntlich ſich vor ihren Füßen öffnete; über ihnen pfiff mit ſcharfem Stoße der Wind durchs Gemäuer.

Endlich fand Rolf zuerſt die Sprache wieder. Er richtete ſich auf und ſagte: „Sehen Sie, wie wir nun belohnt ſind für unſere ‚Unvernunft‘. Wir haben einen hübſchen Spruch für ein Menſchenleben bekommen und werden um ſeinetwillen dieſe Stunde nie vergeſſen können. Sie auch nicht, nicht wahr, Hildegard?“

Zum zweitenmal redete er ſie abſichtlich ſo vertraut an.

Sie ſchien es kaum zu bemerken, ihre Augen hafteten noch auf der Tiefe, aber ſie nickte beſtätigend wiederholt vor ſich hin.

„Wir ſollten überhaupt öſters Handlungen vornehmen,“ fuhr er fort, „die nur ſinnbildliche Bedeutung für unſer Leben haben, keine andere. Wir würden uns dann öſter und leichter über dieſe triviale und öde Gebundenheit des Alltags erheben können.“

Und da ſie bei dieſen Worten fragend ihre Augen in ſein Geſicht richtete, ſetzte er hinzu: „Ich geſtehe offen, daß ich ein wenig ſolche Abſicht hatte, als ich hier eintrat. Ich wollte mit Ihnen — in den Himmel, einfach in den Himmel!“

Das Wort oder vielleicht ſein Ausdruck, der alles Glück ſeiner Seele widerſpiegelte, erſchreckte ſie geradezu. Er ſah es ihren Augen an und fuhr ablenkend mit einer gewiſſen Redſeligkeit fort: „In manchen Formen iſt es ja auch ſchon gang und gäbe geworden. Zum Beiſpiel das Ringewechſeln; nicht wahr, wer ſich nicht ohne das gebunden fühlt …? Und doch iſt's uns Bedürfnis, ſolche Formen zu haben.“

Ihr kam ein leiſes Lächeln.

„Warum lachen Sie jetzt?“ unterbrach er ſich.

„Weil Sie geſtern auch ſchon ſo was getan haben,“ verſetzte ſie mit ſchalkhafter Miene.

„Ringe gewechſelt?“

„Nein! Aber ganz was Ähnliches!“

Er ſann nach.

„Wiſſen Sie nicht?“ fuhr ſie fort. „Nachts am Fenſter.“

Jetzt kam ihm die Erinnerung: „Daß ich Ihnen meine Uhr anvertraute?“

„Ja — und was Sie dazu ſagten. Das war doch auch ſo was, nicht?“

„Sicher — nun und — wie haben Sie's behandelt?“

Sie hatte währenddeſſen in ihr Jäckchen gegriffen und ſeine Uhr hervorgeholt. Mit ausgeſtreckter Hand ſie ihm hinhaltend, ſagte ſie dazu: „Sehen Sie nach — da iſt es!“

Er nahm Hand und Uhr zugleich in ſeine Rechte. „Es trägt noch Ihre Wärme,“ ſagte er befriedigt, „und — hat es laut gepocht?“

Sie nickte.

„Wie ein richtiges Herz?“

Sie nickte wieder.

„Auch ſo unruhig wie meins?“

Dazu konnte ſie natürlich nur die Achſeln zucken.

„Und hat's Sie ein klein wenig an mich erinnert …?“

Er drückte jetzt ihre Hand gegen ſeine Bruſt — ſie aber wich vor ſeiner Berührung zurück und ſuchte Halt an dem Gemäuer hinter ihr. Dicht neben ihr war die Turmecke förmlich überſät mit altersgrauen Spinnennetzen. Er wollte verhindern, daß dieſe blonde Jugend in das alte Geſpinſt hineingerate, und zog ſie heftig zu ſich herüber — ſie taumelte faſt, ſo unvermutet war der Ruck geweſen, und ihre Schulter ruhte einen kurzen Augenblick an der ſeinen. Aber der Blick, mit dem ſie ihn dabei anſah, war ſo voll ängſtlichen Hilfeflehens, daß er der ſtummen Bitte nicht widerſtehen konnte und ſie ſofort freigab. Nur ihre Hand behielt er noch in der ſeinen, zog ſie empor und preßte ſie lange gegen ſein Herz.

Nach einer Weile waren ſie auf dem Abſtieg. Auf halber Höhe ſchienen Hildegard die Füße zu verſagen. Sie mußte ſich in einer Mauerluke niederſetzen und ſtützte den Kopf in die Hände.

Er ſtand ſchon ein paar Stufen tiefer, ſah ſie eine ganze Weile mitleidig an und ſprach dann leiſe zu ihr hinauf: „Hab' ich Sie verletzt?“

Sie verneinte ſtumm.

„Oder ſind Sie mir böſe?“

„Nein,“ ſagte ſie ſchon hörbar.

„Aber was haben Sie denn? Sind Sie mir gar nicht gut, Hildegard?“

Noch ein paar Augenblicke ſaß ſie ſo vornübergebeugt — dann hob ſie den Kopf und ſagte mit einem leiſen Lächeln und ſo halb Wehmut, halb Glückſeligkeit im Blick: „Ich ſpreche ſo gern mit Ihnen. Keiner ſpricht ſonſt ſo mit mir. Die Großen behandeln mich immer wie ein Kind — keiner ſagt mir etwas …“

„Deſto mehr wollen wir miteinander ſprechen, nicht wahr?“ verſetzte er warm; „aber ich darf dafür auch immer ſo zu Ihnen ſagen wie heute?“

Jetzt zum erſtenmal ſah ſie ihm frei und glücklich in die Augen.

„Ja!“

„Immer ohne …?“

„Ja ohne!“ wiederholte ſie.

„Und Sie auch?“

„Ich auch!“

„Abgemacht!“

Und ihre Hände ſchloſſen ſich innig umeinander. —

Es war eine Teufelei, aber es muß geſagt werden, daß Rolf in ihren Krallen war, als er am nächſten Nachmittag bei Magda klingelte. Er kam in der bewußten Abſicht, Magda an ſich zu reißen, wie er es geſtern mit Hildegard verſucht hatte. Sie öffnete ihm ſelbſt, und ſchon in dem dunklen Hausflur war es ihm eine Wohltat, ihr ſo nahe als möglich zu kommen.

Als ſie dann auf ihren angeſtammten Sitzen ſaßen, reizte ihn plötzlich eine ſeltſame Wißbegier, das Thema von geſtern mit ihr zu behandeln. Er griff nach ihrer Hand, und indem er ſie flach über die ſeine legte und ſtreichelte, ſagte er: „Wiſſen Sie, was ich möchte? Ich möchte mal mit Ihnen auf einen Turm ſteigen — im Nebel meinetwegen — bloß um zu ſteigen — aus reiner Unvernunft.“

„Tut nichts — ich liebe das Unvernünftige,“ unterbrach ſie ihn mit munterem Ton, „da ſteckt oft ſo viel inneres Leben drin!“

„Nicht wahr? Gerade ſo mein' ich's,“ beſtätigte er lebhaft; „und wenn wir oben wären ...“

„Über der Welt ...“ ſchaltete ſie ein.

„Ja, über den Menſchen, dann hinge da vielleicht eine Glocke, auf der geſchrieben ſtände: Excelsior — vitæ propitius!“

„Was heißt das? Ich kann nicht Lateiniſch,“ verſetzte ſie kurz und zog ihre Hand zurück.

Er hatte die Empfindung, daß das Geſpräch ſie zu ärgern beginne. „Das möcht' ich eben von Ihnen wiſſen!“ antwortete er. „Wörtlich: Höher hinauf, dem Leben näher.“

„Das find' ich dumm,“ platzte ſie heraus. „Die Verſtiegenen haben das Leben doch ſicher nicht!“

„Sondern?“ ergänzte er erwartungsvoll.

„Sondern, die's Leben beim Schopfe faſſen und küſſen, die ...“

„Die ...?“ wiederholte er. Er war aufgeſprungen jetzt und ſah ſie durch das Dämmerlicht, das noch von draußen hereinfiel, eindringlich an. Die kleine Perſon war ihm jetzt wie ein Orakel geworden — ſo hing er an ihren Lippen.

„Die erheben ſich über die anderen — denn ſie ſind die Klügeren, die Tauglicheren,“ vollendete ſie ihren Satz.

„Ja, ja,“ beſtätigte er lebhaft.

Die Gedankenſpielerei, die er hier trieb, ergötzte ihn ſo, daß ihm das Herz ganz laut pochte. Er mußte ein paar Sekunden die Hand darauf legen. Der geheime Zug des Einverſtändniſſes ohne Worte, den er ſo plötzlich zwiſchen ſich und dem reizvollen Weſen da vor ihm zu entdecken vermeinte, ſchien ſeine Seele ihr völlig zu überantworten.

Dazu ſprachen die lebenſprühenden Augen in dem traumhaft weichen Antlitz, der ihm ein wenig fremdartige, weil theatermäßig bewußte Zug ihres Gebarens, der jede Bewegung auf einen wohlgefälligen Anblick zu berechnen ſchien, und nicht zum wenigſten der Reiz ihrer modiſchen Kleidung ſehr vernehmlich zu ſeinen unverbrauchten Sinnen. Er fühlte, daß ſeine Inſtinkte keinen Widerſtand mehr leiſteten, und er ſah keine Veranlaſſung, ſie von irgendwoher korrigieren zu laſſen.

Er trat alſo dicht vor ſie hin, ſo daß er ihre Knie berührte, ergriff ihre beiden Hände, und ſich leicht zu ihr hinabneigend, fragte er, gewiſſermaßen begehrend, in ihre Augen hinein: „Wie ſieht wohl das Leben aus? ... So wie du, Magda?“

Sie erwiderte ſeinen Händedruck. „Ja!“ verſetzte ſie mit leuchtenden, faſt lauernden Blicken.

„Darf ich auch das Leben beim Schopfe faſſen?“

„Tu's doch!“

„Und küſſen?“

„Wenn du Mut haſt ...“

Und da hatte er ſie auch ſchon zu ſich emporgeriſſen, preßte in aufwallender, raſender Leidenſchaft ſeine Bruſt gegen die ihre und ſuchte ihren Mund.

Als er von dieſem Beſuche unter einem ſternklaren Abendhimmel auf der ihm nun ſchon ſo wohlbekannten Chauſſee heimwärts ſchritt, zuerſt wie in einer Wolke von Seligkeit getragen, noch umweht von dem Hauch ihrer duftenden Nähe und ihre heißen Küſſe auf ſeinen Lippen fühlend, hatte er plötzlich eine ſeltſame Anwandlung. Er ſah ſich auf einmal wie ein Unterſuchungsobjekt in einer Retorte und hörte jemanden, der dabei ſtand, ſein Weſen und Tun beſchreiben. Die Vorſtellung war ihm ſo widerwärtig, daß er ſich mit der Hand übers Geſicht fuhr und ganz laut: „Weg! weg!“ in die Abendluft rief. Dann ſetzte er ſich auf einen Steinhaufen am Wege nieder, richtete ſeine noch immer vor Erregung brennenden Augen in die nachtſchwarze Ferne und ſann nach. Es mußten nicht ganz leichte Gedanken ſein, die ihm durch den Sinn gingen. Denn ein paarmal ſchlug er wie ärgerlich mit ſeinem Schirm gegen die Steine neben ihm, ſprang auf und ſetzte ſich wieder, und mehrmals ſeufzte er ſo recht aus Herzensgrunde, als hätte er innerlich ſchwere Laſt zu tragen. Endlich riß er ſich aus ſeinen Träumen empor und ſchritt weiter, aber ſeine Gedanken ließen ihn nicht mehr und verfolgten ihn — wie Furien den Oreſt, empfand er vor ſich ſelbſt.

Was war er denn nur für ein ausgeſuchtes Scheuſal, daß er wider alle Natur es fertig bekam, zwei Weſen zu gleicher Zeit zu lieben und die eine gewiſſermaßen immer mit der anderen zu betrügen? Wie kam ſo etwas? Worin hatte er denn nur gefehlt?

Hätte er etwa dem Leben ſich widerſetzen ſollen, das ſich alſo mühelos ihm dargeboten hatte? Er hatte nicht einmal die Hand danach auszuſtrecken brauchen — bis auf Leibesnähe war es ihm entgegengekommen. Es hatte ſo laut und vernehmlich an ſeine Tür gepocht und gerufen: Ich bin da, das Leben! Das leibhaftige Leben! Tu mir auf! Hätte er davor die Tür verriegeln ſollen? Nein! Das hätte er nicht! Das wäre erſt recht wider die Natur geweſen. Dazu war der Menſch doch nicht in die Welt geſetzt, um neben dem Leben herzulaufen. Er wollte keiner von den Schwachen ſein, die nicht den Mut hatten und nicht Kraft genug, danach zu faſſen. Sein Herz war nun einmal ſo geartet. Mochte der Schöpfer dafür verantwortlich gemacht werden, nicht er!

* * *

Und es ging. Es ging immer wieder. Viele Monate lang. Rolf führte ſein Doppelleben weiter. Und wenn er ſich noch ſo ehrlich befragte, immer von neuem fand er in ſich die Möglichkeit vor, das eine mit dem anderen zu vereinen. Er war eben ganz in der Hand deſſen, was er das Leben nannte; er beruhigte ſich dabei und kam nicht einmal auf den Gedanken, daß auch er ein Wort dabei mitzureden habe, er, der Rolf Runge, der ſonſt doch immer ſeinen eigenen Willen, ſeine eigene Einſicht hatte, nach denen er handeln konnte, wie es ihm beliebte. Aber die Mächte des inneren Lebens ſchliefen jetzt — und das äußere allein, dem er ſich ſo mit Kopf und Kragen überantwortet hatte, diktierte ihm: hier gehſt du hin und da gehſt du hin, und er war des äußeren Lebens gehorſamer Schüler und Diener.

An einem ſchmutzig-trüben Winternachmittag, der ſchon um frühe Stunde die ganze Stadt wie mit grauen Tüchern umhüllte, war Rolf auf dem Wege nach dem wohlbekannten Haus in der Schützenſtraße, als er nicht weit von dieſem zwei Männer in modiſchen Winterpaletots vor ſich herſchreiten ſah. Kurz bevor er an ihnen vorübergehen wollte, erkannte er den Intriganten und den Wollwarenhändler, mit denen er am Abend nach der Fauſtaufführung zuſammengetroffen war. Er blieb nun ein wenig zurück, ihm ſtieg der Gedanke auf, ſie könnten ebendahin wollen, wohin er ſtrebte. Richtig — ſie traten dort in die Haustür, und einige Minuten ſpäter wurde es im Vorderzimmer hell. Rolf ſchritt nun auf der gegenüberliegenden Straßenſeite hin und her, er wollte abwarten, bis die beiden gingen. Die zunehmende Dunkelheit beſchützte ihn, er konnte nach Belieben ſtehen bleiben und ſich auf die Fußſpitzen ſtellen. Aber es nützte nicht viel. Die ein paar Fuß über Menſchenhöhe erhabenen Fenſter machten es unmöglich, die Stube zu überſehen. Man konnte nur hin und wieder den Oberteil von Köpfen gewahren, die ſich in der Nähe des Sofaplatzes bewegten. Aber es war für Rolf eine ſchmerzliche Vorſtellung, daß einer von denen jetzt da an ſeinem Platze ſitzen, vielleicht ihre Hand faſſen durfte, wie er ſonſt. Der Gedanke peinigte ihn allmählich ſo ſtark, daß er ſich losriß und davonging. Aber an der Straßenecke kehrte er um. Er hatte ſich eines Beſſeren beſonnen. Da war er ja wieder drauf und dran, vor dem Leben, das auf ſeinem Wege lag, auszureißen. Das durfte er nicht mehr. Alſo zurück — und mutig ihm entgegen, was es auch bringen mochte!

Als er eintrat, war er doch ein wenig überraſcht. Schon das Dienſtmädchen im Hausflur hatte eine gewiſſe Unſicherheit verraten, ob ſie ihn einlaſſen ſollte. Aber pochend auf ſein hier angeſtammtes Recht, war er ohne weiteres nach kurzem Klopfen eingetreten. Der Wollwarenhändler ſaß behaglich in der Sofaecke, neben ihm, auf „ſeinem“ Seſſel, ſaß Magda und auf ihrer anderen Seite der Intrigant — alle drei rauchten Zigaretten. Zwiſchen ihnen aber auf dem Tiſche ſtanden halbgefüllte Gläſer und zwei Champagnerflaſchen. Auch ein Bündel gelber Roſen und ein paar rieſige wachsfarbene Äpfel lagen da, die mit den blinkenden Gläſern und Flaſchen und einem in langer Flamme brennenden Licht, zuſammengehalten gewiſſermaßen durch die Trübung des Zigarettenrauchs, ſich zu einem anmutigen Stilleben vereinigten.

Sie waren doch erſtaunt, die drei, ſich dem unerwarteten Gaſt gegenüber zu ſehen, der wie ein zürnender Engel des Paradieſes plötzlich vor ihnen ſtand, als wolle er ſie aus ihrem gemütlichen Winkelchen vertreiben. Rolf wenigſtens hatte in ſeinem Innern ein ſtarkes Gelüſte danach, und ſeine Augen mußten wohl einiges davon verraten. Gelächter und Unterhaltung ſtockten im Augenblick.

Magda fand zuerſt ihre Faſſung wieder. Mit ausgeſtreckten Händen ging ſie Rolf entgegen und zog den Widerwilligen in den munteren Kreis. Er mußte dann mittun und gab ſich auch Mühe, äußerlich wenigſtens ſeinem Mißvergnügen nicht Ausdruck zu geben. Aber die kluge Schauſpielerin forſchte doch ſo angelegentlich in ſeinen heute verſteckten Zügen, daß ſie wohl bemerkte, wie ſein Blick ſie ſtändig vermied. Ob das nun bloß ihre Eitelkeit verletzte oder wirklich ihre Seele beunruhigte, die Rolf ſich aufrichtig zugetan glaubte — genug, ſie ſtellte bald ein Manöver an, um das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Sie ließ ſich nämlich die Zeit ſagen, ſprang dann plötzlich auf und erklärte, es ſei alſo höchſte Eile, daß ſie dem Vater die Korrekturen auf die Redaktion nachſende; er habe ihr das aufgetragen, falls er nicht zeitig zurückkehre. Damit verſchwand ſie nach dem Hinterzimmer. Die beiden Fremden ergingen ſich noch in Ausbrüchen des Entzückens über Magdas liebenswürdiges und ſchalkhaftes Weſen, als nach ein paar Minuten Rolf mit einem zweimaligen langgezogenen „Herr Doktor“ nach hinten gerufen wurde. Zuerſt zögerte er, dem Sirenenruf Folge zu leiſten. Als aber der zweite kam und Magda hinzufügte: „Sie ſollen mir helfen“, da konnte er nicht widerſtehen und ging.

Sie ſtand am Tiſche in der nur von einem Licht erhellten hinteren Stube und wartete auf ihn, indem ſie, rückwärts geneigt, aufmerkſam in den dunklen Zwiſchenraum ſpähte, durch den er kommen mußte.

Er ſah ſie abſichtlich nicht an, als er herantrat und fragte: „Womit kann ich helfen?“ Dabei ſuchten ſeine Augen ſchon auf dem Tiſche nach den Druckſachen, von denen ſie geſprochen.

„Das war ja natürlich gelogen,“ ſagte ſie raſch, indem ſie ſich ihm näherte; „ich wollte dich nur allein ſprechen.“

Er erwiderte mit einem recht gleichgültigen „So?“ und ließ ſeinen Blick durch die halbdunkle Stube ſchweifen.

Das machte ſie ungeduldig. Sie zerrte ihn an der Hand und fragte halblaut: „Du biſt mir böſe? — Ja!“

Sie hatte ja ſelbſt ſchon ihre Frage beantwortet, er konnte alſo ſchweigen.

„Du — warum?“

Er antwortete noch immer nicht.

„Du ſollſt mir ſagen, warum?“ wiederholte ſie. „Weil ich mit denen da ſcherze? Laß mich doch! Es iſt ja nur Scherz — das wiſſen ſie auch. Ernſt mein’ ich’s ja doch nur mit dir!“

Damit hatte ſie ſeinen Nacken heftig zwiſchen ihre Hände genommen und zu ſich herabgebeugt, ſo daß er ſie küſſen konnte. Er erhob den Kopf ſofort wieder und vermied noch immer ihren Blick. Nun aber riß ihr die Geduld.

„Du ſollſt mich endlich anſehen, du ...!“ rief ſie, und ihre an ſeine beiden Arme gelegten Hände kniffen ihn jetzt, ſo daß es ihm weh tat. Nun erfüllte er ihr Verlangen.

Er ſah in dem hin und her zitternden Lichte die heute ganz dunkel leuchtenden Augen und die blonden Haare, über deren Wellenlinien die Glanzlichter hinhuſchten, ſo nahe vor ſeinen Blicken, daß aller Widerſtand ſchmolz und ſein Ingrimm einem ſchmerzlichen Ausdruck Platz machte, weil ein ſo reizvolles Geſchöpf, das er verehrte, ihn ſo zu kränken vermochte. Sie fühlte, daß ſie gewonnenes Spiel hatte, und fuhr ſchmeichelnd fort: „Ich hab' dir doch geſagt, ich will nicht ſo ein Duckmäuſer ſein! ich will das Leben beim Schopfe faſſen, und du haſt mir ganz zugeſtimmt damals. Was ärgert dich alſo eigentlich, da du doch weißt, daß ich dir gut bin?“

In dieſem Augenblick wurde mit vier Fäuſten gegen die Tür geklopft, die aus dem dunklen Alkoven nach vorn führte, und die beiden dort riefen dazu allerlei Worte, die man hinten nicht verſtehen konnte.

„Siehſt du — ſie haben Reſpekt vor mir!“ ſagte ſie mit einem Stolz, der ihm nicht ganz verſtändlich erſchien. „Sie wiſſen ganz genau, daß hinter der Tür da mein Bett ſteht — deshalb wagen ſie nicht einzutreten.“

Als aber gleich darauf wieder geklopft wurde und der Wollwarenhändler vernehmlich rief: „Wir gehen jetzt!“ da zog ſie es doch vor, das Licht zu löſchen, indem ſie dabei luſtig und frech nach vorn rief: „Geht nur!“

Dann aber, im Dunkeln an ihn geſchmiegt — diesmal jedoch war er es, der die Hände nach ihr ausſtreckte —, fuhr ſie nach ſeinem Ohre hin munter fort: „Siehſt du, ſo etwas macht mir nun Spaß! Daß die da vorn auf meine Küſſe brennen, und du bekommſt ſie hier heimlich im Dunkeln.“ Und Rolf nahm jetzt mutig, was er bekommen ſollte.

Als ſie eine halbe Minute ſpäter zuſammen in den Salon traten, war das Erſtaunen an ihnen beiden. Das Zimmer war leer — ſonſt ſtand und lag alles, wie ſie es verlaſſen — nur die gelben Roſen waren ſämtlich dicht hinter den Köpfen geknickt. Magda öffnete die Entreetür — Hüte und Mäntel waren verſchwunden; ſie rief nach dem Mädchen, auch die war fort.

„Wie findeſt du das?“ rief ſie lachend, indem ſie ins Zimmer zurücktrat und ſich wahrhaft beluſtigt in dem von der Hängelampe reichlich erhellten Raume rundum ſah. „Die Ratten haben das Schiff verlaſſen! Famos!“ Dazu klatſchte ſie in die Hände, hob den Saum ihres Kleides hoch empor, ſo daß ihre niedlichen koketten Stiefel zu ſehen waren, und wirbelte in toller Laune ſechsmal auf dem Abſatz herum. Endlich ließ ſie ſich von ihm feſthalten, trat an den Tiſch mit ihm, und als ſie ſich überzeugt hatte, daß die eine der beiden Flaſchen noch halb gefüllt war, fuhr ſie fort: „Nun komm, nun wollen wir's uns aber doppelt behaglich machen! Das Schickſal ſoll uns nicht umſonſt mit Sekt und Blumen in dieſer Zwei-Einſamkeit zuſammengeſperrt haben. Wenn wir das nicht benützten, hätte es ſeine Gunſt wirklich verſchwendet. Wir ſind nämlich ganz allein — Mutter iſt verreiſt — Vater kommt vor Mitternacht nicht nach Hauſe, und die Hanne hab' ich einer Kollegin heute zum Helfen ausgepumpt. Du ſiehſt, ſie hat ſich ſchon aus dem Staub gemacht. Das iſt doch Glück, was? Ich find's! — Du — ich find's! Und dafür will ich dich jetzt ſo lange küſſen, bis du mir wieder gut biſt, du Scheuſal!“

Damit ſprang ſie ihm wahrhaft an den Hals und machte ſich entſchloſſen ans Werk.

Nach einer Weile aber erklärte ſie, daß ſie nun auch leiblichen Hunger habe. Sie müſſe nachher ins Theater und käme alſo erſt ſpät zum Abendeſſen; er ſolle ihr helfen, etwas aufzutiſchen. Dann zog ſie ihn in der kleinen Wirtſchaft umher, in die Küche, nach der Speiſekammer, in das Hinterzimmer — bis ſie ſich einen beſcheidenen Imbiß zurechtgeſchafft hatten.

„Ich denke es mir eigentlich himmliſch, mit dir verheiratet zu ſein,“ ſagte ſie dabei, während ſie gerade in der Küche Eier zurechtmachte — „du biſt ſo anſtellig wie ein junges Mädchen. Hätteſt du wohl Luſt, meinen Mann zu ſpielen? Aber du müßteſt auch öfter kochen, wenn ich gerade keine Zeit habe. So etwas gehört auch dazu, das Leben beim Schopfe zu faſſen. Ich finde es zu dumm, wenn Menſchen immer darauf warten, daß ihnen andere ihr Glück zurechtbacken. Wir wollen ſchon allein damit fertig werden, was?“

Er küßte ſie ſtatt aller Antwort und flüſterte nur: „Ich ſeh' es zu gern, wenn deine Lippen ſich bewegen.“

Dafür dankte ſie ihm, da ihre beiden Hände gerade beſchäftigt waren, mit einem traulichen Ankuſcheln ihres Kopfes an ſeine Bruſt.

Als ſie nach einer Weile wieder vorn hinter ihren Sektgläſern ſaßen, nahm ſie plötzlich eine der geköpften Roſen in die Hand, und ſie ihm hinhaltend, ſagte ſie: „Glaubſt du wohl, daß ich jemals einen wirklich liebhaben könnte, der ſo etwas fertig bringt? Es ſind doch rohe Menſchen! Wie freue ich mich, daß ich ſie geärgert habe!“

Rolf hatte nur ihre erſten Worte gehört. „Wen könnteſt du denn wirklich liebhaben, Magda?“ fragte er nach einer Pauſe und ſah forſchend nach ihren Augen hinüber.

Sie hatte ſich weit in das Sofa zurückgeſetzt und ihre faſt wagerecht ausgeſtreckten Füße gegen ſeinen Seſſel geſtemmt, ſo daß ihre blanken Stiefelſpitzen ihn hin und wieder berührten.

Dabei zupfte ſie, ohne aufzuſchauen, die Blätter der Blume aus, die ſie noch in der Hand hielt, und ließ ſie nachläſſig langſam vor ſich niederfallen. Und als ſie damit fertig war, nahm ſie die zweite und machte es ebenſo, und dann die dritte und alle, alle — bis ſich im Schoße ihres ſchwarzen Kleides ein großer Haufen von hellgelben Blättern türmte.

„Wen ich liebhaben könnte ...?“ hatte ſie wie im Selbſtgeſpräch zu Anfang noch gefragt, und er hatte hinzugeſetzt: „Ja, ſo lieb — daß du dein ganzes Leben mit ihm teilen möchteſt — und nie aufhören, ihn zu lieben!“

Darauf aber war keine Antwort gekommen, und auch er hatte nur intereſſiert zugeſehen, wie ſie ein Blättchen nach dem anderen abzupfte und ſchließlich die Hände müde in den Schoß und den Kopf nach hinten überfallen ließ, ſo daß er unbeweglich auf der Rücklehne ruhte. Und dabei war ihm durch den Sinn gegangen: Vielleicht iſt die da vor dir die einzig Ehrliche, daß ſie auf ſolche Frage keine Antwort geben mag; vielleicht gibt es gar keine Liebe von der Art, wie du da eben ſagteſt — dich wenigſtens hat das Leben ja auch noch nicht darüber belehrt. Aber wenn es ſo war, galt es dann nicht erſt recht, es feſtzuhalten, wo es ſich ſo auserleſen ſchön und verlockend dem Menſchen bot, wie lang oder kurz es auch ſein mochte?

Merkwürdig, wie ſtark dein Kopf immer bei deinen Gefühlen beteiligt iſt, ſprach etwas dazwiſchen. Mag das wohl auch ſo eine beſonders ungünſtige Veranlagung bei dir ſein? Aber nein, er wollte nicht zum Sklaven ſolcher Veranlagung werden, nicht immer dem kühlen Verſtande gehorchen. In die Arme dem Leben! In die Arme ſeinen Gefühlen!

Und Rolf ſprang auf, breitete ſeine Arme aus, warf ſich vor Magda nieder, barg ſein heißes Geſicht in den kühlen Blumenblättern, beugte ſich ganz herab und küßte ihre Füße und flüſterte unſinnige, verliebte Worte, die des Mädchens empfänglichen Sinn umwanden wie Roſenketten, voll von berauſchendem Liebesduft und ſo innig, wie ſeine Arme jetzt ihre Beine umſchlangen. Nichts als der brennende Wunſch, dies ſchöne Geſchöpf ganz zu beſitzen, war in dem Augenblicke in ihm lebendig. So ſchloß er das Leben ans Herz, nach dem er ſo heißhungrig verlangte.

Eine Stunde ſpäter begleitete er ſie noch ins Theater, und es wurde ihm unſäglich ſchwer, von ihr Abſchied zu nehmen, ſo nah fühlte er ſich jetzt mit ihr verbunden. Auch ſie ſchien nur mit zuckendem Herzen ſich von ihm zu trennen — ihr letzter Kuß brannte ihm wie ein Schmerzgefühl auf den Lippen.

Rolf vermochte einſtweilen nicht nach Hauſe zu gehen an dieſem Abend. Er beſuchte das Theater, obwohl da ein Schmarren gegeben wurde, in dem Magda nur eine kleine Rolle hatte, ſo daß ſie nur ſelten für kurze Zeit auf der Bühne erſchien. Aber doch konnte er ein fortgeſetztes Staunen darüber nicht loswerden, daß das heißfühlende Menſchenkind, welches er eben mit klopfendem Herzen in ſeinen Armen gehalten, dieſelbe Perſon ſein ſollte wie die alberne junge Witwe, die da auf dem bretternen Gerüſt vor ihm unter dem Beifall eines allzu beſcheidenen Parketts ihre dummen gefallſüchtigen Späße trieb.

Es war ihm faſt eine Wohltat, als die Vorſtellung zu Ende ging. Er wollte Magda nicht mehr ſprechen. Jedes Wort hätte das magiſche Netz nur zerreißen können, in das er wie in einen Zauber ſeit einigen Stunden eingeſponnen war. Er wollte ſie nur von weitem noch einmal ſehen, um, den geliebten Anblick vor Augen, ſeinen nächtigen Gang anzutreten. So wartete er hinter dem Theater in ziemlicher Entfernung, bis ſie kam. Sie kam auch. Aber ſie kam nicht allein. Sie war zwiſchen zwei Herren. Und wie mußte er erſtaunen, als er bei näherem Zuſehen ihre beiden heute nachmittag ſo übel behandelten Freunde erkannte.

Da wandte er ſich ab, und es war, als ob er innerlich etwas entzweiriß. Nein — für die Rolle war er ſich doch zu gut! —

Auf der nächtigen Chauſſee ſchritt er ſtarren Blickes und mit feſt aufeinander gepreßten Lippen. Es iſt aber anzunehmen, daß die alte Remterſtube im Pfarrhauſe noch nicht ſo verzweifeltes ſtummes Weinen gehört hatte, wie in jener Nacht.

Am nächſten Morgen, als er abſichtlich nur eben noch ſo zeitig, daß er ſein Frühſtück hinunterſtürzen konnte, am Eßtiſch unten erſchien, war das erſte, was er empfand, daß Hildegard ihm einen beſorgten Blick zuwarf. Er wünſchte jeder Frage zu entgehen, aber ſie hatte ſich entſchloſſen in die Tür geſtellt, und als er hinter den Knaben als letzter hindurch wollte, redete ſie ihn mutig an: „Was iſt Ihnen, Rolf?“

„Nichts, was ſoll mir ſein?“ entgegnete er mit ausweichendem Blick. „Laſſen Sie mich durch, bitte, der Wagen wartet.“

„Nicht eher, als bis Sie mir ſagen — Sie haben geweint ... ich hab's gehört heute nacht ...“

Er ſchwieg und wandte den Kopf zur Seite.

„Hab' ich Sie verletzt, Rolf? — Rolf!“

Jetzt ſah er ſie an — mit ſo einem traurigen Blick, daß auch ihr ganz mutlos wurde und ſie die Augen ſenkte.

„Ich bin's ja nicht wert, Hildegard! ich bin ja Ihr Mitleid nicht wert! Ich bin ja ſo ein ſchlechter Menſch!“ brachte er mühſam hervor; und dazu preßte er krampfhaft ihre Hand und drängte ſich an ihr vorbei ins Freie.

Eine halbe Minute darauf rollte der Wagen davon. Hildegard aber legte die Hand auf die Stirn und atmete ſchwer. Eigentlich wußte ſie nicht, was ſie ſo entſetzlich bedrückte. Aber ſie fürchtete inſtinktiv, daß der geſtrige Tag ſie um das Liebſte gebracht habe, was ſie auf der Welt beſeſſen!

In den nächſten Tagen und Wochen vermied Rolf ſie gefliſſentlich, und ſie, die es empfand, drängte ſich nicht in ein Vertrauen, das ihr vorenthalten wurde. Da er ſelbſtverſtändlich auch die einſt ſo gern wiederholten Beſuche in der Stadt aufgegeben hatte, ſo vereinſamte er in dieſer Zeit mehr und mehr. Aber das war ihm Bedürfnis und Wohltat und brachte ihm überdies noch Gewinn, denn deſto eifriger konnte er ſich jetzt ſeinen Studien widmen, die um ſeiner ſeeliſchen Beziehungen willen hintanzuſetzen er ſchon ein paarmal drauf und dran geweſen war.

In der ſeeliſchen Mißvergnügtheit, die das Geſtirn war, unter dem ſein Leben jetzt ſtand, wandelte ihn eines Tages das Verlangen an, ſeinen alten Freund und Gönner, den Raritätenhändler in der Bulatengaſſe aufzuſuchen. Er wollte wenigſtens ſehen, ob er noch lebte, und er hoffte heimlich, aus der Erinnerung an jene mutfrohen Zeiten, die ihn einſt ſo manches Mal in den dunklen Laden geführt hatten, vielleicht auch einige Stärkung oder Tröſtung für ſeine jetzigen Tage mitnehmen zu können.

Er fand, den er ſuchte, in der Nähe eines beinahe glühenden eiſernen Ofens, wie einſt über einem halb zerfledderten Buche ſitzend, bei einer ſchlecht brennenden Lampe im hinterſten Teil ſeines engen Ladens. Er ſchien noch krummer geworden und um vieles älter. Es wurde ihm augenſcheinlich ſchon ſchwer, ſich von ſeinem Sitze zu erheben und dem Fremden entgegenzugehen. Der braunrote Schal um den Hals war noch der alte — aber ſtatt des Käppchens bedeckte den Kopf eine dicke, in unförmliche Geſtalt gezogene Entoutcasmütze.

Rolf ſtreckte ihm mit ein paar herzlichen Worten die Hand entgegen und fragte ihn, ob er ihn wohl noch kenne. Der Alte, der auf ſeinen ſchwachen Füßen zuerſt einen Schritt zur Seite getaumelt war, ſtand nun, die Hände mit ausgeſpreizten Fingern ins Kreuz geſtemmt und den Kopf auf die Seite gelegt, krumm wie ein Fiedelbogen vor ihm und ſah ihn mit einem Auge — das andere hing jetzt vollſtändig zu — zwinkernd eine Weile an. Dann kam ihm wohl die Er=

innerung, er nannte Rolfs Namen und lud ihn auf einen Armſeſſel, der dicht neben ſeinem Stuhle ſtand, zum Sitzen ein. „Erweiſt mir der gelehrte Herr auch noch einmal die Ehre?“ begann er dann in einem Tone, dem Rolf deutlich die Ironie anhörte. „Hätt' ich gar nicht mehr erwartet! Aber ich ſehe, der Herr iſt Doktor geworden, nicht wahr? Hat ſo einen gelehrten Zug um die Augen, den Zug der Weiſen, ſitzt vielleicht ſchon auf einem hohen Stuhle, den Herren Profeſſores zunächſt, hat den göttlichen Platon in- und auswendig ſtudiert und verachtet gemeine Erdenmenſchen. Iſt auch eine Wiſſenſchaft und wird mit Gründlichkeit auf hohen Schulen gelehrt.“

Wie ein Wechſelbalg, wie irgend ein Märchenunhold, der plötzlich der Erde entſteigt, um den armen Menſchen zu peinigen, der ihm begegnet — ſo kam Rolf der Krumme vor, während er mit ſolchen höhniſchen Worten und Blicken ihm wie mit Krallen in ſeinem Inneren wühlte. Aber Rolf war der Schmerz Labſal — er empfand, daß er ihn verdient hatte. Wie wenig war aus den guten und hohen Vorſätzen geworden, mit denen er einſt unter dieſes Mannes Augen hinausgeſegelt war aufs Meer ſeines Lebens! Den Weg zur Hölle hatten ſie ihm gepflaſtert, der ihn vor Magdas und Hildegards Schwelle geführt. Wie ein weiches, aber vielumſchlungenes Seidenband hatte ſich die ſtille Liebe zu der reinen Hildegard um ſein Herz gewunden, und wie eine Spinne ſaß ihm die Leidenſchaft für die andere im Nacken.

Er ſeufzte, begann ſich ſelbſt zu verhöhnen und ſuchte des anderen Pfeile nur noch tiefer zu bohren. Dann, als der Krumme ſich zugänglich zeigte, begann er zu beichten und klagte ſich an ob ſeiner Treuloſigkeit, daß er die Wiſſenſchaft um der Menſchen wegen ſo oft verraten habe, und verſchwieg auch nicht, daß er in ſeinem Lebenshunger es fertig bekommen habe, ſeine Seele an einen vertrunkenen Pfarrer zu hängen und gleichzeitig eines frommen Pfarrerstöchterleins und einer loſen Perſon Freund zu ſein. Die Ehrlichkeit, mit der er das alles vorbrachte, und die immer wieder dazwiſchen anklingende Frage, wie es nur möglich ſei, daß ein ſtrebender Menſch ſo in die Irre geraten könne, und ob der Krumme vielleicht einen Rat wiſſe, ihn wieder auf den richtigen Weg zu bringen, erweckten das Mitleid des ſo plötzlich als Lebensweiſen angerufenen Alten. Auch wuchs dieſer wohl vor ſich ſelber mit der Rolle, die ihm da ſo unvermutet angetragen wurde. Es war ſicher noch nicht vorgekommen, daß er, der vom Leben verſtoßene, geächtete alte Handelsjude, von einem, der in ſeinen Augen für die Höhen des Lebens beſtimmt ſchien, als Seelenretter angerufen wurde.

Nach einigem Hin- und Herrutſchen auf dem alten Polſterſtuhl, in dem das ſchiefe Männchen faſt zu verſinken ſchien, ſagte er ſchließlich mit einem ungewohnten Aufreißen beider Augen und einer Stimme, die beinah abſichtlich geheimnisvoll klang: „Ja, vielleicht könnte ich Rat wiſſen. Aber hat der Herr auch Vertrauen zu mir?“ Und dann, ohne erſt Rolfs Antwort abzuwarten, kramte er umſtändlich im unterſten Fache des Schreibtiſches, an dem er ſaß, und holte daraus einen Pappkaſten hervor, den er vor ſich hinſtellte. Als er den Deckel öffnete, kam ein ſeltſames Inſtrument zum Vorſchein, ein fächerförmiges Holzbrett, das im oberen Halbkreis die Buchſtaben des Alphabets aufwies, während ein in der Mitte des unteren Randes angebrachter leicht ſchwankender Zeiger über die Buchſtaben hin und her bewegt werden konnte.

„Was iſt das?“ fragte Rolf faſt gleichgültig.

„Der Weiſe im Inneren,“ verſetzte ernſthaft der andere. „Der Herr braucht nur die Hand hier auf den Zeiger zu legen, und der Weiſe bewegt ihn von ſelbſt und ſchreibt ſeine Befehle.“

Rolf lachte auf: „Hokuspokus! Danach ſteht mir wahrhaftig nicht der Sinn heute!“

Der Alte legte gekränkt und wie ſchützend zugleich die welke Hand über das geſchmähte Holz. „So hab' ich auch einſt gedacht,“ ſagte er mit einem ſtrafenden Blick aus ſeinem einen Auge, „und bin doch ſehr anderen Sinnes geworden! Was gewöhnlich aus uns ſpricht, iſt immer nur der Allerweltskluge im Kopfe, und die meiſten Menſchen wiſſen nicht einmal, daß es auch einen anderen daneben gibt; durch dies Holz aber redet der Weiſe im Inneren, und das allein iſt der wahrhaft Kluge!“

„Das klingt ja ganz ſchön,“ erwiderte Rolf einlenkend, „mag auch was Richtiges dabei ſein — aber dies Holz da — das iſt doch Hokuspokus und Aberglauben.“

Wieder machte der Krumme ſeine ſchützende Handbewegung über das Schickſalsholz. „Schön!“ verſetzte er dann und ſah ſein Gegenüber faſt mit triumphierender Miene an, wobei das Lid des einen Auges wieder blitzartig emporſchnellte. „Schön! Und wenn! Glaubt der Herr, daß ein Aberglaube eine weniger reale Kraft iſt als der Glaube, vor dem ihr doch alle ſolchen Reſpekt habt, weil er Berge verſetzen kann? Ihr könnt ihn nicht wegdeuteln — er iſt da und beeinflußt euer Fühlen und Denken. Und der Sinn von beiden iſt doch ſicher der gleiche: unſer irdiſches Leben an unſinnliche Vorſtellungen und überirdiſche Lenkungen zu knüpfen. Sehe der Herr, ich weiß von dem Aberglauben mein perſönliches Stückchen zu erzählen. Ich bin in meinen jungen Jahren ein ſo großer Skeptiker geweſen wie einer, wie der Herr ſelbſt. Mein Vater war Rabbiner in einer kleinen Stadt ... ich verachtete alles, was Glauben hieß, ſehr; ich war damals dreizehn Jahre alt, und wohl ſchon ſo ketzeriſch auf die Welt gekommen. Wiſſen Sie, was ich tat? Ich nagelte zum Purimfeſt heimlich in aller Frühe die Synagogentür zu. Dann kroch ich raſch wieder ins Bett, um es nicht geweſen zu ſein. Denn Sie können das Hallo ſich denken, das der freche Streich hervorrief. Was aber tat der naſeweiſe ketzeriſche Bengel daneben? Weil ich wußte, daß nach unſerer alten Uberlieferung die Geiſter unter dem Bett hauſen und ſich mit Hühnerfüßen zeigen, ſo ſtreute ich vorſorglich Sand unter mein Bett, daß ich auch morgens deutlich ſehen könnte, ob nicht doch vielleicht Rachegeiſter dageweſen. Und als ich aufſtand, nahm ich gleich einen tüchtigen Satz aus dem Bett, um nicht etwa in ihre Schlingen zu fallen. Sehe der Herr, ſo tat ein dummer Junge damals; aber ich kann nicht verbürgen, daß ich nicht eines Tages wieder mal was ähnliches vollführen würde. Und dies Holz hier hat ſeine Kraft ſchon einmal erprobt,“ ſchloß er, indem er eine ſtreichelnde Bewegung über das Brett machte.

Rolf war bei dem wunderlichen Gemiſch von Vernunft und Unſinn ſelber ganz wunderlich zumute geworden. „Wie denn erprobt? Was ſoll das heißen?“ fragte er unſicher.

Der Alte dämpfte jetzt ſeine Stimme zu einem heiſeren Flüſtern, während ſein Kinn mit dem immer noch ſchiefſtehenden Henriquatre ihm tief auf die Bruſt ſank. „Ich hatte einmal eine Tochter — ein Goldkind ... mit Engelsaugen ... zu ſchön für dieſe Welt ... ſie haben ſie mir von der Seite geriſſen und in ein ſchlimmes Haus gebracht. Der Weiſe hat mir geſagt, ich würde ſie nicht wiederſehen ... er hat recht behalten ... ſie iſt in Rußland verſchollen. Und eine Braut, die in Herzensnöten zu mir kam und nach ihrem Verlobten fragte, erfuhr durch den Weiſen, daß ihr Geliebter in Sibirien von den Wölfen zerriſſen ſei ... ein Jahr ſpäter hatten wir die Nachricht.“

Unter ſolchen Worten hatte er Rolf das geheimnisvolle Inſtrument hingeſchoben, ſeinen Arm ergriffen und ihm leiſe die Hand auf den Zeiger gelegt. Rolf entzog ſie ihm jetzt nicht, aber bei aller Freidenkerei hatte er doch ein wunderliches Gefühl, als er in dem halbdunklen Raum zwiſchen den verſtaubten ſeltſamen Geräten, die auch hier von Decke und Wänden herniederhingen, dem abenteuerlichen gnomartigen Alten gegenüber, der zugleich wie ein Weiſer und ein Narr ſprach, an ſeiner feſten warmen Handwurzel die Berührung mit dem unſicher hin und her ſchwankenden Zeiger verſpürte. Etwas wie eine Herausforderung ſeines Schickſals, wie eine Vergewaltigung der Zukunft ſchien ihm doch darin zu liegen, und ſchon darin fühlte er eine unwillkommene Beſtätigung deſſen, was der Alte eben über abergläubiſche Regungen geſagt, über die er noch vor drei Minuten ſich ſo gänzlich erhaben gefühlt. Der Krumme zögerte inzwiſchen nicht, durch loſes Auflegen ſeiner Finger über den Rücken von Rolfs Hand dieſe in eine Bewegung zu verſetzen, von der Rolf beim beſten Willen nicht zu ſagen vermocht hätte, ob ſie willkürlich oder rein zufällig war. Jedenfalls aber vermochte er der Schnelligkeit des Alten, mit der dieſer den Geheimſpruch buchſtabierte, welchen der Zeiger wies, nicht zu folgen.

„O Menſchenherz — o Mühlenſtein!“ war die Löſung, die der Alte dem Holze ablas.

Rolf war ordentlich erleichtert, als er bei dieſem, wie ihm ſchien, eher burlesken als grauslichen Ende anlangte, und lachte leicht auf, indem er ſich in ſeinen Sitz zurücklegte. „Na, das iſt was Rechtes!“ meinte er ironiſch.

Der Alte aber, der ſofort mit liebevoller Sorgfalt den „Weiſen“ wieder zu verpacken begann, blieb ſehr ernſthaft und entgegnete mit einer Verwunderung, die darauf angelegt ſchien, ſein Gegenüber zu kränken: „Kennt denn der Herr den ſchönen Spruch nicht, den der Weiſe meint?“

„Welchen Spruch? — Vom Mühlrad im Kopfe? Kann wohl auch mal im Herzen herumgehen!“

„Freilich, freilich!“ kam eilfertig und belehrend die Antwort des Alten. „Aber er lautet viel ſchöner und klüger:

Ein Mühlſtein und ein Menſchenherz
Wird ſtets herumgetrieben —
Wo beides nichts zu reiben hat,
Wird beides ſelbſt zerrieben!

Iſt das ſo ſchlechte Weisheit?“ Und er tauchte wieder hinter dem Schreibtiſch hervor, wo er ſein Inſtrument inzwiſchen ſorglich in Verwahrung gebracht hatte.

Rolf hatte plötzlich aufgehorcht und ſah bei den Verſen mit ungeheucheltem Intereſſe dem Alten ins Geſicht. „Es ſtimmt wirklich — wenigſtens für früher,“ verſetzte er nachdenkend. „Da trug mein Herz keine Frucht, ich hatte den Mut und vielleicht die Kraft nicht, etwas auf meine Mühle zu nehmen — und da bin ich jahrelang buchſtäblich zerrieben worden vom Leben — ohne irgendeinen Gewinn, ohne Ausbeute. Ja, ja, es ſtimmt ſchon! Aber jetzt, wo ich ſo ganz andere Einſicht gewonnen habe und ſo ganz anders lebe ...“

„Da ſoll der Herr ruhig ſeinen Mühlſtein reiben laſſen, was ihm dazwiſchen gerät,“ fiel ihm der andere ins Wort. „Auf ein kleines Frauenzimmer mehr oder weniger in der Welt kommt es nicht an — die werden doch der Welt keine Dienſte leiſten; ſie laſſen ſich verführen, gebären im guten Fall Kinder und ſind dann für die Männer verſchollen. Aber wohl kommt es darauf an, daß ein Menſch, der hinauf will auf die Höhen, wo die großen Werte der Menſchheit wohnen, ſein Herz nicht zerreiben läßt an dem kleinen Drum und Dran ſeines Lebens!“

Rolf konnte nicht anders, er ſprang auf und drückte mit beiden Händen die kraftloſe Rechte des wunderlichen Sprechers. Er bildete ſich in dem Augenblicke wirklich ein, der Alte habe ihm geholfen. Was konnte der von ſeiner ſelbſtgebildeten Weisheit wiſſen? Aber wenn ſeine halbklugen Worte ſo gut dazu paßten, warum ſollte er ſich's nicht zu Gemüte nehmen? Es war dann doch auch ſo gut wie auf ſeinem eigenen Acker gewachſen. Wohlan, alſo vorwärts! Beſſer reiben, als ohne Korn auf ſeiner Lebensmühle ſelbſt nutzlos zerrieben werden!

Als Rolf von dieſem Beſuche nach Hauſe kam, konnte er zum erſtenmal wieder Hildegard mutig ins Angeſicht ſehen. Es war zwar nicht jener unbewußt den Himmel ſuchende Blick, mit dem er anfangs in ihre Augen geſchaut, es war jetzt ein irdiſcherer Glanz ihm beigemiſcht, der nicht mehr nur anbeten, der beſitzen wollte — aber er war doch noch voll einer ſtillen Zärtlichkeit und voll heimlicher Hingebung, und Hildegard empfand nur dieſe, empfand ſie nur wie die Wiederkehr eines ſchon verloren geglaubten Glückes.

Es waren die kalten Wintertage jetzt gekommen, anfangs mit vielem Schnee und dann mit ſtarkem Froſt und häufigen Winden aus den ſibiriſchen Steppen. Im Pfarrhaus, deſſen ringsum freiſtehende Wände jedem Wetter ausgeſetzt waren, empfand man es nicht ſehr behaglich an ſolchen Tagen. Fenſter und Läden ſchloſſen nicht allzufeſt mehr, und auch die Öfen taten nur eben noch ihre Schuldigkeit, wenn man in einiger Nähe verweilte. Man mußte manchmal froh ſein, wenn die gleichmäßig ſtrahlende Wärme einer Lampe um den Tiſchplatz einen behaglichen Umkreis verbreitete. Das aber konnte man beſonders jetzt im Pfarrhaus brauchen. Denn es gab neuerdings für einen Teil ſeiner Bewohner öfteren Anlaß zu abendlichen Beſprechungen. Bald nach Neujahr war nämlich die ſilberne Hochzeit der Eltern, und dazu wollten die Mädchen allerlei Aufführungen und Feiern veranſtalten, bei denen natürlich Rolf ihnen helfen mußte. Dazu kam noch die herannahende Weihnachtszeit mit den vielfach herzurichtenden Geſchenken und Handarbeiten, die im geheimen vor den Blicken der Eltern und der Brüder erſt abends ſpät vorgenommen werden durften und dann oft bis tief in die Nacht fortgeſetzt wurden. Kurz — Rolf leiſtete den Mädchen jetzt häufig Geſellſchaft, ſei es, daß er ihnen vorlas oder mit ihnen plauderte, oder daß ſie gemeinſam ihre geplanten Veranſtaltungen beſprachen. Die ſtille Zugehörigkeit Rolfs bei ſolchem faſt allabendlichen Beiſammenſein ſchien allein ſchon Hildegard zu beglücken. In ihren Augen leuchtete jetzt oft eine heimliche Heiterkeit, der ſie ab und zu in kleinen Späßen unſchuldigen Ausdruck lieh, und Rolf fühlte wohl, daß er nicht ganz außer Beziehung war zu ihrem ſtillvergnügten Gebaren. Er empfand ja ähnlich wie ſie: auch ihm war es Befriedigung und Genuß zugleich, wenn er über den Tiſch dem emſigen Spiel ihrer Finger zuſchauen konnte, die vor ſeinen Blicken irgendeinem geſtickten oder geſtrickten Machwerk zum Entſtehen verhalfen, und auch er fühlte ſich ſchon belohnt, wenn er zwiſchen Rede und Gegenrede, zwiſchen Scherzwort und Schweigen dann und wann einen vertrauten Blick aus Hildegards blauen Augen auffangen durfte.

Die Morgenfahrt nach der Stadt begann jetzt ſtets noch in voller Dunkelheit, und jeder von den Inſaſſen der alten Klunkerkutſche ſuchte dabei an Decken und Hüllen ſein wohlgemeſſenes Teil zu erhalten. Dazu war man im Pfarrhauſe auf den geiſtreichen Einfall gekommen, zum Schutze der Finger gegen die empfindliche Morgenkälte, die auch vor Fauſthandſchuhen nicht Halt machen wollte, in die Hände jedes Mitfahrenden heiße gebratene Äpfel zu tun, die eigens für den Zweck in der Küche hergerichtet wurden und ſchon in aller Herrgottsfrühe einen lieblich ſchmorenden Obſtduft durch das ſchlafende Pfarrhaus verbreiteten. Ein einfaches Mittel und eine Sache ſo angenehm wie nützlich zugleich. Denn es verſtand ſich von ſelbſt, daß dieſe nach der halbſtündigen Fahrt immer noch warmen Äpfel kurz vor Toresſchluß oder vielmehr kurz vor Schulhausöffnung noch raſch in den Magen desjenigen Mitfahrenden, dem ſie eben als handgreifliche kleine Öfen gedient hatten, verſchwanden. Natürlich bekam auch Rolf ſeine Äpfel mit, aber die Wahrheit zu ſagen, lag ihm doch mehr an der kleinen weißen Hand, die, aus dem dunklen, über Kopf und Schultern geworfenen Tuch hervorſchlüpfend, ihm die heißen Evaspfänder hinaufzureichen pflegte, wenn er ſchon im Wagen ſaß, und die er im Schutze der dezemberlichen Dunkelheit und unbeobachtet von den um ihre Decken beſorgten Knaben immer ein wenig länger als nötig in der ſeinen behalten durfte.

So kam das Weihnachtsfeſt heran, ein friedliches, frommes Feſt diesmal — ſtill nach außen, denn es war in all den Tagen niemand dabei, der nicht zum Pfarrhaus gehörte, aber voll unendlichen fröhlichen Jubels des jungen Volkes und auch für Hildegard und Rolf voll eines unendlichen, heimlichen Glückes — denn ſie wußten ja beide längſt, daß ſie in reiner, aufrichtiger Liebe ſich zugetan waren, und ſie empfanden inſtinktiv, daß ſolche feſtlichen Tage mit ihrem außerweltlichen Schimmer neben all dem blinkenden Weiß draußen, das unter dem blauen Himmel jetzt ſo feierlich die Erde bedeckte, nur dazu angetan waren, ihre Seelen noch unlöslicher miteinander zu verbinden.

Und dann kam auch der Tag der ſilbernen Hochzeit, ein Tag voll erfreulichſter Unruhe und Bewegtheit. Da gab es ein großes Weſen im Pfarrhaus vom frühen Morgen an, wo die Schulkinder ihr Ständchen brachten, bis zum ſpäten Abend, wo die lang vorbereiteten Aufführungen ſtattfanden und die zahlreich erſchienenen Gäſte nur langſam und ſchwer ſich zum Aufbruch entſchließen konnten. Alle Räume waren mit Tannenreiſern feſtlich geſchmückt, und überall roch es nach friſchgebackenem Kuchen, daß es nur ſo eine Art hatte, und daß die Knaben noch zwanzig Jahre ſpäter davon zu erzählen wußten, wie prachtvoll es an jenem Tage bis in die kleinen verſchwiegenſten Räume im Hauſe geduftet habe. Am Vormittag ging es noch glimpflich her — aber zu Tiſch waren ſchon einige Verwandte erſchienen, ſo daß die Tafel um ein Gutes verlängert werden mußte. Jetzt, nach dem Mittagseſſen, gab es eine kurze Ruhe vor dem Sturm — denn zum Kaffee wurden die eigentlichen Beſuche erwartet. Die Anweſenden, voran die Hauptbeteiligten, ſuchten ſich ruhige Eckchen im Hauſe auf, wo ſie durch eine kleine Stunde Schlafs Stärkung gewinnen könnten für die zweite Hälfte des Tages. Rolf und Hildegard waren nicht unter dieſen. Wie auf Verabredung fanden ſie ſich vielmehr plötzlich vor der Haustür auf der Eſtrade, und ein kurzer gegenſeitiger Blick genügte zur weiteren Verſtändigung. Sie ſtiegen in den Garten hinab, der ſilberweiß blinkend in der ſchrägen winterlichen Nachmittagsſonne einladend vor ihnen lag. Es war windſtill, und ſie brauchten ſich nichts umzunehmen. Sie blickten auch nicht um, ſolange ſie vom Hauſe aus geſehen werden konnten, denn ſie wußten gut, daß da heute keiner Zeit hatte, auf ſie aufzupaſſen. Als ſie aber in den ſeitlich gelegenen Gang eingebogen, da ſtreckte Rolf ihr im Schreiten ſeine herabhängende offene Hand hin, und ſie legte ohne Beſinnen ihre linke hinein. So ſchritten ſie Hand in Hand weiter, und ein ſtilles Blicken hin und wieder war das ganze Geſtändnis, das ſie ſich zu machen hatten. Aber in des Mädchens Augen lachte es leiſe vor heimlicher, unausgeſprochener Seligkeit, und auch in den ſeinen leuchtete es vom Widerſchein eines in der Stille befriedigten Glückes. Sie ſprachen nicht viel auf dieſem Gange — höchſtens daß ab und zu eines an einen Sommer- oder Herbſttag erinnerte, wenn ſie zu Stellen kamen, wo ſie einſt dies oder jenes zueinander geſagt oder gar ein kleines Erlebnis zu verzeichnen hatten.

„Und auch da oben!“ ſagte nach längerem Schweigen Hildegard, indem ſie nach der Höhe des Kirchturmes emporſah, dem ſie ſich hier genähert hatten.

„Als wir über den Nebel der Welt hinauskommen wollten!“ ergänzte er.

Jetzt ſah ſie ihn faſt bekümmert an. „Ach, Rolf — wenn Sie das könnten!“

Er verſuchte zu ſcherzen, ſie aber fuhr ernſthaft fort, und ſie ſeufzte hörbar dabei: „Ich glaube, das können Sie nie mehr!“

„Aber wieſo denn nicht?“ warf er ungeduldig ein.

„Sehr einfach, weil Sie nicht unſeren Glauben haben — weil Sie nicht an Gott und an unſeren Herrn Chriſtus glauben und ans Jenſeits.“

„Woher wiſſen Sie das alles? Ich hab' doch nie verſucht, Ihren Glauben anzutaſten, Hildegard!“

„Das nicht, aber das fühlt man ſo!“ ſagte ſie hoffnungslos.

Darauf wußte er im Augenblick nichts zu entgegnen. Im Weiterſchreiten jedoch begann er: „Halten Sie es aber nicht doch für das richtige, im Verhältnis von Menſch zu Menſchen ſich allein vom Gefühl leiten zu laſſen? Wenn das einmal geſprochen hat, warum ſoll man dann noch nach anderem fragen, und mag's ſelbſt der Glaube ſein! Meinen Sie nicht auch, Hildegard?“

Sie zögerte mit der Antwort. „Ich weiß nicht, vielleicht —“ ſagte ſie endlich ein wenig unſchlüſſig. „Aber ich meine, es müßte noch etwas anderes geben, wonach wir uns richten können. Man hat doch auch für Schlechtes Gefühle und für die Sünde, ſonſt wäre ſie doch nicht ſo mächtig auf der Welt. Und wenn wir uns nicht nach der Bibel richten … dann weiß ich nicht weiter.“

Jetzt wurde er warm: „Hildegard — ich mag das nicht glauben. Ein echtes inneres Gefühl muß recht behalten! Was ſollte ich von unſerem Schöpfer halten, wenn er uns ſo ganz mit falſchen Gefühlen durchtränkte? Nein! Noch bin ich nicht davon überzeugt, daß die Glocke dort oben unrecht hat! Nur wer mit echtem, heißem Gefühl ſich an das Leben hingibt, ihm ſo nahe zu kommen ſucht als möglich, ja, wer ſich ſelbſt aufgibt, um jenes aus der Hand des Schöpfers zu empfangen — nur der erhebt ſich zu dem Leben, für das der Menſch beſtimmt ſein muß — das iſt meine Meinung!“

„Wie gern wollte ich, daß Sie recht behielten,“ entgegnete ſie mit ihrer kleinen, ſpröden Stimme. „Ich glaub's freilich nicht!“ ſetzte ſie noch mit einem Seufzer hinzu.

Sie waren jetzt ſchon in der Nähe der alten Linde.

„Aber darum kein Zwieſpalt zwiſchen uns — nicht wahr, Hildegard?“ fragte er eindringlich, indem er ihre beiden Hände ergriff und ſie näher an ſich heranzog.

Sie ſchüttelte den Kopf und verſetzte einfach: „Nein! Darum nicht, Rolf!“

Zur Kaffeeſtunde kamen ſie denn wirklich alle an — das ganze Paſtoralkränzchen der Diözeſe und manche Pfarrer darüber hinaus. Die Stuben vorn waren faſt zu klein, um alle die Gäſte aufzunehmen. Und dennoch war es gar nicht laut von den vielen Menſchen. Es herrſchte eine gemeſſene Fröhlichkeit und ein gedämpfter Unterhaltungston, wie er ſich für ſo ein geiſtliches Haus wohl ſchickte. Dabei wurde nicht wenig geſprochen, im Gegenteil, die redegewandten Zungen liebten es nicht, zu ſchweigen, und es war keiner dabei, der geſonnen war, ſein Licht unter den Scheffel zu ſtellen. Auch an offiziellen Reden gab es keinen Mangel, die ganze Zeit über. Schon beim Nachmittagskaffee war damit begonnen worden, als der Herr Ephorus mit dem Teelöffel an ſeine volle Taſſe geklopft hatte — es klang freilich nicht beſonders ſchön, ſondern eher nach Blech; aber der Redner ſagte auch gleich, er hoffe, daß aus dieſem Tone nicht voreilige Schlüſſe würden gezogen werden auf das, was er heute zu ſagen habe. Die Rede ſelbſt war dann ziemlich länglich ausgefallen — aber in den Augen der Amtsbrüder hatte ſie den Vorzug, daß ſie nun auch allen anderen geſtattete, nicht allzukurz ſein zu müſſen.

In der Tat wurde beim Kaffee denn auch munter fortgefahren, an die Taſſen zu klopfen, und es lief manch ſcherzhaftes Wort mit unter und manch herzlich gemeinter Ausdruck warmer Gefühle.

Gegen Abend kamen dann alſo die Aufführungen an die Reihe. Sie wurden eingeleitet durch einen Prolog, den Rolf verfaßt und Hildegard als Pſyche zu ſprechen hatte. Das Gewand war zwar wenig ſtilgerecht, und nicht einmal zu einer richtigen Entblößung der Arme, die Rolf zuerſt forderte, hatte das Mädchen ſich entſchließen können — aber ſie ſah trotzdem allerliebſt aus in ihrem weißen Kleide, wirklich wie ein feines, flüchtiges und zerbrechliches Seelchen. Sie ſprach einfach und innig, und Rolf erntete vielen Beifall. Die aufrichtig herzliche Neigung, mit der er das alte Pfarrhaus und ſeine Bewohner umfaßte, hatte ihm die Feder geführt, und ſo war denn in der Tat auch etwas geworden, was zu Herzen ging.

Dann kamen die anderen Vorſtellungen, bei denen bald die Schweſtern, bald die Knaben allein, bald miteinander wirkten, und zum Schluß eine etwas rührſelig-altväteriſche Luſtſpielſzene, in der Rolf einen Jubelgreis nach fünfzigjähriger Ehe und Hedwig ſeine Frau darſtellte, während Hildegard wieder in der phantaſtiſchen Rolle der Fragen und Antwort, Aufklärung und Prophezeiung gebenden Zeit auftrat und zum Schluß ihre weiſen und gutgemeinten Lehren an die Leute brachte.

Der Vorhang war nach mehrfachem Beifall zum letztenmal zuſammengezogen worden und die meiſten der zur Beleuchtung der Bühne dienenden Lampen bereits erloſchen, als Rolf bemerkte, wie zwiſchen den Kuliſſen, die in die Klavierſtube eingebaut waren, halb im Dunkeln der Pfarrer ſich hindurchmühte — augenſcheinlich um zu ihm zu gelangen. Er trat ihm entgegen und ließ ſich erfreut von dem ſichtlich gerührten Manne immer von neuem die Hand drücken. Aber über ſeine Erwartungen hinaus ging es doch, als der Pfarrer, der mit ſeinen Worten heut' nicht recht zuſtande zu kommen ſchien, ihn plötzlich umarmte und mit hingebungsvoll zugeſpitzten Lippen ein paarmal auf den Mund küßte. Den Kopf wie gewöhnlich auf die Seite geneigt, ſah er ihn dann ſo recht hingebend an und ſagte: „Ja, ja, mein lieber Rolf“ — er nannte ihn zum erſtenmal ſo — „ich denke, wir bleiben zuſammen! Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden.“

Rolf hatte eigentlich keinen Zweifel, wohin dieſe wohlgemeinten Worte zielten, aber er hielt es nicht für paſſend, fand auch nicht gleich die angemeſſene Form, um irgend etwas darauf zu erwidern. Es kamen jetzt auch andere in die Nähe, und ſie mußten abbrechen. Allein den ganzen Abend über hatte Rolf die Empfindung, daß der Pfarrer und ſeine Gattin häufig mit Wohlgefallen ihre Blicke auf ihm weilen ließen, ja, ihm war ſo, als ob er auch für andere Augen und Lorgnettengläſer auf einmal der Gegenſtand beſonderer und liebevoller Aufmerkſamkeit geworden wäre.

Hildegard ſelbſt, nach der er mehr geſucht hatte als nach dem Vater, war verſchwunden. Während die anderen alle ſich jetzt unter das Publikum gemiſcht hatten, konnte er ſie nicht entdecken, ſo eifrig er auch durch den Vorhang ſpähte. Er ſelbſt war noch im Koſtüm der alten Rolle, hatte ſich freilich den umgehängten Bart abgenommen, wagte aber doch ſo nicht zu erſcheinen. Er mußte ſich endlich entſchließen, auf ſeine Stube zu gehen, um ſich umzukleiden. Er ſtürmte alſo die Treppe hinauf. Als er aber faſt oben war, ſah er, in undeutlichen Umriſſen ſich gegen den dunklen Bodenraum abhebend, dicht vor ſeinen Augen eine helle Geſtalt ſtehen, in der er zu ſeinem Erſtaunen Hildegard erkannte.

„Sie hier? Was machen Sie hier, Hildegard?“ rief er noch atemlos.

„Es iſt mir zu viel heute, ich kann ſo viel nicht aushalten,“ verſetzte ſie ſchüchtern mit etwas ſchnellerem Atmen, und dabei legte ſie, als ob ſie ſich ſtützen müſſe, ihren entblößten Unterarm auf das Treppengeländer.

Er ſtand noch zwei Stufen unter ihr — ſeine jetzt ſchon an die Dunkelheit gewöhnten Augen ruhten faſt unbewußt auf dem im Halblichte ſchimmernden Arm.

Er beugte ſich vor und legte ſeine Lippen darauf, feſt, ſo daß ſie ihn nicht ſogleich ihm entziehen konnte.

„Rolf, lieber Rolf,“ ſagte ſie leiſe, und er fühlte, wie es zuckte in ihrem Arm, und wie ſie die freie Hand leicht auf ſeine Schulter legte.

Er hob jetzt den Kopf und ſah zu ihr auf. „Liebe Hildegard!“ antwortete er und ſah ſie an dazu und wußte, daß es genug ſei für ihre zarte, kleine Seele, und daß er weiteres nicht geben noch nehmen durfte. —

Das waren glückliche Zeiten, die jetzt im Pfarrhauſe eingekehrt ſchienen. Unbewußt ſchwebte es wie Feiertagsſtimmung über den Gemütern, ohne Worte liebten ſie einander und taten ſich alles erdenkliche Freundliche an.

Menſchenſeele — du wunderlich Ding, die du oft nicht genug der Worte finden kannſt, um dich einer anderen zu öffnen, und oft doch nur eines einzigen bedarfſt, um von der anderen alles zu wiſſen, ihr alles zu geben und von ihr alles zu hoffen!

Menſchenſeele — du wunderlich Ding, die du oft glaubſt, Ewigkeitswerten habeſt du deine Tore geöffnet, und morgen entdecken mußt, ſie ſind von geſtern und heute geweſen und ausgezogen aus deinem geheiligten Reich — wer weiß, wohin?

Menſchenſeele — wer wagt dich zu ſchelten? —

Drei Wochen waren vergangen — da ſtand eines Tages, als Rolf aus ſeinem nachmittäglichen Kolleg in die Säulenhalle vor der Univerſität hinaustrat, unerwartet Magda vor ihm. Sie blieb ſofort ſtehen, und auch er wich ihr nicht aus. Eine halbe Minute wohl ſahen ſie ſich unbewegt in die Augen.

Dann fand Magda zuerſt die Sprache: „Komm mit mir — ich muß dich ſprechen,“ ſagte ſie und kehrte um.

Im erſten Augenblick wollte er nicht, gleich darauf aber hielt er es für Feigheit, vor ihr die Flucht zu ergreifen. „Wird nur nicht viel nützen,“ meinte er, aber er ging doch mit.

Es ſprühte ein feiner Eisregen, der trotz vorgehaltenem Schirm empfindlich in die Kleider drang. Rolf hatte die Empfindung, daß er bis ans Herz hinan friere. Er ſah auch ſeine Begleiterin nicht an — er wollte nicht die Macht verſpüren, die von ihrer Erſcheinung ausging. Unterwegs redeten ſie kaum. Magda ging in ihre Wohnung, und in dem vorderen kalten Zimmer ſaßen ſie dann, diesmal freilich ohne abzulegen, nebeneinder, wie ſie ſo manchmal geſeſſen.

Das erſte war, daß ſie ſich verteidigte. Er müſſe doch einſehen, daß ſie ſich nicht benehmen könne wie eine Pfarrerstochter — Rolf ſah ſie flüchtig an bei dem Wort, aber er konnte ihren ſehr beweglichen Zügen nicht entnehmen, ob ſie aus Abſicht oder Zufall es brauchte —, und wenn ſie ihn verſichere, daß ſie die ganze Zeit über niemand anders als ihn im Herzen getragen, ſo habe er doch eigentlich allen Grund, beruhigt und zufrieden zu ſein. Wenn er ihr nur halb ſo treu geweſen ſei, als ſie ihm, dann könnten ſie beide ſchon von Glück ſagen.

Namentlich die letzte Wendung und der kleine Hagel von Gewiſſensbiſſen, der ſich daraus über ſeine Seele ergoß, waren für Rolf Veranlaſſung, ſich ihren augenſcheinlich aufrichtig gemeinten und freundlichen Worten nicht zu widerſetzen.

Er blieb alſo, obgleich er ſogleich hatte gehen wollen, und ließ ſich von Magda Hut und Mantel abnötigen. Sie war dann klug genug, gleich auf andere Geſprächsgegenſtände überzugehen, die ihr perſönliches Verhältnis zueinander unberührt ließen, und Rolf nahm insbeſondere an ihren Mitteilungen über einige dramatiſche Neuigkeiten, in denen ſie mitzuwirken hatte und bei deren Vorbereitung ſie im Theater gerade waren, aufrichtigen Anteil. Ja, es lockte und entzückte ihn zugleich, als ſie ihn, ziemlich aus dem Stegreif, plötzlich bat, ihr bei Einſtudierung einiger Stellen in einem Märchendrama, darin ſie eine Waſſerfee geben mußte, und die in ihrer halb myſtiſchen Faſſung nicht vollkommen durchſichtig waren, behilflich zu ſein. Sie holte denn auch gleich aus dem hinteren Zimmer das Büchlein herbei, und während Rolf darauf wartete, hatte er vor ſich ſelber ſchon deutlich die Empfindung, wie gern er trotz allem doch wieder bereit war, einem Wunſche dieſer ungetreuen Schönen nicht zu widerſtehen.

Als ſie ſich verabſchiedeten, übrigens diesmal ohne daß ſie irgendwelche Zärtlichkeiten miteinander getauſcht hatten, nahm er jedenfalls das Buch mit, um ſich ſelbſt zu unterrichten und ihr übermorgen ſeine Meinung zu ſagen.

Er freute ſich auf dies Übermorgen, denn die Aufgabe, die ſie ihm da angeſonnen hatte, war ihm neu, ſie befriedigte in nicht geringem Grade ſeine Eitelkeit und war ihm auch wirklich intereſſant. Einfluß zu üben auf das, was da in ſo verlockender Geſtalt vor einem aufhorchenden Publikum auf den Brettern lebendig wurde, die die Welt bedeuten, das ſchien ihm ein gar wohl erſtrebenswertes Ding, ja, er glaubte es ſich ſelbſt nicht verzeihen zu können, wenn er die Hand zurückgeſtoßen hätte, die ihm dazu Weghelfer werden wollte.

Magdas feinwitternder Frauenſinn ahnte gar bald, worauf Rolfs eifrige Bereitſchaft geiſtig hinauswollte. Sie überraſchte ihn ſchon beim nächſten Zuſammenſein mit der halb wie hingeworfenen Bemerkung: „Sie ſollten eigentlich unſer Kritiker werden!“ Und da es ihren hellen Augen nicht entging, wie der Gedanke bei ihm innerlich ſofort ſozuſagen Feuer fing, ſo hielt ſie Rolf beim folgenden Male mit voller Abſichtlichkeit dabei feſt. Sie hatte ſich nicht verrechnet!

Seitdem wurde es ihm eine liebe Gewohnheit, mit dem Gedanken zu ſpielen, deſſen Ausführung ja immerhin nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Und nachdem Magda mit Evasſchläue auf dieſem Umwege ſich den verlorenen Boden wieder zurückerobert hatte, kamen für Rolf halb unbewußt allmählich auch jene Beziehungen von Herz zu Herzen wieder zurück, wie ſie ein vertrauterer Umgang zwiſchen einem empfänglichen jungen Mann, der kein Stockfiſch ſein wollte, und einer ſo reizvollen und ihrer Anziehungskünſte und -kräfte ſich wohlbewußten Perſon, als dies Magda tatſächlich war, notgedrungen herbeiführen mußte. Was iſt lange zu ſagen —? Rolf wurde in dem Hauſe in der Schützenſtraße wieder ein häufiger Gaſt, ſeine alte Weisheit von der Ergänzung des einen Erlebens durch das andere mußte wieder herhalten, und er vergab es ſich auch bald, wenn er hier in der Stadt ſeiner Neigung in Zärtlichkeiten Ausdruck lieh, die draußen für immer auf dem verbotenen Regiſter ſtanden. Er nannte Hildegard ſeinen Mond und Magda ſeine Sonne und glaubte mit dieſer Namengebung ſogar was Rechtes getan zu haben, indem er ſich nunmehr als einer vorkam, der eben wie ein rechtſchaffener Erdenbürger an beiden freundlichen Himmelslichtern gleichzeitig ſeine Freude hatte und nicht den geringſten Anlaß fand, das eine um des anderen wegen zu verfemen.

So ſehr war er immer noch im Banne des umnebelnden Feuerhauchs, mit dem dieſes Ungeheuer, welches man das Leben nennt, ſeine Opfer umgibt, daß er nicht Augen noch Überlegung genug hatte, um nach einem Standpunkt auszuſchauen, von dem aus er dem vielköpfigen Weſen mit der eingelegten Lanze ſeines Willens zu Leibe gehen könnte. Es mußte ihn ſelber erſt in den Abgrund ſpeien, ehe er zur Beſinnung kam. Und das tat es auch.

An einem Märznachmittage — die Tage fingen ſchon an, ein wenig länger zu werden — bat, ſehr ungewohnter Weiſe, Pfarrer Fabricius Rolf in ſein Arbeitszimmer hinüber. Hier lud er ihn freundlich ein, auf dem Sofa Platz zu nehmen, aber Rolf merkte an der umſtändlichen Art, wie jener zu Werke ging, daß etwas Beſonderes vorgekommen ſein müſſe.

Der Pfarrer machte zuerſt einige Andeutungen darüber, wie erfreut ſie alle über ſeinen Eintritt in ſein Haus geweſen, und wie gern er es geſehen habe, daß er das Herz ſeiner Zöglinge ſo raſch zu gewinnen und feſtzuhalten gewußt. Dann fuhr er fort, einer ſolchen Stellung zueinander entſpreche wohl vollkommenſte Offenheit auch in Dingen, die an ſich jeder nur vor Gott und dem eigenen Herzen zu verantworten habe.

Nach ſolcher Einleitung überraſchte er Rolf mit der Frage, ob er ein Fräulein Brunnemann kenne, die Schauſpielerin ſei? Als Rolf dies mutig, wenn auch nicht gerade mit gutem Gewiſſen bejahte, fragte jener weiter, ob ihm wohl bekannt ſei, daß die Dame ſelbſt wie ihr Haus ſich keines ſonderlich guten Leumunds erfreuten? Auch dies mußte Rolf bejahen. Darauf fuhr der Paſtor fort: ihm ſei da ſo dies und jenes zugetragen worden, wonach er ſich einſtweilen nicht näher erkundigt habe; er halte es aber für notwendig, ſchon jetzt Rolf zu befragen, ob er irgendwelche Beziehungen zu der Dame, wenn auch nur freundſchaftlicher Art, unterhalte. Er, als Geiſtlicher, dürfe daran von vornherein keinen Zweifel laſſen, daß er dergleichen mit einer vertrauteren Stellung zu ſeinem Hauſe durchaus unvereinbar halten würde.

Rolf war zumute, als ob man ihm plötzlich den Boden unter den Füßen wegzöge. Der Gedanke an Hildegard fuhr ihm wie ein heftiger Schmerz durch die Bruſt, und eine heiße Röte ſtieg ihm in die Wangen. Er fühlte es — aber er wollte es nicht wahr haben, daß er ſich irgendwie zu ſchämen brauche, und mit freier Stirn erwiderte er: „Ja, das iſt alles wahr, und ich will auch gar nicht verſuchen, mich zu entſchuldigen. Sie würden mich doch nicht verſtehen, Herr Pfarrer.“

„Das glaube ich auch,“ verſetzte dieſer mit einer traurig geſenkten Stimme. „Aber es tut mir leid — wirklich aufrichtig leid!“ Dann wiegte er noch ein paarmal wie halb ungläubig den Kopf und ſtand auf, ehe Rolf innerlich mit einer Antwort fertig war, deren Faſſung ihm nicht ganz leicht wurde. Wie ſollte er dieſem ſeit lange auf engbegrenztes Vorſtellungsgebiet eingewöhnten Manne, dem die moraliſchen Vorurteile feſtſtanden wie Felſen, ſich verſtändlich machen, er mit ſeiner ſuchenden, verlangenden Jugend! Es war wohl von vornherein vergeblich! Und ſo unterließ er's. Ließ es lieber ruhig über ſich ergehen, daß der Pfarrer ihm noch deutlicher, als er es ſchon zu Anfang getan, zu verſtehen gab, daß ſeines Bleibens im Pfarrhauſe nach dieſer Eröffnung nicht länger ſein könne, und daß er ihn bäte, die Trennung, die ja nun einmal notwendig geworden ſei, bald zu vollziehen. Es ſei ja gut, wenn man in Frieden und, ſoweit man das Wort jetzt noch brauchen dürfe, in Freundſchaft auseinandergehe.

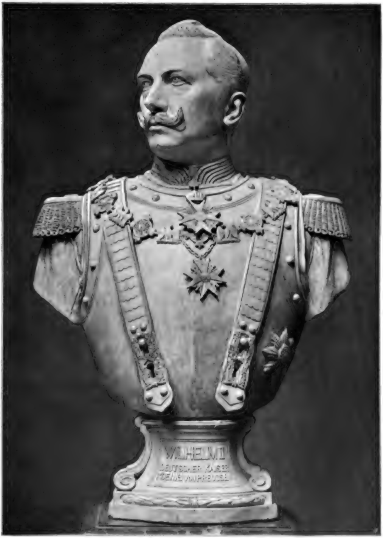
Rolf ſah, während der andere ſprach, durch die halb befrorenen Scheiben den Abend über dem Garten verglimmen, er ſah die Umriſſe der ſchweren Geſtalt vor ſich und hörte deren Worte, und er begriff, daß das alles ſo nötig ſei, und daß er es nicht abwenden könne.

Er war daher mit allem zufrieden, er erklärte ſogar, ſchon am nächſten Morgen ſein Bündel ſchnüren zu wollen, aber er ging doch mit einem Gefühl aus dem Zimmer, als habe der ſtarre, im äußeren Gebaren wie im Empfinden unbewegliche Mann ihm eben ein Stück ſeiner Seele in Fetzen geriſſen. Blutige Fetzen — das iſt alſo das Ende, dachte er bei ſich, als er die Treppe zu ſeinem Zimmer hinaufſtieg.

Nach einer Weile war er draußen auf der Chauſſee. Er hatte mit niemandem weiter geſprochen, auch mit Hildegard nicht; mochten die anderen es ihr ſagen, ſie würde ihn ja auch nicht verſtanden haben. Das war ganz richtig. Und doch war er nicht einer ſchlechten Empfindung ſich bewußt, nicht eines Gedankens, der ihm ſein Handeln als Verrat oder Niedrigkeit hätte erſcheinen laſſen! Warum alſo — warum?

In dem Mißvergnügen und der Ergrimmtheit ſeines Herzens, denen die anfängliche Betäubung allmählich Platz gemacht hatte, wußte er ſich keinen beſſeren Rat, als zu Magda zu eilen. Er empfand ein brennendes Verlangen, ſie an ſich zu ziehen, einen Erſatz zu fühlen für das, was er eben verloren. So kam er in ihre Wohnung. Sie war ſchon fort — ins Theater gegangen. Sie habe plötzlich für eine erkrankte Kollegin einſpringen müſſen und wolle noch raſch vor Beginn der Vorſtellung eine kurze Sprechprobe im Koſtüm durchmachen, ſagte das Mädchen.

Es war erſt gegen ſieben, alſo hatte er noch eine halbe Stunde Zeit. Vielleicht konnte er ihr auch wieder helfen, wie ſchon


WILHELM II
DEUTSCHER KAISER
KOENIG VON PREUSSEN

Harro Magnussen: Büste Kaiser Wilhelms II.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

neulich einmal, als er ſie vor der Aufführung überhörte.

Rolf ging alſo nach dem Theater, der Theaterdiener kannte ihn ſchon und ließ ihn hinein. Auf der noch ſehr dunklen, aber heute gegen den Zuſchauerraum bereits geſchloſſenen Bühne traf er Magda ſchon im Koſtüm und die Souffleuſe, die vor ihr auf einem Verſatzſtück ſaß. Da die Vorſtellung zum dritten Male wiederholt wurde, kam niemand eher, als bis das Glockenzeichen gegeben wurde. Die drei waren alſo allein auf der Bühne, ganz vornan neben dem Vorhang tauchte hin und wieder nur der runde, ſchwarzblanke Helm eines Feuerwehrmannes auf.

Rolf erbot ſich, die Souffleuſe abzulöſen, und dieſe ging ſehr befriedigt von dannen. Statt ihrer ſaß nun er Magda gegenüber und kontrollierte im Buche die Verſe, die ſie ziemlich fließend und mit wenig Betonung ſowie mit nur angedeuteten Bewegungen herunterleierte.

Es war das Waſſerſtück, eine Art Undinengeſchichte, bei dem er ihr vor einigen Wochen, als ſie eine andere Rolle darin zu ſpielen hatte, zum erſten Male behilflich geweſen. Sie hatte ein phantaſtiſches blaues Koſtüm an, das an den Seiten geteilt war, ſo daß darunter die Beine, die in ſilberblinkenden, einen Fiſchleib nachahmenden Schuppentrikots ſteckten, faſt in ihrer ganzen Länge ſichtbar wurden. Rolf hatte keine Zeit, nach ihr hinzuſehen, weil er auf die Worte aufpaſſen mußte, war auch im Augenblick wohl nicht gerade aufgelegt, ihr Huldigungen zu ſagen. Sie fühlte das, und ſie ſchien nicht zufrieden damit. Nachdem ſie alle Szenen aus den erſten beiden Akten miteinander durchraſt hatten, ſetzte ſie ſich plötzlich neben ihn, um einen Augenblick zu „verpuſten“, wie ſie ſagte.

„Wie iſt es dir ergangen? Du ſiehſt ſo anders aus heute als ſonſt?“ fragte ſie gleich darauf, indem ſie ihn forſchend anblickte.

Rolf empfand es wie eine Wohltat, einem Menſchen von dem berichten zu können, was ihn ſo quälte, und anknüpfend an einige Mitteilungen, die er ihr neulich — zum erſten Male — über ſein Pfarrhaus gemacht, berichtete er kurz, wie es ihm ergangen. Er verſchwieg auch nicht, daß ſie ſelber der unwiſſentliche Anlaß zu ſeiner neueſten bitteren Erfahrung geworden ſei.

Sie hörte es zunächſt alles ruhig an, fragte nur wie nebenbei, ob Hildegard hübſch ſei und was für eine Figur ſie habe.

Nachdem er dieſe Fragen, wie er glaubte, warm, aber nicht hitzig beantwortet, und ſie ſelber nur einmal mit einem leiſen Kopfſchütteln hatte einfließen laſſen: „Und das haſt du mir alles verheimlicht?“ forderte ſie ihn auf, die Probe fortzuſetzen.

Er war gleich dabei, und da ſie bald darauf an eine Stelle gelangten, die ihm bei ihr unſicher vorkam, ſprang er auf und agierte nunmehr ſelber ihr gegenüber die Rolle des Liebhabers, der mit ihr ein Zwiegeſpräch hatte. Sie ſprachen beide nur mit halblauter Stimme — denn ſie hörten jetzt, wie hinter dem Vorhang ſchon das Publikum ſich verſammelte —, ein allzu lautes Wort auf der Bühne mußte in der gedämpften Stille draußen unangenehm auffallen.

Mitten in ihre Worte hinein, gerade als er im Buche nach ſeiner Antwort ſuchte, fragte ſie plötzlich: „Sag' mal übrigens, iſt die Pfarrerstochter deine Liebſte geweſen?“

Halb noch im Buche, erwiderte er ohne Beſinnen: „Ja.“

„Die du auch geküßt haſt?“

Wieder verſetzte er „ja“, obwohl ihm einfiel, daß er Hildegard ja wohl nie auf den Mund geküßt hatte.

„Während ich dir ſo manche Rechte gewährte?“ fragte ſie, und dabei verſetzte ſie ihm mit einer Reitgerte, die da für einen ritterlichen Jäger bereit lag, und die ſie wie ſpielend zur Hand genommen hatte, einen Hieb quer über die Backe.

Er wußte nicht, ob es Scherz oder Ernſt war, ſagte auch zuerſt nichts, ſondern blieb vor ihr in der knienden Stellung, die ihm die Rolle gerade vorſchrieb.

Da ſie ſich aber nun auf das Felsſtück ſetzte, vor dem ſie ſtand, und er bemerkte, wie ſie mit häufig blinkenden Augen ihn fortgeſetzt aufgeregt anſah, ſichtlich überlegend, was ſie wohl entgegnen ſollte, begann er, und er verſuchte die Worte mit einem leiſen Lächeln zu begleiten: „Ich bin ja wohl auch nicht der einzige, den du mit deiner Gunſt beglückt haſt.“

Jetzt ſtieß ſie ihn heftig mit der Fußſpitze vor die Bruſt. Er hielt es immer noch für Scherz, griff raſch nach dem Fuß und küßte ihn. Sie aber rief, wenn auch halblaut, doch ſo herb und ſcharf, als ob ihr der Haß nur gleich ſo aus den grauen Augen ſpringen wollte: „Das mag ganz ſchön ſein; aber ich habe ſtets nur einen liebgehabt. Du ſcheinſt vierhändig lieben zu können!“

Er fühlte jetzt doch, daß es ihr Ernſt war, und antwortete — wohl mehr aus Notwehr, denn daß er ganz meinte, was er ſagte, und mit dem gleichen, etwas gezwungenen Lächeln wie vorher —: „Wer's glaubt!“

Er hatte das Wort aber kaum geſprochen — da brannte ein zweiter und dritter Hieb quer über ſeinem Geſicht, und die Heftigkeit, mit der die Streiche geführt worden waren, ließ ihm diesmal keinen Zweifel, weſſen er ſich von der Silbernixe da vor ihm weiter zu verſehen habe. Er hatte die Gerte ergriffen und zerrte ihren Arm herab, indem er ſie zornfunkelnd anſah. Ein paar Sekunden lang erwiderte ſie ſeinen böſen Blick — dann ſprang ſie von ihrem Sitze herab, ziſchelte ihm ein „Geh! ich mag dich jetzt nicht mehr!“ ins Geſicht und verſchwand in der nächſten Kuliſſe.

Rolf wußte nichts beſſeres, als das Buch fallen zu laſſen, das er noch immer in Händen hielt, und davonzugehen. —

Am nächſten Morgen war im Pfarrhaus alles wie immer. Die Milch floß in Strömen, die Butterbrote türmten ſich, und die Knaben verſchlangen unendliche Mengen davon. Nur die hauswaltende Tochter fehlte heute. Statt ihrer mußte das kanariengelbe Mamſellchen die Kinder verſorgen.

Hildegard hatte Rolf nur einen Augenblick noch geſehen, als er die Treppe hinunterkam. Wie zufällig trat ſie da aus der Küchentür, um nach oben zu gehen. Mit einem ſchmerzlich-krampfhaften Druck preßte ſie ſeine Hand, die er ihr wortlos entgegenſtreckte. Dann wandte ſie ſich raſch ab und trat in die Küche zurück.

Fünf Minuten ſpäter rollte die Klunkerkutſche davon, ihren gewohnten Weg.

Und während die junge Märzſonne langſam hinter dem weißlichen Berg emporſtieg und die Kirchturmſpitze rötlich färbte, ſah Rolf mit brennenden, aber tränenloſen Augen nach der Stätte ſeines erſten und ſo ſchnell zerronnenen Glückes zurück.

(Fortſetzung folgt.)

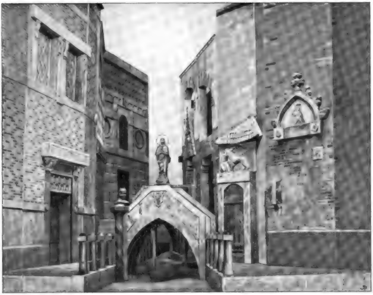
Helena

Schau' ich, Hermione, ſüßes Kind,
Vor mir dich im Bettlein liegen,
Da die Äugelein dir geheftet ſind
Auf die Arme, die dich wiegen,
Plötzlich ſchweigt der Dämon in mir ſtille,
Und ich ſpür's, noch immer ſchwankt mein Wille.

Murmeln mir aber am rauſchenden Meer
Dicht zu Füßen die ſchmeichelnden Wogen,
Wie geſendet mir aus der Ferne her,
Fühl' ich mich hin zu ihm gezogen.
Nichts mehr ſtillt in mir der Sehnſucht Leiden —
Holdes Mägdlein, ach! wir müſſen ſcheiden.

Schöne Hermione, ruhlos ſchweift
In den Wäldern jagend der Wilde,
Währenddem in mir das Verlangen reift,
Daß mich Paris deck' mit dem Schilde ...
Wehe! der Mann aus Troja! Weinſt du? Schlafe,
Daß dein ſüßes Lallen nimmermehr mich ſtrafe.

Martin Greif



Der Kaufmann von Venedig (Akt II, Szene 2 u. 4): Venedig. Eine Straße.

Ausstattungswesen und Drama

Von

Eugen Kilian

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Im theatraliſchen Leben der Reichshauptſtadt ſteht gegenwärtig im Mittelpunkt des literariſchen Intereſſes das von Max Reinhardt geleitete „Deutſche Theater“. An Stelle des „Neuen Theaters“ am Schiffbauerdamm und des „Kleinen Theaters“ unter den Linden, die bis vor kurzem die Stätte ſeines künſtleriſchen Wirkens bildeten, hat dieſer rührigſte und ohne Zweifel begabteſte der gegenwärtigen Berliner Bühnenleiter mit Beginn der letzten Spielzeit den Schwerpunkt ſeiner Tätigkeit in das neu von ihm erworbene „Deutſche Theater“ verlegt und damit eine neue verheißungsvolle Ära in der Entwickelungsgeſchichte dieſer Bühne eingeleitet. Anknüpfend an die von L'Arronge geſchaffenen Traditionen dieſes Hauſes, das unter der Führung von Otto Brahm zu einer Spezialität, zu einer ausſchließlichen, wenn auch in ihrer Art auf einer ſeltenen Höhe der Vollendung ſtehenden Pflegeſtätte des modernen Milieudramas geworden war, ſteht Reinhardt im Begriff, das „Deutſche Theater“ wieder ſeiner urſprünglichen Beſtimmung, einer würdigen Pflege des klaſſiſchen Dramas, zuzuführen. Er iſt in der Lage, hier in vergrößertem Maßſtab fortzuſetzen, was er im „Neuen Theater“ bereits mit außerordentlichem Erfolge begonnen hat. Den Klaſſikeraufführungen am Schiffbauerdamm, der „Minna von Barnhelm“, „Kabale und Liebe“, den „Luſtigen Weibern von Windſor“ und dem größten bisherigen Erfolge der Reinhardt-

Digitized by Google

ſchen Regiekunſt, dem „Sommernachtstraum“, ſind nunmehr am „Deutſchen Theater“ zu Beginn dieſer Spielzeit „Das Käthchen von Heilbronn“ und kurz darauf „Der Kaufmann von Venedig“ in vollſtändig neuer Inſzenierung gefolgt. (Die hier wiedergegebenen Dekorationsbilder ſind den betreffenden Aufführungen der Reinhardtſchen Bühnen entnommen.)

Die Anziehungskraft dieſer Vorſtellungen war zum Teil ungeheuer. Jeder Premierenabend bei den Klaſſikervorſtellungen der Reinhardtſchen Bühnen iſt ein Feſt für die literariſche Welt Berlins, der an Intereſſe und Zugkraft nicht zurückſteht hinter der Erſtaufführung des neueſten Hauptmannſchen Saiſonwerkes.

Dies lebhafte und warme Intereſſe an den Neuinſzenierungen der Reinhardtſchen Theater iſt durch den Charakter dieſer Vorſtellungen in vollem Maße gerechtfertigt. Jede dieſer Aufführungen bringt Neues, Intereſſantes, vieles Schöne und Ausgezeichnete, in jedem Fall eine Menge wertvoller künſtleriſcher Anregungen. In Max Reinhardt hat das „Deutſche Theater“ einen außerordentlich intelligenten und phantaſiebegabten Regiſſeur, der die ſeltene Gabe beſitzt, das Weſentliche eines Kunſtwerkes mit ſcharfem Blick zu erfaſſen und deſſen ſchauſpieleriſche Wiedergabe in harmoniſchen Einklang mit der äußeren Wiedergabe ſeiner Umwelt zu ſetzen; einen Regiſſeur, der vor allem den einen großen Vorzug beſitzt, daß er ſich nicht im geringſten durch das beeinfluſſen läßt, was man Tradition und Schablone am Theater zu nennen pflegt. Reinhardt geht ſeine eigenen Wege; er läßt das Kunſtwerk in voller Naivität und unmittelbarer Friſche auf ſich einwirken und ſucht es ſo in das Leben der Bühne umzuſetzen, wie es ſeinem eigenen Auge ſich darſtellt, unbekümmert um den Zwang des Ewig-Geſtrigen. Darin liegt der eigenartige Reiz, der den Reinhardtſchen Aufführungen auch für den künſtleriſchen Feinſchmecker eigen iſt; dieſem Reize kann man ſich mit vollem Behagen hingeben, ohne daß man ihre Schwächen zu überſehen braucht.*

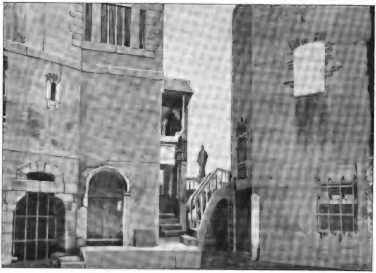
Zu den Reformen, die die Reinhardtſchen Klaſſikeraufführungen in äußerer Beziehung bieten, gehört in erſter Linie die Neuerung der ſogenannten plaſtiſchen Dekorationen.

Die plaſtiſche Dekoration des Reinhardtſchen Theaters iſt allerdings weniger eine Neuerung, als vielmehr die letzte Konſequenz der naturaliſtiſchen Richtung, wie ſie ſich in der dekorativen Ausſtattung der größeren Theater im letzten Jahrzehnt entwickelt hat. Sie bedeutet die endgültige Übertragung des Panoramenprinzips auf die Schaubühne. Das Panorama, das Malerei und Plaſtik in der Weiſe zu verbinden ſucht, daß es den Vordergrund des Bildes in völlig naturgetreuer-realer Plaſtik wiedergibt und aus dieſer Plaſtik des Vordergrundes in den abſchließenden gemalten Proſpekt des Hintergrundes in möglichſt unauffälliger Weiſe übergeht, beruht allerdings auf einem ſehr anfechtbaren Kunſtprinzip. Denn es ſucht in Malerei und Plaſtik zwei Künſte zu verbinden, die nichts miteinander zu ſchaffen haben, die nach ihrem innerſten Weſen auf völlig heterogenen Bedingungen beruhen, und deren künſtliche Verbindung deshalb nie ein wirkliches Kunſtwerk hervorbringen kann. Die modernen Rundpanoramen, die die Plätze unſerer großen Städte zieren und im Beſchauer die Illuſion erzeugen wollen, daß er ſich etwa in einem zertrümmerten Hauſe inmitten einer großen Feldſchlacht oder aber an Bord eines Ozeandampfers in irgendeinem berühmten Seehafen befinde, ſind denn auch — bei aller Kunſt, die im einzelnen darauf verwendet ſein mag — im Grunde genommen nur eine Spielerei für große und kleine Kinder, ein künſtliches und unkünſtleriſches Zwitterding, das mit dem Weſen eines wirklichen Kunſtwerkes ganz und gar nichts zu tun hat und ein künſtleriſch ſchauendes Auge nicht zu befriedigen vermag. Es iſt bezeichnend, daß ſich ein Hauptintereſſe des naiven Beſchauers bei ſolchen Panoramen ſtets der Frage zuzuwenden pflegt, inwieweit dem Künſtler die optiſche Täuſchung: die Aufgabe, den Übergang aus der

---

* Die Leſer werden finden, daß die folgenden Ausführungen nicht in allen Punkten mit den wiederholt in der „Dramatiſchen Rundſchau“ der „Monatshefte“ vorgetragenen Anſichten übereinſtimmen. Trotzdem ſchien es uns wertvoll, die ernſten und tiefeingreifenden Gedanken Dr. Kilians, des mannigfach bewährten praktiſchen Dramaturgen, hier unverkürzt und ohne alle Retuſche zu Worte kommen zu laſſen.

Die Redaktion.



Der Kaufmann von Venedig (Akt II, Szene 5 u. 6): Vor Shylocks Hauſe.

Plaſtik in die Malerei in möglichſt unwahrnehmbarer Weiſe zu vollziehen, geglückt iſt. Daß die Spielerei dieſer mehr oder minder geglückten Täuſchung mit einem künſtleriſchen Genießen nichts gemein hat, braucht kaum geſagt zu werden.

Iſt es als ein künſtleriſcher Gewinn zu begrüßen, daß das Panoramenprinzip auch auf die Schaubühne übertragen wird? Man wird etwa ſich regenden Zweifeln mit dem Einwand begegnen, daß die moderne Illuſionsbühne, wie ſie ſich aus dem italieniſchen Opernhaus hiſtoriſch entwickelt hat, ihrem ganzen Weſen nach auf einer Verbindung von Malerei und Plaſtik beruht und dieſe Verbindung ſelbſt bei der größten Einfachheit der dekorativen Anordnung nicht entbehren kann. Sobald vor einem einfachen Gartenproſpekt eine praktikable Gartenbank verwendet wird, iſt die Verbindung von Malerei und Plaſtik bereits geſchaffen. Es bedarf nicht einmal der Gartenbank: die Perſon des Schauſpielers allein, die ſich vor der gemalten Leinwand bewegt, genügt, jene unorganiſche Verbindung zwiſchen der körperlichen Plaſtik und der Flächenwirkung der Malerei herbeizuführen. Über das Störende und Unkünſtleriſche dieſer Verbindung wurde gerade neuerdings, wo ſich von den verſchiedenſten Seiten ein energiſcher Widerſpruch gegen die beſtehende Illuſionsbühne mit ihrem Ausſtattungsnaturalismus und eine lebhafte Sehnſucht nach energiſchen ſzeniſchen Reformen geregt hat, ſo vielerlei geſchrieben, daß es hier keines ausführlichen Eingehens auf dieſen Gegenſtand bedarf. Es genüge, an die charakteriſtiſche Tatſache zu erinnern, daß bei der nicht abzuleugnenden Fernhaltung unſerer geiſtigen Elite von dem modernen Theater gerade der urteilsfähige Maler in beſonders ſtarkem Maße beteiligt iſt, eine Abneigung gegen das Theater, die ſich beim bildenden Künſtler im letzten Grunde aus dem unbefriedigenden und unharmoniſchen Eindruck erklärt, den das ſzeniſche Bild dem künſtleriſch ſchauenden Auge gewährt. Der Urgrund dieſer Erſcheinung liegt in der Hereinziehung der Malerei in das Theater, die in ihrem ausſchließlich auf der Flächenwirkung beruhenden Charakter mit der plaſtiſchen Wirklichkeit der dramatiſchen Darſtellung niemals zu einem — im ſtrengſten Sinne — vollauf harmoniſchen künſtleriſchen Ganzen verſchmolzen werden kann.

Die Sehnſucht Richard Wagners, in dem von ihm erträumten Kunſtwerk der Zukunft eine Vereinigung ſämtlicher Künſte anzubahnen, war, inſofern ſie das Verhältnis der dramatiſchen Kunſt zu den bildenden Künſten betraf, ein großer Irrtum des Meiſters. Das unglückſelige Wort von dem Geſamtkunſtwerk hat viel zur Verwirrung der Begriffe beigetragen. Nicht in der Verbindung, ſondern in der ſcharfen Trennung von Künſten, die ihrem innerſten Weſen nach durchaus nichts miteinander gemein haben, iſt das Heil einer ſegensreichen künſtleriſchen Entwickelung zu ſuchen.

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß eine wirklich ſtilvolle dramatiſche Kunſt im höchſten Sinne des Wortes — wenigſtens für das Drama hohen Stiles, deſſen Schauplatz nicht bloß innerhalb der vier Wände des geſchloſſenen Hauſes gedacht iſt — nur möglich wäre unter völliger Verbannung der Malerei aus dem Theater, auf einer Bühne, die etwa ausſchließlich durch künſtleriſch geordnete Vorhänge nach den Seiten und nach hinten ihren Abſchluß fände.

Ob allerdings jemals an eine Verwirklichung derartiger tiefgreifender ſzeniſcher Reformen für das heutige Theater gedacht werden kann, ſcheint mir mehr als zweifelhaft zu ſein. Die moderne Illuſionsbühne hat ſich hiſtoriſch ſeit Jahrhunderten entwickelt; die Gewöhnung an die Dekorationsmalerei als einen unentbehrlichen Beſtandteil des heutigen ſzeniſchen Theaters, die Gewöhnung daran, daß der jeweilige Schauplatz der Handlung durch die Malerei wenigſtens andeutungsweiſe dem Zuſchauer verſinnlicht wird, iſt ſo alt und eingewurzelt, daß es außerordentlich ſchwer ſein wird, mit der ganzen hiſtoriſchen Entwickelung der modernen Bühne durch die völlige Verbannung der Dekorationsmalerei mit einem Male zu brechen. Es wird ſich vielmehr darum handeln, bei der Handhabung des Dekorationsweſens — entſprechend der ganzen theatraliſchen Kunſt, die auf Kompromiſſen zwiſchen Bühne und Auditorium beruht — einen Kompromiß zu finden, der die Mängel und Unſchönheiten des durch die Heranziehung der Malerei bedingten ſzeniſchen Bildes dem Zuſchauer möglichſt wenig fühlbar macht. Verkehrt aber iſt es, die Löſung des ſzeniſchen Problems darin ſuchen zu wollen, daß man die im Prinzip nun einmal nicht zu vermeidende Verbindung von Malerei mit Plaſtik auf die äußerſte Spitze treibt, daß man das Panoramenprinzip geradezu auf die Bühne überträgt, indem man den ganzen vorderen Teil der Bühne plaſtiſch zu geſtalten ſucht, ohne doch für den abſchließenden Hintergrund die Malerei entbehren zu können. Die ſzeniſche Kunſt ſollte ſich vielmehr daran erinnern, daß ſie ſich bei der Verſinnlichung des Schauplatzes mit einer andeutenden Rolle zu begnügen hat, daß ſich eine naturaliſtiſche, plaſtiſche Nachahmung der Natur in unlösbare Widerſprüche mit den Geſetzen und Bedingungen des Theaters, das mit der künſtlichen und kindlichen Schauſtellung des Panoramas nichts gemein hat, verwickeln muß.

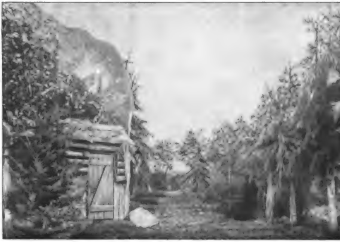
Dieſe Widerſprüche treten am wenigſten hervor oder verſchwinden unter Umſtänden völlig bei allen Dekorationen, die Innenräume darſtellen. Das geſchloſſene Zimmer, das auf der modernen Bühne im allgemeinen zur unbedingten Herrſchaft gelangt iſt, kommt der plaſtiſchen Ausgeſtaltung der Bühne von ſelbſt entgegen. Der Naturalismus, den die geſchloſſenen Wände gegenüber dem Kuliſſen- und Bogenſyſtem darſtellen, geht nur konſequent auf dem eingeſchlagenen Wege weiter, wenn er an Stelle der früher üblichen Zimmerſoffitten als oberen Abſchluß eine wirkliche Zimmerdecke ſetzt, wenn er die Dielen des Bühnenbodens durch einen entſprechenden Bodenteppich verdeckt, wenn er Türen, Fenſter, Niſchen in völlig naturgetreuer Plaſtik nachzubilden ſucht, wenn er ſämtliche Möbel und ſonſtige in dem Raume befindlichen Gegenſtände in voller Wirklichkeit mit Beſeitigung aller bloß andeutenden Malerei auf die Bühne ſtellt. So iſt es dank der heutigen Technik der modernen Bühne mit Leichtigkeit möglich, bei Innenräumen Dekorationen zu ſchaffen, die ein völlig treues Bild der Wirklichkeit geben und nur noch in Einzelheiten, ſo da und dort durch die Anordnung der Möbel und durch die Eigenheiten der Bühnenbeleuchtung, an den Kompromiß erinnern, den das Theater unvermeidlicherweiſe einmal ſchließen muß. Es iſt kein Zufall, daß die naturaliſtiſche Dichtung, ſofern ſie mit den Bedingungen der realen Bühne vertraut iſt, als Schauplatz der Handlung mit Vorliebe Innenräume verwendet; denn nur da hat ſie die ſichere Gewähr, daß der Stil des Bühnenbildes mit dem Stil der Dichtung im Einklang ſteht.

Die plaſtiſch-naturaliſtiſche Ausgeſtaltung des Innenraumes wurde von der modernen Regie auch auf die Ausſtattung des klaſſiſchen Dramas übertragen. So hat Reinhardts Theater für „Minna von Barnhelm“ und „Kabale und Liebe“ Interieurs geſchaffen, die in ihrer kulturhiſtoriſchen Echtheit und dem Reiz ihrer Intimität zum Teil als Kabinettſtücke gelten können. Sie ſind bis zu einem gewiſſen Grade dankenswert, ſolange der umſtändliche ſzeniſche Aufbau keine ungebührlich langen Verwandlungspauſen notwendig macht, was bei der Reinhardtſchen Drehbühne ja wohl nirgends der Fall iſt. Trotzdem drängt ſich die Frage auf, ob nicht beiſpielsweiſe der bis in alle Einzelheiten treue und kleinliche Naturalismus in der Ausſtattung der Millerſchen Stube in einen gewiſſen Widerſpruch gerät mit dem großen Stil des Gedichtes. Das flammende Pathos dieſer Geſtalten droht den kleinlichen Flitterkram, der ſie umgibt, zu verſengen. Man empfindet es nur als eine natürliche Konſequenz, daß der umſtändliche Naturalismus dieſer Ausſtattung den gewaltigen Adlerflug des Schillerſchen Pathos auch in der Darſtellung des Reinhardtſchen Enſembles zu den Niederungen eines den Überſchwang der Dichtung vermeidenden Realismus hinabzieht.

Es wäre gewiß verkehrt, für das heutige Theater eine Ausſtattung der Schillerſchen Dramen zu verlangen, die ein hiſtoriſches Bild der Bühne gibt, wie ſie dem Dichter für jene Zeit zur Verfügung ſtand. Wir ſollen auf der lebendigen Bühne keine theaterhiſtoriſchen Lektionen geben. Das kahle Bild der offenen, ſeitlich durch Kuliſſen begrenzten Zimmer mit den wenigen Möbeln, die während der offenen, durch keine Verdunkelung des Raumes verſchleierten Verwandlung mit dem wenigen notwendigen Mobiliar des nächſtfolgenden Zimmers vertauſcht werden mußten, würde auf das Auge des heutigen Zuſchauers wahrſcheinlich ſehr nüchtern und erkältend wirken. Das ſchließt indeſſen nicht aus, daß eine Ausſtattung, die ſich in leiſer Anlehnung an das hiſtoriſche Bild der Schillerſchen Bühne in einer gewiſſen großzügigen Einfachheit auf das Weſentliche und Notwendige beſchränkte, dem Geiſt und Stil des Gedichtes vielleicht kongruenter wäre als der echte und ins kleine gehende Naturalismus der heutigen Modebühnen.

Schwerer als bei Innenräumen, aber immerhin noch möglich und Erfolg verſprechend iſt die Durchführung plaſtiſcher Dekorationen bei Architekturbildern, bei geſchloſſenen Höfen, Straßen uſw., bei allen Schauplätzen, wo die Vegetation ausgeſchloſſen iſt. Für den Vorplatz des Palaſtes in „Salome“, für den Burghof in Hofmannsthals „Elektra“ wurden mittels plaſtiſcher Ausgeſtaltung der Mauern, Fenſter, Tore, Brunnen uſw. dekorative Bilder geſchaffen, denen zweifellos eine ungewöhnliche ſuggeſtive Stimmungskraft innewohnt. Freilich geriet der Naturalismus der Dekoration ſchon hier in bedenkliche Widerſprüche mit der Beleuchtung, die den natürlichen Forderungen des ſzeniſchen Bildes nicht in allen Teilen zu genügen vermochte. So fällt beiſpielsweiſe in „Elektra“ während des größten Teiles des Stückes durch das ſeitliche Eingangstor des Hofes ein Streif jenes ſtarken rötlichen Lichtes auf die Bühne, womit man nach altem Übereinkommen die Abendbeleuchtung auf dem Theater darzuſtellen ſucht. Der Zuſchauer iſt aber im höchſten Grade erſtaunt darüber, daß dieſes rötliche Abendlicht ſeine Wirkung nur unten in der Höhe des Eingangstores ausübt, während der ganze obere Teil der Bühne, wo doch natürlicherweiſe dasſelbe Licht über die niederen Mauern in den freiliegenden Hof hereinſtrömen müßte, in vollkommenem Dunkel liegt. Die Technik der Beleuchtung vermag hier der Technik der naturaliſtiſchen Dekoration nicht zu folgen. So erſcheint der rötliche Lichtſtreifen, der in kärglicher Iſolierung durch das Tor dringt, nicht anders als ein Theatereffektlicht älteſter Schule, deſſen Abſichtlichkeit in auffallendem Kontraſt ſteht zu den hohen Tendenzen der über ſolche Dinge ſonſt ſehr erhabenen modernen Regieſchule.

Außerordentlich ſchön und ſtimmungsvoll ſind zum größten Teil die engen, winkligen,



Das Käthchen von Heilbronn (Akt II): Wald vor der Höhle des heimlichen Gerichtes.

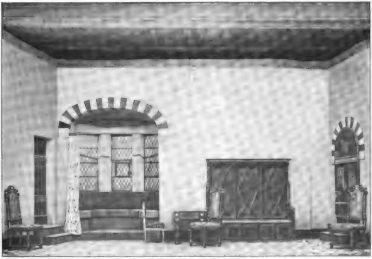
mit Kanalbauten und Brücken durchquerten Straßenbilder, die für den „Kaufmann von Venedig" am Reinhardtſchen Theater geſchaffen wurden (vgl. Abbild. S. 323 u. 325). Die Plaſtik wirkt hier faſt durchweg ſchön und künſtleriſch. Die entſetzlichen Luftſoffitten, die in der üblichen Bühneneinrichtung bei Straßenbildern als obere Abdeckung verwendet werden mußten, ſind zum Glück vollſtändig vermieden. Eine Verengung des Bühnenausſchnittes von oben, der das ganze Bild mit einem ziemlich niederen architektoniſchen Rahmen umſchließt, macht hier eine beſondere Abdeckung des Bildes nach oben durch gemalte Luft uſw. entbehrlich.

Weſentlich ſchwerer geſtaltet ſich das Problem der plaſtiſchen Dekoration, ſobald an die Stelle des Innenraums oder des Architekturbildes die landſchaftliche Dekoration tritt, die lebendige Vegetation, Baum und Blume, Wald und Wieſe in naturaliſtiſcher Nachahmung auf der Bühne wiedergeben ſoll. Hier mußte mit dem Syſtem der bisherigen Bühneneinrichtung, das landſchaftliche Bilder durch gemalte Proſpekte, gemalte Waldbogen, gemalte Buſch- und Felſenverſatzſtücke mehr andeutend als verwirklichend zu verſinnlichen ſuchte, ganz und gar von ſeiten der Bühnenreform gebrochen werden. Von dem, was in das Gebiet der Flächenmalerei gehört, blieb hier höchſtens der das Bühnenbild im äußerſten Hintergrund abgrenzende gemalte Proſpekt; in den meiſten Fällen aber wurde auch auf dieſen verzichtet und die Bühne ſtatt deſſen nach hinten und den beiden Seiten durch einen kreisförmigen Lufthorizont abgegrenzt. In dieſen halbkreisförmigen Bühnenraum iſt alles, was die einzelnen Beſtandteile der Landſchaft bilden ſoll: Bäume, Strauchwerk, Felſen, Hügel, Hütten und Berge, in naturgetreuer Plaſtik, mit praktikabeln Stämmen und praktikabelm Laubwerk, hineingebaut. Den Bühnenboden bedeckt wirkliches Gras, das in unebenen Linien, in Hügeln und Senkungen ein Bild des natürlichen Waldbodens zu geben ſucht und die dröhnenden Dielen des Theaterpodiums den Augen und Ohren der Zuſchauer verbirgt.

Es iſt nicht zu leugnen, daß durch dieſe Art der Dekorationskunſt oft überraſchende Bilder von eigenartigem Reiz geſchaffen werden. Wenn der Graf vom Strahl im „Käthchen von Heilbronn" zu Beginn des zweiten Aktes auf dem ſanft anſteigenden Raſen eines lieblichen, von einer traulichen Hütte und dunklen Tannen umſtandenen Hügellandes, das nach hinten den Ausblick in

Digitized by Google

lachende Gauen gewährt, von grünen Halmen umgaukelt, im Graſe liegt (vgl. Abbild. S. 328), ſo erhalten die Sehnſuchtsrufe des Ritters nach der von wollüſtiger Schönheit triefenden Seele ſeines Käthchen auf dem Hintergrunde dieſes echt deutſchen Landſchaftsbildes einen Stimmungsreiz von außerordentlicher Kraft. Auch die nächtlichen Szenen vor der Köhlerhütte werden durch die Vorteile, die der hügelige, nach hinten aufſteigende Bühnenboden für die Gruppierungen und Kämpfe der Reiſigen gewährt, nach der maleriſchen Seite entſchieden gefördert. In gleichem Maße erweiſt ſich der praktikable Wald des „Sommernachtstraums“ mit ſeinen Stämmen, Wurzeln, natürlichen Baumſchaukeln und dem hügeligen, mooſigen Waldboden als außerordentlich vorteilhaft für das Herumhuſchen und Herumtollen der Elfenwelt. Das Ohr des Hörers wird durch das Dröhnen der Bühnendielen nicht aus der zauberhaften Nachtſtimmung herausgeſchreckt.



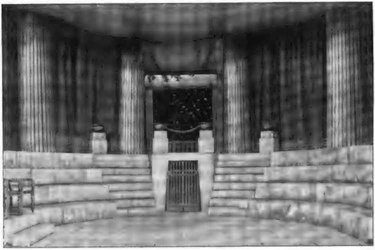
Das Käthchen von Heilbronn (Akt II, Auftr. 9—13): Schloß Wetterſtrahl. Ein Gemach in der Burg.

Aber die Vorteile der neuen Dekorationseinrichtung wurden teuer erkauft durch ihre Nachteile und die Geſchmackloſigkeiten, die ſie im Gefolge hat. Der Naturalismus dieſer plaſtiſchen Wälder und plaſtiſchen Wieſenbilder verwickelt ſich durch die Begrenzung deſſen, was auf der Bühne möglich und erreichbar iſt, in fortwährende Widerſprüche mit ſich ſelbſt. Die gemalten Waldſoffitten der hergebrachten Bühne ſind in dem plaſtiſchen Walde ſelbſtverſtändlich unmöglich. Sie werden erſetzt durch praktikables Laub, das aber nicht etwa, dem oberen Gezweige der Bäume in der Natur entſprechend, in ungleichmäßigen Windungen, in unregelmäßigem, hier höher, dort tiefer ſich verbreitendem Geäſt von oben die Bühne begrenzt, ſondern, genau den Soffitten entſprechend, in regelmäßigen geraden Linien, in gleichen Entfernungen und nach unten wie mit der Schere abgeſchnitten in den Soffittenzügen in das Bühnenbild hereinhängt — eine Einrichtung, die in ihrer Unſchönheit und theatraliſchen Unnatur gegen den Naturalismus des übrigen Bildes auf das grellſte abſticht und ſo weit ſtörender wirkt als die ſtiliſierten gemalten Waldſoffitten in dem ſtiliſierten gemalten Waldbilde der alten Bühne. Weit glücklicher ſucht das „Deutſche Theater“ das Problem der oberen Bühnenbegrenzung zu löſen durch die ſchon erwähnte architektoniſche Einengung des Bühnenrahmens.

Beſonders ſtörend ſind die Widerſprüche, die ſich aus den Eigentümlichkeiten der traditionellen Bühnenbeleuchtung gegenüber dem Naturalismus der Dekoration ergeben. Das Bild des nächtlichen Waldes im „Sommernachtstraum“ wirkt nur dann einigermaßen wahr und zugleich ſchön, wenn ſich die Beleuchtung unter Ausſchaltung des üblichen Rampen- und Soffittenlichtes auf ein bloß an der einen Seite wirkendes mattes weißes Effektlicht beſchränkt, das dem Scheine des Mondes entſprechend von der einen Seite in das Dunkel des Waldes hineinfällt. Durch die Schattenwirkungen der Bäume wird hier ein ſehr ſtimmungsvolles und dichteriſch anmutendes Waldbild erzeugt. Da dieſes Bild indeſſen, vorzüglich geeignet für den Reigen dahinhuſchender Waldnymphen, für die langen Dialogſzenen der mittleren drei Akte zu dunkel iſt, ſieht ſich die Leitung veranlaßt, für den größten Teil der betreffenden Szenen in eine hellere Beleuchtung überzugehen, und zwar unter Zuhilfenahme der üblichen Rampen- und Soffittenbeleuchtung. In dieſem Falle iſt der Eindruck des ganzen Bildes, abgeſehen davon, daß die Nachtſtimmung völlig verloren geht, durchaus unwahr. Namentlich das Soffittenlicht, das aus den dunklen Waldkronen der Bäume — in ganz unmöglicher Weiſe — herniederdringt, widerſtreitet auf das grellſte dem ſonſtigen Naturalismus des Bildes.

Das eben iſt der Fluch des Naturalismus auf der Bühne, daß er die Anſprüche des Zuſchauers an die naturgetreue Wahrheit der Dinge immerwährend ſteigert. Je mehr ſich das Bühnenbild der wirklichen Natur zu nähern ſucht, deſto kritiſcher wird der Zuſchauer, deſto ſchärfer empfindet ſein Auge die zahlreichen kleinen und ewig unausrottbaren Widerſprüche, die der Vergleich dieſer gekünſtelten Nachahmung der Natur mit der Wirklichkeit ergibt. In dem ſtiliſierten Bilde der alten Bühne mit ihren ſtiliſierten gemalten Dekorationen wird auch die ſtiliſierte künſtliche Bühnenbeleuchtung nicht als eine ſtörende Inkongruenz empfunden. In Verbindung mit dem Naturalismus der plaſtiſchen Landſchaftsbilder wirkt die Bühnenbeleuchtung wie unnatürliche, hohle Theatermache; aber ſelbſt bei den bedeutendſten Fortſchritten der Technik wird es niemals möglich werden, in der Theaterbeleuchtung, die immer und ewig auf Kompromiſſe angewieſen ſein wird, eine photographiſch getreue Nachahmung der Wirklichkeit zu erzielen. Das wirkliche Licht der Sonne oder des Mondes in den modernen Theaterbau zu leiten, wird vorausſichtlich auch der Zukunft verſchloſſen bleiben.

Zu den zahlreichen Widerſprüchen, die die Anwendung plaſtiſcher Dekorationen mit ſich bringt, kommt — noch in höherem Maße belaſtend — der vollſtändige Mangel an Stimmung, der den landſchaftlichen Bühnenbildern zum größten Teil eigen iſt. Es iſt dies in der Reinhardtſchen Vorſtellung des „Käthchens“ beiſpielsweiſe beſonders auffällig in der Szene vor der Einſiedelei, wo Käthchen zum Kloſter geht. Trotz des umſtändlichen dekorativen Aufbaues dieſer Szene, trotz des großen plaſtiſchen, mit wirklichen Tannen bewachſenen Felſens, trotz des wirklichen Gebirgspfades, der darüber auf den raſenbedeckten Bühnenboden herabführt, trotz der im Hintergrunde hervorragenden plaſtiſchen Felsberge (die, nebenbei bemerkt, in ſchwäbiſcher Landſchaft völlig unmöglich ſind) iſt das ganze Bild ohne alle und jede dichteriſche Stimmung. Es fehlen in dieſer nüchternen, künſtlich zuſammengeleimten Natur die duftigen Farbentöne, die eine perſpektiviſche Ferne vortäuſchen. Dasſelbe gilt von der Szene am Hollunderbuſch, wo trotz dem Aufwand eines umſtändlichen plaſtiſchen Aufbaues und des hinter dem Mauerring anſteigenden praktikabeln Berges der landſchaftliche Stimmungsreiz, der unter Umſtänden durch einen einfachen, von Künſtlerhand gemalten Proſpekt hervorgerufen werden kann, ganz und gar fehlt. Allen dieſen plaſtiſchen Landſchaftsbildern mit ihrer kleinlichen Naturnachahmung haftet etwas Kindliches an; ſie machen den Eindruck der Spielerei, aber nicht den eines Kunſtwerkes. Man kann ſich, wie ein Kritiker in einem treffenden Vergleich hervorgehoben hat, bei den zierlichen kleinen Bäumchen, die in den künſtlichen Raſenboden und auf die kaſchierten Pappfelſen aufgeſetzt ſind, der Erinnerung an die Krippengärtchen nicht erwehren, wie ſie unter dem Weihnachtsbaum der Kinder zu ſehen ſind. Es iſt nicht gut, wenn man bei einem Kunſtwerk an das Spielzeug der Kinder erinnert wird.



Ein Sommernachtstraum (Akt V): Im Palaſte des Theſeus.

Die Anwendung plaſtiſcher Dekorationen für das klaſſiſche Drama, das einen häufigen Wechſel des Schauplatzes verlangt, liegt nur da im Bereiche der Möglichkeit, wo die Einrichtung der neuerdings von Lautenſchläger in München ins Leben gerufenen und ſeitdem an verſchiedenen neuen Bühnen eingeführten Drehbühne zur Verfügung ſteht. Auf der gewöhnlichen Bühne würden die Pauſen, die der häufige Umbau der umſtändlichen plaſtiſchen Dekorationen mit ihren zahlreichen Praktikabels beanſprucht, eine ſolche Ausdehnung annehmen, daß die Geſamtzeit der Pauſen der Zeit, innerhalb deren geſpielt wird, zum mindeſten gleichkäme, wahrſcheinlich aber ſie bedeutend überträfe. Die Verwendung plaſtiſcher Dekorationen iſt demgemäß, wenn das künſtleriſche Genießen nicht völlig zerſtört werden ſoll, durch die Benutzung der Drehbühne bedingt; dieſe Bühne, die ſich in der Form einer großen drehbaren Scheibe um ſich ſelbſt bewegt, ſchafft die Möglichkeit, zwei bis drei, im beſten Fall auch vier bis fünf verſchiedene Dekorationen gleichzeitig auf ihr aufzubauen. Durch die bloße Drehung der Bühne kann ein relativ raſcher Wechſel der fertigſtehenden einzelnen ſzeniſchen Bilder vollzogen werden.

Da indeſſen Stücke wie „Das Käthchen von Heilbronn“ und „Der Kaufmann von Venedig“, in gleicher Weiſe wie die meiſten klaſſiſchen Dramen, im ganzen weit mehr als drei bis vier verſchiedene Dekorationen verlangen, muß die Drehbühne auch während der Vorſtellung noch zu wiederholten Malen umgebaut werden. Dies nimmt zum Teil, namentlich da, wo ein tiefes, umſtändlich aufgebautes Bühnenbild hergeſtellt werden muß, eine beträchtlich lange Zeit in Anſpruch. So wird beiſpielsweiſe im „Käthchen von Heilbronn“ nach der Szene am Hollunderbuſch eine Pauſe von einer halben Stunde notwendig zum Umbau dieſes umſtändlichen plaſtiſchen Landſchaftsbildes in den für den fünften Akt notwendigen, ebenfalls eine ſehr tiefe Bühne verlangenden freien Platz zu Worms. Da die Szenen des letzten Aktes in der unbarmherzigen Reinhardtſchen Kürzung zuſammen kaum länger als eine halbe Stunde ſpielen, ſo wird das Stück durch die vorangehende Pauſe, die ſo lang iſt wie der ganze darauf folgende Schlußteil des Gedichtes, unorganiſch in zwei klaffende Hälften auseinandergeriſſen, die in ihrem gegenſeitigen Größenverhältnis in einem ſchreienden Kontraſt ſtehen. In ähnlicher Weiſe macht der Umbau, der im „Kaufmann von

Venedig“ die Straßenbilder der erſten Akte in den Gerichtsſaal für den vierten Akt verwandeln muß, inmitten des dritten Aktes des Originals (nach III, 1) eine unverhältnismäßig lange Pauſe notwendig, die das Stück hier ſehr willkürlich an ungeeigneter Stelle in zwei Hälften auseinanderreißt. Wenngleich zu hoffen ſteht, daß die Fortſchritte der Technik mit der Zeit vielleicht auch bei plaſtiſchen Dekorationen einen etwas raſcheren Umbau ermöglichen werden, ſo liegt hier doch in dieſen ſzeniſchen Reformen eine nicht zu unterſchätzende Gefahr für das dramatiſche Kunſtwerk und ſeine theatraliſche Wiedergabe verborgen.

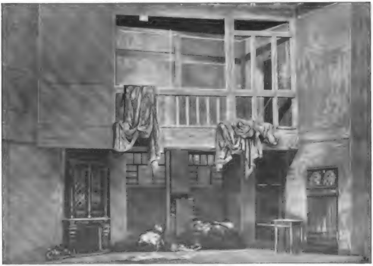
Der relativ raſche Wechſel, der zwiſchen den auf der Drehbühne gleichzeitig ſtehenden Dekorationen vollzogen werden kann, ſchafft dem Regiſſeur anderſeits manche Vorteile, die nicht von der Hand zu weiſen ſind. Die raſche Art, wie das Zimmer zu Belmont in die nebendran gebaute enge veneziaiſche Straße vor Shylocks Haus oder in eine andere Straße verwandelt werden kann, ermöglicht es der Reinhardtſchen Inſzenierung, die Szenenfolge des Originals mit ihrem häufigen Wechſel zwiſchen den zu Belmont und den zu Venedig ſpielenden Szenen beinahe unverändert beizubehalten, ohne die in den ſonſtigen Aufführungen des Stückes üblichen Zuſammenlegungen auseinanderliegender Szenen zu größeren Szenengruppen. Das bietet ohne Zweifel — wenn man von der fortwährenden Störung durch den bei den Verwandlungen leider durchweg verwendeten Zwiſchenvorhang abſieht — mannigfache Vorteile für die Wiedergabe des Gedichtes und bringt den Reiz, der in der Kontraſtwirkung vieler Szenen liegt, teilweiſe ſehr wirkungsvoll zur Geltung. Reinhardt geht hier in der Scheidung der einzelnen Szenen ſo weit, daß er ſogar für den kleinen, etwa zwanzig Zeilen umfaſſenden Auftritt, wo Lancelot ſich von Jeſſica verabſchiedet (II, 3) — eine Szene, die ſonſt überall in Verbindung mit der umgebenden Szenenreihe auf der Straße vor Shylocks Hauſe geſpielt wird —, eine eigene Dekoration verwendet, und zwar entſprechend den Bühnenanweiſungen unſerer Ausgaben: ein Zimmer in Shylocks Hauſe. Eine Verwandlung für dieſe raſch vorüberhuſchende kleine Szene, die vorher und nachher dementſprechende Pauſen und den Zwiſchenvorhang notwendig macht, iſt an ſich gewiß überflüſſig und eher ſtörend als fördernd. Auf der anderen Seite iſt nicht zu leugnen, daß durch das Milieu des Judenhauſes, das hier an einer einzigen Stelle des Stückes dem Zuſchauer gezeigt wird: durch das enge, finſtere und ſchmutzige Zimmer mit ſeinen hohen, von Jeſſica nur durch Erklettern der davorſtehenden Kiſten erreichbaren Fenſtern (vgl. Abbild. S. 334), der Entſchluß des Judenmädchens zur Flucht und deſſen relative Berechtigung dem Hörer in einer beinahe ſuggeſtiven Weiſe verſtändlich gemacht wird. Er fühlt den Druck, den das kahle und finſtere Judenheim auf Jeſſicas lebensluſtiges und ſinnenfrohes junges Gemüt ausüben muß, und wird über einen immerhin heiklen Punkt des Stückes mit großem Geſchick von der Regie hinweggeführt. Der hier erzielte Eindruck wird verſtärkt durch die Inſzenierung der Szene, wo Shylock am Abend ſein Haus verläßt und von der Tochter Abſchied nimmt, und der darauf folgenden Entführung Jeſſicas durch Lorenzo und ſeine Freunde (II, 5 und 6). Auch für dieſe Auftritte wählt Reinhardt eine beſondere, in den vorangehenden Szenen nicht verwendete Dekoration (vgl. Abbild. S. 325): eine enge, winklige, mit Brücken und Stiegen verbaute Gaſſe hinter dem Judenhaus, in die kaum ein Strahl des Tageslichtes zu dringen vermag; ein charakteriſtiſches Bild des Ghettos, das Jeſſicas Drang nach Freiheit und ſchönen Chriſtenknaben doppelt begreiflich macht. Es iſt ein ſehr glücklicher Zug der Regie, daß die ganze Szene zwiſchen dem unheilahnenden Shylock und ſeiner Tochter, die in ihrer Art vielleicht das Vollkommenſte der ganzen Aufführung iſt, von den aus der weiteſten Ferne herklingenden luſtigen Weiſen des Maskentreibens begleitet wird. In feiner und wirkungsvoller Symbolik werden dadurch die beiden Welten zum Ausdruck gebracht, die ſich bekämpfend an Jeſſicas Seele zerren. Auch die Entführung Jeſſicas wird abweichend von der Schablone, die durch aufdringliches Maskengetriebe auf der Bühne die Aufmerkſamkeit von dem Dialoge auf ſtörende Äußerlichkeiten abzulenken pflegt, in durchaus eigenartiger Weiſe von Reinhardt inſzeniert. Das Maskengewühl ſelbſt wird nur an einer Stelle, wo keine Störung des Dialogs möglich iſt, im raſchen Vorüberhuſchen auf dem hinterſten Teil der Gaſſe ſichtbar. Im übrigen wird die Nähe der Masken nur durch die diskret aus der Ferne vernehmbare Muſik dem Hörer ſuggeriert. Die Poeſie des Wortes, die ſonſt meiſtens in der aufdringlichen Meiningerei des Maskentreibens untergeht, kommt hier zu ihrem vollen Recht. — In der feinen, ungemein charakteriſtiſchen und ſtimmungsvollen Ausarbeitung dieſer Szenen, wie überhaupt in der ganzen ſzeniſchen Einrichtung und Anordnung des zweiten Aktes, möchte ich — trotz der Einwände, die dagegen gemacht werden können — den hervorragendſten individuellen Reiz dieſer Inſzenierung des „Kaufmanns von Venedig“ erblicken.

Auch die Belmontſzenen ſind — wenn man von der verkehrten Auffaſſung Maroccos und Arragons abſehen will — vortrefflich inſzeniert und bieten mit ihrer glücklichen, das Weſentliche im Auge behaltenden Anordnung der Käſtchenwahl, mit der maleriſchen Ausnutzung der das Zimmer umrahmenden Emporgalerie (vgl. Abbild. S. 335) und der prächtigen Belebung der geſamten Komparſerie Bilder von außerordentlichem künſtleriſchem Reiz. Ein vortrefflicher Gedanke von Reinhardt iſt es, in der großen Szene von Baſſanios Käſtchenwahl Porzia und Baſſanio bei dem einleitenden Geſpräche — entgegen den Bühnenanweiſungen und entgegen der Tradition — zuerſt allein auf die Bühne zu bringen und alle übrigen Perſonen erſt unmittelbar vor Beginn der Wahl erſcheinen zu laſſen. Dieſes Geſpräch, das, ſonſt in Gegenwart des ganzen Gefolges geſprochen, immer kalt wirkt und mehr oder minder verloren geht, gewinnt durch die Reinhardtſche Anordnung mit einem Male einen ſehr eigenartigen, intimen Reiz, der ihm bis dahin auf der Bühne gefehlt hat. Ein Meiſterſtück der Inſzenierung iſt die große Gerichtsſzene des vierten Aktes, die in ihrer ganzen Anordnung, in der Ausarbeitung des Zuſammenſpiels, in der lebensvollen Durcharbeitung der Geſtalt des Dogen, der, ſonſt wie eine Pagode auf ſeinem Stuhle feſtgenagelt, einen wahren Dunſt von Langeweile auszuſtrömen pflegt, in der ſorgfältigen Individualiſierung und Belebung der ſtummen Senatoren des uneingeſchränkten Lobes würdig iſt.

Daß der „Kaufmann von Venedig“ unter den bisherigen Klaſſikeraufführungen der Reinhardtſchen Bühnen in erſter Linie ſteht und namentlich die vielgeprieſenen Vorſtellungen des „Sommernachtstraums“ und des „Käthchen von Heilbronn“ an Wert bedeutend übertrifft, iſt, abgeſehen von den inneren künſtleriſchen Qualitäten der Vorſtellung, auch dem Umſtande zuzuſchreiben, daß dieſes Stück durch ſeinen beſonderen Charakter der Verwendung plaſtiſcher Dekorationen in beſonderem Maße entgegenkommt. Der „Kaufmann von Venedig“ erfordert in dekorativer Beziehung beinahe ausſchließlich Innenräume und architektoniſche Straßenbilder. Das landſchaftliche Element dagegen, das der plaſtiſchen Wiedergabe auf das ſchärfſte widerſtrebt, beſchränkt ſich auf den fünften Akt, die Nachtſzene im Belmontſchen Garten. Dieſe Dekoration, die plaſtiſche Bäume und wirklichen Raſenboden mit gemalten Zypreſſen und dem gemalten Meeresproſpekt zu einem Ganzen zu verbinden ſucht, fällt denn auch gegen die vorangehenden ſzeniſchen Bilder bedeutend ab und ſtört einigermaßen — trotz manches feinen Reizes, den die Regie auch dieſem Akt zu geben weiß — die Einheitlichkeit der Vorſtellung.

Auch von einer anderen Seite betrachtet war der „Kaufmann von Venedig“ eine ſehr glückliche Wahl, um die Vorteile der Drehbühne und der plaſtiſchen Dekoration auf das ſchönſte zur Geltung zu bringen. Die Drehbühne iſt der Entfaltung großer, weiter und tiefer Bühnenbilder im ganzen wenig günſtig. Das Beſtreben, möglichſt viele dekorative Bilder gleichzeitig auf der Drehſcheibe aufzuſtellen, und die daraus ſich ergebende Notwendigkeit einer möglichſt ökonomiſchen Ausnutzung des Raumes macht bei Straßenbildern die Verwendung enger, winkliger, verbauter Gaſſen beſonders wünſchenswert. Dem kommt gerade dieſes Stück mit den engen Straßenwinkeln des venezianiſchen Ghettos, die es verlangt, in bereitwilliger Weiſe entgegen.

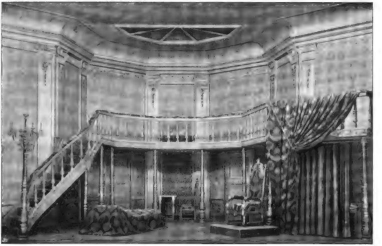
So vermag Reinhardt hier die Not ſeiner Bühne mit großem Geſchick in eine Tugend umzuwandeln. Denn gerade der maleriſche Reiz dieſer verbauten mittelalterlichen Straßenbilder übt in ſeiner Inſzenierung eine außerordentliche Wirkung aus. Dieſe Eigenheit ſeiner Bühne veranlaßt ihn, auch für die einleitende Szene des Stückes, anſtatt des großen freien Blickes auf den belebten Markusplatz, den die Theater traditionsgemäß hier zu bieten pflegen, eine enge, mehr einem Durchgang gleichende, dem Hauptverkehr fern gedachte Gaſſe zu wählen. Dies bietet dem Regiſſeur den Vorteil, das Stück in einer von der hergebrachten Schablone völlig abweichenden Weiſe zu eröffnen. Anſtatt des bunten Volksgetriebes ſieht man Antonio, der träumeriſch ſinnend an einem Pfoſten lehnt, allein mit den beiden ihn begleitenden Freunden. Die ſchwermütig-traurige Stimmung des königlichen Kaufmanns gibt den einleitenden Grundakkord für die Dichtung. Alle Komparſerie, das belebende Volk mit ſeinen obligaten Verkäuferinnen, Tänzerinnen, Bettlern uſw., fehlt hier und in den übrigen Straßenſzenen des Stückes völlig, ſehr zum Segen der künſtleriſchen Wirkung; die Ablenkung der Aufmerkſamkeit von der Hauptſache auf nebenſächliche Äußerlichkeiten wird in höchſt dankenswerter Weiſe vermieden. Freilich wird — bei aller Anerkennung für die Feinheit und Eigenart, womit das Stück bei Reinhardt eröffnet wird — der Zweifel vielleicht berechtigt ſein, ob der hier gewählte einleitende Akkord der richtige iſt für die Eröffnung eines Stückes, das vom Dichter doch als ein Luſtſpiel gedacht iſt; ob es im Intereſſe des Geſamteindrucks nicht zu wünſchen iſt, daß dem Zuſchauer wenigſtens an *einer* Stelle ein Blick in das bunte, heitere, ſonnenbeglänzte Treiben der Lagunenſtadt und ſeiner jeunesse dorée eröffnet werde.



Der Kaufmann von Venedig (Akt II, Szene 3): Ein Zimmer in Shylocks Hauſe.

Es liegt auf der Hand, daß der beſondere Einfluß, den die Beſchaffenheit der Drehbühne und der auf ihr verwendbaren Dekorationen auf die ſzeniſche Einrichtung und Anordnung ausübt, nicht in allen Stücken ſo günſtig und wenig nachteilig iſt wie im „Kaufmann von Venedig“. Ein bedenklicher Mißſtand liegt vor allem darin, daß die Drehbühne mit ihren kunſtvoll aufgebauten plaſtiſchen Dekorationen nicht bloß auf die Art und Anlage, ſondern auch auf die Zahl der zu verwendenden Dekorationen einen beengenden Zwang ausübt. Nicht bloß die

Digitized by Google



Der Kaufmann von Venedig (Akt 1, Szene 2 u. a.): Belmont. Ein Zimmer in Porzias Hauſe.

außerordentlich hohen Koſten, die umſtändlichen praktikabeln Anlagen, auch die Schwierigkeiten des jeweiligen Umbaues und die unverhältnismäßig großen Pauſen, die dadurch notwendig werden, legen der Theaterleitung die Pflicht einer weiſen Beſchränkung auf das Notwendigſte nahe. Aus dieſer Rückſicht auf Beſchränkung erklären ſich Verkehrtheiten wie die, daß im „Käthchen von Heilbronn“ für die beiden Waldſzenen des zweiten Aktes, die vor der Höhle des Femgerichts und die nächtliche Gewitterſzene vor der Köhlerhütte — zwei Szenen, die eine völlig verſchiedene dichteriſche Stimmung verlangen —, gänzlich unpaſſenderweiſe dieſelbe Dekoration verwendet wird. Noch ſchlimmer iſt es, daß die Höhle des Femgerichts, mit dem das Stück eröffnet wird, im fünften Akt als die in der Nähe der Strahlburg gelegene Höhle wiederkehrt, in der Gottſchalk das arme Käthchen vor den Anſchlägen ihrer Feindin geborgen hat. Das iſt ein Widerſinn, der einer kleinen Provinzbühne verziehen werden kann, nicht aber einem Kunſtinſtitut, das Anſpruch darauf erhebt, an der Spitze der modernen Theaterkultur zu ſchreiten. In gleicher Weiſe wird der freie Platz zu Worms, der Schauplatz des Gottesgerichts, da die umſtändliche Anlage dieſer tiefen Dekoration einen abermaligen Umbau in eine andere tiefe Dekoration unmittelbar vor dem Schluß nicht geſtattet, auch für die Schlußſzene des Stückes, die im Schloßhof der Strahlburg ſpielen ſollte, verwendet, und ſo ſieht ſich der Graf vom Strahl ſeltſamerweiſe genötigt, ſein Hochzeitsfeſt, ſtatt in den Hallen der väterlichen Stammburg, auf dem Marktplatze der freien Reichsſtadt zu feiern, und Kunigunde muß als gerechte Strafe für ihre Freveltaten neben der ihr zuteil werdenden Enttäuſchung auch noch die Unkoſten einer nutzloſen Reiſe nach Worms beſtreiten. Man ſieht, welche Ungereimtheiten die durch die Drehbühne und den Ausſtattungsnaturalismus bedingte Beſchränkung der Dekorationen im Gefolge hat. Auch daß der für den Zuſammenhang unentbehrliche Monolog des Kaiſers, der, wie Reinhardt im Gegenſatz zu den Meiningern richtig erkannte, nicht auf den freien Platz des Gottesgerichts verlegt werden kann, ſondern unbedingt eine eigene geſchloſſene Dekoration verlangt, desgleichen das nachfolgende Geſpräch zwiſchen Flammberg und Freiburg, das das Geheimnis von Kunigundes moſaiſcher Zuſammenſetzung enthüllt, ferner die Szene in Kunigundes Toilettenzimmer: daß alle dieſe

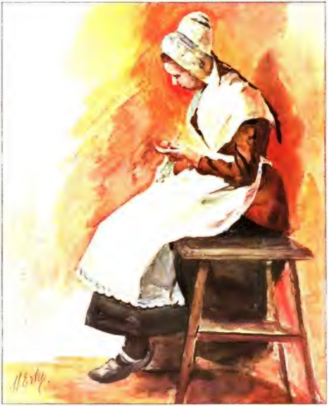
Digitized by Google

Szenen bei Reinhardt geſtrichen werden müſſen, hat ſeinen letzten Grund nur in dem Zwang der dekorativen Einrichtung, die bei dem umſtändlichen Aufbau des Wormſer Platzes die Verwendung weiterer neuer Dekorationen verbietet. So wurden dem Zwang der ſzeniſchen Ausſtattung wichtige Beſtandteile der Dichtung geopfert, deren Fehlen das Verſtändnis des Stückes dem uneingeweihten Hörer teilweiſe völlig unmöglich macht. Die Dichtung wird zur Sklavin eines äußeren ſzeniſchen Zwanges, zur Sklavin der dekorativen Ausſtattung, anſtatt daß umgekehrt, wie es das Richtige wäre, die Dichtung ſich die Bühne und die Szene ſchafft, wie ſie ihren höheren Zwecken dienlich iſt.

Ein weiterer Mißſtand der plaſtiſchen Dekorationen und der naturaliſtiſchen Ausſtattung liegt darin, daß ſie den Zwiſchenvorhang bei den Verwandlungen nicht entbehrlich machen, und daß die Verwandlungspauſen trotz der Vorteile der Drehbühne, auch da, wo kein vollſtändiger Umbau auf der Bühne vorzunehmen iſt, eine geraume Zeit, teilweiſe zwei bis fünf Minuten, in Anſpruch nehmen. Dadurch wird ein verwandlungsreiches Stück unter unabläſſigen Pauſen und ſtörenden Unterbrechungen durch das Fallen des Vorhangs in zahlreiche einzelne Bilder zerhackt; die Akteinteilung und damit die natürliche organiſche Gliederung des Kunſtwerks geht ganz und gar für den Zuſchauer verloren. Sie entſchwindet den Augen des Zuſchauers um ſo mehr, als Reinhardt für die Verwandlungen keinen beſonderen Zwiſchenvorhang, ſondern für alle ſzeniſchen Veränderungen innerhalb des Stückes einen und denſelben Vorhang verwendet, überdies den Zuſchauerraum in ſämtlichen Verwandlungspauſen erhellen läßt. Die natürliche Folge iſt, daß das Drama ſich in eine Reihe von Bildern auflöſt, die durch mehr oder minder lange Pauſen voneinander getrennt ſind, und daß das Stück gewöhnlich an einer Stelle, da, wo ein vollſtändiger oder beſonders ſchwerer Umbau der Drehbühne notwendig iſt, durch eine längere, oft halbſtündige Pauſe in zwei Hälften zerteilt wird. Dieſe Teilung iſt, da ſie durch eine Äußerlichkeit, die dekorativen Bedürfniſſe, beſtimmt wird, in den meiſten Fällen willkürlich und reißt das Kunſtwerk vielfach ganz unorganiſch in zwei völlig ungleiche Hälften auseinander. Es iſt ſehr bezeichnend, daß der Zettel der Reinhardtſchen Bühnen die Stelle dieſer offiziellen Pauſen nicht mehr nach der Akteinteilung, ſondern nach der Reihenfolge der Bilder (... nach dem xten Bilde) kenntlich macht. Welcher Schaden dem Kunſtwerk erwächſt aus der unabläſſigen Unterbrechung des Zuſammenhanges durch Vorhang und Pauſen und aus der völligen Aufhebung der vom Dichter gewünſchten Gliederung, der Akteinteilung, das iſt ſelbſtverſtändlich für jeden, der eine richtige Vorſtellung vom Weſen des Dramas hat. Das unglückſelige, durch die Beſtrebungen der Meininger und die zunehmende Ausſtattungsſucht unſerer Illuſionsbühne geförderte Prinzip einer unwillkürlich ſich zuerſt an die Schauluſt wendenden Guckkaſtenkunſt, die dem Zuſchauer an Stelle des Zuſammenhanges des ununterbrochen dahinſtrömenden dramatiſchen Geſchehniſſes eine Reihe von Guckkaſtenbildern vor Augen ſtellt, wird durch die plaſtiſchen Dekorationen mit ihrem Ausſtattungsnaturalismus in das äußerſte Extrem geführt und wird dadurch nicht weniger verhängnisvoll, daß die einzelnen Bilder oft eine hohe künſtleriſche Vollendung zeigen.

Was die Aufführung des klaſſiſchen Schauſpiels, insbeſondere des Shakeſpeareſchen Dramas, verlangt, iſt in erſter Linie eine ununterbrochene, möglichſt pauſenloſe Wiedergabe des Gedichtes. Akt- und Verwandlungspauſen ſind auf das denkbar kleinſte Maß zu beſchränken. Man braucht dabei nicht ſo weit zu gehen wie die durch Alois Brandl jüngſt angeregte Aufführung von „König Richard II.“ in Weimar, wo man das ganze Stück in einem Zug ohne jede Unterbrechung wiedergab. Auch das iſt verkehrt und eine einſeitige Übertreibung. Denn die Akteinteilung, die organiſche Gliederung des Dramas — und das iſt der zweite Punkt — iſt von der höchſten Wichtigkeit für das Kunſtwerk und muß bei der Aufführung unbedingt zu ihrem Rechte kommen.

Das Prinzip der Fünfteilung war auch für das Shakeſpeareſche Drama in gleicher Weiſe wie für die antike Tragödie ſchon in unbeſtrittener Geltung (vergl. die Prologe



Margarete Erler: Bauernmädchen.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

in „Heinrich V.“), auch wenn ſie ſich, ſchon infolge des Fehlens eines die ganze Bühne abſchließenden Vorhangs, bei der Aufführung weniger bemerkbar machte als auf der heutigen Bühne. Im modernen Theater aber muß dem Zuſchauer der Akteinſchnitt erſtens durch eine kurze Unterbrechung zum Bewußtſein kommen und zweitens dadurch, daß der Vorhang ausſchließlich beim Aktſchluß fällt, wogegen die Verwandlungen innerhalb des Aktes bei offener Szene vollzogen werden.

Dieſen wichtigen Forderungen der dramatiſchen Kunſt widerſtreitet der Ausſtattungsnaturalismus auf das heftigſte. Darum iſt in den plaſtiſchen Dekorationen und den damit zuſammenhängenden ſzeniſchen Reformen — ganz abgeſehen von den künſtleriſchen Bedenken, die an ſich gegen das plaſtiſche Landſchaftsbild erhoben werden müſſen, und ungeachtet des vielen Vortrefflichen, Bedeutenden und Anregenden, das die moderne Regieſchule dem deutſchen Theater bietet — eine Gefahr für die Entwickelung unſerer dramatiſchen Kunſt zu erblicken.

Was unſerem Theater in Wahrheit not tut, iſt eine weiſe Reaktion auf ſzeniſchem Gebiete, eine Dekorationskunſt, die ſich — falls die Malerei überhaupt auf der Bühne verwendet werden ſoll — der ſcharf gezogenen Grenzen ihres Könnens bewußt bleibt, die ſich damit beſcheidet, eine dienende und in der Hauptſache bloß andeutende Rolle zu ſpielen, die an Stelle des verwirrenden Firlefanzes eines unangebrachten Naturalismus möglichſt einfache, aber großzügige dekorative Bilder ſetzt, die diskret und ſtimmungsvoll die dramatiſche Handlung begleiten und techniſch derart eingerichtet ſind, daß ſie die raſcheſte Verwandlung des ſzeniſchen Bildes geſtatten — eine Dekorationskunſt, die Form und Inhalt in das richtige Verhältnis zueinander ſetzt und dem Weſentlichen des dramatiſchen Gedichtes, vor allem der heiligen Macht des geſprochenen Wortes, zu ſeinem oft verſagten Rechte verhilft.

Annemarie

Der Frühwind über die Felder weht —
Was weinſt du, Annemarie?
Wie rot das Gold der Sonne dort ſteht
Und ſtrahlend über die Wieſen geht,
Annemarie!

Bald werden die ſingenden Lerchen wach —
Hörſt du ſie, Annemarie?
Die Schwalben fliegen um Baum und Dach —
Was ſchauſt du ſo ſehnend und bang ihnen nach,
Annemarie?

Denkſt du des Frühlings droben am Strand,
Als uns die Heimat verbannte?
Grau war der Himmel ausgeſpannt
Weit, weit bis an den fernſten Rand,
Wo er ſcharf die Nordſee umſäumte.

Unſ're Heimat iſt kalt, unſ're Heimat iſt ſchwer.
Vergiß ſie, Annemarie!
Unſ're Heimat iſt finſter wie Strand und Meer,
All unſer Schmerz, von dort kam er her,
Annemarie!

Sieh doch, wie leuchtend die Sonne lacht,
O ſieh doch, Annemarie!
Und der Himmel, wie fröhlich überdacht
Er den Frieden, den uns die Fremde gebracht,
Annemarie!

Vergiß das Geſtern, ſei frei und froh,
Sei mutig, Annemarie!
Vertrau auf das Glück, das irgendwo
Uns blüht, dann kommt es; nur ſo, nur ſo,
Annemarie!

Wilhelm Lobsien

Das Meerminneke

Eine alte Geschichte aus Niederland

von

Lulu von Strauss und Torney

III

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Mynheer de Jonge kam heute ſehr ſpät aus der Ratsſitzung. Und eben, wie er die breite Treppe des Stadthauſes heruntergeſtiegen war und über den Markt gehen wollte, ſtieß er an der Straßenecke auf ſeinen Sohn, den Kaplan. Er blieb vor ihm ſtehen. „Sieh da, Pieter! Wo kommſt du her?“

Sein Sohn ſah ihn mit ſonderbar abweſenden Augen an. „Ich weiß nicht — ja ſo — aus dem Beghinenhof —“

„Du weißt nicht? Wo haſt du denn deine Gedanken? Schämen muß man ſich ja, daß man ſolch eine Schlafkappe von Sohn hat!“ Mynheer ſtieß ſichtlich verärgert ſeinen Stock auf das Pflaſter. „Ihr Pfaffen habt es weiß Gott gut, braucht euch um nichts zu ſcheren. Der Teufel ſoll Bürgermeiſter ſein, wenn man ſo viel Ärger davon hat!“

Pieter de Jonge ſah den dicken Mann an wie einer, der von einer weiten Reiſe kommt und ſich wundert, daß die bekannten Geſichter noch ebenſo ausſehen wie früher. Aber er war noch nicht recht aufgewacht. „Ärger hat der Herr Vater gehabt?“ fragte er zerſtreut.

„Jawohl. Wenn das kein Ärger iſt, will ich Kunz heißen. Einen ſauberen Patron von Freund haſt du da gehabt, dieſen Jan Allaert!“

Jan Allaert? Mit einem Ruck wachte Pieter nun doch auf. So plötzlich wie ein Menſch, dem im Bad ein Kübel kalt Waſſer über den Kopf geſchüttet wird. „Jan Allaert? Was iſt es denn mit dem?“

„Na, wir waren doch ſeelenfroh, daß er über alle Berge war mit ſeiner vermaledeiten neuen Lehre. Jawohl, der! Ins Fäuſtchen hat er ſich gelacht! Kommt da jetzt heraus, daß er die ganze Zeit hier in der Stadt geſteckt hat. Und da man ihm das öffentliche Predigen und Leuteverführen in der Kirche verboten hat, ſo hat er es heimlich und bei Nacht getan, und hat das Abendmahl gehalten wie die Ketzer, in beiderlei Geſtalt, und ſolchen gottläſterlichen Unfug mehr. Und die Leute ſind dumm genug geweſen und ſind dieſem Winkelpfaffen und Ketzerprädikanten in hellen Haufen zugelaufen. Aber er ſoll ſich nur hüten. Jetzt hat er's am längſten getrieben. Das ganze Neſt heben wir auf!“

In Pieters Kopf kreiſelt es. Eben noch in Kaſtilien oder Wolkenkuckucksheim oder wer weiß wo, und jetzt auf einmal mitten auf dem Markt und mit beiden Füßen auf der Erde.

Jan Allaert! Wie ein Blitz taucht ein ſchwarzer Abend in ſeinem Kopf auf, und Gaſſen im Schlackerſchnee, und ein Mann im Mantel. Und das Flußufer mit den Torfſchuppen, und ein Lichtſchein, der aus einer Türſpalte ſpringt und wieder auslöſcht. Eine plötzliche Angſt faßt ihn. „Wollt ihr ſie denn heute ſchon aufheben?“ fragt er haſtig.

„Lieber heute als morgen, wenn wir nur könnten. Aber die Füchſe ſind ſchlau, die laſſen ſich nicht ſo leicht faſſen. Wir müſſen erſt genau wiſſen, wo ſie ſtecken, damit wir alles auf einen Schlag fangen, ſonſt iſt die ganze Sache verſchüttet. Der alte Allaert tut mir ja leid dabei, aber ich kann ihm nicht helfen; dieſem frechen Prädikanten geht es diesmal an Kopf und Kragen! Warum iſt er nicht beizeiten klug geweſen! Es ſind ſcharfe Edikte erlaſſen: wer eine ketzeriſche Lehre verbreitet, der ſoll auf offenem Markt am Pfahl verbrannt werden!“

Es war gut, daß Mynheer de Jonge ſeines Sohnes Geſicht nicht ſah. Er kehrte ſich eben weg, um nach ſeinem Hauſe jenſeit des Marktes zu gehen. „Na, halt den Mund und ſchwatz nicht darüber. Ein Segen, daß du mit dieſem verlotterten Prädikanten nichts mehr zu ſchaffen haſt!“

Jan Allaert, Jan! Auf offenem Markt am Pfahl verbrannt! Heiliger Gott!

Pieter de Jonge lief nach Sankt Bavos Hof, wo er wohnte, als ob ihn einer jagte, und ſah nicht rechts und nicht links.

Er war keinen Augenblick im Zweifel, was er zu tun hatte. Stand irgend etwas zwiſchen ihm und Jan Allaert? Er wußte es nicht, er hatte es vergeſſen. Er wußte nur, daß ſein Bruder Jan in Todesgefahr ſtand, daß er ihn warnen, ihn retten mußte, und wenn es ihm ſelbſt an das Leben ging.

Wie er das anfangen ſollte? Gott würde es ihm zeigen. Es war ja eine ſichtbare Gnade Gottes, daß er es zur Zeit erfahren hatte, daß er noch helfen und warnen konnte.

Er mußte nur warten, bis es Abend war. Das waren noch viele Stunden.

Mit dem feſten Entſchluß war eine gewiſſe kalte, erwartende Ruhe mitten in der Aufregung über ihn gekommen, eine innere Sicherheit, als ob ihm alles gelingen müßte. Um die langen Stunden hinzubringen, ſuchte er zwiſchen ſeinen Büchern, und dabei fiel ihm ein kleiner Band in die Hand, den ihm ſeine Mutter hinterlaſſen hatte. Es waren Heiligenleben, von einem Mönch von St. Jago in kaſtiliſcher Sprache geſchrieben. Er blätterte es durch und fing an zu leſen. Es mußten aber ſehr gute und erbauliche Geſchichten darin ſtehen, denn er ſaß geſchlagene drei Stunden über dem kleinen Buch und formte nur bisweilen aus ſeiner Verſunkenheit heraus ein paar Worte dieſer fremden ſchönen Sprache zwiſchen den Lippen.

Als es von Sankt Bavo Veſper läutete, fuhr er erſchrocken auf. Wo war er denn? Worauf wartete er doch? Mit einem Schlag fiel es ihm ein: Jan Allaert! Herrgott, Jan!

Er ſtand haſtig auf und ging ans Fenſter. Das lange, ſteile Dach und das ſchöne durchbrochene Turmkrönchen von Sankt Bavo ſtanden ſchwarz gegen den Weſthimmel, der topasgolden war. Pieter ſah, wie dieſes dunkle Gold langſam zu heller Bernſteinfarbe ausblich, grünlich durchſichtig wurde und eine ſchmale, glänzende Mondſichel auf einmal darin ſchwimmend ſichtbar war. In dem zierlichen Gegitter der Krone ſprang plötzlich wie ein Edelſtein ein Stern auf, ein zweiter über dem Dach, noch einer und noch einer. Und wie dieſe Sternfunken mehr wurden und ſtärker flimmerten, trat der Himmel hinter ihnen zurück, wurde dunkler und tiefer, bis er blauſchwarz über den Dächern ſtand.

Als es ganz dunkel war, ging Pieter de Jonge heraus. Er ging raſch, und ſein Herz klopfte dabei in einer unruhig geſpannten Erwartung.

Erſt galt es nun, den Platz am Fluß wiederzufinden. Er war ſich nicht mehr klar, welchen Weg er damals an jenem ſchwarzen Abend in Zorn und Schlackerſchnee gelaufen war; nur das wußte er genau, daß er am Beghinenhof vorbeigekommen war. Alſo mußte er jetzt auch zuerſt dahin.

Der Beghinenhof mit ſeinen hohen Mauern lag wie verſunken in die lautloſe Nachtſtille an der Gracht, aus der ein moderiger Dunſt aufſtieg. Der Kaplan ſuchte im Vorbeigehen haſtig mit den Augen das eine Fenſter, aber es ſchien kein Licht heraus.

Die Stadt war nicht groß, aber ſie hatte viele krumme, winkelige Gaſſen, Stege und Höfe. Man mußte vorſichtig gehen in der Dunkelheit, um nicht über das unebene Pflaſter, über Treppenſtufen oder vorſpringende Prellſteine zu ſtolpern.

Im Weitergehen verſuchte Pieter zum erſtenmal ſich beſtimmt vorzuſtellen, was denn heute abend geſchehen würde.

Würde er Jan finden? Was wollte er ihm ſagen? Würde Jan auf ihn hören, ſich warnen laſſen, furchtlos und ſorglos wie er war?

Pieter ſtand plötzlich ſtill, da vor ihm war das Flußufer. Aber es lagen noch Fiſcherhäuſer daran, kleine windſchiefe Buden, aus denen hier und da ein roter Lichtſchein kam. Er mußte weiter herunter nach der Seite, wo die Schuppen und Werkſtätten lagen.

War es nicht hier? Ein paar dunkle, lange Torfſchuppen und ein ſchmaler Gang dazwiſchen. Links auf dem Fluß die Laſtkähne, nicht mehr überſchneit, aber unförmlich plump und groß in der Dunkelheit, die alle Einzelheiten auslöſchte. Ja, er erkannte den Platz. Hier mußte er warten.

Es war da ein Stapel Holz aufgeſchichtet, hinter dem konnte er ſich verſtecken. Wenn ihn jemand hier wartend ſah, könnte er ihn ſonſt für einen Aufpaſſer und Angeber halten.

Mit ein paar Holzſcheiten baute er ſich einen Sitz, hart und unbequem genug, und zog den Mantel eng um die Schultern, denn es war kalt hier am Waſſer und unter dem weiten, ſchwarzen Sternhimmel.

Wie der Kaplan da ſaß, geduckt und die Knie zuſammengedrückt vor Kälte, kamen ihm wunderliche Gedanken: Bürgermeiſter de Jonge fluchte alle Höllenſtrafen auf dieſe Winkelpfaffen und Ketzer herunter — und Bürgermeiſter de Jonges Sohn ſteckte mit ihnen unter einer Decke. Mynheer de Jonge ſchickte die Stadtknechte aus, ſie aufzuheben — und ſein Sohn, der Kaplan, ſaß hier im Dunkeln und wartete, um ſie vor ſeinem eigenen Vater zu warnen. Und es konnte leicht geſchehen, daß er ſelbſt dabei den Stadtknechten ſchimpflich in die Hände fiel.

Aber wäre es nicht viel ſchimpflicher, wenn Bürgermeiſter de Jonges Sohn ſeinen Freund verriet? Und war es nicht Verrat, wenn er wußte, daß ſie ihm Schlingen legten, und ihn nicht warnte? Jan Allaert! Bruder! Wo bleibſt du?

Die Wächterſtunde war längſt abgeblaſen mit tiefem, heulendem Horngetute von der inneren Stadt her; alles Licht in den Häuſern mußte dann ausgelöſcht werden. Es war ſehr ſtill hier draußen.

Er wurde ſchlaftrunken in der Kälte, und eine ſchwere Bangigkeit fing an, ſich drückend über ihn zu legen. Wenn er nun umſonſt hier wartete? Wenn er ihn nicht warnen konnte und des Rates Spürhunde mehr Glück hatten als er? „Auf offenem Markt am Pfahl verbrannt!“ fiel ihm plötzlich ein. In ſeinem erſtarrten, halb traumhaften Zuſtand ſchoſſen ihm ſchreckliche Bilder durch den Kopf, böſe grellrote Feuerſcheine und Flammen und Jans Geſicht mitten dazwiſchen.

Plötzlich zuckte er auf. Waren das nicht Schritte? Er bog ſich vorſichtig um den Holzſtoß herum. Da, ein ſchwarzer Schatten, zwei, drei — ſie verſchwinden in dem ſchmalen Gang zwiſchen den Torfſchuppen. Nun noch mehr!

Gott ſei Lob und Preis! Es iſt nicht umſonſt! Pieter de Jonge ſteht leiſe auf, er taumelt beinahe und muß ſich halten, ſo ſtarr ſind ſeine Beine.

Hinter ein paar Leuten, die haſtig und ohne zu ſprechen an ſeinem Holzſtoß vorbeikommen, biegt er in den Gang ein.

Diesmal kein Lichtſchein, es geht tiefer hinein. Ein niedriges Türchen in einer Holzplanke, ein enger Hof, ein großer niedriger Bau. Und nun endlich doch ein roter Schein aus einer Tür heraus, die ſich öffnet und ſchließt und immer wieder öffnet und ſchließt.

Ein dunkler, großer, kahler Schuppen, in dem es kellerkalt iſt und nach Teer und Torf riecht. Die rohen Dachſparren dicht über den Köpfen, und an einem dieſer Dachſparren eine Laterne, die im Zugwind fortwährend leiſe ſchaukelt und ein unſicheres Licht über hochgeſchichtete Torfſtapel, Fäſſer und Bretter wirft, deren rieſige ſchwarze Schatten ſich auf den Holzwänden ſchwankend bewegen.

Erſt nach und nach tauchen für Pieters Augen aus dieſer unbeſtimmten braunen Dunkelheit Geſtalten auf, Männer und Weiber. Manche ſitzen auf Torfhaufen und Brettern oder auf dem Lehmboden, die meiſten ſtehen zuſammen, flüſtern und murmeln und rühren ſich kaum. Geſichter ſieht Pieter nicht, höchſtens einmal flüchtig ein zur Seite gewandtes, denn er hat ſich im Rücken der Letzten an einen Torfhaufen gelehnt, wo er ſelbſt im Schatten iſt. Er verſucht zu zählen, es mögen hundert und mehr ſein, und immer noch neue kommen dazu, aber alle geräuſchlos und vermummt. Keiner dieſer vielen Menſchen ſpricht ein lautes Wort, und es liegt eine gedrückte, bange Stimmung über allen, ſo daß Pieter das Ganze wie ein Alpdruck oder ein nächtlich geſpenſtiſcher Spuk vorkommt.

Er reckt ſich aber auf den Zehen und ſieht unruhig ſuchend über dieſe Schattengeſtalten hin, die ſich undeutlich in dem trüben Lichtſchein bewegen und da, wo kein Licht hinfällt, in die Dunkelheit der Winkel und Wände zu zerfließen ſcheinen. Iſt Jan Allaert dazwiſchen? Vielleicht da unter der Laterne, wo ſie ſich mehr zuſammendrängen? Oder iſt er noch nicht da?

Er fährt plötzlich herum. Ein Türgehen, nicht ganz ſo vorſichtig wie ſonſt, ein riſcher, feſter Schritt, eine murmelnde Bewegung zwiſchen den Leuten, die Platz machen und die Hälſe recken.

Pieter de Jonge hat alle Vorſicht vergeſſen, er drängt haſtig nach vorn. Der da im Mantel! Er kennt ihn gleich, wie er aus der Dunkelheit in den Lichtkreis der Laterne kommt! Nein, vorher ſchon, allein am Schritt!

Jetzt kehrt er ſich um, daß er das Geſicht ſieht. Dasſelbe helle, lebendige Geſicht, wie er es zuletzt geſehen hat, vor Monaten! Aber nein — ein wenig hagerer doch — ein wenig ernſter, männlicher. Es ſteigt Pieter plötzlich heiß ins Herz, er möchte gleich durch und hin zu ihm, ihm beide Hände geben: Jan! Bruder!

Aber das geht nicht ſo leicht. Die Leute, Fiſcher, kleine Handelsleute und Bauern, ſtehen wie eine Mauer dazwiſchen. Sie ſind gekommen, um ſich für ihr armſeliges Leben etwas zu holen, was ſie in Sankt Jan und Sankt Bavo und allen ſieben Kirchen der Stadt nicht finden; und ſie ſind geizig mit dieſer einen knappen Stunde, weil ſie ſich die unter Beil und Strang wegſtehlen müſſen. In dem Augenblick, wo der Prädikant ihnen das Geſicht zuwendet, iſt es kirchenſtill geworden in dieſem halbdunklen Torſchuppen. So ſtill, daß man den Wind durch die Fugen pfeifen hört, der die Laterne ſchaukelt. Und in dieſe Stille herein ſpricht er.

Er betet ein Gebet Davids in der Verfolgung. Betet es nicht in prunkvoll klingendem Kirchenlatein, ſondern in der ehrlichen, derben, ein wenig ungeſchickten Sprache, die dieſe Leute hier reden und verſtehen, und die geradeswegs in Gottes Herz geht.

Wie er den Namen Davids nennt, iſt einer dahinten zwiſchen den Leuten, dem fällt dabei ein Wort ein, das ihm einmal geſagt iſt: „Meine Väter haben in den Hütten Davids gewohnt.“ Und ſeine Gedanken irren etwas ab und laufen dem Wort nach, aus dem Torſchuppen hinaus durch die dunkle Stadt zum Beghinenhof. Aber nur einen Augenblick. Es kommt ein ſtarker Strom, der ihn mitreißt, ob er will oder nicht.

Wer in der Stadt den jungen Jan Allaert von der Straße oder von ſeines Vaters gutem Tiſch her kennt, der kennt einen Menſchen, der es ſich ſichtlich wohl ſein läßt in der Welt und ein friſches ſorgloſes Lachen hat, über deſſen Späßchen auch die ſäuerlichſten alten Leute etwas lächeln, und zu dem Kinder und Tiere vom erſten Blick an ein großes Zutrauen haben; und er begreift nicht, warum dieſer junge Menſch ſeines Vaters guten Tiſch und ſeinen ſchönen Platz im Leben im Stich gelaſſen hat.

Dieſe Leute, die hier vor ihm ſitzen, wiſſen aber, warum. Der Jan Allaert, den ſie kennen, iſt ein Gottesſegen und ein Prophet. Kein ſtrenger Bußprophet, ſondern einer von denen, an die der Ruf geht: Tröſtet, tröſtet mein Volk!

Er ſteht unter der ſchaukelnden Laterne, daß der Schein ihm grell auf die helle Stirn fällt. Ein paar Ängſtliche ſehen ſich anfangs um nach der Tür und den Fugen und Spalten in Dach und Wänden, weil ſeine Stimme ſo hallt in dem großen, kahlen Raum.

Und dieſen armſeligen Menſchen mit geflickten Röcken und verarbeiteten Händen, von denen mancher heute nicht weiß, wovon er morgen ſatt werden ſoll — dieſen Menſchen erzählt der Ketzerprädikant, dem die Stadtknechte nachſpüren, wie reich und über alle Maßen gut daran ſie ſind.

Sie haben keine prächtigen Kirchen mit Säulen und Bildern und goldenen Altären. Aber ſie haben das reine Wort Gottes, das bei ihnen wohnen will in dieſem hölzernen Stall, ſo wie es einſt in Menſchengeſtalt im Stall von Bethlehem gewohnt hat.

Sie haben keinen Götzendienſt und Meßopfer alle Tage. Aber ſie haben das eine hochheilige Opfer ſeines Leibes und Blutes, das der Herr Chriſtus für aller Welt Sünden einmal für immer gebracht hat.

Sie haben keine vielen Heiligen, die ſie anrufen können. Aber ſie ſollen alle einmal ſelber Heilige werden, nicht aus eigener Kraſt und Werken, ſondern durch Gnade und nichts als Gnade.

Sie haben keinen großmächtigen Herrn Papſt in Rom, der ihnen den Himmel aufſchließt. Aber es will ihnen einer aufſchließen, dem der Himmel ſelber zu eigen gehört: Kommt herein, lieben Brüder, ihr habt auf Erden meine Armut und Verfolgung getragen und geteilt, ſo will ich auch mit euch teilen meine Herrſchaft und Herrlichkeit in meinem ewigen Reich!

Keine große Kunſt und Klugheit in dieſer Rede. Aber in der Stimme des Prädikanten und in jedem Wort, das er ſagt, eine helle Freude und Tapferkeit, die wie ein friſcher Wind in alle dieſe verkümmerten, gedrückten Seelen hereinbläſt. Sie wiſſen nichts mehr von der kalten Nachtluſt und den dünnen Kleidern, von dem dunklen Torfſchuppen und von der Furcht vor den Stadtknechten. Sie haben vergeſſen, daß ſie arme, geringe Leute ſind, die ſich geſtern geplagt haben und ſich morgen plagen müſſen. Sie ſind ſtark, ſie ſind froh, ſie ſind große Herren und Könige. Wer will den Heiligen Gottes etwas tun? Was kann ihnen geſchehen? Sogar die Ängſtlichen ſehen nicht mehr nach Tür- und Wandfugen, nur nach dem Mann, der da vor ihnen ſteht, die Augen und das Geſicht und die ganze Seele warm und voll und glühend von ſeiner heiligen Botſchaft: Tröſtet, tröſtet mein Volk!

Es iſt aber einer in dieſer ſonderbaren Kirche, der an dieſem Tage zum zweitenmal zuhört und lernt, wo er ſonſt nur ſelbſt gelehrt hat. Der Kaplan de Jonge ſitzt unbequem auf einem umgeſtürzten Karren, beugt ſich vor, die Augen weit vor innerer Erregtheit, und es iſt ihm zumute, als ob er ſein Herz feſthalten müßte, ſo brennt es ihm im Leibe.

Was iſt denn das, was er da hört? Etwas Großes, Neues, Heiliges? Oder etwas Altes, Längſt- und Liebbekanntes?

Was iſt ihm denn dieſe neue Lehre bis jetzt geweſen? Ketzerei und Umwerfen aller Ordnung und Auflehnung gegen die Obrigkeit, das hat ſie ihm bedeutet! Er hat nur die Schale angeſehen, und die war ihm zu hart, darum hat er die ganze Frucht weggeworfen. Aber der Kern, der Kern!

O Pieter de Jonge, du kluger, frommer, vorſichtiger Kaplan von Sankt Bavo, was haſt du denn alle dieſe Monate in deiner Katecheſe im Beghinenhof anderes gelehrt und gepredigt als dieſe neue Lehre! Keine ſchwarze Holzpuppe von Muttergottes mehr, und keine Heiligen und keine eigene Gerechtigkeit und Werke — nichts als Glauben und die liebe Gottesgnade mit Sankt Paul und Sankt Peter! Einen Schritt biſt du gegangen und haſt ſie an der Hand geführt, und wenn du ſtehen bliebeſt, hat ſie dich gefragt mit den Augen und den Lippen und dich gezogen den nächſten Schritt. Und nun? Biſt ein Ketzer und haſt eine Ketzerin gemacht und weißt es ſelber nicht!

Es iſt ihm, als ob ihm eine Binde nach der anderen von den Augen fällt. Und es iſt merkwürdig: er erſchrickt gar nicht darüber. Es iſt eine ſtarke Freude in ihm, daß er aufſpringen möchte und laut herausſingen oder irgendeinem um den Hals fallen. Und die Offenbarung kommt ſo plötzlich und heftig, aber doch ſo einfach und ſelbſtverſtändlich, daß er gar nicht begreift, daß er das alles nicht ſchon längſt gewußt hat.

Er ſitzt wie auf Kohlen auf ſeinem umgeſtürzten Karren. Und in dem Augenblick, wo Jan Allaert das Schlußgebet und Amen ſpricht und eine erſte Bewegung unter die Leute kommt, ſteht er auf, drängt ſich vor, dem Licht zu. Er muß zu Jan hin, ihm alles ſagen. Es iſt wie ein Zuhauſekommen aus der Fremde zu ſeinem lieben Bruder, zu ſich ſelbſt.

Er hat aber ganz vergeſſen, warum er eigentlich hergekommen iſt, und daß ihn noch keiner hier geſehen hat. Und wie er nun faſt durch iſt und unter den Laternenſchein kommt, ſieht ein Weib ſich von ungefähr um, fährt zurück und ſchreit auf: „Gott erbarm' dich! Verraten! Der Kaplan, der de Jonge!“

Einen Augenblick atemloſe, entſetzte Stille. Dann ein Aufſchrei, Weiberjammern, ſinnloſe gejagte Angſt: „Wo ſind ſie? Sind die Stadtknechte ſchon da? Rettet euch, lauft, was ihr laufen könnt!“

Aber die Tür iſt noch verſchloſſen, der Sicherheit halber. Und die Stimme, die ihnen eben gepredigt hat, kennen und hören ſie doch auch in ihrer blinden Angſt. Der

Prädikant ſchafft Ruhe, ſo gut und ſchnell es geht, er ſteht mitten in dem Wirrwarr. Und wie er Pieter de Jonge ſieht, vor dem alle zurückweichen, als ob er die Peſt hätte, da tut er einen Schritt vorwärts und ſieht ihn an. „Pieter,“ fragt er langſam, „iſt das wahr? Willſt du mein Judas werden?“

Er hätte die Antwort eigentlich ſchon in Pieters Augen ſehen können. Dem iſt wieder eingefallen, was er hier eigentlich will, und es fällt ihm plötzlich wie eine Laſt auf die Seele. „Dein Judas? Heiliger Gott, nein! Warnen will ich dich!“

Der Prädikant hört ſchweigend zu, wie Pieter ihm haſtig erzählt. Die nächſten hören es auch, kommen näher und horchen ängſtlich, aber ſie ſehen den Kaplan noch immer mißtrauiſch an. Sie fürchten eine Falle. „Es iſt gut von dir, Pieter,“ ſagt Jan Allaert zögernd, „daß du dich um alter Bruderſchaft willen in die Gefahr gegeben und mich gewarnt haſt. Ich danke dir, auch für dieſe hier.“

Da ſtreckt Pieter de Jonge ihm beide Hände hin. „Du ſollſt mir nicht danken, Jan! Ich gehöre zu euch. Eure Gefahr iſt meine Gefahr. „Ich“ — er atmet einmal tief und frei auf — „ich kann nicht mehr Prieſter ſein!“

„Pieter — iſt das wahr? Gott ſei Lob und Dank!“

Die ganz nahe ſtehen, hören das. Sie wollen ihren Ohren nicht glauben und tuſcheln aufgeregt; die hinter ihnen recken die Hälſe: „Iſt es wahr? Es iſt nicht zu glauben!“ Eine Unruhe läuft durch die Leute, und „Pieter!“ ſchreit auf einmal ganz weit hinten an der Tür eine Stimme hell auf. Eine Stimme, bei der die beiden da vorn auffahren, weil ſie ſie kennen.

Es geſchehen Zeichen und Wunder dieſe Nacht im Torfſchuppen! Iſt das möglich? Mynheer de Jonges, des Bürgermeiſters, Sohn, der vornehme Kaplan da zwiſchen den armen Leuten hier und will einer von ihnen ſein! Und nun auf einmal Mynheer de Jonges Tochter Maritje auch da, und kein Menſch weiß, wie ſie hereingekommen iſt! Daß auch keiner das Juffertje erkannt hat! Wer das apfelfriſche, kecke kleine Mädchengeſicht iſt, weiß doch jeder in der Stadt! Aber wer denkt denn auch, daß ſo etwas unter dieſem dicken, groben grauen Tuch ſteckt!

Maritje iſt vorwärts geſchoben, ſie weiß ſelbſt nicht wie, bis dicht vor ihren Bruder Pieter und den Prädikanten hin. Die beiden in ihrer erregten Wiederfindensfreude ſtehen und ſtarren auf das Kind hin wie auf einen Geiſt. Und dieſer Jan Allaert, der eben noch nichts als gute Worte hatte, wird plötzlich ſtreng und verſucht die Stirn zu runzeln. „Juffrouw Maritje, wie kommt Ihr hierher?“

Aber Maritje de Jonge ſtrahlt über das ganze Geſicht, ſieht erſt Pieter an und darauf Jan und merkt nichts von ſeiner Strenge. „Ich bin ſchon zweimal hier geweſen, Trien hat mich mitgenommen. Es iſt ſo ſchön hier, viel ſchöner als in Sankt Bavo! Und daß du nun auch gekommen biſt, Pieter!“

Ein großes, derbes Weib, das eine weiße Linnenmütze über dem graublonden Scheitel hat, drängt ſich plötzlich hinter Maritje heraus. „Herr, ich habe dem kleinen Lamm hier mein Lebtag alles Gute gegönnt, und nun ſoll ich ihr das Beſte nicht gönnen, was ich weiß? Wenn wir ſo reiche Leute ſind, dann müſſen wir auch Almoſen geben. Was, Baas Peer-Jan?“

Die Leute um Trien Mannis herum lachen. Aber Jan Allaert ſieht nur kopfſchüttelnd auf das junge Kind herunter. „Juffrouw Maritje, iſt das recht? Bei Nacht und Nebel aus dem Hauſe laufen? Wißt Ihr denn, warum Pieter hier iſt? Leicht hätte Mynheer de Jonge mit ſeinen Stadtknechten hier ſein eigenes Kind fangen können.“

„Fangen?“ Des Mädchens Augen werden auf einmal groß und ängſtlich.

Der Prädikant ſieht ernſthaft über ſie weg auf die Leute um ſie her. Sie ſind ruhig geworden, ſtehen und warten, was werden ſoll. „Maritje, die reine Lehre iſt kein Kinderſpiel. Wer ſie haben will, der darf ſein Leben nicht zu lieb haben.“

Sie verſteht ihn nur halb, aber eben genug, um eine plötzliche Angſt erſtickend in der Kehle zu fühlen. „Werden ſie Euch etwas tun? Sagt mir doch —“

Er ſchüttelt den Kopf. „Will's Gott, nicht. Wenn ſie morgen nacht ſuchen, ſollen ſie keinen Ketzerprädikanten mehr in der

Stadt finden. Wen Gott zu ſeinem Werk nötig hat, der ſoll nicht leichtſinnig in Gefahr gehen.“

Das Kind packt plötzlich ſeinen Arm, es iſt, als ob die Angſt ſie hellſehend macht. Ihr junges Geſicht iſt weiß bis in die Lippen und ſieht älter aus. „Wollt Ihr weggehen? Und Pieter auch? Könnt Ihr hier nicht mehr Kirche halten? Nehmt mich mit, Jan! Ich will mit!“

Jan Allaert macht die runde Kinderhand, die eiskalt iſt, vorſichtig von ſeinem Arm los und behält ſie in ſeinen beiden warmen Händen. „Ein gutes Kind läuft ſeinem Vater nicht davon. Was ſollten wir wohl mit ſo einem kleinen Juffertje anfangen?“

Da reißt ſie plötzlich ihre Hand weg und ſchluchzt leidenſchaftlich auf, daß ihr die hellen Tränen über Geſicht und Kinn laufen und tropfen. „Ihr ſollt mich nicht auslachen! Ich bin kein Kind mehr! Ich habe auch mein Leben nicht lieb! Ich kann auch für die reine Lehre —“ Das übrige erſtickt in ihrem Schluchzen.

Da beugt der Prädikant ſich herunter, legt den Arm um ſie und ſieht mit einem Blick, der ſehr weich und warm iſt, in dieſes verweinte, zuckende kleine Geſicht. „Maritje,“ ſagt er halblaut, daß nur ſie es hört, „ich glaube dir das. Aber du biſt noch zu jung und kannſt uns nicht helfen. Und für ein Kind iſt die einzige neue und alte Lehre: du ſollſt deinem Vater gehorſam ſein. Aber wenn du groß biſt und deine Zeit gekommen iſt, dann wird Gott dich rufen. Willſt du darauf warten?“

Sie iſt ſtill geworden und ſieht zu ihm in die Höhe. Und in ſeinem Geſicht muß etwas ſein, an das ſie glaubt. Sie nickt.

Der Prädikant wendet ſich zu Pieter hin. „Pieter, nimm du dies Kind, daß es ſicher nach Hauſe kommt.“

Pieter de Jonge zögert und ſieht ihn fragend an.

Der andere verſteht ihn. „Komm morgen zu Trien Mannis, wenn es dunkel wird. Wir werden uns viel zu ſagen haben — ehe ich gehe.“

Die Leute machen ihnen Platz, nicken und ziehen die Kappen vor Mynheer de Jonges Kindern, wie die zur Tür gehen und Jan Allaert ihnen aufſchließt.

Sie reden beide nicht viel, wie ſie haſtig durch enge, dunkle Seitengaſſen laufen. Aber Pieter hat die Hand der kleinen Schweſter feſt in ſeiner. Er iſt noch in Sorge um ſie, aber Maritje weiß, wie ſie ins Haus kommt. Eine von den Meisjes in der Küche hält zu ihr und läßt ſie durch eine Seitentür herein. —

Eine Nacht wie dieſe hat Pieter de Jonge noch nicht erlebt. Schlafen kann er nicht, kaum einmal ſtillſitzen in ſeinem ſchmalen Käſterchen oben in Sankt Bavos Hof. Es iſt, als ob er heute, wo ſeine Seele frei geworden iſt, auch leiblich keine engen Wände vertragen kann. Er läuft zum Fenſter, ärgert ſich, daß er das nicht groß und weit aufreißen kann, ſtößt wenigſtens den kleinen Schieber hoch und ſteckt den Kopf durch die Luke. Nahe vor ihm, gegenüber, ſchneidet das große, lange, ſchwarze Dach von Sankt Bavo den Sternhimmel unten ab. Pieter ſieht es an, und auf einmal fällt ihm ein, daß er nun unter dieſem Dache nie mehr vor dem Hochaltar ſtehen und Meſſe leſen wird, während hundert Kerzen brennen und ſich ſpiegeln in Gold und roten Steinen auf der großen Monſtranz, und der Weihrauch bläulich aufdampft, und die Chorknaben mit jungen klaren Stimmen ſingen und ihm antworten: sanctus, sanctus, sanctus — —

Und er ſieht auf einmal den kalten, halbdunklen Torfſtall mit der ſchaukelnden Laterne über den Köpfen, wo ihm heute auch das liebe Wort geboren iſt. Und ſtatt daß er ſich ſchämt, nun zu dieſer armſeligen Bettelkirche zu gehören, kommt ein ſo ſtarkes, frohes Siegergefühl über ihn, daß es ihm iſt, als ob alle Sterne da oben mit ihm jubilieren und ſingen müßten. Aber die vielen Sterne funkeln und blinken und blitzen nur wie lauter ſchöne Heimlichkeiten Gottes und hören ihn nicht und wiſſen nichts dazu zu ſagen. Sie ſind der Himmel, und er iſt die Erde. Ach du lieber Himmel, nur einen Erdenmenſchen haben, in den er das alles ausſchütten kann!

Was ſie nur dazu ſagen wird, ſie? Wann wird es endlich Morgen, daß er zu ihr hinkann? Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß ſie es zuerſt wiſſen, daß ſie ſich mit ihm freuen muß. Er iſt ſich ſo ſicher, daß ſie jetzt auch ſeinen Weg mitgeht, wie ſie ihn bisher gegangen iſt, als ob dieſe Seele ihm gehörte und nicht der Kirche. Und er erzählt es ihr ſchon jetzt und hält lange Reden in das Halbdunkel der unruhigen Kerze hinein, um deren Flamme eine kleine Fliege mit glashellen Flügelchen tanzt.

Auf feſtem Erdboden iſt dieſer glückſelig und heilig berauſchte junge Mann die ganze Nacht nicht, nur in den Wolken. Und wenn er von da oben einmal irgendeine unbequeme Geſtalt ſieht, wie den kleinen, feinen Dekan oder den dicken Mynheer de Jonge, ſeinen Vater, dann ſind ſie ſo weit weg und ſo undeutlich, daß er ſie gleich wieder aus den Augen verliert. Das wird alles ſchon werden.

Wie es Morgen wird, hat er kein Auge zugetan und iſt doch nicht müde. Er ſteckt wieder den Kopf aus der Luke und ſieht nach dem Himmel über dem Dach der Grooten Kerk. Den roten Oſten hat er da freilich nicht, aber dieſer Weſthimmel iſt von dorther angeſtrahlt, ſo daß er eine zart lavendelblaue Farbe hat mit vielen blaßroten kleinen Wolken darin. Und plötzlich, wie mit einem Schlage, ſteht das feine Turmkrönchen ganz in gelbgoldenem Feuer.

Da wird es Pieter de Jonge auf einmal feierlich ruhig zu Sinn, und er ſieht ſtumm und ernſthaft in dieſen Morgen hinein, der über ihm aufgeht wie ein neuer Segen Gottes. — —

Gar nicht der Tag für den Herrn Kaplan, und er kommt doch? Was in aller Welt will er denn? Die Sache wird bedenklich, ſehr bedenklich!

Die Schweſter Pförtnerin iſt in die nächſte Kammer gelaufen, und die Frau Mutter kommt dazu und Schweſter Machteldje auch, und es iſt ein Tuſcheln und Haubennicken eine Viertelſtunde lang.

Der Kaplan de Jonge hat das mißbilligend-erſtaunte Geſicht der Schweſter Pförtnerin gar nicht geſehen, er geht raſch auf die eine Tür los, die er kennt.

Das Mädchen hat ihn heute auch nicht erwartet und nicht alles wie ſonſt für ihn beiſeite geräumt; ſie ſitzt und ſpinnt. Und wie der Kaplan da ſo ſchnell hereinkommt, fährt ſie auf, daß ihr der Faden reißt, und ſteht und ſieht ihn an, vor Schreck und Freude rot bis unter das Haar.

Pieter de Jonge, wo ſind denn die langen und breiten Geſchichten geblieben, die du dieſe Nacht zu erzählen wußteſt?

Auf dem Herweg hat er noch alles genau im Kopfe gehabt, was er ſagen wollte. Wie er jetzt da vor ihr ſteht, iſt es auf einmal wie weggelöſcht. Er ſucht den Anfang, findet keinen, läuft einmal auf und ab und bleibt wieder vor ihr ſtehen. Das beſte iſt, einfach zu erzählen, was er geſtern erlebt hat, damit ſie es miterlebt, Wort für Wort, bis in jeden Gedanken hinein.

Es iſt anfangs ein haſtiges Erzählen, ſprunghaft und überſtürzt; erſt nach und nach wird es ruhiger und beſinnlicher.

Aber es geht Pieter ſonderbar. Mitten im Reden überkommt ihn das Gefühl, als ob dieſe ganze Geſchichte, indem er ſie laut einem anderen Menſchen erzählt, ein anderes, ſchlichteres Geſicht bekäme, als wie er ſie dieſe Nacht mit ſich allein durchmachte. Die einzelnen Worte Jans, des Prädikanten, ſind auf einmal viel nüchterner und einfacher. Nicht daß er anderen Sinnes geworden wäre. Aber das ganze Erlebnis ſinkt aus Wolken und Rauſch auf die feſte Erde herunter und bekommt greifbar wirkliche und ſehr ernſthafte Geſtalt. Das macht ihn etwas unbehaglich.

Das Mädchen hat ſich hingeſetzt, hört ſtill zu und ſieht ihn ruhig aus ihren brunnenſchwarzen Augen an. Und plötzlich, wie er dieſen Augen begegnet, bricht er mitten im Satz ab. „Was denkſt du dazu?“ fragt er kurz.

Sie ſchüttelt den Kopf. „Ich verſtehe es nicht recht. Es iſt ſchön, daß Ihr Euch freut, Herr. Aber es iſt doch nichts Neues. Es iſt doch nichts anderes, als Ihr mich bis heute immer gelehrt habt!“

„Nein, nichts anderes. Aber es iſt etwas anderes, als die Kirche lehrt. Und wer nicht glaubt, was die Kirche lehrt, der iſt ihr ein abtrünniger Ketzer.“

Das letzte bißchen Wolke verfliegt. Er ſteht mit beiden Füßen auf der Erde, wie er ihr das letzte Ketzeredikt wiederholt: Auf offenem Markt am Pfahl verbrannt!

Das verſteht ſie. Sie ſteht plötzlich auf, eine dunkle Unruhe iſt in ihren Augen. „Aber wenn ſie Euch das antun können, warum glaubt Ihr dann nicht lieber, was Ihr glauben ſollt, Herr?“

Er runzelt die Stirn. „Glauben ſollt?"

„Herr" — das Mädchen tut auf einmal einen Schritt auf ihn zu, ihre Stimme iſt ſcharf vor leidenſchaftlicher Angſt —, „ich habe zwei Brüder gehabt, denen haben ſie das getan! Verbrannt bei lebendigem Leibe! Ihr wißt nicht, was das iſt! Ich bitte Euch bei Eurer Mutter Seele, Herr —"

„Schweig!" Dieſer junge Ketzer von geſtern hebt den Kopf und ſieht ſie ſtreng an. Es iſt eine Stimme in ihm, die möchte ebenſo reden, und die muß ein für allemal ſtumm gemacht werden. „Mir iſt meine Seele mehr wert als das bißchen Leben. Ich kann nicht lügen oder meinen Glauben anziehen und ausziehen wie einen Rock. Oder wirſt du das tun? Dann habe ich dich umſonſt gelehrt!"

Sie iſt erſt ſtill, aber ſie ſieht ihn mit ſonderbar glänzenden Augen an. Und auf einmal faltet ſie die Hände über ihrer Bruſt. „Nein, Herr. Dein Gott iſt mein Gott!" ſagt ſie raſch und laut mit den Worten der Stammutter Davids.

Sein Herz fängt plötzlich ſtark an zu ſchlagen, und zugleich ſtutzt er zurück. „Was habe ich damit zu ſchaffen?" fragt er ſchroff, „du ſollſt an Gott glauben, nicht an Menſchen. Das iſt Götzendienſt!"

Sie erſchrickt, wie er ſie anfährt; er ſieht das, es reut ihn gleich. Und er ſieht auf einmal auch, daß ſie ſchön iſt unter ihrer Kupferkrone von rotem Haar, von einer fremden, herben Schönheit, wie ſie da vor ihm ſteht und mit den Augen bittet. Sie drückt die Hände gegen die Bruſt und weiß in ihrer Angſt nichts weiter zu ſagen als noch einmal aus der Tiefe heraus dieſes wunderbare alte Wort: „Dein Gott iſt mein Gott!"

Wie es gekommen iſt, wiſſen ſie beide nicht, aber plötzlich hat er ſie in den Armen, reißt ſie an ſich, daß ihr der Atem vergeht, und küßt ſie, küßt ſie, ohne ein Wort, auf die Lippen, die Augen, auf dieſes prachtvolle Haar, das ihm in die Augen brennt. Sie wehrt ſich nicht, ſie ſchließt nur die Lider, drängt ihm die Lippen entgegen. Beide in einer Flamme, die ſie einhüllt, die über ihnen zuſammenſchlägt —

Aber nur ein paar Herzſchläge lang. Da läßt er ſie plötzlich aus den Armen, daß ſie faſt gegen die Wand ſchlägt und einen ſchmerzhaften Laut tut.

Mitten in den Taumel iſt ihm ein eiskalter Schreck wie ein Meſſer gefahren. Das Geſetz, das Gelübde, die Kette des römiſchen Prieſters: Du ſollſt kein Weib berühren —

Er ſteht und ſtarrt das Mädchen an, alles in ihm zittert und brennt. Scham und Jammer und der friſche heiße Durſt nach Liebe, der eben aufgewacht iſt, zum erſtenmal in dieſem jungen, ſtarken, reinen Menſchen.

Prieſter! Römiſcher Prieſter! Biſt du denn das noch? Biſt du nicht frei in der neuen Lehre? Wer will dir wehren, was dir gehört? Streck die Hand aus, es iſt dein! dein! dein! Er macht einen Schritt vorwärts auf ſie zu.

Wer weiß, was für Wege die Gedanken der Menſchen laufen? In dieſer Not ſchießt ihm plötzlich etwas durch den Kopf, ein ganz törichtes Wort, das Maritje einmal geſagt hat: daß die jungen, hübſchen Prädikanten heiraten dürfen.

Es iſt ihm wie ein Schlag.

Pieter de Jonge läßt die Arme ſchlaff fallen, ſein Geſicht iſt plötzlich wie erloſchen. Ein bitterer, erſtickender Ekel und Haß iſt auf einmal in ihm: Ekel vor ſeiner Schwäche, Haß gegen ſich ſelbſt.

Läuft es darauf hinaus? Ein lüſterner Pfaffe, der Gelübde und Glauben und Kirche hinter ſich wirft, um ein Weib zu freien? Einer von denen, die Schmutz auf die große, heilige Sache werfen? Darum der Sturm und Jubel dieſer Nacht und die großen Worte, bei denen alle Sterne zuhören und mitſingen ſollten?

Blitzſchnell geht ihm das alles durch den Kopf, in Augenblicken.

„Gott verzeih' mir!" ſagt Pieter de Jonge heiſer. Es iſt ihm zumute, als ob er die Augen nicht aufheben kann vor dem da oben, und vor ſich ſelbſt nicht und vor dem Mädchen da nicht.

Das ſteht noch wirr und heiß und bange, die Hand gegen die weiße Kalkwand geſtützt, und ſieht ihn an mit dunklem, wundem Blick in ihren Augen. Sie verſteht die paar flämiſchen Worte nicht, die er da eben herausgebracht hat, aber ſie verſteht ſein Geſicht, ſeine Augen: er ſtößt ſie von ſich, er haßt, er verachtet ſie —

Mit der ganzen Leidenſchaft ihres Volkes und Blutes wirft ſie plötzlich wie zerbrochen den Kopf hintenüber, beide Hände vor das Geſicht und ſchluchzt auf.

Und während ſie ſo weint, geht Pieter de Jonge ſchwer und müde und ohne ein Wort aus der Tür und ſieht ſich nicht mehr um.

* * *

Jan Allaert, der Prädikant, war am Abend der letzte geweſen, der aus dem Torfſchuppen ging. Ehe er aufſchloß, blies er die Laterne aus und taſtete ſich dann durch die Dunkelheit zum Fluß herunter. Da war der Weg ſchon breiter und beſſer zu ſehen, er bog raſch links ab nach den Fiſcherhäuschen zu.

Als er an einem von den letzten die Tür aufklinkte, war eine matte, rötliche Helligkeit darin, die von dem eben noch gloſtenden Herd kam und über Bank und Tiſch und die Teller an den Wänden hinſchien. Ein großes Weib hantierte am Feuer herum und ſah in dieſer Halbnacht lächerlich und unheimlich lang aus. Als er hereinkam, bückte ſie ſich und ſetzte einen Krug auf den Tiſch. „Da, trinkt, Jan. Ein Würzbier. Ihr habt es verdient heute. Und Gott weiß, ob es Euch bald wieder ſo gut wird.“

„Es iſt einem ſchwachen Menſchen gar nicht gut, wenn es ihm ſo wohl wird wie hier bei dir, Trien!“ ſagte der Prädikant lachend und hockte ſich wie ein Junge auf einen niedrigen Schemel dicht neben dem Herd, „aber was fällt dir denn ein, daß du Trübſal blaſen und böſes Wetter weisſagen willſt?“

Die Frau bückte ſich und warf ein friſches Torfſtück auf die Glut. „Hab' ich denn nicht recht, Jan, mein Junge? Ich habe lange Angſt gehabt vor dem, was heute gekommen iſt. Nun iſt Eures Bleibens nicht mehr, und wir haben keinen, der uns Gottes Wort predigt!“

Der Prädikant langte nach der harten Arbeitshand der Frau, die ſie ſchlaff hängen ließ. „Mutter Trien, du mußt mehr Glauben haben! Biſt du denn blind? Siehſt du denn nicht, daß der Herrgott uns heute mit der einen Hand gegeben hat, wo er mit der anderen nimmt? Jeden Tag habe ich gebetet, daß er Pieter die Augen auftun ſollte. Und ich weiß, du haſt das auch getan. Und biſt nun nicht zufrieden? Schämen ſollſt du dich! Wir können uns ruhig ſchlafen legen, es wird alles gut und recht werden.“

„Ja, ja, für Euch iſt alles immer recht und gut. Ich glaube, wenn ſie Euch brennen, ſagt Ihr noch, wie hübſch warm das Feuerchen iſt! Verzeih' mir Gott!“

Sie erſchrak ſelbſt über das, was ſie ſagte, lief und machte ihm die Tür zum Schafſtall auf. Jan ſtand auf, reckte ſich und gähnte und ging dann gebückt durch das niedrige Türchen. Er hatte da neben den fünf, ſechs Schafen einen ſchmalen Bretterverſchlag und eine Streu. Es roch da juſt nicht nach Roſen, und ſo ein Herr war es ſeiner gewohnt, aber es war doch warm, und immerhin beſſer ein Schafſtall als das ſchwarze Loch im Stadthaus, in das die Herren vom Rat den Ketzerprädikanten ſo gern einquartiert hätten. Bei ihr ſuchten ihn die Stadtknechte auch zuletzt, denn ſie gehörte als Maritje de Jonges Amme doch gewiſſermaßen zu den Ratsgeſchlechtern.

Es wurde ihr auch nicht ſchwer, ihn monatelang bei ſich zu verſtecken, denn ihr Mann ſaß ja feſt auf ſeinem Tor und merkte nichts davon. Als er vor ein paar Jahren durch Mynheer de Jonge die gute Stelle bekam, hatte Trien keine Luſt gehabt, aus ihrem blanken, kleinen Hauſe mit in die engen ſchwarzen Butzen auf der Leidenſchen Poort zu ziehen. Sivert Mannis war es zufrieden, wenn ſeine Frau blieb, wo ſie war. So trug ſie ihm alle Tage im Korb das Eſſen auf das Tor, ſah zum Rechten und ging wieder nach Hauſe. —

Es war kein Spaß für einen jungen, kräftigen Menſchen wie Jan Allaert, monatelang den Tag über in einer engen, dumpfigen Bauernſtube oder einem Schafſtall über Büchern und Schriften zu ſitzen und erſt in der Dunkelheit den Kopf aus der Tür ſtecken zu dürfen. So lang war ihm aber noch kein Tag geworden wie dieſer, an dem er auf Pieter de Jonge wartete. Trien mußte von der erſten Dämmerung an vor der Tür ſtehen und ein Auge auf die Straße haben.

Er kam aber erſt, als es ganz dunkel war. Und er kam ſo langſam und müde, daß

Trine, die nun zwar nicht mehr ſah, aber horchte, ſeinen Schritt erſt dicht vor ſich erkannte.

Sie ſchob ihn eilig in die Tür. „Da iſt er. Und nun ſchließe ich zu und gehe auf die Poort und ſehe nach Mannis. Und ihr könnt euch beſprechen, ſo viel ihr wollt.“

Jan Allaert war Pieter, beide Hände ausgeſtreckt, entgegengekommen. „Bruder!“ ſagte er nur herzlich und erſt nichts weiter.

Pieter antwortete nicht. Wie er ſich langſam umwandte, fiel das trübe Licht des Trankrüſels, der unter der Decke hing, auf ſein Geſicht.

Jan ſah ihn erſchrocken an. „Biſt du krank, Pieter?“

Der andere ſchüttelte den Kopf und lächelte, aber ein ſonderbar unfreies Lächeln. „Geſund wie ein Fiſch im Waſſer. Aber der Wind geht kalt draußen.“ Er hielt fröſtelnd die Hände, die Jan losgelaſſen hatte, über das Feuer, das ihm rot durch die Finger ſchien, und ſah ſich in der kleinen Stube um, die er von Kind auf kannte. An den Büchern und Schriften auf dem geſcheuerten Tiſch blieb er haften. „Hier haſt du geſeſſen, Jan, den Winter lang? Und ich habe geglaubt, du triebeſt dich wer weiß wo um, im Reich oder noch weiter.“

Jan Allaert hatte ihn ernſt angeſehen, während er ſprach. Er legte ihm plötzlich die Hand auf die Schulter. „Piet, wir ſind immer ehrlich geweſen einer mit dem anderen. Es reut dich, was du geſtern getan haſt. Es iſt noch zu früh geweſen. Du biſt gekommen, mir das zu ſagen.“

Pieter war herumgefahren, den hellen Zorn in den Augen. „Es reut mich? Was fällt dir ein, Jan! Trauſt du mir nicht? Oder kennſt du mich als Wortbrecher?“

„Du haſt noch kein Wort gegeben, Pieter.“

„So gebe ich es dir jetzt und hier: So wahr Gott lebt, ich gehöre für nun und immer zu euch! Ich will euer einer ſein und mit dir gehen, Jan. Wenn es ſein muß, noch dieſe Nacht!“

Jan Allaert ſah, daß er aufgeregt war, er legte ihm den Arm um die Schultern und führte ihn zu der Wandbank. „Da ſetz dich, Bruder. Gott ſegne dich, daß du gekommen biſt. Aber es eilt nicht mit dem Weggehen, du kannſt ruhig in der Stadt bleiben.“

„Und du, Jan?“

Der Prädikant zuckte die Schultern. „Ich muß morgen über alle Berge ſein, ſie ſind hinter mir her wie die Hunde hinter dem Haſen. Das Martertumſuchen iſt ſündhaft, ich kann Gott beſſer dienen. Aber du haſt nichts zu fürchten.“

Pieter de Jonge lachte plötzlich ſcharf auf. „Womit ſoll ich denn Gott dienen? Mit Lügen und Maulhalten? Ihr predigt doch ſo ſchön vom Bekennen!“

„Du ſollſt nicht lügen, Pieter. Keine römiſche Meſſe mehr hören und leſen iſt auch Bekennen. Aber du biſt keiner von den Prädikanten, die ſie hetzen. Darum kannſt du bleiben, und das iſt gut. Gott hat hier einen Ruf für dich. Die armen Seelen hier haben keinen mehr, der ſie führt, wenn ich weg bin.“

Pieter de Jonge ſtand plötzlich heftig auf. „Jan, ich tauge nicht dazu. Nimm mich mit, wenn du gehſt. Ich kann nicht mehr hier ſein, weiß Gott, ich kann nicht!“

Jan ſah ihn erſchrocken an, ſo gewaltſam kam es heraus. Er zögerte. „Was iſt es, Piet? Dein Vater?“

„Nein.“ Es war eine kurze Stille. Dann ſah Pieter ihn plötzlich voll an mit einem harten Zug um den Mund. „Du kannſt mich verachten, wenn du willſt. Ich tue es auch. Es iſt um ein Weib.“

Auf das helle Geſicht des Prädikanten kam ein hübſches, warmes Lächeln. „Armer Piet! Aber warte nur. Gott wird ſie auch ſchon zu uns rufen, wenn es Zeit iſt.“

Pieter verſtand ihn nicht gleich. Aber dann ſchlug er mit der Hand heftig in die leere Luft. „Das iſt es nicht. Aber, Jan, was hat unſereiner mit den Weibern zu ſchaffen? Das Weib iſt die Sünde.“

Jan Allaert hatte noch ſein zuverſichtliches Lächeln. „Das Weib iſt ein gutes Geſchöpf Gottes. Der römiſche Papſt hat uns Weib und Ehe verboten, nicht Gott.“

Pieter fuhr auf wie geſtochen. „Du ſagſt ſo und tuſt anders. Warum freiſt du denn nicht auch? Ich ſage dir, es iſt ein Fallſtrick, den der Teufel der reinen Lehre legt. Führe uns nicht in Verſuchung! Ich bleibe nicht hier, Jan!“

Der junge Prädikant ſtand nun auch, er ſah ſehr ernſt aus, faſt unwillig. „Laß jeden ſein Gewiſſen richten. Aber vor der Verſuchung laufen iſt noch nicht ſiegen, Pieter. Und wenn Gott einen ruft, dann fragt er nicht groß, ob der lieber geht oder bleibt. Gott ruft dich hier, hier in dieſer Stadt. Soll die arme Herde hier ohne Hirten ſein?“

Eine kleine Zeit ſprach keiner. Es war wie ein ſtummer Kampf. Dann zuckte Pieter de Jonge die Schultern und lachte auf. „Gut. Es wird ja nicht lange dauern, bis ſie mich auch aus der Stadt hetzen. Sie werden wohl bald Wind von dem neuen Prädikanten haben.“

„Deshalb ſollſt du kein Prädikant ſein. Du ſollſt ſie einzeln in ihren Häuſern ſuchen und ihnen geben, was ſie brauchen. Trien Mannis weiß Beſcheid, die ſagt dir alles. Und, Piet“ — er ſtockte, ſeine Augen waren voll von einer ſtrahlenden Güte —, „es iſt alles armſelig geringes Volk, einer wie der andere. Aber unſerem Herrn ſind ſeine ärmſten Brüder und Schweſtern auch immer die liebſten geweſen.“

Da ſtreckte Pieter de Jonge ihm plötzlich die Hand hin und atmete tief auf. „Gott helf' mir, Bruder. Ich will hier bleiben.“

⁂

Es wurde immer gern geſchwatzt in dieſer guten Stadt. Aber in dieſen Faſtenwochen gab es ganz beſonders viel ausgiebigen Stoff dazu, die wahren Leckerbiſſen für eifrige Zungen. Man wußte wahrhaftig nicht, wovon man zuerſt anfangen ſollte. Und das beſte daran war, daß es alles Geſchichten waren, von denen man nur halblaut tuſchelte, und die man nur im Vertrauen der nächſten Nachbarin hinter vorgehaltener Hand erzählte. Das gab erſt die rechte Würze.

Da wurde geredet, daß in einer Nacht zu Anfang der Faſten Mynheer de Jonge von den Stadtknechten einen Torfſchuppen unten am Fluß hatte umſtellen laſſen, mit großmächtigen Anſtalten und Spießen und Stangen, wie weiland die Juden unſeren Herrn fangen wollten. Aber wie ſie ſchließlich mit Geſchrei und fürchterlichem Lärm die Tür eingeſchlagen hatten, war nichts in dem Torfſtall geweſen als in einem Pferch in der Ecke ein paar Schafe, die ihnen erſchreckt entgegengeblökt hatten. Der Hauptmann hatte geflucht, das wäre Teufelsſpuk, aber er hatte die Schafe doch nicht gut als Ketzer mitnehmen und ins Loch werfen können. So war er leer wieder abgezogen.

Das redeten ſie in den Fiſcherhäuſern am Fluß und in den Armeleutgaſſen und lachten dabei in ſich hinein. In den vornehmen Häuſern an der Nieuwen Gracht gab es andere Dinge, die auch ſehr wichtig waren, aber gar nicht zum Lachen. Die dicke Mevrouw Vermeeren drückte ſogar jedesmal ein paar richtige große Tränen heraus, wenn ſie mit ihren Bekannten davon ſprach.

„Gott ſei Lob und Dank, die Jungen von meiner Schweſter ſelig ſind es ja nicht, denen würde ſo etwas auch nie einfallen. Das kommt davon, wenn einer ſo ein ausländiſch Blut ins Haus freit, wie dem Pieter ſeine Mutter geweſen iſt. Aber der Pieter iſt ſonſt auch immer ein recht ordentlicher Junge geweſen und ſeinem Vater ein gehorſamer Sohn; von dem hätte ich ſowas mein Lebtag nicht gedacht.“

„Ja, es iſt hart, daß Mynheer de Jonge das an ſeinem eigenen Fleiſch und Blut erleben muß. Es ſoll ihn geſtern einer mit dem alten Allaert haben gehen ſehen, und den hat er doch ſonſt nicht mehr von weitem angeſehen.“

„Du lieber Himmel, ja, die zwei haben ja nun auch das gleiche Kreuz. Und die anderen vom Rat ſind vorſichtig. Es iſt ja auch drauf und dran geweſen, daß Jakeline mit dem reichen Wandmacher Scheltjens verſprochen iſt, aber wie das mit Pieter ſich herumgeſprochen hat, da hat Mynheer Scheltjens ſchöne Reden gemacht und iſt weggeblieben. Es iſt ein rechtes Unglück für meinen armen Schweſtermann und für uns alle.“

„Habt Ihr denn auch gehört, daß der alte de Jonge das mit der Ketzerei nicht um die Welt will wahr haben und immer bloß ſagt, ſein Sohn wäre krank und nicht recht zuwege? Es iſt doch nicht ſchön von ſolch einem Herrn, daß er ſo mit Lügen umgeht!“

„Das macht der Gram, Nachbarin, der Gram. Wir müſſen da ein chriſtliches Mitleiden haben. Aber wahr iſt es doch mit der Ketzerei. Es ſoll ſchrecklich hergegangen ſein da im Hauſe: der Alte hat geflucht, daß der Kalk von der Wand fiel, und hat ihm befohlen, am anderen Tag unter ſeinen Augen Meſſe zu leſen. Aber er hat geſagt, er wollte lieber Bettelbrot eſſen, als den römiſchen Götzendienſt — die Worte, Nachbarin! — noch einmal auch nur anhören. Und da hat der Alte geſagt, das Bettelbrot könnte er haben, und hat ihn aus dem Hauſe geworfen.“

„Ach du mein Herrgott, was für ein Elend! Wo habt Ihr denn das alles her, Nachbarin? Ihr wißt aber auch immer alles Neue!“

„Jakeline hat es meiner Margretje im Vertrauen erzählt. Es darf jetzt keiner da im Hauſe mehr von Pieter ſprechen. Ich kann mich doch darauf verlaſſen, daß Ihr das alles bei Euch behaltet?“

„Gewiß, aber ganz gewiß, ich bin keine ſolche Plappertaſche! Aber wo iſt dieſer Pieter de Jonge denn geblieben, wenn ihn der Alte hinausgeworfen hat? In Sankt Bavos Hof kann er doch nicht mehr wohnen, wo er ein Ketzer iſt.“

„Nein, da iſt er auch nicht. Das iſt ja gerade das Schlimmſte. Zu ganz geringen Leuten iſt er gegangen, zu einem Leineweber, der auch zu den Ketzern gehört. Und weil er ſich nicht umſonſt will füttern laſſen, ſitzt er mit am Webſtuhl. Sankt Paul hätte das auch getan, ſagt er.“

„Das kann aber doch nicht wahr ſein!“

„Das mit Sankt Paul? Ich weiß nicht recht —“

„Nein, das mit Pieter!“

„Ja, ich habe es erſt auch nicht glauben wollen und habe eins von meinen Meisjes hingeſchickt, Linnen für Spittelhemden zu holen. Wißt Ihr, ich ſchenke dem Spittel alle Jahr ſo zwei, drei Dutzend Mannshemden.“

„Ja, ich weiß, Ihr ſeid immer recht chriſtlich guttätig! Und da?“

„Da hat er wahrhaftig da am Webſtuhl geſeſſen wie ein Webergeſelle, aber wie ein Schatten hat er ausgeſehen, ſagt das Meisje, und nicht zu erkennen.“

„Ja, das iſt die Strafe Gottes, die wird ſchon nicht ausbleiben. Es iſt recht hart für Euch, Nachbarin, ſo ein Unglück in der Familie.“

„Das iſt es, ja. Aber gottlob, meine eigenen Kinder machen mir nichts als Freude.“ —

Die gute Bekannte lief, als ſie von Mevrouw Vermeeren kam, gleich in das übernächſte Haus, wo noch eine gute Bekannte wohnte. Man beſuchte ſich gern um die Winternachmittage zu Faſtenkuchen und einem Töpſchen Warmbier. —

Dem Leineweber am Minne-Broor-Steg ging es dieſe Wochen ſo gut wie in ſeinem Leben nicht. Er hatte ſo viel Kundſchaft — und die vornehmſte in der Stadt —, daß er mit der Arbeit nur halb fertig wurde, zumal der neue Geſelle auch noch recht ungeſchickt war.

Nach und nach blieb die Kundſchaft aber wieder weg, beſonders, da der Geſelle nicht immer am Webſtuhl ſaß und die Kunden ihre Leinwand und ihre Neugier bezahlen mußten, ohne zu ihrem Zweck zu kommen.

Der Webergeſelle des Leinewebers Peer-Jan war viel unterwegs, bald hier, bald da in kleiner Leute Häuſern. Der Rat hatte ein ſcharfes Auge auf ihn, beſonders die Partei, die nicht zur Freundſchaft des Bürgermeiſters de Jonge gehörte und ihm nicht ungern etwas am Zeuge geflickt hätte. Aber man konnte dieſem Pieter de Jonge nichts anhaben, denn er hielt ſich ſonſt ſtill und tat nichts Sträfliches.

Wenn die Herren vom Rat freilich den Leuten, die abends im Dunkeln bisweilen vermummt und eilig in das Leineweberhaus am Minne-Broor-Steg gingen, unter Hutrand oder Tuch geſehen hätten, dann hätten ſie ſich wohl gewundert. Es waren nicht alles nur kleine Leute mehr, und manche Geſichter darunter, die ſie gut gekannt hätten. Aber es geſchah mancherlei in der Stadt und wuchs vieles groß, was klein anfing, ohne daß die klugen Herren vom Rat darum wußten.

Mynheer de Jonge zog ein Geſicht, als ob er Eſſig getrunken hätte, wenn ihn einer nach ſeines Sohnes Krankheit fragte; und es gab ſehr viele freundliche und mitleidige Leute jetzt, die das jeden Tag taten. Er blieb aber ſteif und feſt bei der Krankheit, wenn er ſie auch keinem näher auseinanderſetzte, und er fiel auch nicht ab vor Kummer, ſondern aß gut und wurde höchſtens noch etwas röter im Geſicht und etwas hochmütiger und knurriger.

Jakeline und Maritje weinten jede Nacht in ihrem großen Bett zuſammen. Maritje weinte aus großem Mitleid mit Pieter und aus Sehnſucht nach ihm, und Jakeline weinte aus Zorn über ihn. Sie hatte ſich ſchon in Gedanken ganz in dem ſchönen Hauſe des reichen Tuchmachers Scheltjens eingerichtet, und nun trug Pieter die Schuld, daß nichts daraus wurde. Sie ſchimpfte aus Leibeskräften über ihn, und das konnte Maritje doch nicht anhören, ohne kräftig zu widerſprechen. Und ſo zankten und weinten ſie abwechſelnd, bis ihnen ſchließlich die Augen zufielen. Bei Tage war Maritje ſtill und gedrückt, und Jakeline ſchalt mit den Mägden herum und mochte nicht auf die Straße, denn es war nicht angenehm, im Gerede zu ſein und angeſehen zu werden wie ein bunter Hund.

Es war aber auch jetzt keine Freude, den Kopf aus der Tür zu ſtecken. Eines ſo naſſen Frühjahrs wie dieſes wußten ſich die älteſten Leute nicht zu erinnern. Es regnete, als ob die Sündflut wiederkommen ſollte, nicht in einzelnen Schauern, ſondern in einem guten, gründlichen Dauerregen von früh bis Abend und wieder bis zum Morgen. Die ſteinernen Drachenköpfe und Löwenfratzen der Dachtrauſen ſpien aus vollen Backen dicke Waſſerſtrahlen; über das holperige Steinpflaſter des Marktes lieſen naſſe, graue Schimmer, und niemand war gern draußen als die kleinen, barbeinigen Fiſcherjungen, die ihre Holzſchuhe auf dem Rinnſtein ſchwimmen ließen. Auf dem Fluſſe, der hochging mit trübem, gelbgrauem Waſſer, hüpften unzählige aufſpringende Bläschen, und das tiefe Grasland draußen war ein grauer, endloſer See, aus dem die Hecken und Bäume ſich trübſelig und kahl in den Regen ſtreckten. Gott mochte wiſſen, was aus dieſem wunderlichen Frühling in Niederland wurde!

Das ſagte der Dekan auch, aber nicht wegen des Regens. Der kleine, kluge geiſtliche Herr ſaß ganz verdonnert in ſeiner Stube, ſeit er vor ein paar Tagen Beſuch gehabt hatte. Der Beſuch war mit einem Laſtkahn von Leiden gekommen, weil der Landweg unter Waſſer ſtand, und es war der Doktor Jan Molinarius von der Leidener Schule, der ſein guter Freund war. Er war ein geſetzter Mann mit einem kahlen Kopf und großem grauem Bart, recht gelehrt und vernünftig, und der Dekan freute ſich ſchon auf eine gründliche Disputation über einem Becher ſpaniſchen Weins und hoffte nebenbei auf ein oder das andere neue gepfefferte Geſchichtchen von gelehrten Zänkereien, von denen zum Ruhm der hohen Schule zu Leiden immer ein paar im Gange waren, daß die Tinte nur ſo ſpritzte.

Aber ſollte man es glauben? Fing da dieſer Doktor Molinarius ſchon beim erſten Becher an: „Sitzt ihr denn hier noch ganz im Dunkeln, Herr Bruder, oder habt ihr auch ſchon das reine Licht bei euch in der Stadt?“

Der Dekan lachte aus vollem Halſe über den Spaß: „Wir ſind hier wohl nicht der rechte Leuchter dafür. Die ſollen ſich nur in acht nehmen mit ihrem neuen Licht, daß der Wind es nicht ausbläſt, oder daß es ihnen über Nacht nicht zum Scheiterhauſen wird.“

Machte der Doktor auf einmal ein ernſtes Geſicht und ſagte: „Der Wind wird es ſchon nicht mehr ausblaſen, dazu iſt es zu groß. Und Scheiterhauſen werden weit im Lande geſehen, und die Funken zünden noch weiter. Wie Gott will!“

Da hatte der Dekan ihn ſtarr angeſehen, und ſo nach und nach war es herausgekommen, daß der Doktor Jan Molinarius wahr und wahrhaftig ein Ketzer war. Sein alter Freund und ein gelehrter Doktor, der Bücher geſchrieben hatte, Gott weiß wie dick! Und er war nicht der einzige in Leiden, ſagte er. Herren vom Rat und der hohen Schule und aus der Bürgerſchaft, alles unter die Ketzer gegangen!

Der Dekan war ſonſt ein ſcharfer Kopf und ein wenig eitel auf ſein glattflüſſiges Latein. Aber das verging ihm alles vor Schrecken. Er ſtotterte nur auf gut flämiſch ein faſt einfältiges: „Seid Ihr toll geworden?“ heraus.

Der Doktor war ruhig geblieben, aber der Dekan war dann doch in die Hitze gekommen, hatte verſucht, den anderen niederzureden, und ſchließlich auf den Tiſch geſchlagen und ihm giftige Namen gegeben. Da war der Doktor aufgeſtanden.

„Was lauft Ihr weg? Wo wollt Ihr hin?“

„Wo ich beſſer aufgenommen bin als bei Euch. Ich habe hier einen jungen Glaubensbruder, Pieter de Jonge heißt er —“

„Meinen verlaufenen Kaplan? Den Leineweber? Den Bettelbruder?"

Der Doktor Jan Molinarius nickte gemütlich. „Der wird es wohl ſein, es ſtimmt alles. Vergeßt nicht, daß ich es nicht bin, der das Tuch zwiſchen uns zerſchnitten hat. Und, Dekan, das ſage ich Euch: ſetzt Euch nicht gegen Gott, der nimmt es doch noch mit Euch hier in der Stadt auf. Heute brennt es hier und da und morgen im ganzen Lande. Wer will's löſchen? Denkt an mich, wenn es hier anfängt."

Dem Dekan war es, als ob ſich alles um ihn drehte. Er blieb allein, ſetzte ſich vor den Krug ſpaniſchen Weins, der für zwei beſtimmt war, und trank ihn bis auf den Grund aus. Sein kleines Altfrauengeſicht ſah ganz verkümmert und verſunken aus, er bewegte fortwährend den Mund ausdrucksvoll und breit, als ob er predigte, es kam aber kein Wort heraus.

Denkt an mich, wenn es hier anfängt! Das war ein böſes Wort. Das ließ ihm keine Ruhe.

Alle Heiligen, war es denn ſchon ſo weit? Heute noch nicht, aber morgen vielleicht. Wenn ſchon ein Doktor Jan Molinarius unter die Ketzer ging!

Wenn es lichterloh brennt, hilft kein Löſchen mehr. Den erſten Funken austreten! Das erſte Flämmchen erſticken!

Es war Zeit, es mußte irgend etwas geſchehen. Aber was?

Der Dekan ſchlief zwei Nächte nicht, ſo quälte ihn die Unruhe — und bei Tage ſchmeckte ihm das Eſſen nicht vor lauter Sorgen.

Zuerſt war er nichts als Zorn. Was geſchehen ſollte? Bußprozeſſionen und Faſttage und ein Anathema über jeden, der dieſen verfluchten Irrlehren anhing!

Aber der Dekan war ein kluger Herr. Und wie ihm der Kopf allmählich wieder kühl wurde, da wurde er auch klar.

Eine kluge Mutter zieht ihre Kinder nicht nur mit der Rute. Zuckerbrot und gute Worte tun bisweilen mehr. Dieſer Dominikaner, der noch immer in Sankt Bavo Faſtenpredigten hielt, war Rute genug und machte ihnen die Hölle jede Woche zweimal heiß. Jetzt kam das Zuckerbrot an die Reihe. Man mußte etwas ausſinnen, das ihnen recht prächtig in die Augen ſtach, das ihnen glatt und linde einging. Wenn ſie ihnen etwas Neues zu hören und zu ſehen gab, dann war die Kirche immer ihre liebe Mutter.

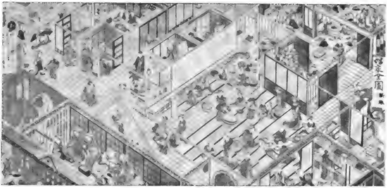
Gut, daß es auf Oſtern ging. Da gab es Kerzen und geweihte Palmen und Kränze und ſo viel Pracht und Gepränge, als Sankt Bavo und alle ſieben Kirchen der Stadt nur aufbringen konnten. Aber das war noch nicht genug, längſt nicht genug! Es mußte etwas ganz Beſonderes geſchehen.

Genau eine Woche, nachdem der Doktor Jan Molinarius bei ihm geweſen war, hatte der Dekan eine Erleuchtung, als er eben von Tiſche aufſtand. Und ſtatt ſich wie ſonſt eine halbe Stunde zu ſtiller geiſtlicher Betrachtung in ſeinen Seſſel zu ſetzen, nahm er ſofort ſeinen Hut, klopfte die Stäubchen von ſeinem feinen tuchenen Rock und ging zum Beghinenhof. Eine halbe Stunde blieb er da, und als er endlich wieder aus der Tür kam, erſchien hinter ihm in dem dunklen Hausflur das faltige Geſicht der Frau Mutter ſelbſt, die ihren geſchätzten Gaſt bis an die Schwelle brachte, bis in jede Runzel hinein glänzend vor Freude und Ergebenheit.

„Alſo kann ich mich darauf verlaſſen, Ehrwürden Herr Dekan? Gott ſei Lob und Dank, daß ich dieſe Sorge noch bei Lebzeiten loswerde!"

Der Dekan winkte herablaſſend mit der dünnen, blaugeäderten Hand zurück. „Ja ja, es bleibt dabei! Vergeßt Ihr nur nicht die neue Altardecke für Unſere liebe Frau, hört Ihr, Frau Mutter? Die alte iſt ſchon recht ſchäbig."

(Schluß folgt.)



Inneres eines Hauſes in der Naganoſtraße im Yoſhiwaraviertel, Tokio: Triptychon in Farbenholzſchnitt, von Kuninao (neunzehntes Jahrhundert). (Sammlung Rumſchöttel, Berlin.)

Japanische Architektur

Von

Oskar Münsterberg

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Über die Wohnungen der Ureinwohner Japans, der Ainos, iſt uns wenig bekannt.* Es werden Hütten einfachſter Art, bedeckt mit Reiſig oder Schilf, geweſen ſein, wie ſie noch heute von den Ainos in Yezzo und von armen Japanern auf dem Lande gebaut werden. Viereckige Erdlöcher aus prähiſtoriſcher Zeit ſind vielfach gefunden, die wir als Reſte ehemaliger Erdjurten für die Winterzeit anſehen können. Irgendein Stil oder eine Verzierung exiſtierte damals noch nicht.

Die aus dem indiſchen Archipel kommenden Einwanderer verſtanden die kunſtgerechte Zurichtung großer Steinblöcke. Neben gewaltigen Grabkammern und Särgen aus Stein finden ſich auch Höhlen als Wohnungen aus den Felſen herausgehauen. Wie lange und in welchen Jahrhunderten dieſe Sitte herrſchte, iſt unbekannt. Die Ausführung der Innenräume erinnert an die Felſengräber im Weſten Aſiens. Irgendwelche künſtleriſche Verzierung iſt nirgend gefunden worden; auch kein konſtruktiver Gedanke, von dem eine Weiterentwickelung der Architektur ausgegangen wäre, iſt zu erkennen.

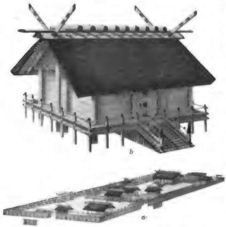
Die älteſten erhaltenen Holzbauten ſind die gefeierten Tempel zu Iſe. Zwar handelt es ſich nicht um alte Originalarbeiten, da alle zwanzig Jahre die Tempel neuerbaut werden, aber der alte Stil wird mit Sorgfalt ſtets beibehalten. Es ſind zwei Tempelanlagen, jede in gleicher Weiſe (Abbild. S. 354, a) aus verſchiedenen Einzelgebäuden gebildet und von einem Zaun umgeben. Der Vorhof hat drei Zugänge und wird durch einen Querzaun von dem hinteren Teil mit dem Haupttempel getrennt. Der Zaun iſt ſo hoch, daß nur das Schilfdach der Bauten herüberragt. Der Zutritt zu dieſem größten Heiligtum Japans iſt Fremden nicht geſtattet.

Von einer Architektur kann eigentlich keine Rede ſein, da es ſich im weſentlichen um Holzhütten auf einer Pfahlbaukonſtruktion handelt (Abbild. S. 354, b). Die Holzhütte iſt während vieler Jahrhunderte die einzige Behauſung auch für den Edelmann und findet ſich noch heute vielfach auf dem Lande. Selbſt die Kaiſerwohnung beſtand teilweiſe aus Hütten, die nur etwas größer und beſſer gebaut waren.

---

* Dieſer Aufſatz iſt ein Auszug aus dem Kapitel über Architektur im zweiten Bande meiner „Japaniſchen Kunſtgeſchichte“. Der Verfaſſer.

Zu beachten iſt die gerade Form der Dachflächen, da erſt ſpäter unter chineſiſchem Einfluß die geſchweifte Form in Aufnahme kam. Ebenfalls aus vorchineſiſcher Zeit iſt der Stil — wenn auch nicht das Bauwerk ſelbſt — des kaiſerlichen Schatzhauſes Shoſoïn (Abbild. S. 355). Derartige Blockhäuſer wurden für Getreideſpeicher und Schatzhäuſer noch in der Tokugawazeit gebaut, nur das Dach wurde reicher geſtaltet oder die Holzkonſtruktion künſtlicher durchgeführt. Der Bau entſpricht dem einfachſten Nützlichkeitsſtil, wie er von den alten Germanen oder von amerikaniſchen Farmern in ähnlicher Weiſe angewendet wurde.



a Geſamtanſicht des Tempels der Sonnengöttin Amateraſu — Naikutempel. b Haupthalle des Tempels des Gottes Suſanow — Gekutempel. Die älteſten Tempelbauten Japans, Provinz Iſe. (Aus Kokkwa Yohö, Teil Iſe.)

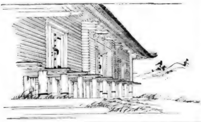
Einiges iſt allen dieſen frühen Bauten gemeinſam und bleibt maßgebend für die weitere Entwickelung der japaniſchen Baukunſt: die Verwendung von Holz, der Pfahlbau, die offene Veranda mit Treppe und Galerie, das Satteldach und die kleinen Größenverhältniſſe.

Die japaniſchen Bauten ſind keine architektoniſch-konſtruktiven und künſtleriſchen Monumentalbauten geworden wie in Europa, ſondern einfache Holzhäuſer geblieben. Der Unterſchied zwiſchen einem Kaiſerſchloß, einem Tempel und einem Bürgerhauſe iſt techniſch nur gering. Niemals war die japaniſche Baukunſt der höchſte Ausdruck des Kunſtempfindens des Volkes, von dem alle anderen Künſte ihren Stil erhielten, ſondern erſt die anderen Künſte halfen das Holzhaus maleriſch ausgeſtalten. Aus dieſem Grunde reiht ſich die Architektur nicht der Malerei und der Bildhauerkunſt, ſondern dem Kunſtgewerbe an.

Mit chineſiſcher Sprache, Sitte und Kultur kam auch eine chineſiſche Architektur nach Japan. Alle Motive wurden ausſchließlich in Holz durchgeführt und weitergeſtaltet, während ſie in China ſpäter auch in Stein ausgearbeitet wurden.

Der chineſiſche Stil war aus dem Zelte der Nomaden entſtanden, das bei den auf der Inſel ſeit ihrer Einwanderung ſeßhaften Japanern unbekannt war. Das Zelt des Führers zum Empfange fremder Abgeſandter oder zum Rate der Männer war nichts weiter als ein offener Platz, über den auf Stangen ein Stoff geſpannt war. Entweder hob eine beſonders lange Stange die Mitte des Zeltdaches empor, ſo daß ein Kegel entſtand, oder der Schutzſtoff wurde über eine quer aufgehängte Stange geworfen und die Enden an ſeitlichen Stangen befeſtigt. Die äſthetiſche Wirkung iſt von dem japaniſchen Satteldach aus Binſen kaum zu unterſcheiden; aber das verſchiedenartige Material der Bedachung und die Konſtruktion brachten einen weſentlichen Unterſchied, indem das Stoffdach ſich naturgemäß durchbog und damit die geſchwungene Linie in die Dachform einführte, außerdem die Kegelform das Vorbild für das runde, vier- oder mehrſeitige Turmdach ſchuf. Dieſe gebogene Dachlinie wurde charakteriſtiſch für die chineſiſche Bauart und wurde auch beibehalten, als das Dach aus ſchweren Tonziegeln hergeſtellt wurde.

Die architektoniſche Ausgeſtaltung war in China bereits vollendet, als im ſechſten Jahr-

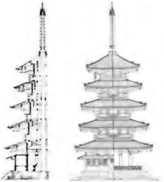


Kaiſerliches Schatzhaus, Shoioïn; Holzblockhaus auf Stützen mit Ziegeldach, im Gelände des Todaijikloſters, Yamato. Achtes Jahrhundert. (Nach japaniſcher Zeichnung.)

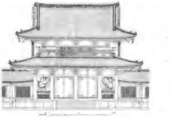
hundert der Buddhismus nach Japan drang und der Bau von buddhiſtiſchen Tempeln in Aufnahme kam.

Wann zuerſt der chineſiſche Bauſtil in Japan ausgeführt wurde, iſt unbeſtimmt. Jedenfalls wiſſen wir, daß trotz des regen Verkehrs mit China ſeit dem zweiten Jahrhundert erſt 450 das erſte zweiſtöckige Haus in Japan gebaut wurde. Bis zu dieſer Zeit ſcheint nur die alte, einfache Hütte bewohnt worden zu ſein.

Eine allgemeine Anwendung der chineſiſchen Bauweiſe begann erſt, als 541 aus Korea Handwerker und Maler erbeten wurden. In den folgenden Jahrhunderten fand in Japan eine ſtarke Einwanderung von Prieſtern, Gelehrten, Architekten, Drechſlern, Ziegelformern, Bildhauern und Kunſtgewerblern aller Art ſowohl aus Korea wie aus China ſtatt. Aus den Namen der adeligen Familien iſt feſtgeſtellt, daß ein Drittel aller Adelsfamilien in Japan zur Hälfte von Koreanern und zur Hälfte von Chineſen abſtammen. Alle Bauten des ſechſten und ſiebenten Jahrhunderts ſind von eingewanderten Handwerkern hergeſtellt oder wenigſtens nach deren Angaben oder unter ihrer Leitung gefertigt. Es war eine Zeit, die lebhaft an die Einführung europäiſcher Bauſtile in den letzten Jahrzehnten erinnert. Wie die Japaner es verſtanden haben, die fremden chineſiſchen Elemente national-eigenartig auszugeſtalten, ſo dürften auch die abendländiſchen Motive bald japaniſiert, wenn auch nicht beſeitigt worden ſein.



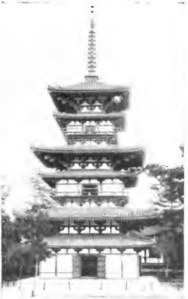
Pagode des Horiujikloſters. Aufriß zeigt rechts die urſprüngliche Ausführung und links ſowie im Querſchnitt den jetzigen Zuſtand. Unter Benutzung von Ito, Horiuji Kenchikuron, neu gezeichnet. Anfang des ſiebenten Jahrhunderts. (Zeichnung nach Baltzer, Das Japaniſche Haus.)



Haupttempel des Horiujikloſters, nach japaniſcher Zeichnung aus Ito, Horiuji Kenchikuron. Anfang des ſiebenten Jahrhunderts. (Aus Baltzer, Die Kultbauten.)

Das bedeutendſte, noch heute erhaltene Bauwerk der damaligen Zeit iſt das Horiujikloſter zu Nara, das 607 vollendet wurde. Die chineſiſchen bautechniſchen Einzelheiten ſind hier bereits zu japaniſchen Sonderheiten ausgebildet. Ein mächtiger Maſt (Abbild. S. 355) durchzieht in der Mitte alle Geſchoſſe der Pagode. Während er alles zu tragen ſcheint, hängt er tatſächlich frei und ſteht nur an einzelnen Geſchoſſen mit der Konſtruktion in Verbindung. Die Bedeutung ſteht nicht feſt, aber es erſcheint wohl möglich, daß er bei Erdbeben die einzelnen Teile, über deren Feſtigkeit die damaligen Erbauer ſolcher Pagoden keine Erfahrung hatten, beſſer zuſammenhalten und vor allem ein Überkippen der oberſten Teile verhindern ſollte.

Digitized by Google



Pagode des Yakuchitempels, Nara (Turm 32,5 m hoch), außen und innen Holz, rot lackiert, dazwiſchen weißer Plaſter, frühere Metallbeſchläge verloren. Das einzige exiſtierende Denkmal aus der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts, erbaut 750. (Aus Kokkwa, Heft 158.)

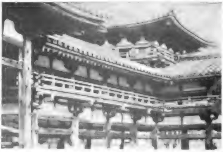
Später ſind ein Schutzdach unter dem erſten Dach und Stützſäulen im vierten Geſchoß eingefügt; um ein Bild der urſprünglichen Konſtruktion zu geben, habe ich die Hälfte des Durchſchnitts ohne die Zutaten zeichnen laſſen.

Der Haupttempel (Abbildung S. 355) zeigt ebenfalls ſchon alle bautechniſchen Einzelheiten, die bis zum heutigen Tage maßgebend geblieben ſind. Im allgemeinen blieb eine wirkliche Kunſt des Bauens — wie im Mittelalter bei uns — auf die heiligen Stätten beſchränkt, die zu großen Kloſteranlagen ausgeſtaltet wurden.

Im achten Jahrhundert kam eine etwas lebendigere Geſtaltung der Pagoden auf, indem über die Galerie zunächſt ein Regendach und dann darüber ein weiter vorſpringendes Dach aufkam. Die Pagode des Yakuchitempels (Abbild. S. 356) iſt das einzige Bauwerk, das aus dieſer Zeit erhalten iſt. Der Holzbau iſt innen und außen rot lackiert und die Zwiſchenflächen mit weißem Plaſter ausgefüllt. Früher ſollen Metallbeſchläge auf den Holzteilen geweſen ſein, die jedoch ſpäter verloren gegangen ſind. Die Holzgalerie iſt aus einfacherem Stabwerk als früher. Im ganzen iſt der Bau gegenüber der Horiujipagode einfacher und nüchterner, eher ein Rückſchritt als ein Fortſchritt.

Die nationale Entwickelung der Malerei und Skulptur hat auch die Architektur beeinflußt. Neben dem Tempelbau trat der Palaſtbau in den Vordergrund, und auch die Tempel wurden mehr palaſtartig ausgeſtaltet. Die aus China überlieferten Einzelteile wurden, den veränderten Zwecken entſprechend, in neuen Verbindungen verwendet. An Stelle der getrennt gelegenen Gebäude wurde ein Zuſammenhang durch Korridore hergeſtellt oder durch Flügelbauten eine geſchloſſene Einheit bewirkt. Durch dieſe Zuſammengehörigkeit ergab ſich von ſelbſt eine größere Regelmäßigkeit.

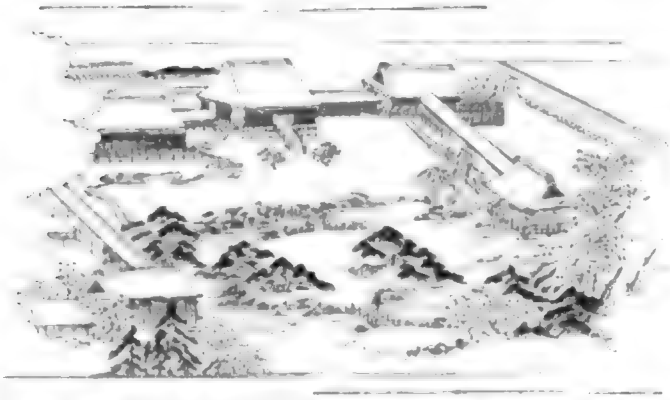
Ein klaſſiſches Beiſpiel dieſer Zeit iſt der Phönixtempel in Uji. Der Name kommt daher, daß der Grundriß die Geſtalt eines Phönix hat, da gleichmäßig rechts und links, wie die Flügel des Vogels, von der Haupthalle Seitenkorridore (Abbild. S. 356) mit Ecktürmen und Seitenflügeln ausgehen und hinten — als Schwanz des Phönix — ein



Seitenflügel (etwa 7 m lang) mit Eckturm und Säule (links) des vorſpringenden Mittelbaues vom Phönixtempel — Hōwōdō — in Uji am Fluß bei Kyoto. Pfeiler und Stützen aus Holz, rot lackiert, Dach aus Ziegeln, innen gemalt. Aus der Zeit Fujiwara Yorimichi, 1051. (Aus Tajima, Selected relics of Japanese art. Erſte Ausgabe, Bd. I.)

Korridor mit einer kleineren Halle angebaut iſt.

Erſt damals kam die Sitte auf, Pfeiler und Decken unter Zuhilfenahme aller Techniken, die auf Gebrauchsutenſilien ſchon im achten Jahrhundert in hoher Vollendung in Anwendung waren, beſonders der Lackmalerei und Perlmuttereinlagen, maleriſch zu verzieren. In China hatte man die Säulen in Tempeln mit koſtbaren Seidenſtoffen umkleidet; die Malerei ſollte dieſe Stoffe erſetzen. Stoffmuſter wurden in dicker, deckender Farbe imitiert, und moſaikartig wie im Gewebe wurden die Farben nebeneinander geſetzt.

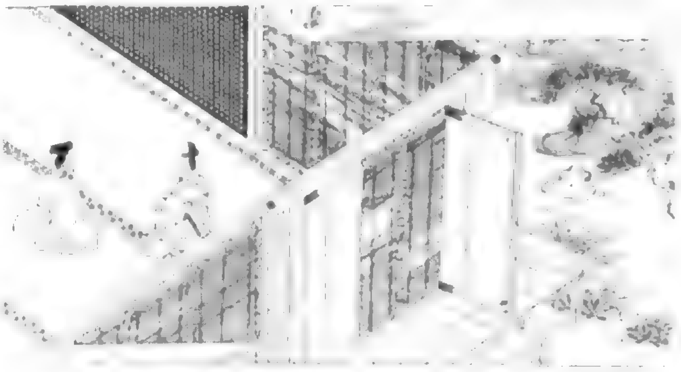


Hallen und Galerieanlagen mit Garten, durch Brücken mit Inſel im See verbunden. Stil des elften Jahrhunderts. (Nach japaniſcher Zeichnung.)

Waren bisher hauptſächlich Tempelbauten im großen Stil ausgeführt, ſo errichteten jetzt auch Miniſter und reiche Adlige Paläſte von beiſpielloſer Größe. Im weſentlichen wurde der Stil der Tempelbauten beibehalten. Unter jedem Dache war nur ein Raum, ſo daß eine Reihe einzelner Hallen nötig war, die durch Galerien miteinander verbunden wurden (Abbild. S. 357). Zwar behielten die einzelnen Gebäude etwas Unbedeutendes, und das ſchwere Ziegeldach auf dem niedrigen Holzbau wirkte drückend und unproportioniert, aber dafür wurde das Innere um ſo koſtbarer ausgeſtattet. An Stelle einer gediegenen architektoniſchen Konſtruktion trat eine dekorative Verzierung unter Zuhilfenahme aller übrigen künſtleriſchen Fertigkeiten.

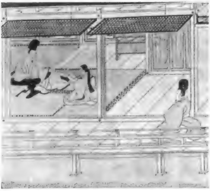
Der Kaiſerpalaſt war wie eine kleine Stadt ausgebaut. Das Haupttor hatte an jeder Seite Wachthäuſer mit pagodenartigen Aufſätzen als Wachttürme.

Die Adelshäuſer waren ganz ähnlich gebaut. Auch hier war nur ein Zimmer unter einem Dach, ſo daß die Frauen und die übrigen Familienmitglieder beſondere Hallen bewohnten, die flügelartig die Halle des Hausherrn umgaben. Die Haupthalle hatte gewöhnlich ein vierſeitiges Dach und war vierzehn Meter groß im Geviert. Dieſer eine Raum wurde für Eſſen, Schlafen, Beſuch und Arbeit verwendet. Setzſchirme konnten vor den Blicken Neugieriger ſchützen und Abteilungen je nach Bedarf ſchaffen. Möbel waren unbekannt. Der Abſchluß des Umganges geſchah durch Drehtüren (Abbild. S. 357), die nach außen aufgingen, dahinter waren Vorhänge aus aufgeſplitterten Bambusſtäben, die mit ſeidenen Schnüren hochgezogen oder herabgelaſſen werden konnten. Auch gebrauchte man Läden, deren untere Hälfte beſeitigt und deren obere Hälfte aufgeklappt und mit eiſernen Haken wagerecht gehalten werden konnte (Abbild. S. 358); ſpäter wurden dieſe Läden auch zum Zuſammenklappen eingerichtet und ſind noch heute bei Tempeln in Gebrauch (Abbild. S. 360). Sie waren meiſt aus netzartigem Gitterwerk mit und ohne Brettunterlage hergeſtellt und lackiert.



Ausſchnitt aus Makimono von Fujiwara Takanobu (geſt. 1205). (Aus Azachi, Shinzen Jakan, Bd. II.)

Wir können die japaniſche Architektur bis zum zwölften Jahrhundert als den chineſiſchen Bauſtil der Tangdynaſtie anſehen. Während in China ſpäter der Steinbau mehr in Aufnahme kam, behielt Japan die Grundelemente des chineſiſchen Tang-Stiles bei. Die japaniſchen Abweichungen gründeten ſich auf den altjapaniſchen Pfahlbau, der den Erdbeben beſſer Widerſtand leiſtete, und



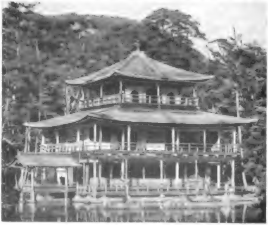
Kitano Jinjia, der Begründer des Kloſters, ſitzend mit Armſtütze, einer Frau diktierend; teilweiſer Mattenbelag und aufgeklappte Läden. Ausſchnitt aus Makimono im Kitanokloſter von Toſa Mitſunobu (1433 bis 1525). (Aus Azachi, Shinzen Jakan, Bd. II.)

auf eine elegantere Ausführung. So z. B. wurden die oft maſſiven Füllungen der chineſiſchen Galerien des Umganges durch leichteres Stabwerk erſetzt.

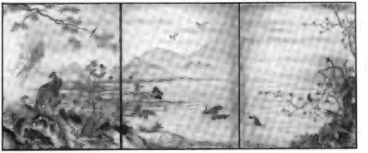
Damals gab es noch keine Schiebetüren im Inneren oder außen und keine Wetterläden an der Veranda. Auch Matten waren noch nicht allgemein angewendet; ſie wurden ſtets dort hingelegt, wo geſchlafen oder geſeſſen wurde, aber bedeckten noch nicht den ganzen Fußboden und hatten keine beſtimmte Abmeſſung. Sitzkiſſen wurden nur für den beſonders ausgezeichneten Gaſt von hohem Range herbeigebracht.

Erſt in der Mitte des zwölften Jahrhunderts kam die Sitte auf, an Stelle der Drehtüren, die nur noch an den Haupttoren der Tempel und Schlöſſer und im Privathauſe an nebenſächlichen Orten in Anwendung blieben, Schiebetüren zu nehmen und dieſe mit weißer dünner Seide, ſpäter mit Papier zu beſpannen, ſo daß ſie Licht durchließen und vor Wind ſchützten. Gleiche Schieberahmen beklebte man mit dickem Papier und benutzte ſie im Inneren des bisher ungeteilten Raumes, um nach Bedarf mehrere abgeteilte Räume zu ſchaffen. Hierdurch wurde den Malern Gelegenheit gegeben, die großen Papierwände mit Bildern zu verſehen.

Auch wurde das Auslegen mit Matten allgemein üblich. Man machte ſeit dieſer Zeit Matten ſtets in einem Normalmaß von einem Meter Breite und zwei Metern Länge. Alle Zimmer wurden in ſolchen Dimenſionen gebaut, daß die Matten genau hineinpaßten. Man bezeichnet auch heute noch die Größe eines Raumes nach der Anzahl Matten, die in ihm liegen können. Der Begriff von fünf oder ſieben Matten, die natürlich verſchieden gelegt werden können, gibt eine viel praktiſchere Vorſtellung über den nutzbaren Raum, als wenn ein Meter-



„Goldener Turm“ — Kinkaku (14 m hoch); Reſt der niedergebrannten Wohngebäude vom Shogun Aſhikaga Yoſhimitſu, des ſpäteren buddhiſtiſchen Tempels „Rokuonji“; aus Holz, von innen Pfeiler und Wände urſprünglich echt vergoldet; Decke aus einem großen Stück Kampferholz gebildet, Wände und Türen von Kano Maſanobu (1453 bis 1490) bemalt (jetzt ſchlecht erhalten); im Garten Kinkakuija bei Kyoto, erbaut 1398. (Aus Tajima, Selected relics of Japanese art. Erſte Ausgabe, Bd. I. Dieſes Blatt fehlt bei den Nachdrucken.)



Zwei Schiebtüren mit kleinen Handgriffen und ein Teil der Wand, bemalt mit Vögeln und Blumen (im ganzen ſind acht Bilder, die vier Jahreszeiten darſtellend) mit dick aufgetragenen Farben von Kano Motonobu (1476 bis 1559), im Tempel Daitokuji, Kyoto. Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts. (Aus Bunkyacho, Heft 2 u. 3.)

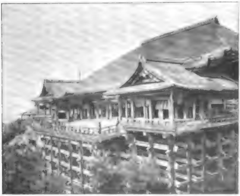
maß genannt wird. Auch die Sitzkiſſen, die früher nur für die Vornehmen beſtimmt waren, wurden jetzt allgemein angewendet.

Somit ſehen wir den häuslichen Komfort zunehmen. In bezug auf Licht, Luft, Wärme und Kühle waren im zwölften Jahrhundert bereits alle Bedingungen vorhanden, die bis zum Eindringen europäiſcher Techniken beſtanden haben. Auch die künſtliche Beleuchtung wurde in den ſpäteren Jahrhunderten nicht mehr verbeſſert, nachdem neben der alten Binſendochtlampe mit Öl ſchon im neunten Jahrhundert die Talgkerze eingeführt war.

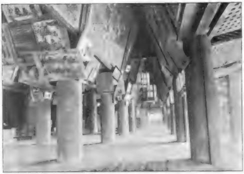
Später kam die Sitte auf, einen Alkoven — Tokonoma — einzurichten, in dem ſich zur Anregung ein religiöſes Rollbild mit einem Gott oder Schriftzeichen und darunter oder daneben ein niedriges Bord mit einem offenen Fache zum Aufheben der Schreibutenſilien und Bücher befand.

Die aus China eindringende Beſchäftigung mit Philoſophie und Literatur übte auch auf die Privatarchitektur einen Einfluß aus, indem aus dem Hauſe des Kriegers die ſtimmungsvoll gelegene Wohnung des Dichters und Philoſophen entſtand. Im vierzehnten Jahrhundert war die chineſiſche lyriſche Malerei in Japan bevorzugt, und die größten Künſtler dieſer herrlichen Renaiſſancezeit wetteiferten darin, die Säle der Paläſte mit Kunſtwerken zu ſchmücken, die den dichteriſchen Empfindungen der Bewohner Ausdruck verliehen. Unter den kunſtſinnigen Aſhikaga-Shogunen wurde der künſtleriſche Höhepunkt dieſer Entwickelung erreicht.

Als Yoſhimitſu 1393 ſich von den Staatsgeſchäften zurückzog, erbaute er in ſtillem Walde am See einen weitläufigen Palaſt, der nach ſeinem Tode zu einem Kloſter geweiht wurde. Leider hat ein Feuer alle Häuſer bis auf eines zerſtört, aber noch dieſer eine zweiſtöckige Turmbau illuſtriert vortrefflich den damaligen Geſchmack (Abbild. S. 358).



Kiyomidſu-Dera-Tempel auf der Spitze eines Berges in Kyoto, teilweiſe errichtet in der Aſhikagazeit, fünfzehntes Jahrhundert. (Originalphotographie 1892.)



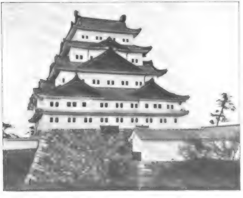
Öffentliche Halle im Tempel Kiyomidju-Tera (Abbild. S. 359) mit dicken Holzſäulen, behängt mit Opferbildern — Ema —, rechts hochgeklappte Wetterläden aus Holzgittern, Kyoto. (Originalphotographie 1892.)

Den Hauptwert bildete die Ausſchmückung des Inneren. Die Holzteile wurden mit echtem Goldblatt belegt, und daher ſtammt der Name: Goldener Turm — Kinkaku. Die Wände hat der Begründer der Kanoſchule, Kano Maſanobu, mit berühmten Landſchaften in großem Format ausgeſtattet.

In der folgenden Zeit wurden Tempel und Paläſte immer üppiger verſchönt. Seltene Hölzer, abſonderlich gewachſene Baumſtämme, ausgeſuchte Tiſchlerarbeiten wurden verwendet und große Summen bezahlt, um beſonders lange Bretter oder Balken ohne Fehler aus weiter Ferne heranzuſchleppen.

Alle Malerſchulen ſchmückten die Wände der zahlreichen Räume. Die Künſtler der Yamato- und Toſaſchule zeichneten und kolorierten Schlachtſzenen aus den blutigen Fehden der Vorfahren, hiſtoriſche und mythologiſche Szenen; die Schüler der Kanoſchule malten Landſchaften, Vögel und Blumen in tauſenderlei Variationen (Abbild. S. 359).

Der größte Saal im Weſthongwanji-Kloſter zu Kyoto (vergl. „Monatshefte“, November 1904, S. 283) gibt ein glänzendes Beiſpiel der üppigen Ausſtattung aus dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts. In dem ſtattlichen Umfang von etwa einundzwanzig zu ſiebzehn Metern ſehen wir die architektoniſche Konſtruktion ſo einfach als möglich. Glatte vierſeitige Säulen tragen die flache Kaſſettendecke, welche zwiſchen den Säulen durch Unterzüge geſtützt wird. Die Architektur im ſiebenten Jahrhundert war konſtruktiv komplizierter. Um ſo mehr Wert iſt auf die maleriſche Ausſchmückung des Raumes gelegt. Die Wände ſind mit hiſtoriſchen Bildern von Kano Hidenobu bemalt, die Decke iſt im Stil altertümlicher Stoffmuſter mit einem Achteckmuſter farbig überzogen, und die Säulen ſollen vergoldet geweſen ſein. Die breiten Unterzüge unter der Decke ſind durchbrochen geſchnitzt. Fliegende Störche zwiſchen Gräſern und Pflanzen ſind von Hidari (= linkshändig) Jingoro mit geübter Hand aus einem Stück Keakiholz von etwa 1,9 Meter Länge zu 0,60 Meter Breite geſchnitzt. Heute ſollen derartige große Holzſtücke fehlen. Dieſe durchbrochenen Füllungen — Ramma — wurden ſehr beliebt und über Türen und Fenſtern, ſpäter auch an der Außenwand angebracht.

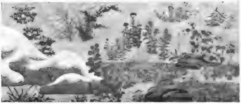


Schloß zu Nagoya, von zwanzig Daimios für den Sohn des Shogun Iyeyaſu als Reſidenz erbaut, jetzt als hiſtoriſches Monument konſerviert. 1610. (Originalphotographie 1892.)

Drei Affen, Geſicht, Gehör und Geruch darſtellend, zwiſchen ſtiliſierten Pflanzen; Holzſchnitzerei, farbig bemalt, am Pferdeſtall des Iyeyaſutempels, Nikko. Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts. (Originalphotographie.)

Die Beherrſchung der Holzkonſtruktion zeigt der auf einer Bergſpitze in Kyoto errichtete Tempel Kiyomidſu-Dera (Abbild. S. 359). Um eine breite Plattform zu gewinnen, iſt ein gewaltiges Holzgerüſt, den Berg weit herabführend, errichtet; ein Anblick, der vielleicht einzigartig in der Welt iſt.

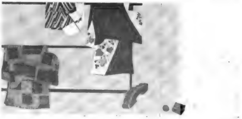
Das Innere des Tempels zeigt in dem dem Volke zugänglichen Teile glatte Holzſäulen von gewaltigem Durchmeſſer, die keinerlei Verzierung aufweiſen. Unzählige Opferbilder oder Exvotos — Ema — ſind von Gläubigen aufgehängt, um die Hilfe der Götter zu erbitten oder für gewährte Hilfe zu danken (Abbild. S. 360).



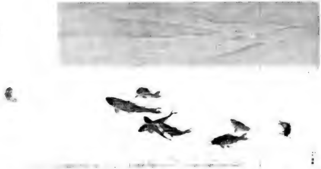
Sechsteiliger Setzſchirm — Byobu — mit Pflanzen, farbig bemalt, von Ogata Körin (1660 bis 1716). (Aus Azachi, Shinzen Jakan, Bd. II.)

Schon ſeit dem zwölften Jahrhundert wurden militäriſche Befeſtigungen mit Erdwällen, Paliſaden und Gräben, auch vereinzelt mit Wachttürmen errichtet, welche gegen Pfeil und Lanze genügend Schutz boten. Verbeſſerte Waffen verlangten aber verbeſſerte Schutzwehr. Als die Portugieſen etwa um 1542 Schießwaffen einführten und ihre Herſtellung lehrten, war der hölzerne Paliſadenſchutz völlig unzureichend. Unter dieſem europäiſchen Einfluß wurden in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts die erſten wirklichen Feſtungen erbaut. Wie ſehr der bewegliche Geiſt der Japaner befähigt iſt, neue Gedanken aufzugreifen und ſie in vollem Umfange ſich dienſtbar zu machen, bewies Hideyoſhi, indem er bereits vierzig Jahre nach der erſten Landung der Portugieſen ein mächtiges Schloß in Oſaka baute, das allen damaligen abendländiſchen Anforderungen an eine Feſtung völlig entſprach. Die Erdwälle wurden mit gewaltigen, ſauber bearbeiteten Granitblöcken belegt, die ohne Mörtelverbindung durch ihr Eigengewicht aneinander paßten; die Eckſtücke wurden mit Eiſen befeſtigt. Hölzerne Brücken überſpannten die breiten Feſtungsgräben. Die Nebenbrücken waren ganz leicht gebaut, um bei Feindesnahen ſofort zerſtört zu werden; die Hauptbrücke wurde im Laufe von Jahrzehnten zu einem ſo raffinierten Kunſtwerk der Technik geſtaltet, daß das Herausziehen eines einzigen Pflockes genügte, um die ganze Brücke zum Zuſammenſtürzen zu bringen.

Dieſer Schloßbau zu Oſaka wurde vorbildlich für alle Schloßbauten, die in den verſchiedenſten Gegenden von den Fürſten im Lande errichtet wurden (Abbild. S. 360).



Sechsteiliger Setzſchirm — Byobu — mit Gegenſtänden einer Schneiderwerkſtatt: Kleidergerüſt, Kleidern, Nadeln, Käſtchen und Fadenknäuel, farbig bemalt, von Ogata Körin (1660 bis 1716). (Aus Azachi, Shinzen Jakan, Bd. II.)

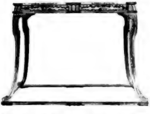


Sechsteiliger Wandſchirm — Biyobu — mit ſchwimmenden Fiſchen, von Okyo (1733 bis 1795).
(Aus Azachi, Shinzen Jakan, Bd. II.)

Hatte Iyeyaſu als Krieger und Staatsmann ſein Hauptaugenmerk auf die Stärke der Befeſtigung als den Ausdruck der Macht gelegt, ſo betonten ſeine Nachfolger die künſtleriſche Verzierung. Während der Shogun Iyemitſu ſelbſt im ſchlichten Holzhauſe lebte, wie ein Gelehrter und Künſtler, dem nichts am perſönlichen Genießen liegt, befahl er, in Nikko ein Grabmonument für Iyeyaſu zu errichten, das an Koſtbarkeit alles bisher Geſchaffene übertraf. Techniſch zeigen die Bauten die Höhe aller Kunſtinduſtrien, ob aber der oft überladene, üppige Barockſtil künſtleriſch den einfachen Bauten der Aſhikagazeit gleichkommt, iſt eine offene Frage des Geſchmacks.

Waren im fünfzehnten Jahrhundert die ſchlichten Flächen mit dem Pinſel belebt, ſo geſellt ſich jetzt zur Pinſelmalerei noch die Holzſchnitzerei (Abbild. S. 361) und die Lackmalerei.

Auch die Decken wurden geſchnitzt. Die Konſtruktion der kleinen Kaſſetten wurde beibehalten, aber die Malerei der Füllungen durch Flachſchnitzereien wirkungsvoller geſtaltet. Gegenüber den gemalten Decken des elften Jahrhunderts erſcheinen alle Leiſten und Balken ſchlanker und beſſer gegliedert; die Kanten ſind durch zierliche Profilleiſten eleganter geworden. An den Kreuzungen wurden reiche Metallbeſchläge angebracht und ſämtliche Holzteile farbig bemalt oder vergoldet. (Vergl. „Monatshefte", November 1904, S. 290.)



Altartiſch aus Holz, lackiert, mit gelbem Metallbeſchlag, Holzzarge durchbrochen, im Tempel Odjo-Gokuraku im Dorfe Ohara Yokuian bei Kyoto. (Aus Imaizumi, Koſei Chosho.)

Die Schutzwälle waren wie bei den Schlöſſern aus Steinquadern gebaut. Bisher war allgemein die Meinung verbreitet, daß es ſich auch in Nikko nur um einen Belag der Erdwälle mit Granitquadern handelte. Als aber vor wenigen Jahren ein Teil abgebrochen werden ſollte, da ſtellte ſich zum Erſtaunen der Japaner heraus, daß auch das Innere aus Steinblöcken gebildet war. Auch nach Nikko mußten alle Steine, wie früher nach Tokio, von weither über See gebracht werden. Nikko war, als dieſe großartigen Bauten begonnen wurden, ein Dorf, fern von jeder Induſtrie. Die beſten Handwerker und Künſtler wurden aus allen Teilen des Inſelreiches dorthin berufen.

Die Koſten dieſer Bauten müſſen enorm geweſen ſein, und trotzdem ſind keine neuen Konſtruktionen, keine neuen Techniken, nicht einmal beſonders originelle Modelle geſchaffen. Alle Techniken wurden vereint, um etwas Prunkhaftes und Koſtbares herzuſtellen, aber es fehlten tief eingreifende Gedanken, die die Künſtler begeiſtern konnten, neue Ausdrucksformen zu erſinnen. Es war das Werk auf Befehl eines Cäſar; nicht eine Kunſtbetätigung, die aus dem Herzen gläubiger Prieſter oder ihrer Freiheit bewußter Ritter und Bürger hervorquoll.

Wie Schloß und Tempelbau, ſo hat auch das Bürgerhaus keine neuen konſtruktiven Elemente erhalten, nur das Innere wurde koſtbarer ausgeſtattet. Mit Sorgfalt wurden die Hölzer ausgeſucht und die Matten, im Normalmaß, geflochten. Die Füllungen — Rammas — wurden durchbrochen geſchnitzt und die Türgriffe oft in ziſelierter Bronze oder anderen Techniken ausgeführt. Aber in allem übrigen blieb der Bau des zwölften und vierzehnten Jahrhunderts beibehalten: der Pfahlbau mit der Veranda, desgleichen die papierbeklebten Schiebetüren, die mit durchſichtigem Papier ausgeſtatteten Schiebefenſter und die offene Zimmerhalle mit nur einer feſten Wand, in der die Niſche — Tokonoma — enthalten war.

Das offene Haus gibt im Winter nur geringen Schutz, dagegen iſt es im Sommer ſehr kühl, da die Luft von allen Seiten herankann. Dieſer Zuſtand entſpricht dem japaniſchen Klima, da der Winter nur kurz und der Sommer ſehr lang iſt. Gegen die ſtarken Regengüſſe im Juni und Juli ſchützt das über die Veranda vorſpringende Dach. Gegen Sturm und Diebe werden nachts an der Außenſeite des Hauſes Wetterläden aus Holz vorgeſchoben und von innen verriegelt; tagsüber werden ſie in einem Holzkaſten am Ende der Veranda zuſammengeſchoben aufbewahrt.

Das Zuſammenleben in den Städten machte auch den Bau größerer Häuſer mit vielen feſt abgeteilten Zimmern erforderlich. Kuninao gibt in einem Farbenholzſchnitt (Abbild. S. 353) das Innere eines ſehr großen Frauenhauſes. In geſchickt benutzter Perſpektive ſehen wir das Leben im Inneren, da nach alter Sitte der Toſaſchule das Dach weggedacht iſt. Wir ſehen links unten die Menſchen auf der Straße, durch Gitterſtäbe getrennt von einem Verſammlungsraum. Dahinter führt die Treppe nach den oberen Räumen, wo rechts die Wirtſchaftsräume, in der Mitte die Toilettenräume und links die Wohnzimmer ſind. Die inneren Gelaſſe erhalten ihr Licht nur durch die Papierfenſter aus den anderen Räumen. Das Bild zeigt auch, wie eng die Menſchen in Japan zuſammenwohnen, und wie alle Möbel im Zimmer fehlen.

Kirchhof mit Grabſteinen in Nagekiyo, Kiyomidſu. (Originalphotographie.)

Von Möbeln im europäiſchen Sinne kann man in Japan nicht ſprechen, da Schränke, Kommoden, Tiſche, Stühle, Sofas und Seſſel, ſelbſt Bettgeſtelle und Waſchtiſche fehlen. Das Zimmer iſt völlig leer. Auf den Matten des Fußbodens werden Kiſſen zum Sitzen und wattierte Decken zum Schlafen hingelegt und nach Gebrauch wieder weggenommen. Die Kleider werden in einfachen Käſten, die oft lackiert ſind, verpackt, und ſonſtiger Hausrat wird in Niſchen untergebracht, die ſich teils unter der Treppe, teils in Wandſchränken ergeben.

Das einzige wirkliche Möbel in Japan iſt der Setzſchirm — Byobu —, der bei dem ungeteilten Raume eine Notwendigkeit war, um Schutz vor neugierigen Augen zu gewähren und Abgrenzungen im Raume vorzunehmen.

Nach dem Aufkommen der chineſiſchen Malereien auf den Schiebetüren und den Wänden der Zimmer im vierzehnten Jahrhundert wurden auch die Setzſchirme mit Bildern geſchmückt. Die beſten Werke berühmter Künſtler ſind auf dieſen Möbeln angebracht, die wie Theaterſzenerien den Sitzplatz umgeben. Da der Japaner auf der Erde ſitzt, iſt der Augpunkt des Bildes etwa ein Meter über der Erde, alſo viel niedriger als bei uns. Die Szenerie iſt ſo gedacht, daß man nicht von oben oder aus der Ferne daraufſieht, ſondern direkt, gleichſam hineinſieht, wie wenn man durch eine offene Tür in die Ferne ſchaut. Bis zum ſiebzehnten Jahrhundert iſt zwiſchen den Bildrollen, den Wandmalereien und den Wandſchirmbildern kein eigentlicher Unterſchied. Jedes Bild kann auf jede dieſer drei Arten übertragen werden. Mit dem Aufkommen der mehr dekorativen Verzierungskunſt der Flächen wird hierin teilweiſe eine Änderung herbeigeführt.

Die ſechsteiligen Wandſchirme von Kōrin (Abbild. S. 361) z. B. würden als Bildrollen für die heilige Niſche durchaus ungeeignet ſein. Der ernſte Inhalt der Darſtellung iſt einer dekorativen Flächenfüllung gewichen.

Eingang der Steintreppe von 200 Stufen zum Grabe des Iyeyaſu, mit Steinzaun, Bronzelaternen und Kryptomerienallee, Nikko. Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts (Aus Sladen, **Japan in Pictures.**)

Im achtzehnten Jahrhundert hat Okyo (Abbild. S. 362) ſeine naturaliſtiſchen Studien auch auf die Setzſchirme übertragen, und ſo ſehen wir — eigentlich recht widerſinnig — um uns die treibenden Waſſer eines Stromes, der von einer ſich tummelnden Fiſchfamilie belebt iſt.

Weniger im Haushalt als in den Tempeln wurden ſchon ſeit der Einführung des Buddhismus große Käſten, meiſt aus Lack, zur Aufhebung der heiligen Schriftrollen benutzt. Ebenfalls kirchlichen Zwecken dienen die Altartiſche, die in verſchiedenſten Formen, ſelten hoch, meiſt niedrig, ausgeführt wurden (Abbild. S. 362).

Als Sitze wurden meiſt Matten, Kiſſen und Felle, aber für hohe Beamte auch ein großer vierfüßiger Seſſel nach chineſiſcher Art verwendet. Auf dieſem Staatsſtuhle aus Holz mit Metallbeſchlag und Brokatſtreifen ſaß man mit untergeſchlagenen oder herabhängenden Beinen, aber niemals in japaniſcher Art auf den Hacken. Die Stühle kamen außer Mode, als die Matten allgemein eingeführt wurden, und fanden nur noch bei beſonderen Gelegenheiten Anwendung; z. B. berichtet der Jeſuit Frois (1599), daß Hideyoſhi für die chineſiſchen Geſandten hohe Stühle herbeibringen ließ. Berühmte Prieſter werden meiſt auf einer hochlehnigen Bank ſitzend dargeſtellt. Noch heute benutzen die Prieſter rotlackierte Klappſeſſel. Bis zur Einführung europäiſcher Kriegsart pflegten auch die Feldherren von einem Klappſeſſel ohne Lehne aus die Schlachten zu leiten.

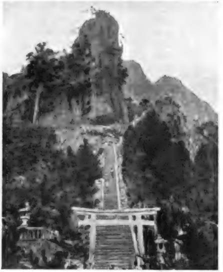
Neben dieſen wenigen Möbelſtücken kommen viele Gebrauchsgegenſtände, wie Dokumenten- und Schreibkaſten, Blumenvaſen und Räuchergefäße, Aſch- und Tabaksbecher, Spiegel und Toilettenkaſten, Kerzenhalter und Feuerbecken, auf, die wir bei Beſprechung der Arbeiten aus Lack, Bronze und Ton (vergl. Monatshefte, November 1904, Heft 578; Juni und September 1905, Heft 585 u. 588) im einzelnen kennen gelernt haben.

Trotzdem die Kenntnis der Steinbearbeitung und die Handwerkszeuge vorhanden geweſen, hat ſich in Japan keine Steinarchitektur wie in Griechenland, Perſien und Indien entwickelt. Die Holzarchitektur aus China verdrängte den prähiſtoriſchen Steinbau, und die Erdbeben ließen den Holzbau als die geeignetſte Ausführung erkennen.

Obgleich keine gewaltigen Bauten — außer den Schloßmauern ſeit dem ſiebzehnten Jahrhundert — und keine künſtleriſch wertvollen Skulpturen in Stein ausgeführt wurden, gibt es doch eine Reihe von Steinarbeiten, die der Vollſtändigkeit wegen kurz zu erörtern ſind.

Ganz kindlich primitive Zeichnungen von Menſchen auf Steinflächen ſind aus dem vierten Jahrhundert bekannt. In China und Korea waren Steinmonumente ſowie Steintafeln mit Inſchriften von altersher üblich, in Japan waren ſie völlig unbekannt. Eine kirchliche Steinſkulptur wurde zum erſtenmal in Japan 585 aufgeſtellt, als zwei Geſandte aus Korea eine Steinfigur der Gottheit Miraku, des buddhiſtiſchen Meſſias, von dort mitbrachten. Sie wurde unter freiem Himmel aufgeſtellt, und ſeit dieſer Zeit iſt es Sitte, primitiv ausgeführte Steinfiguren im Freien unter Bäumen allein oder alleenartig nebeneinander aufzubauen.

Steinarbeiten ſind die häufigſte Verzierung von Grabſtätten (Abbild S. 363). Wir finden auf den Kirchhöfen kleine Pagoden und aufrechtſtehende Schriftſteine, daneben Buddhas und eigentümliche Aufſätze auf viereckigen Sockeln. Beſonders häufig ſind Standlaternen aus Stein errichtet. Ähnlich wie als Ausklang der uralten Feueranbetung noch heute von Chriſten, Juden und Mohammedanern die „ewige Lampe“ brennend gehalten wird, ſo brennen ſeit vielleicht 2500 Jahren an den japaniſchen Nationalheiligtümern zu Iſe und Idzumo Feuer. So finden wir auch hierin wie faſt in allen Sitten, die vor dem chineſiſchen Einfluß entſtanden ſind, das weſtaſiatiſche oder griechiſche Vorbild wieder. Brannte doch im griechiſchen Prytaneum ſtets das Feuer der Heſtia!


Steintreppe mit Torii und Steinlaternen in den Nakanotake Miogi-Bergen. (Aus Sladen, Japan in Pictures.)

Die Steinlaternen wurden äußerſt reizvoll behandelt, wenn auch ſtets eine gewiſſe Primitivität bewahrt blieb. Immer wieder iſt darauf zu achten, wie der Japaner an Material und Ausführung, die zur Zeit der Einführung einer Sitte in Anwendung waren, feſthält und ſie immer von neuem imitiert. Es iſt daher völlig verfehlt, auf das Alter eines Gegenſtandes aus der groben oder feinen Ausführung ſchließen zu wollen. Die Zeit der Entſtehung des erſten Stückes, des Aufkommens der Sitte, iſt wohl daran zu erkennen, aber nicht die der Ausführung des einzelnen Gegenſtandes ſelbſt. Derartige techniſch plumpe, aber maleriſch reizvolle Laternen und Steinfiguren paßten nicht in das Innere der Holzbauten, und da ſie wiederum im Freien ſtanden, war das naturwüchſig Primitive in künſtleriſcher Übereinſtimmung zur Umgebung. So beeinflußten ſich Urſache und Wirkung gegenſeitig.

Als die Phantaſie der Völker Berge und Quellen, Wälder und Höhlen noch mit Göttern belebte, waren dieſe heiligen Stellen gleichſam die erſten natürlichen Tempel. Das Volk pilgerte zu ihnen, um den Göttern näher zu ſein und ihren Beiſtand zu erflehen.

Als die Verkörperung der Göttergeſtalten durch Ideen ausgelöſt war, blieb die Liebe zur freien Natur, die myſtiſche Scheu vor den unerklärlichen Wundern der Natur und die Verehrung beſonders eigenartiger Formationen beibehalten. Dem neuen Gotte wurden Tempel an Stellen errichtet, wo früher die Verehrung der alten Götter stattgefunden hatte. So ging unmerklich der Geiſt des Naturglaubens in die Gewohnheiten der neuen Religion über.

Großes Torii aus Kampferholz im Binnenſee am Eingang zum Tempel der Inſel Miyajima bei der Stadt Hiroſhima. (Aus Gnokumei, Hundred Glimpses of Japan.)

Befördert wurde dieſe Liebe durch das ſtetige Beobachten infolge der Abhängigkeit der hauptſächlichſten Ernährungsquelle, der Landwirtſchaft, von der Natur. Die Einwohner der Städte verloren zwar etwas das Verſtändnis für die Natur, da ihnen Berg und Tal nur Bilder und nicht Arbeitsmaterial waren, aber dafür war die durch Erziehung und Überlieferung geheiligte Tradition der Naturverehrung von um ſo ſtärkerem Einfluß. So pilgern noch heute viele Japaner einmal in ihrem Leben auf den ſchneebedeckten Fuji oder an die Ufer des Biwaſees. An den meiſten Stellen ſind Tempel in den weiten Waldungen angelegt, und mit heiligem Eifer werden dieſe Gegenden in ihrer urſprünglichen Schönheit und Naturwüchſigkeit erhalten.

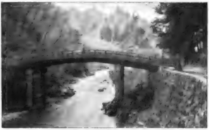
Dieſe Verbindung myſtiſcher Verehrung und künſtleriſcher Freude an den Werken der Natur iſt ein tiefer Weſenszug der japaniſchen Raſſe. Malerei und Dichtkunſt laſſen ſich nur aus dieſer Stimmung heraus verſtehen.

Gegenden von lieblicher Einfachheit oder romantiſcher Wildheit ſind berühmt und im Volke bekannt, wie bei uns der Rhein oder die Schweiz. Neben den uns verwandten Empfindungen betont aber der Japaner viel ſtärker als wir die rein äſthetiſche Seite. Er gerät in Entzücken über die rote Farbe der Ahornblätter oder die weißen Blüten der Kirſche, und mehr noch, er vergleicht mit den Erſcheinungen der Natur ſein eigenes Empfindungs- und Erfahrungsleben. Er iſt immer bereit, lyriſch zu empfinden und in kurzen Verſen ein Gleichnis mit der Natur in poetiſche Worte zu kleiden.

Still im Anblick der Natur verſunken zu ſitzen, ſie in ihrem Leben und Treiben zu belauſchen und in allen Einzelerſcheinungen in ſich aufzunehmen, das iſt das größte Glück des Japaners. Stimmungen, wie ſie Schiller im „Spaziergang“ ſchildert, aber noch mehr auf das kleine Leben der Natur, mehr auf das einzelne erſtreckt, durchziehen die ganze Literatur und Malerei des japaniſchen Volkes.

Dieſe Stimmung herrſcht auch bei der Anlage von Klöſtern und einzelſtehenden Tempelchen vor; ebenſo bei den Gartenanlagen des Kaiſers und des wohlhabenden Bürgers; ſelbſt der arme Mann aus dem Volke huldigt dieſem Empfinden, und mit ſeinem ſchwer erworbenen Arbeitslohn kauft er — wie Toichi Tſumara ſehr hübſch ſagt — ein kleines Bäumchen, vielleicht eine Zwergfichte von wenigen Zentimetern Höhe, um im Anſchauen derſelben ſich glücklich zu fühlen. Er könnte ſich manches andere kaufen, wovon er mehr materielles Behagen haben würde, und ſein Kollege in Europa würde es ſicher tun. Aber der japaniſche

Arbeiter zieht eine derartige Erwerbung vor. Er ſetzt das Bäumchen auf einen kleinen Tiſch neben ſich, er beobachtet genau den Wuchs jedes einzelnen Äſtchens, er lächelt ihm zu, und mit blinzelndem Auge genießt er die dunkle ſaftige Farbe in der Umgebung der einfachen Stube. Von dem Anblick beglückt, vergißt er für eine Zeit den harten Kampf um die Exiſtenz. Der Baum iſt ihm wie ein ſympathiſcher Freund, der ihn durch ſeine ſchweigende Schönheit ergötzt. (Abbild. S. 368.)



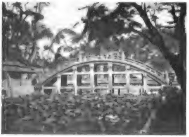
Brücke (26 m lang, 5,5 m breit), rot lackiert, Iyeyaſutempel, Nikko, vor einigen Jahren eingeſtürzt, 1638 erbaut. (Originalphotographie.)

Die Pflege der Tempelgründe und der Gärten, der Pflanzen und Blumen in den Zimmern iſt eine Kunſt und eine Wiſſenſchaft. Die Kinder in der Schule lernen das Blumenarrangieren, und dicke Bücher geben beſtimmte Lehren und ſetzen die ſymboliſchen Bedeutungen auseinander. Jeder Garten und jedes Blumenarrangement iſt in ſeiner Geſamtheit ein lyriſches Gedicht, ein äſthetiſcher Augenſchmaus, aber in ſeinen Einzelheiten auch ein philoſophiſcher und religiöſer Gedanke.

Leider verbietet mir der Umfang des Aufſatzes, hierauf ausführlich einzugehen. Ich kann nur die Anregung geben, dieſem Gebiete mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken, als bisher geſchehen iſt. Ich glaube, daß die abendländiſche Gärtnerkunſt noch viel von den Japanern lernen kann, vor allen Dingen in der Ausſchmückung der Ecken und Gärtchen der Großſtadt, deren Kleinheit eine Folge der hohen Bodenpreiſe iſt. Eine wie hohe Leiſtungsfähigkeit japaniſche Gärtnerkunſt erreicht hat, beweiſt ſchon die Tatſache, daß in Europa mindeſtens dreihundert Zierpflanzen, die meiſten in den letzten fünfzig Jahren, aus Japan mit Erfolg eingeführt worden ſind.

Die Tempelbauten ſind zerſtreut meiſt auf bewegtem und bewaldetem Terrain errichtet. Lange Alleen bereiten den Wanderer langſam auf den heiligen Ort vor, ziehen ſeine Gedanken vom bunten Treiben der Welt ab und konzentrieren ſein Seelenleben. Maleriſche und ſtimmungsvolle Kunſtwerke ſind in der ſcheinbar unberührten Natur mit ſorgfältiger Arbeit und feinem Gefühl geſchaffen. Einer der Zugänge in Nikko (Abbild. S. 364) zeigt die geſchwungene Treppenanlage zwiſchen hochſtämmigen Bäumen; Steinplatten decken die Stufen, und ein Steingeländer mit Laternen davor — ausnahmsweiſe aus Bronze, vielleicht erſt ſpäter hinzugefügt — ſchließt und öffnet zugleich den Wald, der das Heiligtum beherbergt. Der bemooſte Stein mit ſeinen eckigen Flächen und die verwitterte Rinde am runden Stamm, das kalte Grau und das dunkle, tiefe Grün, dazu das Schweigen fern von Menſchenwohnungen und das leiſe Rauſchen der Bäume, wenn ein Windhauch die Äſte bewegt — eine feierliche Kirchenſtimmung!

Wo die Treppe beginnt, da ragt ein torartiges Gerüſt, der Torii (Abbild. S. 365). Es iſt dies kein Tor im Sinne des Eingangs in den Tempel, ſondern ein alttraditionelles Zeichen, das beſagen ſoll, daß in der Nähe ein Shintotempel vorhanden iſt. Da derartige Torii bei buddhiſtiſchen Anlagen nicht



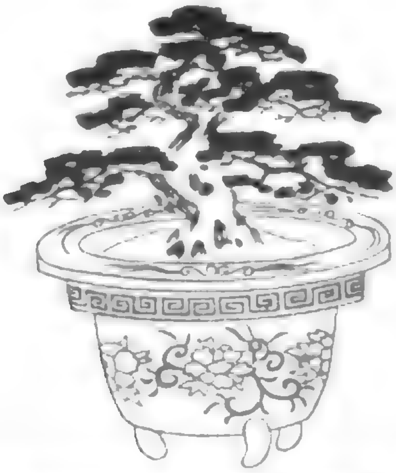
Sumiyoſhibrücke über Waſſer mit Lotus, Oſaka. (Aus Sladen, Japan in Pictures.)

vorkommen, ſo können wir die Entſtehung in ganz frühe Zeiten verlegen, als die Einwanderer die Sitten ihrer Heimat aus dem indiſchen Archipel mitbrachten. Wörtlich überſetzt bedeutet Torii die „Ruheſtätte der Vögel“. Hieraus wollte man die Entſtehung aus Geſtellen für Vögel entwickeln; eine unhaltbare Anſicht! Die Schriftſprache iſt erſt von China Jahrhunderte ſpäter als dieſe Sitte gekommen. Entweder kann ein zufälliger Anklang zwiſchen dem urſprünglichen Worte und der heutigen Bezeichnung vorhanden geweſen und dann in jahrtauſendelanger Entwickelung die Bedeutung des urſprünglichen Wortes verloren gegangen ſein, oder das heutige Wort iſt ſpäter geprägt worden, zu einer Zeit, als in den ſchwachbeſiedelten Ländern die noch zahlreich hauſenden Vögelſcharen die einſamen Holzgeſtelle als willkommene Ruheplätze benutzten. Eine genaue Erklärung fehlt, aber wenn wir nach Vorbildern in der alten Welt ſuchen, ſo finden wir allerorten Triumphbogen errichtet als Zeichen des Sieges. So ſind vielleicht auch überall dort, wo der ſiegreiche Kaiſer vordrang, ſolche Siegestore errichtet und daneben die Tempel, in denen die Ahnen des Mikado als Götter verehrt wurden. In der älteſten Zeit ging dem Bau eines ſhintoiſtiſchen Tempels immer ein militäriſcher Sieg, eine Eroberung des bisher andersgläubigen Landes voraus. So wurde allmählich das Siegestor das Zeichen der neuen Herrſchaft und des neuen Glaubens; wo das Tor ſtand, war auch der Tempel. Dieſe Hypotheſe würde auch eine Erklärung geben, warum das Torii niemals den Eingang zu einem Tempel bildete, ſondern ſtets ein ſelbſtändiges Monument blieb, das ohne ſonſtigen Zuſammenhang mit dem Tempel nur deſſen Anweſenheit meldete.

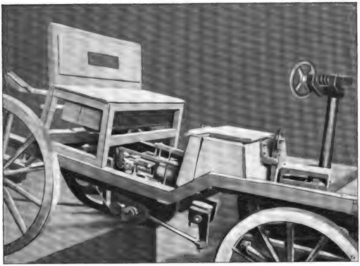
Das wegen ſeiner herrlichen Lage berühmteſte Torii (Abbild. S. 366) iſt das große Torii aus Kampferholz mit ſeitlichen Verſtärkungsſäulen im Binnenſee. Den Schiffer mahnt es, am Tempel auf der Inſel Miyajima zu landen.

Auch beim Brückenbau wird über die konſtruktiven Momente niemals die maleriſche Wirkung vernachläſſigt. Am berühmteſten war die Brücke zu Nikko (Abbild. S. 367); für gewöhnlich war ſie geſchloſſen, nur der Shogun und die Abgeſandten des Kaiſers durften ſie betreten. Seit 1638 leuchtete ſie wie eine rote Linie zwiſchen den dunklen Wäldern, bis ſie vor wenigen Jahren den Waſſern des angeſchwollenen Bergfluſſes zum Opfer fiel.

Auch ſelbſt kleine Privatbrücken geben ein hübſches Bild. In leichtem Bogen (Abbild. S. 367) wird der Lotusſee überſpannt, und die feſten Stützen zeigen die ſolide Konſtruktion. Im Kanal wird die Paſſage von Booten dadurch erreicht, daß der Brückenbau ſich hufeiſenförmig nach oben wölbt. Die ſenkrechten Träger ſind dabei ſo aufgeſtellt, daß ſie die Durchfahrt freigeben. Immer paſſen ſich die Brücken möglichſt der Umgebung an, als wenn ſie organiſch mit ihr verbunden wären und dazu gehörten.



Zwergkiefer im Blumentopf. Illuſtration aus Shoſhokū Gwafū (Buch mit Zeichnungen), Heft 2, von Hiroſhige (1794 bis 1859). (Sammlung Rumſchöttel, Berlin.)



Erſtes Automobil von Markus, 1875.

Das Automobil

Von

F. M. Feldhaus

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Die Verbreitung des neueſten Verkehrsmittels iſt in den letzten Jahren ſo groß geworden, daß uns ſein Werdegang und die verſchiedenen Formen, in denen es ſich im täglichen Leben einen Platz geſichert hat, intereſſieren können, gleichviel, ob wir zu den Freunden oder den Feinden des Fahrzeuges zählen.

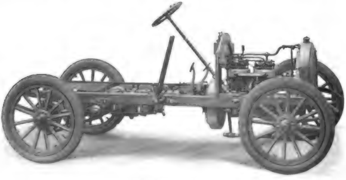
Es iſt nicht die erſte Neuerung, um die ſo heftig gekämpft wird. Der Eiſenbahn ging's einſt nicht beſſer, die Dampfſchiffahrt hatte ein Gelehrter als unmöglich bewieſen, Napoleon erklärte die elektriſche Telegraphie für eine Narrheit und eine maßgebende Autorität das Telephon für eine Mythe. Und doch hat der Lauf der Zeiten nicht Halt vor dieſen Neuerfindungen gemacht, ſondern ſie mitgeriſſen und ins praktiſche Leben hineingezogen. Gerade weil das Automobil jetzt erfolgreich als Nutzfuhrwerk angewandt wird, ſind wir ſeiner Entwickelung und Konſtruktion eingehende Beachtung ſchuldig.

Meiſt hält man das Fahrzeug ohne Pferde für eine Neuerfindung, doch mit Unrecht, denn ſchon am 2. Januar 1447 fuhr „ein wagen ohn Roß, Rindter vnd Leutt“ zum Memminger Stadttor hinein. Und dieſe Nachricht ſteht keineswegs vereinzelt da. Neben den Verſuchen mit ſogenannten Kunſtwagen, die von den Inſaſſen durch ein Räderwerk vorwärts bewegt werden, ſehen wir Wagen mit Segel oder gar durch Windräder betrieben. Berühmt war um die Wende zum ſiebzehnten Jahrhundert ein Segelwagen, der in der Nähe von Scheveningen zur Perſonenbeförderung diente; in China gar ſollen dieſe Wagen uralt ſein. Beſonders die alten Kriegsbaumeiſter trachteten danach, ein Fahrzeug zu erfinden, das ohne Zugtiere gegen den Feind geführt wer-

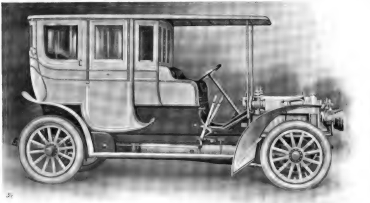
Digitized by Google

Daimler auf ſeinem erſten Motorrad, 1885.

den könne. Denn die Pferde mußte man verpflegen, und der Gegner ſchoß ſie weg. So führte Archinger von Seinsheim im September 1421 an hundert Mann unter einem Sturmſchirm, der durch Haſpeln bewegt wurde, bis an die Mauern von Saaz und wieder zurück, „unn dye lewt ſtien dar hinter an (ohne) ſchad.“ In den vielen Skizzenbüchern und Bilderhandſchriften jener alten Ingenieure begegnen uns die verſchiedenſten Vorſchläge zu automobilen Fahrzeugen. Am originellſten ſind die erwähnten, den Windmühlen nachgebildeten Wagen mit einem oder zwei Windrädern als Kraftmotoren. War jene Zeit zwar immer reicher an Ideen wie an Verwirklichungen, ſo kennen wir doch aus Stadtrechnungen, Chroniken und Flugblättern einige wirklich ausgeführte Automobile, ſo in Antwerpen 1479, in Nürnberg 1650. Je mehr aber die Erbauer die praktiſche Unbrauchbarkeit ihrer Fahrzeuge einſehen mußten, deſto mehr bemühten ſie ſich, ihre Erfindungen geheimnisvoll und prunkhaft zu geſtalten, damit die große Maſſe des Volkes ihnen wenigſtens Beifall ſpende. So verſchwand denn das automobile Fahrzeug im ſechzehnten Jahrhundert aus dem Intereſſenkreis der Maſchinenbauer, und erſt die Verſuche mit der Dampfkraft weckten wieder das Intereſſe, einen Kraftwagen zu erbauen. Erhalten hat ſich im Pariſer Gewerbemuſeum der Dampfwagen des franzöſiſchen Ingenieurs Nicolas Joſé Cugnot von 1771. Bonaparte ließ dieſem Automobiltechniker nach der Revolution zu weiteren Verſuchen eine Rente zahlen, doch genau zwei Monate vor Napoleons Krönung ſtarb Cugnot. Es iſt bemerkenswert, daß der Korſe, der Dampfſchiffahrt und elektriſche Telegraphie verlachte, dem Kriegsdampfwagen ſo großes Intereſſe entgegenbrachte, daß er ſogar eine Abhandlung darüber ſchrieb. Dauernd erhält ſich ſein Verdienſt um die Anlage guter Landſtraßen; noch heute ſind ſeine kerzengeraden Traſſen die Freude jedes Auto-



Untergeſtell eines 24 Pferdekraft-Automobils.



24 Pferdekraft-Luxuswagen des Deutſchen Kaiſers.

mobiliſten. Denn wie traurig es mit dem Zuſtand der Wege im Mittelalter, ja noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein beſtellt war, davon kann man ſich heute, wo wir daran denken, den Chauſſeen ihr letztes, was uns ſtört, den Staub, zu vertreiben, keine Vorſtellung machen. Noch im achtzehnten Jahrhundert hemmten Wegegelder und Grenzübergänge jede freie Entfaltung des Verkehrs, und es iſt nicht ſelten vorgekommen, daß Schmiede und Wagenbauer Eingaben machten, der hohe Magiſtrat möge die Straße nach der Stadt nicht inſtand ſetzen laſſen, weil ſie ſonſt nichts verdienen könnten, ſintemalen den zureiſenden Fuhrwerken kein Rad und kein Scherbaum zerbräche, wenn der Weg eben und trocken wäre.

Die Zeiten ſind andere geworden. Und wenn wir heute das moderne Auto dahinraſen ſehen, müſſen wir geſtehen, daß wir wieder am Anfang einer neuen Verkehrsepoche angelangt ſind. In dieſem Geſtändnis liegt keine Übertreibung, keine unbedachte Überhebung, keine roſige Zukunftsſchwärme-

Erſte Berliner automobile Feuerſpritze.

Digitized by Google

rei. Das Fahrrad weckte vor zwanzig Jahren das Intereſſe fürs Motorrad, dieſes für einen mehrſitzigen Motorwagen.

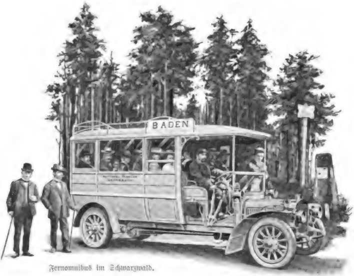
Der herrſchende Motor des Automobils iſt gegenwärtig und, wenn nicht Unerwartetes eintritt, wohl noch für lange Zeit der Exploſionsmotor. Sein Erfinder war Otto, der Begründer der Deutzer Gasmotorenfabrik, von Beruf ein Kaufmann. Techniſcher Leiter dieſes Welthauſes war zehn Jahre lang ein Württemberger, Gottlieb Daimler, ein im In- und Auslande praktiſch tätig geweſener Konſtrukteur. Er erkannte im Gasmotor — denn auch Benzin- oder Spiritusmotoren arbeiten durch Gasexploſion — eine Kraftmaſchine zum Betrieb von Fuhrwerken und eröffnete nach ſeinem Austritt aus der Deutzer Fabrik 1882 in Cannſtadt eine Automobilwerkſtätte. Die Löſung des Problems, ein Fahrrad für den Betrieb auf Land- und Waſſerſtraßen zu konſtruieren, hing von der Erfindung eines ungemein vielſeitigen Kraftmotors ab. Gegenüber dem ſtationären Motor verlangt das Automobil eine Maſchine von geringem Gewicht, knapper und einfacher Bauart, kleiner Raumbeanſpruchung bei hoher Kraftleiſtung. Hierzu kamen die Schwierigkeiten der Antriebsvorrichtung, der oft und plötzlich wechſelnden Fahrgeſchwindigkeit.

Unſere Abbildung auf Seite 370 oben zeigt den Begründer der Automobilinduſtrie auf ſeinem erſten Motorrad. Es war ein Zweirad mit halbpferdigem Petroleummotor, der unterhalb des Sitzes, zwiſchen den Beinen des Fahrenden montiert war. Der Antrieb ging durch einen Riemen aufs Hinterrad. Erſcheint das Ganze für heutige Begriffe wohl etwas ſchwerfällig, ſo birgt es doch ſchon manche Einzelheit, die ſich bis jetzt als zweckmäßig erwieſen hat, ſo den ſtehenden, ſchnellaufenden Motor, die Zündung ohne Schieberorgan uſw. Die Probefahrt mit dieſem 1883 patentierten Niederrad am 10. November 1885 zu Cannſtadt bedeutet den Beginn der Automobilära.

Der erſte Berliner Motoromnibus.

Wenig bekannt iſt es, daß ſeit dem Jahre 1861 ein in Wien lebender Mechaniker, ein Mecklenburger namens Siegfried Markus, an einem Automobil mit Exploſionsmotor arbeitete. Er ſtammte von jüdiſchen Eltern, kam zu Siemens u. Halske in die Lehre und wurde der Günſtling von Werner Siemens. Später ging er nach Wien als Mechaniker des Joſephinums und machte ſich danach dort ſelbſtändig. Die meiſten ſeiner

Konſtruktionen bewegen ſich auf elektrotechniſchem Gebiete, er erhielt dafür das Goldene Verdienſtkreuz, den Franz-Joſefs-Orden und die Große Goldene Medaille der K. K. Akademie der Wiſſenſchaften. Im Jahre 1868 machte Markus mit ſeinem Benzinautomobil Fahrverſuche, doch erſt nach weiteren ſieben Jahren war es ſo vervollkommnet, daß es in ordentlichen Betrieb genommen werden konnte. Dieſes Automobil (Abbild. S. 369) bewahrt der Öſterreichiſche Automobilklub als Reliquie auf. Der Erfinder des Benzinautomobils ſtarb 1889, achtundſechzig Jahre alt. Die hier über ihn gemachten Angaben verdanke ich ſeinem Teſtamentsvollſtrecker. In Automobilkreiſen denkt man daran, Markus ein Denkmal zu ſetzen, was nur eine wohlverdiente Ehrung ſein würde.



Fernomnibus im Schwarzwald.

Ob Daimler von den Verſuchen des Wiener Kollegen Kenntnis hatte, iſt fraglich. Bewundernswert bleibt ſein zielbewußtes Vorgehen, denn auf ſein Niederrad folgte bald ein vierſitziger Wagen. Der Motor ſtand aufrecht in der Mitte des Wagens zwiſchen den Beinen der Mitfahrenden. Das Fahrzeug hatte eiſerne Reifen und machte viel Lärm. 1889 führte Daimler darum ein leichtgebautes vierrädriges „Motorſtahlrad“ für zwei Perſonen vor, das einen gefälligen und vornehmen Eindruck machte. Auch konſtruierte er den motoriſchen Teil der Maſchine derart, daß er nahe den hinteren Triebrädern unter der Sitzbank untergebracht werden konnte. Dieſer Typus erhielt ſich recht lange, machte nur, weil hinten der große Motorkaſten hing, vorn dagegen gar nichts zu ſehen war, einen unbeholfenen Eindruck. Man meinte ſolch eine altmodiſche Überlandkutſche eines Muſterreiſenden zu ſehen, dem die Pferde ſamt der Deichſel davongelaufen waren. Es war darum ein glücklicher Gedanke von Daimler, den Motor in ein beſonderes Gehäuſe vor dem Sitz des Führers unterzubringen. So löſte ſich das Automobil von den Formen des Pferdewagens und erhielt die heute noch gebräuchliche charakteriſtiſche Form. Wie Pferd und Wagen zwei getrennte Dinge ſind, ſo auch jetzt beim Motorwagen: hier das Geſtell mit dem Triebwerk, das ſogenannte Chaſſis, dort der Wagenaufbau, die Karoſſerie.

Das Untergeſtell (Abbild. S. 370) eines modernen Motorwagens beſteht aus einem

Digitized by Google

Schleppautomobil mit Anhängewagen bei der deutſchen Schutztruppe.

großen, kräftig und dennoch leichtgebauten Stahlrahmen, der unter Zwiſchenſchaltung von Wagenfedern auf den Laufrädern ruht. Trotz mancher Verſuche, die Luftreifen durch federnde Speichen oder Vollgummi zu verdrängen, haben ſie ſich für Perſonenwagen und für leichte Laſtfuhrwerke am beſten bewährt. Das Untergeſtell trägt vorn den Motor, deſſen Gußteile möglichſt zuſammenhängend gegoſſen ſind, ſo daß dieſe Maſchinen, trotzdem ſie pro Zylinder etwa 4 bis 6 Pferdekraft leiſten, ungemein klein und einfach erſcheinen. Ein Automobilmotor mit 4 Zylindern, der 20 bis 24 Pferdekraft birgt, iſt kleiner und ſcheinbar einfacher als ein Motor für Werkſtattbetrieb von nur 1 Pferdekraft. Je mehr das Automobil als Luxusfuhrwerk beliebt wurde, um ſo mehr mußten ſeine rohen Maſchinenteile verſchwinden. Sehen wir heute eine elegante Limouſine mit ihren hellen Wänden und Spiegelſcheiben, mit bequemen Drehſeſſeln im Inneren, wie etwa ein Automobil des deutſchen Kaiſers (Abbild. S. 371), dann vergeſſen wir faſt, daß da vorn in dem kleinen feinlackierten Blechkaſten eine verwickelte Kraftſtation in raſender Tätigkeit iſt.

Hier kann nicht auf die verſchiedenartigen Einzelheiten eines Exploſionsmotors eingegangen werden, denn das würde eine gar zu lange und langweilige techniſche Erörterung. Ich muß aber doch darauf hinweiſen, daß unter der kleinen Blechhaube da vorn eine unmeßbare Menge von einzelnen Erfindungen und Vervollkommnungen verſteckt liegt, die der aufblühende Autoſport erſt energiſch von der Technik verlangt hat. Geht der Wagen langſam, dann machen die Motoren etwa 300 Umdrehungen in der Minute, bei ſchneller Fahrt ſteigert ſich dieſe Zahl um das Vierfache. Und all die vielen beweglichen Teile der Kraftmaſchine machen dieſe wilde Bewegung ſtundenlang ohne Aufenthalt mit. Vierzigmal in einer Sekunde macht jeder Kolben ſeinen Weg; halb ſo oft fliegen die Kurbeln mit dem Schwungrade herum. $^{1}/_{40}$ Sekunde hat das Gas Zeit, um in den Zylinder zu gelangen, gezündet zu werden, zu explodieren, dadurch den Kolben anzutreiben und wieder auszupuffen. Einlaß- und Auslaßventile, Magnetzündung, Pumpe, Regulator und Ventilator, Kuppelung und die Räder des Geſchwindigkeitswechſels, ſie alle machen dieſe raſende Jagd ebenſo exakt im Dienſte des Ganzen mit, als wären es die Glieder einer langſam laufenden Maſchine.

Benzin oder Spiritus, die beiden hauptſächlichen Betriebsmittel der heutigen Automobile, werden in großen Zylindern mitgeführt. Ein leichter Wagen verbraucht auf den Kilometer etwa 100 Gramm Benzin, ein ſchwerer Tourenwagen 150 Gramm; für Laſtwagen rechnet man annähernd $^{4}/_{10}$ Kilo Benzin oder $^{6}/_{10}$ Kilo Spiritus für eine Pferdekraftſtunde. Rechnet man 100 Kilo Benzin zu 32 Mark, ſo koſtet der Transport von 1000 Kilo etwa $2^{1}/_{2}$ bis 3 Pfennige für jeden Kilometer Weg. Hierzu kommen die Ausgaben für Schmieröl und die leider ſchnell verſchleißenden Gummireifen, ſowie für Amortiſation. Entgegen dem Pferdebetrieb kann ein automobiler Wagen nahezu ununterbrochen auch die höchſten Geſchwindigkeiten, die größten Wegeſteigungen nehmen. Er verzehrt nichts, wenn er ſtillſteht, iſt's aber eilig, dann übertrifft er an Ausdauer und Tempo jedes andere Verkehrsmittel. Eins der ſchnellſten Automobile wird gegenwärtig in Italien für den deutſchen Kaiſer gebaut. Seine ſiebzigpferdigen Motoren werden bis zu 120 Kilometer in der Stunde leiſten.

Als die Zahlen der Gordon-Bennet-Rennen bekannt wurden, hat man allgemein den Kopf geſchüttelt, daß Menſchen ſo etwas wagten, daß Behörden es duldeten, und gar das Publikum ſolch unheimliche Fuhrwerke kaufen könnte. Und gerade durch dieſe Schnelligkeitskonkurrenzen der letzten Jahre iſt die Automobilinduſtrie mächtig gefördert worden, ſo ſehr, daß die Firmen alle mit Aufträgen geradezu überhäuft ſind. Wir erlebten das Unglaubliche, daß ein Künſtler, wie Hubert Herkomer, einen Automobilpreis ſtiftete, ein Maler eine Trophäe für eine ekle Maſchine ſchuf. Könige und Fürſten fahren Automobil, voran die Herrſcher von Spanien und Italien. Der Erzbiſchof von Mailand macht ſeine Hirtenwege im Kraftwagen, und gar der Papſt denkt daran, ſich eine automobile Sedia zu kaufen. Das ſind Zeichen der Zeit, die manchen Feind des Autos zum Nachdenken bringen müſſen, denn gar ſo ſchlimm, wie man es ſchildert, kann das Fahrzeug nicht ſein, und Vorteile hat es wohl doch, wenn man ſie auch nicht auf den erſten Blick ſieht.

Automobil der Verkehrstruppen im Manöver.

Wie ich eingangs ſagte, liegt der Wert des Automobils in ſeiner vielſeitigen Verwendung als Nutzfahrzeug. So hat Berlin ſeit kurzem einen elektriſch betriebenen Wagen für den Krankentransport. Lautlos, ohne jede Erſchütterung, läuft er auf breiten

Gummireifen über den Aſphalt. Aber auch auf dem ſchlechteſten Pflaſter geht die Fahrt glatt weg. Auf telephoniſchen Anruf beim „Verband für erſte Hilfe“ fährt das ſtets betriebsfertige Fahrzeug, begleitet vom Perſonal — bei Unfällen mit Arzt und Verbandszeug —, ſofort weg. Erlaubt es der Verkehr, dann geht es mit 50 bis 60 Kilometer Geſchwindigkeit, ſo daß an einem Tage mehrere Transporte ſelbſt auf große Entfernungen, für die der Wagen hauptſächlich beſtimmt iſt, ausgeführt werden können.

Die Feuerwehr benutzt in Deutſchland ſeit fünf Jahren Automobil-Löſchzüge. Der Leiter der Berliner Wehr, Branddirektor Reichel, führte ſie zuerſt in Hannover ein. Vorher hatte zwar Paris ſchon Automobile als Mannſchaftswagen, doch die Hauptſachen zum Löſchen und Retten, Spritze und Leiter, wurden von Pferden gezogen. Bei uns haben bereits Automobilfahrzeuge die Feuerwehren zu Köln, Dresden, Braunſchweig, Offenbach a. M., Duisburg, Kruppwerk Eſſen, München, Chemnitz und — als jüngſte — Berlin. Für Feuerwehrkreiſe war es ein Ereignis, als Branddirektor Reichel mit ſeinem großartigen Projekt hervortrat, den Automobilbetrieb im Feuerwehrdienſt von Groß-Berlin allgemein einzuführen. Am 2. November 1905 kam im Ortsteil Schöneberg die erſte Automobilſpritze der Reſidenz (Abbild. S. 371) unter eigenem Dampf aus der Fabrik in Bautzen an. Zu ihrer Bedienung braucht ſie zwei Mann, vorn den Führer, hinten den Maſchiniſten des durch Petroleum geheizten Dampfkeſſels. Dieſer wird im Depot von den Keſſeln einer nahegelegenen Pumpſtation ſtets unter Dampf gehalten, ſo daß die Spritze bei einem Feueralarm ſofort ausrücken kann. Der Keſſel ſpeiſt zwei Dampfmaſchinen, eine von 25 Pferdekraft zum Fortbewegen, die andere von 35 Pferdekraft zur Waſſerförderung. Der Petroleumvorrat von 110 Litern reicht für eine Fahrt von 25 Kilometern und eine einſtündige Arbeitsdauer auf der Brandſtelle. Die Automobilſpritze legt 25 bis 35 Kilometer in der Stunde zurück, und ihre Pumpen leiſten 2000 Liter in der Minute. Das Dienſtgewicht beträgt 4500 Kilo. Zu dieſer Automobilſpritze gehören noch zwei elektriſch betriebene Wagen: die mechaniſche Leiter und der Mannſchaftswagen. Im nächſten Jahre wird Charlottenburg eine neue Feuerwache mit Automobil-Löſchzügen eröffnen, auch der Spritzenwagen wird dort elektriſchen Antrieb haben.

Berliner Motordroſchke. (Neue Automobil-Geſellſchaft.)

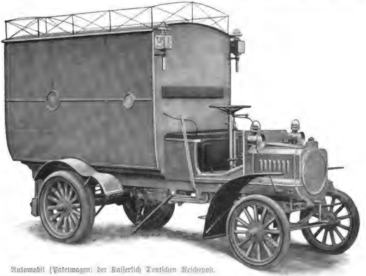
Noch ein anderes Berliner Automobilereignis fiel in den letzten November, die Inbetriebſetzung der erſten Kraftomnibuſſe. Am 19. November, an einem Sonntag, begannen die beiden erſten automobilen Omnibuſſe (Abbild. S. 372) den „Schnellverkehr“ auf der Linie Halleſches Tor-Chauſſeeſtraße und beförderten an dieſem Tage über 3900 Perſonen. Von den 37 verfügbaren Plätzen jedes Wagens befinden ſich 16 Sitzplätze innen, 18 auf dem Verdeck, dazu 3 Perronplätze. In den ſchwierigſten Verkehrsverhältniſſen der Friedrichſtraße arbeitet die Maſchinerie der von Daimler gebauten Wagen mit ſtaunenswerter Sicherheit. Während der Pferdeomnibus mit 27 Perſonen auf der genannten Strecke täglich nur elf Touren machen kann, befördert ein Automobilomnibus in zwanzig Touren je 37 Perſonen. Seine Fahrgeſchwindigkeit beträgt 24 Minuten für die Fahrt nach einer Richtung, die des Pferdewagens 33 Minuten. Die Wagen machen einen gefälligen Eindruck, das Innere wird im Winter durch das Kühlwaſſer der Motoren geheizt, am Abend durch elektriſche Glühlampen erleuchtet. Die Allgemeine Berliner Omnibusgeſellſchaft denkt daran, ihren ganzen Betrieb automobil zu geſtalten.

Berliner Motordroſchke. (Dürkopp u. Co., A.-G.)

Im letzten Sommer ſchnaufte auch der erſte Kremſer mit Automobilbetrieb durch den Grunewald. Das weckte wieder Erinnerungen an einen Reformator des Verkehrsweſens, an den Königlich preußiſchen Kriegskommiſſarius Simon Kremſer. Er war vor hundert Jahren im perſönlichen Dienſt von Blücher, rettete einmal die ſeinem Transport anvertraute Kriegskaſſe aus Feindeshänden und brachte nach den Befreiungskriegen die Viktoria des Brandenburger Tores von Paris wieder zurück. Im Mai 1825 erhielt er ein königliches Privileg, „ganz allein ſogenannte Omnibuſſe am Brandenburger Tor aufzuſtellen“, damit man für eine feſte Taxe und zu beſtimmten Zeiten nach Charlottenburg fahren könne. In der Stadt duldete man das Fuhrwerk nicht, vor dem Tore mußte es Halt machen. Kremſer hatte keinen Erfolg bei ſeinem Unternehmen, um ſo mehr muß er aber als wackerer Vorkämpfer für einen geregelten Verkehr in Erinnerung gehalten werden. Denn die damaligen Berliner Torwagen fuhren weder regelmäßig noch zu feſten Taxen, und wenn der Wagen auch voll war, ſo kam es auf „nur eene lumpigte Perſchohn“ nicht an.

Eine große Bedeutung erlangten die Automobilomnibuſſe für ländliche Strecken, auf denen ſich die Anlage einer Eiſenbahn nicht gelohnt hätte. Zumal wenn nur Saiſonverkehr herrſcht, rentieren ſich nicht die Landerwerbungen, die ein Schienenweg bedingt. Der Automobilomnibus erfordert hingegen nicht mehr als eine gute Straßendecke. Im

Schwarzwald z. B. gibt es eine Reihe Automobillinien, ſo von Donaueſchingen nach Schwenningen, Steinen-Tegernau, Todtnau-Freiburg und nach Zell, St. Blaſien-Titiſee und nach Waldshut, Triberg-Schonach und auf manch anderem Wege. Unſere Abbildung (S. 373) zeigt den Omnibus der Linie von Gernsbach nach Baden-Baden, übrigens eine Strecke, auf der vor nahezu neunzig Jahren das Fahrrad ſeine erſten Triumphe feierte. Am 1. Auguſt 1817 erzählt die „Karlsruher Zeitung“ nämlich, der Forſtmeiſter Freiherr Karl von Drais habe im Juli mit ſeiner „von ihm erfundenen Fahrmaſchine ohne Pferd den ſteilen, zwei Stunden betragenden Gebirgsweg von Gernsbach nach Baden in ungefähr einer Stunde zurückgelegt und auch hier mehrere Kunſtliebhaber von der großen Schnelligkeit dieſer ſehr intereſſanten Fahrmaſchine überzeugt“. In ſtillen Waldgegenden kann das Automobil ſich dadurch viele Freunde erwerben, weil es auf abſehbare Zeit die Zerſtörung der Naturſchönheiten durch die Eiſenbahn zurückhält.



Automobil (Paketwagen) der Kaiſerlich Deutſchen Reichspoſt.

Doch nicht nur in die friedlichen Täler unſerer Heimat führt uns der Kraftwagen, auch nach entlegenen Ländern nahm er längſt ſeinen Lauf. Als ob Jules Verne noch zu uns redete, hört ſich das neueſte Projekt zu einem Forſchungsautomobil nach dem Südpol an. Der Belgier Henrik Arctowsky will auf einem beſonderen Motorſchlitten über die flachen antarktiſchen Eisfelder dahingleiten. Mag er den Pol erreichen oder nicht, auf jeden Fall wird der Forſcher in einem geeigneten Automobil weiter kommen, als auf elenden Hundeſchlitten. Wenig bekannt geworden iſt, daß ſeit zwei Jahren eine Automobilſtraße quer durch Afrika im Bau begriſſen iſt. Sie führt vom Kongo zum Nil und wird 1200 Kilometer lang; ihr Zweck iſt, für den Handel beſſere Abfuhr zu ſchaffen.

Auch die deutſche Schutztruppe führt heute bereits ſchwere Automobile und dazu Anhängewagen mit (Abbild. S. 374). Auffallend ſind die breiten Räder, aber das hat ſeinen guten Grund: die Wagen ſollen mit ihren ſchweren Laſten nicht im Gelände einſinken. Ein ſolcher Laſtzug beſteht meiſt aus einem Vorſpann-Laſtwagen und zwei Anhängern. Die Nutzlaſt auf den drei Wagen ſchwankt, je nach der Maſchinenkraft, zwiſchen 8000 bis 20000 Kilo. Werden die

Terrainverhältniſſe einmal gar zu ſchwierig, ſo fährt der Motorwagen allein vorauf und zieht, nachdem man ihn verankert hat, durch eine eingeſchaltete Motorwinde einen Anhänger nach dem anderen an einem Drahtſeil nach. Auch für den Transport bei den heimatlichen Truppen haben die oberen Militärbehörden dem Automobil ſeit mehreren Jahren ihre Beachtung geſchenkt. Drei Verwendungsarten ſind beſonders vorgeſehen: als Laſtwagen für den Proviant- und Munitionstransport, als Dienſtwagen für Offiziere und als Automobilgeſchütz. In Deutſchland hat die Heeresverwaltung ihre Zuſtimmung zur Errichtung des „Deutſchen Freiwilligen Automobilkorps“ erteilt. Im Manöver und bei Mobilmachungen treten die Beſitzer von Automobilen, die der Reſerve als Offiziere und dem Automobilkorps als Mitglieder angehören müſſen, mit den Wagen und einem Mechaniker bei den Truppenteilen an. Sie werden mit ihren Wagen zu den verſchiedenſten Dienſtleiſtungen verwendet und erhalten dafür eine tägliche Vergütung, die etwa die Hälfte der Auslagen deckt. Abbildung S. 375 zeigt einen Offizierswagen im Dienſte der Verſuchsabteilung der Verkehrstruppen zu Berlin. Am Steuer ſitzt der Ingenieur einer großen Pariſer Automobilfabrik, der als Infanterieunteroffizier eine Reſerveübung mitmachte. Man erkennt daraus, daß die leitenden Kreiſe der Verkehrstruppen das Schablonenhafte haben fallen laſſen und die Fähigkeiten des einzelnen mit den neuen Fahrzeugen gemeinſam zu verwerten trachten.

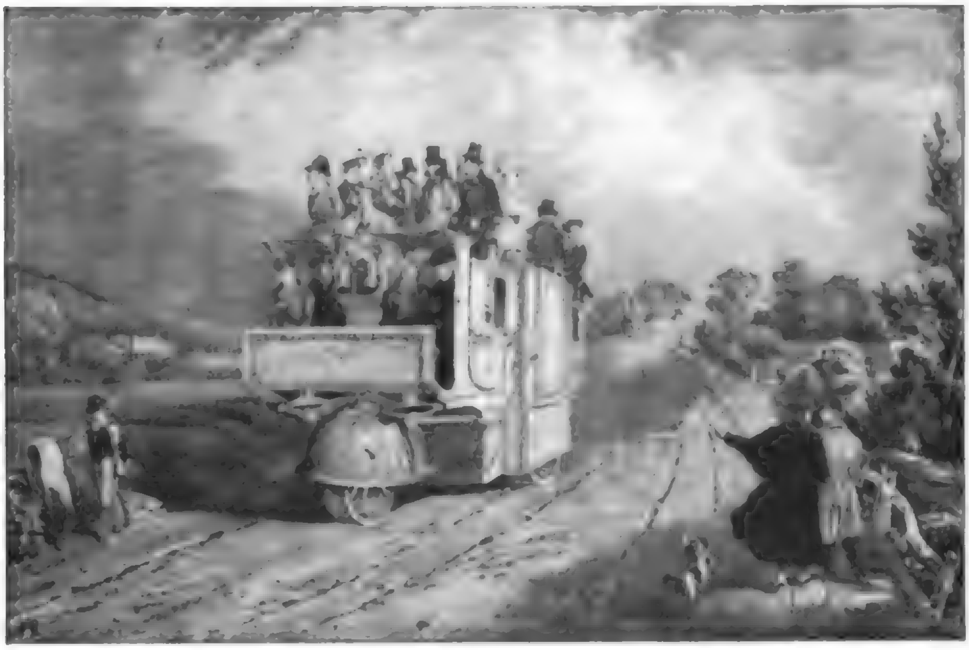
AKTIENBRAUEREI
ZUM
LÖWENBRÄU

Laſtwagen der Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

Missions Handelsgesellschaft

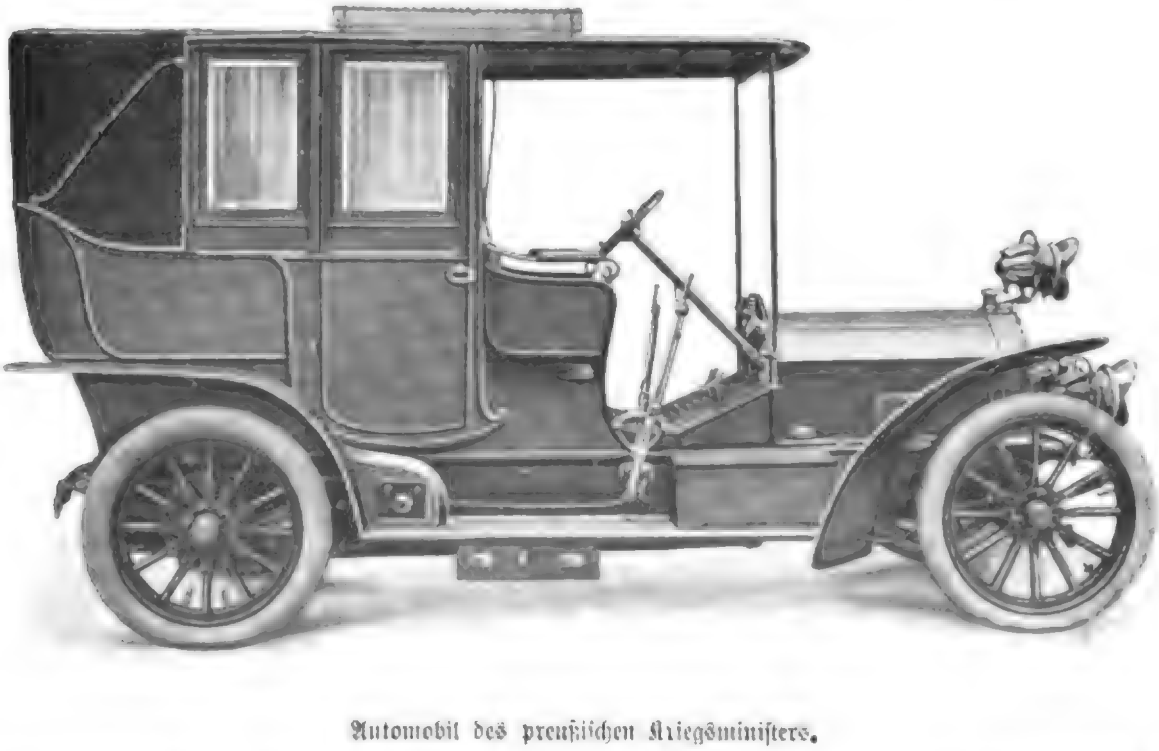
Laſtwagen für ſchlechte Wege in Dar-es-Salam.

Zur Steuerung eines Motorwagens und zum Verſtändnis ſeines vielſeitigen Mechanismus gehören Kaltblütigkeit und Mut. Zur Erlangung der nötigen Kenntniſſe der



Dampfautomobil zwiſchen London und Birmingham, 1833.

Maſchinerie muß ſich der Fahrer (Chauffeur) in größeren Städten einer Prüfung unterziehen, die um ſo günſtiger ausfallen wird, je gründlicher die techniſchen Fähigkeiten in einer Lehre als Mechaniker oder Maſchinenſchloſſer bei ihm ſitzen blieben. In Berlin z. B. nimmt das Polizeipräſidium die Prüfung ſehr ſcharf, nicht zuungunſten des Automobils, denn leider haben ungenügend vorgebildete Fahrer ſchon viel Unheil angerichtet. Das Publikum aber ſchiebt die Schuld einfach auf das Automobil ab.

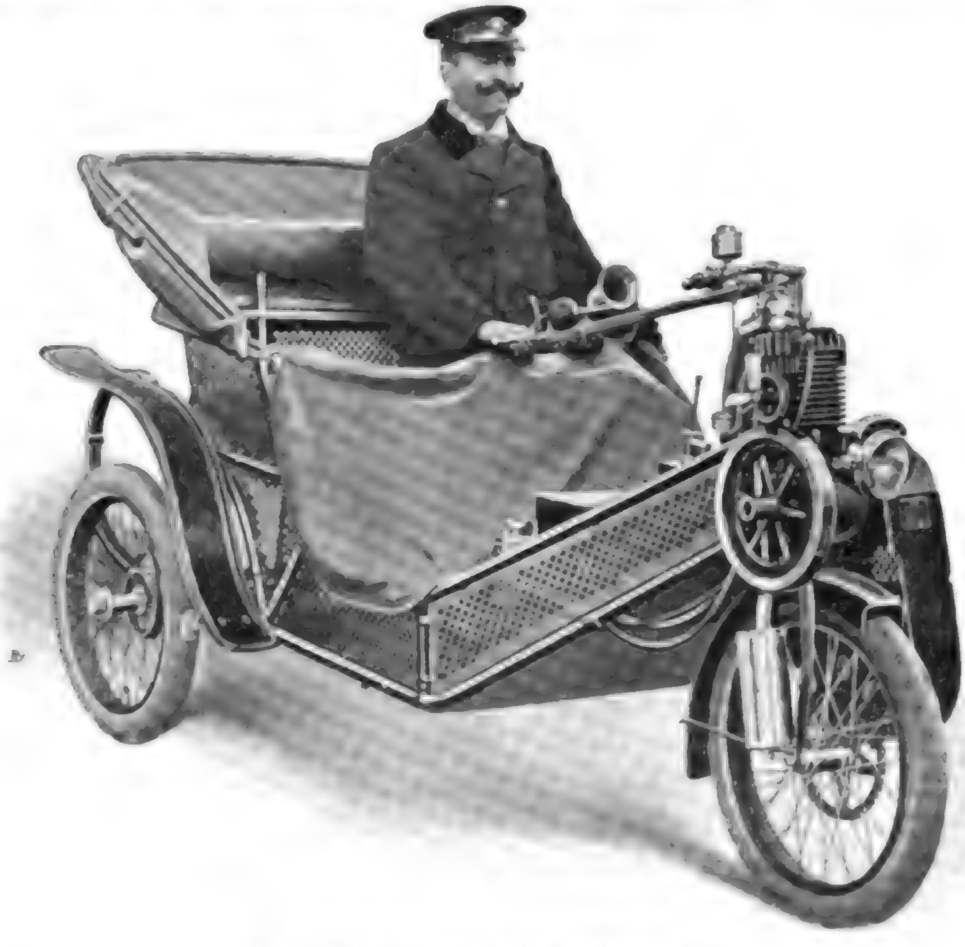


Automobil des preußiſchen Kriegsminiſters.

Ganz beſonders beliebt ſind in Großſtädten die automobilen Taxameterdroſchken. Unter etwa 8000 Taxametern in Berlin — denn alle Droſchken müſſen hier ſeit dem letzten Oktober Fahrpreisanzeiger haben — gibt es bisher zwar nur an 190 Motorwagen, doch wird die Zahl ſich ſchnell erhöhen. Die erſte Motordroſchke, die durch Berlin raſſelte, war die des franzöſiſchen Ingenieurs Bollé in den achtziger Jahren. Es war ein plumper Dampfwagen, an dem kein noch ſo frommer Gaul vorbei wollte, ſo ungeſtüm puſtete die Maſchine. Damals ſchrieb jemand einen geharniſchten Artikel gegen den franzöſiſchen Eindringling, und es beluſtigt uns heute, darin den Einwand zu leſen, daß ein Droſchkenhalteplatz mit lauter Motorwagen einen lächerlichen Eindruck machen müßte, weil — die

Pferde fehlten. Am 9. September 1899 kam die erſte Benzindroſchke in den Berliner Verkehr, ſie ſtammt von Daimler und läuft heute noch. Es iſt übrigens die einzige der Berliner Droſchken, die mit Benzin betrieben wird, die anderen verbrennen Spiritus und nur fünfzehn laufen elektriſch. Alle dieſe Fahrzeuge (Abbild. S. 376 u. 377) rentieren ſich gut, weil ſie vom Morgen bis zum Grauen des anderen Tages in Dienſt ſind und ſo mehr als die doppelte Wegetaxe eines Pferdewagens einnehmen. Ihre große Schnelligkeit macht ſie für den Verkehr mit den Vororten — man verzeihe, daß hiermit der vornehme Weſten, wie Charlottenburg und Schöneberg, ebenſo gemeint iſt wie die kleineren Orte, etwa Treptow oder Steglitz — ſehr geeignet. Ihr Aufenthalt an den Halteplätzen dauert, wenn ſie dieſe überhaupt erreichen, meiſt nur kurze Zeit. Ihr Zwei-Zylindermotor hat meiſt 8 bis 9 Pferdekraft, im Straßenverkehr bewegen ſie ſich äußerſt ſicher und die neueren Modelle nahezu geräuſchlos und geruchfrei.

Für den modernen Verkehr, der ſeine Zeit nach Minuten regelt, iſt das Poſtautomobil ein willkommenes Hilfsmittel. Die Abbildung S. 378 zeigt die von der Kaiſerlichen Ober-Poſtdirektion in Berlin eingeſtellten Motorwagen, die den Verkehr zwiſchen den 112 Poſtämtern der Reſidenz vermitteln. Sie gleichen im motoriſchen Teil den Motordroſchken und ſind mit ihrem leuchtenden gelben Anſtrich, namentlich zwiſchen den ſtark überlaſteten Ämtern des Geſchäfts- und Zeitungsviertels eine wohlbekannte Erſcheinung im Straßenbild.



Kleines Automobil der Cyklonwerke, Berlin.

Nicht minder wichtig iſt der Motorwagen im Dienſte der großen Geſchäfte als Lieferungswagen, oder als Laſtwagen für den Transport von Milchkannen, Bierfäſſern, als Rollwagen der Bahnſpediteure oder Fabriken. Geſchäftswagen befördern eine Nutzlaſt von 750 bis 1500 Kilo, Laſtwagen von 3000 bis 6000 Kilo. Abbildung S. 379 oben ſtellt den Wagen einer Brauerei von 16 bis 18 Pferdekraft dar, der 5000 Kilo laden kann. Die folgende Abbildung S. 379 zeigt einen noch ſchwereren Transportwagen der Miſſionsgeſellſchaft in Dareſſalam. Sein Ladegewicht umfaßt 7000 Kilo, die Maſchinen entwickeln 26 Pferdekraft.

Digitized by Google

Zu Sportzwecken hat man Wagen gebaut, die ſogar 100 und mehr Pferdekraft leiſten. Einen ſolchen Wagen anzuſchaffen, iſt ein großes Unternehmen, denn nicht nur die Anſchaffung, ſondern auch der Benzinverbrauch iſt enorm; in der Stunde 40 Kilo, die etwa 13 Mark koſten. Die großartigen Rennen und Laſtwagenkonkurrenzen der letzten Jahre haben für den Fachmann wichtige Aufſchlüſſe über Material und Konſtruktion der Wagen gegeben, die am meiſten den Käufern zugute kommen. Ehe dieſe Erfahrungen nicht verarbeitet ſind, wird es ja ein wenig ſtiller auf den Rennwegen werden, denn die Firmen trachten nun danach, ihre großen Ausgaben wieder durch zahlreiche Neubauten von Wagen einzuholen.

Neu ſind Automobilrennen übrigens keineswegs, denn ſchon 1835 lief der in Abbildung S. 380 oben wiedergegebene Omnibus, der ſeit zwei Jahren im Betrieb war, eine Wettfahrt auf 60 Kilometer gegen — eine Poſtkutſche. Sieben Jahre zuvor hatte der Erfinder der Gummiſchuhe, Hancock, in London Dampfomnibuſſe für 16 Perſonen in Dienſt geſtellt. Das war die Zeit der erſten Eiſenbahnen in England, gegen die nun — was man ganz vergeſſen hat — die Motorwagen einen regelrechten Kampf eröffneten. Die Geſchwindigkeit betrug zwar nur 7½ Kilometer in der Stunde, doch auch die Eiſenbahn ſchrieb damals noch einen Stundenrekord von 16 Kilometern zur Konkurrenz aus. Die großen Anfeindungen, denen Stephenſon, der Vater der Dampfeiſenbahnen ausgeſetzt war, führten zu einer parlamentariſchen Verhandlung im Unterhauſe, in der die Automobilunternehmer ſo erfolgreich waren, die Einſetzung einer Kommiſſion zu erzielen, die prüfen und begutachten ſollte, ob dem Straßenwagen oder der Schienenbahn der Vorzug zu geben ſei. Zwei Automobillinien dienten den Verſuchen, die eine von London nach Birmingham, die andere von Chatham nach Glouceſter. Daß mit dieſen ſchwerfälligen Wagen gegen ein techniſches Genie, wie Stephenſon, keine Lorbeeren zu holen waren, ſehen wir auf den erſten Blick. Heute ſteht das Auto wieder vor den Parlamenten, denn eine einheitliche Geſetzgebung für Kraftwagen und, was noch viel peinlicher iſt, eine Steuer auf Selbſtfahrer will man erlaſſen. Die Steuer ſoll bei uns in einer Grundgebühr von etwa 125 Mark im Jahr und einem Aufſchlag je nach der Höhe der Pferdekraft erhoben werden.

Vor zwei Jahren machte der Automobilzug des franzöſiſchen Oberſten Renard viel von ſich reden. Das Eigentümliche beſteht darin, daß die fünf Wagen, obwohl ſie nicht auf Schienen laufen, doch jeder der Spur ſeines Vorgängers folgt, ſo daß, wenn der Zug z. B. mit dem erſten Wagen — dem Motorwagen — um eine Ecke biegt, die nachfolgenden nun nicht ſchräg gegen den Rinnſtein gezogen werden, ſondern daß jeder einzelne bis zu dem Punkte geradeaus geht, wo der erſte Wagen ſeine Wendung gemacht hat. Techniſch iſt dies Problem keineswegs von Renard gelöſt worden, doch hat die Sache darum noch nicht an Intereſſe verloren. Auch die elektriſche Straßenbahn hat ſich dem Automobil in einer beſonderen Form genähert, in der ſogenannten „gleisloſen Oberleitungsbahn“. Elektriſche Motorwagen in der Form von Omnibuſſen oder Laſtwagen erhalten ihre Kraft durch einen Oberleitungsdraht wie die Straßenbahnen, ſtatt der Stange iſt der Wagen durch ein Kabel mit der Oberleitung verbunden, auf der als Stromabnehmer ein kleines Wägelchen läuft. Am 10. Juli 1901 eröffnete Siemens und Halske die erſte Automobilbahn dieſer Art im Bielatal.

Für den einzelnen kommen neben den öffentlichen Verkehrsautomobilen am meiſten die kleinen Wagen in Betracht. Abbildung S. 380 unten zeigt ein hochelegantes Dürkoppſches Luxus-Doppelphaëton, wie es als Erſatz der Equipage ſehr beliebt iſt. Das letzte Bild (S. 381) hingegen ſtellt den Typ des „Automobils des kleinen Mannes“ dar, die einfachſte Vereinigung eines bequemen Polſters für zwei Perſonen mit einem Motor. Die ganze Steuerung und Regulierung hat man in einer Hand. Das Fahrzeug koſtet nicht viel, iſt klein, leicht, einfach und billig im Betrieb. Sicherlich ſteht dieſer Form noch eine große Zukunft bevor.

Herm. Anders Krüger

Diakonus Kaufung

Erinnerungen an einen Freund

von

Herm. Anders Krüger

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Im Girdeiner Pädagogium herrſchte allgemeine freudige Erregung. Morgen abend ſollte endlich die große Antigoneaufführung ſtattfinden, deren Vorbereitungen ſeit Wochen unſere Neugier beſchäftigt, unſere Gemüter in Spannung verſetzt hatten.

Schon früh morgens bei unſerem ſelbſtbereiteten Frühſtück — bei dem zwar laut Hausordnung nicht geſprochen werden durfte — ſprachen wir von nichts anderem als von der Antigone. Und ſpät abends, wenn die Schlafſaalwache verſchwunden war, ward abermals das ſonſt wohl beobachtete Hausgeſetz „von der nächtlichen Ruhe im Schlafſaal“ freventlich übertreten — noch immer ſprachen wir leiſe von der Antigone.

Und wenn die Primaner von ihrem Rechte, ſpäter ins Bett zu gehen, in dieſen bewegten Tagen der Proben öfter Gebrauch machten als ſonſt und, obwohl ſie beſtallte Hüter der Hausordnung ſein ſollten, ebenfalls noch ſchwatzten, dann lauſchten wir in unſeren Betten wie die Spitzmäuſe, ob ſie auch wirklich nichts verrieten. Aber ſie hielten dicht, dieſe Oligarchen des Pädagogiums. Selbſt in der gewaltigen Turnhalle, in der die Bühne aufgeſchlagen ward, hatten ſie längſt gegen unſere Neugier die wohlbekannten roten Feſtvorhänge vor die Fenſter gehängt und tückiſcherweiſe feſt zugezogen.

Aber wir Oberſekundaner waren verſchlagen. Bald lieſen wir „aus Verſehen“ hinein, bald ſuchten wir ein längſt verlorenes Turnliederbuch; kurz, wir bekamen mit Liſt und raſtloſer Geduld doch einiges zu ſehen.

Da lagen z. B. auf langen Tafeln endloſe Bogen ſtarken, grauen Papiers, an denen der kunſtſinnige Direktor ſelbſt, bewaffnet mit einem gewaltig breiten Pinſel, der bald in ſchwarze, bald in weiße Farbe getaucht ward, eifrigſt hinauf- oder hinablief. Das war ſein Patentverfahren für die Säulenmalerei der Soffitten und Kuliſſen. Davon hatten wir ſchon gehört — vor fünf Jahren hatte ſich unſer praktiſcher Omnipotens auch ſchon ſo geiſtreich zu helfen gewußt.

Des Meiſters rechte Hand war unſer Flitzſchmann, der beſte Zeichner der Prima, der entwarf mit kundiger Hand die kühnen Triglyphenfiguren und den ſtolzen Parthenonfries des Bühnentempels, das hatten wir auch bald heraus. Nur die Rollenverteilung kannten wir immer noch nicht, denn die Proben waren zu unſerem Leidweſen abends, während wir Arbeitszeit hatten.

Zwar hatte ich mich einmal im Dunkeln hinaus zur beleuchteten Turnhalle geſchlichen, hatte auch den Direktor mit ſchöner Geſte als waltenden Dramaturgen erſpäht; aber die Darſteller auf der Bühne zu erkennen, war mir trotz aller Halsverrenkungen unmöglich. Ohne dem die Runde machenden Mitdirektor in die Hände zu fallen, war ich glücklich wieder auf unſerer Stube angelangt, aber man bewunderte hier nur meine Frechheit, nicht meine Forſchungsreſultate.

Je weniger wir alſo wußten, um ſo mehr vermuteten wir: Kreon würde ſicherlich vom Vorturner Perſan geſpielt werden, weil er auf dem Muſikzimmer laut gelernt hatte. Die holde Ismene würde wahrſcheinlich vom blonden Rex gegeben werden, denn der hatte ſich ſeit vorgeſtern ſeinen kleinen Schnurrbart abraſieren laſſen. Und endlich die Titelrolle, die konnte eigentlich niemand anders ſpielen als unſer vielbewunderter Kauſung, das lag klar auf der Hand.

Freilich ſchon vor fünf Jahren — eine Antigoneaufführung gab es nämlich nur jedes Luſtrum einmal — ſollte man ſich in den Vermutungen geirrt haben. Aber diesmal war es ſchlechthin undenkbar, ſich zu irren. Keiner der Primaner konnte beſſer dazu paſſen, die berühmte Ehrenrolle der Antigone zu ſpielen, als eben Kauſung, der Strahlende, der ewig Siegreiche, um deſſen edle Griechengeſtalt — griechiſch bis zum Profil — ſich ſchon ein ganzer Kranz von Mythen unter uns gebildet hatte.

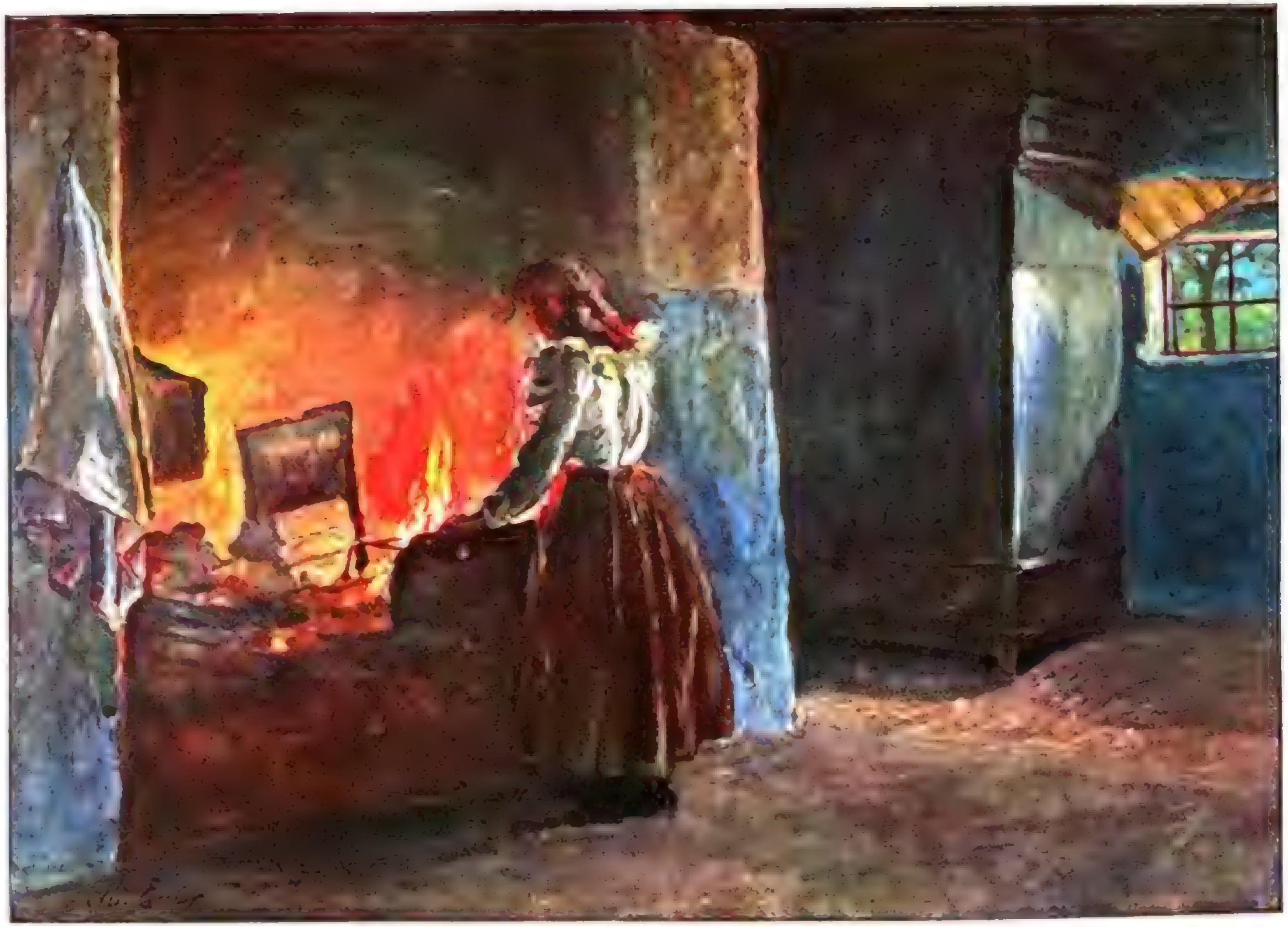
Erſtlich war Kauſung der beſte Sprecher. Hatte er doch eben erſt wieder beim Regimentsfeſt des Schweſterinſtituts, des Progymnaſiums, eine Rede gehalten — eine Rede, die uns beinahe noch ſchöner, noch formvollendeter dünkte als die unſeres gewißlich redegewandten Direktors, der ja allenthalben als ein berühmter Redner galt. Das prachtvolle, metallene Organ eines Kauſung hatte er vollends nicht.

Und dann war Kauſung ein wirklicher Dichter! Seine Poeſien — wir kannten ſie freilich nicht — ſollten die beſten im Pädagogium ſein. Das wollte ſchon etwas heißen, denn wieviel Verſe wurden bei uns verbrochen!

Übrigens einen Vers hatten wir einmal gefunden — natürlich auf dem Schlafſaal neben ſeinem Bett —, einen für uns herrlichen Vers, den der Göttliche wahrſcheinlich — wie ſo oft heimlich-nächtlich — im Dämmerlicht der grünen Nachtlampe auf ſeinem Kopfkiſſen niedergeſchrieben hatte. Wir kannten ihn auswendig:

Was in uns waltet, in uns webt,
Was wir beſeſſen, wir verloren,
Was irgend unſre Bruſt durchdrungen —
Im Bilde zeigt es uns belebt
Das Lied des Dichters, ſturmgeboren,
Doch mild in Harmonie verklungen.

Das war Gedankendichtung — tief, ſchwungvoll und kühn — keine der ſo landläufigen Liebes- oder Stimmungsſeufzerlein, wie wir gewöhnlichen Sterblichen ſie drechſelten.



Margarete Erler: Am Herdfeuer.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Dabei hatte es Kaufung nach unſerer Anſicht gar nicht einmal nötig, Verſe zu machen, denn Aufſehen erregte er ſchon genugſam durch ſeine blendende Schönheit, ſeine reiche Begabung, durch ſein Geigenſpiel und endlich durch ſeine herrliche Tenorſtimme, mit der er in den Hauskonzerten die geladenen Damen, beſonders die jüngeren, bis zu Tränen rühren konnte. Dafür liefen ſie ihm alle nach, das wußten wir Sekundaner ganz genau, während Kaufung höchſt vornehm nur einer nachlief, nämlich ſeiner angebeteten Dora, die bei uns ſchon darum für das ſchönſte Mädchen von Girdein galt.

Wenn wir das alles in Betracht zogen, ſo erſchien es nicht mehr als billig, ja geradezu denknotwendig, daß Kaufung auch bei dieſer wichtigen Gelegenheit die erſte Rolle, die Antigone, ſpielen mußte.

Und in der Tat, wir hatten recht: Kaufung ſpielte die Antigone, und — beim Zeus nebſt allen Olympiern — wie ſpielte er ſie!

Nicht nur nach abermals fünf Jahren — ſo dünkte uns — nein, noch nach Jahrzehnten würde man davon ſprechen. In unſeren durchaus kritiſchen Sekundaneraugen war ſeine Antigone ein vollendetes, unerreichbares Meiſterwerk. Auch unſer ewig krittelnder Direktor, der bei uns dafür berüchtigt war, daß er anfangs immer lobend ermunterte, um nachher ganz decrescendo zum ärgerlichen Tadel herabzuſinken, tat diesmal gar nicht dergleichen, ſondern war einfach ſtill.

Ja, nach dem großen Abgang im dritten Akt ſoll er ihm hinter den Kuliſſen — ſo erzählte die Pädagogiumsfama — ganz verſtohlen einen Kuß gegeben haben. Doch Kaufung hatte auch zum Küſſen ſchön geſpielt. Das ſagten nicht nur wir, das ſagten vor allem die Girdeiner Damen, die mit ihrem Beifall nicht geizten.

Mir iſt es, als wäre es geſtern geweſen, und ich ſehe ihn noch jetzt im Geiſte, wie er als Antigone, die unbeugſame Hüterin des höheren göttlichen Rechtes, vor Kreon ſtand, den übrigens gerade der blonde Rex ſpielte, während der athletiſche Perſan unglaublicherweiſe die liebliche Jsmene gab. Da war Kaufung ganz unſer vergötterter Grieche, ſtolz und ſchön, das klaſſiſch edle Profil umrahmt von rabenſchwarzen Locken, auf denen ein ſchlichter Goldreif funkelte, bleich und ſelbſt ergriffen bis in das Mark ſeiner künſtleriſch empfindenden und künſtleriſch geſtaltenden Seele, wirklich vom Kopf bis zu Fuß eine edle Griechengeſtalt. Und dann ſeine Stimme! Wie helle Oſterglocken klang ſein weicher Tenor von der Bühne herab zu dem ehrwürdigen Thebanerchor ins Atrium hinab. Nicht mit einem einzigen Blicke ſchaute er ins Publikum, ſo ganz war er bei ſeiner Sache; die ruhige Hoheit eines Gottbegnadeten, eines Auserwählten ſtrahlte von ſeiner Stirn. Nichts konnte ihn irremachen. Selbſt der maßloſe Beifall am Ende der Tragödie vermochte ihn nicht zu bewegen, vor der Rampe zu erſcheinen, wie die anderen Darſteller.

Damals ahnten auch wir etwas von dem vornehmen Stolze des echten Künſtlers, den auch die Bühne nicht zum Komödianten machen kann.

* * *

Wenige Wochen darauf verloren wir unſeren Kaufung. Er hatte als Erſter das Maturitätsexamen beſtanden und wollte, wie es bei uns hieß, Muſik und Literaturgeſchichte ſtudieren.

Wir hielten das bei einem Kaufung für durchaus möglich, zwei ſo verſchiedene und ſchwer vereinbare Gebiete zu beherrſchen, und waren doppelt enttäuſcht, als er ſchließlich keines von beiden wählte, ſondern, wie die meiſten unter uns, Theologie zu ſtudieren begann. Daß dieſer Entſchluß Kaufungs ein Ergebnis eines heißen inneren Kampfes, daß er ein Opfer war, das Herzblut gekoſtet hatte, davon hatten wir damals keine Ahnung.

Kaufung ſtammte aus einer armen Familie, und unglückliche häusliche Verhältniſſe hatten ſchon früh hart und ſchwer auf ihm gelaſtet. Sein Vater, ein einfacher Schullehrer, hatte in ziemlich vorgerückten Jahren eine junge, bildſchöne Sängerin geheiratet, wie und warum, habe ich nie recht erfahren können. Es ſoll eine ſehr anmutige, etwas romantiſche Liebesgeſchichte geweſen ſein.

Das ſüße Liebesglück, das wie ein berauſchender Frühling über den einfachen Kantorhageſtolz gekommen war und ihn unter anderem plötzlich zum erfolgreichen Komponiſten machte, dauerte leider nicht lange.

Schon nach zwei Jahren ſtarb die Sängerin im Wochenbett, nachdem ſie einem Zwillingspärchen, einem Knaben, Fritz, und einem Mädchen, Gertrud, das Leben gegeben hatte. Der alte Kauſung war damals nahe am Verzweifeln. Nur um der Kinder willen raffte er ſich auf aus ſeinem namenloſen Schmerz, und um der Kinder willen entſchloß er ſich auch zu einer zweiten Ehe, dem verhängnisvollſten Schritt ſeines Lebens.

Hatte über der erſten Ehe der helle Stern warmer Liebe geleuchtet, ſo ſtand über der zweiten das ungünſtige Geſtirn kalter Vernunft. Kantor Kauſung hatte eben nur eine Mutter für ſeine Kinder, eine Leiterin für ſein Hausweſen geſucht, ſein Herz hatte er diesmal nicht um Rat gefragt. Ellen Roth, die zweite Frau des Kantors Kauſung, galt für eine vorzügliche Hausfrau, ſorgte auch wirklich aufs beſte für ihren bald grämlichen Mann, in dem der Künſtler ebenſo plötzlich erſtarb, wie er ehedem geboren worden war. Auch der armen Stiefkinder nahm ſich Frau Ellen wacker an, bis ſie nach einigen Jahren ſelbſt noch Kinder bekam. Von da an ward ſie für die Kinder der Sängerin mehr und mehr zur typiſchen Stiefmutter.

Fritz mußte früh aus dem Hauſe, er kam nach Girdein und ſollte ſpäter Theologe werden. Die Tochter ward trotz ihrer zarten Geſundheit zur Lehrerin beſtimmt. Für beide Berufe gab es in der Brüdergemeine Stipendien, alſo fuhren Kauſungs, die ihr angehörten, am billigſten. Und das entſchied bei Frau Ellen.

In den beiden Geſchwiſtern, die ſich ungeachtet der frühen Trennung nur immer feſter zuſammenſchloſſen, rollte jedoch das Künſtlerblut ihrer verſtorbenen Mutter. Schüchtern geſtanden ſie ſich's ſelbſt in ihren Briefen, daß ſie am liebſten zur Bühne oder aufs Konſervatorium gehen möchten.

Und auch der alternde Vater dachte im ſtillen manchmal an eine künſtleriſche Laufbahn ſeiner begabten beiden Erſtgeborenen, aber Frau Ellen wußte ihm dergleichen koſtſpielige Wünſche bald gründlich auszureden. Sparſam galt es zu ſein, ſo predigte ſie dem Alten immer von neuem, denn das Leben und auch die anderen Kinder koſteten Geld, und das war rar im Hauſe Kauſung, vollends ſeit der Kantor wegen Kränklichkeit ſein Schulamt hatte niederlegen müſſen. Der Ruf ſeiner früheren Kompoſitionen verſchaffte ihm zwar noch einmal eine leidlich bezahlte Stelle als Organiſt, doch auch damit währte es nicht lange: zur Kunſt, auch zur armſeligſten, gehört ein bißchen Sonne, und die ſchien dem alten Kauſung nicht mehr zu leuchten, ſeit er Frau Ellen geheiratet hatte. Er hatte ſchnell wieder verzichten gelernt auf die alten Ideale, aber das gleiche von ſeinen Kindern Fritz und Gertrud zu verlangen, erſchien ihm unrecht, zumal deren mütterliches Erbteil zu einem einfachen Muſikſtudium vielleicht ausgereicht hätte.

Frau Ellen brauchte es jedoch viel nötiger zu ihrer Wirtſchaft, ihrer Garderobe, für ihres Mannes Lebensverſicherung und ſchließlich auch im geheimen für ihre eigenen Kinder, ſo daß es ungefähr aufgebraucht war, als Fritz und Gertrud endlich mündig wurden.

Daß unter ſolchen Umſtänden die Brüder-Unitätsſtipendien die einzige Ausſicht boten, ihnen überhaupt eine höhere Bildung zu ermöglichen, ſahen die Zwillinge ſelbſt ein. Und ſo willigte Fritz zuletzt blutenden Herzens darein, Theologie zu ſtudieren, vollends als ihn ſein alter Vater in flehenden Briefen bat, ſeiner Kindesliebe doch dieſes Opfer zu bringen.

Von der herrnhutiſch bigotten Verwandtſchaft und Bekanntſchaft fand auch ſonſt niemand etwas Bedenkliches bei einem ſolchen Entſchluß. Die zunächſt wohl fehlende Überzeugung würde ſich mit den Jahren ſchon einſtellen. Dafür ſorge ſchon die Umgebung und die liebe Gewohnheit. So meinte man weiſe allenthalben.

Nur unſer menſchenfreundlicher Direktor ſetzte damals alle Hebel in Bewegung, um Fritz Kauſung eine ſeinen künſtleriſchen Neigungen entſprechende Laufbahn zu ermöglichen. Aber es war vergeblich, obwohl er ſeinem Schützling ſchließlich ſein eigenes bißchen Vermögen zur Verfügung ſtellte. Kauſung lehnte es ab, da er wußte, daß er es niemals würde zurückzahlen können.

Gertrud Kauſung war glücklicher als ihr Bruder. Sie entging dem bitteren Loſe, Lehrerin gegen ihre Neigung werden zu müſſen. Ihren Eltern hatte ſie die Rettung freilich nicht zu danken, ſondern eher ihren auffallenden körperlichen und geiſtigen Vorzügen, die ſie früh zu der vergötterten Frau eines jungen Auslandkaufmanns machten. Nur allzubald teilte jedoch die Unglückliche das Los ihrer armen Mutter; ſchon mit vierundzwanzig Jahren ſtarb ſie im erſten Wochenbett in Mexiko.

Alles dies habe ich erſt viele Jahre ſpäter erfahren. Wir Sekundaner im Girdeiner Pädagogium wußten weder etwas von den herben Familienverhältniſſen unſeres Lieblings noch von den ſchweren Kämpfen, die er gerade in ſeiner Muluszeit, die ſonſt dem angehenden Studioſen die heiterſten und ſorgloſeſten Tage bringt, durchzumachen hatte.

Ich entſinne mich nur, daß uns die Abſchiedsrede im actus valedictorius, die natürlich Kaufung übertragen worden war, ganz ungewöhnlich tief ergriff, und daß auch viele der anweſenden Damen dabei leiſe ſchluchzten. Kaufung redete über das Thema „Das Tragiſche im Untergange des Max Piccolomini“ und redete recht zu Herzen gehend von dem Opfer der Pflicht, das um ſo höher zu werten wäre, je bedeutender die Perſönlichkeit des Opfernden ſei. Gegen das Ende zu ſchweifte er immer mehr von ſeinem Thema ab und ſchien uns faſt aus perſönlicher Erfahrung zu ſprechen. Wir hörten jedenfalls mit Erſtaunen, daß auch ihm, dem geübten Redner, zuletzt die Stimme vor innerer Erregung zu ſtocken und zu zittern begann; ja, wir ſahen ſchließlich unter großer Bewegung, daß auch der ſonſt unbewegliche Direktor ſich heftig die Augen wiſchen mußte, als ſei ihm etwas hineingeflogen.

Am nächſten Morgen kam dann der feierliche Abſchied, und dabei ereignete ſich noch etwas Denkwürdiges und Ergreifendes.

Nach einer humanen Beſtimmung bekamen diejenigen, die ſich für die dornenvolle und opferreiche Laufbahn eines Brüdergemeinetheologen entſchieden hatten, ein kleines Reiſeſtipendium für eine Fußwanderung, die meiſt über das Rieſengebirge nach dem theologiſchen Seminar Gotteshaag führte. Das ganze Pädagogium, Lehrer und Direktor an der Spitze, pflegte dieſen Wanderern eine gute Wegſtunde das Geleite zu geben, um ſich dann auf einer quam ob rem Tränenhügel benamſten Anhöhe feierlich von den Scheidenden durch den Geſang des Mendelsſohnſchen Komitats „Nun zu guterletzt, geben wir euch jetzt“ zu verabſchieden.

Diesmal pilgerte alles in recht gedrückter Stimmung hinaus, denn gerade dieſe letzte Oberprimanerſchar war ſehr beliebt geweſen. Manchem von uns ward auch das Auge feucht, als er dem ſchönen Kaufung, dem wackeren Rex, dem hünenhaften Perſan zum Scheiden die Hand drückte. Unſerem braven Direktor erging es wohl ähnlich, denn ſeine kurze Abſchiedsrede klang weicher und liebevoller denn ſonſt. Dann ſchüttelte auch er den Muli die Hand, zuletzt ſeinem Kaufung. Lange und bewegt ſah er ihm dabei ins Antlitz. Dann drückte er ihn vor unſer aller Augen ſtürmiſch an ſeine Bruſt und küßte ihn, wie damals bei der Antigone, auf Stirn und Wangen, indem er ſagte: „Gott erhalte dich, Fritz, ſo wie du biſt, und helfe dir, dich durchzuringen.“

Dieſe Szene machte damals einen tiefen Eindruck auf uns alle, obwohl wir den innerſten Zuſammenhang nicht begriffen. Als ſuperkluge Oberſekundaner, die wir überall das Gras wachſen hörten, deuteten wir uns ſofort das alles höchſt romantiſch nach unſerer Weiſe. Wahrſcheinlich hatte Kaufung vor dem Aktus für immer von ſeiner angebeteten Dora Abſchied nehmen müſſen, denn daß er ſie nun nicht heiraten konnte, da er wirklich Theologe werden wollte, das ſtand uns außer allem Zweifel. Dora war ja ſchon achtzehn Jahre alt — als Theologe der Brüderunität[*] bekam Kaufung vor zehn, zwölf Jahren keine Heiratserlaubnis, alſo — ein Abſchied auf ewig, ſo kalkulierten wir, war dem heroiſchen Entſchluß vorangegangen.

Als dann die ſchöne Dora zwei Jahre darauf wirklich einen häßlichen Amtsrichter namens Hammer heiratete, war es uns völlig ausgemacht, daß wir mit unſerer Vermutung recht gehabt hatten. „Des Hammers greuliche Ungeſtalt“, ſo hatten wir den Ärmſten getauft, und die treuloſe Dora grüßten wir daraufhin als Vertreter der ſittlichen Weltordnung nur noch oberflächlich oder gar mit verhohlener Verachtung.

---

[*] Dieſe ſind Stipendiaten und müſſen ſich auf viele Jahre hinaus zum Lehrer- und Vikardienſt verpflichten.

* * *

Zwei Jahre lang hörte ich nichts von Fritz Kaufung, bis ich dann ſelbſt Mulus ward und in dasſelbe theologiſche Seminar nach Gotteshaag kam.

Dort wohnten wir jungen Gottesgelahrten in einem großen Konvikt zuſammen, zu je drei und vier auf den Stuben verteilt, und führten ein ganz gemütliches, wenn auch nicht immer ſehr gottſeliges Leben. Jugend will einmal austoben, und niemand hatte etwas dagegen, wenn wir in dieſen kurzen Studentenjahren unſer bißchen Freiheit und unſer Leben genoſſen, ſoweit es das kärgliche Stipendium und Vaters noch kärglicherer Wechſel, den übrigens nur die wenigſten von uns hatten, erlaubte.

Große Sprünge konnte keiner von uns machen, und keinen drückte dieſe Gebundenheit, nur Kaufung ſchien ſich ſchwer darein finden zu wollen. Oft ging er wie gedrückt umher und galt bald für einen „Einſpänner". Und doch war er von Natur nichts weniger als ein Kopfhänger; ja, wenn der „Raptus" — ſo nannten wir ſeine Stimmungsanfälle — über ihn kam, war er der Tollſten einer, und die unglaublichſten Geſchichten wurden von ihm erzählt.

Nur allzu ſchnell folgte dann der Rückſchlag, der ſich nur bisweilen in grimmigen Humor auflöſte. In ſolcher Laune dichtete und komponierte er dann wohl eines jener wilden Studentenlieder, die zum Teil noch heute in Gotteshaag unvergeſſen ſind.

Nur eines für viele mag ſeine Stelle hier finden: „Zechers Herzeleid".

Hab' einſt 'nen Beutel Geld gehabt,
Längſt iſt der Beutel leer.
Drum ſpül' ich all mein Leid hinab
Und trinke nur noch mehr.
Proſit, ihr falſchen Taler!
Wie habt ihr fortgemußt!
Die Welt iſt ſchlecht und treulos,
Ich hab' es wohl gewußt.

Hab' einſt ein Mädel lieb gehabt,
Und nun iſt alles aus.
Drum ſpül' ich all mein Leid hinab
Und leb' in Saus und Braus.
Proſit, du falſche Dirne,
Einſt meine Lieb' und Luſt!
Die Welt iſt ſchlecht und treulos,
Ich hab' es wohl gewußt.

Hab' einſt auch einen Freund gehabt,
Der ließ mich ſchnöd' im Stich.
Drum ſpül' ich all mein Leid hinab
Und trink' allein für mich.
Proſit, du falſcher Bruder!
Was kränkt mich dein Verluſt?
Die Welt iſt ſchlecht und treulos,
Ich hab' es wohl gewußt.

Weiß Gott, was alles ich gehabt,
Und jetzt! Was hab' ich noch?
Drum ſpül' ich all mein Leid hinab
Und trinke, trinke doch!
Proſit, ihr falſchen Sterne
In meiner eignen Bruſt!
Die Welt iſt falſch und treulos,
Ich hab' es wohl gewußt.

Aber nicht immer gelang es Kaufung, ſeine Schwermut, ſeine innerliche Enttäuſchung durch Poeſie zu paralyſieren.

Es trieb ihn auch ſehr oft, ſeinen Ingrimm an ſeiner Umgebung, an uns, ſeinen Kommilitonen, auszulaſſen.

Stoß erzeugt Gegenſtoß, und im ſtudentiſchen Verkehr iſt Nachſicht ein ziemlich unbekannter Begriff. Man hielt ſich an Kaufungs ſchwachen Seiten ſchadlos, und je bitterer er ward, um ſo mehr ſetzte er ſich dem Spotte derer aus, denen er ſich am meiſten überlegen glaubte. So kam es, daß gerade er, der ſeinen Gaben nach der bedeutendſte Geiſt unſeres ſtudentiſchen Lebens hätte werden können, vielen unter uns wie eine Art von ſtudentiſchem Clown erſchien. Daher auch ſein Spitzname „Nulpe".

Anſtatt gute Miene zum böſen Spiel zu machen, ſpielte er ſich immer feſter in eine Art theatraliſcher Welt- und Menſchenverachtung hinein, die ihn auch in den Augen des Harmloſeſten lächerlich machen mußte. So erklärte er eines Tages, er könne nicht mehr mit uns im Konvikt wohnen.

Da ihm nun ſeine äußerſt beſchränkten Mittel nicht erlaubten, ſich eine Sonderwohnung zu mieten, ſo kam er auf die tolle Idee, ſich in einer unſerer romantiſchen Gartenlauben häuslich einzurichten. Dort ſaß er oft die ganze Nacht hindurch beim Schein einer alten kleinen Rüböllampe gleich dem „Phantaſus" des Arno Holz und dichtete, „bis die Sterne ſanken zu des Ozeanes blauer Flut", wie es in einem ſeiner Trinklieder hieß. Gegen Morgen — wenn es gar zu kühl ward — ſchlich er ſich bisweilen doch noch leiſe zum Konviktsſchlafſaal hinauf, um hier zum Schrecken unſerer Aufwartefrauen bis hoch in den Morgen hinein zu ſchlafen.

Uns ärgerte die Eremitenexiſtenz Kaufungs zwar durchaus nicht, aber daß ſie unſeren

Übermut herausforderte, wird niemand wundern. Und ſo beſchloſſen wir eines Abends, als Kauſung wieder bei der allgemeinen Kneipe fehlte, einen Überfall auf Kauſungs Gartenhaus zu unternehmen, ſo etwa im Stil eines Haberfeldtreibens. Die Sache ward auch mit allem Hokuspokus ausgeführt und dem armen Einſiedler in der Tat übel mitgeſpielt.

Am nächſten Morgen tat vielen unter uns der gepeinigte Dichter leid, wir wollten ihn verſöhnen, aber es war gar nicht nötig.

Unberechenbar, wie Kauſung eben war, lachte er unſere Entſchuldigungen kurzweg aus und meinte trocken: die famoſe Tortur habe ihn vorm Scheiterhaufen bewahrt. Wir ſahen ihn groß an und gratulierten ihm zu dem neugewonnenen Gleichmut.

Er lachte uns aus mit den Worten: „Glaubt ihr Kerle wirklich, ich hätte den Witz von heute nacht nicht kapiert? Wartet nur — werd' euch ſchon zeigen, was 'ne Harke iſt.“

Und richtig, zu unſerer größten Überraſchung erſchien er bald nach ſeiner Exekution im vollen Wichs auf der Kneipe und ſpielte nun wieder ſo den tollen Studenten, daß namentlich uns Füchſen die Augen übergingen vor Hochachtung.

Für mehrere Wochen war infolgedeſſen gut Wetter bei Kauſung. Ja, er ging in dieſen übermütigen Tagen mehr denn je aus ſich heraus, und ſo ward es auch mir damals möglich, ihm perſönlich näher zu kommen. Wir machten weite Spaziergänge zuſammen und entwickelten uns gegenſeitig unſere Weltanſchauungen wie zwei hartgeſottene Peripatetiker.

Unter vier Augen ſchien Kauſung ein völlig anderer zu ſein als vor der Öffentlichkeit; etwas Weiches, ja Rührendes lag dann oft in ſeiner Art, ſich zu geben, und durch all ſeine perſönlichen Mitteilungen und Geſtändniſſe klang der verhaltene Ton jener tiefen Schwermut, wie er Menſchen eigen iſt, die nicht mit ſich zufrieden ſind und ſich doch nicht ändern können.

Sobald Kauſung ſich dagegen im größeren Kreiſe bewegte, kam ein gleichſam dämoniſcher Zug zum Exaltierten, Grotesken über ihn. Derſelbe Menſch, der mir als tiefſtes Geheimnis anvertraute, daß er Doras ſchmählichen Treubruch nie verwinden würde, renommierte an öffentlicher Kneiptafel mit ſeinen galanten Beziehungen zu allerlei Schönen in und außer dem Städtchen.

Die Folge davon war natürlich, daß ihm bald ein neuer Streich geſpielt wurde, den er unerwarteterweiſe — das Unklügſte, was er tun konnte — gewaltig übelnahm.

Ein paar geübte Reiter von uns vermummten ſich als Reiterinnen und lockten Kauſung durch ein anonymes Billetdoux zu einem Rendezvous, das für Kauſung, der nichts weniger als ſicher zu Pferde ſaß, etwas unſanft endete.

Vergeblich hüllte ſich der Geprellte in Schweigen; in der Bierzeitung ward ſein verfehltes galantes Abenteuer derartig vor aller Ohren enthüllt und ausgemalt, daß der beſchämte Galantuomo, ſchäumend vor Wut, erſt den Verfaſſer zur Rechenſchaft zu ziehen ſuchte und — da ihm dies nicht geſtattet wurde — grollend die Kneipe verließ.

Kaum hatte er auf dem Schlafſaal Vergeſſenheit in Morpheus' Armen gefunden, als auch ein paar ausgelaſſene Kommilitonen hinaufdrangen, das Bett mit dem Schlafenden darin vorſichtig aufhoben, hinab in den Garten trugen und hier auf vier mächtige Bierfäſſer ſetzten.

Sobald Kauſung erwacht und kunſtvoll zum Bette hinausgeturnt war, überkam ihn auch das drückende Bewußtſein, ſich abends zuvor recht blamiert zu haben. Anſtatt ſich jedoch wie früher mit gutem Humor darüber hinwegzuſetzen, ſchämte und grämte er ſich und kam zu dem unſeligen Entſchluß, Gotteshaag ſchleunigſt zu verlaſſen.

Bei verſchiedenen benachbarten Gutsbeſitzern bot er ſich als Hauslehrer an, allein ohne Erfolg. Dann ging er zu einigen reichen Bauern, ebenfalls vergeblich.

Als nach einigen Tagen ſeine Mittel zu Ende gingen, trat er in der nächſten Kreisſtadt bei einem Winkeladvokaten als Schreiber ein und friſtete hier ſo lange ein kümmerliches Daſein, bis einer unſerer Profeſſoren, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, ihn nach Gotteshaag zurückholte und ihn mit freundlicher Überredung auch wieder dazu bewog, ſeine Studien trotz all dem Vorgefallenen in unſerem Konvikt wieder aufzunehmen und zu vollenden.

Ohne einige Verhandlungen ging es nicht ab, und dabei zeigte Kauſung mir gegenüber ein beſonderes Vertrauen, worauf ich damals nicht wenig ſtolz war. Er ließ mich zu ſich rufen und bat mich, den Konflikt zwiſchen ihm und den betreffenden Kommilitonen beizulegen. Das geſchah ohne große Schwierigkeiten, da im Grunde keiner von ihnen Kauſung hatte verletzen wollen. So kam alles ſchnell wieder ins Geleiſe.

Das einzige Unangenehme an der ganzen Geſchichte war, daß die geiſtliche Oberbehörde Notiz von den Vorgängen nahm und Kauſung von da an ein gewiſſes Mißtrauen entgegenbrachte, obwohl er bald darauf ein glänzendes Examen machte.

Die letzten Monate, die wir im Konvikt mit Kauſung verbrachten, ſind uns allen wohl in lieber Erinnerung geblieben. Es war, als ob das letzte Gewitter die Luft nun für immer gereinigt habe.

Man merkte Kauſung geradezu an, daß er uns Böſes mit Gutem vergelten wollte. Trotz ſeiner Examenarbeiten übernahm er freiwillig die Leitung unſerer Bierzeitung, die niemals mehr florierte als unter ſeiner genialen Leitung. Da war er ganz in ſeinem Element. Auch verſchiedene mit Muſik ganz reizend arrangierte Biermimiken führte er mit uns Füchſen auf, und zur letzten Faſtnacht dichtete und komponierte er uns eine luſtige Poſſe mit Geſang.

Und dann kam der Abſchied, ein unvergeßlicher Moment.

Bleich und ſchweigſam nahm er an der offiziellen Feier, die ihn tief zu ergreifen ſchien, teil, bat dann ernſt und gemeſſen um Silentium für einen Solokantus, ſetzte ſich ans Klavier und ſpielte zum erſten- und letztenmal unter prachtvoller, bei jedem Verſe variierender Begleitung ſein Abſchiedslied „Omnia ex“, das noch heute in unſeren Kreiſen unvergeſſen iſt:

Seh', wie die Semeſter rollen,
Dichtes Moos umrankt mein Haupt,
Burſchentraum, wie bald zerronnen,
Burſchenfreiheit, bald geraubt.
All das Glück vergang'ner Zeiten
Soll ich jetzt zu Grab geleiten.
Alles, alles, alles aus!

Muſenſtadt, du alte ſtolze,
Nimmſt du meinen Scheidegruß?
All ihr wohlbekannten Straßen,
Wißt ihr, daß ich wandern muß?
All das Lachen,
All das Schwärmen,
All das übermüt'ge Lärmen.
Alles, alles, alles aus!

Nur von ferne werd' ich lauſchen
Burſchenliedern ſturmverweht.
Wie ein Schlachtroß werd' ich ſtöhnen,
Das nun zahm im Karren geht.
All das Jauchzen,
All das Singen,
All das heimlich Ständchen bringen.
Alles, alles, alles aus!

Stolze Maid mit dunklen Locken,
Mit dem heißen Spanierblick,
Lebe wohl, du wilde Dirne,
Denke oft an mich zurück.
All das zarte Gunſtgewinnen,
All das feurig kühne Minnen,
Alles, alles, alles aus!

Frohe, freie Kneipgelage,
Eure Zahl iſt längſt gezählt.
Dumpf ſoll ich am Biertiſch brüten,
Wenn der alte Durſt mich quält.
All das Kneipen ſonder Blechen,
All das weltvergeſſ'ne Zechen.
Alles, alles, alles aus!

Bald füll' ich zum letztenmale
Meinen Schoppen bis zum Rand,
Leer' ihn bis zum letzten Grunde,
Werf' ihn klirrend an die Wand.
Und dann ſchlägt die ſchlimme Stunde
Abſchied aus der Brüder Runde.
Alles, alles, alles aus!

Omnia ex! ſchon hör' ich's dröhnen,
Seh' die Mienen bleich und ſtumm,
Seh' die freien Muſenſöhne
Zieh'n ins Philiſterium.
Hohes, ſturmgebornes Streben,
Lichtes, goldnes Burſchenleben.
Omnia, omnia, omnia ex!

Ich habe während des ganzen feierlichen Vorganges an Theodor Körner denken müſſen, ſo ernſt, ſo mit ganzer Seele mochte ehedem der junge Freiheitsheld, der tapfere Freiheitsſchwärmer, ſeinen Schwanengeſang vor dem Treffen von Gadebuſch geſungen haben.

Nach dem Geſang des Liedes ſchritt Kauſung langſam an ſeinen Platz zurück, während noch immer ein ehernes Schweigen der Ergriffenheit an unſerer Tafelrunde herrſchte.

Dann erhob er wirklich ſeinen Schoppen, ſchaute ihn wehmütig noch einmal an, trank in einem Zuge ihn aus, wie er im Liede geſungen hatte, und warf ihn dann als Erſter klirrend an die gegenüberliegende Wand. Die anderen Scheidenden folgten altem Herkommen gemäß ſeinem Beiſpiel, verblieben jedoch noch ruhig einige Zeit in unſerem Kreiſe, während Kauſung ſich ſofort mit ſtummem Händedruck von uns verabſchiedete.

Es war ihm wohl gar zu weh ums Herz.

Ich begleitete ihn hinab zum Wagen und reichte ihm noch einmal die Hand. Wir ſahen uns feſt in die Augen und ſagten beide: „Auf Wiederſehen!“ da wir fühlten, daß wir uns nicht gefunden hatten, um uns ſo ſchnell wieder zu verlieren.

Als ich in das Refektorium — ſo hieß unſer Kneipſaal — zurückkehrte, ſtellte einer der Füchſe die Behauptung auf, Kaufung wäre eigentlich einer der feinſten Kerle, wenn er auch bisweilen etwas meſchugge geweſen ſei. Der Präſide ließ den naſeweiſen Fuchs ſofort ſpinnen, weil er noch nicht wiſſe, daß jeder feine Kerl auch ein bißchen meſchugge ſein müſſe. Die ſchon zuſammengeſchmolzene Korona lachte ein wenig gezwungen, gleich als fühlte jeder einzelne in dieſem Augenblick, daß in dieſem hingeworfenen Witzwort eine tragiſche Wahrheit liege.

⁂

Kaufung und ich begannen zu korreſpondieren. Er war in eine Erziehungsanſtalt nach Heſſen gekommen und zunächſt mit großem Feuereifer an ſeine neue Arbeit gegangen.

Seine Briefe floſſen über von allerlei pädagogiſchen Beobachtungen und einem geſunden Idealismus, wie man ihn bei der oft mühſeligen Erziehungsarbeit wohl recht gut brauchen kann. Mit ſeinen neuen Kollegen ſchien er im ganzen gut auszukommen, auch viel mit ihnen zu muſizieren. Dagegen konnte er ſich mit ſeinem Direktor, einem „engherzigen Banauſen“, wie er ihn gelegentlich charakteriſierte, weniger gut vertragen.

Inwieweit die Schuld an Kaufung lag, vermag ich nicht zu beurteilen, da ich ja immer nur die eine Partei hörte. Aus ſpäteren perſönlichen Erfahrungen zu ſchließen, wird wohl ſchon damals ein gewiſſer Hochmut, ja vielleicht gar Mangel an Subordinationsgefühl der Fehler meines Freundes geweſen ſein.

Schon damals tauchte jedenfalls in Kaufung der Gedanke auf, nach Mexiko zu ſeinem Schwager zu gehen und ganz Kaufmann zu werden; ja, er nahm ſogar ſchon Unterricht in der Buchführung, Stenographie und Schreibmaſchine.

Von ſeinen künſtleriſchen Plänen ließ er merkwürdigerweiſe gar nichts mehr verlauten, er ſchien ſie begraben zu haben.

Da eines Tages — nach auffallend langer Pauſe — erhalte ich ein Bändchen Gedichte, überſchrieben „Burſchenlieder von einem geplagten Schulmeiſter“ mit Huttens Motto: Ich hab's gewagt! Vorn darin eine poetiſche Widmung Kaufungs.

Ich war höchlichſt erſtaunt und ſchaute neugierig den Inhalt durch. Es waren meiſt mir bekannte Stücke, alte Girdeiner Liebeslieder an Dora, viele Studentenlieder aus unſerer Bierzeitung — dann aber — ein letzter Teil „Proteſtlieder eines Bakelſchwingers“ — darin ſtanden viel böſe Dinge, perſönliche Invektiven auf Direktor und Behörden, einige Pasquills.

Kopfſchüttelnd, ja betrübt machte ich das Büchlein wieder zu — o weh, das mußte Kaufung ſeine Stellung koſten!

Und richtig ſchon nach vierzehn Tagen kam folgender Brief:

Lieber Julius!

Hurra — ich bin ein freier Mann, ich habe die Feſſeln geſprengt und kann mein Haupt wieder mit Ehren hoch und ſtolz tragen. Eben hat man mich vor die Wahl geſtellt, zu deprezieren und die Lieder einſtampfen zu laſſen oder zu gehen. Ich zog das letztere mit Schmunzeln vor, denn nun bin ich herausgeſchmiſſen, förmlich herausgeſchmiſſen wegen einer Sache, die zwar, zugegeben, kein Heldenſtück meinerſeits, aber auch nicht gerade ehrenrührig iſt. Das iſt für mich von Wichtigkeit, da ich der Behörde, die mich gehen heißt, keine Stipendien zurückzuzahlen verpflichtet bin. Wenn ich ein reicher Kerl wäre, würde ich zwar gar nicht Schulmeiſter geworden ſein, aber ihnen auch gern großmütig ihre Silberlinge in den Tempel werfen, ohne mich allerdings nachher aus Verzweiflung aufzuhängen. So als armer Teufel freue ich mich, aller Verpflichtungen los und ledig zu ſein, und Du, alter Knabe, wirſt das verſtehen und billigen, mögen auch noch ſo viele Philiſter nun über mich herfallen oder bedenklich mit den alten Köpfen wackeln. Was nun wird, weiß ich noch nicht genau. Aber ich denke, ich werde nach Mexiko gehen. Ich erwarte täglich Nachricht von meinem Schwager, der mir hoffentlich das Reiſegeld beilegen wird. Sonſt gehe ich nach England als Lehrer, wozu ich auch gar nicht übel Luſt habe. Im Notfall werde ich Journaliſt. Du weißt ja, wie leicht mir das Schreiben wird. Bis dahin Gott befohlen, altes Haus. Willſt Du nicht mitkommen? Wozu willſt Du auch erſt in die deutſche, noch dazu die pietiſtiſche Schulmeiſtermiſere? Dir gefielen meine Bakelſchwingerverſe nicht, hm, mir eigentlich auch nicht. Aber, Kerl, ſteck nur erſt mal in meiner Haut und dann rede! Dir würde wohl auch die Galle überlaufen. Na — warte nur ab, kommt ſchon noch, ſtehſt ja auch ſchon im Examen. Mit kräftigem Schluck

Dein Fritz Kaufung.

Nach dieſem Brief, den ich mit vielen, vielleicht etwas allzu philiſtröſen, aber gutgemeinten Ratſchlägen zur Vorſicht beantwortete, hörte ich von meinem Freunde längere Zeit nichts wieder. Ich machte mein Examen und kam als Lehrer in eine württembergiſche Knabenerziehungsanſtalt der Brüdergemeine; aber wer beſchreibt mein Erſtaunen, als mir bei meiner Ankunft unter den dortigen neuen Kollegen mein alter, vielgeliebter Kaufung entgegentritt, allerdings mit etwas verlegener Miene.

„Ich denke, du biſt längſt in Mexiko," ſagte ich, ſobald wir allein waren.

Kaufung ſchwieg, als ſchäme er ſich vor mir; endlich begann er zu erzählen: „Sieh mal, mein lieber Junge, du wirſt mich gewiß auslachen, und immer nur zu, ich hab's ja auch nicht beſſer verdient. Ich war vielleicht ein Eſel, daß ich geblieben bin und depreziert, auch die fatalen Lieder eingezogen habe, was übrigens der geringſte Schaden iſt, denn ſie taugten wirklich nicht viel."

„Oho," unterbrach ich ihn, „die Studentenlieder und auch einige der Toralieder waren ſogar ſehr fein. Im übrigen halte ich — für meine Perſon — dein Einlenken viel eher für einen großartigen Akt der Selbſtüberwindung als für eine Eſelei."

„Na — warte mal erſt ab," fiel wieder Kaufung ein, „Selbſtüberwindung iſt wohl eigentlich nicht ganz der richtige Ausdruck, denn andere haben mich weit mehr überwunden als ich mich ſelbſt."

„Du, dann nehme ich allerdings meine Zuſtimmung zurück, dann — nimm mir meine Offenheit nicht übel — dann glaube ich ſogar, daß der Teufel mit Beelzebub ausgetrieben iſt. Denn wenn man ſo eine Paulusmetamorphoſe nicht mit völliger Überzeugung vollziehen kann, dann ſoll man doch lieber ein ganzer Saulus bleiben."

„Haſt gut reden, lieber Junge. Aber ſieh mal: es hat alles auch ſeine Gründe, verdammt ſtichhaltige Gründe ſogar. Erſtens — du ſiehſt ja meinen Trauerflor — iſt meine Schweſter Gertrud plötzlich geſtorben. Das hat mich mächtig zuſammengeriſſen —"

Ich drückte ihm ſtumm die Hand, denn ich wußte, wie er an dieſer Schweſter, die bisher gleichſam ſein guter Engel geweſen war, gehangen hatte.

Kaufung wurde mit einem Male weich, ſo weich, wie ich ihn, den trotzigen Stürmer, überhaupt noch nie geſehen hatte.

„Julius," ſagte er mit leiſer Stimme zu mir, als vertraue er mir ein ſchlimmes Geheimnis an, „ſchau, ich habe ſelbſt eigentlich keinen rechten Reſpekt vor mir, ſeit ich ſo feige gekniffen habe; und ich kann auch den anderen Kollegen, die natürlich den gefallenen Engel in mir ſehen wollen, kaum mehr feſt ins Auge blicken — aber ich habe, Gott weiß es, nicht anders gekonnt. Gerade Gertrud hatte mir kurz vor ihrem Ende noch in einem ſo herzbeweglichen Briefe von einem Hinüberkommen nach Mexiko dringend abgeraten und mir dazu geſchrieben, daß ſie mein ganzes Vorgehen gegen meine Vorgeſetzten durchaus nicht billigen könnte, vollends nicht meine Abſicht, auf eine ſolche raffinierte Weiſe, ſo ſchrieb ſie wörtlich, mich um Rückzahlung der Stipendien zu drücken. Das könnte ich nur durch ein offenes pater peccavi wieder gutmachen, das ſei ihr einziger Rat und ihr ſehnlichſter Wunſch. Auch Rudolf, ihr Mann, ſei dieſer Anſicht. Der gute Kerl ſchickte mir übrigens ſofort zweihundert Dollar zum Zurückkaufen der verdammten Verſe. Nun kam ich nach Hauſe. Mein Alter, ich hab' ihn dir ja oft geſchildert, ein armer vergrämter Greis, der jetzt nur noch in ſtetem Gedenken an meine verſtorbene Mutter dahinbrütet, bat mich faſt auf den Knien, ich ſolle ihm doch dieſe entſetzliche Schande erſparen, er könne ſich in der Gemeine nicht mehr ſehen laſſen. Mein Gott, als ob nicht viel größere Lumpereien jeden Tag vorkämen, ohne daß ein Hahn danach kräht! Aber weißt du, Vater iſt Vater, und mag mein Alter auch manches an mir verfehlt haben, lieb hab' ich ihn ſchließlich doch — aber wozu jetzt ſentimental werden. Na, und meine ehrenwerte Stiefmutter behandelte mich überhaupt wie einen Verbrecher, nannte mich den Schandfleck der Familie, warnte meine kleinen Geſchwiſter vor mir und — ah — ekelhaft — wozu darüber noch reden. Der plötzliche Tod meiner Schweſter ſchlug dann dem Faß den Boden aus. Ich war ja ſchon weich, windelweich — und endlich der Schmerz um dieſe einzig geliebte Freundin und Schweſter, deren letzter Wunſch mir nun erſt recht heilig war — Menſch — kannſt du jetzt verſtehen, daß ich zum Renegaten wurde und die großgünſtige Behörde und den höhniſch grinſenden Direx geradezu anbettelte, mir die Sklavenketten wieder um Glieder und Nacken zu ſchmieden? Und — pfui Teufel — was hab' ich noch winſeln müſſen, ehe dieſe Heiligen mir ihre Gnade wieder leuchten ließen. Die Lieder mußte ich einſtampfen laſſen — va bene —, ſie haben's am erſten verdient; aber dann — haben ſie meinen armen Alten mit einem Schandbrief voll frommer Heuchelphraſen gepeinigt, mir auf der Seele herumgekniet und mich ſchließlich nebſt einem entſprechenden Uriasbrief zur Probe, wie einen Strafverſetzten, an den hieſigen Direktor gewieſen. Ah — ausſpeien hätte ich vor mir ſelber mögen, als ich damals hier wie ein ſcheuer, verprügelter Pudel einzog. All' dieſe lieben Mitchriſten und Brüder beäugten mich wie einen intereſſanten Raubmörder, ſelbſt in der Kirche rückten einige von dieſen gottſeligen Philiſtern leiſe von mir ab, als ob ich unrein wäre nach dem Geſetze Moſes vierzig Tage lang. Ja, einer der großen Älteſten — der Kerl hat ſich im Dienſt des Reiches Gottes bei einem Gehalte von zweitauſendvierhundert Mark binnen dreißig Jahren ſechzigtauſend Mark zuſammengebetet — erklärte an offener Gaſthofstafel, wenn ich noch einmal am Bürgerſtammtiſch erſchiene, betrete er niemals wieder den Gaſthof. Ein älterer Kollege — du wirſt ihn bald kennen lernen, er ſpielt gern bei uns Neuen den Rekrutenunteroffizier — erzählte mir das natürlich brühwarm. Und mit anſcheinend tiefbetrübtem Geſicht meinte er dann ſcheinheilig: es wäre vielleicht beſſer, ich miede doch zunächſt etwas den Gaſthof, um Skandal mit der Bürgerſchaft zu vermeiden. O, und dabei leuchtete dem Kerl die höhniſche Schadenfreude nur ſo aus dem Geſicht. Und ich — was meinſt du — was ich tat? Ich hätte ihn ohrfeigen ſollen — ja — wohl — ich Feigling — ich dankte ihm noch für ſeine kollegiale Aufmerkſamkeit. Pfui Teufel, was bin ich für ein Wurm geworden! Der einzig anſtändige Kerl war damals unſer Direktor — ohne den wäre ich doch vielleicht ſchon wieder davongelaufen. Aber der, du kannſt dir gratulieren — das iſt ein Mann — à la bonheur, ſo ein ehrlicher, braver Morave von altem Schrot und Korn wie der Chriſtian David. Er nahm mich hier auf wie einen lieben Sohn, lud mich gleich zum Abendeſſen bei ſeiner reizenden Frau und meinte nur: ‚Alſo, lieber Kaufung, was hinter uns liegt, exiſtiert natürlich für uns zwei nicht mehr; ich bin kein Moralapoſtel und habe auch mein Päckchen Fehler zu tragen. Ich will mir Mühe geben, Ihnen ein guter Freund und offener Berater zu ſein, und Sie machen mir die Freude, ein ſo tüchtiger Lehrer zu ſein, wie Sie es nach allem, was ich hörte, bisher geweſen ſein ſollen. Nicht wahr?‘ Und dann gab er mir die Hand — aus war der Schmaus! Aber — Menſch — ich ſage dir, für den Mann könnte ich mich wie die Makkabäerjünglinge lebendig röſten laſſen. Und jederzeit hat er zu mir gehalten. Zum Beiſpiel als ich ihm die Geſchichte von dem famoſen Älteſten erzählte — was tat er? Stante pede ging er in die nächſte Älteſtenratsſitzung und brachte die ganze Sache in einer Weiſe zur Sprache, daß mein Oberfreund und Stammtiſchbruder es vorzog, am nächſten Morgen für fünf Wochen auf Beſuch zu verreiſen. Morgen ſoll er wiederkommen. Unterdeſſen bin ich aber ſchon warm geworden am Bürgerſtammtiſch. So, da haſt du meine Beichte, lieber, alter Junge, offen, ohne jede Schonung! Wenn's dich nun noch nach Steinen gelüſtet, ſo bitte, wirf zu! Ich werde ſtillhalten, denn ich habe jetzt ſo viele auf meinen Rücken niederpraſſeln gehört, daß ich's faſt ſchon gewohnt bin.“

Daß ich daraufhin nur tief bewegt geſchwiegen habe, wird wohl jeder verſtehen können. Ja, ich habe nach Kräften verſucht, meinen bedauernswerten Freund von nun an gegen ſeine ewigen Selbſtvorwürfe in Schutz zu nehmen, mit denen er immer und immer wieder ſich ſelber das Leben ſchwer zu machen ſuchte.

Aber dennoch ſprach ich mir ſchon damals oft genug aus: er hätte ohne Zweifel klüger getan, wenn er nach jenem erſten Zwiſchenfall nicht wieder umgekehrt wäre, denn die alte geſunde Kraft kehrte ſeitdem nicht mehr zurück, er war und blieb innerlich gebrochen, weil er ſeine Selbſtachtung verloren hatte.

Wohl fand er ſeinen Lebensmut, ja ſeinen Übermut bisweilen wieder, ſo bei unſeren muſikaliſchen Teeabenden. Aber dann kam es zuweilen vor, daß er plötzlich zuſammenſchrak und verſtummte oder gar zyniſch frivol gegen ſich ſelbſt wurde, als ſei ein böſer Geiſt über ihn gekommen.

Seinen Beruf erfüllte er jedoch ſtets mit großer Pflichttreue, er gab ſich in ſelbſtloſeſter Weiſe für die Knaben her, und der Direktor konnte nur das allerbeſte über ihn an die Behörde berichten. Höchſtens mit einigen älteren Kollegen, ſo namentlich mit dem ſchon erwähnten Rekrutenunteroffizier, gab es mitunter Unzuträglichkeiten, aber bei Kaufungs ſteter Gereiztheit und der Liebloſigkeit jenes Herrn war das wirklich kein Wunder.

Wir beide dagegen kamen prächtig miteinander aus und verlebten manche herrliche Stunde, ſo namentlich, wenn wir zuſammen durch die lieblich idylliſchen Gefilde der ſchwäbiſchen Landſchaft ſchweiften. Auch der Muſe ward wieder gehuldigt, ja Kaufung begann ſogar eine Oper zu dichten und zu komponieren. Leider ward ſie nie fertig, ſo oft er auch mit aller Energie ſich daran machte. Wirkliche, dauernde Ruhe, innerer Friede wollten eben nicht mehr in die Bruſt meines Freundes einziehen.

Immer und immer wieder nagte der Selbſtvorwurf, ein Schwächling zu ſein, an ſeiner Seele, und trotz aller Berufstreue, die mit der Zeit geradezu einen fieberhaften Zug erhielt, fand er in ſeinem Beruf keine völlige Befriedigung.

Der ſtolze Künſtler in ihm revoltierte bisweilen gar zu gewaltig gegen den demütigen Schulmeiſter, und dann war freilich ſehr ſchwer mit ihm auszukommen. Nicht nur mir, ſondern ſogar dem von ihm vergötterten Direktor trat er dann rückſichtslos ſchroff gegenüber, was dieſer gewiegte Menſchenkenner freilich vornehm zu überſehen pflegte.

Kaufung tat es hinterher auch regelmäßig von Herzen leid, und dann ſuchte er ſeinen Fehler mit rührender Aufmerkſamkeit wieder gutzumachen.

Immer verhängnisvoller wirkten endlich die häuslichen Verhältniſſe auf ihn ein. Sein Vater bat, ja beſchwor ihn zu jeder Ferienzeit, ihn doch ja zu beſuchen, und Kaufung tat es natürlich auch. Aber jedesmal kam er nervöſer, aufgeregter zurück, als er gegangen war; von Erholung, deren er ſo ſehr bedurft hätte, konnte unter dieſen Umſtänden keine Rede ſein, und mit Bekümmernis blickte ich darum in die Zukunft, als ich mich nach einem Jahr entſchließen mußte, die Anſtalt zu verlaſſen, um mein Freiwilligenjahr abzudienen.

Kurz vor meiner Abreiſe ging ich noch einmal zu unſerem Direktor, zu dem auch ich das unbegrenzteſte Vertrauen hatte, denn er war ein Mann wie unſer Pädagogiumsdirektor (der übrigens gerade damals, ſehr zugunſten Kaufungs, in die Oberbehörde verſetzt worden war), ein ſeltener, einzigartiger Menſch, ein ganzer Chriſt und ein ganzer Mann. In liebenswürdigſter Weiſe verſprach er alles, was in ſeinen Kräften ſtehe, für meinen Freund zu tun, und er hat ſein Wort treulich gehalten. Er ruhte nicht eher, bis Kaufung ein Supernumerat erhielt, d. h. eine Vorzugsſtellung als erſter Lehrer ohne Aufſicht. Auf dieſe Weiſe konnte ſich Kaufung etwas mehr ſchonen und erholte ſich zuſehends von ſeiner Nervoſität.

In dieſer Zeit begann er auch dann und wann zu predigen, zunächſt zum großen Entſetzen einiger beſchränkter Kirchgänger, die ihm den früheren Apoſtaten nicht vergeſſen konnten, bald jedoch zur allgemeinen Erbauung der Gemeinde, denn Kaufung war, wenn auch kein hervorragender Theologe, ſo doch ein glänzender Redner.

Infolgedeſſen ward er, ungefähr ein Jahr nach meinem Weggang, als Vikar in eine andere Gemeine verſetzt und vorher, wie üblich, zu einem Diakonus der Brüderkirche geweiht.

Damit ſchien alles einer befriedigenden Löſung entgegengehen zu ſollen, und meine böſen Ahnungen ſchienen ungerechtfertigt zu bleiben.

Leider ſah ich den wackeren Freund lange Jahre nicht wieder, da ich von neuem die Univerſität bezog.

* * *

Seit Kauſung Geiſtlicher geworden war und ich der Gottesgelahrtheit aus inneren und äußeren Gründen Valet geſagt hatte, ließ unſer Briefverkehr mehr und mehr nach, da die alten Berührungspunkte ſchwanden und kein perſönliches Wiederſehen neue geben konnte. So verloren wir uns völlig aus den Augen.

Eines Tages beſuchte mich jedoch der blonde Rex, der auch brüderiſcher Theologe geworden war und gerade eine militäriſche Übung in meiner Univerſitätsſtadt zu abſolvieren hatte.

Wir tauſchten alte Erinnerungen aus, und ich fragte natürlich auch nach Kauſung.

„Der arme Kerl,“ meinte Rex ſtockend, „der iſt jetzt in einer Kaltwaſſerheilanſtalt.“

„Na nu —“ platzte ich heraus, „hängt das wieder mit ſeinen Nerven zuſammen?“

„Hm, ja, ich glaube wohl. Ob es da im Fichtelgebirge gerade beſſer werden wird, bezweifle ich übrigens, denn er gibt noch nebenbei Unterricht in einer Dorfſchule — eine kärgliche Exiſtenz.“

„Unterricht nebenher, ſo ein Unſinn!“ erwiderte ich. „Kann denn eure Behörde den Mann nicht unterhalten, wenn er in ihrem Dienſte ſich abgearbeitet hat? Lumperei!“

„Ja, erlaube mal, Julius, weißt du denn nicht, daß Kauſung nicht mehr bei uns iſt?“

„Was — ausgetreten? Alſo doch noch, hab' mir's wohl gedacht, daß es ihm auf die Dauer nicht bei euch behagen würde.“

Rex ſchwieg eine kurze Weile, dann ſagte er: „Leider iſt er nicht ganz freiwillig gegangen, er mußte entlaſſen werden, er wollte es ſo — und eigentlich nur wegen einer faſt lächerlichen Kinderei.“

Ich ſprang auf. Das hatte ich nicht erwartet. „Was, Kauſung — gegangen worden — Menſch erzähle — erzähle mir alles haarklein. Du weißt, der arme Kerl iſt mein Freund, es intereſſiert mich von Herzen. Mag die Sache ſein, wie ſie will, ich muß es wiſſen.“

„Nun gut, dir kann ich ja ruhig klaren Wein einſchenken, da du Kauſungs ſonderbare Art am erſten verſtehen wirſt. Alſo die Geſchichte war ſo. Er war, wie du wiſſen wirſt, Diakonus in Güttenfelde, war dort ſehr beliebt, famoſer Prediger, auch ſonſt ſehr tätig. So gründete er zum Beiſpiel einen Geſangverein in dem ſonſt ja ſtillen und ungeſelligen Neſt.“

„Na, das iſt zunächſt noch kein Verbrechen, oder fanden die lieben Brüder darin ſchon wieder etwas?“

„Gewiß nicht, im Gegenteil, man war ganz dankbar für die Anregung. Ich glaube auch, niemand würde ihm verübelt haben, wenn er in dieſem Verein eine der jungen Damen angeſchwärmt und ſich heimlich verlobt hätte. Gar ſo ſpießig iſt man bei uns in der Brüdergemeine auch nicht mehr. Tempi passati! Aber du weißt, das Naheliegende lockte Kauſung nie. Alſo — was tut er? Als er ſeinen erkrankten Prediger beim Religionsunterricht in der Güttenfelder höheren Töchterſchule zu vertreten hatte, verliebt er ſich Hals über Kopf in eines dieſer halbwüchſigen Mädels. Das Mädel — ich hab' es mal flüchtig geſehen: ſo ungefähr Genre Dora — ſchlank, brünett, offene Haare, bißchen engliſcher Typ, fühlte ſich ungemein geſchmeichelt, machte ihm wohl auch Avancen — nichts lockt bekanntlich die jungen Weiber mehr als ein Geſchorener oder in dieſem Falle Halbgeſchorener. Ich weiß es aus Erfahrung, bin aber zum Glück fiſchblütiger veranlagt wie unſer armer Heißſporn Kauſung. Selbſtverſtändlich entſpann ſich nun eine Serie von ſehr gewagten Rendezvous und die übliche kleine Correspondence d'amour, zu deren Poſtillon ſich Kauſung, um ſeine Torheit zu vollenden, einen ſeiner Schulbengel ausſucht. Der Lümmel wird eines Tages frech, bezieht eine

Ohrfeige und ſchwatzt nun aus Rache die ganze Sache aus. Natürlich ein Rieſenſkandal, wie das bei uns kaum anders geht, und Kaufung, der ja ſchon von früher her etwas auf dem Kerbholz hatte, wird gehörig vorgenommen von der Behörde und einſtweilen vom Amte ſuspendiert.“

„Und wegen dieſer Lappalie habt ihr den Mann ins Unglück gebracht —“ warf ich empört ein.

„Nein, doch nicht,“ entgegnete Rex mit aller Ruhe, „Nachſicht und Nächſtenliebe ſind nicht gerade unſere ſchwächſten Seiten in der Brüdergemeine. Man gab Kaufung Bedenkzeit, ſchlug ihm vor, als Vikar in die Diaſpora zu gehen — aber es war umſonſt, er blieb trotzig auf ſeinem Satz: man ſolle ihn nur rausſchmeißen, er paſſe doch nicht in die Gemeine und hätte ſchon früher gehen ſollen.“

„Damit hatte er recht,“ unterbrach ich Rex.

„Kann ſein,“ erwiderte dieſer, mit den Achſeln zuckend; „man gab ſich auch weiter keine Mühe, ihn zu halten, und entließ ihn, da er ſelbſt nicht austrat.“

„Weiß ſchon warum — ſeine alte Marotte wegen der Stipendien.“

„Glaub's auch, aber unklug war es doch; denn wer ſtellt einen entlaſſenen Diakonus an, noch dazu unter ſolchen Umſtänden? Bei einer Entlaſſung glaubt jeder nach dem Grunde fragen zu müſſen, bei einem Austritt ſchweigt man, meiſtens wenigſtens.“

„Haſt leider recht — aber wann hätte Kaufung je nach den Grundſätzen der Klugheit gehandelt! Und nun ſchulmeiſtert er im Fichtelgebirge.“

„Ja, Aushilfsdienſt, ein paar Privatſtunden — ein ſchweres Daſein.“

„Und du meinſt, es ließe ſich nichts für ihn tun?“

„O warum nicht, verbrochen hat Kaufung nichts. Wer regt ſich in der großen Welt darüber auf, wenn ein junger Geiſtlicher ſich in eine ſeiner Schülerinnen verliebt! Es gibt vielleicht Verhältniſſe, in denen ihm das zum ſchätzenswerten Nimbus dienen könnte.“

„Kommt ſehr darauf an, Rex. War denn die Sache wirklich ernſthaft? Und was iſt aus dem Backfiſch geworden?“

„Kaufung iſt es ſicher ſehr ernſt geweſen mit dieſer Liebelei, denn er ſoll bald darauf um die Kleine bei den Eltern angehalten haben, natürlich ohne Erfolg.“

„Glaub' ich wohl. Wie alt war die Kröte eigentlich?“

„Immerhin doch ſchon fünfzehn, ſechzehn Jahre.“

„Und die Eltern?“

„Redakteur war der Alte, ein ganz vermöglicher Herr, der wollte aber natürlich keinen entlaſſenen Geiſtlichen und erſt recht keinen Dorfſchulmeiſter.“

„Warum nur nicht, gerade aus ſolchen Leuten ſind oft genug die tüchtigſten Leute geworden.“

„Aber ſehr oft auch nur Journaliſten,“ warf Rex ironiſch ein, „und Väter wollen ſtets mit ihren Kindern höher hinaus, als wie ſie es ſelber gebracht haben.“

„Wer weiß, ob der Alte nicht nachgäbe, wenn Kaufung tatſächlich Journaliſt würde! Das iſt ein Gedanke — dazu eignet er ſich vielleicht noch am eheſten — ſchreibt gut und leicht — Menſch, das iſt vielleicht ein rettender Gedanke! Noch heute will ich ihm ſchreiben. Haſt du ſeine Adreſſe?“

Rex verneinte, wollte ſie mir aber bald verſchaffen. Damit trennten wir uns.

Wenige Tage darauf erhielt ich auch die Adreſſe mit einem kurzen liebenswürdigen Schreiben meines alten Direktors, in dem er mir mitteilte, daß auch er ſich die größte Mühe gegeben habe, Kaufung zum Einlenken zu bewegen, diesmal leider vergeblich; gern hätte er ihm wenigſtens eine beſſere Stelle verſchafft, aber Kaufung ſcheine ſich wieder einmal zu ſchämen, denn er ſchweige ſich hartnäckig aus.

Schnell ſchrieb ich nun an Kaufung, erhielt aber ebenfalls keine Antwort.

Er wollte alſo auch für mich verſchollen ſein.

* * *

Jahre vergingen, bis mir Rex zu meiner größten Überraſchung mitteilte: Kaufung ſei doch wieder Geiſtlicher geworden, und zwar ſei er Vikar in einem Dorfe Räbnitz bei Jauer.

Bei Gelegenheit eines Kaiſermanövers kam ich mit einem früheren Girdeiner Kameraden, einem Leutnant der Reſerve Eiſenkraut, in die Gegend von Jauer zu liegen.

Eines ſchönen Biwakabends ſchwatzten wir von alten Erinnerungen, und ſo beſchloſſen wir am nächſten Raſttag, Kauſung einmal aufzuſuchen, der wahrſcheinlich noch als Vikar tätig ſein würde.

Eiſenkraut hatte ehedem wie ich für Kauſung-Antigone geſchwärmt, hatte ihn dann bei einem gelegentlichen Beſuch in Gotteshaag auch als einſamen Dichter wiedergeſehen und war jetzt durch mich über ſeine ſpäteren Schickſale unterrichtet und aufs neue intereſſiert.

Eines ſchönen Septembermorgens fuhren wir alſo in einer leichten Bauernkaleſche nach jenem Dorfe hinaus. Gegen Mittag langten wir an, ſpannten im Kretzſcham aus und erkundigten uns nach dem Herrn Vikar Kauſung.

Die dickköpfigen Bauern ſchauten uns ſchmunzelnd an und gaben keine Antwort.

Eine alte Frau meinte, es ſei kein Vikar mehr da.

Eiſenkraut fragte natürlich weiter: „Wohin iſt denn da der letzte Vikar gekommen?“

„Das war ja gar kein Vikar!“

„So, na was denn?“

„Das war ein Diakonus.“

„Schön, gut, der Diakonus Kauſung jedenfalls; na, und was iſt denn aus dem geworden?“

„O, der iſt noch immer da!“

„Donnerwetter, wozu denn da die ganzen Umſchweife? Alſo ſchön, wenn er noch da iſt, wo wohnt er denn?“

Nun lachte auch dieſes Weib ſo recht dummſchlau und ſchwieg.

Ratlos ſtanden wir da. Endlich rief einer der Umſtehenden: „Gehen Sie nur mal zur Frau Paſchtern, die weiß, wo der Kognakdiakonus ſteckt!“

Kognakdiakonus? Hatten wir richtig gehört? Wir ſahen uns beide überraſcht an, dann fragte Eiſenkraut: „Warum heißt denn der Mann Kognakdiakonus?“

„Ja, Herr Leutnant, da müſſen Sie ihn ſchon ſelber fragen. Er wird's Ihnen ſchon ſagen. Er bleibt keinem die Antwort nicht ſchuldig. Nee, alles was recht iſt. Der ſchlägt jeden aufs Maul, und wenn's die Frau Paſchtern ſelber iſt.“

Wir merkten: mit Kauſung war irgend etwas nicht richtig, vielleicht hatte es mit den Paſtorsleuten Streit gegeben. Um ſo unangenehmer erſchien es uns darum, beim Paſtor über Kauſung Erkundigungen einzuziehen, und ſo baten wir nochmals die Bauern dringend um Auskunft. Vergeblich.

Endlich trafen wir einen Briefträger, der uns Beſcheid zuteil werden ließ. Kauſung wohnte im kleineren Nachbardorfe Unter-Räbnitz bei einem alten Schäfer.

Nach einer guten Viertelſtunde ſtanden wir vor dem Hauſe, hörten aber, daß der Herr Diakonus ſpazieren gegangen ſei. Wahrſcheinlich werde er jedoch bald wiederkommen, wir ſollten alſo einſtweilen nur eintreten.

Und ſo traten wir in ein niedriges kleinfenſtriges Bauernzimmer, in dem es ungemein liederlich ausſah.

In der einen Ecke ein breiter grüner Kachelofen, in der anderen ein nicht minder breites Bett mit blaugeſtreiften Federbetten ohne Staubdecke. Auf dem Tiſch und auf den Stühlen lagen Stoffproben, Zigarrenkiſten, Preiskurante und ähnliche Dinge herum, die eher auf einen Commis Voyageur als auf einen Gelehrten oder gar Gottesgelahrten ſchließen ließen. Beſonders auffallend war eine Unmenge Kiſtchen mit Probefläſchchen.

Als ich eines von meinem Stuhle wegſetzte, ſah ich die Firma einer nicht unbekannten Likörfabrik darauf glänzen.

Eine plötzliche Ahnung ſtieg in mir auf. Sollte Kauſung aus Verzweiflung Agent geworden ſein? Eiſenkraut zog ein paar der Fläſchchen heraus, und ſiehe da — Kognak ohne und mit Sternchen.

„Aha,“ ſagte er, „daher der fatale Name Kognakdiakonus; dieſe Bauern ſind doch eine Raſſelbande.“

„Armer Kerl,“ meinte ich mitleidig, „er hat alſo wieder mit Nahrungsſorgen zu kämpfen.“

Eiſenkraut brummte vor ſich hin, als ſei ihm die Sache etwas fatal, er war ein wenig uniformſtolz. Endlich bemerkte er ironiſch: „Hm — ein bißchen doll is es wohl auch, direkt von der Kanzel zum Kognak überzugehen.“

„Lieber Eiſenkraut,“ erwiderte ich, „es wird wohl eiſerne Not geweſen ſein, jeder will eben doch leben. Vom Stabsoffizier zum

Weinreiſenden oder Verſicherungsagenten iſt ſchließlich auch nicht viel beſſer.“

„Vielleicht, magſt recht haben, Julius; ich halte das eine für ebenſo verfehlt wie das andere. Jedenfalls geht man aber bei ſolchem auffälligen Berufswechſel in die Fremde und läßt ſich nicht mit ſeinem Schnaps am ſelben oder am nächſten Orte nieder, an dem man noch eben das Kommando geführt oder gar das Wort Gottes verzapft hat.“

Während ich den Worten Eiſenkrauts nachdachte, ging mir plötzlich ein Licht auf. „Wie ich Kaufung kenne,“ ſagte ich raſch, „ſo kann es ſich hier nur um einen Akt ſeiner maßloſen Gereiztheit handeln. Er wollte wahrſcheinlich den Leuten wieder mal in ſeiner Weiſe auftrumpfen. Außerdem — wer weiß, ob er nicht als neugebackener Agent geradezu auf Bekannte angewieſen iſt.“

„Na, die Bauern ſchienen ihm doch nicht ſehr grün zu ſein.“

„Nein — allerdings nicht — aber —“

In dieſem Augenblick trat Kaufung herein und begrüßte uns — keineswegs verlegen — eher mit überlauter Herzlichkeit und mit einer Flut von gequält witzigen Phraſen, zu denen er immer wieder ſelbſt ſchallend lachte.

Eiſenkraut und ich ſahen uns währenddeſſen verwundert an.

War das unſer alter glänzender Kaufung? Schon äußerlich in ſeiner Kleidung, ſeinen Gebärden wie verwahrloſt, er, der ſonſt ſtets peinlich auf eine gewiſſe Form und Eleganz gehalten hatte — dazu ſein Geſicht, aufgedunſen und rot, ſein Blick unſtet und lodernd, auch ein wohl nervöſes Blinzeln hatte er ſich angewöhnt; wir waren tief erſchüttert über dieſes Bild des Verfalls.

Ich faßte mich zuerſt und ging ſcheinbar auf Kaufungs etwas ſchnoddrige Witze ein. Eiſenkraut ſchien ſich jedoch in ſeiner Uniform etwas zu genieren, vollends als Kaufung ihn im Äh-bäh-Jargon des Witzblattleutnants anzuöden begann.

Wir luden Kaufung ein, mit uns im Gaſthof zu eſſen, aber er erklärte großartig: „Oho, hier ſeid ihr meine Gäſte!“

Trotz unſeres Sträubens ging er hinaus, um der Schäfersfrau einige Weiſungen zu unſerer Bewirtung zu geben, auf die das alte kiffige Weib nur mit höhniſch unverſchämten Geldforderungen antwortete.

Wir verſtändigten uns ſchnell, daß wir auf keinen Fall dableiben wollten, und ich bat auch Eiſenkraut nochmals dringend, um Gottes willen den armen Kaufung nicht zu reizen oder ihm gar etwas übelzunehmen.

Unſer Freund kam wieder herein, und wir machten nunmehr aus, daß wir zuſammen im Gaſthof eſſen wollten.

Kaufung ſchien es plötzlich weniger ſchwer zu nehmen. Er meinte nur leichthin: „Kinder, ihr ſeht ja, wie es bei mir iſt. Auf euren Beſuch war ich nichts weniger als vorbereitet. Aber irgend etwas muß ich euch doch anbieten. Stoff habe ich nicht, Bier iſt rar und ſchlecht — ländlich, ſchändlich — aber wartet mal — halt hier — wozu ſind wir denn beim Kognakdiakonus!“

Er nahm eines der Probekiſtchen auf und reichte jedem von uns eine kleine Flaſche, auf der drei Sterne protzig prangten.

Zögernd nahmen wir ſie.

„So,“ fuhr er fort, „bedienen ſich die Herren Feldmarſchälle nur ſelbſt, Gläſer gibt's nämlich nicht, Korkzieher auch nicht — alſo Biwakſtil — Hälſe brechen!“

Er riß Eiſenkraut den Säbel aus der Scheide und köpfte eines der Fläſchchen. Natürlich ging es in Scherben, und der Inhalt ergoß ſich in die Stube.

Eiſenkraut holte ſchnell einen Korkzieher aus der Taſche und öffnete die Flaſchen, die uns Kaufung nochmals mit ſchwungvoller Geſte kredenzte, indem er ſagte: „So — nun bitte — kann der Guß beginnen, ſeine Nummer: es ſchienen ſo golden die Sterne — im Bau des Diakonus — zwei Freunde kamen von ferne — zum Kognak-Schlemmergenuß — notabene könnt's mit Verſtand ſaufen, Kinder, Flaſche fünf Mark fünfzig bei mir — Ladenpreis ſieben Mark. Und nun proſit! ſo, es lebe die Freundſchaft, die Freiheit und der Trotz: Proſt ex!“

Mit widerlichem Mißton ſtießen die Fläſchchen zuſammen, und wir tranken.

Kaufung leerte ſeine Buttel auf einen Zug und ſchmeckte ſchmatzend nach. Dann ſchwatzte er weiter: „Ah — wirklich exzellent, das Zeug! ja, Polen iſt noch nicht verloren. Und das nächſte Mal, wenn ihr mir wieder die Ehre gebt, ſetze ich euch gar echten Franzöſiſchen vor, Hennesſy — was ihr wollt, jawohl — nobel geht die Welt zugrunde!“

Wir dankten im voraus und lehnten auch weitere Fläſchchen, die uns Kauſung aufdrängen wollte, ab. Dann gingen wir in den Gaſthof und aßen dort in einem geſonderten Zimmer ganz einfach zu Mittag.

Unterdeſſen ſchwadronierte Kauſung, der uns wohl abſichtlich nicht zum Fragen kommen laſſen wollte, geradezu das Blaue vom Himmel herunter, ſprach prahlend von ſeinen glänzenden Ausſichten als Agent, renommierte mit ſeinem Umſatz, bot uns alles mögliche zur Beſtellung an: Anzüge, Tabak, Zigarren, Linoleum, Lexika, Wein und Kognak, auch verſichern wollte er uns.

Als wir höflich ablehnten, und ich bemerkte, daß wir doch eigentlich zu ihm gekommen ſeien, um alte Erinnerungen auszutauſchen, aber nicht um ihm Aufträge zu geben, ſchien er verſtimmt zu werden und ſchwieg.

Vorſichtig fragten wir endlich nach ſeinem perſönlichen Wohlergehen.

Sofort kam er jedoch wieder ins Renommieren und erklärte: es ſei ihm niemals beſſer gegangen als jetzt, das Schulmeiſter- und Theologenleben ſei ein Sklavenjoch gegen die jetzige Freiheit, die er ſich nun endlich erkämpft habe.

Wie von ungefähr ſtellte plötzlich Eiſenkraut die delikate Frage, wie er eigentlich dieſe Freiheit erlangt habe.

Kauſung zuckte erſt unwillig zuſammen, dann ſteckte er ſich haſtig eine neue Zigarre an und begann ebenſo haſtig wie aufgeregt zu erzählen: „Alſo wie ich Kognakdiakonus wurde, wollt ihr wiſſen? Hm, das iſt im Grunde eine ganz witzige Geſchichte. Nachdem mich die Gemeinphiliſter in Güttenfelde hinausgeekelt hatten, weil ich den todeswürdigen Einfall gehabt hatte, als geweihter Diakonus eine junge Dame liebenswert zu finden, erholte ich mich erſt etwas von dem Schrecken dieſes Anathemas im Fichtelgebirge und kam dann hierher zum Paſtor Fritzſch, einem ſoweit ganz guten alten Gurkenzüchter, aber weiter auch nichts. Ich half dem hirnloſen Salbader nach Kräften im Predigen, füllte ihm die leere Kirche nach und nach wieder, beſorgte ſeine Schreibereien und begoß ihm ſogar amtsbrüderlich ſeine Miſtbeetgurken. Soweit ging auch alles ganz ſchön. Nur eins verſah ich: nämlich ich ſchnitt ſeinen drei Töchtern zu wenig die Cour — ja, ich dachte ſogar nicht einmal im Traume daran, eine davon zu heiraten, denn erſtens ſind ſie häßlich wie die Nacht, auch iſt jede ſchon zwei- bis dreimal neunundzwanzig geweſen, endlich — bin ich — na — das geht ja keinen was an. Dieſe meine unvikarmäßige Aufführung war nun der alten Paſtorin, einem Ideal von Schwiegermutter und Hausdrachen, ein geheimer Kummer und großer Stein des Anſtoßes. Erſt lockte ſie mich mit ſüßen Flötentönen vergebens, dann ſtrafte ſie mich zur Vergeltung überall mit ihrem guten Rat, namentlich wenn ich ihn gar nicht brauchen konnte. Auf die Dauer wurde mir das doch zu bunt, und bei einer Pfarrredoute platzte endlich auch die Bombe. Ich tanzte erſt gar nicht, wie gewöhnlich — mein letztes Herrnhuter Erbſtück —, dann machte ich mir plötzlich den Ulk, eine ganz hübſche dralle, auch reiche Bauerntochter ein bißchen zu ſchwenken. Das ärgerte die alte Paſtorſchraube gewaltig, pfauchend ſteuerte ſie auf mich los und meinte ſo recht liebenswürdig niederträchtig, ich möchte doch ein wenig an meine morgige Predigt denken. Ich erwiderte perfide: ich lernte leicht und hätte es, Gott ſei Dank, nicht nötig, wie ihr lieber Mann ſchon Freitagvormittag mit dem Auswendiglernen zu beginnen. Wie ein kollernder Puter trollte das Paſtorweibchen beleidigt ab, und ich tanzte nun erſt recht los. Schließlich kam der Paſtor ſelbſt, natürlich im höheren Auftrag, und redete mir nochmals dringend zu, das Lokal zu räumen; er werde jetzt auch gehen mit ſeiner Familie. Ich dankte höflich und wünſchte ihm eine recht geruhſame Nacht. Da wurde er empfindlich, nannte mich einen unüberlegten jungen Tollkopf, der ſich durch ſeinen Trotz noch um Ehre und Zukunft bringen würde und der jedenfalls nicht wiſſe, was ſich für einen Geiſtlichen gezieme. Kinder, da ritt mich der Teufel, und ich erklärte ihm kaltlächelnd, dann hätte ich die Ehre, ein Amt, für das ich nicht paſſe und das ich entwürdige, ſchleunigſt niederzulegen; ja, ich bedauerte zugleich, ſchon am folgenden Sonntag nicht mehr predigen zu können. Der Alte machte ein Geſicht wie 'ne Gans, wenn's donnert, dienerte verlegen und ging. Seine extemporierte Predigt am nächſten Tage ſoll höchſt komiſch ausgefallen ſein, leider war ich nicht darin. Mit meiner Verabſchiedung, die umgehend beſtätigt wurde, war übrigens der Grimm der Paſtorleute nicht beſänftigt. Man ſuchte mich auch aus der Gegend fortzugraulen mit allen Mitteln; ich ging aber nicht, zog vielmehr hierher ins Unterdorf und begründete mein Geſchäft, das, wie ihr ſeht, gerade im Aufblühen begriffen iſt. Gar mancher Bauer, der dem Pfarrer gram iſt, hat mir ſchon ein Faß Spiritus oder ein paar Flaſchen Kognak abgekauft. Sie nennen mich den Kognakdiakonus — ganz witzig — ich lache darüber — und bleibe. Jawohl, vom Platze weiche ich nicht, nun gerade nicht, und wenn ſie mir das Schlimmſte dort antun. Mir iſt jetzt alles Wurſcht, lieber verenden als vom Platze weichen. Und wenn die Bande ſich grün und gelb ärgert, ich halte aus. Ja, ſobald mein Schwager mir das nötige Kleingeld ſchickt und — der gute Kerl hat mich noch nie ſitzen laſſen — dann geht's im großen los, pah — dann baue ich ihnen am Ende noch eine Schnapsdeſtille direkt vor die Naſe, am liebſten vis-a-vis vom Pfarrhaus. Proſit, es lebe die Freiheit, der Trotz und der Kognak!“

Gellend lachte er auf, hob das Glas und trank es in einem Zuge leer.

Mit geheimem Schauder tranken wir ihm beide zu — denn wir fühlten ſehr wohl, daß Kauſungs ſcheinbar ſo ſiegesgewiſſe Stimmung eine erzwungene, bittere Lüge, eine tragiſche Ironie war.

Eiſenkraut wie mir lagen noch viele Fragen auf der Zunge, vor allem hätte ich Kauſung gern gefragt, ob und wie er es fertig gebracht habe, ſich mit ſeiner religiöſen Überzeugung, die mir früher ſo echt vorgekommen war, ſo ſchnell auseinanderzuſetzen; aber ich fürchtete mich, ihn in dieſer wüſten Stimmung auf ein ſo heikles Thema zu bringen. Es wären nur neue Lügen dieſer erſten gefolgt, ja ohne allerlei Zynismen wäre es ſchwerlich abgegangen.

Auch äußerlich ſchien Kauſung überdies immer aufgeregter zu werden.

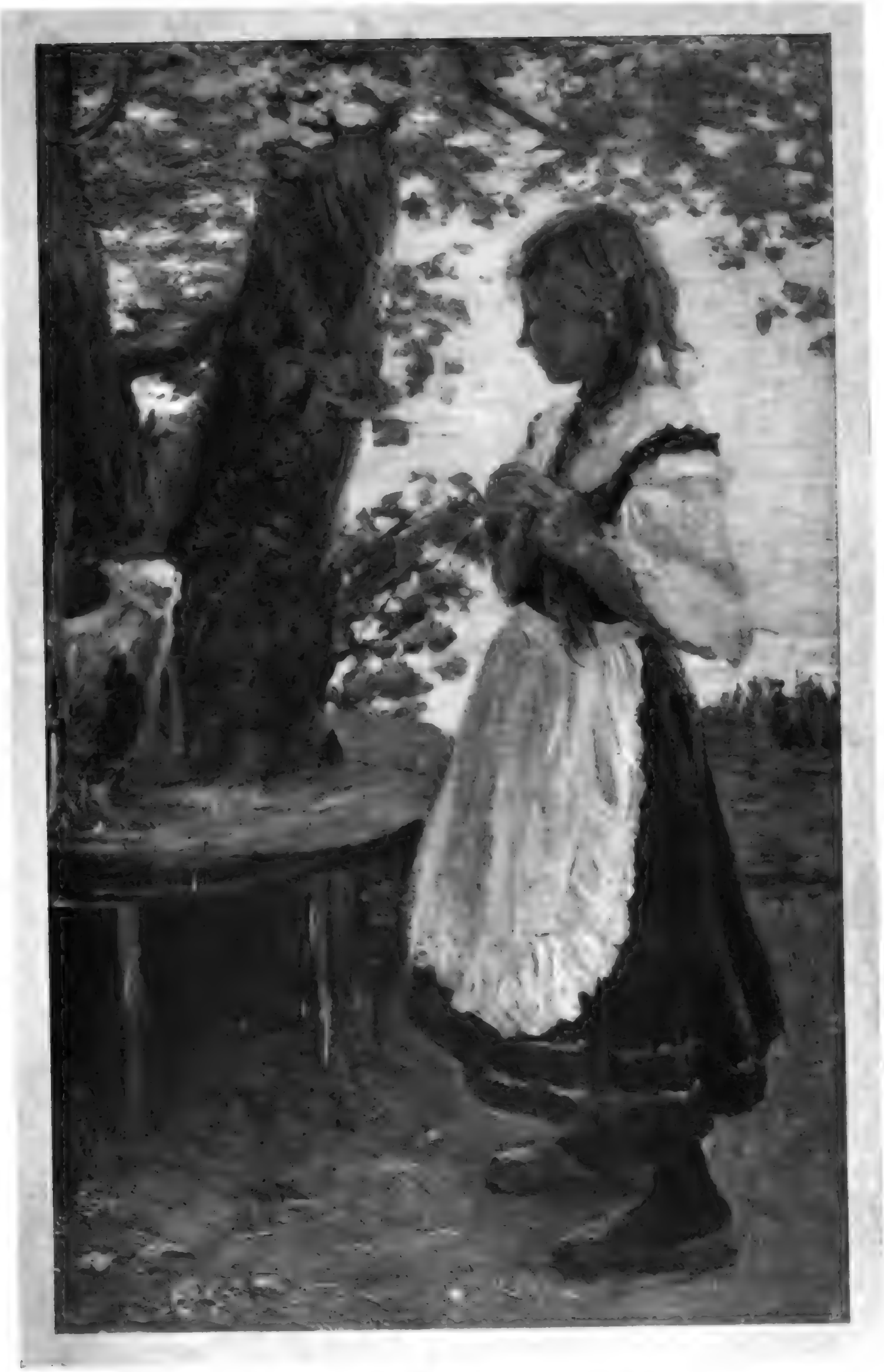
Erſt als Eiſenkraut, nur um irgend etwas zu reden — möglichſt harmlos — zu ihm ſagte: „Ich beneide Sie um Ihre Zuverſicht und Siegesgewißheit,“ da ward Kauſung plötzlich ernſt und ſchwieg trotzig.

Das Wort ſchien ihn verletzt oder ihm verraten zu haben, wie wenig wir ihm glaubten — kurz, ſeine Stimmung ſchlug völlig um.

Wir lenkten beide ſofort ein — vergebens, es war nichts mehr aus ihm herauszubringen.

Eiſenkraut ging für eine Weile hinaus, wohl um anſpannen zu laſſen. Kauſung und ich blieben allein, und da glaubte ich es unſerer alten Freundſchaft doch ſchuldig zu ſein, meinen unglücklichen ehemaligen Kameraden und Kollegen vor dem Abgrund, auf den er unaufhaltſam zuſteuerte, zu warnen. Mit bittender Stimme begann ich: „Fritz — nur noch ein Wort unter vier Augen. Du nannteſt mich einmal deinen Freund, du wirſt mir alſo ein offenes Wort und eine ehrliche Bitte nicht verargen. Du mußt heraus aus alle dem Wuſt hier und aus deiner nervöſen Verbitterung. In wenigen Tagen iſt unſer Manöver zu Ende, und ich gehe wieder nach Lichterfelde an unſer Inſtitut zurück. Ich hab' dort eine hübſche, ſtille Wohnung. Tu mir die einzige Liebe und komme jetzt für ein paar Wochen zu mir auf Beſuch. Schüttele nicht den Kopf. Du brauchſt unbedingt Erholung. Du biſt ja völlig herunter mit deinen Nerven. Sieh, ich mein's gut mit dir, und gerade darum muß ich dir offen ſagen: der Weg, den du jetzt eingeſchlagen haſt, iſt falſch! Ich bin ja kein Kaufmann, aber ſo viel weiß ich auch, daß kein Agent in einem ſolchen Neſt wie hier in die Höhe kommen kann, und wenn es der geriſſenſte Geſchäftsmann wäre, der du ſicher nicht biſt und niemals wirſt. Lieber alter Junge, ſei mal vernünftig. Du haſt ſchwere Zeiten hinter dir und vielleicht auch vor dir, da brauchſt du Kraft und Friſche — die findeſt du hier nie. Alſo komm erſt mal hier heraus, dann ſehen wir weiter. Ja — willſt du? Tu mir die Liebe!“

Kauſung ſchwieg und ſah mich nur mit ſonderbar wechſelnden Blicken an. Seine Augen leuchteten noch immer, als wollte die verhaltene innere Erregung weiter aus ihnen hervorflackern, dann aber begannen ſeine Pupillen matter zu werden; es war, als ob aufſteigende Tränen ſie verſchleierten.



Max Fabian: Zwiegespräch.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Noch einmal wollte ich ihm zureden, doch er wehrte müde mit der Hand ab und ſagte mit leiſe bebender Stimme: „Laß nur, laß, Julius! Ich weiß ſchon genug. Weiß ja ſelbſt recht gut, daß alles nur eine ekelhafte Komödie iſt, meine ganze Aufmuckerei. Dir kann ich's ja offen ſagen, vor Eiſenkraut habe ich mich geſchämt: ich bin ſo ungefähr am Ende. Mit der Kognakſchweinerei verdiene ich nicht mal den Unterhalt und muß dafür noch auf dem Bauche kriechen vor den Bauern wie jeder Judenſchnorrer, nur damit ſie mir das Dreckzeug abnehmen, denn Dreckzeug iſt es meiſtens, was ich ihnen da aufhalſe. Die Sternennummer kauft ja keiner, höchſtens hier und da mal ein Wirt als Renommierflaſche fürs Büfett. Der einzige Genuß iſt nur dabei, daß ich dieſe hochnäſige Paſtorſippe ärgern kann und dem Schwiegervater in spe beweiſe, daß ich auch anders kann, als anderen nur immer die Mores zu lehren, die ich ſelber nicht habe. So witzig beliebte ſich der wackere Herr nämlich auszudrücken, als ich ihm den Bettel vor die Füße ſchmiß."

„Fritz," bat ich von neuem, „ſo gib es doch nun auf. Wem tuſt du denn mit deinem — verzeih' — kindiſchen Trotz — mit deinem bitteren, ſchmachvollen Hungerdaſein einen Gefallen?"

„Du haſt ja recht, Julius, aber — es geht diesmal nicht — nein, laß mich vor die Hunde gehen — ich verdien's nicht anders —"

„Menſch, ſchäme dich! Hundert andere Wege ſtehen dir offen, mit deinen reichen Gaben. Werde doch wieder Lehrer oder Journaliſt. Jedenfalls haſt du kein Recht, zu verzweifeln."

„Gib's auf, mich zu retten, Julius, ſchlechtes Geſchäft!"

„Nein, ich bitte dich inſtändigſt, nicht nur um meinet- und deinetwillen — auch, Fritz, verzeih' meine Offenheit — um des einzigen Menſchen willen, den du lieb haſt."

Kaufung blickte trotzig auf und ſchwieg.

Nach einer angſtvollen Pauſe begann ich von neuem: „Fritz, laß uns nicht im Groll ſcheiden."

„Nein, das nicht. Du hätteſt es wahrlich nicht verdient. Ich danke dir, Julius, danke dir auch, daß du mich an ſie erinnert haſt, die allein mich bis jetzt im Leben hielt. Du kennſt ſie nicht, das tapfere kleine Ding, das trotz aller elterlichen Quälereien feſt zu mir hält. Aber wenn du ſie kennteſt — nein, in dieſer Bude — nach dieſer ekelhaften Szene ſoeben, auch nur ihren Namen zu nennen, wäre Blasphemie. Später einmal vielleicht."

„Ja, gern. Willſt du mich alſo beſuchen, Fritz?"

„Vielleicht, aber nicht eher, als bis ich mich aus dieſem Schmutz wieder mit eigener Kraft emporgearbeitet habe."

„Und die Hand darf ich dir dabei nicht reichen?"

„Nein — diesmal nicht. Ich muß erſt vor mir ſelber Achtung bekommen, ehe ich eines anſtändigen Kerls Hilfe annehmen darf, und das kann lange dauern."

„Fritz, ſei kein Narr; bin ich darum anſtändig, weil es mir beſſer geht als dir?"

In dieſem Augenblick trat Eiſenkraut wieder ein und mahnte zum Aufbruch. In etwas gedrückter Stimmung nahmen wir vom Kognakdiakonus Abſchied.

Als ich, von innerer Unruhe getrieben, gegen Ende des Manövers Kaufung noch einmal aufſuchen wollte, traf ich ihn nicht mehr an.

Die alte Schäfersfrau erklärte auf meine Frage brummig: „Er is furtgemacht — wohien — weeß ich nich. Aberſt was gehatt muß er han, denn bezahlt hat er alls, und die Schnapsbutteln hat er ooch nich mitegenummen!"

Kaufung war alſo wieder abſichtlich ins Dunkle hinabgetaucht.

* * *

Abermals gingen Jahre ins Land, und ich hörte nichts von Kaufung. Vergeblich hatte ich anfangs ſeinen Beſuch erwartet, dann gab ich jede Hoffnung auf ein Wiederſehen auf, zumal mir Rex ſchrieb, es gehe das Gerücht in ſeinen Bekanntenkreiſen, Kaufung ſei nach Mexiko ausgewandert.

Ich fiel daher wie aus den Wolken, als ich während meines Sommerurlaubs, den ich in Sils Maria verbrachte, wie zufällig die Kurliſte zur Hand nehme und auf den Namen Fritz Kaufung ſtoße. Aroſa ſtand dahinter, Stand und Beruf waren nicht angegeben. Sollte es vielleicht nur ein Namensvetter meines unglücklichen Freundes ſein?

Eilends begab ich mich auf die Suche, doch ich kam zu ſpät, der Träger des Namens war bereits vor zwei Tagen abgereiſt.

Enttäuſcht und mißgeſtimmt kehrte ich in mein Hotel zurück, aber bald jubelte ich auf vor freudiger Überraſchung. Der Portier gab mir einen Brief, der Kaufungs Handſchrift trug.

Schnell riß ich ihn auf. Auch er hatte mich, ſchrieb er, in der Kurliſte entdeckt und ſei zuerſt vor mir ausgerückt — nun aber wünſche er mich doch ſehnlichſt zu ſprechen; er müſſe halten, was er mir vor Jahren verſprochen habe, und ſich auch allerlei von der Seele reden. Er bäte mich, nach St. Moritz zu kommen, da er ſich nach ſeinem plötzlichen Abſchied nicht gern wieder in Sils blicken laſſen wolle.

Natürlich ging ich noch am ſelben Tage freudigen Herzens nach St. Moritz hinab und traf Kaufung gerade, als er ſeinen Abendſpaziergang antreten wollte. Nun gingen wir zuſammen.

Unſer beider Freude war groß — aber trotzdem konnte ich eine gewiſſe Befangenheit nicht ganz bewältigen, da Kaufung ſo völlig ein anderer geworden zu ſein ſchien.

Nicht nur im Äußeren — er hatte wieder etwas vom eleganten Gentleman angenommen —, auch im Inneren mußten gewaltige Veränderungen bei ihm vor ſich gegangen ſein.

Eine ſouveräne Ruhe, eine faſt überirdiſche Milde ſprach aus ſeinen Mienen, waltete über ſeinem ganzen Weſen, das etwas Neues, Sympathiſches, jedenfalls verblüffend anderes hatte als früher.

Unwillkürlich ſchoß es mir heraus: „Sag' mal, biſt du wieder Geiſtlicher geworden?“

Kaufung lächelte ein wenig und antwortete: „Nein, Lieber, ſo weit hab' ich's nicht wieder gebracht. Ich bin ein armer Schulmeiſter geblieben, nebenbei habe ich meiner alten Liebe gehuldigt, oder richtiger im Tagelohn gefrönt, der Muſik.“

„Das freut mich — und nicht wahr, ſie hat dir Glück gebracht?“

„Wie man's nimmt, Julius. Sie gab mir bisweilen Troſt in ſchweren Stunden und hat mich mit dem anderen vor dem gemeinen Hunger geſchützt.“

„Verzeih' — aber nach Hunger ſiehſt du wirklich nicht aus.“

Wieder lächelte Kaufung eigentümlich in ſich hinein und ſchwieg einige Zeit, dann begann er leiſe: „Wäre ich in Mexiko nicht innerlich am Verhungern geweſen — kannſt mir glauben, ich wäre drüben geblieben. Sonſt hatte ich's gut, du haſt recht. Mein Schwager hat ſich meiner angenommen, und da man dort nur gelten läßt, was einer kann, und nicht danach fragt, was einer ehedem nicht gekonnt, ſo hatte ich's gut; hatte Arbeit übergenug und Anerkennung genau ſo viel wie Lohn. Das bißchen hat man dort gegen hier voraus.“

„Und was trieb dich zurück?“

„Ich ſagte dir ja, der Hunger, der Hunger nach unſeren Menſchen, nach unſerer Kunſt und unſeren Idealen, vor allem der Hunger nach unſerer Liebe, den mir der Dollar nicht ſtillen konnte.“

„Alſo Heimweh, ich verſtehe. Aber du wirſt doch wohl wieder zurückgehen, oder willſt du nun in Deutſchland bleiben?“

„Nein, Julius, weder das eine noch das andere.“

„Weder das eine noch — Nun, ſo bleibſt du hier in der Schweiz; haſt vielleicht recht, als Lehrer zumal —“

„Ob ſie mich hier oder in Pontreſina oder drüben in Aroſa verſcharren, iſt mir gleich, am liebſten läge ich hier oben hübſch ſauber zwiſchen Fels und Eis.“

„Menſch — rede nicht ſo läſterlich — du denkſt doch nicht etwa —“

„Julius — nicht ſo, bitte nicht — ich habe dich gerufen —“

„Doch nicht, um von mir Abſchied zu nehmen — Fritz — es iſt doch nicht dein Ernſt?“

„Doch — aber bitte, laß mich ruhig ausreden — zum Anhören hab' ich dich gerufen — willſt du mir dieſen Liebesdienſt tun?“

„Ja, ich werde dich nicht mehr unterbrechen — verzeih', Fritz.“

„Lieber — ich habe nichts zu verzeihen, ich habe nur zu danken, daß du nach all meiner früheren Undankbarkeit doch noch gekommen biſt. Und nun — halt — da oben iſt eine Bank mit einer Ausſicht auf den See — da plaudert ſich's gut, da ſollſt du alles hören, auch das, was ich dir vor Jahren ſchuldig blieb."

Bald waren wir angelangt, und Kauſung begann leiſe und langſam zu berichten, während die Sonne mit ihren letzten, müden Strahlen über die kahlen Zacken der Bergrieſen in das ſtille Tal hinabblinzelte.

„Ich weiß, daß du über den Anfang meiner traurigen Geſchichte unterrichtet biſt, denn du ſelbſt haſt den wüſten Geſellen, der ich als Kognakdiakonus war, an das einzige Weſen erinnert, das ihm damals und heute noch heilig iſt — Ellinor. Als törichte Kinder — trotz meiner Jahre war auch ich's dazumal in Güttenfelde — haben wir uns liebgewonnen. Als zwei Unglückliche haben wir es büßen müſſen und voneinander nicht laſſen können. Jetzt wollen wir als zwei treue Kameraden zuſammen von dieſer Erde gehen, da wir auf ihr zuſammen nicht leben können. Fahr' nicht wieder auf, Lieber — hör' mich an — wir ſind längſt keine ſentimentalen Kinder mehr — wir ſind zwei todmüde Streiter, die am Ende ſind — mit allem! Vielleicht weißt du, daß ich vor Jahren ſchon zweimal vergeblich um Ellinor angehalten habe, einmal leider als dummer Junge und einmal vor einigen Jahren von Mexiko aus. Ruhig — es iſt nichts zu verwundern, es iſt alles ſo einfach, ſo grauſam einfach. Wir haben trotz allen Verboten, Schikanen und Quälereien treu zueinander gehalten und uns Briefe geſchrieben, die uns das Leben waren. Ellinor hielt mich mit ihrer grenzenloſen Geduld, ihrer wundervollen Seelengröße vor jeder Verzweiflung zurück, und ich — nun, ich arbeitete eben drauflos — für unſere Zukunft. Da — vor einem halben Jahre ſtarb der Vater. Ich will nichts über ihn ſagen, er iſt Ellinors Vater, ſie hatte ihn lieb trotz aller ſeiner Härte — ich hatte ja den meinigen auch lieb — zu lieb vielleicht. Die Verhältniſſe, in denen Ellinors Mutter und Geſchwiſter zurückblieben, waren nicht glänzend. Ich ſchrieb an die Mutter und bot ihr meine Hilfe an; nicht mehr ſo hochmütig, aber ebenſo ablehnend wie früher ward mir geantwortet. Da raffte ich mich auf, ordnete meine Verhältniſſe in Mexiko und reiſte nach Deutſchland, um Ellinor vor die Entſcheidung zu ſtellen, dauernd zwiſchen der Mutter und mir zu wählen. Als ich kam und vorgelaſſen zu werden bat, wies mich die Mutter mit der Begründung ab: Ellinor ſei recht krank und müſſe vor jeder Aufregung bewahrt werden. Ich hielt es für einen Vorwand, ich ſuchte Ellinor aufzulauern — vergeblich! Ich erfragte endlich ihren Arzt, und — Julius — es war Wahrheit — grauſame Wahrheit! Ellinor war lungenkrank. Mein letztes, was ich auf Erden hatte, mein einziges ſollte ich hergeben — ſtumm — ohne Erbarmen — ohne Gnadenfriſt. Was dann geſchah — Lieber — erlaß es mir — es war bitter, bitterer als du denken kannſt — aber ich kam zu ihr, und wir ſind Brautleute geworden — nicht nur vor Gott, auch vor den Menſchen. Drüben in Aroſa haben wir unſeren Liebesfrühling miteinander geträumt, es war ein kurzer Traum. Aber wir wiſſen, daß er ſich erfüllen wird — unſere Seelen werden ſich nicht wieder verlieren, ſo weit und endlos auch das Jenſeits ſein mag."

Ich ſchwieg erſchüttert und reichte Kauſung zuckend die Hand — dann, nach langer Pauſe, wagte ich ſchüchtern zu fragen: „Und iſt ſie erlöſt?"

„Nein — noch nicht. Vor zehn Tagen haben ſie Ellinor nach der Heimat zurückgebracht, gegen ihren, gegen meinen Willen — wozu die Qual? Und nun irre ich hier zwiſchen den Bergen umher und warte — warte auf meinen Ruf!"

„Worauf — ich verſtehe dich nicht —"

„Auf meine Erlöſung — wir haben uns Treue gelobt bis ans Ende — verſtehſt du mich nun?"

„Ich habe alſo vorhin recht vermutet, du willſt —?"

„Ja, ich will!" Feſt und feierlich klangen ſeine Worte durch die Abendſtille. Wieder ſchwiegen wir lange.

Dann begann ich abermals: „Fritz — ich ehre deine Treue — aber haſt du ein Recht gerade dazu?"

„Lieber — ich habe es."

„Du wähnſt es zu haben — niemand hat es, der noch wirken kann."

„Ich kann es nicht mehr — ohne ſie."

„Das — verzeih', ich will dir wirklich nicht wehe tun — aber das hat ſchon mancher geſagt, der vielleicht gleiche Gründe hatte wie du und weniger Gaben, weniger Gelegenheit zur befreienden, erlöſenden Tat — Fritz, runzle nicht die Stirn, denke nicht, der hat gut reden — nein, armer Junge, mir geht dein Weh zu Herzen, als wär's mein eigenes. Und doch — du darfſt dich nicht werfen laſſen, du darfſt nicht!"

„Warum nicht? Wenn es mich innerlich treibt, mein Daſein harmoniſch mit einem anderen zu ſchließen, das der letzte Inhalt des meinen war."

„Fritz — er kann es auch bleiben, wird es bleiben, wenn du lebſt und kämpfſt wie ein Mann! Sie hat gerungen und alles getragen — ein armes Mädchenherz ganz allein all die einſamen Jahre hindurch in einer Welt von Widerwärtigkeit — ſie war ſo tapfer, und du — Fritz, verzeih' — du willſt feige ſein?"

„Das tut weh, Julius, aber ſei's drum — ſchließlich haſt du recht: ich bin vielleicht nicht mehr tapfer, weil ich müde bin, weil ich mein halbes Leben umſonſt tapfer war, immer auf falſchem Poſten. Nun endlich habe ich die alten Scharten ſo leidlich ausgewetzt; mir neue zu ſchlagen, erlaß mir! Jetzt will ich nur noch lernen, dem Tod ruhig ins Auge blicken, das iſt auch etwas, meinſt du nicht?"

„Sicherlich, ich hab's noch nicht verſucht; aber ich glaube, es iſt viel. Und doch, Fritz, wenn du jetzt dem Leben ins Antlitz zu ſchauen wagteſt — Fritz, mein lieber Fritz, das wäre mehr, viel mehr, das wäre vielleicht das Größte, was ein armſeliger Menſchenheld vermag."

„Ich bin kein Held, war's nie. Konnte nur opfern, nie erobern, nachgeben immer, nie behaupten."

„Gut, ſo gib auch jetzt nach, opfere dich deinen Mitmenſchen, wie Ellinor ſich dir geopfert hat."

„Wenn ich's nur könnte, Julius — wie gern! Wäre ich noch der Künſtler, der vor Jahren in mir ſtarb, ich wollte auch ihr Andenken ehren."

„Er ſtarb nicht, Fritz, ſicher nicht! So etwas kann ja nicht ſterben; wecke ihn nur mit deinem Leid, und er wird dir helfen, es zu überwinden."

„Das iſt vorbei, mein Alter, ich hab's verſucht, oft und immer wieder — dort drüben hatte ich Zeit, da war's einſam! Einſamkeit ſchenkt Größe, Licht und Wahrheit; mir aber gab ſie nur noch die letzte, und dieſe Wahrheit war unerbittlich. Ich kann nur noch Stunden geben — ein und auch zwei Dollar das Stück — und dann meinen Jammer in Tönen beſingen, die niemandem neu ſind, nicht einmal mir ſelber, das iſt alles!"

„Fritz, du frevelſt an dir —"

„Nein, Lieber, ſondern ich habe endlich, endlich aufgehört, mich und andere zu belügen!"

Haſtig war er bei dieſen erregten Worten aufgeſprungen und wollte forteilen.

Ich ſtürzte ihm nach und hielt ihn feſt; da faßte er ſich mühſam und ſagte: „Laß, laß, mein Alter — wir wollen ſo nicht ſcheiden — auch ich brauche meine Ruhe, und du haſt es erſt recht nicht um mich verdient, daß ich dich um die deinige bringe. Ja, komm, laß uns friedlich zu Tal ſteigen, es wird kühl hier oben."

Und wir ſtiegen hinab, während die Dämmerung ſank.

Unten bat ich ihn dringend, bei ihm bleiben zu dürfen in den ſchweren Tagen; er ſchlug es mir ab, ruhig, aber beſtimmt.

Dann küßten wir uns ſchweigend und ſchieden — für immer.

— — — — — — — — — — — — —

Eine Woche darauf verunglückte Fritz Kauſung am Morteratſchgletſcher. Man fand ihn nicht, er lag wohl, wo er liegen wollte, ſauber zwiſchen Fels und Eis. — —

Als ich heimkam, ſuchte ich mir ſein ſchönſtes Jugendbild hervor und ſchmückte es mit einem ſchlichten Immortellenzweig. — Wie gern hätte ich Lorbeer gewählt!

Bergſturzgebiet bei Elm mit Sardona, Mörderhorn und Tſchingelhörnern.

Das Sernftal und seine Bewohner

Kulturhistorische Skizze

von

Ernst Stöckhardt

(Nachdruck iſt unterſagt.)

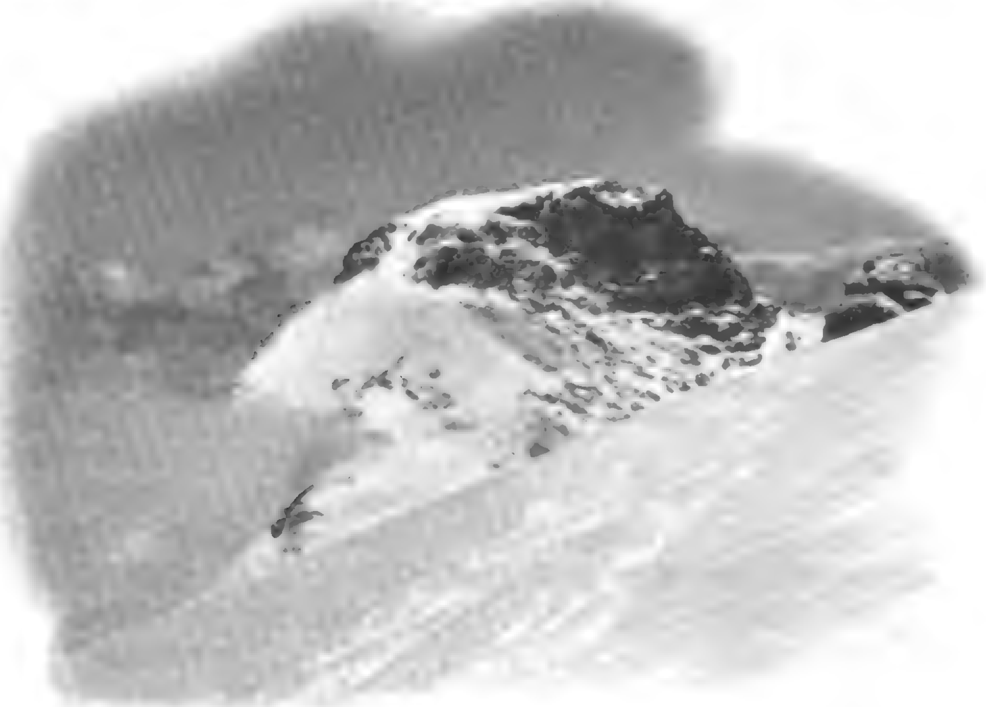
„Auf den Bergen iſt Freiheit!“ Als Friedrich Schiller in ſeiner unvergänglichen „Braut von Meſſina“ dieſe Sentenz Berengar in den Mund legte, hatte er ſicherlich die einſamen Hochgebirgszüge der Alpen im Sinn, „wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual“. Gibt es auch dort, wohin ich den freundlichen Leſer heute führen will, noch genug der Qual — wie überall —, ſo iſt es doch das Land, wo die freiheitliche Selbſtregierung des Volkes in ſo vollkommener Weiſe durchgeführt iſt wie nirgends ſonſt, das kleine, aber hochintereſſante Glarnerland.* Hier iſt die oberſte Legislative und Wahlbehörde die Landsgemeinde, d. h. die Verſammlung aller ſtimmfähigen Bewohner des Kantons. Vorberatende Behörde iſt der aus ſiebzig, durch die Gemeinden gewählten Mitgliedern beſtehende Landrat, vollziehende und verwaltende der aus ſieben Mitgliedern beſtehende Regierungsrat, deſſen Präſident den Titel Landammann führt. Die Gerichtsbarkeit wird durch ein Zivil-, ein Kriminal- und ein Augenſcheingericht ausgeübt, über denen der Appellhof als Obergericht ſteht. Alle Beamte in Staat und Gemeinde, Geiſtliche und Lehrer inbegriffen, werden je nach drei Jahren der Wiederwahl unterworfen — und wiedergewählt, wenn nicht ganz triſtige Gründe dagegen ſprechen, eine Einrichtung, die ſich als durchaus zweckmäßig bewährt hat. Die Autonomie der Gemeinden iſt in weitgehendſter Weiſe entwickelt, ſo daß eine jede ein ſelbſtändiges kleines Gemeinweſen für ſich bildet, und in Gemeinde und Staat ſtehen dem einzelnen Bürger alle nur wünſchbaren

---

* Vgl. „Führer für Glarnerland und Walenſee.“ Herausgegeben vom Verkehrsverein des Kanton Glarus, verfaßt von Dr. Ernſt Buß. Glarus 1895.

Rechte (Antragſtellung, Initiative, Rekurs uſw.) offen, ſo daß der Gedanke der Freiheit des einzelnen, der Gemeinde und des Volkes von unten bis oben im vollſten Umfange tatſächlich verwirklicht iſt.

Ein freieres Volk als das Glarnervolk gibt es nicht. Es iſt jedem politiſchen und ſozialen Fortſchritt zugänglich, ja in manchem ging die Glarner Landsgemeinde bahnbrechend voran, wie ſie das erſte Arbeiterſchutzgeſetz in Europa geſchaffen hat. Heute iſt der kleine Kanton eines der blühendſten Gemeinweſen der Eidgenoſſenſchaft. Seine Hauptbeſchäftigung iſt die Induſtrie. Mehr als die Hälfte der Geſamtbevölkerung iſt in über achtzig Fabriken beſchäftigt, ein höherer Prozentſatz als ſelbſt in England. Obenan ſteht die Textilinduſtrie und als Spezialität die Handdruckerei, d. i. die Fabrikation von ſogenannten Türkenkappen (Fez), von bunten Turbanen und ſchleierartigen Kopftüchern, mit welchen im Orient die Männer den Kopf ſchmücken, die Frauen ihr Antlitz verhüllen. Glarus macht in dieſer Spezialität dem fernen Morgenlande die Mode. Der nur 38000 Einwohner, meiſt Proteſtanten, zählende, 13½ Kilometer umfaſſende Kanton beſteht aus zahlreichen ſterilen Gebirgsſtöcken und einigen wenigen Hochtälern, in denen großartige Fabrikanlagen überraſchen. Das einzige ebene Wieſental des Kantons, vom grünen Linthfluß durchſtrömt, iſt von freundlichen Ortſchaften mit hübſchen, meiſt ſpitztürmigen Kirchen belebt, beiderſeits aber ragen ſchroffe, kahle Felsgebirge, ohne Vorberge vom Talboden aufſteigend, bis zu der koloſſalen Höhe von 2920 Metern (Ruchen-Glärniſch), während ſich am mittäglichen Talſchluß die impoſante Tödigruppe gar bis zu 3623 Metern erhebt. Dort, im Örtchen Linthtal, wo das weltbekannte Bad Stachelberg liegt und die neue großartige Kunſtſtraße über den 1952 Meter hohen Klauſenpaß nach Bürglen an der Gotthardroute beginnt, endet die Eiſenbahnlinie, welche bei Weeſen in die von Zürich nach dem Rhein über Sargans führende Bahn einmündet. Wenige Stationen rückwärts, juſt in der Mitte zwiſchen dem ſtattlichen, ehrwürdigen Glarus und Linthtal, liegt in weitem, von hohen Gebirgsſtöcken umrahmtem Talkeſſel das überaus maleriſche Schwanden, die größte Ortſchaft des ſogenannten Hinterlandes, wo der wilde Sernſbach in die toſende Linth einmündet und das Sernſtal, auch Kleintal genannt, beginnt. Eine Wanderung durch den Ort zeigt wenig Bemerkenswertes; die wenigen Menſchen auf den engen Straßen, in unſchöner ſtädtiſcher Kleidung, erregen kein Intereſſe. Leider iſt im Glarnerland eine



Der Hausſtock bei Elm (3156 m).

Digitized by Google

eigentliche Nationaltracht nur ſelten zu finden. Es iſt, wie wenn der grandioſe Ernſt der Natur ringsum auf die Gemüter der dort hauſenden Menſchen niederdrückend eingewirkt und ihnen den Geſchmack an farbenfreudiger Nationaltracht geraubt hätte. Einige große Fabriken am Ausfluß des Sernfbaches in die Linth am Fuße des Kärpfſtocks beeinträchtigen die Schönheit dieſes Talwinkels nur wenig. Das Kärpfſtock-Gebiet, welches ſich von Schwanden bis Elm ſüdlich des Sernfbaches hinzieht, erfreut ſich von alters her des ſeltenen Ruhmes, als Paradies für die Gemſen gelten zu dürfen. Seit dem ſechzehnten Jahrhundert hat die Landsgemeinde nachgewieſenermaßen dem Kärpfſtock ſeinen Charakter als „Freiberg“ zu wahren gewußt und trotz aller gegenteiligen Verſuche der Jäger und Alpbeſitzer verhindert, daß durch Öffnung des Gebietes für die allgemeine Jagd der dortige Wildſtand dezimiert werde. Nach einer alten Beſtimmung war gegenüber dem ſtrengen Jagdverbot im Freiberg einzig die Ausnahme feſtgeſetzt, daß jedem Hochzeiter auf Verlangen zwei Gemſen gegeben werden. Außerdem durfte für den jeweiligen Landammann durch einen ſogenannten Freibergſchützen jährlich ein Tier geſchoſſen werden. Infolge dieſer Schonung friſtet das Volk der Gemſen am Kärpfſtock ein ungeſtörtes Daſein und wird auf zwölfhundert bis vierzehnhundert Stück geſchätzt. Neuerdings wird jedoch darauf hingearbeitet, den Freiberg der allgemeinen Jagd zu öffnen, da der Wildſchaden ungeheuer ſei.

Von Schwanden führt eine gute Poſtſtraße anderthalb Stunden unausgeſetzt bergan, immer hoch über dem toſenden Sernfbach, nach Engi, einem großen reformierten Dorf, das ſich auf dem verbreiterten Talboden aus maleriſch verſtreuten Häuſergruppen zuſammenſetzt. Die Großinduſtrie iſt durch eine Baumwollweberei und ausgedehnte Schieferbrüche vertreten, dieſe teils in Stollen, teils durch Tagbau betrieben. Schwarze Löcher in ſchwindelnder Höhe an ſchier ſenkrechten Felswänden ſind die Eingänge in die Stollen. Ihre Produkte, Tiſchplatten, Wandtafeln u. a., im Werte von 150 000 bis 200 000 Franken jährlich gehen in die ganze Welt. Dieſe ſchieferhaltigen ſogenannten Plattenberge oberhalb Engi wurden ſchon zu Römerzeiten ausgebeutet, wie aufgefundene römiſche Münzen und namentlich die Moſaikböden eines bei Kloten aufgedeckten römiſchen Baues, zu welchem Sernſtalſchiefer verwendet worden waren, beweiſen. Schiefertiſche von Engi waren das erſte gewerbliche Produkt, welches die Glarner exportierten; ein deutſcher Schreiner aber, namens Bellersheim, der anfangs des ſiebzehnten Jahrhunderts in Ennenda lebte, ſtellte die erſten in Hartholz eingefaßten Schiefertiſche her, die nebſt Schreibtafeln und Griffeln raſch Abſatz in der ganzen Welt fanden und ſo die erſte Veranlaſſung wurden, daß die Glarner ſich allmählich zu einem hervorragenden Handels- und Induſtrievolk entwickelten. In Engi und Matt bildete ſich eine Korporation, die Plattenberger, die faſt ausſchließlich vom Schieferbau lebte, anfangs des neunzehnten Jahrhunderts aber bis auf nur zwölf Mit-

Alte Brücke bei Engi im Sernſtal.

glieder zuſammengeſchrumpft war, denn die inzwiſchen entſtandene auswärtige Konkurrenz und der koſtſpielige Transport auf dem Rücken, noch dazu auf lebensgefährlichem, durch Lawinen bedrohtem Saumpfad, beeinträchtigte den Abſatz. Erſt ſeit Ausführung einer Straße zunächſt bis Engi, der längſt wieder verlaſſenen alten Straße, kam der Bergbau neuerdings in Flor. Noch aber waren die Lebensbedingungen der Talgemeinden überaus traurige; Weiber und Kinder mußten im Sommer nach den wohlhabenderen Kantonen, nach Württemberg auswandern, um durch Feldarbeit und Betteln einen kümmerlichen Unterhalt zu finden. Seit Fahrbarmachung des ganzen Tales, durch die aufblühende Induſtrie in Engi und Matt haben ſich die allgemeinen Verhältniſſe in erfreulicher Weiſe gehoben, in den Plattenbergen arbeiten etwa zweihundert Leute. Einen noch kräftigeren Aufſchwung wird die im Auguſt 1905 in Betrieb geſetzte Schmalſpurbahn Schwanden—Elm bringen, die namentlich den jahrelangen, raſtloſen Bemühungen des Ständerats Leonhard Blumer zu danken iſt, welcher als erſter Induſtrieller in das einſame Tal zog, indem er im Jahre 1865 eine Baumwollſpinnerei zu Engi begründete und ſeither mit Hilfe eines von ihm ſelbſt geſchulten tüchtigen Arbeiterſtammes von Talbewohnern zu hoher Blüte brachte. Durch ſeinen im Januar 1906 erfolgten Tod hat das Sernſtal einen kaum zu erſetzenden Verluſt erlitten.

Bemerkenswert iſt die hochintereſſante Fauna, welche ſich beſonders in den Schiefern von Engi findet. Dort wurden bisher Verſteinerungen von ſiebenundzwanzig Fiſcharten, zwei Schildkröten und zwei Vogelarten entdeckt.

An der Straße entlang ziehen ſich aneinandergebaut Reihen merkwürdiger niedriger Häuschen, wie für Zwerge. Das iſt die ſogenannte Geißſtatt, auch Geißgäden genannt, zur Unterbringung der großen Ziegenherden beſtimmt, welche im Herbſt von den Almen, ihrem luſtigen Sommeraufenthalt, herabkommen. In Engi allein zählt man ſechshundert Ziegen, aber auch weiter hinauf, bis zum Talſchluß hinter Elm, ſieht man dieſe originellen Zwergbauten. Prächtig iſt hier der Rückblick über eine uralte ſteinerne Brücke weg, die zum alten Saumpfad führt, mit dem impoſanten hohen Glärniſch im Hintergrund. In fortwährender Steigung gelangt man nach dem Dorfe Matt mit der älteſten (reformierten) Kirche des Kantons, 1273 erbaut, noch ohne Orgel, deren Spitzturm mit dem dreihundertjährigen Rieſenahorn daneben weithin ſichtbar iſt und namentlich in der Dämmerſtunde überaus maleriſch wirkt. In dieſem Pfarrhaus erblickte der ſpäter ſo berühmt gewordene Paläontologe Oswald Heer das Licht der Welt. Auch hier befindet ſich eine große Spinnerei. Die Leute von Matt ſind in vielen Beziehungen anders geartet wie die „rechten" Glarner. Für ſolche gelten ſie nicht, es wird vielmehr allgemein angenommen, daß ſie rätiſchen Urſprunges und vor undenkbarer Zeit aus dem benachbarten Bündnerland eingewandert ſeien. In der Tat haben ihre Geſichtsbildung und Gebräuche viel Ähnlichkeit mit denen der Bündner; unter anderem haben ſie auch die uralte, von heidniſchen Zeiten überkommene Faſtnachtſitte, das ſogenannte Scheibenfliegen, mit jenen gemein. Wie an vielen Orten in den deutſchen Alpen zur Sommerſonnenwende die Jugend ſich mit Springen über brennende Holzſtöße und Schleudern angeglühter Holzſcheiben unter Beifügung von Herzenswünſchen vergnügt, ſo in Matt am Faſtnachtabend, ein Brauch, der ſich nirgends ſonſt im Glarnerland findet. In Matt fand ich auch noch kleidſame Nationaltracht.

Wieder erheben ſich zu beiden Seiten des ſchmalen Tales unermeßlich hohe ſenkrechte Felswände mit merkwürdig gewundenen Steinſchichten. Deutlich erkennt man hier, wie dieſe ſtarren Felſen einſt in weichem, wenn nicht flüſſigem Zuſtande ſich durcheinander ſchoben, doch bleibt rätſelhaft, wie ſie plötzlich erſtarrt zu ſein ſcheinen. Bei einer Wegbiegung öffnet ſich der Blick unvermittelt nach Süden, und ein Kranz impoſanter vergletſcherter Hochgebirgsgipfel liegt vor unſeren bewundernden Blicken: die Sardonagruppe mit dem Piz Segnes, die vielzackigen Tſchingelhörner, der Ofen mit dem ausgedehnten Bündnerbergfirn, das Zwölfihorn, der Vorab — ein ebenſo großartiges wie maleriſches Bild, erhöht noch durch den jetzt dicht an unſerer Seite ſchäumenden Wildbach. Und mit jedem Schritt faſt erweitert ſich noch das Panorama. Jetzt gelangen wir in die Region des fürchterlichen Bergſturzes, welcher am 11. September 1881, einem Sonntagnachmittag, neunzig Hektar Land mit dreiundachtzig Gebäuden verſchüttete und hundertfünfzehn Menſchenleben koſtete. Wir ſind in direkter Luftlinie noch gut eine halbe Stunde vom Tſchingel entfernt, von dem ſich damals die Bergwand loslöſte, und ſchon iſt alles ringsum mit hausgroßen Felſentrümmern überſät. Unwillkürlich mißt man ängſtlich prüfend die benachbarten Berge, ob nicht einer davon wieder einſtürzen möchte, drohend genug ragen ſie empor. Unnötige Sorge! Durch Schaden gewitzigt, iſt man von dem früher allzu leichtſinnig betriebenen Tagbau, der allmählich den Berg unterminiert und ſo das Unglück herbeigeführt hatte, zu dem ungefährlichen Stollenbau übergegangen, denn auch Elm lebt großenteils vom Bergbau. Wo das Tal nach Südweſten abſchwenkt und glücklicherweiſe die Trümmer des Bergſturzes nicht mehr hingelangten, liegt das alte beſcheidene Kirchlein von Elm, an deſſen Portal zwei koloſſale ſchwarze Marmorplatten die Namen aller an jenem Schreckenstage Umgekommenen verzeichnen. Die grauſigen Einzelheiten freilich erzählen ſie nicht, aber im Volke leben ſie deſto friſcher fort. Wie ein junges Elternpaar der Berghalde zu flüchtet, jedes ein herziges Kind auf dem Arm, die Mutter entkommt, der Vater aber mit ſeiner teuren Laſt wird dicht neben ihr verſchüttet. Oder wie eine Taufgeſellſchaft fröhlich beiſammen ſitzt, von einem Vorübereilenden gewarnt, flüchten will, aber alle unter den Trümmern des Hauſes begraben werden, wie dann nach mehreren Tagen die Großmutter lebend ausgegraben wird, eingekeilt neben ihrem erſchlagenen Mann! Unmöglich, auch nur annähernd alle die entſetzlichen Szenen zu ſchildern, welche ſich an jenem Sonntag ereignet haben. Nur um einen Begriff von der Gewalt des Luftdrucks zu verſchaffen, den die fallende Bergwand in drei raſch aufeinanderfolgenden Stürzen erzeugte, mag noch von dem Knaben berichtet ſein, der, aus dem Tal wegfliehend, ſich hoch oben am Freiberg, aus einer langen Ohnmacht erwachend, wiederfand.

Matt im Sernſtal.

Hübſche Schweizerhäuſer ſind um das Kirchlein gruppiert, meiſt von wohlgepflegten, freilich beſcheidenen Gärtchen umgeben, in welchen Geranien, Eiſenhut, Ritterſporn und andere wetterharte Blumen blühen. Elm iſt das letzte und höchſtgelegene Dorf des Tals, 982 Meter hoch, eine Sommerfriſche par excellence. Die älteren Gaſthäuſer im Dorf erfreuen ſich eines vortrefflichen Rufes; eines davon iſt das Muſter eines altſchweizeriſchen Patrizierhauſes, die hölzerne Vertäfelung, das reiche Schnitzwerk der breiten, vielfenſterigen Hauptfaſſade ins tiefſte Sepia nachgedunkelt. Wenige Minuten oberhalb des Dorfes liegt auf freier, ausſichtsvoller Halde das im Châletſtil erbaute große und komfortable Kurhaus, der beliebte Sommeraufenthalt namentlich ſchweizeriſcher Ariſtokraten. Hier genießt man einen Rundblick von ſeltener Großartigkeit, denn außer den ſchon angeführten Gebirgsrieſen erblickt man jetzt nach Mitternacht zu das Fooſtöckli über dem grünen Campadunergrat, die vielgipflige Scheibe, den großen, faſt horizontalen Sardonagletſcher, die nahe Pyramide des Mörderhorns. Wie ein Fenſter öffnet ſich hoch oben im Maſſiv der Tſchingelhörner eine durchgehende Höhle, das zehn Meter hohe Martinsloch, durch welches regelmäßig am 1. Oktober und 12. März die Sonne direkt auf Elms Kirchlein herabſcheint. Rechts folgen Ofen, das Laaxerſtöckli, Piz Griſch uſw. Im Weſten aber thront der bisher verdeckt geweſene impoſante Hausſtock, 3152 Meter hoch, mit weitläufigen Gletſchern und mehreren intereſſant geformten Trabanten. Dieſe herrliche Landſchaft, die reine, kräftige Luft, die gänzliche Abgeſchiedenheit machen Elm hervorragend geeignet für ein ungetrübtes heilſames dolce far niente. Hier endlich gibt's auch keine Fabrikſchlote, keine blaßwangigen Fabrikarbeiterinnen. Hochgewachſene, kräftige, ſonnverbrannte Leute, geſunde, ſaubere Kinder bilden die erfreuliche Staffage des lieblichen Talbildes. Ein noch unentnervtes Geſchlecht alemanniſcher Abſtammung von kernhafter, urwüchſiger Art hat ſich in dieſem weltfernen Erdenwinkel erhalten mit altertümlichen Sitten und Gebräuchen. Als echtes Hirtenvolk nährt es ſich hauptſächlich von Milch, Butter, Käſe und dergleichen; Völlerei und deren traurige Folgen, Diebſtahl, Raub, Totſchlag, ſind hier unbekannt. Der letzte, vor zweihundert Jahren geſchehene Giftmord, vom reuigen Mörder ſelbſt vor ſeiner Hinrichtung in einem ſiebenunddreißig Strophen langen Gedicht verewigt, bildet noch heute moraliſierenden Unterhaltungsſtoff, wenn die Leute abends in traulicher Runde am Ofen ſitzen, ſchnitzend und ſpinnend. Charakteriſtiſch für die hier geübte Selbſtzucht und Ehrlichkeit iſt das ſogenannte „Loben". Jedes Frühjahr findet nämlich ein „Lobtagwen" ſtatt, das iſt eine Gemeindeverſammlung, wo jeder Bürger freiwillig angeben (geloben) muß, ob und wieviel Holz er etwa außer dem ihm rechtlich zukommenden im letzten Jahre geſchlagen hat; das Mehr iſt ſofort zu bezahlen, die Sache damit erledigt. Verheimlichung wird mit allgemeiner Verachtung beſtraft, kommt aber kaum je vor. Bei beſonderen Anläſſen lieben die Elmer eine, wenn auch ſchlichte Feierlichkeit. Dabei erſcheinen die Männer in ſchwarzer Kleidung mit dem vielleicht ſchon vom Urgroßvater überkommenen, komiſch genug ausſehenden hohen Zylinderhut. Des läſtigen langen Rockes entledigen ſie ſich gleich nach der Zeremonie und ſehen nun in den ſauberen weißen Hemdärmeln recht ſchmuck aus. Frauen und Mädchen ſieht man auch an Wochen- und Feſttagen nur in dunklen Kleidern, alle aber, gleich den Männern, ſtets mit Blumen geſchmückt. Die düſtere Tracht ſoll ſeit dem Bergſturz Mode geworden ſein. Auffallenderweiſe arbeiten die Leute ſelbſt bei glühender Sonne auf dem Felde, mit ſeltenen Ausnahmen, barhaupt; die kräftige Höhenluft paralyſiert die

Im Sernſtal.

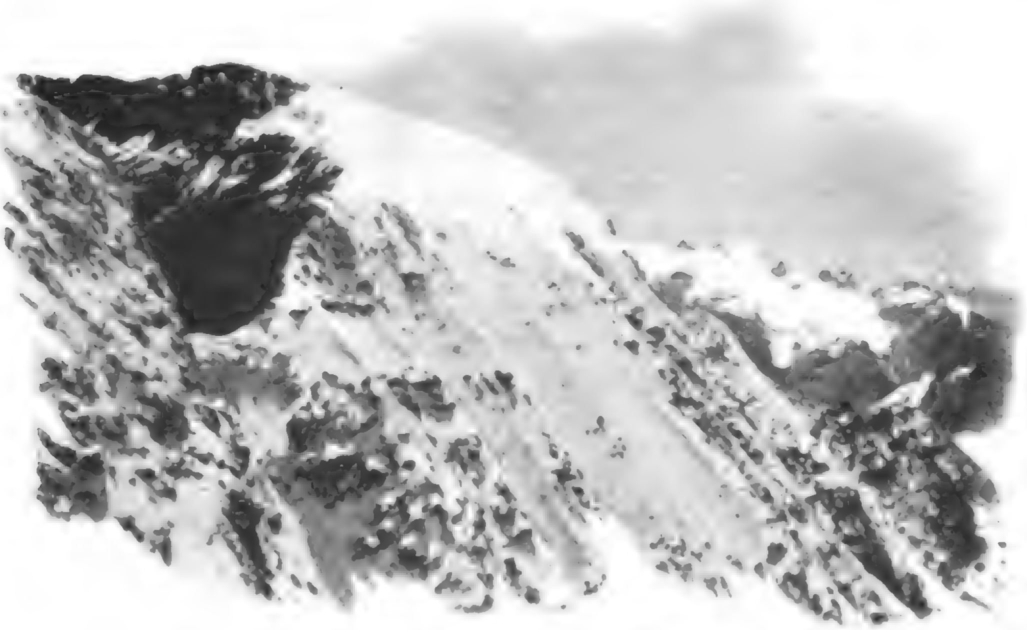
Sonnenglut. Das fröhlichſte Feſt der Elmer, die Kirchweih, gipfelt ſtets in einem mehrtägigen Tanzvergnügen. Einige Burſchen, die ſogenannten Spielbuben, mieten ein Lokal und laden ihre Bekannten zum Tanz. Vom Hut herabhängende lange weiß-rote Bänder, künſtliche Blumenſträuße und Federn am Hut kennzeichnen ſie als Feſtordner. Der erſte Tanz gehört ihnen, dann ſammeln ſie von den anderen Tänzern den feſtgeſetzten Beitrag, wofür jedem ein Rosmarinſträußchen angeſteckt wird, und nun beginnt der allgemeine Reigen. Die hier meiſt mit Recht ſo genannten „ländlichen Schönen“ tragen Kränze aus Rosmarin und Nelken im Haar, was ſie allerliebſt kleidet. Eine Luſt, dieſe jugendfriſchen, ſehnigen Paare ſich im fröhlichen Tanz ſchwingen zu ſehen! Den Fremdling betrachten ſie freilich nicht mit allzu freundlichen Blicken, ſie wollen unter ſich ſein.

Von den zahlreichen intereſſanten Wanderungen und Bergtouren, die von Elm aus unternommen werden können, will ich nur eine ſchildern. Eines Morgens machte ich mich mit einem erfahrenen Führer auf den Weg nach dem Panixer Paß. Der Weg iſt übrigens gefahrlos und kaum zu fehlen. Er ſteigt anfangs im Tal gemächlich bergan, vorüber an einer Drahtluftbahn, an welcher die Produkte aus dem wohl tauſend Meter höher gelegenen Bergwerk zu Tal ſchweben, dann an verſtreut liegenden Bauernhöfen und dem Weiler Hinterſteinibach, der im Jahre 1840 ebenfalls durch einen Bergſturz verwüſtet worden war, jetzt aber ſtattliche Bauernhäuſer zeigt. An der Erbsbrücke führt ein Bergpfad hinauf zum gigantiſchen Hausſtock, deſſen Gletſchermoräne ſich faſt bis zum Wege zieht; wir aber wenden uns der anderen Richtung zu und erreichen in ſteilem Anſtieg hoch über dem wilden Jätzbach die einſamen Almen Im Loch und Obere Staffel. Noch eine ſcharfe Steigung um den hier mäßig hoch erſcheinenden Gipfel des Rinkenkopfs (2628 Meter) herum, durch die ſogenannte Gurgel, eine Klamm zwiſchen letzterem und den ſüdlichen Moränen des Vorab (3025 Meter), und die Schutzhütte am Panixer Paß (2407 Meter) iſt erklommen. Hier hielten wir wohlverdiente Raſt, und geſpannt lauſchte ich der Schilderung meines ergrauten Führers von den im Tal noch unvergeſſenen ſchauerlichen Einzelheiten jenes bekannten fluchtartigen Überganges des Fürſten Suwaroff über die ſchwer zugängliche, unwirtliche Paßhöhe an der Spitze einer durch verlorene Schlachten, Hunger und Entbehrungen aller Art verkommenen Armee von 25 000 Ruſſen mit Pferden und Kanonen in der Nacht vom 5. zum 6. Oktober 1799. Jene Nacht war kalt und finſter, Wege und Stege waren verſchneit, Männer aus Elm waren gezwungen worden, die vor der franzöſiſchen Armee ſich zurückziehenden Ruſſen zu führen. Schon am Jätzbach wurde die Lage der Ruſſen verzweifelt; ein fürchterlicher Schneeſturm, Lawinen und abbröckelnde Felsſtücke riſſen Menſchen und Tiere in die ungeheuren Abgründe. Von den Eisnadeln geblendet, ſtürzten namentlich am „Brückli am Hexeneck“ zahlloſe Krieger ab, die Elmer Führer aber hatten die allgemeine Verwirrung benutzt, zu verſchwinden. Grauſam und blutig iſt der Krieg, und oft grauenhafte Erlebniſſe

Sernfbach mit Tſchingel.

Digitized by Google

der einzelnen wie ganzer Heere ſind ſein Gefolge. Zu den grauenhafteſten Geſchehniſſen aller Zeiten gehört dieſe in der Geſchichte einzig daſtehende Verzweiflungstat eines tollkühnen Heerführers. An Ort und Stelle ward dieſer Eindruck übermächtig. Der Saumpfad führt dann an der Alp Meer und den Moränen des Meergletſchers vorüber hinab nach dem romantiſchen Panix und dem ſonnigen Jlanz an der Mündung des Hinterrheins in den Vorderrhein. Wir aber kehrten zurück nach dem lieben Elm.



Hausſtock mit Tödigruppe.

Ein überaus intereſſantes Buch über ſeine Hochgebirgstouren im Elmer Gebiet, mit zahlreichen prächtigen Jlluſtrationen nach photographiſchen Originalaufnahmen, hat Dr. Karl Frey herausgegeben.* Unter vielem anderen ſchildert er darin die von ihm in Begleitung der ausgezeichneten Bergführer Zentner und Kubli am 7. Auguſt 1904 glücklich durchgeführte, überhaupt erſtmalige und bisher einzige Bezwingung des Hinteren Zwölfihorn (2740 Meter). Von den ſiebeneinhalb Stunden, die zum Aufſtieg gebraucht wurden, fielen zwei Stunden auf höchſt gefahrvolle Kletterei. Ungern verſage ich mir, hier einen größeren Abſchnitt dieſer draſtiſchen Schilderung abzudrucken. Nur einige kurze charakteriſtiſche Stellen mögen Platz finden. Es heißt da: „Nachdem der ſchwierige Einſtieg in die Felſen überwunden iſt, gelangen wir anfänglich ganz gut durch Kamine aufwärts; wir können uns oft alle drei gleichzeitig bewegen, oder doch wenigſtens Zentner und ich, während Kubli in der Mitte feſtſteht. Aber bald hört das auf; die kleinen Bänder werden ſchmäler, die Wand immer ſteiler und übergewaltig herabdrohend, und die erſten Stellen kommen, wo Zentner abgeſchlagen wird. Da heißt es denn, auf kleinen Vorſprüngen oft fünf, oft zehn Minuten unbeweglich ausharren, während nichts als die lautloſe, wolkige Weite des Morgenhimmels einen umgibt, und nur dann und wann Steine von oben vorbei- und hinunterfliegen, um tief erſt zerplatzend aufzuſchlagen. Wenn es der unerhörten Steilheit wegen überhaupt möglich iſt, ſo ziehe ich ſchnell meinen Apparat aus der Taſche und photographiere die voranſchreitenden Führer. Aber meiſtens ſehe ich ja nur ihre Schuhnägel, und oft iſt das ſtraffgeſpannte Seil gar die alleinige Verbindung zwiſchen uns. Wir nähern uns jetzt unter fortwährender Zunahme der Schwierigkeiten einer kritiſchen Stelle, wo ſich das Schickſal unſerer Expedition entſcheiden muß: eine kahle, faſt ſenkrechte Felskante will erſtiegen ſein. Aber Zentner läßt ſeinen Pickel zurück und turnt mit ſeinen ſpinnenlangen Armen und Beinen hinauf, daß es eine Freude iſt. Kubli folgt, wir ſeilen die Pickel nach, und ſchließlich krabble auch ich über das ſchlimme Eck empor ...“ Nach einer viertelſtündigen Raſt auf der beiderſeitig ſenkrecht abfallenden Gipfelmauer beſchließen ſie den Abſtieg durch ein tief eingehöhltes Kamin: „... ein ſchwarzer, unheimlich feuchter Schlund gähnt vor uns und nimmt uns einen nach dem anderen in ſich auf. Das Geſtein iſt über die Maßen faul, und mir, als Vorausgehendem, liegt es ob, alles Loſe wegzuräumen. So geht denn unſerem langſamen Niederſtieg unaufhörlich eine donnernde Salve von Felsbrocken voraus. Nie bewegt ſich ein Obenſtehender, ohne daß die Unteren ſich hinter irgendeinem Vorſprung oder in einer naſſen Kluft geborgen hätten. Endlich aber weitet ſich doch der ſchaurige Trichter, das Abwärtsklettern wird leichter, und wir haben nun die Wand, die wir am Morgen erklommen, gerade uns ſeitlich gegenüber ... Mit den Zwölfihörnern aber iſt einer der intimſten Reize des Sernftals erſchloſſen worden: ſie ſind ſozuſagen die Dolomiten darin ...“ Vierzehn Tage ſpäter verunglückte Jakob Kubli, dem das Buch gewidmet iſt, am Gipfel des Tödi.

---

* „Aus den Bergen des Sernſtales." Alpine Erlebniſſe und Erinnerungen (1896 bis 1904) von Karl Frey. Verlag: Art. Jnſtitut Orell Füßli, Zürich 8°. XI, 142 S. Preis 3 Fr.

Aus der Kinderzeit

Wo ſind die Zeiten der blauen Flieder-
Büſche, vom Frühlingswinde gewiegt?
Ich ſehe die Sonne der Tage wieder,
Da ich mich ſelig ans Glück geſchmiegt.

Und Weinlaub rankt ſich um meinen Himmel,
Vom Berge herüber grüßt der Wald,
Und unten ſchnaubt mein Märchenſchimmel,
Daß meine Zauberburg widerhallt.

Du Zeit der glühendſten Abendröten,
Du Zeit voll Morgenduft und -glanz,
Wie warſt du frei von Sorgen und Nöten,
Wie lieblich ſchwebte dein Stundentanz!

Ihr meiner Kindheit Silberglocken,
Warum ſeid ihr auf ewig ſtumm?
Erinnerung rief euch, und erſchrocken
Fragt ihr ganz leiſe mich: Warum?

Warum ich eure ſüßen Töne
In ſtillen Träumen mir beſchwor?
Weil ich an all das Wunderſchöne
Den treuen Glauben nicht verlor.

Richard Schaukal

Die Fremde

Novelle

von

Betty Rittweger

(Nachdruck iſt unterſagt.)

„Verſtehſt du das, Heilwig?“ Mit der Frage läßt Thora von Weſterkron, die ältere der beiden großen, blonden Schweſtern, das Briefblatt ſinken, und zwei erſtaunte Augenpaare tauchen ineinander. „Harald verlobt — mit einem Profeſſorstöchterlein. In vier Wochen Hochzeit —“

„‚Wegen der wir uns aber nicht zu inkommodieren brauchen, da ſie in aller Stille ſtattfindet‘; nicht wahr, ſo ſchreibt er doch? Und da: ‚Meine Frau und ich, wir wollen die Zimmer im linken Flügel bewohnen, und ich bitte Euch, alles herrichten zu laſſen und, was fehlt, nach Eurem Ermeſſen anzuſchaffen.‘“

„‚Ruth bringt keine Ausſteuer an Möbeln mit. Die Zeit iſt ja ſo knapp, und ihr Vater iſt im Begriff, eine Forſchungsreiſe nach dem Orient anzutreten. Ruth ſollte ſolange in einer Penſion Aufnahme finden, da ſie keine nahen Verwandten hat. Da halten wir's nun für das beſte, ſo ſchnell als möglich zu heiraten. Ruth beſitzt ein kleines Vermögen von ihrer verſtorbenen Mutter, das ſoll ihr auf Wunſch meines Schwiegervaters ſichergeſtellt werden, für Leben und Sterben.‘“

„‚In unſeren Beziehungen, meine lieben teuren Schweſtern, ändert meine Heirat nichts. Wir bilden nach wie vor eine Familie, und ich hoffe, Ihr werdet meine kleine Ruth bald liebgewinnen. Sie iſt ſehr klein — ſie iſt — ach nein, ich kann ſie Euch nicht beſchreiben. So etwas Süßes, Zartes, Reizendes läßt ſich nicht beſchreiben. Und wie klug ſie iſt, eine wahre Gelehrte! Daß ſie mich hausbackenen Kerl mag, iſt mir wie ein Wunder.‘“

„‚Ich bin der glücklichſte Menſch auf Gottes Erdboden, und ich ſegne den Tag, an dem ich den Entſchluß faßte, einen Teil der glänzenden Ernteerträgniſſe des vergangenen Jahres zu einem Aufenthalt in Italien zu verwenden.‘“

Die Schweſtern haben abwechſelnd das Briefblatt zur Hand genommen und die verſchiedenen Sätze laut vorgeleſen unter fortwährendem Kopfſchütteln. Und nun ſchauen ſie ſich wieder erſtaunt an. Das kommt ſo plötzlich. Das iſt alles ſo eigentümlich. Heilwig und Thora von Weſterkron leben ſeit dem frühen Tode der Eltern ganz dem einzigen Bruder, der, an Jahren erheblich jünger, ihnen dieſe zärtliche Sorge mit inniger Liebe vergilt. Die drei Geſchwiſter führen ein gleichmäßiges, tätiges Leben in dem alten Herrenhauſe. Die Schweſtern haben nie daran gedacht, ſich zu verheiraten, weil ſie der Anſicht waren, ſie ſeien dem Bruder unentbehrlich, und auch, weil kein anderer Mann in ihren Augen mit ihm nur annähernd zu vergleichen war. Sie würden ſich niemals von ihm trennen, auch nicht wenn eine junge Frau ins Haus kam. Heiraten mußte Harald natürlich. Der Name Weſterkron ſtand in männlicher Linie nur noch auf ſeinen zwei Augen. Harald hatte die Pflicht, ihn fortzupflanzen. Die Schweſtern hielten fortwährend Umſchau unter den Töchtern des Landes, um die herauszufinden, die in jeder Beziehung paſſend ſein könnte. Harald war aber niemals auf ihre Pläne eingegangen. Er vermißte nichts. Das Leben zu dreien behagte ihm, wie er den Schweſtern verſicherte, vorläufig noch zu gut, um eine Änderung herbeizuführen oder auch nur zu wünſchen.

Nach dem letzten Weihnachtsfeſt — man lebte jetzt im März — hatte der junge Gutsbeſitzer eine Reiſe nach Italien angetreten. Nicht gerade aus unbezwinglicher Sehnſucht nach dem Lande der Kunſt, ſondern mehr, weil es dazu gehörte, mal zu reiſen.

Getroſt ließen die Schweſtern ihn ziehen, und ſie waren zufrieden, wenn alle paar Tage eine Anſichtskarte kam. Harald war kein Briefſchreiber, das wußten ſie, und deshalb hatte ſchon das dicke Kuvert ihr Erſtaunen erregt. Und nun dieſer Inhalt!

Harald verlobt! Ohne Zutun der Schweſtern hatte er draußen in der fremden Welt, weit, weit von der nordiſchen meerumſchlungen Heimat, ein fremdes Mädchen gefunden, und dieſes Mädchen wollte er in vier Wochen zu ſeiner Frau machen! Ach, ſie hatten ſich das ſo ganz anders gedacht. Haralds künftige Gattin, die Herrin von Weſterkron, hatten ſie in Gedanken ſtets in nächſter Nähe geſucht. Ein blondes, blauäugiges Nordlandskind ſollte es ſein, groß, ſtattlich, ſtark, wie die Weſterkrons es waren. Von gleicher Art. Mit vollen Kiſten und Kaſten ſollte ſie einziehen ins alte Herrenhaus, nachdem im großen Kreis alteingeſeſſener Familien eine laute, fröhliche Hochzeit gefeiert worden war. Wie es ſich gehörte. Und nun? Wie ſchreibt er? „Sie iſt ſehr klein — ſo etwas Süßes, Zartes, Reizendes läßt ſich nicht beſchreiben“, und: „die Hochzeit ſoll in aller Stille ſtattfinden“. Heilwig und Thora von Weſterkron können ſich nur ſchwer in all das finden. Doch bald erkennen ſie, daß es ihre Pflicht iſt, ſich des Glückes, das der Bruder gefunden, zu freuen und der Fremden eine Stätte in ihrem Herzen zu bereiten. Die Einigkeit der Weſterkronſchen Geſchwiſter iſt ſprichwörtlich in der ganzen Gegend, ſie muß auch eine ſolche Probe beſtehen können.

Schon am Abend dieſes Tages ſitzen die Schweſtern ſtundenlang und ſtellen eine Liſte auf, was zu beſchaffen iſt, um die Zimmer für das junge Paar einzurichten. Es fehlt nicht viel, da reichlich Möbel vorhanden ſind. Die Hauptſache iſt eine neue Schlafzimmereinrichtung, ſonſt braucht's nur da und dort ein Stück zur Ergänzung. Für die ſoliden alten Polſtermöbel, die, aus der nüchternſten Zeit des neunzehnten Jahrhunderts ſtammend, ſchon mehreren Generationen gedient haben, ſind neue Bezüge notwendig. Den Schweſtern dünken die Sofas und Seſſel wundervoll, als ſie aufpoliert und mit farbenprächtigem Plüſch bezogen ſind.

„Das kleine Eckzimmer mit der Ausſicht nach dem Park laßt leer,“ ſo hat Harald in einem zweiten Brief angeordnet, „Ruth will es ſich nach ihrem Geſchmack mit ihren Sachen von zu Hauſe einrichten.“ —

Der Tag der Ankunft iſt da. Der Wagen iſt zur Station geſchickt worden, und am reich mit Girlanden und einem prangenden „Willkommen“ geſchmückten Portal, zu beiden Seiten der Freitreppe, harren das Perſonal und der Lehrer mit der Schuljugend der Herrſchaft. „Sie kommen — ſie kommen!“ ſo meldet ein ausgeſchickter, ſchnellfüßiger Blondkopf, und dann hält der Wagen. Das junge Paar ſteigt aus und lauſcht einem Geſang der Kinder und der Begrüßungsrede des Verwalters. Oben auf der Freitreppe ſtehen, dicht nebeneinander, die Schweſtern, groß, blond, blauäugig, ganz Erwartung. Ihre Blicke hängen an dem jungen Paar. Harald, neben deſſen Hünengeſtalt die kleine, zierliche Frau ganz verſchwindet, trägt ſie mehr, als daß er ſie führt, über die Stufen. Die Schweſtern ſchauen in ein ſchmales, bräunliches Geſichtchen, in dem große, dunkle Augen leuchten, und Thora ſpricht mit lauter, tönender Stimme: „Willkommen, kleine Schweſter!“ und beugt ſich nieder und küßt ſie auf den Mund. Heilwig, die raſchen Weſens, hebt in plötzlichem Impuls das zierliche Geſchöpfchen hoch in die Höhe: „O, ſo klein, ſo ganz klein! Harald, ſie reicht dir nicht mal bis ans Herz!“ Und ſie küßt ſie auf die Wangen, wie man ein Baby küßt, viele Male.

Ruth ſteigt das Blut ins Antlitz, und ſie ruft ängſtlich: „Harald!“

„Ja, ja, Liebling, da bin ich ſchon. Nicht ſo ſtürmiſch, liebe Heilwig — mein Kleinchen kennt das nicht, ſie iſt nicht unter ſolchen Rieſen aufgewachſen. Alſo, Ruth, dies iſt Schloß Weſterkron. Möge es dir zur lieben Heimat werden.“

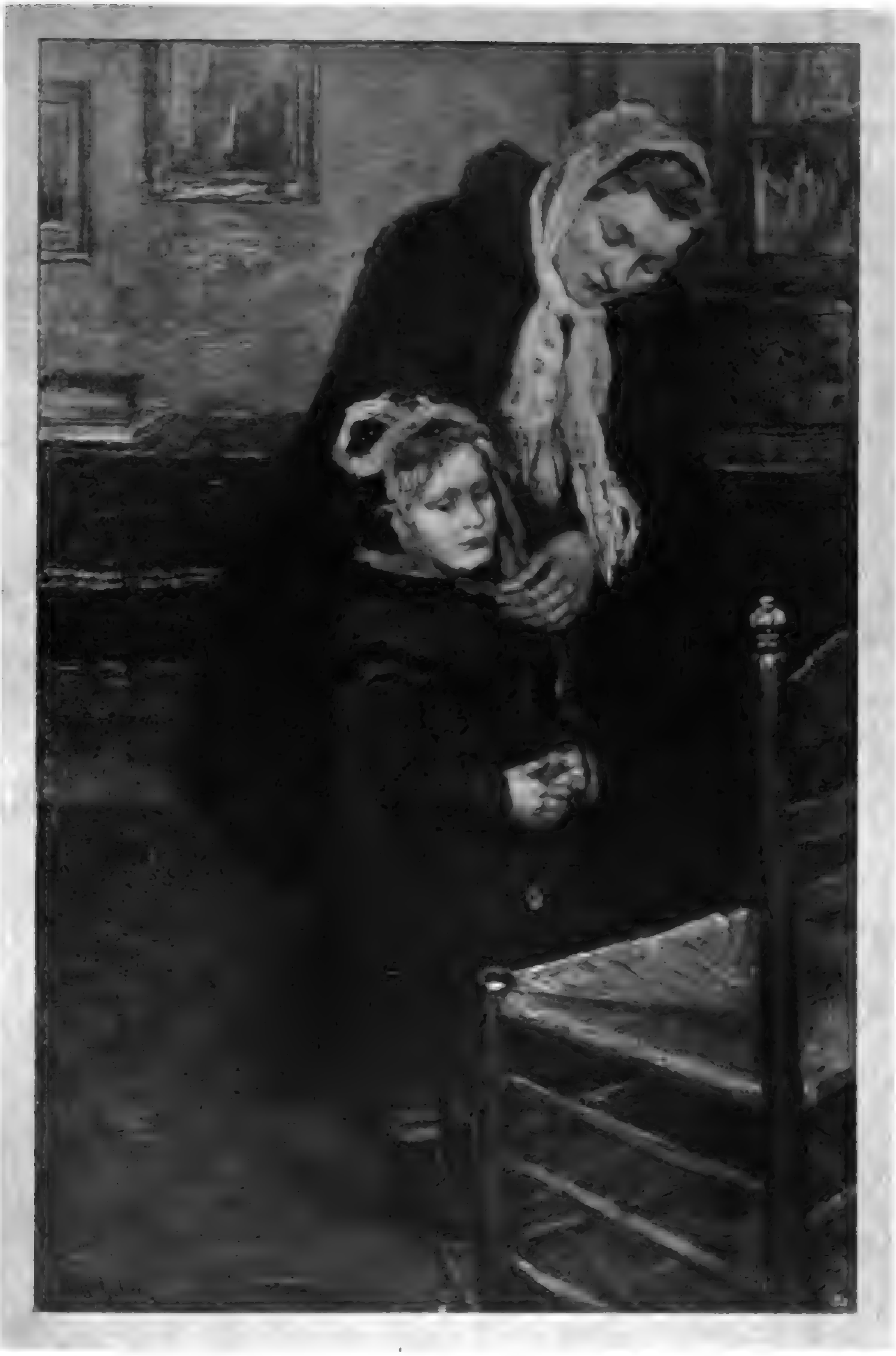
Ruth ſchaut mit ſanftem Lächeln, ihren Schrecken tapfer bekämpfend, zu ihm auf: „Ich bin nicht bange, ich hab' dich ja lieb, Harald!“

„Wir müſſen's eben recht in acht nehmen, das kleine Mädchen, daß wir's nicht zerbrechen mit unſeren großen, täppiſchen Weſterkronshänden,“ mahnt Harald die Schweſtern.

Sie nehmen's wirklich in acht. Alle drei, Harald, Thora und Heilwig. Viel zu ſehr nehmen ſie's in acht, das junge Geſchöpf aus der Fremde. Ruth fängt bald an, darunter zu leiden. Niemand verlangt etwas von ihr, und ſo können ihre Kräfte nicht in neue Aufgaben hineinwachſen. Sie lebt ein behütetes Blumendaſein, ſie wird gepflegt und gehätſchelt von den drei großen ſtarken blonden Menſchen. Die Schweſtern führen nach wie vor die Wirtſchaft muſterhaft, ſind tätig von früh bis ſpät. Ihre kräftigen, vollen Stimmen erfüllen das weite Haus ihre feſten Tritte hallen auf den Steinflieſen der Flure und Gänge. Und ſie werfen die Türen mit ſo viel Kraft zu, daß Ruth noch jetzt, nach Jahresfriſt, jedesmal bei dem Ton zuſammenfährt. Sie hat den beſten Willen, ſich in die Art dieſer großen, blonden, ſtarken Menſchen zu finden. Aber es will ihr nicht gelingen. Mit all ihrer Liebe zu Harald nicht. Die war über ſie gekommen wie ein Sturm, drunten in Italien, wo ſie mit dem Vater, dem weltfernen Gelehrten, weilte. Der blonde Hüne, der ihr an der Table d'hote gegenüberſaß, nahm ihr junges, unentweihtes Herz ſofort gefangen.

Sie fand es ſo ſelbſtverſtändlich, daß er ſich dem Vater näherte, daß er immer mit ihnen war, und ohne Beſinnen gab ſie ſeinem Werben Gehör, folgte ſie ihm in die nordiſche Heimat, voll Vertrauen, daß er ſie ſchon ſicher führen werde, daß das Glück an ſeiner Seite ihr treu bleiben müſſe. Was ihr fremd an ihm war, das gerade feſſelte ſie, ſie empfand's nicht als Mangel, daß er gleichgültig an den Kunſtſchätzen Italiens vorüberging, daß er vieles nicht achtete, was zu ihrem Daſein gehörte. „Meine lebendige kleine Ruth iſt mir tauſendmal intereſſanter als all die toten Bilder und Statuen, und in deinen Augen zu leſen, macht mir mehr Spaß als alle Bücher der Welt.“ So verſicherte er lachend, und ſie war jung, und ſie liebte ihn. Und der kurze Brautſtand ließ keine Zeit zu wirklichem Kennenlernen. Das gemeinſame Empfinden, das rechte Verſtehen, das würde erſt kommen in den eigenen vier Wänden. Ein ganzes langes Leben hatte man ja dazu vor ſich. Und ſie ließ ſich küſſen von ihrem blonden Recken und ſchaute voll anbetender Liebe zu dem Starken auf.

Und nun? Ach, es liegt wohl an ihrem Zuſtande, daß ſie nicht glücklich iſt, daß ſie Tag für Tag ſchlaff und müde auf ihrem Ruhebett liegt und dankbar iſt, wenn ſich niemand um ſie bekümmert. Harald hat immer draußen zu tun, es iſt Beſtellzeit. Sie ſieht ihn nur bei den Mahlzeiten. Die Schweſtern haben auch keine Muße, bei ihr zu ſitzen. Die gehen geräuſchvoll ihrer Arbeit nach. Ruth iſt meiſtens allein in dem kleinen Eckzimmer, das ſie ſich ganz nach ihrem Geſchmack eingerichtet hat, mit zierlichen Möbelſtücken, mit allerlei wunderlichem Kram, zuſammengetragen auf Reiſen und beim Antiquitätenhändler. Ein reizvolles Durcheinander, der Schrecken der Schweſtern, die immer fürchten, etwas zu zerſtören, wenn ſie die „Puppenſtube“ betreten. Arbeit gibt's nicht für Ruth. Jetzt wäre ſie ja unfähig, aber im Anfang hat ſie Verſuche gemacht, auch ihr Teil mitzuſchaffen. Doch die Schweſtern haben ihre Hilfe lachend abgelehnt. „Bleib' du bei deinen Büchern und am Klavier. Du ſiehſt ja, wir werden fertig mit der Wirtſchaft. Was ſollſt du dir die hübſchen Händchen verderben! Nicht wahr, Harald, die kleine Frau ſoll nicht angeſtrengt werden?“ Und Harald hatte zugeſtimmt. Der Haushalt war ja in den beſten Händen. Anfänglich hatte Ruth die Abende ſtets mit im großen, gemeinſchaftlichen Wohnzimmer verbracht, einer Art Halle, mit altväteriſchem, plumpem Hausrat ausgeſtattet. Sie nahm dann irgendeine leichte Arbeit zur Hand, während Harald und ſeine Schweſtern regelmäßig Skat ſpielten. Ruth ſaß neben Harald, in der Rechten hielt er die Karten, mit der Linken fuhr er ſeiner kleinen Frau bisweilen liebkoſend übers Haar, wenn er's nicht vergaß im Eifer des Spiels. Ruth wollte auch Skat ſpielen lernen, obgleich ſie von ihrem Vater eine heftige Abneigung gegen die Karten geerbt hatte. Ihr Vater hatte nur bisweilen Schach mit ihr geſpielt. Aber ſie konnte nicht hinter die Geheimniſſe des Skatſpiels kommen, ſie begriff es einfach nicht. Nach verſchiedenen vergeblichen Verſuchen meinte Harald lachend: „Wozu ſollſt du dich quälen, wir brauchen ja keinen dritten Mann zum Skat.“



Max Fabian: Bei der Toilette.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Ruth lag's auf der Zunge, zu erwidern: Ihr braucht mich überhaupt nicht, ihr drei. Aber ſie ſchwieg und machte ſpäter den Vorſchlag, doch abwechſelnd einen Abend vorzuleſen und einen zu ſpielen.

Harald wehrte ſich: „Siehſt du, Kind, beim Vorleſen ſchlaf' ich unfehlbar ein. Wenn man tagsüber viel draußen iſt, dann braucht man abends eine Anregung."

Ruth kam nicht wieder auf ihren Vorſchlag zurück, aber ſie holte ſich von dem Tage an, wenn die anderen ſpielten, ein Buch und las allein für ſich. Sie beſaß eine ausgewählte Bibliothek und hielt ſich eine Reihe guter Zeitſchriften. Für dieſe Bücher in Ruths Schrank hatten die Schweſtern nur ein mitleidiges Lächeln. Klaſſiker, Naturwiſſenſchaften und Philoſophie — da kann es einem ja bange werden!

Als Ruths Zuſtand Schonung erforderte, zog ſie ſich abends in ihr Zimmer zurück. Sie konnte das Aufklatſchen der Karten auf den Tiſch nicht mehr ertragen, es verurſachte ihr Übelkeit und zerrte an ihren Nerven. Die drei großen, blonden Geſchwiſter vermißten die junge Frau nicht. Thora und Heilwig ſagten ihr ſtets, ehe ſie zu Bett gingen, freundlich Gutenacht, und Ruth hörte noch das Zuſchlagen der Türen, die ſie paſſieren mußten, um zu ihren im Mittelbau gelegenen Räumen zu gelangen. Und dann kam Harald, der immer erſt noch einen Rundgang machte und nach dem Rechten ſah, und nahm ſein Frauchen in die Arme und fragte zärtlich: „Wie geht's, Kleinchen? Iſt dir's auch nicht langweilig ſo allein?" Und ſie ſchüttelte den Kopf und erhob ſich, um Harald ins Schlafzimmer zu folgen.

Heilwig fertigte das Kinderzeug an; ſie war außerordentlich geſchickt an der Maſchine. Ruth hätte gern geholfen, aber die Schwägerin meinte: „Ach, laß mich's nur allein beſorgen, du greifſt dich unnötig an. Schone dich lieber, damit wir einen tüchtigen Jungen kriegen."

Und Ruth ſchonte ſich und ſehnte ſich, und die Sehnſucht ſchwieg nicht, auch wenn Harald bei ihr war, nicht. Es war wohl die Sehnſucht nach dem Kinde. Wenn das Kind erſt da war, dann würde manches anders ſein. Ihr Zuſtand verurſachte ihr viele Leiden. Der Arzt war beſorgt, aber es ging alles gut vorüber. Ein kräftiger, blonder, blauäugiger Junge war's, und die Geſchwiſter waren außer ſich vor Wonne und trugen Ruth auf den Händen. Jedes von ihnen hatte im ſtillen Angſt gehabt, das Kind könne nach der Mutter arten, könne kein echter Weſterkron ſein. Nun herrſchte große Freude, und da Ruth ſich nur ſchwer und langſam erholte, nahmen die Tanten die Sorge für den Jungen ganz auf ſich. Ruth konnte ihn nicht nähren, und ſie konnte ihn, auch als ſie wieder kräftiger war, kaum heben. Das Kind gedieh bei einer robuſten Amme prachtvoll. Für die Mutter war der blonde, ſtarke Junge faſt eine Enttäuſchung. Was die anderen gefürchtet, ſie hatte es gehofft — ſie hatte gehofft, das Kind würde vielleicht ihrem Vater gleichen, dieſem vergötterten Vater, den ſie ſeit ihrer Hochzeit nicht wiedergeſehen hatte. Sie begriff jetzt nicht, daß ſie ſich ſo leicht von ihm hatte trennen können, von ihm, der ihr ſo viel gegeben, der alles mit ihr geteilt, der ſie eingeführt hatte in die Welt der Wiſſenſchaft und der Kunſt. Ach, hätte er's nicht getan! Dann würde ſie jetzt nicht hungern. Im kommenden Winter, im zweiten ihrer Ehe, wollte er ſie nach ſeiner Rückkehr von der Orientreiſe beſuchen. Als die Zeit ſchon ganz nahe war, die ihn nach Deutſchland zurückbringen ſollte, traf die Nachricht ſeines Todes ein. Er war einem Fieberanfall erlegen und hatte auf dem Grunde des Meeres ſeine letzte Ruheſtätte gefunden. Nach dem erſten heftigen Schmerz empfand Ruth ſonderbarerweiſe faſt ein Gefühl der Erleichterung. Er konnte nun nicht kommen und ſehen, wie ſie hier lebte, er würde nicht den feinen, zierlichen Gelehrtenkopf ſchütteln über dieſe großen, ſtarken Menſchen mit ihrer raſtloſen, lauten Tätigkeit, ihrem ſchallenden Lachen und ihrem allabendlichen Skatſpiel. Er brauchte nicht zu fühlen, wie ſie darbte unter ihnen, wie ihr Daſein keinem notwendig war. Nein, nein, es war wohl gut ſo. Er hatte ſein Kind glücklich geglaubt, und ſo war er hinübergegangen nach einem reichen Leben, nicht ahnend, daß ſie keine Heimat gefunden, daß ſie fremd in der Fremde weilte.

Als der Erſtgeborene noch nicht zwei Jahre alt war, kam ein zweiter Knabe, blond, ſtark, blauäugig, das Ebenbild des

Bruders. Er wurde Knut genannt, der ältere hieß Jürgen. Harald war ſtolz auf ſeine beiden Knaben, und trotzdem erloſch ſeine Liebe zu ihrer Mutter. Ihm ſchienen Thora und Heilwig die wirklichen Mütter zu ſein. Sie hatten die Knaben Tag und Nacht um ſich. Ruth war ja viel zu zart, um den beiden gerecht werden zu können. Sie machte auch gar keinen Verſuch, mit den Tanten um ihren Beſitz zu kämpfen. Sie war keine Kampfesnatur. Und ſie war nur eine gegen drei. Gegen drei Menſchen, die eines Blutes und eines Sinnes waren. Es war auch kein Anlaß zum Kampf vorhanden. Denn alles, was geſchah und wie es geſchah, war ja nicht ſchlimm gemeint. Was konnten die drei Menſchen dafür, daß ſie, die Fremde, es nicht verſtand, ſich anzupaſſen?

Knut war zwei Jahre alt, als Ruth wieder Mutter werden ſollte. Diesmal hatte ſie kaum unter ihrem Zuſtand zu leiden. Eine ſeltſam frohe Stimmung beherrſchte ſie ganz, und täglich ging ſie ſtundenlang hinaus ins Freie, nur von Nero, dem treuen Leonberger, begleitet. In dieſer Zeit fühlte ſie ſich zum erſtenmal glücklich ſeit jenen kurzen Brautwochen in Italien. Und dann erblickte ein kleines, ganz kleines Mädchen das Licht der Welt. Dunkler Flaum bedeckte das Köpfchen, und dunkle Augen öffneten ſich dem Licht. Als die Mutter zum erſtenmal dieſe Augen ſah, ſchrie ſie auf vor Entzücken. Ihr Kind! Das war ihr Kind, das ſollte ihr Kind bleiben! Die ſtarken, blonden Knaben — ach, ſie hatte ſie auch lieb, gewiß, aber ſie gehörten ihr ja eigentlich gar nicht. Den älteſten beanſpruchte Thora, den zweiten Heilwig, und dann hatten ſie den Vater, der mit ihnen jauchzte und tollte, der ſie wie Fangbälle in die Luft warf und ſie wieder auffing, daß ihr beim Zuſehen angſt und bange wurde. Dieſes kleine Mädchen, das ſollte man ihr nicht nehmen. Sie konnte es nähren, ein reines Glück! Sie erholte ſich wunderbar ſchnell und vollſtändig. Harald und die Tanten legten keinen Wert auf das dunkle, zarte Mädelchen. Ein Püppchen! Ein Spielzeug für die Mutter! Der Gedanke war Harald aber doch angenehm. Denn mitunter empfand er's halb wie eine Laſt, das Daſein der kleinen Frau, die immer ſtiller wurde, halb wie einen Vorwurf. Dann hätte er viel darum gegeben, es ändern zu können. Aber es iſt eben nichts daran zu ändern, es muß ertragen werden. Dieſe Reiſe nach Italien! Hier, wenn Ruth ihm hier entgegengetreten wäre, genau ſo, wie ſie war, nimmermehr würde er hier daran gedacht haben, ſie zur Gattin zu begehren. Der Süden war ſchuld, der hatte ihn ſeiner Vernunft beraubt! Nun, es hätte ſchließlich ſchlimmer kommen können. Man muß ſich an das Gute halten. Ruth hat ihm zwei Söhne geſchenkt, echte Weſterkrons: geſund, ſtark, blond und mit hellen Nordlandsaugen. Sie iſt eine fügſame Gattin, die niemals Anlaß zum Streit gibt, die, wenn Gäſte auf Weſterkron ſind, jeden mit gleicher, ruhiger Freundlichkeit behandelt, die nie einen Fehler begeht, nur eben — allen fremd bleibt. Harald iſt dankbar, daß Ruth nun etwas für ſich hat: das kleine Mädel. Ein Glück, daß es da iſt! Sie läßt's nicht von der Seite, nicht bei Tag, nicht bei Nacht. Ihr Gatte kann Kindergeſchrei nicht vertragen, darin iſt er ein ſchrecklicher Egoiſt. Die Knaben ſind vom erſten Tage an nachts bei den Tanten geweſen. Das kleine Mädchen gibt Ruth nicht her. Es verlangt freilich auch niemand danach. Sie richtet für ſich und das Kind ein Schlafzimmer neben der „Puppenſtube“ ein, ohne daß Harald dieſem Arrangement etwas in den Weg legt. Ruths Vater hat den Namen Max getragen, die Kleine wird auf Wunſch der Mutter nach ihm Maximiliane genannt. Sie iſt zart, aber nicht ſchwach, und ſie wächſt fröhlich auf. Ruth lebt durch das Kind, mit ihm, in ihm, ein neues Leben. Sie hat keine Zeit mehr, ſich zu ſehnen, ſie hat Tag und Nacht für Klein-Maxi zu ſorgen. Harald und die Schweſtern laſſen ſie gewähren. Sie ſchütteln nur die Köpfe über die Abkürzung „Maxi“, die hier im Norden ſo gar nicht gebräuchlich iſt. Maxi! Als ob das Kind auf 'ner Alm geboren wäre! Aber da es ſich nur um das kleine, braune Mädchen handelte, das doch niemals eine echte Weſterkron werden würde, mochte es ſein.

Zwei Jahre iſt Maxi alt. Ein winziges Geſchöpfchen, zerbrechlich zart, federleicht, aber vollkommen proportioniert und bildhübſch. Die Tanten wagen es gar nicht anzufaſſen mit ihren derben, großen, weißen Händen. Sie kommen auch nicht in die Lage, denn Maxi fürchtet ſich entſetzlich vor ihnen. Ebenſo vor dem Vater und vor den wilden Brüdern. Nur vor Mama nicht. Mama und Maxi, die zwei gehören zuſammen, bilden einen Staat im Staate. Ruth iſt unermüdlich um das Kind beſorgt. Es iſt keine Kleinigkeit, das lebhafte Geſchöpfchen Tag und Nacht zu verwahren, zu pflegen, zu beſchäftigen. Ruth läßt niemand einen Handgriff an dem Kinde tun. Sie badet's am Morgen, ſie gibt ihm jede Flaſche Milch ſelbſt, ſie fährt es im Sportwagen täglich im Park ſpazieren, und ſie bringt's abends zur Ruhe. Und dabei wird ſie friſcher und kräftiger, als ſie je geweſen. Das zarte Antlitz gewinnt neuen Reiz, und ihre Bewegungen haben nichts Müdes mehr.

Harald kann ſich der Wahrnehmung nicht verſchließen. Viel reizender als damals in Italien das junge, kaum entwickelte Mädchen erſcheint ihm jetzt die mütterliche Frau. Seine ſchon faſt erſtorbene Liebe flammt noch einmal auf und zwingt ihn, aufs neue um ſein Weib zu werben. An einem hellen, warmen Herbſttage trifft er Ruth im Park. Sie haſcht die Kleine, und ihr Antlitz ſtrahlt in reiner Mutterfreude. Eine Falte zieht ſich beim Anblick des Gatten auf der ſchmalen Stirn zuſammen. Sie empfindet ſein Nahen als Störung. Mit zärtlicher Gebärde, aber faſt verlegen legt Harald den Arm um ſie. „So heiter wie der Himmel heut', Ruth — das iſt ſchön. Baby iſt ein Zauberkünſtler! Aber die Kleine ſollte dich uns übrigen doch nicht ſo ganz entziehen. Abends wenigſtens kann ſie dich gut entbehren. Laß Stina bei ihr ſitzen, wenn ſie ſchläft, und komm wieder herüber zu uns ins Wohnzimmer."

Ruth zögert einen Augenblick, dann erwidert ſie ſanft: „Wenn du es wünſcheſt, gern. Ich dachte nicht, daß ihr Wert auf meine Anweſenheit legtet."

„Wir — du könnteſt — früher hatteſt du den Wunſch, du könnteſt uns mal etwas vorleſen, da du es nicht magſt, wenn wir Skat ſpielen."

„O, hab' ich das je geſagt?"

„Nein, geſagt nicht, aber ſo was merkt man doch."

Ruth wählt, als Klein-Maxi ſchläft, lange an ihrem Bücherſchrank. Endlich greift ſie nach einem ganz dünnen Bändchen: „Das Heidedorf" von Adalbert Stifter. Die kleine Dichtung iſt ihr ſo lieb, und ſie meint, etwas Schöneres könnte ſie den Menſchen, die durch ihre Tätigkeit ſo eng mit der Natur verknüpft ſind, nicht bieten. Harald ſchaut erfreut auf, als Ruth ins Wohnzimmer tritt. Raſch räumt er die ſchon bereitliegenden Karten weg und ſpricht erklärend zu den erſtaunten Schweſtern: „Wir ſpielen heute nicht, Ruth ſoll uns etwas vorleſen."

Thora und Heilwig greifen nach ihren Handarbeiten. Den Willen des Bruders ehren ſie ſtets.

„Soll ich gleich anfangen?" fragt Ruth, und Harald nickt und ſetzt ſich neben ſie, den Arm um ihre Schulter legend. Und dann beginnt Ruth mit weicher, angenehmer Stimme und vortrefflicher Betonung zu leſen, und ſie vergißt dabei bald vollſtändig ihre Umgebung. Jedes Wort des entzückenden Heidebildes iſt ihr vertraut und lieb. Nach einer Weile werden laute, gleichmäßige Atemzüge hörbar, und Ruth läßt das Buch ſinken und ſchaut auf. Haralds Arm hat ſich von ihr gelöſt, ohne daß ſie es bemerkt hat. Jetzt ſieht ſie, daß ihr Gatte feſt ſchläft.

Die Schweſtern lachen laut auf über Ruths grenzenlos erſtauntes Antlitz, und Heilwig ruft: „Das hab' ich kommen ſehen. Und nimm mir's nicht übel, Ruth, aber in der Geſchichte paſſiert ja auch rein gar nichts. Da kann man wohl einſchlafen. Harald, mein Jung'" — ſie ſtößt den Bruder an — „komm, wir ſpielen raſch noch einen Skat, da wirſt du wieder munter."

Harald gähnt und reckt ſich. „Ach wirklich, hab' ich geſchlafen, Ruth? Ich bin allerdings heut' im Walde tüchtig müde geworden. Mit dem Vorleſen, das iſt ſo 'ne Sache. Na, aber es iſt doch ſchön, daß du bei uns biſt, kleine Frau. Zu dumm, daß ich nur beim Skat wachbleiben kann."

Von dem Tage an verbringt Ruth ihre Abende wieder regelmäßig im Wohnzimmer. Sie kann das, was ihr früher ſo ſtörend war, jetzt eher ertragen. Sie iſt friſcher und widerſtandsfähiger. Sie weiß, drüben atmet ein kleines Weſen, das ihrer bedarf. Ihr Leben iſt nicht mehr zwecklos. Und Harald iſt ihr Gatte, ſie hat die Pflicht' Rückſicht auf ſeine Wünſche zu nehmen. Es iſt gut, daß er ſie daran erinnert hat. Nur zur Liebe kann ſie ſich nicht zwingen, und auch bei Harald iſt die Aufwallung wieder zur Gleichgültigkeit geworden. Mehr als je fühlt er, daß Ruth eine Fremde zwiſchen ihnen iſt. Aber kein Gedanke kommt ihm, daß und wie es zu ändern ſein möchte. Einmal nur macht Ruth eine Andeutung, daß ſie, allein zu zweien, ohne die ſtändige Anweſenheit der Schweſtern, wohl eher zu innerem Verſtehen hätten gelangen können.

Da erwidert er, grenzenlos erſtaunt, aber feſt und ohne Beſinnen: „Meine Schweſtern gehören zu mir und zu Weſterkron, vergiß das nicht. Wir ſind eines Blutes, eines Stammes. Was ſollte ohne ſie aus mir und aus den Knaben werden? Weſterkron iſt ihre Heimat jetzt und immer.“ —

Der Winter iſt zu Ende, aber rauhe Winde und feuchte, kalte Luft laſſen noch keine Lenzfreude aufkommen. Klein-Maxi, die bisher immer geſund geweſen iſt, fiebert eines Tages, und der Arzt konſtatiert eine Luftröhrenentzündung. Er macht ein bedenkliches Geſicht und ſpricht von zarter Konſtitution des Kindes.

Ruth fühlt, wie ihr das Herzblut ſtockt. Beſchwörend faßt ſie die Hand des Arztes: „Aber mein Kind wird nicht ſterben, Doktor, nicht wahr? Es darf nicht ſterben; bitte, ſagen Sie mir, was ich tun muß, damit es bei mir bleibt.“

Der Arzt erſchrickt faſt vor der Heftigkeit im Weſen der ſonſt ſo ſtillen jungen Frau. „Nun, nun, wir wollen das Beſte hoffen, ſorgen Sie gut für die rechtzeitige Erneuerung der Umſchläge, geben Sie alle zwei Stunden die Medizin und ängſtigen Sie ſich nicht zu ſehr. Ich ſehe gegen Abend noch mal nach.“

Ruth iſt unermüdlich. Die Krankheit nimmt zu, und immer beſorgter wird die Miene des Arztes. Er ſchlägt vor, noch einen Kollegen zuzuziehen, da er die Verantwortung nicht allein übernehmen mag. Das Kind ſchwebt lange zwiſchen Leben und Tod. In Ruths Augen kommt kein Schlaf. Sie lehnt jede Hilfe am Krankenbett ab. Einmal — es geht gerade ſehr ſchlecht — tritt Harald ein, zu fragen, wie es ſteht. Da blitzt ihr Auge feindlich auf: „Ich laſſe dir zu jeder Stunde Beſcheid ſagen. Du ſtörſt hier. Deine Schweſtern ſollen auch nicht kommen — ſie treten ſo hart auf. Maxi ſchrickt jedesmal zuſammen. Sorgt lieber, daß die Knaben ſich ruhig verhalten. Ihre lauten Stimmen ſchallen bis hier herauf, wenn ſie im Park ſpielen.“

Es iſt ein fremder, kalter Ton in Ruths Stimme. Harald wagt von da an, tiefgekränkt, kaum noch das Krankenzimmer zu betreten. Und doch iſt er voll Angſt und Mitleid. Was ſoll werden, wenn das Kind wirklich ſtirbt?

Das Leiden verſchlimmert ſich, und nach zwei Wochen kommt das Ende. Ruth iſt ganz allein bei ihrem Kinde, als es um Mitternacht den letzten Atemzug tut. Sie weckt niemand, und ſie weint nicht. Ganz ſtumm und ſtarr ſitzt ſie am Bettchen, bis morgens Stina kommt. Da ſpricht ſie: „Stina, ſagen Sie dem Herrn, daß das Kind heute nacht geſtorben iſt.“

Ruth findet auch keine Tränen, als Harald und die Schweſtern kommen und ſie tröſten wollen.

Ruth geht von nun an zwiſchen den großen, ſtarken Menſchen umher wie eine Träumende. Sie weint nicht, ſie bettet die kleine Leiche und ſchmückt ſie mit einem weißen Kleidchen und einem grünen Kranz und ſtreut Veilchen über das Lager. Und ſie legt ihr Kind ſelbſt in ſein letztes Bett, ohne eine Träne. Und ohne Tränen ſteht ſie neben dem Gatten, als der Sarg in der Familiengruft beigeſetzt wird. Die Worte des Geiſtlichen, der nur von Ergebung in Gottes Willen ſpricht und den ſeligen Heimgang des Kindleins als Gnade preiſt, für die die Angehörigen Gott danken ſollen, finden keinen Widerhall in ihrem Herzen. Auch in Glaubensſachen iſt ſie hier fremd geblieben.

Alle ſind gegangen, nur Harald ſteht noch neben der Mutter, die in die Knie geſunken iſt. Sanft mahnt er ſie nach einer Weile zum Aufſtehen. Er zieht ihren Arm unter den ſeinen und ſpricht: „Du mußt dich nicht ſo ganz dem Schmerz hingeben, Ruth. Wir wollen alles tun, dich zu tröſten. Sieh', es kann uns ja noch einmal Erſatz werden — wir ſind ja noch junge Leute. Und du haſt doch uns, mich, die Schweſtern, und Jürgen und Knut.“

Da löſt ſich Ruth heftig von ihm los. In ihre ſtarren Augen tritt wieder der feindliche Ausdruck: „O, ihr — ihr — was wißt ihr davon, wie es in mir ausſieht! Habt ihr euch je darum gekümmert? Nun laßt mir meinen Schmerz und die Sorge, wie ich ihn tragen ſoll.“

„Aber Ruth, welche Bitterkeit, ich —“

„Laß mich, Harald, bitte, ſprich nicht mit mir. Ich kann nicht. Und ſag' auch den Schweſtern, ſie ſollen mich allein laſſen.“

Ohne ſich noch einmal umzuſehen, ſchreitet Ruth in ihrem ſchwarzen, ſchleppenden Gewande langſam die Freitreppe hinan und ſucht ihr Zimmer auf.

Am anderen Morgen zu ſpäter Stunde meint Thora: „Ich werde mal nach Ruth ſehen. Stina ſagt, ſie hätte noch nicht nach warmem Waſſer geſchellt. Am Ende iſt ſie krank geworden.“

Leichenblaß, mit einem Brief in der Hand, kehrt Thora nach ein paar Minuten zurück: „Ruth iſt fort, Harald, ihr Bett iſt unberührt. Geſtern abend ſpät hat Nero noch einmal angeſchlagen, ich lag noch wach. Da iſt ſie gegangen.“

Der große, ſtarke Mann zittert am ganzen Körper, und ſeine Stimme klingt rauh, als er langſam, ſtockend lieſt:

„Maxi iſt tot, und ich gehe nun von Euch. Ihr braucht mich nicht. Du nicht, Harald, denn Du haſt Deine Schweſtern, die mit Dir eines Blutes ſind, und Du haſt die Knaben, die mich nicht vermiſſen werden. Sie haben einen Vater und zwei Mütter, drei große, ſtarke Menſchen, die ihre Jugend beſchirmen werden. Mein kleines, braunes Mädchen allein brauchte mich, und es iſt tot. Ich bin fremd geblieben unter Euch. Es iſt nicht nötig, darüber zu grübeln, wer die Schuld trägt. Ich weiß nur, daß ich nun, wo mein Kind tot iſt, nicht länger bleiben kann. Ich gehe, fremd wie ich gekommen und geblieben, in die Fremde. Ich nehme damit einen Druck von Euch, das iſt meine feſte Überzeugung. Es wird wohl keine Schwierigkeiten machen, unſere Ehe zu löſen. Vor Mangel ſchützt mich mein kleines Vermögen. Sobald ich in der Lage dazu bin, ſchicke ich meine Adreſſe, Du magſt dann das Weitere veranlaſſen. Ich bin mit allem einverſtanden. Ich möchte Dir danken für die kurze Zeit des Glückes, die Du mir gegeben haſt, Harald. Ich kann's nicht. Du hätteſt wiſſen müſſen, was Du tuſt, Du kannteſt Euer Haus und Eure Art. Du mußteſt fühlen, daß ich eine Fremde war, die nicht zu Euch paßte. Zu Euch! Das iſt's. Du nicht allein, Ihr alle drei, Ihr mit Eurer großen Geſchwiſterliebe, in Eurer ſelbſtſicheren Kraft und Bewußtheit. Und da Ihr drei ſeid und alle drei von einer Art, ſo braucht Ihr die Fremde nicht. Ihre Spur wird bald verweht ſein auf Weſterkron, und Ihr werdet ſie vergeſſen, als wäre ſie niemals dageweſen. Noch eins: Allein, unbeſchützt und noch jung geh' ich, mir einen Weg zu ſuchen. Aber nie werd' ich dem Namen, den Du mir gegeben, Unehre machen. Es iſt ja auch der Name, den mein totes Kind getragen hat.

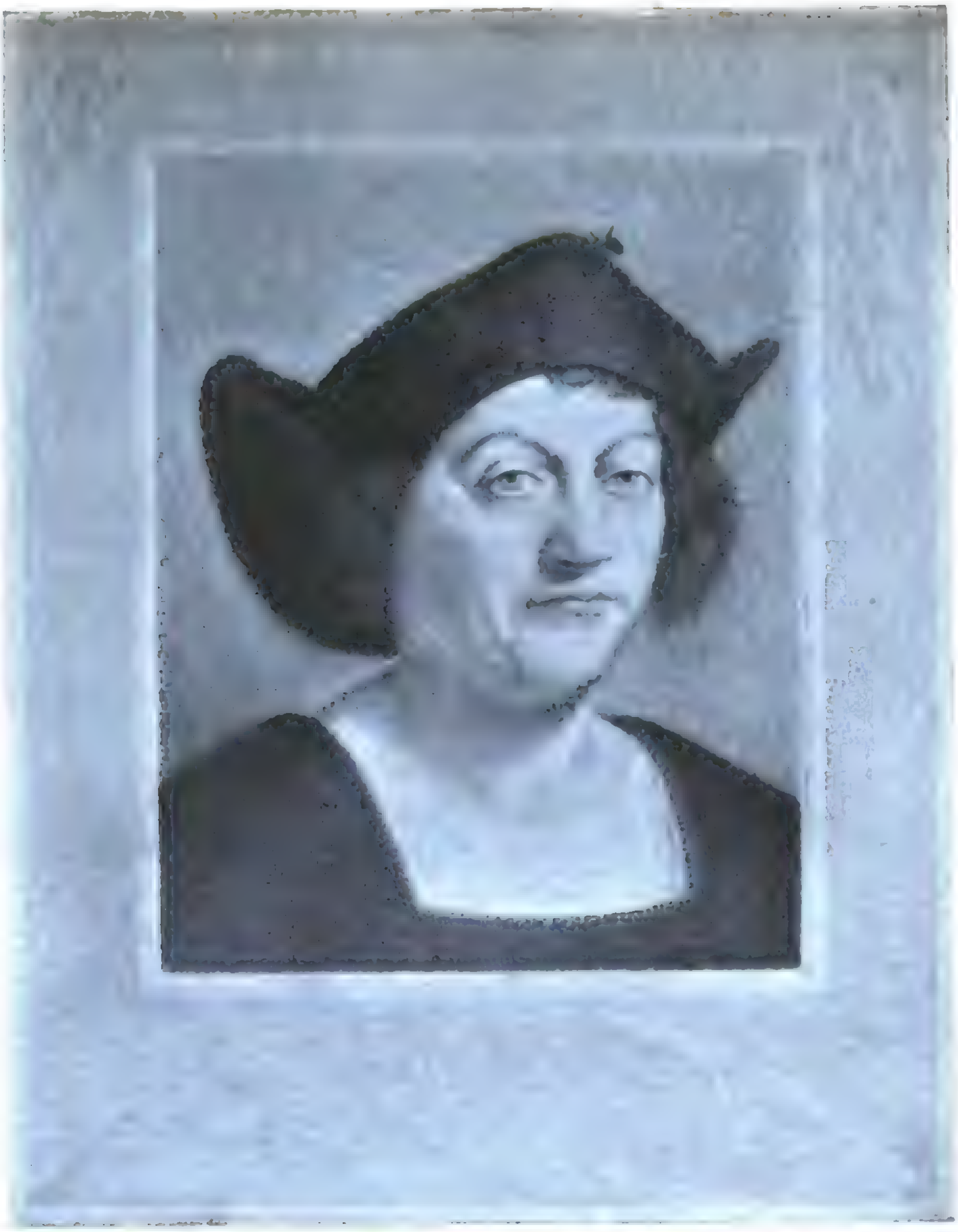
Ruth.

⁂

Ruth hat recht gehabt. Bald iſt ihre Spur in dem alten Herrenhauſe verweht, und nichts erinnert mehr daran, daß eine kleine, zarte, fremde Frau ſieben Jahre lang durch ſeine Räume geſchritten iſt.

In der „Puppenſtube“ mit der Ausſicht nach dem Park ſchläft nun die Mamſell. Die Knaben haben einen Hauslehrer. Sie wachſen kräftig auf, zwei junge Rieſen, und der Vater und die Tanten ſchauen voll Stolz auf ſie, als auf die künftige Hoffnung von Weſterkron. Sie werden einſt blonde Nordlandsfrauen heimführen, und das alte Geſchlecht wird fröhlich und ſtark weiterblühen.

Nur nachts in ſeinen Träumen ſchwebt bisweilen Ruths zarte Geſtalt an Harald vorüber, und dann fühlt er beim Erwachen einen brennenden Schmerz wie um etwas Köſtliches, das er beſeſſen und verloren hat, und eine tiefe Sehnſucht iſt in ihm. Doch wenn er hinaustritt und ſich im Kreiſe ſeiner Schweſtern und ſeiner Söhne findet, wenn das laute Tagewerk ihn umgibt, dann vergißt er den Traum, und alle ſeine Gedanken gehören wieder denen, die von ſeiner Art ſind.



Chriſtoph Kolumbus. Kupferſtich von Paolo Mercurj, nach einem gleichzeitigen Gemälde.

Kolumbus

Zum vierhundertsten Todestage des Entdeckers

Von Franz Hümmerich

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Am 20. Mai 1906 ſind vierhundert Jahre verfloſſen, ſeit zu Valladolid in Kaſtilien, am Tage vor Himmelfahrt, kaum beachtet und halb ſchon vergeſſen, Chriſtoph Kolumbus aus dem Leben ſchied. Was der heimatloſe Italiener der Krone Spanien geleiſtet, faßt in wenig Worten ſeine ebenſo bekannte wie ſchlecht bezeugte Wappendeviſe oder Grabſchrift zuſammen:

A Castilla y a Leon
Nuevo Mundo dió Colon.

An Kaſtilien und Leon
Gab eine neue Welt Colon.

In der Tat, Kolumbus hat Spanien durch ſeine Entdeckung zur Weltmacht erhoben; von den ſtolzen Hoffnungen, die er für ſeine Perſon und Familie daran geknüpft hatte, war, als er 1506 ſtarb, nur wenig in Erfüllung gegangen. Bittere Enttäuſchungen hatten die letzten Lebensjahre des ehr- und gewinnſüchtigen Mannes verdüſtert; die ſchmerzlichſte von allen freilich, die früher oder ſpäter hätte kommen müſſen, hat ihm der Tod erſpart: den beglückenden Irrtum, daß er die geſuchten Küſten Oſtaſiens auf dem Weſtweg erreicht habe, daß Kuba eine

Digitized by Google

Provinz des chineſiſchen Reiches und Coſtarica ein Teil Hinterindiens ſei, daß zwiſchen dem Karibiſchen Meer und dem Golf von Bengalen nicht eine waſſerbedeckte Halbkugel, ſondern nur ein Iſthmus liege, dieſen zäh feſtgehaltenen Irrtum hat er mit ins Grab genommen. Die Erkenntnis des wahren geographiſchen Sachverhalts würde ihm das Verdienſt ſeiner Entdeckung tief entwertet haben; denn einen weſtlichen Weg nach dem ſchätzereichen Indien, nicht eine neue Welt zu finden, war er 1492 ausgezogen.

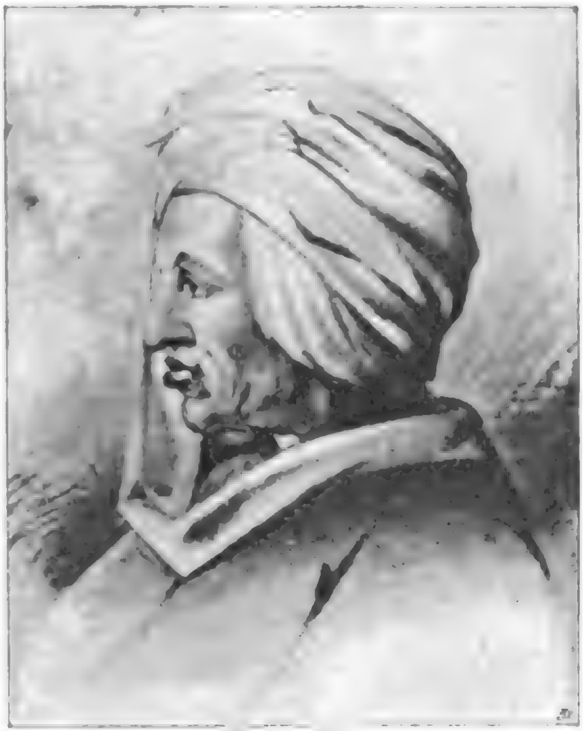
Ein ungewöhnlicher Menſch und ungewöhnliche Schickſale! In den beſcheidenſten bürgerlichen Verhältniſſen verlebt er ſeine Jugend- und erſten Mannesjahre zu Genua, wo er auch vermutlich 1446 oder 1447 geboren iſt, und zu Savona, wo ſein Vater eine Reihe von Jahren neben Schankwirtſchaft und Käſehandel die Wollweberei betrieb, ein Gewerbe, mit dem ſich faſt alle uns bekannten Mitglieder der Familie Colombo ſchlecht und recht durchs Leben brachten. Von dem „illuſtren Blut“, das der Entdecker ihr ſpäter, ſeiner niederen Herkunft ſich ſchämend, zugeſchrieben hat, iſt hier nichts zu verſpüren, und die Admiräle, die dem „Geſchlechte“ der Colombi — der Name hat in Italien den Klang etwa wie Meier oder Schmidt bei uns — nach ſeiner Behauptung bereits entſproſſen waren, haben ebenſowenig exiſtiert wie das Wappen, das er ſeiner Familie beigelegt hat. Daß er als echter Abenteurer eine ärmliche Vergangenheit verleugnete, erklärt zum Teil den romantiſchen Aufputz, den auch unſere guten Quellen dem ganzen Lebensabſchnitt geben, der vor ſeiner Ankunft in Spanien liegt: ſicher bezeugt iſt hier ſehr weniges.

Seinen Unterricht hat der Knabe wohl in der Zunftſchule der Weber zu Genua erhalten, die ihm eine höhere Bildung freilich nicht vermitteln konnte. Auch ſeine nautiſchen Kenntniſſe mag er dank einer lebendigen Auffaſſungskraft und frühen Neigung für die See zum Teil ſchon in Genua erworben haben, das ſeit drei Jahrhunderten ein Seehafen erſten Ranges war, eine Stätte, an der hervorragende Kosmographen und Kartenzeichner im fünfzehnten Jahrhundert gewirkt und ſicherlich Schule gemacht hatten. Das Handwerk ſeines Vaters hat in den Heimatjahren auch er betrieben; noch 1472 bezeichnet eine Notariatsurkunde ihn als „Weber von Genua“. Daß er, ohne übrigens die Weberei ganz aufzugeben, früh auf Handelsſchiffen auch über See ging und die Levante beſuchte, dürfen wir ihm glauben. Um 1474 verſchwindet er für uns aus Genua, auf ein paar Jahre fehlt jedes Zeugnis über ſeinen Aufenthaltsort, dann aber taucht er in Portugal wieder auf, jetzt völlig zum Seemann geworden und von da an eifrig bemüht, den Anſchein zu erwecken, als wenn er niemals Tuch gewebt, ſondern von Kindesbeinen an nur das Meer befahren habe. Seine Landung auf portugieſiſchem Boden iſt von der Kolumbuslegende mit opernhaften Effekten ausgeſtattet, aber wie und wann er ihn wirklich betrat, bleibt ungewiß.

Auch über den portugieſiſchen Aufenthalt des Kolumbus wiſſen wir wenig. Sicher iſt zunächſt, daß er ungefähr acht Jahre im Lande gelebt, in dieſer Zeit ſeine Ehe mit einer Dame von adeliger Herkunft, einer Pereſtrello oder Moniz, geſchloſſen und auf Fahrten, die ihn bis zur Guineaküſte Afrikas im Süden und bis England im Norden führten, ſeine ſeltene Gabe für Beobachtung der Natur geſchärft und ſich mit der See völlig vertraut gemacht hat. Seit den Tagen Heinrichs des Seefahrers (1394 bis 1460) herrſchte in Portugal ein reges maritimes Leben; ſtarke und nachhaltige Impulſe waren von dieſer kraftvollen Perſönlichkeit ausgegangen; unabläſſig, wenn auch mit wechſelnder Stärke, regte ſich ſeitdem in dem kleinen Lande geographiſcher Forſchungstrieb und kommerzieller Unternehmungsgeiſt. 1418 hatte der Prinz die erſten Schiffe längs der afrikaniſchen Weſtküſte nach Süden auf Entdeckungen ausgeſandt, deren Ziel ſchon früh die Auffindung eines öſtlichen Seeweges nach Indien war; erſt 1434 gelang es den Seefahrern, das gefürchtete Kap Bojador zu umſegeln, aber als der Infant 1460 ſtarb, waren ſeine Karavellen bereits über den Rio Grande nach Süden vorgedrungen, und in den ſiebziger Jahren haben die portugieſiſchen Schiffe die Küſte von Oberguinea erreicht. Kein Zweifel — wer wie Kolumbus von neuentdeckten Ländern und fernen ozeaniſchen Inſeln ſtets die neueſte Kunde erlangen, ſelbſt an Entdeckungen teilnehmen wollte, der konnte dieſen Zweck nirgends beſſer erreichen als in Liſſabon. Dazu kam für ihn ein Weiteres: wie die Italiener ſeit Jahrhunderten überhaupt in Seehandel, Nautik und kühnen Entdeckungsreiſen zu Waſſer und zu Lande allen Nationen Europas voraus und im Seeweſen ihre Lehrmeiſter waren, ſo hatten Italiener, darunter engere Landsleute des Kolumbus, wie früher an der Organiſation der portugieſiſchen Seemacht, ſo auch an dieſen Fahrten mit Ehren und Gewinn teilgenommen, gewiß ein Antrieb mehr für ihn, ſein Glück gerade hier zu verſuchen. Seinen Lebensunterhalt mag er in dieſen Jahren durch ſeemänniſche Unternehmungen, zum Teil vielleicht auch durch kartographiſche Tätigkeit erworben haben; er ſelbſt rühmt ſich in einem Briefe, daß Gott ihn mit Talent und mit Geſchicklichkeit der Hand begabt habe, Weltkarten zu zeichnen und darauf an ihrer Stelle die Städte, Flüſſe, Berge, Inſeln und Häfen einzutragen — ſicheres aber weiß man weder darüber, noch vor allem über die intereſſanteſte und wichtigſte Frage ſeines Lebens: wann er auf die Idee kam, einen weſtlichen Weg nach den indiſchen Gold- und Gewürzländern zu ſuchen.

Daß ihn auf die Entdeckerlaufbahn unter anderem die Verbindung mit den Verwandten ſeiner Frau, den Pereſtrellos, geführt hat, von denen Bartolomeo Pereſtrello um 1425 die erſten Anſiedler nach dem neuentdeckten Porto Santo bei Madeira geführt und ſpäter die erbliche Statthalterſchaft über die Inſel erhalten hatte, iſt nicht unwahrſcheinlich. Jedenfalls ſtudierte er die erreichbaren Seekarten und ſammelte jahrelang, was ihm von atlantiſchen Fahrten und Treibfunden aus der See bekannt wurde. Und ſo nebelhaft und unkontrollierbar vieles hier auch war, wie mußte es doch die erregbare Phantaſie des leichtgläubigen Mannes entzünden! Da berichtete ein portugieſiſcher Pilot, daß er bei lang anhaltendem Weſtwind auf der Höhe der Azoren ein künſtlich, aber anſcheinend nicht mit eiſernen Werkzeugen bearbeitetes Stück Holz aufgefiſcht, das offenbar der Wind von weſtlichen Ländern hergetragen habe; ein ähnlich geſchnitztes Holz war auf Porto Santo, ſo berichtete der dortige Statthalter, bei Weſtwind angeſchwemmt worden, desgleichen fremdländiſche Rohrſtengel (Bambus) von einer Stärke, daß die Höhlung von Knoten zu Knoten ſieben Liter faßte und Kolumbus ſich lebhaft an eine Stelle des Ptolemäus über indiſchen Rohrwuchs erinnert fühlte. Auf den Azoreninſeln Fayal und Gracioſa trieb das Meer, wie Anſiedler erzählten, bei anhaltendem Weſt und Nordweſt oft Fichtenſtämme an, und doch gab es auf keiner jener Inſeln Fichten; an den Strand von Flores aber waren einmal zwei Leichen von einer fremden Menſchenraſſe und Boote mit leichten Dächern angeſpült worden. Seefahrer, die weit nach Weſten hinausgeſegelt waren, wollten wiederholt Inſeln und Land in der Ferne erblickt haben. Nach dem damaligen Weltbild konnten nun jene Treibfunde nicht wohl anders als von Oſtaſien herſtammen, und nach der Erhaltung der Leichen ſchien das transatlantiſche Ufer nicht unerreichbar fern. Aber konnte man auf ſolche Anzeichen hin den Weg ins ungewiſſe Dunkel des Weltmeeres wagen? Gab es keine feſtere Grundlage, auf die der künftige Entdecker den Plan einer Weſtfahrt gründen konnte?

Er befragte die geographiſche Wiſſenſchaft der Zeit, nicht kritiſch — das entſprach ſeiner Art nicht, und dazu reichte auch ſeine Bildung nicht aus —, er legte vielmehr ſeinem Studium ein vielbenutztes Handbuch zugrunde und machte ſich deſſen Lehren zu eigen. Es war die 1410 erſchienene „Imago Mundi" (Das Weltbild) des Peter von Ailli, eine jener mittelalterlichen Kompilationen, die, völlig auf den Autoritätsglauben gegründet, nach Vorſtellungen des Ariſtoteles und der antiken und arabiſchen Geographen, Stellen der Propheten und des Alten Teſtamentes, nach Ausſprüchen der Kirchenväter und der gelehrten jüdiſchen Rabbiner kritiklos ein phantaſtiſches Weltbild aufbauten. Die allgemeinen kosmographiſchen Anſchauungen des Kolumbus ſind faſt durchweg aus dieſem Buche geſchöpft, das er ſpäter auf allen Reiſen mit ſich geführt hat und oft als Autorität zitiert. Sein Handexemplar befindet ſich mit zahlreichen, von ihm ſelbſt geſchriebenen Randbemerkungen noch heute in der Biblioteca Colombina zu Sevilla. Hochbedeutſam für den künftigen Entdecker mußte vor allem eine Anſchauung werden, die er hier vertreten fand: „Die Länge der Erde nach Oſten hin“, hieß es da, „iſt bedeutend größer, als Ptolemäus ſie anſetzt; denn nach Angabe der Philoſophen (Ariſtoteles und Seneca!) iſt der Ozean zwiſchen Spanien und Afrika weſtwärts und Indien oſtwärts von nur geringer Breite. Man hat ermittelt, daß die Uberfahrt über dieſes Meer bei günſtigem Wind in wenigen Tagen ausführbar wäre, und darum kann der Anfang Indiens nicht allzuweit vom Ende Afrikas entfernt ſein.“



Toscanelli.

Nach dem Gemälde im Palazzo Vecchio zu Florenz.

Nur wie ein ſchmales Band alſo ſollte nach dieſer Lehre der Atlantiſche Ozean ſich zwiſchen Oſtaſien — denn das war unter dem Namen Indien damals mit einbegriffen und dorthin ſtrebte eigentlich Kolumbus — und der Weſtküſte der Alten Welt hindurchſchlingen. Auf einer Karte freilich hatte man dies Meer, ſoviel wir wiſſen, noch nicht darzuſtellen gewagt; hier war es immer nur die Alte Welt geweſen, was in den Kreis oder das Oval des Rahmens eingezeichnet wurde. Zwar an der Kugelgeſtalt der Erde zweifelte man nicht mehr, aber ihr Umfang war ſtrittig, und darum hatte die wiſſenſchaftliche Kartographie auf eine Darſtellung der ganzen Erdoberfläche anſcheinend bisher verzichtet. Die kühne, fördernde Tat, durch die zum erſtenmal der Oſt- und der Weſtrand der Alten Welt ſamt dem trennenden Ozean kartographiſch in klare Beziehung zueinander geſetzt wurden, verdanken wir einem Italiener, Paolo dal Pozzo Toscanelli aus Florenz, einem hochbedeutenden Mathematiker, Aſtronomen und Kosmographen der Zeit (1397 bis 1482). Mit ihm teilt ſich der Italiener Kolumbus in das Verdienſt der Entdeckung Amerikas.

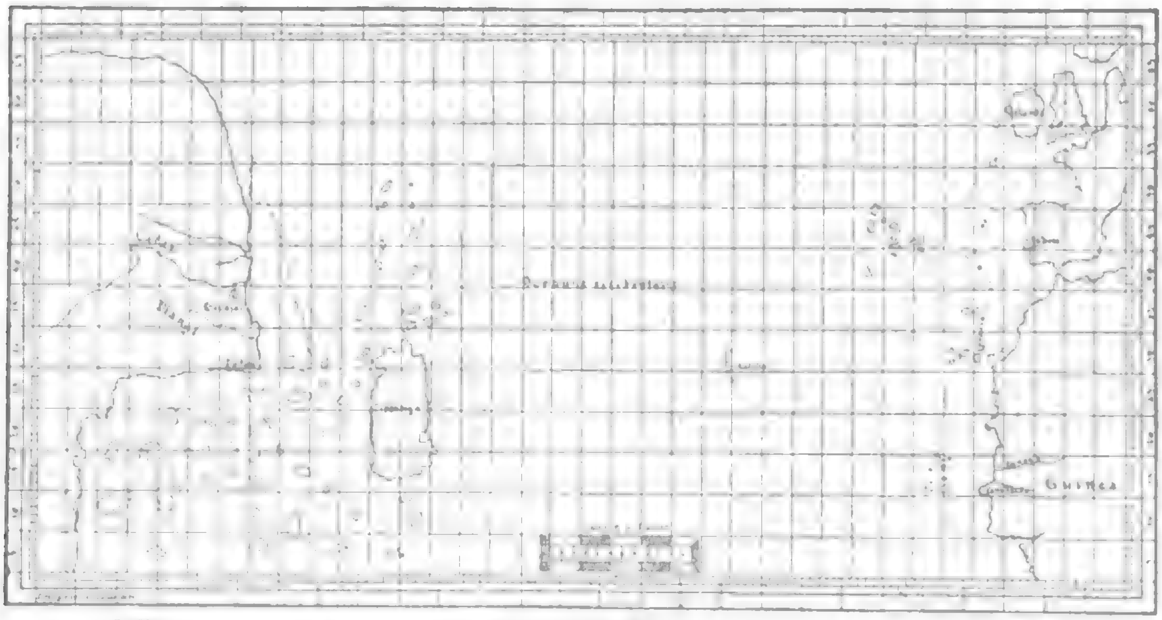
Im Jahre 1474 hatte der florentiniſche Gelehrte auf eine Anfrage dem Beichtvater des portugieſiſchen Königs Alfons V. die günſtigen Ausſichten einer ſolchen Überfahrt, die von der Krone damals offenbar erwogen wurde, eingehend dargelegt und zur Erläuterung ſeines Gutachtens eine Kartenſkizze beigefügt, auf der der Atlantiſche Ozean in ſeiner vermuteten weſtöſtlichen Ausdehnung mit großen Teilen der aſiatiſchen und europäiſch-afrikaniſchen Küſten unter genauer Bezeichnung der Breitengrade eingetragen war. Von dem Briefe Toscanellis iſt eine Kopie erhalten, die Karte leider verloren gegangen. Den eindringenden Forſchungen Hermann Wagners verdanken wir aber ihre überzeugende Rekonſtruktion. Die übliche nautiſche Karte des fünfzehnten Jahrhunderts war hier mit dem Gradnetz einer rechteckigen Plattkarte überſponnen, die Größe des Erdgrades nach Wagners Berechnung zu $66\frac{2}{3}$ Miglien (1 Miglie = 1480 Meter, der Erdgrad alſo nach Toscanelli 98,667 Kilometer gegen 111,121 Kilometer nach Beſſel) angenommen. Die wagerechten Linien bildeten ein Syſtem von Breitenparallelen von je 5 Grad (330 Miglien) Abſtand. Der Längengrad ſtand mit 50 Miglien zum Breitengrad im Verhältnis 3 : 4, ein Wert, der auf 41 Grad als Mittelparallel der Karte führt, d. h. ungefähr auf einen altüberlieferten Breitengrad von Liſſabon. Die ſenkrechten Linien blieben um je 250 Miglien (5 Grad) voneinander entfernt; in einer weſtöſtlichen Ausdehnung von 26 Spatien (6500 Miglien) oder 130 Grad trennte der Atlantiſche Ozean den Weſtrand der Alten Welt von Oſtaſien, indem die weſtöſtliche Erſtreckung der Landmaſſe auf Grund wohlfundierter, eindringender Forſchung, vom Standpunkte der Wirklichkeit freilich mit bedeutender Überſchätzung ihrer Ausdehnung, zu 230 Grad, d. h. faſt zwei Drittel des Erdumfangs, angenommen war.

Toscanellis Darlegungen waren wirkungslos geblieben, und Alfons V. ſtarb 1481, der Florentiner im folgenden Jahre. Aber noch vor ſeinem Tode hatte er — nach der landläufigen Darſtellung — dem Kolumbus auf deſſen Bitte eine Abſchrift ſeines obenerwähnten Briefes und eine Kopie ſeiner Karte geſandt; die Möglichkeit allerdings, daß der Genueſe ſich beides auf unrechtmäßigem Wege in Liſſabon verſchafft hat und daß das erhaltene Begleitſchreiben Toscanellis an Kolumbus unecht iſt, kann nicht wohl von der Hand gewieſen werden. Von dem Augenblick an aber, wo Kolumbus im Beſitz dieſer Karte iſt, ſteht das Ziel ſeines Lebens ihm klar vor der Seele. Dieſe Karte ſchien zum erſtenmal ſichere Bahnen zu weiſen, und von da ab war die Weſtfahrt nach Indien für ihn kein Weg ins Ungewiſſe mehr. Und welche Ausſichten eröffnete ſeinem begehrlichen Blick Toscanellis Schilderung von den Reichtümern des Oſtens, nicht ein Bild müßiger Phantaſie, wie der Florentiner ausdrücklich betonte, ſondern gegründet auf die Berichte glaubhafter Gewährsmänner, die zu Lande jene Gegenden erreicht und das alles mit Augen geſehen hatten! Die Anſchauungen Toscanellis beherrſchen ihn von nun an völlig, und, was ſeine größte Schwäche iſt, der blinde Autoritätsglaube wird zugleich eine Quelle der Kraft, durch die er, weil ſie ihn nie an ſich ſelber irre werden läßt, alle Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſeines großen Planes zuletzt überwindet.

Und dieſe Schwierigkeiten waren nicht klein; denn wenn man auch längſt gelernt hatte, das wohlbekannte Mittelmeer in jeder Richtung ohne Rückſicht auf Landnähe zu durchqueren, ſo war doch die Ozeanſchiffahrt bis dahin weſentlich Küſtenfahrt. Bei einer Fahrt nach Oſtaſien aber mußte damit gerechnet werden, daß man mindeſtens wochen-, möglicherweiſe aber monatelang kein Land zu Geſicht bekam; denn die ſagenhaften Inſeln, die auf den alten Seekarten die öde Fläche des Weltmeeres belebten, wie die Antilia, auf die auch Toscanellis Brief bezug nimmt, und deren Name in den Antillen heute noch fortlebt, führten ein viel zu ſchattenhaftes Daſein, als daß man auf ſie als Stützpunkte ſicher hätte rechnen können. Der Wagemut und das Selbſtvertrauen, womit Kolumbus dieſen Schwierigkeiten zum Trotz den Gedanken in die Tat umzuſetzen unternahm, iſt das eigentlich Bedeutende an ihm. Mit zäher Energie ſuchte er zunächſt die Mittel für die Weſtfahrt zu erlangen und legte zu dieſem Zwecke ſeinen Plan dem Nachfolger Alfons' V., König Johann II. von Portugal, vor, einem bedeutenden Manne und energiſchen Förderer der überſeeiſchen Entdeckungen. Aber die Aufnahme, die er fand, war kühl. Seiner dem blinden Autoritätsglauben und der fanatiſchen Überzeugung entſpringenden Beredſamkeit ſetzten die wiſſenſchaftlich geſchulten Räte des Königs ſehr gewichtige Gründe entgegen, und der Mann ſelber machte ihnen den Eindruck eines Schwätzers und Prahlers. Trotzdem hätte Johann II. vielleicht den Verſuch gewagt, der ja mit relativ geringen Koſten verknüpft war — die Entdeckung Amerikas hat nach Ruges Berechnung ſpäter kaum 30000 Mark gekoſtet —, aber an den ungeheuren Belohnungen, die Kolumbus für den Fall des Gelingens forderte, ſcheiterte alles, und 1484 oder 1485 verließ der Genueſe mit Zurücklaſſung von Frau und Kindern, die er nicht wiedergeſehen hat, heimlich das Land, nur ſeinen kleinen Sohn Diego mit ſich nehmend. Daß dieſe heimliche Flucht aus Portugal mit der Angelegenheit des Toscanelliſchen Briefes in Verbindung ſtand, iſt eine wahrſcheinliche Vermutung.

Auch in Spanien, wohin er ſich nun wandte, harrten ſeiner zunächſt Enttäuſchungen. Zwar erwirkten ihm einflußreiche Gönner 1486 zu Cordoba eine Audienz bei den ſpaniſchen Majeſtäten, ſein Plan wurde von ihnen auch einer gelehrten Kommiſſion zur Prüfung überwieſen, aber dabei blieb es zunächſt. Der Krieg gegen das Maurenreich von Granada nahm im Augenblick alles Intereſſe der Herrſcher in Anſpruch. Fünf Jahre verſtrichen ohne Entſcheidung, und ſchon war 1491 Kolumbus, am Erfolg verzweifelnd, auf dem Wege, ſein Projekt, das gleichzeitig dem engliſchen Hofe ſein Bruder

Bartolomeo, zunächſt erfolglos, anbot, hauſierend nach Frankreich zu tragen, da wußte ein überzeugter Anhänger ſeiner Idee im letzten Moment noch einmal den Blick der edlen Königin Iſabella auf ihn zu lenken, und im Lager vor Granada, wo er in religiös gehobener Stimmung den Fall dieſes letzten Bollwerks des Islams auf der Iberiſchen Halbinſel miterlebte, wurde Anfang 1492 der folgenſchwere Befehl ausgefertigt, der die Stadt Palos verpflichtete, dem Kolumbus drei kleine Schiffe für die Weſtfahrt nach Indien bereitzuſtellen. Das Zuſammentreffen der zwei Ereigniſſe ſchien dem religiös Erregten göttliche Fügung. Dem Chriſtentum die Welt zu erobern, dazu hatte Gott die ſpaniſchen Majeſtäten auserſehen, und er, der „Chriſtbringer“ (Chriſtophorus), war erwählt, dem „heiligen Glauben“ die Länder des fernen Oſtens zu erſchließen. Dies Gefühl göttlicher Berufung erklärt in Verbindung mit dem unerſchütterlichen Glauben an die Richtigkeit ſeiner kosmiſchen Theorien zum Teil die maßloſen Anſprüche auf Ehren und Gewinn, die er auch hier an die Krone geſtellt und dank Iſabellas Hochſinn durchgeſetzt hat; erbaulich allerdings iſt dieſe Miſchung religiöſer Schwärmerei und höchſt weltlicher Ehrſucht und Geldgier nicht.



Toscanellis Karte
v. J. 1474
rekonſtruiert von H. Wagner 1894

Die Entdeckungsfahrt im einzelnen zu verfolgen, iſt hier der Ort nicht; genug, ſie ward am 3. Auguſt 1492 angetreten und auf Grundlage der Toscanelliſchen Karte von Kolumbus wie eine Fahrt durch vertraute Gewäſſer und nach wohlbekanntem Ziele durchgeführt, faſt ganz mit weſtlichem Kurs und in der Breite der Kanarien; denn längs dem Wendekreis ſteuernd, mußte der Entdecker ſeiner Karte nach geradeswegs Zipangu (Japan) und weiterhin den öſtlichſten Vorſprung Aſiens (China) erreichen. Wetter und Wind waren faſt durchweg günſtig, die Stimmung der Mannſchaft im ganzen gut. Wohl kamen kritiſche Momente: mehr als einmal murrte das Schiffsvolk, geängſtigt durch die Länge der Fahrt, durch die von Kolumbus zum erſtenmal beobachtete weſtliche Abweichung der Magnetnadel, durch die treibenden Maſſen des noch unbekannten Sargaſſograſes, durch den ſtändig die Segel ſchwellenden Oſt, der, wenn er dauernd hier wehte, die Heimkehr zu gefährden ſchien, beunruhigt auch durch die immer wieder trügeriſchen Anzeichen von Land; aber zu Meuterei und Gewalttätigkeit kam es nicht. Der Entdecker ſelbſt war immer gleich zuverſichtlich. Jede Erſcheinung der umgebenden Natur beobachtete er mit ſcharfem Blick und liebevoller Teilnahme. Das warme Wetter, der klare Himmel und die lieblichen Morgen, alles entzückte ſeine für Naturſchönheit empfängliche Seele. Kein Gedanke an die Möglichkeit des Mißlingens kam ihm, und ſo gewiß war er ſeiner Sache, daß ſelbſt

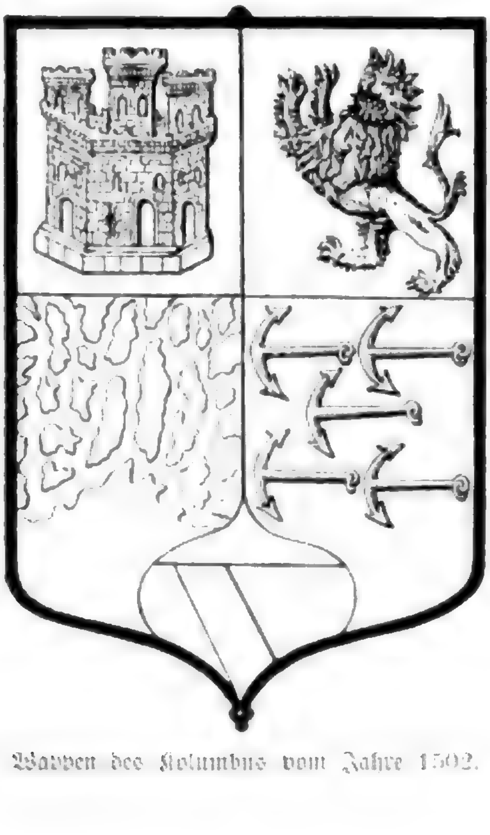
Anzeichen, die auf Nähe der ſagenhaften Antilia zu weiſen ſchienen, ihn nicht von dem direkten Kurs nach Indien abbrachten; das alles wollte er, wenn es Gott gefiele, auf dem Heimweg aufſuchen. Am 6. September hatte man Gomera (Kanarien) verlaſſen, am 12. Oktober wurde die erſte Inſel der Neuen Welt entdeckt, eines der flachen Bahama-Eilande, und zwar, wie man heute wohl behaupten darf, die Watlingsinſel.

Das Ziel ſchien erreicht, aber freilich, von den Reichtümern Indiens war bei den gutherzigen, armen Indianern nichts zu finden: ein paar wertloſe Goldblättchen, aber weder Edelſteine noch Gewürze. Eine große Inſel im Südweſten, Kuba, taucht in den Berichten der Eingeborenen auf — es muß Zipangu ſein. Sie wird am 28. Oktober erreicht, und Kolumbus, berauſcht von ſeinen Erfolgen, glaubt, nach Peſchels Worten, Maſtixbäume in den Wäldern, Perlenbänke in der See, Gold im Metallglanz der ſandigen Flußbetten zu erkennen. Er folgt der Küſte nach Weſten, tagelang erreicht er kein Ende — das iſt keine Inſel, Zipangu liegt bereits hinter ihm, er hat das Feſtland erreicht, kein Zweifel: er iſt dem Zaiton und Quinſay Marco Polos und ſeiner Karte nah. Aber drohender Sturm zwingt zur Umkehr. Dem Schimmer des Goldes folgend, erreicht er Mitte Dezember Haiti. Das edle Metall wird reichlicher, die Indianer ſprechen von einer goldreichen Landſchaft Civao im Inneren. Civao! Wieder arbeitet ſeine Phantaſie: wenn Kuba der öſtlichſte Teil des Feſtlandes iſt, dann kann Civao nur das Zipangu Marco Polos und Toscanellis, das Land des Goldes, der Perlen und Edelſteine ſein. Wunderliche Ausgeburten blinden Autoritätsglaubens! Bei Haiti endigen die Entdeckungen der erſten Reiſe; der Verluſt eines Schiffes und der ſchlechte Zuſtand der beiden anderen drängen zur Heimkehr, und nach ſchwerer, ſtürmiſcher Überfahrt erreicht er am 15. März 1493 den Heimatshafen Palos. Die Gnade ſeiner Herrſcher, die Erhebung in den Adelſtand, der Titel Admiral des Weltmeeres, Amt und Würde des Vizekönigs in den neu entdeckten und noch zu entdeckenden Ländern, der Zehnte aller königlichen Einkünfte aus den neuen Kolonien und anderes war der perſönliche Gewinn ſeiner Entdeckertat. Daß Indien wirklich erreicht ſei, zog niemand in Zweifel, und die paradieſiſche Armut der neuen Länder erklärte man aus ihrer Lage in den äußeren, noch unkultivierten Teilen Aſiens. Kolumbus ſtand auf der Höhe ſeines Lebens.

Seine weiteren, zum Teil tragiſchen Schickſale können hier nur geſtreift werden. Er war Vizekönig, aber eine werdende Kolonie zu verwalten und eine Schar unruhiger Abenteurer zu beherrſchen, fehlte ihm die Menſchenkenntnis, der feſte Wille und der Adel der Geſinnung. Er reibt ſeine Kräfte in verbitterndem Zwiſt und niedrigen Sorgen auf, deren dumpfer Sphäre die zweite und dritte Entdeckungsfahrt ihn nur vorübergehend entreißen, und ohne daß er auch hier die geiſtige Freiheit und innere Ruhe zu größeren Unternehmungen fände. Aufruhr in Haiti, den er nicht dämpfen kann, ſtellt ſeine Unfähigkeit zum Herrſchen grell ins Licht. Das Intereſſe der Kolonie verlangt die Abberufung des Vizekönigs, aber daß ſein Sturz (1500) durch Bobadilla, den königlichen Bevollmächtigten, ſich als brutaler Willkürakt vollzieht, ſichert dem Kolumbus das menſchliche Mitgefühl. An Privilegien und Einkünften zwar unverkürzt, bemüht er ſich in Spanien, doch vergebens, um die nach Lage der Dinge unmögliche Wiedereinſetzung in ſeine Ehren. 1502 rafft der Tiefgebeugte ſich dann noch einmal auf, um an der Spitze eines Geſchwaders vom Karibiſchen Meer weſtwärts die Verbindung des ſpaniſchen mit dem inzwiſchen (1498) entdeckten portugieſiſchen Indien zu ſuchen, ein Ziel, ſeiner letzten Entdeckungsfahrt wohl würdig. Die geſuchte mittelamerikaniſche Durchfahrt, um es modern auszudrücken, findet er nicht, aber an dem Glauben, daß die Neue Welt ein Teil Oſtaſiens ſei, macht ihn auch dieſe Reiſe nicht irre, auf der unter äußerſt ſchwierigen Umſtänden die Küſte Zentralamerikas von Honduras bis zum Golf von Darien erforſcht wurde. Den Stillen Ozean, von dem er die erſte dunkle Kunde erhält, deutet er nach heutiger Ausdrucksweiſe als den Golf von Bengalen, und am atlantiſchen Ufer Coſtaricas glaubt er noch zehn Tagereiſen vom Ganges entfernt zu ſein. Es war ſein letzter Aufenthalt in Amerika. 1506 ſtarb er in Spanien, der vizeköniglichen Würde zwar entkleidet und tief verbittert, aber keineswegs in Armut und Elend.

Die Entdeckung Amerikas iſt eine weltgeſchichtliche Tat; ſie hat den Horizont der Menſchheit in ungeahnter Weiſe erweitert und ihrer wachſenden Zahl neue Erdräume mit unbegrenzten Möglichkeiten freier Betätigung eröffnet. Aber die Idee der Entdeckungsfahrt gehörte nicht dem Kolumbus, und ihr großartiger Erfolg war zum Teil das Werk des Zufalls. Kolumbus ſuchte, Toscanellis Karte folgend, einen Weg nach Oſtaſien und nahm deſſen Entfernung von den Kanarien zu ein Drittel des Erdumfanges an, während ſie in Wirklichkeit etwa zwei Drittel desſelben beträgt, eine Weglänge, die zu überwinden ihm niemals gelungen wäre. Vom nautiſchen Geſichtspunkt war die erſte Durchquerung eines Ozeans, deſſen Ausdehnung niemand kannte, gewiß eine bewundernswert kühne Tat, aber als hervorragende ſeemänniſche Leiſtung kann die raſche und leichte Fahrt durch „das Meer der Damen“, wie die Spanier dieſe Meeresgegend ſpäter ſo bezeichnend nannten, nicht angeſehen werden, und ſehr begründete Zweifel an den nautiſchen Kenntniſſen und Fähigkeiten des Entdeckers erregen vollends ſeine Breitenbeſtimmungen und Orientierungen. Eigentümlich iſt an ihm die Paarung feinſter Beobachtungsgabe für jede Erſcheinung der Natur und völliger Abhängigkeit von Autoritäten in Glauben und Wiſſenſchaft; die Überlieferung war ihm durchweg vertrauenswürdiger als das eigene Schauen.

Mit zunehmender Stärke macht ſich in den ſpäteren Jahren ein fataliſtiſcher Zug bei ihm bemerkbar. „Ich wiederhole es,“ ſagt er in ſeinen Prophezeiungen, „zum Gelingen des indiſchen Unternehmens nützten mir weder Scharfſinn noch Mathematik noch Weltkarten: es kam dabei nur zur Erfüllung, was Jeſajas geſagt hatte.“ Aber derſelbe Mann, der ſich in religiöſem Myſtizismus als das berufene Werkzeug Gottes, als „Chriſtträger“ zu armen, umnachteten Heiden anſah, ſchlug den ſpaniſchen Majeſtäten in voller ſittlicher Bedenkenloſigkeit vor, Indianer als Sklaven zu verkaufen und damit vorläufig die Koſten der Koloniſation zu decken. Nur mit zwieſpältigen Gefühlen ſteht man dieſer weltgeſchichtlichen Perſönlichkeit gegenüber.



Wappen des Kolumbus vom Jahre 1502.

Dramatische Rundschau

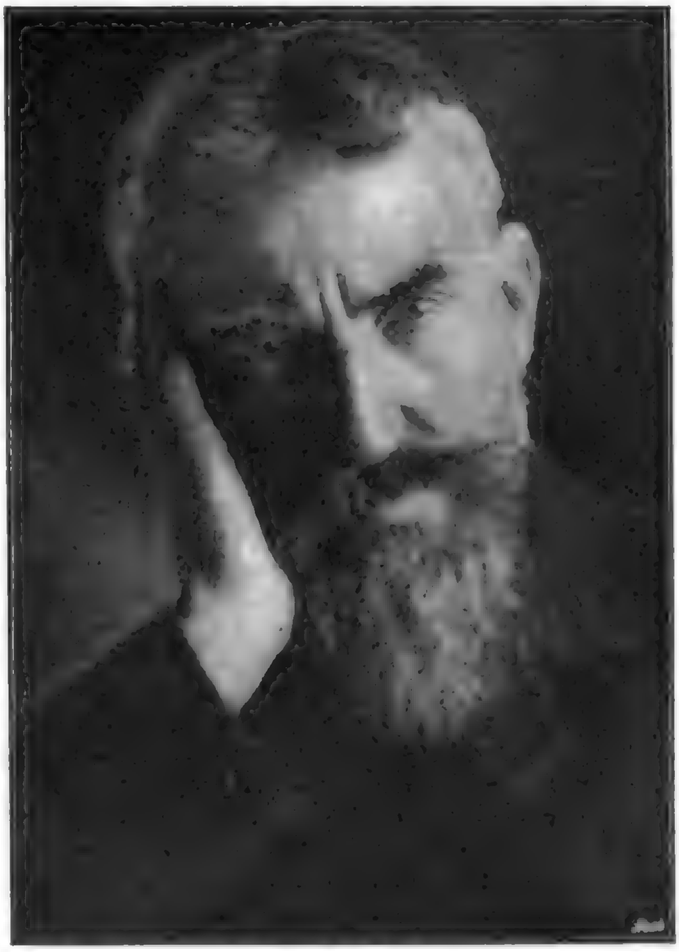
Von

Friedrich Düsel

„Cäſar und Kleopatra", hiſtoriſche Komödie in fünf Akten von Bernard Shaw, deutſch von Siegfried Trebitſch — „Hille Bobbe", Komödie in drei Akten von Adolf Paul

Das Spieljahr neigt ſich ſeinem luſtigen Ende zu. Sonderlich erhabene Würde oder tiefſinnigen Ernſt hat es ja von Anfang an nicht zur Schau getragen; nun, da ſein Geſtirn zur Rüſte geht, zeigt es wenigſtens den guten Humor, ſeine Leichtherzigkeit nicht noch zu guter Letzt durch Griesgram Lügen zu ſtrafen. Ja, man darf der ſcheidenden Saiſon ſogar das Zeugnis ausſtellen, daß ihre Deſſertfrüchte an literariſch-künſtleriſchem Gehalt manchen ihrer vollzähligen Menügänge übertreffen. Freilich wird auch dieſer leckere Nachtiſch einmal wieder ausſchließlich vom lieben Ausland beſtritten. Denn auch den zweiten der oben angeführten Verfaſſer mit dem gut deutſch klingenden Namen Adolf Paul darf Deutſchland nur als ſeinen Adoptivſohn in Anſpruch nehmen: der Autor der „Hille Bobbe" wohnt zwar ſchon ſeit längerer Zeit in unſerer Reichshauptſtadt und ſchreibt ſchon ſeit geraumer Weile all ſeine zahlreichen Theaterſtücke und Romane deutſch, von Geburt aber iſt er ein Schwede, der ſeine Kindheit in Finnland verlebt hat. Man ſieht, die Freude an der „Komödie" iſt heute ein internationaler Zug; nicht weniger allgemein und durchgehend aber iſt ihr Streben nach dem höheren literariſchen Gehalt, ſchon um ſich von dem bloßen, immer mehr der hochmütigen Verachtung anheimfallenden Schwank und Luſtſpiel deutlich zu unterſcheiden. Und in der Tat kann man nicht leugnen, daß die einſt ſchon im Hinſterben begriffenen loſen Kinder Thaliens in den letzten Jahren manch neues oder doch verjüngtes Motiv gefunden haben, das ihnen friſchen Lebensatem einzuhauchen verſpricht. Eins davon und vielleicht das hoffnungsvollſte für den Augenblick iſt das der Heldenverſpottung, das von der allzu billigen Parodie, wie ſie einſt im Epos Blumauer, in der Operette Offenbach pflegte, zu einem freien, überlegenen, auch wohl anmutigen und liebenswürdigen Humor der Welt- und Menſchenbetrachtung überzugehen trachtet.

Den geiſtigen Vater dieſes neuen komiſchen Motivs feſtzuſtellen, fällt ſchwer; ſoviel ich ſehe, tauchte es an verſchiedenſten Orten und in verſchiedenen Nationen ziemlich zu gleicher Zeit auf. Der es am liebevollſten gepflegt und am kräftigſten und konſequenteſten ausgebildet hat, iſt aber doch wohl der Ire Bernard Shaw, von dem wir nun ſchon eine ganze Reihe ſich im Grunde immer um dieſen Punkt drehender Komödien kennengelernt haben. Ich erinnere nur an ſein Napoleonſtück „Der Schlachtenlenker", das uns den ſiebenundzwanzigjährigen Sieger von Lodi in recht menſchlichen, allzu menſchlichen Situationen zeigt, an die „Helden", die dem bramarbaſierenden Hurra-Heroismus der Bulgaren von 1885 einen nüchtern-praktiſchen, aber pflichtbewußten und ehrlichen Schweizer Berufsſoldaten gegenüberſtellen, und an den „Teufelskerl", dieſe Komödie aus den amerikaniſchen Befreiungskriegen, die aus dem wallenden Mantel des Pathos und der Phraſe ſo rein und nett den ſchlichten Kern der unverſtellten Menſchlichkeit herausſchält. Mit ſeiner neuen hiſtoriſchen Komödie „Cäſar und Kleopatra" (Buchausgabe bei S. Fiſcher, Berlin), die in Deutſchland zuerſt im Berliner „Neuen Theater" aufgeführt wurde, hat ſich der Unverbeſſerliche nun gar ins Altertum geflüchtet, aber ſein Reſpekt vor den Überlieferungen der Geſchichte und den von geweihter Dichterhand aufgerichteten Idealbildern hiſtoriſcher Geſtalten iſt im Lande der Sphinxe und Pyramiden auch nicht um eines Haares Breite gewachſen. Ihn ſchreckt weder ein Sueton noch ein Shakeſpere; für ihn gibt es weder eine Altertums- noch eine Raſſenkunde; das Dogma von der ſtets höher hinaufführenden Entwickelung der Menſchheit iſt er geneigt, eher für einen gottesläſterlichen Hochmut oder für eine alberne Abgeſchmacktheit als für ein Zeichen der Aufklärung zu halten. Die Idee, es könnte irgendeinen nennenswerten Fortſchritt ſeit der Zeit Cäſars geben — es ſind ja ſeitdem auch noch nicht einmal zwanzig Jahrhunderte verfloſſen —, erſcheint ihm viel zu abſurd, um auch nur erörtert zu werden. Man gehe zurück bis zum erſten Wörtlein der Geſchichte, und man wird den Chriſten und den Heiden finden, den Bauerntölpel und den Dichter, den Sklaven und den Helden, Don Quijote und Sancho, Tamino und Papageno, Newton und den Buſchmann, der nicht bis elf zählen kann, alle lebend und zeitgemäß und alle davon überzeugt, daß ſie die Erben aller Zeitalter und die bevorrechtigten Empfänger der Wahrheit ſind — alle anderen Wahrheiten ſind zu verdammende Ketzereien —, gerade ſo wie man ſie heute findet, in allen Ländern blühend, von denen jedes das tapferſte und beſte iſt, das je auf Befehl des Himmels aus dem azurblauen All hervorging. Aber auch abgeſehen von dieſer Überzeugung glaubt Shaw die Menſchheit nur ſo nachahmen zu können, wie er ſie kennt, das heißt wie er ſie an ſeinen lieben Landsleuten und Zeitgenoſſen vor Augen ſieht. Aus dieſem Grunde leitet er für ſein „hiſtoriſches“ Stück das Recht auf Anachronismen ab; ja, mehr noch, er behauptet geradezu, daß dies der einzig mögliche Weg ſei, ein Stück Leben aus der Vergangenheit in menſchlichen Zügen vor uns erſtehen zu laſſen.



Bernard Shaw.

Vielen wird eine ſolche bilderſtürzende Selbſtherrlichkeit des dichteriſchen Willens zweifellos als bubenhafte Keckheit und Unreife gelten. Für ſie ſind die Geſtalten der alten Mythen und der Hiſtorie Gebilde, die man auf ihren Altären ſtehen laſſen und in der Kultusform weiter verehren ſoll, wie ſie von den Jahrhunderten oder Jahrtauſenden geheiligt worden iſt. Wie für die Tragödie, ſo kann ich mich auch für die Komödie zu dieſer geläufigen Anſchauung nicht bekennen. Wer vor einen Dichter nicht hinzutreten vermag mit der gläubigen Erwartung des Wunderbaren, jener ſchöpferiſchen Macht, der alles von Grund aus neu zu machen gegeben iſt, der hat, ſcheint mir, nicht die rechte Schätzung deſſen, was Poeſie, was dichteriſches Schaffen bedeutet. Nun gar die fernen Geſtalten des vorchriſtlichen Altertums ſollten der Souveränität der dichteriſchen Phantaſie getroſt auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert werden — der römiſche Welteroberer ſo gut, der den weltlichen Machthabern den höchſten Titel fürſtlicher Würde vererbt hat, wie die ägyptiſche Buhlerin, die mit ihren tückiſchen Reizen einen der glänzendſten und kraftvollſten Römer entnervte und verriet, dann aber in ſo ſtilvoller Schönheit zu ſterben verſtand.

In der äußeren Handlung weicht Shaw von dem Aufriß der geſchichtlichen Überlieferung nicht einmal ſonderlich ab. Auch bei ihm kommt Cäſar im Herbſt des Jahres 48 auf der Verfolgung des Pompejus, den er bei Pharſalus geſchlagen hat, nach Ägypten, befreit in Alexandria die ſechzehnjährige Kleopatra von der ſie bedrängenden Partei ihres noch knabenhaften Bruders Ptolemäus, macht ſie zur alleinigen Königin, freilich unter römiſcher Vormundſchaft, und bringt den Winter auf 47 bei ihr zu, von der römiſchen Okkupationsarmee und den Ägyptern ſelbſt ſtetig bedrängt, bis ihn Mithridates von Pergamos heraushaut und ihn ſeinen höheren vaterländiſchen Aufgaben zurückgibt. Einer nicht ohne Folgen gebliebenen engeren Verbindung des Fünfzigjährigen mit der Sechzehnjährigen, wovon die Geſchichte zu berichten weiß, geht der moderne Dichter aus dem Wege; vielmehr läßt der nach neuen Taten durſtende Staatsmann die kleine Hexe am Ende ohne jeden eiferſüchtigen Neid als Vermächtnis für Marc Anton zurück, dieſen „ſchönen jungen Mann mit den ſtarken runden Armen“, den Kleopatra ſchon als Zwölfjährige verlangend geſehen und ſeitdem nicht mehr vergeſſen hat.

Wo aber, wird man fragen, ſteckt hier der dramatiſche Konflikt? und woraus ſchöpft Shaw die komiſche Wirkung? Pflanzt er aus Eigenem

Digitized by Google

neue Intrigen zwiſchen den Römer und die Ägypterin, füllt er die ſechs Monate ihres Beiſammenſeins durch frei erfundene, ſich dramatiſch zuſpitzende Geſchehniſſe, bei denen die Titelhelden ſeiner Komödie nur paſſive, reflektierende Zuſchauer ſind? Ja, allerdings, er läßt es nicht an allerlei Zettelungen zwiſchen Römern und Ägyptern, zwiſchen Kleopatriden und Ptolemäiden fehlen — aber ein Rückgrat für den inneren Organismus ſeiner Komödie gewinnt er dadurch nicht. Dieſe Verwickelungen laſſen uns vielmehr entweder gänzlich kalt und gleichgültig, oder ſie belaſten ſogar das Fahrzeug an falſcher Stelle dermaßen, daß es geraume Strecken hindurch am platten Boden der Langeweile entlanggeſchleift wird. Nein, die Bewegung der fünf Akte liegt einzig und allein in der Entwickelung vom Kätzchen zur Königin, die Kleopatra unter Cäſars Erzieherhänden durchmacht, ihr komiſcher Humor entkeimt faſt allein aus der Art, wie ſich Gajus Julius Cäſar, der heroiſch-pathetiſche Welteroberer und Halbgott, vor unſeren Augen immer deutlicher in das ſterbliche Menſchenkind zurückverwandelt, das ſich ſeiner kleinen Schwächen nicht ſchämt und den großen Fehlern und Untugenden ſeiner überwundenen Jugendzeit mit der weisheitsvollen Ruhe des nahenden Alters ins Auge blickt. Darin vor allem liegt der tiefmenſchliche Gehalt und die herzliche, bezwingende Liebenswürdigkeit dieſer in der modernen Literatur ſo einſam daſtehenden „hiſtoriſchen Komödie“.

Albert Steinrück als Cäſar in Shaws „Cäſar und Kleopatra“.
(Nach einer Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

Wie über menſchlichen Fortſchritt, ſo hat der Ire Shaw auch über menſchliche Größe ſeine eigene Anſchauung. Mit der frommen Meinung, daß der Menſch von Natur aus laſterhaft ſei und daß daher die höchſte Güte zugleich höchſtes Martyrium bedeute, will er nichts zu ſchaffen haben. Ihm ſcheint der Weg, den Eindruck der Größe hervorzurufen, einzig der zu ſein, einen Menſchen darzuſtellen, nicht, wie er ſeine Natur durch Pflichterfüllung abtötet, ſondern „ganz einfach, wie er all das tut, was er natürlicherweiſe tun will.“ Woran ſo viele ein Genie in den Mittelpunkt ſtellende Dramen ſcheitern, die Schwierigkeit, einen ſolchen überragenden Geiſt in greifbaren Taten anſchaulich und glaubhaft zu machen, ſie iſt durch dieſe antipathetiſche Betrachtungsweiſe, die für das Genie keine verſtiegenen Ausnahmeerſcheinungen in Anſpruch nimmt, von vornherein beiſeite geräumt. Dieſer Cäſar braucht ſeine Größe und geniale Überlegenheit gar nicht erſt ausdrücklich zu verkünden oder zu dokumentieren, der Duft dieſer Größe gehört zu ihm wie die Wärme zur Flamme. „Wär nicht das Auge ſonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken.“

Anfangs freilich ſcheint es, als ſtecke auch Shaws Cäſar noch tief im Pathos. Da tritt er im Silberlicht der Wüſtennacht vor die Sphinx und hält einen vom Selbſtgefühl des Einſamen geſchwellten Monolog an ſie: „Heil dir, Sphinx! Julius Cäſar grüßt dich! ... Ich fahndete nach Geſchöpfen, die mir gleichen. Ich habe Herden und Weiden angetroffen, Menſchen und Länder — aber keinen anderen Cäſar, keinen Menſchen, der mir ähnlich geweſen wäre — keinen, der die Taten meiner Tage hätte tun und die Gedanken meiner Nächte hätte denken können. Meine Stellung dort in jener kleinen Welt, o Sphinx, iſt ſo hoch wie die deine in der großen Wüſte ... Der dunkle Weg meines Schickſals hat mich hierher geführt, denn mein Genius iſt von denen, deren Symbol du biſt: teils Tier, teils Weib, teils Gott — nichts von einem Menſchen iſt in mir. Weiß ich deine Runen zu leſen, Sphinx?“ Statt der Angerufenen antwortet das zwiſchen die Tatzen der Gewaltigen hingekauerte Kätzchen Kleopatra: „Alter Herr ... Fürchte dich nicht, alter Herr!“ In dieſer bezwingend komiſchen Situation, die den aufgeblaſenen Schlauch gottähnlicher Eitelkeit mit einem einzigen Schlage zu einer leeren Haut zuſammenklappt, haben wir den ganzen Shaw. „Wenn ich während der Arbeit an einem Stücke fühle, daß die Macht des Erhabenen daran iſt, die Zuhörerſchaft in die gleiche Geiſtesverfaſſung zu verſetzen, ſo ſorge ich ſchnell für einen Spaß und ſtoße das feierliche Volk von den Hühnerſtangen herunter,“ hat er kürzlich in einem ſeiner witzigen Vorträge vor der Londoner Univerſity Extenſion Guild bekannt. Aber er ſtößt nicht bloß herunter und läßt den Gedemütigten im Staube liegen, er erhebt und erhöht auch wieder, ſobald der Geſtäupte ſich nur erſt ſelbſt gefunden hat: das iſt das Erquickende und Ent-

Digitized by Google

zückende an ihm. Noch mehrmals regt ſich in Cäſar der alte Stachel des Hochmuts und der Überhebung, des Pathos und der Theatralik; aber dann braucht nur jemand zu ſeufzen: „Nun werden wir ſeinen hochtrabendſten Schwulſt anhören müſſen!“ und er ſchlägt ſich lächelnd ſelbſt auf den Mund. Ein paar Schönheitspfläſterchen der lieben kleinen Eitelkeit trägt er freilich bis zuletzt mit ſich herum: an ſeine fünfzig Jahre läßt er ſich ungern erinnern, und ſeine vorzeitige Kahlheit verbirgt er hinter einem immerwährenden Eichenkranz. Seine Schwäche für die Weiber, inſonderheit für ein Halbkind wie dieſe Kleopatra mit ihrer Miſchung von Zurückgebliebenheit und Frühreife, von kalter Berechnung und leidenſchaftlicher Hingabe, von naiver Furcht und grauſamem Tyrannengelüſt, iſt ihm nur zu gut bekannt; er weiß, daß Frauen ihn leicht betrügen können, weil ihre Augen ihn verwirren und er ſie nicht ſieht, wie ſie ſind, ſondern wie er wünſcht, daß ſie ihm erſcheinen. Gar bald aber ſiegt doch der Erzieher- und der Reformatorendrang des Staatsbildners über die Inſtinkte des Mannes. Mit leidenſchaftlichem Eifer widmet er ſich dem Gedanken, dieſe Wildkatze, die noch eine willenloſe Puppe in den Händen ihrer Prieſter und Ammen iſt und von groteſk-kindiſchem Aberglauben ſtrotzt, zu Stolz, Mut und Majeſtät, mit einem Wort zur bewußten Herrſcherin zu erziehen. Das Experiment gelingt über Erwarten ſchnell, wenn auch anders, als der Römer es ſich vielleicht gedacht hat. Die eben ſelber noch die Rute ſchmeckte, gebraucht im Handumdrehen die Peitſche gegen ihre früheren Unterdrücker, beſonders gegen die Reichsamme Ftatateeta, eine rieſenhafte, grimmige Palaſtdame, die bisher ſo eine Art Reichsvormünderin war. Ja, das Häkchen krümmt ſich ſo gründlich, daß die Schülerin bald zu der Impertinenz vorſchreitet, nun ihrerſeits den Cäſar zu lehren, wie man regieren müſſe.

Den aber in ſeiner heiteren Größe ficht das wenig an. Immer ſicherer ſchreitet er jener freien Höhe zu, von der aus er ſein eigenes Leben und Tun unter ſich liegen ſieht zu ruhiger, objektiver Betrachtung. „Ich bin auch ein Feldherr, aber ich habe zu alt angefangen, viel zu alt! Geſundheit und viele Siege!“ ermuntert er ſeinen kriegeriſch ſelbſtbewußten Gegner. Voll unerſchrockener Gerechtigkeit gegen ſich ſelbſt ſtellt er ſich als „Mörder des Vercingetorix“ dem Mörder des Pompejus gleich: „Ich habe kein Recht, anzunehmen, daß ſeine Gedanken niedriger ſind als meine eigenen.“ Er bittet ſeine Untergebenen ohne Zaudern um Vergebung, ſobald er ſich einmal vergeſſen hat, immer gewiß, ſeine Würde ſofort wieder aufnehmen zu können, ſobald es ihm beliebt. Allſtündlich übt er jene ſchöne Kunſt des Gewährenlaſſens, die einen Mitmenſchen nicht nach dem eigenen Bilde zu modeln ſucht, ſondern ihm ſeine beſondere Art gönnt. Nichts Verſchiedeneres kann es geben als den feingeſchliffenen Cäſar und ſeinen derben, ungeſchlachten Unterbefehlshaber Rufio, der ſein erſtes und letztes Wort mit dem Schwert ſpricht. Das tut jedoch der väterlichen Liebe des „alten Mannes“ zu ſeinem „großen Jungen“ nicht den geringſten Abbruch. Seine reife Menſchenkenntnis und Menſchenbehandlung hat nichts mehr zu ſchaffen mit dem eifernden Fanatismus eines Bekehrers und Beſſermachers.

Wie wohltuend berührt ferner die ruhige, ſo ganz und gar unſentimentale Selbſtverſtändlichkeit, mit der Cäſar Geldfragen erledigt; wie köſtlich klingt es, wenn er den fuchsſchlauen Krämerſeelen der Ägypter auf ihre Schmeichelei, ein Mann wie er werde ſich doch nicht mit einer Kleinigkeit wie ihre Steuern abgeben, aus gelaſſener Seele erwidert: „Meine Freunde, Steuern einziehen iſt die Hauptbeſchäftigung eines Welteroberers!“ Dem Leben und all ſeinen natürlichen Genüſſen reſolut zugewandt, abhold jeder unfruchtbaren, gegenwartsflüchtigen Vergangenheitsträumerei, voller Liſten und Verſchlagenheiten, wo das Schwert verſagt, ſteht der behagliche Datteleſſer und Gerſtenſchleimſchlürfer doch im nächſten Augenblick ſchon wieder auf der Höhe ſeiner Perſönlichkeit. Seine Menſchenliebe iſt frei von jedem Eigennutz und quillt aus dem innerſten Grunde ſeiner Natur. Wie weit liegen die trüben Zeiten hinter ihm, da er es für nötig hielt, ſeiner Ehre Menſchenopfer darzubringen.

Ed. von Winterſtein als Rufio in Shaws „Cäſar und Kleopatra“.
(Nach einer Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

Digitized by Google

Längſt hat er den Rachegedanken als eine unnütze Scharteke beiſeite geworfen. „Räche ich mich am Winde, wenn er mich durchfröſtelt, oder an der Nacht, wenn ſie mich im Dunkel ſtraucheln läßt? Soll ich mich an der Jugend rächen, wenn ſie ſich vom Alter abwendet, und am Ehrgeiz, wenn er von Sklaverei nichts wiſſen will?“ Er hat keinen Haß im Herzen, er ſchließt mit jedermann Freundſchaft wie mit Hunden und Kindern. Die das erfahren hat, iſt Kleopatra, und ſie fügt hinzu: „Seine Güte zu mir iſt ein Wunder. Weder Mutter noch Vater noch Amme haben jemals ſo auf mich geachtet oder mir ihre Gedanken ſo freimütig mitgeteilt wie er.“ — „Nun, iſt das nicht Liebe?“ — „Liebe? ... Für das erſte beſte Mädchen, dem er auf ſeinem Wege nach Rom begegnete, würde er dasſelbe tun. Frage ſeinen Sklaven Britannus, er iſt zu ihm genau ſo gut. Nein! frage ſein Pferd: ſeine Güte gilt nicht meinem Weſen, ſie iſt ſeine eigene Natur.“ Ein Tor auch, der glauben wollte, Cäſar könne ſein Heer über die augenblickliche Vernarrtheit in die kleine Nilbeſtie vernachläſſigen. Unter ſeinen Soldaten iſt keiner, deſſen Arm ihm, ſobald es ernſt wird, nicht heiliger wäre als Kleopatras Kopf. Das ſagt er nicht nur ſo hin als ſchöne Redensart, ſondern macht das Exempel darauf. Sobald ſeine Pflicht und ſeine Taten ihn rufen — was iſt ihm da noch Kleopatra! Faſt hätte er vergeſſen, ſich von ihr auch nur zu verabſchieden, ſo eilig hat er's, auf die harrenden Schiffe zu kommen. Auch dieſe Schlußſituation wieder iſt von ſanft, aber unwiderſtehlich überwältigendem Humor und reicht als Gegenſtück, in dem ſich die menſchliche Größe Cäſars ſpiegelt, ebenbürtig jener erſten Sphinxſzene die Hand, in der ſeine menſchliche Schwäche ſich enthüllte. Dieſes enge Beieinander von Kleinheit und Erhabenheit, von Ernſt und Lächerlichkeit macht das Bild des Mannes erſt voll. Und eine ſo unbefangene, ſchwebende Anmut und Heiterkeit geht von ihm aus, daß wir von ihrem Hauch mit emporgezogen werden ... Hängt einer „Heldenverſpottung“ wie dieſer, die den Halbgott ins Feuer wirft, um einen ganzen Menſchen daraus zu läutern, noch eine Spur des Hämiſchen oder Kleinlichen an?

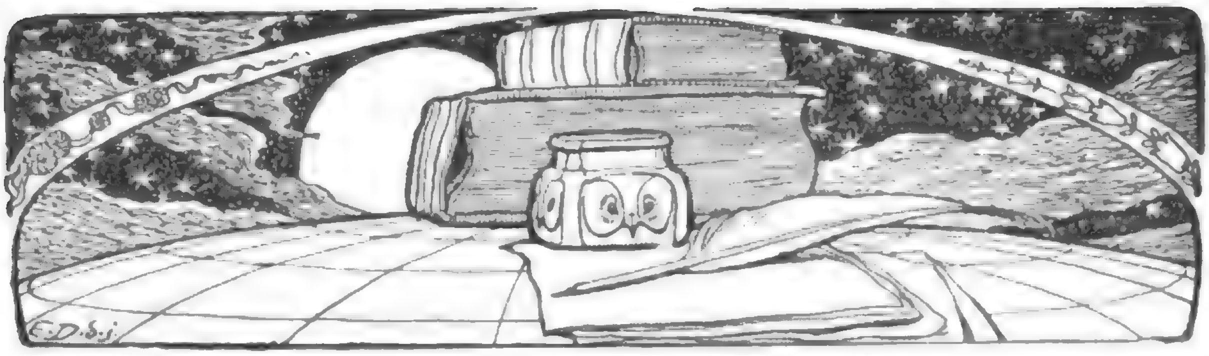
So wenig der Geiſt der Komödie ſich in der Geſtalt Cäſars ausgibt, ſo wenig fällt doch all der Witz, den ſie ſonſt noch aufbringt, dieſer wahrhaft dichteriſchen Schöpfung gegenüber ins Gewicht. Auch diesmal wieder ſind es die lieben engliſchen Landsleute, die des Irländers erbitterte Spottſucht fühlen müſſen. Britannus, den vom Inſelland mit herübergebrachten Sekretär Cäſars, und Apollodorus, den ſizilliſchen Künſtler, macht er zugleich zu Trägern und Zielſcheiben dieſer Satire. In jenem verſpottet er den heuchleriſchen cant, die inſulare Eingebildetheit, die engherzige Prüderie, den ſteifleinenen Ernſt und das ſchulmeiſterliche Pedantentum des Engländers; in dieſem ſucht er, ſchon beträchtlich liebenswürdiger und reſpektvoller, das präraffaelitiſche Äſthetentum des l'art pour l'art zu treffen, dem auch der Krieg nur eine ſchöne Kunſt iſt und das jede tüchtige Tat, ſoll ſie vollendet ſein, erſt durch ein auserleſenes Wort oder Bild krönen muß. Als dieſer Apollodorus ſich dem Cäſar als Sizilier und Künſtler vorſtellt, kommt es zu einer Szene, die ganze Bände moderner engliſcher Kultur- und Geſellſchaftsgeſchichte ſpricht. „Ein Künſtler?“ ruft Britannus. „Warum haben Sie dieſen Vagabunden eingelaſſen?“ Cäſar in ſeiner untrüglichen Menſchenkenntnis beruhigt ihn: „Apollodorus iſt ein berühmter Patrizier und Amateur.“ O, nun iſt Britannus ganz außer Faſſung: „Dann bitte ich den Herrn um Verzeihung! Ich glaubte, er wäre ein Berufskünſtler.“ ... Ein andermal entſchuldigt er Cäſars „frivole“ Auffaſſung vom Wert des Lebens mit der Tatſache, daß er ja Italiener ſei; er zeigt ſich aufs höchſte chokiert, als aus den Teppichen, die Cäſar nachgebracht werden, Kleopatra hervorkriecht, und meint, ſie könne hier ohne die Obhut einer älteren Dame doch nicht bleiben. Als die anderen ſich ins Meer ſtürzen, um gegen den Feind zu ſchwimmen, ſteht er am Ufer und ſchreit: „Hipp! hipp! hurra!“

So gibt es noch viele ſatiriſche Seitenhiebe und Abſchweifungen, die äußerſt keck und beluſtigend ſind; im Grunde aber verſchuldet es nicht zuletzt ihre undisziplinierte Überfülle, daß ſich das Ganze zu keinem einheitlichen Gebilde zuſammenſchließt, daß die Teile auseinanderfallen und wie in Pharaos Traum die mageren Kühe die fetten Kühe auffreſſen. Auf der Bühne bleibt denn die Wirkung der fünf Akte auch höchſt problematiſch, wobei freilich zu berückſichtigen iſt, daß der Darſtellungsſtil und auch die Regie für dieſe ſkeptiſch-ironiſche Miſchgattung der Komödie erſt noch gefunden werden muß. An der Lektüre des Buches aber wird man auch ſchon jetzt einen vollwertigen Genuß haben.

Auf den erſten Blick könnte es ſcheinen, als ſei das komiſch-ſatiriſche Talent des Finnländers Adolf Paul der denkbar nächſte Geiſtesverwandte des Shawſchen Skeptizismus. Sogar in der Stoffwahl ihrer Komödien haben ſie ſich zuweilen berührt. Wie der Irländer die Eitelkeit des vergötterten Heros Napoleon, ſo hat der Finnländer in einem „heroiſchen“ Einakter mit der rieſenhaften Ungeſchlachtheit des Goliath zugleich auch das Maulheldentum des kleinen David verſpottet. Sieht man aber näher zu, ſo läßt Pauls Komik doch gerade das Ausſchlaggebende, das, was Shaw als ſein eigenſtes gehört, vermiſſen: die tendenzloſe Liebenswürdigkeit des Herzens, die es aus der Verſpottung und Verkleinerung ihres komiſchen Helden ſchließlich nur in eine deſto höhere und reinere Bewunderung für ihn hineintreibt. Es fehlt ihm das lächelnde Verſtehen, ſein Witz hat noch nicht den Weg in das Land des Humors gefunden, in dem ſein Meiſter ein ſo feſt angeſeſſener Bürger iſt. Pauls Komödie „Hille Bobbe“ (Berlin, Schuſter u. Loeffler), die übrigens nicht etwa in der Heimat des Frans Hals, ſondern „irgendwo jenſeit von Petersburg“ ſpielt, zeigt ſich dieſem moraliſierenden Zuge womöglich noch rettungsloſer verfallen als ihre Vorgänger.

Zunächſt freilich läßt ſie ſich übermütig genug an. Da wird geſchildert, wie im Hauſe des Richters Pletſchikoff die treue, gleich der Hausfrau aus Holland ſtammende Zoſe Dortje ſtirbt, und wie Marmeladoff, der ſchmarotzerhafte Hausfreund, von der Herrſchaft den Auftrag erhält, ihre Leiche ſicher in die Heimat zu ihrer Mutter zu geleiten. Leider hat man da aber den Bock zum Gärtner geſetzt. Marmeladoff kommt nicht weit mit dem ihm anvertrauten Schatze: ſchon am Strande der Newa hat er ſein Reiſegeld verjuxt, und er weiß ſich keinen anderen Rat, als die Leiche an die Anatomie zu verkaufen. Wieder zu Hauſe, tut er zunächſt ſo, als habe er ſeinen Auftrag in Treuen und Ehren ausgeführt. Dann geſteht er zögernd, daß er die Leiche „verloren“ habe, läßt ſich die Börſe noch einmal mit Rubelchen ſpicken, fährt abermals nach Petersburg und kauft von den irdiſchen Überreſten Dortjes zurück, was noch zu erlangen iſt. Inzwiſchen hat aber auch ſchon der wackere Pletſchikoff, um nur vor ſeiner Frau Ruhe zu haben, von einem armen Teufel von Bauern den Leichnam ſeiner Tochter erſtanden und ihn in wohlverlötetem Zinnſarg nach Amſterdam geſchickt. Bei Marmeladoffs Rückkehr aus Petersburg bricht nun das ganze Lügengebäude krachend zuſammen. Der Hausfreund, immer mehr in die Enge getrieben und von ſeinem Gewiſſen gehetzt, legt vor der Freundin ein umfaſſendes Geſtändnis ab — eine Szene, die mit ihrem Morguegeruch zarten Nerven nicht wenig zumutet, deren Zynismus aber nicht der geſunden, aufrüttelnden Kraft entbehrt, und deren geſellſchaftliche Satire ins Herz der Dinge trifft.

Noch immer iſt die Titelheldin, Dortjes Mutter, Frau Hille aus Amſterdam, genannt Hille Bobbe, nicht aufgetreten. Der Höhepunkt der Komödie wird alſo noch kommen, hofft man. Darin aber täuſcht man ſich. Denn als Hille Bobbe, die Bordellwirtin aus dem Lande der Mynheers und Mevrouwen, nun wirklich auf dem Schauplatz erſcheint, um noch einige „letzte Wünſche“ ihrer Tochter zu erfüllen, da ſchlägt das Stück plötzlich um, aus der zyniſchen Satire ins tendenziös Moraliſierende, und damit leider zugleich auch aus dem Eigenen ins Angeeignete und Hergebrachte. Hille Bobbe entpuppt ſich nämlich bald als eine jener ſattſam bekannten ethiſchen Splitterrichter, die allem holden Trug und aller ſchönen Lüge auf den äußerſten Grund gehen, als eine jener zahlreichen Nachkommen des Gregers Werle aus der „Wildente“, die den Leuten die moraliſchen Rechnungen präſentieren und ihnen juſt zur ungelegenſten Stunde mit ihren idealen Forderungen ins Haus ſchneien. Alles Vorausgegangene, merkt man nun, war nur Präludium; das eigentliche Muſikſtück beginnt jetzt erſt. Und man wird verſtimmt, einen Schriftſteller, der ſoeben noch gezeigt hat, wieviel Geiſt und Grazie er einem an ſich geſchmackloſen Thema abzuliſten weiß, plötzlich alles Maß und allen guten Geſchmack verabſchieden zu ſehen, ſobald es heißt, den „wirklichen geheimen Apoſteln der öffentlichen Sittlichkeit“, denen er ſeine Komödie durchſichtig genug gewidmet hat, die vermeintliche „Wahrheit“ zu ſagen. Die Spottdroſſel, die zuvor ſo hübſch zu flöten verſtand, verwandelt ſich da flugs in einen pedantiſchen Raben, deſſen moraliſierendes Gekrächze einem mißtönig ins Ohr gellt. Einſt war es das Vorderhaus, worin ſich alle Lumperei und Schurkerei eingeniſtet, das Hinterhaus, wohin ſich die Sittlichkeit geflüchtet hatte; jetzt, bei Paul, iſt es die vornehme Geſellſchaft in Bauſch und Bogen, die zu einem Blocksberg aller nur denkbaren Schurkereien und Gemeinheiten geworden iſt, während die Tugend und die Reinheit der Seele ein Aſyl bei den — Freudenhauswirtinnen gefunden haben. Eine Gänſehaut überläuft uns, wenn wir aus dem Munde Hille Bobbes hören, wieviel Skelette dieſes äußerlich ſo ſauber getünchte Haus Pletſchikoff beherbergt. Dortje hatte ein Kind — Pletſchikoff iſt der Vater; Dortje war die Vertraute der Hausfrau und die Helfershelferin bei deren zärtlichen Beziehungen zu Marmeladoff; ja, Dortje war die Schweſter der Hausfrau, denn der Vater dieſer vornehmen Dame hat einſt Frau Hille Bobbe verführt und ſie dann mit dem Kinde ſitzen laſſen. Nur die Wirtſchaft hat er ihr eingerichtet; aber die Wirtſchaft geht gut, und ihr verdankt ſie es, daß ſie jetzt hierher nach Rußland zu den reichen Tſchinowniks reiſen konnte, um ihnen zu ſagen, wie faul ihre ganze Herrlichkeit und wie eigentlich die ganze vornehme Welt nicht beſſer ſei als die „Wirtſchaft Hille Bobbes“, die jeder Amſterdamer Droſchkenkutſcher kennt. Natürlich wird die ungebetene Moraliſtin von den drei ſchnell zur Intereſſengemeinſchaft vereinigten Angeklagten entrüſtet aus dem Hauſe gejagt, aber mit ihr zieht die Sympathie des Verfaſſers und — der Beifall aller derer, deren Herz kindlich und deren Kopf geiſtig arm genug iſt, ſolch billiges Pathos und ſolch primitive Schwarzweißmalerei für „Lebenswahrheit“ zu halten. Da loben wir uns doch Bernard Shaw, der das lächelnde Verſtändnis für die gemiſchten Charaktere hat, und der weiß, daß der Humor erſt da anfängt, wo unter ein und demſelben Dache Gutes und Böſes, Teufel und Engel in friedlicher Eintracht beieinander wohnen. „Die Menſchen ſoll keiner verlachen, als einer, der ſie herzlich liebt“, ſagt Goethe.



Literarische Rundschau

Max von Eyth

Am 6. Mai dieſes Jahres konnte der Dichter und Ingenieur Max von Eyth auf ſiebzig Jahre eines vielbewegten und inhaltreichen Lebens zurückblicken. Er hat, von Jugend auf durch ſeinen praktiſchen Beruf auf Reiſen und Wanderfahrten angewieſen, viele Länder und Völker geſehen, den Strom der Welt in ſich aufgenommen, aber dann auch reichlich davon allen denen zurückgegeben, die das drängende Suchen und Forſchen unſerer Zeit an der Hand eines mitſchaffenden Geiſtes und zugleich durch die Augen eines Dichters ſehen mögen. Uns geht hier eigentlich nur das literariſche Schaffen Eyths an; da aber dieſes aufs engſte mit ſeiner praktiſchen, auf vielen Gebieten geradezu bahnbrechenden Ingenieurtätigkeit verknüpft iſt, ſo müſſen wir wenigſtens in ganz knappen Zügen auch ſeinen äußeren Lebensgang ſkizzieren. Uns kommt dabei eine liebevolle kleine Biographie aus der Feder von Theodor Ebner, die ſoeben im Verlage der Carl Winterſchen Univerſitätsbuchhandlung in Heidelberg erſchienen iſt, trefflich zuſtatten.

Der Name Eyth hat im Schwabenlande ſeit langem einen guten und wohlvertrauten Klang. Beſonders die vielen, die dereinſt in den theologiſchen Seminaren zu Schönthal und Blaubeuren ihre Erziehung genoſſen haben, erinnern ſich mit dankbarer Verehrung des „alten Eyth“, des Profeſſors Eduard Eyth, der, als Menſch und Lehrer ein kernſchwäbiſches Original von Liebenswürdigkeit und Ernſt, mit dem Rufe eines gelehrten und gediegenen Jugendbildners den eines geiſtvollen und formgewandten Lyrikers zu verbinden wußte. In Kirchheim u. T., wo er als Lateinlehrer wirkte, wurde ihm am 6. Mai 1836 ſein Sohn Max geboren, von dem er dann ſein Leben lang mit ſo berechtigtem Stolz erzählen konnte, obwohl dieſer gegen den Willen des Vaters einen von der Familientradition ſo fern abliegenden Beruf einſchlug. Die Neigung des Knaben für Mathematik und Technik war ſchon in früheſter Jugend merkwürdig ſtark ausgebildet. „Freudig ſchlafloſe Nächte hindurch“, erzählt er ſelbſt, „ſchob ich gerade Linien und Kreisbogen und ſpäter Ellipſen und Hyperbeln im Kopfe hin und her, um ſelbſterfundene Probleme zu löſen, und mit jedem Tage mehr verſank für mich die klaſſiſche Welt in ſchönem, weſenloſem Schein.“ Der Vater, obgleich Philologe von altem Schrot und Korn, war ſchließlich verſtändig genug, die alten Zügel am Boden ſchleifen zu laſſen und dem „jungen Füllen“ ſeinen frei gewählten Lauf zu gönnen. Auf der Polytechniſchen Schule zu Stuttgart erhielt Eyth in den fünfziger Jahren ſeine Ausbildung, und ſchon hier zeigte ſich die eigenartige Doppelbegabung des Mathematikſtudenten in den Liedern und Gedichten, die ſich ihm dann bald, im erſten Jahre der Praxis hinter dem Schraubſtock in Heilbronn, zu einem hübſchen Bändchen rundeten. Dann ging er auf die Wanderſchaft, zunächſt ohne feſten Plan, nur um zu lernen und lernend zu ſchaffen. Ein entſcheidender Wendepunkt kam in ſein Leben, als er 1861 als Ingenieur in die große landwirtſchaftliche Maſchinenfabrik von Fowler in Leeds eintrat, aus der die umwälzende Erfindung des Dampfpfluges hervorgegangen war. Unter dem Zeichen des Dampfpfluges ſtanden denn nun auch für Max Eyth die kommenden Jahre, die ihn in aller Herren Länder führen ſollten. Am längſten und liebſten hat er im Lande der Pyramiden geweilt, deſſen Wunder ſchon die Phantaſien ſeiner Kindheit bewegten. Und hier iſt zugleich auch entſcheidend der Schriftſteller und Dichter in ihm erwacht. Er war nach Ägypten berufen worden, um bei der Einführung des Dampfpfluges in leitender Stellung tätig zu ſein, und wirkte von 1863 bis 1866 als Chefingenieur des Prinzen Halim Paſcha, aber wie er von dieſer Stelle aus mit ſcharfem Auge, warmem Herzen und ſinnendem Geiſt Nähe und Ferne, Vergangenheit und Gegenwart durchforſchte, davon legen ſeine in Ägypten entſtandenen Bücher, „Das Wanderbuch eines Ingenieurs“, das urſprünglich nicht weniger als ſechs Bände umfaßte, dann aber in dritter Auflage unter dem Titel „Im Strom unſerer Zeit“ in drei Bänden, alſo in abgekürzter Form erſchien, ſowie ſeine Skizzen und Erzählungen „Hinter Pflug und Schraubſtock“, vor allem aber ſein großer kulturphiloſophiſcher Roman „Der Kampf um die Cheopspyramide“ beredtes Zeugnis ab. Mochte auch für ihn während dieſes dreijährigen Aufenthaltes im Lande des Nils deſſen Romantik ſtark verblaßt ſein, er fand in Land und Volk doch immer noch eine ſolche Fülle des Intereſſanten und Bedeutungsvollen, daß die davon ausgehenden Anregungen kaum zu faſſen waren. Die nächſten Jahrzehnte haben ihn, der gern das Wort auf ſich münzte: „Es gibt Vögel, die nie ein Neſt finden“, noch weit umhergeſchleudert. Das Land ſeiner Sehnſucht jedoch blieb immer Ägypten, und hierher iſt er denn auch noch mehrmals, mit kulturſchöpferiſchen Aufgaben betraut, zurückgekehrt. Aber auch die Heimat verdankt ihm eine äußerſt fruchtbringende und ſegensreiche Schöpfung: 1882 ließ ſich Eyth in Bonn nieder und wurde der Mitbegründer der Deutſchen Landwirtſchaftsgeſellſchaft, die am Tage, da Eyth vor zehn Jahren ihre Zügel niederlegte, nicht weniger als zwölftauſend Mitglieder umfaßte und die er dann von ſeinem otium cum dignitate in Bonn aus noch immer weiter wachſen ſah. „So viel“, ſagt er ſelbſt voll berechtigten Stolzes in einem Rückblick auf dieſes Werk, „ſo viel erreicht man in dieſen Notſtandzeiten, wenn man zwanzig Jahre lang, ein Ziel im Auge, nicht betteln geht, ſondern auf die eigene Kraft vertraut. Das aber tut die Geſellſchaft heute noch, und deshalb habe ich recht behalten und nicht die, welche fürchteten, ſie ſtehe auf zwei Augen.“

Max von Eyth.

Nur das Wenigſte und Wichtigſte iſt hier aus dem äußeren Lebensgange Eyths feſtgehalten, aber es wird genügen, um ihm den beſcheidenen Stolz und die ruhige, ſelbſtbewußte Zufriedenheit nachzufühlen, die aus ſeinem Gedichte „Winterabend“ ſprechen:

Schon wirbeln die Flocken. Es dämmert bald,
Schon ruhen Waffen und Wehre.
Der Jäger kommt heim aus Gebirg und Wald,
Der Schiffer vom brauſenden Meere.

Froh zog ich als Wanderburſche hinaus,
Wie lachte die ſonnige Erde!
Nun ſitz' ich wieder im alten Haus
Am ſtille verglimmenden Herde.

Halb träumend denk' ich des bunten Seins
Mit ſeinem Ringen und Regen.
Und Traum und Leben fließen in eins
Der ewigen Wahrheit entgegen.

Froh leg' ich mich nieder, was wünſch' ich mir
Noch weiter vom ſcheidenden Leben?
So wollt' ich's. Ich danke, Allgütiger, dir,
Daß du es ſo mir gegeben.

Wir ſagten es ſchon: Mit Augen, die das Schöne, Echte und Zuverläſſige ſuchen und zu finden wiſſen, ſteht Max Eyth der Natur, der Welt und der Kunſt gegenüber. Mag er manchem in ſeiner ſchwäbiſchen Hartköpfigkeit und Schwerfälligkeit etwas altväteriſch erſcheinen, es iſt eine ſelbſteroberte, charaktervolle und geſchloſſene Weltanſchauung in ſeinem Leben und Schaffen. Von früh bis ſpät iſt er den Urgründen der Erſcheinungen nachgegangen, und mit leidenſchaftlicher, ſchönheitsbegeiſterter Seele hat er nach den Harmonien des Daſeins geforſcht, nicht in Büchern, ſondern, wie es ſein praktiſcher Beruf mit ſich brachte, in dem ihn unmittelbar umgebenden und erfüllenden Leben. Und gerade dadurch erſcheint er uns heute trotz ſeiner gelegentlichen altmodiſchen Anwandlungen als ein ausgeprägt und hervorragend moderner Menſch. Nicht der Zwieſpalt, ſondern die lebendige Einheit zwiſchen Leben und Dichtung blickt uns aus ſeinen Werken an. In einem Vortrage über „Poeſie und Technik“ hat er einmal ſelbſt über dieſen hell ſchmetternden Zuſammenklang geſprochen: Wir müßten es einmal in allen Gliedern ſpüren und mit jedem unſerer Gedanken denken, daß wir in einer neuen Zeit leben. Jeder Tag und jede Stunde bietet uns Neues und Seltſames; jeder Blick in die Natur und jeder Ton, der an unſer Ohr ſchlägt, kündet uns von einer neuen Aufgabe, die ihrer Löſung durch uns und andere harrt. Alles webt ineinander und dringt durcheinander; alles flutet auf und ab in gewaltigem Branden, und alles rinnt und ſtrömt vorwärts nach Arbeit und ſtraffem, mutigem Lebenswillen. Und da komme einer und ſage, in ſolchem Wogen und Gären liege keine Poeſie! Hat nicht auch die Technik ihren tiefen, ſittlichen Gehalt, duldet ſie eine Lüge oder auch nur eine halbe Wahrheit? Und iſt ſie nicht ſchön, da doch an dem, was ſie ſchafft, klein oder groß, alles Harmonie und inniges Ineinandergreifen der einzelnen Teile zeigen muß? Steckt keine

Digitized by Google

Poeſie in der dampfenden Lokomotive, die mit glühendem Auge durch die Nacht dahinfährt, oder in einem ſtolzen Schiffe, das in majeſtätiſcher Ruhe über die Wogen des Ozeans fährt und Trotz bietet dem Sturm und den Wellen? Jeder, der etwas von den Prinzipien des neuen politiſchen Lebens unſeres Vaterlandes erfaßt hat, wird ohne weiteres erkennen, wie Eyth in dieſem Gedankengange Schritt und Tritt hält mit unſerer modernen ſtaatlichen Entwickelung, obwohl dieſer ſo real denkende und klar blickende Mann ſich nie, ſoviel wir wiſſen, beſonders mit Politik oder gar der ſozialen Frage beſchäftigt hat.

Noch ein paar beſondere Worte über die wichtigſten literariſchen Werke Max Eyths. Die Erzählungen, Luſtſpiele und Gedichte, die er in dem Bande „Feierſtunden“ vereinigt hat (4. Ausgabe; Heidelberg, Carl Winter), zeigen, ſo viel Hübſches und Anſprechendes ſie enthalten, kein ſonderlich eigenes und markantes Geſicht; ſie gehen ſo mit hin und blühen als liebliche Blumen an dem Wege eines Mannes, der auf dem Grunde ſeines Weſens ganz andere, weit ernſtere und höhere Gedanken hegte. Das Entſcheidende und Bleibende ſeines literariſchen Schaffens liegt in den Ingenieurbriefen „Im Strom unſerer Zeit“ (ebenda, 3 Bde.; geb. je 6 Mk.), weiter in dem Roman „Der Kampf um die Cheopspyramide“ (ebenda; geb. 8 Mk.) und allenfalls noch in der Skizzenſammlung „Hinter Pflug und Schraubſtock“ (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt; geb. 5 Mk.).

Die Ingenieurbriefe namentlich, die neuerdings eine ſehr ſchöne und reichhaltige illuſtrative Ausſtattung erfahren haben, können unſerer heranwachſenden Jugend als ein Denkmal deutſcher Energie und deutſchen Unternehmungsgeiſtes nicht genug empfohlen werden. Der Werdegang eines Mannes leuchtet aus ihnen hervor, der in ſeinem herzhaften Erfaſſen und ſeiner ſeelenvollen Durchdringung der Wirklichkeit dem jungen Geſchlecht des neuen Deutſchland ein leuchtendes Vorbild ſein darf. Ernſt und Humor haben in dieſen Briefen einen erquickenden Bund geſchloſſen. Wir ſehen aus dem Jüngling, vor dem die Welt noch in den bunteſten Farben einhertanzt, den reifen Mann werden, der mitten in der Arbeit Zeit und Ruhe findet, um und in ſich zu ſchauen und ſich Rechenſchaft abzulegen über ſein Tun und Laſſen, und wir ſehen ihn endlich auf der Höhe ſeiner Tage noch einmal alles das zuſammenfaſſen und in ein feſtes Bett leiten, was ihm während eines ſo reichen Lebens an Erfahrungen und Gedanken zugefloſſen iſt. Dieſer letzte, dritte Band, „Meiſterjahre“ betitelt, iſt weſentlich der Gründung der Deutſchen Landwirtſchaftsgeſellſchaft gewidmet; aber man erwarte auch hier nicht etwa eine trockene Schilderung oder gar Statiſtik, ſondern ein Kulturbild der letzten Jahrzehnte, das von hoher Warte herab weit über die deutſchen Lande hinausſchaut. Dabei kommt Eyths eigenſte Gabe, ſein goldener Humor, erſt recht zur Geltung, und nichts liegt dieſem Siebzigjährigen ferner, als etwa mit verbitterter oder auch nur verſtimmter Miene auf das Leben unſerer Gegenwart zu blicken — ſelbſt da nicht, wo es andere Wege gegangen iſt, als er ſie ſich dachte. Der tüchtige Lebensſinn und das liebenswürdige Verſtändnis für alles, was zwiſchen Himmel und Erde ſich bewegt, begleiten den Verfaſſer auch noch über die Schwelle ſeines Greiſenalters. Nicht die Sintflut, ſondern ein erſt recht fruchtbares Blühen und Werden ſieht er auch nach ſeinen Tagen für unſere Nation voraus.

Dieſelbe innige Verbindung zwiſchen deutſchem Arbeitsernſt und deutſchem Gemüt beſeelt auch Eyths „Kampf um die Cheopspyramide“, ein Werk, dem man durch ein einzelnes literariſches Schablonenwort ſchwer gerecht wird, das man aber wohl am eheſten als eine techniſch-mathematiſch-archäologiſche Geſchichte bezeichnen kann. Man hat, es näher zu kennzeichnen, an Marc Twain und ſeinen grotesken Humor, auch wohl an Jules Verne und ſeine naturwiſſenſchaftlich begründete Phantaſtik erinnert, aber die eigene Note, die aus dieſem Werke hervorklingt, iſt doch zu ſtark, als daß man es in die Gefolgſchaft dieſer Vorgänger ſtellen könnte. Selbſtändig iſt im beſonderen die kühne Verknüpfung, die Eyth zwiſchen dem Leben der Gegenwart, ihrer nervöſen Haſt und ihrem ruheloſen Jagen und zwiſchen der hehren Majeſtät einer Jahrtauſende zurückliegenden Vergangenheit kraft ſeiner ſouveränen Phantaſie herſtellt. Mächtig wächſt das Bild des ſo energiſch und unzerſplittert in ſich zuſammengefaßten Altertums vor uns auf, und auf dieſem Hintergrunde gewinnt das Gewimmel der Nationen, die ſich vor dem Lebenden auf dem uralten Schauplatze der Kultur bewegen, eine ganz ſeltſame, immer von neuem anregende Beleuchtung. So ernſt und tief aber die geſchichtlichen und geiſtigen Probleme des Romans ſein mögen, Eyths natürliche Erzählungsgabe und anſchauliche Schilderungskunſt machen die Lektüre trotzdem zu einem faſt müheloſen Genuß.

Auf ſeine Wanderfahrten in die Kreuz und Quere nimmt uns dann Eyth wieder mit in ſeinem Buche „Hinter Pflug und Schraubſtock“, Skizzen aus dem Taſchenbuche eines Ingenieurs, in denen Proſa und Verſe, ſchwerer Ernſt und leichter Humor bunt wechſeln, die aber bei aller ſcheinbaren Willkür und Ungebundenheit niemals die ſittlichen und erzieheriſchen Geſichtspunkte aus dem Auge laſſen. Auch hier erklingt ein Hohes Lied auf die Gewiſſenhaftigkeit und Unermüdlichkeit der welterobernden deutſchen Arbeit und auf die Grundſatztreue des männlichen Willens, der ſich in ihren Dienſt begeben hat. Nicht der auf vielen Gebieten der modernen Technik bahnbrechende Ingenieur, auch nicht der Dichter und Schriftſteller Eyth allein iſt es, den wir grüßen, ſondern die ganze feſtgefügte, tief im Boden unſerer Gegenwart wurzelnde nationale Perſönlichkeit.

H. L.

Eduard Grützner in ſeinem Atelier.
(Nach einer Aufnahme von Jaeger u. Goergen in München.)

Von Kunst und Künstlern

Eduard Grützner

Der 26. Mai dieſes Jahres begrüßt in Eduard Grützner einen Sechzigjährigen, und damit erhält für ihn der behäbige und heute faſt ſchon etwas altmodiſch anmutende Titel „Meiſter" nun wohl ein für allemal auch ſeine Kalenderweihe. Der äußere Anſchein war hier eigentlich dem tatſächlichen Alter vorausgeeilt. So lebensluſtige und noch im greiſen Haar jugendübermütige Geſtalten ſich dieſer Maler zu Lieblingen ſeines Pinſels erkor, es wird doch nicht wenige geben, die erſtaunt ſind, wenn ſie hören, daß er, der ſie in ſo ſchier unerſchöpflicher Fülle gemalt hat, jetzt eben „erſt" ſechzig wird. Dieſer holde Trug hat zwei Urſachen: erſtlich hat es der durch Pilotys Schule gegangene ſchleſiſche Bauersſohn ſehr früh, ſchon als Dreiundzwanzigjähriger, zu breiten Erfolgen und ſtarker Popularität gebracht, ſodann hat ihn ſeine künſtleriſche Stoffwahl und ſeine Art zu malen für das Urteil der Menge unlöslich mit jener hiſtoriſchen Gruppe der Münchener und Düſſeldorfer „Genremaler" verbunden, die lange Zeit hindurch für eine überwundene oder doch abſterbende Kunſtrichtung galt. Wie kürzlich bei Defregger, ſo muß aber auch jetzt bei Grützner daran erinnert werden, daß dieſes in Bauſch und Bogen verwerfende Urteil ſich angeſichts mancher tüchtigen Lebenskraft in der deutſchen Malerei mittlerweile ſeiner ungerecht verallgemeinernden Oberflächlichkeit bewußt geworden iſt, und daß überhaupt ſeit einiger Zeit eine kräftige Reaktion gegen die Verachtung des Genres eingeſetzt hat. Insbeſondere hat man heute wieder gelernt, die Bahnbrecher und Originale dieſes Kunſtzweiges von der Herde geiſtloſer und plumper Nachahmer zu unterſcheiden, die nicht etwa aus einem inneren Drang oder aus einer ausgeſprochenen Neigung ſich dem „Genre" zuwendeten, ſondern allein aus der geſchäftsverſtandesmäßigen Erwägung, daß dieſer Art von Malerei, wie ſie Defregger und Grützner trieben, der Maſſengeſchmack des großen Publikums folgte, und daß mit ſolchen Bildern im Handumdrehen ein gutes Stück Geld zu verdienen ſei. So wenig aber ein Schiller für das verantwortlich zu machen iſt, was ſeine Epigonen durch Nachahmung ſeiner Äußerlichkeiten geſündigt haben, ſo wenig ſoll man die ſelbſtändigen und führenden Intelligenzen der deutſchen Genremalerei des vergangenen Jahrhunderts um der Verwandtſchaft des Gegenſtändlichen willen all die koſtümierte Salontirolerei und ſüßliche Anekdotenmalerei ihrer ſchon in den maleriſchen Qualitäten ſo weit zurückbleibenden Nachfahren entgelten laſſen. Grützner hat ſich von dieſer Ungerechtigkeit der Kritik gewiß ſo wenig anfechten laſſen wie Defregger, da das Volk und mit ihm ruhigere und konſervativere Geiſter ſtets treu zu ihm gehalten haben, aber es ſcheint uns an der Zeit, daß jetzt auch die künſtleriſche Kritik dem Sechzigjährigen gibt, was ſie ihm eine ganze Weile verſagt oder nur mit ſauerſüßer Miene zugeſtanden hat.

Grützners maleriſches Schaffen braucht hier ſchwerlich näher beſchrieben oder gekennzeichnet zu werden. Es gibt kaum einen deutſchen Maler der Gegenwart, deſſen Gemälde durch unzählige Nachbildungen ſo bekannt und verbreitet ſind wie die ſeinen. Jedermann kennt ihn als den Maler der ergötzlichen und beſchaulichen Seiten des Mönchslebens, aber hoffentlich auch als den Maler des bayeriſchen Volkstums in Stadt und Gebirge und als den liebevollen Nachgeſtalter des Shakeſperiſchen Humors, wie er ſich vornehmlich in Sir John Falſtaff ausſpricht. Dabei tritt dann eine neue Eigenart hervor, die dieſen Künſtler vor der Verwechſlung mit ſchnellfertigen Machern und groben Spekulanten auf die Inſtinkte der Menge ſchützen ſollte: nicht der Augenblickswitz, ſondern der bleibende, aus dem Herzen ſprießende und ins Herz hineinblühende Humor iſt es, den Grützner in ſeinen Bildern feſtzuhalten ſucht. Ob er nun ſeine lieben Mönche beim Hauskonzert oder bei der Weinprobe belauſcht, ob er ſie die ſchweren Humpen heben läßt, oder ob er ihnen zuſieht, wie ſie die einſt ſo edle, jetzt manchmal ach! ſo bös entartete Kunſt St. Lucä pflegen, wie ſie beim Kegelſpiel die Kugel aufs Brett ſetzen, wie ſie die Vorräte zum leckeren Sonntagsſchmauſe oder zum kargeren Faſttagsmahl zuſammentragen — immer bemerken wir, daß er auf tiefere menſchliche Charakteriſtik ausgeht und wie mannigfaltig er die verſchiedenen Typen voneinander durch individuelle Züge zu unterſcheiden weiß. Vielleicht haben es ihm dieſe bartloſen Geſichter ſchon deshalb angetan, weil ſich in ihrer Mimik deutlicher als in den Mienen weltlicher Menſchen Stimmung und Seelenverfaſſung ſpiegeln kann.

Wie dieſe Bilder aus dem Kloſterleben, ſo finden ſich auch Grützners Falſtaffbilder zu einem förmlichen Zyklus zuſammen. Faſt keine Situation, in die Shakeſperes königliche Laune den weinfrohen Dickwanſt bringt, hat er ſich entgehen laſſen. Da ſehen wir Falſtaff, ſtrotzend von Dicke und Selbſtgenügſamkeit, durch die Gaſſen ſtolzieren, hinter ſich den kleinen Pagen, der Schild und Schwert ſchleppen muß; da ergötzen wir uns an ſeinen galanten Abenteuern bei Frau Fluth und an ſeinen Koſereien mit Dortchen Lakenreißer im „Wilden Schweinskopf“; da begegnen wir ihm bei der Rekrutenmuſterung und im Gefecht mit den Steifleinenen, und endlich ſogar, wie er, eine fette Beute des Zipperleins, im Lehnſtuhl alle Viere von ſich ſtreckt. Grützner hat ſich einen ganz eigenen Falſtafftypus geſchaffen, an dem er mit hartnäckiger Treue feſthält; wie weit und tiefernſt dieſer aber heute ſchon Allgemeingut geworden iſt, kann man auf unſeren Bühnen beobachten, wo uns kaum mehr eine Falſtaffmaske entgegentritt, die nicht ihre Abhängigkeit von der Grützneriſchen Auffaſſung an der Stirn trüge. Grützner hat ſich dann, von dem Erfolg ſeiner Falſtaffbilder ermutigt, auch noch anderen Geſtalten Shakeſperes zugewendet, unter anderem dem Shylock, ohne hier aber die Kraft der Charakteriſtik zu finden, die jene Gemälde und Studienblätter auszeichnet.

Neu iſt in dem Grütznerſchen Schaffenskreiſe die Figur des Don Quijote, die wir auf dem noch auf der Staffelei ſtehenden Bilde unſerer Atelieraufnahme erblicken. Danach will uns Grützner alſo jetzt als Gegenſtück zu dem Ritter der Dickleibigkeit den der Hager- und Magerkeit ſchenken, ähnlich wie wir den phantaſtiſchen Helden aus dem Schroedterſchen Bilde kennen. Dabei wird des Malers Palette eine gute Hilfe finden an dem alten Hausrat und gelehrten Gerümpel, mit denen der leidenſchaftliche Rittergeſchichtenleſer umgeben zu ſein pflegt. Denn als Interieur- und Stillebenmaler hat Grützner ſchon ſeit langem Vortreffliches geleiſtet, wenn auch ſeine feine Beobachtung und die vornehme Mache in der Wiedergabe der alten Kloſterräume, des ſtilvollen, von der Zeit braun gebeizten Geräts und der maleriſchen Gewänder über der Freude am genrehaften Stoff des Dargeſtellten nur zu oft überſehen wird. Unſeren modernen Malern ſchwindet dieſes Wohlgefallen an einer pittoresken Atelierausſtattung mehr und mehr. Grützner aber macht aus dieſer Liebhaberei kein Hehl; ſeine Malerwerkſtatt, ſein Haus in München und ſeine Villa in Rotholz bei Jenbach ſtrotzen von ſolchem Reichtum, und ſchließlich gehören auch dieſe Dinge wohl mit zu dem Bilde eines Menſchen und Künſtlers, der ſo wie dieſer vornehmlich die heitere und fröhliche Seite des Lebens ſieht und ſie mit ſo herzhaftem Kolorit feſtzuhalten weiß.

F. D.

Zu unseren Kunstblättern

Frau Margarete Erler (Berlin), die liebenswürdige Künſtlerin, welche in dieſem Juniheft mit zwei farbigen Reproduktionen nach Aquarellmalereien ihrer Hand vertreten iſt, würde gewiß in der Lage ſein, einen amüſanten Beitrag zur Pſychologie des Erfolges zu ſchreiben. Wir alle, die wir uns durch die Gnade des Geſchicks produktiv oder hiſtoriſch-kritiſch mit den Künſten zu vertragen haben, kennen die Tragikomik, die darin liegt, immer wieder auf irgendeine Tat hin apoſtrophiert zu werden, die zufällig in der Öffentlichkeit bekannt geworden iſt, während uns andere Arbeiten mindeſtens ebenſo am Herzen liegen. Frau Erler iſt vor etwa fünf Jahren mit den überaus glücklichen Fächerkompoſitionen hervorgetreten, die inzwiſchen ſo lebhaften Anklang gefunden und auf der Berliner Fächerausſtellung des vergangenen Jahres weit mehr Entzücken erregt haben, als der Aufſatz der Künſtlerin ſelbſt im Märzheft dieſer Zeitſchrift verriet. Aber über dieſen geſchmackvollen und anmutigen kunſtgewerblichen Erzeugniſſen, deren hoher Wert wahrhaftig nicht geſchmälert werden ſoll, hat man faſt vergeſſen, daß Margarete Erler auch eine ſehr begabte Malerin iſt, die ſeit Jahr und Tag eine lange Reihe wunderhübſcher Waſſerfarbenblätter geſchaffen hat. Läßt man dieſe Arbeiten einmal Revue paſſieren, ſo hat man ſeine Freude an dem ſtarken und intimen Naturgefühl, daß ſich hier äußert, wie an der freien und leichten Art, in der eine feine maleriſche Anſchauung nach Ausdruck ſucht. Es ſind ſchlichteſte Motive, Ausſchnitte aus Gegenden, in denen die Landſchaft auf rhetoriſches Pathos verzichtet, etwa eine Partie aus den Dünen von Sylt, auf denen der gelbe Sand mit dem blaſſen Grün der Dünengräſer ſtreitet, während hinter den Hügeln das Braunviolett des vom Heidekraut überwucherten Inſelrückens und auf der anderen Seite ein blauer Meeresſtreifen ſichtbar wird, oder ein einfacher Landweg, der zwiſchen grünem Gebüſch in behaglichen Baumſchatten führt, eine alte Kapelle oder ſonſt ein verwittertes Gemäuer aus ſüdlichen Landſtrichen, eine raſch hingeworfene Beleuchtungsſtudie oder ein niederdeutſches Dorfinterieur mit bläulich getünchter Kalkwand, blitzblank geſcheuertem Geſchirr und ſauberen Bauersfrauen, eine ſanfte Frühlingsſtimmung oder ein aufdräuendes Gewitter, deſſen dunkelblaugraue Wolken finſter über gelbem Kornfeld ſtehen.

Bei allen dieſen Motiven weiß Margarete Erler die Technik der Aquarellfarben ſchön zu nutzen — eine Fertigkeit, die ihr auch bei der Ornamentmalerei ihrer Fächer ſehr zuſtatten gekommen iſt. In einer unbefangenen und eigenartigen Manier, der man anmerkt, daß ſie nicht aus einer Schule ſtammt, ſondern aus künſtleriſchem Inſtinkt gewonnen iſt, miſcht ſie die Töne zu reichem und mannigfaltigem Spiel, verwertet ſie die Möglichkeiten, die das naſſe, fließende Material gibt, das ſich wie kein anderes zur Wiedergabe flüchtiger Impreſſionen und weicher Stimmungen eignet, ſetzt ſie an der richtigen Stelle einen Gouachefleck hin, deſſen energiſchere Deckfarbe zwiſchen den duftigen Verſchommenheiten einen feſten Punkt abgibt. Alle dieſe Mittel ſind mit gutem Verſtändnis angewandt, und ſie verbinden ſich mit einer wohlbedachten Ökonomie der Farbenverteilung und des Lichtarrangements zu ſehr reizvollen Wirkungen.

Bei der farbigen Reproduktion geht naturgemäß von dieſer Wirkung manches verloren. Gerade die Weichheit kunſtvoll behandelter Aquarellfarben läßt ſich nicht reſtlos in die Vervielfältigung hinüberretten, und wo das Original nur eine Andeutung, nur einen Hauch gab, erſcheint die Stelle hier oft deutlicher und darum härter. Trotzdem werden auch die hier veröffentlichten, überdies noch ſtark verkleinerten Blätter eine Vorſtellung von der ſympathiſchen Kunſt vermitteln, die ſich in ihren Vorlagen dokumentiert. Namentlich die Beleuchtungsſtudie mit dem ſitzenden Mädchen gibt die Elemente des reſolut hingeſetzten Bildeffekts recht gut wieder. Sie zeigt vor allem die Einheit, mit der hier ein Erlebnis des Auges gefaßt und dargeſtellt iſt.

M. O.

Die im Rahmen dieſes Heftes als beſonderes Kunſtblatt wiedergegebene **Büſte des Kaiſers** von dem rühmlichſt bekannten Berliner Bildhauer **Harro Magnuſſen** iſt wohl die erſte farbig ausgeführte Büſte des Monarchen, die nach dem Leben geſchaffen worden iſt. Magnuſſen hat auf dieſes Werk große Liebe und Sorgfalt verwendet; lange Zeit, in den Jahren 1904 und 1905, hat er daran gearbeitet, und zwar nach genauer Beobachtung des Originals, wozu er bei dem häufigen Zuſammentreffen mit dem Kaiſer hinreichende Gelegenheit hatte. Für die Geſtaltung des Kopfes hat er als Material roſa Carraramarmor gewählt, der Bruſtharniſch iſt aus grün patinierter Bronze, der Büſtenfuß aus grauem Marmor gebildet. Am Kopfe ſind die Augenſterne und das Haar leiſe mit Temperafarbe getönt. So wirkt die naturaliſtiſche Marmorfarbe des Kopfes äußerſt lebendig, beſonders da der Marmor an einigen Stellen poliert iſt. — Magnuſſen, geboren am 14. Mai 1861 in Hamburg als der Sohn des Malers Chriſtian Karl Magnuſſen, bildete ſich zunächſt an der Münchener Akademie gleichfalls als Maler aus, ging dann aber zur Bildhauerkunſt über und wurde 1887 Schüler von Reinhold Begas in Berlin. Nach ausgedehnten Studienreiſen durch Europa und den Orient ſeit 1893 ſelbſtändig ſchaffend, hat er ſich namentlich als Porträtbildner einen Namen gemacht, und zwar bevorzugt er charaktervolle, ſcharf ausgeprägte und durchgeiſtigte Männerköpfe. Bekannt ſind ſeine Bildnisbüſten von Klaus Groth, Hermann Allmers, Ernſt Haeckel und vor allem ſeine Bismarckbüſten, die er in mehrfachen Variationen, im Schlapphut oder barhäuptig, ausgeführt hat. Aber auch zahlreiche Bronzeſtatuetten, ſo von Friedrich dem Großen, Bismarck u. a., ſind aus ſeiner Hand hervorgegangen. Unter ſeinen Monumentalarbeiten verdienen beſonders genannt zu werden: das Bronzeſtandbild Bismarcks in Kiel (1897), der „Philoſoph von Sansſouci“ (1899 auf Veranlaſſung des Kaiſers für das Sterbezimmer Friedrichs des Großen in Marmor ausgeführt), das Marmorſtandbild des Kurfürſten Joachims II. von Brandenburg in der Siegesallee (1900), die Marmorſtatuen Bismarcks, Moltkes und Roons für die Ruhmeshalle in Görlitz (1901), das Roon-Denkmal auf dem Königsplatz in Berlin (1904), das Kaiſer-Wilhelm-Denkmal in Bonn u. v. a.

Die dieſem Hefte ferner beigefügten Kunſtblätter machen die Leſer mit einem jungen Berliner Maler bekannt, der ſeinen Ausgangspunkt von der „Kampf-Schule“ genommen hat. Es iſt **Max Fabian**, geboren am 3. März 1873 in Berlin, ein Schüler des einflußreichen Berliner Akademieprofeſſors Arthur Kampf. Dem Beſpiel und der Anregung dieſes tüchtigen Lehrers folgend, hat ſich Fabian früh der Schilderung norddeutſchen Volkslebens zugewandt und mitunter, wie in ſeinem „Feierabend auf der Spree“ und „Abſeits“, lebendige Stimmungsbilder gegeben, in denen, wie bei ſeinem aus der Düſſeldorfer Schule hervorgegangenen Lehrer, zunächſt noch die Figur in der Landſchaft das Hauptintereſſe in Anſpruch nahm. Aber er iſt dabei nicht ſtehen geblieben; die weitere Entwickelung ſeiner Kunſt iſt eigene, ſelbſtändige Wege gegangen, indem ſie namentlich die Farben und die charakteriſtiſchen Luftſtimmungen einer Landſchaft feſtzuhalten ſuchte. So auf ſeinem gleichfalls rühmlichſt bekannten Bilde „Blühende Kirſchbäume“, das von einem feinen, gewählten koloriſtiſchen Motiv ausgeht: wie duftig ſtehen die zarten Kirſchblüten vor der hellbeſchienenen weißen Wand mit den ſilbernen Schatten, weiß auf weiß, und darin das Rot der Kinderkleider im Vordergrunde! „Licht und Harmonie“, ſchreibt Dr. Oskar Fiſchel im Jahresbericht 1904 des „Deutſchen Kunſtvereins“, für den jenes Gemälde angekauft worden iſt, „ergeben ſich dabei und wecken in dem ſonnendurchleuchteten Schatten mit dem Aufblinken der Blüten, den tanzenden Lichtern eine traulich-heitere Stimmung des Beſchauers.“ — Unſere drei Blätter zeigen den Maler von verſchiedenen Seiten. Aus dem Berliner Volksleben des Alltags, wie es noch heute, wenn auch nur in ſpärlichen Reſten auf Straßen und Plätzen, namentlich der älteren Stadtteile um das königliche Schloß, zu beobachten iſt, ſchöpft die farbige Wiedergabe einer Ölſtudie. Das Blatt hält in ſeiner, ebenſo wahrer wie kräftiger Beobachtung die charakteriſtiſche Bewegung einer Berliner „Wurſtfrau“ feſt, wie ſie eben die Schrippe geteilt hat, um nun aus dem vor ihr ſtehenden Senftopf die pikante Würze zu dieſem Berliner Volksbiſſen zu tun. Die anderen beiden Blätter gelten einem ausgeſprochenen Lieblingsgegenſtand der Fabianſchen Kunſt: dem Kinde. Dort hält es unter einem ſommerlichen Baume beim Zöpfeflechten ein ſtilles „Zwiegeſpräch“ mit der ſchnurrenden Hauskatze; hier läßt es vor dem Ausgehen von der Mutter, auf deren ſcharf geprägtem Arbeitergeſicht deutlich die Spuren der Lebensſorge zu leſen ſtehen, die letzte Hand an ſeine „Toilette“ legen. Prächtig iſt in dieſem Bilde die Intimität und Empfindungswärme des Alltagsvorganges ausgedrückt, ohne genrehafte Ablenkung weiß der Maler alle Teilnahme des Beſchauers auf das hilfreiche Beieinander, ja auf das ſeeliſche Ineinander von Mutter und Kind zu konzentrieren. —

Im vorigen Hefte haben wir in Geſtalt von zwei farbigen Kunſtblättern norddeutſche Landſchaftsſtudien des im Spreewald wohnhaften Malers Max Fritz vervielfältigt. Eins von dieſen Bildern, das querſeitige Blatt, iſt als Spreewaldlandſchaft bezeichnet worden, während es tatſächlich, wie wir von dem inzwiſchen von ausländiſchen Studienreiſen zurückgekehrten Künſtler und gleichzeitig von mehreren aufmerkſamen Leſern erfahren haben, ſein Motiv aus dem Städtchen Otterndorf im Kreiſe Hadeln genommen hat. Das zweite Blatt („Aus einer kleinen Stadt“) beruht auf einer Studie aus Stargard in Pommern.

Literarische Notizen

Guſtav Frenſſen hat in Geſtalt einer kleinen Broſchüre ein „Schlußwort zu Hilligenlei“ (Berlin, Grote) erſcheinen laſſen, worin er nicht etwa in kleinlich feilſchender Weiſe eine Kritik der Kritik verſucht, ſondern nur noch einmal in nüchterner Proſa die Richtlinien aufdeckt, die ſein jüngſter Roman verfolgt. Und während es nach vereinzelten, hier und da inzwiſchen laut gewordenen Äußerungen des Dichters vielleicht ſcheinen konnte, als ſeien ihm ob ſeiner dort niedergelegten Überzeugungen nachträglich ſelber Zweifel gekommen, oder als ſuche er ſich vor den Konſequenzen ſeiner Religionsanſchauung und Weltauffaſſung hinter eine Halbheit zu retten, die ſeine Geſtalten als nur für ſich ſelber verantwortliche Geſchöpfe der Phantaſie erklärt, während er ſelbſt abſeits ſtehe, ſo ſtellt er ſich hier mit wohltuender und erfriſchender Entſchiedenheit durchaus auf den Boden ſeines Werkes und ſchlägt deſſen grundlegende Theſen noch einmal offenſichtlich und unzweideutig vor aller Augen an eine weithin leuchtende Tafel. Mag meinem Heilandsbilde, erklärt Frenſſen, immerhin dies oder jenes fehlen, mir kam es darauf an, zu zeigen, was ich heute, wie die Dinge liegen, für das nächſte und wichtigſte halte: die vollſtändige Menſchlichkeit des Heilandes. So oft und ſo gründlich die moderne hiſtoriſche Forſchung dem Heiland das göttliche Kleid ausgezogen hat, am Ende hat ſie doch immer wieder ängſtliche Winkelzüge gemacht und mit neuen myſtiſchen Wendungen neue myſtiſche Schleier um ihn gewoben. In dem allem vermochte Frenſſen nur unentſchiedenes, feiges und verwirrendes Flickwerk zu erkennen, das uns aus dem Regen in die Traufe führt. Deshalb hat er, geſtützt auf die Forſchung und von ihr geleitet, aber den Weg, auf dem ſie ſchließlich doch ſtockte, mutig zu Ende gehend, mit der Göttlichkeit Jeſu gänzlich aufgeräumt und ihn einzig und allein als ein vorbildlich reines und edles, aber nicht irrtumsloſes Kind ſeiner Zeit und ſeines Volkstums aufgefaßt. Was ihn in dieſer Überzeugung und Lehre beſtärkte, war die innere Gewißheit, daß von den edlen Gütern der Menſchheit auch nicht eines verloren zu gehen brauchte, wenn man den alten Glauben aufgäbe. Und ſo faßt er denn in dieſer kleinen Schrift kurz und bündig zuſammen, was er in dem Roman in künſtleriſcher Geſtaltung zu ſagen geſucht hat: „Jeſus iſt ein Menſch geweſen und nicht mehr. So wie im deutſchen Wald von alters her eine unzählige Menge von Bäumen ſteht und ſtand, und alle immer weſensgleich geweſen ſind und auch jetzt ſind, kein einziger Wunderbaum unter ihnen — denn daß einer goldene Blätter gehabt, wird für ein Märchen gehalten —, aber alle, jeder für ſich ein großes Wunder der Schöpfung: ſo iſt es auch mit dem gewaltigen Menſchenheer. Sie ſind alle vom Weibe geboren und unter das Geſetz der Schöpfung geſtellt und gehen, unterwegs nach Wahrheit und Schönheit ſuchend, ins Grab. Und daß es ſo iſt, meine ich, dient zur Ehre Gottes. Er iſt nicht ein Tändler und Spieler, ſondern ein Herr großer, ernſter Geſetze und ruhiger Entwickelung, langmütig und zuſehend, wie eine Mutter, die mit ruhiger Seele ihren Kindern zuhört, die ſich in der Ecke in der Dämmerung unglaubliche Geſchichten erzählen. Sie weiß, dies Erzählen wird ein Ende nehmen, wenn die Kinder größer werden.“

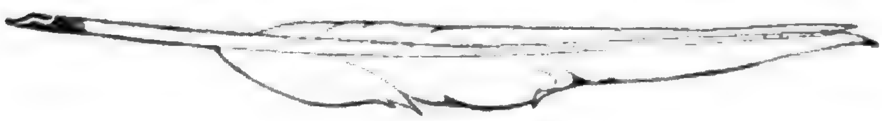
Die Erſcheinung des Heilands ſo aufgefaßt, ſeine feurig-liebende Seele, ſein ewiges, ſchönes Menſchentum entſcheidend in den Vordergrund gerückt, ſteht ſie nicht mehr in Widerſpruch zu unſerem modernen Weltbild, das tauſendmal größer, tauſendmal differenzierter iſt als das des Heilands. Dies Weltbild erkennen wir an ohne irgendeine Einſchränkung. Aber wir ſtehen vor dieſer ungeheuren Wirklichkeit nicht als vor etwas Erſchreckendem, Kaltem, Gott- und Seelenloſem, ſondern mit freiem Vertrauen, unbelaſtet von all den veralteten Glaubens- und Weltanſichten, mit ſchöner, heiliger Phantaſie und Ahnung begabt, um nun das Bild Gottes darin zu ſehen: anders als das ſeine, aber funkelnd von ſeinem Geiſt. In dieſem Sinne hat Frenſſen, nachdem der Grund für einen Neubau reingemacht war, die Handſchrift in ihrem Reſultat bezeichnet als eine Grundlage deutſcher Wiedergeburt. „Es iſt ein Buch voll von ſchwerem Suchen, und ſpäht ſorgenvoll in eine neue Zeit hinein wie in Morgengrauen …“

So viel über den religiöſen Standpunkt des Buches und ſeines Verfaſſers. Nicht minder offen und tapfer als darüber ſpricht ſich Frenſſen über ſeine Auffaſſung der Sinnlichkeit aus, deren allzu ſtarke Hervorhebung man ihm vielfach zum Vorwurf gemacht hat. Aber iſt, fragt er, die Sinnlichkeit nicht in der Tat eine der wichtigſten und ſtärkſten Mächte und Leidenſchaften, welche das Menſchenherz hinauf- und hinunterziehen? Darf einer, der das Menſchenleben und insbeſondere unſer Volksleben von heute in ſeiner Wahrheit und Unverſtelltheit ſchildern will, darum herumgehen? Doch man hat geſagt, der Dichter von „Hilligenlei“ liebe ſeine Irrenden und Sünder, die von dieſer Leidenſchaft befallen, allzuſehr. Hier nun wirft der Bekenner alle Phariſäergebärden entſchloſſen von ſich und geſteht: Jawohl, ich mag dieſe Art Leute, ich finde ſie viel ſchöner und edler als die Kirchenfrommen meiner Tage. „Denn es ſitzt Leben und Unruhe des Gewiſſens in dieſen weiſen Weltkindern und nicht die faule kirchliche oder bürgerliche Gerechtigkeit.“ Und iſt denn Sinnlichkeit an ſich wirklich eine Sünde? Nein, erklärt Frenſſen mit einem Mute, den nur der Reine und in ſich ſelbſt Gewiſſe findet, ſie iſt ganz im Gegenteil „ein Schmuck des Lebens, eine Gabe Gottes, wie Frühling und Sommerwind; man ſoll ſie mit gutem Gewiſſen und Freude genießen und ſoll ſie geſunden, erwachſenen Menſchen, die ſie begehren, von Herzen wünſchen, wie man ihnen den Anblick des Meeres wünſcht, und daß der Herbſtwind ihnen um die Stirn weht.“ Wenn „Hilligenlei“ auch die widernatürlichen Verzerrungen ſchildert, zu denen dieſe urſprünglich helle und reine Gottesflamme von den vielfach entarteten, ſogenannten ſittlichen Anſchauungen der bürgerlichen Welt von heute gezwungen wird, ſo iſt das eine Konſequenz der Wahrheit, der ſich ein auf Beſſerung und Veredelung der menſchlichen Verhältniſſe ausgehender Schriftſteller am allerwenigſten entziehen darf. Auch hier heißt es: die alte Sittlichkeit iſt eine alte Ungerechtigkeit und Not. Ihr ernſten Menſchen im Volk, macht die Augen hell und ſchaut aus, daß wir ein neues Land gewinnen! Und darum — mögen ſpätere Auflagen zu Nutz und Frommen der künſtleriſchen Kompoſition einige Kürzungen bringen — nichts von Änderungen ſolcher Stellen, die die Not, aber auch die trotz alledem unzerreißbare Gotteskindſchaft der von ihrer Sinnlichkeit gequälten und verwirrten Menſchen betonen. Stehen bleiben ſollen die Worte „unheilig — heilig“ auf Seite 253, die Anna Bojes hin- und herwogenden Kampf darſtellen, ſtehen bleiben die gütigen, liebreichen Worte, die (S. 550) der Heiland zu der Sünderin ſpricht — irgendwo einem armen, bedrückten Sünder zum Troſt, den gerechten und gewaltigen Heiligen zum Trotz … „Ich lege“, ſchließt Frenſſen ſeine Rechtfertigung, „das Buch mit gutem Gewiſſen aus der Hand und grüße alle meine Gegner.“

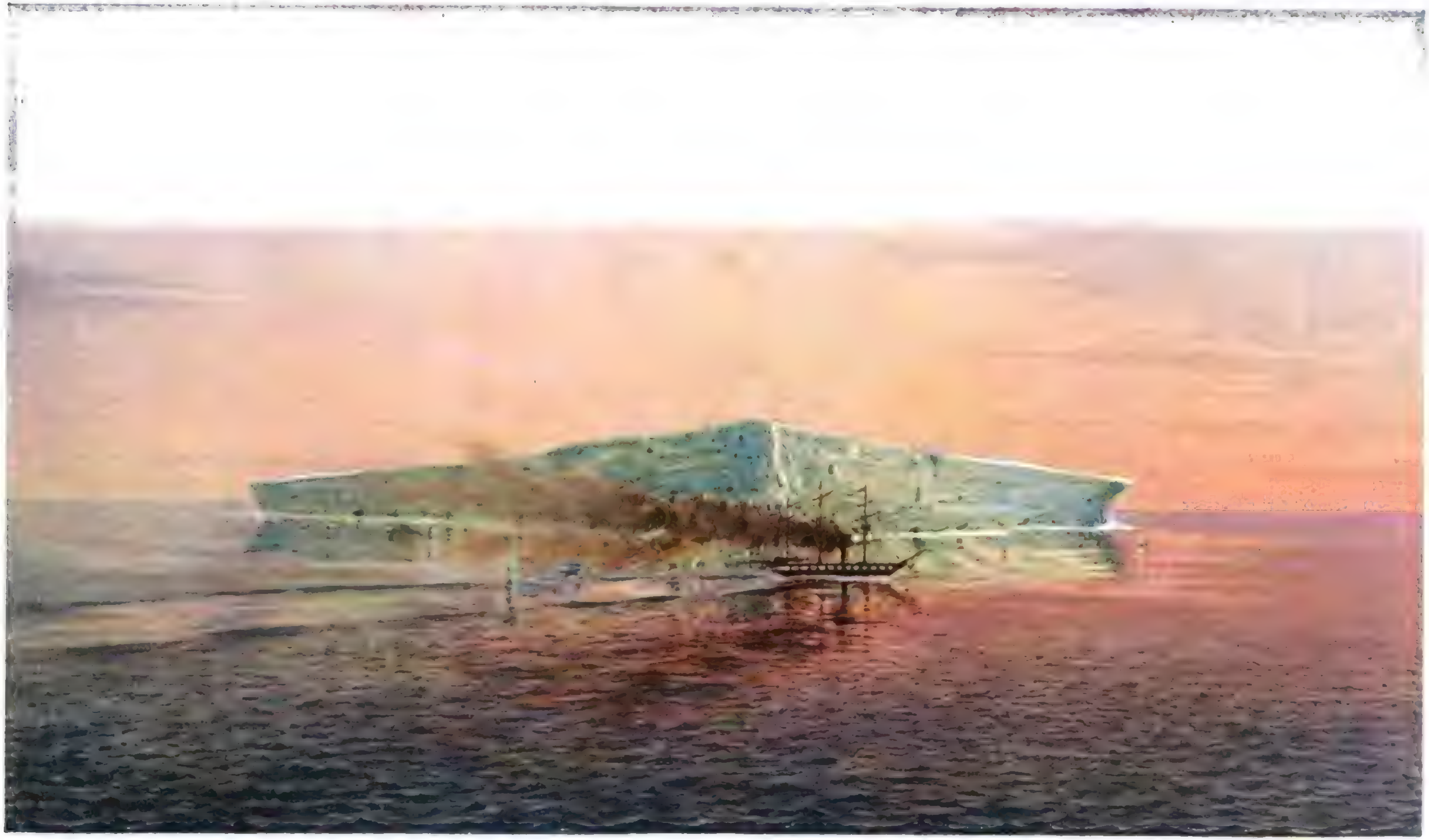
Wie tief dies „Hilligenlei“ die Geiſter und Seelen aufgepflügt hat, davon zeugt eine reiche, in Zeitſchriften und eigenen kleineren und größeren Veröffentlichungen niedergelegte Literatur, die bejahend oder verneinend zu dem Buche Stellung nimmt. Wenn wir hierbei von den äſthetiſchen Beurteilungen des Romans als eines literariſchen Kunſtwerks abſehen, ſo ſind es begreiflicherweiſe in erſter Linie die Theologen, die ſich ausführlich mit ihm auseinandergeſetzt haben. Nur auf ein paar dieſer Schriften wollen wir hier hinweiſen; ſie werden denen, die mit uns in Frenſſens Buch mehr als eine flüchtige, der Stunde dienende Unterhaltungsgabe ſehen, mancherlei Anregungen bieten. Da iſt zunächſt ein Büchlein von dem Lic. Friedrich Niebergall, Privatdozenten an der Univerſität Heidelberg, das ſich „Hilligenlei und moderne Theologie“ betitelt (Tübingen, J. C. B. Mohr; Preis 80 Pf.). Es macht in jener friſchen, fröhlichen Art, die bei unſeren Theologen ſich weit häufiger findet, als wir es uns wohl lange träumen ließen, Frenſſens Buch gewiſſermaßen zum Schrittmacher, um, von ihm gezogen, einem lebhaft intereſſierten Hörerkreiſe den Glauben, das Lebensideal und das Ziel der noch ſo vielfach mißverſtandenen „modernen Theologie“ auseinanderzuſetzen, insbeſondere deren Stellung zu all den Fragen und Problemen zu erörtern, die „Hilligenlei“ in dem nachdenklichen Leſer mit ſolcher Gewalt aufwirft. Frenſſens Jeſusbild, heißt es bei Niebergall, iſt Fleiſch vom Fleiſch der modernen Theologie. „Jeſus iſt weder der Gott, der unbekannt in der Maske eines Menſchen über die Erde hingeht, noch ein Gedicht. Er iſt ein Menſch. Er iſt ſeiner Eltern wirkliches Kind, er entwickelt ſich, er irrt ſich, er iſt weder Asket noch Kulturförderer, er iſt Träger und nicht Gegenſtand der Frömmigkeit. Im ganzen wird ſich die moderne Theologie zu Frenſſens Jeſusbild bekennen müſſen.“ Im einzelnen freilich iſt auch von ihrer Seite aus, wie ſich das faſt von ſelbſt verſteht, mancherlei einzuwenden. Vor allem: Frenſſen hat auch hier ſeiner ſtarken Perſönlichkeit die Zügel zu ſehr ſchießen laſſen; ſein Jeſusbild iſt „ein nicht ſehr harmoniſches Kind des Glaubens und der Poeſie“, beſſer wohl: der religiöſen Wiſſenſchaft und der Phantaſie. „Jeſus“, ſagt dieſer Vertreter der modernen Theologie, „iſt uns zu weich, zu träumeriſch, zu wonnig und heiter auf der einen Seite. Er iſt zu gütig, zu freundlich gegen die Seinen. Er iſt uns nicht wuchtig und groß, nicht unmittelbar und ſiegesgewiß genug gezeichnet.“ So wird noch dieſes und jenes eingewendet, auch gegen die „übertriebene Betonung des ſinnlichen Moments“ Proteſt erhoben; am Ende aber bleibt doch die Freude darüber, daß dem neu erwachenden Verlangen unſerer Zeit nach einem religiöſen Leben durch „Hilligenlei“ ein ſo entſchiedener, weithin wirkender Anſtoß gegeben worden iſt. „Das iſt uns Frenſſen: kein Petrus und kein Paulus, aber ein Philippus (Evangelium Johannis, Kapitel 1). Er iſt als ein großer und freudiger Zeuge in die Welt des Suchens getreten mit einer Antwort, die er ſich ſelbſt errungen.“

Auch die zweite, in demſelben Verlage (derſelbe Preis) erſchienene kleine Schrift: „Wege nach Hilligenlei, dem heiligen Lande“ von Friedrich Manz, Paſtorationsgeiſtlichen in Sankt Blaſien (Baden), weiſt es von vornherein von der Hand, etwa mit tüftelnder theologiſcher Weisheit das zuſammenzureißen, was Frenſſen aufgebaut hat, oder als Zionswächter mit dem Stab Wehe über den Ketzer einherzufahren. Nein, auch der Verfaſſer dieſer Schrift will mitbauen an Hilligenlei, an der heiligen Stadt, wenn ſeine Mittel und Wege auch in manchen Punkten von denen des Dichters abweichen, und wenn auch viele neue notwendige Erwägungen ſich ihm aufdrängen. Und das eine große Verdienſt Frenſſens erkennt ohne jeden Rückhalt auch Manz an: der Dichter von „Hilligenlei“ hat rückſichtslos Ernſt mit der Menſchheit Jeſu gemacht. „Man mag manches anders wünſchen und ſich anders denken — an der vollen Bejahung der Menſchheit Jeſu kann keine Wiſſenſchaft mehr rütteln. Dieſe Tatſache hat Frenſſen mit der ihm eigenen Macht dem deutſchen Volke zum Bewußtſein gebracht.“ Dann freilich wandert dieſe Schrift eigenere und ſelbſtändigere Wege als die Niebergalls, der ſich enger an Frenſſens Zeichnung des Jeſusbildes hält; dem Verdienſt des Dichters wird dadurch natürlich nicht das geringſte genommen.

Weit ſtrenger als dieſe beiden Schriften geht mit Frenſſens Jeſus in einer Broſchüre „Ein Wort zu Hilligenlei“, die bei J. C. Hinrichs in Leipzig erſchienen iſt, Ernſt Schütz ins Gericht. Das ſchwerſte, was er an dieſem Bilde auszuſetzen hat, läßt ſich in dem Satze zuſammenfaſſen: dem Dichter hat ſich die Grenzlinie zwiſchen dem Natürlichen und dem Sittlichen verſchoben oder verwiſcht; es gibt einen anderen Jeſus, der größer iſt als die Geſtalt, die Frenſſens Hand uns zeichnete. Dieſem Jeſus gegenüber gibt es für die Wiſſenſchaft nur die eine Möglichkeit: das Geheimnis ſeiner Perſönlichkeit als das „Unerforſchliche ruhig zu verehren“. Hier ſehen wir alſo die Wege ſich ſchon wieder aufs entſchiedenſte trennen. Mag Schütz noch ſo reſpektvoll oder gar verehrungsvoll von dem Dichter und ſeinen edlen Abſichten ſprechen, ein Geiſt, der dieſen myſtiſchen Zuſatz zu der Erkenntnis des Jeſubildes für nötig hält, hat mit dem Dichter von „Hilligenlei“ nicht mehr das Entſcheidende: die unbedingte Annahme des Menſchentums in Jeſu, gemein und ſteht deshalb auf einem gänzlich anderen Boden als er. Wobei nicht überſehen werden ſoll, daß in dem einmal entfachten Kampf und Aufruhr der Geiſter um die religiöſe Frage ein Nein gegenüber dem urſprünglichen Anregungsprinzip nicht weniger fruchtbringende Kraft zu haben braucht als das poſitivſte Ja. —l.



Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düſel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaſer (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Weſtermann in Braunſchweig.



Ein Eisberg, geſichtet von S. M. S. „Moltke“. (Deutſche Expedition 1882/83.)

Zu Regel: Die Erforſchung des Südpolargebietes.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Juli 1906
Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte
C. Band
Heft 598

Der Familienvater

Novelle

von

Ilse Frapan-Akunian

I

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Der Kompagnon der Firma Aloys Gottfried Schäfer u. Ko., Erich Hetebrink, befand ſich im Privatkontor Nr. 2 und kopierte einige Privatbriefe, während er auf Herrn Konſul Schäfer wartete.

Er wollte möglichſt bald nach Hauſe gehen, denn Antonie war immer etwas ängſtlich, wenn viele Gäſte erwartet wurden, und heute war auf eine ziemlich zahlreiche Silveſtergeſellſchaft zu rechnen.

Es war ſchon ſieben Uhr geworden; der alte Herr verſpätete ſich in der letzten Zeit ungewöhnlich oft, und dazu war er geſtern kaum dreiviertel Stunden im Geſchäft geblieben.

Onkel Aloys kommt in die Jahre, dachte Erich Hetebrink, ja ja, ſeit dem letzten Silveſter hat er recht abgenommen. Die Marienbader Kur ruiniert ihn. Aber er will nicht hören. Das Alter macht eigenſinnig.

Erich zog ſich die Weſte herunter, er war ſchlank geblieben, faſt hager, gottlob! er hatte keine Marienbader Kur nötig. Von ungefähr fiel ſein Blick in den breiten Spiegel, der über dem hochlehnigen Lederſofa hing. Er ſah in ein ernſtes, etwas verwettertes Geſicht mit geröteten, müden Augen und leicht an den Spitzen ergrautem Vollbart. Auch das auf dem Wirbel noch volle, dunkle Haar war an den Schläfen grau angeflogen und zurückgegangen. Die Backenknochen zeichneten ſich deutlich ab unter der wetterverbrannten Haut.

Man wird alt, dachte er betroffen, oder iſt es die Beleuchtung? Er kratzte ſich hinter dem Ohr und ſeufzte leicht, während er ſich daran machte, einige Briefe unter die elegante, kleine Kopierpreſſe zu legen. Es waren Privatbriefe; er kopierte jede Zeile, die er ſchrieb. Sogar die Liebes- und Ehebriefe, die er mit ſeiner Antonie gewechſelt, und die ſcherzenden oder ermahnenden Billette, die er ſeinen Kindern in die Sommerfriſche geſchrieben. Sechs ſtarke Bände, aufeinandergelegt und von einem breiten, ſchwarzen Lederriemen umſchnürt, den ein kunſtvolles Sicherheitsſchloß verwahrte, bildeten dieſe Briefe ſein „Lebensarchiv“, das auf einem feſten Ecktiſchchen ihm hier jederzeit zur Hand war. Auf dem „Lebensarchiv“ ſtanden in hübſchen Stellrahmen drei Photographien in Kabinettformat — Antonie und die drei Kinder. Wenn Erich Hetebrink ſich im Kontor allein befand, pflegte er dieſe Bilder aus ihrer beſcheidenen Ecke zu nehmen und vor ſich auf dem ſpiegelblanken Mahagonipult aufzuſtellen. Hie und da beim Aufblick von der Arbeit lächelten ſie ihm zu mit ihren guten, zarten, vertrauten Geſichtern.

Nebenan, im Kontor der jungen Leute, wurde es unruhig. Sie ſprachen laut, und einer klopſte mit einem Lineal. Hetebrink zog die Stirn zuſammen und öffnete geräuſchvoll die Tür. Seine hohe, hagere Geſtalt erſchien auf der Schwelle, und wortlos ſtand er einen Augenblick wie der Lehrer vor einer lärmenden Schulklaſſe. Das Geſpräch verſtummte raſch, alle Köpfe ſenkten ſich auf die Pulte nieder, und nur das ſcharfe Schnarren der Federn auf dem Papier war zu hören.

Ein unmerkliches Lächeln umſpielte Hetebrinks freundlichen Mund. „Etwas Beſonderes paſſiert?“ fragte er den Prokuriſten, einen ſtämmigen, hochblonden Mann, der die Feder raſch niederlegte und tat, als ob er ſich erheben wolle.

„O, Biſſins hat mal wieder Deutſch geradebrecht, weiter nichts,“ ſagte der Prokuriſt, hinter der vorgehaltenen Hand ſchmunzelnd. Biſſins war der junge engliſche Lehrling, zurzeit der Hanswurſt des Kontors.

Hetebrink trat näher an das Pult des Prokuriſten. „Was hat er denn wieder geſagt?“ fragte er halblaut, behaglich. In den letzten Jahren ward die gewohnte ſteife Würde ſeines Auftretens immer häufiger von ſolchen Anfällen gemütlicher Mitteilſamkeit unterbrochen.

Der Prokuriſt, Herr Lauenſtein, ſtand langſam auf, weil der Chef auch ſtand. Gleichwohl war Hetebrink nur der Chef Nr. 2, und dieſer Tatſache wurde durch die Langſamkeit des Sichinpoſiturſtellens Rechnung getragen. Herr Lauenſteins Miene deutete nebenbei an, daß er eigentlich zu ſtark beſchäftigt ſei, um zu antworten. „O, Biſſins bat um eine Hülle für ſich, Herr Hetebrink,“ erzählte er und rückte mit dem Halſe in dem ſehr ſteifen, ſehr hohen Kragen.

„Hahaha!“ lachte es an verſchiedenen Pulten. Der hübſche, junge Segalla mit dem Mädchenteint und dem dunklen Lockenkopf zeigte alle ſeine weißen Zähne und wurde blutrot vor unterdrücktem Lachen, während er ſeinem Gegenüber etwas Witziges zuflüſterte.

„Mäßigen Sie ſich, meine Herren,“ ſagte Hetebrink in gemütlichem Ton, während er ſich nicht ohne Wohlgefallen umſah. Der große, lampenhelle Raum mit den fleißigen Federn in den elf jungen Händen gefiel ihm jedesmal wieder. Und beſonders nett war es, wenn „der Onkel“ nicht nebenan im Privatkontor ſaß. Es tat wohl, manchmal einen Witz, ein Lachen zu hören. „So ſo! Eine Hülle wollte Biſſins?“ fuhr Hetebrink geſprächig und lachbereit fort, „was für eine Hülle ſollte denn das ſein?“

Wieder lachte das ganze Kontor, es war unwiderſtehlich, anſteckend. Es rollte von einem Pult zum anderen und verwandelte das Ausſehen des ganzen großen Raumes, der Wände ſogar und der Lampen. Es wurde wärmer, es wurde heller, der hübſche junge Segalla beſchrieb eine Kreisbewegung auf ſeinem Bock und fuhr ſich begeiſtert durch die ſchwarzen Locken.

Plötzlich brach die Fröhlichkeit ab, und alle Köpfe beugten ſich mit einem Ruck über ihre Pulte. Die Federn knirrten, der Prokuriſt ſetzte ſich mit kurzer Verbeugung auf ſeinen Seſſel, und der hübſche, junge Segalla hielt mitten in der Umdrehung an und begann mit atemloſem Eifer den Tintenklecks auszuradieren, den er eben gemacht hatte.

Der Wagen des Chefs war vorgefahren, der Herr Konſul war in das Haus eingetreten. Wie von der Panik mitergriffen, kehrte Erich Hetebrink eiligſt in ſein Privatkontor zurück, um den Kompagnon dort zu erwarten.

⁂

Ein leichtes Schnaufen und Ächzen bezeichnete den Weg des Eingetretenen durchs Kontor, in dem jetzt eine fieberhafte Arbeitsſtille herrſchte. Erich rüſtete ſich zum Fortgehen. Er wickelte die leere Flaſche, in der er ſich täglich die Milch ins Kontor mitnahm, in das hierzu beſtimmte fettſichere Papier und ſteckte ſie in die weite Taſche des Überziehers, den er dicht neben der Tür aufhängte. Dann rollte er den Regenſchirm feſt zuſammen, da das Wetter ſich ſeit Nachmittag aufgeklärt hatte, und zog den kleinen Privatnotizblock aus der Bruſttaſche, um ſich noch einmal zu vergewiſſern, daß er alle Beſorgungen für heute abend im Kopfe habe: Schneebälle, Knallbonbons mit Überraſchungen, ſechs Glücksſchweinchen aus Schokolade, einen Lampenzylinder, um Gottes willen nicht zu vergeſſen! — dieſer Zuſatz war von Antonies Hand —, zwei Kilodoſen Ananas — na, das wird ein ſchönes Paket abgeben! Es iſt ein Unſinn von Antonie! Erſt will ſie immer ſparen, hier einſchränken, da einſchränken, und ſchließlich, wenn es zum Klappen kommt, iſt von allem zu wenig beſtellt, und man muß im letzten Augenblick —

Es ſchlug halb acht; aus dem Privatkontor Nr. 1, dem „Privatiſſimum“, wie die jungen Leute es nannten, ertönte jetzt das Schnaufen und Ächzen — der Alte kam noch nicht herein, er war direkt ins Allerheiligſte gegangen.

Fatal!

Ich muß hinübergehen, ſagen, daß ich nach Hauſe muß, dachte Erich. Natürlich, ein alter Junggeſelle, für den ſind alle Stunden gleich, aber ein Mann, der Familie hat —

Wartend blieb er auf der Schwelle. Eine fliegende Hitze fühlte er, wie er ſo ſtand und auf das Knacken des Stuhles horchte. Jetzt hat er ſich in den Jubiläumsſtuhl geſetzt, aus dem er nicht wieder auf kann. Jetzt klang das Schlüſſelbund, das Öffnen des Treſors —

Sollte er die Geldpakete für das Perſonal noch nicht fertig haben? Spaßhafte Schrulle, daß er das ſelbſt machen muß! Wenn es einem einfallen wollte, den Alten zu betrügen — würde er wohl auf die Neujahrspakete warten? Na, dies kann noch ſtundenlang dauern. Ich gehe hinüber.

Jetzt hatte der Herr Konſul einen Huſtenkrampf. Schien einen Influenzaanfall zu haben. Ja ja, mit ſeiner Geſundheit iſt's wackelig. Und wenn er in ſein Allerheiligſtes geht, dann will er eben allein ſein. Ein Viertel vor acht! Was wird Antonie ſagen, die ich ſo im Stich laſſe! Dabei ſoll man nun mit guter Laune ins neue Jahr kommen.

Plötzlich wurden ſeine Gedanken licht. Dies kann ja nicht ewig ſo fortgehen. Die Natur, die Natur wird ſchließlich — irgendwie — und unſer ungetrübtes Verhältnis wird dann — ja wirklich, im großen ganzen völlig ungetrübt! Man wird allmählich das Bedürfnis fühlen — ſich — zur Ruhe — ja ja, zur Ruhe — weiter iſt ja nichts nötig, bewahre! Wie alt iſt er? Und dann tritt natürlich das Verwandtſchaftliche wieder in ſeine Rechte.

Erich fühlte plötzlich, daß es das Freundſchaftlichſte wäre, zu dem Alten zu gehen, ſeine kalte Hand zu drücken und ihm zu ſagen: Lieber Onkel Aloys! Wirf doch den ganzen Kram auf meine Schultern. Haſt du mir dein Vertrauen geſchenkt, als ich noch ein grüner Junge war, haſt mich zu deinem Sozius gemacht, na, ſo zeig mir mal, daß ich dich gut bedient habe, zieh dich zurück, und überlaß mir endlich —

Es ſchlug acht Uhr.

Er lächelte über ſeine eigene Anwandlung, als es klopfte: der hübſche, junge Segalla ſtand da mit aufgeregtem Geſicht und Augen, in denen ſich eine ungeheure lächerliche Überraſchung ſpiegelte, und berichtete mit ſeinem gewohnten Liſpeln, daß der Herr Konſul Herrn Hetebrink bitten laſſe, ſich auf einen Augenblick zu ihm zu bemühen.

„Ah ſo!“ entfuhr es Erich. Er ſchleuderte die Galoſchen, die er ſchon angelegt, von den Füßen und ging in das privateſte Privatzimmer des Alten hinüber.

* * *

Im Jubiläumsſtuhl vor einem mächtigen amerikaniſchen Schreibtiſch ſaß Konſul Schäfer und trank von ſeiner Spezialmarke ein Glas Portwein. Er war in allerhöchſter Toilette, ganz ſchwarz mit weißer Krawatte und weißer Weſte. Sein roſiges Geſicht mit dem grauweißen Haar erſchien faſt mutwillig durch die dichten, halbkreisförmigen, geſchwärzten Brauen, die Erich nie zuvor an ihm bemerkt hatte. Ein prachtvoller Pelz deckte die Stuhllehne, und ſeine kurzen Beine hatte er weit von ſich geſtreckt.

„'n Abend, Erich,“ ſagte er, ſtark durch die Naſe, indem er die Hand flüchtig ausſtreckte und wieder an ſich zog, „bitte, nimm Platz.“

Erich entſchuldigte ſich, daß er nicht herübergekommen ſei; es kam ſteif heraus und wurde ſteif aufgenommen. „Na, wie geht es dir denn, Onkel? So überhaupt? Vorgefallen? Nein, nichts Beſonderes. Harms iſt gekommen mit dem gewöhnlichen: ‚Die Iſis iſt klar abgeſetzt,‘ der Slicker hatte ſo'n beſonderes Geſicht, er wollte natürlich was

Extraes zu Sylveſter.“ Erich lachte etwas verkniffen.

„So? Na, was hat es denn gelohnt?“ machte der Konſul langſam, ohne eine Miene zu verziehen.

„Je, ich hab' ihm fünf Mark mehr gegeben, dachte, das wär' woll —“ Erich räuſperte ſich.

„Macht fünfzehn. Das iſt en Berg,“ ſagte der Konſul.

„Je, na — ich dachte —“

Der Konſul deutete auf eine Anzahl Päckchen, die nebeneinander auf dem grünen Tuche der Tiſchplatte lagen. „Ich möchte dich nämlich bitten, Erich, daß du die Neujahrsgeſchenke für die Leute austeilſt, und das ſollte noch heute abend ſein, denn morgen bin ich nicht zu Hauſe; der übliche Neujahrsbeſuch des Perſonals bei mir muß unterbleiben. Sei ſo gut, dies im Kontor bekanntzugeben.“ Er trank einen Schluck Wein und befragte den Neffen mit einer Kopfbewegung, ob er auch wolle.

Erich verneinte. Er bemühte ſich, ruhig zu bleiben, aber es gelang nicht ganz.

Die Art des Alten wurde von Tag zu Tag fremder, kälter, unerträglicher. Mit rotem Kopf ſagte Erich, daß er notwendig zuerſt ſeiner Frau telephonieren müſſe. „Wir haben ein paar Leute heute abend, ich ſollte noch allerlei mitbringen,“ murmelte er mit einem Verſuch zu lächeln.

Die Blicke des Alten wurden aufmerkſam. „Die Gaſtereien koſten en Haufen Geld — ich höre man, daß ihr oft ſo was habt, du.“

Erich nahm ſich gewaltſam zuſammen. Es iſt Silveſterabend, wir haben ſo manches Jahr miteinander gehauſt — nur nicht zanken, nur um Himmels willen nicht zanken!

„Wenn man kein Vermögen hat,“ vollendete der Konſul, indem er ein zweites Glas vollſchenkte und es Erich zuſchob.

„Danke, danke! Dein Wein iſt mir zu ſchwer. Na, proſt! auf ein gutes neues Jahr! Dann biſt du wohl für uns morgen auch nicht zu ſprechen, Onkel?“

„Nee. Ich bin nicht anweſend. Na, ich denke, ich kann es dir mitzuteilen doch nicht gut unterlaſſen, Erich. Morgen iſt nämlich Hochzeit. Ja. Wundert dich? Was? Dacht' ich mir. Ich wollte dem entgehen, verſtehſt du. Jawoll, ich heirate! Prächtige Frau, prächtige Kinder! Vier. Vier Kinder. Großes Vermögen. Danke. Danke. Na ja, denn geh, telephonier' an deine Frau. Sag' ihr man, Geſchäft geht vor. Adieu, adieu, mein Wagen wartet noch, will hier hinten durch gehen. Du kriegſt denn morgen die Anzeige, und übermorgen ſteht es in den Nachrichten. Schönes Stück, he?“ lachte er, als ihm der ganz wortlos gewordene Erich den Pelzmantel umlegen half. „Weihnachtsgeſchenk.“ Sehr nett und freundlich war der Herr Konſul geworden, ſeit er ſein Geheimnis enthüllt hatte, ſogar belebt und beweglich. „Du, Erich,“ ſagte er plötzlich vertraulich, „du kannſt mich denn Vetter nennen, ich meine, in Gegenwart!“ Er zwinkerte und drückte dem Neffen herzlich die Hand. „Na, denn ſetze das Kontor in Kenntnis, aber wenn mein Wagen um die Ecke iſt, eher nicht. Adieu! Halt' dich munter. Kommt gut ins neue Jahr. Danke. Danke.“

* * *

„Tje!“ Erich lachte ein paarmal abweſend vor ſich hin. Er rieb ſich den Hinterkopf, er blickte mit zerſtreuten Augen um ſich. „Na, das iſt doch —“

Wie im Traum ging er ans Telephon und rief ſeine Frau an: „Leider aufgehalten. Komme ſpät.“ Ihr langgezogenes „Oah!“ war ganz, was er erwartet hatte, und dann erinnerte ſie ihn nochmals an das Lampenglas. „Wenn das Geſchäft noch offen iſt, ja. Na warte, ich will lieber gleich hinſchicken. Zu Hauſe alles gut? Wiederſehn!“ Er ſagte immer „Wiederſehn“ ſtatt „Schluß“, ebenſo wie er bei jedem Geſpräch mit Antonie fragte, ob zu Hauſe alles wohl ſei.

Die wird Augen machen! dachte er die ganze Zeit; er konnte es ſich nicht verſagen, ihr die große Neuigkeit bis zum Beiſammenſein vorzuenthalten.

Dann begab er ſich ins Kontor, wo ſchon kaum mehr gearbeitet wurde. Er ſah, wie ſie ſtanden, die Köpfe zuſammenſteckten und zum Teil ihm erwartungsvoll entgegenblickten. Sie wiſſen es ſchon, dachte er, und ſie wiſſen, daß ich es erſt in dieſem Augenblick erfahren habe.

Mit einer unangenehmen Empfindung, als ob hinter ſeinem Rücken gelacht werde, ſtellte er ſich an die Tür des Privatkontors, die Arme verſchränkt, und rief mit lauter, befehlender Stimme: „Meine Herren, ich bitte um Ruhe!“ Die blitzſchnell eintretende Stille verwirrte ihn, aber er faßte ſich ſchnell und fuhr fort: „Meine Herren, liebe Mitarbeiter! Herr Konſul Gottfried Aloys Schäfer hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß der übliche morgige Neujahrsbeſuch in ſeiner Privatwohnung entfällt, ganz beſonderer Gründe wegen, die ich befugt bin, Ihnen bekanntzugeben, ſobald Herrn Konſuls Wagen um die Ecke iſt.“

Das helle Auflachen der jungen Leute erwärmte ihn, erfüllte ihn mit dem wohltuenden Gefühl ſeiner Wichtigkeit und ſeines guten Einverſtändniſſes mit ihnen. Der hübſche, junge Segalla machte ſogar einen Verſuch, zu applaudieren.

„Iſt er um die Ecke?“ fragte Hetebrink in ſcherzendem Ton und bog ſich herum, als ob er um die Ecke ſehen wollte.

„Ja, ja, jawohl!“ Und ſie lachten wieder dabei.

Hetebrink wurde ernſter, würdiger. „Meine Herren! Im Anſchluß an das eben Gehörte erlaube ich mir, Sie alle nach der Reihe und Ordnung zu mir jetzt ins Privatkontor zu laden, um die mit Ihrem Neujahrsbeſuch verbundene angenehme — hm — hm — kleine — hm — hm — Anerkennung gleich hier in Empfang zu nehmen.“

Jetzt klatſchte der hübſche, junge Segalla wirklich wie im Theater, und Biſſins, der Hanswurſt, erlaubte ſich ſogar mit durchdringendem Piepſen „Hear! hear!“ zu äußern.

Aus all den geſpannt auf ihn gerichteten Augen aber las Hetebrink heraus, daß ſie nicht nur bereits alles wußten, ſondern daß ſie ſogar ſchon über ihn und ſeine Zukunft, die ſich infolge der neuen Konſtellation wahrſcheinlich würde zum Beſſeren wenden, geſprochen hatten, ja, daß ſie vielleicht mit Beſtimmtheit erwarteten, daß er ſchließen würde: „Unſer Herr Konſul gedenkt ſich überhaupt von jetzt an ins Familienleben zurückzuziehen und wird nur noch als ſtiller Teilhaber der in Zukunft von mir allein geleiteten Firma angehören.“ So deutlich erklangen dieſe ſeit langen Jahren heißerſehnten Worte in ſeinem Herzen, daß er eines heftigen Zuſammenruckens bedurfte, um ſie nicht auszuſprechen. Aber zugleich ſtieg ſeine Hoffnung rieſenhoch, die lockende Ausſicht riß ihn hin, ſein ſorgendurchfurchtes Geſicht verjüngte ſich, die müden Augen hinter den ſcharfen Brillengläſern wurden weit, als ſähe er vor ſich einen blühenden, fruchttragenden Garten, und mit einer kräftigen Erhebung der Stimme rief er: „Meine lieben Mitarbeiter! Eine Freudenbotſchaft, die Sie mit inniger Teilnahme erfüllen wird, bin ich ermächtigt, Ihnen zum Jahresſchluß von meinem Kompagnon, Herrn Konſul Gottfried Aloys Schäfer, zu übermitteln. Herr Schäfer feiert morgen ſeine feierliche eheliche Verbindung!“

Dieſe Überraſchung war zu klein; das Ah! und O! klang zu vereinzelt für Erichs Aufregung. Immer deutlicher ward es ihm, daß der einzige Überraſchte er ſelber war. Aber ſeit er ſich im Reden geübt hatte, ging ſtets eine für ihn ſelbſt berauſchende Wirkung von ſeinen laut geſprochenen Worten aus, und es war ihm unmöglich, zu endigen ohne ein ſchwungvolles Zitat. „Meine lieben Freunde!“ rief er, erhitzt und beifallsgierig, „dies iſt kein gewöhnlicher Jahresſchluß! So ſelten kommt der Augenblick im Leben, der wahrhaft glücklich iſt und groß! wie unſer unſterblicher Schiller ſagt. Laſſen Sie uns dieſen glücklichen Augenblick feſthalten, indem wir auf das Wohl der Neuvermählten ein volles Glas leeren!“

Und während der Kontorbote Brumm ſich mit verſtändnisvoller Eile näherte, um die Beſtellung in Empfang zu nehmen, brach nun endlich der erſehnte Beifall laut und fröhlich aus.

Zwei Dutzend beſtaubter Flaſchen ſtanden wie hergezaubert auf dem abgeräumten Probentiſche. Ein lebhaftes Spiel mit Korkziehern und Einſchenken begann, und das erſte Glas voll roten Weins hoch zu den Lampen emporhebend, rief Erich Hetebrink mit begeiſterter Stimme: „Unſer Herr Konſul und ſeine Neuvermählte, ſie leben hoch!“

„Hoch! hoch! hoch!“ echote es von allen Seiten. Aller Zwang war gebrochen, alle Geiſter der Jugend wurden wach. Man drängte ſich zuſammen, man drängte ſich zu Erich, um mit ihm anzuſtoßen; die finſteren Wände hallten wider von Gelächter und Gewitzel.

„Furchtbar guter Kerl,“ ſagte der hübſche, junge Segalla und deutete mit dem Glas auf Erich, mit dem er eben angeſtoßen hatte. Herr Lauenſtein ging mit nachſichtigem Lächeln auf die Seite, Biſſins verzog ſein ſchelmiſches Straßenjungengeſicht: „Sentimental!“ flüſterte er nicht eben leiſe Segalla zu. Erich Hetebrink aber hörte davon nichts. Getragen von der beglückenden Empfindung, dieſes Feſt hier improviſiert zu haben und von der allgemeinen Begeiſterung wie bis zur Decke emporgehoben, blickte er ſtolz und freudeſtrahlend umher, und nur eines fehlte ihm noch in dieſer gehobenen Minute: das bewundernde, entzückte Geſicht Antonies und die andächtigen Augen ſeiner Kinder. Aber er trank einen tiefen Schluck für ſeine Lieben daheim. Jetzt, einmal im Zuge, konnte ihn nichts mehr halten. Mit dem neugefüllten Glaſe in der Hand bat er noch einmal um Ruhe und ſchrie dann plötzlich mit donnernder Stimme:

Unſer Hamburg! hoch! hoch!
Unſer Kaiſer! hoch! hoch!
Unſer Deutſchland! hoch! hoch! hoch!

Die alten Wände hatten niemals ähnliches gehört, die Kellerratten ſogar fragten ſich mit verwunderten Schnauzbärten, was denn in dem ſonſt ſo ſtillen, ſo ehrbaren Kontor geſchehen ſei.

Dann zog Hetebrink ſich ins Privatkontor Nr. 2 zurück und verteilte die Neujahrsgeſchenke zugleich mit freundlichen Worten und teilnehmendem Lächeln. Der ernſte, wortkarge Mann, als der er ſtets im Geſchäft gegolten, war nicht wiederzuerkennen. Und dann, als allerletzter, verließ er das Haus. Es war ein Viertel nach zehn geworden.

So feierte Erich Hetebrink die Hochzeit ſeines Onkels und Kompagnons, des Konſuls Aloys Gottfried Schäfer.

* * *

Antonie war in großer Aufregung. Ihr pünktlicher Mann hatte ſie im Stich gelaſſen, gerade heute, wo die kleine Silveſtergeſellſchaft ſich bei ihnen verſammelte. Sie dachte an voriges Jahr, wo ſie bei Fanny Groß-Heſſe geweſen waren — das war auch nicht ſo ganz heiter geweſen, dicht vor der Abreiſe nach Bahia. Aber Max Heſſe und Fanny, die beiden unruhigen Geiſter, waren überall zu Hauſe, und Fanny ſchrieb ſpaßhafte Berichte über ihren ſchwarzen Koch. Wie das wohl ſein mochte mit dieſen farbigen Dienſtboten! Man hatte es ſchon mit den weißen ſchwer genug. Minna hatte geſagt, ſie könne die Mayonnaiſe wunderſchön machen, und nun hatte ſich Antonie auf ſie verlaſſen, und die Mayonnaiſe ſah durchaus nicht wunderſchön aus: Senf hatte die Unglücksminna dazu genommen, und als Antonie ſie etwas lebhaft befragte, fing ſie an zu weinen und ſagte, ſie wolle die Mayonnaiſe bezahlen, wenn ſie ſie verdorben habe.

Als Erich um acht Uhr telephonierte, daß er erſt ſpäter komme, hatte Antonie ſich gerade einen Augenblick hingelegt, um die freie Minute wahrzunehmen, bis die Gäſte kamen. Das Hausweſen ermüdete ſie. Mit einem Schrei fuhr ſie auf bei dem Geklingel: ſie fürchtete irgendeine ſchlimme Nachricht.

„Gott, Mami, du biſt ganz weiß!“ ſagte die kleine Ebba — ſie hieß Ebba nach Theodor Storms Tochter und war mit ihren elf Jahren das älteſte der Kinder —, „was tut es denn? Heute bleiben wir ja doch bis die ganze Nacht auf! Wenn der Beſuch kommt, mußt du mit ihnen ſprechen, und ich und Minna wir bieten den Tee an.“

Das kleine, ganz in Dienſtwilligkeit und Zärtlichkeit aufgelöſte frühreife Mädchen nahm die Mama an die Hand und führte ſie zurück zum Sofa. „Leg' dich ruhig noch ein bißchen hin, Mami, daß du nur nicht das alte Kopfweh kriegſt.“ Damit klopfte ſie ihr mütterlich das kleine, dunkelrote Luftkiſſen zurecht.

Dem Kinde zu gefallen, ſchloß die Mutter lächelnd die Augen, um ſofort wieder aufzuſtehen, als die Kleine lautlos auf den Zehen das Zimmer verlaſſen hatte. Die Müdigkeit von all dem Treppenlaufen, die leichten Rückenſchmerzen waren verſchwunden vor der Unruhe, daß Erich nun nicht kam. Er hatte noch neue Lichter auf den Tannenbaum ſtecken und Knallbonbons hineinhängen wollen, aber was ſchlimmer war, er konnte nun nicht den letzten kritiſchen Blick auf die Zimmer werfen und auf das Fehlende hinweiſen. Seine aufmerkſamen Augen fehlten, und es iſt doch ſo leicht, etwas zu vergeſſen, wenn man alles allein beſorgen muß mit einem überempfindlichen Dienſtmädchen und drei Kindern, von denen allerdings die vernünftige, bereitwillige Ebba faſt als erwachſen zu rechnen war.

Und teuer war das alles! Antonie faßte ſich an die Schläfen, wie ſie nun vor ihrem Toilettenſpiegel ſtand und auf ihrem ſchwarzen Samtkleide den ſchönen breiten Spitzenkragen feſtſteckte, den ihr die Schwägerin Fanny mit aus Braſilien gebracht hatte. Furchtbar läuft es ins Geld, wie man es auch anſtellen mag. Erich wird Augen machen, wenn er alles zuſammenrechnet. Das iſt immer der „bittere, metalliſche Nachgeſchmack“, wie Erich ſagt, wenn man mal ein bißchen vergnügt ſein will. Es iſt nicht das, was man aufißt und austrinkt, es ſind die Kleinigkeiten, die hübſchen kleinen Beigaben, die ſolch eine Geſellſchaft ein bißchen von tauſend anderen unterſcheiden und ihr ein etwas originelles Gepräge geben. Ein Glück nur, daß ſie nicht darauf eingegangen iſt, ihre drei kleinen Mädchen in Pagenkleider zu ſtecken, wie Erich das für heute abend ausgedacht hatte. Was hätte das noch erſt gekoſtet! Pagenkleider aus koſtbaren Stoffen natürlich, und die gleich zu klein werden, denn die Kinder wachſen ſo ſtark. Und wann bietet ſich wieder Gelegenheit, ſie anzuziehen? Antonie freute ſich in dieſem Augenblick, daß ſie Erich um den Hals genommen und energiſch geſagt hatte: „Nee, mein ſüßer Junge, das wollen wir gleich ſtreichen! Das koſtet uns einen ganzen Poſten! Mal ſpäter, wenn unſer Goldſchiff ankommt!“

Die junge Frau ſeufzte bei dieſen Überlegungen, es war ihr ja ſelber ſo ſchwer, auf all die hübſchen Einfälle zu verzichten. Wie niedlich hätte Ebba mit ihren langen, blaßblonden Locken in einem ſeidenen Wämschen von der Farbe ihrer tiefliegenden Vergißmeinnichtaugen ausgeſehen! Und das dicke Lieschen in Roſa, und die zarte Agnes, „Mamas Schneeglöckchen“, in Weiß. So hatte Erich es geplant.

Ach was, geſunde, niedliche Kinder ſind in allen Kleidern hübſch! „Sind unſere alten Gören denn nicht auch ſo ſüß, Erich? Und wenn ſie ſo hübſch angezogen ſind, dann bilden ſie zu ſehr den Mittelpunkt und werden vielleicht eitel und affig; nicht, du?“ Aber dann plötzlich waren ihr doch die Tränen in die Augen gekommen und ſie hatte ihren Mann heftig umarmt und gelacht und geſchluchzt: „Du, Erich, es iſt gar nicht ſo leicht, immer der Verſtandskaſten zu ſein! Aber ich muß wohl! Du ſollſt es doch alles verdienen, mein armer Jung! Vom Morgen bis Abend. Mach' es mir doch nicht ſo ſchwer, du!“

Antonie dachte an ſeine häufige Schlafloſigkeit, an ſein ſchweres Erwachen morgens, an die unregelmäßigen Mahlzeiten, an die tagelange Unfähigkeit zu eſſen, die Erich nach großen Aufregungen befiel. Die Börſe brachte ſie, dieſe ſchrecklichen Aufregungen, dieſe Überraſchungen, die alle Kombinationen einriſſen, dieſes Auf und Ab in ihrer Exiſtenz, das die Nerven zerrüttete. Wie ſie dieſe Börſe haßte! Ein paarmal nur hatte ſie die weiten Hallen betreten, die ihr voll von gefährlichen, lebenbedrohenden Geheimniſſen zu ſein ſchienen, als ſie ſie ganz leer erblickte, und deren Brauſen und Branden ihr noch lange in den Ohren lag, als Erich ſie an einem beſonders ſtürmiſchen Geſchäftstage zur Börſenzeit auf die Galerie geführt hatte. Dort oben, in einem bequemen Lehnſeſſel hatte ſie an der ſteinernen Brüſtung geſeſſen und in die brüllende Arena hinuntergeſehen, bis es ihr wirr vor den Augen geworden war und ſie ſich verſtändnislos und erſchrocken nach der anderen Seite gewendet hatte. Die verworrene Vorſtellung von dem, was ſich dort abſpielte, war durch dieſe Beſuche nur noch mehr verwirrt worden. Und als Erich ihr zu erklären verſuchte, daß ſich die geſamte ökonomiſche Weltlage hier abſpiegele, hatte ſie ſeufzend geſagt: „Das mag wohl ſein, aber ſeit ihr das Bankgeſchäft ſo vergrößert habt, iſt alle Gemütlichkeit im Geſchäft vorbei. Du biſt ſo aufgeregt, haſt keinen Appetit, mein armer Jung, kannſt nicht ordentlich ſchlafen. Ich möchte, daß es überhaupt keine Börſe gäbe!“ —

Die Kindergärtnerin, Fräulein Lulu Sörenſen — die jüngſte Tochter aus dem Förſterhauſe zwiſchen Dickſee und Kellerſee —, kam ohne anzuklopfen herein und ſtörte Antonies Grübeleien. Sie wollte nur Beſcheid ſagen, daß der Mann mit dem Phonographen daſei. Lulu Sörenſen im hellblauen

Muſſelinkleide mit geſtickter Teeſchürze und einer blauen Schleife im ſtrohgelben Mozartzopf ſah wie ein ausgewachſenes Baby aus, das in einem Fallkorb entlang rollt. Sie hatte ſich vollſtändig die Gangart der kleinen Kinder zum Muſter genommen.

„Und die beiden Lütten?“ fragte Antonie gemütlich, während ſie mit Lulu hinausging.

„Sie ſchlafen, Frau Hetebrink, ich hab' ſie bis aufs Kleid fertiggemacht. Ebba ſitzt bei ihnen. Ich dachte, wenn der Mann uns zeigt, wie das mit dem Phonographen gemacht wird, dann könnte ich ihn jederzeit loslaſſen, wenn das ſein ſoll. Ich bin nur ein bißchen bange davor, denn der Mann der ſagt, er geht auf vierundzwanzig Walzen!“

Den Phonographen hatte Erich richtig für heute abend durchgeſetzt, die Leihkoſten waren ja nicht hoch. Antonie freute ſich wie ein Kind auf die Vorträge, und Ebba ſollte überraſcht werden, die wußte nichts davon.

Der Bote, der die beiden großen Kaſten hergebracht hatte, wartete in der Veranda und hatte eine ganze Straße von naſſen Fußſtapfen hereingetreten. „Die Herrſchaften wohnen weit draußen,“ begrüßte er die junge Frau, „ich bin erſt umgelaufen, ich konnte die Hausnummern nicht erkennen.“

„Wohnen Sie weit von hier?“ Antonie ſah den müde in ſich zuſammengeſunkenen, mageren, alten Mann mit ſchüchterner, faſt reuiger Miene an. Er brachte etwas ſo Luſtiges herein und ſah doch ſelbſt ſo abgehetzt und unwillig aus.

„Geſchäft!“ ſagte er, kurz aufſeufzend, „und ich will auch nichts weiter geſagt haben, es iſt bloß, wenn das ſtickendüſter is und — na, wird übermorgen wieder abgeholt.“ Er wollte gehen.

„Wir wiſſen nicht damit Beſcheid.“ Die junge Frau ſagte es widerwillig. „Entſchuldigen Sie, daß ich Sie aufhalte. Sie haben gewiß auch was vor heute abend.“

Der Mann packte geduldig alles aus. „So, nu is er aufgezogen, Sie drehen ſo lange rum, bis es nich weitergeht. Denn ſtecken Sie die Trompete auf. Is allens ganz einfach. Bloß daß Ihnen die Membran nich platzt, das is das einzige. Und hier wird die Walze aufgeſteckt. Die fünf Nummern ſind die beliebteſten. Und der Herr hat zwei unbeſpielte Walzen beſtellt, die ſind hier. Dafür müſſen Sie aber 'n andre Membran einſetzen, die is hierin. Adjö.“

„Das war 'n unfreundlicher, alter Kerl, hat ſich kaum mal für das Trinkgeld bedankt, Frau Hetebrink!“ rief das Kinderfräulein, das ihn hinausgelaſſen hatte.

„Ach Gott, er ſah ſo recht matt aus, Lulu.“ Antonie kehrte in ihr Schlafzimmer zurück, um ſich die zwei blaßroten Roſen anzuſtecken, die ihr Erich extra dazu vom Gärtner hatte bringen laſſen. Aber als ſie ſie in der Hand hielt, kam die Sorge um ihren Mann ſo ſtark über ſie, daß ſie die prächtig duftenden Malmaiſonroſen ins Waſſer zurückſtellte. — Wenn nur nichts an der Börſe paſſiert iſt! Wenn er nur erſt hier wäre! Es iſt immer noch Zeit, die Roſen anzuſtecken, wenn Erich geſund und vergnügt wieder da iſt.

Sie rieb ihre blaſſen Wangen mit dem Frottiertuch: für kurze Zeit half es doch.

„Zum erſtenmal nach der Trauer etwas Farbiges tragen, iſt auch nicht leicht, mein Jung,“ hatte Antonie gemeint, als Erich von den Roſen ſprach. „Es wird erſt im März ein Jahr, daß Großmutter Hetebrink tot iſt — Gott entſchuldige! ich nenn' ſie immer Großmutter, wie die Kinder!“

Aber Erich hatte auf die roten Roſen beſtanden: „Weißt du, Anton, das iſt Mama wirklich vollſtändig egal, ob wir Trauer tragen oder nicht. Ich halt' mich an die alten Deutſchen: Trauer und Tränen legten ſie bald ab, aber das Gedächtnis des Toten erhielten ſie lebendig; ich glaube, ſo ungefähr heißt es. Wenn wir mal Zeit haben, wollen wir die ‚Germania‘ von Tacitus abends leſen; ſteck' du man getroſt deine Roſen an.“

Ach Gott, und er ſelbſt — immer mit dem alten Rock! In Antonies milden Augen glänzte es auf. Erich muß doch endlich Glück haben! Solch ein Menſch und ſoll ſich ſein Leben lang quälen? Nein, das Leben kann nicht ſo ungerecht ſein. Mit achtzehn Jahren ſchon ſorgte er für ſeine Mutter! O, wenn es ihm doch endlich ſo recht, recht gut ginge! Ihre ſchlanken, nervöſen Hände falteten ſich: Das neue Jahr! das neue Jahr ſoll es bringen! Wenn man ſo den ganzen Tag ruhig und allein iſt, keinen Menſchen ſieht und hört, nur die kleinen Kinder, das Dienſtmädchen, das Kinderfräulein, dann ſpinnt man ſeine Gedanken entlang, trotz aller Arbeit und allem Treppenlaufen. Antonie grübelte oft über Schickſal und Leben. Dann wuchs ihr Mann vor ihr zum Rieſen an. Ein ganz armer, junger Menſch, als ſein Vater viel zu früh ſtarb. Und der ältere Bruder, der von Natur ſein Halt hätte ſein ſollen, ging unter und verbitterte ihm die Jugend. Alles hat er ſich ſelbſt zu verdanken. Welchen anderen jungen Mann von dreiundzwanzig Jahren wird wohl ein Onkel Aloys zum Kompagnon nehmen? Und wer in der ganzen Welt könnte wohl mit einem Onkel Aloys zwanzig Jahre zuſammen arbeiten? Zuſammen? Jawohl! Die Arbeit tut Erich, den Gewinn ſtreicht der Onkel ein. Keinen Augenblick hat er den Wortlaut des Kontrakts vergeſſen, wonach Erich der arbeitende, er ſelbſt der beſitzende Teilhaber iſt. Eine wirkliche Kompagnonſchaft hat nie beſtanden! Teilhaber — ja ja, das iſt Erich! Einen Anteil hat er am Gewinn, einen, der nun ſchon ſeit ſieben Jahren nicht mehr geſtiegen iſt. Vor ſieben Jahren waren Lieschen und Agnes noch nicht da. Zur Feier, die Erich ſtatt der Taufe arrangiert hatte, hat ihnen Onkel Aloys einen ſilbernen Becher geſchenkt, weiter nichts. Ob er glaubt, daß ſie von dem ſilbernen Becher ſatt werden, ihr Leben lang? Und Erich iſt ſo bewunderungswürdig nobel! „Wenn er findet, daß ich ihm nicht mehr nütze als früher, dann kann ich ihn nicht erſuchen, meinen Anteil zu erhöhen,“ ſagt er feſt. „Ja ja, Geld arbeitet beſſer als Menſchenkraft. Geld ſteigert ſich ſelbſt. Er hat das Geld, und ich habe nichts. Dafür iſt er Kaufmann.“

Und wenn Antonie bittet: „Aber wir haben doch jetzt die zwei Lütten, Erich! Sag' es ihm doch!“ — dann erwidert er mit ſchmerzlich reſigniertem Geſicht: „Was gehen den Junggeſellen anderer Leute Kinder an?“

Antonie weint dann im ſtillen. Erich ſoll es nicht ſehen. Sie ſchämt ſich, vor Erich über Erich zu weinen. Aber wenn ſie allein iſt, dann preßt ſie wie jetzt die Hände zuſammen: „O, es iſt ungerecht! ungerecht! ungerecht!“ Und wenn die Aufregungen im Geſchäft kommen, die ſie mehr als Fieber und Keuchhuſten fürchtet, dann hängt Erich allein daran, dann hat er auch noch Vorwürfe und tage-, ja wochenlange Mißbilligung zu tragen. Dann iſt er unvorſichtig, wagehalſig, halsbrecheriſch, unvernünftig geweſen, dann —

Es klingelte, die erſten Gäſte kamen.

* *
*

„Gott, Papa, wir lauern! Schrecklich haben wir auf dich gelauert!“ Ebba hatte ſich ihrem Papa gleich an den Arm gehängt und hüpfte jetzt zufrieden lachend mit ihm den Gartenweg entlang. „Gerade kuck ich raus — ſtehſt du da unter der Laterne! Mama hat eben die Albums gezeigt, wo nur wir Kinder drin ſind, und ich hab' den Tee angeboten. Aber Tante Mary iſt nicht gekommen; Onkel Mary ſagt, ſeine Frau hätte nichts anzuziehen! Haben wir furchtbar gelacht.“

Erich ſchob die Kleine beiſeite und ſtürzte in ſein Schlafzimmer. „Beſorg mir heiß' Waſſer, Ebba, fix!“

„Deine Wäſche liegt auf'm Bett, Papa, und die blanken Stiefel ſtehen an der Tür. Gleich kriegſt du heiß' Waſſer, gib mir lieber die Kanne mit. Mach dich recht fein, Papa, mit dem hellgrauen Schlips!“ ſchrie die Kleine mit heißen Backen, außer ſich über all das Licht und die Bewegung im Hauſe. Darauf glitt ſie zur Mama, die vor drei alten Damen ſtand und ihnen den Inhalt des Kuchenkörbchens demonſtrierte. „Papa iſt gekommen!“

Antonie fuhr zuſammen, ihr blaſſes Geſicht färbte ſich. „Sieht er vergnügt aus?“

„Jaa!“ betonte Ebba lebhaft. „Er wäſcht ſich.“

Die alten Damen lachten diskret und blickten einander an.

„Gleich kommt mein Mann!“ berichtete Antonie im Tone froher Botſchaft. Und dann ging ſie zu „Onkel Mary“, der mit einem anderen Onkel über Serumbehandlung ſprach. „Erich kommt gleich — o Gott, ich hab' Sie unterbrochen! Ich wollt' nur ſagen, daß mein Mann gleich kommt.“ Ihre Geſtalt wurde ſtraff.

„Wird auch Zeit! Wo hat er denn wieder herumgebummelt?“ bemerkte Onkel Mary.

Aber Ebba ſchlug nach ihm mit ihrem kleinen Spitzentaſchentuch, das zur Feier des

Lages ganz mit Eau de Cologne getränkt war. „Ah, du! Kannſt woll ſelber bummeln. Mein Papa bummelt nie, du!“

„Range!“ Scherzend fing der Onkel ſie ein und hielt ſie in die gerundeten Arme eingeſpannt.

„Äh, du!“ wehrte ſich die Kleine, „geh man lieber und zieh deine Frau an, Onkel Mary.“

Gerade unter dem allgemeinen Gelächter trat Erich herein. Er ſah etwas erhitzt und froh aus.

Faſt ohne ſich ſelbſt darüber Rechenſchaft zu geben, ſuchte er nur Antonie mit den Augen, und als ſie ihm entgegenkam, küßten ſie ſich da mitten im Geſellſchaftszimmer vor allen Gäſten, wie es ſtets geſchah, wenn er nach Hauſe kam. Sie errötete mädchenhaft.

„O Gott!“ ächzte Onkel Mary und hielt ſich den Bauch, „die ewigen Flitterwöchner! Kinder, ihr ſeid uns über! Antonie, beſte Deern, glaub ihm nich! Er will Vorpahlen ſchlagen, er hat gewiß was ausgeübt! Kuckſt da, wie er das Licht ſcheut? Er kommt gewiß von einem ‚Rangdewuh‘, er iſt erkannt.“

Heiter drängte ſich jetzt alles um den Hausherrn, der mit Händeſchütteln von einem zum anderen ging. Erich dachte derweil: Könnt' ich ſie doch jetzt mit einem Wink alle hinausfegen und mit meiner Frau ſprechen. Was für ein dummer Zufall, gerade heute das Haus voll zu haben! In ſeinem zerſtreuten Weſen, in dem überreizt häufigen Lachen verriet ſich ſeine Erregung.

Antonie merkte es bald. Erich hat etwas! Aber es iſt was Gutes. Ich muß es herauskriegen.

„Wollen wir unſere Altjen mal an den Kartentiſch ſetzen und mit der Jugend Poſtkutſche ſpielen?“ ſchlug ſie Erich halblaut vor, während ſie ihm Tee einſchenkte.

„Rechneſt du mich zur Jugend, du?“ lachte er freudeſtrahlend in ihr hübſches Geſicht. „Ach, ich will keinen Tee, gib mir was Herzhaftes!“

„Du haſt Wein getrunken?“ Ihre Augen wurden groß und ängſtlich.

„Na, kuck mich doch nicht ſo an, Anton! Was machſt du für 'n Geſicht! Was ſollen ſie denken?“ Und plötzlich ſchoß er in ſeiner ganzen hageren Länge empor. „Wer iſt dafür, einen kleinen Skat zu machen? Wer iſt dafür? Die Jugend will Geſellſchaftsſpiele vornehmen. Entſcheiden Sie ſich, meine Herrſchaften!“ rief er mit ſeiner wohlklingenden, lauten Stimme.

„O Gott, der Volksredner! Erich, Junge, wenn es mal mit dem Alten nicht mehr klappt, wirſt du Volksredner,“ brüllte Onkel Mary. „Haſt du noch mehr Vorſchläge in petto? Ich bin für Skat.“

Zwei der drei alten Damen waren gleichfalls „für Skat“, und Onkel Doktor wollte „kiebitzen“.

„Den vierten Mann! den vierten Mann!“ rief der Hausherr, auf ein Tiſchchen mit klirrenden Taſſen trommelnd.

„Papa, du bringſt Leben in die Bude!“ jubelte Ebba. „Ich bin doch Jugend mit, nicht Papa?“

Erich lachte laut auf. „Meine Tochter erkundigt ſich, ob ſie noch zur Jugend gehört. Wie denken Sie darüber, meine Herrſchaften?“

„Hahaha! Sehr gut! Patente Anfrage! Hahaha!“ erſcholl es durcheinander.

Plötzlich platzte eine neue Lachſalve am Spieltiſch. „Der vierte Mann iſt gefunden, aber er ſagt, er will erſt eſſen!“

„Er will erſt eſſen! Er will erſt eſſen!“ wiederholte man ſich lachend und nickend, was der Herr Gymnaſiallehrer Ehrenpfort geſagt hatte. Er ſtaunte jetzt mit runden Augen über die Wirkung ſeines unfreiwilligen Witzes.

Antonie war glühendrot geworden. Allmächtiger, es würde noch mehr als zwanzig Minuten dauern, hatte die Kochfrau eben durch Fräulein Lulu beſtellen laſſen.

„Ich ſehe nämlich, daß bereits aufs einladendſte gedeckt iſt, hm, hm,“ bemühte ſich Herr Doktor Ehrenpfort mit liebenswürdiger Unſchuld, die erſchrockene Antonie zu beruhigen.

Sie lächelte blaß. Gedeckt war ſeit heute morgen um elf. Dieſe unverheirateten Herren ſind doch ſchrecklich. Sie faßte ſofort den Plan, Doktor Ehrenpfort mit einer ihrer entfernteren Freundinnen zu verheiraten; ſie wußte nur noch nicht, mit welcher.

„Anton, wir ſind hungrig! Gibt es bald das ‚liebliche Geläute‘?“ rief zu allem Überfluß nun auch noch ihr eigener Mann mit der ſorgloſeſten Miene von der Welt.

O Gott, was antworten! Klein Ebba brachte ihr ſogar die bemalte Kuhglocke, die in der Familie „das liebliche Geläute“ genannt wurde, weil ſie zu den Mahlzeiten rief. Mit einem krampfhaften Griff erfaßte ſie den kleinen Klöpfel und hielt ihn feſt. Nur noch nicht klingeln. „Einen Augenblick! Gleich! gleich!“ Damit flog ſie zur Tür hinaus.

Jetzt muß der Phonograph helfen, dachte ſie in aller Naivetät. Auf einem Tiſchchen dicht hinter der Flügeltür brachte ſie den Apparat in Ordnung. Sie ſteckte die erſte beſte Walze auf und ſetzte die Kurbel in Gang. Dann prallte ſie entſetzt, mit ſich ſträubenden Haaren gegen die Wand, als ein wahnſinniges, meckerndes, gackerndes, wieherndes, brüllendes, tobendes Gelächter aus dem Ding herausfuhr. Keine Muſik, kein Geſpräch, nur Lachen, ein Lachorcheſter wie aus hundert rauhen Männerkehlen, untermiſcht mit kleinen, ſpitzen Quiektönen und blödſinnigem Gegacker. Waren es zuerſt Männer geweſen, jetzt ſchienen es Gänſe zu ſein, unabſehbare Scharen lachender, ſchnatternder, ziſchelnder Gänſe, viel zu viel für den Korridor, für das Haus ſogar. Es lachte im Diskant, im Baß, in forte und pianissimo, und aus allen Winkeln brüllte das Echo des wahnwitzigen, nicht endenwollenden Gelächters.

Erich kam herausgelaufen, die Finger in den Ohren, halb verſtört, halb angeſteckt. Er zog Antonie, die wie gelähmt an der Wand klebte, aus dem teufliſchen Lärm heraus und einige Stufen der Kellertreppe hinunter. „Phonograph! Ja, ich weiß! Sehr guter Einfall von dir. Sie lachen alle mit. Hör' ſchnell! Herz, es iſt etwas paſſiert! Komm, gib mir 'n Kuß! Der Alte verheiratet ſich. Morgen iſt ſeine Hochzeit.“ Er hielt inne und drückte Antonies Hand auf ſein heftig klopfendes Herz.

„Onkel Aloys? Verheiratet?“ Weiter konnte ſie nichts ſagen. Aber ſie freute ſich, weil er ſich freute. „Iſt es denn gut?“

„Ja, ich glaube! ich hoffe! Das wird 'n Effekt machen, nicht? Das Kontor war außer ſich. Wir hatten 'ne kleine Vorfeier. Ich hab' geſprochen, kleine Anſprache, weißt du. Na, nu gib deinem Mann noch 'n Kuß, an das Lachen wollen wir denken, nicht? Das ſoll uns 'n Vorzeichen ſein; nicht, du? Ja, ich habe etwas haſtig getrunken, hahaha! Das Lachen reißt nicht ab. Soll ich nochmal aufziehen? Höllenlärm! Und dann, wer weiß! Anton, vielleicht, wenn wir nächſtes Jahr Silveſter feiern, ſteh' ich anders da! Ganz anders! Na, was ſagſt du? Biſt ja ganz verſteinert, nicht? Hat die Quälerei mal 'n Ende, hm? Mal glücklich ſein!“

Antonie war noch nicht mitgeriſſen, Erichs verändertes Weſen verwirrte ſie. So hatte ſie ihn nie geſehen. Sonſt war ja ſie es, die unermüdlich die Hoffnungsfahne flattern ließ, ſobald nur ein günſtiges Lüftchen wehte. „Verheiratet? Er iſt doch an ſiebzig.“ Sie drehte den Kopf weg, der Weingeruch an ihrem Manne war ihr unangenehm. „Mit wem denn? O Gott, die arme Frau von ſo einem iſt nicht zu beneiden!“ ſetzte ſie mit echt weiblicher Phantaſie hinzu. Und als das Gelächter jählings verſtummte, hielt ſie ſich an Erich feſt und atmete ſchwer. „Zum Glück! Dir zum Glück, mein Mann!“ flüſterte ſie ängſtlich.

„Na, was haſt du denn, hm?“ machte er verwundert.

Da gingen die Türen auf, und die Gäſte kamen lachend und aufgebracht heraus, geführt von Onkel Mary. „Na, was iſt das hier? Sieh ſo, Antonie! Auslachen willſt du uns? Haſt aber 'ne tüchtige Lache, du! Das Menü iſt niedlich. Kommt die Krebsſuppe bald?“

„Bitte die Herren, die Damen zu Tiſch zu führen,“ erſcholl die Stimme des Hausherrn. Antonie war erſchrocken in die Küche hinuntergeeilt.

⁂

Die Stunden verrannen, die derbe, lachluſtige Stimmung hielt an. Onkel Mary — die Kinder hatten ihn ſo getauft — war immer ausgelaſſen vergnügt, wenn ſeine Frau nicht dabei war. Auch Antonie war allmählich „hineingekommen“. Sie bemerkte voll Freude, daß Erich nicht mehr trank und dennoch in der gleichen gehobenen Laune blieb. Gewiß, es mußte etwas Großes, etwas Entſcheidendes geſchehen ſein, das ihn mit ſolchem Glücksgefühl erfüllte. Und plötzlich regte ſich in ihr eine kleine Eiferſucht gegen die ihr noch nicht überſehbare Urſache ſeiner Heiterkeit. War er denn bisher unglücklich geweſen? Mit ihr, die ihm alles gab, die keinen Gedanken, kein Gefühl für ſich zurückbehalten hatte, unglücklich? In ihrem lieben, kleinen eigenen Hauſe, das ſie beide wetteifernd mit hübſchen Dingen ſchmückten, ſo weit ihre Mittel, ihre Kräfte reichten, unglücklich? Hatte er nur die Quälerei immer gefühlt, nicht auch das Glück? Sie vergaß ihr ganzes Mitleid mit ihm und wurde beſtürzt und gekränkt. So anders war er heute, ſo zerſtreut, ſo unaufmerkſam. Sie hatte aus Sorge um ihn die Roſen nicht angeſteckt, und er hatte es nicht bemerkt. Er hatte nicht nach Lieschen und Agnes gefragt. Als es zwölf ſchlug und die Glückwünſche vorüber waren, eilte ſie in die Kinderſtube und bat Lulu, die Kleinen aufzunehmen und anzukleiden. Dann ſteckte ſie ſich die zwei Roſen vor dem Spiegel an, nahm auf jeden Arm eins der weißen, ſchlaftrunkenen, geblendeten Püppchen und trat ſo in vollem Mutterſtolz und -ſchmuck wieder ins Geſellſchaftszimmer, gerade in dem Augenblick, als Erich aufſtand, an ſein Glas ſchlug und ſich umblickte.

Ein lautes, allgemeines „Ah“ begrüßte die errötende, glücklich lächelnde junge Frau. „Wir wollen unſerem Papa zu Neujahr gratulieren!“ rief ſie triumphierend, aber Erich kam ihr eilig entgegen, küßte flüchtig die Kleinen und drückte ſeine Frau auf den erſten beſten leeren Stuhl nieder. „Nachher,“ ſagte er geſchäftig. „Jetzt kommt der Knalleffekt.“

Die auf ihn gerichteten Augen wirkten wie Champagner auf Erich Hetebrink. Jetzt hab' ich ſie alle, fühlte er, und dieſes Machtgefühl machte ſein höchſtes Vergnügen aus. Er war kein Geſellſchaftsmenſch, kein Plauderer, kein guter Erzähler; ſtumm ſaß er zwiſchen den Leuten, lachte gutmütig, wenn es der Mühe wert war und verzog das Geſicht, ſobald die Witze „zu ſaftig“ wurden. Plötzlich aber ſtand er auf, ſchlug zwei irgendwie tönende Gegenſtände aneinander und hielt eine Anſprache. Heute aber machte ihm Onkel Mary das Leben ſchwer, wenigſtens im Anfang. Erich begann: „Meine lieben Freunde! Liebe Gäſte! Schon die alten Deutſchen —“

„Tranken noch einmal,“ fiel Onkel Mary prompt ein und ließ dem Worte die Tat folgen.

„Ruhe!“ ſchrie Erich wild, und lachend ſetzte er hinzu: „Sei mal ſtill, du da.“

„Ausreden laſſen!“ klang es im Chor.

Erich fuhr unbeirrt fort: „Schon die alten Deutſchen feierten das Feſt der Jahreswende, und ſo tun wir. Lieben Freunde, ich heiße euch alle herzlich willkommen.“

„Tut, als wenn ihr zu Hauſe wäret!“ unterbrach Onkel Mary und nahm ſich mit weit ausladender Handbewegung den oberſten Apfelkuchen von der dampfenden Pyramide.

Die drei Kinder kreiſchten vor mitfühlender Freude auf, Ebba ſchlug heftig mit dem duftenden Taſchentuch nach Onkel Mary, und Antonie bemerkte, daß es Erich nun bald zu viel ward. „Scht! Scht!“ ziſchelte ſie hinter dem Spaßvogel.

„Mmm!“ machte der, ſtreichelte ſich den Magen und langte nach dem zweiten Apfelkuchen.

Erich wendete den Kopf weg. „Liebe Freunde! Wenn es mir nicht vergönnt war, euch von Anfang an in dieſen beſcheidenen Räumen zu begrüßen, ſo kehre ich zu meiner Entſchuldigung nochmals zur Jahreswende zurück. Das Jahr hat ſich gewendet, allein es blieb das Glück!“ rief er mit unerwartetem Pathos und neigte ſein Glas gegen Antonie zuerſt und dann gegen ſämtliche Tiſchgäſte, die, der Einladung folgend, einen kleinen Schluck zu ſich nahmen. „Und das Jahr ging nicht von uns, ohne uns noch eine nie erwartete Überraſchung zu bringen.“

Jetzt blickten alle aufmerkſam, Onkel Mary tat, als entfalle der Apfelkuchen ſeiner Hand, er ſteckte die Zungenſpitze aus dem linken Mundwinkel heraus und machte Rollaugen.

„In der letzten Stunde des ſcheidenden Jahres wurde mir dieſe Überraſchung zu teil,“ fuhr Erich fort. „Herr Gottfried Aloys Schäfer, Onkel Aloys, wie viele von euch ihn mit mir nennen —“

„Nu?“ Onkel Mary hatte alle Poſſen vergeſſen. Die Hände in den Hoſentaſchen, ſaß er da, geſpannt, bereit, in die Höhe zu ſpringen und wie toll herumzurennen. „Na, ſo ſchieß doch los!“ rief er ärgerlich.

Aber Erich wollte den Effekt voll auskoſten. „Bitte um Ruhe,“ ſagte er triumphierend, „ich komme ſofort zur Sache, wenn ich nicht unterbrochen werde. Liebe Freunde, liebe Gäſte, das Unerwartete iſt eingetreten. Herr Konſul Gottfried Aloys Schäfer hat ſich entſchloſſen —“

„Na?“ Onkel Marx war aufgeſprungen, in ſeiner Kehle würgte ihn etwas. Er maß die hagere Geſtalt, das gutgeſchnittene aber ſorgendurchwühlte Geſicht des Sprechers mit ungläubigem Staunen. Sollte er wirklich —

„Morgen iſt ein Feſttag für die Firma, wie er nie erlebt worden. Unſer Onkel Aloys feiert ſeine Hochzeit,“ ſchloß Erich plötzlich gerührt.

„Was?“ Onkel Marxs Stimme übertönte den Verwunderungslärm am Tiſche. „Was?“

„Gott, laß ihn doch!“ machte Antonie bittend hinter ihm, „er kann ja nicht damit herauskommen.“

Erich ſchwenkte begeiſtert ſein Glas. „Möge dieſer Entſchluß nur Glück bedeuten nach allen Seiten, für das neue Paar, für die Firma und für mich,“ ſetzte er mit naiver Offenheit hinzu.

„Achottachott!“ Onkel Marx ſank auf ſeinen Platz zurück. „Iſt das alles?“

„Laß!“ Ebba ſchlug mit dem Taſchentuch.

„Und ſo rufe ich denn, liebe Freunde, es lebe Onkel Aloys und ſeine Neuvermählte, dreimal hoch!“

In dieſem Moment brach, das Hochgeſchrei übertönend, von neuem das fürchterliche Gelächter los. Es iſt nie recht aufgeklärt worden, was den Phonographen veranlaßte, gerade jetzt wieder loszugehen. Wahrſcheinlich hatte Lulu oder Minna an der Kurbel gedreht, und da die Lachwalze noch darauf ſtak und die erſchrockenen Mädchen ſich nicht zu helfen wußten, ſo orgelte es herunter wie ein Sturm. Nur ging es noch raſender, noch mißtönender vor ſich, mit einem ſcheußlichen, ſchadenfrohen Kreiſchen, unter dem das antwortende Lachen im Geſellſchaftszimmer bald erſtarb. Die Damen hielten ſich die Ohren zu, die kleine Agnes fing jämmerlich an zu weinen. Erich lief hinaus, drehte ſchnell ab und trug den Marterkaſten in ein dunkles Schlafzimmer. Als er zurückkam, fand er die meiſten ſchon im Aufbrechen. Erſchrocken hielt er ſie feſt und beredete ſie zum Bleiben. Noch ſo viele Apfelkuchen waren da, und die Ananasbowle noch halb voll.

Der Reſt des Feſtes zerlief. Man ſprach nicht viel von der Überraſchung, aber man dachte an nichts anderes. Die Meinung der meiſten war: Er hat nicht alles geſagt. Das verſtimmte. „Dann werdet ihr euch wohl noch ganz anders einrichten?“ hieß es. Jemand umfaßte Antonies Schultern, während ſie dieſe Vermutung ausſprach. In dem ſüß lächelnden Geſicht lauerte ſchon geheimer Neid.

„Ja ja, ihr habt gut lachen!“ bemerkte Onkel Marx und zog den Mund breit. „Na ja. Aber andere Leute laſſen es ſich auch ſauer werden, und die gebratenen Tauben fliegen doch vorbei. So'n Idealiſt kriegt es im Schlaf.“

Erich fühlte die Stiche, ſie beſtärkten ihn in ſeinen phantaſtiſchen Hoffnungen. Als alle fort waren, trug er ſeine Frau auf den Armen die Treppe hinauf.

* * *

Es wurde Frühling, endlich Frühling. So lang war der Winter der armen Antonie in ihrem einſam gelegenen Gartenhauſe noch nie erſchienen wie dieſes Jahr.

Seit ſieben Monaten heizen wir, dachte ſie, als ſie vor den erſten kränklichen Schneeglöckchen unter dem knoſpenden Syringenſtrauch ſtand, ihr eigenes kränkliches „Schneeglöckchen“ auf dem Arm. Die kleine Agnes war ein überzartes Kind, und der ſägende, dörrende Oſtwind, der nun ſchon ſo lange um das Haus ziſchte und pfiff, hatte ſie ins Zimmer verwieſen, während ſie ſehnſüchtig ihr hellblondes Köpſchen an die große Fenſterſcheibe drückte und die langen, ſchmalen Fingerchen in den täuſchenden Sonnenſtrahl hielt.

„Aus, Mama! aus!“ bat ſie den ganzen Tag. Heute zum erſtenmal wehte es ſanft, und linde ſchien die Aprilſonne auf die braune, reinliche Lohe der Beete, aus denen die dicken, ſaftigen Hyazinthenkeime hervorbrachen. Aber die Triebe waren mißfarbig an den Spitzen, und die Knoſpen der Stachelbeerſträucher ſahen wie verbrannt aus. Nur zwei kleine rote Tulpen, vom Winde ſchräg geblaſen, züngelten gleich winzigen Frühlingsflämmchen ſpitzig empor.

Antonie blickte über die Rabatten weg nach der Straße aus, die heute noch ſtiller als gewöhnlich dalag. Die Vormittags-Spaziergänger waren ſchon nach Hauſe gegangen, und die Nachmittagsleute waren noch beim Mittagseſſen. Und mit dem Mittagseſſen wartete auch ſie hier im Garten und Minna unten in der Küche, und Erich kam noch immer nicht. Seit einem Vierteljahr ging er auch Sonntags ins Geſchäft, und ſelten kam er vor zwei Uhr nach Hauſe. Dann Mittagseſſen und ein wenig ausruhen, ein paar Stunden Arbeit im Garten, Abendbrot, eine Seite Wilhelm Polenz oder Egidy, wobei ihm ſchon die Augen zufallen, und der Sonntag iſt herum, und die Arbeitswoche geht wieder an. Manchmal kommt Johanna Bartels, die jetzt mit Julchen Hahnemann die Penſion hat. Aber es iſt nicht mehr die luſtige Damenpenſion von ehemals, ſie haben keine einzige Dame, ſondern einen „Häuslichen Herd für chriſtliche Kaufleute“, der viel beſſer rentiert. Zwei Jahre vor ihrem Tode hat Mutter Bartels dieſe Änderung vorgenommen, und nun ſitzt Johanna mit Julchen trocken und warm. Sogar die Magenſchwäche iſt verſchwunden. Aber für Erich ſind die beiden ſo langweilig, daß ihn der Beſuch als Zeitverluſt ärgert und ſogar gegen die geduldige Antonie mürriſch macht. Ein anderes Mal kommt ein „Geſchäftsfreund“, der aber nichts Freundſchaftliches an ſich hat, und dann iſt es Antonie, die ſich langweilt. Das Geſpräch bewegt ſich in Zahlen, ſie fängt verſtohlen an zu gähnen, ſteht häufig auf, macht ſich mit der Bewirtung zu tun und bleibt lange draußen, immer in der Hoffnung, den Gaſt Abſchied nehmend zu finden, wenn ſie wieder hereinkommt. Aber er ſitzt und raucht, qualmt die Zimmer voll, überſieht die Aſchenſchale und legt ſeine Zigarrenenden auf die Teetaſſen. Für ſie fällt kein Wort ab, höchſtens in einer Pauſe eine ganz banale Bemerkung, die mit einer höflichen Verneigung und einem wichtigen Lächeln vorgebracht wird. Der Gaſt ißt entweder gar nichts und zwingt dadurch auch Erich und ſie ſelbſt, die Speiſen auf den Tellern kalt werden zu laſſen, oder er ſchluckt in einer zerſtreuten, geſchäftsmäßigen Manier ohne Sinn und Gefühl, ſtreicht ſich ſüßes Kompott auf den Braten oder ſtochert nach den Erbſen herum, daß es einem ſchlecht wird. Und wenn man glaubt, daß er nun endlich geht, zieht Erich plötzlich auch ſeinen Überzieher an, verlangt die hohen Schaftſtiefel, die noch kaum trocken geworden ſind, und die beiden ſteigen in die dunkle, naſſe, winddurchrauſchte Nacht hinaus. Der Geſchäftsfreund wünſcht, daß man ihm „Hamburg bei Nacht“ zeige. Erich iſt müde, er hat den ganzen Tag bei Licht gearbeitet, endlos geſchrieben, gerechnet, die Börſenaufregung mitgemacht, und er weiß, daß es morgen einen heißen Arbeitstag geben wird, ja, er hat ſich ſogar Arbeit mit nach Hauſe genommen, kleine Berichte für die Handelszeitung ſind abzufaſſen — aber was hilft das alles? Der Geſchäftsfreund wünſcht „Hamburg bei Nacht“ zu ſehen, und der Kompagnon Nr. 2 der Firma Gottfried Aloys Schäfer u. Co. weiß, daß er ſich nicht entziehen kann. Und „Hamburg bei Nacht“ — er weiß ganz gut, was der Geſchäftsfreund damit meint. Es iſt ihm widrig, dies Herumkriechen in den Singhallen, die ſeichen Chanſonetten ärgern ihn, denn er denkt gut von den Frauen, und dies, was er da ſieht, iſt ihm eine ſolche demütigende Herabwürdigung des Geſchlechts, dem ſeine Antonie angehört, dem ſeine drei Kinder angehören. Sobald er abkommen kann, läßt er den Geſchäftsfreund, deſſen Vergnügen er durch ſeine ſäuerlichen Mienen nur ſtört, allein. Jetzt iſt's ſpät in der Nacht, kein Tram mehr zu bekommen. Vom Herzen Hamburgs oder von St. Pauli bis zu ſeinem ſtillen Hauſe in Ober-Burgfelde ſind anderthalb Stunden, gut gerechnet. Er ſchreitet aus, das Gekreiſch und die widerwärtigen, lüſternen Geſichter begleiten ihn noch, er kann das nicht ſo ſchnell abſchütteln ... Traurig wurde er, immer trauriger. Aber im nächſten Augenblick leuchtete vor ihm Antonies reines Geſicht, die lieben Augen, die ſich ſo ſicher von allem Unreinen abwendeten mit jener Unbeirrbarkeit, die nur die Natur gibt. Nein, die Männer ſind ſchuld, berichtigte er ſich ſchnell, und dann — ſind wir nicht das ſtarke Geſchlecht? Wie könnte denn das geſchehen, daß die Starken von den Schwachen auf Abwege geführt würden?

Kommt er dann endlich heim, ſo iſt Antonie noch auf, ſie hat ſich ſeinetwegen geängſtigt. „Und alle Fenſter aufgeriſſen, Erich, es war nötig, ich fand die Luft ſo dick!“ Sie zittert vor Kälte, wie ſie ihm die Hände reicht. „Nein, mich friert nicht, ich bin nur ein bißchen nervös. Ich weiß ja, dir tut der Fuß weh.“ Sie drückt die Tränen weg.

Arm in Arm gehen ſie die Treppen hinauf und flüſtern von der ſchönen Zeit, die kommt, wenn Erich „das“ einmal nicht mehr nötig hat.

„Wenn ich einmal alles allein zu beſtimmen habe, dann ſchick' ich Lauenſtein mit. Der paßt beſſer für ‚Hamburg bei Nacht‘ als ich.“

Sie lachen.

Antonie fragt inſtinktiv niemals nach „Hamburg bei Nacht“. Was Erich abſtoßend findet — wie könnte es ſie intereſſieren?

„Und was wollen wir noch mehr tun — wenn —“ plaudert ſie hochatmend und lächelnd.

Erich macht Pläne über Pläne. Das Haus wird zu klein. Als er es kaufte — mit ach wie wenig eigenem Gelde! — da war Ebba zwei Jahre alt. Ein größeres Haus, zwei Zimmer mehr — das wäre faſt jetzt ſchon unumgänglich.

„Ach, ſchade aber um den Garten, der ſo ſchön dicht geworden iſt, Erich!“

„Wir machen den neuen noch ſchöner, Anton! Man verſetzt große Bäume ſogar. Ja, gewiß! Mit intereſſanten Hebevorrichtungen werden die Wurzeln langſam und vorſichtig gelockert. Und ein kleiner Wintergarten mit Kanarienvögeln, Anton, du!“

„Ach ja! ja! Aber, Erich, als Chef — ich meine, wenn der Alte nun wirklich mal Ernſt macht — mußt du dann auch immer Sonntags hin?“

„Nein — o, ich denke nein. Dann wollen wir mal etwas vom Leben haben! Was leſen, mal ein Buch nach dem anderen, unſeren ganzen Schrank voll aus!“ Er ſtreckte die Arme wie nach einer unerreichbaren Hoffnung.

„Und eine kleine Reiſe mit allen Kindern, Erich.“

„Ja, an die See! Die Nordſee kennen wir von Kuxhaven und die Oſtſee von Travemünde. Das Meer iſt ja wunderſchön! Das müßte man mal genauer ſehen. Und überhaupt unſer ganzes Deutſches Reich, nicht, du?“

„Ich möchte mal nach Italien, Erich.“

„Italien iſt — Italien kommt erſt in zweiter Linie. Mal Deutſchland. Deutſchland hat ja ſo wunderſchöne Städte! München und Freiburg! Und der Rhein, Anton. Und die Wartburg! Thüringen! Nein, ich wäre mit unſerem lieben Deutſchland zufrieden.“

„Und dann?“ Antonie ſchmiegte ſich mit aufleuchtenden Augen an ihn. „Was tun wir dann?“

„Und dann ſteh' ich anders da!“ Er ſeufzte auf. Das Bild des alten Bürgermeiſters mit der goldenen Kette glitt wie eine Traumlockung vorüber. Jetzt mit dreiundvierzig Jahren ſchien ihm jenes Bildnis viel ferner, viel wolkenumhüllter, als da er dreiundzwanzig zählte. „Irgendein Ehrenamt,“ ſagte er mit trockener Kehle, halb beſchämt über ſeine Anmaßung.

Antonie drückte ſeinen Arm. Es war Zärtlichkeit, aber auch ungeduldige Erwartung in der Bewegung. „Ja! Und dann? Dann haſt du noch mehr zu tun.“

Erich zuckte die Achſeln, ganz verwundert war er. „Mit Geld und gutem Willen in einem Ehrenamt ſtehen, das iſt das Höchſte.“

„Ja—a?“ Die Frau ſagte das ſo eigentümlich, ſo unſicher.

„Glaubſt du's etwa nicht, Anton?“

„Ich — ich weiß nicht, Erich, ich dachte —“

„Du biſt ſchwer zu befriedigen, Herz. Was für ein Ideal könnte höher ſein?“

„Ich — ich weiß es ja nicht,“ wiederholte ſie in derſelben Weiſe.

Er wurde beredt. „Denk dir zum Beiſpiel — im Rathaus, Anton! Und der Kaiſer iſt zu Beſuch. Ich habe die Begrüßungsrede zu halten. Im Namen der großen, alten, mächtigen Hanſeſtadt Hamburg, die ſich freiwillig dem großen Deutſchen Reiche angeſchloſſen hat, begrüße ich Seine Majeſtät. In dem prachtvollen Prunkſaal, im Kaiſerſaal, ſtehe ich als Vertreter — einer kleinen Macht vor der großen Macht, vor dem Vertreter des deutſchen Vaterlandes! Angeſichts von Kaiſer und Reich! Vor unſerem Kaiſer!“

„O Gott!“ brach Antonie in Entzücken aus. „Wenn es doch wahr würde! Was würdeſt du ungefähr ſagen?“

„Oho, das kann man nicht ſo aus dem Stegreif! Daran müßte man feilen und ſchleifen und vielleicht auch vorher mal jemand vorleſen — na, laß es mal erſt ſo weit ſein, Anton! Und es iſt ſchon drei, nein, halb vier, flink zu Bett, du!“

Dann wollte Antonie fragen: Hat der Alte noch immer nichts geſagt? Aber ſie unterdrückte ihre Worte. Seit einiger Zeit regte dieſe Frage ihren Mann auf. Er hatte niemals viel „für Onkel Aloys übrig gehabt“, aber in der letzten Zeit war dies Gefühl beinah zur Abneigung geworden.

Oft kam Erich wortkarg und mit tieferen Falten als je nach Hauſe. Erſt nach dem Eſſen taute er auf. „Ich weiß nicht, was es iſt, der Alte iſt ſonderbar,“ grübelte er laut mit ſauren Mundwinkeln. Genaueres konnte er nicht ſagen. „So fremd, obgleich wir uns du nennen, ſo abgeſchloſſen und eigenſinnig. Wenn ich nicht ſo ruhig wäre — aber er verfügt über mich in einer Weiſe, die ich mir nur gefallen laſſe, weil —“

Und dann ſeufzte Antonie wieder: „Guten Mut, mein Erich! Er muß doch mal Ernſt machen! Zu Anfang ließ er ſich wirklich nett an. Weißt du, als ſie hier bei uns zu Beſuch waren.“

„Knapp fünfzehn Minuten, Anton, und die paar höflichen Phraſen!“

„Ja, aber ihr habt ſonſt nie geſellſchaftlich verkehrt.“

„Na, dies iſt doch auch nichts, Kind.“

„Aber ſie haben uns doch zweimal eingeladen — ſolch prachtvolles Mittagseſſen.“

„Ja — ja. Abfütterung. Haſt du dich dort wohl gefühlt, Kind?“

„Na, weißt du, dazu iſt ja ſolch Mittagseſſen auch nicht.“

„Eben, aber das Offizielle paßt wohl für die übrigen Angeſtellten. Ich bin doch erſtlich ſein Kompagnon und dann ſein Neffe.“

„Das merkt man wirklich nicht. Vielleicht wird er durch die Frau beſſer. Armer alter Stacker! Immer allein geweſen!“

„Onkel Aloys?“ Erich lachte auf. Dann brach er ſchnell ab, und ſein Geſicht wurde ernſt und abweiſend. Wenn die gute Seele, wenn Antonie gewußt hätte, wie wenig allein Onkel Aloys zur Zeit ſeines lang ausgedehnten Junggeſellenlebens geweſen war! Das war das Schlimmſte: Erich konnte den Alten nicht achten, und doch mußte er bei ihm ausharren und ihm verantwortlich ſein, weil der Onkel das Geld hatte. Als Kaufmann iſt er untadelig, ſehr fair ſogar; damit mußte man ſich tröſten. Dann dachte er an ſeine ſtrengen Forderungen, da er jung war. Das ganze Unglück mit ſeinem Bruder war ja eine Folge davon geweſen, daß er von dieſen ſtrengen Forderungen kein Tittelchen hatte wegſtreichen können. Und dann, ſeit er verheiratet war, hatte er ſich mehr und mehr zum „Augenzudrücken“ genötigt geſehen. Daß er nun doch vor drei Jahren den Bürgereid geleiſtet, das — nein, das wollte er nicht als Kompromiß gelten laſſen, das wollte er gegen jeden Einwurf mit voller Überzeugung verteidigen. Max Heſſe, Antonies Vetter, hatte ihn zuerſt auf den Gedanken gebracht, daß er nur einen Weg habe, um fortſchrittlich zu wirken. Er müßte den gefürchteten Bürgereid leiſten, dann in die Bürgerſchaft gewählt werden und darauf allmählich für die Abſchaffung des Eides arbeiten — mit den Geſinnungsgenoſſen natürlich, die ſich dann finden würden. Einſtweilen war er nicht gewählt, aber er ging zu den Wahlverſammlungen und meldete ſich ſtets zum Wort, um den Kandidaten „zu beeinfluſſen“. Man kannte ihn ſchon und nannte ihn „Hetebrink, der Mann ohne Eid“; das wußte er, das amüſierte ihn. Aber man ging meiſt ohne Diskuſſion über ihn weg. Einmal erhob ſich ſein Gegner und ſchnaubte ihn über den ganzen Saal hin an: „Was wollen Sie eigentlich? Sie haben ja ſelber geſchworen, ſo gut wie wir alle!“ Das hatte ihm faſt den Atem verſetzt. Nachher hatte er ſich beruhigt. In gutem Glauben hatte er geſchworen; nein, nein, es war kein Kompromiß, es war eine notwendige taktiſche Maßregel! Aber das mit Onkel Aloys, das wurmte, das fraß ihn. Wenn dieſes Mannes bunte Abenteuer offen an der Börſe bewitzelt wurden, dann fühlte er ſich mit beſchimpft, dann hieß es, die Zähne zuſammenbeißen und ſich taub und blöd ſtellen. Dann ſtrebte er mit rotem Kopf durchs Börſengedränge hinaus, ſobald er abkommen konnte, und unter den Bäumen an der Alſter ſuchte er nach Faſſung und Mut. Während Bitterkeit ſein Herz ſchwellte, murmelte er wohl die Tröſtungen des weltklugen Octavio vor ſich hin:

— — — Es iſt nicht immer möglich,
Im Leben ſich ſo kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innerſten;
In ſteter Notwehr gegen arge Liſt —

Nein, das paßt nicht, von Argliſt weiß der Alte nichts. Aber gemein iſt er! gemein! gemein! —

Bleibt auch das redliche Gemüt nicht wahr.

O, das iſt ſchrecklich, daß man ſelber nicht wahr bleiben kann! Statt ſich ſeinen Anordnungen zu fügen, ſtatt ſich höflich und ehrerbietig vor ihm zu verhalten — wie drängt „das redliche Gemüt“ dazu, dem Herrn Kompagnon einmal zu ſagen, was man von ihm denkt, wie man ihn eigentlich einſchätzt! Und die Stimme da aus dem tiefſten Schacht hervor, die unerbittlich murmelt: Du verbeugſt dich nicht vor ihm, du ſalutierſt vor dem Vermögen, das er darſtellt, und ohne das du mit all deinen Fähigkeiten, mit all deinen Kenntniſſen auf der Straße verhungern könnteſt, und deine Lieben mit dir — dieſe grauenvolle Stimme machte ihm das Haar emporſtehen.

Bleibt auch das redliche Gemüt nicht wahr!

Er hat recht! Schiller hat recht! Und ich, der ich ſelbſt nicht mehr wahr ſein darf, ich ſoll Kinder erziehen zu wahren und guten Menſchen!

Da iſt ihm dann die liebe, ahnungsloſe Antonie ein ſolcher Halt! Sie zieht ihm immer wieder den Schleier der allgemeinen Liebe und Vergebung um die Augen. „Der arme alte Stacker!“ ſagt ſie und lehrt ihn, mit dem Menſchen, der ihn unterdrückt, ausſaugt, ſich ſelber entfremdet, noch obendrein Mitleid haben. „Er weiß nicht, was er tut. Sein Privatleben iſt ſchließlich ganz und gar ſeine Sache. Und als Kaufmann iſt er untadelig, ſehr fair ſogar.“ Und der Kreis iſt geſchloſſen, und die Jahre gehen hin; ein wenig grauer wird der Bart, das Schläfenhaar ein wenig licht. Fett ſetzt man nicht an, und die Freuden dauern ſelten länger als eine Viertelſtunde. Aber man lebt, und die Frau lebt und die Kinder. Alle leben ſie durch ihn. Das iſt auch etwas. Das iſt ſogar ſehr viel. Jeder Blutstropfen und jeder Gedanke iſt für die Seinigen. Wenn er todmüde den Heimweg macht, ſo lächelt ihm die Zuverſicht: Für ſie! für ſie! Ich ſchaffe Brot! Ich ſchaffe euch ein Dach! Ihr habt es warm und gut durch meine Arbeit, ihr, die ihr eigentlich mein vergrößertes eigenes Ich ſeid! Drei Kinder! Mit acht Händen klammere ich mich an das Leben an. Und Antonies liebe Hände mit dazu. Zehn Hände, die alle das gleiche Ziel haben. Da muß man doch vorwärts kommen, da muß es einem zuletzt doch gut gehen! In ſolchen Überlegungen wurde er wieder reich und ſtark. Und dann ging er in den Laden und kaufte eine Kleinigkeit für ſeine Frau, für die Kinder. Nur eine Kleinigkeit, ein Päckchen Schokolade, ein paar Blumen, ein buntes, leichtes Spielzeug. Und er freute ſich auf ihre Überraſchung, ihre Freude, ihren Dank. Dafür kann man ſich ſchon manches gefallen laſſen. Man muß ſich quälen, aber man weiß doch wofür. Und wenn ich dann endlich mal ſelbſtändig werde — es ſchien ihm, als leuchte da das ſchönſte Glück. Selbſtändigkeit — Chef — keinen Kompagnon, nein, nie wieder, und wenn ein Millionär käme. Wird auch nicht kommen, aber wenn ſogar. Und dann braucht man ſich nie mehr zu beugen, wo man nicht wahre Achtung fühlt.

Aber an dieſem Aprilſonntag bemerkte Antonie ſchon von weitem, daß Erich etwas Unangenehmes gehabt hatte. Er trabt ſchnell daher, aber er ſieht gerade vor ſich hin, nicht nach ihr in den Garten an der Stelle, wo zwiſchen den beiden Birken die Lücke iſt. Dort ſteht er ſonſt oft ſtill und grüßt. So mit einem Schwung zieht er den Hut, und ſie wird noch jedesmal rot, wenn er auftaucht. Und es iſt doch ſo ſchönes Wetter, und ſie wollen heute abend ins Theater. Fräulein Lulu, die jetzt einen Kindergarten eingerichtet hat, mit dem dicken Lieschen als erſter Schülerin, hat verſprochen, zu kommen und bei den Kindern zu bleiben. Alles iſt vorſorglich beſprochen und eingerichtet.

„Na, Erich! Siehſt uns wohl gar nicht?“ rief ſie ihm entgegen. Man muß nur immer guten Mut haben, ſich ſorglos und fröhlich ſtellen, denkt ſie, ſonſt hält die Verſtimmung noch länger an.

Aber Erich kam ohne die gewohnte Freudigkeit auf ſie zu. „Schon gewartet? Ja, liebes Kind, du weißt, ich komme, ſobald es menſchenmöglich iſt.“

„Ich weiß! Ich weiß! Unſere Minna will auch gern ausgehen,“ beſchwichtigte ſie.

„Hätte längſt gehen können, meinetwegen.“

„Nee, Schatz, wir müſſen doch erſt eſſen.“

Sie gingen ins Haus.

„Eſſen!“ Erich zuckte die Achſeln.

„Haſt hoffentlich guten Appetit mitgebracht, du!“ Sie drohte ſcherzend.

„Nicht viel.“ Sein Geſicht verfinſterte ſich. „Iſt Ebba noch nicht mit Üben fertig? Ich denke, du eilſt mit dem Mittag, Kind?“

„Sie wollte dir gern nach Tiſch etwas vorſpielen, du! Sag' ja nicht, daß du es ſchon gehört haſt!“ Und ſich zum Lachen zwingend, rief ſie Ebba herunter.

Während ſie ſich zu Tiſch ſetzten, fuhr Antonie mit Anſtrengung fort, ein ſcherzhaftes Geſpräch aufrechtzuerhalten. Lieschen hatte ein paar unfreiwillige Witze gemacht, und „Ich freu' mich ſo aufs Theater!“ rief die junge Frau.

„Ja, Kind, ich wollte dich bitten — kannſt du nicht mit Lulu hingehen und mich zu Hauſe laſſen?“

Antonie legte die Gabel hin.

Erich ſah es und lachte gezwungen. „Na, iß erſt, Anton, das hat ja noch Zeit bis zum Abend.“

„Mami hat ſich ſo gefreut!“ Die kleine Ebba ſtieß vorwurfsvoll ihren Papa an. „Mit dir amüſiert ſie ſich viel beſſer.“

„Biſt nicht aufgelegt, Erich? Na, iß noch 'n Happen Fleiſch,“ bat Antonie und ſchluckte an ihrem Biſſen.

„Ich mag nicht mehr, Kind! Ich bin fertig.“

„Aber doch 'n Stück Pudding, Erich?“

„Iß doch, Papa!“ quälte Ebba.

Schweigend aßen ſie zu Ende. Dann fing Agnes an zu weinen und wurde in den Wagen gelegt; Ebba ſollte ſie ein wenig im Garten herumfahren, bis ſie einſchliefe. Lieschen lief hinterher.

Als Minna den Kaffee gebracht hatte, trug Antonie das Kaffeebrett in die Veranda, wo warm die Sonne ſchien. Sie ſchob Erich auf das kleine Eckſofa und ſetzte ſich ihm gegenüber. Ein Strauß aus Weiden- und Erlenkätzchen, mit einzelnen Anemonen dazwiſchen, ſtand auf dem kleinen Bauerntiſch neben den Taſſen.

„Nu erzähl mir, Erich!“

Der Mann ſaß da, verbiſſen und ſtumm, und ſchien keinen Anfang zu finden.

„Siehſt du? Der Frühling iſt da!“ Sie deutete auf den Strauß.

„Ja!“ Er nickte teilnahmlos. „Ich glaube, der ſucht jetzt Streit mit mir! Es ſieht ſo aus,“ entfuhr es ihm unvermittelt.

„Streit? Der Alte? Das war doch ſonſt nie!“

„Ich ſage jetzt!“ Erichs Ton war gereizt, faſt heftig.

„O Gott, Erich! War er denn heute im Kontor?“

„Nein, heut' war er nicht da. Er kommt überhaupt, wie es ihm paßt.“

„Er iſt ſo alt — man muß ihm vieles zugute halten.“ Antonie faßte nach Erichs eiskalten Fingern.

„Ja, wenn ich das nicht täte, Kind —!“

„Was iſt denn nun wieder geweſen?“

„Es fehlte etwas — nein, erſchrick nur nicht, kein Geld —“

„Was hat gefehlt?“

Erich berichtete. Jemand hatte ein Depot gemacht, es handelte ſich nur um Effekten, nichts Bares. Aber der Alte hatte die Wertſchriften perſönlich entgegengenommen, rubriziert und nur den Empfangſchein durch Erich ausſtellen laſſen. Jetzt war das Paket nicht zu finden, und Erich wurde verantwortlich gemacht, obgleich er die Sachen nicht einmal angerührt hatte. „Und der Deponent ſteht da mit langem Hals und ſchüttelt den Kopf und murmelt: ‚Sonderbar! Sonderbar!‘“

Antonie ſetzte ſich neben ihren Mann auf das enge Eckſofa. Sie ängſtigte ſich und wollte ihm ſo gern helfen — aber wie denn?

„Dieſe Manier, mich immer als Handlanger zu benutzen,“ ſagte Erich erbittert, „du kannſt dir das gar nicht vorſtellen. Es iſt, als ob er ſich ſcheut, irgend etwas ſelbſt zu unterſchreiben. Er taucht womöglich die Feder ein, legt ſie wieder hin und ruft mich: ‚Hier, unterzeichne, bitte.‘“

„Aber das iſt doch gewiß eine gute Vorbedeutung!“ tröſtete Antonie.

„Ich weiß nicht, Angewohnheit, weiter nichts. Aber ſieh mal, nachher kann er dann immer ſagen: ‚Du haſt das in Händen gehabt, da ſteht deine Unterſchrift.‘ Ich kann doch nicht ſchreien.“

„Er wird immer ſchlimmer; nicht, du?"

„Ja, von Jahr zu Jahr iſt das ſo gekommen. Er blamiert mich vor dem ganzen Kontor!" Und er erzählte, wie der Onkel in ſeinem Privatzimmer laut mit ihm ſchilt. „Er kann ſeine Stimme nicht mäßigen, das hat er nicht gelernt; und er meint immer, es hört ihn niemand. Aber ich möchte wetten, daß ſie all ſeine Artigkeiten draußen hören — das untergräbt die Achtung, man hat keine Autorität mehr vor den jungen Leuten."

„Sag das nicht, Erich! So allgemein geachtet —"

„Ja, weil ſie denken, daß ich mal der Chef werde! Viel Kriecherei, ſollteſt nur ſehen!"

Antonie umfaßte Erichs Schultern. „Siehſt du, die denken es auch, daß es bald ſo kommt! Guten Mut, mein Mann, man muß ſich durchkämpfen!"

„Das tu ich! Wahrhaftig, das tu ich! Von jung auf nichts anderes."

„Na, ſind die Wertpapiere denn noch nicht gefunden?"

„Er hatte ſie ja ſelbſt verkramt, Kind! Statt in den Geldſchrank hatt' er ſie in ſeinen Schreibtiſch geſchloſſen. Aber keine Entſchuldigung, daß er mich ſtundenlang herumgejagt hatte! Nicht die Silbe."

„Was für 'n Ärger, Erich! Und heut' gerade ins Theater! Wie haben wir uns auf den ‚Probekandidaten' gefreut!"

„Es iſt noch nicht alles. Warte nur, Kind."

Mit entſetzten Augen ſah Antonie ihn an. „Ganz elend ſiehſt du aus. Und du biſt ſo mager geworden!" Sie ſenkte den Kopf, um die aufſteigenden Tränen zu verbergen.

Die lang' entbehrte Frühlingsſonne füllte den hübſchen, kleinen, glasumſchloſſenen Raum mit flimmerndem Golde. Die Erlenkätzchen ſtäubten gelb und rot auf die geſtickte Serviette. Die rotglaſierten Kuchen in der geſchliffenen Kriſtallſchale, die zur Feier des Sonntags aufgeſtellt waren, miſchten ihren Vanilleduft mit dem ſtarken, angenehmen Kaffeegeruch. Es hätte ſo ſchön ſein können — es *hätte*! Den ganzen Tag, die ganze Woche freut man ſich auf dieſe gemütliche Sonntagskaffeeſtunde, und nun muß alles ſo verdorben werden. Als ob dieſer Onkel Aloys eigens in die Welt geſetzt wäre, um ihrem Mann das Leben zu verderben!

In ihrem unmutigen Mitleid mit Erich und mit ſich ſelbſt ſprach ſie dieſen Gedanken aus, der in ihrem ſanften Munde fremd klang und Erich faſt unangenehm berührte.

„Nachdem er mir zwanzig Jahre lang ermöglicht hat, dies alles zu gewinnen!" ſagte er und zeigte mit der Hand rundum.

Antonie errötete. „So gerecht du denkſt, ſo ungerecht iſt er. Nein, ich mag ihn nicht mehr. Er könnte wirklich jetzt abdanken und dir für all die vielen, langen, ſauren Jahre das Geſchäft übergeben. So ſehnlich wart' ich darauf. Weißt du noch, Neujahr? Und jetzt iſt alles ebenſo." Sie ſtand auf. „Gott, nein, weißt du, Erich, ich wünſche niemand was Böſes, aber —"

„Ja," ſagte Erich finſter, „ich hab' heute Beſuch gehabt."

Antonie wendete ſich plötzlich um. Erich ſaß da und wiegte nervös den Oberkörper hin und her, ratloſe Unruhe lag in der Bewegung.

„Beſuch?"

„Jawohl. Rat mal."

„Wie kann ich das raten? Was Unangenehmes?"

„Der Sohn war plötzlich da."

„Der Sohn?"

Die Gatten, beide gleich groß, blickten einander ängſtlich in die Augen.

„Der Sohn? O Gott, Erich, welcher Sohn denn? Sein Stiefſohn?"

„Ja, der älteſte."

„Den wir noch nicht geſehen haben? Der damals —"

„In London auf der Handelsſchule war er, ja."

„Und nun iſt er hier?"

„Ja, nun iſt er hier."

„Warum das denn?"

„Das weiß ich nicht, das frag' ich dich, Kind."

Wieder der ängſtliche, Schlimmes vorausahnende Blick, Auge in Auge ... Heiß vor Aufregung ſetzte ſich Antonie wieder an das Tiſchchen. „Gott, erzähle doch ordentlich, ausführlich; was wollte er denn?"

„Das weiß ich gleichfalls nicht."

„Aber wie war er denn mit dir?"

Erichs Geſicht zog ſich zornig zuſammen. „Er machte ſich da mauſig, wollte Bücher einſehen."

„Was für Bücher? Geſchäftsbücher doch nicht?"

„Ja, er war ſo frei."

„Nein, aber! Was ſagteſt du denn?"

„O, ich konnte natürlich die Bücher nicht geben —"

„Nein, natürlich nicht!" rief ſie eifrig, erleichtert.

„Aber man darf doch nicht unhöflich werden."

„Nein, das wohl nicht —"

„Obgleich, als er ſagte, er käme vom Chef —"

„Vom Chef? Aber das ſagte er zu den Kontoriſten, nicht?"

„Nein, das ſagte er zu mir, Kind."

„Wußte er nicht, wer du biſt?"

„O ja, er nannte mich gleich ‚Herr Hetebrink', als er ſich ſelber vorſtellte."

„Wie ſtellte er ſich vor?"

„Er ſagte, er wäre der Sohn vom Chef, er käme vom Chef, der Chef und Chef und Chef —"

„O Gott, Erich! Wie du dich geärgert haſt. Und ich, ahnungslos —"

„Nein, Kind, zuerſt ärgerte ich mich nicht, zuerſt iſt man ſo verdutzt, man ſieht und glaubt nicht, was man ſieht, man hört und glaubt nicht — was — man — hört —"

„Aber du haſt ihn gehörig ablaufen laſſen?"

„Ich ſagte ihm möglichſt trocken, wenn er auf der Handelsſchule geweſen ſei, ſo werde er wahrſcheinlich wiſſen, daß die Geſchäftsbücher niemals Außenſtehenden geöffnet werden, faſt hätte ich geſagt Unbefugten."

„Schade, daß du es nicht geſagt haſt, Erich."

„Vergiß nicht, Kind, ich muß mit dem Alten leben!"

Antonie ſeufzte tief. „Ach ja."

„Aber zuletzt hab' ich ihm doch geſagt, er möchte zu ſeinem Papa gehen, wenn er etwas wiſſen wollte."

Sie biß ſich erſchrocken auf die Lippe. „Ihr ſeid böſ' auseinandergegangen?"

Aber er beruhigte ſie, er ſei nicht ſchroff geweſen, nur ſich von vornherein auf einen gewiſſen Fuß ſtellen — das ſei nötig. Nun er die Sache erzählt hatte, erſchien ſie ihm weniger wichtig. Er war etwas müde, aber ſein Geſicht glättete ſich, und er begann den jungen Mann zu beſchreiben, ſagte, daß er eigentlich gut ausſehe, recht hübſch und friſch ſogar, ein leichtherziger, lockiger Adonis, recht was für die Damen. Und eine angenehme Stimme, er habe ein paarmal angeſetzt zum Singen, „wie ſo'n junger Vogel, der es nicht laſſen kann."

„Im Kontor? In euren heiligen Hallen? Gott, das find' ich nun eigentlich niedlich!"

Antonie freute ſich, daß ihr Mann ſo ſchnell darüber hinwegkam. Sie wollte ihm gewiß keine ſchwarzen Brillen aufſetzen — ſie nicht! Und wenn ein junger hübſcher Menſch eine Dummheit macht, dann iſt das auch nicht ſo gefährlich. „Was hat er für Augen? Du, die Mutter hat auch hübſche Augen, Erich. Nur etwas ſtreng. Er war wohl ſehr fein? Ganz engliſch, nicht? Na, will er denn nicht mal herkommen? Oder haſt ihm nichts geſagt?"

Nein, bis zur Einladung waren ſie nun doch nicht gelangt. „Wenn die ſich derartig zurückhalten, iſt es nicht an uns, ihnen nachzulaufen, Frau."

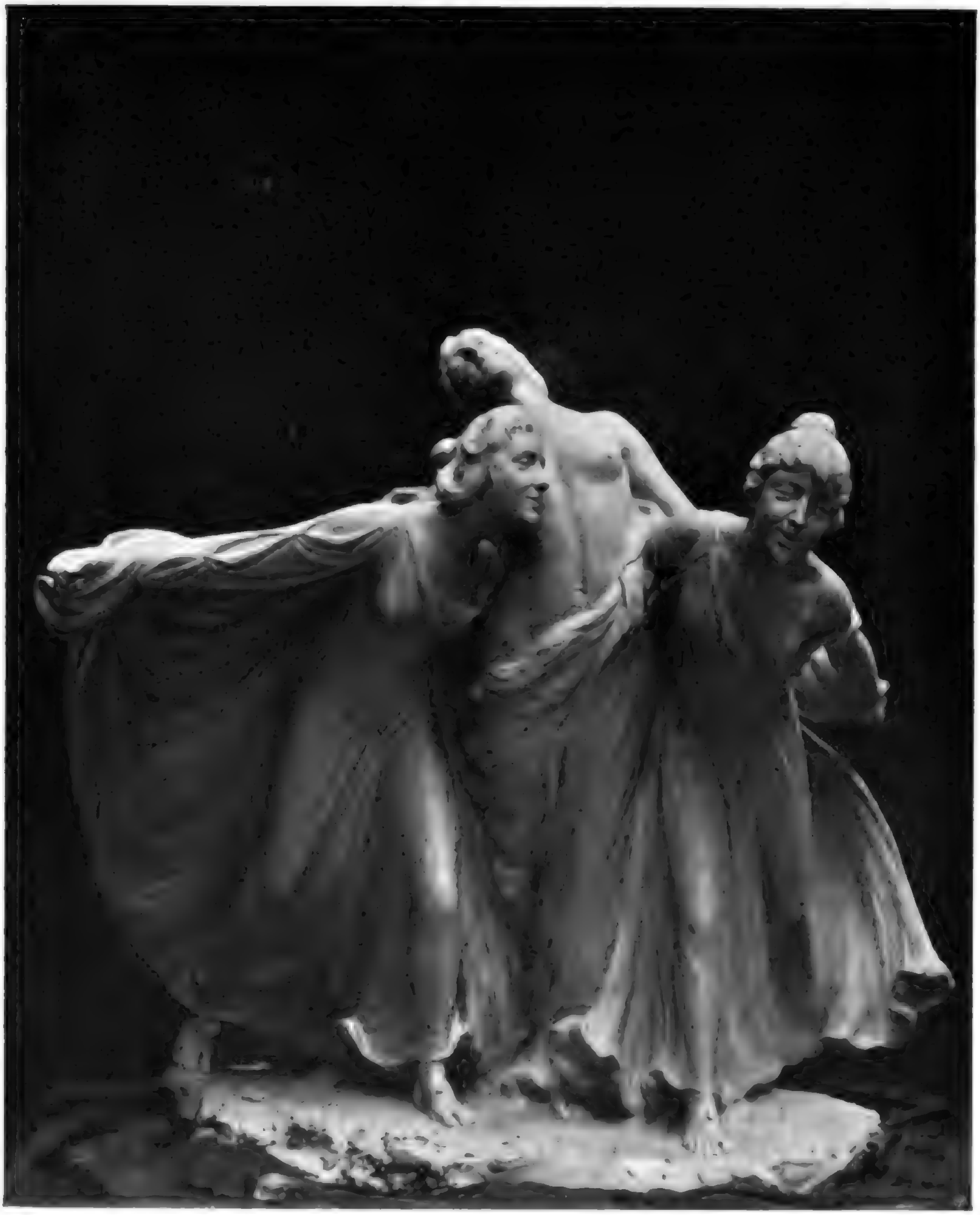
Ebba rief ſie in den Garten: die gelbblühende Johannisbeere hatte die erſten duftenden Träubchen entfaltet. Der ſtarke Nelkenduft, der von den blutroten Staubfäden der gelben Glöckchen ausging, rief vergangene Frühlingstage ins Gedächtnis. Solch ein Buſch ſtand in Poppingas Garten in Harburg, dort hatte ihn Erich zum erſtenmal geſehen ...

„Dinchen Poppinga!" ſagte Antonie lächelnd. „Dort haſt du vieles zum erſtenmal geſehen, nicht, du?" Sie kannte jene Zeit, als ob ſie ſie miterlebt hätte. „Und ich bei dir!" fuhr ſie dankbar und ſcherzend fort. „Alles haſt du mich gelehrt. Einer gibt es dem anderen."

Erich hatte ſchon angefangen, junge Levkojen aus den Samentöpfen ins freie Land zu pflanzen. Sobald er in den Garten kam, mußte er ſich beſchäftigen. Die kleine Agnes hielt ihm ein Veilchen entgegen, das Ebba gefunden und der Kleinen „für Papa" in die Hand geſteckt hatte ...

„Nun iſt es doch noch ſchön geworden!" jubelte Ebba, die Eltern umſpringend.

⁂



Arthur Lewin-Funcke: Im Frühlingswind.

Zu Anwand: Arthur Lewin-Funcke

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig

Digitized by Google

Aber als ſie im Tram ſaßen, um ins Theater zu fahren, verſank Erich ſogleich wieder in trübes Nachdenken. Er ſprach nicht, er tauſchte nicht einmal einen Blick mit Antonie, die in ihrem hellgrauen Abendmantel mit dem weißen Seidentuch um den Kopf aufgeregt und hübſch ihm gegenüberſaß. Es war ja ein Ereignis für ſie beide, dieſer Theaterbeſuch. Nur drei- oder viermal im Jahre darf man ſich dies ſchönſte Vergnügen gönnen. Denn es kommt teuer, ſehr teuer, alles zuſammengerechnet. Ja, wenn man auf einen billigen Platz gehen dürfte, aber das iſt ja unmöglich. Der Kompagnon von Gottfried Aloys Schäfer kann nur im Parkett oder erſten Rang ſitzen, ſonſt ſchadet er ſeinem Kredit. Das iſt ja alles ganz genau vorgeſchrieben. Wie ein Stachelzaun hegt es das ganze Leben ein, dieſes: was man darf und nicht darf. Und dann zu der Ausgabe kommt die Schwierigkeit wegen des weiten Weges. So ſpät erſt iſt man zu Hauſe, und Erich hat alle Morgen als Erſter im Geſchäft zu ſein. Und die Kinder läßt man auch nicht gern ſo lange allein. Minna iſt nicht gerade unzuverläſſig, aber etwas ungebildet, und Antonie hat es nicht gern, daß Ebba ſich lange mit ihr unterhält. Minna erzählt manchmal Dinge, die für Ebba unpaſſend ſind. Immer aber die gute kleine Lulu zu bemühen, das iſt doch auch nicht möglich.

Heute nun hatte alles ſo gut geklappt, das ſchöne Wetter, das neue Stück, und Lulu, die eine ganze Schachtel voll bunter Seiden- und Spitzenreſtchen mitgebracht hat. Puppenzeug wollten ſie nähen; ſo niedlich und gemütlich ſaßen ſie ſchon um den runden Tiſch unter der Hängelampe, als die Eltern fortgingen — faſt ſchade war es, nicht mit dableiben zu können. Es iſt noch heute Antonies heimliche Liebhaberei, Puppenzeug zu nähen, und Ebbas große Badepuppe von Weihnachten her iſt zu reizend! Wirklich wie ein richtiges Miniaturbaby.

Den langen Weg unterhielt ſie ſich mit dieſen freundlichen häuslichen Bildern, ſie hatte beſchloſſen, ſich jedenfalls zu amüſieren. Es war ſchade um das Geld, wenn man ſeinen Befürchtungen nachhing. Sie rüttelte Erich am Arm und lächelte ihm ermunternd und ſchelmiſch zu: „Guck mal hinaus, all die ſpiegelnden blauen Lichter in der Alſter! Man ſitzt Tag für Tag zu Hauſe!“

„Ich ſehe nichts Beſonderes,“ ſagte er abweiſend, als ſei er in den wichtigſten Überlegungen geſtört worden.

Das enge, altmodiſche Thaliatheater heimelte ſie immer beſonders an, und mit froher Erwartung blickten ſie auf den noch geſchloſſenen Vorhang. Erich auch. Sie blieben immer dankbare Neulinge jedem ſelbſtgewählten Vergnügen gegenüber. Aber heute war in Erichs Zügen nichts von der fröhlichen Anregung. Sie kamen ziemlich ſpät, mußten ſich durchdrängen und die ſchon Sitzenden ſtören. Er entſchuldigte ſich kaum, ſo tief war er in Gedanken. In der ſechſten Reihe des Parketts waren ihre Plätze. Kaum ſaßen ſie, ſo ſtieß er Antonie an: „Nein, ſieh mal, da oben im Proſzenium! Die haben ſich wohl verlaufen!“ Und als die Frau nicht gleich antwortete, fuhr er gereizt fort: „Dort links! Die ganze Blaſe! Was wollen denn die hier?“

Antonie erſchrak über den Ton, über das Wort. Es kam ſo ſelten vor, daß Erich einen burſchikoſen Ausdruck gebrauchte. Seine immer etwas gewählte Redeweiſe war ihr Stolz; er ſprach gebildeter als all ihre Bekannten. Unwillkürlich blickte ſie ſich um.

„Haſt du noch nicht gefunden?“ grollte er.

„Ach, Erich, Jung’, guck nach der anderen Seite,“ ſcherzte ſie haſtig, „da ſitzt Wagner.“

„Wenn wir ihnen nur nicht im Foyer begegnen! Das fehlte noch!“ Unverwandt ſtarrte er nach der Loge, wo Onkel Aloys mit ſeiner neuen Familie ſich niedergelaſſen hatte.

Der Onkel mit ſeinem weißen Kopfe und den halbkugeligen, dicken ſchwarzen Brauen, die er jetzt immer trug, ſaß zwiſchen Frau und Tochter wie zwiſchen zwei Blumenſträußen. Die Frau war in Hellila und Weiß, die Tochter in zartem Roſa. Beide hatten die gleiche längliche Kopfform und den ſtarren, gleichgültigen Ausdruck, der den hellen, koſtbaren Toiletten widerſprach. Die kleinen, köſtlich wie Kolibrifedern blitzenden Fächer hatte Erich noch vor wenigen Tagen in einem Spezialgeſchäft auf dem Neuenwall bewundert.

Antonie ſchielte verſtohlen hinauf. So böſe war ſie über dieſe unangenehme Begegnung! Den ganzen Abend die Geſellſchaft vor ſich zu haben, gerade wo man ſich einmal von der Erinnerung an ſie befreien möchte.

Es iſt wirklich eine Blaſe, dachte ſie zornig. Möchte man nun mit ſolchen Leuten ſprechen? Nie und nimmer doch!

„Und da iſt ja auch er!“ brummte Erich vernehmlich; „da ſteht er ja, der Sohn vom Chef, hinter ſeinem Papa, dem Chef. Mehr kann man nicht verlangen.“

„Er ſieht ihnen aber nicht ähnlich, Erich. Viel netter ſieht er aus.“ Antonies Stimme war unwillkürlich ganz beſonders ſanft geworden. „Sonderbar! So friſch und ſtramm, ſieh mal.“

„Thä! Warum ſoll der nicht friſch ſein? Er iſt ja der Sohn vom Chef! Und Reſerveoffizier natürlich.“

Antonie ſchwieg; zu bitter hatte ihres Mannes Stimme geklungen.

Neben dem hübſchen, lebhaften jungen Manne tauchte noch ein Kinderpaar auf, Junge und Mädchen, beide mit breiten, übergeklappten Matroſenkragen, dünnen Hälſen und länglich-ſchmalen, feinen Geſichtern.

Erich ſah ſie auch. „Die denken wohl, das iſt 'n Weihnachtsmärchen, das Stück.“ Er winkte mit dem Kinn nach dem Proſzenium.

„Wollen wir weggehen?“ bat Antonie.

Ehe ſie ſich entſchließen konnten, hob ſich der Vorhang. Und dann nahm das Stück ſie mit. Erich begeiſterte ſich für den Helden, klatſchte hitzig Beifall. Als der dritte Akt zu Ende war, bemerkte er mit Genugtuung, daß die Loge oben verlaſſen worden. Einzig „der Sohn“ befand ſich noch darin, jetzt in der vorderſten Reihe, der Konſul ſamt Gemahlin und drei Kindern war gegangen.

„Sagt' ich nicht, daß ſie ſich nur verlaufen hätten?“ wiederholte Erich händereibend. „Iſt das was für Onkel Aloys? Lächerlich!“

Es wurde ihnen warm vor Teilnahme für den ehrlichen, wackeren jungen Lehrer. Und auch „der Sohn“ verfolgte mit offenbarem Intereſſe das bewegte Stück. Ein paarmal beugte er ſich dabei nach der Nachbarloge hinüber, wo dicht an der Brüſtung ein hübſches, auffallend friſiertes und gekleidetes Mädchen ſaß. Faſt japaniſch war die Erſcheinung.

„Sieh mal die! Die kennen ſich! Sie hat eben zu ihm hingelächelt,“ flüſterte Antonie. „Wer das wohl iſt?“

Erich kannte ſie. „Das iſt Fräulein Nanni Emery, die Tochter vom Konſul Emery. Fremdartig, hm? Aber reizvoll. O ja, es iſt nicht übel, Sohn des Chefs zu ſein.“

(Fortſetzung folgt.)

Sommernacht

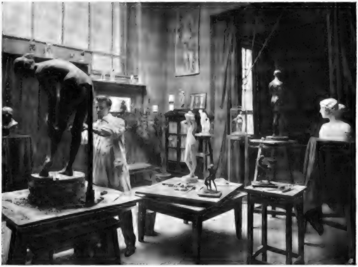
Im Süden war's. Eine Sommernacht.
Sanft plätſcherten die Fontänen.
Über weiße Becken ins weiche Gras
Sprühten ſilberne Tränen.

Ein Stiefelchen knirſchte im Gartenkies.
„Liebſter, die Mutter ging ſchlafen. —
Liebſter, ob es nicht Sünde iſt,
Daß wir uns heute trafen? —

Liebſter ...“ In Küſſen erſtarb das Wort ...
Eine Nachtigall ſchlug in der Ferne ...
O ſüßer Traum der Sommernacht —
Lachen und blinkende Sterne!

Albert Sergel

* * *



Arthur Lewin-Funcke in ſeinem Atelier.
(Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen Hermann Boll, Berlin.)

Arthur Lewin-Funcke

Von

Oskar Anwand

(Nachdruck iſt unterſagt.)

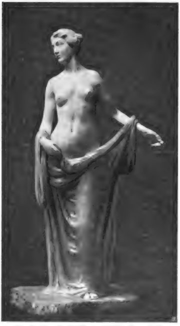
Es gibt Künſtlernaturen, deren Eigenart ſich in ihren erſten Werken mit lauter Stimme offenbart, als lege ihr Beſitzer, mag er auch in Wahrheit Perſönlichkeit genug in ſich fühlen, hohen Wert darauf, als ein Sonderbarer zu erſcheinen und die Augen aller auf ſich zu lenken. Der Widerſpruch, den er zwiſchen ſich und den Alltagsmenſchen gefunden hat und gern über das wirkliche Maß hinaus noch erweitern möchte, treibt ihn hierzu. Aber allmählich gelangt er zu der Erkenntnis, daß der Baum Kunſt, mag ſeine Krone ſich auch im Äther der Perſönlichkeit wiegen, mit ſeinen Wurzeln im Boden des Allgemein-Menſchlichen haftet, und ſchafft dann erſt ſeine reifſten Werke.

Weniger ſprunghaft und ſtiller vollzieht ſich die Entwickelung anderer Künſtlernaturen, zu denen der Bildhauer Lewin-Funcke gehört. Wie das Getreide auf dem Felde allmählich wächſt, wie der Baum Blüten und Früchte trägt, ſo gehen ſie Schritt für Schritt ihrer Reife entgegen. Als ſtände die Außenwelt gänzlich abſeits von ihnen, iſt ihre Kunſt ein immer tieferes und reineres Beſinnen auf ſich ſelbſt, in das ſich Klänge wie von einer Geige verweben.

Bei Perſönlichkeiten denkt man wohl gelegentlich an Landſchaften, welche ihnen in unſerer Vorſtellungswelt entſprechen. Erinnert man ſich im Hinblick auf die erſtgenannten Künſtlernaturen vielleicht einer romantiſchen Felſenlandſchaft, ſo ſcheint Lewin-Funcke einem klaren, reinen Gebirgsſee vergleichbar. Weiße Wolken wandeln darüber hin und ſpiegeln ſich zugleich mit der Gebirgswand in ihm, während ein leiſer Wind das Schilf

Digitized by Google

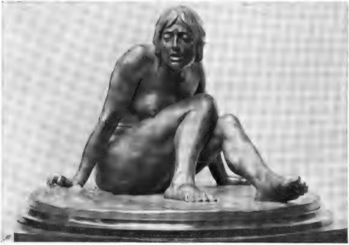
am Ufer ſchaukelt und dann die friſche Flut zu kräuſelnden Wellen bewegt. Dabei fordert die dem Auge überall erreichbare Ausdehnung des Sees recht dazu auf, ſich in ſeine Schönheit, die in ſich vollendet ruht, ſtill zu verſenken.


Lewin-Funcke: Statuette aus Elfenbein und Onyx.

Zu dieſer ruhigen künſtleriſchen Entwickelung Lewin-Funckes hat naturgemäß ſein Lebensgang beigetragen. Er ſprang nicht durch die Pforte der Kunſt als eine geiſtigfertige oder doch von Problemen erfüllte Perſönlichkeit, die nach mangelhafter Abſolvierung der Akademie wohl menſchlich etwas zu ſagen hätte, aber plaſtiſch ſich nicht auszudrücken vermag; nein, er iſt ein Bildhauer aus einem Kunſthandwerker geworden. Hat ihm das Leben ſomit den Aufſtieg zur Höhe des freien Schaffens nicht leicht gemacht, ſo gab es ihm doch als treueſten Genoſſen für alle künftigen Kämpfe ein ſicheres Können an die Seite. Deſſen hohen Wert für die Kunſt weiß unſere Zeit aber, im Gegenſatz zu dem achtzehnten Jahrhundert, welches das Wort vom Raffael ohne Hände prägte, völlig zu würdigen. Iſt doch das Material das Feld, in dem für den Künſtler die Lebensmöglichkeiten ſeiner ſo oder anders gearteten Werke ſchlummern, als ginge er mit ihm eine Ehe ein, aus der ſeine ſchönſten Kinder entſpringen ſollen.

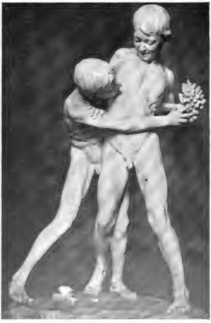
Arthur Lewin-Funcke, der von einem ſchlichten Dresdener Schloſſermeiſter ſtammt und ſich bereits als Knabe ſein Brot in einer Elfenbeinſchnitzerei verdienen mußte, hatte von Jugend auf einen Beruf, der ihn für die Bildhauerkunſt vorbereitete. Dieſem blieb ſeine Tätigkeit, auch als der Neunzehnjährige ſich 1885 nach Berlin begab, noch faſt ein halbes Jahrzehnt gewidmet. Ja, ſelbſt der fertige Bildhauer hat in treuer Anhänglichkeit das Mutterland ſeiner Kunſt nie gänzlich verlaſſen, da er wohl wußte, welche Kräfte ihm hier ſtrömten. Als er zum Beiſpiel im Jahre 1901 von ſeinem Aufenthalt in Paris zurückkehrte, wo ja der fruchtbare Zuſammenhang zwiſchen Kunſt und Kunſthandwerk viel ſtärker als in Deutſchland vorhanden iſt, ſchuf er die kleine, aus den beiden Stücken Elfenbein und Onyx beſtehende Frauengeſtalt, ein delikates, bei uns ſeltenes Stückchen vornehmer Feinkunſt. Das warme, lebensvolle Element, welches das Elfenbein noch vor dem Marmor voraus hat, tritt beſonders in dem vortrefflichen, zarten Muskelſpiel des Rückens mit ſeinen leiſen Wellen zutage. Faſt mehr noch zeigt der Onyx des Faltenmantels Lewin-Funckes Beherrſchung des Materials. Hier hat er eine hellere Ader des Geſteins dazu benutzt, ſcheinbar das linke Bein ſeiner Geſtalt durch den Mantel hindurchſchimmern zu laſſen, eine Täuſchung, welche er durch Anbringen des Fußes unter dem Faltenkleide vollendete. In Wirklichkeit beſteht die Figur aus den zwei in der Mitte des Leibes auseinandergeſchraubten Elfenbein- und Onyxteilen.

Während der Jüngling in ſeiner Elfenbeinſchnitzerei arbeitete, war aber die Kunſtakademie das Ziel, welches er mit brennenden Augen erfaßt hatte. Schließlich öffneten ſich ihm auch im Jahre 1890 die Pforten dieſer Anſtalt, aus der er jedoch auch nur die Mahnung mitnahm: „Erkenne dich ſelbſt! Entwickele dich ſelbſt!“ Bereits hier wurde

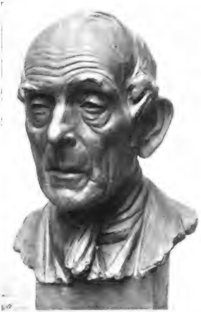


Lewin-Funcke: Viſion.

freilich ſein ſtarkes Talent anerkannt, indem Lewin-Funcke auf ſeine Kompoſition nach dem vorgeſchriebenen Thema: „Vom Ertrinken gerettet“ und auf ſeine lebensgroße Gruppe „Streitende Knaben“ hin den Rom-Preis erhielt. Wirklich offenbart ſich in ihnen, beſonders in den „Streitenden Knaben“, eine ungewöhnliche, echt plaſtiſche Begabung. Welche Belebtheit in dieſen ſehnigen Kinderkörpern beim Kampfe um die Weintraube! Dabei welche Sicherheit des Aufbaues und welche plaſtiſche Ruhe, die der Künſtler durch ſeine dreikantige, faſt gleichmäßige Pyramidenkonſtruktion erreicht! Dieſe Ruhe ließe an die Antike denken, wenn nicht Lewin-Funckes Geſtalten eine echt realiſtiſche Friſche und modernes Jugendblut beſäßen. Faſt zu viel Realismus! Beim ſcharfen Hinſehen merkt man dem Werke einen leiſen akademiſchen Zug an, als habe der Künſtler ſeine genaue Körperkenntnis zeigen wollen, wobei die einheitliche große Melodie ſeiner Kompoſition gelegentlich durch die zu genaue Ausführung der einzelnen Gliedmaßen und Muskeln übertönt wurde. Jedenfalls iſt für ſeine Plaſtik, wie für die der Hellenen, ſchon jetzt der nackte



Lewin-Funcke: Streitende Knaben.

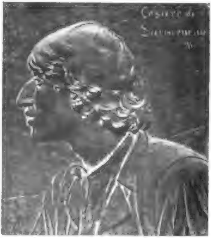


Lewin-Funcke: Alter Mann.

Körper die Quelle und das Hohelied der höchſten Schönheit, beſonders der ſchlanke, biegſame Jugendleib. Deshalb mußte man erwarten, daß gerade Lewin-Funckes Aufenthalt in Rom, den er ſich durch ſeine Preisarbeit errungen hatte, für ſeine Kunſt von beſonderer Bedeutung ſein werde.

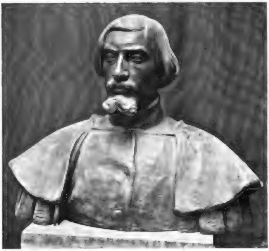
Daß dies nicht der Fall war, wirſt auf die ganze Einrichtung des Rom-Preiſes, der ſeinem jedesmaligen Gewinner eben nur ein einziges Jahr Studium in der Siebenhügelſtadt gönnt, ein ungünſtiges Licht. Lewin-Funcke, der zum erſtenmal ohne Sorge um ſeinen Erwerb leben konnte, reiſte durch Oberitalien mit ſeinen Muſeen und Kunſtſchätzen, bis er Rom nach einem Vierteljahr erreichte. Damit befand er ſich in dem gelobten Lande, um zu ſchauen und aufzunehmen. Aber man verſetze ſich in die Seele eines mehr als Zwanzigjährigen, der bisher einzig zu arbeiten und zu ſchaffen gewohnt war und deshalb unmöglich plötzlich brachliegen kann. So ward Lewin-Funcke gerade in Rom zur Unzeit von dem Gefühle übermannt: Nur etwas zwiſchen die Finger bekommen und modellieren! Und er ließ die Kunſtſchätze Kunſtſchätze ſein und arbeitete, wozu ihn die eigene Stimme trieb. Als er ſich dann die innere Befriedigung errungen hatte und ihm der römiſche Aufenthalt von Vorteil hätte ſein können, war bereits die Spanne Zeit verſtrichen, die der Staat ſeinen begabten Künſtlern zu ihrer Entwickelung gönnt. Jetzt hieß es Rom von neuem mit Berlin vertauſchen.

In dieſe Zeit ſeines Aufenthalts in Rom fällt von Lewin-Funckes Werken z. B. die „Viſion“, die wohl nicht zu ſeinen beſten Arbeiten zählt. Zwar iſt die Kompoſition wiederum außerordentlich einfach und einheitlich, wie Lewin-Funcke als geborener Bildhauer faſt nie gegen die Geſetze der Plaſtik verſtößt; aber gerade das Viſionäre kommt hier nicht recht zum Ausdruck. Stoff und Form haben ſich nicht völlig durchdrungen, und ein novelliſtiſcher Beigeſchmack macht ſich geltend.



Lewin-Funcke: Ceſare di Saraceneeco.

Digitized by Google

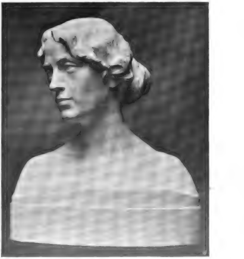


Lewin-Funcke: Franzöſiſcher Künſtler.

Körper und Antlitz des auf kreisrunder Fläche niedergekauerten Weibes vermögen uns nicht die vom Künſtler gewünſchten Empfindungen reſtlos auszudrücken. Deshalb ſchrieb er gleichſam zur Erläuterung die Köpfe der als Viſion auftauchenden Geſtalten mit ſeinem Griffel auf die Sockelfläche nieder. Überhaupt finden wir auch in anderen Werken Lewin-Funckes, welche dieſer Zeit angehören, bald einen novelliſtiſchen, bald einen maleriſchen Zug, als ſei der Bildhauer im Begriff, von ſich abzuirren.

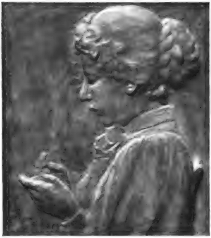
In der Tat befand er ſich jetzt gerade in der gefährlichſten Epoche ſeiner Entwickelung. Nicht nur die Kunſtwelt erwartete etwas von dem jungen Bildhauer, deſſen „Streitende Knaben“ vieler Augen auf ihn gelenkt hatten, ſondern er ſelbſt wollte Früchte, Früchte nach dem Studium ſehen. Zu dieſer Unruhe in ſeiner Seele trat die zweite, die aus der Notwendigkeit des Verdienens hervorging, da Lewin-Funcke jetzt als ſchaffender Künſtler nicht mehr in der Elfenbeinſchnitzerei tätig war und ſo keinen Lebensrückhalt beſaß.

Da ſuchte auch er, im Wirbel befangen, die Originalität zu erjagen, damit die Welt ihn nicht überſähe. Dabei muß jeder Künſtler naturgemäß irren. Während ihm nämlich die wahre Originalität als ſein Ureigenſtes wie ſelbſtverſtändlich und anfangs unbewußt aus der Seele ſtrömt, gerät er bei der Jagd nach ihr gerade zu dem Seltſamen und Fremden, das gewöhnlich der ausgeſprochene Gegenſatz ſeiner Seele iſt. Die eigene Aufgeregtheit übertrug ſich dabei auf ſeine Werke, und ſo ſchuf Lewin-Funcke damals z. B. drei windartig hinſtürmende ſchlanke Mädchengeſtalten („Im Frühlingswinde“), die an franzöſiſche Plaſtik erinnern, wie er ſie in Berliner Ausſtellungen geſehen haben mag. Gewiß iſt Lewin-Funcke



Lewin-Funcke: Frauenkopf.

Digitized by Google

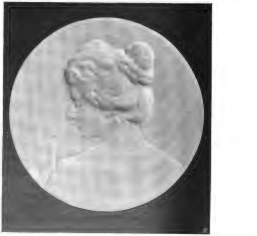


Lewin-Funcke: Häkelndes Mädchen.

auch hier ein höchſt achtbarer Bildhauer, vor allem ein vortrefflicher Techniker, was allein die Falten der fliegenden Gewänder beweiſen, aber kein Künſtler im tiefſten Sinne des Wortes, deſſen Schöpfung uns ein Vertrautes, Unſagbares in die Seele ſpielte. Nach kurzem Irrweg hat er deshalb eingeſehen, daß der Schaffende bei ruhigem Geſtalten ſeine Originalität gebe, die nicht erworben werden kann, ſondern vorhanden ſein muß.

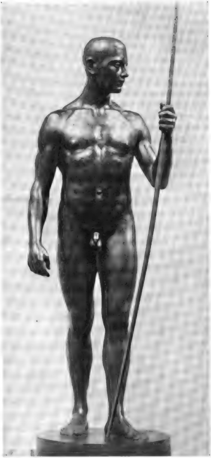
Jetzt wußte er, niemand könne etwas anderes oder mehr aus ſeinem Inneren ſchöpfen, als ſich dort findet; und er durfte wahrlich mit ſeinem Beſitz zufrieden ſein. Aus der verdrießlichen, unfruchtbaren Lage hatte den Künſtler ſeine Kunſt befreit: der Verkauf ſeiner „Streitenden Knaben“, der ihm die Mittel gab, Paris aufzuſuchen. Dabei ſehen wir wiederum, wie Lewin-Funcke ſich von der Kunſt des Landes, in dem er als Gaſt weilt, nicht beirren läßt. Ja, die ſeltſame Tatſache tritt ein, daß er ſich im Herzen Frankreichs gerade von dem Einfluß franzöſiſcher Kunſt befreit, den man in ſeinem Schaffen kurz vor dieſer Zeit vielleicht hätte entdecken können. Dagegen hat der Pariſer Aufenthalt ihm den großen Vorteil gebracht, daß er ſich hier auf ſich ſelbſt beſann.

Freilich hatte Lewin-Funcke dieſen Weg zu ſeiner Eigenart bereits in den Porträtreliefs und Porträtbüſten eingeſchlagen, die in dem Zeitraum zwiſchen ſeiner Reiſe nach Rom und der nach Paris, in den Jahren von 1895 bis 1900, entſtanden ſind. Hier findet ſich Kraft der Charakteriſtik mit Innigkeit gepaart. Jene tritt beſonders in dem Kopfe eines alten Mannes zutage, deſſen Lebensſchickſale der Bildhauer in ſeinen Geſichtszügen feſtgehalten hat. Die ſeltſame Miſchung von Feſtigkeit und abwartendem Zuſchauen, von Frömmigkeit und Klugheit iſt Lewin-Funcke vortrefflich gelungen. Ja, ſo ſehr man den ſtillen, geklärten Idealismus in den Werken des Bildhauers bewundern wird, die ſeiner letzten Epoche angehören, möchte man doch zugleich die kraftvolle Realiſtik dieſer Zeit erhalten wiſſen, deren männliche Hand mit ſcharfer Charakteriſtik Geſtalten aus dem Volksleben, wie den Alten, zur Darſtellung gebracht hat. Ihm wäre unter Lewin-



Lewin-Funcke: Mädchenkopf. (Basrelief.)

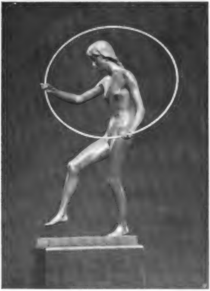
Funckes Porträtreliefs ein anderer Charakterkopf gegenüberzuſtellen, der eines italieniſchen Limonenverkäufers von unverfälſchtem Sarazenenblut. Auch hier hat der ſcharfe Blick und die ſichere Hand des Künſtlers eine durchaus originelle Perſönlichkeit geſchaffen, die doch wiederum auf einer breiten Strömung — diesmal des italieniſchen Volkslebens — herantreibt. Wirklich lebt dieſer Triebmenſch mit dem abgeplatteten Kopf, der niedrigen Stirn, der ungewöhnlich-energiſchen, gebogenen Naſe und den ſtarken Lippen trotz des Widerſpruchs der einzelnen Züge ein völlig einheitliches Leben in unſerer Vorſtellung. Dabei wird Lewin-Funcke den verſchiedenſten Naturen gerecht. In wie ſtarkem Gegenſatz zu dem Sarazenen ſteht zum Beiſpiel die Porträtbüſte des franzöſiſchen Künſtlers mit ſpaniſchem Mantel, die der Bildhauer in Paris modelliert hat! An Stelle des handelnden Naturmenſchen ſehen wir hier eine Kulturerſcheinung vor uns, eine ſtill überlegende, fein empfindende Perſönlichkeit.



Lewin-Funcke: Bogenſchütze.

Herrſcht in Lewin-Funckes Porträtbüſten gewöhnlich ein kraftvoll-männliches Element vor, ſo tritt in den Porträtreliefs öfters ein traumhaft-weibliches Sinnen zutage. Daß jedoch keine ſcharfe Grenze zu ziehen iſt, beweiſt die Büſte einer ſchönen Frau mit zartem, jugendlichem Antlitz und herberem Profil. Es iſt, als habe der Künſtler hier die träumende Schwere auf den Zügen und der Stirn eines Weibes dargeſtellt, das über ein zweites Leben nachdenkt, welches ſich in ihm leiſe zu regen beginnt Unter Lewin-Funckes Basreliefs iſt das eines häkelnden jungen Mädchens in moderner Bluſe mit ſeiner maleriſchen Verteilung von Licht und Schatten das ſchönſte. Die nahe Dämmerung ſcheint ihren Frieden vorauszuwerfen, doch erleben wir eine Ruheſtunde voll reichen Träumens. Schon der flockige Hintergrund enthält dieſe Bewegtheit in der Ruhe, einen Zweiklang, der in der leiſe angeſpannten Haltung des Mädchens, den geiſtig tätigen Geſichtszügen und den arbeitenden Händen wiederkehrt. Auch das von oben einfallende Licht auf Haar und Fingern, das Lewin-Funckes Figuren öfters eine ſtille, ernſte Weihe gibt, fügt ſich aufs glücklichſte ins Ganze — ein Genrebild, dem wiederum das Vorbild des Modells und die porträtartige Durchführung zum Vorteil gereicht hat. Weniger ſcheint das ganz flache, faſt nur hingezeichnete Basrelief eines jungen Mädchens mit nackten Schultern gelungen, deſſen libellenhafte Anmut bei der typiſch-antiken Färbung des Ganzen etwas Süßliches gewinnt.

Inzwiſchen war Lewin-Funcke als ein in ſich gefeſtigter Künſtler, der unbekümmert nur der eigenen Stimme lauſcht, aus Paris wiederum nach Berlin zurückgekehrt. Er hatte dort manches beſſer als bei uns gefunden. Beſonders ſchienen ihm die franzöſiſchen Bildhauer an Kenntnis des menſchlichen Körpers im Durchſchnitt den unſrigen überlegen, weil ihnen das Modell leichter zugänglich war. Um die deutſche Kunſt hier auf die gleiche Stufe mit der franzöſiſchen zu heben, rief Lewin-Funcke in Berlin die Ateliers für Malerei und Plaſtik mit ihrem gemeinſamen Aktſaale für Künſtler und Künſtlerinnen ins Leben. So wollte er die Vorteile, die er ſich ſelbſt im Auslande errungen, anderen an Ort und Stelle zugänglich machen. Glücklicherweiſe blieb Lewin-Funcke denn auch im Kampfe mit der Polizei, die dieſes Unternehmen verbieten wollte, Sieger. Der Segen des ſchönen und ach! ſo teuren Modells wurde jetzt auch dem Werdenden zuteil, der ſich bisher mit ſchlechten Körpern begnügen mußte. In dieſen Sälen bietet ſich ihm Gelegenheit, das Modell bald in einer ruhigen Haltung, die auf Stunden hinaus unverändert bleibt, bis ins kleinſte nachzubilden, bald wieder eine Stellung, die nur kurze Minuten währt, großzügig niederzuſchreiben. Ein friſcher Hauch wehte durch die Kunſtwelt Berlins, und treffliche Aktſtudien aus Lewin-Funckes Schülerkreiſe, die vielfach vom Staate angekauft wurden, beweiſen, wieviel unſere Plaſtik ihm als Erzieher verdankt.

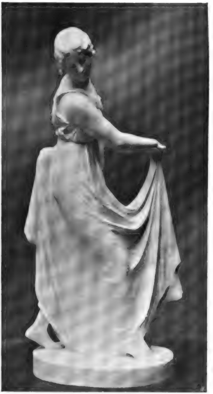


Lewin-Funcke: Reifentänzerin.

Auch in ſeinen eigenen Werken hatte ſich Lewin-Funcke mit erneutem Eifer dem Studium des nackten Körpers zugewandt, wobei alle Arbeiten, die ſeit ſeiner Rückkehr aus Paris entſtanden ſind, ein einheitliches Gepräge durchſeelter Harmonie tragen. Jetzt ſchuf er einen Bogenſchützen, der in aufrechter Haltung noch ruhig daſteht und mit den Augen ſein Ziel erſt zu wählen oder doch zu erwägen ſcheint. Denn nicht ſtürmiſche Bewegung, wie ſie Lewin-Funcke noch in ſeinen Jugendwerken wiedergab, iſt das eigentliche Feld ſeiner Begabung; weit lieber läßt er aus ſeinen Figuren eine vornehme Ruhe ſprechen. An dem Bogenſchützen macht ſich beſonders das Ebenmaß der Glieder dem Auge wohltuend geltend: das Verhältnis der breiten Bruſt zu den ſchlanken Hüften, der Wohlklang aller Teile des Körpers zu dem Ganzen und zueinander. Doch nicht dem männlichen, ſondern dem weiblichen Leibe gab Lewin-Funcke, als dem naturgemäßen Ausdrucksmittel ſeines Seelenlebens, faſt ausſchließlich den Vorzug, wie ja faſt jeder Plaſtiker nur auf einem dieſer beiden Gebiete ſein Eigenſtes leiſtet. Immer wieder kehrt der ſchlanke Mädchenleib in ſeiner Kunſt wieder, deſſen Auffaſſung aber die völlige Unabhängigkeit des Bildhauers von franzöſiſchem Weſen und ſeinen echt deutſchen Grundton hervortreten läßt, zu dem er ſich, wie erwähnt, gerade in Paris hindurchrang.

Digitized by Google

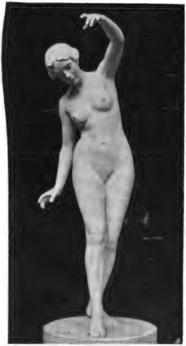
Wohl könnte man ſagen, daß Lewin-Funcke, ähnlich wie Rodin, die ſtarre Plaſtik zum Ausdruck tiefſten Innenlebens durchſeelt, geſchmeidig gemacht und verinnerlicht hat; aber niemand wird ſich durch den Anblick ſeiner Werke an die Rodins erinnert fühlen. Bei dem Pariſer Meiſter ein ſpontanes Zufaſſen und eine Schlanknervigkeit, die ihn das weiteſte Gebiet umſpannen läßt; bei dem deutſchen Verſonnenheit und ein Klang, wie von dem Volksliede herwehend. Dort raſſige Bewegtheit; hier Ruhe, durchwoben von der Melodie reichen Träumens und Lebens. Mit halbgeſchloſſenen Lidern ſcheinen Lewin-Funckes knoſpenhafte Mädchengeſtalten, die uns an die ſchlanken Weſen auf Ludwig von Hofmanns Gemälden erinnern, einem inneren Singen zu lauſchen. Die Erdenſchwere iſt ihnen genommen, und eine zarte Vorfrühlingsſtimmung umhaucht ihre Körper, die im Glanze träumender Reinheit leuchten.


Lewin-Funcke: Reigentänzerin.

Da dem Weſen dieſes Bildhauers ein muſikaliſcher Zug anhaftet, mußte es ihm naheliegen, den Tanz — die im Körper des Menſchen Geſtalt gewordene Muſik — zum Vorwurf ſeiner Kunſt zu wählen. Wirklich hat er ihn auch in der verſchiedenſten Weiſe zum Ausdruck gebracht. Zunächſt in genrebildlichen, ſeiner idylliſch-harmoniſchen Veranlagung entſprechenden Arbeiten, wie wir ſie auf der Abbildung von Lewin-Funckes Atelier erblicken. Ein nacktes, kindlich-junges Mädchen ſchlingt mit einem kleinen Knaben den Reihen, wobei ſie einer Nymphe, der Kleine einem täppiſchen Faun gleicht, nur daß das mythologiſche Element glücklich vermieden iſt. Dagegen blieb der Humor hier wie in einer anderen Genregruppe des Bildhauers erhalten, in der dasſelbe Mädchen den ſich wehrenden Knaben offenbar ins Waſſer zum Bade ziehen will.

Noch einmal ſehen wir dies gleiche Modell auf einer nur wenig größeren Arbeit Lewin-Funckes wieder. Sie zeigt uns die kindlich-mädchenhafte Erſcheinung als Reifentänzerin, die im Begriff ſteht, in Lieblichkeit hingegeben durch ihren geſchwungenen Reifen rhythmiſch-melodiös zu ſchreiten. Von kerniger und zugleich zarteſter Schönheit iſt die knoſpenhafte Knappheit der Glieder und die Taufriſche der erſten Jugend, die niemand beſſer als Lewin-Funcke darſtellen kann.

Ähnliches läßt ſich von der Tänzerin im antiken Faltengewande ſagen, nur daß hier der reifer erblühende Körper einen weicheren und volleren lyriſchen Klang ergibt, den das gehobene weite Kleid vervollkommnet. Wie faſt allen ſeinen Geſtalten verleiht der Bildhauer auch dieſer die ſtille, ſich dem Frauenkopfe anſchmiegende und in der Mitte geſcheitelte Haartracht, die gewöhnlich in einem bald höher, bald tiefer liegenden Kno-



Lewin-Funcke: Tänzerin.

ten endigt. Harmoniſch ſetzt ſich der edle Rhythmus der tanzenden Füße, des Kopfes, des Armes, der zarten Nacken- und Bruſtlinien in den ſchlichten Falten des Gewandes fort, das ſchon äußerlich Lewin-Funckes Zuſammenhang mit der Antike betont.

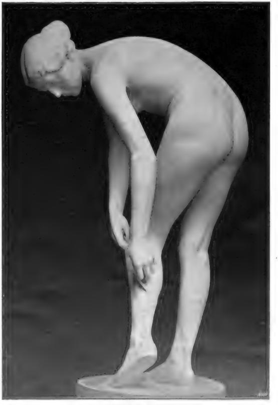
Noch ſchlichter hat er das Motiv des Tanzes in ſeiner lebensgroßen „Tänzerin“ zum Ausdruck gebracht, deren Körper von einer vollendeten Schönheit und Weichheit iſt. Abgeſehen von Max Klinger, deſſen „Badende“ z. B. einen gleichen Hauch warmen Lebens ausſtrömt, wüßte ich kaum einen Bildhauer, der das Atmen des Körpers ähnlich wie Lewin-Funcke darzuſtellen vermöchte: junge Brüſte, die ſich zu heben ſcheinen, einen Leib, der bei leiſeſter Berührung erbebt, und Knie, welche die Bewegung der Oberſchenkel und der Wade zart gliedern. So ſchickt ſich die Tänzerin an, indem ſie die Hände balancierend nach oben und unten wiegt, wobei ihre Linke einem flatternden Schmetterling gleicht, im rhythmiſchen Tanze der Stimme ihres Inneren zu folgen. Nur ganz wenig merkt man dieſem Werke noch das Suchen des Künſtlers nach dem plaſtiſchen Ruhepunkt an, der ſich ihm nicht von vornherein willig gegeben zu haben ſcheint.

Dieſer Glücksfall trat bei Lewin-Funckes wohl vollendetſter Marmorſchöpfung „Am Quell“ ein, die ſich in der Berliner Nationalgalerie befindet. Am Lebensquell! Welche tiefe, dichteriſche Auffaſſung liegt dieſem Werke zugrunde, tritt jedoch mit rein plaſtiſchen Ausdrucksmitteln in Erſcheinung! Wie glücklich iſt ſchon der Zweiklang der ſtrengen, faſt quadratiſchen Marmorwand als Hintergrund und der im Profil geſehenen, ſchöpfenden Mädchengeſtalt davor, die wie ein ſchlanker Bogen der Sehnſucht über die Diagonale der Wand geſpannt erſcheint! Eine neue zarte Krümmung bildet der Rücken des atmenden Mädchenkörpers, während ſich in der Mitte des Leibes eine Falte wie eine Cäſur ſchließt und unter dem Oberarme die junge Bruſt ſichtbar wird. Von gleicher lautloſer Harmonie ſind auch die Überſchneidungen der Nacken- und Rückenlinien und die übrigen Körperformen. Lebensandacht ſpricht aus dem Antlitz und der Haltung der zur Höhlung gerundeten ſchöpfenden Hände, und die Sehnſucht regt ihre Schwingen in den ſchlanken Gliedern bis herab zu den jungen Füßen. Zugleich geht von dieſer Schöpfung eine impreſſioniſtiſche Wirkung im beſten Sinne des Wortes aus, wie ſie uns anderſeits über Lewin-Funckes Verhältnis zur Antike den reinſten Aufſchluß gibt. Der Gedanke an die Plaſtik der Griechen wird unabweisbar, da nur ſie die gleiche Schlichtheit und Schönheit kennt, und einen antiken Lebensſpruch glauben wir unter dem Marmorwerk zu leſen. Zugleich erinnert es uns aber als Kind unſerer Zeit an die Anmut eines im Frühlingswinde erbebenden Birkenzweiges.

Auf gleicher hoher Stufe künſtleriſcher Vollendung ſteht Lewin-Funckes jüngſtes Werk, die gleichfalls lebensgroße „Sandalenbinderin“. Ja, vom Standpunkt der Plaſtik betrachtet übertrifft dieſe vielſtimmigere und doch einheitlich geſchloſſene Kompoſition mit ihrem zarten, innig-reichen Linienfluß und der Harmonie, die auf den Beſchauer von ihr überſtrömt, alle früheren Schöpfungen des Bildhauers, während „Am Quell“ wiederum eine größere impreſſioniſtiſche Friſche beſitzt. Wir haben in der „Sandalenbinderin“ eine Sinfonie ohne Diſſonanz vor uns; eine ätheriſch-klare Luft weht, und das Auge ſchwebt immer wieder koſend über dieſe ausgeglichenen Linien. Von allen Seiten gewährt das Werk das Wohlbehagen eines edlen Anblicks, während die Wirkung von Lewin-Funckes Marmorſchöpfung „Am Quell“ im Grunde eine reliefartige blieb. Es iſt, als träten hier und dort aus der Tiefe der Künſtlerſeele Melodien hervor, die in ihr, gleich den Quellen im Waldesboden, verborgen waren, um jetzt ihr reines, blinkendes Netz zum See zu vereinigen, in deſſen Spiegel ſich die Natur träumend beſchaut.

Und wieder erkennen wir den muſikaliſchen Zug in dieſer Plaſtik, als ginge ein Summen und Tönen von den Geſtalten aus, gleich dem Beben einer alten Geige. Wie fern liegt dieſem Künſtler jedes Verblüffenwollen, die Aufdringlichkeit, ſei es bei der Wahl ſeines Vorwurfs oder der Durchführung, und die Flüchtigkeit, die auf Genialität Anſpruch erhebt, in Wirklichkeit aber aus der Armut geboren iſt, welcher die „Fülle der Geſichte“ und die Liebe zum Leben auch in ſeinen ſchlichten Offenbarungen fehlen! Allem, was Lewin-Funcke geſtaltet, hat er die Tore ſeiner Phantaſie und ſeines Herzens weit geöffnet. Hier wurden ſie ſein Gaſt, ſein Freund, ſeine Liebe und begleiteten ihn ein Stück ſeines Lebens, ſich von ſeinem Geiſte und ſeinem Blute nährend und ſo ſtändig wachſend. Da iſt keine Form, keine Linie, auf die ſich nicht ſein Blick immer wieder gelenkt hätte, wie die Sonne auf die Pflanze. Als hätte er von den altdeutſchen Meiſtern den Fleiß und die Gewiſſenhaftigkeit ererbt.

Freilich, Lewin-Funcke gehört nicht zu den Künſtlern, die ihr Ringen, wenn es noch von keinem vollen Siege gekrönt iſt, in ihr Werk legen, ſo daß es dem Beſchauer entgegenſpringt und ihn in den Kampf hineinreißt. Er hat dieſen Erdenreſt getilgt, und

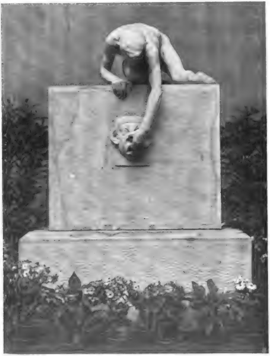


Lewin-Funcke: Die Sandalenbinderin.

als ſtände er über den Wolken, geſtaltet er den Sieg der Kunſt, die in ſich ſelbſt friedevoll ruht. Will er uns deshalb in manchen Augenblicken zu harmoniſch und geſchloſſen erſcheinen, ſo beweiſt ein Blick z. B. auf ſeinen „Brunnen“, der mit außergewöhnlicher Friſche ausgeführt iſt, daß ihn ſchon ſein Humor und ſeine kernige Natur vor dem Hinſinken in Träumerei, ſteife Stille und weiche Süße bewahren werden. Das dichteriſche Element, das ſich in ſeiner erſten Zeit mit novelliſtiſchem Beigeſchmack geltend machte, iſt jetzt der Plaſtik völlig untertan. Die genaue Kenntnis des Menſchenkörpers aber erſcheint bei Lewin-Funcke ſo ſelbſtverſtändlich, daß man ſie kaum erwähnt.

Wohl umſpannt die Plaſtik dieſes Künſtlers kein umfangreiches Gebiet. Dafür beſitzt Lewin-Funcke neben einer quellenfriſchen Klarheit und ungetrübten Reinheit, wie man ſie nur ſelten findet, die wichtigſte Gabe des Schaffenden, die Liebe. Mit ihr hat er ſeine Welt aufs innigſte durchſeelt und durchwärmt, wodurch ſeine Werke wirklich Geiſt von ſeinem Geiſte geworden ſind. So kann man die Worte, in denen Goethe das tiefſte Weſen des Hans Sachs ſchildert, auch auf ihn anwenden:

> Er hätt' ein Auge treu und klug
> Und wär' auch liebevoll genug,
> Zu ſchauen manches klar und rein
> Und wieder alles zu machen ſein.



Lewin-Funcke: Brunnen.

Digitized by Google

Vittoria Colonna

Ein Studienblatt

von

Helene Simon

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Vittoria Colonna, welcher Wohllaut in dieſem Namen! Welche Fülle der Erſcheinungen ruft er wach: ſtolze Herrenſitze, wunderſame Gärten, meer- und himmelumblaute Inſeln, alle ernſt-heroiſche und alle lachende Glut und Pracht des Südens, wie ſie über dem Ringen einer zugleich herrlichen und furchtbaren Zeit leuchtet.

Zwiſchen 1490 und 1557 verläuft Vittorias Leben. Italien beſteht um dieſe Zeit aus Tyrannenſtaaten und Stadtrepubliken. Das Papſttum, nicht ſtark genug, die ſtreitenden Mächte zu unterjochen, vernichtet doch den Gedanken ihrer Einigung, der ſchwermütig über vielzüngigem Intrigenſpiel ſchwebt. Franzöſiſche, ſpaniſche und deutſche Herrſcher, von den hadernden Italienern ins Land gerufen, ſuchen bald hier bald dort ſelbſt Fuß zu faſſen.

In dieſer Zerſplitterung, dem Kampf aller gegen alle, wo die Stärke des einzelnen jede Ruchloſigkeit, jeden Sieg und jeden Glanz ermöglicht, entwickelt ſich die Perſönlichkeit. „Schrankenlos ſpezialiſieren ſich tauſend einzelne Geſichter.“ Das Gute und Böſe wächſt ins Rieſenhafte. Die Religion wird Mittel, zu den höchſten weltlichen Ehren und Genüſſen trägt ſie empor. Und aus dieſer Tauſendfältigkeit ragen Geſtalten von einer Ganzheit des Handelns oder des Schaffens, daß die Menſchheitsgeſchichte durch ſie eine neue Prägung erfährt.

Allein Zeiten, in denen jede innere und äußere Geſetzmäßigkeit der Willkür weicht, Leidenſchaften ungebremſt aufeinander prallen, geniale Frevler und begeiſterte Rächer die Maſſen bald durch die Gewalt des Schwertes, bald durch die Gewalt des Wortes an ſich feſſeln, können nicht Dauer haben. Die Epoche, die in Bildnerkraft unerſchöpflich ſchien, trug den Keim des Untergangs in ſich. Ein päpſtlicher Thron, auf dem ein Borgia ſeine Orgien gefeiert hatte, war in den Grundfeſten ſeiner Weltherrſchaft zernagt. Den Geburten und Ausgeburten der Phantaſie, der Genußſucht und dem betäubenden Weihrauchduft des Katholizismus trat in Savonarola die Forderung der Menſchenrechte und der Menſchlichkeit, in Martin Luther die Forderung des ordnenden und erhaltenden Menſchenverſtandes entgegen.

Inmitten dieſer Höhen und Abgründe, in der Umwelt von Päpſten, Kaiſern, königlichen Kriegern und der Fürſten im Reiche des Geiſtes und der Kunſt lebte Vittori Keine Regung der Zeit blieb ihr fern. Ihre Geburt fällt in die Herrſchaft der Borgia. Es folgt jenes leuchtende Jahrzehnt, in welchem Julius II. Bramante, Michelangelo und Raffael an Rom feſſelt, bis die Renaiſſance, an ihren Wendepunkt gelangt, von der Hand ihres größten Sohnes die Krönung in der weittragenden Peterskuppel erhält, heidniſch heiteres Trachten ſich noch zu behaupten ſucht, während die Reformation bereits die Seelen aufwühlt.

Vittoria iſt eine Renaiſſancenatur nur in der Richtung der univerſellen Perſönlichkeit. Ihrer ganzen Weſenheit nach weiſt ſie in die kommende Generation, „in Tage, welche auf alle zuſammen eine ſchwere Schickſalslaſt wälzten,“ in Tage, die ihre Prägung nicht mehr von der Wiedergeburt der Antike in ihrer Verſchmelzung mit dem italieniſchen Volkscharakter und religiöſem Fatalismus erhielten, ſondern von dem Streben nach Erneuerung und Vertiefung der Religion. Nicht länger erſcheint als eigentlicher Sinn des Daſeins der Menſch in ſchwindelnder Höhe der Selbſtbehauptung, ſondern die Menſchheit und ihre Erlöſung durch den Glauben.

Man hat Vittoria Italiens größte Dichterin genannt. Ihre Büſte thront im Konſervatorenpalaſt zwiſchen Dante und Petrarca, Arioſt und Taſſo. Doch dieſe Würdigung halte ich für einen Glückspreis. Der Angehörigen vornehmer, kriegsſtolzer Adelsgeſchlechter gilt er mehr als dem Können der Vittoria. Nicht ihr Lied, ſondern ihr Sein bannt uns: ihre Perſönlichkeit, ſtark und treu, rein und traurig, wie ſie ſich abhebt von einem in Gold und Blut getauchten Hintergrund. Ihres Geiſtes herrlichſte Geſtalten, ſagt Michelangelo in einem ſeiner Sonette, ſeien in den ſeinigen getreten und hätten dort Leben gewonnen. Als ſie ſtirbt, iſt er lange wie von Sinnen. Noch nach drei Jahren klagt er: „Der Tod hat mir einen großen Freund geraubt."

Wer in Florenz vor den Mediceergräbern weilte, in Rom zu der Decke der Sixtina aufſchaute, der empfindet andächtigen Dank für die Frau, die Licht und Wärme dem dunklen Leben eines der Gewaltigſten und Einſamſten aller Zeiten brachte; ihm, der an der Neige ſeines Künſtlerwallens angelangt zu ſein ſchien, die letzte kräftige Anregung zu neuem Schaffen gab. Dies iſt Vittorias Ruhm und ihre Unſterblichkeit. Dies, was uns mit einer Spannung gegenüber ihrer Weſenheit erfüllt, die ihre Dichtung nimmer auslöſen würde.

Wie war die Frau in Erſcheinung und Art, die eines Michelangelos Geiſt und Seele ſo innig nahe trat?

An Kunde über ſie fehlt es nicht. Wo immer man nach Michelangelo forſcht, iſt auch Vittorias gedacht. Trotzdem haben die ſpäteren Italiener ſie lange vernachläſſigt. Dem Ausländer Alfred von Reumont war es vorbehalten, ſie in einer Lebensbeſchreibung, die ſtofflich wohl alles Entſcheidende zuſammenfaßt, der Vergeſſenheit zu entziehen. Jede Vollkommenheit ſpricht er ihr zu. Ja, er zweifelt, ob die Wechſelbeziehung zwiſchen Michelangelo und Vittoria für ſie oder für ihn bedeutungsvoller geweſen ſei. Worüber mir nun kein Zweifel möglich erſcheint.

Dem Andenken Reumonts iſt auch eine 1889 erſchienene Sammlung von Briefen der Vittoria gewidmet, die manche ſeiner Ausführungen erhellt und bekräftigt, neue Geſichtspunkte indes nicht bringt. Auch an dieſer Stelle ſind nur Betrachtungen verzeichnet, die mehr als der Colonna dichteriſche ihre ſoziale Perſönlichkeit, mehr als ihre Eigenart deren Bedeutung für den größten Genius der Zeit wachrief.

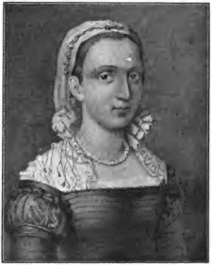
Vittorias Vater, ihre Onkel, ihr Bruder und ihr Gatte ſind Krieger, die mit wechſelndem Glück und Anſehen ihre Schlachten ſchlagen. Die Colonnas, ein ungetreues Geſchlecht, das zäh den eigenen Vorteil ſucht, kämpfen bald für, bald gegen den Papſt, bald untereinander. Von den Franzoſen geht Vittorias Vater zu den Spaniern über. Um ihn an dieſe zu feſſeln, wird ſeiner fünfjährigen Tochter der wenig ältere Ferrante Francesco d'Avalos, Marcheſe di Pescara, ſpaniſcher Herkunft und in ſpaniſchen Traditionen aufwachſend, verlobt und als Feldherr Karls V. der Neunzehnjährigen vermählt. Nach kurzem Zuſammenleben zieht Pescara dauernd in den Krieg.

Früh verliert Vittoria ihre Eltern. Mit fünfunddreißig Jahren iſt ſie Witwe. Pescara ſtirbt 1525 fern von ihr an den Folgen der in der ſieggekrönten Schlacht bei Pavia empfangenen Wunden.

Das Urteil der Geſchichte über ſeine Feldherrntreue ſchwankt. Vielleicht hat er mit dem Gedanken geſpielt, den Kaiſer um den Preis des neapolitaniſchen Königsthrones zu verraten; mit der Tat blieb er Spanien, das ihm ſeine Dienſte mager vergalt, treu. Eine unbeſtrittene Schuld laſtet dagegen auf den Colonneſen: die grauſame und barbariſche Plünderung Roms durch die Spanier, denen ſie gegen den Papſt und ſeine Liga mit Frankreich, Mailand, Venedig und Florenz verbündet waren. Gleichzeitig mußte Vittoria, die dem Papſt naheſtand, mit jeder Herzensfaſer Römerin war, erleben, daß der das Ligaheer befehligende Herzog von Urbino, ihr Vetter mütterlicherſeits, den Papſt im Stich ließ und tatenlos dem Schrecknis zuſah.

Der Kampf der Colonneſen endete zu ihren Ungunſten. Vittorias letzter naher Blutsverwandter, ihr Bruder Ascanio, zerrüttete das Vermögen der Familie und ſtarb als Gefangener. Auch einen Pflegling, dem die kinderloſe Frau in mütterlicher Liebe zugetan war, deſſen Seele ſie zu prägen, deſſen Gewalttätigkeit ſie zu ſänftigen geſucht hatte, ſah ſie ins Grab ſinken. Sah die religiöſe Reformbewegung, für die ſie lebte, ſcheitern, deren Wortführer, die ihre Freunde waren, verfolgt und verbannt. Sie ſelbſt der Ketzerei verdächtigt, ward von einer übermächtigen Gewalt zum Schweigen, ja zum leiſen Widerruf verurteilt. Nur der Glaube, die Freundſchaft und die Arbeit harrten bei ihr aus.

Trotz der leidensvollen Schickſale, die gleich erſchütternd in das private Sein und in die Kreiſe der Weltbürgerin eingreifen, war das Leben Vittorias für die Entfaltung der Perſönlichkeit fruchtbar. Väterlicher- und mütterlicherſeits ein Sprößling der reichſten und vornehmſten, auch geiſtig regſamen Geſchlechter Italiens, erhält ſie eine allſeitige Ausbildung. Nichts hemmt ihre Entwickelung. Mit den erſten Männern und Frauen der Zeit in Berührung, iſt ſie den Beſten unter ihnen durch auserleſene Freundſchaft und regen Gedankentauſch verknüpft. Im Brennpunkt des öffentlichen Lebens ſtehend hört ſie ganz nahe den Pulsſchlag der Geſchichte, ja, knüpft mit an ihren Fäden.



Vittoria Colonna. Nach dem Ölgemälde von Girolamo Muziano (?, 1550) in der Galleria Colonna zu Rom.

Unter wechſelnden Landſchaftsbildern verbringt ſie ihre Jugend, teils in Roms Umgebung, teils auf den zauberiſchen Schlöſſern in und um Neapel. Ihr Gatte, ſorgfältig und in dem Bildungskreis der italieniſchen Renaiſſance erzogen, nicht nur als Feldherr, ſondern auch als Menſch bedeutend, iſt von hoher ritterlicher Kultur. Dem Geiſte der jungen Frau war gewährt, was einem Sterblichen gewährt werden kann. Aber auch ihrem Herzen? War Vittoria auch nur in den erſten kurzen Monaten der Vereinigung mit Pescara glücklich? Schwerlich war viel Gemeinſames zwiſchen dem ruheloſen, von kriegeriſchem Ehrgeiz verzehrten Trachten des Pescara und der tiefen Innerlichkeit, die bei Vittoria früh zutage trat. Klagt ſie doch in einem ihrer früheſten Gedichte:

> Du lebteſt froh, durch das Geſchick geſtählt,
> Und wenn du deines friſchen Lorbeers denkſt,
> Erwägſt du nicht, wie deine Lieb' mir fehlt.

Es iſt fraglich, ob ſie ihn verſtanden hat. Fraglicher, ob er ihr Verſtehen wünſchte. Ich glaube nicht, daß in dem Spanier ein Hauch von Leidenſchaft für die ihrem Vaterlande heiß anhängende Colonna war. Wahrſcheinlich glitten ſie aneinander vorbei: er wunſchlos und innerlich gleichgültig ihrer jungen frommen Ungewecktheit gegenüber, ſie in verſchwiegenem Wünſchen und in nie geſtillter Sehnſucht, die ihr, als er dahingegangen war, ſein Bild verklärte.

Mit antikem Heldenmut ſah ſie ihn in Krieg und Schlacht und Tod ziehen. „Il mio bel sole“ nennt ſie ihn in ihren Totenklagen. Als eine ſchöne, ferne, kalte Winterſonne mag er ihr auch in den Jahren ihrer Ehe erſchienen ſein. Und es iſt, als ob die Frau, welche die Hochflut der Weltgeſchichte umbrandete, in ihrem innerſten Weibdaſein nie aufgewacht wäre.

So mag es ſich erklären, daß Vittoria umfaſſender als ſoziale Perſönlichkeit iſt denn als Dichterin.

Nur wenig Saiten hat ihre Leier. Trotzdem ſind ihre eintönigen Geſänge von ſeltſam ſtillem Liebreiz. Wie das Fallen der Blätter an einem leicht bewegten Herbſttage.

Digitized by Google

Im Geſchmack der Zeit und in Anlehnung an Petrarca meiſt in Sonettform gegoſſen, haben ſie doch Eigenart als Ausdruck eines großzügig ſtarken Charakters, der eine wehe, warme Seele „von der Gewalt, die alle Menſchen bindet“, befreit haben mag:

Ich ſchreibe nur aus tiefſtem Herzensdrange;
Mein Weh zu lindern, quellen Lied und Zähren,
Nicht meines Lebens Sonne zu verklären,
Die noch fortglänzt nach ihrem Untergange.

Ich muß in meiner Trauer heiligem Zwange
Des Toten Ruhm vermindern, nicht vermehren,
Denn ſonſt würd' ich bewährten Stimmen wehren,
Zu rühmen ihn mit vollem Ruhmesklange.

Mein reiner Glaube und mein großer Schmerz
Sei mir Entſchuld'gung, daß mein glühend Herz
Nicht durch Vernunft noch Zeit zur Ruh' zu bringen.

Von bitt'ren Tränen, nicht von ſüßem Klang,
Von dumpfen Seufzern und von Überſchwang
Der Wehmut wird mein kunſtlos Lied erklingen.

⁂

Welch ruhiges Meer mit himmelklaren Wellen
Hat wohlbewahrt mein Fahrzeug ſchon durchzogen!
Mit reicher, edler Laſt geſchmückt die Wogen,
Umhaucht von reinen Lüften, ſonnighellen.

Doch nun verbergen ſich die milden Quellen
Des Lichtes am getrübten Himmelsbogen;
Das Glück, ſo hold einſt meiner Fahrt gewogen,
Dräut jetzt im Zorn, mein Fahrzeug zu zerſchellen.

Grauſam und wandelbar in ſeinem Walten,
Sucht's alle ſeine Schrecken zu entfalten
In Blitz und Hagel, Sturm und Flutgetriebe.

Doch mag es ringsum praſſeln, ſtürmen, toben:
Mein treues Herz ſieht durch das Dunkel oben
Unwandelbar noch ſeinen Stern der Liebe.

Vittorias Lyrik iſt immer Andacht. Und der Unterſchied zwiſchen ihren Liebesliedern und den meiſten ihrer „Rime sacre e morali“ erſcheint mir blaß. Indes eignet den letzten auch ein kulturhiſtoriſches Intereſſe. Sie atmen zum Teil den Einfluß der kirchlichen Reformbewegung:

Vom Himmel hör' ich ſchon Poſaunen tönen,
Die Götzendiener rufend zum Gerichte,
Die nur dem Gaumen und der Wolluſt frönen.

Auch ſind ihre religiöſen Gedichte, obwohl Vittoria zeitweilig ein Kloſterleben führte, ohne alle Weihrauchſchwüle der Nonnenpoeſien. Kein Rückſchlag der Askeſe ſpricht aus ihnen, ſondern die Überzeugtheit einer in Leiden und Mitleiden über das eigene Wollen in Wahrheit hinaufgehobenen Perſönlichkeit. „Nachdem ſie gedichtet, um das Leid des Herzens auszuklagen, ſtrebte ſie mehr und mehr nach dem Frieden, den die Welt nicht geben kann.“

Durchleuchtet mich im dunklen Weltgetriebe
Das Lebenslicht geklärter Hoffnung wieder,
Sprengt ſie das ſtarre Eis, das Herz und Glieder
Bedrückt, daß es zergehe und zerſtiebe.

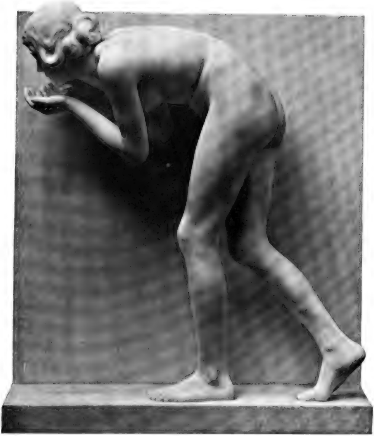
O daß dies Gnadenlicht mir immer bliebe!
Es zieht der Sünde dunklen Mantel nieder,
Im weißen Kleid fühl' ich die Reinheit wieder
Der erſten Unſchuld und der erſten Liebe.

Und ſuch' ich ſorgſam auch den Strahl von oben
Mit ſicherm Schlüſſel in mir zu verſchließen:
Er weilt nicht bei unwürdigen Gedanken. —

Bald flüchtig hat er wieder ſich erhoben.
Ich bete, während bitt're Tränen fließen:
Komm wieder, laß mich nicht im Dunkeln ſchwanken!

Vittorias ſoziale Bedeutung laſſen ihre Lieder, von denen hier nach den Überſetzungen Friedrich Bodenſtedts einige Proben gegeben ſind, nur ahnen. Deutlicher ſpiegelt ſie ſich in zahlreichen Briefen, die ſie mit hochſtehenden Zeitgenoſſen wechſelte. Formal verſagt hier die Meiſterin des Sonetts völlig. Selbſt ihre wärmſten Bewunderer beſtreiten nicht, daß ſie, wo ſie ſich ungezwungen gibt, ſchreibe „wie die Frau eines Faktors. — Ihre beſten Briefe zeigen die Spur der Sekretäre und Herausgeber, ihr Stil, wenn er ſorgfältig iſt, leidet an den Mängeln der Epiſtolographie der Cinquecentiſten, ohne die reiche und korrekte Form der Beſten darunter.“

Noch in einem anderen Sinne tragen Vittorias Briefe den Stempel einer Zeit, die ſich in gegenſeitiger floskelhaft kritikloſer Huldigung nicht genug tun kann. Wie für den ſcheuſäligen Aretino, ſo hat die fromme, vaterlandsliebende Frau auch für den Verderber Roms, ihren Verwandten Pompeo Colonna, und andere höchſt weltliche Kardinäle übermäßiges Lob. Und es fehlt auch nicht an Äußerungen, die ihre Geſinnung, wenn nicht verleugnen, ſo doch verſchleiern. Im einen und anderen teilt ſie das Schickſal Größerer. Hieß doch in jener Periode der Giftpulver und des Meuchelmordes, wo Freiheit und Leben ſtets auf der Meſſerſcheide ſtanden, ein letzter Wagemut Selbſtaufgabe. Jenſeits dieſer Grenze zeigt Vittorias Proſa Kühnheit des Denkens und des Handelns und alle Merkmale einer ſtarken und reſtlos vornehmen Natur. Und



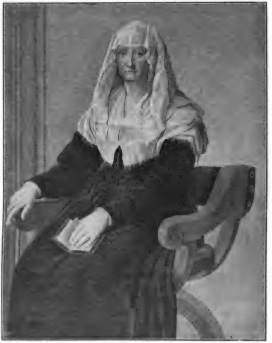
Arthur Lewin-Funcke: Am Quell.

Zu Anwand: Arthur Lewin-Funcke.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

dieſe Spiegelbilder erläutern nur umfaſſendere Urkunden, die Vittoria als eine der früheſten und edelſten Vorläuferinnen ſozialen Frauenwirkens zeigen.



Vittoria Colonna als Matrone.
Nach dem Gemälde von Michelangelo Buonarroti.

Als junge Feldherrntochter und -gattin hat ſie wohl den Traum eines einigen Italiens mitgeträumt. Nichts Genaues iſt darüber bekannt. Nur ahnen läßt ſich der Zwieſpalt, an dem ſie geblutet, als dieſer Traum ſich in der „Verſuchung des Pescara“ zu verweſentlichen ſchien. Als die Colonna die Frage des Verrats an Karl V. und die Befreiung Italiens von der ſpaniſchen Herrſchaft, über welche die Öffentlichkeit raunte, in ſich abwog. Die beſte Tochter Italiens, ſagt ein italieniſcher Geſchichtſchreiber, hielt ihren Gemahl davon ab, das italieniſche Banner aufzupflanzen. Sie nannte das Verrat, und es war Verrat, denn Pescara hatte ſich an Karl V. verkauft.

Wie ſie in ihrem perſönlichen Leben mehr und mehr über das Erdenweſen und Wollen hinauswuchs, ſo auch als ſoziale Perſönlichkeit. An die Stelle eines einigen Italiens trat die Idee eines einigen Gottesreiches, einer Befreiung der Seelen von den Fußangeln und Fallſtricken der irdiſch und unkeuſch gewordenen Prieſterherrſchaft. Zu allen führenden Geiſtern der Reformbewegung ſteht Vittoria in unmittelbarer Beziehung. Mehr beeinflußt als beeinfluſſend, bildet ſie doch den Mittelpunkt gegenſeitiger Befruchtung und Anregung. Mit rückhaltloſem Mut ſchützt ſie die Kapuziner, die ſich in ihrer Lebensweiſe den Reformideen nähern. Und neben ihrer öffentlichen Betätigung geht ein tauſendfältiges Wirken ſtiller Nächſtenliebe, ſtreut eine nie verſagende, leidenlindernde Hand heimliche Wohltaten.

Allein noch iſt der Gipfel ihres Seins und ihrer Bedeutung nicht erklommen. Man braucht nicht Nietzſches Idee vom Weltzweck anzuhängen, um einen Michelangelo als Höhepunkt der Zeit und das Beſonnen ſeiner Bahn als wertvollſte Tat der am Rocken der Geſchehniſſe mitſpinnenden Frau zu erachten. Denn hier iſt ſie einzigartig, unerſetzlich. Hier, obwohl Planet, ganz originale ſpendende Kraft.

Es iſt um 1535. Auf der Höhe ihres Einfluſſes erblicken wir die in der Schule des Leidens geklärte Marcheſa in ihrem Palaſte zu Rom. Dort trifft ſich die in Neapel gebildete Reformgemeinde und trägt die Erwartung einer freieren Geiſtigkeit in das Herz des Kirchenſtaates. Wen die religiöſen Intereſſen nicht an Vittoria verweiſen, den lockt ihr Geiſt und ihre Liebenswürdigkeit in ihren Bannkreis oder zieht ihre mächtige Fürſprache an. Wird ſie doch vom Papſte mit hohen Ehren empfangen, von Karl V., an deſſen Weltherrſchaft ſie überſchwengliche Hoffnungen für den Sieg des Kreuzes und des Friedens knüpft, aufgeſucht.

Michelangelo ſteht hoch, aber in Gletſchereinſamkeit, die nur die Farben ſeiner Palette überglühen, die nur vom Klange ſeines gigantiſchen Meißels widertönt. Zu ſeinen Kunſtviſionen und ihrem Erleben gehört meines Erachtens auch ſeine bewundernde Zuneigung für einen jungen, ſchönen, der Kunſt ergebenen Römer. Kurz vor der entſcheidenden Begegnung mit Vittoria begann dieſe Beziehung und dauerte trotz derſelben fort.

Michelangelo war häßlich — nicht edel, nicht erhaben häßlich wie Beethoven. Quälend, vergrämt wirkt ſein faltiges Antlitz. Und in der Tat, um tauſend kleine Kümmerniſſe hat er ſich ſtets mühen müſſen, er, der nie die ſchützende Hand von einer törichten und begehrlichen Familie ließ — nie empfangen, im großen und geringen immer nur gegeben hatte. Nur Kreaturen waren um den Genius, deſſen letzte Hingabe dem Überirdiſchen und ſeiner bildlichen Darſtellung gehörte.

Keiner war je zu ſeinem Gemüte, zu ſeines Geiſtes Sehnen und Sinnen vorgedrungen. Da rührt eine edle Frauenhand an ſeine Starre, ſenkt ein ſanftes Frauenauge den Blick in die Nacht ſeines Herzens. Ungeahnte Quellen löſen ſich. Tauſend Bitterniſſe hinwegſchwemmend, fluten ſie warm und fruchtbringend über vereiſtes Land.

War dies Liebe oder Freundſchaft?

Die Geſchichte gibt keine beſtimmte Auskunft. Und man ſucht aus Erſcheinung und Lebensbahn zu mutmaßen, was ſich tatſächlich nicht greifen läßt. Unwillkürlich denkt man trotz des Altersunterſchiedes an Goethe und Frau von Stein, an Wagner und Mathilde Weſendonk.

Aber Vittoria war Witwe. Auch Michelangelo ſtand allein. Beide innerlich einſam. Beide unglücklich. Iſt es Vittorias Treue zu Pescara, die Erinnerung an ſeine heldenhafte Schönheit, welche die Leidenſchaft niederzwingt? Iſt der Stolz der Colonna ſo groß, daß er eine Verbindung mit dem Bildhauer ausſchließt, der Sittenbegriff der frommen Frau ſo ſtreng, daß er die Hingabe ohne die Form der Ehe unmöglich macht? Oder waren Michelangelo und Vittoria jenſeits der Jahre, in denen Leidenſchaft die Schranken des Standes oder der Sitte zu ſprengen vermag?

Er iſt einundſechzig, ſie vierundvierzig Jahre, als ihre Schiffe ſich begegnen. Aber Michelangelo iſt ein Genie, und Vittoria eine jener Frauen, deren Seelenmacht der Jahre zu ſpotten ſcheint. Nie erblicken wir ſie lebensvoller, iſt ſie mehr auf der Höhe ihres Seins als in den fünf Jahren, die ſie Michelangelo nah und näher bringen. Und doch gewinnt man nicht den Eindruck, als habe er ſie mit der Liebe des Mannes zum Weibe geliebt.

Wie ſpielend ſcheint hier die feine Seelenkunde eines Dichters ins Schwarze zu treffen: „Denn was ich lieben ſoll, das muß ich gern betrachten, und du biſt dürftig von Geſicht.“ So läßt Paul Heyſe in einer Novelle in Verſen Michelangelo ſinnen. Und die von den Zeitgenoſſen als blendende Schönheit geprieſene Frau zeichnet Heyſe, wie ſie auf den wenigen vorhandenen Bildniſſen ausſchaut. Kalt, herb, nüchtern, mehr holländiſch als römiſch, einem Porträt in der Galeria Colonna ſehr ähnlich, blickt ihre Büſte im Konſervatorenpalaſt. Inmitten der größten Dichter Italiens, lorbeergekrönt gleich ihnen, Dantes großartig durchfurchter Kopf ihr zur Seite, Petrarca weiblicher als ſie, erſcheint Vittoria reizlos. Vieles ſpricht dafür, daß die übereinſtimmende Unlieblichkeit der Bildniſſe wahrer ausſagt als Vittorias Lobredner. Erklärt ſich doch leicht aus dem Ton der Zeit, aus der italieniſchen Art Frauen gegenüber, daß einer gefeierten auch als einer ſchönen Frau gehuldigt wird. Und obwohl auch Michelangelo Vittoria ſchön nennt, hat er ihre Züge nie feſtzuhalten verſucht, ſolange noch ein letzter Jugendſchimmer darüber lag. Nur ein Bildnis, das ſie als alte, würdevolle Frau zeigt, wird ihm zugeſchrieben.

Vittoria, trotz aller Anbetung, die ihr zuteil ward, gehörte wohl nicht zu den Frauen, welche die Leidenſchaften entfeſſeln. In ihrer

Jugend Blüte hatte ſich Pescara leicht von ihr getrennt. Noch ehe ſie zum tauſendfältigen Sein des Lebens erwacht war, ſtarb er. In ihrem Witwenſchleier lebte ſie zu ſehr der Idee, um nicht im anderen das Begehren im Keime zu erſticken. Zweifellos ohne irgendeinen Anhalt iſt die Beziehung zu einem ihrer geiſtlichen Freunde von der Inquiſition verdächtigt worden. Allein trotzdem hätte ſich Vittorias und Michelangelos Lebensabend vielleicht anders geſtaltet, wäre ihr Empfinden für ihn mehr als Freundſchaft geweſen. Auch er, ſcheint es, hatte nichts Zwingendes für die Witwe des Pescara. Und ſie hat wohl kaum gekämpft, als ſie ihm leiſe, aber beſtimmt die Schranken zog. So mußte jedes von ihnen die einſame Bahn vollenden, ohne daß ihnen je die Sphärenharmonie einer Seelen- und Sinnenvereinigung, die dem Augenblick Ewigkeit verleiht, erklungen wäre. Und ſeine Zeichnung des Tytios, dem der Geier am Herzen nagt, iſt wohl in mehr als einem Sinne für Michelangelo Symbol.

Dennoch: was ſind dieſe beiden Menſchen einander geweſen, deren Pfad ſich erſt kreuzte, als das Pilgerzeichen furchtbar harter Jahre und Erlebniſſe ihnen aufgeprägt war? In eine Freundſchaft zwiſchen Mann und Weib blicken wir, deren Bedingung wohl trotz aller Geiſtigkeit die Verſchiedenheit des Geſchlechtes war. Bedurfte es doch unendlich ſchonender Zartheit, um zu Michelangelos Innerſtem durchzudringen. Aus Raffaels Mund, als er in Jugendſchöne, umringt von Freunden und Verehrern, Michelangelo auf der Treppe des Vatikans begegnete, war einſt das grauſame Wort gefallen: Einſam wie ein Henker. Hinter Wällen von Verbitterung und titaniſchem Trotz wußte Vittoria die dürſtende Seele zu finden. Eine letzte Bereitſchaft für die Eigenart des anderen, ein letztes wortloſes Verſtehen für ſeine Wunden und Narben bahnte ihr den Weg:

So kam auch ich nur als Entwurf zur Erde,
Daß erſt durch dich ein Kunſtwerk aus mir werde,
Erhab'ne Frau! Drum hilf, mich zu vollenden!

Vermind're mein Zuviel, tilg' meine Mängel,
Durch Mitleid werde mein Erlöſungsengel,
Laß nicht mein wildes Herz in Unheil enden!

Das Perſönlichſte klingt hier zuſammen mit den Ideen, die Vittoria und ihren Kreis bewegen. So beſchwingt ſie Michelangelos Geiſteskräfte, ſpornt ihn an zu neuen Taten. Er hatte die Schöpfung des Weltgerichtes in der Sixtina begonnen. Lange vorher war der Plan gefaßt worden. Aber über ſeiner Ausführung lag die Wohltat dieſer Freundſchaft wie Himmelstau. Auch ſonſt, in ſeinem bildneriſchen Schaffen wie in ſeinem Dichten, ſpüren wir ihren Hauch. Noch einmal, wie ein ſpätes Erinnern, kehrt für Michelangelo jene weiche Innigkeit wieder, die ſeinen ſchönſten Jugendwerken, der „Pietà“ in der Peterskirche und dem unvollendeten Rundbild einer „Madonna mit dem Kinde“ im Bargello zu Florenz, eignet. „Fünf Jahre dauerte das, unzweifelhaft die glücklichſten, die Michelangelo in ſeinem ganzen Leben zuteil geworden ſind.“

Vor den Gegnern der Reformbewegung mußte Vittoria alsdann aus Rom weichen. Die Unterdrückung des freien Gedankens, die Niederlage ihrer Partei, Flucht und Verbannung der Führer laſten ſchwer auf ihr.

Mit Michelangelo bleibt ſie in ſchriftlicher Verbindung. Beiden zum Troſt und zur Erhebung über den eigenen und den Jammer der Zeit. In einen Austauſch von Gedanken, Dichtungen und Zeichnungen blicken wir, der groß und ergreifend iſt.

In den Jahren der Trennung entſtand nach Grimm eine Vittoria überſandte wunderbar ſchöne Kruzifixzeichnung: Chriſtus, nicht wie ſonſt mit geſenktem Haupt, ſchon verſchieden, „ſondern mit freudig zum Himmel erhobenem Antlitz, als wolle er ſeine letzten Atemzüge aushauchen.“

„Einzigartiger Meiſter Michelangelo und ganz beſonderer Freund,“ ſchreibt Vittoria hierzu, „Euren Brief habe ich empfangen und die Kreuzigung in Augenſchein genommen, ein Werk, das wahrlich alle anderen Darſtellungen, die ich kenne, mir im Gedächtnis ans Kreuz geſchlagen hat. Denn nichts Lebendigeres, Vollendeteres iſt möglich als dieſes Bild Chriſti, mit ſo unbegreiflicher Zartheit und wunderbarer Kunſt iſt es gearbeitet. — — Iſt die Zeichnung von Euch, dann verzeiht mir, wenn ich ſie nicht wieder herausgebe. Ich habe ſie bei Lichte und mit dem Glaſe und im Spiegel betrachtet: es iſt mir niemals etwas Vollendeteres vorgekommen.“

Und Michelangelos Antwort:

Die du mein Schickſal mir zuletzt verſüßeſt,
Mein Herz, zum Tode alt, feſthältſt im Leben,
Und unter Tauſenden, die dir ergeben,
Und die ſo hoch ſtehn, mich allein nur grüßeſt:

Glückſel'ger Geiſt! jetzt meinem Aug' entſchwunden,
Nahſt du dich tröſtend dennoch meinem Herzen,
Und mit der Hoffnung linderſt du die Schmerzen,
Die mit gewalt'ger Sehnſucht mich verwunden.

Dir ſchreib' ich, für die Gnade Dank zu ſenden,
Die in dir für mich redet, mich, den hier
Die Sorgen quälend im Gefängnis halten.

Welch ein Gewinn! Du nimmſt von meinen Händen
So ſchlecht gemaltes Werk und gibſt dafür
Mir deines Geiſtes herrliche Geſtalten.

In einem zweiten Gedichte des Meiſters (das erſte und das letzte der Sonette Michelangelos ſind von Herman Grimm, das mittlere iſt von Friedrich Bodenſtedt überſetzt) tönt die ihn und Vittoria bewegende Zeitfrage über die Rechtfertigung durch den Glauben wieder:

Hintaumelnd ratlos zwiſchen Gut und Böſe
Such' ich, wer meiner Seele Zweifel löſe:
Denn wem Gewölk verhüllt des Himmels Weiten,
Wie können den des Himmels Sterne leiten?

Drum ſei mein Herz das unbeſchriebne Blatt,
Und was das deine aus ſich ſelbſt gefunden,
O ſchreib es nieder, was in allen Stunden
Die Richtſchnur ſei, nach der es Sehnſucht hat,

Damit im Irrſal dieſer Lebenstage
Mir Antwort werde auf des Lebens Frage:
Ob die geringere Gnade einſtmals finden,
Die demutsvoll ſich nah'n mit tauſend Sünden,
Als die, die ſtolz auf das, was ſie getan,
Im Überfluß der guten Werke nah'n.

Als Vittoria die Heimat und Michelangelo wiederſieht, iſt ihre Kraft zerrüttet. Krank, vom Untergang ihrer Familie und der Zerſtörung ihrer Hoffnungen zerbrochen, ſucht ſie Zuflucht in einem Benediktinerkloſter. 1547 ſtirbt ſie, ſiebenundfünfzig Jahre alt. Der Leidenden war der Tod Erlöſung.

Für Michelangelo ſchwand mit Vittoria Colonna die ſpät gefundene Heimat ſeiner Seele.

Aus dem niederdrückenden Schmerz um „den großen Freund“ ringt ſich die Totenklage empor und ſetzt Vittorias Perſönlichkeit ein leuchtendes Denkmal:

Als ſie, zu der ſich meine Wünſche ſehnen,
Hinwegging, weil der Himmel ſo gewaltet,
Stand die Natur, die Schön'res nie geſtaltet,
Beſchämt, und wer ſie ſah, der weinte Tränen.

Wo weilſt du nun? Ach, wie vernichtet ſanken
Die hoffnungsvollen Träume plötzlich nieder,
Jetzt hat die Erde deine reinen Glieder,
Der Himmel deine heiligen Gedanken.

Tod war dein Los; denn ſterblich nur vermag
Das Göttliche zu uns herabzuſteigen;
Doch nur was ſterblich, hat der Tod vernichtet!

Du lebſt, es glänzt dein Ruhm im lichten Tag
Und ewig unverhüllt wird er dich zeigen
In dem, was du gewirkt haſt und gedichtet.

VITTORIA COLVMNA
ASCOLVMNAE.PESCARIS.MAR.

Medaille auf Vittoria Colonna.

Rolf Runge

Roman

von

Georg Reicke

VII

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Das war eine ſchwere Stunde, als Frau Runges hoffnungsvoller zweiter Sohn an einem lachenden Julimorgen zaghaft und mit zuckendem Herzen an die Tür ſeiner Mutter pochte — ein Schiff, das mit zerbrochenen Maſten in den Hafen zurückkehrt, ſchoß es ihm faſt wider ſeinen Willen durch den Kopf.

Es war nicht mehr die Tür des kleinen Häuschens auf der Vitte, die zu einer beſcheidenen, aber in aller Enge doch behaglichen Wohnung geführt hatte. Die einſam gewordene Frau hatte eine Treppe hoch in einem Hauſe mit vielen Türen, in dem eine Menge Familien wohnten, eine Stube nebſt Kammer und Küche bezogen. Die Straße, in der es lag, hatte Rolf ſeines Wiſſens noch nie betreten. Er ſuchte und fand ſie mit ſtummer Gleichgültigkeit — es war ja alles ſo gleichglütig geworden, ſeitdem ihm das Leben mit ſeiner unbarmherzigen Deutlichkeit zu erkennen gegeben, daß es ihn verwerfen wolle!

Verſtimmt und mit aufeinandergebiſſenen Zähnen war Rolf nach jenen letzten Ereigniſſen noch ein paar Monate lang ſeinen Studien nachgegangen. Aber ſie machten ihm keine wirkliche Freude — er hatte auch zu viel Kollegia angenommen, naſchte auf allen Gebieten herum, zerſplitterte dadurch ſeine Intereſſen und Kräfte und wußte nicht recht, wohin eigentlich er ſein Augenmerk zu richten habe. Dazu hatte er ſich menſchlich — mit Abſicht — ganz und gar vereinſamt. Er verkehrte mit keinem ſeiner Kommilitonen, von denen ihn ſeine bisherige Lebensweiſe ohnehin ſchon ſtark entfernt gehabt, und ſprach an den meiſten Tagen nichts anderes, als was die Bedürfniſſe ſeines Wohnens und der Aufenthalt in der beſcheidenen Wirtſchaft, wo er zu Mittag aß, unumgänglich erforderten. So ſah er trotz ſeines ſcheinbaren Eifers doch mit Verlangen dem Schluß des Semeſters entgegen; und als nun im Juli die langen Univerſitätsferien vor ihm lagen, wußte er für ſie keine beſſere Ausfüllung als eine Rückkehr nach Hauſe. Er hatte Sehnſucht nach der Nähe des einzigen vertrauten Menſchen, der ihm auf der Welt noch verblieben war. Und ſo machte er ſich nach Memel auf.

Er wußte es ſchon, der Empfang würde trocken und einſilbig ſein. Seine Zunge war ihm nicht leicht jetzt, und die hartgewöhnte Frau hatte ja niemals die vielen Worte geliebt. Aber es befiel ihn doch wie Schmerz und eine neue Enttäuſchung, als ſie beide ſchon nach der erſten Minute ſo verſtummt und einſilbig nebeneinander ſaßen, faſt, als hätten auch ſie ſich nichts mehr zu ſagen.

Während er die Mutter dann in ruhiger Geſchäftigkeit ihm den Imbiß bereiten ſah, nach dem er infolge der langen Nachtfahrt Verlangen verſpürte, überlegte er fortgeſetzt, was er ihr ſagen könne zur Aufklärung für ſein ihr wohl unerwartetes Erſcheinen und als Rechenſchaft über das Ergebnis ſeiner nun ſchon ſo manche Jahre währenden Beſtrebungen. Sie mußte das doch fordern — wie lange war er ſchon nicht zu Hauſe geweſen!

Aber ſie kam ihm zuvor — in einer Weiſe freilich, wie er ſie kaum erwartete. Indem ſie ihm das Butterbrot über den Tiſch hinſchob, ſagte ſie nämlich, weniger fragend eigentlich, als ſeine Beſtätigung ſchon vorausſetzend: „Alſo mit dem Studieren iſt das nichts?“

Er ſah auf. Wie kam ſie dazu? Wie wußte ſie, daß er in der Verzweiſlung und Zerſchlagenheit ſeines Herzens wirklich ſchon ein paarmal den Gedanken erwogen hatte, ob es nicht beſſer ſei, irgendeinen praktiſchen Beruf zu ergreifen, der ihm nicht ſo viel Zeit ließ zum Grübeln, ſondern raſch mit den Erforderniſſen des Tages an ihn herantrat und durch ihre ununterbrochene Erneuerung Geiſt und Herz wohl am beſten ablenken konnte von all den unfruchtbaren Schmerzen? Wie wußte ſie das? Oder ſah er vielleicht wirklich ſchon ſo aus wie ein Geſtrandeter? Aber freilich — hatte ſie nicht recht? Hatte die einfache Frau in ihrem unbeſtechlichen Wirklichkeitsinſtinkte nicht ſofort das Richtige getroffen? Was war denn aus ihm geworden in dieſen ſieben Jahren, die ihm alles hätten bringen können — bringen ſollen, was ſie erwartete, und was er ſelber ihr einſtmals verſprochen? Nichts! Ein armer, einſamer, vom Leben mißhandelter Menſch, der zu ſeiner Mutter Türe kam, um ein bißchen Liebe zu betteln. Und mit der Grauſamkeit des ehrlich Suchenden erwiderte er auf ihre Frage: ‚Alſo mit dem Studieren iſt das nichts?‘ nur ein trockenes „Ja.“

Die Mutter entgegnete nichts. Da war wieder ein Schickſalsſchlag, der hingenommen werden mußte. Alſo die Lippen zuſammen und weiter im täglichen Einerlei! Das war die Philoſophie, an die ſie das Leben gewöhnt hatte, jetzt ſchon bald ſechzig Jahre. Sie hatte noch ſagen wollen: Alſo hat dein Vater doch recht behalten! — aber ſie unterließ das; ſie liebte den ja, der da mit bekümmerter Miene vor ſich hinbrütend auf ihrem alten braunen Sofa ſaß, es war ja ihr Kind, mit Schmerzen geboren, das ſie mit Schmerzen einſt hatte hinausziehen laſſen — ſeinem Glücke nach … nun war es vom Unglück genug geſchlagen — was ſollte ſie ihm noch einen neuen Backenſtreich verſetzen?

Sie band ihre Schürze ab, nahm das geſtrickte Tuch vom Hacken an der Tür, das Rolf noch ſo gut kannte, warf es über und ging. Sie hatte ſchon den Griff in der Hand, blieb aber noch ſtehen. „Ich muß in die Arbeit,“ ſagte ſie, „ſoll ich dir ein Glas Bier raufholen?“

„Ich danke, Mutter,“ verſetzte er, und der Biſſen blieb ihm im Halſe ſtecken. Denn er konnte jetzt zum erſtenmal mit ſehnſüchtigen, flehenden Augen nach ihr hinüberſehen — mit Augen, die betteln wollten: Sei nicht ſo hart, Mutter; in mir ruft alles deinen Namen und ſehnt ſich nach deiner Liebe, nach einem wärmenden Hauch deiner allbarmherzigen, grundgütigen Mutterliebe …!

Die ſchmächtige Frau aber hörte das Flehen der Stimme nicht, ihr Blick ging kurz an ſeinem Geſicht vorüber. Sie trat nur ins Zimmer zurück, machte ſich erſt in ihrer Taſche, dann an dem oberen Kommodenkaſten zu ſchaffen und ſagte ſchon wieder im Gehen: „Da oben iſt Geld — wenn du nötig haſt.“

Jetzt wallte es heiß in ihm auf. „Mutter!“ rief er ihr nach und legte all ſeine gewaltſam unterdrückte Liebe und Sehnſucht in das Wort.

Sie mochte jetzt wohl ahnen, was in ihm vorging, denn es zuckte ihr ſeltſam um die tiefliegenden Augen. Aber ſie zog mit energiſcher Armbewegung ihr Tuch feſter um die Schultern, als wolle ſie damit die Gefühle zurückdrängen, die innen ſich zu regen begannen, und ſagte: „Ja, dann wirſt du wohl auch zur See gehen müſſen. Dann wird das ja wohl das beſte ſein.“ Damit war ſie zur Stube hinaus.

Rolf blieb doch wie in einer Betäubung zurück. Er ſah in den lachenden Sonnenſchein draußen, der wie ein Hohn wirkte auf ſeine trübſelige Stimmung; in den wolkenlos erblauenden Himmel, der ſich ſo mitleidlos über den niedrigen, ſchornſteinbeſäten Dächern drüben erhob, und der jubelnde Lärm der ſpielenden Kinder auf der Gaſſe ſchnitt ihm ins Herz. Er verſtand das alles nicht — er verſtand ſich ſelber nicht mehr.

Wie ſehr er bereit geweſen war, ſich als einen Verirrten zu betrachten, der nach Hilfe ſich umſah und Teilnahme begehrte, die Rolle des verlorenen Sohnes hatte er ſich ſelber doch nicht zudiktiert. Sie aber nahm ihn ohne weiteres dafür, und der Mangel jedes kleinſten äußeren Beweiſes, der wie eine Ausbeute ausſah von dieſen langen ſieben Jahren, ſchien ihr ein Recht dazu zu geben, das ſah er ſelber bald ein. In dieſem Anerkenntnis beſtärkte ihn die Art und Weiſe, wie auch von den anderen wenigen Perſonen, mit denen er zuſamenkam, ſein Erſcheinen in Memel aufgefaßt wurde. Das waren ein paar Nachbarn, die Frau Runges Sohn kennen lernen wollten, und das war vor allem Chriſtiania, die inzwiſchen ſeine Schwägerin geworden war, denn ſein Bruder Guſtav hatte ſie vor fünf Jahren geheiratet.

Am Tage nach ſeiner Ankunſt ging er ſie aufſuchen. Sie wohnte augenblicklich allein, wie die Mutter ihm geſagt hatte — denn Guſtav war wieder einmal unterwegs — mit ihren vier Kindern auf der Bitte, nicht weit von ſeiner Eltern altem Häuschen. Man konnte ſogar ein Eckchen davon ſehen, wenn man auf der Schwelle zu Chriſtiania ſtand. Wehmütig warf er einen Blick dorthin zurück, als er klingelte. Eine junge Magd kam raſch die Treppe herunter geſchlürft und öffnete. Hinter ihr ſah er neben der oberſten Stufe das vertraute Geſicht von Chriſtiania auftauchen, die ein Kind auf dem Arm hielt. Als ſie aber ſeiner anſichtig wurde, zog ſie ſich eilig zurück, und er mußte in dem Zimmer, in das er oben geführt wurde, eine ganze Weile warten. Eine beſcheidene Wohlhäbigkeit ſprach ſich in allem aus, was er hier ſah, ordentliche Möbel und Decken, alles ſauber gehalten, der Fußboden weiß geſcheuert, und auch einige konventionelle Zierſtücke fehlten nicht. Vor dem Sofa ein großes Album auf einem Geſtell und da und dort ein paar Photographien hinter Glas und Rahmen — darunter ein Bild von Guſtav in Seemannstracht, das ihn als ſtattlichen, kraftvollen Mann erſcheinen ließ — nur die Augen wollten Rolf auch jetzt nicht gefallen.

Was ihn am meiſten intereſſierte, waren aber zwei wohl fußhohe Glasgehäuſe auf einem Schranke, in denen baumartige Gewächſe aus ſeltſamen Muſchelblumen ſtanden, faſt alle Blumen voneinander verſchieden, jede einzelne aber aus gleichartigen Muſcheln mit feinen Glasſtaubfäden gar künſtlich zuſammengeſetzt.

Endlich kam Chriſtiania — ſie hatte ſich augenſcheinlich umgekleidet und für ihn ein wenig zurechtgemacht. Seit jenem unglücklichen frühen Wintermorgen in der Küche des „Paradieſes“ hatte er ſie nicht geſehen. Sie war eine hübſche, ſtattliche Frau geworden, mit lebhaften Augen und noch vollen Formen auch im Geſicht. Die feſt um den Kopf friſierten ſtrammen blonden Haare ließen ſich über der Stirn noch immer nicht bändigen — aber Gram und Sorgen fingen ſchon an, auch ihren jugendlichen Zügen, zumal um den Mund, jene Spuren aufzudrücken, die ſpäter ſelbſt eine glücklichere Wendung des Lebens nicht mehr zu verlöſchen vermag. Nur die Augen, die blickten noch ganz wie ehemals: liebevoll und ein wenig ſchalkhaft und ganz klar und grau.

Sie begrüßte ihn unbefangen und herzlich; ihre eigene Vergangenheit und das, was ſie einſt miteinander verlebt, ſchien für ſie längſt im Schoße der Zeiten verſunken. Aber in bezug auf ihn ſelber und namentlich ſeine neueſten Lebensumſtände empfand Rolf ſofort eine leiſe Zurückhaltung ihrerſeits, als ſcheue ſie ſich, daran wie an eine ſchmerzliche Erfahrung zu rühren. Ja, wenn hin und wieder ihr ſtill beobachtender Blick auf ihm ruhte, ſchien er Rolf voll jenes heimlichen Mitleids zu ſein, das der Glücklichere wohl einem Verunglückten ſpendet. So empfand er es daher faſt als Befreiung, daß er ſich nach ihren Kindern erkundigen konnte, und ſie mit mütterlichem Stolz gleich bereit war, ſie ihm zu zeigen; ſie würden nur eben ein wenig hergerichtet. Als er aber meinte, ihm gegenüber wären ſolche Vorbereitungen doch nicht vonnöten, warf ſie ihm einen dankbaren Blick zu und ging auch ſogleich in die hinteren Zimmer voran.

Es roch da nach kleinen Kindern, und es herrſchte auch ſonſt hier nicht ganz die Sauberkeit und Ordnung, die ihn vorn ſo angenehm berührt hatten; aber Chriſtiania, die mit raſchem Blick und ebenſo ſchnellen Griffen gleich da und dort etwas zum Beſſeren zu wenden verſtand, machte eine entſchuldigende Achſelbewegung und ſagte ſo einfach: „Vier Kinder und wenig Geld ...“, daß Rolf ſich ſeine eben gemachte Bemerkung ordentlich ſelber verübelte.

Außer den Kindern und der jungen Magd fand er in der hinteren Stube auch Chriſtianias Mutter vor, deren er ſich von einem gelegentlichen Zuſammentreffen her noch ganz wohl erinnerte. Sie war immer eine handfeſte, praktiſche Frau geweſen und war das auch geblieben. Rolf beſann ſich darauf, daß er ganz zufällig einmal ein Geſpräch über Religion mit ihr geführt hatte, und daß ſie ihm dabei zu verſtehen gegeben, ſie betrachte die Frömmigkeit als eine Art Verſicherung auf alle Fälle; und da man nichts dafür zu bezahlen brauche, wenn man recht gläubig und fromm ſei, und ſie für ihre Perſon allen Anlaß habe, die Dinge beſonders zu ſchätzen, welche kein Geld koſteten, ſo ſei es für ſie die einfachſte Sache von der Welt, daß ſie häufig in die Kirche gehe und im Geſangbuch leſe; ſchaden könne es unter keinen Umſtänden, und wer wiſſe, ob es ſich nicht eines Tages doch noch belohnt mache. So war ihre Denkart immer geweſen, und ſo äußerte ſie ſich auch jetzt ſogleich wieder. Denn als Rolf nun die drei Mädchen und der Jüngſte, ein Bube, der Reihe nach vorgeſtellt waren und Chriſtiania mit einem ganz leiſen Seufzer ſagte: „Es iſt gut, daß es nur ein Junge iſt — es iſt ſo ſchwer, aus einem Jungen was ordentliches zu machen!“ — da ſetzte die Mutter mit ihrer breiten, etwas männlichen Stimme hinzu: „und iſt auch viel praktiſcher! Für'n Mädchen gehört nur ein bißchen Ausſteuer und 'n paar hinter die Ohren — fertig iſt man! Aber ſo 'ne Bengels liegen einem immerfort auf der Taſche, ſelbſt wenn man ſie glücklich auf den Schub gebracht hat.“

Rolf wußte, daß ihre drei Söhne, die in Tilſit und Inſterburg einſt durch die verſchiedenſten Stellungen gelaufen waren, ſchon zu ſeiner Zeit ihr viel Kummer und Sorge bereitet hatten; das war denn alſo wohl auch weiter an dem geblieben.

Erſt als ſie nach einer Weile wieder allein in dem vorderen Zimmer waren, Rolf und Chriſtiania, fand er den Mut, die Frage an ſie zu tun, nach der ihn ſchon die ganze Zeit über gelüſtete: „Und ſonſt geht es dir gut, Chriſtiania?“

Sie ſah an ihm vorbei, obwohl ſie merkte, daß er ſie anblickte. „Ich danke, ja!“ verſetzte ſie kühl; „ich habe mein Haus und die Kinder, und — es reicht ja eben.“

„Ihr habt hübſche Sachen,“ fuhr er gleichmütiger fort, indem er ihren Blicken nach dem Schrank hinauf folgte, wo die fremdartigen Muſchelvaſen ſtanden.

„Die hat er mir aus Spanien mitgebracht,“ entgegnete ſie, näher an den Schrank herantretend, „aber ich mag ſie nicht!“

„Weshalb nicht?“ fragte er, gleichfalls näher kommend.

„Es klebt Blut daran, er hat ihretwegen eine Meſſerſtecherei gehabt, ſagt er. Sie waren für einen Kloſteraltar beſtimmt!“ Dabei hatte ſie ihr Kinn auf die Schrankecke gelegt, zu der ſie gerade heraufreichte, und ſtarrte wie abweſend zu den zierlichen Gehäuſen empor.

Rolf ſah die Wangen und Lippen, nach denen er einſt ſo viel Verlangen getragen, ſo nah und unbeweglich vor ſich wie ein wächſernes Bild und verwunderte ſich darüber, daß in ihm darob ſich nichts anderes regte als das einfachſte Bedauern und Mitleid. Er ließ ſeine Augen an ihrer fraulichen Geſtalt niedergleiten und fühlte wieder nur ein „ſchade!“ ſich ihm auf die Lippen drängen; „ſchade, daß dies quellende Leben hier ſo verſiegen muß!“

Aber warum meinſt du das eigentlich? korrigierte er ſogleich ſelber ſeine Gedanken. Er wußte ja nichts von ihrem inneren Glück oder Unglück. Guſtav war vielleicht ein ganz anderer geworden als ehemals, und ſie ſelber nur eine der vielen hangenden, bangenden Seemannsfrauen, die ſich daran gewöhnen mußten, ihre Männer zu entbehren und allein für Kinder und Haushalt einzuſtehen. Das war doch ſehr möglich! Gönnte er's ihr etwa nicht?

„Und er? Wie ſtehſt du mit ihm?“

Da hatte er's doch plötzlich geſagt, was er vermeiden wollte, was vielleicht eine gefährliche Frage war, weil es wie der Anruf an eine Nachtwandlerin wirkte ... Der glich ſie ja wirklich, wie ſie da ſo unbeweglich noch immer vor dem Schranke ſtand mit dem erhobenen Kopf und den ſtarren, abweſenden Augen ...

Anfänglich ſchien ſie ſeine Frage überhört zu haben, denn ſie rührte ſich nicht und gab durch kein Zeichen zu erkennen, daß ſie an den dachte, nach dem er gefragt. Plötzlich aber ſah er, wie ihre Bruſt hoch aufatmete, und wie ſich ihre Augen mit Tränen füllten. Er wollte ſie um Verzeihung bitten wegen ſeiner Frage und ſuchte ihre Hände zu ſtreicheln, die ſie auf dem Rücken ineinander gelegt hatte. Aber ſie entzog ſich ihm, warf aus ihren umſchleierten Augen einen faſt feindſeligen Blick auf ihn und trat ans Fenſter. Dort lehnte ſie wie in Ermüdung die Stirn gegen die Scheiben, und er ſah, wie jetzt Träne um Träne ihr über die Backe lief und langſam herabtropfte. „Vor der Frage hab' ich mich all mein Lebtag gefürchtet,“ kam es endlich von ihren zuckenden Lippen, „aber ich wußte — es würde einmal ſo kommen.“

Er begriff nicht, ob ſie ihr Unglück meinte oder nur ſeine Frage. Aber das Eis war gebrochen — er mußte jetzt mehr wiſſen von dem Schickſal des armen Weibes, das er für ſich ſelbſt einſt zu erringen gehofft, und das er unwiſſentlich in die Arme des Bruders getrieben.

„Haſt du Sorgen um ihn, Chriſtiania?“ fragte er halblaut noch von ſeinem entfernten Platze aus.

Da wandte ſie ſich haſtig um. „Mein ganzes Leben iſt eine ewige Sorge um ihn,“ fuhr es ihr bitter heraus. „Oft iſt er ſo ſchlecht zu mir, ſo ſchlecht — man möchte gar nicht glauben, daß es dein Bruder iſt. Dazwiſchen iſt er dann wieder zärtlich zu mir und liebt mich, und ich muß alles vergeben und vergeſſen. Aber wenn er lange am Land iſt, dann iſt's bald nicht mehr zum Aushalten mit ihm. Auf See erſt wird er dann wieder vernünftig.“

Rolf fragte weiter, wie er das zu verſtehen habe, ob Guſtav denn ſpiele und trinke oder gar mit fremden Frauenzimmern es treibe? Da bekam er zu hören, daß ſein Bruder in allen dieſen Laſtern ſeines Berufs es den anderen voraustue. Wie ein Wilder benehme er ſich oft, daß man ordentlich Angſt haben müſſe vor ihm, erzählte ſie; die eine Nacht ſei ſie ſchon Knall und Fall mit ihren ſämtlichen Kindern zu ihrer Mutter zurückgegangen, am nächſten Tage aber ſei er reumütig angekommen und habe ſie wieder zurückgeſchmeichelt. Er könne ſich eben im Trunke gar nicht beherrſchen. Was aber das Schlimmſte ſei, er habe ſchon ein paarmal Summen verſpielt, die er nicht aufzubringen vermocht, wenn ihre Mutter nicht eingeſprungen wäre. Aber jetzt ſei das Wenige, was die noch beſeſſen, auch zu Ende gegangen, und als ein wahres Glück müßte ſie es noch bezeichnen, daß die Möbeln und der Hausrat auf ihren eigenen Namen verſchrieben worden, ſo daß ſich die Gläubiger nicht daran halten könnten. „Er muß ja nun bald wieder zurückkommen,“ ſchloß ſie ihre traurige Beichte, „wenn du dann mal möchteſt auf ihn aufpaſſen, daß er ſieht, wie ein ordentlicher Menſch ſich benimmt. Denn du willſt ja jetzt auch hier bleiben und Seemann werden, ſagt deine Mutter.“

„Fürs erſte wenigſtens bleibe ich hier,“ verſetzte er ſtill, „und ich will ſehen, was ich vermag über ihn.“

Als er nach dieſem Geſpräch ſich verabſchieden wollte, hielt ſie an der Tür noch ſeine Hand feſt, ſah ihm treuherzig und voll Mitleid in die Augen und ſagte: „Warum muß das Leben wohl immer alle Menſchen ſo ſchwere Wege führen? Könnte es nicht auch einmal anders ſein? Du wenigſtens hätteſt es doch beſſer verdient!“

Er überhörte das letzte. „Vielleicht gibt es auch ſolche Sonntagskinder des Lebens!“ verſetzte er.

„Müſſen die glücklich ſein!“ entgegnete ſie mit tiefem Seufzer, „das müſſen ja ganz andere Menſchen werden als wir.“

„Andere — ja! Aber wer weiß, ob glückliche,“ bemerkte er und kam ſich faſt weiſe vor bei den Worten. „Vielleicht lernen ſie auch die hohen Freuden nie kennen, weil ſie von den Tiefen nichts wiſſen.“

Jetzt ließ ſie ſeine Hand fahren, lehnte ſich an den Türpfoſten in ihrem Rücken und fragte, indem ſie beide Handflächen gegen ihren Hinterkopf legte: „Gibt es auch hohe Freuden für unſereinen?“

„Doch, es gibt!“ verſetzte er warm.

„Haſt du ſie ſchon kennen gelernt?“

„Ja, bisweilen!“

„Wann zum Beiſpiel?“

„Zum Beiſpiel damals — auf der Haffahrt, Chriſtiania, als wir uns zum erſtenmal ‚du‘ nannten.“

Ein ſeliges Lächeln der Erinnerung glitt über ihre noch verweinten Züge. „Ach, damals! ... Hatteſt du mich gern damals, Rolf?"

„Ja, Chriſtiania, ſehr!"

„Ich hab's nicht gewußt," antwortete ſie verſchämt mit einem leiſen Kopfſchütteln, und dann, ehe er noch etwas antworten konnte, ſetzte ſie raſch hinzu: „Aber du biſt mir auch jetzt gut, nicht wahr? Und deshalb wirſt du mir helfen?"

Er ſenkte die Augen, er mochte nicht lügen in ſolchem Augenblick.

Sie ſchien ſeine Ablehnung zu verſtehen, und ſich verbeſſernd fuhr ſie fort: „Aus Mitleid wirſt du mir helfen?"

Darauf hatte er „ja" geantwortet und ihr die Hand gegeben darauf — er hatte nicht anders gekonnt. Und ſie hatte ihn beglückt angeſehen dafür.

Als er aber auf der Straße war, befiel ihn dies „ja" wie ein Vorwurf. Denn vergeblich ſuchte er in ſeinem Herzen irgendeine Regung für die einſt geliebte Frau, die anderes war als Mitleid, das ſie eben beanſprucht. Und als er rückgewendet ſie noch am Fenſter ſtehen und ihm nachblicken ſah, da ſchämte er ſich in ſeine Seele hinein, daß ſie wieder nur war wie eine klingende Schelle und gab keinen eigenen Ton. Hatte das Leben ihn ſo ſtumm und ſtumpf gemacht, daß ſein ganzes Daſein immer nur der Reflex von dem war, was ihn umgab, was ihm zufällig nahe trat?

In den nächſten Tagen und Wochen wurde er aber doch ein häufiger Gaſt in der kleinen Seemannswohnung. Seine Bücher waren ihm durch die letzten Zeiten in Königsberg faſt verleidet, ſonſt hatte er niemand und nichts, was ihn beanſpruchte in Memel. Dort in den beſcheidenen Räumen hängten ſich die Kinder an ihn — er konnte ſtundenlang mit ihnen ſpielen und freute ſich, wenn ſie ihn an Haar und Bart zupften oder mit ihren kleinen Beinchen tapfer auf ihn herumtrampelten. Nachher blieb er dann mit Chriſtiania zuſammen, nahm oft an ihren Mahlzeiten teil und ließ ſich von ihrem Ergehen erzählen. Er wußte bald alles, was ſich in ihrem Leben abgeſpielt während der langen ſieben Jahre, und auch von ſich ſelber berichtete er manches. Hartnäckig nur verſchwieg er ſeine letzten Erlebniſſe in Königsberg.

So ſaßen die beiden manches Mal im verſchwimmenden Tagesſchein am Fenſter der kleinen Wohnung einander gegenüber, und es wurde dunkler und dunkler umher — ſie merkten es nicht; ihre Seelen wandelten die halb verwachſenen Pfade der Jugend zurück, und ſie freuten ſich, wenn ſie an einen Ausſichtspunkt kamen, der ſie einſt gemeinſam erfreut. Ihre Köpfe waren ein wenig geſenkt, ihre Stimmen neigten ſich gegeneinander, und ihre Hände lagen bisweilen, ohne daß ſie es wußten, nahe zuſammen auf dem Fenſterbrett, und die Finger ſpielten miteinander. Ihrer vertrauteren Stellung entſprach es, daß ſie allmählich auch auf der Straße zuſammen ſich zeigten. Ihr erſter Weg war nach dem Kirchhof geweſen, wo das Grab ihres Vaters lag und nicht weit davon auch Rolfs Schweſterchen ruhte. Ein andermal machte es ihm Spaß, ſie auf den Markt zu begleiten und ihr bei den Einkäufen behilflich zu ſein, und ſie ließ es auch zu, daß er ihr nachher die ſchwere Taſche nach Hauſe trug. Seit dieſem Tage ging er auch ſonſt öfter mit ihr aus und achtete der hämiſchen Blicke nicht, die aus den Nachbarhäuſern ſie beide dann verfolgten.

Rolf perſönlich erſchien der Umgang mit dem einzigen Weſen, das ihm Freundſchaft entgegentrug, wie langerſehnte Erfüllung; er gab ſich der wohltätigen Empfindung rückhaltlos hin, dachte nicht daran, ſich ſelber Maß und Ziel zu ſetzen, und ahnte in ſeiner Argloſigkeit nicht, daß er ſie zum zweitenmal ins Unglück brachte.

Und endlich kam der Tag heran, an dem Guſtav zurückkehrte. Es war ganz früh am Morgen, noch vor fünf Uhr, und von der See her wehte eine friſche Briſe. Sie gingen beide zuſammen nach dem Hafen, ihn abzuholen.

„Was er wohl dazu ſagen wird?" fragte ſie plötzlich, in ihrem Hin- und Hergange auf der Landungsbrücke ſtehen bleibend, als das Schiff ſchon in Sicht war.

„Wozu?"

„Daß wir ſo gut befreundet geworden ſind."

„Ich denke, er kann mir nur danken, da ich doch nichts für mich gewollt ..."

Er ſagte es abgebrochen und ſah ihr dabei ins Geſicht, das ihm heut' in der Friſche des Morgen-Seewindes unter dem hellen Strohhütchen mit dem an der Seite flatternden Bändchen, und wie ſie ihn ſo mit in der Sonne etwas zwinkernden Augen anſah, lieblich wie einſtmals erſchien und ihm faſt unbewußt die Frage an der Richtigkeit deſſen, was er eben geſagt, aufdrängte. Aber vor ihr wie vor ſich ſelber wünſchte er den Eindruck zu verwiſchen, als habe er am Ende doch irgendwie an ſich gedacht, und ſo ſetzte er raſch hinzu: „Und ſieh mal — ich habe es jetzt auch leichter, deinen Wunſch zu erfüllen und auf ihn aufzupaſſen. Wenn ich ſchon ganz zur Familie gehöre ... nicht wahr?“

Das letzte ſchien ihr einzuleuchten. Sie nickte ihm zu und nahm ihren Weg wieder auf. Erſt nach einer Weile ſagte ſie, und in der halb ſchiefen Haltung ihres Kopfes unter dem Hutrand hervor ſahen ihre grauen Augen ihn geradezu flehend an: „Nicht wahr, du verläßt mich nicht?“

Das verſprach er ihr heute mit tauſend Freuden.

Das Schiff kam heran, majeſtätiſch mit dem hoch erhobenen Bug, ein herrliches Bild auf dem tiefblauen Hintergrunde.

Vornan ſtand Guſtav, man ſah ihn ſchon aus der Ferne. Er winkte. Als er der beiden anſichtig wurde, machte er erſtaunte Handbewegungen.

Die Begrüßung war herzlich und leidenſchaftlich, viel inniger, als Rolf ſich gedacht. Guſtavs ſtolze Männlichkeit mußte doch auf zartere weibliche Seelen, wie Chriſtiania eine war, ihre beſonderen Reize üben, ſagte er ſich.

„Du biſt hübſcher geworden, Weib — weißt du das?“ Das war faſt das erſte, was Guſtav zu ſeiner Frau ſagte, noch ehe er ſich nach den Kindern erkundigte, und dabei hatte im Vorüberſchweifen aus ſeinen harten Augen den Bruder ein Blick getroffen, der dieſem höchſt mißfiel — er war ſich nicht klar, warum.

Ein paar Tage darauf trat Rolf das neue Amt an, das Chriſtiania für ihn geſchaffen, Guſtavs Hüter zu ſein. Wenn ein altes Sprichwort ſagt, es ſei leichter, ein Schock Flöhe zu bewachen, als eines jungen Mädchens Hüter zu ſein, ſo merkte Rolf bald, daß es mit einem wilden Seemann, der nach langer Fahrt an Land kommt, ganz die nämliche Sache iſt. Es ſchien ſich in Guſtav eine ſchier unbändige Lebenskraft und eine unverwüſtliche Lebensfreude zu regen. Rolf gefiel das eigentlich. Seiner ſchwachgemut gewordenen Seele machte die ſozuſagen derb zufaſſende Art der Denkweiſe und die unbekümmerte ſtete Entſchloſſenheit des Bruders zu den eigenen Worten und Taten entſchiedenen Eindruck. Ja, es regte ſich in ihm wieder etwas wie Neid auf die vielleicht einfachere aber für den Lebenskampf ſo viel beſſer ausgerüſtete Natur des handfeſten Seemanns.

Ein anderes kam noch hinzu. Er traf da jetzt öfter, wenn er in Guſtavs Geſellſchaft die Hafenkneipen beſuchte, mit anderen Seeleuten, zum Teil Altersgenoſſen, zuſammen, die ein gut Stück Welt geſehen und ihre Augen dabei nicht geſchloſſen gehalten hatten. Was wußten die nicht alles zu erzählen von fremden Ländern und Menſchen! Wie hatte mit Weite und Ferne der Meere, die ſie aufſuchten, auch ihr Horizont ſich erweitert! Wie überlegen kamen die meiſten Rolf vor in allem Wiſſenswerten des Lebens! Und immer von neuem bewunderte er auch die ſichere, ſelbſtverſtändliche Art, mit der ſie alles ablehnten, was nicht zu ihrem Berufe gehörte oder ſonſt nicht in ihren Kram paßte. Wenn aus dem Munde eines der breiten, ruhigen, wetterharten Seemannsgeſichter ſo ein einfaches „Davon verſteh' ich nichts!“ kam, dann war Rolf oft dem Sprecher ordentlich zugetan ob des Mutes, ja des Glückes, die jene zu ſolcher Äußerung befähigten. Denn wie glücklich mußten die ſein, nicht ewig unter dieſem Harm und Hunger nach Werten zu leiden, die auch ſeinem Zutritt noch verſchloſſen waren, die dem Menſchen im beſten Falle nach jahrelanger, die ſchönſte Zeit des Lebens wegnehmender Arbeit, ja vielleicht niemals geöffnet wurden. Was nützte ihm dieſer zielloſe Wiſſensdurſt, der von Broſamen ſich nähren mußte! War's nicht weit beſſer, wie die da es trieben? Auf ein paar Brettern hinaus in die Welt, im Kampfe mit Wind und Waſſer die breite Bruſt geſtählt ... auf neuem Boden fremder Sonne und fremdem Volke ins Antlitz geſchaut, und dann zurück in die Arme eines liebenden

Weibes, von aller Sehnſuchtsfülle der langen Monate des Harrens empfangen, oder auch nur an den weißen Buſen eines der gefälligen Mädchen, die die angeſammelte Lebensgier mit Rauſch vergalten, und denen die Luſt und die Liebe am Daſein aus funkelnden Augen ſprang! Und er daneben ...! Ein verhärmter Geſelle, ohne Kraſt und Saſt, ohne Mut, ſelbſt zum Schlechten, ein Duckmäuſer, der ſich vor dem Windhauch des Lebens zu fürchten begann, weil er ihm ein paarmal allzuſcharf um die Naſe geweht hatte! Ein Duckmäuſer, nichts weiter!

Seemann! — Vielleicht hätte er wirklich Seemann werden ſollen!

„Dann wirſt du ja wohl auch zur See gehen müſſen — dann wird das wohl das beſte ſein ...“ Dieſe Begrüßungsworte der Mutter kehrten ihm immer eindringlicher in den Sinn zurück, beſuchten immer häufiger ſeine Gedanken und niſteten ſich allmählich ſo feſt in ſeinem Hirn, daß es ihn ordentlich Mühe koſtete, ſich noch für Zeiten wenigſtens von ihrem Bann zu befreien.

Was ihn übrigens nicht unerheblich beſtärkte, war Chriſtianias Stellung zu ſolchen Gedanken. Als er zum erſtenmal, faſt noch wie ſpielend, zu ihr davon ſprach, ging ſie ganz ernſthaft darauf ein, ſchilderte ihm die Vorzüge des Seemannsberufes und meinte, namentlich für ſeine augenſcheinlich nicht mehr ſehr wetterfeſte Geſundheit würde er wohl das Richtige bringen. —

Ein paarmal in der nächſten Zeit war Rolf dann auch in Guſtavs Wohnung, wenn dieſer abweſend war; der äußere Grund war, um mit Chriſtiania über Guſtav und ſein Benehmen zu ſprechen, innerlich aber reizte ihn etwas, dem einzigen Menſchen gegenüber, dem er Offenheit entgegenbrachte, über ſeine Zukunft zu reden. Wenn dann Guſtav nach Hauſe kam, verſtummten ſie beide — ſehr ihren Wünſchen entgegen, denn ſo erweckte es den Anſchein, als ob ſie Verbotenes geſprochen hätten. Und Guſtav machte auch mit ſüß-ſaurer Miene gelegentlich eine verfänglich klingende Bemerkung darüber. Aber Chriſtiania ſchien dieſe keimende Eiferſucht als eine nicht unwillkommene Waffe gegen ihren Mann benutzen zu wollen, und nur Rolf wurde rot bei ſolchen anzüglichen Worten. Aber das nächſte Mal war es ihm dann doch wieder eine Wohltat, auf ſein heimliches Thema mit ihr zurückzukommen. Zu ſeiner nicht geringen Überraſchung mußte Chriſtiania davon übrigens auch ihrem Mann wohl geſprochen haben. Denn eines Abends mitten im Tabaksqualm und Kneipenlärm unten im „Paradies“, als Rolf zufällig Schulter an Schulter mit dem Bruder ſaß, lehnte dieſer ſich ſchwer nach ihm herüber und ſagte über ſeine Achſel hinweg: „Na — und du willſt auch nicht länger Landratte ſpielen?“

„Wer hat dir das geſagt?“ fragte Rolf, den die offene Hervorzerrung ſeiner heimlichen Gedanken verlegen machte.

Guſtav legte ſich nach der anderen Seite. „Wer? Spaß!“ verſetzte er ironiſch und ſpuckte nach hinten. Und dann, als Rolf ein paar unſichere Blicke nach den anderen hinüberwarf, fügte er hinzu: „Iſt wohl hübſch hier in Memel, wenn ich nicht da bin, was? Paßt wahrſcheinlich ganz gut — das eine Schiff geht, das andere kommt. Braucht man nicht mit dem ekligen Bruder Schulter an Schulter zu ſitzen. Auch ein Grund, Seemann zu werden. Na, proſit!“

Rolf wurde rot. Des Bruders verſteckte und hämiſche Art verletzte ihn ſo, daß er am liebſten aufgeſprungen wäre und ihm gern zum zweitenmal jenes Wort zugerufen hätte, das ſchon einmal an dieſem nämlichen Tiſche gefallen war. Aber er bezwang ſich um Chriſtianias willen, er zuckte nur die Achſeln, ſagte: „Ich verſteh' dich nicht!“ und wandte ſich ab.

Damit war für den Augenblick das Geſpräch beendigt. Aber in Guſtav ſchien die Erregung weiter zu glimmen. Rolf merkte es an ſeinem haſtigen Trinken und der überlauten Art, mit der er ſich jetzt in die Unterhaltung der anderen miſchte.

Er ahnte bald, es würde heute einer jener ſchlimmen Tage werden, von denen Chriſtiania ihm erzählt hatte. Guſtav trank unaufhörlich — immer lauter und zufahrender wurden ſein Gebaren und ſeine Worte. Hätte in Rolf nicht wie eine Gewiſſensſtimme das Verſprechen gewacht, das er Chriſtiania gegeben — er wäre längſt auf und davon gegangen, ſo widerlich erſchien ihm das Treiben der lauten Geſellſchaft, die im Laufe der Stunden kleiner und kleiner wurde. So aber blieb er, gab ſich Mühe, in ſeiner beſcheidenen Weiſe mitzuhalten und ſuchte hin und wieder auch dem unſicher werdenden Guſtav ein Glas zu entziehen. Einmal bemerkte dieſer es, brauſte auf und ſchrie den Bruder an, er ſei nicht ſein Vormund. Aber da Rolf auch diesmal die Faſſung bewahrte, mußte auch der Trunkene ſich wieder beſänftigen.

Man hatte allmählich die Plätze am Tiſche gewechſelt. Rolf war es gelungen, ſeinen beiden Nachbarn klarzumachen, daß es jetzt Zeit ſei, nach Hauſe zu gehen. Dieſe ſtanden auf, das war das Zeichen, daß die ganze kleine Runde ſich auflöſte. Seltſamerweiſe war auch Guſtav bereit, jetzt zu gehen.

Sie waren alle ſchon unterwegs nach der Tür, da wollte es das Unglück, daß gerade lärmend und ſingend ein Trupp Matroſen von einem Kriegsſchiff, das ſeit geſtern vor dem Hafen lag, die Kellertreppe hinabſtieg, in ihrer Mitte zwei Mädchen in gleichen ſcharffarbigen karierten Bluſen. Zuerſt gab es ein großes Hallo der Begrüßung, dann bändelten die Mädchen gleich mit den Seeleuten an, die ſie zum Teil kannten, und nach wenig Augenblicken ſaß alles wieder an dem eben verlaſſenen Tiſch zuſammen. Das Erſcheinen der weiblichen Gäſte hatte die ſchon erſchlaffenden Geiſter raſch von neuem belebt — Scherzworte und Liebkoſungen deutlichſter Art flogen hin und her, und es dauerte nicht lange, ſo war die erſte Häⁿſelei der Soldaten aus Guſtavs Munde vom Stapel gelaſſen. Natürlich wehrten die ſich, und der Unterſtrom des Klaſſenbewußtſeins brach bald mit Ungeſtüm hervor. Wovon es ausgegangen war, wußte eigentlich niemand mehr — aber alle begriffen jetzt, daß es ſich um die Zugehörigkeit des größeren der beiden Frauenzimmer zu dem einen oder anderen der anweſenden Teile handelte. Dem Mädchen ſelbſt, das mit frechen und herausfordernden Augen den Reden der Kämpfenden folgte, ſchien es Spaß zu machen, jetzt in handgreiflicher Weiſe bald zu dem einen, bald zu dem anderen hinübergezogen zu werden. Als aber einer es zu deutlich machte, ſprang ſie auf den Tiſch und ſchrie: keiner dürfe ſie anrühren. Da das natürlich nicht befolgt wurde, ſondern nun erſt recht alle zugriffen, kam ſie auf Guſtavs Seite zu Fall. Nun aber fuhr ſie auf und rief den Soldaten zu, ſie dürften ſich das nicht bieten laſſen. Und damit war das Zeichen zu einem Handgemenge gegeben, das durch den Ausbruch heftiger Worte und die tatkräftigen Bemühungen eines Beſonnenen, dem auch Rolf ſich anſchloß, nur ſchwer noch in Grenzen gehalten wurde. Mitten in dem allgemeinen Lärm ſtieß jemand an die Hängelampe über dem Tiſch, ſo daß dieſe klapperte und klirrte und herabzufallen drohte. In die dadurch entſtandene Stille ſcholl unerwartet eine Stimme von der Tür. Als die Erregten ſich umſahen, ſtand da ein Mann, den alle trotz des faſt undurchdringlichen Tabaksqualms ſofort als einen Schiffsoffizier erkannten. Im Augenblick waren die Soldaten aus dem Gemenge und ſtanden kerzengerade an ihren Plätzen.

„Schämt euch, Leute,“ ſprach indeſſen die Stimme von der Tür, „ich komme hier vorbei, höre den Lärm und muß euch finden! Schickt ſich ſowas für brave Soldaten? Macht, daß ihr 'rauskommt aus dieſer Spelunke.“ Damit hatte er ſchon Kehrt gemacht und war aus der Tür.

Unter den Zurückgebliebenen herrſchte eine Weile noch tiefe Stille. Die Matroſen ſahen einander an — ohne viele Worte zu machen, bezahlten ſie ihre Zeche und gingen. Auch durch die Hohnworte der anderen ließen ſie ſich nicht mehr zurückhalten. Die Mädchen wollten erſt mitgehen, denn die Matroſen hatten für ſie bezahlt, aber als Guſtav beide um die Taillen packte und ſchrie: „Sie bleiben hier!“ machten jene auch keinen weiteren Verſuch, ſie mitzunehmen.

„Was doch ſo ein einzelner Wille vermag!“ ſagte Rolf, der wie betäubt auf einem Stuhl am Nebentiſch geſeſſen hatte, zu ſich ſelbſt. Oder vielleicht war es gar nicht mehr der Wille jenes einzelnen, der zum Wollen und Befehlen erzogen war, ſondern auch in dieſen einfachen Leuten allen, die ſo automatiſch zu handeln ſchienen, war ein eingeimpfter Wille tätig, der ſeine eigenen, vielleicht einmal vergeſſenen, aber raſch immer wiedergefundenen Wege wandelte! Aus dem kleinen Begebnis war Rolf durch alle Umnebelung ſeiner Sinne hindurch auf einmal etwas wie eine Ahnung von der Macht des Willens im Menſchen lebendig geworden.

Aus ſeiner Verſunkenheit weckte Rolf das Gekreiſch der Mädchen, die jetzt von Guſtav, der auf dem Sofa ſaß, nicht eben ſanft angefaßt wurden. Er trat heran, legte dem Bruder die Hand auf den Arm und ſagte ziemlich kurz, denn es wurde ihm ſchwer, viel zu ſprechen: „Laß das! Um Chriſtianias willen!“

Ohne die Mädchen loszulaſſen, entgegnete Guſtav grinſend: „Ah! alſo jetzt kommt's!“

„Was kommt?“ fragte Rolf ungeduldig.

Der Bruder grinſte ihm immer noch aufdringlich ins Geſicht. „Ich ſag' dir ja! Spaß! bloß Spaß!“ verſetzte er ausweichend und brachte die beiden neben ihm wieder zum Schreien. Aber als Rolf ihn immer finſterer anſah, wurde auch er ernſt und fuhr fort: „Ihr treibt mir überhaupt zu viel Heimlichkeiten, ihr zwei!“

„Keine, die du nicht wiſſen könnteſt!“ entgegnete Rolf raſch.

„Ach, lüg du und der Deiwel!“ antwortete der andere, indem er ſich der Schwarzäugigen zuwandte. „Überhaupt die Tugend — was ich mir dafür kaufe!“

Jetzt fing es an, auch in Rolf zu kochen. „Was willſt du mit ſolchem Gerede?“ herrſchte er ihn an.

„Na, erlaube mal — du fragſt in einem Tone ...“

„Was du damit ſagen willſt?“ wiederholte Rolf. „Du haſt Chriſtiania nichts vorzuwerfen!“

Guſtav lachte auf. „Na, ich danke!“

„Ich wiederhol' es dir: nichts!“

„Und ich ſag' dir — die hat ſchon manchen hinter der Tür geküßt!“ kam es roh von den Lippen des anderen.

Rolf wurde dunkelrot im Geſicht, und es brannte ihm wie Feuer in den Augen. „Wen zum Beiſpiel?“

Guſtav hatte ſich erhoben. „Wen?“ fragte er geringſchätzig.

„Ja, wen?“

„Na, zum Kuckuck, dich zum Beiſpiel!“ ſtieß Guſtav hervor.

Jetzt ſchlug Rolf mit der Fauſt auf den Tiſch. „Das iſt nicht wahr!“

„Lüg du und der Deiwel!“ wiederholte wieder der andere, indem er ſich abwenden wollte.

„Gut! Dann geh' ich zu Chriſtiania und erzähl' ihr, mit wem du dich 'rumtreibſt!“ verſetzte Rolf mit wiedergewonnener Faſſung.

Im Augenblick hatte Guſtav ſich umgewendet. „Unterſteh du dich! Ehebrecher! Dieb du!“ ſchrie er ihn an.

Nun konnte Rolf ſich nicht länger bemeiſtern. „Schuſt du!“ ſagte er zum zweitenmal in ſeinem Leben zu ſeinem Bruder.

Er hatte das Wort kaum geſprochen, als er Guſtavs Finger an ſeiner Kehle verſpürte, in derſelben Sekunde aber auch, wie ein paar Frauenarme und -hände ihm feſt über Geſicht und Schultern faßten und ihn zu Boden drückten. Es war ſein Glück; denn Guſtavs rohwildes, trunkenes Antlitz, das er jetzt über ſich gebeugt ſah, weisſagte nichts Gutes. Inzwiſchen waren auch die anderen herzugetreten — man trennte die Brüder, und eine Minute ſpäter war Rolf allein auf der Straße in der kühlen Auguſtnacht, über der ungezählte Scharen von Sternen flimmerten. Guſtav war noch in der Kneipe zurückgeblieben.

Mußte ſchon ein ſolcher Auftritt in Rolfs empfindlicher und noch immer wunder Seele die tiefſten Spuren zurücklaſſen, ſo waren zwei Ereigniſſe, die nun raſch aufeinander folgten, in ihrer inneren Verbindung erſt recht dazu angetan, ihn an allem Glauben an die Verläßlichkeit und das Gute in der menſchlichen Seele vollkommen irre zu machen.

Das eine war die Tatſache, daß in der Frühe des nächſten Tages Chriſtiania verweint und beinahe verwildert in der Wohnung von Rolfs Mutter erſchien und unter Tränen berichtete, ihr Mann habe ſie heut' nacht, als er betrunken nach Hauſe gekommen, geſchlagen. Zuerſt wollte ſie mit der Sprache nicht recht heraus, als aber die Mutter für eine Weile das Zimmer verließ, beichtete ſie doch, Guſtav habe ihr unerlaubten Verkehr mit Rolf zum Vorwurf gemacht. Alle Nachbarn hätten es ihm erzählt, wie ſie beide immer zuſammengeſteckt und nicht einmal Scheu getragen, ſich vor den Leuten zu zeigen. Und als ſie ihm beim Haupte ihrer Kinder zugeſchworen, daß daran kein wahres Wort wäre, da ſei er auf die alte Geſchichte zurückgekommen, daß ſie beide doch auch auf der Winterreiſe über Haff ſchon miteinander zu tun gehabt. Der Fiſcher Pohl habe erklärt, er könne es vor Gott und allen Menſchen bezeugen, daß ſie nachts in demſelben Zimmer zuſammen geweſen, und niemand werde behaupten, daß der alte Pohl je ein Lügner geweſen. Auf die Erneuerung dieſes alten Vorwurfs habe ſie ihm ſchlimme Worte zu hören gegeben, aber da ſei er wild geworden, habe ſie geſchlagen und mit dem Fuß nach ihr getreten, ſo daß die Kinder aufgewacht ſeien und geſchrien, und die Nachbarn hätten kommen müſſen, um Frieden zu ſtiften. Die Kinder habe ſie jetzt zu der Mutter gebracht, und ſie ſelber wolle niemals wieder zu ihrem Mann zurückkehren, das war der Schluß ihrer tränenreichen Erzählung.

Rolf fand das nur richtig und konnte nichts anderes tun, als ſie in ihrem Entſchluſſe beſtärken. Denn wenn es ſchon bis zu Schlägen gekommen, ſei eine Verſöhnung wohl für immer ausgeſchloſſen, meinte er.

Das zweite Ereignis fiel drei Tage ſpäter und hing auch mit einem Beſuche Chriſtianias zuſammen. Diesmal aber kam ſie am ſpäten Nachmittag, um eine Zeit, da ſie wußte, daß die Mutter noch nicht zu Hauſe ſein konnte. Sie war nett hergerichtet, ſo wie an jenem frühen Morgen, als ſie gemeinſam Guſtav erwartet hatten. Rolf, der am Fenſter über einem Buche ſaß, ſah ſie von fern über die Straße kommen und wunderte ſich nur, daß ſie ſo langſam ging und gar nicht nach ſeinen Fenſtern aufſah, was ſonſt wohl in ihrer Natur gelegen hätte. Als ſie aber bei ihm ins Zimmer trat, erſchrak er ordentlich, ſo verändert kam ihm ihr Geſichtsausdruck vor, obwohl er ſie alle dieſe Tage, und meiſt zweimal, bei ihrer Mutter geſehen hatte. Etwas Hartes und Entſchloſſenes lag in ihren Zügen, was den noch heute weichen Formen durchaus widerſprach und auf den Abſchluß irgendeines inneren Kampfes hindeutete. Rolf ſprang auf und ergriff ihre Hand. Sie ließ ſie ihm, erwiderte aber ſeinen Druck nicht und ſah ihn auch nicht an, als ob ſie kein gutes Gewiſſen gegen ihn hätte. Seine Fragen, was denn geſchehen ſei, und warum ſie ſo traurige Augen mache, beantwortete ſie nicht gleich. Sie ließ ſich von ihm auf der Mutter kleines, geblümtes Sofa geleiten, und auch als ſie hier ſaß, hielt ſie die Blicke von ihm fern und vor ſich auf die Tiſchdecke geheftet.

Die faſt unnatürliche Starrheit ihrer hübſchen blaugrauen Augen, in denen ſich alles Leben und aller Mutwille heute verkrochen zu haben ſchienen, erfüllte ihn mit großem Mitleid. Er ſtrich ihr ſanft über die Hände, die ſie gefaltet im Schoße hielt, und fragte wiederholt leiſe, was denn geſchehen ſei, ſie ſolle es ihm doch ſagen.

„Du wirſt mich jetzt ganz verachten,“ brachte ſie endlich tonlos hervor.

„Ich verachte niemanden, am wenigſten dich, Chriſtiania,“ verſetzte er wärmer. „Ich habe viel zu viel Reſpekt vor der menſchlichen Seele, um nicht alles verſtehen zu können.“

Aber da ſagte ſie doch etwas, was er nicht verſtand.

„Ich habe mich geſtern mit ihm ausgeſöhnt,“ ſagte ſie; „du warſt gerade fort; da iſt er gekommen und hat mich ſo flehentlich gebeten, daß ich nicht anders konnte. Ich bin ja doch ſeine Frau, und oft hat er mich ja auch wirklich lieb, und geſtern iſt er ſo gut zu mir geweſen, daß ich wieder glaubte, ich könne nicht leben ohne ihn. Da bin ich mit ihm gegangen.“

Rolf ſchwieg. Das verſtand er wirklich ganz und gar nicht. Armes Geſchöpf, dachte er nur; wenn ſie ſo abhängig war von ihren Inſtinkten, wenn ſie ſo wenig Willen hatte, was hatte er dann noch mit ihr zu ſchaffen? Dann mußte ſie ſchon ohne ihn fertig werden. Willenloſes Weib! beendete er faſt hochmütig ſein Nachſinnen und bedachte nicht, wie er bis zu dieſer Stunde ſich auch kaum als etwas anderes bewieſen hatte, denn einen willenloſen Mann.

Sie unterbrach ſeine Gedanken, indem ſie ihre Hand auf ſeinen Arm legte und ihn plötzlich anſah.

„Und nun kommt das Schlimmſte!“ hörte er ſie dabei ſagen. „Er muß fort. Heute abend noch. Er hat was Schlimmes begangen!“

„Begangen ſagſt du? Was hat er begangen? Was denn?“ forſchte er — der Atem ſtockte ihm in der Kehle.

„Der Sohn von eurem Nachbar, der Seifenſieder — du weißt wohl —, der hat ihn dazu verführt, ſagt er, daß er Wechſel geſchrieben hat. Ein paarmal iſt es ganz gut gegangen, aber jetzt hat er eine Unterſchrift nachgemacht, und wenn das 'rauskommt, dann ſtecken ſie ihn ins Zuchthaus!"

„Guſtav?"

Sie nickte langſam. „Es bleibt nichts anderes — er muß fort, ſagt er, noch heute nacht, nach Amerika. Aber er muß von Königsberg fort, hier wiſſen es alle gleich. Ich habe ſchon auf die Möbel geliehen — aber das iſt ſo wenig. Du haſt mir erzählt, daß du noch ein paar hundert Mark haſt. Willſt du's mir geben?"

Sie ſah ihn mit ihren traurigen, tränenloſen Augen fortgeſetzt an, während ſie das ſagte, als dürfte er mit keiner Miene, keinem Blick ihr entgehen.

Er fühlte dieſe Gewalt und ſprang auf. „Ich kann nicht, Chriſtiania!" rief er, „es iſt das einzige! Wie ſoll ich weiterkommen? Ich muß doch leben in Königsberg!"

Immer noch ihr ſtiller verfolgender Blick und ihre weiche Stimme. „Ach, du wirſt ja doch zur See gehen — ich weiß ja! Da brauchſt du es nicht ſo nötig — namentlich für den Anfang. Und du biſt ja ſo ordentlich — du ſparſt es dir bald wieder zuſammen! Gib's mir."

„Ich kann nicht, Chriſtiania!" wiederholte er, und während er nach der Bittenden auf dem kleinen Sofa hinüberſah, war ihm, als ob er nichts mehr deutlich erkennen könne und alles durch unſichere Linien verzerrt ſei. Er mußte mit einem Ruck ſich losreißen von der Erſcheinung und trat zur Seite.

Durch die Gardinen kam die ſchon ſchräge Sonne ins Zimmer und malte ſcharfe Lichtfiguren gegen die Wand. Aus einem entfernten Hofe klang in ſchrillen Tönen das Spiel einer Drehorgel, und von Zeit zu Zeit füllte Kindergeſchrei von der engen Gaſſe die Luft.

Er bemerkte alles wie im halben Traume und mußte ſich ernſtlich befragen, ob das hier auch ein Wirkliches ſei, was er jetzt erlebte. Hatte er es nicht einmal ſchon genau ſo durchgemacht? Wie war es doch nur geweſen? Und unbewußt nachdenkend, legte er die Hand an die Stirn.

Sie aber ließ nicht nach. „Denk, was du mir einſtmals geſagt haſt, Rolf — daß ich dir dein Leben gerettet hab'! Heut' kannſt du's mir vergelten. Und denk an deinen Namen — er iſt doch mein Mann und dein Bruder — und wenn das alles hier verhandelt wird ..."

Sie mußte mit ſehr feſtem Vorſatz hergekommen ſein, denn ihre Stimme zitterte nicht, und ihre ſonſt ſo leicht zu Tränen geneigten Augen weinten auch nicht heute — ſie ſaß nur da und verfolgte jede ſeiner Bewegungen, und jeder Blick war wie eine dringende Bitte.

Ihm aber ſchoß die Erinnerung durch das Herz, wie er damals in dem dunklen Torweg hinter ihr her geſagt: „Das will ich Ihnen vergelten!" und wie feſt er ſich das vorgenommen hatte in jener Stunde — und wie er unwiſſentlich eigentlich das Gegenteil über ſie heraufbeſchworen, indem er ſie, ohne es zu ahnen, in dieſe Ehe und damit ins Unglück gebracht ... Aber auch jener zweite Abend fiel ihm ein, als er in des trunkenen Paſtors Hauſe ſein ganzes Hab und Gut hingegeben für einen Schiffbrüchigen, ſo daß er ſelbſt als Bettler am Wege geſtanden. Und nun ſollte er das noch einmal durchmachen, genau dasſelbe, bloß weil dieſer Schiffbrüchige zufällig ſein Bruder war?

Und er nahm alle Kraft zuſammen und ſagte zum dritten Male: „Ich kann nicht, Chriſtiania!"

Eine bange Pauſe folgte den Worten — man hörte ein paar Fliegen ſummen im Zimmer, ſonſt war alles ſtill. Er hatte den Mut nicht, ſie anzuſehen, und ſtand unbeweglich neben des Vaters vielgeflochtenem Rohrſeſſel, auf den er die Hand gelegt hatte.

Da hörte er ſie aufſtehen. Er glaubte, ſie würde ohne ein Wort hinausgehen, und damit würde der letzte Menſch von ſeiner Seite geriſſen ſein, an dem ſeine Seele noch hing. Aber das geſchah nicht. Sondern wortlos trat ſie vor ihn hin, ſank ohne Laut vor ihm nieder und umfaßte ſeine Knie.

Er blickte erſchrocken auf ſie herab — ihm war, als hätte ſie plötzlich alle ſeine Stärke mit ſich zu Boden geriſſen. Er ſah in dem Augenblick nicht das arme unglückliche Weib, das um ſeinen Mann bangte, nicht die gehetzte Mutter, die für das letzte flehte, das man dem Vater ihrer Kinder antun konnte, er ſah nur das junge Geſchöpf, das einſt ſo voll Leben und Luſtigkeit an ſeiner Seite geſchritten war, und die er damals geliebt — und die lag jetzt vor ihm und bettelte —

um ſeine lumpigen Groſchen! Ein heißes Gefühl wallte in ihm auf, er hob die Kniende empor, ſtammelte ein paar Worte, die ſie wohl kaum verſtand, und als ſie noch immer mit ängſtlichen Augen an ſeinem Geſichte hing, ſagte er mit feſter Stimme und nickte bekräftigend dazu: „Ja! Du ſollſt es haben.“

Am nächſten Morgen kam Chriſtiania zu Rolf und ſeiner Mutter, um ihnen zu ſagen, daß Guſtav noch in der Nacht nach Königsberg gegangen ſei und von da nach Hamburg fahren werde, um ſo ſchnell wie möglich Amerika zu erreichen.

Sie alle haben nie wieder etwas von ihm gehört. Wer weiß, ob er untergegangen ſein mag oder ſonſt irgendwo in der Fremde verdorben und geſtorben iſt!

Rolf aber hatte auch dieſen Kelch noch auszukoſten gehabt.

Was in den nächſten Tagen in ihm vorging, iſt ſchwer zu ſagen. Von den widerſprechendſten Gefühlen wurde ſeine arme Seele hin und her gepeitſcht. In einem Augenblick glaubte er, er dürfe ſich vor niemandem mehr jetzt ſehen laſſen; ſein Name war ja geſchändet jetzt — jeden Tag konnte es ans Licht kommen, was ſein Bruder getan, und er war eines Blutes mit ihm — auch ihn traf ein Teil der Verachtung, die jenen erwartete. Insbeſondere die tüchtigeren unter den Seeleuten, mit denen ihn ſeine neuere Lebensweiſe zuſammengeführt, und die ſein Inſtinkt wohl erkannt hatte, waren es, vor denen er ſich genierte, die er vor allem zu vermeiden wünſchte.

Im nächſten Augenblick aber wieder reizte ihn etwas, all jenem Gerede und Getuſchel die Stirn zu bieten, einen lauten Ausbruch zu verhindern, ſolange noch nichts bewieſen war, und durch ſein Erſcheinen in dem gewohnten Kreiſe wenigſtens zu beweiſen, daß er ſelbſt ſich nicht mitſchuldig gemacht hatte an allem, was etwa der Bruder verbrochen, und daß er mit freier Stirn noch jedem entgegentreten durfte, er, ein makelloſer Träger ſeines alten, geachteten Seemannsnamens. Wenn er dann aber, ſolchem Antriebe folgend, ſich zu den alten Genoſſen wagte, dann brauchte nur von irgendwoher zufällig ſein Name genannt zu werden, und er zuckte zuſammen wie ein Pferd, dem man unvermutet die Peitſche gibt.

Sein ungleiches, haltloſes Weſen konnte nicht immer und allen verborgen bleiben, und ein paarmal war er denn in der Tat ſchon darauf angeredet worden, ſo daß er Mühe gehabt hatte, durch ein halbes Scherzwort oder ergiebigeres Zutrinken darüber hinwegzukommen. Ein Glück noch, daß niemand auf den Gedanken geriet, ſein Gebaren mit der Abweſenheit des Bruders in Verbindung zu bringen, von dem es hieß, daß er Geſchäfte halber nach Tilſit gefahren ſei. Allein mit jedem Tage wurde es ſchwerer, dieſe Komödie weiter zu ſpielen; an ſo lange Abweſenheit eines Seemanns ohne triſtige und mitteilenswerte Gründe konnte wohl niemand recht glauben, und eine innere Aufregung ſpiegelte Rolf faſt Tag für Tag ſchon den Augenblick der Entdeckung vor Augen, vor dem er zitterte, als wäre er ſelbſt der Schuldige. Der Umſtand, daß er von allen Vorgängen, die mit dem Verbrechen des Bruders zuſammenhingen, kein Sterbenswörtchen erfuhr, war mit dazu angetan, ſeine ſeeliſche Aufregung zu verſtärken. Er hatte nämlich ſeit jenem Morgen, als ſie die Fluchtnachricht brachte, Chriſtiania nicht wiedergeſehen, er wollte ſie auch nicht ſehen — er verkroch ſich geradezu vor ihr. Aber da ſie die einzige war, die vielleicht von all den ſchlimmen Dingen und ihrem Fortgang etwas wußte — die Mutter hatten ſie abſichtlich nicht eingeweiht —, ſo erfuhr er nun gar nichts von der Wirklichkeit deſſen, was ihm in der Vorſtellung ſchon ſo das Herz zerbrannte.

Es waren vielleicht zehn Tage vergangen, da bemerkte Rolf abends im „Paradieſe“, wie zwei ältere Seeleute, die nicht weit von ihm am Nebentiſche Platz nahmen, als ſie ſeiner anſichtig wurden, die Köpfe zuſammenſteckten und zu tuſcheln anfingen. Die Vorſtellung, daß das Unheil nun ſeinen Lauf beginne, traf ihn wie ein Dolchſtoß. Was er gefürchtet, wurde ihm im Laufe des Abends zur Gewißheit. Die Blicke, die die anderen zu ihm hinüberrichteten, und ein gelegentlich aufgefangenes Wort aus ihrer Unterhaltung verrieten es deutlich. In Rolf war etwas wie der Wunſch lebendig, zu verhindern, daß die Schmach ſeines Namens hier nun gleich vor aller Ohren in die Welt poſaunt würde, und ſo wurde er, um die anderen ſchweigen zu machen, ganz gegen ſeine Gewohnheit ſelber laut und feuerte ſich dazu durch Getränke immer von neuem an. Er erreichte auch ſein Ziel inſoweit, als er zu den letzten gehörte, die im Tagesgrauen in der hier üblichen halben Umnebelung den Keller verließen. Als aber draußen die Genoſſen wie dunkle Schatten unter verlorenen Worten in den umliegenden Straßen ſich zerſtreut hatten und er nun einſam daſtand in der ſeekühlen, regenfeuchten Morgenluft, da ſtieg all der Jammer und die Bitterkeit und all die Lebensverzweiflung, die er nun ſchon ſo viele Tage in ſich hineingefreſſen hatte, mit ſo großer Gewalt in ihm empor, daß er in Tränen ausbrach und, als könne er mit dem Raum und den Menſchen auch den ſchrecklichen Taten entfliehen, welche die Häuſer hier bargen, aus den Straßen der Stadt nach dem Leuchtturm hinausrannte. Aber auch das war ſein Ziel nicht mehr; für ihn gab es keine Ferne mehr, die ihn noch verlockte und reizte, und keine Nähe legte ihre beglückende Hand ihm auf die Schulter — rauh und gefühllos ſtieß ihn das Leben vorwärts auf ſteiniger Straße — die dürren Grashänge hier auf den Grabenſeiten, die hatte es ihm als Lagerſtätte bereitet, und die Chauſſeeſteine bot es ihm als Kopfkiſſen an. Und faſt ohne zu wiſſen, was er tat, ſank er neben einem der Steinhaufen am Wege in die Knie und lehnte die heiße Stirn gegen die harten Kanten. Allmählich ließ er ſich ganz zu Boden ſinken, und es tat ihm wohl, ſeinen ſchmerzenden Kopf auf einem von den Steinen zu betten. So lag er und wälzte immer denſelben Gedanken in ſeinem Hirn umher, während aus dem grauen Himmel langſam Tropfen auf Tropfen niederzufallen begannen auf ſein erhitztes Geſicht. Er empfand es und wußte auch, daß er nun bis auf die Haut durchnäßt werden würde, wenn er hier liegen bliebe. Aber es war ihm gleich, er hatte nur den einen Wunſch noch: jetzt weggelöſcht zu werden aus der Nähe der lebenden Menſchen von dieſem immer dichter und ſchneller ſinkenden Regen, ausgelöſcht für immer! Und unter ſolchen Gedanken ſchwanden ihm allmählich die Sinne.

Als er wieder erwachte, ſah er über ſich ein weibliches Geſicht gebeugt, das er nicht kannte. Das eine mit ſchwarzem Läppchen verhängte Auge rief irgendeine entfernte Erinnerung in ihm wach, die er nicht zur Hand hatte. Er wollte nachdenken, aber es machte ihm Mühe; er war zu müde dazu. Er war überhaupt zu müde, ſich nur zu bewegen. Seine Bruſt ſchmerzte, ſein Kopf brannte, und die Füße empfand er wie Eisblöcke. Er hatte plötzlich neben ſich ſeinen Namen nennen gehört, das hatte ihn veranlaßt, die Augen zu öffnen. Aber nun hatte er ſie wieder geſchloſſen und ließ es gleichgültig zu, daß das weibliche Weſen, das mit einem anderen redete, derweilen ſeine Hand gefaßt hielt. Dann war es wieder ganz ſtill um ihn — er hörte nur das Blut in ſeinem Kopfe ſauſen.

Nach einer Weile fühlte er, daß er aufgehoben und in einen Wagen geſetzt wurde, der langſam nach der Stadt fuhr. Endlich hatte er noch ein Bewußtſein davon, daß er von ſeiner Mutter und einem fremden Weſen entkleidet und zu Bett gebracht wurde. Danach überfiel ihn ſo tiefe Müdigkeit, daß er alles um ſich her vergaß und nur noch den Wunſch hatte, nichts zu empfinden.

Rolf hatte Lungenentzündung. Elf Tage lang ſchwankte das Fieber auf und ab. Wiederholt, wenn man ſchon glaubte, es überwunden zu haben, flammte es von neuem empor und verſetzte von neuem ſeine Pfleger in Sorge und bange Erwartung. Er war jetzt meiſt bei klarem Bewußtſein und erkannte die, welche um ihn waren, ganz wohl. Es waren außer dem Arzt und der Mutter nur noch Tante Malchen, deren Geſicht ſchon recht ſchrumplig zu werden begann, und das weibliche Weſen mit dem verbundenen Auge, das ihn vom Wegrande aufgeleſen. Die Mutter hatte ihm erſt beſtätigen müſſen, daß es Sibylle ſei, ſo ſchwer hatte er in den beſorgten Zügen, die täglich ein paarmal über ſeinem Bette auftauchten, die halbvergeſſene Jugendgeſpielin wiederzuerkennen vermocht. Es waren ja freilich auch ſo viele, viele Jahre verfloſſen ſeit der Zeit, daß ſie miteinander befreundet waren!

Als die Kriſis vorüber war und es langſam, ganz langſam wieder beſſer wurde mit ihm, ſprach er öfters mit ihr von der Vergangenheit, und die ſtill-freundliche Art, mit der ſie ſich mancher kleiner Einzelheiten daraus erinnerte, tat ihm von Herzen wohl. Aber ſie brach ſolche Unterhaltungen meiſt ſehr bald ab, weil ſie meinte, daß es ihn zu ſehr anſtrenge. So war er doppelt dankbar, als ſie ihm eines Tages vorſchlug, ſie wolle lieber öfters kommen und ihm vorleſen. Das nahm er mit Freuden an, und ſo konnte er das ihm von Tag zu Tag vertrauter werdende Geſicht jetzt wöchentlich mehrere Male für längere Zeit neben ſeinem Lager erblicken und ſich nach Herzensluſt in den liebevollen, ein wenig leidgeprägten Ausdruck ihrer zarten Züge vertiefen. Wenn ſie dann aufhören mußte und das Buch zuklappte, weil die Dämmerung zu ſinken begann, ſaßen die beiden Menſchenkinder wohl noch eine halbe Stunde ſchweigend nebeneinander, er hoch aufgerichtet in ſeinen Kiſſen, ſie in des alten Vaters Runge ausgedienten Armſtuhl zurückgelehnt, und genoſſen das Glück ſtillen Befriedrigtſeins. Selten, daß mit halblautem Wort der eine oder der andere noch eine Frage tat oder eine Bemerkung machte ... Daß ſie einander nahe ſein durften, ſchien beiden zu genügen. Weiteres begehrten ſie nicht.

Und endlich kam auch der Tag, da Rolf ſeinen erſten Ausgang machen durfte. Sibylle hatte es ſich nicht nehmen laſſen, dazu einen Wagen zu beſorgen, und ſie ſaß nun auf dem Rückſitz, während im Fond neben Rolf Tante Malchen thronte, die als eine Art Reſpektsperſon mitkommen mußte.

Erſt als ſie ſchon unterwegs waren, fiel Rolf das Ungewöhnliche ihrer Situation ein. Er wollte den Platz mit Sibylle wechſeln, aber ſie litt das nicht und meinte auch in ihrer einfachen Art, als er fragte, ob ſie ſich nicht vor dem Gerede der Leute fürchte, wenn ſie mit ihm hier ſo fahre, die Leute wüßten ja ſchon, daß ſie durch ihre Schickſale zur Krankenpflegerin geworden ſei, und er ſehe noch leidend genug aus.

Es war ein herrlicher ſonniger Nachmittag zu Anfang September. Die Luft vom klarſten, durchſichtigen Blau und warm dazu, und die Bäume ringsherum ſtanden im prächtigſten Schmuck ihrer verſchiedenfarbigen Blätter.

Als ſie auf der Chauſſee an der Stelle vorüberkamen, wo Rolf an jenem Morgen gelegen, ſuchte Sibylle abzulenken, indem ſie ihn in ein Geſpräch über einige Schiffe verwickelte, die fern auf See ſichtbar waren. Er aber merkte es, lächelte leiſe und ſagte, als ſie nun ſelbſt eine Pauſe machte, indem er ihr ſtill in die Augen ſah: „Alſo richtig vom Wegrande aufgeleſen ...!“

„Ja, Rolſchen,“ nahm nun Tante Malchen eifrig das Wort, „und wer weiß, was ſonſt aus dir geworden wäre! Kannſt dich richtig bei der Syb dafür bedanken!“

Er ſah ſie noch immer in ſeiner ſtillen Weiſe an. „Das tu ich ja auch,“ ſagte er, „jeden Tag und jede Stunde, und das weiß ſie auch, ich kann es nur nicht jeden Augenblick ſagen!“

Sibylle vermied es, ihn anzuſehen. „Ach, wenn ich nicht gekommen wäre,“ meinte ſie leichthin, „dann hätte ein anderer ihn gefunden, und es wär' ganz genau ſo geworden!“

Ein paar Sekunden ſchwieg er. Dann lehnte er ſich nach vornüber und legte ſeine blaſſe Hand auf ihre im Schoße ruhende Linke: „Nur wir beide hätten uns dann nicht getroffen.“

„Nein, das iſt wahr!“ verſetzte ſie ſcheinbar gelaſſen.

„Nie?“

„Wahrſcheinlich!“

„Nie mehr?“ Er wollte ſie jetzt durch ſeinen Blick zwingen, ihr Auge zu ihm zu erheben. Und ſie tat es, aber nur für eine flüchtige Sekunde.

„Ich glaube,“ war ihre Antwort.

Alſo aus Abſicht, beſtätigte er vor ſich hin. „Und ſind Sie nun dem Schickſal böſe, daß es anders gekommen iſt?“ forſchte er nach einer Weile weiter.

„Wenn ich dem Schickſal böſe ſein wollte, dann hätt' ich viel früher damit anfangen können!“ verſetzte ſie mit einem kaum merklichen Kopfnicken.

Es war zum erſtenmal, daß ſie auf jenen unglücklichen Vorfall anſpielte, der ihn den Frohſinn ſeiner Kindheit gekoſtet hatte, und da er ihre Bemerkung für eine bewußte Zurückweiſung ſeiner vielleicht allzu kühnen Frage hielt, ſo ſcheuchte ihn das wieder in ſich zurück. Er wurde ſchweigſam, ließ von den Frauen über ſich verfügen und kehrte geduldig, als ſie es verlangten, in ſein Krankenzimmer zurück.

Von dieſem Tage ab aber erwachte in ihm wieder jenes längſt entſchlummerte Gefühl, daß er etwas zu ſühnen habe an ihr, und ihre neueſten Guttaten beſchämten ihn vollends mit jedem Tage mehr. Denn in ihrer ſtillen, anſpruchsloſen Art hörte ſie nicht auf, ſeine Pflegerin zu ſein, ihm ein paarmal in der Woche vorzuleſen und auch ſonſt ab und zu ihn aufzuſuchen, wenn ſie wußte, daß die Mutter nicht daheim ſein konnte. Mit heimlichem Blick betrachtete er ſie dann manches Mal und legte ſich die Frage vor, ob ſie wohl anders geworden ſein würde, wenn jener ſchreckliche Zufall nicht in ihr Leben eingebrochen wäre, ob die leiſe Vorwärtsneigung des Kopfes und der leicht umflorte Klang ihrer Stimme auch Folgen davon waren, und ob ihr ſelbſtloſes, aufopferndes Tun und Laſſen, von dem Tante Malchen ihm jetzt ſo viel zu erzählen wußte und wie auch er ſelbſt es jetzt kennen lernte, vielleicht nur den unfreiwilligen Verzicht bedeutete auf all jene Lebensfreude und Heiterkeit, die ſonſt wohl den Weg eines herangeblühten jungen Weibes begleiten. Er hätte ſo gern ſolche Fragen mit nein beantwortet. Aber ein Vergleich des einzigen, ſtets ein wenig hilflos dreinſchauenden Auges mit dem Anblick der wirren, unbändig krauſen Stirnhaare, die wie ein gewaltſamer Proteſt gegen den Krankeneindruck der ſchwarzen Binde erſchienen, zwang ihn doch immer wieder zu der Vorſtellung einer gebrochenen Blume, deren Schickſal er auf dem Gewiſſen habe. Und ſo niſteten Mitleid und Selbſtvorwürfe ſich immer tiefer in ſeinem Herzen feſt, und heimlich, ganz heimlich regte ſich darunter ſchon das Verlangen, eines Tages mit einem großen Opfer gutzumachen, was er gefehlt.

Solange ſie noch häufiger zu ihm kam, ertrug er das Gefühl — denn mit Wort und Blick und jenen hundert unwägbaren Kleinigkeiten, zu denen die Gegenwart Anlaß und Gelegenheit gibt, konnte er ihr wenigſtens danken. Als aber ſeine fortſchreitende Geneſung ihr Erſcheinen ſeltener machte, empfand er die Nichtbetätigung ſolcher herzlichen Anerkennung wie einen ſchmerzlichen Mangel, ja, wie einen neuen Verluſt, den ſeine Seele erleiden ſollte. Und dagegen wehrte er ſich. Als ſie daher eines Tages — Tante Malchen war gerade dabei — erklärte, dies ſei nun ihr letzter Beſuch, Rolf bedürfe ja ihrer nicht mehr, da konnte er ſich nicht enthalten, ſie geradezu zu bitten, ſie möchte ein Teilchen der Freundſchaft, die ſie dem Kranken bewieſen, nun auch dem Geſunden erhalten und hin und wieder beweiſen. Jetzt legte weltklug und verſtändig ſich Tante Malchen ins Mittel und ſchlug vor, die jungen Leute könnten ja unter ihrem Schutze in dem wohlbekannten Stübchen hin und wieder ſich treffen, und am Sonntagnachmittag ſolle gleich mal ein Anfang damit gemacht werden. Rolf wußte aus Sibylles Erzählungen, daß die Verhältniſſe im Apothekerhauſe infolge des ſchwer leidenden Zuſtandes der Mutter abſonderlich traurige waren und ſie dort eigentlich nie jemanden bei ſich ſahen. So begrüßte er das Anerbieten des alten Dämchens mit Freuden und war herzlich beglückt, als auch Sibylle es nicht zurückwies.

Und ſo kam der Sonntag heran — viel zu langſam für Rolfs ſehnſüchtige Wünſche. Das Geſpräch, das die beiden dann in Tante Malchens Gegenwart führten, richtete ſich zuerſt in die Vergangenheit und holte heute bewußt alle jene kleinen Erinnerungen hervor, die von dieſem Stübchen einſt ihren Ausgang genommen. Und als ſie bei der Geſchichte von dem Achatring angekommen waren, da hatte Tante Malchen wirklich den Mut, gegen Rolf gewendet zu ſagen: „Und ich wette, ſie trägt ihn noch heute! Wenn auch nicht an der Hand. Aber ich habe mal ſo ein Kettchen am Halſe geſehen ...“

Sibylle wurde rot und freute ſich, daß es ſchon dunkel wurde. Sie legte die Hand auf die Bruſt und ſagte eilfertig: „Das Kettchen hab’ ich immer getragen — ein goldenes Kreuzchen war daran, das wird Rolf wohl noch wiſſen, nicht wahr?“

Das verräteriſche „war“ in dieſen Worten hatte Rolf wohl bemerkt, aber es genügte ihm, und er beſtätigte gern ihre Behauptung. Dann aber fuhr er fort: „Nur unſere Freundſchaft haben wir lange Zeit ſchlecht gehalten.“

„War das meine Schuld?“ verſetzte ſie, nicht ohne Vorwurf im Ton.

„Gewiß nicht! Vielleicht auch die meine nicht. Aber wiſſen Sie, was mich wundert?“

„Nun?“

„Daß Sie, als Sie mich fanden — Sie wiſſen ſchon —, ſofort bereit waren, ſie mir wieder zu beweiſen. Ich hatte das doch ſo gar nicht verdient.“

„Mein Gott, das war doch Menſchenpflicht!“

„Ja! Zuerſt ... aber ſpäter ... wie ſoll ich das Ihnen je vergelten?“

Sie unterbrach ihn faſt herb: „Deswegen hab' ich's nicht getan, Rolf!“

„Das weiß ich! Nein!“ verſetzte er raſch und ſchob auf dem Tiſch ſeine Hand nach ihr hinüber. Aber ſie ergriff ſie nicht. Er zögerte noch, ſo gab es eine kleine Pauſe.

„Es iſt ſo ſchön, für einen Menſchen was zu bedeuten,“ ſagte ſie dann nachdenklich. „Das empfand ich bei Ihnen! Sie haben ja niemand ſonſt.“

Rolf ſann dem Gedanken nach. Einem Menſchen was zu bedeuten! Einem einzigen nur! Wie recht ſie hatte, wie genau ſie wußte, worunter auch er gelitten hatte ſo viele Jahre! Und auch jetzt wieder litt ſeit ſeinen letzten Erlebniſſen in Königsberg! Und hier war nun eine, die ihm etwas bedeutete, viel bedeutete ... und für die er auch etwas war, das fühlte er wohl. Aber war das genug, um zwei Menſchenſeelen aneinander zu ketten, ohne den großen, gewaltigen und geheimnisvollen Zug der Herzen? Er wurde faſt traurig darüber, daß ſein Inneres immer „nein“ ſagen mußte dazu.

Tante Malchen war hinausgegangen, um die Lampe zu holen, es dunkelte ſtark in der Stube — die beiden ſaßen eine Weile ſchweigend einander gegenüber. Endlich fand Rolf zuerſt wieder die Worte. Er war noch ganz bei ihrem letzten Gedanken.

„Haben Sie bemerkt, daß Sie auch mir viel bedeuten, Sibylle? Sie bedeuten mir den Freund, dem ich alles ſagen könnte, was meine Seele berührt — ſo großes Vertrauen hab' ich zu Ihnen.“

„Aber Sie ſpüren nie Verlangen, es zu tun,“ verſetzte ſie mit einem leichten Anflug von Ironie. „Wie oft hab' ich gedacht, ob er dir wohl auch einmal von ſich ſprechen wird? Von dem, was er innerlich durchlebt hat? Nie!“

Jetzt ſprang er auf und trat neben ſie. „Doch, Sibylle! Ich habe Verlangen — und ich will's Ihnen beweiſen! Ich habe nur Scheu gehabt, von mir zu berichten, weil ich vielleicht Ihre Freundſchaft verliere dadurch. Aber Sie haben recht, wenn ich's nicht täte, dann wäre immer etwas zwiſchen uns ... und das haben Sie nicht verdient. Alſo — laſſen Sie mich beichten — Sie wiſſen nicht, wie gern ich's Ihnen gegenüber tue. Aber glauben Sie mir, es geſchieht heute überhaupt zum erſtenmal.“

Und nun begann er von ſeinen Erlebniſſen in Königsberg zu erzählen und verſchwieg nichts, und klagte ſich an ob ſeines zwieſpältigen Herzens, und es war ihm Wohltat, zum erſtenmal von all den Dingen zu ſprechen, die ſo lange Zeit ſeine ganze Seele in Anſpruch genommen und ſie ſo gequält hatten. Er hatte kaum gemerkt, daß Tante Malchen inzwiſchen mit der Lampe gekommen war und ſich dann lautlos und beſcheiden auf den Stuhl am Ofen geſetzt hatte; er war ganz mit ſich beſchäftigt und mit Sibylles blaſſem Geſicht, das im Schein der Lampe über dem Tiſche ſchwebte, und das all die Leiden mit zu durchkoſten ſchien, von denen er da berichtete.

Als er endlich ſchwieg, wagten auch die anderen eine Zeitlang noch nichts zu ſprechen. Dann aber ſagte Tante Malchen mit beſtimmtem Ton, als ob ſie eine ausgemachte Weisheit verkündete: „Ja, mein Jungchen, und das kommt daher, weil ſie dich nicht verdient hatten, beide nicht. Ein Frauenherz muß den Mann ſich immer erſt verdienen durch Opfer, die ſie ihm bringt oder ſonſt irgendeine beſondere Tüchtigkeit. Aber die — was haben die wohl für Opfer gebracht um dich?“

Rolf merkte wohl, wohin das zielte, aber weit wichtiger war ihm im Augenblick, was wohl Sibylle ſagen würde zu ſeinen Bekenntniſſen. Er fragte ſchließlich direkt danach, ob es nicht ſchmählich ſei, wie er gehandelt habe, und ob ſie einen Menſchen wie ihn noch ihres Umgangs würdigen werde.

„Ich kann auf keinen einen Stein werfen,“ ſagte ſie dann, „die Menſchen irren ſo leicht, und wer ſelbſt einſam iſt, weiß am beſten, wie ſchwer man oft den richtigen Weg finden kann.“

Dieſe Äußerung führte unmerklich zu einem Geſpräch hinüber, das faſt wie ein Bekenntnis Sibylles ausſah. Der Inhalt aber dieſes Bekenntniſſes war, daß ſie durch den Verluſt ihres Auges vereinſamt worden, teils weil die Eltern ſie in übergroßer Obhut nun von allem zurückhielten, was ſie möglicherweiſe hätte gefährden können, teils weil ſie ſelber ſich in jedem Kreiſe nur zu bald als Gegenſtand des Mitleids empfand, und ſie dem nur zu entgehen vermochte, indem ſie ſich gänzlich zurückzog.

Als die beiden eine Stunde ſpäter über den Marktplatz ſchritten und ihnen von Weſten her plötzlich der rote Abendhimmel entgegenleuchtete, mußte Rolf wieder des Kindheitsabends gedenken, wie er ihr auf Tante Malchens Geheiß den roten Achatring gegeben. Ein heißes Gefühl des Mitleids mit dem vereinſamten Menſchenkinde an ſeiner Seite ſtieg in ihm auf. „Auch ich bin einſam, Sibylle," ſagte er plötzlich leiſe, indem er ſtehen blieb und nach ihrer Hand faßte. „Ich glaube, wir zwei Einſamen paſſen gut zueinander."

Sie ließ ihm ihre Hand, lehnte ſich ein wenig dichter an ihn, und ſo ſchritten ſie weiter, bis ſie an der Straßenecke in die nördlichen fahlen Schatten tauchten. Da erſt fiel es ihnen ein, wie ſie gingen — ſie ließen einander los und ſchritten getrennter nebeneinander. Hin und wieder aber ſahen ſie ſich an währenddeſſen, mit ſcheuen, ſuchenden Blicken, als befragte der eine den anderen wie ſein Schickſal.

Neben einem alten Bretterzaun, wo eine lange Reihe von Pappeln anfing, bog er vom Wege ab. Sie ließ es ruhig zu und folgte ihm, auch als er einen Feldweg einſchlug, der zwiſchen abgeernteten Kartoffeläckern hindurchführte. Über die braunen Furchen pfiff der Abendwind, und die Luft trug von fern den brenzligen Dunſt von verbranntem Kartoffelkraut herüber. In ihrem Rücken aber verglühte langſam der letzte Abendſchein am Horizont. Endlich blieb er mitten im Wege ſtehen, legte ſanft den Arm um ſie, zog ſie an ſich, küßte ſie und nannte ſie ſeine Braut.

Abermals eine Stunde ſpäter kam er nach Hauſe. Die Mutter war noch nicht zurück. Er ſah langſam im Zimmer umher, als ſollte von irgendwo etwas Neues, etwas Unerwartetes kommen; da alles ſtumm blieb, ſchritt er, ohne Licht zu machen, zum Fenſter, ſetzte ſich dort, ſtützte das Kinn in die Hände und ſah in den dunklen Himmel hinauf, an dem ſchon viele Sterne flimmerten. Das Herz war ihm ſtumm und ſchwer — er verſtand ſich kaum ...

Und was andere himmelhoch jauchzen machte, das machte ihn ſchier zu Tode betrübt — ſo verſchieden ſind die Loſe der Menſchen.

* * *

Königsberg, du vielverläſterte Pregelſtadt, von der die Menſchen im Reich noch glauben, daß ſich Bären und Wölfe auf ruſſiſche Manier dort „gute Nacht" ſagen — Zweigeſichtige du, die du ſchmutzig und häßlich biſt mit deinen krummen und winkligen Gaſſen, die dabei allen baulichen Reizes entbehren, und ſchlechte Manieren haſt, wenn du in Regenſtimmung und rauhen Winden, vertriebenen Kindern der ruſſiſchen Steppe, mit unhöflich ins Geſicht gedrückter Mütze den Fremden empfängſt! Und kannſt doch ſo lieblich und ſänftiglich dreinſchauen, wenn mit lindem Flügelſchlag der Junitag über den Schloßteich gleitet rings an den geſchmeidigen, laubgeſchmückten Ufergärten entlang! Oder ſtehſt ſo herrlich-romantiſch und trotziglich da, wenn der frühe Herbſtabend um die graue Ordensfeſte ſchreitet, auf dem Berge inmitten der Stadt! Und während er geſchäftig unten um den Kirchenplatz her die tauſend Flammen der Großſtadt entfacht in Straßen und Läden, ſchiebt er mit behutſamen Fingern aus den alten Kaſtanien langſam die Schatten an den grauen Schloßmauern empor, immer höher und höher — aber ſie haben lange zu ſteigen, bis ſie an den maſſigen, runden Ecktürmen emporklimmen zu dem ſteilen, ſchiefergedeckten Dache. Und hoch über Schatten und Mauern und Dächern und Straßengewühl lacht noch lange der ſchlankaufragende Hauptturm in roter Glut und grüßt über Lande und Haff hinweg zur fernen blauenden See hinüber, hinter der ſoeben in feurigem Wolkentor die Sonne verſunken iſt.

Wer dich einmal ſo geſehen, alte Pregelſtadt, dem wird es nicht leicht werden, deinen Anblick zu vergeſſen. Und wenn ſein Geſchick ihn aus deinen Mauern für immer entführt, nach Weſten und dem einſchmeichelnden Süden — doch ſteigen Stunden zwiſchen Tag und Abend herauf, da ihn ein heimatlich Erinnern zurückträgt in deine altvertrauten Gaſſen, da er wieder den Schloßturm ragen ſieht in Abendſonne und ſich ſehnt nach dem Anblick der Schiffe im Hafen, nach dem Geruch von Waſſer und Getreide und Teer, der um die Dämmerzeit durch die Straßen zieht — und er würde gern deinen Boden küſſen, du Heimaterde!

In ſolchen Gefühlen ſchritt an einem klaren Herbſttage Rolf, von der Vorſtadt kommend, die Straße entlang, die geradeswegs aufs Schloß zuführt. Auf dem Kirchenplatz, der keine Kirche mehr trägt, und dem man eben darum ſeinen Namen hätte belaſſen ſollen, blieb er ſtehen und weidete ſein Auge an dem Treiben und Haſten der Großſtadt. Taghell war hier die Straße erleuchtet; aus den tiefen Schaufenſtern mit ihren farbenprächtig ſchimmernden Auslagen brach in breiten Strömen das Licht der elektriſchen Lampen; beſcheidener miſchten darein ſich die Gasflammen der ſtädtiſchen Straßenlaternen.

„Sieh mal, Papa, das iſt hier ganz wie in Berlin,“ hörte Rolf ein kleines Mädchen ſagen, die, eine weiße Federboa um den Hals, in einer offenen Droſchke neben ihrem Vater ſitzend, an ihm vorbeifuhr — nach dem Bahnhof, wie die Koffer vorn bewieſen. Er warf einen flüchtigen Blick nach dem hübſchen Geſichtchen, dann ſtieg ſein Auge wieder an dem Schloßturm empor, auf dem, nachdem längſt ſchon alle Umgebung in Abend verſunken, immer noch der rote Widerſchein leuchtete, der nicht weichen und weichen wollte. Man konnte ſogar noch alle Öffnungen in der Galerie und in den kleinen Ecktürmchen oben unterſcheiden.

Plötzlich hatte er die Empfindung, daß er von der Seite her angeſehen wurde. Als er die Augen ſenkte, bemerkte er einen großen, breitſchulterigen Herrn mit bartloſem Geſicht, der nur ein paar Schritte von ihm entfernt ſtand und mit einem freundlich grinſenden Ausdruck in den Zügen ihn in der Tat zu beobachten ſchien. Rolf zuckte ein wenig ungeduldig die Achſeln, wandte ſich ab und ſchritt auf die andere Straßenſeite. Er war ärgerlich, daß man ihn in ſeiner Stimmung geſtört hatte, und ließ abſichtlich von neuem ſeine Blicke zum Turm hinaufwandern. Nach einer Weile aber hatte er das gleiche Gefühl wie vorher, und richtig, da ſtand dieſelbe Grütznerſche Mönchsgeſtalt wieder ganz in ſeiner Nähe, und das breite Geſicht war mit dem gleichen gutmütig-freundlichen Ausdruck von neuem auf ihn gerichtet.

Rolf hielt den Blick ein paar Sekunden lang aus, dann trat er auf den Fremden zu und fragte herausfordernd: „Wünſchen Sie etwas von mir, mein Herr?“

Das Geſicht des Angeredeten wurde noch breiter und freundlicher. „Nein!“ erwiderte er behaglich im ſchönſten oſtpreußiſchen Akzent. „Nein, gar nichts, gar nichts!“

„Warum ſehen Sie mich denn immerfort an?“ fuhr Rolf fort. „Haben Sie was an mir auszuſetzen, oder bin ich Ihnen etwa lächerlich?“

Der Gefragte kaute einige „Mnä-mnäs“ im Munde herum, ehe er antworten konnte. „Nein! Bloß — ich freu’ mich ſo!“ brachte er ſchließlich hervor.

Darauf zuckte Rolf nur die Achſeln.

Jetzt aber wurde der andere plötzlich ernſt, wippte mit dem großen Kopf nach oben zum Schloſſe empor und ſagte mit beinah ärgerlicher Stimme: „Na, is etwa nich hübſch?“

„Was denn?“ gab Rolf widerwillig zurück.

Der Große las ein paar Sekunden ſchweigend in ſeinen Augen. „Na — haben Sie vielleicht — mnä-mnä, und vielleicht den Rinnſtein bewundert?“ platzte er endlich heraus. Er war jetzt augenſcheinlich wirklich böſe geworden.

Rolf mußte lachen. Das war freilich einleuchtend.

„Na alſo!“ hörte er den Dicken noch ſagen — dann hatte dieſer ſchon unter einer raſchen Fingerbewegung nach dem Hut hin mit einem kurzen „Gute Morgen“ ihm den Rücken gekehrt.

„Komiſcher Kauz,“ murmelte Rolf vor ſich hin, wandte ſich ebenfalls um und ging. Er war aber noch nicht zwanzig Schritte weit gekommen, als er ſich am Arm gefaßt fühlte und den von vorher neben ſich ſtehen ſah.

„Sie — brennt’s?“ fragte er jetzt kurz und freundlich.

„Wie meinen Sie?“ ſtotterte Rolf. Er wußte in der Tat nicht, was der andere wollte.

„Ob's brennt? Ich mein' — mnä mnä ... daß Sie ... mnä mnä, und verſpäten vielleicht 'n Zug, oder, oder ... mnä mnä ... ach was! Wird ſchon nicht weglaufen! Kommen Se, 'ne Kleinigkeit machen!" Es war jetzt herzlich bittend, faſt demütig geſagt, in dem Tone, wie ein Kind ſeinen Wunſch durchſetzen möchte.

„Was denn? Wohin denn?"

Der Alte ſetzte eine ſchmunzelnd-geheimnisvolle Miene auf. „Brauchen keine Angſt —" ſagte er mit einem kurzen, heftigen Schütteln des Kopfes, das die etwas hängenden Backen wackeln machte, „mnä, mnä — kommen Sie man. Is kein Gift!"

Damit 'ging er ſchon voran, und Rolf, den der wunderliche Kauz mit dem Rieſenkörper zu intereſſieren begann, ſchritt neben ihm her.

In der Kneiphöfſchen Langgaſſe ſtiegen ſie ein paar Stufen zu der Weinſtube eines Hotels empor, aber ſie blieben nicht in den vorderen Räumen, ſondern gingen geradeswegs am Büfett vorbei und einen kleinen Korridor entlang, bis ſie in eine geſchloſſene Glasveranda gelangten, die auf den Hafen hinausſah und um dieſe Stunde ganz von rotem Abendlicht erfüllt war. Es kam auch ſogleich jemand, als ſie an einem Tiſch beim Fenſter Platz genommen hatten, um ſich in höflich gebeugter Haltung nach ihren Wünſchen zu erkundigen. Der Alte, die beiden Fäuſte vor ſich auf der Tiſchplatte, erwiderte zunächſt nur mit einem Nicken, als wollte er ſagen: Ja, nun kann's losgehen! Als aber der Kellner das nicht gleich zu verſtehen ſchien, entwickelte ſich zwiſchen den beiden, mit einer immer gefügiger werdenden Haltung von der einen und immer ungeduldiger gekauten „Mnä-mnäs" von der anderen Seite, eine Unterhaltung, die für den Zuſchauer höchſt ergötzlich wirkte. Das Ende war aber doch, daß der Alte ziemlich grob und unwirſch herausplatzte: „Na — bin ich v'leicht 'n Schutzmann — mnä-mnä, oder der Oberpräſident?!" und daß der glatte Kellner nach dieſen Worten plötzlich zu begreifen ſchien, was jener wollte, und höchſt eilfertig davonging.

Von dem einzigen Gaſt außer ihnen, einem kleinen Mann mit intelligentem Moſeskopf, der in der äußerſten Ecke der Veranda hinter einer Rotweinflaſche ſaß und den der Alte beim Eintreten ſchon gegrüßt hatte, kam jetzt ein kurzes, meckerndes Lachen. „Nein, Fried — der Oberpräſident biſt du nicht — der iſt nicht ſo grob!"

„Na, dann bin ich vielleicht der kommandierende General!" verſetzte der Angeredete halb noch ärgerlich, halb ſchon munter.

Und der in der Ecke bedankte ſich für die gute Parade mit noch lauterem Meckern, indem er ſagte: „Das ſtimmt! Das ſtimmt! Kommandieren kannſt du!"

Ein paar Augenblicke ſpäter kam hurtig der Kellner zurück und brachte in hohen Fußgläſern ein prachtvoll eingeſchenktes Bier.

Der Alte gab mit einem leichten Wippen des Kopfes ſeine Befriedigung zu verſtehen und ſah den Dienſtbefliſſenen gutmütig-ſchmunzelnd an. Dieſer wollte, zu ſeinem Ohre geneigt, ſich noch entſchuldigen, aber der Dicke ſpeiſte ihn mit einem raſch aus der Weſtentaſche gegriffenen Markſtück energiſch ab, und die beiden blieben allein. Auch der Kleine am Ecktiſchchen war inzwiſchen aufgeſtanden und ging, nicht ohne zuvor Rolf ſcharf aufs Korn genommen zu haben.

Da ſaß Rolf alſo plötzlich einem Menſchen gegenüber, von deſſen Exiſtenz er bis vor fünf Minuten noch keine Ahnung gehabt, von dem er weder Stand noch Namen wußte, und mit dem ſollte er nun ein Geſpräch beginnen! Denn der andere fing nicht an — der ließ ruhig eine Minute und mehr vergehen, ohne daß er Miene machte, den Mund aufzutun; nur das Glas hatte er gegen Rolf erhoben und ihn mit einem kurzen Kopfnicken zum Trinken aufgefordert.

„Wie heißt das Bier?" fragte Rolf, als ihm die Pauſe zu lang wurde, mehr um etwas zu ſagen, als weil ihm an einer Antwort ſonderlich gelegen war.

„Iſt mein Bier!" erwiderte der andere ablehnend, aber nicht unfreundlich. Und als Rolfs Miene dazu wohl etwas verwundert dreinſchauen mochte, fügte er ſchmunzelnd hinzu: „Hab' ich denn ſchon gefragt, wie Sie heißen?"

Danke! Jetzt wird er ſüß, bemerkte Rolf innerlich. Laut aber fragte er, froh, einen Anknüpfungspunkt für das Geſpräch gefunden zu haben, und zugleich in der Abſicht, den anderen ein wenig ins Gedränge zu bringen: „Bitte, wie kann einem wohl ein Menſch gefallen, von dem man nichts weiß?“

Der Alte ſtieß den Atem durch die Naſe und zuckte die Achſeln. „Wenn einer ſo 'n gutes Geſicht hat — wieſo nicht? Na, gute Morgen!“ Dazu erhob er wieder ſein Glas gegen ihn.

„Ich bin gar nicht gut,“ verſetzte Rolf, den die unerſchütterliche Ruhe des anderen reizte. „Im Gegenteil —“

Aber der Alte ließ ihn jetzt nicht ausreden; er wies mit dem Finger nach Sibylles Verlobungsring und ſagte mit einem liebenswürdigen Lächeln und in einem Tone ein wenig von oben herab, und als wüßte er jetzt eine Waffe in ſeinen Händen, die alle Einwendungen niederſchlagen mußte: „Schimpfen Sie nicht ſo auf der ihren Bräut'gam! Das Fräulein Braut — gute Morgen!“ Darauf trank er ſein Glas mit einem Zuge aus, und Rolf tat ſtumm Beſcheid. „Nun aber um Entſchuldigung bitten!“ fuhr jener mit behaglicher Miene fort.

„Wen? Warum?“ warf Rolf ein.

Der Gefragte wippte mit dem Kopf nach rückwärts. „Na, wen ſonſt?“ ſagte er, „daß Sie haben … und konnten ſie ſo … mnämnä … ſo verleumden. Wird doch nicht ſo ſchlechten Geſchmack bewieſen haben, die Gute! Na, alſo!“

Rolf ſah ihn nicht an, als er fortfuhr: „Und doch war es mein völliger Ernſt, was ich ſagte.“

„Wieſo?“

„Kann ein Menſch wohl gut ſein, der einem anderen alles verdankt und nicht einmal dankbar iſt dafür?“ Und da ſein Gegenüber ihn dazu aufmerkſam fragend anſah, fuhr er fort: „Sie können mich natürlich nicht verſtehen; Sie halten mich auch ſicher für ganz was anderes, als ich bin. Ich bin nämlich noch Student! Ich hab's mir mein Lebtag gewünſcht, zu ſtudieren, und konnte nicht dazu kommen, weil ich zu arm war. Jetzt hat ſie mir's ermöglicht — nun hab' ich das Glück, und nun bedrückt es mich ſo, daß ich's am liebſten wieder los ſein möchte.“ Er verwunderte ſich eigentlich ſelbſt darüber, daß er das alles ſo plötzlich über die Lippen bekam, ſogar einem wildfremden Menſchen gegenüber. Und doch war es ihm wie Wohltat, ausſprechen zu dürfen, was ihn ſchon ſeit bald zwei Jahren, faſt von ſeiner Verlobung an, ſo ſchmerzlich peinigte. Als er aber nach Beendigung dieſes Geſtändniſſes ſein Gegenüber anblickte, war er erſtaunt, in deſſen Augwinkeln zwei Tränen ſtehen zu ſehen, die nun urplötzlich über die dicken Backen herabrollten. Konnte ihn denn die flüchtige Erwähnung fremden Menſchenleids ſchon ſo betroffen haben? „Was iſt Ihnen?“ fragte er beſorgt.

Aber der Alte ſah mit einem troſtloſen „Is gut, is gut! Ich granſ' bloß ſo leicht!“ über ihn hinweg, und Rolf war froh, daß die neuen Biergläſer kamen und das Geſpräch unterbrochen wurde, das dem anderen ebenſo unwillkommen ſchien wie ihm ſelber.

Er ſah nun in den Abendhimmel hinaus, der, während ſie ſprachen, röter und röter geworden war. Wie ein dunkles Feuermeer ſtand die Glut über dem Himmel verbreitet, und wie rabenſchwarze Striche ſchoben ſich darein die Silhouetten der Rahen und Maſten und kleinen Wimpel der Schiffe, bis in der Ferne alles wirr und unerkennbar zu einem Walde von Linien durcheinanderwuchs.

„Wie ſchön ſo etwas iſt!“ ſagte Rolf, in den Anblick verloren.

„Genieß' ich jetzt jeden Morgen,“ verſetzte der Alte beifällig; „und iſt dann noch viel, viel ſchöner.“

Rolf machte ein ungläubiges Geſicht. „Das müßte dann doch aber ſehr früh ſein,“ meinte er.

Der Alte nickte. „Na, wieſo nicht? Um fünf. Da geh' ich alle Morgen mich ſelber anſehen; und brauch' nicht mal einen Spiegel dazu,“ ſetzte er verſchmitzt hinzu. „Wollen Sie abgeholt werden?“

Rolf, der noch nicht wußte, daß ſein Gegenüber Morgenroth hieß, begann das widerſpruchsvolle Menſchenexemplar immer mehr zu intereſſieren. Dem wohlbeleibten Herrn mit der Miene eines Mönches, der weiß, was ein guter Keller bedeutet, hätte er eher zugetraut, daß er bis zehn Uhr im Bett zu liegen gewohnt ſei, denn daß er ihn für einen Frühaufſteher gehalten. Er war aber gern bereit, den Alten auf ſeinem Morgengange zu begleiten, und ſie verabredeten, dieſer ſolle ſchon in der nächſten Frühe, pünktlich um fünf Uhr, ſich durch ein Pfeifen unter Rolfs Fenſter bemerklich machen.

Ihre Namen hatten ſie auch jetzt einander noch nicht geſagt; Rolf hatte nur mitgeteilt, daß er in der Weißgerberſtraße 14, drei Treppen hoch, eine Manſardenſtube nach vorn heraus bewohne.

Er hatte dann eine unruhige Nacht; und ſo kam es, daß er ſchon zeitig vor fünf Uhr in halber Dunkelheit angezogen am Fenſter ſtand und auf die menſchenleere Straße herabſah, in der noch hier und da eine Laterne brannte.

Aber allmählich wichen die nächtlichen Schatten mehr und mehr einem morgendlichen Grauen. Der Laternenwächter tauchte auf und löſchte die letzten Flammen, und der erſte Menſch, der nach ihm die Straße herabkam, war ſein unbekannter neuer Freund.

Unter Rolfs Fenſter blieb er ſtehen und pfiff hinauf, und Rolf, der erwidern wollte, aber in dieſer Morgenſtille nicht rufen mochte, zog ſeines Vaters kleines Pfeifchen hervor und antwortete mit dem ihm ſchon bekannten ſchalmeiartigen Ton.

Als er dann auf der Straße ſtand, befragte ihn der Alte ſogleich über das ſeltſame Inſtrument, auf dem er geblaſen, und da Rolf es vorwies und ſagte, daß er es ſtets bei ſich führe, meinte jener, nachdem er es von allen Seiten beſehen: „'n apartes Ding! Iſt gut, ſo was bei ſich zu führen.“

„Inwiefern gut, meinen Sie?“ fragte Rolf.

„Na,“ verſetzte der andere halb ernſt, halb ſcherzend, indem er das Pfeifchen zurückgab, „daß man immer dran erinnert wird, auch 'nen eigenen Ton zu haben und nicht zu pfeifen wie andere.“

Muß dir ein Fremder erſt zu ſolchem Gedanken verhelfen, ſagte Rolf zu ſich im Weiterſchreiten mit einiger Beſchämung. Wenn dein guter Vater geahnt hätte, daß er dir einen ſo hohen Weisheitsſpruch mit auf den Lebensweg gegeben! Oder war es am Ende wirklich das Schickſal, das einſt durch ſeine Hand ſo zu dir ſprach?

Sie gingen nun durch die ſchweigenden, noch völlig wie tot daliegenden Straßen nach dem Königstore hinab. Überall ſchwebte erſte fahle Dämmerung — einzig aus einem Bäckerladen fiel ein Lichtſchein quer über die Straße, und ein Bäckerjunge hantierte auf der Schwelle in ſeinen großen Körben. Sonſt begegnete ihnen kein Menſch. Als ſie am Königstore angekommen waren, wandte der Alte ſich links, und nun verfolgten ſie die ganze Wallpromenade an der Feſtungsmauer entlang von einem Tore zum anderen, bis ſie zum Volkspark gelangten. Von Minute zu Minute war es heller geworden am Himmel, und langſam verblichen auf der Erde die Schatten. In der Nähe des Steindammer Tores fing es bereits an, auf den Straßen lebendig zu werden.

Dann ſtiegen ſie zum Denkmal hinauf. Oben ſahen ſie nach Oſten, wo der Alte ihm vorher das herrlichſte Morgenrot verſprochen. Es ſtand da auch eins — in ſchönen, rötlich vergoldeten Farben gemalt — aber der Dicke hatte kaum einen Blick drauf geworfen, als er mit haſtigem Griffe Rolf am Arme packte und ihn mit einer Miene, die ordentlich übelnehmiſch und böſe ausſah, auf den Abſtieg mitzog, indem er ſagte: „I, wo werden wir das anſehen — mnä-mnä, ſind ja doch keine Kinder!“

Der Ärger über die mangelnde Schauſpielbereitſchaft der Natur ſchien ihm übrigens die Zunge gelöſt zu haben. Denn als ſie nun zum Ausfalltor hinaus waren und durchs Glacis ſchritten, begann er nach Rolfs Studien zu fragen und hatte damit gerade den Punkt getroffen, zu dem er ihn am ſchnellſten geſprächig machen konnte. Rolf berichtete alſo von ſeiner angeborenen Neigung zum Lernen, von ſeinem Durſt nach Wiſſen, von ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, und wie ihm mehr und mehr als das erſtrebenswerteſte Ziel eines geiſtigen Arbeiters erſchienen ſei, ein Philoſoph zu werden, ein Weltweiſer, dem dieſe Welt und die Menſchenſeele keine Geheimniſſe mehr bietet, ſondern der in beiden zu leſen verſteht wie in einem aufgeſchlagenen Buche. Durch ſeine Lebensſchickſale meinte er, wie er halb ſtolz, halb beſcheiden zu verſtehen gab, ſchon nicht übel darauf vorbereitet zu ſein, dies Ziel einmal zu erreichen. So jugendlich dachte Rolf Runge noch in jenen Tagen.

Der Alte hatte ſeine Ausführungen durch nichts unterbrochen und meinte zum Schluß nur trocken, er ſei noch nie einem Menſchen begegnet, dem ſeine Jugendwünſche in Erfüllung gegangen.

Sie marſchierten inzwiſchen in großem Bogen nach dem Holſteiner Damm hinüber und am Pregel entlang durch das Holländer Baumtor zur Stadt zurück.

Bald danach, in einer wenig anſehnlichen Straße, mitten zwiſchen Speichern und Schuppen, machte der Große vor einem Hauſe Halt, über deſſen halbgeöffneter Tür ein ſchmales, ſtark verwittertes Schild ſchwebte. Nur mit Mühe konnte man die ſchrägliegende Schrift, inmitten deren ein getakelter Segler in voller Fahrt gemalt war, noch erkennen. „Im Himmelreich“ buchſtabierte Rolf endlich.

„Kommen Sie — woll'n 'ne Kleinigkeit machen — der Nektar iſt gut hier,“ erläuterte der Alte, indem er ihn aufforderte, einzutreten. Man ging eine Stufe hinab und gelangte zur linken Hand in ein ziemlich großes Zimmer, in dem trotz der frühen Stunde — es mochte inzwiſchen eben ſieben Uhr geworden ſein — ſchon eine ganze Anzahl Gäſte an weißgeſcheuerten Tiſchen hinter Bier- oder Weinflaſchen ſaßen, meiſtens Seeleute, wie man ihrer Kleidung anmerken konnte.

Die beiden nahmen an einem Ecktiſche Platz, und auch hier brauchte der Alte nur zwei Finger zu erheben, um ſich dem aufwartenden Mädchen auf kürzeſte Weiſe verſtändlich zu machen. Jeder bekam eine Flaſche Porter nebſt Glas vor ſich hingeſtellt, und ein paar Minuten ſpäter erſchienen zwei rieſige Beefſteaks, dicht mit hellen, gedämpften, kleingeſchnittenen Zwiebeln belegt.

Sie waren eben in beſter Unterhaltung, als ein jüngerer Mann ins Zimmer trat, der durch abſonderliche Größe auffiel. Als er des Alten anſichtig wurde, machte er höchſt erfreute Gebärden und trat eilig an den Tiſch heran. Der Alte begrüßte ihn, ohne ſich zu erheben, und ſtellte ihn recht kurz mit einer Handbewegung als „mein Freund!“ vor. Gegen Rolf gerichtet, ſagte er dann gleichfalls nur: „Auch mein Freund!“ Rolf und der Fremde machten kurze Verbeugungen gegeneinander. Währenddeſſen ſah der Alte ſchon den Ankömmling mit verſchmitzter Miene an und trank ihm kräftiglich zu, worauf dieſer mit großen Schlucken Beſcheid tat. „Proſit, Alter!“ redete er ihn dabei an, und Rolf ergötzte ſich, daß er im Inneren ſchon genau denſelben Namen für den ihm noch immer Unbekannten erfunden hatte. Es wurde ganz wacker getrunken an dem Tiſche, wenn man die frühe Morgenſtunde in Betracht zog, und mit jedem neuen Schluck ſchien man dem Alten wahrhaft einen Gefallen zu tun. Als er die dritte Flaſche Porter hinter ſich hatte, übrigens ohne daß man ihm das Geringſte anmerken konnte, erhob er ſich, nickte den beiden kurz und freundlich zu und ging nach der Tür. Rolf glaubte eigentlich, daß er nur drüben an den Tiſch treten wollte, wo ihn eben wieder ein neuer Bekannter begrüßt hatte, aber er nahm den Hut vom Riegel in der Ecke und ging hinaus — ſie ſahen den mächtigen Körper dann draußen an den tiefgelegenen Fenſtern vorbeigehen.

Die Zurückgebliebenen waren ein paar Augenblicke verſtummt. Dann nahm der Lange zuerſt das Wort: „Jetzt müſſen wir uns wohl auch bekannt machen — der Alte liebt ſolche Feierlichkeiten nicht, aber wir ſind ja gewöhnliche Kulturmenſchen. Ich heiße Stadion, bin Muſiker und genieße den Vorzug, des Alten aufrichtiger Freund zu heißen.“

Rolf nannte auch ſeinen Namen, erklärte aber, ſich nun vor allen Dingen erkundigen zu müſſen, wer eigentlich der Alte ſei. Er erzählte dabei, wie er geſtern ganz zufällig in ſeine Hände geraten. Darüber amüſierte ſich der andere ſehr und meinte, das ſähe recht dem Alten ähnlich. Rolf erfuhr nun, daß er Morgenroth heiße und ein vielbeſchäftigter und vielbeliebter Getreidemakler an der Börſe ſei, nachdem er vor etwa zehn Jahren bei einer verunglückten Petroleumſpekulation faſt ſein ganzes, ſelbſt erſt erworbenes und nicht unbeträchtliches Vermögen verloren. Das Geſpräch drehte ſich dann faſt noch die ganze Zeit um ihn, aber Rolf fand zugleich mehr als vorher Gelegenheit, auch ſein Gegenüber kennen zu lernen, der ihm ausnehmend gefiel. Er war ein auffallend ſchöner Menſch mit edlem römiſchem Geſichtsſchnitt, nur um die Augen herum lag ein Zug von entſchieden moderner Weichheit, ja Schwärmerei. Er war mit ausgeſuchter Eleganz gekleidet, Rolf fielen ſofort ein paar koſtbare und geſchmackvolle Knöpfe auf, die an ſeinen feinen Handgelenken ab und zu ſichtbar wurden. Ähnlich war auch alles andere — die Krawatte, die Nadel darin, die ſchwarze Sammetweſte bis auf den goldenen Taſchenbleiſtift, den er gelegentlich benutzte. Er war ſo tadellos gewachſen, daß in ſeinen Gliedmaßen und Bewegungen, trotz der ungewöhnlichen Größe, nichts ſtörend wirkte. Er erwähnte, als das Geſpräch auch dieſen Punkt ſtreifte, eine witzige Dame habe von ihm geſagt, er gehöre leider zu den Menſchen, für welche paſſende Größen von den Geſchäften nur in Regenſchirmen und Taſchentüchern vorrätig gehalten würden.

Rolf unterhielt ſich wohl noch eine Stunde lang angeregt mit ihm und hatte die Hoffnung, daß es nicht zum letztenmal ſein werde. Es freute ihn, daß der andere beim Abſchied ganz etwas Ähnliches ausdrückte.

Ein paar Tage ſpäter wiederholte, der Verabredung gemäß, der Alte ſeinen Frühbeſuch, und wieder ſaß Rolf dann nach tüchtigem Marſche um die im Morgengrauen erwachende Stadt herum mit ihm im „Himmelreich“ bei Porter und Beefſteak eine Stunde zuſammen. Diesmal aber war der Alte ſchon vertrauter geworden, und nachdem ſie einige Gläſer von dem ſchweren Getränk zu ſich genommen, bewies er Rolf ſeine Zuneigung auf eine Weiſe, die dieſen wahrhaft rührte. In ſeiner öfters ſtockenden, aber deſto eindringlicheren Art begann er nämlich ungefähr folgendermaßen zu ſprechen: „Nun laſſen Sie mich auch mal 'n Endchen ſtammeln! 'ne Frau ... es iſt nichts! Es iſt nichts! Muß auf eigenen Füßen, der Mann ... und wenn's die liebſte iſt! Viel beſſer allein ... zerſticht auch die Freundſchaft ... na, alſo! Aber — das alte lauſige Geld — und keins haben — und hat's doch nötig — das iſt bitter! Ich weiß zu erzählen ... Elf Brüder ... ich war der elfte! Mein ſeliger Vater in Lyck ... wo ſollt's herkommen? Zum Studieren gehört Geld! Die anderen alle — da blieb eben nichts für den elften ... Hab' ich Tränen geweint ... ja! ... ſo damlich war ich! Na, alſo gut! Nun ſei'n Sie lieb ... und nehmen Sie! Iſt nicht viel ... bloß für 'n Anfang! Kann mehr ſchaffen! Alſo nehmen Sie nichts mehr von ihr und ſagen Sie: Deſto lieber will ich dich haben! Iſt nicht wahr? Und müſſen auch ſorgen, daß wir das übrige ihr zurückgeben! Na, hier — ſei'n Sie lieb! Sagen Sie: Hat mir 'n Wucherer gegeben — aber will keine Zinſen!“

So redete er in wunderlichem Gemiſch — halb ſchien er weinen zu wollen, als er von dem Verzicht ſeiner eigenen Jugend ſprach, und gegen den Schluß lachte er wieder. Rolf begriff nicht alles ſogleich; aber ſehr wohl begriff er, was jener im Sinne hatte; denn zu den letzten Worten holte er aus ſeiner Weſtentaſche eine Anzahl zuſammengekniffener blauer Scheine hervor, die er Rolf aufnötigen wollte. Dieſer zögerte ſehr, aber der Dicke war ſo energiſch in ſeinen Bemühungen, daß er ſchließlich, faſt ohne es zu wiſſen, die Scheine in ſeiner Hand hielt. Es gab nun ein längeres Hin und Her zwiſchen den beiden — aber der Erfolg war doch, daß Rolf das Geld behalten mußte.

„Und dabei habe ich doch ein ganz ſchlechtes Gewiſſen,“ ſagte er aus ſolchen Gedanken heraus zu ſeinem Begleiter. „Ich komme mir ſo untreu vor gegen mich ſelber. Seit zwei Jahren hab' ich ihr Geld unbekümmert genommen, und heut' möcht ich's auf einmal ungeſchehen machen. Wo iſt da noch eine Verläßlichkeit?“

„Ach, wiſſen Sie,“ verſetzte der andere, „die Menſchen, die, mnä-mnä ... und ſingen bloß immer dasſelbe Lied von demſelben Aſt, auf den ſie einmal heraufgeflogen ſind, mnä-mnä ... kann ich gar nicht leiden! Und wenn Sie jeden Tag was andres ſingen — ich lieb' ſo'ne Nachtigallen! Wenn's nur jedesmal ehrlich geſungen iſt, mnä-mnä — und nicht von 'nem Spottvogel!“

Als Rolf von dieſem Morgengange nach Hauſe kam und zunächſt einen kleinen Rauſch ausgeſchlafen hatte, wurde er merkwürdig froh. Schon die Ausſicht, nicht täglich neu noch die Bande zu verſtärken, die ihn allzu äußerlich Sibylle verpflichteten, wirkte auf ihn, als ſei plötzlich ein erſter Reifen geſprungen, der ihm um die Seele geſchmiedet geweſen. Aus ſolchem Gefühl heraus ſchrieb er an Sibylle, dankbar, aber doch innerlich froh, und war ſehr erſtaunt, bei ihr, die denn doch den erſten Schritt von Entfernung aus ſeinem Briefe herausfühlen mochte, nicht den gleichen Widerhall, ſondern eher einen Ton von Enttäuſchung und eine leiſe, ſchmerzliche Reſignation zu vernehmen.

Auch die Gedankenſpielerei mit dem „eigenen Ton“ aus ſeines Vaters Pfeifchen, die er dem Alten verdankte, hatte es ihm angetan und wirkte in den nächſten Wochen ſehr nachhaltig weiter. Ein Eigener zu werden, das hieß doch vor allem, ſich viel von den anderen zu eigen zu machen, damit man Stoff hatte, daraus das eigene zu bilden — und ſo ſtürzte er ſich mit einem wahren Heißhunger in all die Studien hinein, die er ſich ſelber vorgeſchrieben hatte, und deren Verſchiedenartigkeit ihm gerade als das rechte Mittel erſchien, ihn zu dem auszubilden, was ihm ſo groß und verlockend vorſchwebte.

Inzwiſchen hatte er übrigens für angezeigt gehalten, nunmehr dem Alten, der ja immer noch nicht einmal ſeinen Namen kannte, auch in förmlicher Weiſe ſich bekannt zu machen. Er ſuchte ihn alſo eines Spätnachmittags in der Magiſterſtraße, wo er wohnte, auf und ſchickte durch das Mädchen ſeine Karte hinein. Durch die nur angelehnte Tür, welche, wie ein Porzellanſchild daran beſagte, ins Kontor führte, hörte er, während er draußen wartete, die Stimme des Alten in kurzen Pauſen immer ungeduldiger dem Mädchen antworten: „Kenn' ich nicht! — Weiß ich nicht! — Will ich gar nicht —!“ Rolf ſah ſchon voraus, daß er werde umkehren müſſen; aber entſchloſſener als einſt, ſeine Wünſche durchzuſetzen, ging er ohne weiteres auf die Tür zu und öffnete. Damit hatte er das Richtige getroffen; denn der Alte, der hinter einem hohen Pult ſtand und, eine Brille auf der Naſe, in dicken Büchern arbeitete, hatte über die Gläſer hinweg ihn kaum erkannt, als er ſehr erfreut ihm entgegenrief: „J — wo haben Sie den guten Gedanken gefunden?“

Er legte ſogleich die Brille beiſeite und führte Rolf in ein vorderes Zimmer, in deſſen großen Fenſterniſchen viele prachtvoll gepflegte Blattpflanzen ſtanden. Die Mittelplätze nahmen auf gleichartigen Ständern zwei hohe Palmen ein, von denen jedoch die eine in üppigſtem Reichtum ſchlanker Wedel prangte, während die andere ernſt und faſt traurig nur noch drei wohlgepflegte Blätter in die Höhe hob. Rolf bewunderte die Pflanzen und machte auch eine Bemerkung über den verſchiedenen Charakter der beiden Palmen, worauf der Alte bemerkte: „Ja, und dabei ſind ſie vom gleichen Tage unſerer Hochzeit vor dreißig Jahren. Wir haben ſie damals den ‚Handel‘ und die ‚Liebe‘ getauft. Die ‚Liebe‘ gedeiht prachtvoll immer weiter, aber der ‚Handel‘ fängt ſchon wieder an, eine gelbe Spitze zu kriegen; er wird wohl allmählich ganz eingehen.“

Rolf überzeugte ſich bald, daß die Liebe hier wirklich noch in vollſter Blüte ſtand; denn als er mit dem Alten eine Weile auf dem nach dem Pregel zu gelegenen Balkon geſtanden und auf die Boote und kleinen Frachtkähne herabgeſehen hatte, die im Abendſchein hier faſt unter den Fenſtern der Häuſer am Bollwerk entlang lagen, und aus denen die Gerüche von Obſt, Käſe, Teer und Takelwerk zu ihnen hinaufſtiegen, kam die Hausfrau herbei und nötigte ſie, ins Zimmer zu kommen, da es draußen für den Alten zu kalt ſei. Schon die Herzlichkeit bei der Vorſtellung bewies ihm, wie innig zugetan ſich dieſe beiden Menſchen in ihrer langen Ehe geweſen — Kinder hatten ſie nicht —, und die Art, wie der Alte dann im Zimmer, als ſie bei einem Glaſe kalten Punſches ſaßen, mit ihr verkehrte, erfüllte Rolf mehr und mehr mit dem behaglichen Bewußtſein, daß hier ein ſelbſtgezimmertes Seelenglück über manches widrige Schickſal und manche Enttäuſchung des äußeren Lebens tapfer triumphiert hatte.

Rolf mußte gleich zu Abend bleiben — die freundliche Hausfrau tiſchte ihnen reichlich auf, zum Teil nur die üblichen Dinge, aber alles war, bis auf das Brot herab, von ausgeſucht erleſenem Wohlgeſchmack, und ſie wie der Alte hatten die verzeihliche Schwäche, das auch gern und wiederholt beſtätigt zu hören. Die Unterhaltung verbreitete ſich über die verſchiedenſten Gebiete, überall begegnete Rolf einer großen Selbſtändigkeit und Originalität des Urteils.

Es war ſpät geworden, als Rolf das gaſtfreundliche Haus verließ. Über die Dächer ſpannte ſich eine kalte, klare Herbſtnacht, und als er den einſamen Domplatz kreuzte, mußte er ſtehen bleiben, um die Silhouette der Kirche zu genießen, die ſcharf und maſſig vom matthellen Himmel ſich abhob. Er ſtand noch ſo und ſah zu dem rieſigen Spitzbogenfenſter zwiſchen den Türmen empor, in deſſen einer Ecke ſich die für ihn nicht ſichtbare

Mondſichel ſpiegelte, als etwa zehn Schritte von ihm entfernt eine hohe Geſtalt über den Platz ſchritt. Rolf glaubte ſie ſofort zu erkennen: ſo groß und zugleich gut gewachſen — das konnte ſeiner Meinung nach nur Stadion ſein. Er fixierte den Ankömmling alſo von ferne, und als dies nicht zu genügen ſchien, tat er entſchloſſen ein paar Schritte auf ihn zu. Der Lange blieb ſtehen und erkannte nun auch Rolf. Dieſer erklärte, warum er eben hier ſtehen geblieben ſei, und Stadion erwiderte: „Das trifft ſich gut! Zu dem Genuß kann ich Ihnen auf einfachere Weiſe verhelfen. Ich habe nämlich dieſelbe Schwäche wie Sie, dieſen ehrwürdigen Dom ganz außerordentlich ſchön zu finden, und da ich dort drüben wohne, hab' ich's in dieſer Liebe ſogar zu einer Art Kunſtfertigkeit gebracht. Was man übrigens mit jeder Liebe machen ſollte! Denn ich finde es reichlich geſchmacklos, bloß ſo ſeeliſch drauflos zu lieben, ſtatt durch Anknüpfung an den Himmel und Hineinbeziehung aller irdiſchen Dinge die Liebe zur Erfüllung der Welt zu machen. Oder meinen Sie nicht auch, daß für einen wahrhaft Liebenden der Regenguß, der ihn überfällt, und die Rakete, die irgendwoher unvermutet am nächtlichen Himmel emporſteigt, ebenſo zum Arſenal des Liebesgottes gehören wie ein auffallend hübſcher Hut im Schaufenſter oder das köſtliche Gedicht, das Sie leſen? Doch das beiſeite. Vielleicht reden wir nachher noch davon. Einſtweilen ſchlag' ich Ihnen vor, Sie kommen mit mir hinauf; dort, es iſt nur eine Treppe; ich ſpiele Ihnen Beethoven vor, und Sie ſetzen ſich ans Fenſter und verlieben ſich nach den Regeln meiner Kunſt weiter in den Dom."

Rolf konnte ſich im Augenblick gar nichts beſſeres wünſchen als dieſe Aufforderung. In einem dem Domeingang ſchräg gegenüberliegenden Hauſe alter Bauart mit nach der Straße offen eingebauter Treppe ſtiegen ſie alſo zu Stadions Wohnung empor. Oben entzündete der lange Hausherr zunächſt in den beiden nach vornhinaus gelegenen Zimmern eine Menge von Kerzen, die in ſilbernen Leuchtern überall auf Tiſchen und Schränken ſtanden. Es dauerte ziemlich lange, bis Stadion, von Platz zu Platz ſchreitend, mit Herſtellung der ungewöhnlichen Beleuchtung fertig war; Rolf hatte Zeit, ſich in der neuen Umgebung umzuſchauen. Es war eine mit ausgeſuchtem Geſchmack und anſcheinend erheblichen Mitteln hergerichtete Junggeſellenwohnung. Möbel, Teppiche, Bilder, Geräte — alles atmete den Geiſt der Freude an edlen und koſtbaren Gegenſtänden. Und als nun allmählich die beiden Zimmer in dem weichen Glanze der vielen Lichter erſtrahlten, da fühlte Rolf ordentlich den Hauch einer Schönheit, die ihm bisher noch verborgen geblieben war. Namentlich in dem zweiten Raume, in deſſen Mitte ein mit gelbſeidener Decke belegter, halbgeöffneter Flügel ſtand, wie feſtlich wirkend im Scheine der dreiarmigen Leuchter, empfand man, daß dieſe ganze Umgebung nur eine Ausſtrahlung der Denkart des Bewohners dieſer Räume darſtellte, der beſtrebt geweſen war, ſeine äußere Welt ſich nach eigenen inneren Neigungen zu geſtalten. Nachdem Stadion von einem ſtark duftenden, goldgelben Haut Sauterne eingeſchenkt und ſeinen Gaſt in einen bequemen Lederſeſſel am Fenſter genötigt hatte, ſetzte er ſich an den Flügel und begann zu ſpielen. Zuerſt Beethovens „L'Aurore". Er ſpielte dieſe wirklich mit einer hinreißenden Leidenſchaft, die ſofort davon überzeugte, daß man es mit einem gottbegnadeten Muſiker zu tun hatte. Die Noten ſtanden vor ihm, aber er ſpielte faſt immer auswendig, und ſeine Augen wanderten häufig nach einem Frauenbildnis an der Wand, vor dem auf einem Ziertiſchchen in blauem Tiffanyglaſe große weiße Chryſanthemen blühten. Das Bild war eine Paſtellzeichnung unter Glas in Lebensgröße, ſkizzenhaft gehalten, und nahm den beſten Platz an der Wand ein. Die Dargeſtellte, die über die erſte Jugend bereits hinaus ſein mußte, war von ſchmaler Geſichtsform, ſchwarzem Haar und dunklen, halb melancholiſchen, halb brennenden Augen. Rolf kam wiederholt der Ausdruck „Mignon" in den Sinn, während er, den Blicken des Spielers folgend, nach dem Bilde hinüberſchaute. Dieſer aber hing daran mit einem entzückt ſchwärmeriſchen und zugleich ſo wehmütigen Ausdruck, daß ſich bei Rolf der Gedanke feſtſetzte, die auf dem Bilde müſſe wohl ſeine verſtorbene Verlobte ſein. Die weißen Blumen davor ſchienen ihm eine Beſtätigung ſeiner Vermutung. So fragte er denn auch bald, nachdem jener geendet, indem er näher an das Bild herantrat: „Ihr verſtorbenes Fräulein Braut, nicht wahr?“

Stadion machte eine leidenſchaftlich heftige Gebärde. „Gott ſei Dank, nein!“ verſetzte er, „verſtorben iſt ſie nicht, und meine Braut iſt ſie leider auch nicht. Aber wenn ſie es werden wollte ...!“

Er hatte ſich zu dieſen Worten mit einem wahrhaft verzückten Blick vor das Bild geſtellt; die Arme mit den zu Fäuſten geballten Händen hielt er nach den Seiten ausgeſtreckt, als wolle er gar Anſtalt machen, das Bild zu umarmen.

„Sie muß wundervolle Augen haben, Mignonaugen!“ fuhr Rolf fort.

Die Nennung dieſes Namens elektriſierte den anderen geradezu. Er fuhr ſich ein paarmal haſtig durch den Muſikerhaarſchopf und ſagte, ohne Rolf direkt anzuſehen, als ſcheute er ſich vor der Offenheit ſeiner Worte: „Menſch, daß Sie das ſagen! Dies Wort! Gerade dies Wort! Es iſt ja mein Wort geweſen von Anfang an! Sie müſſen ſich gut auf Menſchen verſtehen! Ich — lieb' Sie deswegen! Wahrhaftig, ich möcht' Sie um Ihre Freundſchaft bitten — allein um dieſes Wortes willen!“ Er war vor ihn getreten und hielt ihm die große weiße Hand hin, in die Rolf etwas verwundert einſchlug.

Nach einer Weile ſaßen ſie auf einem kleinen Eckſofa hinter ihren Weingläſern einander gegenüber, und Stadion erzählte. „Ich war Offizier — wiſſen Sie, einer von den rechten Repräſentanten der glänzenden Außenſeite dieſes Standes. Ich hatte eine ſchöne und elegante Mutter gehabt, von der habe ich wohl den Sinn für alles Äußere und den ſchönen Schein des Lebens mitbekommen. Mein Vater war ein recht begüterter Kaufmann — es ging immer hoch her bei uns im Hauſe. Dadurch wurde ich in dieſer angeborenen Neigung wohl noch beſtärkt. Kurz, als ich meine Eltern verlor — ſie ſtarben bald nacheinander, ich war eben Offizier geworden — und mich dank meines Vaters nimmermüder Tätigkeit plötzlich im uneingeſchränkten Beſitz eines beträchtlichen Vermögens befand, da war ich ſo weit, daß das äußere Leben alles für mich bedeutete und ich in Gefahr ſchwebte, mein inneres gänzlich zu verlieren. Und da ich überdies von der Natur eine leidliche muſikaliſche Begabung mitbekommen hatte, die es mir ermöglichte, mit wenig Fleiß recht Tüchtiges auf dem Klavier zu leiſten, ſo können Sie ſich denken, welche Rolle ich in der Geſellſchaft ſpielen durfte, und wie man mich verwöhnte. Ich hatte mir auch eine Theorie dafür zurechtgemacht — ich war ja nicht dumm, und ich hatte ſogar etwas gelernt. Wenn tatſächlich, ſagte ich mir, drei Viertel jedes Tages, den wir leben, mit der Sorge für Kleidung, Eſſen und Wohnung, mit der Hingabe an das, was Augen und Ohren und die anderen Sinne uns bieten, ſei es in Muſik, in Bildern, in Menſchen und Dingen — ich ſage, wenn drei Viertel der Zeit jedes Tages in ſolchen Dingen aufgeht, nur das letzte Viertel höchſtens bleibt uns übrig für das Leben in einer geiſtigen, einer ſeeliſchen Welt, wie kommen wir denn dazu, fragte ich mich, einen ſo großen Teil unſeres Daſeins nicht achten und als nebenſächlich behandeln zu wollen, wie die ſchulmäßig gepredigte religiöſe und ſittliche Auffaſſung das verlangt? Umgekehrt! ſagte ich mir; wenn wir ſchon unſere Zeit der äußeren Welt opfern müſſen, dann ſoll es auch mit Hingebung, mit Liebe geſchehen, dann ſollen auch die Möbel, die ich mir anſchaffe, die ſtilvollſten, die Bilder, die ich mir an die Wände hänge, die beſten, dann ſoll auch alles, was ich eſſe und trinke und wie ich mich kleide, dem kultivierteſten Geſchmack entſprechen und ſelbſt die verwöhnteſten Sinne noch befriedigen. In der Idee iſt das ja auch ganz richtig, und ich bedaure nicht eine Sekunde, meine Sinne ſo lange Zeit unter ſolch ein Gebot geſtellt zu haben, denn hier wie überall will jede Vollendung gelernt ſein. Aber ich überſah doch ganz daß es eine Möglichkeit gibt, auch dieſe äußere Welt mit ſeeliſchem Inhalt zu füllen, und daß es eben darauf ankommt, dieſes Seelenfeuer aus dem toten Stoff herauszuſchlagen. Verſtehen Sie recht — ich meine, die Sorge für all jenen toten Kram kann mit Kälte verbunden ſein; nur mein Intellekt oder das Urteil der anderen ſagt mir vielleicht, was das beſte und erleſenſte iſt, aber meine Seele bleibt ſtumm und kalt.

Die raffinierte Toilette einer ſchönen Frau zum Beiſpiel: wenn es eine kalte Perſon iſt, die ſich angezogen hat wie eine Puppe, nur Kleider innen wie außen, dann iſt das ſicher vom Übel. Wenn aber ihre Seele das Chiffonkleid ſich anlegt wie — wie einen Frühlingsmorgen, wenn ſie den ſchmiegſamen Schnitt der Rückenlinie als einen notwendigen Ausdruck empfindet für die geſchmeidigen Regungen ihres Herzens, wenn das Spieleriſche von Spitzen, Schleifen, Volants von ihr benutzt wird wie das Spiel eines einſchmeichelnden kleinen Windes mit Sonne und jungem Laub, das beunruhigt und verwirrt und reizt und beglückt zugleich; wenn ſie die Bewegungen ihrer Glieder gebraucht wie eine geſchickte Fechterin ihre Klinge, und die ſchönen Augen über die Menſchen ſchweifen läßt wie Sonnenblicke über die Landſchaft, dann iſt ſie für mich rundweg ein Gedicht, dann, ſehen Sie, ſteh' ich vor einem Kunſtwerk, das ſich die Seele geſchaffen, das ganz erfüllt iſt von Seele, und dann habe ich nichts mehr, was ich dagegen einwenden wollte. Aber ſo weit war ich damals noch nicht — das hab' ich erſt ſpäter gelernt durch ſie, durch ſie, der ich alles verdanke, mein ganzes wiedergeſundenes Leben! Damals war ich noch ein kalter Geſelle, der die galanten Weiber liebte, dem ſie nachliefen, nur allzuſehr; der gute Formen, reiche Umgebung und gutes Eſſen und Trinken über alles ſchätzte, und dem nur noch in der Muſik ſein Stückchen Seele geblieben war, wenn auch verſchüchtert und halb verſchüttet. Am Übergenuß aber von allem, was die Sinnenwelt dem Menſchen zu bieten vermag, war ich ſatt geworden bis zum Ekel — ein blaſierter und lebensunfroher Menſch."

Der Sprecher hielt einen Augenblick inne und wandte den Kopf nach dem Bilde an der Wand hinüber. Die Augen feſt darauf geheftet, fuhr er dann fort: „Dann, dann traf ich ſie — ſie, der ich meinen ganzen Menſchen verdanke! Wie es langſam gekommen, weiß ich kaum mehr — aber eines Tages war ich unter ihren Händen ein anderer geworden, als der ich geweſen. Ich glaube, ſie hat mich verachtet am Anfang, jedenfalls war ich ihr herzlich gleichgültig. Aber das kränkte mich, denn ſie imponierte mir gleich, und wie ſie nur meinen guten Willen ſah, da zeigte ſich ihre liebe, gütige Seele. Zuerſt lenkte ſie mich auf meine Muſik, das ſei der Ton, auf den meine Seele vom lieben Herrgott geſtimmt ſei, meinte ſie. Wenn dieſer Ton nicht rein klinge, würde auch alles andere unharmoniſch bleiben; wie überhaupt, ſagte ſie, jeder Menſch danach trachten müſſe, die eigene Stimme in ſich zu vernehmen. Sie glauben nicht, welch eine Macht ſolch ein erlöſendes Wort hat. Ich fing auf einmal an, die Muſik ernſthaft zu nehmen und wie eine Gewiſſensſache zu betreiben. In unglaublich kurzer Zeit machte ich nun wirklich die rieſigſten Fortſchritte. Die Menſchen ſtanden ſtarr vor dem Wunder — ich aber allein wußte die Löſung. Dann zog ſie mir den bunten Rock aus, weil ſie merkte, daß ich nicht im geringſten mit der Seele Soldat war, ſondern nur um des äußeren Scheines wegen daran feſthalten mochte. Darauf gewöhnte ſie es mir ab, mit den galanten Weibern zu verkehren und mich im Kreiſe hohler Trinkgenoſſen wohl zu fühlen — kurz, ſie machte mich zu dem, was ich hier bin, einem Menſchen, einem glücklichen Menſchen, der von ihr gelernt hat, auch die äußere Welt zum Spiegel ſeiner Seele zu machen. Alles das hier herum iſt ihr Werk, und alles das hier innen desgleichen. Und namenlos dankbar bin ich ihr für dieſe Errettung vom ſeeliſchen Tode."

Er hatte zuletzt in faſt ekſtatiſcher Weiſe geſprochen, war aufgeſprungen, hatte mit ſeinen langen Armen im Zimmer umhergewieſen und ſchlug die großen Hände mit inbrünſtiger Heftigkeit gegen ſeine Bruſt.

Rolf hatte aufhorchend dageſeſſen, und während er von den Brillantknöpfen im Hemde ſeines Gegenüber die grünen und rötlichen Blitze zu ſich hinüberſchießen ſah, war es ihm, als bekäme er damit ein Sinnbild von dem blitzartigen Aufleuchten, das Blicke und Worte einer geliebten Frau in einer durſtenden Seele hervorzuzaubern vermögen, einmal und wieder und wieder, bis ſie ganz und gar in Feuer und Leben ſteht, wie der Beglückte da vor ihm es an ſich erfahren. Und bekümmerten Herzens gedachte er, wie in ihm ſelber die Worte und Blicke der Frau, an die er nun ſein Leben gebunden hatte, nicht ein einziges Mal ſolche

Blitze entzündet hatten, und er beneidete den anderen um ſein leuchtendes Glück.

Er war gleichfalls aufgeſtanden und hatte ſich vor das Bild geſtellt. So alſo mußte eine ausſehen, die das vermochte! O, er konnte es begreifen! Dieſe dunklen, ſehnſüchtigen Augen redeten ſchon aus dem Bilde hier eine Sprache, die ſeltſam perſönlich anſprach und eine Antwort erheiſchte. „Sie lieben ſie?“ fragte er, noch in dieſe Augen verſunken.

„Muß man die nicht lieben, der man ſeine Seele verdankt?“ verſetzte Stadion mit Nachdruck. „Alles, was in mir iſt, lebt durch ſie und lobt ihren Namen.“

„Und ſie weiß es?“ fuhr Rolf fort.

„Natürlich weiß ſie's! Jedem Blicke von mir muß ſie's ja anſehen — es iſt nicht einer, der ihr nicht huldigt! Meine Hände — wenn ich ſie in ihrer Gegenwart anſchaue, iſt mir's, als dürften ſie nur daſein, um ſie ihr unter die Füße zu tun, damit ſie ſich an keinen Stein ſtoße!“

„Und haben Sie es ihr noch nicht geſagt?“ forſchte Rolf weiter, indem er den anderen von der Seite her anſah.

„Nein, das habe ich nicht!“ antwortete Stadion mit heftigem Kopfſchütteln, „und das iſt ſogar das Merkwürdige. Sehen Sie, ich weiß, daß ſie mich gern hat — für einen Gleichgültigen tut man auch nicht, was ſie für mich ſchon getan. Allein ihre Seele iſt anderweit gebunden. Sie ſpricht nicht davon — aber ich ahn' es! Es muß jemand ſein, der ſchon ſeit Jahren nicht in der Stadt iſt. Sie hält alles in ſich verſchloſſen. Sie iſt der ſtärkſte Menſch von der Welt. Und wenn ich ihr ſagte, wie bis zum Wahnſinn ich ſie liebe — und ſie wieſe mich einfach zurück ... ich glaube, das wäre mein Tod! Ich würde meinen, vor mir ſelber keinen Wert mehr zu beſitzen, wenn mir aus dieſem Munde das Urteil geſprochen würde, daß ich nicht der Auserwählte ſei. Deswegen fürcht' ich mich ſo davor, ihr das Wort zu ſagen, nach dem ich tagtäglich doch ſo heiß verlange. Können Sie das wohl verſtehen? Ich möchte den anderen von ihrer Seite reißen und fürchte doch, daß dieſer Schatten mehr Gewalt hat als ich. Können Sie das wohl verſtehen?“

Er hatte in merklicher Erregung geſprochen und, während er dicht vor dem Klavier ſtand, wiederholt ſeine Finger auf die Taſten gedrückt, ohne ſie anzuſchlagen. Nun glitt er ſeitlich auf den Drehſtuhl nieder, und ohne die Linke von der Taſtatur zu erheben, ließ er die Rechte mit einem vollen Akkorde dreinfallen und ſtürmte die Erregung ſeiner Seele in raſenden Gängen und ſehnenden, ſuchenden Tönen aus. Rolf ſchlich ſich zum Fenſter zurück, ſetzte ſich dort in den tiefen Seſſel, ſtützte den Kopf auf die Lehne und ſah träumend auf den totenſtillen Platz hinaus und nach dem Dom hinüber, der ſich ernſt und feierlich in den Nachthimmel hob; in dem rieſigen Fenſter über dem Eingange blinkte noch immer der Widerſchein des unſichtbaren Mondes.

Stadion phantaſierte lange. Das Wilde und Leidenſchaftliche wurde von Süßem und Schmerzlichem abgelöſt, bis es in immer leiſer und leiſer werdender Zwieſprache zwiſchen zwei Stimmen gänzlich hinſtarb. Den am Fenſter ſchien der Spieler ganz vergeſſen zu haben. Als er leiſe geendet, rührte er ſich zunächſt nicht, ſtützte die Ellenbogen gegen die Kante des Notenpultes und vergrub die Stirn zwiſchen den Händen. Langſam wandte Rolf die Blicke ihm zu und ſah gleichfalls unbewegt lange Zeit zu ihm hinüber. Die flammende Künſtlerſeele dort am Klavier, dieſe vornehm-üppigen Räume, die noch ganz erfüllt waren von dem Widerhall einer leidenſchaftlichen Liebe, eingetaucht alles in das weiche, ſchwimmende Licht der ungewohnten Kerzenbeleuchtung — und das Ganze zu dieſer nächtlichen Stunde in dem alten Hauſe an dem einſamen Domplatz, gegenüber den ragenden Türmen ... es war für Rolf ein ſo neuer und ſtarker Eindruck, daß er glaubte, ganz ſtillhalten zu müſſen, um den Genuß ſolcher Minuten nicht zu verkürzen. Wie ſehr hätte er ſich auch ſolch beglückenden Rauſch der Seele gewünſcht von der Frau, die er liebte! Das war doch vielleicht der wahre Sinn des Lebens — weit mehr vielleicht als all ſeine geliebte Philoſophie! So warm und beglückt hatte ſie jedenfalls noch nie ihn gemacht. Wer mochte wohl Antwort wiſſen auf ſolche Fragen! Verſunken in ſeine Gedanken, achtete er faſt nicht darauf, was der andere tat, und wurde plötzlich mit Erſtaunen gewahr, daß der lange Stadion vor dem Bilde drüben an der Wand auf den Knien lag und mit emporgerungenen Händen zu ihm hinaufzuflehen ſchien. Einen ſo gewaltſamen Ausbruch von Leidenſchaft hatte Rolf noch nicht zu ſehen bekommen. Ein paar Minuten lang war es totenſtill im Zimmer. Rolf hatte erſchreckt den Atem angehalten, und auch der andere lag jetzt, die Stirn gegen die Kante des Tiſchchens gedrückt, noch unbeweglich, als wolle er lauſchen, was die Stimme in ſeinem Herzen flüſterte. Nach einer Weile ſtand er auf und ging im Zimmer umher, immer um den Flügel herum, die Hände auf dem Rücken und den Kopf tief vornübergeſenkt, bis er endlich hinter Rolfs Seſſel ſtehen blieb und über ihn hinweg zum Fenſter hinaus und nach dem Dom hinüberwies.

„Dort drüben, ſehen Sie,“ begann er endlich, „hinter dem großen Fenſter iſt eine alte Bibliothek aufgeſtellt, von einem oſtpreußiſchen Adelsgeſchlecht vor dreihundert Jahren begründet — mit vielen alten Werken und den handſchriftlich hergeſtellten Stammbäumen faſt aller Geſchlechter unſerer Provinz ausgeſtattet. Sie iſt nur zweimal in der Woche für eine Stunde geöffnet — denn es gibt wenig Zuſpruch dort drüben. Ihr Vater iſt der Bibliothekar — ein Olympier, ſage ich Ihnen, und der größte Kantkenner, den wir hier haben. Ihn ſah ich lange Monate hindurch immer zur beſtimmten Stunde dort drüben in dem großen Portal verſchwinden. Es intereſſierte mich, zu ergründen, wo der ſtattliche alte Herr immer ſo pünktlich wohl hingehen mochte. So ſtieg ich eines Tages ihm nach und — da hab' ich ſie kennen gelernt. Er hatte ſie zufällig mitgenommen. Das tut er auch jetzt noch hin und wieder, und es kommt auch vor, daß ſie allein einmal hingeht, wenn ſie den Vater wegen Krankheit zu vertreten hat. Dann ſeh' ich ſie drüben ab und zu ans Fenſter treten, wo inmitten der rieſigen Glasfläche eine Scheibe ſich öffnen läßt, und dann nicken wir über die ganze Breite des Domplatzes uns zu, und ich bin wieder für Stunden ein beglückter Menſch, denn ich habe ſie geſehen, meine Einzige, meine Göttin! — Aber was ſag' ich Ihnen ſo was? Sie ſind ja ſelber verlobt! Sie wiſſen ja auch, was es heißt, ſich durch Liebe beglückt zu fühlen!“

(Fortſetzung folgt.)

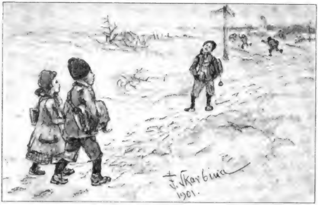
Eine Laute ...

Eine Laute ſang zur Nacht
Aus Strauch und Jasmin —
Von wirrem Schlummer war ich erwacht,
Sah ſilbergerandeter Wolken Pracht
Tieflaſtend gebirgwärts fliehn.

Eine Laute ſang ſo betörend her
Aus Sommer und Duft —
Schwül klang es, klang ſo klageſchwer,
Eintönig ſang es wie brandendes Meer,
Der Atem ſchlief in der Luft.

Eine Laute ſang ſo ſeltſamen Ton,
Im Gebüſch hat's gelacht —
In den Zweigen hing Morgengeſpinſte ſchon,
Weißlich huſchte ein Schemen davon ...
Eine Laute verklang in der Nacht.

Ernſt A. Bertram



Anſichtspoſtkarte des Allgemeinen Deutſchen Schulvereins.
(Nach einer Zeichnung von Franz Skarbina.)

Vom Deutschtum im Auslande

Von

Wilhelm Dibelius

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Vom Deutſchtum im Auslande pflegen unſere Landsleute im Reich im allgemeinen wenig zu wiſſen. Wohl hat die Schule ſie gelehrt, daß jenſeits der ſchwarz-weiß-roten Pfähle, in Öſterreich und in der Schweiz noch Millionen deutſcher Brüder wohnen, und wenn die nationale Not da draußen wieder einmal unerträglich wird, wenn tſchechiſche Pöbelhorden deutſchen Gelehrten am alten deutſchen Muſenſitze Prag die Wohnung ſtürmen oder fanatiſierte Letten livländiſche Adelsſchlöſſer in rauchende Trümmer verwandeln, da regt ſich wohl einmal das Zuſammengehörigkeitsgefühl im Deutſchen Reiche, und auch Geldſpenden fließen reichlich; iſt aber die ſchlimmſte Not beſeitigt, ſo iſt's wieder ſtille von den deutſchen Brüdern da draußen. Auch die deutſche Wiſſenſchaft, die in Aſſyrien und Ägypten, Mexiko und Griechenland ſeit Generationen zu Hauſe iſt, ſie hat erſt in allerletzter Zeit begonnen, von den Abkömmlingen deutſchen Stammes Notiz zu nehmen. Und mit Staunen haben auch national intereſſierte Kreiſe geſehen, wie groß die Zahl und die wirtſchaftliche Bedeutung des auswärtigen Deutſchtums iſt.

Oſteuropa iſt nun einmal das Land deutſcher Kulturſphäre. Mögen auch Polen, Ruſſen und Magyaren noch ſo ſehr liebäugeln mit franzöſiſchem Kulturfirnis — was tiefer geht an Kulturerrungenſchaften, haben ſie von den Deutſchen gelernt. Und wo der deutſche Ordensritter einſt in Livland, Kurland und Eſthland ſeine Burgen baute, wo der deutſche Kaufmann an Wolga und Weichſel ſeine Kontore auftat, wo der deutſche Bauer in Rußland und Ungarn aus Sümpfen Kornfelder und Obſtgärten hervorzauberte und der deutſche Bergmann das Erz aus den Bergen brach, da ſind noch heute Stätten deutſcher Kultur, freilich oft zu hartem Ringen um ihre Exiſtenz gezwungen. In Rußland gegen 300 000 Gutsbeſitzer und Kaufleute in den Oſtſeeprovinzen, im Weichſelgebiet mehr als eine halbe Million aus allen Ständen, darunter eine ſtattliche Zahl von Induſtriellen und Handwerkern, eine gleiche Zahl von Bauern im Südweſten des Landes, von Odeſſa bis Jekaterinoſlaw, wieder eine halbe Million an der Wolga — dann in Ungarn gegen zwei Millionen, etwa ein Achtel der Geſamtbevölkerung des Landes, im Weſten an der öſterreichiſchen Grenze, im Banat an der Theiß und vor allem die wackeren Siebenbürger Sachſen — nur eine Viertelmillion und doch was für ein mannhaftes, zähes, ſtarkes Geſchlecht! Im zwölften Jahrhundert nach

Ungarn berufen, haben ſie aus einer waldigen Wüſte ein Kulturland gemacht; dann haben Walachen, Mongolen und Türken wiederholt alles vernichtet, was mit unendlichen Mühen geſchaffen war, doch mit unermüdlicher Ausdauer gingen ſie wieder ans Werk; mit mannhafter Treue haben ſie auch zu den Habsburgern gehalten, als alles um die Dynaſtie her zuſammenbrechen wollte, aber auch dieſe Treueſten der Treuen hat Habsburg ſchließlich der nationalen Rückſichtsloſigkeit der Magyaren geopfert. Mit allen Mitteln des ſtaatlichen Apparates arbeiten jetzt die Geſpane und Vizegeſpane daran, einen Volksſtamm zu entnationaliſieren, der noch nie in ſeiner Treue gegen Staat und Dynaſtie wankend geworden iſt, und nur durch unendliche Opfer — erhalten ſie doch Schule und Kirche ohne jeden ſtaatlichen Zuſchuß aus eigenen Mitteln — iſt es ihnen bisher gelungen, der Magyariſierung zu widerſtehen. Ja, ſie haben ſogar ſich über einen Teil der Balkanhalbinſel ausgedehnt: aus Ungarn ſtammt ein großer Teil der deutſchen Kaufleute und Handwerker, die wir im Südoſten finden, und es ſind weit mehr, als die meiſten ahnen; nur wenige wiſſen, daß in Bukareſt ſeit 1750 eine deutſch-evangeliſche Kirchengemeinde beſteht, die vier Schulen mit über tauſend Kindern erhält, daneben eine katholiſche Schule mit ſechshundert Zöglingen, andere Schulen — freilich zum Teil recht dürftiger Art — an gegen dreißig Orten von Rumänien, Bulgarien und Serbien, daß die deutſche Realſchule zu Konſtantinopel mit ihren ſechshundert bis ſiebenhundert Kindern die école modèle des Orients genannt wird und jüngſt in St. Louis einen Preis erhielt.

Und weiter — auch in Aſien, in Paläſtina haben ſich deutſche Bauern in großer Zahl angeſiedelt, meiſt lutheriſche Sektierer aus Württemberg, die übrigens auch in Südrußland ein ſtarkes Kontingent der Anſiedler geſtellt haben. In Afrika ſind es die britiſchen Kolonien, vor allem Natal und Kapland, wo Deutſche in größerer Zahl, gegen 33000 und fünf Prozent der Geſamtbevölkerung, wohnen, meiſtens Niederdeutſche aus der Provinz Hannover, die ſich zum Krimkrieg anwerben ließen und dann in Südafrika angeſiedelt wurden; bekannte Namen begegnen uns hier wieder: Wartburg und Neu-Eisleben, Berlin und Potsdam, Braunſchweig, Frankfurt, Lüneburg und Neu-Hannover — ſchwer genug wird es allerdings den Nachkommen der deutſchen Siedler gemacht, wenn ſie als Deutſche gelten wollen. Nordamerika braucht in dieſer Überſicht kaum genannt zu werden — aber es läßt ſich leider nicht leugnen, daß die Zahl der national bewußten Deutſchen dort ſtark zurückgeht. Zwar halten noch die meiſten lutheriſchen Synoden, auch die katholiſchen Kongregationen dort das Deutſchtum aufrecht; aber ſeitdem die amerikaniſchen Volksſchulen dort zum großen Teil das Deutſche als Fremdſprache eingeführt haben, fangen leider viele törichte deutſche Väter an, die deutſchen Sonderſchulen für überflüſſig zu halten, und das Ergebnis pflegt dann zu ſein, daß der Sprößling der engliſchen Schule als voller Yankee ins Leben tritt; die paar Stunden deutſchen Sprachunterrichts haben nicht genügt, ihn deutſch zu erhalten. Etwas erfreulicher iſt das Bild in Südamerika: zwar ſind hier die Zahlen ſehr viel beſcheidener — wenn man die Zahl der Deutſchredenden in den Vereinigten Staaten auf zehn bis elf Millionen ſchätzt, erreicht ihre Ziffer in Südamerika noch nicht eine halbe Million —, aber hier ſind die Deutſchen eine meiſt faſt nebeneinander ſitzende, wirtſchaftlich ſchon ſehr erſtarkte und im allgemeinen auch eng zuſammenhaltende Maſſe. In Chile haben Heſſen, Sachſen, Schleſier und Deutſchböhmen die ſüdlichen Diſtrikte des Landes koloniſiert, in den gewerblichen Städten, namentlich Valdivia, iſt der überwiegende Teil der Induſtrie in ihren Händen, die Brauerei faſt ausſchließlich; in Südoſt-Argentinien ſitzen etwa 20000 Reichsdeutſche und die doppelte Anzahl von Schweizern, ſo daß z. B. Buenos-Aires mit Vororten nicht weniger als neun deutſche Schulen zählt, und vor allem ſind die Südſtaaten Braſiliens, Parana, Santa Katharina und Rio Grande do Sul, eine Hochburg des Deutſchtums geworden. Seit 1824 ſind dort in wachſender Zahl Deutſche eingewandert, in Rio Grande bilden ſie zweiundzwanzig, in Santa Katharina gar fünfunddreißig Prozent der Geſamtbevölkerung, und wenn auch der Zuſtand der dortigen Siedelungen nach deutſchen Begriffen noch oft etwas primitiv iſt, ſie ſtehen turmhoch über denen der Braſilianer, Polen und Italiener, und wo die Deutſchen bereits ſeit Generationen den Boden beackern, ſind oft wahre Muſterkolonien in großem Maßſtabe entſtanden. Hier ſind die Ausſichten für die Bewahrung des Deutſchtums noch am günſtigſten, und es fangen die Deutſchen auch bereits an, aus der Schicht der rein ländlichen Urwaldroder zu Handel und Induſtrie emporzuſteigen und heilſamen Einfluß auf die Verwaltung des Landes zu gewinnen — eine Bewegung, die nicht nur für die Stärkung unſeres Volkstums dort draußen günſtig wirken, ſondern auch viel dazu beitragen wird, die verrotteten politiſchen Zuſtände dieſes von der Natur ſo verſchwenderiſch bedachten Landes zu beſſern.

Aber auch an anderen Orten der Welt iſt das Deutſchtum ſtärker vertreten, als mancher Inländer ahnt. Auch in Auſtralien bilden unſere Landsleute wenigſtens zwei Prozent der Bevölkerung, in Queensland haben ſich 38000 Deutſche niedergelaſſen, in Südauſtralien faſt dieſelbe Zahl, und auch in Viktoria treffen wir hier und da auf ſtärkere deutſche Siedelungen; ſo bewahren noch zwei Vorſtädte von Melbourne, Koburg und Heidelberg, die Erinnerung an deutſchen Urſprung, aber freilich auch nur die Erinnerung. Und ſonſt gibt es wohl kaum eine größere Handelsſtadt, die nicht Deutſche in beträchtlicher Zahl beherbergt: Rom, Neapel und Florenz, Madrid, Malaga und Barcelona, Liſſabon und Oporto; etwa ein Dutzend größerer Städte in England, in Afrika Alexandrien und Kairo, in China Hongkong und Schanghai, ſie alle ſind Sitze ſtarker und teilweiſe recht blühender Kaufmannskolonien geworden.

Und welches Intereſſe hat das Mutterland an dieſen Siedelungen? Vom Intereſſe des deutſchen Gemütes, das uns jede nationale Niederlage da draußen als ſchweren ideellen Verluſt empfinden läßt, ſoll man ja heute in der Zeit realpolitiſcher Kaltheit gar nicht mehr reden — aber hat nicht auch das Deutſche Reich vom Standpunkte des politiſchen Nutzens aus ein lebhaftes Intereſſe daran, unſere deutſchen Auslandskolonien zu erhalten? Wenn das Slawentum in Öſterreich noch weitere Fortſchritte macht, wird nicht nur dem deutſchen Tirolwanderer die Freude zerſtört, ſich unter ferndeutſchen Stammesgenoſſen erholen zu können, wird nicht nur der deutſche Reiſende empfindlich geſchädigt durch Schilder und Inſchriften, die er nicht verſteht, durch den Zwang, ſeinen Geſchäftsbriefwechſel in Sprachen zu führen, die in ihrer Verwirrung und Zerſplitterung an den Turm zu Babel gemahnen, ſondern auch die Machtſtellung des Reiches wird aufs empfindlichſte bedroht, wenn die treueſten Stützen des Dreibundes mehr und mehr durch laue Freunde oder offene Gegner verdrängt werden. Und man täuſche ſich doch nicht über die ungemeine Wichtigkeit, die jede deutſche Siedelung da draußen für den deutſchen Handel und die deutſche Induſtrie beſitzt: jede deutſche Schule da draußen erhält zum mindeſten eine deutſche Zeitung, die monatliche Zeitſchrift des Berliner Allgemeinen deutſchen Schulvereins mit ihren Inſeraten — jeder Deutſche wird ſo zum unbezahlten und oft unbezahlbaren Agenten für den deutſchen Kaufmann, und wenn in Konſtantinopel, Saloniki und manchen anderen Orten die deutſche Schule die beſte des Ortes iſt, wenn ſich Angehörige aller Nationalitäten zu ihr drängen, ſo verbreitet ſich durch ſie eine Kenntnis Deutſchlands in allen Kreiſen der orientaliſchen Bevölkerung, die in Beſtellungen bei unſerer Induſtrie, in der Bevorzugung deutſcher Poſt- und Dampferlinien ſich geradezu in klingende Münze umſetzt. Wie wertvoll für den modernen Staat ſeine Außenpoſten unter andersſprachiger Bevölkerung ſind, haben andere Nationen viel früher erkannt als wir; was Frankreich und namentlich das arme Italien zur Förderung ihrer Auslandskolonien tun, geht weit über das hinaus, was Deutſchland für dieſen Zweck leiſtet. Auch bei uns iſt allerdings das Intereſſe für die Deutſchen im Auslande entſchieden im Zunehmen begriffen — aber wieviel bleibt noch zu tun übrig!

Das Deutſche Reich ſtellt in ſeinen Etat eine ſtetig wachſende Summe (zuletzt eine halbe Million) für die Auslandſchulen ein, aber gerade für den bedrohteſten Poſten, für die Sprachgrenze in Öſterreich-Ungarn, zahlt es aus politiſchen Gründen leider keinen Pfennig, hier bleibt alles privater Hilfstätigkeit überlaſſen. Hier wirken denn auch ſeit einem Vierteljahrhundert neben vielen kleineren Organiſationen zwei der größten deutſch-nationalen Schutzvereine, der (Wiener) Deutſche Schulverein und der (Berliner) Allgemeine deutſche Schulverein, der, aus kleinen Anfängen im Jahre 1881 erwachſen, allmählich die ganze deutſche Welt in den Kreis ſeiner Tätigkeit einbezogen hat, und namentlich zur Sicherung des öſterreichiſchen Deutſchtums ſeine Hilfsgelder verwendet. Und nicht ganz ohne Erfolg. Zwar hat auch die letzte Volkszählung in Öſterreich (1900) noch ein Sinken des deutſchen Elementes von 36 auf 35,8 Prozent gebracht; aber ein empfindlicher Verluſt iſt nur noch in Mähren und Schleſien zu verzeichnen, wo erſt ſpät und zögernd eine energiſche nationale Abwehrtätigkeit eingeſetzt hat; überall, wo es gelungen iſt, das Deutſchtum zu einer ſtarken nationalen Phalanx zuſammenzuſchließen, hat unſere Nation ſich nicht nur behauptet, ſondern ſogar Fortſchritte gemacht; ſo iſt der Anteil des Deutſchtums an der Bevölkerung geſtiegen in Böhmen um 0,7, in Tirol um 6,7, in der Steiermark um 8,7, in Kärnten ſogar um 32,8 vom Tauſend — zum Teil beſcheidene Ziffern, die aber wenigſtens zeigen, daß zu nationaler Mutloſigkeit wahrhaftig kein Anlaß vorliegt.

Und auch weit hinaus über die Grenzen von Deutſch-Öſterreich hat der Schulverein ſeinen ſegensreichen Einfluß geübt: er hat geholfen, deutſche Zeitungen im Auslande zu erhalten, deutſche Bücher an die Koloniſten im braſiliſchen Urwalde zu verſenden, und in letzter Zeit vor allem den deutſchen Schulen da draußen auch tüchtige Lehrer zu vermitteln. Denn daran krankte vor allem das Deutſchtum an vielen Orten, daß häufig untüchtige, zum Teil ſogar moraliſch unzuverläſſige Elemente an deutſchen Schulen als Lehrer beſchäftigt wurden. Während zum Teil in den großen Weltſtädten Antwerpen, Brüſſel, Konſtantinopel, Bukareſt, Buenos-Aires Lehrmittel und Lehrmaterial ganz ausgezeichnet ſind und die Beſoldungsverhältniſſe den Neid manches ſchlecht entlohnten deutſchen Landlehrers erwecken, muß man ſich an anderen Orten oft recht kümmerlich behelfen: an vielen Orten Englands und Südafrikas, auch in der Dobrudſcha und Auſtralien beſteht die deutſche Schule oft nur darin, daß ein vielbeſchäftigter Pfarrer wöchentlich zwei bis vier Stunden deutſchen Unterricht erteilt, und im braſiliſchen Urwald exiſtiert leider noch gar zu oft ein vorſündflutlicher Dorfſchulmeiſter, ein alter, zur Landarbeit nicht mehr tauglicher Bauer, der nun der heranwachſenden Jugend das wenige an Leſen, Schreiben und Rechnen, was er ſelbſt beſitzt, beizubringen verſucht. Solche Zuſtände dürfen nicht dauern, wenn das Deutſchtum ein lebensfähiges, kulturell hochſtehendes Element der Bevölkerung bleiben ſoll.

Hier hat der Schulverein mit aller Energie eingeſetzt, ſeitdem das verſtändnisvolle Eingreifen der meiſten deutſchen Regierungen — Bayern ſteht ſo ziemlich allein noch zurück — es ermöglicht hat, den hinausgehenden Lehrern die Rückkehr in den heimiſchen Schuldienſt zu ſichern. Aber es iſt leider nur gar zu wenig, was mit den beſcheidenen Mitteln (etwa hunderttauſend Mark jährlich), die ſich auf die ganze Erde verteilen, erreicht werden kann; hier bietet ſich für die private Wohltätigkeit noch ein weites Feld. Wir ſind ein reiches Volk geworden, aber die Verpflichtung des Reichtums, auch reichlich zu geben für öffentliche Zwecke, haben wir noch nicht gelernt; was der Deutſche aufwendet für andere, iſt ein Kinderſpiel im Vergleich zu den Summen, die der Amerikaner oder Engländer des wohlhabenden Mittelſtandes dafür übrig hat; ja, ſpeziell bei nationalen Aufwendungen laſſen wir uns von den ärmſten Nationen beſchämen; was das kleine Völklein der Slowenen für ſeinen Schulverein tut, iſt mehr, als das deutſche Sechzigmillionenvolk dem gleichen Zwecke zuwendet! Und merkwürdig genug, was dem Allgemeinen deutſchen Schulverein an Geldern zufließt, ſtammt zum allergrößten Teil aus den Taſchen derer, für die ein jährlicher Beitrag von drei Mark ein Opfer bedeutet; unſere reichen Handelsherren und Induſtriellen, denen die Aufrechterhaltung unſerer auswärtigen Siedelungen beſonders zugute kommt, ſie haben — abgeſehen von einigen, allerdings ſehr rühmlichen Ausnahmen — bisher für den Schulverein wenig oder nichts übrig gehabt. Mögen auch dieſe Zeilen dazu beitragen, daß dies anders wird, daß die Jubelſpende, die dem Schulverein zu ſeinem fünfundzwanzigjährigen Jubelfeſt überreicht werden ſoll, recht reichlich ausfällt; das Deutſchtum auf dem ganzen Erdenrund wird den Gebern dankbar ſein. Beiträge nimmt entgegen der Allgemeine deutſche Schulverein zu Berlin W., Landgrafenſtraße 7, ſowie die „Deutſche Bank“, Berlin W., Behrenſtraße, und die „Diskontogeſellſchaft“, Berlin W., Unter den Linden, auf das Konto: Jubelſpende des Allgemeinen deutſchen Schulvereins.

Frohe Aussicht

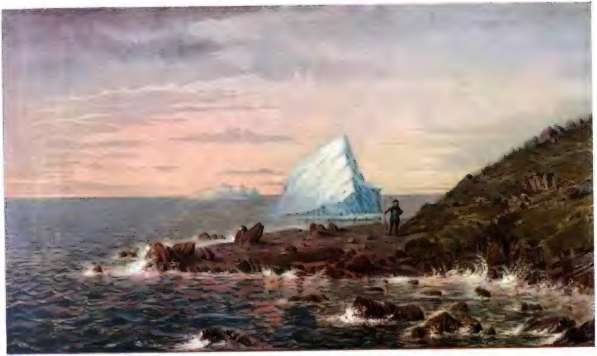
Bald werden wir beiſammen ſein.
Wenn ſich die Sommernächte neigen,
Aus Gärten weiche Düſte ſteigen,
Führ' ich in meine Welt dich ein.

Erſtaunen wirſt du ob der Pracht.
Der Garten blüht. Wann wirſt du kommen?
Die roten Roſen, die erglommen,
Die werden leuchten durch die Nacht.

Ihr ſüßer Duſt bezaubert mich;
Er wird auch dir was Liebes ſagen
Und dich in goldne Fernen tragen. —
O Lieb, dein Glück erwartet dich!

Friedrich Wiegershaus

* * *

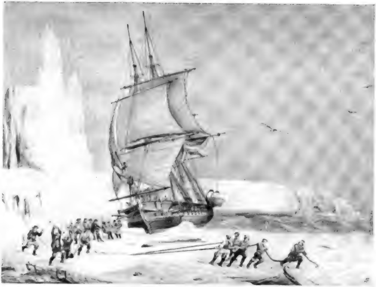


Auf Süd-Georgien. (Deutſche Expedition 1882/83.)

Zu Regel: Die Erforſchung des Südpolargebietes.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google



Die Expedition von Dumont d'Urville im Weddellmeer (19. Februar 1838).

Die Erforſchung des Südpolargebietes

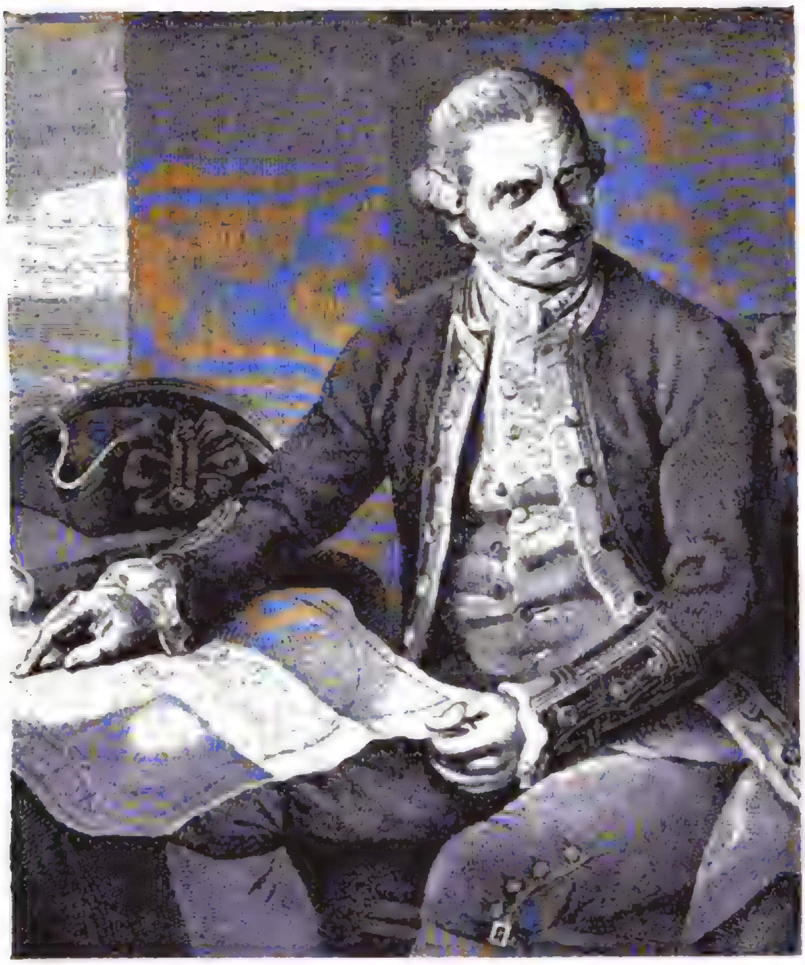
Von

Fritz Regel

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Bereits vom Altertum wurde dem Mittelalter die Vorſtellung vom Vorhandenſein eines großen Südlandes übermittelt, welches im Entdeckungszeitalter rings um den Südpol herum bis zu den äußerſten bekannten Teilen der ſüdhemiſphäriſchen Landmaſſen ausgedehnt wurde. Als man zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts in Südamerika bis zur La-Plata-Mündung vorgedrungen war und hier einen Waſſerweg vom Atlantiſchen Ozean zur Südſee vermutete, wurde das Brasilia interior genannte Land im Süden des La-Plata zu dem unbekannten Südkontinent (Terra incognita australis) gerechnet, z. B. auf dem Globus des Nürnbergers Johannes Schöner vom Jahre 1515; und als dann Magalhães wenige Jahre ſpäter (1519) die nach ihm benannte Durchfahrt wirklich auffand, galt das Feuerland als nördlichſter Teil jenes Südlandes, ja auch, nachdem zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts das Kap Hoorn erreicht und Südamerika völlig umfahren wurde, ſchwand dieſe Vorſtellung der großen Terra australis, der man die Umriſſe von Afrika andichtete, keineswegs von den Karten, denn inzwiſchen waren auf der anderen Seite des Globus die Salomonen und Teile von Auſtralien bekannt geworden. Die Holländer entſchleierten in der Folge auf ihren Fahrten von Europa um Südafrika nach ihren Kolonien im Malaiiſchen Archipel immer größere Teile der Weſtküſte Auſtraliens, bis Abel Tasman 1642 dieſen kleinſten Erdteil von Weſten her völlig umfuhr und bis zur Weſtküſte von Neuſeeland gelangte; er fand damals die

Digitized by Google

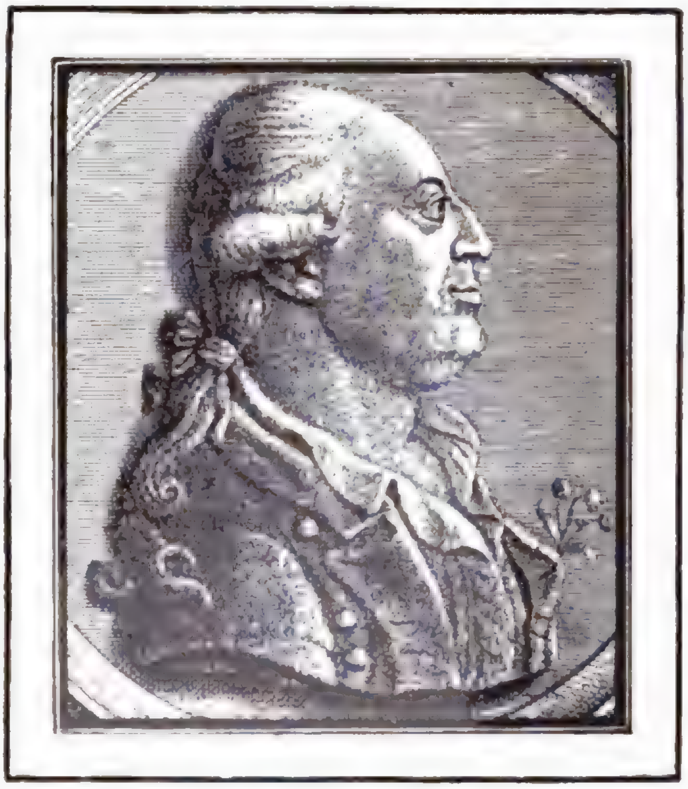


James Cook.

nach ihm benannte Inſel Tasmania auf, ohne jedoch ihre Inſelnatur feſtzuſtellen (Vandiemensland), und löſte den nunmehr vielfach Neuholland benannten Kontinent von dem fabelhaften Südlande los. Von der teleologiſchen Annahme ausgehend, daß die unbewohnbaren Waſſerflächen der Erde nicht die von Menſchen bewohnten Landmaſſen an Größe überbieten könnten, klammerte man ſich nunmehr an das gleichfalls wie Tasmanien damals in ſeiner Inſelnatur noch nicht erkannte Neuſeeland und einige andere Entdeckungen (wie die 1739 aufgefundenen Bouvet-Inſeln, Süd-Georgien, 1756, zuletzt die Crozet- und Prinz-Eduard-Inſeln), und erblickte in dieſen die gegen Norden am weiteſten vorgeſchobenen Teile der Terra australis.

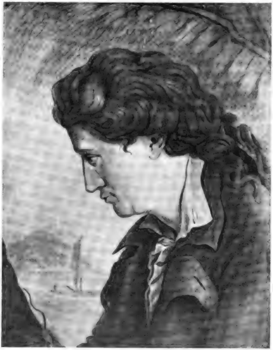
* * *

Durch die epochemachenden Reiſen von James Cook (Abbild. S. 522) iſt jedoch mit dem Phantom eines von Menſchen bewohnbaren und kulturfähigen großen Südlandes gründlich aufgeräumt worden, und nunmehr beginnt ſeit 1770 die wiſſenſchaftliche Erforſchung der Südpolarregionen, welche durch einzelne energiſche Vorſtöße in die letzteren während des Südſommers von den Südenden der drei Südkontinente Amerika (Falkland-Inſeln), Afrika und Auſtralien (Tasmanien oder Neuſeeland) aus die noch unbekannten Gebiete allmählich aufzuklären bemüht war. (Vergl. die beigegebene Karte des Südpolargebietes.) James Cook ſelbſt hatte auf ſeiner erſten größeren nautiſchen Expedition zunächſt die Aufgabe, den Vorübergang der Venus vor der Sonnenſcheibe auf Tahiti zu beobachten; nachdem dieſe Aufgabe im Jahre 1769 glücklich gelöſt war, ſegelte er nach höheren ſüdlichen Breiten, gelangte von Oſten her nach Neuſeeland, umfuhr dieſe Doppel-



Johann Reinhold Forſter (Vater).

inſel und legte ſie mit Hilfe muſtergiltiger aſtronomiſcher Beobachtungen auf der Karte nieder, entdeckte hierauf die noch unbekannte Oſtküſte von Neuholland, ergriff von dieſem nunmehr zumeiſt wieder Auſtralien genannten Kontinent für die engliſche Krone Beſitz und kehrte ſodann durch die Torresſtraße und über den Malaiiſchen Archipel nach England zurück (1770).



Johann Georg Forſter (Sohn).

Die zweite ihm anvertraute Expedition, an welcher J. Reinhold und Georg Forſter (Abbild. S. 522 u. 523) als Naturforſcher teilnahmen, galt nunmehr dem Südland ſelbſt (1772 bis 1775). Cook umfuhr diesmal nicht allein das geſamte Südpolargebiet in höheren Breiten, er überſchritt auf drei Vorſtößen auch als erſter Seefahrer den ſüdlichen Polarkreis und gelangte ſogar bis 71 Grad 10 Min. an eine Eismauer, die ſeinem weiteren Vordringen Halt gebot. Bis zum ſechzigſten Breitenkreis und darüber hinaus war kein Feſtland von größerer Ausdehnung vorhanden; was etwa in noch höheren Breiten von Landmaſſen exiſtieren mochte, war auf alle Fälle für den Menſchen nicht dauernd bewohnbar.

Erſt nach den Napoleoniſchen Kriegen wurde die Südpolarforſchung, diesmal durch Rußland, wieder aufgenommen. F. von Bellingshauſen (Abbild. S. 524) fuhr im Durchſchnitt noch dichter an den Pol heran als Cook und fand 1819 bis 1821 im Süden von Südamerika Land (Alexander I.-Land und Peter I.-Inſel). Um dieſelbe Zeit gelangten auch engliſche Robbenſchläger und Walfänger nach dieſen unwirtlichen Teilen der Erde, ja der mutige Weddell drang auf ſeinem kleinen Schiff im Jahre 1823 ſogar bis 74 Grad 15 Min. ſüdl. Br., alſo drei Grad weiter als Cook, vor. Ein anderer Walfänger, Biscoe, umſegelte 1830 bis 1832 nochmals die geſamte Antarktis und entdeckte das Enderbyland im Süden von Afrika; 1833 folgte das Kempland in derſelben Gegend, und 1839 verlegte Balleny den Schauplatz antarktiſcher Entdeckungen zuerſt in den Süden von Auſtralien und Neuſeeland mit der Entdeckung der nach ihm benannten Balleny-Inſeln. In jenem Jahrzehnt war man bemüht, nach der Auffindung des magnetiſchen Nordpols auf Boothia Felix in Nordamerika durch John Roß im Jahre 1831, auf Anregung von Alexander von Humboldt über die ganze Erde magnetiſche Beobachtungsſtationen zu errichten, um namentlich die Linien gleicher

Digitized by Google

magnetiſcher Abweichung oder Deklination genauer feſtlegen zu können, was ja auch der Nautik von großem Nutzen ſein mußte.

Fabian Gottlieb von Bellingshauſen.

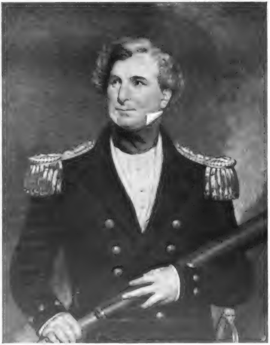
Nachdem Gauß in Göttingen ſeine „Theorie des Erdmagnetismus“ im Jahre 1838 veröffentlicht hatte und zur Auffindung des magnetiſchen Südpols anſpornte, den er in den Meridian von Sydney rechneriſch verlegte, wollte England dieſe Entdeckung ebenfalls zuerſt machen und ſandte den Neffen von John Roß, den als Seefahrer und Phyſiker gleich hervorragenden James Clarke Roß (Abbild. S. 525), aus und veranlaßte die Anſtellung gleichzeitiger magnetiſcher Beobachtungen in möglichſt vielen Erdgegenden, wie auf Neuſeeland, Tasmania, in Afrika und auf den Falkland-Inſeln. In jener Zeit war aber auch von Frankreich und von den Vereinigten Staaten je eine große Expedition ausgerüſtet worden, welche eine ſogenannte „Weltreiſe“ unternehmen ſollte, die franzöſiſche unter Leitung von Dumont d’Urville, die amerikaniſche unter dem Kommando von Charles Wilkes. Beide ſuchten der Auffindung des magnetiſchen Südpols durch die engliſche Expedition unter James Clarke Roß zuvorzukommen, und ſo finden wir in den Jahren von 1838 bis 1843 drei große, wohlausgerüſtete Unternehmungen im Südpolargebiet tätig, die alle wichtige Entdeckungen mit nach Hauſe brachten und den Höhepunkt antarktiſcher Forſchung in jener Epoche nautiſch-litoraler Erkundung bezeichnen.

Dumont d’Urville verſuchte ſich zunächſt 1838 auf dem Schauplatz im Süden des Feuerlandes, entdeckte hier das Louis-Philippe-Land, die Joinville-Inſel und folgte dann den Spuren von Weddell, ohne jedoch ſo weit nach Süden vordringen zu können wie dieſer (Abbild. S. 521). Zwei Jahre ſpäter treffen wir ihn dann im Süden von Auſtralien; hier findet er das Adélie- und das Clarie-Land auf und führt auch eine Landung aus, ohne jedoch dem magnetiſchen Südpol ſehr nahe zu kommen.

Auf demſelben Gebiete ſucht auch Wilkes von 1840 bis 1842 Lorbeeren zu erringen: er hat einzelne Teile des ausgedehnten, über zweitauſend Kilometer ſich hinziehenden Wilkes-Landes zu erforſchen geſucht, konnte aber die Frage, ob man es hier mit einzelnen Inſeln oder mit Vorſprüngen eines größeren zuſammenhängenden Landes zu tun habe, nicht zu voller Klarheit bringen.

James Clarke Roß hat, wie einſt James Cook, drei ſehr erfolgreiche Vorſtöße in die Antarktis von 1839 bis 1843 unternommen und gelangte dabei an dem von ihm aufgefundenen Viktoria-Land bis zu 78 Grad 9½ Min. ſüdl. Br., wo beim erſten und zweiten Vordringen eine ungeheure Eiswand Halt gebot. Er konnte zwar im Viktoria-Land nicht landen, aber er entdeckte die Vulkane Erebus (3770 Meter hoch) und den etwas niedrigeren Terror (3318 Meter), von denen der erſtere noch in Tätigkeit iſt, und brachte ein reiches wiſſenſchaftliches Material aus der Südpolarzone nach England zurück.

Nach dieſer glanzvollen Leiſtung trat wieder eine längere Ruheperiode ein, da man ſich in der Folge, insbeſondere nach dem unglücklichen Ausgang von Franklins Expedition, mit größtem Eifer der Erforſchung der Nordpolargebiete zuwandte. Erſt nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege fielen die Anregungen, die zum Beiſpiel von Georg Neumayer (Abbild. S. 526) ausgingen, auf einen fruchtbaren Boden und führten zu neuen Beobachtungen und Entdeckungen in der Antarktis. Namentlich waren es wiederum die 1874 und 1882 entſandten Expeditionen zur Beobachtung des Vorüberganges der Venus vor der Sonnenſcheibe, die wertvolle Bereicherungen unſeres Wiſſens und längere meteorologiſche Beobachtungsreihen ergaben, die namentlich von den Stationen auf den Kerguelen-Inſeln (1874) und von Süd-Georgien (1882) herrühren. Im Jahre 1874 drang der „Challenger“ unter Kapitän Nares und ebenſo die „Gazelle“ unter Kapitän Schleinitz (Abbild. S. 527) von den Kerguelen-Inſeln aus in höhere ſüdliche Breiten vor, und auch Walfänger waren wiederum in der Antarktis tätig, unter ihnen der Bremer Kapitän Dallmann, der hier zuerſt auch deutſche Namen, wie die Kaiſer-Wilhelm-Inſeln, die Bismarckſtraße, in der Gegend ſüdlich vom Feuerland in der jetzigen Weſt-Antarktis der Karte einverleibte.



James Clarke Roß.

Nach Süd-Georgien wurde eine unter der Leitung von Dr. Karl Schrader ſtehende wiſſenſchaftliche Expedition vom Deutſchen Reich entſandt, die ſich neben ihren aſtronomiſchen, magnetiſchen und meteorologiſchen Beobachtungen der geographiſchen Erforſchung dieſes Archipels widmete (Abbild. S. 528). Um die Verarbeitung der gewonnenen Beobachtungen hat ſich namentlich der heutige Leiter des Marine-Obſervatoriums in Wilhelmshaven, Prof. Dr. Karl N. J. Börgen, ſehr verdient gemacht (Abbild. S. 529).

Im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts haben ſodann vier Schiffe einer ſchottiſchen Walergeſellſchaft in Dundee, ſowie namentlich drei deutſche Schiffe der Hamburger Reederei von Woltereck u. Robertſon, insbeſondere der Dampfer „Jaſon“ unter Kapitän Larſen und die „Hertha“

unter Kapitän Evenſon, höhere Breiten erreicht, jener 68 Grad 10 Min., dieſe 69 Grad 10 Min. ſüdl. Br., und Larſen hat unter den vulkaniſchen Robben-Inſeln im Oſten von Louis-Philippe-Land die beiden noch tätigen Vulkane auf der Chriſtenſen-Inſel und „Lindenbergs Zuckerhut“ aufgefunden.

Von erheblicher Wichtigkeit waren auch die Fahrten des norwegiſchen Fangdampfers „Antarctis“ (1893 bis 1895) mit dem kühnen Naturforſcher Egebert Borchgrevingk an Bord, dem die erſte Landung im Viktorialand bei Kap Adare glückte, ſowie der Vorſtoß der deutſchen Tiefſee-Expedition auf der „Valdivia“ unter Leitung des Zoologen Profeſſors Karl Chun (1898 bis 1899), der die Wiederauffindung der von Cook, Moore und James Clarke Roß lange vergeblich geſuchten Bouvet-Inſel gelang, ſowie auf Grund genauer Lotungen der wichtige Nachweis, daß dieſe Inſel wie die Marion- und Crozet-Inſeln, der Kerguelen-Archipel und die Prinz-Eduard-Inſeln ohne Verbindung mit den ſüdlichen Landmaſſen iſoliert aus einer bis ſechstauſend Meter tiefen See aufſteigen. (Vergl. die beigegebene Karte.)

Prof. Dr. Georg von Neumayer, Exzellenz.

* * *

Die neueſte Ära der antarktiſchen Forſchung begann um dieſelbe Zeit mit der erſten ſüdpolaren Überwinterung durch die belgiſche Südpolar-Expedition unter Führung von Anton de Gerlache (1898 bis 1899), der im folgenden Südwinter die von E. Borchgrevingk beim Kap Adare und weiterhin diejenigen der ſchwediſchen, ſchottiſchen, engliſchen und deutſchen Südpolar-Expeditionen gefolgt ſind. Alſo keine vereinzelten Vorſtöße mehr, ſondern international vereinbarte gleichzeitige Beobachtung zu beſtimmten Terminen, ſowie Überwinterung in der Antarktis unter möglichſt vielſeitiger Forſchung und womöglich mit Schlittenreiſen in die noch unerforſchten Erdräume hinein!

Die genannte belgiſche Expedition konnte bereits auf dem für die internationale Organiſation der heutigen antarktiſchen Unternehmungen ſo wichtigen VII. Internationalen Geographenkongreß zu Berlin im Oktober 1899 einen Teil ihrer wiſſenſchaftlichen Beobachtungen vorlegen, die in einem großen Werke vorbereitet werden; ein auch für weitere Kreiſe geſchriebenes Buch von Cook liegt mit dem geſamten reichen Bilderſchmuck ſeit dem Jahre 1903 auch in deutſcher Überſetzung vor (Fred. A. Cook, „Die erſte Südpolarnacht“; Kempten, J. Köſel, 1903; ſowie G. Lecointe, „Im Reiche der Pinguine“; Halle, Gebauer-Schwetſchke, 1904).

Die europäiſchen Kulturvölker ſind ſomit nun endlich in dasjenige Stadium auch für die antarktiſchen Forſchungen eingetreten, welches in der Arktis ſo große Erfolge erzielt hat und von Georg Neumayer immer und immer wieder gefordert worden iſt. Neumayer iſt ſeit ſeiner Tätigkeit in Auſtralien in den fünfziger Jahren, ſeit dem erſten Kongreß deutſcher Geographen in Frankfurt a. M. im

Digitized by Google

Frhr. von Schleinitz

Jahre 1865, ſowohl auf den deutſchen Naturforſcherverſammlungen wie auf den ſeit 1881 abgehaltenen deutſchen Geographentagen und den internationalen Geographenkongreſſen unermüdlich für die genauere Erforſchung der Südpolargegenden eingetreten. In Bremen kam es 1895 ſchließlich zur Bildung eines Komitees, welches agitierend, Geld ſammelnd und beratend gewirkt hat, bis dann 1898 auch der deutſche Kaiſer für den deutſchen Plan intereſſiert wurde, den Erich von Drygalski in die Tat umſetzen ſollte. In Berlin kam es ſodann 1899 zur internationalen Kooperation, indem auch England und Schottland gleichzeitig mit der in Vorbereitung begriffenen deutſchen Expedition Dampfer hinausſenden wollten, denen ſich noch Dr. O. Nordenſkiöld für Schweden anſchloß.

Indem ſchließlich auch noch A. de Gerlache, der Führer der „Belgica", mit dem Franzoſen Dr. Charcot eine Expedition ausrüſtete, waren ſchließlich faſt gleichzeitig fünf Unternehmungen in Tätigkeit, die dem Südpol zu Leibe gehen wollten und ſich über den wiſſenſchaftlichen Kampfplatz untereinander mehr oder weniger verſtändigt hatten. So ſchien die Unternehmung diesmal reiche Früchte zu verheißen.

Dieſe Hoffnungen ſind denn auch in vieler Hinſicht erfüllt worden. Ein großer Fortſchritt in der Geſamtkenntnis der Südpolarräume iſt erreicht worden, wenn die großen Schwierigkeiten des Vordringens auf dem faſt völlig vereiſten Südpolarland auch noch für zukünftige Unternehmungen einen großen Wirkungskreis übriglaſſen.

Die ſchottiſche Expedition wählte die Erforſchung des ſüdatlantiſchen Meeres zwiſchen dem Falkland-Archipel und der Bouvet-Inſel und wollte namentlich im ſogenannten Weddell-Meer auf dem Dampfer „Scotia" unter Kapitän Robertſon und der wiſſenſchaftlichen Leitung von Bruce vordringen; die Ausreiſe in das Südpolarmeer wurde am 26. Januar 1903 von Port Stanley auf den Falkland-Inſeln angetreten; die Fahrt ging zunächſt nach den Süd-Orkney und am Packeisgürtel ſüdlich von dieſer Gruppe oſtwärts entlang bis zur Sandwichgruppe; ſie erreichte am 22. Februar ihren ſüdlichſten Punkt in 70. Grad ſüdl. Br. und 17,5 Grad weſtl. L. und ging am Packeis nach den Süd-Orkney zurück. Vom 30. März bis zum 23. November 1903 war die „Scotia" in der Scotiabai der Louiſe-Inſel vom Eiſe umſchloſſen und kehrte ſodann nach Buenos Aires zurück, von wo ſie im folgenden Südſommer einen zweiten Vorſtoß bis zum 74. Grad ſüdl. Br. unternahm. Diesmal erreichte ſie eine bedeutend höhere ſüdliche Breite (etwa 74 Grad) ſüdweſtlich vom vorjährigen Endpunkt und entdeckte im März 1904 das Coats-Land. (Vergl. die beigegebene Karte.)

Weiter im Weſten, direkt ſüdlich von Südamerika, arbeitete die ſchwediſche Expedition, an deren Spitze Dr. Otto Nordenſkiöld ſtand, ein Neffe Adolf Erik Nordenſkiölds, bewährt als Erforſcher des Feuerlands und von Südpatagonien (1896 bis 1897); er brach mit der „Antarctic“ im Oktober 1901 von Schweden auf, befand ſich im Januar 1902 im Südlichen Eismeer, drang bis etwas über den Polarkreis vor und ging mit fünf Leuten nach ſeinem Winterquartier an der Südſpitze von Louis-Philippe-Land unter 64,5 Grad ſüdl. Br. und 57 Grad weſtl. L. ab, von wo die „Antarctic“ im Südherbſt 1902 nach den Falkland-Inſeln zurückkehrte, um ſich ſowohl deren Erforſchung als auch derjenigen von Süd-Georgien zu widmen, ehe ſie im Südſommer 1903 zur Abholung Nordenſkiölds und ſeiner fünf Begleiter wieder nach Süden aufbrach. Da ſie jedoch von dieſer letzten Reiſe nicht zurückkehrte, wurde mit großer Schnelligkeit in Schweden eine Hilfsexpedition unter Kapitän Gyldén, mit Profeſſor Nathorſt als Leiter, ausgerüſtet, und zwar durch private Mittel, die noch im Auguſt 1903 von Schweden abging, während A. de Gerlache und Dr. Charcot bereits von Havre in See ſtachen, zunächſt auch mit der Abſicht, den vorausſichtlich in Bedrängnis geratenen ſchwediſchen Forſchern womöglich Hilfe zu bringen, und weiter, um namentlich die Gegend ſüdlich von Kap Hoorn näher zu durchforſchen. Endlich wurde auf die Veranlaſſung von Dr. Moreno, dem Direktor des La-Plata-Muſeums in Buenos Aires, auch von Argentinien das Kriegsſchiff „Uruguay“ mit der Auffindung Nordenſkiölds betraut, und dieſem Schiffe iſt es denn auch tatſächlich geglückt, ſowohl Nordenſkiöld ſelbſt mit ſeinen fünf Begleitern auf der Station in Louis-Philippe-Land wie die Bemannung der verunglückten „Antarctic“ bei dem von Nordenſkiöld errichteten Depot auf der Inſel Seymour aufzufinden und nach Buenos Aires zurückzubringen. Der verdiente Forſcher hat auf einer Schlittenreiſe über König-Oſkar-Land den Polarkreis von ſeiner Station aus erreicht und insbeſondere wertvolle Verſteinerungen geſammelt, und ſomit das Ziel erreicht, welches er ſich mit ſehr beſcheidenem Aufwand geſteckt hatte. Von dieſer Expedition iſt bereits das Reiſewerk er-

Die Mitglieder der „Deutſchen Expedition nach Süd-Georgien im Syſtem der internationalen Polarforſchung 1882/83“. In der Mitte Dr. Karl Schrader.

Prof. Dr. Karl Nik. Jenſen Börgen.

ſchienen (O. Nordenſkiöld, „Antarctic“; Berlin, Dietrich Reimer, 1904).

Die engliſche Expedition war in geographiſcher Hinſicht weitaus am erfolgreichſten und hat auch die verabredeten Beobachtungen in vollem Umfange durchführen können. Ein eigener, aus Holz erbauter Dreimaſtdampfſchoner, „Discovery“, verließ unter Kapitän R. Scott am 6. Auguſt 1901 England, ging am 24. Dezember von Neuſeeland aus nach der Oſtküſte des Viktoria-Landes ab und betätigte hier im Jahre 1902 mit größtem Erfolg ſeine Kräfte. Ein im Sommer 1902 nachgeſandtes Erſatzſchiff, der Waler „Morning“ (Kapitän Colbeck), gelangte am 26. Februar 1903 glücklich bis auf acht Kilometer an die vom Eiſe beſetzte „Discovery“ heran und brachte eingehenden Bericht nach Auſtralien zurück, verproviantierte die Expedition für eine zweite Südpolarkampagne, von der ſie im Südſommer 1903/04 von der noch durch ein zweites Schiff verſtärkten engliſchen Hilfsexpedition abgeholt wurde. Scott war ohne Hindernis nach der Gegend des Viktoria-Landes gelangt, in welcher die Vulkanrieſen Erebus und Terror, jedoch nicht, wie James Clarke Roß glaubte, auf dem Feſtlande ſelbſt, ſondern auf einer dieſem vorgelagerten Inſel ſich erheben. Er unterſuchte zuerſt in weſtlicher Richtung die von Roß her bekannte große Eiswand und folgte ihr bis zum King-Edward VII.-Land, von wo die Rückkehr zum Viktoria-Land erfolgen mußte. Hier fror das Schiff unweit der beiden Vulkane ein, und es begann nunmehr eine Entdeckertätigkeit auf immer weiter ſich ausdehnenden Schlittenexkurſionen ſowohl nach der Gegend der genannten Vulkanrieſen als nach dem überall gebirgigen Hinterland des Inlandeiſes, welches bis zu 2700 Meter Meereshöhe von Leutnant Armitage und Ingenieur Skelton durchzogen wurde, während Scott ſelbſt ſich mit Leutnant Shackleton und Dr. Wilſon nicht weniger als vierundneunzig Tage vom Schiff auf einer Schlittenreiſe bis auf 435 Kilometer ſüdwärts entfernte und unter 163 Grad weſtl. L. bis 82 Grad 17 Min. ſüdl. Br. vordrang (Roß war bis 78 Grad 10 Min., Borchgrevingk während ſeiner Überwinterung beim Kap Adare bis 78 Grad 50 Min. gelangt). Dieſe Entfernung entſpricht etwa derjenigen von Berlin bis Danzig und konnte nur unter Ausnutzung aller Kenntniſſe mit höchſtem Wagemut vollbracht werden. Infolge ver-

Erich von Drygalſki.

Digitized by Google

Der „Gauß“ im Winterlager.

dorbenen Futters gingen dabei ſämtliche Hunde ein. Weniger erfolgreich war die zweite Überwinterung 1903/04, die an die Leiſtungsfähigkeit dieſer tapferen Männer die höchſten Anforderungen ſtellte. Bewunderungswürdig iſt die vollſtändige Durchführung der Stationsbeobachtungen, beſonders der magnetiſchen, bei der „Discovery“ im Winterhafen neben dieſen ausgedehnten Schlittenfahrten nach Oſten und Süden hin.

Die deutſche Südpolar-Expedition war mit der größten Sorgfalt und Umſicht unter Verwertung aller Erfahrungen unter der bewährten Leitung der nautiſchen Abteilung des Reichs-Marineamtes betrieben worden. Der allen an ihn geſtellten Anforderungen genügende ſchmucke Dreimaſtſchoner „Gauß“, erbaut auf den Howaldtwerken in Kiel, ausgerüſtet mit allen techniſchen und wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften der heutigen Zeit, ging unter Kapitän Ruſer und Profeſſor Erich von Drygalski (Abbild. S. 529) am 15. Auguſt 1901 von Deutſchland ab; ihm beigegeben waren Profeſſor Dr. E. Vanhöffen (Kiel) als Zoolog und Botaniker, Dr. H. Gazert (München) als Arzt und Bakteriolog, Dr. E. Philippi (Berlin) als Geolog und Chemiker und Dr. Fr. Bidlingmaier (Laufen) als Erdmagnetiker und Meteorolog. Eine Zweigſtation auf den Kerguelen-Inſeln war vorgeſehen, für welche Dr. E. Werth auf der „Gauß“ mitfuhr, während Dr. E. Enzensperger und Dr. K. Luyken auf der „Tanglin“ von Auſtralien aus direkt nach der genannten Inſelgruppe mit Kohlen und Vorräten gelangen ſollten. Die Ausrüſtung war auf drei Jahre bemeſſen.

Die Hinreiſe erfolgte über die Kapverden und Kapſtadt und von hier, nach einem längeren Aufenthalt in Südafrika, nach dem Kerguelen-Archipel, woſelbſt der „Gauß“ erſt zu Neujahr eintraf und von hier wiederum erſt Ende Januar nach Süden in See ſtechen konnte, weil die „Tanglin“ mit ihrer Bemannung von vierzig Chineſen bereits wieder abgefahren war und daher die Verſtauung der Kohlen und des Proviants nunmehr ohne die chineſiſche Bemannung des „Tanglin“ durchgeführt werden mußte. Somit war es für dieſes Jahr bereits ziemlich ſpät für ein erfolgreiches Kreuzen an der antarktiſchen Küſte geworden. Der „Gauß“ erreichte Mitte Februar unter 62 Grad ſüdl. Br. die Eiskante und kam bereits acht Tage darauf im Eiſe feſt in dem erheblichen Abſtande von etwa achtzig Kilometer von einer neuentdeckten Küſte, die von E. von Drygalski Kaiſer-Wilhelm II.-Land getauft worden iſt,

Digitized by Google

in eine Bucht, welche man die Poſadowsky-Bai benannte. Vom 22. Februar 1902 bis zum 8. Februar 1903 hat der „Gauß“ unter etwa 66,5 Grad ſüdl. Br. und 90 Grad öſtl. L., alſo etwa auf dem Polarkreiſe, feſtgelegen, ſo daß keine eigentliche Polarnacht von der Expedition zu beſtehen war (Abbild. S. 530 bis 532). Die Küſte kehrt ihren Steilabfall nach Norden, iſt völlig vereiſt bis auf den 366 Meter hoch aufragenden vulkaniſchen „Gaußberg“, den man auf den vom Schiff aus unternommenen Schlittenexkurſionen fünfmal aufſuchte (Abbild. S. 533 u. 534). Leider bildet er keine ſolche weithin ſichtbare Landmarke wie die Rieſenvulkane des Viktoria-Landes, ſo daß die deutſche Expedition bei den überaus häufigen fürchterlichen Schneeſtürmen keine über hundert Kilometer vom Schiff hinausgehenden Schlittenreiſen zu unternehmen vermocht hat. Dagegen konnten alle vereinbarten Beobachtungen unter ſehr günſtigen Verhältniſſen durchgeführt werden, ſo daß dieſes auf zwei magnetiſchen Obſervatorien, der meteorologiſchen Station und der aſtronomiſchen Beobachtungshütte, gewonnene gewaltige wiſſenſchaftliche Material neben vielen anderen wertvollen Beobachtungen auf allen naturwiſſenſchaftlichen Gebieten eine reiche Ausbeute ergeben hat, die in einem bändereichen Werke verarbeitet wird. Das Tierleben allerdings war an der achtzig Kilometer vom Lande entfernten Station nicht gerade reich zu nennen. Von den ſieben Exkurſionen waren fünf nach dem Lande gerichtet, keine dauerte länger als vier Wochen, ſo daß die prächtig gedeihenden Hunde ſich ſogar erheblich vermehrten und beim Aufbruch vierzig getötet werden mußten. Das Freikommen aus dem Eiſe wurde durch einen zwei Kilometer langen Schuttwall aus allen Abfällen beſchleunigt, da dieſer den Schmelzprozeß des Eiſes ſo förderte, daß an ihm entlang ein großer Riß entſtand, der ſich dann raſch erweiterte, ſo daß der „Gauß“ am 8. Februar 1903, leider wiederum erſt ziemlich zu Ende des zweiten Südſommers, endlich freikam. Der „Gauß“ fuhr nunmehr bis zum 21. Februar in weſtlicher Richtung, kam in milderes Wetter mit vorherrſchenden Weſtwinden, dann vom 6. bis 14. März nochmals in das Eis hinein, verſuchte nun,

Der „Gauß“ im Winterlager.

der Inſtruktion folgend, noch einen Vorſtoß nach Süden und hatte vom 18. März bis 8. April nochmals Eistrift, ſo daß der Führer ſich bei dem ſchon ſo weit vorgeſchrittenen Südherbſt hier zur Rückkehr nach Norden entſchließen mußte und am 31. Mai in Port Durban eintraf, von wo das erſte Telegramm nach Deutſchland an den in Köln tagenden XIV. Deutſchen Geographentag gelangte.

Bis Anfang Auguſt verweilte der „Gauß“ noch in Südafrika und kehrte im November 1903 wohlbehalten nach Kiel zurück. Raſch erſchien noch im Jahre 1904 das für weitere Kreiſe beſtimmte, feſſelnd geſchriebene und trefflich mit Abbildungen ausgeſtattete Reiſewerk des wiſſenſchaftlichen Leiters, Profeſſors Dr. E. von Drygalski („Zum Kontinent des eiſigen Südens“; Berlin, Dietrich Reimer, 1904). Auf dem deutſchen Geographentage zu Danzig in der Pfingſtwoche 1905 wurde auch bereits über einen Teil der Ergebniſſe den Fachmännern Bericht erſtattet und das erſte Heft des Werkes „Die deutſche Südpolarexpedition“ vorgelegt.

Der „Gauß“ im Winterlager.

Auf der Kerguelen-Station war der Verlauf geſundheitlich leider ein ſehr ſchlimmer. Infolge der unvorhergeſehenen bedeutenden Verſpätung des „Gauß“ war der „Tanglin“ bereits, wie erwähnt, vor Ankunft der Hauptexpedition wieder zurückgefahren, doch hatte die Deutſch-Auſtraliſche Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft durch ihren Dampfer „Eſſen“ den Royal Sound anlaufen laſſen, und ſo wurde am 2. April 1902 die letzte Poſt abgeholt mit zunächſt noch durchweg guten Nachrichten über das Befinden der Stationsmitglieder. Leider aber hatten die Chineſen des „Tanglin“ die Beriberi-Krankheit mitgebracht und die an und für ſich in bakterienfreier ſubantarktiſcher Luft gelegene Station ſo ſtark infiziert, daß Dr. Werth Ende Juli bereits ſchwer erkrankte und auch Dr. Enzensperger, der verdiente Meteorolog von der Zugſpitze, Mitte November von dieſer waſſerſuchtartigen Krankheit ſo ſchwer befallen wurde, daß er am 2. Februar 1903 nach qualvollen Leiden ſtarb. Mit dem größten Mut und heldenhafter Ausdauer hat jedoch Dr. Luyken die wichtigſten meteorologiſchen und magnetiſchen Beobachtungen in einer geradezu ver-

Der Gaußberg im Inlandeis von Weſten.

zweifelten Lage durchgeführt und die Kranken gepflegt, bis die Stationsmitglieder am 1. April 1903 vom Hamburger Dampfer „Staßfurt“ programmäßig abgeholt wurden und Dr. Werth in Sydney ſich erholen konnte.

Schließlich begann die franzöſiſche Polarexpedition unter Dr. Charcot, der ſich nach der Auffindung Dr. O. Nordenſkiölds durch die „Uruguay“ von Gerlache getrennt hatte, ihre Ausreiſe am 26. Januar 1904, alſo bereits nach der glücklichen Heimkehr der deutſchen. Sie gelangte am 4. März 1905 nach Puerto Madryn, war alſo dreizehn Monate unterwegs und machte eine Überwinterung auf der Wandel-Inſel durch, wo auch die wiſſenſchaftlichen Arbeiten durchgeführt werden konnten. Auch dieſe Expedition bewegte ſich in den Gegenden ſüdlich von Südamerika: das Alexander I.-Land erwies ſich des Eiſes wegen als unzugänglich, doch konnte das Graham-Land mit dem Walfiſchfänger „Le Français“ angelaufen werden. Das Schiff kam bis zum 69. Grad ſüdl. Br. (Alexander-Inſel).

* * *

Es ſei nunmehr noch in aller Kürze auf einige Probleme über die Naturverhältniſſe dieſes Gebietes hingewieſen.

Die geographiſche Hauptfrage, ob hier ein Erdteil oder eine Inſelwelt vorliegt, iſt nunmehr entſchieden: während in der Nordpolregion große Landmaſſen um ein tiefes Meer in der näheren Umgebung des Poles ſich lagern, werden gegen den Südpol zu die großen Waſſermaſſen des ſüdatlantiſchen, ſüdindiſchen und ſüdpazifiſchen Ozeans durch einen Erdteil von etwa zehn Millionen Quadratkilometer Areal, alſo größer als Europa, begrenzt, ſo daß nunmehr durch die neueſten Forſchungen doch die alte Vorſtellung von einem großen Südland, wenn auch von weit beſcheidenerem Umfang, als die Vorſtellungen des ſechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts ſich dieſes dachten, in unſeren Tagen noch zu ihrem Rechte kommt. Seine genauere Erforſchung wird allerdings noch ſehr große Anſtrengungen erheiſchen, denn dieſem Südland iſt nur ſchwer beizukommen. Die neueren Expeditionen wurden teilweiſe mit großem Aufwande und unter Heranziehung aller Errungenſchaften der

Digitized by Google

Der Gipfel des Gaußberges.

Technik und der Wiſſenſchaft unternommen. Die Schiffe waren Dampfer mit möglichſter Bewegungsfreiheit; die deutſche und die engliſche Expedition waren mit Feſſelballons ausgerüſtet und wie die der „Southern Croß“ mit Hunden für Schlittenfahrten und mit vorzüglicher Verproviantierung verſehen. Hatten die von 1820 bis 1843 gegen den Südpol unternommenen Vorſtöße im weſentlichen nur einzelne Küſtenſtriche geſichtet, ſo iſt nunmehr durch die neueſten Expeditionen auch auf dem Lande ſelbſt feſter Fuß gefaßt worden. Man hat ſeine Erforſchung hinſichtlich der Ausdehnung wie ſeiner Geſtalt und Beſchaffenheit nunmehr bereits ernſtlich in Angriff genommen.

Die große Eismauer, die James Clarke Roß Halt gebot, iſt der Abbruch eines ungeheuer breiten, wohl tauſend Kilometer breiten Gletſchers zwiſchen dem Viktoria-Land und dem König-Edward VII.-Land. Es lagert um den Südpol ein gänzlich vergletſchertes Land, deſſen Eiskappe zumeiſt bis zum Meeresſpiegel reicht und nur an kleineren Stellen das Geſtein enthüllt (Abbild. S. 535). Dieſe gewaltige Eiskappe bewegt ſich wie ein Gletſcher und bringt erratiſche Blöcke zur Küſte; ſie ſtellt alſo eine Inlandeisdecke dar, wie ſie in der Gegenwart das Innere von Grönland aufweiſt und wie der Norden Europas, Aſiens und Nordamerikas zur Eiszeit eine ſolche beſeſſen hat. Der Nachweis einer großen zuſammenhängenden Landmaſſe im äußerſten Süden wurde von den neuen Expeditionen ſicher erbracht, wenn auch nur die engliſche Expedition unter Scott tiefer in ſie, und zwar bis zum 82. Grad 17 Min. ſüdl. Br., vorgedrungen iſt. Durch plötzliche Tiefenabnahme des angrenzenden Meeres kündet ſich dieſer neue Erdteil an. Zu Europa, Aſien, Afrika, Nordamerika, Südamerika und Auſtralien geſellt ſich als ſiebenter der Erdteil „Antarktika“, wie ihn A. Penck kürzlich benannt hat, während man unter „Antarktis“ die Geſamtheit der antarktiſchen Natur verſteht. Nur am Küſtenſaum kommt das Felſengerüſt dieſes Erdteils zum Vorſchein, nur hier vermag ſich organiſches Leben zu entfalten: hier brüten die Pinguine, hier kommen noch ſpärliche Flechten vor (die eine der von Borchgrevingk entdeckten Arten gleicht dem isländiſchen Moos). Auf dem faſt ſtets ſteil abfallenden Küſtenſaum entfaltet ſich in einer Litoralzone ein reicheres Meeresleben von Meduſen, Seeſternen, Fiſchen und Säugetieren der Seehundfamilie. An der Küſte ſelbſt treten auffallend oft vulkaniſche Geſteine auf, wie das Kap Adare des Viktoria-Landes und das Kaiſer-Wilhelm II.-Land dartut; tätige Vulkane überragen nicht nur das Viktoria-Land, wie der Erebus und Terror auf der Terror-Inſel, ſondern zeigen ſich auch im Süden von Südamerika in der Nähe der ſchwediſchen Station; Schiefer brachte Borchgrevingk vom Viktoria-Land heim, die deutſche Expedition fand Urgeſtein als erratiſches Geſchiebe am Gaußberg, die „Belgica“ ebenſolches im Weſten des Graham-Landes, ſüdweſtlich vom Louis-Philippe-Land. Von dieſem brachte Larſen auf der „Jaſon“-Expedition jüngere Schichtgeſteine heim, ſowie verkieſeltes Koniferenholz, und O. Nordenſkiöld fand bei ſeinem Überwinterungshafen meſozoiſche marine, aber auch kontinentale tertiäre Ablagerungen mit foſſilen Pflanzen und Wirbeltieren, die jetzt der Bearbeitung unterliegen. In ſeinem Forſchungsbereich hängen die Landmaſſen von Graham-, Danco- und König-Oskar-Land zuſammen und ähneln Patagonien. Auch in den beobachteten Temperaturen ſpiegelt ſich das Vorhandenſein von „Antarktika“. Man fand unerwartet tiefe Jahresmittel von — 10 bis zu — 15 Grad, am Viktoria-Land — 18 Grad (infolge der ſehr kühlen Sommer), am Gaußberg — 1 Grad in einer Breite wie Island; die Schweden ſtellten ſogar — 2 Grad für den antarktiſchen Sommer feſt (bei einem Jahresmittel von — 12 Grad). Die tiefen Sommertemperaturen machen dieſen Erdteil ſo unwirtlich und unzugänglich und hindern das Abſchmelzen des Inlandeiſes, das ſich hier bis zwanzig Seemeilen weit ins Meer hinausſchiebt und in tafelförmige Eisberge von gewaltiger Ausdehnung auflöſt (ſ. Abbild. S. 536 und die beiden Einſchaltbilder).

Von dem Gebiet hohen Luftdruckes im Inneren von „Antarktika“ fließt Luft nach der Küſte zu ab und erzeugt öſtliche Winde von gewaltiger Stärke, wie ſie z. B. die deutſche Expedition kennen lernte, aber auch Borchgrevingk am Kap Adare und die „Belgica“. So iſt dieſer neue Erdteil uns ſchon etwas näher gerückt, beſſer bereits kennen wir heute ſeine großartige Natur; wo deſſen

Inlandeis vom Gipfel des Gaußberges.

Schwimmende Eisberge.

Inlandeis nicht unmittelbar bis zur Küſte reicht, weiſt das Land großartige Züge auf, wie am Weſtſaum von Graham-Land und am Viktoria-Land. So iſt die Belgicaſtraße beim erſteren von gewaltig hohen Felswänden umgeben, die im Glanze der polaren Sonne in prächtigen Farben erſtrahlten, während ſich das Meer in blaues Dunkel hüllte und einzelne Eisberge daraus in lichten, kalten Tönen ſchimmerten. Ein Teil der Ergebniſſe harrt noch der Veröffentlichung, aber ſchon jetzt ſieht man, daß ſie die aufgewandten Mittel und die aufopfernde Arbeit der Forſcher lohnen werden. Die bekannten Teile werden als Stütz- und Ausgangspunkte für neue Unternehmungen dienen. Bereits wird mit großen Mitteln eine Doppelexpedition gleichzeitig nach dem Nord- und Südpol geplant. Die belgiſche Regierung beruft 1906 für die Feſtſtellung des Programms die lebenden Polarforſcher nach Brüſſel; die Ausfahrt wird wohl in etwa drei Jahren beginnen. An die Spitze der Südpolar-Unternehmung ſcheint Fridtjof Nanſen zu treten.

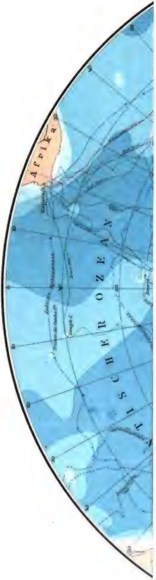
Außer der Verteilung von Waſſer und Land um den Südpol herum und dem tektoniſchen Aufbau des ſiebenten Kontinents im einzelnen ſind jedoch auch alle anderen Seiten der phyſiſchen und biologiſchen Erdkunde beteiligt, wie namentlich die Theorie vom Erdmagnetismus, die Meereskunde, die Klimatologie ſowie die Pflanzen- und Tiergeographie.

Für den Erdmagnetismus ſind nunmehr durch die längere Dauer der gleichzeitigen Beobachtungen an verſchiedenen Stellen des Südpolargebietes beſſere Grundlagen gewonnen, die der Verarbeitung harren.

Die Meereskunde iſt hinſichtlich der Verbreitung des Waſſers und des Eiſes einerſeits, der Meeresſtrömungen anderſeits ſtark bei den antarktiſchen Forſchungen intereſſiert.

Die Klimatologie ſucht für zahlreiche allgemeine Fragen in den neueſten Beobachtungen geſichertere Kenntniſſe abzuleiten und hier für die Beurteilung der Eiszeit neue Aufklärungen zu gewinnen.

Namentlich aber werden die Verſteinerungen wertvolle Aufſchlüſſe bringen für die großen Probleme der Biologie, insbeſondere jedoch für ein richtigeres und tieferes Verſtändnis von der geographiſchen Verbreitung der Pflanzen und Tiere in früheren Epochen der Erdgeſchichte wie in der Gegenwart. Nach den Beobachtungen in Südamerika und Auſtralien ſowie auf Neuſeeland müſſen wir

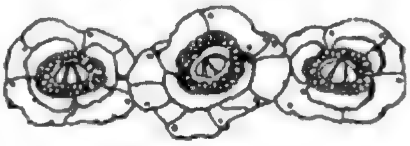

Afrika
Kapstadt
TISCHER OZEAN
Tristan da Cunha I.
Gough I.

Digitized by Google

annehmen, daß das lange geſuchte Südland ehedem in großer Ausdehnung wirklich beſtanden hat und die Erklärung bildet für die ſonſt rätſelhafte nahe Übereinſtimmung ſo mancher höherer Tiere in den beiden genannten Südkontinenten. Beſtimmte Süßwaſſerfiſche desſelben ſtimmen nahezu überein; die rein auſtraliſche Familie der Beutelmarder (Daſyuriden) hat in Südamerika wenigſtens foſſile Vertreter. Vielleicht gelingt es, entſprechende Funde auch in der Antarktis zu machen. Auch hier muß der Nachweis von milderen Klimaperioden vor der heutigen Vereiſung gelingen, und es muß auch Licht fallen auf die hochintereſſanten verwandtſchaftlichen Beziehungen des antarktiſchen und arktiſchen Planktons uſw.

Zweifellos wird die mit ſolcher Energie begonnene neue Periode internationaler Südpolarforſchung weitergeführt werden, denn heute ſtoßen wir überall noch auf weite klaffende Lücken unſerer Kenntnis. Hoffen wir, daß auch unſere deutſchen Gelehrten wie bisher ſo auch in der Zukunft an dieſen Problemen in ehrenvollſter Weiſe Anteil nehmen, ſowie daß unſere aufſtrebende Schiffahrt hier einen ebenſo ehrenvollen Schauplatz für ihre weitere Entfaltung und kraftvolle Betätigung finden möge, wie die engliſche Marine ſich früher in den polaren Gegenden mächtig geſchult und gekräftigt hat. Freilich, große Schätze und materielle Vorteile ſind hier nicht in ſolcher Ausdehnung zu gewinnen wie in der Arktis, immerhin hat ſich bereits in Buenos Aires eine Geſellſchaft gebildet, die den Walfiſchfang von Kap Hoorn bis Weſt-Antarktis, öſtlich bis Süd-Georgien und bis zur Sandwichgruppe betreiben will. Eine Station zum Ausſieden des Trans wurde auf Süd-Georgien unlängſt eingerichtet. —

Schließlich ſei noch bemerkt, daß die dieſem Aufſatz beigefügten Abbildungen zum größten Teil nach Vorlagen hergeſtellt ſind, die dem Privatbeſitz Sr. Exzellenz des Wirkl. Geh. Admiralitätsrats Profeſſor Dr. Georg von Neumayer angehören; für die auf den Seiten 530 bis 536 wiedergegebenen Abbildungen liegen Originalphotographien der Deutſchen Südpolar-Expedition zugrunde.



Ein Mägdlein ging am grünen Hang ...

Ein Mägdlein ging am grünen Hang
Tagein, tagaus den Weg entlang
Und hatt' des Roſenſtrauchs nicht acht,
Der blühend ihr entgegenlacht'.
Da ſtreifte ſie der Roſenſtrauch
Mit leiſem Dorn, mit Schmerzeshauch.
Nun denkt ſie immerdar daran:
„Das hat der Roſenſtrauch getan!“
Und ſpricht am nächſten Tag: „Muß ſeh'n,
Ob er noch mag am Wege ſteh'n.
Sie kommt und naht — da hält er feſt
In ſeine Arme ſie gepreßt.
Sie achtet aller Dornen nicht,
Sieht nur der Roſe glühend Licht,
Trinkt ihren Duft und küßt ſie heiß:
„O liebſtes Glück, das ich mir weiß,
Zu ruh'n in deiner Liebe Schein —
Und ſtürb' ich drum, nun bin ich dein!“

Marie Oberdieck

⁂

Beruf und Bedeutung der modernen Theologie

Von

Hans Tribukait

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Trotz der Entkirchlichung oder doch der kirchlichen Gleichgültigkeit breiter Volksſchichten iſt in unſeren Tagen unvermerkt aber unverkennbar das religiöſe Problem in die Höhe geſtiegen, die Frage, ob die Religion, unſere Religion für die moderne Menſchheit überwunden und abgetan iſt oder ob ſie auch für uns Leben und volles Genüge bedeutet. Die belletriſtiſche Literatur iſt von dieſem Problem geradezu beherrſcht; es iſt das Leitmotiv, das überall durchklingt. Das geiſtreiche Spötteln iſt verſtummt, man fühlt, daß es ſich zuletzt doch nicht um veraltete Torheiten, ſondern um gegenwärtig wirkſame und unzerſtörbare Lebensfragen handelt — eine Stimmung, in der Schriftſteller und Publikum ſich gegenſeitig beeinfluſſen. Bei den einfacheren Kindern des Volkes ſpiegelt ſich dieſe Stimmung wider in dem lebhaften Aufblühen der Gemeinſchaftsbewegung und gewiſſer Sekten.

Wenn dieſe Bewegung anhalten, in geſunden Bahnen verlaufen und damit von bleibendem Wert für die geiſtige Geſchichte unſeres Volkes, ja der abendländiſchen Völker überhaupt werden ſoll, muß die Spannung zwiſchen Bildung und Frömmigkeit, die zum Teil als Begleiterſcheinung jenes neu erwachten religiöſen Intereſſes, zum Teil durch Hineinwirken moderner Gedanken in die alte religiöſe Vorſtellungswelt überall lebhaft empfunden wird, in den gebildeten und geiſtig aufſtrebenden Ständen aber geradezu auf einen kritiſchen Höhepunkt gelangt iſt, muß das hilfloſe Schwanken zwiſchen einem religiös unbefriedigenden Rationalismus und einer wiſſenſchaftlich rückſtändigen Orthodoxie zu einem allmählichen Ausgleich gelangen. Hierin liegt die Aufgabe und Bedeutung der modernen Theologie.

Es iſt unrichtig, wenn man ſie lediglich als die Zerſtörerin des Alten, als die Vertreterin „negativer“ Kritik hinſtellt. Nicht das Maß oder das Maßhalten in der Kritik iſt gegenüber der theologiſchen Arbeit früherer Zeiten, wie gegenüber der heutigen Vermittelungstheologie ihre Eigenart und ihr Vorzug. Eine Reviſion der wiſſenſchaftlichen Methode und die Übernahme der hiſtoriſch-kritiſchen iſt heute in allen theologiſchen Schulen erfolgt, und auch die Reſultate ſind auf weite Strecken hin gemeinſam. Aber mit dieſer Methode und ihrer mehr oder minder energiſchen Durchführung verbindet ſich vielfach und wirkt unbewußt zuſammen ein ſchlechtes oder doch bedrücktes Gewiſſen, die Sehnſucht nach der vorgeſchriebenen Marſchroute, die Trauer über die verlorene Einfachheit und Beſchränktheit der Denkarbeit und des Glaubens früherer Geſchlechter. Solche Sehnſucht und Trauer, die übrigens die Quelle aller Reaktion iſt, iſt das gerade Gegenteil von der Erlöſung, die die moderne Theologie erlebt hat und erleben läßt, indem ſie die Möglichkeit aufzeigt, ein durchaus moderner und zugleich ein durch und durch frommer Menſch zu ſein.

Es iſt das Bewußtſein von dem reformatoriſchen Wert und Charakter ihrer Arbeit, das ſie beſeelt. Die Gleichartigkeit der heutigen Bewegung mit derjenigen des ſechzehnten Jahrhunderts iſt unverkennbar. War es dort die heilige Entrüſtung und das Mitleid mit dem unter ſchlechter Vormundſchaft irregeleiteten Volk, ſo iſt es in unſeren Tagen das Verantwortlichkeitsgefühl für das der Vormundſchaft entwachſene, religiös unverſorgte Volk. Es iſt doch eine erſchreckende Wahrheit und muß auf die Dauer von der verhängnisvollſten Wirkung ſein, daß nicht nur einzelne, in der Unfähigkeit, mit den Rätſeln des Lebens anders fertig zu werden, vielleicht auch unter dem Druck individueller Lebensführungen, ſich dem Atheismus in die Arme werfen, ſondern breite Schichten, ja ganze Generationen von Gebildeten und Ungebildeten religionslos leben und ſterben. Erweckungsprediger hat es gegenüber ähnlichen Beobachtungen zu allen Zeiten gegeben. Reformatoriſch iſt es, wenn man die Wurzel des Übels nicht ſo ſehr in den Menſchenherzen, in dem materialiſtiſch gerichteten Zeitalter oder wie ſonſt man es bezeichnen mag, ſondern in dem Syſtem der kirchlichen Verſorgung erblickt. Die Menſchenſeele ſucht ihren Gott; je weniger ſie ihn findet, deſto mehr ſucht ſie ihn. Die Wege, auf denen ſie ihn finden kann und daher auch ſuchen muß, ſind zu allen Zeiten verſchieden geweſen. Mittelalterliche Superſtition und Bußübungen, ſcholaſtiſche Rechtgläubigkeit, pietiſtiſche Engherzigkeit, dogmatiſche Gebundenheit ſind altmodiſche Wege, die den modernen Menſchen nicht zum Ziele führen, und auf denen er, wenn er in ſeinem Suchen auf ſie gelangt, nur mit Selbſtbetäubung und innerer Unwahrhaftigkeit gehen kann. Es iſt Verblendung und Eigenſinn oder auch Bequemlichkeit und Menſchenfurcht, wenn man den Suchenden immer wieder die alten Wege weiſt — man gibt den Leuten damit Steine ſtatt Brot. *Neue Bahnen zu dem alten Gott* — dieſe Aufgabe iſt in einem noch nie, auch nicht in den Tagen der Reformation erlebten Maße von der Theologie unſerer Tage begriffen und ergriffen worden. Das Bewußtſein, daß man den Kindern ſeiner Zeit etwas zu ſagen habe, was ihnen wichtiger iſt als das tägliche Brot, einen Dienſt zu leiſten habe, den auch die ernſteſte und beredteſte Frömmigkeit mit den alten Mitteln, in den alten Gedankengängen nicht leiſten könne, ſchimmert und leuchtet aus allen populären Veröffentlichungen der modernen Theologie hervor und erklärt deren Tatſache und Energie. Denn ſolch Bewußtſein macht mutig und trutzig. Man denke nur an Luther.

Aber auch wenn wir über dieſe Ähnlichkeit der Stimmung hinaus auf Methode und Inhalt der heutigen theologiſchen Arbeit achten, offenbart ſie uns ihren reformatoriſchen Charakter. Der Zwieſpalt zwiſchen Frömmigkeit und Bildung, an deſſen Löſung die moderne Theologie arbeitet, iſt viel älter als ſie; er iſt ein Kennzeichen der ganzen neueren Geſchichte und reicht zurück bis an den Ausgang des Mittelalters. Damals waren es vornehmlich die zum Selbſtbewußtſein erwachenden Kulturmächte des nationalen und äſthetiſchen Aufſtrebens (Humanismus und Renaiſſance), die zum Teil mit revolutionärem Ungeſtüm an den Toren der Kirche rüttelten. Die Reformation hat ihnen die Bahn freigemacht. Nicht zwar aus künſtleriſchem oder politiſchem Intereſſe, ſondern dadurch, daß ſie die Religion in ihrer Einfachheit erkannte und aus der Verflechtung mit allem ihr Fremdartigen loslöſte, wurde den bisher in kirchlicher Vormundſchaft aufgewachſenen Kulturgütern die Selbſtändigkeit und das Gewiſſensrecht, nach dem ſie ſtrebten und das ſie brauchten, um für die Volksſeele etwas zu ſein. Auf einem Gebiet iſt trotz bemerkenswerter Anſätze die prinzipielle Klarheit und Freiheit damals nicht errungen worden: die wiſſenſchaftliche Arbeit, das Recht der Vernunft ſollte Halt machen vor den neu revidierten Schranken der kirchlichen Überlieferung. Um dieſen Punkt gehen die theologiſchen und religiöſen Kämpfe bis in unſere Gegenwart. Die moderne Theologie macht dieſem Kampfe mit demſelben Mittel, das die Reformation Luthers charakteriſiert, ein Ende und ſichert Recht und Freiheit auch jenem Reſt, der in Unfreiheit geblieben war. Wie jene bedeutet auch ſie eine große Reduktion und Vereinfachung der chriſtlichen Religion. Bei aller ſubtilen Einzelforſchung finden wir überall ein Überſchauen der Zuſammenhänge, ein Eindringen in den religiöſen Kern und Wert, ein energiſches Fragen nach dem „Weſen der Religion". Große Theologen, gelehrte Forſcher hat es auch in der Aufklärungszeit gegeben. Die moderne Theologie hat den Nerv entdeckt, an den das Seziermeſſer der Wiſſenſchaft nicht heran kann, hat erkannt, daß nicht das Vielerlei der Objekte, auf die der Glaube ſich gründet, ſondern die Kraft und Lauterkeit der inneren Beziehung der Seele das Geheimnis der Religion iſt. Von all den Tatſachen und Wundern, die man früher glauben mußte, bleibt uns heute die eine Tatſache der religiöſen Emporentwickelung der Menſchheit von Stufe zu Stufe durch Gottes Geisteswirken, und in deren Mittelpunkt das eine Wunder und große Geheimnis des Perſonlebens Jeſu. Von all den Verſtandesbegriffen und Bekenntniſſen, in denen der Glaube ſich bisher ausdrückte, bleibt für den Chriſten das eine ſchlichte Herzens- und Lebensbekenntnis: Jeſus Chriſtus ſei mein Herr. Damit iſt die Religion auf eine Fläche gehoben, wo die wiſſenſchaftliche Forſchung ihr nichts mehr anhaben, nicht mehr wehe tun kann.

Das Korrelat dieſer Vereinfachung iſt daher eine große Bereicherung und Befreiung der wiſſenſchaftlichen Arbeit. Trotz ihrer populären Tendenz iſt die moderne Theologie in erſter Reihe Wiſſenſchaft. Sie will nicht umſtürzen und auch nicht aufbauen, ſondern ſchlicht und ehrlich ſich unter den Zwang der Tatſachen ſtellen. Sie übt Kritik nicht mit hämiſcher Freude, aber auch nicht in ängſtlicher Beſorgnis. Ihr iſt die Bibel und die Überlieferung von Chriſto ein heiliges Blatt in der Geſchichte des geiſtigen Lebens, auch wenn ſie den Kanon der bibliſchen Schriften von menſchlicher Willkür und geſchichtlichen Zufälligkeiten und ihren Inhalt von lokal- und zeitgeſchichtlichen Irrtümern abhängig ſieht, auch wenn ihr die Abſolutheit des Chriſtentums, ſei es in religionshiſtoriſcher Forſchung oder im ſyſtematiſchen Denken, zum Problem geworden iſt. Gerade um den eigentlichen Gegenſtand ihrer Forſchung, das Evangelium von Chriſto, in das hellere Licht der Geſchichte zu rücken, hat ſie deren Rahmen erweitert und vergleichende religionsgeſchichtliche Studien in die theologiſche Disziplin aufgenommen. Die Rückſichtsloſigkeit und Energie, mit der ſie das sine ira et studio tut, iſt der Prüfſtein und Erweis ihrer wiſſenſchaftlichen Vollwertigkeit. Und wenn ſie trotz der Wünſche von rechts und von links, trotz aller Berührungspunkte mit den Wiſſenſchaften der philoſophiſchen Fakultät eine beſondere Disziplin bleiben will und bleibt, ſo hängt das nicht mit ihrer wiſſenſchaftlichen Qualität, ſondern mit der Eigenart ihres Objekts und ihrer praktiſchen Verwertung zuſammen. Wer hat der Juriſterei oder der Medizin ihre Wiſſenſchaftlichkeit beſtritten darum, weil ſie ihre Arbeit auf geſondertem Boden tun? So wie nun das Verſtändnis und die Entſcheidung juriſtiſcher Fragen gleichſam eine beſondere Kategorie des menſchlichen Geiſteslebens, das Rechtsgefühl, vorausſetzt und in Anſpruch nimmt, ſo erfordert die Erforſchung des religiöſen Lebens eine Art religiöſes Organ, ein religiöſes Anempfinden. Und ſo wie die mediziniſche Wiſſenſchaft mehr als irgendeine andere von der Ehrfurcht der Humanität, des Dienſtes der leidenden Menſchheit begleitet und beherrſcht wird, ſo ſchlummert hinter aller theologiſchen Arbeit, von ihr gebändigt und doch immer wieder zwiſchen den Zeilen hervorbrechend, jener prophetiſche Trieb, den Weg zu Gott den Brüdern freizulegen und zu weiſen.

Es fragt ſich nun, iſt unſere Zeit reif für eine Frömmigkeit, die mit freier Wahrheitsforſchung im Bunde ſteht und aus ihr quillt? Iſt ſie reif für eine Löſung des Zwieſpaltes von Frömmigkeit und Bildung, von naturaliſtiſcher und religiöſer Weltanſicht? Reif natürlich nur inſofern, als ſie den hiermit bezeichneten Weg zu beſchreiten gewillt und imſtande iſt? Als wirkliche Frucht bleibt die Löſung jenes Konflikts, der End- und Höhepunkt aller geiſtigen Kultur und zugleich eine Sache des perſönlichen Erlebens des einzelnen, nicht eine Maſſenbewegung. Darum alſo handelt es ſich, ob in größerem Umfange ein Verſtändnis für den von der modernen Theologie beſchrittenen und aufgezeigten Weg vorhanden iſt.

Die Antwort wird verſchieden ausfallen, je nach dem Kreiſe, den man zu beobachten, in dem man zu wirken Gelegenheit gehabt. Und verſchieden wird auch das Maß unſerer aufklärenden kritiſchen Darbietungen ſein. Gottlob, der poſitive Schatz der Glaubensgedanken, die dem alten und dem neuen Standpunkt gemeinſam ſind, iſt doch groß genug, daß auch ein moderner Prediger eine altgläubige Gemeinde verſorgen kann, ohne einfältige Gemüter zu verwirren oder ſich ſelber zu verleugnen. Wo wir, etwa in den ländlichen Gemeinden des Oſtens, noch ein Stück guter alter Zeit vor uns haben, brauchen wir in unſerer religiöſen Unterweiſung etwas von dem pädagogiſchen Takt, mit dem man zu Kindern von geſchlechtlichen Dingen redet. Mit der Freude an der harmloſen Denkweiſe, die man hüten und ja nicht ſtören möchte, verbindet ſich der Ernſt des Pflichtgefühls, daß man dieſes kindliche und doch bereits künſtige Gefahren und Erſchütterungen inſtinktiv ahnende Gemüt mit den Kräften und Gedanken auszurüſten hat, die es ſpäter vor dem Bankerott des ſittlichen oder des religiöſen Lebens ſchützen ſollen. Wir können es uns doch nicht verhehlen, daß die Keime des modernen Denkens heute überall in der Luft ſchweben. Wir haben ſie nicht ausgeſtreut und können niemand davor ſchützen. Es gehören ſchon recht abgeſchloſſene Lebensverhältniſſe und eine geringe geiſtige Regſamkeit dazu, um heute nicht in einen Konflikt mit den alten Glaubensformen und Vorſtellungen hineingezogen zu werden. Und wer heute noch davor bewahrt blieb, kann morgen ſchon ein Kind des Zweifels ſein.

Ein Bedürfnis nach Löſung jenes Konfliktes iſt alſo zweifellos vorhanden. Befriedigt wird dieſes gewiß für manche — vorübergehend oder dauernd — durch das Beiſpiel und die Einwirkung einer im alten Glauben feſtſtehenden Perſönlichkeit. Wir wollen in dieſer Hinſicht die geſegnete Arbeit vieler treuer Seelſorger, die dem modernen Geiſt verſtändnislos und ablehnend gegenüberſtehen, dankbar und neidlos anerkennen, obſchon wir wiſſen, daß mindeſtens ebenſoviele nach religiöſer Wahrheit dürſtende Herzen infolge jener Verſtändnisloſigkeit unbefriedigt bleiben und der Kirche entfremdet werden. Zudem bleibt es doch eine nicht zu leugnende Tatſache, daß der Frömmigkeit einer großen Zahl von Geiſtlichen trotz Feſthaltens am alten Predigtſtil die alte Geſchloſſenheit und Selbſtgewißheit, der maſſive lutheriſche Typus verloren gegangen iſt. Man fühlt ihnen die innere Zerſplitterung an, man bedauert ſie als Opfer ihrer Zeit oder ſchilt ſie geradeswegs Heuchler. Jedenfalls aber wird den Leuten unter ihrer Kanzel nicht warm, und die Erbauung wird gelähmt durch den Zweifel an der Echtheit der vorgetragenen Frömmigkeit. Für dieſe und für zahlloſe andere, über welche die Kirche niemals einen tiefergehenden Einfluß ausgeübt, löſt ſich der Konflikt der alten und der neuen Denkweiſe durch die Hypnoſe des materialiſtiſchen Glaubens. Um an die von ihm beherrſchten und damit der Kirche und Religion abtrünnig gewordenen Maſſen heranzukommen, bedarf es der Überwindung eines tief wurzelnden Mißtrauens, erzeugt und genährt durch gehäſſige Agitation. Der Amtsrock des Geiſtlichen hemmt da ſehr. Flugblatt und Rednertribüne richten mehr aus als Kanzel und Seelſorge und müßten daher auch von uns mehr als bisher genützt werden. Gewiß iſt die Mauer jenes Mißtrauens vor allem durch das, was an der Kirche antiſozial wirkt, aufgebaut. Aber als Agitationsſtoff ſind daneben die wiſſenſchaftlichen Einwendungen, die modernen Anſtöße an der offiziellen Kirchenlehre und Kanzelfrömmigkeit in ausgiebigſter und wirkſamſter Weiſe verwandt. Hier kann die Kirche, ſo wie ſie heute iſt, nichts Nennenswertes erreichen. Kirchenfeindliche Sekten ſammeln, was noch nicht feſt und hart geworden iſt in der Feindſchaft wider die Religion. Nur ſozial und modern denkende Geiſtliche werden, wenn einmal über dieſe Eisfläche der Frühling kommt, die Ernte halten können. Herbeizuführen den Frühling vermögen ſie, wie das Beiſpiel Naumanns beweiſt, trotz aller Begabung und Begeiſterung nicht. Dazu bedarf es politiſcher und wirtſchaftlicher Faktoren, die bei der ganzen Bewegung doch ſchließlich das Leitmotiv geweſen ſind und noch heute ſind.

Es bleibt als gegenwärtiges Arbeits- und Ernteſeld der modernen Theologie die ohne Einwirkung durch anderswo liegende Motive der Kirchenlehre entwachſene obere Bildungsſchicht. Natürlich iſt dies Wort nicht im Sinne einer Klaſſifikation nach Ständen oder nach dem Maßſtab einer höheren Schulbildung gemeint. Sondern alle diejenigen — und wie groß iſt ihre Zahl! — die über den engen Kreis ihrer privaten Lebenspflichten und Nöte hinaus ſich Gedanken machen über Gott und Welt und dabei auf den Unterſchied der alten bibliſchen und der modernen Weltanſchauung geſtoßen ſind oder die aus Lektüre und Geſpräch den Zweifel an der Berechtigung und wiſſenſchaftlichen

Gültigkeit der kirchlichen Glaubensautoritäten kennengelernt, ſie alle wollen und ſollen aus der Hand nicht einer rückſtändigen, ſondern der fortgeſchrittenſten und ehrlichſten Wiſſenſchaft Aufklärung empfangen auf ihre Fragen. Die Gewißheit, daß keine dogmatiſche Befangenheit oder Tendenz mit im Spiele iſt, iſt die Vorbedingung dafür, daß in ihrer Seele ſich Glaube und Bildungsſtreben miteinander verſöhnen und eine fromme Weltanſicht über Zweifel und Spott triumphiert.

Es iſt nun in der letzten Zeit die moderne Theologie ſich der Pflicht der Populariſierung ihrer wiſſenſchaftlichen Arbeit bewußt geworden. Öffentliche Vorträge und billige religiösgeſchichtliche Volksbücher zeigen jedem Intereſſierten, was die Wiſſenſchaft zu den Fragen des chriſtlichen Glaubens zu ſagen hat. Als Abſicht liegt ihnen ebenſowenig eine Apologetik wie eine Kritik des kirchlichen Bekenntniſſes zugrunde. Sie werden nach beiden Richtungen wirken je nach dem Maße, in welchem der einzelne den vulgären Ausſtreuungen einer zum Teil maßloſen religionsfeindlichen Kritik Gehör geſchenkt hat. Sie wollen nur ein Ende machen der kläglichen Vogel-Strauß-Politik der Kirche, welche den offenſichtlichen Widerſpruch zwiſchen den populären und den wiſſenſchaftlichen Vorſtellungen in ängſtlicher Rückſicht auf die Schwachen bei ihrer Unterweiſung von Kindern und Erwachſenen überdeckt und ignoriert und ſich hier immer nur ſchrittweiſe und gewaltſam Zugeſtändniſſe abdringen läßt, als könnte und müßte durch dies Verſteckenſpiel das Volk vor der Brandfackel der modernen theologiſchen Erkenntniſſe bewahrt bleiben. Demgegenüber tragen jene Veröffentlichungen das volle Siegel der Offenheit und Vorurteilsloſigkeit, der Freiheit von allen kirchlichen und dogmatiſchen Rückſichten an der Stirn. Und das iſt's, was neben dem zum Teil glänzenden Stil und dem die Probleme in der Tiefe anfaſſenden Ernſt ihren großen Erfolg erklärt und verbürgt.

Auf dieſem Wege muß weiter gewirkt und eine ſtille Gemeinde von ſolchen geſammelt werden, welche die innere Freiheit der Wahrheitsforſchung in religiöſen Dingen gefunden haben. Eine ſolche Gemeinde, die gewiß ſchon heute weiter reicht, als die Freunde des alten Standpunktes wahr haben wollen, und daher ſchon heute eine unſichtbare Macht in der Kirche bildet, muß allmählich aus ihrem unſichtbaren und unbewußten Daſein zu einer bewußten Gemeinſchaft herauswachſen. Ich rede damit nicht irgendwelchen Organiſationen oder Parteibildungen das Wort, die die Landeskirche zu majoriſieren oder gar zu ſprengen verſuchen ſollten. Bei der Rührigkeit aber und dem erdrückenden numeriſchen Übergewicht der altgläubigen Stimmführer in der Kirche iſt die Gleichgültigkeit der gebildeten und modern geſinnten Laien, die vornehme Ruhe, mit der man die Kirche als quantité négligeable anſieht und ihre eigenen Wege gehen läßt, verhängnisvoll und ſündhaft. Zum mindeſten gegenüber den modernen Geiſtlichen, die in ihrer Vereinſamung einer Rückenſtärkung und -deckung durch das Bewußtſein einer geiſtigen Gemeinſchaft in den Gemeinden ſowie durch geſteigerte Teilnahme der liberalen Elemente an den Gottesdienſten und der kirchlichen Arbeit dringend bedürfen.

Statt deſſen hört man ſo oft: Was ſollen wir in der Kirche? Da herrſcht ja doch ein Geiſt, der uns nicht befriedigt und nicht verſteht. Er herrſcht doch aber nur, weil und ſo lange die Andersdenkenden fernab ſtehen und ſchweigen. Oder man klagt und entrüſtet ſich darüber, daß ein ganzer Stand von Leuten, die auf freien Hochſchulen ihre Bildung empfangen, hernach im praktiſchen Amt Anſichten vertreten, die jener Bildung geradeswegs entgegenlaufen. Dem iſt zunächſt entgegenzuhalten: Jedes praktiſche Amt iſt zu einem Teil immer ein Dienſt des Überkommenen, ein Schematismus bereits vorhandener Formen. In dieſen die Perſönlichkeit zurückdrängenden und einengenden Schematismus werden wir alle, wenn wir von der Univerſität kommen, eingeſpannt. Wer das nicht verträgt, taugt nicht zu einem Amt, auch nicht zum geiſtlichen Amt. Der Vorwurf, daß wir als Beamte anders auftreten, als wir denken und empfinden und außeramtlich wohl auch äußern, löſt ſich zum Teil durch die Berückſichtigung dieſes Umſtandes, daß jede Amtsführung etwas Unperſönliches enthält, für das der einzelne nicht verantwortlich iſt und das eigenmächtig umzugeſtalten eine Verſündigung wäre an dem Beſtand unſerer Kultur, die auf feſten, legitimen Ordnungen des öffentlichen Lebens ruht. Wem liturgiſche oder ſonſtige kirchliche Gebräuche nicht zuſagen, braucht ſie als Laie nicht mitzumachen, der Geiſtliche muß ihren Dienſt verſehen, getreu nach Sitte und Vorſchrift. Wo er's nicht mit innerer Zuſtimmung tut, muß er's doch mit dem Ernſt tun, der in der Sache liegt und aus dem Bewußtſein quillt, daß es altgeheiligte und für die vielen, die noch heute im alten Glauben ſtehen, heilige Formen ſind.

Darüber hinaus hat nun freilich der Geiſtliche in Predigt und Seelſorge ein weites Feld perſönlicher Wirkung. Wenn er auch hier ſich nur zum Sprecher der veralteten Glaubensformen macht, ſo wird das entweder darin ſeinen Grund haben, daß ihm dieſe wirklich ſchon im Studium zum perſönlichen Leben geworden ſind, oder die Macht der Anbequemung, der Druck der Verhältniſſe iſt ſtärker als der Gegendruck des modernen Denkens, das er in ſich aufgenommen. Woher kommt es aber, daß dieſer Druck ſo ſtark iſt? Wer trägt die Schuld an der Vereinſamung, die auf dem Denken und Leben eines modernen Geiſtlichen zumeiſt laſtet? Es iſt leicht, über Charakterloſigkeit und Heuchelei ſpotten, wenn man es niemals empfunden und bedacht hat, was es heißt, als Prediger des Glaubens Anſichten vertreten müſſen, die alle für Unglauben halten, kaum je ein Wort des Verſtändniſſes, oft genug aber ein beklommenes Abrücken zu merken. Das mangelnde Wohlwollen der Behörden, die Zurückſetzung bei Bewerbungen, die Ausſichtsloſigkeit, Karriere zu machen, die Sorge, in ein Disziplinarverfahren verwickelt zu werden — dieſe niedere Selbſtſucht und Furcht iſt es ſicher nicht in erſter Reihe, was ſo vielen Kandidaten, wenn ſie ins Pfarramt treten, den Freimut raubt, ſie gedrückt, vorſichtig, ſchillernd in ihren Äußerungen und voller Pathos macht, ſo daß man ſie bald kaum wiedererkennt. Jene äußeren Nachteile werden ja für ſolche, denen der Sinn danach ſteht, zum Teil auch aufgewogen durch die Eitelkeit, ein „Moderner“ zu ſein, und die Möglichkeit, ein Modegeiſtlicher zu werden. Aber zu ſehen, daß die wenigen Gleichgeſinnten unkirchlich und die Kirchlichen andersgeſinnt ſind, von denen, die einen verſtehen könnten, unverſtanden zu bleiben und immer nur denen dienen zu müſſen, die einen in dem innerſten Suchen und Kämpfen gar nicht verſtehen können, das macht müde und gleichgültig, es bricht den Mut ſelbſtändigen Denkens und verführt zu Kompromiſſen, die unſchuldig ausſehen und doch für die Lauterkeit der Perſon bald genug verhängnisvoll werden. Dem zu widerſtehen, dazu gehört mehr Charakter, als ein junger Geiſtlicher im Durchſchnitt beſitzen kann, der, während der kurzen Studienjahre durch den Streit der Theologen verwirrt, dazu durch zahlloſe abſeits liegende Anregungen zerſplittert, nun erſt ſich beſinnen ſoll auf die Richtlinien, die er gefunden, auf die religiöſe Grundſtimmung, die ſein geiſtiges Eigentum geworden.

Es geht natürlich nicht an, die kirchliche Betätigung und ſpeziell den Beſuch der Gottesdienſte von ſolchen zu verlangen, die danach kein Verlangen haben. Es wäre das allerbeklagenswerteſte, wenn in die liberalen Bildungskreiſe ein kirchlicher Zug käme aus einer ähnlichen Stimmung politiſcher Klugheit, wie vornehme Leute ja vielfach ſich zur Kirche halten, um des Vorbildes und guten Beiſpiels willen — denn dem Volke müſſe die Religion erhalten bleiben —, nur daß die Tendenz hier nicht auf das Volk, ſondern auf die Kirche ſelber ginge. Nein, wir wollen lebendige Gemeinden nicht als Mittel zum Zweck und nicht in dem äußeren Sinne gefüllter Gotteshäuſer und lebhafter Agitation, ſondern in dem Sinne wirklichen inneren Lebens, dankbaren Bewußtſeins deſſen, was wir als Chriſten haben und ſind. Darum iſt es die Hauptſache, daß die moderne Theologie ihrerſeits ihre Kraft und ihren Segen immer mehr ausſtreue in die Gemeinde; die Gegenwirkung muß und wird von ſelber kommen. Denn jeder wirklich geleiſtete Dienſt löſt einen Gegendienſt aus.

◆

Das Meerminneke

Eine alte Geschichte aus Niederland

von

Lulu von Strauss und Torney

IV

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Der Leineweber Jan-Peer ärgerte ſich über ſeinen zweiten Geſellen, den er ausgeſchickt hatte, nur eben über zwei Straßen, und der ſo lange wegblieb. Der Webſtuhl war in der Kammer beiſeite geſchoben, ſie ſaßen alle ſchon um den Tiſch, und Mynheer Pieter hatte ſchon das Gebet geſprochen, da klapperten die Holzſchuhe des verwünſchten Jungen endlich draußen auf den Steinen.

„Baas, wißt Ihr was Neues?“ Der junge Menſch ſah heiß vom Laufen aus und ließ dem Meiſter gar nicht Zeit zu ſeiner Strafpredigt, zu der er die Stirn ſchon in Falten und den Mund offen hatte. „Die ganze Stadt ſchwatzt davon. Am erſten heiligen Oſtertag nach der Meß ſoll in Sankt Bavo das Meerminneke getauft werden!“

Der Meiſter ſah noch ärgerlich aus, aber er ſpitzte doch die Ohren. „Was iſt das? Was für ein Meerminneke? Haſt du dich deswegen ſo lange herumgetrieben?“

Das letzte überhörte der Geſelle. „Ihr wißt doch, Baas, das Meerminneke, das bei den Beghinen ſitzt. Vorigen Herbſt haben ſie es draußen am Strand gefangen.“

Die Meiſtersfrau nickte eifrig mit neugierigen Augen. „Ja, ja, die ganze Stadt war damals voll davon, es hat mitten auf dem Markt geſeſſen, bis ſie es zu den Schweſtern getan haben. Dortje hat es geſehen, es hat ganz erſchrecklich ausgeſehen und um ſich geſchlagen und gebiſſen. Es hat mich nachher recht gereut, daß ich nicht auch hingelaufen bin, aber ich war juſt dabei und ſcheuerte die Flieſen. Ein Jammer, daß unſereins nicht nach Sankt Bavo kann, wenn ſie es taufen, da kriegt man es wieder nicht zu ſehen.“

Das älteſte Mädchen ſah ängſtlich die Mutter an. „Mutter, ein Meerminneke iſt doch ein Fiſch und kein Menſch. Kann man das denn taufen?“

„O du heilige Einfalt! Recht hat das Kind! So was Läſterliches kann auch nur den Papiſten einfallen! Ihren Spott mit der heiligen Taufe treiben ſie, wenn ſie ſo ein Teufelsding —“

„Schämt Ihr Euch nicht, daß Ihr ſo ein einfältiges Geſchwätz nachplappert?“ Sie hatten alle gar nicht auf Mynheer Pieter geachtet, der mit böſem Geſicht den Löffel hingeworfen hatte. Die Meiſtersfrau fuhr zuſammen, als er jetzt mit der flachen Hand auf den Tiſch ſchlug, daß die Schüſſel tanzte. „Das wollen Chriſtenmenſchen ſein, die einem armen Weibsbild ſo etwas anhängen? Glaubt Ihr denn, daß Euch die Sünde nicht angerechnet wird? Sie iſt genau ſo gut ein Menſch wie Ihr auch, Frau, und wer weiß, ob ſie dem Herrgott nicht lieber iſt, als ſo eine Schwatztaſche, die —“ Pieter de Jonge war auf einmal ſtill, als er das rundliche verdonnerte Geſicht der Frau ſah.

Ehe er ein Wort weiter geſagt hatte, nickte der Leineweber ihm bedachtſam zu. „Iſt recht, Mynheer Pieter, ſtopft ihnen nur das Maul. Sie ſollen ihre Naſe nicht in anderer Leute Sachen ſtecken. Was geht uns das Meerminneke an? Eßt, Mynheer, der Brei iſt gut.“

Es wurde ſtill um den Tiſch, nur die Löffel klapperten. Als der letzte abgeleckt und hingelegt war, ſtand Pieter haſtig auf. „Ihr müßt allein ſchaffen heute, Baas. Ich habe einen Gang.“

Der Meiſter nickte gutmütig: „Wir zwingen es ſchon allein, der Junge und ich. Ihr ſchafft für unſere Seelen und wir für Euren Leib. Die Rechnung iſt glatt, Mynheer Pieter.“

Es mußte ein wichtiger Gang ſein, den Pieter de Jonge vorhatte, denn er ging ſehr eilig und mit krauſer Stirn und merkte gar nicht, daß es vom Himmel goß wie mit Eimern. Durch ein paar Gaſſen und Quergäßchen kam er zum Fluß herunter und machte haſtig die Tür zu dem kleinen Holzhaus auf, in dem Trien Mannis wohnte.

Trien Mannis war zu Haus, ſie ſaß am Herd, flickte Netze und ſprach mit ihrer großen weißen Katze. Sie war nicht weiter verwundert, als er kam, und hantierte gleich an ihm herum. „Piet, mein Junge, was Ihr naß geworden ſeid! Da tut den Mantel ab, am Herde wird er ſchon trocken. Wittje, was fällt dir ein? Willſt du wohl Platz machen, wenn Mynheer da ſitzen will! Es iſt ein ſchlimmes Tier, es geht ihr zu gut bei mir.“

Pieter de Jonge hatte ſich mit einer müden Bewegung auf die Bank am Herd geſetzt.

Trien merkte erſt gar nicht, wie ſtill und trübe er war. Aber auf einmal ſah ſie es, hörte auf zu ſprechen und fuhr ihm mit der rauhen, großen Hand über den Kopf. „Piet, was laßt Ihr das alte Weib ſchwatzen und tut ſelber nicht den Mund auf. Iſt das recht, wenn Ihr etwas auf dem Herzen habt? Oder meint Ihr, das ſähe ich nicht?“

Pieter de Jonge ſah an ihr vorbei in das rote Torffeuer. Statt zu antworten, fragte er: „Trien, kommt meine Schweſter Maritje noch oft her?“

Die große Frau nahm ihre Netzflickerei wieder auf und nickte. „Ja, Piet, das gute Lämmchen iſt ein rechter Gottesſegen für mich. Die vergißt ihre alte Trien nicht. Und ihren Bruder Piet auch nicht, ſie fragt jedesmal, wie es Euch geht. Morgen kommt ſie wieder her, ſie lieſt mir alle Sonntage einen Pſalm vor oder aus dem Evangelienbuch, und wir reden darüber, ſo gut wir es verſtehen.“

Pieter hatte lebhaft den Kopf gehoben. „Trien, wenn ſie morgen kommt, ſollſt du ſie etwas fragen. Ich muß wiſſen, ob das wahr iſt, was die Leute von — von dem Mädchen im Beghinenhof ſagen, daß ſie es Oſtern taufen wollen.“

„Was ſoll denn Maritje davon wiſſen, Pieter?“

Er zog ungeduldig die Brauen zuſammen. „Meine Schweſter Jakeline geht immer zu den Beghinen, die kann ſie ja fragen. Ich muß es wiſſen, hörſt du, Trien?“

„Warum wollt Ihr denn das wiſſen, Pieter?“ Die alte Frau ſah ihn ſcharf aus ihren hellen Augen an, aber er wich dieſen Augen aus. Als er nicht antwortete, nickte ſie plötzlich ein paarmal. „Ja ſo, ich weiß. Ihr habt ihr die Chriſtenlehre gehalten. Ich glaube wohl, daß es Euch ſauer ankommt, wenn ihr jetzt die Papiſten doch die Taufe geben, aber —“

„Wenn es nach Recht ginge, dürften ſie ihr keine Papiſtentaufe geben, Trien!“ fuhr er heftig herein.

Sie ſprach ruhig weiter. „Aber es iſt beſſer, Ihr denkt gar nicht an ſie, Piet, und habt nichts mit ihr zu tun. Keiner in der Stadt weiß, was ſie für eine iſt. Ich bin ſelbſt dabei geſtanden, wie Klaas Klaaſſen erzählt hat, wie er ſie gefunden hat, und ſie iſt halb ein Fiſch geweſen, Gott ſteh uns bei. Da vor meiner Tür hat er es erzählt. Ich weiß ja nicht, was wahr daran iſt, denn Klaas Klaaſſen lügt manchmal auch, aber ſo ganz richtig iſt es nicht mit ihr.“

Pieter de Jonge ſah Trien Mannis nicht an, wie vorhin die Meiſtersfrau, aber er hatte eine ſcharfe ſchmerzhafte Falte zwiſchen den Brauen, als er aufſtand. „Ich will nicht wiſſen, was die Leute ſchwatzen, Trien. Aber ich will hören, ob das wahr iſt mit der Taufe. Verſtehſt du?“ — —

An dieſem Abend ging Pieter zum erſtenmal wieder unter der Mauer des Beghinenhauſes her, blieb da im Dunkeln ſtehen und ſah hinauf. Er hatte den Platz viele Wochen nicht geſehen und wunderte ſich faſt, daß er noch ebenſo ausſah wie immer. Als er weiterging und in die ſchmale Gaſſe nach dem Hauſe des Leinewebers Jan-Peer einbog, lag es ihm wie ein Stein auf dem Herzen. —

Der Bürgermeiſter de Jonge hatte allen in ſeinem Hauſe verboten, von ſeinem Sohn Pieter zu ſprechen oder gar mit ihm zu verkehren.

Maritje de Jonge hielt ſich daran. Für ein Kind iſt es die einzige alte und neue Lehre: ſeinem Vater gehorſam ſein! hatte Jan Allaert geſagt. Und Maritje ging als gehorſames Kind nur zu ihrer Amme Trien Mannis, wenn ſie wußte, daß ſie da Pieter nicht traf. Aber ſie ſehnte ſich heimlich nach ihrem großen Bruder, und Trien mußte ihr alles erzählen, was ſie von ihm wußte. Sie war in heller Freude und Aufregung, daß Pieter etwas von ihr wollte, daß ſie etwas für ihn tun konnte. O, er ſollte ſehen, wie geſcheit und ſchlau ſie es anfing! Unrecht konnte das doch nicht ſein.

Über dieſen Punkt kam Maritje aber in dieſer nächſten Woche ein paarmal in Zweifel. Jakeline wunderte ſich, daß Maritje auf einmal ſo viel von dem Meerminneke wiſſen wollte, und Maritje mußte Ausflüchte machen und einmal ſogar eine richtige Lüge ſagen, um ihr mißtrauiſches Erſtaunen zu beruhigen. Aber ſie unterhandelte mit dem lieben Gott, er müßte es ihr vergeben, weil es doch für ihren Bruder Pieter war.

Sie kam ſehr wichtig mit einem ganzen Sack voll Neuigkeiten das nächſte Mal zu Trien und brannte darauf, ihn auszuſchütten, denn die Sache fing an, ihr ſelbſt im Kopf herumzugehen. Aber Trien Mannis beſtand darauf, erſt wie immer einen Pſalm zu leſen; und als Maritje liſtig, weil Trien ja nichts von den Buchſtaben verſtand, den kürzeſten ausſuchte, da half ihr das nichts, und ſie mußte noch einen zweiten leſen. Sie atmete auf, als Trien endlich aufſtand und aus der Kammer die kleinen Faſtenkuchen holte, die ſie für ihr Schäſchen Maritje gebacken hatte.

„Iß, Töchterchen, und erzähl' mir das nachher. Eſſen macht fett, aber reden nicht.“

Aber Maritje hatte kaum Zeit, abzubeißen, knuſperte und ſprach haſtig durcheinander und verſchluckte ſich faſt vor Eifer.

Es war alles wahr, ſie hatte es von Jakeline, und Jakeline hatte es von der Frau Mutter und Schweſter Machteldje und Schweſter Beate.

„Du mußt genau zuhören, Trien, und es Piet erzählen. Kannſt du das auch? Am erſten heiligen Oſtertag ſoll die Taufe ſein, nach der Meß in Sankt Bavo, und es ſoll alles ſo prachtvoll werden, wie es noch nie geweſen iſt. Damit die Leute ſehen, was für eine Kraft die Kirche hat, daß ſie aus einem Meerminneke einen richtigen Chriſtenmenſchen machen kann, hat die Frau Mutter geſagt. Aber ſie weiß doch nicht, ob es wirklich gut gehen wird, hat ſie gemeint. Daß ſie das Kredo und das Paternoſter kann, das hat ſie dem Herrn Dekan mit gutem Gewiſſen ſagen können, und das iſt ja genug für die Taufe, hat der Herr Dekan geſagt. Und ſie und die Schweſtern ſind ja alle froh, wenn ſie dieſes Kreuz los ſind, hat die Frau Mutter geſagt, denn ſie können jetzt nachts ſchon nicht mehr davon ſchlafen, ſo ſchlimm iſt es —“ Maritje tat einen tiefen Atemzug, ſie konnte nicht mehr.

Trien ſchob ihr noch einmal einen Kuchen hin. „Iß, Schäſchen, wir haben ja Zeit. Was iſt ſchlimm?“

Maritje rückte etwas näher an Trien und ſah ſich in der Kammer um, die anfing dämmerig zu werden. „Bei Tage,“ ſagte ſie geheimnisvoll halblaut, „da ſitzt ſie in ihrer Kammer und tut nichts, als nach der Tür ſehen, und redet mit ſich ſelbſt in einer Sprache, die keiner verſteht. Aber bei Nacht, da fängt es an. Durch das ganze Haus geht ſie im Dunkeln und tappt ſich an den Wänden her und an den Treppen herauf bis unters Dach und wieder herunter, und tut ſchreckliche Seufzer dabei. Schweſter Machteldje ſagt, ſie zieht ſich immer die Decke über den Kopf und ſpricht ein Paternoſter, wenn ſie draußen das Tappen und Schlurfen hört, ſo graulich iſt es. Und einmal haben ſie ſie einſperren wollen, und Schweſter Beate hat ſelbſt den Riegel vorgeſchoben. Und am anderen Tage früh iſt Schweſter Beate vor der Tür gefallen und hat einen Schaden an der Hand davon. Und ſeitdem laſſen ſie ſie tun, was ſie will, aber die Frau Mutter hat geſagt, ſie will nach Sankt Bavo eine neue, ſchöne Altardecke für Unſere liebe Frau ſtiften, wenn ſie das Ding erſt los iſt.“

„Sie ſollen alle zuſchanden werden, die da Abgötter machen!“ ſagte Trien Mannis ſtrenge — das ging natürlich auf Unſere liebe Frau — und ſah dann einen Augenblick nachdenklich vor ſich hin.

„Weißt du, wie ſie ausſieht, Maritje? Ich möchte ſo ein Meerminneke wohl einmal ſehen.“

Maritje ſchüttelte ſich. „Jakeline hat ſie geſehen, ſie ſagt, daß ſie Augen hätte, daß es einen graueln könnte, wie feurige Kohlen. Sie hat drei Tage lang nachher noch Angſt gehabt, daß ſie ihr etwas angetan hätte, ſagt Jakeline.“

Trien ſchüttelte den Kopf. „Wer Gottes Namen lieb hat, dem kann kein Teufel und keine Toverſche (Zauberin, Hexe) etwas tun. Und Jakeline iſt immer ein frommes Kind geweſen, wenn ſie auch einen langſamen Kopf hat, und wenn es auch ein Jammer iſt, daß ſie noch in dem papiſtiſchen Weſen ſteckt. Lies mir noch ein Stück aus dem Pſalmbuch, Maritje, das iſt beſſer, als über Spuk und Meerminneke zu reden.“

Maritje blätterte und ſuchte und fing an. Aber mitten in den erſchrecklichen Verwünſchungen des Pſalmiſten gegen die Feinde hielt ſie auf einmal inne, tat einen kleinen Seufzer und ſagte geſchwind: „Trien, mir tut aber das Meerminneke doch recht leid!“ Und ehe die verdutzte Trien antworten konnte, las ſie ſchon ſehr eilig ihren Pſalm weiter und zu Ende.

Was ihren Jungen Pieter und ihr Schäfchen Maritje anging, das ließ Trien Mannis auch keine Ruhe. Wenigſtens mußte ſie ſelbſt einmal ſehen, was an der Sache war. Aber wie ſollte ſie das anfangen?

Wozu war denn aber der ſchöne friſche Schafkäſe da, den ſie vor drei Tagen gemacht hatte? Er war ſüß und fett und recht zum Anbeißen, und die frommen Schweſtern mochten gern etwas Gutes. Vielleicht, daß ſie da zwei Fliegen mit einer Klappe ſchlug und den Käſe auch loswurde, wenn ſie ihn in der Küche anbot.

Die Rechnung war nicht dumm. Schweſter Machteldje war ſelbſt in der Küche, wog den Käſe auf den Händen und ſchnüffelte lüſtern daran herum. Trien Mannis hatte ſich breit auf die Herdbank geſetzt.

„Nach Roſen riecht er nicht, Schweſter, und das iſt eben das Feine daran! Ihr könnt ihn dreiſt nehmen. Und wenn Ihr zu Oſtern noch einen Korb Eier gebrauchen könnt — ſie ſagen ja in der Stadt, daß hier im Beghinenhaus Tauſſchmaus ſein ſoll!“

Trien lachte über ihren eigenen Spaß, aber Schweſter Machteldje ſchlug die Hände zuſammen. „Auch noch ein Tauſſchmaus für dieſes boshaftige Ding? Heilige Muttergottes, wir wollen froh ſein, wenn wir ſie los ſind, und wenn ſie der Teufel nicht leibhaftig holt, ehe ſie dem Taufwaſſer zu nahe kommt! Aber das geht uns ja nichts an, wenn ſie nur erſt aus dem Hauſe iſt, wie der Dekan es verſprochen hat!“

„Wo ſoll ſie denn nachher hingetan werden, Schweſter?“

„Ja, was fragen wir danach? Sie können ſie ja zu den Nonnen von Sankt Marien tun, oder wenn die nicht wollen, dann kann ſie ja ins Spinnhaus kommen. Die da eingeſperrt ſind, die hat der Teufel doch ſchon, denen kann ſie nichts mehr antun. Aber rechtliche Chriſtenmenſchen ſo in tagtägliche Angſt und Seelengefahr ſetzen, das iſt denn doch —“

Sie brach plötzlich ab und ſah haſtig über die Schulter nach der Küchentür. Es kam eine herein, die einen Waſſerkrug trug und auf den Tiſch ſetzte. Sie ſah gerade vor ſich hin und achtete nicht auf Trien und Schweſter Machteldje.

Trien Mannis ſah die graue Beghinentracht. „Was habt Ihr denn da für eine neue Schweſter? Auch eine hier aus der Stadt? Lieber Gott, noch ſo jung! Wie geht es, Juffertje?“

Sie nickte ihr freundlich zu. Das Mädchen ſah ſie ernſthaft aus dunklen Augen an, ohne zu antworten, beugte etwas den Kopf und ging aus der Tür.

Trien hatte gar nicht geſehen, daß Schweſter Machteldje ihr heftig mit Augen und Händen Zeichen machte. Sie bekam einen Schrecken, als ſie das Altchen jetzt anſah. „Schweſter Machteldje, was habt Ihr? Iſt Euch was angekommen?“

„Mir? Lieber Himmel, nein! Wenn Euch nur nichts angekommen iſt! Habt Ihr denn keine Augen, Frau? Das war ſie ja!“

„Das?!“ Trien Mannis blieb der Mund offen, ſie ſtand langſam auf zu ihrer vollen Größe und ſetzte die Arme auf die Hüften: „Das ſoll ein Meerminneke ſein? Ihr wollt mich wohl zum beſten haben, Schweſter? Ein ganz gewöhnliches Meisje iſt es, wie ich eins geweſen bin und Ihr auch, Schweſter, wenn das auch ſchon ein bißchen lange her iſt! Bloß daß ſie keine roten Backen hat und ſo weiß im Geſicht iſt wie mein

Schafkäſe hier. Krank iſt das Meisje und weiter nichts, ſo wahr ich Trien Mannis heiße, und leid tut ſie mir. Das ſoll mir ein anderer aufbinden, daß das ein Meerminneke iſt!“

Die kleine verhutzelte Schweſter ſah zu der großen Frau in die Höhe und focht heftig mit den Händen, weil ſie ihren Redeſtrom nicht unterbrechen konnte. Und plötzlich rollte ſie ihr den runden Schafkäſe über den Tiſch zu. „Da. Ihr könnt ihn wieder mitnehmen!“ ſagte ſie böſe. „Meint Ihr, daß Ihr klüger ſeid als wir hier alle zuſammen? Wenn ich Euch ſage, daß ſie es iſt, dann iſt ſie es. Und nun trollt Euch mit Eurem Käſe.“

Trien bückte ſich und packte den Käſe ruhig wieder in ihren Korb. „Auch gut. Es iſt Euer eigener Schade. Ich kriege ihn ſchon auf, und er ſoll mir ſchmecken.“

Sie war ſehr in Gedanken und ſchüttelte öfter den Kopf, wie ſie die Straße herunterging. Sie hatte ſich das Meerminneke anders gedacht. —

Dieſes alles bekam Pieter de Jonge zu hören, als er das nächſte Mal auf Triens Herdbank ſaß; alles, was Maritje wußte und was Trien geſehen hatte. Dabei beſonders horchte er auf, aber er ſagte kein Wort und ſtarrte mit dunkel verſchloſſenem Ausdruck vor ſich hin.

Trien ſah ihn bekümmert an. „Ich habe es Euch ja geſagt, Piet, es iſt nicht gut, wenn Ihr daran denkt. Ihr gefallt mir gar nicht. Es wäre Euch viel beſſer, wenn Ihr nicht ſo lange ſtill hier in der Stadt ſäßet. Soll ich Euch etwas Neues ſagen?“ Sie beugte ſich vor und machte ein ernſtes Geſicht. „Es iſt heute ein Krämer hier geweſen, der von Leiden und weiterher kommt. Der ſagt, es rührt ſich ſchon überall, und Gottes Tag kann über Nacht daſein. Wir ſollen uns nur bereithalten. Es wären unſer mehr in den Provinzen, als wir glaubten. Und er hat etwas für Euch gebracht, Pieter, von unſerem Jan, Gott ſegne ihn.“

Pieter de Jonge riß Band und Siegel von dem ſchmalgefalteten Brief, den Trien ihm gab, ſchlug ihn auseinander und las. Sein Geſicht blieb gleichgültig müde. „Jan kommt um Oſtern,“ ſagte er in trockenem Ton, „er will ſehen, ob es hier bei uns noch nicht Zeit iſt. In Edam — oder wo iſt es geweſen? — iſt die Bürgerſchaft dem Rat vor das Stadthaus gerückt und hat freie Kirchen für die neue Lehre gefordert. Und in Naarden und Delft und vielen anderen Plätzen iſt der Rat ſelber vom neuen Glauben.“

„Iſt das wahr? Gott im hohen Himmel, iſt das wahr? Und Jan kommt?“

Die Frau war aufgeſtanden, ſie packte ihn plötzlich am Arm und ſchüttelte ihn derb. „Piet! Junge! Freut Euch doch!“

Da zuckte er die Schultern und ſtand auf. „Was ſoll ich mich freuen, Mutter Trien? Ich bin ein elender Menſch und zu nichts Gutem nutze.“ —

Pieter de Jonge lief in dieſer Zeit herum wie die ſieben mageren Jahre des Königs Pharao, ſagte der Leineweber Jan-Peer, der gern einen gottſeligen Spaß machte.

Es war ihm auch wirklich ſehr erbärmlich zu Sinn. Da hatte er geglaubt, er hätte etwas Rechtes fertiggebracht, hatte das Papiſtenweſen, den Meßpfaffen und Bürgermeiſtersſohn hinter ſich geworfen und war ſich als Ketzer und armer Leinewebergeſelle gegen dieſe Papiſten in ihren reichen Häuſern vorgekommen wie weiland Sankt Jakob und Sankt Jan, als ſie die zwei guten Plätze im Himmel rechts und links von unſerem Herrn im voraus belegen wollten. Er war ſich ſo ſicher geweſen, daß alles, was hinter ihm lag, ihn nichts mehr anging.

Und nun war ihm auf einmal der Sinn wie verdreht, ſeit er das mit der Taufe gehört hatte. Er konnte es ſich nur als eine Verſuchung des Teufels erklären, der ihn auf dieſe Weiſe hinterliſtig wieder von ſeinem gottgefälligen Wege zurückzerren wollte.

Was hatte er denn mit dieſem Mädchen zu tun, daß ſie ihm nicht aus dem Kopfe wollte? War das erhört, daß ſie ihm ſogar in die Andacht und in Gottes Wort hereinkam und ihn ſtörte? Was ging es ihn an, wenn ſie ſie in Sankt Bavo taufen wollten? War er ihr zum Hüter geſetzt? Er hatte genug damit zu tun, wenn er ſich um ſeine eigene Seele kümmerte, und um die, die ihm anvertraut waren.

Jan, Jan, Jan Allaert! Der hatte ſchuld, daß er noch hier in der Stadt ſaß und nicht hinausgegangen war, um ſeine Seele zu retten! Es wäre doch beſſer geweſen, er hatte es ja gewußt! Hier wurde er die Unruhe doch nie los, und noch kein einziges Mal war ihm dieſes ſtarke, frohe Siegergefühl wiedergekommen, das er in jener erſten Nacht gehabt hatte.

Was half es da, daß er in die Häuſer ging, mit den Leuten redete und Pſalmen betete, um ſie in der reinen Lehre zu ſtärken, wie er es Jan verſprochen hatte? Konnte er ihnen geben, was er ſelbſt nicht hatte? Es war ihm, als ob hinter ihm unſichtbar einer ſäße und ihm immer zwiſchen zwei Pſalmverſen ins Ohr flüſterte: Du! Großmächtiger Maulheld du! Willſt andere lehren und weißt ſelbſt nicht aus und ein! Willſt andere führen und biſt ſelbſt nicht feſt auf den Beinen! Was du nicht alles reden kannſt, Pieter de Jonge!

Er ſchämte ſich dann, wenn alte Leute und Weiber mit einfältig ernſten Augen an ſeinen Lippen hingen, und drückte ſich haſtig aus der Tür vor dem treuherzigen Dank, mit dem ſie ihm nachher die Hand ſchütteln wollten. Die waren ja alle beſſer als er, dem ſie dankten!

Mittags an des Leinewebers Tiſch ſaß er jetzt immer wie auf Nadeln, denn des Meiſters Frau wußte jeden Tag etwas Neues von dem Meerminneke und der großen Taufe in Sankt Bavo. Die ganze Stadt war jetzt voll davon. Es ſollte eine Pracht werden ohnegleichen, drei Ratsherren ſollten dem neuen Chriſtenmenſchen zu Gevatter ſtehen, und der Herr Dekan ſelber wollte die Taufe halten. Es kam Pieter vor, als ob ihn alle am Tiſche ſonderbar anſahen, wenn ſie davon ſprachen. Ob ihn einer geſehen hatte, wenn er dieſe Abende unter der Mauer des Beghinenhofes ſtand und hinaufſah?

So verwebte er tagüber in Baas Jan-Peers Leinewand viele Unruhe und verließ ſie ſich in der Dunkelheit, wenn ihm keiner mehr in den ſchmalen Gaſſen begegnete. Und dieſe Unruhe wuchs und wurde immer unerträglicher, je näher es auf das Oſterfeſt zuging.

Am heiligen Oſterſonnabend ging er im Dunkeln müde und traurig über den Markt, ſah die großen Türen von Sankt Bavo offen und blieb ſtehen. In der hohen, düſteren Säulenhalle huſchten und blitzten Lichter und Laternen, er ſah Männer und Burſchen dicke grüne Kränze ſchleppen und um die Säulen hängen. Teppiche wurden ausgebreitet, und der Küſter fegte mit einem großen Beſen die Steinflieſen zwiſchen dem Geſtühl.

Pieter de Jonge wußte genau, wo das bronzene Taufbecken ſtand. Da würde ſie alſo morgen ſtehen. Auf dem Altar würden alle Lichter brennen, und der Dekan würde ſein ſchönſtes Meßgewand anziehen.

Es ging ihm auf einmal durch den Kopf, daß er ja auch einmal da vor dem Altar geſtanden hatte, und daß er dabei ſein könnte, wenn er ſich nicht ſelbſt ausgeſchloſſen hätte.

In demſelben Augenblick überkam ihn ein ungeheurer Schrecken. War es ſo weit mit ihm gekommen, daß er ſich in die alten Ketten wieder zurückwünſchte? Gott erbarme ſich! Beſſer hatte er ſich geſchienen als die Papiſten? Schlimmer war er, viel ſchlimmer! Die waren doch wenigſtens ganz, was ſie waren! Er wollte hingehen zu Jan, wenn der kam, ihm ſagen, was für ein ſchlechter, verlorener Menſch er war und nicht mehr wert, einer von der rechten Gemeinde Gottes zu ſein! —

Es war eine ſchlimme Oſternacht, die Pieter de Jonge in der kleinen, ſtickigen Kammer verbrachte, wo er mit Jan-Peers langem Geſellen zuſammen ſchlief.

Dieſer Geſelle war zwar auch ein Ketzer, aber er mochte doch gern etwas Neues ſehen. Weil er nun als rechtlicher Menſch nicht in dieſe Götzenkirche gehen konnte, wollte er wenigſtens ſo nah wie möglich an der Kirchentür ſtehen, um recht viel zu Geſicht zu bekommen. Als er nun am Oſtermorgen ganz früh herauskam, fand er die Meiſtersfrau und ihre Mädchen auch ſchon auf, und ſie wollten augenſcheinlich dasſelbe wie er, ohne daß einer es dem anderen ſagte.

Pieter de Jonge wußte auch davon, aber er war auf dem Strohſack liegen geblieben. Es quälte ihn, daß es ſo munter lebendig im Hauſe war, er horchte, bis es ſtill wurde; aber dann gingen ſeine Gedanken auf einmal auch aus dem Hauſe, durch die Gaſſen bis auf den Markt, und wollten ſogar wieder nach Sankt Bavo herein.

Da ſeufzte er und ſtand auf.

Vor dem Hauſe auf der leeren Gaſſe ſtand er einen Augenblick und horchte auf die

Glocken von Sankt Bavo, die die ganze nebelige Luft erfüllten. Er machte ein böſes Geſicht, dieſe Glocken kamen ihm heute wie lauter höhniſch triumphierende Stimmen vor. Mit einem kurzen Ruck machte er Kehrt und ging nach der entgegengeſetzten Seite.

In der Tür von Triens Haus blieb er einen Augenblick unangenehm überraſcht ſtehen. Er hatte ganz vergeſſen, daß Trien an hohen Feiertagen immer ihren Mann bei ſich hatte, der dann auf ſeiner Wächterſtube auf der Leidenſchen Poort abgelöſt wurde.

Der alte Rauhbart ſaß breit und bequem am Tiſch und ſah Pieter mit einem mißtrauiſchen Blinzeln entgegen. „Na, kriegt man Euch auch einmal wieder zu ſehen, Mynheer der Kaplan?“

Pieter runzelte die Stirn. „Ich bin kein Kaplan mehr, Sivert Mannis.“

„Auch gut, Mynheer der Ketzer, wenn Ihr das lieber hört. Setzt Euch her, es iſt Platz genug. Ihr zieht ja ein ſaures Geſicht, als ob es Euch ärgert, daß Sivert Mannis auch einmal an ſeinem eigenen Tiſch ſitzt. Er beißt aber nicht, Mynheer. Wie geht's, wie ſteht's? Bei den Papiſten iſt es Euch beſſer gegangen, Ihr ſeht juſt nicht nach luſtigem Leben aus.“

Trien Mannis kam und ſetzte eine dampfende Schüſſel Suppe vor ihren Mann auf den Tiſch. „Red, was du verſtehſt, Mannis! Als ob es auf das luſtige Leben zuerſt ankäme! Aber ſo ein hartbackener alter Sünder wie du hat ja nichts im Kopfe als das bißchen zeitliche luſtige Leben!“

Sivert Mannis knurrte ſeine Frau über die Suppenſchüſſel weg an. „Halt den Schnabel, Weib! Es geht dir viel zu gut. Freu dich, daß ich dir hier nicht alle Tage auf dem Hals ſitze, ich wollte dich ſchon ein ander Lied pfeifen lehren!“

Trien ſetzte die Arme auf die Hüften. „So? Freu du dich, Mannis, daß ich dir nicht auf die Poort komme und das Bierfaß zuſpunde!“

Sivert Mannis räuſperte ſich plötzlich heftig und fing ganz zahm an zu löffeln. „Ja, ja, du biſt ein gutes Weib, Trien, ich ſage es ja immer! Und ein gutes Weib einmal die Woche iſt beſſer als ein ſchlechtes alle Tage. Hab' ich recht, Mynheer?“

Pieter nickte zerſtreut zu dem tiefſinnigen Ausſpruch. Er ſaß verdroſſen neben dem Alten und ſagte kaum ein Wort. Am liebſten wäre er wieder weggegangen, wenn er nicht auf der Flucht vor ſich ſelbſt geweſen wäre. Aber hier war er bald auch ſo gut wie allein, denn Sivert Mannis war nicht weiter unterhaltlich; als er ſatt war, legte er ſich auf die Ofenbank mit dem Geſicht gegen die Wand und ſchnarchte, daß ſich die Balken bogen; und Trien lief ab und zu und mußte zuletzt in den Stall, um die Ziege zu melken.

Als Pieter aus der Tür kam, waren die Glocken ſtill. Er ging ein Stück am Waſſer entlang, nach den großen, heute verſchloſſenen Speicherhäuſern zu, wo es ganz menſchenleer war.

Mitten auf ſeinem Wege blieb er ſtehen. Was war das? Ein ferner verworrener Lärm war plötzlich in der Luft, wie Geſchrei von vielen Stimmen. Es klang, als ob es vom Markt und von Sankt Bavo herkäme.

Sollte es ſchon zu Ende ſein? Aber die Meſſe konnte ja noch kaum geleſen ſein!

Er war ganz unwillkürlich umgekehrt und ging haſtig. Jetzt kam es näher. Ja, es mußte auf dem Markt ſein. Da kamen ſchon ein paar Menſchen, ſie rannten an ihm vorbei, ſprachen aufgeregt und ſchrien durcheinander. Nun noch mehr, ganze Haufen. Was mochte geſchehen ſein?

Pieter de Jonge klopfte das Herz; er lief, ſo raſch er konnte, nach dem Markt zu, dem Strom entgegen.

„— Sünd' und Schande, das heilige Sakrament —“ ſchnappte er im Vorbeilaufen auf.

„— ſie haben ja immer geſagt, daß es nicht gut gehen könnte —“

„— totſchlagen, auf der Stelle —“

„He, Jan, haſt du gehört, wie ſie geſchrien hat? So ein verdammtes Weibsſtück!“

„Da ſieht man, was bei euch Papiſten die Sakramente wert ſind!“

„Wirſt du das Maul halten, Hund von einem Ketzer? Wart —“

Pieter de Jonge war jetzt mitten im Gewühl, er packte einen Mann dicht vor ſich heftig am Arm und ſchüttelte ihn. „Was iſt denn geſchehen? Menſch, ſagt doch!“

Der, den er gefaßt hatte, ſah ſich um, es war ein großer, vierſchrötiger Kerl. „He, Manneken, was willſt du? Biſt du denn nicht dabei geweſen? Das war ein ſchöner Lärm, wie ſie dem Dekan die Taufſchüſſel aus der Hand ſtieß! Ja, was des Teufels iſt, das verträgt kein Taufwaſſer! Aber Feuer ſoll es ſchon vertragen! Jungens, das gibt was zu ſehen, wenn die Toverſche brennt!“

Einer ſtieß den Dicken an. „He, Dierk, kennſt du den da nicht? Das iſt ja der de Jonge!“

„Der Kaplan? Der Ketzer?“

„Hat der der Toverſchen nicht die Chriſtenlehre gehalten?“

Einer in dem Haufen lachte laut auf. „Mag eine ſchöne Chriſtenlehre geweſen ſein! Eine Toverſche und ein Ketzer!“

„Packt ihn doch, Jungens! Los!“

Es puffte, ſchrie, drängte drohend von allen Seiten. Pieter de Jonge biß die Zähne zuſammen, es flirrte ihm blutrot vor den Augen. Jemand riß ihn an der Schulter zurück, daß er taumelte. „Weg, vorwärts, Mynheer! Um Gotteswillen! Sie ſchlagen Euch tot!“

Pieter wehrte ſich erſt, er erkannte den langen Webergeſellen nicht gleich.

Aber der junge, magere Menſch war katzengewandt und hatte ein loſes Mundwerk. „Wenn ihr den Ketzer brennen wollt, dürft ihr ihn jetzt nicht vorher totſchlagen,“ ſchrie er in die Menge herein, „der Teufel mag den Braten nur, wenn er lebendig iſt!“

Ein Gelächter ringsherum bezahlte den groben Spaß. Das war die Rettung. Der Geſelle ſchob und ſtieß Pieter mit Gewalt aus dem gefährlichen Menſchenknäuel heraus.

Pieter wußte ſelbſt kaum, wie ſie in Jan-Peers Haus gekommen waren. Sie fanden da alles in heller Aufregung, die Weibsleute waren ſchon wieder zurück, die dünnen Kinderſtimmen der Mädchen überſchrien die Meiſtersfrau fortwährend im Erzählen.

Lieber Gott, war das ein Lärm und ein Schrecken geweſen! Alle hundert Jahre erlebte man ſo etwas nur! Geſteckt voll der Markt wie ein Faß Heringe, ſchon eine Stunde, ehe es anfangen ſollte! Sie, die Frau, hatte zuerſt auf dem Prellſtein neben der Kirchtür geſtanden und hatte hereinſehen können. Gerechter Himmel, war das eine ſündhafte Pracht geweſen da drin! Aber nachher hatte einer ſie von dem Prellſtein heruntergeſtoßen, da hatte ſie nichts recht mehr ſehen können. Aber eins von den Mädchen hatte ganz vorn geſtanden, wo der Zug vorbeigekommen war. Und ſie, das Meerminneke, die Toverſche, hat ausgeſehen wie der Tod, rein zum Bangewerden, was Lien? Und hat Augen gehabt — Augen — Gott bewahr' uns! Was weiter kam, davon hatten ſie ja nun nichts geſehen, denn die Kirchtüren wurden zugemacht, und das Geſinge drinnen ging los. Aber die Nachbarin Dortje, die Gott ſei's geklagt noch papiſtiſch war, die hatte alles nah geſehen. Die Toverſche hat erſt unter der Meß ganz ſtill geſtanden und nur immer ſo um ſich geſehen, als ob ſie einen ſuchte. Wie dann der Dekan an den Taufſtein gegangen iſt, und ihre drei Paten, drei große Herren vom Rat, Mynheer de Jonge und noch zwei, da hat ſie angefangen zu zittern und iſt zurückgewichen, immer einen Schritt und noch einen, bis ſie vor dem Geſtühl nicht hat weiterkönnen. Aber der Dekan hat ſich nicht daran gekehrt und hat die Fragen an die Paten getan, und die haben Antwort gegeben, und er hat die ſilberne Schöpfſchale genommen. Und wie er damit auf ſie zukommt, ſieht ſie ſich auf einmal ganz wild um und ſchreit laut, als ob ſie einen rieſe — die Nachbarin ſagt, ſie wird wohl den Gottſeibeiuns gerufen haben —, und ſtößt das Taufwaſſer weg, daß das dem Dekan über die ſchöne, neue Stola geſpritzt iſt. Und da iſt ein Lärm und ein Geſchrei geweſen, du meine Seel, als ob die Groote Kerk über den Köpfen einfallen ſollte!

Baas Jan-Peer ſaß auf ſeiner Ofenbank und hielt ſich die Seiten vor Lachen. „So muß es den Papiſten gehen! Geſchieht ihnen recht! Wenn ich es geweſen wäre, ich hätte auch kein papiſtiſch Sakrament an mir gelitten!“

Die Meiſtersfrau ſchlug die Hände zuſammen, ſie war noch ganz rot im Geſicht. „Mann, Jan-Peer, verſündig' dich nicht! Sakrament bleibt Sakrament, auch wenn ſie läſterlich damit umgehen! Und ein getaufter Papiſte iſt immer noch beſſer als ein Meerminneke!“

Der Leineweber lachte noch immer, daß er kaum zu Atem kam. „Wenn es ein Meerminneke iſt, warum haben ſie es denn nicht gleich in den Fluß geworfen? Ins Waſſer gehört es ja, es darf bloß kein geweihtes ſein!“

Aber jetzt wurde die Meiſtersfrau ſtrenge. „Jan-Peer, willſt du dich um deine Seele reden am heiligen Oſtertag? Wer das Sakrament verläſtert, muß ſeine Strafe haben. Sie haben ſie auch gleich nach der Kirche ins Loch geſteckt, auf der Leidenſchen Poort ſitzt ſie, da iſt es am feſteſten. Und das iſt recht ſo, ſage ich!“

Es hatte keiner gemerkt, wie Pieter de Jonge, der mit in der Stube ſtand und zuhörte, ſich umkehrte und mit ſchlaffen, langſamen Schritten aus der Tür ging, wie einer, der nicht recht bei ſich iſt und nicht weiß, was er tut. —

Es ſummte in dieſer Stadt wie in einem aufgeſtörten Bienenkorb. Es ſummte in den Häuſern, wo an dieſem erſten heiligen Oſtertag alle Webſtühle, Hobelbänke, Schmiedeamboſſe und derlei Handwerksgeräte ſtill ſtanden, aber die Zungen nicht. Es ſummte auf den Straßen, wo überall Weiber zuſammenſtanden in Holzſchuhen, die oberſten Röcke gegen den Regen über dem Kopf zuſammengeſchlagen. Es ſummte unten am Fluß vor der Leidenſchen Poort, wo ſich Rudel von barfüßigen Jungen herumtrieben, nach dem dicken, runden Turm hinauf Spottgrimaſſen ſchnitten und dann eiligſt Reißaus nahmen. Am lauteſten ſummte es auf dem Markt, wo noch immer ein Ab- und Zulaufen von Neugierigen war.

Man hörte den Lärm bis in die große Stube von Sankt Bavos Hof herein. Ein Dutzend Menſchen etwa waren da zuſammen, ſaßen und ſtanden herum und machten ratloſe Geſichter. Der Dekan hatte alle Würde mit den ſchönen Meßgewändern in der Sakriſtei gelaſſen und war nichts als ein graues, mageres Männchen mit ſorgenvoller Stirn, das fortwährend ſeine weißen, dünnen Hände rieb, als ob es fröre, und nach draußen horchte. Ein paar jüngere Kleriker und Kapläne ſtanden hinter ihm und verſuchten weiſe auszuſehen. Die drei Paten des ſtörrigen Taufkindes, die Herren vom Rat, waren auch gleich mitgekommen, ſie wußten aber nichts zu raten und ſchüttelten nur die Köpfe. Nur ein einziger Menſch ſtand mit dem Rücken zur Stube am Fenſter und machte ſchon von hinten einen gelaſſenen und feſten Eindruck.

„Heiliger Sankt Bavo, wie habe ich das verdient?“ jammerte der Dekan mit einer heiſeren Stimme. „Es war alles ſo ſchön bedacht und ſollte ſo recht großartig werden. Und nun lachen alle Ketzer in der ganzen Stadt.“

„Ich habe es Euch ja immer geſagt, Ehrwürden!“

Der am Fenſter kehrte ſich plötzlich um. Er trug eine ſchwarzweiße Dominikanerkutte und hatte ein grobes Bauerngeſicht, das wie aus Holz geſchnitten war. „Mit all Eurer Sachtmütigkeit bringt Ihr nichts zuwege. Dazu iſt es zu ſpät. Feſt zupacken, wenn Ihr die Ketzerei faſſen wollt! Ihnen Angſt machen! Scheiterhaufen nützen mehr als Eure bunten Wachskerzen!“

Der Dekan ſah den großen Menſchen mit der harten Stimme ganz unterwürfig an. „Ja, Pater, ich ſehe ja, Ihr habt recht. Aber was hilft es jetzt, wenn wir dieſe Toverſche verbrennen? Damit treffen wir die Ketzer nicht. Was haben die mit der Toverſchen zu tun?“

Der Dominikaner räuſperte ſich. „Habt Ihr verſtanden, was ſie geſchrien hat, Ehrwürden, als ſie das heilige Taufwaſſer wegſtieß?“

„Wie ſoll ich das verſtanden haben! Das Weibsſtück redet ja keine vernünftige Sprache, die ein Chriſtenmenſch verſtehen kann.“

Der Pater zuckte die Schultern. „Ich habe ſie verſtanden. Ich bin zehn Jahre in Spanien geweſen. ‚Pedro‘ hat ſie geſchrien und weiter nichts.“ Er war ſtill und ſah den Dekan ſcharf an.

Der machte ein ganz verſtändnisloſes Geſicht. „So ſo. Pedro. Das iſt ja ſehr merkwürdig.“

„Sehr!“ ſagte der Schwarzweiße trocken. „Wie hieß doch der fromme Kaplan, Ehrwürden, der ihr die Chriſtenlehre gehalten hat? Habt Ihr mir nicht geſagt, daß er unter die Ketzer gegangen iſt?“

Der Dekan rieb ſich verlegen die Hände und tat einen Seitenblick auf Mynheer den Bürgermeiſter. „Pieter de Jonge hieß er. Ja, leider iſt er nachher —“

Er ſtockte plötzlich, über ſein Geſicht lief ein blitzſchnelles Verſtehen.

Der Dominikaner nickte und zog ruhig die Enden ſeines Gürtelſtricks durch die Hände. „Vielleicht, daß die Toverſche noch mehr als den Namen ſagt, wenn ſie ſcharf befragt wird. Vielleicht, daß wir in dem einen vornehmſten Ketzer die Ketzerei recht anfaſſen und treffen können.“

Die Augen in Mynheer de Jonges rotem Geſicht waren ſtarr und rund geworden, während der andere ſprach. Jetzt ſtand er langſam von ſeinem Stuhl auf. „Pater, aber das iſt ja mein Sohn! Wißt Ihr das denn nicht?“

Der ſtadtfremde Mönch ſah ihn kalt mitleidig an. „Das tut mir leid für Euch, Mynheer. Es muß recht hart ſein, ſolch einen Sohn zu haben.“

Der ſchwere Mann blieb vorgebeugt ſtehen, ſeine beiden Arme auf den Tiſch geſtützt, und ſah mit einem ſonderbar verwirrten Blick von einem zum anderen. „Ja, es iſt auch hart. Ich habe ihm auch die Tür gewieſen. Iſt es nicht wahr, Ehrwürden Herr Dekan? Aber — ja — er bleibt doch — er iſt doch mein Sohn!“

In das grobe Geſicht des Dominikaners kam eine verſteckte Drohung. „Da könnt Ihr ja recht Euren gottgefälligen Eifer zeigen, Mynheer. Wer der Kirche ein rechter Sohn iſt, der hat ſie lieber als ſein eigen Fleiſch und Blut.“

„Ja — aber — ich will ja auch, Pater — aber er iſt doch mein Sohn —“ Mynheer ſtöhnte und trocknete ſich mit dem Tuch das Geſicht ab, auf dem die dicken Tropfen ſtanden. Er kam ſich vor wie eine Maus in der Falle. Ganz hilflos ſah er zu dem Dekan hinüber. „Ehrwürden — Ihr wißt aber doch —“

Der kleine Dekan war wieder ganz Herr der Lage, er richtete ſich ſtraff auf. Er hatte im Kopf eine raſche Rechnung gemacht, bei der die Kirche nicht zu kurz kam, und die guten Sonntagsbraten an Mynheer de Jonges Tiſche waren darin auch nicht vergeſſen. „Die Kirche iſt eine gute Mutter, Mynheer. Wenn einer ſeinen Abfall bereut und Widerruf tut, dann verzeiht ſie auch. Freiwillig und öffentlich Widerruf, Mynheer! Glaubt Ihr nicht auch, Pater, daß ein Widerruf ſchlimmer iſt für die Ketzerei als ein Scheiterhaufen?“

Der Pater ſah ärgerlich erſtaunt den kleinen klugen Kirchenmann an. Nach ſeinem Geſchmack war die Löſung nicht, Scheiterhaufen waren doch gründlicher. Aber klug war es, ſehr klug. Er zuckte mürriſch die Schultern. „Wie Ihr wollt, Ehrwürden. Ich habe hier ja nichts zu ſagen. Aber ſeht zu, daß es ſchnell geht, wenn es noch nützen ſoll.“ —

Mynheer de Jonge mußte ſeinen Handſtock ſehr feſt aufſetzen, als er den kurzen Weg über den Markt ging, weil es ihm vorkam, als ob ſich ihm alles im Kopf drehte. Zu Hauſe ſetzte er ſich ſchwerfällig in ſeinen großen Stuhl, die Hände auf den geſpreizten Knien, und ſtierte vor ſich hin.

Was hieß denn das eigentlich mit ihm? Er ſtellte ſich ja an, als ob ſein größter Indienfahrer mit der Ladung verſunken oder unter die Piraten gefallen wäre! Was ging ihn denn dieſer nichtsnutzige Junge noch an, dem er die Tür gewieſen hatte? Er hatte noch Söhne genug, auf die er ſich etwas einbilden konnte, echte de Jonges, die ſchon mit zwölf Jahren im Geſchäft Beſcheid wußten wie ein Alter, im übrigen gern einen guten Tropfen tranken und keine ſo unnützen Flauſen in ihren blonden runden Köpfen hatten wie dieſer Pieter in ſeinem ſchwarzen.

Es fiel ihm auf einmal ein, wie Pieters Mutter ihm zuerſt dieſen kleinen ſchwarzen Flaumkopf gezeigt und er dazu gelacht hatte. Du lieber Himmel, dieſe Heirat war damals eine rechte Torheit geweſen! Er hatte ſich Wunder was eingebildet auf die Verſchwägerung mit dem großen ſpaniſchen Handelshauſe. Aber das hatte damals ſchon auf wackeligen Füßen geſtanden, und bald darauf war es mit der ganzen Herrlichkeit vorbei geweſen, daß er nicht einmal den Brautſchatz herausbekam. Aber Chriſtientje — ſie hatte immer gelacht, wenn er ſie ſo nannte — hatte ſo was an ſich gehabt — ſo was — na, es ließ ſich nicht ſo ſagen. Und eine rechtgläubige Chriſtin war ſie geweſen, das mußte man ihr laſſen. Eine Schande, daß ihr Sohn unter die Ketzer gegangen war! Im Grabe umdrehen täte ſie ſich, wenn ſie wüßte, daß ſie ihn da mit ſo einer verruchten Toverſchen in einem Atem nannten.

Sündhaft ſchön hatte ſie aber ausgeſehen, die Toverſche, da vorhin am Taufſtein. Mynheer ſchnalzte unwillkürlich mit der Zunge, wie er daran dachte. Blitz! Es wäre kein Wunder, wenn ſie den Jungen behext hätte.

Mynheers kleine Augen waren plötzlich ganz blank. War das nicht ein Ausweg? Wenn ſie Pieter behext hatte, was hatte er denn für Schuld? Ja, ja, ja! Schlau waren dieſe Pfaffen, aber Bürgermeiſter de Jonge war ſchlauer.

Nur Widerruf mußte der Junge tun, das ſtand feſt. Und das lieber heute als morgen. Er mußte es ihm ſagen.

Ihm ſagen?

Mynheer fiel plötzlich aus ſeinen Luftſchlöſſern auf die Erde.

Um einem etwas zu ſagen, mußte man ihn erſt Auge in Auge haben. Sollte er, der Bürgermeiſter, in das Leineweberhaus dieſem ungeratenen Sohn nachlaufen? Oder etwa ihn hierherholen, in das Haus, das er ihm ſelbſt verboten hatte?

Das ging nicht! Nein, das ging ganz gewiß nicht! Mochte dieſer Grünſchnabel ſehen, wohin er geriet! Er würde ihn laufen laſſen, ſo wahr er Bürgermeiſter war!

Maritje und Jakeline hatten eine ſchlimme Oſterwoche in dieſem Jahre. Es war Mynheer nichts recht, und keine Schüſſel ſchmeckte ihm. Aus der Ratsſitzung blieb er weg, weil er krank war, aber als Jakeline heimlich den Bader holen ließ, der ihm zur Ader laſſen ſollte, warf er ihm fluchend einen Stiefel an den Kopf.

Jakeline wußte ſich nicht anders zu helfen, als indem ſie es ebenſo machte wie Mynheer. Sie wirtſchaftete und ſchalt im Hauſe herum, daß die Meisjes in der Küche ein Kreuz ſchlugen, wenn ſie ihren Schritt hörten. Maritje bekam auch ihr Teil ab, aber das ärgerte Jakeline gerade am meiſten, daß die herumlief mit einem Geſicht, als ob ſie alles das nichts anginge, und wenn ſie eben angeſchnauzt war, ganz harmlos im nächſten Augenblick vor ſich hinſummte. Was fiel dem naſeweiſen Gänschen ein, daß ſie ſich was Beſſeres dünkte als ihre Schweſter und ſich nicht ärgern wollte?

Jakeline wußte aber nicht, daß Maritje am zweiten heiligen Oſtertag auf ein halbes Stündchen zu Trien Mannis gelaufen war. Und als ſie in die Tür gekommen war, hatte da mit dem Rücken zu ihr hin ein Bauer an Mutter Triens Tiſch geſeſſen und eben das letzte aus einer großen Schüſſel gelöffelt. Und hatte dann den Löffel abgeleckt und hingelegt und ſich umgekehrt. „Schönen Dank, Mutter. Guten Tag, Juffertje!“

Einen Augenblick hatte Maritje ihn angeſtarrt, und dann plötzlich, ſie wußte ſelbſt nicht, wie es kam, hatte ſie hell aufgeſchrien und ihm am Halſe gehangen und gelacht, während ihr doch die Tränen über die Backen liefen. „Jan, Jan, ſeid Ihr das denn wirklich? Iſt es wahr? Trien, ſchnell, ſag' doch!“

Der Bauer im blauen Kittel hatte ſie ganz feſtgehalten, ihr Geſicht und Haar geſtreichelt und dabei doch den Kopf geſchüttelt. „Aber was fällt Euch denn ein? So ein feines Juffertje und fällt einem ſchlechten Bauern um den Hals! Mutter Trien, was ſagſt du dazu?“

Maritje hatte ihn plötzlich losgelaſſen, ſtand nun da und ſchämte ſich, daß ſie bis unter das blonde Haar rot wurde. „Ich — ich dachte nur — ich wollte — Jan —“ Es kam ganz kläglich heraus.

Der Bauer ſchüttelte noch einmal den Kopf. „Ich heiße nicht Jan, Juffertje. Ich heiße Klaas und bin aus Waterland und habe hier in der Stadt zu handeln.“

Über Maritjes Geſicht mit der kecken kleinen Naſe, das noch ganz naß geweint war, lief ein raſches, pfiffiges Zucken. „Wenn Er guten waterlandſchen Kuhkäſe hat, kann Er uns auch einmal damit ins Haus kommen,“ ſagte ſie würdevoll.

Der Bauer lachte über das ganze Geſicht. „Kann ſchon ſein, daß ich mit Eurem Vater etwas zu handeln habe, Juffertje, aber nicht um Kuhkäſe.“

Und auf einmal hatte er Maritje wieder an beiden Händen und zog ſie neben ſich auf die Bank. „Mutter Trien, du haſt nicht recht für unſer Kind geſorgt, es hat ſeine runden Backen nicht mehr. Faſt hätte ich Euch nicht gekannt, Maritje, ſo groß ſeid Ihr geworden. Wußtet Ihr denn gleich, wer ich war?“

Sie ſah mit einem kleinen ſcheuen Lachen zu ihm auf. „Ich habe nur nicht glauben können, daß es wahr war!“

Als Maritje nach dieſer halben Stunde nach Hauſe ging, trug ſie den Kopf hoch und ſang vor ſich hin, ohne auf den Regen zu achten. Und ebenſo wie der, lief in dieſen Tagen Jakelines Schelten an ihr ab, ohne daß ſie etwas davon merkte.

Jakeline de Jonge hatte es aber wirklich ſchwer im Leben. Was hatte ſie denn getan, daß ihr Vater mit ihr umging wie mit einem Stalljungen? Wie er ſie neulich angefahren hatte, als ſie bloß ſagte, daß ſie zu den Beghinen wollte und ſich von der Sache mit dem Meerminneke erzählen laſſen! Rundweg verboten hatte er es ihr! Über ſo etwas redete man doch gern mit einem Menſchen. Und nun ſaß ſie da und erfuhr kein Sterbenswörtchen, was weiter aus der erſchrecklichen Geſchichte wurde. Nur daß die Meisjes in der Küche davon ſchwatzten, das Meerminneke ſollte verbrannt werden. Als ob es nicht das klügſte geweſen wäre, ſie hätten das gleich getan und ſie nicht erſt ſo lange in der Stadt ſitzen laſſen, daß ſie da Unheil ſtiften und ihrem Bruder Pieter etwas antun konnte!

Von Pieter hatte ſie nichts wieder geſehen, ſeit er damals aus dem Hauſe ging, und ſich auch nicht danach geſehnt. So einer, der ſeinen Leuten nichts als Kummer machte, der mochte bleiben, wo er wollte, ſie kümmerte ſich nicht darum! —

An einem Abend aber in dieſer Oſterwoche, als Jakeline über den halbdunklen Gang wollte, kam ein Menſch in die Haustür. Jakeline glaubte, es wäre einer von den de Jongeſchen Hausarmen. Aber als ſie auf ihn zuging, um ihn in die Küche zu ſchicken, blieb ſie plötzlich wie erſtarrt ſtehen. „Du? Was willſt du hier! Hinaus! Auf der Stelle hinaus!“

Der Menſch im ſchäbigen Handwerkskittel ſah über ihr Geſicht weg, als ob er ihre heftige Stimme gar nicht gehört hätte. „Wo iſt mein Vater?“ fragte er nur.

Jakeline machte einen raſchen Schritt und verſperrte ihm den Weg. „Daß du ihm nicht unter die Augen kommſt! Schandfleck, der du biſt! Hinaus, habe ich geſagt! Hörſt —“

Sie war plötzlich ſtill. Dieſer Menſch, dieſer Ketzer, dieſer Schandfleck faßte ſie am Arm, ſchob ſie beiſeite, als ob ſie eine Holzpuppe wäre, und war ſchon in der Tür. Einen kurzen Augenblick ſtarrte ſie ihm nach, dann tat ſie einen Schritt und legte ihr Ohr an das Holz der Tür. Zuerſt hörte ſie nichts. Sie wußte, der Alte lag auf der Ofenbank und ſchnarchte, und es war halb dunkel in der Stube. Dann auf einmal ein polternder Ruck, als ob er ſich aufrichtete.

„Was? Du? Habe ich dir nicht das Haus gewieſen, du —?“

Da bekam er es. Sie nickte zufrieden. Aber ſie verſtand nicht, was er antwortete.

Nun ſprach noch einmal der Vater. „Es ſoll dir für diesmal verziehen ſein. Ich weiß, warum du kommſt.“

„Wenn Ihr das wißt, dann wißt Ihr auch, daß ich für mich ſelbſt keinen Fuß über die Schwelle geſetzt habe.“ Das war Pieters Stimme. Er ſtockte, dann ſprach er haſtig weiter. „Ich konnte nicht anders, es geht um Tod und Leben!“

Der Alte lachte kurz auf. „So? Merkſt du das endlich auch, Mynheer? Es iſt Zeit! Solange bloß der Vater die Brühe ausfreſſen mußte, ſolange hat's ihn nicht groß gekümmert. Aber nun es ihm an den eigenen Kragen geht —“

„Mir? Ich rede nicht von mir!“ Pieters Stimme war ſcharf dazwiſchen.

„Nicht? Dann möchte ich wiſſen, von wem, Mynheer!“

Eine kurze Stille. Das nächſte, was Pieter ſagte, kam heiſer und aufgeregt heraus. „Sie ſagen in der Stadt, daß ſie brennen ſoll —“

„Die Toverſche? Iſt auch wahr, und geſchieht ihr recht!“

„Toverſche! Das iſt eine Lüge! Ihr dürft keine Unſchuldige brennen! Ihr müßt ſie loslaſſen! Hört Ihr, Vater? Heute noch! Wozu ſeid Ihr denn Bürgermeiſter?“

„Werd's wohl bald geweſen ſein,“ lachte Mynheer bitter, „und ich ſage dir, wenn ich ſie loslaſſen könnte, ich täte es nicht! Was geht mich das Weibsſtück an?“

Es war Jakeline draußen, als ſähe ſie die wegwerfende Handbewegung des Alten. Sie lachte und horchte und ballte gleich darauf beide Fäuſte.

„Mynheer! die iſt beſſer als meine Schweſter Jakeline und meine Baſen Vermeerens und alle Eure feinen Zierdocken hier in der Stadt zuſammen!“

Es kam nicht gleich eine Antwort. Der Alte räuſperte ſich gewichtig. Jakeline hatte einen heißen Kopf vor Aufregung und drückte ihn feſt an das Holz, um ja kein Wort zu verlieren.

„Es ſcheint, Mynheer, daß du noch nicht recht weißt, um was es ſich handelt. Um Leben und Tod, ſagſt du? Blitz, ja wohl, aber für dich, Mynheer Pieter! Weißt du, wen die Toverſche gerufen hat, als ſie das heilige Sakrament ſo läſterlich verſchimpft hat? Dich hat ſie gerufen! Dich! Der Pater Dominikaner hat verwünſcht ſcharfe Ohren. Und ich ſage dir, ehe die Woche herum iſt, hat er dich auch in den Fingern! Das haſt du nicht gedacht, he? Bloß einen Ausweg haſt du noch. Du gehſt jetzt gleich heutigestags auf das Stadthaus und ſagſt, daß die Toverſche dir die Ketzerei an den Hals gehext hat, und daß du Widerruf tun willſt, freiwillig und öffentlich. Das kann dir noch helfen. Aber ſonſt nichts!“

Es lief Jakeline kalt über den Rücken. Warum blieb es erſt ſo ſonderbar ſtill? Warum ſprach Pieter dann mit ſo dunkler, ſchwerer Stimme, als er wieder anfing?

„Wißt Ihr denn, warum ſie mich gerufen hat, Mynheer? Weil ſie vor Eurem römiſchen Weſen einen Abſcheu gehabt hat! Weil ich ihr etwas Beſſeres gelehrt habe, und habe ſie doch nachher in ihrer Not im Stich gelaſſen, elender Narr, der ich war! Darum!“

Jakelines dummliche Augen wurden ſehr rund in der Dunkelheit. So ſanft hatte der Vater dieſe ganzen Tage nicht mit ihr geredet, wie er jetzt mit dieſem Ketzer von Bruder ſprach.

„Pieter, Junge, laß ſie doch laufen! Die mag ſelbſt zuſehen, wie ſie ſich aus der Klemme hilft. Sie ſagen ja, daß ſie ein Meerminneke iſt; warum iſt ſie dann nicht geblieben, wo ſie hingehört?“ Er lachte zwiſchendurch über ſeinen eigenen Spaß, es kam aber nur geklemmt heraus. „Pieter, weißt du denn, was es bedeutet, wenn du nicht tuſt, was ich dir ſage? Feuer und Pfahl heißt das, Junge!“

„Und wenn es dreimal Feuer und Pfahl iſt! Mynheer, wißt Ihr denn, was das bedeutet, was Ihr da von mir wollt? Ich bin ein elend ſündhafter Menſch und habe weiß Gott alles Schlimme verdient, aber wenn ich das täte, das! Die unterſte Hölle wäre noch zu gut für mich, und für Euch auch, Mynheer, ſage ich Euch!“

Fuhr der Alte nicht auf? Ließ er ſich ſo anſchreien? Heilige Muttergottes, ja, es klang ſogar ganz kläglich jetzt!

„Feuer und Pfahl, Pieter, Feuer und Pfahl! Bedenke doch! Es iſt höchſte Zeit, daß du aufs Stadthaus gehſt! In zwei Tagen wird ſie vor Gericht geſtellt!“

„Ich kann nicht, Mynheer!“

„Pieter, die Schande ſchreit ja zum Himmel, wenn Bürgermeiſter de Jonges Sohn mit einer Toverſchen am Pfahl ſteht!“

„Rettet das Mädchen, ſo rettet Ihr Euren Namen, Mynheer!“

„Pieter! Piet! Denk an deine Mutter!“

Keine Antwort.

Und auf einmal ſchrie der Alte, daß Jakeline draußen zuſammenflog: „So pack dich zum Teufel, du vermaledeiter Schandbube du — du —“

Jakeline hatte kaum Zeit, zur Seite zu ſpringen, die Tür wurde aufgeriſſen. Ohne ſie zu ſehen in der tiefen Dämmerung des Ganges, ſtürzte Pieter de Jonge an ſeiner Schweſter vorbei. Die ſtand in die Ecke gedrückt und ſtarrte ihm mit weiten, entſetzten Augen nach.

Einen Augenblick ſtand ſie noch hinter der Tür. Drinnen in der Stube blieb es ganz ſtill, kein Fluchen und Poltern, wie ſie erwartete. Und auf einmal durch dieſe Stille ein ſchweres Stöhnen, das faſt wie ein Schluchzen klang. „Pieter!“

Da kehrte ſie, ſtatt zu dem Alten hereinzugehen, haſtig um und lief auf ihre Kammer, hockte ſich auf den Bettrand vor der kleinen, bunten Muttergottes und ſchob mit kalten Fingern die Roſenkranzkugeln herum.

Nun wußte ſie ja alles, was ſie hatte wiſſen wollen, und noch viel mehr. Heilige Mutter Marie, was waren das für Geſchichten! Sie faßte es noch nicht recht, aber ſie war außer ſich vor Angſt und Aufregung. Und zwiſchen ihren Aves wurde ſie Pieters verſtörtes Geſicht gar nicht vor den Augen los, trotz all ihrem Zorn auf ihn. Schrecklich hatte er ausgeſehen, recht wie ein ganz verlorener Menſch! Ob es wohl ſündhaſt war, für ſo einen auch ein Paternoſter zu ſprechen?

Wenn ſie nur einen gehabt hätte, mit dem ſie über das alles hätte ſprechen können! Aber zu Schweſter Machteldje durfte ſie ja nicht. Und Maritje — ach, was verſtand die denn davon!

Aber ſchließlich mußte die doch herhalten, da niemand anders zu haben war. Und Jakeline merkte in ihrem Eifer gar nicht, wie das Kind blaß und mit ſtarren Augen daſaß und zuhörte und kein Wort ſagte. —

Was aber Jakeline und Maritje de Jonge wußten, das wußte die ganze Stadt auch ſchon längſt.

Die drei runden, blonden Vermeerens Mädchen waren ganz aufgeregt und wären am liebſten ſpornſtreichs zu Jakeline gelaufen. Aber die dicke Mevrouw Vermeeren ſchüttelte den Kopf. „Man muß erſt ſehen, was aus der Sache wird. Wenn dieſer Pieter — Gott bewahr uns davor! — wirklich an den Brandpfahl kommt, dann iſt es beſſer, man hat mit dieſen Leuten nicht zu gute Freundſchaft gehalten!“

Es war ſehr weiſe von Mynheer de Jonge, daß er in dieſen Tagen nicht auf das Stadthaus ging. Er hätte mancherlei erleben können, was ihn nicht gefreut hätte, denn die Herren vom Rat waren vorſichtig in ihrem Umgang. Ein paar hatten allerdings die Anſicht, man könnte es Mynheer de Jonge doch nicht zur Schuld anrechnen, daß er einen ſo ſchlimmen Sohn hätte. Und vielleicht wäre der auch noch nicht einmal ſo ſchlimm, denn wenn er ſolch einem böſen Weibsbild in die Hände fiele, dann könnte es auch mit dem beſten ſchief gehen.

Aber dieſe Leute ſagten ihre Anſicht nicht laut und ſahen ebenſo ſcheu im Vorbeigehen zu dem großen de Jongeſchen Hauſe auf wie die Butterbauern und Fiſchweiber, die auf dem Markt an der Grooten Kerk ſaßen.

An den Fleiſchbänken und Grünzeugkarren war heftiges Gedränge und Geſchwätz, aber es ging nicht um Butten und Schollen, Kraut und Rüben.

Iſt ja wohl nicht wahr, Dortje? Woher haſt du das denn? Ja, ſeine Richtigkeit hat es aber, warum läuft denn ſonſt der Pater Dominikaner alle Tage zu den Beghinenſchweſtern herein? Die ſollen wohl was zu erzählen wiſſen! Gott bewahr uns, wenn der Pater es anfaßt, dann wird es Ernſt! He, wißt ihr noch, wie ſie da geſeſſen hat, da an der Kirchenmauer in der Kiepe? Ich bin ſelber dabei geweſen. Klaas Klaaſſen hätte ſie nur ruhig draußen liegen laſſen ſollen, was hat er uns ſo ein Meerminneke hier hereinzuſchleppen? Nun iſt das Unglück da, und der arme junge Mynheer de Jonge, der Kaplan, iſt nun auch in des Teufels Küche gekommen. Jammerſchade um ſo einen frommen Herrn! —

Klaas Klaaſſen hatte eine Kiepe Fiſche zur Stadt gebracht; er ſaß jetzt in der „Spaanſchen Kroon“ und ſtieß ſeinen Krug bitterböſe auf den Tiſch, daß das Bier ſprang und ſpritzte. „Teufel noch einmal, könnt ihr einen ehrlichen Kerl nicht ſein Bier in Frieden trinken laſſen? Was weiß ich von eurem Meerminneke! Werft ſie ins Feuer oder ins Waſſer, was ihr wollt, aber laßt mich in Ruhe mit ihr!“

Die mit am Tiſch ſaßen, ein paar Stadtknechte und zwei breitſchulterige Laſtträger, lachten. „Klaas, Klaas, du haſt ſelber geſagt, daß ſie einen Schwanz gehabt hat wie ein großmächtiger Flunder! Beſinn’ dich nur recht darauf, daß du auch antworten kannſt, wenn der Pater Dominikaner dich fragt!“

Klaas Klaaſſen wurde einen Augenblick ganz wirr, er wußte ſelbſt nicht recht, ob er damals gelogen hatte oder nicht. Es konnte nicht jeder von ſich ſagen, daß er ſo etwas Unerhörtes wie ein lebendiges Meerminneke ſelber gefunden hatte. Aber ein ehrlicher Chriſtenmenſch hatte nicht gern mit den ſchwarzweißen frommen Vätern zu tun — ihm fiel auf einmal die Wahrheit ein, er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. „Einen Schwanz wie ein Flunder ſoll ſie gehabt haben? Jungens, ich ſage euch, ein ganz gewöhnliches Meisje iſt ſie geweſen, und wenn ich etwas Sündhaftes an ihr geſehen habe, ſo war es, daß ſie keinen Fetzen auf dem Leibe hatte. Ich wollte mich wohl gehütet und ſie angerührt haben, wenn es ein Meerminneke geweſen wäre! Aber der Teufel ſoll mich lebendig holen, wenn ich ſo etwas geſehen —“

„Red' dich nicht um deine Seele, Klaas!“ Einer von den Stadtknechten packte den alten Graukopf am Arm und ſchüttelte ihn. „Es iſt ſchlimm genug, daß du ſie uns in die Stadt geſchleppt haſt! Und wenn du nun noch dazu nichts wiſſen willſt, dann iſt es ja klar wie der Tag, daß du mit der Toverſchen durchſteckſt! Den einen Ketzer wollen ſie ja auch bloß deswegen brennen!“

„Gott verdamm' alle Toverſchen und alle Ketzer, und meinetwegen will ich ſelber Holz tragen, wenn ſie brennen. Aber wenn ihr noch länger ſchandmault und mich ſchindet, ſo —“

Ein paar Männer, die ſchweigſam und ernſt am Nebentiſch geſeſſen hatten, ſtanden auf und gingen zur Tür. Klaas Klaaſſen war plötzlich ſtill, wie ſie ihn im Vorbeigehen anſahen. „Wer iſt das?“ fragte er, als ſie draußen waren.

Einer von den Stadtknechten zuckte die Schultern. „Auch ein paar Ketzer hier aus der Stadt. Scheinheiliges Volk! Habt Ihr geſehen, daß ſie bloß eine Satte Milch gefreſſen haben? Pfui Kuckuck! Aber das mehrt ſich jetzt wie die Heuſchrecken. Es iſt Zeit, daß da ein ſcharfer Beſen hereinfährt.“

Die zwei Männer in der „Spaaniſchen Kron“ waren nicht die einzigen, die ernſte Geſichter machten. Alles, was in der Stadt zur neuen Lehre gehörte, lief gedrückt und verſcheucht herum, wie vor einem Gewitter.

Trien Mannis kam in der Dämmerung in des Leinewebers Haus, um Pieter de Jonge zu ſprechen, aber er war nicht da. Sie runzelte ärgerlich die Stirn. „Wo treibt er ſich denn jetzt bei Nacht und Nebel herum? Wenn er wieder daiſt, ſoll er gleich zu mir kommen, ſagt ihm das! Es iſt einer da, der mit ihm zu reden hat. Wißt Ihr wer, Baas? Unſer Mynheer Jan!“

Der Leineweber nickte vom Webſtuhl herüber, an dem er mit dem langen Geſellen noch ſchaffte. „Iſt recht, daß er gekommen iſt. Ja, unſer Herrgott läßt ſeine frommen Kinder nicht umkommen. Nun wird noch alles gut.“

Die große Frau ſetzte die Hände herausfordernd auf die Hüſten, unter der weißen Weiberkappe machte ſie das richtige Mannsgeſicht. „Jan-Peer, meint Ihr, wenn er nicht gekommen wäre, wäre es nicht gut geworden? Meint Ihr, ich hätte alles ſo laufen und gehen laſſen, wie es wollte? Ich ſage Euch, eh' ich leide, daß ſie meinem jungen Mynheer Pieter etwas tun, ehe —“

Sie ſagte ihre Drohung nicht zu Ende und ſchüttelte nur den Kopf. „Baas, was ſind das für Zeiten! Es ſind viele, die ſagen, der Antichriſt und das jüngſte Gericht müßte jetzt kommen. Man ſoll es beinahe glauben, ſo wie ſie jetzt hinter der reinen Lehre her ſind.“

Des Leinewebers Frau ſchlug mit ängſtlichem Geſicht die Hände zuſammen. „Trienmutter, da habt Ihr recht! Das beſte wäre, unſereins täte ſich gar nicht um ſolche Händel kümmern. Ich ſage ja immer zu Jan-Peer: Mann, ſage ich, bleib' du an deinem Webſtuhl und ſteck' deine Naſe nicht in unnütze Dinge. Du lieber Gott, was all unſere Älterväter geglaubt haben, das ſoll wohl für uns auch nicht zu ſchlecht ſein. Und eh' daß ſie mich ins Loch werfen und mir wer weiß was antun, will ich doch lieber eine Meſſe hören!“

Trien Mannis ſah die Frau ſtarr an, nahm ihre Röcke zuſammen und klappte in ihren Holzſchuhen zur Tür. „Jan-Peer, Gott erbarme ſich Eurer Frau, ſie hat den Verſtand verloren.“ —

Wo Pieter de Jonge ſich herumtrieb, als Trien Mannis ihn ſuchte? An dieſem nebelnaſſen Abend ſtand er unter der Leidenſchen Poort, die längſt verſchloſſen war, rührte ſich nicht und ſtarrte zu den Mauerluken hinauf, die jetzt kaum erkennbar wie blinde, ſchwarze Augen in die Dunkelheit glotzten. Nur die Wächterſtube rechts hatte ein paar böſe, kleine, rote Lichtaugen.

Es war ſehr ſtill. Pieter merkte nicht, daß er durchkältet und naß war, er wußte auch nicht, wie lange er ſchon ſo geſtanden hatte, als ihn einer anſtieß und ihm grell mit der Laterne ins Geſicht leuchtete, daß er zurückfuhr. Es war der Nachtwächter.

„He, Manneken, was wollt Ihr hier? Ich habe längſt geblaſen. Ehrliche Leute treiben ſich jetzt nicht mehr auf den Gaſſen herum — wenn ſie nicht müſſen!“ knurrte er hinterher.

Pieter kehrte ſich um und ging von dem Platze weg wie ein Schlafwandelnder. Im

Leineweberhauſe ſchlief ſchon alles, auch der lange Geſelle, neben dem er in das Bettſtroh kroch.

Er ſtierte in die Dunkelheit, fühlte das Blut in ſeinen Schläfen klopfen und hatte rote tanzende Feuer vor den Augen. Er lag ganz ſtarr in einer ſchweren Erſchöpfung, und doch ſonderbar aufgeregt, daß ihm wie im Fieber Schlaf und Wachen ineinanderfloſſen.

Und plötzlich ſah er etwas. Er ſah, wie es von fern in der Dunkelheit hell auf ihn zukam. Er richtete ſich ſteil auf und ſtarrte ihm mit einer wilden, erſchrockenen Freude entgegen, ohne doch zu wiſſen, was es war. Aber nun kam es näher, näher. Jetzt ſah er es deutlich, er wußte auf einmal, wer es war. Er wollte aufſpringen, ihr entgegen, aber er war wie angenagelt unter heißen und froſtigen Schauern, die ihm durch den Leib jagten. Nun war ſie da, dicht vor ihm, er ſah ihr Geſicht. Das war ſehr weiß unter dem ſchweren, roten Haar, und ihre Augen hatten den wunden, dunklen Blick, den er kannte. Einen Herzſchlag lang ſah er ſie ſo. Plötzlich breitete ſie die Arme aus und rief laut ſeinen Namen, zweimal, in einem ſchmerzhaft ſchneidenden Ton.

Der lange Geſelle fuhr vom Schlafe hoch durch einen lauten Schrei dicht neben ſich. Er ſprang mit beiden Beinen zugleich von der Bettſtatt und ſah in dem erſten grauen Morgenlicht, wie ſein Nebenmann aufrecht ſaß. Er nahm ihn am Arm und ſchüttelte ihn. „Mynheer Pieter, wacht auf! Was habt Ihr?“

„Ja — ich komme!“ ſagte Pieter de Jonge in das graue Halbdunkel hinein in einem ſonderbaren Murmeln. Und auf einmal wandte er ſich um, rieb ſich die Augen und hob den Kopf, als ob er aufwachte. „Iſt es ſchon Morgen?“ fragte er mit ſeiner gewöhnlichen Stimme.

Der Geſelle klopfte ihn gutmütig auf die Schulter. „Ihr habt einen böſen Traum gehabt, Mynheer. Es iſt noch früh, legt Euch nur wieder aufs Ohr. Ihr habt den Schlaf nötig.“ —

Pieter de Jonge nickte nur gleichgültig, als Jan-Peer ihm Triens Botſchaft ſagte. Er merkte gar nicht, daß der Baas ihn bei der Morgenſuppe ernſthaft mitleidig anſah, und daß die Meiſtersfrau ein zufriedenes Geſicht machte, als er gleich nachher aus dem Hauſe ging.

„Wenn es wahr iſt, was ſie in der Stadt reden, dann will ich froh ſein, wenn ſie ihn nicht bei uns im Hauſe fangen. Ich habe ja immer geſagt, Mann, er iſt unſer Unglück, aber du haſt ja nicht hören wollen!“

Jan-Peer wiegte gelaſſen den Kopf. „Du haſt vieles geſagt, was nicht viel nütze iſt, Lien. Und jetzt ſollteſt du auch beſſer deinen Mund halten!“ — —

Der junge Bauer im blauen Zwilchkittel ſtand an dieſem Morgen vor Trien Mannis' Feuer und wärmte ſich die Hände.

Trien ſelbſt war unruhig, ging ab und zu und horchte nach der Tür. „Jan, ich ſage Euch, er kommt nicht. Vielleicht haben ſie ihn ſchon gefaßt, und er ſitzt unten im Stadthauſe.“

„Trien, du mußt mehr Gottvertrauen haben.“

„Gottvertrauen? Gewiß muß der Menſch das haben, Jan. Aber er muß ſich auch ſelber rühren. Meint Ihr, daß unſer Herr einem aus der Not hilft, der ſelber keinen Finger dafür aufhebt? Nein, nein, Jan, Gottvertrauen iſt gut, aber zwei ordentliche Arme ſind auch gut!“

Jan lachte. „Recht haſt du, Mutter Trien, und biſt ſoviel wie drei Männer wert!“

„Das iſt auch was Rechtes, wenn es ſolche ſind wie Sivert Mannis. Von der Art ſteckt ein rechtes Weibsbild noch mehr als drei in die Taſche. Mit Verlaub, Jan, auf Euch geht das nicht. — Was iſt das?“

„Siehſt du, Trien, wer hat recht? Ich ſage ja, er kommt!“

Pieter de Jonge ſtand in der Tür, naßgeregnet, übernächtigt und mit einem ſonderbar abweſenden Blick in den Augen. Er ſtreckte Jan ruhig die Hand hin, ganz ohne Überraſchung und Freude, und nicht als ob er ihm ſeit Monaten zum erſtenmal begegnete. „Es iſt gut, daß ich dich noch ſehe, Jan. Morgen wäre es zu ſpät geweſen.“

Jan nickte und hielt ſeine Hand feſt. „Ja, Gott Lob und Dank, daß du da biſt, Piet. Trien lief geſtern ſchon herum, dich zu ſuchen, und viel Zeit haſt du nun nicht mehr. Es iſt alles fertig und in Ordnung, Bruder.“

Pieter machte ſeine Augen etwas weiter auf. „Was iſt fertig?“

„Es fährt ein Krämer heute um Mittag aus dem Tor, der will dich unter ſeiner Wagenplane mitnehmen, aber nur bis Leiden. In Leiden ſollſt du zum Doktor Molinarius gehen, der —“

„Was ſoll das alles?“ fragte Pieter de Jonge plötzlich ſcharf dazwiſchen, „ich fahre mit keinem Krämer. Ich gehe nicht aus der Stadt.“

„Was das ſoll, Piet?“ Trien Mannis ſchlug ihn auf die Schulter. „Junge, ein Haſe, hinter dem die Hunde her ſind, der macht Beine. Oder wollt Ihr hier ſitzenbleiben und Euch greifen laſſen wie ein Hammel im Stall?“

Pieter de Jonge ſchüttelte den Kopf und ſah ſie gerade an. „Nein. Warten will ich nicht. Sie brauchen mich nicht zu ſuchen. Ich gehe heute ſelbſt aufs Stadthaus.“

„Pieter!“

Trien ſchrie auf, aber Jan packte ihn nur an den Armen und ſchüttelte ihn. „Menſch! Pieter! Biſt du von Verſtande? Da, iß einen Biſſen, es wird Zeit, daß du gehſt, der Krämer wartet in der ‚Spaanſchen Kron‘. Es iſt ein rechtlicher Mann.“

„Ich gehe nicht, Jan.“ Pieters Geſicht hatte einen verſchloſſenen, eigenſinnigen Zug.

Jan ſah ihn feſt an, er war auch ernſt geworden. „Warum nicht?“ fragte er nur.

Es war eine kurze Stille. Und auf einmal hob Pieter den Kopf. „Ich will dir alles ſagen, Jan. Ich kann nicht weggehen. Sie iſt dieſe Nacht bei mir geweſen und hat mich gerufen.“

„Sie? Steckt denn wahrhaftig ein Weibsbild dahinter? Da ſoll denn doch —“ Trien ſchlug die Hände zuſammen, aber ſie war ſtill, als ſie Pieter anſah.

Jan Allaert ſchüttelte den Kopf. „Du haſt geträumt, Bruder. Die ſitzt feſt hinter Schloß und Riegel und kann nicht rufen. Über die laß Gott richten.“

„Gott? Der ſitzt nicht auf der Richterbank im Stadthauſe, Jan!“ Pieter lachte bitter auf. „Und ſie hat mich doch gerufen. Ich muß hingehen. Wenn ſie ſterben ſoll, muß ich mit.“

Jan antwortete nicht, er zuckte ungeduldig mit den Brauen in die Höhe. Ein paarmal lief er in Triens enger Stube auf und ab. Aber auf einmal blieb er dicht vor Pieter ſtehen. In ſeinen hellen Augen war ein warmes, ernſtes Mitleid. „Bruder, wenn ſie dich gerufen hat, dann iſt es zum Leben geweſen und nicht zum Sterben. Damit iſt es noch nicht ſo eilig, für dich und für ſie. Was ſagſt du dazu, Trien? Wenn dieſer Junge ſeinen Kopf aufſetzt und nicht allein aus der Stadt will, dann hilft es uns nichts, und wir müſſen dem Meisje auch heraushelfen, bloß damit wir ihn heil aus dem Tor bringen.“

„Jan — um Gottes Barmherzigkeit!“ Pieter ſaß vorgebeugt, die Hände um das Holz der Bank gekrampft, es war ihm heiß ins Geſicht geſchoſſen. „Treib keinen Spott mit mir —“

„Habt ihr denn alle zwei den Verſtand verloren?“ Trien ſtand auf einmal breit und groß dazwiſchen. „Haltet Ihr nur den Mund, mit Verlaub, Jan! Der Pieter iſt immer ein guter Junge geweſen und hat getan, was er ſollte. Das müßte doch mit wunderlichen Dingen zugehen, wenn ein de Jonge wegen ſo einem verwünſchten Meerminneke —“

„Mußt du dieſe Lüge jetzt auch noch auftiſchen?“ Pieter fuhr plötzlich auf ſie los wie ein gereizter Stier. „Könnt ihr denn nicht ſehen und glauben, daß ſie juſt ſo gut iſt wie ihr? Haſt du mir nicht ſelbſt erzählt, daß du nichts davon geglaubt haſt, als du ſie im Beghinenhof geſehen haſt? Sag’, Trien!“

„Je ja, je ja! Wollt Ihr mich nicht lieber gleich an die Ohren ſchlagen, Mynheer? Wenn es ganz richtig mit ihr wäre, dann hätte ſie wohl nicht in der Kirche ſo einen ſündhaften Lärm gemacht!“

„Was hat ſie denn anders getan als du und ich auch? Kein papiſtiſch Sakrament hat ſie wollen! Iſt das eine Sünde? Dann müſſen wir alle brennen, du und Jan obenan!“

„Iſt recht, Piet, gib es ihr nur!“ Der junge Prädikant im Bauernkittel lachte und legte ſeinen Arm der Frau um die Schultern. „Alte Trien, du mußt nur zuerſt dein Teil knurren, und nachher tuſt du doch, was wir wollen! Leicht iſt die Sache ja nicht, aber unſer Herrgott und wir bringen ſo ein

Stück ſchon fertig. He, Trien? Es iſt ſchon etwas Mühe und Kopfbrechen wert, wenn wir ſo einen wie den da für die reine Lehre retten!“

Pieter war von der Bank gefahren, ein dunkles, aufgeregtes Feuer in den Augen, als ob er nicht recht in ſich faßte, was der andere ſagte.

Aber bei den letzten Worten ließ er plötzlich ſchlaff die Arme fallen. „Für die reine Lehre?“ ſagte er langſam und bitter, „die bin ich nicht mehr wert. Es iſt nichts nütze, Bruder. Laß uns nur unſeren Weg gehen, mich und ſie. Beſſer ſterben, als in Schanden und Sünden leben.“

„Nicht in Sünde und Schande, Pieter! In Friede und Gerechtigkeit!“

„Gerechtigkeit?“ Pieter de Jonge lachte hart auf. „Ich habe keine Gerechtigkeit mehr. Sieh, Jan, wie ich zuerſt zu euch gekommen bin, da bin ich weiß Gott aus reinem Willen gekommen. Aber ich habe den rechten Weg verloren. Ich bin heute nicht beſſer als alle die Pfaffen, die vom Gelübde fallen und ein Weib freien und das die neue Freiheit nennen. So einer bin ich!“

„Du ſollſt auch nicht beſſer ſein! Tu den Hochmut ab, Bruder! Meinſt du, Gottes Gaben verachten iſt Gerechtigkeit?“ Jan Allaert ſtand mitten in Trien Mannis Stube und hob den Kopf. Und dieſer junge Prädikant im Bauernzwilch war auf einmal wieder der Prophet, dem die Botſchaft Gottes geworden iſt: Tröſtet, tröſtet! „Pieter,“ ſagte er ruhig, „unſer Herrgott hat unſeren Vater Adam nicht allein ins Paradies geſetzt und hat ihn auch nicht allein herausgetrieben. Meinſt du denn, es wäre ihm recht, wenn er ohne Eva wieder hereinkäme?“

Pieter de Jonge ſah mit müden Augen vor ſich hin und ſchüttelte den Kopf. „Aber wir ſollen kommen aus Gottes Liebe und nicht aus Liebe zur Kreatur. Ich bin auch nicht an mir allein ſchuldig, Jan; auch an *ihrer* Seele. Sie hat nicht an Gott geglaubt, nur an einen Menſchen. An mich.“

Auf das helle Geſicht des Prädikanten kam ein ſehr warmes, liebes Lächeln. „Pieter, unſer Herrgott iſt im Himmel, und wir ſehen ihn nicht, und das Weib iſt eine ſchwache Kreatur. Wenn ſie im Anfang nur einen lieben kann, den ſie mit Augen ſieht, dann ſoll der ſie ſacht an der Hand nehmen und führen und ihr zuletzt auch die Augen auftun für den da oben, den ſie nicht ſieht. Das iſt beſſer, als ihr in die Hölle nachlaufen, Bruder!“ Er war ſtill. Aber als er ſah, wie Pieter die Augen zu ſeinem Geſicht aufhob mit einem Blick, in dem eine leiſe zweifelnde Erwartung und Hoffnung war, nahm er plötzlich ſeine Hand. „Pieter, deine Schweſter Maritje iſt noch ein junges Kind. Aber wenn ich ſie dem da oben einmal als meine liebe Hausfrau mitbringe, dann ſagt Er ganz gewiß zu mir: Das haſt du recht gemacht, Jan Allaert!“

Pieter de Jonge beugte ſich plötzlich vor und packte auch Jans andere Hand, es ſchoß ihm heiß und rot ins Geſicht. „Das ſagſt du, Jan? Du auch?“ Er atmete einmal auf, aus der Tiefe heraus, und ſtand dann auf. „Bruder, du haſt den Weg immer beſſer gewußt als ich. Ich habe meine eigene Gerechtigkeit zu lieb gehabt, darum bin ich blind geweſen. Aber ſo Gott will, komme ich auch einmal nicht allein zu Ihm, Jan!“

„Seid ihr nun fertig mit dem Wortemachen?“ Trien Mannis war plötzlich die Geduld geriſſen, ſie ſchob ſich zwiſchen beide wie eine dicke, große Wand. „Mit Verlaub, Jan, aber ſo ſeid ihr Mannsleute alle! Iſt denn dazu jetzt Zeit? Da tut ihr, als ob alles rund und glatt in Ordnung iſt, und dabei ſitzt das Meisje, von dem ihr ſo viel Bewähr macht, noch auf der Leidenſchen Poort, und wo Mynheer Pieter mit ihr hin ſoll, wenn er ſie hat, das wißt ihr auch nicht!“

Jan lachte. „Wo er mit ihr hin ſoll? Es iſt Platz genug in der Welt. Und wenn nicht in den Provinzen, ſo ſitzen im Reich und in England arme Brüder genug, die klagen, daß ſie keinen Prädikanten für das liebe Gotteswort haben. Und wie wir das Meisje von der Leidenſchen Poort kriegen? Wozu haben wir denn vorhin geſagt, daß unſere Mutter Trien drei Mannsleute in die Taſche ſteckt von der Art wie Sivert Mannis, der auf der Leidenſchen Poort ſitzt und das Meisje hütet? He, Trien?“

Sie ſahen den Bauern Klaas einen Augenblick beide ſtutzig an, aber dann verſtanden ſie ihn beide. Und plötzlich ſtreckte Pieter de Jonge der großen, derben Frau die Hand hin. „Trien, meine Mutter wird für dich beten, wenn du das für ihren Jungen tuſt!“

Trien hatte ſich ſchon umgekehrt und raſſelte am Herd mit dem Kochkeſſel. Aber ſie ſagte barſch über die Schulter zurück: „Das war freilich papiſtiſch, was Ihr da geſagt habt, Mynheer Pieter. Aber Eure Mutter iſt eine gute Frau geweſen, Gott hab' ſie ſelig.“

* * *

Am anderen Tage ſollte das Meerminneke auf das Stadthaus geführt, verhört und gerichtet werden. Die ganze Stadt redete nichts anderes. Denn wenn ſie in Rotterdam und Leiden auch ſchon juſt ſo gut ihre Toverſchen gebrannt hatten, ſo hatte doch jeder das Gefühl, daß es ſich dieſes Mal um etwas ganz Beſonderes handelte.

Das ſchien der Himmel auch zu finden. Denn der ließ in der Nacht vorher — es war noch dazu die Mainacht, in der es nie recht geheuer war — ein Unwetter los, wie es ſich die älteſten Leute nicht erinnerten. Das ſchoß und goß aus den Wolken wie Sturzbäche, das ſpuckte aus allen Dachtrauſen und Waſſerſpeiern in wahren Garben, das ſtöhnte, fauchte, wimmerte, heulte um die Hausecken und in den Rauchfängen, klapperte mit allem, was nicht niet- und nagelfeſt war, und warf polternd die Ziegel von den Dächern, daß ſie unten auf den Steinen zerſchellten. Gott erbarme ſich, war das ein Hexenſabbat! Der ganze Frühling ſchon war ſchlimm geweſen, aber dies war ja, als ob die Stadt untergehen ſollte.

Es gab wenig Leute, die in dieſer Nacht zu Schlaf kamen. Und zu dieſen wenigen gehörte Sivert Mannis, der in ſeiner Wächterſtube auf der Ofenbank lag und ſchnarchte. Das hatte auch ſeinen Grund und einen recht angenehmen.

Trien Mannis brachte ihrem Alten jeden Tag das Eſſen auf die Torſtube, und einmal in der Woche hielt ſie Scheuertag, ſetzte alles unter Waſſer und ſchruppte auf Tod und Leben. Wenn ihr Mann auch nicht in ſeinem eigenen Hauſe wohnte, ſo ſollte er darum doch noch nicht wie in einem Schweineſtall ſitzen. Ihm ſelber hätte das zwar nichts ausgemacht. Das bißchen Schmutz tat ja keinem etwas, wenn man es nur ruhig liegen ließ. Aber davon hatten Mannsleute ja keinen Verſtand, ſagte Trien.

Als ſie geſtern mit Beſen und Scheuerlappen und mit dem Eſſen ankam, hatte ſie zugleich einen großen Topf ſüßes, braunes Würzbier vor ihn hingeſetzt. Das hatte ſie vom Feſt noch übrig; getrunken mußte es werden, und ſie mochte das Zeug nicht, ſagte ſie.

An dieſem Tage ſaß Sivert Mannis nicht wie ein trauriger, naſſer Pudel da, wie ſonſt am Scheuertag. Er zog mitten in der Sündflut die Beine hoch auf die Ofenbank und nahm den Biertopf auf die Knie. Es war ein großer, bunter Topf mit einem weiten Bauch. Aber ſo eine ausgepichte Kehle, wie Sivert Mannis ſie hatte, brachte es mit der nötigen ſtummen Ausdauer ſchon fertig, ihm auf den Grund zu kommen. Als er gegen Abend mit der Laterne und den Schlüſſeln noch einmal ſeine Runde machte, waren ſeine Beine ſonderbar eigenwillig und wollten ganz andere Wege gehen als er ſelbſt. Er ſetzte ſchließlich brummend und knurrend doch ſeinen Willen durch. Wie er wieder in die Torſtube kam, blieb er verwundert ſtehen. Es ſtanden da vor dem Feuer zwei Triens ſtatt der einen und ſcheuerten den Tiſch. Er ſtarrte erſchreckt darauf hin, denn er hatte immer ſchon an der einen genug gehabt. Gleich darauf entſtand die dumpfe Vorſtellung in ſeinem Kopf: Wenn da zwei Triens ſind, ſo müſſen ſie auch zwei Biertöpfe mitgebracht haben! Er wandte ſich um, um den zweiten Biertopf zu ſuchen, ſtieß dabei aber an den erſten, daß der umfiel und der Reſt Bier über die friſchgeſcheuerten Flieſen floß.

„Haſt du alter Lotter dir doch wahr und wahrhaftig ſchon einen Rauſch angetrunken, der —“

Triens ſcheltende Stimme verſchwamm ihm zu einem fernen, undeutlichen, läſtigen Geſumme. Er fiel mit einem kurzen Grunzen auf die Ofenbank, rollte ſich ganz gewohnheitsmäßig auf wie ein Igel und tat ganz unvermittelt einen tiefen Schnarcher. Daß Trien einen alten Schafpelz über ihn deckte, merkte er gar nicht mehr.

Die ganze Nacht hatte Sivert Mannis dieſen gottgeſegneten Schlaf. Wunderliche

Träume hat er zwar darin. Er hört ein Tappen und Klirren und Poltern — ein Sprechen, ſo tief wie ein Mannsmenſch, oder wie Triens Stimme — aber nein, es iſt ja der Sturm — huh, was der ſauſt! Einmal iſt es ihm, als ob er rote Lichtſcheine hinter den geſchloſſenen Lidern zucken ſieht — aber dann iſt es wieder dunkel. Hat ihn da nicht jemand angepackt und umgedreht wie einen Sack? Er will ſich aufrichten, die Augen aufreißen, aber er iſt ſo ſchwer, als ob er ein Holzklotz wäre. Uff! Da hat er es doch fertig gebracht. Aber er ſitzt nur und ſtarrt wirr in die leere Dunkelheit, die um ihn iſt. Dummheiten, ſo tolles Zeug zu träumen! Das Bier war gut — gut —

Mit einem Knurren fällt er zurück und weiß nichts mehr. Und träumt auch nichts weiter mehr, die ganze lange Nacht. —

Iſt das ſchon Morgen? Verflucht! Er fährt ganz erſchrocken aus ſeinem bleiernen Schlaf und faßt nach dem Schlüſſelbund. Es iſt Zeit, das Tor aufzuſchließen, höchſte Zeit! Die Schlüſſel ſind am Gurt, wie immer.

Aber heda, was iſt denn das? Er ſteht an dem kleinen, vergitterten Fenſter und macht große Augen. Wo iſt denn das Flußufer? Wo iſt denn die Holzbrücke?

Waſſer, nichts als gelbbraunes Waſſer, in der Mitte eine luſtige Strömung, die Stroh und Bretter und allerlei Zeug mitführt und gegen die Brückenbohlen ſtaut. Gott ſteh' uns bei, der Fluß iſt über Nacht toll geworden, die Schleuſe vor der Stadt muß gebrochen ſein! Iſt das erhört, daß er ſo hoch über die Ufer getreten iſt? Mindeſtens einen halben Schuh über der Brücke ſteht er. Die Fiſcherhäuſer jenſeit ſind mitten im Waſſer, und die Leute ſchreien und ſchleppen und waten barbeinig herum. Bloß die verwünſchten Jungen, die haben natürlich ihren Spaß dabei, als ob das alles ein Feſt eigens für ſie ſein ſollte. Laſſen Holzſchuhe und Backmollen ſchwimmen, werfen mit Steinen nach den paar großen Seemöwen, die ſich hereinverirrt haben, und nach Mauerluken oben an der Poort, wo die ſchlimmen Vögel ſitzen, die der Rat feſtſetzt. Sivert Mannis droht mit der Fauſt herüber: Wartet nur, Bande!

Auf einmal fährt er mit der Hand nach dem Kopf, der ihm noch brummt. Was fällt ihm denn da ein? Was iſt denn heute?

Ach ſo, das Weibsmenſch, das er da oben ſitzen hat, kommt heute aufs Stadthaus. Naſſe Füße werden ſie kriegen, wenn ſie ſie abholen.

Sivert Mannis nimmt ſein Schlüſſelbund in die Hand, macht Kehrt und trappt zur Tür, um ſeine Morgenrunde zu machen. — —

An jedem anderen Tag wäre die ganze Stadt dabei geweſen, wenn es etwas ſo Erſchreckliches und Unterhaltſames galt wie eine Waſſersnot, hätte gegafft, geſchrien, mit angefaßt und ſich herumgetrieben. Aber heute hat die Stadt keine Zeit. Sie wartet.

Vor einer halben Stunde ſind die Stadtknechte ausgerückt, zwei kleine Trupps mit langen Spießen, die einen, um die Toverſche auf das Stadthaus zu holen, die anderen, um ihren Helfershelfer, den verlaufenen Kaplan, den Ketzer, auch gleich aufzuſtöbern. Das vereinfacht die Sache, hat der Pater Dominikaner geſagt.

In den Straßen und Gäßchen, durch die ſie zurückkommen müſſen, ſtehen alle Häuſer und warten mit neugierig blinkernden Fenſteraugen. Einige beugen und ſchieben ihre ſpitzen, dunklen Giebel ſogar vor, immer ein Stockwerk vor das andere, um tiefer in die Straße hineinſehen zu können: Kommen ſie noch nicht?

Die ſchwarzen Grachten liegen auch und lauern. Das Waſſer iſt bis an den oberſten Uferrand geſtiegen, leckt drüber hinaus und ſpritzt bei jedem Windſtoß, der darüber hinfegt, klatſchend an die ſchwarzen Brückenbohlen und Mauern. Es iſt ein unruhiges Spiegeln und Schaukeln, bei dem ſogar die plumpen, angeketteten Torfſchuiten in eine ſachte Bewegung geraten.

Und der Markt wartet. Die Groote Kerk ſteht ſteingrau und ſehr würdevoll mit dem großen, ſteilen Dach unter dem ſchönen Turmkrönchen, wie eine beleidigte Königin. Sankt Bavos Hof, wo der Dekan wohnt, verſucht hinter der Kirche herumzuſehen, kann es aber nur mit einer Ecke und ärgert ſich darüber. Das hochmütige, aufgetreppte Haus Mynheer de Jonges tut, als ob die ganze Geſchichte es nichts anginge, aber man ſieht ihm trotz der verſchloſſenen Haustür an, daß es bis in die unterſten Keller hinein wartet, wartet.

Unten in dem Gewölbe des Stadthauſes iſt die Pijnkamer (Folterkammer) fix und fertig. Die Schrauben und Zangen dehnen ſich knarrend in angenehmer Erwartung, und eine eiſerne Juffrouw, die an der Wand lehnt, grinſt heimlich über ihr ſchwarzes, boshaftes Geſicht.

Oben in dem großen Saal iſt das Gericht ſchon verſammelt. Die Herren ſitzen alle ſteif und mit ſtrengen Geſichtern nebeneinander, tragen breite, weiße Tellerkragen über dem ſchwarzen, tuchenen Kleid und dicke Goldketten, die ihnen bis auf den Magen hängen. Hin und wieder beugt ſich einer ſeitwärts zu ſeinem Nachbar und murmelt gedämpft eine kurze Frage oder Bemerkung. Sonſt iſt es ſo ſtill im Saal, daß man es deutlich hört, wenn irgendwo unten im Stadthaus eine Tür ſchlägt oder ein Ratsdiener draußen über den langen, ſteinernen Gang geht. Und unten vom Markt herauf kommt ein fortwährendes wirres Stimmengetöſe, wie von einer großen Menſchenmenge, das bisweilen ſchwillt und verebbt wie in unruhigen Wellen.

Der ſchwarzweiße Pater iſt der einzige, der nicht ruhig auf ſeinem Platz ſitzen bleibt. Er geht bisweilen zur Tür, horcht hinaus: Es iſt Zeit! Wo bleibt die Bande? Dann geht er raſch ans Fenſter und ſieht auf die vielen Köpfe da unten herunter. Köpfe, Köpfe, über den ganzen Markt, bis nach Sankt Bavo und den jenſeitigen Häuſern hin. Hilf Himmel, ſie erdrücken ſich ja! Das ſchiebt und preßt und drängt bis auf die Geländer der Haustreppen hinauf! Der Pater zieht die Stirn in Falten: Ich kenne euch, Geſindel! Wartet, ich will euch lehren, was Reſpekt vor der heiligen Kirche heißt!

Jedesmal, wenn der grobe Bauernkopf und die Kutte da oben am Fenſter erſcheint, wird der Lärm oben mit einem Schlag ſachter und nur noch murmelnd. Es ſind manche dazwiſchen, die den Pater in Sankt Bavo haben predigen hören. Wenn ſie dieſes aus hartem Holz geſchnittene Geſicht ſahen, fällt ihnen das hölliſche Feuer und der ſchweflige Pfuhl ein, und ſonſt noch allerhand Dinge, die nicht angenehm ſind. Und andere ſind da, die denken auch an Feuer, wenn ſie den da oben anſehen, aber nicht an hölliſches. Dieſer Schwarzweiße hat ſchon manchem Ketzer noch auf Erden die Feuerhölle geheizt. Wer weiß, wie dieſer Tag noch zu Ende geht? Gott erbarm' dich deines Volkes!

Iſt es denn möglich, daß es in dieſer Stadt ſo viel Leute gibt, wie da auf dem Markt ſind? Da ſind die aus den kleinen ſchwarzen Holzhütten unten am Fluß, Torfſchiffer, und Laſtträger aus den großen Speichern, und Kaufmannsdiener. Und alles, was in den kleinen Handwerkergaſſen und Stegen ſitzt, Weber und Schmiede, Beutler und Bäcker. Auch Bauern ſind hereingekommen, und Fiſcher von der Waſſerkante mit ihren großen Südweſtern. Und Weiber, Weiber, nicht zu zählen! Kann denn überhaupt auf Gottes Erdboden irgend etwas geſchehen, ohne daß die Weiber dazwiſchen ſtecken?

Nahe der großen Stadthaustreppe, eingekeilt zwiſchen vierſchrötige Schifferknechte und Bauernweiber, ſtehen zwei, die auch nicht dahin gehören.

Wenn einer Juffrouw Jakeline de Jonge erkennte, würde ſie ſich totſchämen. Aber das Herlaufen hat ſie einfach nicht laſſen können. Wenn jeder Gaſſenjunge dabei ſein will, dann kann ſie doch erſt recht nicht zu Hauſe bleiben, denn gewiſſermaßen geht es ſie doch am nächſten an. Wenn es jetzt ſchlimm mit Pieter geht, dann — es iſt gar nicht auszudenken, ſie kann dann nur geradeswegs ins Kloſter gehen, denn wer ſieht noch nach Leuten, die einen gerichteten Ketzer in der Familie haben?

Die Kleine neben ihr denkt gar nicht daran, ob ſie erkannt wird oder nicht. Sie hält nur Jakelines Hand krampfhaft feſt und fühlt nur, daß ihr Herz fortwährend ſtößt und ſtößt, und es iſt ihr, als ob jeder Stoß ſagte: Pieter! Hilf Gott! Bruder Piet! Gott erbarm' dich!

Maritje ſtellt ſich mit einem Ruck auf die Zehen. Wer iſt das? Hat ſie recht geſehen? Fünfzig Schritt von ihr iſt eben einer geweſen, ein junger Bauer im blauen Zwilch, die Kappe ſehr tief in die Stirn gedrückt — kennt ſie den nicht?

Ja, da iſt er wieder! Sie verſucht, Jakeline etwas nach der Richtung hinzuziehen, aber die Menſchen dazwiſchen ſtehen wie die Mauern. Wer ſtößt da ſo? Zurück! He, Meisje, du wirſt dahinten auch ſchon genug zu ſehen kriegen! Iſt viel beſſer, wenn du ſo einem Meerminneke nicht zu nah kommſt!

„Sie kommen! Sie kommen!“

Wer hat es zuerſt geſchrien? Keiner weiß es. Ein plötzliches Schieben und Drängen kommt in die Menſchenmaſſe, Maritje ſchreit auf, ſie wird von Jakelines Hand losgeriſſen, ſie weiß nicht wie, wird gedrückt, hochgehoben, daß ſie den Boden verliert. Nun ſteht ſie wieder und kann auf einmal über die Köpfe ſehen. Es muß eine von den breiten Treppenſtufen vor dem Stadthaus ſein, was ſie unter den Füßen hat. Das Tuch iſt ihr von dem hellen Haar gefallen, ſie achtet gar nicht darauf, ſtarrt nur nach der Seite, woher der Lärm kommt, und ſieht doch nichts, weil es ihr vor den Augen flimmert und die Angſt ihr bis in die Kehle heraufſteigt.

Jawohl, ſie kommen. Aus der Straße vom Fluß her bricht es auf den Marktplatz herein, zuerſt Rudel ſchreiender Jungen, barfuß oder in Holzſchuhen. Nun die Piken, man hört den Marſchtritt der Stadtknechte dumpf aufſtampfend durch den Lärm. Es ſind ihrer eine ganze Menge, die zwei Trupps haben ſich zuſammengetan, die vorher einzeln abgerückt ſind.

Ein tolles Schieben und Stoßen von rückwärts nach vorn. He, wo ſind ſie? Dortje, ſiehſt du ſie ſchon? Ja, ja, da! Das muß ſie ſein! Sündhaft ſchön! Was, ſündhaft ſchön, ſagſt du? Kerl, die hat ja einen Bart! Das ſoll das Meerminneke ſein? Iſt ja Sivert Mannis von der Leidenſchen Poort! Der hat nicht gern mit dem Waſſer zu tun!

Ein plötzliches Gelächter läuft durch die Menge, alles ſchreit und will auch ſehen.

„He, Jungens, wo habt ihr das Meerminneke? Iſt es euch unterwegs weggeſchwommen? Hat euch wohl Seeſand in die Augen geſtreut, daß ihr Sivert Mannis gegriffen habt und meint, er iſt ein Meerminneke? Seht doch zu, ob er einen Schwanz hat!“

„Wollt ihr das Maul halten, Geſindel ihr!“

Einer von den Stadtknechten ſtößt mit dem ſtumpfen Pikenende mitten dazwiſchen, daß der Zug etwas Luft bekommt. Sie machen alle bärbeißige Geſichter.

Oben im Stadthausſaal iſt der Pater wieder haſtig ans Fenſter gelaufen, wie er den Lärm hört. Er beugt ſich vor, wiſcht mit der Hand an dem trüben, bleigefaßten Glas und fährt plötzlich herum. „Was heißt das, Herren? Wo iſt die Malefikantin? Sie bringen ſie nicht mit!“

Eine plötzliche Unruhe geht durch die ſteifen Tellerkragen und Goldketten. Der Stadtſchreiber räuſpert ſich. „Wo ſoll ſie denn ſein?“ ſagt er gelaſſen. „Ihr werdet nicht recht geſehen haben, Pater.“

Der Dominikaner tritt hart mit dem Fuß auf. „Wenn ich es ſage, dann iſt es ſo! Habe ich denn keine Augen? Aber ich laſſe mich und die heilige Kirche nicht zum Narren halten, das ſage ich euch!“ Er geht plötzlich hart an den Herren vorbei zur Tür und reißt die auf.

Die Piken haben ſich eben bis zur Stadthaustreppe durchgearbeitet, als der ſchwarzweiße Pater plötzlich in dem ſteinernen Portal ſteht. Er iſt rot im Geſicht und zerrt mit unruhigen Händen fortwährend an dem neuen Gürtelſtrick ſeiner Kutte. „Was iſt das? Wo habt ihr ſie?“ ſchreit er die Stadtknechte an.

Der Führer tut einen Schritt vorwärts und pflanzt die Pike neben ſich. „Wir können nichts dazu!“ ſagt er mürriſch, „ſie iſt nicht da.“

„Nicht da? Was ſchwatzt du da?“

„Wir wiſſen nichts, Hochwürdiger. Wir ſind ins leere Neſt gekommen. Fragt den da, wo ſie hin iſt!“

Der Knecht ſchiebt mit einem Rippenſtoß Sivert Mannis vor. „Tu das Maul auf, Menſch!“

Sivert Mannis iſt keine Memme, wenn er mit anderen als ſeiner Frau zu tun hat. Aber der Pater ſieht ihn an, „als ob er mich bei lebendigem Leibe freſſen wollte!“ ſchwört er ſpäter immer und ſchlägt dabei mit der Fauſt auf den Tiſch, „ich möchte wiſſen, wem von euch da nicht das Herz in die Hoſen gefallen wäre!“

„Ich bin nicht ſchuld, Hochwürdiger — ich weiß nichts — ich —“ ſtottert er jetzt erſt nur heraus. Aber auf einmal gibt er ſich einen Ruck, packt krampfhaft ſein großes

Schlüſſelbund, daß es raſſelt, und hebt es hoch. „Da, Herr! Seht Ihr? Sind das meine Schlüſſel oder nicht? Geſtern abend habe ich meine Runde gemacht und damit aufgeſchloſſen, und daß das Weibsbild, Gott verdamm' es, da ſo feſt im Loch geſeſſen hat wie eine Maus in der Falle, das habe ich mit leiblichen Augen geſehen und kann es beſchwören, Hochwürdiger! Und heute morgen iſt die Tür noch juſt ſo bolzfeſt zu, wie ich ſie geſtern verſchloſſen habe, aber wie ich den Kopf hereinſtecke, iſt auch kein Fetzen von ihr mehr drin, daß mir die Haare zu Berge ſtehen. Alle guten Geiſter! Soll ich Euch ſagen, was das heißt, Herr? Daß der Leibhaftige ſie mit Haut und Haaren geholt hat! Wozu iſt denn ſonſt die Nacht das hölliſche Unwetter geweſen und heute der Fluß ſo hoch, daß man bis an die Knie in dem verdammten Waſſer patſcht!"

„Das Waſſer iſt bloß gekommen, weil es das Meerminneke hat holen wollen!" ſagt auf einmal bedächtig eine Stimme dicht hinter ihm. „Weißt du was, Sivert Mannis? Wenn du ſo ein Meerminneke wäreſt, du wäreſt auch nicht dageblieben! He?"

„Halt's Maul, du Lump!"

Einer von den Stadtknechten ſtößt mit der Pike hinter ſich. Alles lacht auf hundert Schritt herum und weiter. Wer hat das geſagt? Wer iſt der Menſch da zwiſchen den Stadtknechten? Ja, das iſt ja Baas Jan-Peer, der lange Leineweber vom Minne-Broer-Steg! Still, der Pater!

Der Pater hält noch an ſich, nur daß er einen raſchen Schritt vorwärts macht, die nächſte breite Stufe herunter. Die paar Gerichtsherren, die ihm aus dem Saal nachgekommen ſind, bleiben aber oben unter dem Portal. Er reckt den Hals und ſucht mit den Augen. „Wer ſchwatzt da? Habt ihr denn wenigſtens den anderen? Den Ketzer?"

Der von vorhin, der Führer der Stadtknechte, macht ein böſes Geſicht und ſchiebt mit einem Puff den Leineweber vorwärts. „Wir haben das Neſt auch durchgeſucht vom Dach bis in die Achterkammer. Es war niemand im Hauſe als der da. Wir haben ihn mitgebracht."

Der Dominikaner ſieht den mageren, ſchmalbrüſtigen Mann langſam von oben bis unten an. „Wo iſt der Ketzer?" fragt er ſcharf.

Baas Jan-Peer zuckt die Schultern. „Ja, Herr, wenn Ihr das nicht wißt, weiß ich es erſt recht nicht. Er iſt geſtern früh aus dem Hauſe gegangen und nicht wiedergekommen. Vielleicht, daß das Meerminneke ihn mitgenommen hat, wenn er doch ihr Liebſter geweſen iſt."

Das kommt ſo heraus, daß man nicht recht weiß: iſt es Spott oder blödſelige Einfalt.

Der Pater zieht die Stirn in Falten. „Du biſt auch ein Ketzer!" fährt er ihn an.

Der Leineweber ſieht ihm ganz ruhig ins Geſicht. „Ich habe die rechte Lehre, Herr!"

„Was nennſt du die rechte Lehre?"

Baas Jan-Peer blinzelt ein wenig und wiegt den Kopf. „Ein jeder nennt ſeine ſo, Herr," ſagt er gelaſſen, beinahe ſchläfrig.

„Hahaha!" Ein plötzlich aufſpringendes Gelächter ringsherum, das weiter und weiter läuft. Die breitſchulterigen Schifferknechte werfen ſich in den Rücken vor Lachen, und die dicken Fiſchweiber müſſen ſich die Hüften halten. Das war eine Antwort! „Habt ihr's gehört?" Einer wirft ſie dem anderen zu, über den ganzen Markt läuft das Lachen, brandet an dem grauen, ſteinernen Sankt Bavo, am Prieſterhof und an den hochmütigen Häuſern um den Markt.

Maritje de Jonge da auf ihrer Treppenſtufe lacht nicht, ſie ſteht auf den Zehen, reckt ſich, ſtarrt mit angſtvollen Augen und verſteht nicht, was das alles heißt. Nur daß Pieter nicht daiſt, begreift ſie. Bedeutet das etwas neues Schreckliches?

In ihrer Angſt fühlt ſie auf einmal, wie ſich eine große warme Hand feſt um ihre kleine eiskalte legt. Sie fährt herum. Wer iſt das? Wahrhaftig! Der Bauer im blauen Zwilch, den ſie vorhin im Gedränge geſehen hat!

Es ſchießt Maritje feuerrot ins Geſicht, das eben noch weiß bis in die Lippen war. Und plötzlich fällt ihr etwas ein. Sie ſieht ſich erſt ängſtlich um, ob auch keiner ſie hört. Aber wer hat jetzt Zeit, auf ſo ein kleines Juffertje zu achten? „Jan, Jan," ſagt ſie atemlos haſtig, „was iſt das alles? Wo iſt Pieter?"

Der Bauer hat ſich zu ihr heruntergebückt, um ſie verſtehen zu können. „Unſeren Bruder Piet fängt jetzt keiner mehr!" antwortet er raſch.

Sie verſteht ihn nicht gleich, ihre Augen werden groß und bange. „Tot?“ fragt ſie nur, mehr mit den Lippen als mit der Stimme.

Da ſchüttelt er den Kopf, ſagt aber nichts und ſieht ſie nur an. Und in ſeinen Augen iſt eine ſolche Zuverſicht und fröhliche Tapferkeit, daß ſie auf einmal weiß: Es iſt alles gut! Pieter iſt gerettet! Sie kann ruhig ſein!

Das alles iſt nur ein Augenblick. Da vorn dem Pater ſteht der helle Zorn im Geſicht, wie er von ſeiner Treppe über die Köpfe hinſieht. Was ſoll das Gelächter? Iſt das Volk toll geworden?

Er macht plötzlich noch einen Schritt, packt den Leineweber Jan-Peer vor die Bruſt und ſchüttelt ihn. „Was unterſtehſt du dich, Hund! Willſt du uns hier zum Narren halten? Sag, was du von dem Ketzer weißt! Hörſt du?“

Und auf einmal richtet der hagere Mann im Handwerkskittel ſich ſtramm auf, hebt den Kopf und ſieht dem Pater gerade ins Geſicht. „Was ich von ihm weiß, Herr? Daß er den Winter lang zwiſchen uns geſeſſen und ehrlich gearbeitet und chriſtlich gebetet hat wie unſereiner! Daß er Hochmut und Ehre und Geld und Gut hinter ſich geworfen hat und hat ſich zu uns geringen Leuten und zum reinen Wort gehalten! Das weiß ich von ihm, Herr!“

Es iſt lautlos ſtill geworden, wie der Mann ſpricht. Wer hat das gedacht, daß der Leineweber Jan-Peer ſo reden kann? Mut hat er, Blitz noch einmal!

„Faßt ihn! Vorwärts! Faßt den Ketzer!“ ſchreit der Pater heiſer den Stadtknechten zu. Eine dunkle Ader ſteht auf ſeiner Stirn. Was fällt dieſem Menſchen ein? Gleich niederſchlagen, das wäre das Rechte! Zertreten wie —

Aber was iſt das? Er weicht einen Schritt zurück. Einen Augenblick iſt es noch ſtill geblieben, jetzt bricht es los, ein Geheul, ein Sturm von Stimmen über den ganzen Markt! Kappen in der Luft und Arme und Fäuſte, und wütende Geſichter: „Herunter! Nieder mit dem Pfaffen! Herunter!“

Eine ſchwankende Bewegung in den Maſſen, ein gewaltſames Drängen und Preſſen, vorwärts, vorwärts, auf das Stadthaus zu, auf die Treppe, auf ihn, ihn ſelbſt —

Wo ſind die Piken, die Stadtknechte? Beiſeitegefegt wie die Strohhalme! Der Pater begreift blitzſchnell: es geht ans Leben. Er ſpringt zurück ins Portal. Aber die erſten ſind ſchon nah, ganz nah.

Plötzlich packt ihn einer am Arm, ſtößt ihn zurück, daß er in das Portal ſtolpert und faſt hinſchlägt. Das iſt das Ende, jetzt ſind ſie über ihm! Gott verdamme ſie!

Der Pater lehnt keuchend an der Wand, die Fäuſte geballt. Wo bleibt das Geſindel? Kommt denn keiner?

Nein, es iſt ganz vorn oben an der Treppe ein Stocken in den Sturm gekommen, die Vorderſten weichen zurück, ſchimpfen und ſchreien.

Der Menſch, der den Pater eben am Arm hatte, iſt da oben noch, ein junger Bauer im blauen Zwilch. Er ſteht nicht nur auf der Treppe, er iſt hoch auf die Steinbaluſtrade geſprungen, wo er über den ganzen Markt geſehen wird, ſchwenkt ſeine Mütze und ruft, ruft, trotzdem ſeine Stimme noch ertrinkt in dem Lärm.

Aber ſie ſehen ihn da unten, hundert, nein, tauſend Augen. Erſt blind vor Wut, dann plötzlich ſtarr erſtaunt, ungläubig: Iſt er das? Jan Allaert, der Prädikant iſt wieder da? Unſer Mynheer Jan? Gott ſei Lob und Dank, der im Himmel hat ein Einſehen gehabt! Wo kommt er denn her? Trien Mannis, du mußt das wiſſen! Was, ſchon drei Tage hier? Still, ſtill, er will was ſagen! Haltet's Maul, Schreihälſe! Seht ihr denn nicht?

Iſt denn die ganze Stadt auf einmal voll Ketzer? Es ſchreit keiner dagegen, wie Jan Allaert jetzt den Mund auftut. Und es iſt auch keiner, der ihn nicht verſteht, über den ganzen Markt hin bis zur Grooten Kerk und dem Prieſterhof hin, ſo klar und kräftig ſpricht er in die friſche, helle Luft hinein.

Aufſtehen wollen ſie für die reine Lehre und Gottes Wort? fragt er ſie. Recht iſt das, mit Gottes Hilfe! Aber Gottes Hilfe, wo ungerecht Blut vergoſſen wird? Hütet eure Seelen, Brüder! Gottes Volk ſoll nicht kämpfen mit eiſernen Schwertern und mit fleiſchlichem Zorn! Es hat heiligere Waffen, die den Sieg über alle Feinde vom Himmel herunterholen! Herrgott, unſere Sache iſt deine Sache, erbarme dich unſer!

Mehr ſagt der Prädikant nicht, nur die paar knappen Worte. Totenſtill iſt es noch einen Augenblick. Aber auf einmal fängt da unten eine Stimme einen flämiſchen Pſalm an zu ſingen, zwei, drei fallen ein, zwanzig, hundert. —

Des Bürgermeiſters de Jonge Tochter Maritje ſteht mitten zwiſchen der Menſchenmenge und ſingt hell heraus. Sie ſieht mit warmen, glänzenden Augen die breite Stadthaustreppe hinauf, an der oben jetzt der Prädikant ruhig ſteht und mitſingt, die Bauernkappe in der Hand, daß ihm die Sonne hell auf der Stirn liegt und der Wind ihm ins Haar faßt; und ſie ſieht nach der anderen Seite über die vielen Köpfe weg nach ihres Vaters Haus und nach Sankt Bavo hin. Einen Augenblick muß ſie aufhören zu ſingen, es ſteigt ihr plötzlich heiß in die Kehle in einer großen, ſtarken Bewegung, die ſie ſelbſt kaum verſteht. Sie atmet einmal tief auf. Aber dann ſchwimmt die kindlich helle Stimme wieder mit in dem großen Meer, das feierlich und tauſendſtimmig anbrandet an die dunklen Giebel des Marktes, an das ſteinerne Stadthaus und die grauen Mauern der Grooten Kerk, und an dieſen Mauern aufſteigt und ſchwillt, über das Dach und die Turmkrone hinaus, in den freien, großen, endloſen Himmel hinauf.

Das Rosenblatt

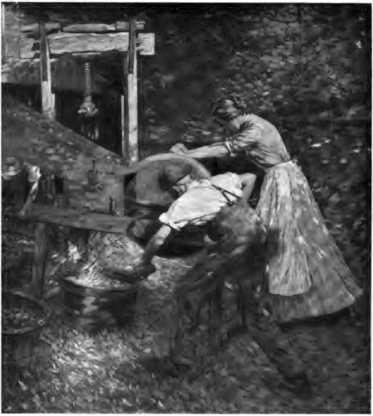
Sei ſtill, ganz ſtill
Und warte, was da kommen will!

Ein Lerchenlied aus ſonnenheller Luft?
Ein Frühlingshauch voll lauter Veilchenduft?
Ein Falterflug? Ein ſchwebender Geiſterzug?
Eines ſchönen Traumes lieblicher Märchentrug?
Sieh, was der Wind dir an die Wange haucht:
Ein Roſenblatt. Iſt es in Blut getaucht?
Du ſchimmerſt wie Purpur. Sag', wo kommſt du her?
Weit über die Lande, weit über das rauſchende Meer.

Eine ſchöne Frau mit wehendem Schleier ſtand
Auf hohem Söller am ſteilen Klippenſtrand.
Ein blonder Knabe ſteuerte durch die Flut,
Hoch ging die See und höher ſein kecker Mut.
Eine rote Roſe fiel ihm zu Füßen ſacht,
Die Roſe ſprach zum Knaben: Komm heut' nacht!
Der Knabe ſprach: Du glühſt wie der Liebſten Mund,
An meinem Herzen trag' ich dich jederſtund.

Und als die Sterne golden herniederſah'n,
Ward ihm ein heimliches Pförtchen aufgetan.
Und als der letzte nächtliche Schatten ſchwand,
Da zückte den durſtigen Stahl die rächende Hand.
Da färbte die Roſe ſich mit tieferem Rot,
Da ſank der Knabe zu Boden, und er war tot.
Und war ſein letztes Wort, eh' er verblich:
Süß iſt das Leben, ſüß iſt der Tod für dich.

Heinrich Brömse

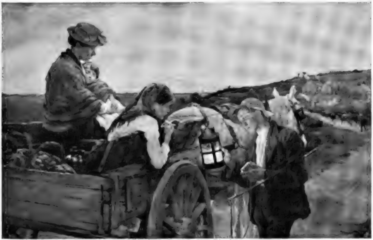


Henry Herbert La Thangue: Apfelpreſſe.

Zu Jeſſen: Naturalismus in der neuengl. Malerei.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google



Stanhope Forbes: Zur Abendzeit.

Naturalismus in der neuenglischen Malerei

Von

Jarno Jessen

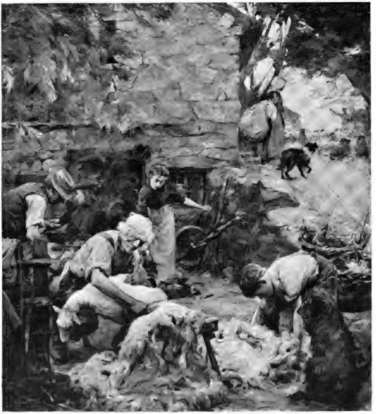
(Nachdruck iſt unterſagt.)

Freunde des Schlagworts haben die engliſche Malerei längſt auf einige Formeln feſtgelegt. Sie nennen ſie anekdotenerzählend, idylliſch, ſentimental, idealiſtiſch, und machen es der Gedankenloſigkeit bequem, mit Bildung zu prunken. Aber das Leben ſelbſt wird immer zum beſten Widerleger irgendeiner engſchnürenden Theorie. Wer mit jenen Schlagworten bewaffnet die Reiſe in das Inſelland antritt, kann ſeit einer Reihe von Jahren die Unzulänglichkeit ſeines Wiſſens einſehen. Die Tradition wird immer noch mit aller Hochachtung behandelt. Sie marſchiert in feierlichem Veteranentempo neben dem Zeitgeiſt einher; aber der Vorrang iſt ihr neuerdings häufig durch ein kräftig auftretendes Jugendbataillon ſtreitig gemacht worden. Erſtaunt empfinden wir es in England wie die Geſetze magnetiſcher Fernwirkungen. Was an allerneueſten Kunſtſtrömungen die Köpfe auf dem Kontinent erhitzte, iſt auch hier wagemutig, kampfherausfordernd in die Erſcheinung getreten. Auch im Meiſterlande der Selbſtbeherrſchung ſind Feſſeln geſprengt worden. Man hat ſich direkt an die Quellen alles Lebens gedrängt, hat begonnen, der Konvention eine fröhliche Abſage zuzurufen. Man hat einen neuengliſchen Naturalismus geſchaffen. Seit der Sezeſſionsbewegung iſt der Naturalismus wie ein Eroberer durch die europäiſchen Lande geſchritten, und dieſer Impuls von Frankreich her hat bis jenſeits des Ärmelkanals Mitſchwingungen geweckt. Nicht zum erſtenmal iſt der Befreiungsruf „Natur!“ durch die bildende Kunſt Englands gehallt, aber zum erſtenmal mit ſo konſequenter Energie, daß entſchiedene Grenzerweiterungen des Stoffgebietes die Folge wurden.

Die Literatur iſt mit naturaliſtiſchen Äußerungen auch hier vorangegangen; vorſichtiger folgte ihr die bildende Kunſt. Nichts wird ja in England peinlicher empfunden als der Chok durch Kraßheit oder elementares Temperament. „Die Natur iſt nur das Modell, das der Künſtler zu idealiſieren hat“, das iſt durchaus die Auffaſſung engliſcher Bildhauer, die überwiegend einem klaſſiſchen Romantizismus huldigen. Auch die meiſten engliſchen Maler ſind ihre Geiſtesbrüder. Aber während die Plaſtik erſt durch die wuchtigen Impulſe der Modernen, der Meunier und Rodin, einige kühne Neuerungen wagte, hat ſich die engliſche Malerei bereits in ihrer Geburtsſtunde als ein merkwürdig gegenſätzlich veranlagtes Weſen vorgeſtellt. Gleichzeitig wirkten Hogarth, Reynolds und Gainsborough, um die Kunſt ihres Volkes mit einem Schlage zu parnaſſiſchem Gipfel emporzuleiten. Jeder von ihnen ſtand auf dem Glaubensſatz, daß die Natur die Quelle aller künſtleriſchen Inſpiration ſei. Nur meinte Reynolds, daß der Maler ſich an die Fülle idealer Schönheit in der Natur zu halten habe und dieſe nach dem Vorbilde der alten Meiſter ſpiegeln ſolle. Gainsborough wollte ſich direkter geben, ohne Erinnerungen an van Dycks verfeinernde Grazie aus ſeinem Gedächtnis tilgen zu können. Hogarth allein ging mit dem Furor des naturaliſtiſchen Fanatikers auf Stoffwahl aus. Er griff in das volle Menſchenleben hinein und machte ſeine Gemälde zum Pranger für die Zügelloſigkeit der ſogenannten guten Geſellſchaftsſitten. In Hogarth beſitzt die engliſche Malerei ihren erſten konſequenten Naturaliſten; aber er malte die Wirklichkeit, um durch ſolchen Anſchauungsunterricht erzieheriſch zu wirken. Er wurde zum Naturaliſten aus moraliſchem Zweck. In einigen Landſchaftsmalern, in den Calcott und Crome, Morland und Wilſon, trat der Hang, Naturmotive zu übertragen, dann noch erquickend in die Erſcheinung. Doch vorerſt banden ſie ſich noch ſklaviſch an holländiſche Vorbilder. Sie ſahen die Welt der Erſcheinungen noch in braunem Galerieton, bis Conſtable die Luft, Turner das Licht entdeckte. Aber der Zug zur Poſe, zu römiſcher Hochkunſt einerſeits und zur niederländiſchen Geſchwätzigkeit und Alltagsberichterſtattung anderſeits, führte den Kunſtgenius weit ab von den geſunden Freilichtſtätten des Naturalismus. So hatte um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die präraffaelitiſche Sezeſſion der Hunt und Millais und Roſetti ein Recht, gegen den Unfug einer Natur aus zweiter Hand, wie gegen die Schwungloſigkeit des Künſtlerſchaffens zu proteſtieren. Wir haben nicht die frühchriſtlichen und mittelalterlichen Tendenzen der Roſſetti und Burne Jones in Betracht zu ziehen, nicht den myſtiſchen Rauſch, der, von ihnen ausgehend, die europäiſche Kulturwelt erfaßte. In den Geboten der präraffaelitiſchen Malerbibel ſtand als erſte Forderung: Geht mit aller Einfalt und Andacht vor die Natur und übertragt ſie voller Wahrhaftigkeit auf die Leinwand. Geht aus der trügeriſchen Atelierbeleuchtung hinaus unter den Himmel, malt andere Schatten, andere Lichtreflexe, ein ſchärfer geſehenes Lichtprisma, exaktes Detail. „Habt auf das Gänſeblümchen acht“, rief Ruskin, der Bahnbrecher des Präraffaelismus, der neuen Künſtlergeneration zu. Aber der Naturalismus der Präraffaeliten erhielt ſich mehr und mehr nur in ihrer Darſtellungsmethode. Er tränkte die Geiſter nicht als allein ſeligmachendes Fluidum. Präraffaelitiſcher Naturalismus wurde ein Naturalismus der Form, nicht des Inhalts; eine urſprünglich naturaliſtiſch gewollte Bewegung mündete ſchließlich in eine romantiſche Kunſtära aus.

Erſt den letzten Jahrzehnten engliſcher Malerei iſt es vorbehalten geblieben, eine Künſtlergruppe hervorzubringen, die den Namen konſequenter Naturaliſten verdient. Vom Auslande, von Frankreich her, iſt der neue Geiſt über das kunſtſchaffende England gekommen. Im Vergleich zu anderen Ländern war dieſe britiſche Unterjochung jedoch nur eine ſehr eingeſchränkte. Sie hat auch während der zwei Jahrzehnte ihres Beſtehens keine allzu große Gefolgſchaft gefunden. Aber ihre Verkünder ſind überzeugten Geiſtes, und was ſie aus dem neuen Bekenntnis heraus ſchöpferiſch geſtalteten, hat ihnen die Sympathie vieler, die Achtung aller geſichert.

Das Unbekannte, das der neuengliſche Naturalismus dem Kunſtgenießenden zu bieten hatte, war vor allem die neue Menſchengattung, die er im Kunſtbezirk ſalonfähig machte. Er ſtempelte den Proletarier zum Vorwurf der Kunſt. Der Tagelöhner,

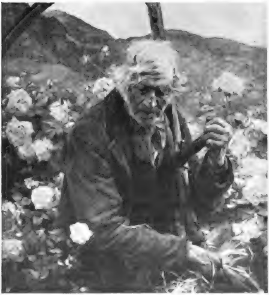


Frank Bramley: Die Schafſchur.

der Landmann, der Bauer, der Fiſcher zeigten ſich mit ſchwerem Tritt, mit allem Werkgerät und Schollengepräge auf der Leinwand. Nicht mehr wurden die parfümierten Lumpen gemalt, die ſonſt den engliſchen Äſtheten Genüge taten. Ein aktiver Zeitgeiſt beſcherte dem ſtolzen Albion ſeine Armeleutemalerei. Der Salon, in dem die Reynolds und Gainsborough und Lawrence einzig atmen konnten, der Theaterboden der Genremaler, der Kapellenraum der Präraffaeliten wurde in die Erdſcholle verwandelt, auf der ſich die Heloten ihren Naturinſtinkten gemäß gebärdeten. Der Ariſtokrat iſt tot, es lebe der Bauer, klang die neue Loſung. In tiefen Zügen wurde die neueinſtrömende Freiluft geatmet, mit liebenden Augen das neugewonnene Freilicht geſchaut. Ein beträchtlicher Teil des ſonſt ſo konſervativen Publikums hat heute die Künſtlerapoſtel dieſer Lehre auf den Schild erhoben. Die Hochburg der Tradition, die Royal Academy, hat ihre Tore bereits einigen Propheten dieſes neuen Naturalismus geöffnet, ihnen den Ehrenſitz innerhalb ihres Areopags zuerteilt. An den Wänden der großen engliſchen Jahresausſtellungen müßte der Kenner des heutigen Kunſtlebens Englands ein Fehlen dieſer Künſtlergruppe bereits als entſchiedene Lücke empfinden.

Digitized by Google

Dennoch ginge es nicht an, dieſen neuengliſchen Naturalismus als echtes Geſchwiſterkind des modernen Naturalismus anderer Kulturländer hinzuſtellen. Jede Zeit hat ihre Kunſt, aber auch jedes Land hat eine eigene Kunſt. Wie es trotz allem Internationalismus der höchſten Kunſt eine ganz ſpezifiſch ägyptiſche, eine griechiſche, eine italieniſche, eine holländiſche, eine ſpaniſche und eine deutſche Kunſt gibt, ſo hat auch das Klima des Inſellandes eine unverkennbar engliſche Kunſt gezeitigt. Das Nationale dieſer Kunſt liegt in ihrer Zurückhaltung, ihrem Streben nach Salonfähigkeit, ihrer Dezenz. Es iſt von jeher die Kunſt geweſen, der jede demonſtrative Maſſenwirkung, das Laute, das Derbſinnliche nicht lag. bei der das Nackte im Gewande der Keuſchheit einhergehen mußte. Reynolds hatte dem aufſtrebenden Malergeſchlecht in ſeinen Akademiereden erklärt: „Die Maler, welche ſich mehr dem niederen und gemeinen Leben widmen und mit Genauigkeit die verſchiedenen Färbungen der Leidenſchaft darſtellen, die roher Gemütsanlage entſpricht, verdienen großes Lob, aber da ſie ihr Talent an niedrige und beſchränkte Dinge gewendet haben, muß unſer Lob ſo begrenzt ſein wie deſſen Gegenſtand. Alle dieſe Maler haben im allgemeinen und in verſchiedenem Maße dasſelbe Recht auf den Namen eines Malers, wie die Verfaſſer von Satiren, Epigrammen, Sonetten, Schäferſtücken oder beſchreibenden Gedichten auf den eines Dichters haben.“ Vom Anfang bis zum heutigen Tage der engliſchen Kunſtentwickelung bindet ein Geiſt die verſchiedenen Geiſter, die Schöpferindividualitäten, in deren Hand die Würde der engliſchen Kunſt gegeben iſt. Aus dieſem Fundamentalcharakterzug erklärt es ſich, daß der engliſche Naturalismus ein anderer werden mußte als der für ihn anregende, der franzöſiſche. Er mußte ungemindert das volkstypiſche Gepräge wahren. In Frankreich konnte ein Karneval der Wirklichkeitsfanatiker mit lautem Gebaren aufgeführt werden. Deutſchland fand ſeine Holz, Schlaf und Hauptmann und die ſezeſſioniſtiſchen Reformer; die engliſchen Naturaliſten blieben die Gentlemen — trotz alledem.

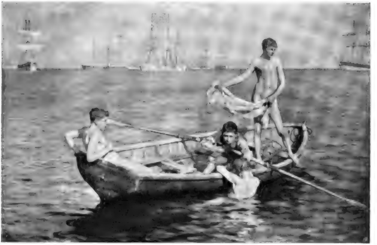


Frank Bramley: „Die Roſe iſt Schönheit, Der Gärtner die Zeit.“
(Beſitzer: Mr. Chalmers.)

Mit dem Naturalismus in der Welt da draußen war wie ein Zwillingsgeſchwiſter der Impreſſionismus gekommen. Die Wirklichkeit verlangte ein Temperament als Medium für die künſtleriſche Wiedergabe. Nicht am Detail, am Geſamteindruck ſollte der Blick haften, nicht das Beharrende, das Vorübereilende, nicht die plaſtiſche Bildung, die Oberfläche der Dinge, mit einem Kennwort: die Impreſſion wurde zum Ideal künſtleriſcher Mitteilungsweiſe.

Auch dieſes Glaubensbekenntnis konnte nur geteilte Aufnahme bei den Engländern finden.

Digitized by Google

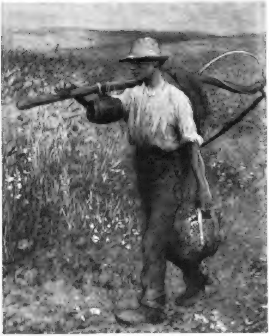


Henry Scott Tuke: Auguſt-Blau. (Tate Gallery.)

Man war dem Inſeltemperament entſprechend allzuſehr auf gewiſſenhafte Durchbildung, auf Gründlichkeit geſchult. Impreſſion bedeutete Skizzenhaftigkeit, Oberflächlichkeit der Methode. In der gegenwärtigen Kunſt Englands haben ſich, vor allem in dem New Engliſh Art Club, einige echte Impreſſioniſten gefunden. Aber ſie bilden durchaus die Minorität, bedeuten den wagemutigen Sturm und Drang, die Pietätloſigkeit gegen erprobte Satzung. Gainsborough mußte von ſeinem Bewunderer Reynolds den Vorwurf hinnehmen, daß ihm „eine Vereinigung von Gründlichkeit mit Leichtigkeit mangele“. Die Impreſſion an ſich verſtößt gegen den Volkscharakter. Turner, der Nationalheilige, hatte genug impreſſioniſtiſche Tollkühnheit gemalt, aber er wurzelte ganz im Boden des Detailſtudiums. Unendliche Schätze als Meiſter des Finiſh hat er ſeinem Volke hinterlaſſen. Er hatte ein Recht auf die Kaprize. Whiſtler hatte ſich vorerſt vor den Gerichtsſchranken wegen ſeines Impreſſionismus zu verantworten. Er verlor ſeinen denkwürdigen Prozeß gegen die öffentliche Meinung, weil ſeinem Ankläger, Ruskin, das Dogma von der Heiligkeit des künſtleriſchen Fleißes durch ſeine Farbenharmonien verhöhnt erſchien. Derſelbe Whiſtler hatte jedoch in den ſechziger Jahren, ungefähr ein Jahrzehnt vor dieſer Gerichtsverhandlung, in einem Briefe voller Gewiſſensbiſſe an Fantin-Latour nach Frankreich geſchrieben: „Der Schrei ‚Natur‘, mein Junge, iſt ein Unglücksruf für mich geworden. O, warum war ich kein Schüler Ingres’? Wie ſicher hätte er uns geführt. Zeichnen, beim Jupiter! Farbe, Farbe iſt ein Laſter. Sie kann ſicherlich und iſt berechtigt, eine der ſchönſten Tugenden zu ſein, wenn ihr Meiſter, die Zeichnung, ſie mit ſtarker Hand packt und beaufſichtigt. Dann iſt die Farbe die herrliche Braut eines würdigen Gatten.“ Impreſſionismus hatte auch ſelbſt der große Watts nicht verſchmäht; aber er war ihm ein Mittel zum Zweck einer verinnerlichten Kunſt, einer tiefgründigen Myſtik. Auch die neuengliſchen Naturaliſten ſind nur ſehr maßvolle Impreſſioniſten.

Der ſtolze Hochwald von Fontainebleau iſt für die franzöſiſche Kunſt zum Heimatboden einer Kunſtſchule geworden, die neben dem Rokokokreiſe der Watteau und Boucher die Glorie vaterländiſcher Malerei bedeutete. Cornwall, der weſtlichſte Inſelvorſprung Englands, wurde zum Geburtsboden der neuen naturaliſtiſchen Kunſt der Engländer. Dicht bei dem gewerbseifrigen Städtchen Penzanſe mit ſeinen Druidenerinnerungen

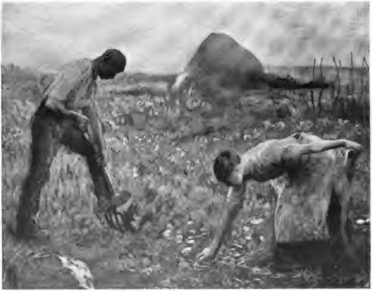
Digitized by Google



George Clauſen: Zur Arbeit.
(Mit gütiger Erlaubnis der Meſſrs. Bouſſard Valadon e Co.)

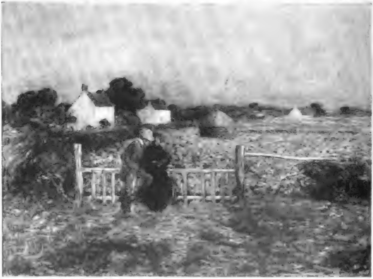
liegt das Fiſcherdorf Newlyn. Seine grauen Dächer hängen hoch oben über die reizende Bucht, und von dort herab ſchweift der Blick über die tiefblaue See, deren Azur hier mit dem Ägäiſchen Meere wetteifern kann, und über die ſchwellenden Triſten Südenglands. In dem milden Klima Cornwalls lebt und ſchafft noch heute in ſeiner meerwindumſpielten Farm mit ihrem ſchimmernden Blumengarten und ſchwerbehangenen Obſtbäumen der Maler Stanhope Forbes. Anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat er die Newlyn-Malerkolonie begründet. Sein ſtarkes Talent, ſeine Energie und Zielſicherheit gewannen ihm bald Gefolgſchaft. Andere kraftvolle Begabungen kamen, um die Seeidylle mit ihm zu teilen. In den Londoner Ausſtellungen mußten die Werke, die ſo friſch und geſund ein Stück nationalen Volkslebens ſpiegelten, die ſo wagemutig die in Frankreich erlernte flotte Technik der „viereckigen Pinſelſtriche“ anwandten, Aufſehen erregen. Man begann das Tun und Treiben der Cornwallfiſcher intereſſant zu finden. Der Rauſch des Freilichtmalens teilte ſich mit, Newlyn kam in der Maler Mund. Zu Stanhope Forbes ſtieß Frank Bramley und half ihm, neu eintreffende Geſinnungsgenoſſen heimiſch machen. Man gründete ſich an der ſüdweſtlichen Küſte der Heimat ein Malerreich. Hier wurde der Fleiß die Loſung, und für die Freiſtunden betätigte ſich echtes Nationalgefühl in eifrigen Freiluftſports. Wie Antwerpener und Pariſer Künſtlergruppen wurde auch der Newlynkreis wegen ſeines kameradſchaftlichen Geiſtes gerühmt. Für einzelne Meiſter bedeutete der Zug hierher einen fürs Leben bindenden Treuſchwur. Andere weilten nur vorübergehend, aber hielten den Geiſt der Kolonie in ſich lebendig. Auch ein paar gänzlich Weſensunverwandte kamen, nur um Herz und Hand an den geſunden Malgepflogenheiten zu kräftigen.

Stanhope Forbes iſt der Meiſtertyp dieſer Naturaliſtenſchule. Er dichtet keine Farbenoden angeſichts des Ozeans wie Turner, oder malt wie David Cox liebliche Ländlichkeit. Für ihn haben die Wogen und Bäume und Felder an ſich keinen Reiz, der Menſch iſt ihm alles, Figürliches ſeine Meiſterſchaft. Auf den Fiſchmarkt ging er, um den Handel zu beobachten, und ſein Bild „Fiſchverkauf an der Küſte Cornwalls“ wurde durch neue glänzende Technik und den friſchen Meerduft zur Offenbarung für junge Malerherzen. Szenen aus dem Volksleben überträgt er auf die Leinwand. In der Londoner Tate Gallery feſſelt uns ſein „Hoch auf die Braut“, dieſes Momentbild aus dem intimen Leben der Cornwaller Schiffer. Wir bekommen Einblick in die Wohlanſtändigkeit dieſer Landleute, in ihre ſauberen Stuben, ihre gehaltene Feſtſtimmung. Trotz der Umſchlagtücher und Hauben und Matroſenbluſen verleugnet ſich das Volk der Ladies und Gentlemen keineswegs. Naturgetreu iſt jeder Stuhl und Teller wiedergegeben, und doch geht ein feiner, ſtiller Atem durch das Werk. Das Roſa eines Frauenkleides, das Lila eines Hutbandes, das ſanfte Blau eines Kragens tragen milde Farbenakzente in ein auf Perlgrau geſtimmtes Enſemble. Aber voller Lebendigkeit iſt ein ganz beſonders beweglicher Zeuge der Zeremonie, das Licht, das durch zwei große Fenſter hereinflutet. Hier wird dem Engländer Manets Wort zur Aufgabe: „Die Hauptperſon im Bilde iſt das Licht.“ Auch das Schmieden des Ankers, das Tränken der Pferde, das Inſeeſtechen der Schiffer vom Leuchtturm reizen Forbes’ nachſchaffende Hand. Er malt, was ſeine ſcharfſpähenden Augen zufällig auffaſſen, den Reiſigſammler, den Segelſteller, die Heimkehr des Matroſen, die Schiffer, die am Horizont das Seineboot erkennen, die Rettung Ertrunkener, Arme um ihren Feuerkeſſel, Kinder beim Angelſport in der Bucht, die Bauernfamilie, die nach dem Marktgeſchäft zu nächtlicher Zeit im Dorf einfährt, die Fiſcherfamilie, die die ſchlimmen Zeitungsberichte ſtudiert, das Abſchiedswinken der in Dienſt ziehenden Landmädchen. Er malt das alles mit der Freude am Realen, voll ſcharfer Beobachtung und ſtrenger Konzentration, photographiſch treu. Er malt als Berichterſtatter; aber trotz aller Sachlichkeit wird Forbes ſympathiſch, weil auch das Gemüt ſein Recht bei ihm fordert. Wie kennt er die wetterfeſten Menſchen ſeiner Umgebung! Wie die ſprühende Sonne, die auf der Bucht pirouettiert und kreiſelt, und den webenden Dämmerſchleier auf Strand und Lichtung und das nächtlich laſtende Düſter! Fein weiß er den Zauber des Lichtes zu verwenden, wenn



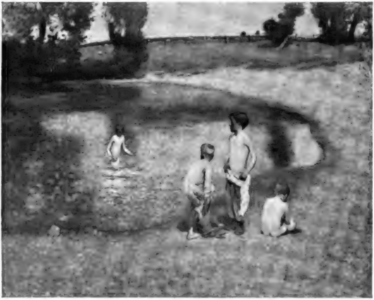
George Clauſen: Kartoffelſammeln.
(Mit gütiger Erlaubnis der Meſſrs. Bouſſard Valadon e Co.)

es als Herdfeuer oder Laternenflämmchen die Dunkelheit magiſch aufhellt. Ohne irgendwie ein Viſionär zu ſein, zieht er uns zuweilen geheimnisvoll in den Bann einer ſtark mitgeteilten Seelenſtimmung. Forbes' Göttin heißt die Aktualität, aber ein echt künſtleriſches Gewiſſen überliefert ſie der Leinwand. Er hat bei Bonnat in Paris robuſte Technik erlernt. Er hat nach ſeinen Studienjahren unermüdlich in der Normandie und Bretagne Freiluſtarbeiten getrieben. Sein Malerfreund La Thangue hat ihn mit ſtenographiſcher Technik ſtark beeinflußt, und ſeine als Malerin gefeierte Gattin hat als Kritikerin an ſeiner Seite ſein Künſtlertum bis zur Meiſterſchaft entwickeln helfen. Die herriſche Zähigkeit ſeines Weſens erklärt ein Freund als Erbſchaft einer Familie großer Eiſenbahnbauer. Er ſagt: „Dampf und Elektrizität haben ihn genährt, Eiſen iſt in ſeine Seele übergegangen, von Abſtammung iſt er weſentlich neunzehntes Jahrhundert." So nervig und ſicher wirkt er in ſeiner Kunſt. Zum Haupt der Newlynſchule konnte er werden, weil er als Menſch auch anderer Können hochſchätzt und mit der Gabe einer ſcharfen Kritik und eines geſunden Humors vor allem einen unverſieglichen Enthuſiasmus verbindet.



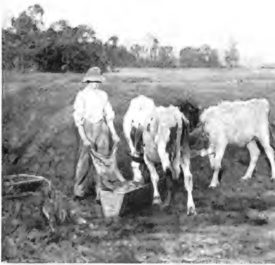
Edward Stott: Mondlichtidyll.

Frank Bramley, die zweite Säule des Newlynkreiſes, kam nach eifrigen Studien auf der Lincoln-Kunſtſchule, nach dreijährigem Arbeiten unter Verlat in Antwerpen und einem Aufenthalt in Venedig nach Cornwall. Er feierte ſeinen erſten Malertriumph 1888 durch das Gemälde „Hoffnungsloſe Dämmerung". Es wurde für die Tate Gallery angekauft, und ſechs Jahre ſpäter öffneten ſich Bramley die Paradiespforten der Royal Academy. Sein Preisbild hatte ihn als typiſchen Engländer gezeigt, trotzdem er ſich der ausländiſchen Malmethode zugeſchworen hatte. Er war der traditionelle Britenſohn, denn er durchſtrömte ſeinen Wirklichkeitsausſchnitt mit ſtarkem Gefühlsinhalt. Er wollte auf die Tränendrüſen wirken wie ſeine endloſe Ahnenreihe engliſcher Genremaler. Deshalb war ihm der Vorwurf willkommen geweſen: die zuſammengeſunkene Alte mit ihrer verzweifelnden Tochter beim Morgengrauen im Fiſcherheim. Sie hören das Peitſchen der Wogen,



Edward Stott: Mittag.

das wie des Schickſals Kunde von verlorenen Lieben zu ihnen dringt. Aber dieſes Melodrama hob ſich über das Niveau altbekannter Kunſt. Es zeugte für ein Künſtlerringen mit modernen techniſchen Problemen, für den ausgeſprochenen Malerſinn ſeines Schöpfers. Solche feingezeichneten Hände, ſolche ſorgfältig durchſtudierten Details konnten nicht überraſchen, aber die Meiſterſchaft der Lichtführung im engen Raum entzückte die Kenner. Eine Reihe verwandter Motive folgten: ein Kinderbegräbnis, ein altes Paar, das trübe Erinnerungen im Geſpräch auffriſcht. Die Note erklang heller in einem Goldenen Hochzeitsfeſt bei den Fiſcherdörflern. Mehr und mehr ſchwand in Bramley die Nationalerbſchaft des Gefühlvollen, um einem immer energiſcher ſein Lebensrecht fordernden reinen Naturalismus den Platz zu räumen. In dieſem Charakter behauptete ſich der Künſtler ganz, ſelbſt als er Cornwall mit Weſtmoreland, die Meeresküſte mit dem Seengebiet, Südweſtengland mit Nordengland vertauſchte. Immer freizügiger und feſter wurde ſeine Pinſelſchrift. Er ließ die Gefühle weg und ſchwelgte, ganz zum Maler geworden, nur in der Befriedigung des Auges. Aus der Proſa des Alltagslebens griff er die Motive auf. Er malte den alten Gärtner unter den Roſen, die Schafſchur, das befreundete junge Ehepaar, das im Sturmwind eine Zigarre entzünden will. Man ſpürte ſeinen Werken das Studium unter freiem Himmel an, obgleich er eine gewiſſe Düſterheit des Kolorits bevorzugte. Noch ſeine letzte große Schöpfung „Schilftragen in Grasmere“ läßt uns faſt eine Sehnſucht nach einigen Sonnenblitzen empfinden. Aber wie meiſterhaft iſt in dieſem Bilde die Prozeſſion ſingender, blumengeſchmückter Mägdlein geſchildert, die zur Freude der Erwachſenen das Bergſtädtchen hinabwallen! Nichts Figürliches bereitet ihm Schwierigkeiten, und für ſeine phyſiognomiſche Charakteriſtik kommt ihm zweifellos ſeine Beliebtheit als Porträtiſt zuſtatten. Auch Bramleys Naturalismus hat ſich trotz ſeiner konſequenten Entwickelung niemals bis zur Glorifikation der Häßlichkeit verſtiegen.

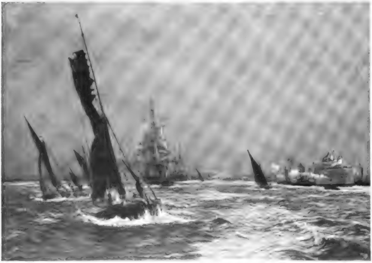


Arnesby Brown: Abend.
(Mit gütiger Erlaubnis des H. E. Horne, Esq.)

Der engliſchen Südküſte mit dem Treiben des Waſſervolkes gehört ganz das Herz Henry Scott Tukes. Seit ſeinem zweiten Lebensjahre iſt er, der Sohn eines Arztes in Falmouth, von den Seebriſen abgehärtet worden. In London weilte er, um ſich unter Sir Edwin Poynter und Legros für die Malerlaufbahn vorzubereiten. Aber am Strand und unter den Felſen in Cornwall feierte er glückſelige Ferienzeiten. Nach einem Winter in Florenz gingen ihm Botticelli und Gozzoli und während ſeines Aufenthalts in Via Reggio der Reiz des Freilichtarbeitens auf. Drei Jahre lang folgten dann fleißige Studien in Paris unter Laurens, dem Meiſter der großen Hiſtorienkompoſition, aber ſein Herz war im Meerland, an der Südküſte Englands geblieben. Newlyn war der Ort, wo die geſinnungsverwandten Maler, die Stanhope Forbes und Bramley weilten. Hier wurden in praktiſcher Arbeit die beglückenden Lehren aus Pariſer Ateliers erprobt. Um ganz dicht am Herzſchlag der Natur zu weilen, machte Tuke einige Jahre ein Schiff zu ſeinem Heim, bis er ſich eine Cottage in Swanpool, in der Nähe von Falmouth, hoch oben auf den Klippen einrichtete. Aber weiter blieb das Schiff auf allerhand Exkurſionen nach Südfrankreich, Sizilien, Italien und Griechenland ſein häufig benutztes Atelier. Wir ſehen den Bildern Tukes dieſe Leidenſchaft für die Schönheiten des freien Meeres, des blauen Himmels und des Waldes an. Aber ſie werden erſt ſeinem Pinſel lieb, wenn der Menſch mit ihnen zu Bildmotiven verwächſt. In der Tate Gallery können wir den erſten großen Erfolg Tukes, das Gemälde „Alle Hände an die Pumpe“, bewundern. Es mußte das Herz des Inſelvolkes ſchnell erobern, denn die engliſche Kunſt beſitzt kein zweites Werk, das mit ſolcher Unmittelbarkeit eine dem Schiffer drohende Gefahr veranſchaulicht. Alles auf dem Bilde atmet Sturmſtimmung, der grünſchimmernde Maſt, das ſtaubgraue Segel, die verwehte Luft, der Eifer der pumpenden, ausſchauenden, ſignaliſierenden Schiffer. Dieſe Menſchen ſind mit vollſter Naturtreue gegeben. Tuke kannte ſeine Seebären und Schiffsjungen wie nahe Anverwandte. Ebenſo überzeugend war das Bild „Kartenſpielende Seeleute“, das ihm in München

Digitized by Google

die goldene Medaille und einen bayeriſchen Staatsankauf eintrug. Bis heutigestags iſt der Künſtler ſeinem Stoffkreis treu geblieben. Er hat ihn durch viele Porträts und einige höherſtrebende Vorwürfe erweitert; aber trotz mythologiſcher Anwandlungen, wie im „Perſeus“, „Cupido und die Nymphen“ und „Hermes“, gibt er ſein Beſtes, wenn ſeine Freuden ganz in dieſer Erde wurzeln. Sein Naturalismus hat mehr und mehr die typiſch engliſche Färbung angenommen. So heiß er die Sonne anbetet und das amethyſtene Meer mit den Goldreflexen und das Smaragd der Bäume und das Schiefergrau der Felſen, ſeine oft nackten Jünglinge ſind keine helleniſchen Naturweſen, denen bacchiſcher Blutdrang in den Adern pulſt. Es ſind immer die Inſelſöhne des heutigen England, mit etwas Fiſchblütigkeit und durchaus beherrſchtem Animalismus. Ob ſie ſpielen und tauchen, rudern und ſteuern, keinerlei Kraftmenſchentum tritt in die Erſcheinung. Tadellos ſind die Akte gezeichnet, der Geiſt der Leighton und Richmond ſchwebt über ihnen. Aber Tuke verſteht das Licht und die Luſt, und typiſch iſt es auch für ihn, daß ihm der wolkenloſe Himmel und der leichtbewegte Waſſerſpiegel beſſer liegen als irgendeine Dämonie der Naturerſcheinungen. Wenn man das Kolorit die Seele des Malers nennt, offenbart Tuke die Heiterkeit ſeines tiefinneren Weſens.

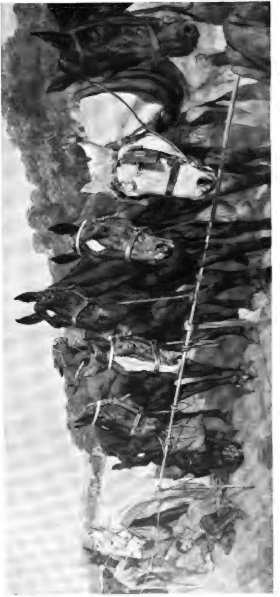


William Lionel Wyllie: Scharfe Briſe.

George Clauſen iſt der neuengliſche Naturaliſt, der den Bauern in der Malerei einbürgerte. Er iſt der Freund des Landlebens. Die Scholle, der Heuſchober, das Getreidefeld, die Scheune ſind ihm Inſpirationsgebiete. Er hat in London ſtudiert, die Niederlande bereiſt und den erſten Sieg mit einem holländiſchen Gemälde erfochten. Dann hat er ſich verheiratet, fern vom Lärm der Großſtadt, mitten auf dem Lande ſein Heim eingerichtet, und dieſem Erdfleck hat er die Treue gewahrt. Hier ſchon hatten ſich in ihm ſtarke Empörergedanken gegen den Akademismus und die Ateliermalerei gebildet. Der jugendliche Clauſen unterzeichnete bereits mit Hunt und Walter Crane einen Vorſchlag für eine radikale Reform der Akademie. Dann kam er nach Paris und kehrte, die Seele voll von Millet und Baſtien-Lepage, ſeinen Sternen auf der Bahn zum Heil, nach England zurück. Hier ſtand er ganz zu der Partei der Sezeſſioniſten, die impreſſioniſtiſch und pleinairiſtiſch berauſcht, den New Engliſh Art Club gegründet hatten. Aber 1893 bewies die Academy auch an Clauſen ihre Unparteilichkeit und verlieh ihm ihre Ehren. Immer iſt Clauſen ſeinen Überzeugungen treu geblieben. In ſeinen Reden, Vorträgen und Bildern blieb er der Apoſtel des naturaliſtiſchen Dogmas. ‚Lieber rauh und wahr als glatt und verlogen' iſt ſein Grundſatz. Etwas im Kern Antinationales hat er durch ſein Können naturaliſiert. Sehr fein iſt er als Lichtſchilderer. Mit der Scharfäugigkeit eines Detektivs ſpürt er ſeinen leiſeſten Strömungen und Miſchungen nach. Er liebt das Licht, wenn es wie graue Wogen beim Morgendämmern wallt, als gleißendes Mittagselement, als kriechenden Vorboten der Nacht, wenn es die Froſtzeit grell aufhellt oder in ſeltſamen Akkorden mit künſtlichen Lichtern zuſammenfließt. Nicht als Stimmungsmittel führt er es ein, ſondern malt es als naturwahrer Schilderer, ſo wie alle ſeine Menſchen mehr nach dem Leben aufgenommen als durch das Medium der Seele geſchaut ſind. Zuweilen miſcht ſich der Porträtiſt mit dem Träumer, dann bringt Clauſen ein Werk hervor, das an Baſtien wie an Millet denken läßt. Solche Gedanken kommen uns vor ſeinem „Mädchen am Tor“ in der Londoner Tate Gallery, vor dieſer zartfeinen Schöpfung mit den leiſen Melodien eines graublauen Bäuerinnenkleides neben tiefblauen Glockenblumen in der milden Landluft. In dem reizloſen Geſicht des ſchlichten Landmädchens, das aus dem Holzgitter der Farm heraustritt, lebt etwas Innerliches, das uns feſſelt. Aber die Wirkung geht nicht tief. Es kommt nicht zu den Erſchütterungen der Seele, die uns Millet, L'Hermitte, Meunier erwecken. Wie angeſichts Leibls bleibt das Wichtigſte für uns die Freude am Detailſtudium, an dem Reinmaleriſchen. Clauſen malt mit dem Auge für die Augen, er iſt kein Tragiker, kein Lyriker. Er will das Leben abſchreiben, das Leben der Arbeiter in Feldern und Farmen.

Henry Herbert La Thangue iſt als einer der Pioniere des Naturalismus in England von jeher zielbewußt ſeine Wege gegangen. Auch ihn hatte die Verzauberung des Freilichtmalens erfaßt, nachdem er zwölf ernſte Studienjahre hindurch den Beruf ſeiner Liebe, die Malkunſt, vorbereitet hatte. Früh war ihm eine goldene Medaille der Academy zuerteilt worden, dann war er nach Paris zu Gérome, dem ausgezeichneten Akademiker, gegangen. Sobald er ſeines Könnens ſicher war, überkam ihn die Wanderluſt. Überall in der freien Gottesnatur, nur niemals im Rauch der Städte, fühlte er Maler ſein zu können. So durchzog er nomadiſch die Bretagne, die Dauphiné, die Provence. Er kehrte in die engliſche Heimat zurück und durchſtreifte die Fluren und Küſten Norfolks und Suſſex' und ſiedelte ſich ſchließlich im fernen Fiſcherdorf in Norfolk an. Weiter trieb es ihn dann, bis er ein Heim unter Fichtenbäumen in Suſſex wählte. Sobald die Spätherbſtnebel ſeine Inſelheimat umdüſtern, durchkreuzt er ſeit mehreren Wintern das Mittelländiſche Meer und malt in dem Lande ſeiner Liebe, in der Dauphiné. Er braucht die Sonne für ſein Werk, die helle, ſtrahlende, die goldene Tupfen auf Gärten und Felder und Dünen malt. Sein Herz iſt geteilt: denn er liebt den Frühling in England mit ſeinen Märzbechern und Tauſendſchönchen, wie den provenzaliſchen Winter mit ſeinen Veilchen und Goldorangen. La Thangue iſt kein eingeſchworener Engländer. Er trägt den ſtärkſten kosmopolitiſchen Zug unter den modernen Naturaliſten ſeines Landes. Seine Kunſt iſt gleich voll von franzöſiſchen wie engliſchen Sympathien. Immer ſucht er jedoch die ſchlichten Söhne und Töchter des Landvolkes auf, malt ſie inmitten ihrer heimatlichen Bezirke, unter ihrem Vieh, ihren Haustieren, in Ausübung ihrer bäuerlichen Berufe. Die Pilzſammler, die Apfelweinpreſſer, die Hirten, Ackersleute ſind ihm erſehnte Modelle. Das Anekdotiſche, Phantaſievolle liegt ihm fern. Ein Bild wie „Der Mann mit der Senſe“ in der Tate Gallery iſt für ihn nicht charakteriſtiſch. Hier wird er zum Arrangeur der Wirklichkeitsmotive. Er ſtimmt ſeine rötliche, weiße und dunkelgrüne Tonharmonien zuſammen und verwehrt ſeinem geliebten Sonnenlicht den Zugang. Er will der Sterbeſzene des Kindchens der Landfrau, vor deren Hauspförtchen gerade ein bäuriſcher Senſenmann vorüberſchreitet, eine gewiſſe ſymboliſch-myſtiſche Zutat geben. Das ſüdöſtliche Frankreich und das ſüdöſtliche England bieten ſeinen glücklichen Augen die Stoffe, die ſeinen Künſtlerinſtinkten Genüge tun.

Auch das Studium des neuengliſchen Naturalismus ergibt die Erkenntnis von der Einheit, die zugleich ſtets eine Vielheit iſt. Wenn wir uns mit dem Werk Edward Stotts beſchäftigen, tritt ein andersgearteter Maler im Kreiſe dieſer Geiſtesbrüder auf. Neben den Anbetern der Aktualität ſteht der Träumer, neben den Proſaikern der Poet. Auch er braucht die Landſchaft mit ihren eingeborenen Menſchen, aber das Figürliche wird ihm nur zu einem Begleitmotiv. Leiſe ſchwingt es die große Note des Geſamtausſchnittes mit. In einer engen, ſtrichelnden Technik, die unendliche Geduld verrät, ſucht er ſeine Nachtſtücke, ſeine Elegien zu ſchaffen. Die Felder, die ruhigen Waſſer und Gärten, über denen das Zwielicht webt oder der Mond ſein holdes Leuchten breitet, ſind Stätten ſeiner Liebe. Hier treibt das Landvolk ſein Weſen. Nackte Knaben reiten Pferde in die Schwemme, Schäfer führen die



Lucy Kemp-Welch: Gemiſchte Geſellſchaft.

Digitized by Google

Herden heim. Ährenleſerinnen holen ihre Bündelchen, Bauernmädchen füttern die Hühner, Liebespaare feiern ihr Beieinander. Aber alle Tätigkeit hat etwas Automatiſches. Wir ſehen eine primitive Menſchenart, die noch ganz in dumpfer Schollenatmoſphäre dahinlebt, denen noch kein freieres Menſchentum Geiſtesfunken entzündete. Auf allen dieſen Geſichtern laſtet die Schwere rein vegetabiliſchen Daſeins. Es ſind nicht die allzu innerlichen Schweiger, die Maeterlinck ſchuf. oder die traumgebundenen Lotuseſſer Tennyſons, es iſt nur die zufällig Menſch gewordene Materie, die wie die Pflanzen in ſtummer Beharrlichkeit Leben betätigt. Wir können trotzdem nicht ſagen, daß Stotts Bilder langweilen. Sie ſtrömen vielmehr einen eigenen Zauber aus. Sie haben die Muſik, die aus des Poeten Gemütstiefen herausklingt. Es iſt ein ſeltſames Gemiſch des Naturaliſten und Träumers in ihm, das in ſeinen Zwielichtbildern aus dem ruhevollen Landleben ſeltſam anmutet. Auch Stott hat nach Studien in Mancheſter, in Paris, bei Cabanel, franzöſiſche Methoden gründlich kennen gelernt. Er hat die atmoſphäriſchen Feinheiten, die Innigkeit Millets als ſtarken Magnetismus empfunden. Aber nach allen Exiſtenzkämpfen hat er den eigenen Stil entwickelt. Wie Whiſtler in ſeinen Farbenſinfonien, wie Le Sidaner in ſeinen Dämmerungsträumen, trägt er als reiner Stimmungsmaler ganz die eigene Phyſiognomie. Nie drängt irgendein Farbenton wie eine Fanfare aus ſeinen Gemälden. Alles wird auf Innigkeit abgeſtimmt, auf die perlige oder grünliche Geſamtwirkung. Sein koloriſtiſcher Reiz liegt durchaus in der Syntheſe. Mit ſanften Mitteln hat dieſer Mitkämpfer für das neue Evangelium „Natur“ in England ſeine Siege gewonnen.

Zu den erklärten Lieblingen des kunſtverſtändigen Publikums beginnt mehr und mehr Arnesby Brown zu zählen. Er iſt unter den Naturaliſten der am reinſten engliſch gebliebene Maler. Nach Studien in der Kunſtſchule ſeiner Vaterſtadt Nottingham lernte er in London bei dem vortrefflichen Mac Callum, der ihm vor allem einprägte, ſich der Natur von Angeſicht zu Angeſicht gegenüberzuſtellen. Romantiſche Inſtinkte, die ſich ſeinen Landſchaftsabſchriften immer ſtärker beimengten, lehrte ihn darauf ein dreijähriger Studiengang unter Profeſſor von Herkomer zügeln. In des Meiſters Buſhey-Schule begriff er den Wert des ſcharfſichtigen Aufvaſſens, der zeichneriſchen Genauigkeit. So ausgerüſtet ging er nach Cornwall. Seit er dieſe Meeresſchönheiten entdeckt hatte, ſah ihn jeder Winter dort, während er alljährlich in den Sommermonaten in der idylliſchen Landnatur Norfolks ſchafft. Brown hat ſein künſtleriſches Gralskönigtum nicht in Frankreich geſucht. Es iſt ihm aus dem Heimatboden emporgeſtiegen. Von den Newlyner Freunden kam ihm das neue maltechniſche Wiſſen, und als denkender Künſtler mußte auch er ſich mit der faszinierenden Freilichtlehre abfinden. So begann er moderne Farbenanalyſe zu üben. Er hat ſeine Elementartöne kühn nebeneinandergeſetzt, ohne Miſchungen vorzunehmen, und hat es ihnen überlaſſen, in des Beſchauers Auge zuſammenzuklingen und atmoſphäriſche Wirkungen zu geſtalten. Brown geht auch mit Innigkeit auf der Spur des Lichtes. Ehe der Tag mit ſeinem großartigen Sonnenſchauſpiel einſetzt, eilt er in den flockigen Dunſt hinaus. Er malt das Vorahnen der Lichtglorien, das Gold, das langſam durch das Grau auszuſtrömen beginnt. Er malt die Herden, die mit zitternden Nüſtern dieſe Segnungen wittern. Er malt das ganze Glücksgefühl ſolcher Erwartungen, das köſtliche Aufatmen, die Friſche, die der Morgen beſchert. Oder das entſchwindende Licht lockt ihn an die Bucht, wo zerfließende Wolken ſcheidende Helligkeit ausſtrömen und roſtrote Segel ſich zu Phantomen zu verflüchtigen beginnen. Am Hafen bannt ihn abends das große, blaugraue Schweigen, aus dem leiſe die Schiffslichter wie ruhige, wachſame Augen aufzuglühen beginnen. Gern beobachtet er auch den Kampf des Gewölls mit dem Licht bei Regenſchauern und ergötzt ſich im Nachſchaffen all der zuckenden Tupfen in der Feuchte der Natur. Die Landſchaft an ſich tut ihm Genüge. Er bedarf des Figürlichen kaum. Hin und wieder braucht er das Tier, zuweilen nur mit irgendeinem ſtillen Begleiter, als Staffage. Die beſtändige Berührung mit der Mutter Erde gibt ihm, der ſie zugleich auch mit Dichterliebe erfaßt, die Inſpirationen für ſeine ſchöpferiſche Arbeit. Er zählt zu den beſten Hoffnungen der neuengliſchen Kunſt. Sein Schaffen weiſt mehr und mehr auf einen romantiſchen Realiſten, der aus dem Naturalismus Jungenglands hervorwuchs.

Mit dieſen Künſtlern wären die Maler, die den Begriff des neuengliſchen Naturalismus bilden halfen, genannt. Meiſt von Frankreich her, dann aber auch aus Newlyn, aus dem Gebiete des ſüdweſtlichen Meergeſtades, iſt dieſer neue Geiſt über die engliſche Kunſt ausgeſtrahlt worden. Neben dieſer Gruppe gibt es auch noch einzelne Künſtler, die, traditionellen Gepflogenheiten gemäß, die Liebe des Engländers zum Wirklichen betätigen. Das Waſſer, dies Heimatselement des Inſelvolkes, reizt heute, wie zu Turners Zeiten, ſchildernde Pinſel. Neben Meiſtern wie Napier Hemy und Somerſcales gehört William Lionel Wyllie die allgemeine Sympathie. Obgleich er neuerdings mit Seeſchlachtkompoſitionen wunderliche Exkurſe in ein Land bunter Meerromantik unternommen, hat er ſein Beſtes geſpendet, wenn er von der London-Bridge herab oder den Themſe-Docks das Durcheinander der Schiffskoloſſe und Boote im glitzernden Wellengewoge feſthielt. All die rührigen Menſchen in dieſer ſchwimmenden Welt, das Dampfgewirr der Schlote, flinker Ruderſchlag, das Emporwallen rußiger und grauweißer Dampfſäulen in kriſtallreine Luft, das Abbild eines gewaltigen Handelsemporiums malt Wyllie direkt aus der Anſchauung ab. Es liegen ihm ebenſo die heiteren Waſſerbilder, die Linienfeinheiten des kräuſelnden Wellenſpiegels, auf dem ſich in zierlichen Kurven graziöſe Jachten und ſchimmernde Segel heben. Scharf umriſſen ſetzt er ſolche Gebilde gegen die Luft, läßt uns den Duft friſcher Briſen einatmen und gibt ſich bei aller ſpielenden Anmut als glänzender Kenner der Atmoſphäre und der Lehre von der Perſpektive. Er verſteht es ebenſo, als brillanter Zeichner Epigramme und Bonmots von ſeinen Waſſerſtudien heimzuholen.

Seit Hogarth den wackeren Mops Trump auf ſeinem Selbſtporträt neben ſich abkonterfeite, hat das Tier oft den naturaliſtiſchen Neigungen engliſcher Maler willkommenen Stoff geboten. Pieter Potter und auch Rubens erneuerten ſich in James Ward. Für das gefühlsliebende Britenvolk war es charakteriſtiſch, daß Landſeer, der Klaſſiker aller engliſchen Tiermaler, ſeinen Bildern zuweilen eine anekdotiſche Note beizumiſchen liebte. England beſitzt jetzt auch ſeine Roſa Bonheur in der ausgezeichneten Lucy Kemp-Welſh. In der Tate Gallery bewundern wir ihr Gemälde einer Füllenjagd im Walde. Sie iſt hier ſo voller Wucht und Verve, daß ſie den Beſchauer unwiderſtehlich durch eine heißatmige Aktion fortreißt. Ihre vielen Studien und Bilder des Tierlebens zeigen ein mit photographiſcher Sicherheit erfaſſendes Auge und eine energiſch geſtaltende Hand. Sie kann reine Naturabſchrift üben, das Tier in ſeinen natürlichen Regungen und Bewegungen ſchildern, wie ſie als echte Engländerin zuweilen auch eine gewiſſe melodramatiſche Note einzufügen verſteht. Immer aber regt ſich in ihr der Naturalismus, der nur geſunden und blühen kann, wenn die Mutterbruſt der Natur ihn ſpeiſt. Die jugendliche Künſtlerin, die heute als Nachfolgerin Hubert von Herkomers der berühmten Buſhey-Schule vorſteht, iſt, wie ihre übrigen Kollegen, eine Freiluftfanatikerin. In Wald und Feld, im Strandgebiet, auf dem Turfplatz ſcheut ſie keine Wetterunbill oder Schwierigkeit, um künſtleriſche Motive heimzuholen.

Der neuengliſche Naturalismus muß den Künſtlern Englands auf dem Kontinent Freunde erwerben. Er zeigt die Lernwilligkeit des wegen ſeiner inſularen Abgeſchloſſenheit oft als ſelbſtbewußt oder allzu lokalpatriotiſch verurteilten Engländers. Freundſchaftlich reiht ſich das ſtolze Albion in den Kreis europäiſcher Kulturnationen, die auch für künſtleriſche Zwecke den gebieteriſchen Forderungen eines durchaus auf Realitäten geſtellten Zeitalters gehorchen. Den Auslandimport hat England ganz in nationalem Geiſte verarbeitet. Es hat ihn gemäßigt und geläutert und ihn unter ein Schönheitsgeſetz geſtellt. Wenn es ſeine Elementarkräfte abſchwächte, hat es ihm dafür die Eigenſchaft des Seeliſchen mitgegeben. Das Schlagwort von dem Volk der Praktiker erweiſt ſich als durchaus unzulänglich angeſichts der Gemütsoffenbarungen der engliſchen Kunſt.

* * *

Begegnung

Skizze

von

H. von Beaulieu

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Eine berühmte Schriftſtellerin ſaß in einer Ecke der Trambahn, eine wirklich berühmte, deren Bild als Anſichtskarte zu haben war. Sie brauchte nicht die Trambahn zu benutzen, ſie hätte ſich ebenſogut eine Droſchke nehmen können. Aber einesteils gehörte es gewiſſermaßen zum Metier — Studium menſchlicher Typen —, und dann hingen ihr auch aus ihrer unberühmten Zeit noch einige Gewohnheiten an. Denn ſie war ja nicht berühmt zur Welt gekommen. Es hatte ſogar ziemlich lange gedauert mit dem Ruhm.

Sie trug einen dunklen Hut mit Straußenfedern, der das Geſicht kleidſam beſchattete, und einen hellen, eleganten Mantel, der die Geſtalt kleidſam umfloß. Die Schlankheit der Jugend war gewichen, ſeit die Berühmtheit gekommen.

Sie hatte ein intereſſantes, blaſſes Geſicht, dunkel umſchattete, etwas müde Augen. Der Duft eines feinen exotiſchen Parfüms ging von ihr aus.

Noch ein paar Leute ſaßen außer ihr in dem Wagen, zeitungleſende Herren, Frauen mit Kindern und Körben, ein eingeſchlafener Arbeiter. Die Schriftſtellerin ließ ihren müden und doch prüfenden Blick über alle hingleiten und fand am anziehendſten das junge Mädchen ihr gegenüber.

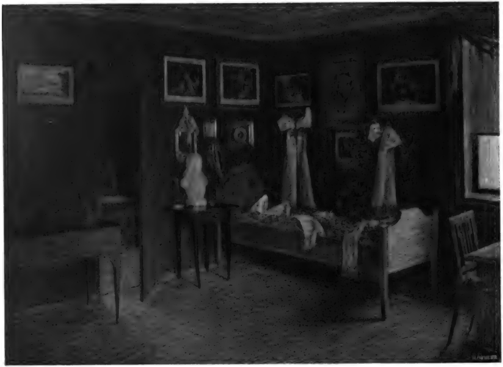
Sie mußte in jeder Verſammlung von Menſchen, ſei es in einer Geſellſchaft, einem Konzert oder auf einer Eiſenbahnfahrt, ein Geſicht fixieren, das ſie intereſſierte, deſſen Schickſal ſie aus den Zügen heraushob, deſſen Leben ſie dichtete nach dem ſchöpferiſchen Inſtinkt ihrer Natur.

Das junge Mädchen ihr gegenüber hatte wohl noch kein „Leben“ mit feſten Umriſſen, einer Phyſiognomie. Aber gerade das noch nicht Erlebte zog ſie an, rührte ſie eigentümlich.

Achtzehn, neunzehn Jahre, blond, roſig, wohlgepflegt wie ein Kind aus gutem Hauſe, aber ohne die mindeſte Überkultur, ohne etwas Berechnetes. Ein engliſches Mützchen auf dem hellen Haar, keinen Schleier, keinen gewellten Haarwulſt über der Stirn. Im Gürtel ſteckte ein Veilchenſträußchen, in der Hand hielt ſie ein italieniſches Buch.

Eine Kindheit in geſunder Einfachheit! dachte die Schriftſtellerin. Auf dem Lande vielleicht. Fleißiges Lernen bei guten Lehrern, ein Jahr Schweiz. Sie hat noch eine Mutter, die gut auf ſie acht gibt, das ſieht man. Nur eine Mutter kann dies niedliche dunkelblaue Tuchjäckchen mit goldenen Knöpfen ausgewählt, ihr die Bluſe ſo zierlich geſtickt haben. Beide Eltern leben wohl noch, ihr Leben iſt ſonnig und behütet, hat noch keine Trauer kennen gelernt. Gott möge es ihr noch lange ſo erhalten! Wie lieb iſt dieſes junge Geſchöpf! Wie glücklich müſſen ihre Eltern ſein! Wie ſcheu ſie mich anſieht und raſch die Augen niederſchlägt! Ich geniere ſie. Die zarte, kleine Pſyche fühlt das Seziertwerden. Es iſt auch häßlich. Ich habe gar kein Recht dazu. Ich will die Augen zumachen.

Sie macht die Augen zu! dachte das junge Mädchen. So langweilig und alltäglich findet ſie meinen Anblick. Es iſt ja auch nicht zu verwundern. Wer bin ich denn! Ach, du lieber Gott! Ein dummes, kleines Mädchen, wie es Tauſende gibt. Und ſie, die berühmte Schriftſtellerin! Wie mag einem nur zumute ſein, wenn man Bücher ſchreibt, die in den Läden ausliegen, die beſprochen und von vielen Menſchen geleſen werden! Wenn ſie wüßte, daß ich ſie kenne, daß ich alle ihre Bücher geleſen habe, daß ich ſie bewundere, daß ich — ach, wenn ſie wüßte! Aber, wenn ſie wüßte, würde es ihr ganz gleich ſein, o ſo gleichgültig! Trä-



Max Arthur Stremel: Schillers Sterbezimmer.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

nen traten ihr in die Augen in dem Bewußtſein, wie gleichgültig ihre Schwärmerei der berühmten Frau dort ſein würde. Sie beugte ſich über ihr Buch und ſchlug es auf gut Glück auf, um Faſſung zu gewinnen.

Die Schriftſtellerin konnte es nicht laſſen, ſie mußte wieder hinüberſehen. Das junge Mädchen las. Natürlich, was konnte ſie auch an ihrem Gegenüber intereſſieren — eine nicht mehr junge, nicht beſonders ſchöne Frau. Herrlich, dieſe Jugend, die ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigt iſt, und der fremde Leute gleichgültig ſind! Einige wenige freilich kann ſie mit einem generöſen Gefühlsreichtum überſtrömen. Es müßte ſchön ſein, die unſchuldige Zuneigung jenes jungen Mädchens dort zu beſitzen! Wen liebt ſie wohl? Ihre Eltern, Freundinnen, vielleicht die italieniſche Lehrerin. Sonſt noch jemanden? Kaum. Der heitere Friede dieſer jungen Stirn ſchien noch von keinem heißen, beunruhigenden Gefühl getrübt worden zu ſein. Es war der Schriftſtellerin ein peinlicher und betrübender Gedanke, daß dies eines Tages der Fall ſein würde. Aber alles würde ſich normal, maßvoll und rein abſpielen in dieſem an Leib und Seele geſunden, jungen Geſchöpf. Was las ſie da wohl? Doch nicht die heiße, traurige Geſchichte von Paolo und Francesca? Nein, etwas Heiter-Harmloſes ſicherlich, vielleicht de Amicis.

Sie reckte ſich ein wenig, um den Titel zu ſehen. Da ſah das junge Mädchen auf. Raſch wandte die Schriftſtellerin ſich ab und tat, als ſtudiere ſie angelegentlich eine der im Wagen hängenden Reklamen.

Welch intereſſantes Profil ſie hat! dachte das junge Mädchen. So iſt es auf dem Bilde, das ich beſitze. Wenn ſie wüßte — wenn ich ſie bäte — ob ſie mir ihre Unterſchrift — Aber wie würde ſie mich wohl anſehen! Nein, wie fände ich den Mut. Es wäre ja zu unverſchämt, wenn ich obſkures Geſchöpf die berühmte Frau hier im Straßenbahnwagen anreden wollte! Sie bekam einen Schreck über ihre tollkühne Idee, und darüber ließ ſie ihr Buch fallen.

Sie bückte ſich haſtig. Auch die Schriftſtellerin beugte ſich unwillkürlich etwas vor. Überwältigt, dunkelrot vor Verlegenheit, verneigte das junge Mädchen ſich, dankend und abbittend zugleich, und zog ſich blitzſchnell wieder in ihre Ecke zurück.

Die Berühmte, Angebetete hatte ſich gebückt, um ihr ein Buch aufzuheben! Wie beſchämend! Aber auch wie wunderbar! Was war doch heute für ein Datum? Das mußte ſie ſich merken für ewige Zeiten.

Was für ein köſtlicher Duft war von ihr ausgeſtrömt, eben, als ſie ſich beinahe berührt! Sinnverwirrend! Wie hieß doch das Parfüm, das in einem ihrer Romane vorkam? Orchis! Ob dies vielleicht Orchis war? Dann würde ſie es ſich kaufen, um jeden Preis, und der Duft würde ſie immer erinnern an die heimlich Angebetete.

Wie eilig ſie zurückzog! dachte die Schriftſtellerin. Als ob ſie vor etwas Unſympathiſchem zurückſchreckte. Vielleicht bin ich ihr unangenehm. Wir repräſentieren ja auch zwei verſchiedene Welten. Ich liebe ihre Welt, aber ſie liebt die meine nicht. Wie ſchön iſt die herbe Abgeſchloſſenheit der Jugend! So jung iſt eine prädeſtinierte Schriftſtellerin überhaupt nie. Denn wir haben ſchon von jung auf dieſen quälenden Trieb des Beobachtens, des Kombinierens, des Regiſtrierens. Wir müſſen uns immer wider Willen mit den hundert Schickſalen beladen, die neben uns ſind, in fremde Seelen einkriechen. Dabei verliert man etwas von ſich ſelbſt. Wie eine Schauſpielerin, die viele Rollen ſpielt. Geſunde Jugend iſt nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und die anderen Leute ſind ihr ſo egal, wie ich es dem jungen Mädchen dort bin. Wenn ſie mich doch noch einmal anſehen wollte mit ihren ſüßen, jungen Augen. Freilich, dieſes Anſehen! — Neugierig ſcheu, wie man ein fremdes, buntes Tier beguckt. Für wen mögen die Veilchen in ihrem Gürtel beſtimmt ſein? Für die italieniſche Lehrerin? Ich möchte ein paar davon haben, zwei oder drei nur. Eben, als ſie ſich bückte, ſpürte ich einen ſchwachen Hauch, wie Duft der Jugend. O Jugend, Jugend! Wäre ich ſo jung — wäre ich nur einmal ſo jung geweſen wie die dort! So inſtinktſicher, ſo unbewußt. Als ich zwanzig Jahre alt war, ſezierte ich ſchon mein eigenes Innenleben. Und wozu? Um jetzt zu den beſſeren Schriftſtellerinnen gerechnet zu werden! Na ja. Aber lohnt das denn? Und ſchließlich iſt es doch nur eine Handvoll Leute, die einen kennen. Die, von denen man's möchte, leſen einen doch nicht. Ich wette, daß zum Beiſpiel das junge Mädchen dort keine Zeile von mir geleſen hat, keine Ahnung hat, wer ich bin. Ich würde ſie fragen, wenn es nicht ſo beſchämend wäre. Wie kühl erſtaunt dieſes wohlerzogene Haustöchterchen mich anſehen würde! Nein, davor hab' ich Angſt. Aber wie lockend wäre es, in dieſe wache, junge Seele etwas hineinſtreuen zu dürfen, ſie zu rühren, zu erſchüttern, die kluge Stirn ſich nachdenklich zuſammenziehen, die reinen Augen tief ſinnen zu machen. Sehr, ſehr lockend wäre es. Aber ſie weiß nichts von mir. Wie allein iſt man doch eigentlich auf der Welt, wie furchtbar allein!

Die berühmte Frau kam ſich einſam, verloren, verkannt vor, weil ihr gegenüber ein junges Mädchen ſaß, das wahrſcheinlich nichts von ihr wußte. Sie fühlte ſelbſt, daß es abſurd ſei, aber es war ſo. Sie hätte werben mögen um dieſes junge Mädchen in ihrer kühlen, reinen Jugendherrlichkeit, bitten, ganz demütig und ſchüchtern: Laß mich einmal deine Hand faſſen, ſchenk mir ein paar von deinen Veilchen! Tu mir den Gefallen und lies ein Buch von mir! Sie ging in Gedanken ihre Werke durch, welches wohl am eheſten würdig ſei, von dieſen lieben, jungen Augen geleſen zu werden. Und keines ſchien ihr würdig, keines ganz das rechte zu ſein. Ein neues Werk ſchwebte ihr vor, etwas ganz Zartes, Hohes und Schönes, das ſie für dieſe jungen Augen ſchreiben wollte.

Nun muß ich bald ausſteigen! dachte das junge Mädchen angſtvoll. Oder ſie ſteigt aus! Sie hat ſchon ein paarmal zum Fenſter hinausgeſehen. Ach, wenn ich ihr nur ein Wort ſagen könnte! Wenn ich meine Veilchen ihr zu Füßen ſtreuen dürfte, und ſie darüber hinwegſchritte! Könnte ich doch nur den Saum ihres Mantels heimlich an die Lippen drücken! Ihr ſagen — Wie ſchnell der Wagen dahinſauſt! Die Sekunden verrinnen, dieſer Moment wird nie wiederkehren, und ich habe ihn ungenützt verſtreichen laſſen!

Du liebes Ding! dachte die Schriftſtellerin mit zärtlicher Weichheit, dürfte ich doch einmal deine reinen, jungen Augen küſſen. Wie ſüß und jung du biſt! Du haſt mir in dieſer Viertelſtunde etwas gegeben und weißt es nicht. Eine ſüß-traurige Empfindung. Heimweh nach der Jugend, die ich nie beſeſſen. Du, die mich nicht kennt, ich ſegne dich, viel tauſendmal!

Beinahe hätte ſie ihre Halteſtelle verſäumt. Sie erhob ſich eilig. Das junge Mädchen haſtete ihr nach.

Der helle Mantel glitt eben vom Trittbrett hinab. In einem verzweifelten Impuls warf das junge Mädchen ihre Veilchen auf die Straße. Sie ſollten der Angebeteten zu Füßen fallen ...

Auseinanderliegende Teile der großen Stadt nahmen die beiden Frauen auf. Sie ſahen einander nicht wieder. Und die kleinen Veilchen verwelkten unbeachtet im Straßenſchmutz.

Johann Sebaſtian

Sie nennen oft dich, doch mit frommer Scheu
Und lauſchen lieber dem vertrautern Klang,
Sei er auch trüber. Doch du dienteſt treu
Wie keiner mehr der Herrin, die dich dang.

Nie haſt du ihres Kelches klare Kraft
Mit falſcher Würze, ſüßem Seim getrübt,
Nie mit der Schwere eigner Leidenſchaft
Am lichten, lautern Gold Betrug geübt,

Das rings die Welt in großer Harmonie
Wie Sonnenſchein den Sommertag durchdringt,
Dem reich im Vielklang deine Melodie
Im Flügelſchlag der Rhythmen ſich entſchwingt.

Wie ſie der Florentiner fromm und klar
Uns malte auf dem innig goldnen Grund,
So ſteigt der Engel liebumſchlungne Schar
Aus deiner Orgel auf zum Himmelsrund.

Elſe Schenkl

MOZART
BIZET
SCH
STRAUSS
HAYDN
R. WAGNER
WEBER
CHOPIN
BACH
SHUBERT
HAENDEL
BEETHOVEN
E.D.D.

Muſikaliſche Rundſchau

Von

Karl Storck

II

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Man müßte blind ſein, wenn man beſtreiten wollte, daß die Entwickelung der deutſchen orcheſtralen Kompoſition auf unglücklichen Wegen geht. Auf keinem anderen Gebiete, ſelbſt nicht auf dem der Oper, wird ſo angeſtrengt gearbeitet, nirgendwo ſind die Ergebniſſe im Grunde ſo nichtig und, wenn man eine gewiſſe Bedeutung zugeſtehen muß, ſo unerfreulich. Da unſere heutige Kritik in der Verdammung von Kunſtrichtungen ebenſo ſchnell bei der Hand iſt wie in der Verkündung neuer künſtleriſcher Heilslehren, konnte es nicht überraſchen, daß man im letzten Winter überall von einem Bankrott der ſinfoniſchen Dichtung leſen konnte. Als ob eine Kunſtgattung daran ſchuld ſei, wenn man keine bedeutenden Künſtler hat. Wir haben in Deutſchland durch zweihundert Jahre eine ſolche Fülle hervorragendſter muſikaliſcher Kräfte hervorgebracht, daß es eigentlich leicht begreiflich wäre, wenn jetzt eine Ermattung des deutſchen Genius nach dieſer Seite eintreten würde. Die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes zeigt doch nun einmal dieſes Auf und Ab der Bewegung. Statt deſſen macht man in weiten Kreiſen der Art der neueren Muſik, um es knapper zu faſſen, der Richtung Wagner-Liſzt den Vorwurf, daß ſie am Tiefſtande unſerer heutigen Muſik ſchuld ſei. Du lieber Himmel, wenn auf der anderen Seite ein bedeutender Muſiker hervorträte, ſo würde ihm gewiß freudig entgegengejubelt werden. Die ganze jüngere Generation fühlt von einem großen Widerſtreit zwiſchen der Richtung Brahms und Liſzt nichts mehr. Wir haben alle das Gefühl, daß auf beiden Wegen bedeutſame Werke entſtehen könnten, daß es daneben noch zahlloſe andere Werke zu großer muſikaliſcher Kunſt geben würde, wenn nur die Leute da wären, die dieſe Wege zu gehen oder zu finden vermöchten. Daran fehlt es. Und wenn wir bedenken, wie allein innerhalb des künſtleriſchen Gebietes in den letzten Jahrzehnten die Betätigung der deutſchen Kraft in der bildenden Kunſt gegen früher ungemein geſtiegen iſt, ſo wird man das Nachlaſſen der muſikaliſchen Kraft um ſo eher verſchmerzen können, als es immerhin noch keineswegs den Charakter verhängnisvoller Unfruchtbarkeit angenommen hat, als des ferneren die ganze Welt gegenwärtig ohne gewaltiges muſikaliſches Genie daſteht. Trotzdem wir offen zugeſtehen können, daß wir uns keineswegs in einer Blüteperiode deutſcher Muſik befinden, haben wir immer noch den erſten Rang unter den muſiktreibenden Völkern inne. Wer die menſchliche Entwickelung nicht in ihren Sondergebieten zu betrachten gewohnt iſt, ſondern dieſe ganze Welt der Betätigung als eine große Einheit anſieht, wer deshalb auch erfahren hat, daß die großen Strömungen des menſchlichen Geiſteslebens in der Regel zuletzt die Muſik erfaſſen, der wird im heutigen Zuſtande der Muſik die Nachwirkungen des Materialismus erkennen müſſen. Es iſt leicht erklärlich, daß die materialiſtiſche Weltanſchauung auf keinem Gebiete zerſtörender wirken mußte als gerade auf muſikaliſchem. Denn Materialismus bedeutet, mag es auch ſonſt in noch ſo vielen Abarten ſchillern, immer eine Hintanſetzung des ſeeliſchen Lebens, jedenfalls eine Vernachläſſigung der Pflege desſelben. Man hat die Muſik ſo unendlich oft als Seelenſprache bezeichnet, daß es kaum eines Beweiſes bedürfte, daß dieſe Kunſt mit einer Vernachläſſigung ſeeliſcher Kultur leiden muß, wenn ſie nicht noch andere

Digitized by Google

Kräfte in ſich trüge, die zur künſtleriſchen Wirkung befähigt ſind. Das ſind die ſinnlichen Kräfte der Muſik. Und wenn wir bedenken, daß in der Malerei die Periode des Materialismus zu einer ungeheuren Steigerung des an ſich Materialiſtiſchen, der Farbe, geführt hat, ſo müßte man ſich wohl denken können, daß auch in der Muſik eine Parallelerſcheinung möglich wäre. Dieſe Parallelerſcheinung iſt ſogar da. Der moderne Orcheſterſtil nimmt gegenüber dem älteren eine ähnliche Stellung ein wie all jene materialiſtiſchen Beſtrebungen des pleine air der Impreſſioniſten, Pointiliſten uſw. gegenüber den älteren Anſchauungen von Farbigkeit. Dennoch haben wir auf muſikaliſchem Gebiete — es iſt nicht zu leugnen, daß auch auf maleriſchem etwas Ähnliches vorhanden iſt, deſſen genauere Unterſuchung hier aber zu weit führen würde — die allgemeine Klage, daß die heutige Muſik der eigentlichen ſinnlichen Schönheit bar ſei. Sie bereitet den Hörern kein Ergötzen, überall vernimmt man eher Klagen über Kakophonie, und je bunter die Farben des Orcheſterſtils gemiſcht ſind, je reicher der Pointilismus in der Muſik durch die Zerteilung der Inſtrumentalgruppen in möglichſt viele Einzelſtimmen wird, je üppiger das aufgebotene Farbenmaterial wird, um ſo mehr häufen ſich die Klagen der Zuhörerwelt über den Mangel des Wohllauts und der eigentlichen muſikaliſchen Schönheit. Es iſt Heuchelei, wenn man dieſes Verlangen nach wirklich ſchöner Muſik als Trivialität abtun will. So trivial das Wort „ſchöne Muſik" iſt, ſo genau weiß jeder, was man darunter verſteht. Man braucht nicht an Mozart zu erinnern, man kann die viel moderneren Namen von Beethoven und über Schubert, Schumann bis zu Wagner aufzählen. Sie alle erfüllen im höchſten Maße dieſes Verlangen nach muſikaliſcher Schönheit, das aber ſelbſt ein Richard Strauß nur inſoweit anregt, um die Begierde wachzuhalten: und in demſelben Augenblick, in dem er nach dieſer Richtung hin uns befriedigen zu wollen ſcheint, reißt er uns aus dieſer Welt wieder hinaus, ohne deshalb etwas weniger farbenreich, weniger ſinnlich ſtrotzend in der Art der muſikaliſchen Mitteilung zu werden.

Die Erklärung für dieſe ſeltſame Erſcheinung liegt darin, daß dieſe Außenerſcheinung der modernen Muſik, alſo das, worauf ihre ſinnliche Wirkung beruhen muß, verſtandesmäßig erfaßt iſt. An die Stelle ſinnlicher Schönheit iſt hochentwickelte, verſtandesmäßig geſteigerte Technik getreten. Die Urſache dieſer Erſcheinung liegt darin, daß die Entwickelung der geſamten modernen Muſik beherrſcht iſt von einer Muſikauffaſſung, der die Entſinnlichung der Muſik Ziel war. Eine Entſinnlichung zugunſten des ſeeliſchen Lebens. Der Angelpunkt dieſer Entwickelung iſt bei Beethoven. Beethovens Dichten in Tönen bedeutete Ausdruck eines ſeeliſchen Erlebniſſes im Material der Töne. Was mit den Tönen an ſich gemacht wurde, die rein muſikaliſche Form wie die ſinnliche Schönheitswelt des Klanges, war für dieſe Muſik nicht mehr Zweck, ſondern nur Mittel zum Zweck. Die Muſik war Kunſt des Ausdrucks geworden. Es liegt in der einfachſten Logik, daß das Ziel einer ſolchen Kunſt nicht ſinnliche Schönheit ſein kann, ſondern Wahrheit und möglichſte Fülle und Charakteriſtik der Ausdrucksweiſe. Es iſt anderſeits ebenſo klar, daß nur jener Pointilismus, jene lächerliche Kurzſichtigkeit, die da ſagt: in der Kunſt kommt es nicht auf das Was, ſondern auf das Wie an — behaupten könnte, es ſei ganz gleichgültig, was man nun ausdrücke, es komme nur darauf an, daß dieſes Was möglichſt charakteriſtiſch ausgedrückt werde, möglichſt überzeugend. Es kommt im Gegenteil ausſchlaggebend darauf an, daß einer uns etwas zu ſagen hat und was er uns zu ſagen hat. Das iſt doch die einfachſte Binſenwahrheit, daß ein an ſich unbedeutender oder widerwärtiger Inhalt für uns nicht wertvoller werden kann dadurch, daß er charakteriſtiſch ausgeſprochen wird, daß dagegen ein großer und erhebender Inhalt, ein Schönes auch in einer minder charakteriſtiſchen Ausdrucksweiſe ſchließlich noch zu wirken imſtande iſt, daß das Ideal naturgemäß dort liegt, wenn ein möglichſt Großes und möglichſt Schönes in der ihm zukommenden Form zum Ausdruck gelangt. Denn wenn hier die Form dem Inhalt entſpricht, ſo entſteht das in Form und Inhalt vollkommene Werk. Man ſollte ſo etwas nicht auszuſprechen brauchen, wenn wir es nicht immer wieder erlebten, daß z. B. gegenüber der bildenden Kunſt, vorab gegenüber der Malerei dieſer Grundſatz der Gleichgültigkeit des Inhalts verkündet würde. Die ungeheure Überlegenheit Beethovens über alle ſeine Nachfolger beruht nicht in dem Wie ſeiner Muſik, ſondern in ihrem Inhalt. Seine Fähigkeit, das perſönliche Erlebnis in die Höhe der typiſchen Geltung zu ſteigern einerſeits, anderſeits die Heldenhaftigkeit, die ungeheure Gewalt ſeiner Natur, die nach Ausdruck verlangte, bilden den Wert der Beethovenſchen Muſik. Die tiefſte Urſache, weshalb Beethoven im großen und ganzen unter Beibehaltung wenigſtens des Rahmens der alten Formen auszukommen vermochte, liegt in dieſer ſeiner Fähigkeit, ſein eigenes Seelenerlebnis in die Höhe der Allgemeingültigkeit, der Vorbildlichkeit für die Welt zu erheben. Grundſätzlich dagegen bedeutet Beethovens Kunſt die Verkündung, daß der Inhalt die Form ſich ſchaffe. So hat ſich folgerichtig aus Beethovens Sinfonie die ſinfoniſche Dichtung entwickelt. Beethovens Sinfonien ſind in der Tat in Wirklichkeit ſinfoniſche Dichtungen. Sie ſind aber niemals Programmuſik. Das iſt der ungeheure Unterſchied. Auch die vielberufene Paſtoralſinfonie iſt keine Programmuſik. Sie ſtellt nur den Fall dar, wie das ſeeliſche Leben und Empfinden durch die Erſcheinungen der Umwelt berührt wird. Das iſt etwas ganz anderes, als wenn z. B. Liſzt ſagt: „Ce qu'on entend sur la montagne." Liſzt will uns das geben, das ſchildern, was man auf den Bergen hört, Beethoven zeigt, wie die Seele auf dem Lande empfindet. Liſzt geht alſo auf Objektives aus, Beethoven bleibt rein ſubjektiv. Daher hat Beethoven von vornherein mehr Empfindung als Malerei. Die Malerei ruft er nur inſoweit auf, als ſie Stimmungsmittel werden kann, Suggeſtionsmittel für den Hörer. Man kann überhaupt ſinfoniſche Dichtung und Programmuſik ſo unterſcheiden, daß jene ſubjektives Leben und Erleben mitteilt, dieſe die Mitteilung eines außer uns Liegenden an andere verſucht. Das eine bleibt ein Dichten, das andere ein Schildern. Beide Gattungen haben aber das gemeinſam, daß ſie ihr Augenmerk auf die Steigerung des Ausdrucks und der Ausdrucksfähigkeit richten.

In allen Künſten haben wir im Grunde einen Streit zwiſchen Inhalt und Form. Wenigſtens tritt dieſes Verhältnis eines Streites dann ein, wenn in der Kunſt etwas ausgedrückt werden ſoll, was an ſich außerhalb dem Bereich des Formalen ſteht, was außerhalb der ſichtbaren materiellen Welt iſt. Denn Formgeben heißt ſichtbar machen, materiell faßbar machen. In dieſem Materieſein gibt es Hunderte von Abſtufungen. Die architektoniſche Form, die plaſtiſche, iſt materieller als das Gemälde. Die Materie der dichteriſchen oder muſikaliſchen Form iſt kaum greifbar, nur auf ſymboliſchem Wege (durch Buchſtaben und Noten) ſinnlich feſtzuhalten; trotzdem iſt ſie wenigſtens intellektuell faßbar. Neben dieſer Rieſenwelt des Körperlichen und intellektuell zu Erfaſſenden gibt es das Seeliſche, das keine Form hat. Zum Erleben und Steigern des Seeliſchen im einzelnen Individuum bedarf es nur des Vorhandenſeins ſeeliſcher Kräfte; die können ſo ungeheuer ſtark ſein, daß ſie das Materielle in dem betreffenden Weſen bis zur Zerſtörung unterjochen. Das Weſentlichſte aller Kunſt aber beruht nun in der Fähigkeit, dieſes ſeeliſche Erleben mitteilen zu können. Es gibt zwei Grundrichtungen von Kunſt. Die eine iſt nachahmend. Sie verſucht, mit der Natur nach anderen Mitteln, die der Menſch hat, etwas wiederzugeben, was er irgendwo außer ihm geſehen hat. Die andere Art der Kunſt iſt dichtend, ſie allein verdient eigentlich die Bezeichnung des Schöpferiſchen, des aus dem Nichts eine Welt Schaffenden. Dieſes iſt bloß ein Nichts für die ſinnliche Welt, für die Materie. Es iſt die Welt des Immateriellen. Aus dieſem Nichts des an ſich immateriellen ſeeliſchen Lebens heraus ſchafft dieſe Kunſt Gebilde, die von den Mitteln der materiellen Welt erfaßt werden können. „Kunſt heißt ſchöpferiſch ſein, iſt die Fähigkeit der Produktivität," ſagt Goethe. Die Art, wie ich das innerlich Geſchaffene der Welt mitteile, kommt erſt in zweiter Linie. Es iſt die Formgebung der Kunſt.

Ich ging davon aus, daß ein Kampf ſein müſſe zwiſchen Form und Inhalt; denn dieſe Formgebung verſucht ein an ſich Immaterielles materiell faßbar zu machen. Wie ſollte das ohne Kampf abgehen! Auf der anderen Seite kann etwas nur Kunſt werden durch dieſe Mitteilung. Die höchſte Fähigkeit der Produktivität wird ſolange nicht Kunſt zu ſchaffen vermögen, als es ihr nicht gelingt, Form zu geben. Das Material zu dieſer Form findet ſich naturgemäß in der materiellen Welt. Für die Muſik iſt dieſes Material der Ton, und als Geſtaltungsmittel dieſes Tones erweiſt ſich das ordnende Element des Rhythmus. Die Kraft, die den Ton erzeugt, iſt die Stimme des Menſchen und das Inſtrument. Das ſind die Kräfte der ſinnlichen Welt innerhalb der Muſik. Es verfügen alle Künſte über ſolche ſinnlichen Kräfte, und es liegt in der Natur dieſes ganzen Prozeſſes, wie Kunſt wird, daß es die erleſenſten ſinnlichen Kräfte der materiellen Welt ſind, die hier aufgeboten werden müſſen, um den Mikrokosmos jedes einzelnen Kunſtwerkes in den Makrokosmos der ganzen Welt hineinzuſetzen. Es arbeitet alſo die Kunſt mit den erleſenſten Kräften der Materie, ſie ſteigert dieſe Kräfte aufs höchſte, und ſo iſt es leicht erklärlich, daß immer wieder der Fall eintreten kann, daß der Wert dieſer Kräfte an ſich ſo offenſichtlich, ſo berückend wird, daß darüber vergeſſen wird, daß dieſe Kräfte nur Mittel zum Zwecke werden, vielmehr wird die höchſte Mitteilung, die wunderbarſte Entfaltung dieſer Kräfte zum Zweck. Wir erleben dieſe Erſcheinung, die wir als formaliſtiſche Periode in den verſchiedenen Kunſtentwickelungen zu bezeichnen pflegen, auf allen Gebieten, aber nirgendwo haben ſie an ſich ſo Berückendes und Wertvolles geſchaffen wie in der Muſik. Der Grund dafür liegt in der Tatſache, daß das Material, mit dem die Muſik arbeitet, von höchſter ſinnlicher Schönheit iſt, daß es überdies in ſeiner Natur etwas hat, was für den erſten Augenblick ſelber als etwas Immaterielles, als etwas Seeliſches wirken kann. Der Ton iſt jene ſinnliche Kraft, die auf den Menſchen den ſtärkſten Eindruck macht, was ſich ja ſchon aus der Tatſache ergibt, daß die Sprache mit dieſem gleichen Material arbeitet und das Material, wodurch der Menſch eindringlich zu wirken ſucht, der Ton der Sprache iſt. Aber zu dieſem wunderbaren Wohllaut, zur unendlichen Mannigfaltigkeit in Farbe und Höhe des Tones kommt die Tatſache, daß dieſer Ton nicht feſtzuhalten iſt, daß er vorübergehend iſt. Es liegt für den nicht phyſikaliſch eingeſtellten menſchlichen Verſtand etwas durchaus Immaterielles in der Art, wie die Tonfluten auf ihn eindringen, wie ſie wieder weggehen, bis längſt, nachdem der Ton verklungen iſt, in unſeren Sinnen, ja wir müſſen ſagen, in unſerer Seele ſeine Wirkung nachzittert. Gewiß, auch die geſprochene Dichtung hat etwas Verwandtes, aber doch in viel geringerem Maße. Die Worte haften als etwas Bleibendes in uns, ſie ſind überhaupt etwas begrifflich Feſtſtehendes, mit dem ein jeder arbeiten kann, der Ton hingegen iſt nicht zu faſſen. So erklärt es ſich, daß bereits eine rein äußerlich aneinandergereihte Fülle von Tönen auf uns Wirkungen auszuüben vermag, denen wir die Bezeichnung des Seeliſchen nicht völlig vorenthalten können. Gewiß wirken da äußere Umſtände mit, aber man bedenke doch den eigenartigen Zauber, den etwa in Natureinſamkeit der bloße Glockenklang auslöſt. Es iſt keineswegs dazu nötig, daß in uns durch dieſes Glockenklingen religiöſe Vorſtellungen hervorgerufen werden. Es iſt rein der Klang der Glocken an ſich, und die Kuhglocken einer weidenden Herde erreichen unter Umſtänden dasſelbe wie das Geläute eines Domes. So zeigt uns denn auch die Geſchichte der Muſik ein Bild des Auf und Ab zwiſchen den ſinnlichen und den ſeeliſchen Kräften der Muſik. Das Ideal iſt und bleibt, daß ein möglichſt reiches ſeeliſches Leben in möglichſt herrlicher ſinnlicher Form zum Ausdruck gebracht wird.

Zur Erreichung dieſes Ideals führen verſchiedene Wege. Nach meinem Gefühl ſehen wir es in den beiden aufeinanderfolgenden deutſchen Muſikern Mozart und Beethoven verwirklicht. Die Wege jedoch, auf denen ſie beide zum Ziel gelangt ſind, ſind ſich ſtracks entgegengeſetzt. Die Wege, die von ihnen weiterführen, gehen nach den entgegengeſetzten Seiten. Ich müßte hier eine eingehendere geſchichtliche Darſtellung geben, um das bis ins einzelne zu zeigen, und kann darauf um ſo eher verzichten, als, wer danach verlangt, dieſe Darſtellung in meiner ſoeben bei Greiner und Pfeiffer erſchienenen Broſchüre „Die kulturelle Bedeutung der Muſik“ findet. Es genügen ſomit wenige Worte.

Mozart iſt Vertreter der Sinnlichkeit in der Muſik. Er komponiert aus dem Weſen des Inſtruments, der Menſchenſtimme heraus, ſchafft ſo, daß dieſe ihre Fähigkeiten im ſchönſten Lichte leuchten laſſen kann. Er ſtrebt die ſchönſte Schönheit in Melodie, Rhythmus und Formengebung an. Es bleibt eins der größten Wunder an dieſem ſo wunderbaren Mann, daß er trotzdem in ſo hervorragendem Maße Ausdrucksmuſiker iſt. Die Erklärung dafür liegt darin, daß ſeine Art zu empfinden der allgemeinen Empfindungsweiſe nicht entgegengeſetzt war. Das Fauſtiſche fehlt in Mozart. Auch das Titaniſche. Sein Schaffen iſt wonniges Schaffen, göttliche Heiterkeit. Er unterſcheidet ſich von der übrigen Welt nicht durch die Art des Empfindens, ſondern durch deſſen Tiefe und Stärke. So entſprechen ihm die vorhandenen Formen der Muſik, denn dieſe ſind ja als typiſcher Ausdruck typiſchen Empfindens entſtanden. Wenn er die vorhandene Form möglichſt reich und ſchön ausgeſtaltete, ſchuf er das ſeiner Art zu fühlen Entſprechende. Im Gegenſatz zu der unendlichen Mehrzahl der übrigen Muſiker gab er, indem er höchſte ſinnliche Schönheit der Muſik erſtrebte, gleichzeitig die Empfindungen einer ideal ſchönen Seele wieder.

Beethovens Art iſt davon grundverſchieden. Es wirkt wie ein Symbol, daß er taub wurde, alſo des Sinnes beraubt war, der die Sinnlichkeit der Muſik vermittelt. Ihm kommt es nur darauf an, ein ſeeliſches Erlebnis auszudrücken. Das Wie des Ausdrucks wird völlig beſtimmt durch das Was. Dieſes Was iſt von höchſter perſönlicher Eigenart. Das Titanentum hat niemals eine ſtärkere Vermenſchlichung erhalten als durch Beethoven. Beethoven verſchmäht keineswegs die muſikaliſche Sinnlichkeit, aber ſie iſt ihm lediglich Mittel zum Zweck, Ausdrucksmittel. Er komponiert nicht mit Rückſicht auf die Faktoren der Wiedergabe der Muſik. Es iſt ihm — natürlich ſo ſchroff nur in der Theorie — ganz gleichgültig, ob und wie das, was er komponiert, aufgeführt werden kann. Das Komponieren iſt bei ihm eine rein geiſtige Tätigkeit. Es geſchieht nicht mehr aus den Inſtrumenten heraus und für Inſtrumente, es iſt ein Schaffen mit einem geiſtigen Material. Die Umſetzung in die ſinnliche Hörbarkeit iſt Aufgabe zweiter Bedeutung, die erſt nachher in Erwägung zu ziehen iſt. So bedeutet Beethovens Kompoſition die Entſinnlichung der Muſik. Dennoch iſt bei ihm ebenfalls wieder das ideale Verhältnis von Form und Inhalt erreicht und damit auch ein ideales Verhältnis von ſeeliſchem Gehalt und ſinnlicher Formenſchönheit der Muſik. Das liegt, wie ſchon hervorgehoben, an der Fähigkeit Beethovens, ſein urperſönliches Erleben ſo gewaltig zu ſteigern, daß es zum Typus wird. Genau ſo, wie es Goethe gelungen iſt, in der einen Geſtalt des Fauſt für uns eine Verkörperung des tiefſten Lebens und Strebens des heutigen Menſchen zu geſtalten. Und genau wie Goethe war auch Beethoven Schönheitsidealiſt. Er ſtrebte hinauf, und das Oben war ihm eine verklärte Höhe. Er iſt eine Natur, die durch Kampf zum Sieg gelangt, deren Lebensziel Harmonie iſt. Sobald der Ausdruck in der Muſik Ziel wird, Ausdruck des wirklichen Erlebens, gewinnt naturgemäß die ganze Lebensauffaſſung auf die Art muſikaliſcher Geſtaltung beſtimmenden Einfluß. Wenn eine der bedeutſamſten neueren ſinfoniſchen Dichtungen, Fritz Kloſes „Das Leben ein Traum“, in ein Dysangelion, eine Unglücksbotſchaft ausklingt, ſo iſt es doch ſchlechterdings unmöglich, daß der Komponiſt zu einem abgeklärten Schönheitsausdruck gelangen kann. Wer die Fülle von Widerſprüchen darſtellt, wer mit Richard Strauß im Leben eines Helden ſogar lauter Kampf mit Dummheit, Geiſtloſigkeit und widerwärtiger Geſinnung ſieht, der kann naturgemäß dieſem Helden faſt niemals einen Augenblick ein harmoniſches, ungetrübtes Schönheitsdaſein verſchaffen. Es iſt dieſe ganze Einſtellung der Weltauffaſſung, die ſelbſt einem zur ſinnlichen muſikaliſchen Schönheit ſo ungemein berufenen Muſiker wie Richard Strauß ein längeres Verweilen in ungetrübtem muſikaliſchem Schönheitsausdruck unmöglich macht.

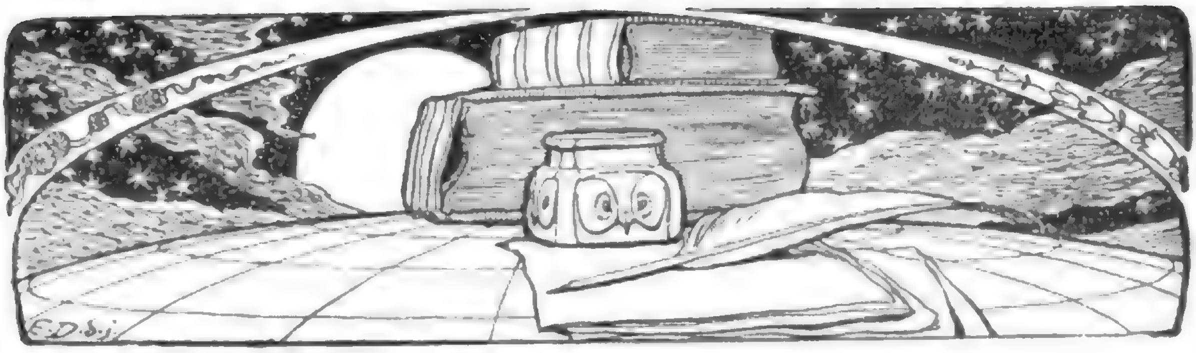
Neben dieſer allgemeinen geiſtigen Entwickelung iſt dann die ausſchließlich muſikaliſche von verhängnisvoller Bedeutung geworden. Die Richtung Beethoven hat hier völlig geſiegt. Muſik als Ausdruck, Muſik, geſchaffen, um ein ſeeliſches Erleben mitzuteilen, nicht aber um irgend einem Inſtrument, einem Mitteilungsmittel der Muſik Gelegenheit zu geben, für ſich zu glänzen. Aus der Sinfonie Beethovens wurde die ſinfoniſche Dichtung, die anſtrebt, eine in ihrem Gang weſentlich beſtimmte Entwickelung ſeeliſchen Erlebens durch Muſik zu veranſchaulichen. Dadurch konnte es nur ein ganz außergewöhnlicher Zufall fügen, daß eine ſogenannte typiſche Form, überhaupt eine muſikaliſche Geſtaltung, die für die Allgemeinheit den Eindruck einer fertigen Form hervorruft, geeignet war für den Ausdruck der Gedanken. In der Regel war das mitzuteilende Erlebnis ſo individuell, daß es zur genauen Mitteilung einer ganz neuen, für dieſes Erlebnis allein gültigen Form bedurfte. Die Allgemeinheit pflegt ſo etwas dann einfach als Formloſigkeit zu bezeichnen. Je genauer, je mehr in die Einzelheit hinein ein ſeeliſcher Inhalt dargeſtellt werden ſollte, eines um ſo ſprechenderen und genaueren Ausdrucks bedurfte es, um dieſes Mitzuteilende der Umwelt verſtändlich zu machen. Am einfachſten offenbart ſich dieſe Tatſache in der Art, wie die Komponiſten nach ſolchen Verdeutlichungsmitteln ſuchten. Richard Wagner erklärte das Ausmünden der letzten Beethovenſchen Sinfonie in Geſang aus dem Bedürfnis des Muſikers, ſich der Poeſie in die Arme zu werfen, um wirklich deutlich und klar ſagen zu können, worauf es ankommt. Liſzt hatte bei der Danteſinfonie den Gedanken, große maleriſche Dioramen vorüberziehen zu laſſen. Der oben erwähnte Fritz Kloſe läßt zum Schluß in melodramatiſcher Art ſein Dysangelion verkünden. Guſtav Mahler hat unter anderem einer Singſtimme dieſe Auslöſungen der muſikaliſchen Stimmung in das deutliche Wort übertragen. Das iſt die eine Art, bei der durch die Verbindung mit einer anderen Kunſt der „Undeutlichkeit“ der Muſik abgeholfen werden ſoll. Es zeigt ſich hier doch zum mindeſten, daß dieſe Undeutlichkeit als Übelſtand empfunden wird, während z. B. Schopenhauer, aber auch viele der Romantiker umgekehrt in ihr ein Geheimnis der erhöhten Wirkung der Muſik ſehen. Freilich ſprechen ſie dann nicht von Undeutlichkeit, ſondern von Befreiung des Ausdrucks aus den Feſſeln der irdiſchen Kleinheit und der irdiſchen Qual. Die andere Art bleibt innerhalb des muſikaliſchen Gebietes. Aber auch ſie wird durch das Beſtreben der Vergeiſtigung der Muſik, genauer: durch das Verlangen nach beſtimmtem gedanklichem Reichtum und nach klarer Ausdrucksweiſe beherrſcht. Gegenüber der Ungehemmtheit des rein geiſtigen Lebens, gegenüber der Fülle ſeeliſcher Gefühle bedeutet naturgemäß ihre Geſtaltung in ſinnlich faßbare Materie Einengung. Jegliches Inſtrument, die Menſchenſtimme mit eingeſchloſſen, hat einen beſtimmt umſchriebenen Tonumfang. Des ferneren erhält es durch eine beſtimmte Färbung des Klanges, durch ſeine Grenze hinſichtlich der Stärke und der Modulationsfähigkeit unüberſchreitbare Grenzen. Es ergibt ſich daraus, daß die Verwendbarkeit jeglichen Inſtruments gegenüber einem ſeeliſchen Inhalt begrenzt iſt. Die auf Sinnlichkeit abzielende Periode der Muſik ſah lediglich das Vermögen, das poſitive Können des einzelnen Inſtrumentes an und ſchuf eine Muſik, bei der dieſes Inſtrument ſeine Kräfte in ſchönſter Weiſe zeigen konnte. Alſo wenn man Ausdrucksmuſiker war wie Mozart, gab man dem Inhalt eine Form, die dem Inſtrument Gelegenheit bot, das Auszuſprechende möglichſt ſchön zu ſagen. Wir haben von Mozart z. B. den Ausdruck, daß eine Arie dem Sänger paſſen müſſe wie ein gut gearbeitetes Kleid, oder er ſagte bei einer Klavierſonate, er hätte dabei die Eigenart des Klaviers der Dame, für die die Sonate beſtimmt war, nicht genügend berückſichtigt. Umgekehrt haben wir bei Beethoven bereits häufig den Fall, daß die Ausführenden, Sänger wie Inſtrumentaliſten, ihm gegenüber geltend machen: daß ſei nicht zu ſpielen oder zu ſingen. Dem trefflichen Schuppanzigh warf er dabei einmal entgegen: „Glaubt er denn, daß ich an ſeine elende Geige denke, wenn ich komponiere?“ Je mehr der Muſiker nur auf den Ausdruck ſeines ſeeliſchen Erlebniſſes bedacht iſt, je weiter er alſo auf dem von Beethoven gewieſenen Wege der Muſik als Seelenſprache vorſchreitet, um ſo mehr wird das Komponieren zu einem Geſtalten innerhalb der geiſtigen Welt. Das Material, mit dem der Komponiſt arbeitet, beſteht dann gewiſſermaßen bloß noch aus den Notenköpfen. Sie dienen ihm zur Veranſchaulichung deſſen, was er innerlich hört. Die Frage, ob dieſes innerlich geiſtig Gehörte auch körperlich hörbar gemacht werden kann, tritt dabei ganz während des Schaffens in den Hintergrund. Nun iſt aber ja dieſe bloß geſchriebene Muſik doch unlebendig; damit ſie lebendig wird, muß ſie zum Hören gebracht werden, und zu dieſer Umſetzung ins Hörbare bedarf es der Inſtrumente oder der Stimme. Es iſt ganz klar, daß, während früher der aufs Sinnliche bedachte Komponiſt in dieſen Inſtrumenten und der Stimme ſeine Bundesgenoſſen ſah, der Komponiſt der zweiten Art in ihnen eher die Feinde ſieht; ſie ſind es, die ihm die Grenzen des Ausdrucks aufſtellen. Es wird immer unmöglich ſein, dieſe Grenzen völlig zu überwinden. Wenn einer der Menſchenſtimme Töne zumutet, die nicht mehr innerhalb der Menſchenſtimme ſind, ſo iſt es eben einfach eine Unmöglichkeit, dieſen Geſang zum Ausdruck zu bringen. Aber es liegt doch dann in der Natur der Sache, daß der Komponiſt ſtets darauf bedacht iſt, dieſe Grenzen zu erweitern. Das iſt die natürliche Erklärung und gleichzeitig die künſtleriſche Rechtfertigung für die ſtete Vergrößerung des modernen Orcheſterapparates, für die immer weiter getriebene Verteilung der Inſtrumentalſtimmen, für das ſtete Suchen nach neuen Inſtrumentaleffekten, für die Einführung ganz neuer Inſtrumente. Richard Strauß hat bereits eine Windmaſchine eingeführt; Guſtav Mahler hat in ſeiner neuangekündigten ſechſten Sinfonie dem Schlagwerk Aufgaben zugemutet, die wenigſtens zunächſt etwas geradezu Variétéhaftes haben. Man ſieht, daß auf dieſem an ſich doch gewiß ganz künſtleriſchen Wege die muſikaliſche Ausdrucksweiſe geradezu zu einem techniſchen Problem wird, alſo in den Bereich des Verſtandesmäßigen hinübergeführt wird.

Ich möchte, bevor ich ein Urteil über dieſe ganze Entwickelung gebe, zeigen, daß nicht nur dieſe rein muſikaliſche Seite zu einer Betonung des Verſtandesmäßigen führte, ſondern auch zeigen, wie das Geiſtige aus dem Seeliſchen ins Verſtandesmäßige hineingeriet. Das Dichten in Tönen Beethovens ſetzt ein ſehr großes perſönliches Erleben voraus, ein perſönliches Erleben in großen Formen, will ich damit ſagen. Auf wie einfache Formen läßt ſich der Entwickelungsgang der einzelnen Beethovenſchen Sinfonien ebenſo wie der ſeiner Sonaten bringen. Es iſt ein Erleben, in das wir alle mehr oder weniger untertauchen können. Das iſt natürlich nur möglich geworden durch die ungeheure ſeeliſche Arbeit des Meiſters, durch die gewaltige Selbſtzucht und eine Art großartiger Beſcheidenheit, die das Kleinliche und Zufällige zu unterdrücken vermag zugunſten der Herausarbeitung der großen Linien. Goethe hat einen Fauſt geſchrieben und tauſend lyriſche Gedichte. Das eine Mal gab er das Drama der Menſchheit im eigenen Erleben, das andere Mal ſchilderte er Augenblicke oder gab den Ausdruck von Momenten ſeeliſchen Erlebens. Auch dabei gelang es ihm zumeiſt, aus dem Einzelfall die Bedeutung für die Geſamtheit, die Erhöhung ins Typiſche zu gewinnen. Schubert hat für den unbegreiflichen Reichtum ſeines Empfindens ſich in ſechshundert Liedern Luft geſchafft; die Zahl der großen Werke blieb demgegenüber ſehr beſchränkt. Ich brauche nicht im einzelnen auszuführen, da ja die ganze Geiſtesgeſchichte der Neuzeit es beweiſt, wie es ſich allmählich herausgebildet hat, daß der einzelne zur Überſchätzung ſeines Erlebens neigt. Der ganze Subjektivismus unſerer Kunſt, das Schwelgen in Miniaturſtimmungen, die Züchtung des Herrenmenſchentums uſw., alle dieſe Erſcheinungen weiſen denſelben Weg der Entwickelung. Ich verweiſe nur auf den bedeutendſten unſerer Sinfoniker, Richard Strauß. Alle ſeine Werke ſind perſönliche Lebensbekenntniſſe. In ſteigendem Maße ſind ſie aus dem Typiſchen ins höchſt Perſönliche hinüberentwickelt. Manchmal kommt es ſo, daß die Erlebniſſe derartig individuell ſind und in einer ſo individuellen Bekenntnisform bleiben, daß ſie für die Geſamtheit ohne Intereſſe werden. Wenn aber der Künſtler ſein kleinſtes Erleben in der nur für ihn verſtändlichen und gültigen Form derartig hoch einſchätzt, ſo fehlen ihm naturgemäß die Steigerungsmittel für den Ausdruck des allgemein Gültigen, des Rieſenhaften. Die Schilderung des häuslichen Lebens nimmt dann Formen an, die für die Schilderung der Entwickelung einer weltbedeutenden Frage nicht mehr geſteigert werden können, und eine an ſich ganz harmloſe Streiterei zwiſchen Frau und Mann in der „Symphonia domestica“ wächſt ſich zur Rieſenſchlacht aus. Je kleiner aber nun an ſich der innere Lebens- und Wahrheitsgehalt des Kunſtwerks iſt, um ſo mehr müſſen große Formen innerlich leer bleiben, ſie können nur künſtlich gefüllt werden durch eine Steigerung des ganzen äußerlichen Drumherums. All dieſes Schildernde, dieſe Betonung des Epiſodiſchen iſt im Weſen nicht mehr ſeeliſch, ſondern verſtandesmäßig. Im Gegenſatz zu Bach ſehen wir denn auch die neuentwickelte große kontrapunktiſche Polyphonie den Charakter der Bereicherung des Seeliſchen einbüßen und dafür als Gegeneinanderſpielen des Gedankenhaften erſcheinen. Das iſt der eine Gang. Ein zweiter Weg iſt der folgende.

Wenn das eigene dichteriſche Vermögen zum großen Erlebnis nicht ausreicht, d. h. wenn die eigenen ſeeliſchen Erlebniſſe nicht ſo gewaltig ſind, daß ſie zur Geſtaltung eines großen Gebildes ausreichen, ſo kann ich, anſtatt ſelber eigenes Erleben zu dichten, das Erleben anderer dichten. Gewiß iſt auch das eine hohe künſtleriſche Kraft, aber es iſt doch eine Kraft des Nachlebens, nicht des urſprünglichen Erlebens. Man denke an die Fähigkeit, das gewaltige Schaffen eines hiſtoriſchen Menſchen in künſtleriſcher Form zu geſtalten. Man könnte ein großartiges Napoleondrama dichten, ohne doch ſelber die Fähigkeit des Tatgenies Napoleon zu beſitzen. Für die bildenden Künſte iſt das der ganz natürliche Weg, daß darin mitgeteilt wird, was die Welt außer uns ſelbſt zuträgt. In der Dichtung, im Drama zumal, iſt es wenigſtens ein ungeheuer häufiger Fall, und es iſt eigentlich nur die Lyrik, in der wir von vornherein die Mitteilung eines rein perſönlichen Erlebniſſes erwarten. Es iſt aber klar, daß in der Muſik der Fall viel ſchlimmer und ſchwerer liegt. Gerade wenn die Muſik Ausdruck ſeeliſchen Erlebens ſein ſoll, muß ſie den Charakter des ſubjektiven Bekenntniſſes tragen. Es war unendlich leichter für den Muſiker, der in ſeiner Kunſt im weſentlichen die ſinnliche Schönheit anſtrebt, die Welt des von außen her Empfangenen mitzuteilen, als für den eigentlichen Ausdrucksmuſiker. Es iſt bezeichnend, daß an den Eingangspforten der neuen Inſtrumentalmuſik bereits die franzöſiſche Programmmuſik ſteht, kleine Schilderungen und Abkonterfeiungen äußerlich, ſinnlich erfaßter Vorgänge. Nicht etwa, als ob nun der Ausdrucksmuſiker uns nicht mitteilen könnte, was von außen her in ihn hineindringt, aber er kann uns dann doch eigentlich nur die Empfindungen mitteilen, die das Ereignis in ihm geweckt hat. Es iſt von außerordentlicher Schwierigkeit, dabei dann gleichzeitig ſo viel von den äußeren Stimmungsfaktoren mitzuteilen, daß wir, um in die Empfindungswelt des Komponiſten einzudringen, jene äußeren Hilfsmittel gleichzeitig verwerten können. Man nehme als Beiſpiel die „Waldſzenen“ von Schumann. Der Komponiſt hat hier ganz beſtimmte Titel über die einzelnen Tonſtücke geſetzt. Es ſind da „Einſame Blumen“ oder „Eine verrufene Stelle“ oder dergleichen. Man wird aber in dieſen Tönen an ſich umſonſt etwas ſuchen, was den ſinnlichen Eindruck dieſer Stellen mitteilt. Der Komponiſt gibt uns lediglich die Empfindung, die ihm die betreffende Welterſcheinung geweckt hat. Demgegenüber ſteht nun die ungeheure Maſſe jener Salonmuſik, die z. B. für Waſſerrauſchen oder dergleichen ganz beſtimmte Tonfiguren anwendet, die das Rauſchen des Waſſers verſinnbildlichen ſollen. In unvergleichlich gehobener Weiſe zeigt dieſe letzte Art Richard Wagner in „Rheingold“. Das einfachſte Verſtändnis für dieſes Verhältnis aber geht uns auf gegenüber den Liedern Schuberts. Vor allem in den bekannten Liedern von der ſchönen Müllerin. Mir erſcheint dieſe Art immer als das denkbar höchſte von Liedſchöpfung, weil hier Begleitung und Melodie in ſo wunderbarer Weiſe zu einer höheren Einheit zuſammenwirken. Die Klavierbegleitung in dieſen Liedern gibt z. B. das Rauſchen des Baches. Dieſe Klavierbegleitung an ſich reicht völlig aus, in uns ein Gefühl für die Stimmungen dieſes Natureindruckes zu wecken. Unabhängig von dieſem Natureindruck iſt dann die Melodiebildung, die das Gedicht uns in erhöhter Weiſe nahebringt. Dieſes Gedicht iſt aber ja doch ein Ausfluß, eine ſubjektive Zentraliſierung aus den Stimmungen, die aus jenem Natureindruck geſchöpft worden waren. Der Hörer erhält alſo in einem derartigen Liede gleichzeitig die außerhalb der Perſon des Dichters liegende Stimmungswelt, die überhaupt in dem Dichter erſt den Untergrund für ſeine nachherige Kunſtſchöpfung erzeugt hat, und aus dieſem natürlich herauswachſend den Eindruck dieſes perſönlichen Erlebniſſes. Die Muſik kann ein gleiches auch ohne die Zuhilfenahme des Wortes, wenn auch naturgemäß weniger deutlich erreichen. Ich erinnere für dieſen Fall an Beethovens „Paſtoralſinfonie“, wo auch die Naturvorgänge ſelber eine bedeutende Schilderung erfahren, aber nur inſoweit als es nötig iſt, damit der Hörer ſelber für ſich die Stimmungsmomente erhält, alſo gewiſſermaßen ſoweit, wie beim Drama die Szenerie der Bühne mithelfen ſoll zur Erhöhung des Dichterwortes. Es iſt leicht einzuſehen, daß dieſes günſtige Verhältnis eigentlich nur dann eintreten kann, wenn Vorgänge der äußeren ſinnlichen Welt mit dem ſeeliſchen Erleben eines einzelnen in urſächlichen Zuſammenhang gebracht werden können. Wenn Liſzt für eine ſeiner Sinfonien uns die Seelenſtimmungen mitteilt, deren er auf dem Gipfel eines Berges teilhaftig wird, ſo kann er uns da ſehr weit mit ſich führen, auch wenn er mehr in der Schilderung des äußeren Geſchehens ſtecken bleibt. Wir gewinnen auf dieſe Weiſe dann ſelber Stimmungen, zu deren Auslöſung es nicht mehr ſo ſtarker mithelfender Kräfte bedarf. Unendlich ſchwieriger dagegen wird ſich dieſes günſtige Verhältnis der Einſtimmung der die Kunſt Empfangenden herſtellen laſſen, wenn der den Künſtler erregende, ſein Nachleben hervorrufende Faktor im geiſtigen Leben liegt. Wenn Liſzt durch Kaulbachs Gemälde von der Hunnenſchlacht die Anregung zu einer ſinfoniſchen Dichtung erhält, ſo wird nur jener günſtig genug zum Empfang dieſer ſeiner Tonſchöpfung vorbereitet ſein, der das Gemälde Kaulbachs kennt und von ihm einen Eindruck empfangen hat. Dasſelbe gilt etwa von der Danteſinfonie. Immerhin gibt es auch hier zweifellos Themata, die in allen Hörern eine gewiſſe allgemeine Stimmung von vornherein auslöſen. Der einzige Name Fauſt genügt, um in jedem, der als Kunſthörer überhaupt in Betracht kommt, gewiſſe ſeeliſche Stimmungen wachzurufen, durch die er willig und fähig wird, einem einzelnen nun nachzufolgen, wenn der ihm ſeine Nachempfindung bei Fauſt vorführt. Denn darauf kommt es an für die Muſik. Wenn die Muſik weiter nichts geben ſoll als eine Umſchreibung des in das Dichterwort Gefaßten oder im Gemälde Mitgeteilten, ſo iſt ſie herzlich überflüſſig; denn ſie wird in der Beſtimmtheit dieſer Mitteilung niemals dieſe anderen Künſte erreichen können. Wohl aber kann ſie in unendlich höherem Maße als dieſe anderen Künſte das rein ſeeliſche Empfinden, das der betreffende Vorgang in einem Menſchen auszulöſen vermag, mitteilen. Aber es ergibt ſich ſchon hier, daß alle muſikaliſche Ausſprache eines derartig von anderer Seite her empfangenen Begriffs naturgemäß die völlige Umſetzung dieſer Welt aus einem begrifflichen oder äußerlich ſinnlichen Erfahren in ein ſeeliſches Erleben bedeutet. Es iſt demnach auch klar, daß der Komponiſt nur dann als wirklich überzeugender Muſiker ſchaffen kann, wenn in dem gewählten Vorwurf wenigſtens für ihn die Vorbedingungen eines ſtarken ſeeliſchen Erlebens vorhanden ſind. Wenn z. B. Liſzt Taſſo aufgreift, ſo tut er das, weil ihm das Schickſal dieſes einzelnen Künſtlers gewiſſermaßen als typiſch erſcheint für das Geſchick des Künſtlers überhaupt, weil ſein eigenes perſönliches Erleben in ihm die Empfindungswelt dieſes Taſſo hervorzurufen vermag. Dieſe Fälle ſind aber in der geſamten neueren ſinfoniſchen Literatur ungeheuer ſelten. Viel zahlreicher ſind jene, daß der Muſiker eine geiſtig aus der Dichtung gewonnene Geſtalt gewiſſermaßen objektiv wählt. Er hofft die verſchiedenen beſonders charakteriſtiſchen Seelenſtimmungen, die der Betreffende erlebt, uns durch ſeine Muſik ſtark veranſchaulichen zu können. Zu dieſem Zwecke bedarf es ſchon beinahe immer der Hilfe des gedruckten Programms. Wir müſſen, ſei es durch genaue Kenntnis der betreffenden Geſtalt oder durch einen beſonderen, außerhalb des muſikaliſchen Werkes empfangenen Hinweis wiſſen, worauf es dem Künſtler in dieſem Falle ankam. Es wird ſich alſo die endgültige Frage faſt immer dahin zuſpitzen, wie ein Muſiker es vermocht hat, etwas Gegebenes auszudrücken. Wir erkennen hier ganz deutlich, wie auf dieſem Wege, der ſcheinbar immer zu einer Bereicherung des Inhalts der Muſik führen wollte, in Wirklichkeit die rein äußerliche Einkleidung eines bereits vorher vorhandenen Gehalts gelungen iſt. Das iſt das Verhängnisvolle, daß der ſeeliſche Inhalt dieſer betreffenden Kunſtwerke bereits ohne dieſe Kunſtwerke vorhanden war.

Es geht aber hier noch weiter. Es tritt auf dieſem Wege ſogar die rein äußerlich erfaßte Sinnlichkeit der Muſik wieder in die Herrſchaft ein, inſofern es oft genug gerade die äußeren Begleitumſtände ſind, die die Muſik leicht veranſchaulichen kann. Es iſt viel leichter für die Muſik, eine Schlacht als Schlachtenlärm nachzumachen, alſo gewiſſermaßen in unſerer Phantaſie das Bild einer ſolchen Schlacht wachzurufen, als die Empfindungen zu ſchildern, die ein irgendwie mit dieſem Vorgang in Verbindung gebrachter Menſch während des Vorgangs fühlt. Es iſt viel leichter, etwa bei Belſazar — wir haben eine ſinfoniſche Dichtung dieſer Art im letzten Jahr zu hören bekommen — den Feſtesprunk und auch die Zerſtörung dieſes Feſtes durch das Eingreifen der ſtrafenden göttlichen Macht zu ſchildern, als mitzuteilen, welche ſeeliſchen Empfindungen in einem Menſchen von heute, im Komponiſten dieſe Epiſode Belſazar hervorruft. Dieſes letztere aber wäre die Aufgabe einer wirklich ſeeliſchen Muſik, nicht das erſtere. Es iſt ganz natürlich, daß es auch hier Fälle geben kann — gerade Belſazar gehört dazu —, bei denen bis zu einem gewiſſen Grade die rein äußerlich nachgehende, gewiſſermaßen malende Schilderung des Ereigniſſes ausreicht, um nun im Hörer ſeeliſche Stimmungen auszulöſen. Aber man darf ſich kein Hehl daraus machen, daß dieſe Art der ſinfoniſchen Dichtung ſich nur durch das Format und durch den Aufwand an Farbigkeit von jener ſo verachteten Salonmuſik für Klavier unterſcheidet, bei der das Klavier eine Spieluhr etwa nachahmt oder eine Äolsharfe. Auch da erreicht der Komponiſt ja nicht bloß, daß man ihm ſagen kann: du haſt die Geſchichte verhältnismäßig ſehr gut nachgeahmt, ſondern er erreicht auch, daß in uns dieſelben Stimmungsreize entſtehen können, die in der freien Natur das ſeltſame Klingen der Äolsharfe hervorzurufen vermag. So kann dieſes Dichten in Tönen ſchließlich bei einer ganz äußerlich erfaßten, in ihrem Weſen unſeeliſchen Programmmuſik münden. Das Unglück wäre nicht ſo groß, wenn nun wirklich dieſes Enden bei der von äußeren Dingen beſtimmten Muſik gleichzeitig ein ſinnliches Muſizieren wäre. Aber leider iſt auch dieſer Gruppe der ſinfoniſchen Dichtung gegenüber jene durch das Streben nach ſeeliſchem Ausdruck geſchaffene formale Entwickelung in Geltung geblieben, die eigentlich die Entſinnlichung der Muſik bedeutet. Wir haben dann das unerquickliche Verhältnis des rieſigen Orcheſterlärms um ein Nichts oder um ganz äußerliche Dinge.

(Schluß folgt.)



Literarische Rundschau

Zwei Toten zum Gedächtnis

(Henrik Ibſen — Claire von Glümer)

Selten wohl hat ein Dichter ſein Lebenswerk ſo rund und ſauber abgeſchloſſen wie **Henrik Ibſen**, der am 23. Mai d. J. im 79. Jahre ſeines Lebens von uns gegangen iſt. Sein letztes Werk, das 1899 erſchienene Drama „Wenn wir Toten erwachen" bezeichnete er als Epilog, und in der Tat iſt es denn auch, woran viele bis zuletzt noch immer nicht glauben wollten, ſein Schwanengeſang und der Schlußpunkt hinter ſeinem letzten Vermächtnis geblieben. Für die ſchöpferiſche Literatur war der Norweger alſo bereits ſeit ſieben Jahren ein Toter; ſein Wirken auf die europäiſche Dramatik kann aber durch ſeinen leiblichen Tod nicht gehemmt werden, ſondern wird noch auf lange hinaus eine ſtählende Kraft ausüben. Auch Ibſen gehört, wie jeder ſchaffende Geiſt, zunächſt ſeinem nordiſchen Vaterlande an, doch darf Deutſchland den Ruhm für ſich in Anſpruch nehmen, ihn am tiefſten begriffen, ſeinen Samen am liebevollſten gepflegt und ſein literariſches Lebenswerk am ſorgſamſten geſammelt und verwaltet zu haben. Deshalb hatten wir uns ſchon ſeit Jahrzehnten daran gewöhnt, ihn als einen der Unſeren zu betrachten, und keine Nation hat auch nur annähernd ſo viele ernſte und eindringende literariſche Veröffentlichungen über ihn aufzuweiſen wie die deutſche.* Auch unſere „Monatshefte" haben dieſem in ſeinem erſten Range unbeſtrittenen Führer der europäiſchen Gegenwartsliteratur mehr als einmal in großen zuſammenfaſſenden Aufſätzen gehuldigt: ſo ſchrieb im Aprilheft 1890, nachdem gerade die „Frau vom Meere" erſchienen war, Paul Schlenther über ihn, und acht Jahre ſpäter, zwiſchen Ibſens vorletztem Werke „John Gabriel Borkman" (1896) und ſeinem „Epilog", faßte Prof. Richard M. Meyer zu des Dichters 70. Geburtstage noch einmal alles zuſammen, was über ſeine äußere und innere Entwickelung wie über das grundlegende Weſen und den letzten Sinn ſeiner Dichtung zu ſagen war. Daß dieſes Dichters letztes Bekenntnis bitterer und reſignierter ausklang, als man es damals annehmen konnte, vermag an jener Geſamtwürdigung nichts zu ändern; die dritte Stufe der Ibſenſchen Dramatik, die zu immer ſteileren ſymboliſchen Höhen der Weltbetrachtung hinaufführte, ließ ſchon damals erkennen, daß ſein dichteriſches Lebensbekenntnis nicht in einem jubelnden Optimismus ausklingen, ſondern ſich eher ſtill und demütig beſcheiden werde, ohne doch den Stolz des freien Willens, den er allzeit gepredigt hat, ſich beugen zu laſſen.

Das Bedeutendſte, was die deutſche Ibſen-Verehrung hervorgebracht hat, iſt die große **deutſche Geſamtausgabe ſeiner Werke**, die nach hiſtoriſch-kritiſchen Geſichtspunkten ſeit dem 70. Geburtstage des Dichters nach und nach in zehn Bänden, herausgegeben von Georg Brandes, Julius Elias und Paul Schlenther, erſchienen und noch vor des Dichters Tode zum Abſchluß gelangt iſt (Berlin, S. Fiſcher; geb. je Mk. 4.50). Dieſe Ausgabe, die einzige, die heute für den ernſten deutſchen Leſer in Betracht kommen kann, nachdem ſie uns all die Überſetzungsſünden der früheren Einzelausgaben enthüllt hat, iſt hier Schritt für Schritt verfolgt worden, ſo daß uns jetzt nur noch übrigbleibt, auf ihren Schlußband, der die Briefe Ibſens enthält, mit ein paar Worten hinzuweiſen. Freilich darf man auch in dieſem Bande nicht etwa einen behaglichen und intimen Plauderer erwarten, der ſein Herz auf der Zunge trägt und das, was ſeine Dramen in ſpröder Schale verſchließen, in geläufiger und bequem verſtändlicher Alltagsſprache auslegt und erläutert. Auch im Bannkreis der Briefe begegnen wir derſelben ſpröden, ſtachligen und ſachlichen Perſönlichkeit, die uns die Werke zeigen, und wer ihres Gewinnes teilhaftig werden will, muß zuvor den ganzen Menſchen und Künſtler erfaßt, muß gleichſam die Sprache ſeiner Seele ſprechen gelernt haben. Nicht von ungefähr ſteht dieſer Band am Schluß der Geſamtausgabe. Hat man aber das ſich im Kerne immer gleich- und treubleibende Weſen dieſes Bekenners erſt einmal erfaßt, ſo werden die Briefe doch ſchließlich mit ſo vertraulichen Zungen zu uns reden, daß wir ſie neben den ſchöpferiſchen Werken nicht mehr entbehren mögen. Zwar hat Ibſen wiederholt betont, daß er eine eingewurzelte Averſion gegen das Geſchäft des Briefeſchreibens habe, und daß es ſein Fehler ſei, ſich wie der Skalde in den „Kronprätendenten" auch vor dem zuverläſſigſten Freunde nie ganz entkleiden zu können; dennoch entſchlüpft ihm hier manches, zumal über ſeine Stellung zu Welt und Menſchen, wie auch zu ſeinen eigenen Werken, was wir aus dieſen ſelbſt nur mit Mühe und nicht ohne Widerſprüche entnehmen würden. Wie wertvoll iſt allein der Satz, den er im Jahre 1880 an ſeinen deutſchen Überſetzer Ludwig Paſſarge geſchrieben hat: „Alles, was ich gedichtet habe, hängt aufs engſte zuſammen mit dem, was ich durchlebt — wenn auch nicht erlebt habe. Jede neue Dichtung hat für mich ſelbſt den Zweck gehabt, als geiſtiger Befreiungs- und Reinigungsprozeß zu dienen. Denn man ſteht niemals ganz über aller Mitverantwortlichkeit und Mitſchuld in der Geſellſchaft, der man angehört."

---

* Hier ſeien nur die wichtigſten kurz aufgeführt: H. Jaeger, Henrik Ibſen (überſetzt von H. Zſchalig; Dresden, Heinr. Minden); Roman Woerner, Henrik Ibſen, 1. Band (München, Beck); Leo Berg, Henrik Ibſen (Köln, Alb. Ahn); Lothar, Henrik Ibſen (Leipzig, E. A. Seemann); A. von Hanſtein, Ibſen als Idealiſt (Leipzig, Freund); E. Reich, Ibſens Dramen (Dresden, Pierſon); Berthold Litzmann, Ibſens Dramen (Hamburg, Voß); für die Frauen und zur Einführung in Ibſens Gedankenkreiſe beſonders zu empfehlen: Lou Andreas-Salomé, Henrik Ibſens Frauengeſtalten (2. Auflage; Leipzig, Eugen Diederichs; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.), eine geiſtvolle, tief eindringende, wenn auch ſtark ſubjektive Analyſe der Nora, Frau Alving („Geſpenſter"), Hedwig („Wildente"), Rebekka Weſt („Rosmersholm"), Ellida („Frau vom Meere") und Hedda Gabler.

Wieviel Selbſtbiographiſches in Ibſens Dramen und Geſtalten lebt, war ja wohl auch ohne dieſe Briefe ſchon bekannt und ohne weiteres einleuchtend; deshalb ergreift es aber nicht weniger, nun auch von dem Dichter ſelbſt beſtätigt zu hören, daß in „Peer Gynt" und im „Brand" ein Entwickelungsſtück ſeines eigenen Ichs ſteckt, und daß andere Werke Stufen ſeines inneren Lebens feſthalten, die er dann überwand oder ganz von ſich abtat. Wie ſeine Werke, ſo kann auch die ſcheinbaren Widerſprüche ſeiner Briefe niemand verſtehen, der nicht das „Geſetz der Umwandlung" begriffen hat und reſpektiert, der nicht weiß, daß auch im Reiche des Genius viele Wohnungen ſind, und daß das Heute nicht dem Geſtern aufs Haar zu gleichen braucht, damit das Ganze am Ende doch eine ſtarke, einheitliche Perſönlichkeit widerſpiegelt. Wie kleinlich hat man Ibſen verdächtigt, als er in einer nachgiebigen Stunde einer norddeutſchen Schauſpielerin (Hedwig Niemann-Raabe) zuliebe den Schluß ſeiner „Nora" zu einem freundlicheren Ausgang umbog, und wie belanglos erſcheint dieſe kleine Augenblicksſchwäche jetzt, wo wir in ſeinen Werken den ganzen Dichter, in ſeinen Briefen den mit jenem ſo harmoniſch zuſammenklingenden Menſchen überſchauen. Auch in den Briefen ertönt Blatt für Blatt die herbe Melodie der überzeugten Leidenſchaft, der Leidenſchaft der Idee und der Leidenſchaft der Wahrheit; aber unter dieſer Kälte, Härte und Strenge des Geſtalters rauſchen doch auch die warmen Quellen des Menſchlichen, wie ſie die Freundſchaft und die mannigfachen ſonſtigen Beziehungen zu den Mitmenſchen und den Ereigniſſen der Zeit hervorrufen. Geiſtreiche Aperçus wird man in dieſem ſtarken Bande ſelten oder gar nicht finden. Holden Phraſen oder ſchmückenden Bildern geht der Briefſchreiber hier genau ſo unerbittlich aus dem Wege wie in ſeinen Dramen und Gedichten, wie in ſeinen Reden und ſeinen Proſaaufſätzen, aber auch Gemeinplätzen und Vorurteilen gönnt er keinen Raum, und kein menſchlicher Vorteil vermag ihn zu bewegen, von der Wahrheit, ſoweit ſie innerliches Gewicht hat, um Haaresbreite abzuweichen. Echt ibſeniſch ſchließt die Briefſammlung mit einer kriegeriſch gepanzerten Abſage an einen holländiſchen Journaliſten, der Ibſens ablehnende Haltung gegen die Burenbegeiſterung des Jahres 1900 kritiſiert hatte. Darin heißt es: „Ich ſtehe bei Ihrer Nation in einer tiefen perſönlichen Dankesſchuld, geehrter Herr Redakteur. Aber man darf nicht die Nachgiebigkeit verlangen, daß ich von dieſer Schuld etwas durch Vergewaltigung meiner Überzeugung abtrage. Sie ſagen zum Schluß, daß die Holländer die natürlichen Verteidiger der Buren in Europa ſind. Warum haben Ihre Landsleute nicht einen wirkungsvolleren Verteidigungsplatz gewählt, ſolange es noch Zeit war? Ich denke an Südafrika. Und dann — ſeine Verwandten mit Büchern und Broſchüren und offenen Briefen zu verteidigen! Gibt es, Herr Redakteur, nicht effektivere Waffen? Ich denke an —. Ihr ergebenſter Henrik Ibſen."

Da haben wir den ganzen Dichter und Menſchen: er redete nicht, er ſchuf und geſtaltete. Er ſuchte die Wahrheit und formte ihre Erkenntniſſe in Werke, die weder Kompromiſſe noch Rückſichten kennen. Mag das, was er uns auf dem Papiere hinterlaſſen hat, einmal vergehen oder unter dem Anhauch der Zeit erblinden — nicht verloren gehen wird der aufrechte Mut, die unerſchrockene Charakterkonſequenz, mit der dieſer Wahrheitsſucher und Wahrheitsbekenner, ohne zu blinzeln, den letzten Dingen und ihren Folgen ins Auge ſah. — —

— — — — — — — — — — — — —

In ungleich engeren Wirkungskreiſen hat ſich das Leben einer anderen literariſchen Perſönlichkeit abgeſponnen, das wenige Tage früher, faſt gleichaltrig mit dem Ibſens, zur Rüſte gegangen iſt. Äußerlich freilich waren die Tage Claire von Glümers (geb. 18. Oktober 1825 zu Blankenburg am Harz) ſo reich an Erlebniſſen wie nur möglich. Sie ſelbſt hat dieſe Schickſale in ihrem vielgeleſenen, erſt kürzlich wieder neu aufgelegten Buche „Aus einem Flüchtlingsleben“ (Dresden, Heinrich Minden; 5 Mk.) ebenſo wahrheitsgetreu wie anſchaulich und feſſelnd beſchrieben. Eine Tochter des Advokaten Carl Weddo von Glümer, der als alter Burſchenſchafter und liberaler Publiziſt ſich in der ſächſiſchen Heimat mißliebig gemacht hatte, wurde auch ſie frühzeitig in das Flüchtlingstreiben der dreißiger und vierziger Jahre hineingeriſſen. So verbrachte ſie den größten Teil ihrer Jugend in Frankreich, namentlich im Béarn und in der Normandie, und kehrte erſt als Sechzehnjährige nach Deutſchland zurück, während ihr Vater noch bis zur Revolution von 1848 warten mußte, ehe ſich auch ihm die Tür zur Heimat wieder auftat. Kaum waren die beiden vereint, als ſie auch ſchon gemeinſam auf neuen Wegen dem alten Ideale der Freiheit nachgingen. Noch im Sturmjahre 1848 folgte Claire ihrem Vater als Gehilfin nach Frankfurt a. M. in die Deutſche Nationalverſammlung, von wo ſie bis zur Kaiſerwahl Parlamentsberichte für die „Magdeburger Zeitung“ ſchrieb. Drei Jahre ſpäter ging ſie nach Dresden, um ihrem Bruder Bodo beizuſtehen, der wegen Beteiligung am Maiaufſtande zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt war. Ein Fluchtverſuch, von der tapferen Schweſter begünſtigt, mißglückte und trug der Helferin eine dreimonatige Haft in Hubertusburg ein. Sie lebte nun in Wolfenbüttel, ihrer zweiten Heimat, bis ſie 1859 nach Begnadigung ihres Bruders ihren Wohnſitz wieder in Dresden nehmen durfte. Hier hat ſie dann, lange Jahre in engem und innigſtem Zuſammenleben mit ihrer Dresdener Freundin Auguſte Scheible, die ihr in jenen ſchweren Prüfungsjahren zu einer treuen Kameradin wurde, bis zu ihrem Tode ihren Erinnerungen und ihrer regen, mannigfach verzweigten ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit nachgehangen. Von ihren novelliſtiſchen Arbeiten, die ſich mit Vorliebe auf franzöſiſchem Provinzialboden, in den Pyrenäen, der Bretagne und dem Béarn bewegten, haben auch die „Monatshefte“ in früheren Jahren wiederholt Proben gebracht („Dunkle Gaben“, Märzheft 1865; „Blut um Blut“, Juniheft 1880; „Lutin und Lutine“, Aprilheft 1883). Nicht umſonſt hatte die Geſchichte mit ſo unerbittlicher und eindringlicher Stimme auch zu der Schriftſtellerin geſprochen: in allen ihren Romanen und Novellen begegnen wir einer lichten, klaren und feſten Sachlichkeit und einem manchmal faſt männlich anmutenden Verſtändnis für die Realitäten des Lebens. Damit geht freundſchaftlich Hand in Hand eine rege, phantaſievolle Erfindungsgabe, die unſeren geſteigerten Anforderungen an die pſychologiſche Kunſt des Dichters nicht mehr überall genügt, die ſich dafür aber auch nirgends auf allzu verſchlungene romantiſche Seitenpfade locken läßt. In ihren ſpäteren Jahren war Claire von Glümer dann hauptſächlich als Überſetzerin tätig, und aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen und Ruſſiſchen hat ſie uns, immer in ſauberſter, geſchmackvollſter Form, ſo bedeutſame Werke vermittelt wie die Selbſtbiographie George Sands, Lanfreys „Geſchichte Napoleons I.“, Turgenjeffs „Väter und Söhne“ und Swifts „Tagebuch in Briefen an Stella“. Auch die inhaltsreichen und warmherzigen „Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient“ (1862), die jetzt in dritter Auflage in die Reclamſche Univerſalbibliothek übergegangen ſind (Nr. 4611—12; geb. 80 Pf.), möchten wir in dem Lebens- und Schaffensbilde einer Schriftſtellerin nicht vermiſſen, die ſo wie Claire von Glümer allem, was ſie einmal mit Liebe umſchloſſen hatte, die Treue zu bewahren wußte, die ſo neidlos war, wo es galt, fremde Verdienſte anzuerkennen und junge, zukunftsfrohe Beſtrebungen zu unterſtützen. Unverbittert durch die Wandlungen, die die Zeit erfahren hatte, nicht vergrämt durch die von ihrem Jugendideal ſcharf abweichenden Entwickelungswege, die unſere vaterländiſche Geſchichte eingeſchlagen hat, iſt ſie bis zum letzten Atemzuge der Liebe zu dieſem Wirklichkeitsleben treu geblieben, und mit wie vornehmer, in Beſcheidenheit ſtolzer Reſignation ſie auf ihre achtzig Jahre zurückblickte, beweiſt der Spruch, den ſie unſeren „Monatsheften“ — wohl das Letzte, was ihrer Feder überhaupt entfloſſen iſt — zum Beginn des hundertſten Bandes in die „Gedenkblätter und Feſtgrüße“ ſchrieb:

Meine achtzig Lebensjahre,
Welch ein kämpfereiches Bild!
Aber aus der Zeiten Ferne
Grüßt mich alles friedlich mild.
Wozu fragen, ob mehr Leiden,
Ob mehr Freuden mir gegeben?
Aus des Alters ſtillen Tagen
Blick' ich dankerfüllt zurück.
Freud' und Schmerz vereint iſt Leben,
Und zu leben war mir Glück.

F. D.

Deutſche Literaturgeſchichte

Die ſeit etwa zwei Jahren im Erſcheinen begriffene Illuſtrierte Geſchichte der deutſchen Literatur von Prof. Dr. Anſelm Salzer (München, Allgemeine Verlagsgeſellſchaft; vollſtändig in etwa 25 Lieferungen zu je 1 Mk.) iſt mit ihren neueſten Lieferungen mittlerweile an der Schwelle der Neuzeit angelangt. Man weiß, daß Salzers Literaturgeſchichte auf katholiſcher Grundlage aufgebaut iſt, und daß ſie mit der Darſtellung der geſchichtlichen Verhältniſſe, in denen die Dichtungen wurzeln, nicht nur eine äſthetiſche Beurteilung der Dichter und ihrer

Werke, ſondern auch die Mitteilung charakteriſtiſcher Proben verbindet. Es fragte ſich, ob dieſe Prinzipien der Darſtellung nicht zu tendenziöſer Einſeitigkeit oder kritikloſer Berichterſtattung führen mußten; dieſe Bedenken dürfen aber jetzt, wo bald zwanzig Lieferungen vorliegen, als zerſtreut gelten, und ſo muß Salzers Buch in der Tat als die erſte katholiſche Literaturgeſchichte bezeichnet werden, die, in modernem Sinne geſchrieben, Lesbarkeit mit Wiſſenſchaftlichkeit vereint und durch Beigabe guter authentiſcher Abbildungen, zumal aus der Kulturgeſchichte des Volkes, das geſchriebene Wort lebendig macht. Namentlich die bunten Illuſtrationstafeln verdienen lebhafte Anerkennung, auch wo die farbige Wiedergabe, zum erſtenmal in einer Literaturgeſchichte, auf Bildniſſe ausgedehnt iſt. Im Text der letzten Lieferungen ſteht Luther beherrſchend im Mittelpunkt, und da muß anerkannt werden, daß der Verfaſſer zum wenigſten dem Schriftſteller Luther vollauf gerecht wird. Nur eins möchte man fragen: wie will der Verfaſſer, der in der 19. Lieferung glücklich bis zu Martin Opitz gelangt iſt, in den wenigen noch fehlenden Lieferungen die ganze Neuzeit mit der klaſſiſchen Periode von Weimar im Mittelpunkte erledigen? Wird ſich da nicht das alte Grundübel der akademiſchen Literaturgeſchichten wiederholen, daß gerade das Junge und Lebendige am eiligſten und ſtiefmütterlichſten abgetan wird?

Gleichfalls hauptſächlich für katholiſche Leſer beſtimmt iſt Guſtav Brugiers „Geſchichte der deutſchen Literatur“ (Freiburg, Herderſche Verlagsbuchhandlung; 2. Auflage; geb. Mk. 8.50). Auch ſie bringt viele Proben und iſt vornehmlich für Schule und Selbſtbelehrung beſtimmt. Aber wiſſenſchaftlich ernſt iſt ſie ſo wenig zu nehmen wie Königs nur allzuweit verbreitetes Bilderbuch, mag darin manches noch ſo „liebenswürdig“ behandelt ſein. Sie bleibt überall an der Oberfläche haften, dringt nirgends in das Weſen der Dichter, geſchweige denn in das Weſen der Literaturbewegungen und -perioden ein. — Wieviel mehr geben da die auf 184 Seiten zuſammengedrängten „Grundzüge der deutſchen Literaturgeſchichte“ von Prof. Dr. Gotth. Klee (Berlin, Georg Bondi; geb. 2 Mk.). Man merkt eben ſofort, daß man hier an der Hand eines geſchulten Fachmannes und eines tüchtigen Pädagogen die deutſche Literatur durchwandert, eines Mannes, der Weſentliches und Unweſentliches durch die Praxis zu unterſcheiden gelernt hat, und der niemals, auch in der Darſtellung der älteſten weit abliegenden Literaturdenkmäler nicht, die Beziehung auf die lebendige Gegenwart vergißt. Lange, allzulange hat Kluges Grundriß in unſeren Schulen faſt die Alleinherrſchaft in der Literaturgeſchichte gehabt, ein Buch, das von Willkürlichkeiten, Ungerechtigkeiten und Geſchmackloſigkeiten ſtrotzte. Wir dürfen uns freuen, daß es jetzt endlich von einem ſo ungleich beſſeren Nachfolger wie Klees Buch abgelöſt iſt. Dafür zeugt die Tatſache, daß dieſes jetzt bereits in über 25 000 Abzügen in unſeren Schulen verbreitet iſt. Eins noch ſei ſchließlich nicht vergeſſen: Klees Darſtellung iſt durchwärmt von jener innerlichen Vaterlandsliebe, von jenem Sicheinsfühlen mit ſeinem Volke und ſeiner Zeit, das nicht in Worten kramt, aber deſto tiefer ins Herz dringt, vornehmlich in das der Jugend. — In vierter Auflage liegt Sterns „Allgemeine Literaturgeſchichte“ (Leipzig, Weber; geb. 4 Mk.) vor, ein Handbuch, das mit äußerſter Knappheit (417 S.) eine vertrauenerweckende Sicherheit des Ausdrucks und fein abgewogene Urteile zu verbinden weiß.

Als vor ſechs Jahren zuerſt die „Deutſche Literaturgeſchichte des 19. Jahrhunderts“ von Prof. Dr. Richard M. Meyer erſchien, richtete ſich einer der heftigſten kritiſchen Vorwürfe, die ſie erfuhr, gegen ihre willkürliche oder oberflächliche Einteilung in Jahrzehnte, die zur Folge hatte, daß oft ganz heterogene Erſcheinungen zuſammengekoppelt und durch ſpitzfindige, übergeiſtreiche Vergleiche oder Kontraſtierungen zu einander in Beziehung geſetzt wurden. Der Verfaſſer ſcheint die Berechtigung dieſer Kritik eingeſehen zu haben; jedenfalls hat er in der vor kurzem erſchienenen dritten, umgearbeiteten Auflage (Berlin, Georg Bondi: geh. 10 Mk., geb. Mk. 12.50) die Einteilung nach innerlich zuſammengehörenden Gruppen und Richtungen durchgeführt. Die Kompoſition des Werkes hat dadurch außerordentlich gewonnen; die geiſtigen Zuſammenhänge unſerer neuen und neueſten Literaturentwickelung treten ſo ſehr viel klarer und überſichtlicher hervor. Die vielgerühmte Objektivität, eine Himmelstochter, deren Namen wir ſo oft im Munde führen, und die doch ſo ſelten auf die Erde herabſteigt, wird man von einem Buche, das ſich mit der jüngſten Vergangenheit und der unmittelbaren Gegenwart beſchäftigt, nicht verlangen dürfen. Meyer hat ſeine ausgeſprochenen Zu- und Abneigungen. Das Kapitel über die Romantik zum Beiſpiel konnte nur jemand ſchreiben, der nicht nur mit wiſſenſchaftlichem Kopfe, der auch mit liebevollem Herzen in ihr Weſen eingedrungen iſt. Die Subjektivität des Verfaſſers wächſt mit dem Quadrat der Annäherung an die Gegenwart. Manchmal hat man dann — ich denke an die Abſchnitte über Wilhelm Jordan — wohl das Gefühl, als entlade ſich ſein Zorn in einer Weiſe, die in einer literariſchen Zeitſchrift beſſer am Platze geweſen wäre als in einem Geſchichtsbuche. Dagegen läßt man es ſich gern gefallen, wenn man bald darauf den Herzſchlag der Sympathie und damit des innigſten Verſtändniſſes ſo warm pulſen fühlt wie in allem, was Meyer über Fontane ſagt. Doch ein Buch wie dieſes, das nahezu 1000 Seiten umfaßt und etwa 1500 literariſche Perſönlichkeiten behandelt, darf beanſpruchen, daß man ſich nicht an Kleinigkeiten feſthalt, ſondern es als ganzes wägt. Da muß denn mehr noch als die erſtaunliche, durchweg ſelbſtändige Beleſenheit des Verfaſſers ſeine vielſeitige Bildung und ſein weiter Blick anerkannt werden. Das alles aber würde noch nicht verbürgen, daß er das gewaltige Material nun auch zu beherrſchen und lebendig zu geſtalten verſteht. Anſchauungen, Bilder, Porträts, Charakteriſtiken — das allein kann dem Leſer eines ſolchen Buches frommen. Die aber finden wir bei Meyer. Die meiſten dieſer literariſchen Perſönlichkeiten treten von den Blättern ſeines Buches leibhaftig vor uns hin, ſprechen mit uns und ſchreiten uns hinfort als gute Bekannte zur Seite. Dieſe Gabe der Verlebendigung iſt nun und nimmer aus zweiter Hand zu ſchöpfen; ſie verlangt ein ſelbſtändiges Durchdringen und Erfaſſen des Gegenſtandes, und in dieſer Tatſache liegt dann ferner zugleich die Bürgſchaft für die Zuverläſſigkeit der Darſtellung, ſoweit es ſich um geſchichtliche Tatſachen handelt. Unvorbereiteten Leſern freilich wird man das Buch trotzdem nicht empfehlen können; nur wer mit der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ſchon einigermaßen vertraut iſt, und wer auch gereizten Widerſpruch zu den Genüſſen einer ernſten Lektüre zählt, wird ſich des Werkes recht erfreuen können.

Recht langſam rückt der zweite Band der Nagl-Zeidlerſchen „Deutſch-Öſterreichiſchen Literaturgeſchichte“ vorwärts (Wien, Carl Fromme; 2. Band: Von der Kaiſerin Maria Thereſia bis zur Gegenwart; 17 Lieferungen zu je 1 Mk.). Dieſe Langſamkeit aber kommt der Gründlichkeit der Forſchung und der Gewiſſenhaftigkeit der Darſtellung zugute, wovon man ſich z. B. aus der Lieferung 11 überzeugen kann, in der Profeſſor Zeidler die Altwiener Theaterzeit mit ihren Feenmärchen, Zauberopern und Ritterpoſſen behandelt. In Raimund und Mozart gipfelt dieſe Entwickelung, und es iſt außerordentlich reizvoll, dieſe beiden herrlichen Erſcheinungen langſam aus wirrem Unkraut und wucherndem Geſtrüpp emporblühen zu ſehen. Dabei kapſelt ſich der Verfaſſer in der Schilderung dieſer Epoche keineswegs ſpezialiſtiſch ein, vielmehr läßt er ſeinen Blick immer hinüberſchweifen zu den gleichzeitigen literariſchen Strömungen im deutſchen Nachbarreiche, von wo die Romantik mit ihrer ausgeſprochenen Vorliebe für fahrendes Volk und ungebundenes Zigeunerweſen in der Kunſt dieſer ganzen Richtung eigentlich erſt den literariſchen Segen erteilte. Glanzpunkte dieſer Lieferung bilden die Geſchichte der „Zauberflöte“, die Zeidler nach neuen Geſichtspunkten darſtellt, die Analyſe des „Donauweibchens“ und ähnliches. Auch die Illuſtrationen bringen mancherlei Neues und Beſonderes, wenn ihre Technik billigen Anſprüchen auch nicht immer genügt.

Die allgemeine, mit erhöhter Lebhaftigkeit wiedererwachte Teilnahme und Bewunderung, die unſere Klaſſiker neuerdings genießen, prägt ſich auch in der Literaturgeſchichte aus. Seit langem hat uns kein Jahr ſo viele gediegene Einzelſchriften über unſere klaſſiſche Literaturperiode gebracht wie das Schillerjahr 1905, und dieſer Segen hat dann ſeine rückwirkende Kraft auch auf die bahnbrechenden Vorklaſſiker ausgeſtrahlt. So hat Guſtav Kettner in einem eigenen Bande „Leſſings Dramen im Lichte ihrer und unſerer Zeit“ betrachtet (Berlin, Weidmannſche Buchhandlung; geb. 9 Mk.). Die äſthetiſche Erklärung baut ſich hier auf der breiteſten literarhiſtoriſchen Grundlage auf, vermag man doch ohne die Kenntnis ihrer literariſchen Vorausſetzungen und Beziehungen am allerwenigſten über Leſſings ganz in ihrer Zeit wurzelnde Dramen ein ſicheres Urteil zu gewinnen. Vor allem aber kommt es dem Buche darauf an, „den geiſtigen und ſittlichen Kern als den eigentlichen wirkſamen“ ſcharf zu erkennen und klar herauszuheben, auch hier natürlich immer im engſten Zuſammenhang mit den Anſchauungen und Stimmungen der Zeit. Beſonders wertvoll dafür iſt die Einleitung. Sie charakteriſiert eingehend die wichtigſten Erſcheinungen des bürgerlichen Dramas vor Leſſing, um an ihnen die leitenden Ideen, die traditionellen Motive, die Typen und die Technik zu zeigen. So erſt iſt der Hintergrund geſchaffen, auf dem ſich nun Leſſings Bild in ſeiner ganzen Größe und Bedeutung wirkungsvoll abheben kann.

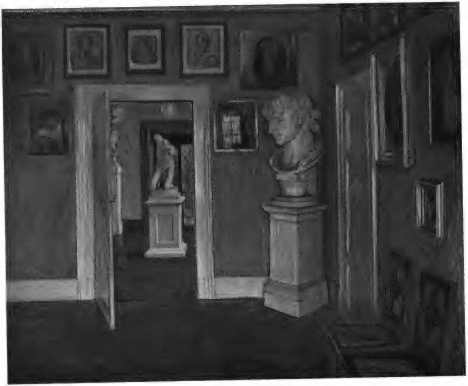
Eine wichtige Vermehrung erfährt jetzt unſere große klaſſiſche Leſſingausgabe von Lachmann-Muncker. Mit ihrem fünfzehnten Bande war die Reihe der Leſſingſchen Schriften im eigentlichen Sinne erſchöpft, jetzt folgen die „Briefe von und an Leſſing“ in fünf beſonderen Bänden (herausgeg. von Prof. Franz Muncker; Stuttgart, G. J. Göſchenſche Verlagshandlung; geb. je Mk. 6.50). Mit der Veröffentlichung dieſer perſönlich und zeitgeſchichtlich gleich wichtigen Briefe in einer hiſtoriſch-kritiſchen Ausgabe wird einem ſchon ſeit langer Zeit von allen Literaturfreunden und jedem Kenner unſerer klaſſiſchen Literatur lebhaft geäußerten Wunſche entſprochen. Es eröffnet ſich dadurch nicht nur für den Gelehrten eine unerſchöpfliche Quelle, ſondern es wird auch im wahren Sinne des Wortes ein Hausſchatz geſchaffen, der eine wertvolle Beigabe zu jeder Ausgabe von Leſſings Werken iſt. Die Ausgabe zeichnet ſich durch größtmögliche Vollſtändigkeit aus und vermerkt namentlich auch alle jene Briefe, deren Wortlaut wir zwar nicht kennen, deren Inhalt wir aber zum Teil zu erſchließen vermögen.

Leſſing war unſer erſter wahrhaft großzügiger Kritiker und zugleich der erſte deutſche Publiziſt, der dieſen Namen durch den geiſtigen Gehalt ſeiner Gedanken und den charaktervollen Ernſt ſeiner mannhaften Perſönlichkeit adelte. So wird es ſich ohne weiteres rechtfertigen, wenn wir hier einen Hinweis auf die von Ludwig Salomon verfaßte „Geſchichte des deutſchen Zeitungsweſens“ einfügen (bisher zwei Bände; Oldenburg, Schulzeſche Hofbuchhandlung; Preis 6 Mk.). Mit dem Zeitalter der Reformation beginnend, wo ſich die erſten Keime des Journalismus rühren, und dann fortwandernd durch die düſtere Periode des Dreißigjährigen Krieges, durch die Frühlingslandſchaften der friderizianiſchen Zeit bis herüber in die blendende Lichtfülle der Gegenwart führt der Verfaſſer uns eine Reihe der intereſſanteſten Kulturgemälde, eine lange Galerie der eigenartigſten Charakterköpfe vor. Dabei zieht das ganze mühevolle Ringen und Kämpfen der letzten drei Jahrhunderte an uns vorüber; denn in dem deutſchen Zeitungsweſen bietet ſich uns zugleich ein Spiegelbild unſerer geſamten nationalen Entwickelung dar.

Endlich verdienen noch ein paar Schriften zur Geſchichte der neueren und neueſten Literatur genannt zu werden: Chriſtian Petzets fleißiges und geſchmackvolles Buch „Die Blütezeit der politiſchen Lyrik von 1840—1850“ (München, J. F. Lehmann: 9 Mk.), mit deſſen Darſtellung ſich eine ausgiebige Blütenleſe aus den damaligen, auch den in Zeitſchriften und Flugblättern verborgenen Schöpfungen verbindet, ſowie ſeines Sohnes Erich Petzet zuerſt (in gekürzter Geſtalt) in den „Monatsheften“ erſchienene Studie „Paul Heyſe als Dramatiker“ (Stuttgart, Cotta: 2 Mk.), die vielleicht das geſunde Maß der Kritik um eine Linie überſchreitet, aber auch mancher Oberflächlichkeit und Ungerechtigkeit unſerer landläufigen Kritik mit guten Waffen entgegentritt. — Über den „Deutſchen Roman des neunzehnten Jahrhunderts“ hat Hermann Mielke nach ſeinem umfangreichen Buch jetzt eine kleine populäre Darſtellung in der bekannten Sammlung Göſchen veröffentlicht (geb. 80 Pf.), die ſich durch Sachlichkeit und Ruhe auszeichnet. —l.

Konverſationslexika

Zum ſechſten Male hat der „Große Meyer“ (Leipzig und Wien, Bibliographiſches Inſtitut) begonnen, ſeinen Siegeszug durch die deutſche Welt anzutreten, ſchon äußerlich ſtattlicher und umfangreicher als ſonſt. Eine modern ſtiliſierte, doch einfache und kräftige Goldpreſſung ziert den Rücken der ſchmucken Halblederbände, und ſtatt der ehemaligen ſiebzehn haben ſich diesmal ihrer zwanzig zuſammengetan, um auf wißbegierige Fragen Rede und Antwort zu ſtehen (geb. je 10 Mk.). Dreizehn von dieſen zwanzig Bänden (die Buchſtaben A bis M) liegen jetzt abgeſchloſſen vor. Von der Unentbehrlichkeit dieſes alten bewährten Freundes zu ſprechen, iſt Verſchwendung, denn jedem iſt wohl ſchon die Einſicht aufgegangen, daß die gerühmte „allgemeine Bildung“ in unſeren Tagen, wo man dem vielen Neuen kaum folgen kann, zu einem faſt unerſchwinglichen Luxusartikel geworden iſt. Überall gerät man auf Irrwege und muß froh ſein, ſich in dem engeren Kreiſe ſeines Berufes zurechtzufinden und eine Stelle zu wiſſen, wo man ſich über fernerliegendes Altes und Neues ſchnell, knapp und zuverläſſig unterrichten kann. Daß dieſe Aufgabe „Meyers großes Konverſationslexikon“ in unübertrefflicher Weiſe erfüllt, iſt allbekannt, und dieſe Zeilen haben keinen anderen Zweck, als darauf hinzuweiſen, daß das Werk an äußerer Ausſtattung wie an Inhalt mit der Zeit fortgeſchritten iſt und ſo mit Recht den Anſpruch erheben darf, mit derſelben Anerkennung begrüßt und mit demſelben Vertrauen befragt zu werden wie ehedem. Aber das Lexikon gibt uns — und darauf muß immer wieder hingewieſen werden — nicht nur ſoweit Auskunft, als nach ſeinem Haupttitel für die vorläufige Entſcheidung einer Frage, wie ſie aller Augenblicke in der Konverſation eines gebildeten Menſchen auftauchen kann, zu wiſſen nötig iſt, ſondern es geht tiefer, und der Hauptnachdruck iſt auf ſeinen Untertitel: „Ein Nachſchlagewerk des allgemeinen Wiſſens“ zu legen. Das will beſagen, daß in dieſen zwanzig Bänden das allgemeine Wiſſen der Menſchheit niedergelegt iſt, nicht in aller Ausführlichkeit, denn das muß natürlich der Fachliteratur vorbehalten bleiben, ſondern „allgemein“, d. h. in den wiſſenswerteſten Hauptſachen, und da genau, auch gegen die ſchärfſte wiſſenſchaftliche Kritik gefeit. Hierfür bürgt die große Zahl anerkannter Fachgelehrter, die ſich in den Dienſt dieſes rühmlichen Unternehmens geſtellt haben, und die wiſſenſchaftliche Vertrauenswürdigkeit des Werkes wird denn auch in immer noch ſteigendem Maße von den Gelehrten anerkannt, während in früheren, jetzt freilich faſt ſchon verſchollenen Zeiten gerade ſie mit dem Konverſationslexikon den Begriff der Oberflächlichkeit verbanden. In einer Beziehung wird es aber gerade den Männern der Wiſſenſchaft unſchätzbare Dienſte leiſten können: in der Zuverläſſigkeit der Bibliographie, die auch in dieſer neueſten Auflage wieder ſelbſt auf den entlegenſten Gebieten unſeres Wiſſens mit peinlichſter Ausſonderung des Minderwertigen und Veralteten bis auf die letzten Erſcheinungen vervollſtändigt worden iſt. Im übrigen iſt Meyers Großes Konverſationslexikon geblieben, was es von Beginn vor allem ſein wollte: ein Vertrauensmann der deutſchen Familie. Dafür ſorgt in erſter Linie die klare, allgemein verſtändliche Sprache, die ſich von gelehrtem Schwulſt wie oberflächlichem Wortgeklingel gleich fern hält. Nicht minder anzuerkennen iſt die ſtrenge Unparteilichkeit bei der Behandlung politiſcher und religiöſer Fragen und die Gründlichkeit, mit der auf techniſche und vor allen Dingen auch auf die zeitbewegenden ſozialen Probleme eingegangen wird. So will und kann das Lexikon ein Allerweltsfreund und Berater ſein, denn niemand, mag er einem Berufskreiſe angehören, welchem er will, wird vergeblich bei ihm anklopfen. Die bisher erſchienenen dreizehn Bände der neuen Auflage beweiſen, daß der Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Leipzig ſich das Bismarckiſche „Toujours en vedette!“ als Loſung erkoren hat und daß er beſtrebt geweſen iſt, nicht bloß äußerlich zu ergänzen, ſondern das ganze ungeheure Feld, entſprechend den neuen Reſulta-



Max Arthur Stremel: Empfangszimmer in Goethes Hause.

(Aus „Otto Julius Bierbaums Goethe-Kalender für 1906“, Dieterichſche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher), Leipzig.)

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

ſen des forſchenden Menſchengeiſtes, völlig umzugraben, auf daß es deſto köſtlichere Früchte trage. Dieſe Frucht iſt nicht ausgeblieben. Natürlich iſt es ausgeſchloſſen, die gewaltige Arbeit abzuſchätzen und richtig zu bewerten, die da geleiſtet worden iſt. Einen leiſen Begriff können aber folgende Zahlen geben: die zwanzig Bände werden enthalten: mehr als 148000 Artikel und Verweiſungen auf über 18240 Seiten Text mit mehr als 11000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illuſtrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 ſelbſtändige Kartenbeilagen) und 130 Textbeilagen. Noch zu betonen iſt, daß dieſes Werk auch typographiſch ein Muſterwerk iſt, und daß die vielen Abbildungen und Karten, insbeſondere die Farbendrucktafeln mit dem Aufgebot all der reichen Mittel hergeſtellt worden ſind, die der Illuſtrationskunſt zur Verfügung ſtehen.

Etwas vollſtändig Neues ſind die Tafeln mit den **Bildniſſen von berühmten Perſönlichkeiten**, die ſich um die behandelte Materie verdient gemacht haben. Damit iſt nun endlich ein oft, zum erſten Male und am nachdrücklichſten wohl an dieſer Stelle (Novemberheft 1897) geäußerter Wunſch aller derer erfüllt worden, die in dem Porträt den mehr als zufälligen Ausdruck einer Perſönlichkeit und ein wichtiges Anſchauungsmittel für geiſtige Werte ſehen. Man glaube nicht, daß dieſe Bereicherung auf eine Laune unſeres Geſchmacks oder gar auf einen Geſchäftskniff des Verlages zurückzuführen ſei. Nein, in ſolchen Dingen ſpiegelt ſich am eheſten die innere Wandlung der Zeit, in dieſem Falle die auch ſonſt deutlich genug erkennbare Wendung zum Perſönlichen, die unſere Tage von der einſeitig das ſoziale Element anbetenden Periode unterſcheidet. Das Konverſationslexikon wird — ſeine Sachlichkeit und Unparteilichkeit bleibe dabei völlig unangetaſtet — auf dieſem Wege fortſchreiten müſſen, will es in der Linie der Entwickelung bleiben. Es wird namentlich auch in den geſchichtlichen, insbeſondere in den literarhiſtoriſchen Artikeln aus der Gegenwart noch mehr die Scheu vor — ich will nicht ſagen: dem ſubjektiven Urteil, aber vor der perſönlichen Charakteriſtik überwinden lernen müſſen. Was nützt es, etwa bei Dehmel alle ſeine „durch eine ſtarke Neigung zum Symbolismus charakteriſierten“ Gedichtſammlungen aufzuzählen? Ein paar Sätze über das Weſen ſeiner Lyrik nach Form und Inhalt würden ſich mehr Dank erwerben. Überhaupt wäre es nachgerade Zeit, der **modernen Literatur** etwas mehr Raum und Liebe zu ſchenken, als es bisher in all unſeren Konverſationslexiken geſchehen iſt. Man mag dieſe Zurückhaltung bedauern, bedauern ſchon deshalb, weil ja bekannt iſt, wie vielen zuerſt das Konverſationslexikon über einen Namen aus der Literatur- und Schriftſtellerwelt Auskunft geben muß — das Konverſationslexikon deshalb einen „Kulturhemmer“ zu ſchelten, wie es wohl geſchehen, zeugt von einer Kurzſichtigkeit und Befangenheit, die ans Kleinliche ſtreift.

Ein Konverſationslexikon ſchwört auf kein religiöſes Bekenntnis, wie es auf keine politiſche Partei ſchwört. Und in der Tat ſind wohl der Brockhaus und der Meyer heute in Süd- wie in Norddeutſchland, in den katholiſchen wie in den proteſtantiſchen Ländern gleich ſtark verbreitet. Dennoch hat ſich neben ihnen ein ausgeſprochen katholiſches Unternehmen, wie **Herders Konverſationslexikon**, durchzuſetzen und zu behaupten vermocht. Es erſcheint augenblicklich ſogar ſchon in dritter, reich vermehrter und ſorgfältig verbeſſerter Auflage (Freiburg i. Br., Herder; 8 Bde., geb. in Halbfranz je 12,50 Mk.). Vielleicht war eine Gründung wie dieſe wirklich ein Gebot nicht nur der Notwendigkeit, ſondern geradezu der Notwehr. Jedenfalls haben es die „Stimmen aus Maria-Laach“ einmal als ein „vitales Intereſſe“ aller Katholiken bezeichnet, „daß endlich der wüſte Schwarm von Irrtümern und falſchen Anſchauungen verdrängt werde, welche der Liberalismus über Kirche und Katholizismus in den weiteſten Kreiſen verbreitet hat“. Sie haben damit wohl das Hauptmotiv namhaft gemacht, weshalb dieſes Unternehmen ins Leben gerufen worden. Zum mindeſten fand man auf katholiſcher Seite von jeher das katholiſch-poſitive Element in den großen Konverſationslexiken von Meyer und Brockhaus zu wenig berückſichtigt und klagte über hier zutage tretende Unkenntnis oder falſche Auffaſſung der katholiſchen Lehren des Glaubens und der Moral, der katholiſchen Hierarchie uſw. Wer wollte es den deutſchen Katholiken verdenken, dieſen ſchmerzlich empfundenen Mißſtänden und Lücken in unſerer enzyklopädiſchen Literatur durch eine poſitive Leiſtung zu begegnen? Man hat eingewendet, „Objektivität“ ſei doch aber durch den Sinn und Grund ſolcher Unternehmung von vornherein ausgeſchloſſen. Ein ſehr empfindlicher Begriff und ein ſehr zweiſchneidiger Vorzug, dieſe „Objektivität“; man glaube nur: es wird damit ein ſtarker Unfug und eitel Spiegelfechterei getrieben. Es fragt ſich, ob dieſe überirdiſche Tugend einem Sterblichen überhaupt gegeben iſt, gegeben ſein kann. Selbſt der, der immer als ihr Meiſter und Muſter aufgerufen wird, ſelbſt Ranke hat ſie für ſich abgelehnt, und Treitſchke erklärt ſogar einmal „jene blutloſe Objektivität, die gar nicht ſagt, auf welcher Seite der Darſtellende mit ſeinem Herzen ſteht“, für das gerade Gegenteil des echten hiſtoriſchen Sinnes. Deshalb ſei die Berechtigung, ein ausgeſprochen katholiſches Konverſationslexikon zu gründen, den Katholiken ſo wenig beſtritten wie den Proteſtanten die eines proteſtantiſchen. Auf das Wie kommt auch hier alles an. Da muß nun zunächſt anerkannt werden, daß das Herderſche Konverſationslexikon ſich durchweg einer meiſterhaften Knappheit, Gediegenheit und Klarheit des Ausdrucks befleißigt. Auf verhältnismäßig engem Raum viel zu ſagen, iſt eine Kunſt, die die Mitarbeiter verſtehen oder — was wahrſcheinlicher — unter der Zucht der Redaktion vortrefflich gelernt haben. Auch Zuverläſſigkeit und Gewiſſenhaftigkeit ſteht den

Artikeln auf der Stirn geſchrieben, und die Illuſtrierung, wenn ſie ſich auch in beſcheideneren Grenzen hält als die von Meyer und Brockhaus, weiß der Erklärung und Erläuterung ſchwierigerer Dinge vortrefflich zu dienen. Namentlich für die kunſtgeſchichtlichen Artikel ſind die Einzelbilder wie die Bildertafeln gut gewählt und ausgeführt, ohne daß deshalb die techniſchen und naturwiſſenſchaftlichen Gebiete ſich vernachläſſigt zeigten. Das alte Kreuz der Konverſationslexika, die literarhiſtoriſchen Artikel, ſie zeigen auch hier ihre Nücken und Tücken, zumal da ſie ſich im Gegenſatz zu denen im Meyer und im Brockhaus nicht mit bloßen ſachlichen Angaben begnügen, ſondern eine Kennzeichnung und Würdigung der Dichter und Schriftſteller verſuchen. Ja, es gibt Charakteriſtiken in dem Herderſchen Konverſationslexikon (z. B. „Goethe"), die eine erſtaunliche Engherzigkeit, um nicht zu ſagen Beſchränktheit, Beſchränktheit des Verſtandes und des Gefühls, an den Tag legen. Doch anderſeits: bei ſo gefährlichen Stich- und Schlagwörtern wie Index, Jeſuiten, Inquiſition, Huß uſw., da überraſcht die ruhige Sachlichkeit der Darſtellung, die ſich nirgend zur Polemik verführen läßt, ſondern überall ernſt, gerecht und würdig zu werten verſucht. Dieſer Vorzug macht das Werk auch Nichtkatholiken wertvoll, wenigſtens da, wo es ſich um Aufklärung über ſpezifiſch katholiſche Wiſſensgebiete handelt (Dogmatik, Kultus, Kirchengeſchichte, Ordensweſen, Kongregationen u. a.). — Von dem auf acht Bände berechneten Werke liegen bisher fünf vor (— Mira); vorausſichtlich wird das Ganze im Jahre 1907 noch zum Abſchluß kommen.

Der älteſte deutſche Konverſationslexika-Verlag, das Haus F. A. Brockhaus in Leipzig, läßt ebenfalls in dieſem Jahre eine neue Auflage ſeines Konverſationslexikons, und zwar des Kleinen, erſcheinen. Das auf zwei Bände berechnete Werk iſt, wie der bis jetzt vorliegende erſte Teil (A bis K) zeigt, außen wie innen vollſtändig neu ausgeſtattet und bearbeitet. Im Gegenſatz zum „großen Brockhaus", deſſen Aufſätze zu genauerer und eindringlicherer Lektüre einladen, ſollen die Artikel dieſes Werkes in erſter Linie zur augenblicklichen Orientierung auf allen Gebieten menſchlichen Wiſſens und menſchlicher Tätigkeit dienen. Von dieſem Geſichtspunkt aus iſt das Buch bearbeitet worden; es iſt alſo nicht, wie man wohl im großen Publikum meint, ein nur mit ſtarken Kürzungen arbeitender Auszug aus dem größeren Werke. Zu bewundern iſt die ſchier unbegrenzte Fülle von Stichwörtern, die auf dem verhältnismäßig engen Raum des erſten Bandes untergebracht ſind, und mit Dank wird man die kleinen Erleichterungen, die für das Auffinden geſchaffen ſind, und den bei aller Kleinheit klaren Druck empfinden. Auch mit der Illuſtrierung, die ja ſo oft viele Worte unnötig macht, iſt nicht geſpart worden. Zu den zahlreichen Abbildungen im Text kommen noch beſondere Bildertafeln in Bunt und Schwarz, die der Kultur- und Kunſtgeſchichte, der Naturwiſſenſchaft und Technik dienen. Die vielen geographiſchen Karten und Pläne vereinigen ſich zu einem brauchbaren Atlas. Dazu kommen noch ſtatiſtiſche Tabellen. Der Preis des geſchmackvoll gebundenen erſten Bandes beträgt 12 Mk.

Das Konverſationslexikon iſt das älteſte und ausgedehnteſte Unternehmen des Hauſes F. A. Brockhaus, aber um dieſe Publikation der Firma gruppiert ſich ein ſtolzer Kreis anderer Veröffentlichungen der philoſophiſchen, philologiſchen, literarhiſtoriſchen, namentlich aber der naturwiſſenſchaftlichen und ethnographiſch-geographiſchen Richtung. Wie dieſe ſich allmählich, dank einer raſtloſen Tätigkeit, einem weitblickenden Unternehmungsgeiſt und einer lebendig mit den Intereſſen der Zeit lebenden Intelligenz an jene erſte Unternehmung angegliedert haben, mannigfaltig und doch den vornehmen Charakter des Hauſes nicht ſtörend, davon berichtet die Geſchichte der Firma F. A. Brockhaus, die Heinr. Ed. Brockhaus zum hundertjährigen Jubiläum des Hauſes (1905) geſchrieben und im Brockhausſchen Verlage hat erſcheinen laſſen (mit ſechzehn Tafeln, darunter acht Bildniſſen in Stahlſtich; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Dies Buch hat ſelbſtverſtändlich zunächſt familiäre und intime Bedeutung, bringt aber im Verlaufe ſeiner Darſtellung ſo vieles, was in unſere Geiſtes-, beſonders unſere vaterländiſche Literaturgeſchichte einſchneidet, daß es auch allgemeines Intereſſe beanſpruchen darf.

Oskar Bie: „Der Tanz"

Oskar Bies Buch über den Tanz iſt erſchienen, und zwar in Geſtalt eines ſo dickleibigen Bandes, daß mancher zunächſt erſchrecken und ſich bekreuzen mag, eine ſo ſchwebende, flüchtige und grazile Kunſt in einem ſo wuchtigen Folianten dargeſtellt zu finden (Berlin, Bard, Marquard u. Co.; mit Buchſchmuck von Karl Walſer). Aber gerade den Leſern dieſer „Monatshefte" braucht am allerwenigſten geſagt zu werden, daß Oskar Bie keine lederne Gelehrtenſchwarte ſchreibt. Wohl ſteckt in dieſen viertehalbhundert Seiten ein langjähriges, mit Fleiß und Schweiß getriebenes Studium, das auch dem Staub und Modergeruch alter Bibliotheken nicht immer aus dem Wege gehen konnte, aber die Form, in der nun die Früchte dieſer ſauren Mühe dargereicht werden, läßt von jenen Antezedenzien nichts mehr ſpüren. Denn darin beſteht ja gerade die eigenſte Kunſt dieſes „Äſtheten", auch die ſprödeſte, widerwilligſte Materie mit ätheriſchen Schwingen zu beflügeln, daß ſie wie ein bunter Schmetterling von Blume zu Blume gaukelt und ſcheinbar ganz mühelos den Blütenſeim aus den Kelchen naſcht. Dabei iſt das, was uns Bie in ſeinem Buche gibt, eigentlich weit mehr, als der einſilbige Titel verſpricht. Dieſes Buch ſetzt den Tanz in den ganzen Kreis der Feſtkultur, links die Künſte des Waſſers und des Feuers, der Sport und die Geſellſchaft, rechts das Theater und die Muſik. Das gibt dann eine Skala der „rhythmiſchen Künſte“, die, indem ſie zuſammen betrachtet werden, erſt das wirkliche, tiefere und weitere Weſen des Tanzes, ſeine Bedeutung für das äſthetiſche Geſamtleben offenbart. Der Begriff „Rhythmiſche Künſte“ iſt das Fundament des Ganzen, das, was dem Organismus den Zuſammenhalt ſchafft. Die Leſer werden ſich erinnern, daß die erſten Aufſätze Bies aus dem Zyklus „Tanz“ jenen Begriff in immer neuen Zuſammenhängen verwandten: Rhythmiſche Künſte der Natur, Rhythmiſche Künſte des Menſchen uſw. Wir waren, als der Verfaſſer der Redaktion ſeinen weit ausſchauenden Plan zuerſt ſkizzierte, friedlich übereingekommen, in den erſten Eſſays, ſo innig ſie auch ſchon in die Seele des Themas vom „Tanze“ eindrangen, den Ausdruck „Tanz“ zunächſt noch ganz zu umgehen, ihn vielmehr den letzten Aufſätzen vorzubehalten. Dergleichen gehört zu der Diplomatie einer Zeitſchrift: durch eine Artikelſerie mit vielen Folgen muß man immer fürchten, gewiſſe Leſer von vornherein abzuſchrecken. Nicht jeder hat zu einem geiſtreichen Kopfe ohne weiteres das Vertrauen, daß er über einen Begriff, den die Sprache mit einem Wort von vier Buchſtaben bezeichnet, in vier oder gar ſechs Heften etwas zu ſagen weiß, das nicht bloß leichte bewegliche Variationen, ſondern immer neues, weiter und tiefer führendes bringt. So alſo kamen wir zu jener Vereinbarung, und als dann die erſten Teile erſchienen, bildeten wir uns wohl ein, das Thema Tanz ſchimmere nur ſo fein und leiſe hindurch, daß allein der Eingeweihte es bei Namen nennen könne. Aber das war doch eine Täuſchung. Nicht lange, und es kamen Anfragen, wann die Fortſetzungen zu erwarten ſeien, nicht die Fortſetzungen der „Rhythmiſchen Künſte“, ſondern — des Tanzes, kurz und bündig: des Tanzes. Das mag dafür zeugen, wie eng und feſt hier doch überall das Gewebe war, wie ſicher der Verfaſſer auf ſeiner Straße zum Ziele ſchritt, ſo viel ſchöne Ausſichten, erquickende Ruheplätze und heitere Blüten er auch unterwegs mitnahm. Dabei ſucht das Buch ſeinen Ruhm keineswegs in einer univerſalen Erſchöpfung des Themas. Schließlich kann ein Menſch — das iſt Bies künſtleriſches und perſönliches Bekenntnis — doch fördernd nur über einen Gegenſtand ſprechen, der ihm zu einem inneren Erlebnis geworden iſt. Da wird nun jeder, der Bies Art einigermaßen kennt, ſofort wiſſen, daß einem ſo feinnervigen und feingeiſtigen Kulturſchilderer manches von dem Volkstümlichen des Themas verſchloſſen bleiben muß. Aber auch der Verfaſſer ſelbſt iſt ſich darüber vollkommen klar und zögert keinen Augenblick, die reſignierenden Schlüſſe daraus zu ziehen. So hat er hier kurzerhand, aber auch ganz offen, mancherlei von dem ausgeſchaltet, was zum „Volkstanz“ gehört — einfach aus dem Grunde, weil er nicht das geiſtige Verwandtſchaftsgefühl in ſich fühlte, es „in ſich aufzunehmen“. Ihn intereſſiert nur der europäiſche Kulturtanz; nur dieſen kann er in ſich nachfühlen und alſo auch außer ſich vor den Augen anderer nachzeichnen. Freilich, ſo gut er ſich dafür prädeſtiniert weiß, eine ſonderlich ſchwierige Aufgabe bleibt es immer noch, eine ſo ſchwebende Kunſt, die Kunſt dieſer verzwickten Schritte und Figuren, in Worten feſtzuhalten. An die Phantaſie der Leſer werden dabei große Anforderungen geſtellt, nicht bloß in dem ſchwierigſten Abſchnitt „Geſellſchaftstanz“, der den ſtofflichen Kern der Studien bildet, ſondern auch in den anderen, die uns Menſchen von heute ſchon beträchtlich mehr Anſchauungshilfen bieten. Wie Bie dieſer Schwierigkeiten Herr geworden iſt, das ſpricht für eine ganz einzigartige ſchriftſtelleriſche, ja, man muß ſchon ſagen: dichteriſche Begabung. Dankbar dürfen wir und wird er ſelbſt es dabei empfinden, daß, wie ſeinerzeit in den Veröffentlichungen der „Monatshefte“, ſo jetzt auch in dem ebenſo geſchmackvoll wie koſtbar ausgeſtatteten Buche, die Illuſtrationen dem Worte zu Hilfe kommen, wo dieſes, auf ſich allein angewieſen, ſich vielleicht in Abſtraktionen verflüchtigt hätte. Dieſe Bilder und Beilagen: Porträts, Nachbildungen von Tanzfiguren, Gemälden, Zeichnungen, Grundriſſen und anderen Kunſtwerken, ſind zunächſt Diener des Wortes, gewiß: aber es ſind Diener im Fürſtenornate: ſo gut können ſie für ſich ſelbſt beſtehen und an ſich genoſſen werden. Der Deutſche hat nur ganz wenige Bücher, die eine ſo feine Kulturblüte, wie der Tanz es iſt, dem mitgenießenden Leſer in einer ſo auserleſenen Form darreichen, wie es hier geſchieht.

F. D.

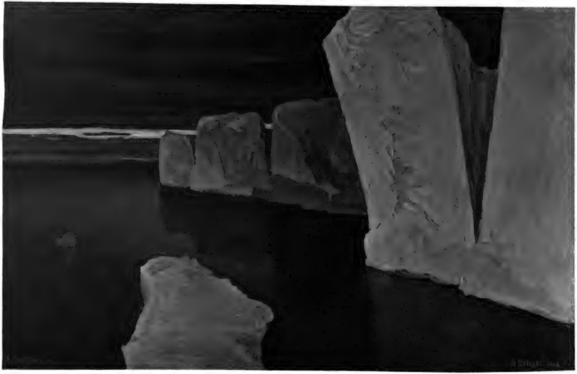
Zu unſeren Kunſtblättern

Das vorliegende Heft bringt zwei farbige Kunſtblätter, die das Intereſſe der Leſer zunächſt durch ihren ſtofflichen Inhalt in Anſpruch nehmen werden. Der Münchener Maler Max Arthur Stremel hat Goethes Empfangszimmer und Schillers Sterbezimmer gemalt und damit zwei Stätten im Bilde feſtgehalten, die uns Deutſchen ſeit länger als einem Jahrhundert lieb und teuer geworden ſind. Man bezeichnet in der Malerfachſprache ſolche Innenanſichten gewöhnlich als Interieurs. Dieſer techniſche Ausdruck will hier aber wenig paſſen. Was uns an dieſen Bildern ergreift, iſt eben doch vor allem der geiſtige Gehalt. Wir haben vor einiger Zeit in dem Dänen Hammershöi einen Maler kennen gelernt, der die Kunſt, das im geſchloſſenen Raum mannigfach gebrochene Licht in ſeinen Wirkungen auf die Wände und die Möbel wiederzugeben, bis zur feinſten Vollendung getrieben hat, ſo daß daneben ſelbſt die erſt neuerdings recht gewürdigten Menzelſchen Interieurs beinahe verblaſſen müſſen. Stremels

Kunſt iſt vielleicht nicht ganz ſo kultiviert und fein wie die des Berliner Meiſters und des Dänen, aber was ihm an techniſchen Werten abgeht, erſetzt er reichlich durch die andächtige Treue, mit der er ſich in den geiſtigen Duft geweihter Stätten unſerer klaſſiſchen Literatur verſenkt hat. Stremels Art iſt auch in dieſen Bildern, ſeiner Geſamtrichtung entſprechend, ungemein einfach und ruhig. Alles Pathos liegt ihr fern, dabei verliert ſie ſich nirgend ins Kleinliche und Nebenſächliche, ſondern behält auch, wo ſie die Wirklichkeit genau nachzeichnet, eine deutlich erkennbare Neigung zum Großzügigen. So wenig er in ſeinem Kolorismus den Schwierigkeiten aus dem Wege geht, wie ſie hiſtoriſche, von altem Hausrat erfüllte Räume in ihren ſchweren, nachgedunkelten Farben bieten, ſo wenig hat er ſich durch dieſe diffizilen Reize verleiten laſſen, den ſeeliſchen Gehalt des Gegenſtandes preiszugeben. Namentlich in dem „Goethe-Zimmer“ (Blick durch das Junozimmer zum Gartenzimmer) ſpüren wir den perſönlichen Hauch deſſen, der einſt dieſe Räume mit ſeinem Weſen erfüllte. „Es iſt,“ ſagte ein Kunſtkritiker, als dieſes Bild zuerſt hervortrat, „als ob der Große dieſen Raum eben noch durchſchritten hätte mit der ſeltſam ernſten Feierlichkeit und Majeſtät ſeines Weſens, die ſeine Beſucher im Alter ſo ſehr an ihm bewunderten. Summende Ruhe klingt nun in dem Raume. Es iſt, als ob ein leichter Windhauch fern aus dem letzten Zimmer, aus welchem Licht und Luft zum Innenraum bricht, erfüllt von Gartenduft, uns entgegenwehe; an den ſtillen, kalten Statuen zieht er vorbei, ein Lebendiges ſuchend.“ Nicht ganz ſo ſtark in ſeiner geiſtigen Wirkung iſt vielleicht das Bild „Schillers Sterbezimmer“. Hier bleibt der Blick ſchon eher an Einzelheiten haften, und der geiſtige Geſamteindruck wird nicht ſo feſt von großen und ſtarken Linien umſchloſſen wie bei dem „Goethe-Zimmer“. Nur im Gefolge jenes kann ſich dieſes behaupten, und wir müſſen unſere literarhiſtoriſche Phantaſie zu Hilfe rufen, um es mit dem Leben zu erfüllen, das doch auch hier einſt pulſte.

Stremels künſtleriſche Entwickelung iſt keine hohe und ſteile, wohl aber eine merkwürdige und eigenartige Bahn gegangen. Am 31. Oktober 1859 in Zittau in Sachſen geboren, war er von ſeinem Vater dazu beſtimmt, Offizier zu werden. So wurde er denn im Kadettenhauſe zu Dresden erzogen und konnte es erſt nach dem Tode ſeines Vaters durchſetzen, Maler zu werden. Nach einem Vorbildungsjahre auf der Münchener Akademie ging er zu Munkacſy nach Paris, wo er dann auch ſelbſtändig noch viele Jahre allein weiterſtudierte. Die größte Anregung empfing er nach eigenem Geſtändnis durch den Holländer Vermeer de Delft, deſſen Werke er auf ſeinen häufigen Studienreiſen in Holland eingehend ſtudierte, dann auch von Corot und ſpäter durch die franzöſiſchen Impreſſioniſten Manet und Monet, Piſſaro und Renoir. Durch langjährige Arbeiten nach der Natur hat er ſich auf Grund dieſer erſten Anregungen bald zu einer eigenen Anſchauung und ſelbſtändigen Ausdrucksweiſe durchgerungen, ſo daß man wohl ſagen darf, das deutſche Empfinden ſeiner Bilder habe durch dieſen Einfluß der franzöſiſchen Impreſſioniſten nicht gelitten, ſondern ſei vielmehr dadurch erſt recht aus ihm herausgelockt worden. Stremel malt mit Vorliebe Porträts, Landſchaften und Blumenſtücke, namentlich aber Interieurs, in welchen er vor allem die Stimmung betont, d. h. in welchen er das merkwürdige Etwas, das uns in alten Räumen zu ſchlummern ſcheint, das Licht, das durch ſie hindurchhuſcht und alle ihre Gegenſtände umfängt, wiederzugeben verſucht, mit einem Wort: in denen er all dieſe Räume wirklich zu uns „ſprechen“ läßt. Die Dresdener Galerie beſitzt von Stremel ein Bild „Interieur aus Flandern“. Die meiſten ſeiner Bilder aber ſind in Privatgalerien in Berlin, Dresden, Wien, München und Brüſſel untergebracht. Auf den Weltausſtellungen von 1889 und 1900 in Paris, auf der Internationalen Ausſtellung 1897 in Dresden und gleichzeitig in Leipzig wurden ſeine Leiſtungen durch Medaillen anerkannt. Jetzt lebt der Maler am liebſten irgendwo auf dem Lande, ſo die letzten Jahre in Südtirol, auf Schloß Englar bei Bozen, ſo früher über ein halbes Jahrzehnt in dem kleinen belgiſchen Knocke-ſur-Mer. Er gehört dem Deutſchen Künſtlerbunde und der Berliner Sezeſſion an, und auch die jüngſte Berliner Sezeſſionsausſtellung zeigt wieder ein äußerſt feinſinniges „Interieur“ von ihm. Die beiden Bilder „Goethe-Zimmer“ und „Schillers Sterbezimmer“ ſind im Jahre 1897 bei vorübergehendem Aufenthalt in Weimar entſtanden und auf der Ausſtellung der Berliner Sezeſſion 1899 von Prof. Dr. Schloßmann in Dresden erworben worden. Dem liebenswürdigen Entgegenkommen dieſes Herrn verdanken wir es, daß wir die beiden Gemälde hier nach den Originalen wiedergeben können.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düſel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaſer (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Weſtermann in Braunſchweig.



Al. Borissow: Mitternachtsonne im August.

Zu Norden: Alexander Boriſſow und ſein Werk.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

August 1906
Westermanns Illuſtrierte Deutſche Monatshefte
C. Band Heft 599

Der Familienvater

Novelle

von

Ilſe Frapan-Akunian

II

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Wie eine ſchleichende Krankheit war dies über Erich Hetebrink gekommen, und wie eine ſchleichende Krankheit zehrte es an ſeiner Energie, an ſeinem Selbſtgefühl, an ſeiner Geſundheit. In heißer, unermüdlicher Arbeit hatte er bis jetzt ſein Leben verbracht, aber wie oft ihn auch Sorge gequält, Bitterkeit, Widerwillen ihm manchen Tag verdorben, er hatte ſich ſelber damit beruhigt, daß es das Gemeine ſei, was er haſſe, was er nach ſeiner Naturanlage bekämpfen müſſe. Jetzt aber fühlte er etwas ganz anderes. Er hatte ſich mit der Weltordnung, die dem einen gibt und dem anderen nimmt, längſt abgefunden, wie er geglaubt. „Das ſind feſte Plätze, die dem Menſchen bei der Geburt zugewieſen werden, eine eherne Ordnung, in der ſich jeder zurechtfinden muß. Nur das Genie oder der Verbrecher hebt dieſe Ordnung auf, durchbricht ſie. Aber wir Mittelgut ſind beſtimmt, an derſelben Stelle zu wurzeln, und unſere Pflicht beſteht gerade darin, die uns allein offen gelaſſene Stelle voll auszufüllen und zu einer grünen, lebendigen Stelle zu machen, wo nach unſerer kurzen Lebenszeit der neue Nachwuchs aufſchießen kann. Stoße deine Wurzeln tief hinein in den Heimatboden, laß ſie alles an ſich ſaugen, was die Heimat an Erquickung und Erhebung bietet, tauch in die Schätze der Vergangenheit und lebe das Leben derer mit, die die Weltgeſchichte machen und der Zeit ihren Stempel aufdrücken,“ ſo las er jetzt in trübem Sinnen ſeinen eigenen Brief wieder, den er einſt an Antonie geſchrieben und den er wie ſeine übrigen Briefe für ſein „Lebensarchiv“ kopiert hatte.

Er ſaß vor ſeinem Sekretär zu Hauſe, es war ſpät in der Nacht. Klein Agnes huſtete in dem Zimmer über ihm, und er wußte, daß Antonie wachte — die Krone des jungen Eichbaums, den er ſelbſt vor ſechs Jahren hier geſetzt hatte, war von dem Licht aus dem Zimmer oben rötlich beſtrahlt und ſchaukelte raſchelnd im Nachtwind.

Er hatte angefangen, ſein „Lebensarchiv“ allmählich nach Hauſe zu tragen. Zu flüchten! Ganz genau wußte er vor ſich ſelbſt nicht, weshalb, aber „der Sohn des Chefs“ hatte neulich die Goldaufſchrift der Lederbände ſtudiert und fragend und neugierig gelächelt. Der ſchnüffelt herum, dachte Erich, und gleich am ſelben Nachmittag nahm er den erſten ſchweren Band mit fort. Er ſchämte ſich vor Antonie und ſchloß ihn ein. Aber als er ſchon drei Bände nach Hauſe getragen hatte, füllten ſie den ganzen Innenraum des Sekretärs, und er entſchloß ſich, ſie offen liegen zu laſſen. „Es ſind ja reine Privatſachen, ſie gehören ins Haus,“ erklärte er ſeiner Frau.

Die Freundliche nickte erfreut. „Kannſt mir vielleicht abends daraus vorleſen.“

Aber nun waren die Wochen vergangen, und zum Vorleſen waren ſie nicht gekommen. Die ſchwache Agnes kränkelte, und Antonie war unruhig und abgequält. Zuweilen ſchien es ihr, daß ſie das Kind vernachläſſigt habe, während Mutter Hetebrink krank lag. Es war ja auch furchtbar geweſen, der plötzliche Verluſt der immer tätigen, immer hilfreichen Mutter. An einem Tafelſervice zu ſterben! Nie hatten ſie das prachtvolle Geſchirr benutzt, das Onkel Aloys zur Hochzeit beſchert hatte; es war viel zu elegant für ihre Verhältniſſe. Aber man muß es doch von Zeit zu Zeit von den Borten der Speiſekammer nehmen, wo es, in Seidenpapier gewickelt, Jahr für Jahr ſteht. Und das beſorgte Mutter Hetebrink. Aber eines Tages iſt der Maler dageweſen, hat die Speiſekammer ſchneeweiß angeſtrichen, und als alles trocken und das Service wieder aufgepackt war, ſind — Gott weiß wie — vor ihren Augen alle drei Borte auf einmal heruntergeſtürzt, und die Alteration hat der ſorglichen Hausfrau, die dem Sohn und der Schwiegertochter ſo treulich alles zuſammenhält und keine Stecknadel umkommen läßt, den Tod gebracht. Kein Troſt verfing, ſie war zu gekränkt geweſen, daß ſie ihren Kindern ſolchen Verluſt zugefügt. Fünf Wochen ſpäter war ſie geſtorben. Das war nun fünfviertel Jahr her, und ſeit derſelben Zeit auch kränkelte Agnes.

Antonie aber wollte alles jetzt allein tun mit dem einzigen Dienſtmädchen. Seit Lulu Sörenſen den Kindergarten eingerichtet hatte, war keine neue Bonne angeſtellt worden. „Du quälſt dich ſo, ich will mich auch quälen, mein Mann!“ ſagte Antonie mit ihrem guten, ſtürmiſchen Eifer. „Als ich bei Sörenſens war, hab’ ich da nicht für drei kleine Kinder geſorgt und dabei noch für die kranke Förſterfrau mit? Es wäre doch merkwürdig, wenn ich es jetzt nicht könnte, wo es ebenſo notwendig iſt.“

„Wir ſind nicht mehr ganz ſo jung wie damals, Anton, du auch nicht,“ warnte Erich mit einem Seufzer, „die Kinder haben dich bös angegriffen.“

Aber Antonie wollte, und es ging leidlich. Wenn die Rückenſchmerzen kamen, legte ſie ſich „ein bischen hin“, gleichviel, wer da war. Zehn Minuten geben ſchon ein Ausruhen und eine Erfriſchung. Und wenn ſie ſich zu blaß fand, rieb ſie ſich die Backen mit dem Frottiertuch, denn Erich konnte ihre Bläſſe nicht leiden. Er pflegte ſie aufmerkſam zu muſtern: „Na, Anton, wie ſiehſt du denn aus?“

Ach, das war früher geweſen; jetzt — nein, jetzt muſterte er ſie nicht mehr. Früher, wenn ſie ſich elend fühlte, ſtellte ſie ſich mit dem Rücken gegen das Licht, wenn er kam, um die beſorgte Frage zu vermeiden. Jetzt entbehrte ſie ſeine forſchenden Blicke, ſein Stirnrunzeln und Kopfſchütteln ſogar. Jetzt kam er meiſtens mit unruhigen Augen, die aber nicht auf das, was vor ihm war, gerichtet ſchienen, haſtig, faſt keuchend herein, ſtampfte und lärmte auf dem Fußkratzer, warf den Stock in die Ecke, den Hut auf den Haken und aß wortlos einige Biſſen mit ungeduldiger, faſt gieriger Eile. Dann plötzlich drückte er die Hand auf die Bruſt, lehnte ſich in den Stuhl zurück, ſchob den Teller fort. Antonies Bitten hielt er nicht ſtand, zuckte nur die Achſeln und ſtürmte hinaus in den Garten, wo er grub und ſchaufelte und Unkraut jätete, bis ihm der Schweiß herunterrann. Der Sommer war naß, die Blumen öffneten ſich nicht, nur das Grün wuchs üppig und großblätterig. Aber er wollte wenigſtens ein paar Blumenbeete haben; er riß heraus, was gerade blühte, und pflanzte es zuſammen auf das Rondell und die Beete, wo es ſchnell vergilbte, denn die junge Eiche überſchüttete die Blüten mit beſtändigem hartem Tropfenfall.

Einmal traf ihn Antonie mit dem Küchenbeil in der Hand, wie er auf den ſtolz ſich entwickelnden Baum zulief.

„Was willſt du tun Erich?“ ſchrie ſie entſetzt.

„Abhauen! Es geht alles darunter zugrunde.“

Sie bat und bettelte für die junge Eiche. Ihre Augen wurden naß; je länger ſie bat, deſto lebendiger erſchien ihr der Baum, deſto ſündhafter ſeine Zerſtörung.

Erich wollte nicht hören. „Er vernichtet alles Blühen, die Krone nimmt ihnen Luſt und Licht.“

Sie hielt ſeinen Arm feſt; ſo hart war ſein Geſicht noch nie geweſen. „Du haſt ihn gepflanzt, Mann! Weißt du noch? Wir waren ſo froh den ganzen Tag, weil der Brief von Egidy gekommen war. Und abends holten wir den jungen Stamm von Janſens. Das ſind ſechs Jahre her. Janſen ſagte damals, der Eichbaum wäre drei Jahre alt. Alſo ſchon neun jetzt. Neun Jahre, denk dir, Erich! Ach, komm! Gib her!“ Und ſie nahm ihm das Beil aus den ſchlaffgewordenen Händen.

Aber Erich grollte dem Baum, und nun, ſeit einigen Wochen, ſtarb die junge Eiche ab, als ob ſie es fühle, daß ihr die Liebe entzogen ſei, daß, der ſie gepflanzt, ihr den Platz nicht mehr gönne. Die Blätter, erſt noch grün, fingen an kleiner und kleiner zu werden, und durchſichtig wurde die vor kurzem noch ſo krauſe, volle Krone. Durch die ſich lichtenden Zweige blickte der ewig graue, wolkenſchwere Himmel, kein Blatt fiel herunter, aber ſie ſchrumpften und ſchrumpften, und dann verloren ſie das ſatte Grün und wurden braun wie Leder. Und mit hartem Raſcheln ſprach der Nachtwind im Baum, deſſen Winterfarbe von dem Gartengrün peinlich abſtach. Antonie tat es faſt weh, den Baum anzuſehen; ſie wandte die Augen ab, und es war ihr traurig, daß nun in ihrem eigenen Garten eine Stelle war, die ſie ſcheute. Sie wunderte ſich, was wohl Erich von dem ſeltſamen Zufall denke, aber ſie ſprach nicht mit ihm darüber. Er war leicht verletzt, reizbar, ſchwer zu behandeln. Jetzt, wo der Baum den Garten verunziert, jetzt möchte er ihn erhalten, dachte ſie. Sie hatte ſchon mehrmals geſehen, wie er einen der dürren Zweige zu ſich niederbog und die Knoſpen des Triebes unterſuchte. Sie dachte oft jetzt über ihn nach, ſtatt mit ihm zu ſprechen; das Leben wurde immer ſtiller, das Geſpräch immer einſilbiger. Jetzt ſollte Mutter noch da ſein und in ihrer komiſchen Weiſe dazwiſchen ſprechen, dachte Antonie, und ſie weinte, wenn ſie einen Gegenſtand ſah, der Mutter Hetebrink gehört hatte.

Als Erich den alten Brief an Antonie geleſen hatte, während draußen die ſterbende junge Eiche, rot überſtrahlt vom Licht aus dem Krankenzimmer der Kleinen, geſpenſtiſch raſchelte, überfiel ihn das Gefühl einer ſchleichenden Krankheit, die ihn umſponnen, mit beſonderer Schärfe. Nur vierzehn Jahre her, ſeit ich das ſchrieb. Wie war es damals ſchön! Wie war ich jung und klug! Ich hatte ſogar Gedanken. Antonie war meine Braut, alle Woche fuhr ich hin und hatte doch noch Luſt, ſolche Briefe zu ſchreiben, nachdem ich den ganzen Tag tüchtig gearbeitet hatte. Es war ſchwer in der Zeit, ich mußte mich in das Seegeſchäft einarbeiten, und Onkel Aloys erſparte mir keine Mühe und keine Demütigung. Unter wahrhaft erdrückenden Bedingungen bin ich ſein Kompagnon geworden! Ich wollte hinauf; da hab’ ich mich ihm verſchrieben, wie man ſich in den alten deutſchen Volksſagen dem Teufel verſchreibt. Mit Leib und Seele, mit Haut und Haar! Der Gewinn für ihn, die Arbeit für mich! Erich kam nicht über dieſen Gedanken hinaus; er ſauſte ihm im Hirn herum, dieſer verletzende, aufreizende, empörende Gedanke.

Ich wußt’ es damals nicht, wie hilflos ich war, er wußt’ es gut. Er hat nur eine Liebe: Geld. Er hat nur einen Glauben: Geld. Er hat nur eine Hoffnung: Geld. Um neben ihm emporzukommen, um ihm die Spitze bieten zu können, hätte auch ich Liebe nur zum Geld, Hoffnung nur auf Geld, Glauben nur an Geld haben müſſen. Mein Unglück iſt, daß ich das Geld nur als Mittel zum Zweck anſehe, und alle Menſchen, die mir nahegetreten, haben mich in dieſer unfruchtbaren Richtung beſtärkt. Mit den Poppingas fing es an; wäre ich ihnen nicht begegnet, wer weiß, wie mein Leben ſich gewendet hätte. Ich bin ein ſchlechter Kaufmann geweſen, denn jetzt, nach zwanzig Jahren, bin ich, wo ich war. Nein, viel, viel ärmer bin ich als damals. Vor zwanzig, ach noch vor vierzehn, noch vor zehn Jahren genügte mir ein Buch, ein Vers, ein Spaziergang um die Alſter, ein Ausflug in den Wald, um mich zu erheben, um mich die Welt wenigſtens durch eine Spalte ſo ſehen zu laſſen, wie die Dichter und Künſtler ſie ſehen. Und wie Dinchen ſie ſah! Ja, Dinchen Poppinga, das war eine werdende Künſtlerin, jetzt weiß ich es! Als ich jung war, konnte ich mich erheben — jetzt iſt die Schwere über mich gekommen, und die Schwungkraft iſt fort …

Kleiderrauſchen und ſchnelle Schritte erklangen auf der Treppe. Antonies blaſſes Geſicht erſchien an der Tür; ſie war feſt und ſauber gekleidet wie immer. „Erich, ach komm mal herauf, ſie ruft dich.“ Sie legte ihm den Arm um die Schulter und weinte, das Geſicht an ſeinen Nacken gedrückt.

Erſchrocken ſtand er auf und ſtarrte ſie an, ohne zu antworten. Er konnte ſich ſo ſchnell nicht zurechtfinden. Er fühlte ihr Herzklopfen. „Sprichſt du von Agnes? Was iſt denn?“

„Ach du, die Lütte ruft dich immer, und der Wind bellt wie ’n Hund — mir iſt ſo bange geworden.“ Sie drückte ſeinen Arm. „Der Doktor wohnt ſo weit! Ich mag dich nicht hinhetzen, aber —“

Er ſah auf die Uhr, zitternd ſah ſie mit hin. „Es iſt gleich halb zwei.“

„Erſt halb zwei? Und du ſitzt auch immer auf. Immer hier allein, und ich — oben — allein.“

Erich ſchauerte vor Kälte und Müdigkeit. „Ich will zu Doktor Magnus gehen, wenn es dich beruhigt.“

Einen Moment zuckte in ihren Augen nur die Angſt um das fiebernde Kind, aber als ſie ihren Mann nach den Stiefeln greifen ſah, die er längſt mit den Zimmerſchuhen vertauſcht hatte, fiel ſie ihm hoch aufſeufzend um den Hals. „Ach, mein Erich, was quält dich denn ſo?“ flüſterte ſie mit brennenden Tränen, „du brauchteſt auch den Arzt. Schläfſt keine Nacht, mein Mann! Was iſt denn das mit der goldenen Kette immer?“

Er drückte feſt ihre feuchten, eiſigen Hände. „Mit der goldenen Kette?“

„Du ſprichſt immer im Schlaf, haſt immer mit einer goldenen Kette zu tun —“

„So ſo, alſo auch im Schlaf!“ ſagte er ohne Verwunderung. Dann ſuchte er Antonie zu beruhigen. „Ich hab’ wohl lebhaft geträumt. Es ſind die Unannehmlichkeiten im Geſchäft, weiter nichts. Man hat ſo allerlei Sorgen. Aber jetzt will ich doch erſt zu der Lütten, wenn ſie mich gerufen hat, das geht vor.“

Der Hausarzt kam dann um fünf Uhr morgens auf Erichs Bitte. Er ſprach von chroniſcher Schwäche der kleinen huſtenden Kranken. „Kairo! Madeira! Wenigſtens Italien. Ja, es iſt umſtändlich; aber im Intereſſe der ſpäteren Heilung. Und der Frau Mama könnte es auch nicht ſchaden, ſo ein Winteraufenthalt in Nizza,“ lautete ſein Gutachten. Die Eltern der kleinen Patientin lächelten ſchmerzlich und verlegen.

„Und ſonſt — was kann man ſonſt zur Kräftigung tun?“

„Sonſt?“ Der Arzt dehnte das Wort, und ſeine Augen wanderten in der reizend eingerichteten, geſchmackvollen Wohnung umher. „Warum wollen Sie nicht zu dem Radikalmittel greifen, das ich Ihnen anrate?“

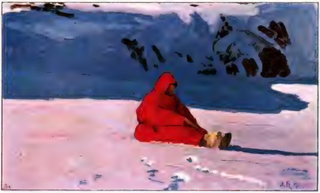
„Es iſt zu teuer,“ ſagte Erich unbedacht gerade heraus; dann erblaßte er — ſeine Bemerkung war geeignet, ſeinen Kredit zu ſchädigen; Antonie hatte es auch bemerkt.

„Für Sie?“ Wieder dehnte der Doktor das Wort. Da ſieht man die Liebe der reichen Leute zu ihren Kindern, ſprach ſein geringſchätziger Blick.

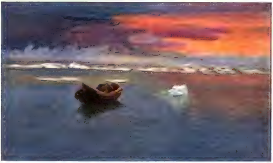
„Mein Mann müßte dann eine Haushälterin haben,“ half ſeufzend Antonie.

Der Arzt lächelte überraſcht. Sollte dieſe hübſche Frau dieſes ernſten Menſchen, der Erich Hetebrink hieß und der Kompagnon des ſteinreichen Konſuls Schäfer war, Grund zur Eiferſucht haben? Warum nicht? Es iſt keinem Schelm zu trauen. Und heimlich beluſtigt muſterte er Antonie, die zu dieſer Stunde, um fünf Uhr morgens, ſo hübſch gekleidet und ſo glatt friſiert war, als ſei es Nachmittag. Seine ganze breite Geſtalt, ſein breites, kluges Geſicht bebte vor innerlichem Lachen. Er ſtreckte Antonie mit großer Jovialität die Hand hin und ſagte beruhigend: „Liebe, ſchöne, gnädige Frau, gehen Sie ohne Bange nach San Remo, wir werden für den Herrn Gemahl eine geſetzte Hausdame finden, jawohl! jawohl! in kanoniſchem Alter. Und das Kind — ich geb’ Ihnen mein Wort darauf — wenn Sie ſechs Monate dort bleiben — nur ſechs Monate! aber nicht weniger — hat’s keine Spur mehr von all den Beſchwerden, die ihm jetzt ſein junges Daſein verbittern und — Ihnen mit.“

Erich vertrat ihm den Weg. „Und — ſonſt?“ wiederholte er ſtörriſch, mit ſaurem Geſicht.



Al. Boriſſow: Die Lieblingsfarbe der Samojeden.



Al. Boriſſow: Windſtille und Mitternachtſonne.

Zu Norden: Alexander Boriſſow und ſein Werk.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Doktor Magnus ſah den Kompagnon des ſteinreichen Konſuls Schäſer überraſcht an. Geizhals! bedeutete dieſe deutlich betonte Überraſchung. „Sonſt —“ Er zuckte die Achſeln, er war geärgert. „Sie haben mein ärztliches Gutachten verlangt, Herr Hetebrink, ich habe Ihnen mein ärztliches Gutachten nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen mitgeteilt. Alſo noch einmal: Riviera — gut; Madeira — beſſer; Kairo — am beſten. Ich habe dem nichts hinzuzufügen.“ Mit in den Nacken geworfenem Kopfe ſchritt er kaum grüßend auf die Haustür zu.

Einige Augenblicke ſpäter holte Erich ihn ein. Er hatte geſehen, wie Antonie bleich auf einen Stuhl geſunken war, und er wußte kaum, was er tat, als er dem Arzt nachlief. „Herr Doktor, ich bitte Sie,“ keuchte er, „wollen Sie damit ſagen, daß mein Kind dieſen Winter nicht in Hamburg bleiben darf?“

Doktor Magnus blieb ſtehen, als ſei ihm das ſchreiendſte Unrecht angetan worden, und tiefbeleidigt klang ſeine Stimme dem ſo außerordentlich begriffsſtutzigen Kaufmann in die Ohren. „Lieber Herr Hetebrink, Sie haben mich um zwei Uhr heute nacht perſönlich zu einer Patientin berufen. Ich war erſt um eins nach Hauſe gekommen und erſchien deshalb, ſo bald es mir möglich war. Unſere kleine Agnes leidet an chroniſcher Schwäche, die Natur tut Wunder, aber ſie tut ſie nicht oft.“ Er blickte Erich durchdringend an. „Wenn das Kind mein wäre, lieber Herr Hetebrink, ſo würde ich es den Winter über keinenfalls in dem feuchten, rauhen hieſigen Klima belaſſen. Ich habe die Ehre.“ Er reichte Erich die Hand, er wollte großmütig ſein, dieſe Laien haben keine Einſicht, man muß ihnen alles ganz deutlich ſagen.

Aber der Kaufmann ließ die Hand des Arztes nicht los. „Unmittelbare Gefahr —“ begann er zu ſtottern.

Doktor Magnus lächelte mitleidig. „Sie wollen ſagen, Herr Hetebrink, daß Sie keine unmittelbare Gefahr wahrnehmen? Bewahren Sie ſich Ihren glücklichen Optimismus, lieber Herr Hetebrink. Vielleicht geht es auch ſo gut. Aber, vergeſſen Sie nicht, chroniſche Lebensſchwäche bedeutet allerdings Gefahr genug. Laſſen Sie ſich raten!“ Er zog ſeine Hand aus der des ganz in ſich Verſunkenen und klopfte ihm vertraulich und faſt väterlich auf die Schulter. Sein Alter und ſein Beruf erlaubten ihm das.

Mit ſtarken Schritten, faſt laufend kehrte Erich ins Haus zurück. Es war ein nebliger, warmer Hochſommermorgen, der Himmel wolkig weiß mit blauen Lücken. Es ſchien ſo unglaublich, was der Doktor geſagt, ſo unglaublich und unerträglich.

Antonie kam ihm an der Tür des Krankenzimmers entgegen, verſtört und verweint hatte ſie ſich heraufgeſchleppt, ihr jammervoller Blick fragte angſtvoll: Was nun? Ihr Auge flehte: Hilf mir!

„Gerade jetzt!“ murmelte Erich.

Ihr Blick glitt ab, enttäuſcht, erkältet. Jetzt oder ein andermal — gibt es denn eine Zeit, wo ſo etwas geſchehen darf? Eine Zeit, wo Kinder ſterben dürfen?

„Alles zuſammen!“ Erich ergriff ihre Hand, ſie ſtand da zum Umſinken matt, aber ſie ſehnte ſich nicht, an ihrem Manne Halt zu ſuchen. Alles? Was gibt es noch ſonſt in der Welt? Mein Kind iſt in Gefahr, das iſt eins und alles zugleich, bebten ihre Lippen. Dann gingen ſie hinein, Antonie voraus.

„Sieh,“ flüſterte Erich überwältigt, „ſie iſt ganz wach! Agnes! Lütting! Mein kleines Mädchen!“

Die Kleine, dreijährig jetzt, mit einem weißen, ſcharfen Geſichtchen, aus dem die blauen Augen klug, faſt ſtrenge blickten, ſaß in ihrem ſchmalen Gitterbett mit dem dunkelblauen Wollvorhang, den die blutloſen Fingerchen zu beiden Seiten auseinandergeſpreizt hielten. Wie kleine weiße Flügel hingen die weiten Ärmel des Nachtkleidchens herunter, und das erſte Morgenlicht hob das Köpfchen mit dem ſpitzen Kinn und die Ärmel und die Händchen von dem dunkleren Grunde ſo ſtark ab, daß es völlig jenen geflügelten körperloſen Engelsköpfen glich, die mit ſehnſüchtigem oder nachdenklichem Blick aus dem Himmel auf die Erde herunterſpähend auf alten Gemälden ſeltſam ſchweben.

Blitzartig ſchnell war dieſer Eindruck auf Erich, aber ſo unerträglich, daß er die Kleine haſtig aus dem Bettchen hob und an ſich drückte. Die Tränen liefen ihm herunter, und er ſchlenkerte mit dem Kopf, damit ſie nicht auf das Kind fallen ſollten. „Kleine Handvoll du! Was machſt du denn? Willſt von uns gehen?“ ſagte er mit erſtaunter, aufmunternder, halberſtickter Stimme, während er die kleine Kranke hin und her trug.

Antonie hatte ihn noch niemals weinen ſehen, ſein immer beherrſchtes Weſen war ihr oft merkwürdig geweſen, jetzt löſte ſich ihr ganzes Sein vor dieſem neuen, durchſchütternden Anblick auf. Sie hielt den Atem an, der bohrende Schmerz ſchwieg einen Augenblick, ſank gleichſam mit ſeiner zerfleiſchenden Geißel in ſich ſelber zuſammen vor der glühenden Mittrauer mit Erich.

„Zum Tode verurteilt? das? das? Schneeglöckchen! Nein!“

Ach, dieſe überredende Zärtlichkeit des Tones zu den grauſamen Worten! Antonie ſchauerte zuſammen, ſie umfaßte Erich und das Kind. „Mein Erich, ich bitte dich! Sprich nicht! Du mußt das Wort nicht ſagen! nicht ſagen! nicht ſagen!“ wimmerte ſie.

Ihm ſtürzten noch immer die Tränen herunter, wie erwachend, mit halboffenem Munde blickte er ſich nach Antonie um. Er hob das Kind ihr entgegen. „Zum Tode verurteilt? Das? das? Wie kann es denn ſein?“ Plötzlich brach er in ein ſchrilles, weinerliches Gelächter aus. „Antonie! ſieh doch! Frau, es iſt ja ganz lebendig! Es rauſt mich am Bart! Es hat noch Kräfte in ſeinen Fingern! Es ſagt: der Doktor iſt auch kein Papſt. Es will nicht von uns gehen! ſieh! ſieh!“ Wahnwitzige Angſt ſprach aus ſeinem Geſchrei, er hatte völlig den Kopf verloren.

Aber der Paroxismus ging ſchnell vorüber, als Antonie, während ſie das ſchwache, kleine Weſen ins Bettchen legte, nun mit dem längſt bereitgehaltenen Plan herausrückte. Ihr Mann mußte es Onkel Aloys erzählen. Jetzt, wo der Alte ſelbſt Familie beſaß, würde er vielleicht zugänglicher ſein. Und ſie beratſchlagten mit leiſer Stimme, wie es einzurichten wäre, und überboten einander in ſelbſtverleugnenden Vorſchlägen. Wenn nur der Alte das Geld gäbe und Antonie mit der Kleinen reiſen könnte! Erich wollte ſich ganz ohne Haushälterin behelfen, mit Minna und der anſtelligen Ebba würde es gehen, wenn die gute Lulu inzwiſchen Lieschen in ihre Obhut nähme. Und wieder machten ſie Pläne, drückten einander die Hände, malten ſich das beglückende Wiederſehen aus.

„Wenn dann unſer Lüttes mit roten Bäckchen dir entgegenläuft, mein Mann! Tu es! tu es! Bitte ihn! Ganz geradezu! Warum denn nicht! Wir wollen es ja nicht für uns, und er iſt doch dein Onkel, und über kurz oder lang wird er dir doch mal das Geſchäft abtreten! Oder ſoll ich ihn bitten? Ich als Mutter? Und es handelt ſich ja doch nicht um viele Tauſende!“ Ihre Backen färbten ſich fieberhaft, ſie lachte und weinte durcheinander. „O Gott, Erich! wenn du uns dann abholen könnteſt! Ich kann mit ſo wenig auskommen! Von Milch und Brot kann ich mit dem Kinde leben. Die Sonne! die Sonne iſt die Hauptſache. So viel muß ich zuſammenſparen, daß du uns dann abholen kannſt und wir noch ein paar Tage —“

Und wieder die ſelige Vorſtellung von dem geſundeten Kinde, das mit roten Bäckchen dem Vater entgegenläuft!

„Und dir würd' es auch ſo gut tun,“ lächelte Erich, ihre magere Backe ſtreichelnd.

Sie ſah ihm vom Balkon nach, als er ins Geſchäft ging. Sie wehte mit dem Taſchentuch, als er noch einmal in der Lücke zwiſchen den zwei Birken auftauchte. Am Tage verkürzte ſie ſich die langen Stunden damit, an die nötige Ausrüſtung für das Kleine und ſich ſelbſt zu denken. Und dann ſeufzte ſie und dachte: Sechs Monate fern von Erich und Ebba und Lieschen! Und ſie küßte Erichs Photographie und dachte: Mein guter, lieber, einziger Mann! Wo gibt es einen Menſchen, der ſo gut iſt wie du!

Und als es halb acht ſchlug — ſie hatten die engliſche Arbeitszeit eingeführt im Kontor —, ſtand ſie wieder auf dem Balkon mit flatterndem Taſchentuch, und noch eh er ganz die Gartenpforte erreichte, war ſie unten bei ihm und rief atemlos: „Na, was hat er geſagt? Was hat er geſagt?“ Aber ihr Geſicht veränderte ſich, als ſie Erich anblickte; ſie ſah, er brachte nichts Gutes.

„Komm hinein,“ ſagte er ſtill, „wollen den Nachbarn kein Schauſpiel geben.“

Drinnen im Eßzimmer vor dem gedeckten Tiſch wartete Ebba, wie die Mama ihr befohlen.

„Kind,“ ſagte Erich gedrückt, „laß Ebba ihren Teller nehmen und heute bei Minna in der Küche eſſen. Nein, nein, es ſoll keine Strafe ſein, Ebba, wir haben nur etwas zu beſprechen, was dich nicht angeht!“

Bereitwillig und traurig ſchlich Ebba hinaus.

„Iß erſt, ich weiß ſchon das Schlimmſte,“ bat die Frau.

Und dann berichtete Erich, daß ſich der Alte ſehr für den Fall intereſſiert und außerordentlich genau zugehört habe. „Und dann, dann — lehr du mich die Menſchen kennen —“

„Gott, ſo ſprich doch!“ rief ſie gepeinigt.

„Er empfahl mir, die Kleine geſundbeten zu laſſen, da haſt du ſeinen Rat!“

„Unglaublich!“

„Ja — ich wollte meinen Ohren nicht trauen.“

„Geſundbeten?“

„So ſagte er, ja.“

„Und auf deine Bitte um Geld?“

„Iſt er überhaupt nicht eingegangen. Tat, als hätt' er ſie gar nicht gehört.“

„Haſt du es denn auch deutlich genug —? Gott, bitte, entſchuldige, Erich, aber ich hatte ſo ſicher gehofft!“

Erich wiederholte das ganze Geſpräch, ſein Ton war fortwährend verächtlich und verwundert, als könne er ſelber nicht an das glauben, was er erzählte. „Ja, ja, da ſcheint manches anders geworden, ſeit letzter Zeit. Jetzt wiſſen wir alſo das neueſte unfehlbare Mittel! Geſundbeten! Ta ta ta! Das hilft! Und iſt billig noch obendrein. Weißt du, wie Tante Mary erzählte? Danach ſtand es faſt zu erwarten! Die Gattin hat auf ihn abgefärbt. Da dämmert mir dann auch ſo manches —“

„Ach ſo!“ Und dann mit der ihr eigenen impulſiven erſchrockenen Geſte packte ſie ihres Mannes Arm. „Gott, Erich, dann kommt es gewiß von ihr her!“

„Was?“

„Du ſagſt, er ſucht jetzt Streit mit dir.“

„Ja, es ſchien mir ſo.“ Das Blut ſtieg ihm in die gebräunten Backen.

„Weiß ſie, daß du aus der Kirche ausgetreten biſt, und überhaupt —“

„Na, na! ſo weit intereſſiert ſie ſich wohl nicht,“ wehrte er ab.

„O doch, du! das kann ſehr wohl ſein! Gott, wenn ſie den Alten rumgekriegt haben — Der war doch ſonſt kein Mucker.“

„Nee, weiß Gott!“ Die Vorſtellung, daß Onkel Aloys je ein Mucker geweſen, entlockte ihm ein Lachen. „Gänzlich indifferent, der Alte! So wie die meiſten. Aber er beſſert ſich jetzt! Jeden Sonntag mit dem Geſangbuch, und Hausandachten haben ſie auch.“

Antonie ſchüttelte erſchrocken ſeinen Arm. „Und du lachſt darüber?“

„Ja, es iſt mir lächerlich. Wie wir zu einander ſtehen —“ Er wehrte mit der Hand, als ſcheuche er Fliegen; es ſchien ihm notwendig, ſich ſorglos zu ſtellen, und einen Augenblick beruhigte ſie ſich und ſprach von anderem, von ihren Hoffnungen, als der Alte heiratete.

Aber Erich hatte kaum angefangen zu leſen, als ſeine Frau, die ein paarmal aus- und eingegangen war, vor ihm ſtehen blieb und ſeufzte: „Es iſt alſo nichts? Nein, nein! Und nicht das allein! Ach, ich hab' Angſt!“

„Wovor?“ rief er aufſchreckend, ſo laut, als ſtände er auf der Straße.

„Scht! ſcht! du! eben iſt die Lütte im Schlaf. Wir müſſen ganz leiſe ſprechen. Erich! darum kommen ſie nie zu uns! Darum iſt alles ſo ſchrecklich geworden?“

„Was kann man tun?“ begütigte er. „Ums Himmels willen, red' dir nichts ein! Da, ſett di hen!“ Erich zog die Frau neben ſich nieder; wenn er plattdeutſch ſprach, war er ſehr gemütlich oder ſehr ungeduldig. Jetzt machte er eine krauſe Stirn. „Sieh, deshalb hab' ich ſchon nichts erzählt, du bauſt immer ein Darum auf das andere! Darum und darum! Schließlich kann man keinen Schritt mehr tun, weil das ganze Leben von Darums verbaut iſt! Hab' ich denn ein Verbrechen begangen, du?“

Die Frau kämpfte mit Tränen. „Gott, Erich, als ob ich dir Vorwürfe machte! Wie kannſt du meine Worte als Beleidigung auffaſſen? Du haſt deinen Überzeugungen gehorcht, und ich — ach, du weißt doch, daß ich ſie teile!“ Furchtſam hob ſie die ſanften Augen, in denen aber heute eine kleine Flamme loderte. „Ich meine nur, daß ſie darum — bitte, ſei nicht böſe mit mir, ich habe nichts verſchuldet —“

„Böſe?“ — auch in des Mannes Augen dämmerten Tränen — „davon bin ich ſehr weit.“ Und da ſie ſchwieg, ſeufzte er: „Das fehlte noch, daß wir uns ſtritten, Anton! Komm!“ und er ſtrich ihr über das glatte Haar, „ängſtige dich nicht.“

Aber das Fünkchen in ihrem Auge lohte auf. „Ängſtigen? Ich ſterbe beinah vor Angſt! Du biſt ruhig, aber für mich handelt es ſich um mein Kind!“

Da faßte er die Aufſchluchzende in die Arme und ſprach ihr innig zu. Wie ein Strom aus dem Herzen rannen die leiſen Worte: „Sieh, Kind, mit der Angſt — das iſt nicht gut, das macht dich krank. Ich denke aber ſo: ein deutſches Kind, von deutſchen Eltern, wir ſind ja beide ganz deutſch — was iſt das für'n Schnack vom Doktor, daß das plötzlich nach Afrika ſoll, um leben zu können? Es muß hier leben können, Frau, wo es geboren iſt und wo es hingehört. Das iſt alles künſtlich und Unfug und Schwindel, das Hinſchleppen in andere Länder. Müßten ja Todesangſt haben, ſie da wieder wegzunehmen.“

Antonie bäumte ſich in ſeinem Arm, ſie wollte dazwiſchen ſchreien, aber in ſeiner Ruhe war eine Gewaltſamkeit, die ſie lähmte.

„Höre,“ fuhr er leiſe und innig, faſt liebkoſend fort, während ſeine Hand ihr Haar glättete, „Lebensſchwäche — das iſt nur ein Wort — ein Wort für die Ärzte; — ſieh mal, ich denke mir ſo: Schneeglöckchen haſt du die Lütte genannt, und ein Schneeglöckchen iſt ſie; nicht ſchwach — aber — aber — ein Schneeglöckchen. Das ſind Frühlingsblumen, die — blühen — nicht — lang.“ Seine Stimme brach nun doch; die Frau zuckte, er fühlte, wie ihre Schultern ſanken, er fühlte ihr innerliches Weinen. Da preßte er ſie feſter an ſich, und ſein heißer Atem und ſein herzzerreißendes Flüſtern überſchauerte die arme Mutter. „Im Menſchheitsgarten — ſollen im Menſchheitsgarten nur ausgewachſene Bäume ſtehen? Da müſſen auch Blumen — viel Blumen ſein. Die zarten Blumen — das ſind die vielen — vielen — zahlloſen kleinen Weſen — die — Ärzte nennen es Lebensſchwäche — ich ſage: Schneeglöckchen und Veilchen im Menſchheitsgarten — ſie haben ja doch den Garten geſchmückt.“

Mit angehaltenem Atem horchte die Frau. Aber ſie hörte aus all den übertönenden Worten nur die verlorene Hoffnung heraus. Die Veränderung, die mit Erich vorgegangen, entſetzte ſie, kühlte ſie ab, entfernte ſie von ihm. Sie wollte Hoffnung, Hoffnung, und er hatte ſich ſchon in das Schrecklichſte gefunden. Hilflos ſchrie ſie auf, qualvoll, wie erſtickend, ganz unartikuliert und rauh, und ſie wollte ſich aus ſeiner Umarmung reißen.

Aber er ließ ſie nicht los, er wollte ſich ſelber und auch ihr helfen, indem er mit taſtenden Worten weiterflüſterte: „Wir müſſen trachten — im Schmerz — das Schöne zu finden,“ ſein Mund verzerrte ſich vor Weh, „reiner Schmerz — auch ſchön — ganz rein — nur immer der Natur folgen — dann — dann biſt du im Einklang. Will die Natur — den Menſchheitsgarten — mit Schneeglöckchen ſchmücken — ihr Wille geſchehe! Nicht künſteln — nicht ſich ſelber betrügen — begreifen und — ſich fügen.“

Aber die Frau ertrug es nicht länger. Sie hatte ſich befreit und ſtand mit gerungenen Händen vor ihm: „O, daß ich Geld hätte! Geld! Geld!“

Der Ausbruch kam ſo unerwartet, war in ſo ſchreiendem Gegenſatz zu den Tröſtungen, die Erich auf ſeinem langen Heimweg durch die menſchenbevölkerten Straßen gefunden hatte, daß es ihm war, als habe er einen Schlag ins Geſicht empfangen. Und das von der Frau, die ſo innig mit ihm zuſammenfühlte, die in guten und böſen Stunden ſeine Freundin, ſein Kamerad, ſein beſter und treueſter Anhänger war. Bitterkeit quoll in ihm auf, und er murrte zwiſchen den Zähnen: „Ja, das iſt das Höchſte! Geld.“

Sie wehrte ſich heftig gegen den Angriff. „Nicht für mich! nicht für mich, Erich, das weißt du gut genug.“

Aber er zürnte ihr, daß ſie ihn abgewieſen hatte. Ganz vergaß er, daß ſie alle die Stunden in qualvoller Angſt auf eine erlöſende Botſchaft gehofft, und daß er ihr die ſchreckliche Enttäuſchung gebracht hatte. In den engen vier Wänden ihres Heims, mit dem kranken Liebling immer vor Augen — wie konnte ſie dazu gelangen, an anderen ihr Schickſal zu meſſen. Draußen vielleicht, da kann man ſie finden, die Ergebung, ohne die man nicht leben kann. Er vergaß das alles; gereizt fuhr er fort: „Wenn man alles hat, was man braucht, dann kann man leicht ſagen: Für mich nicht. Eben haſt du nach Geld geſchrien.“

Und die beiden Unglücklichen begannen ſich zu zanken, einander Vorwürfe zu machen.

„Als du gehört haſt, was er vom Geſundbeten ſagte, haſt du ihn da wirklich um Geld erſucht? ſag, Erich?“

„Du haſt ſchon vergeſſen, Kind, daß er es mir abgeſchlagen hat?“

„Ich denke — ich denke — du haſt nicht gefragt —“

„Antonie!“

„Ich weiß, die Schwarzen ſind dir zuwider, Erich, aber um des Kindes willen — hätteſt du ihn doch bitten ſollen!“

„Du beleidigſt mich! Hab’ ich dich je belogen?“

„Aber es kann ja nicht ſein!“

„Weißt du, ich halt’ es deiner Ermüdung zugute, Antonie! Sonſt —“

„Sag nur heraus, Erich. Es iſt beſſer, viel beſſer.“

„Du verlangſt von mir —“

„Ich? Ich verlangte das von dir? Ich?“

„Siehſt du, Frau, du weißt ganz gut, was ich meine. Ich ſoll meine Überzeugung verleugnen, darauf läuft es hinaus. Ich ſoll um Geld winſeln? Nein!“

Die Frau wehrte entrüſtet ab, nie hätte ſie das verlangt. „Nur das eine will ich wiſſen: wenn wir das Geld hätten, dann ginge ich aber mit Agnes nach Kairo, nicht wahr?“ Es war etwas Lauerndes und Herausforderndes in ihrer Frage, und als Erich arglos bejahte, hielt ſie ſich den Kopf und ſchloß die Lider. Plötzlich öffnete ſie die Augen weit und ſtrafend. „Eben ſagſt du, die Natur hat einen Willen, ſie wollte uns nur ein Schneeglöckchen ſchenken; woher weißt du das? Iſt es nicht dasſelbe, was die anderen ſagen? Du fügſt dich in den Willen der Natur, und ich ſoll mich auch darein fügen, und die anderen predigen: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen — das iſt ja ganz dasſelbe! Schreckliche Götter habt ihr ausgedacht, ihr Männer alle! Liebe Götter, die arme, kleine Kinder zu Tode quälen! Und deine Natur, die alles Scheußliche tut, als wäre es ſelbſtverſtändlich. Und immer haben ſie recht! Der liebe Gott hat recht, und die Natur hat recht, und die armen Mütter, denen iſt aller Schmerz umſonſt aufgebürdet, die ſind die dummen Betrogenen!“

„Antonie, beſinn dich!“ rief er mahnend, tief erſchüttert.

Der böſe Funke in ihrem Auge glühte auf. „Ihr glaubt ja ſelbſt nicht an eure Götzen! Ha ha! Die haben ja gar keinen feſten Willen! Da beten ſie zu dem allweiſen Gott, und der Allgütige ändert ſeine Abſichten und wirft ſeine Folterwerkzeuge in die Ecke. Und wir, wenn wir Geld bekommen, glauben nicht an das Schneeglöckchen, du! Wir gehen mit dem Schneeglöckchen nach Kairo, und deine ehrwürdige, unbeſtechliche Natur dreht ſich um, und unſer Schneeglöckchen wird ein hundertjähriger Roſenbaum. Ach, nur Geld! Geld! Geld!“

So hatten ſie ſich noch nie gegenübergeſtanden. Die zarte Frau — ſo ſanft, ſo nachgiebig — wo war ihr dieſe Schärfe und Klarheit gekommen, die den Mann wie ein Eishauch anwehte? Iſt es das, was die Frauen bei der Näharbeit denken, wenn ſie nicht Liebesgeſchichten oder Toilettenſorgen nachhängen? Ein Abgrund ſchien ſich zwiſchen ihnen aufzureißen, und Erich fühlte zum erſtenmal, daß der Weichere, Nachgiebigere er war. Verlangend ſtreckte ſich ſeine Sehnſucht nach der armen Verzweifelnden jenſeit der Kluft, und er ſagte mit matter Stimme: „Und da wir nun kein Geld haben — was wollen wir tun?“

Da murmelte ſie: „Laß uns ‚geſundbeten‘ verſuchen.“ Und als er niedergeſchmettert nach einer Antwort ſuchte, belebte ſie ſich plötzlich: „O, Erich! und wenn es nun doch hülfe!“

Er ſchüttelte ſich mit Ekel. „‚Gefangen geb’ ich niemals die Vernunft, Auch um die lockendſte Verheißung nicht‘, ſagt unſer Storm.“

„Ja, ihr Männer könnt euch mit der Vernunft tröſten. Das iſt zu wenig für eine Mutter!“ Und ſie zog ihn zu ſich heran. „Erich, bedenke doch, das Wie und Wodurch iſt ja ſo egal! Nur leben ſoll meine Agnes! nur leben! Weißt du, wenn wir das Kind zur Welt bringen ſollen, wir Mütter, wir werden auch nicht gefragt! Vernunft und Überlegung und all das — das ſpielt keine Rolle dabei: wir müſſen uns für das Kind hergeben mit allem, was wir haben und ſind. Glaubſt du vielleicht, das iſt leicht? Sogar mit dem Körper iſt es ſchwer! Es iſt, als wäre er nicht mehr unſer, nur noch ein Haus für das junge Leben. Alles aufgeben, alles verleugnen, bis das Kind daiſt. Ihr Männer könnt euch ja nicht denken, wie das iſt. Eure Hirngeſpinſte kommen uns Müttern oft ſo knabenhaft vor, ſo wie von Kindern, die das Schwerſte im Leben gar nicht kennen. So kleine Burſchen, die gegen das Wunder und Geheimnis anſchreien, aber wir erleben das Wunder in uns, Erich. Das iſt nicht ſolche Sache, als wenn du eine Eichel in die Erde pflanzeſt, und nachher ſagſt du: dies hier iſt mein Eichbaum! So iſt es doch für euch mit den Kindern, oder ungefähr ſo. Aber wir Mütter, wir ſind die Erde und die Sonne und die Eichel, alles zuſammen. Und wenn das Bäumchen wächſt, wie könnten wir es wohl wegen irgendeiner Vernunft oder Überlegung zugrunde gehen laſſen." Und wieder flehte ſie: „Eins von beiden! Eins von beiden! Nur nicht zuſehen, ohne den Finger zu rühren! Das iſt die einzige Sünde."

Der Mann war verſtummt. Er empfand, daß hier ein Gefühl ſprach, das ihm unzugänglich war, ihm und jedem anderen Manne. Eine dumpfe Verzweiflung war über ihn gekommen. Er gab kein Verſprechen, aber er begütigte, beruhigte, einfach und herzlich. Zuletzt umfaßte er die Widerſtrebende und legte ſie auf das Sofa. Sie ließ ſich jetzt alles gefallen, nickte dankbar und gefügig, als er ihr die leichte, hellblau geſtreifte Decke überbreitete und ſie bat, die Augen zu ſchließen. „Ich bleibe oben bei der Kleinen, bis du mich ablöſen kannſt." —

In dieſer Nacht träumte es Erich, daß er doch ein Verbrechen begangen, ein ſchweres, laſtendes Verbrechen. Aber er konnte ſich nicht beſinnen, was es geweſen, ſo ſehr er ſich auch zergrübelte, und keuchend, gehetzt lief er zwiſchen zwei endloſen Dornhecken auf und ab, die ihm die Ausſicht verſperrten, und fragte: Was hab' ich getan? Was hab' ich getan? Und lange, lange blieb er ohne Antwort, aber endlich ertönte die Antwort, und ſie kam aus dem Geſtrüpp, das blattlos war mit ſtarrenden Dornen. Auf deinen Fußſohlen ſteht es geſchrieben! rief eine höhnende Stimme. Und er ſchauderte über ſich ſelbſt und ſein Verbrechen, das auf ſeinen Fußſohlen geſchrieben ſtand, und er fühlte ſich ſo ſchuldig! ſo ſchuldig!

⁂

In dieſer Zeit ereignete ſich im Geſchäft ein äußerſt betrübender und ſchrecklicher Vorfall. Der korrekte, zuverläſſige, ſtrebſame Prokuriſt, Herr Lauenſtein, erſchien eines Tages nicht im Kontor, was ſeit den zehn Jahren ſeines Dienſtes bei Gottfried Aloys Schäfer u. Co. nicht vorgekommen war. Und als der hübſche, junge Segalla, der ſich dienſteifrig wie immer, zuerſt erboten hatte, in der Frühſtückspauſe vorzuſpringen und ſich nach Herrn Lauenſteins Geſundheit zu erkundigen, ganz verſtört zurückkam, brachte er die Nachricht, daß in der Familie des Prokuriſten Weinen und Wehklagen herrſche, denn der Gatte und Vater war am geſtrigen Abend fortgegangen und nicht zurückgekehrt.

Schreckensvoll muſterten die beiden Kompagnons die Bücher, unterſuchten die Geldſchränke, aber ſo weit ſich in der Eile überſehen ließ, gab es da nichts Ungehöriges, viel weniger noch Verdachterweckendes. Die Bücher waren in muſterhafter Ordnung, die Schlüſſel hatte Frau Lauenſtein auf dem Schreibtiſch ihres Mannes an der gewohnten Stelle gefunden und dem jungen Segalla übergeben. Da ſomit die Furcht, beraubt worden zu ſein, hinweggeräumt war, konnte die menſchliche Teilnahme ungehindert hervortreten für einen Kollegen, mit dem man noch geſtern zuſammen gearbeitet, für einen fleißigen, rechtſchaffenen, pünktlichen und höflichen Mann, der auf einmal, recht über Nacht, aus einem Gegenſtande des allgemeinen Reſpekts zuerſt einige Stunden lang zu einem Gegenſtand des Verdachts und aus dieſem wiederum zu einem Objekt des Intereſſes, ja des Mitleids geworden war. Denn ein Unglück mußte Herrn Lauenſtein zugeſtoßen ſein, alles deutete darauf. Erich begab ſich ſelbſt zu der Familie, obgleich ihm ſonſt nichts peinlicher war als der Anblick weinender Frauen und Kinder. Eine ihm ſelber unerklärliche quälende Neugier trieb ihn hin, mehr als Mitgefühl, denn er kannte die Familie nur oberflächlich.

Sein Eintritt war ſchrecklich. Man hielt ihn nämlich für den Überbringer irgendeiner guten oder ſchlimmen Nachricht von Herrn Lauenſtein, und die alte Mutter des Vermißten, eine noch ſchwarzhaarige Frau mit großem, vollem, blaſſem Geſicht und gebrechlichem Körper — auf der Straße mußte ſie an der Krücke gehen —, überhäufte ihn mit jammernden Fragen nach „ihrem guten Jungen“ und mit Beteuerungen, daß „ihr guter Junge“ eher geſtorben wäre, als etwas veruntreut hätte. Sie hielt ſich an Stühlen und Tiſchen feſt, während ſie faſſungslos um Erich herumhinkte und fortwährend wiederholte: „Noch vorgeſtern — Sie können es mir glauben — erläuterte er mir das Depotgeſetz.“ Was ſie damit ſagen wollte, wußte ſie wohl ſelber nicht, aber in ihrem angſtverſtörten Hirn nahm dieſer Satz eine geheimnisvolle Wichtigkeit ein.

Die hübſche, elegante Frau des Prokuriſten mit den vom Weinen verſchwollenen Augen, ſein dreizehnjähriger Knabe, der nicht hatte zur Schule gehen können, weil dies geſchehen war, und auf deſſen altbärtigem Geſicht mit den fledermausartig abſtehenden Ohren die düſtere Wichtigkeit zuweilen durch ein unwillkürliches krampfiges Lachen unterbrochen ward — die nichtsahnenden kleineren Mädchen, die auf dem Balkon Kuchen aus Sand formten und ſie der Mutter und Großmutter zum Troſt anboten, während dieſe atemlos zwiſchen dem Sprechen und Schluchzen auf die elektriſche Klingel horchten und aus und ein eilten, um auf die Treppe zu ſehen — all dieſe unglücklichen Menſchen machten auf Erich einen tief niederdrückenden Eindruck, und doch war alles ſo, als habe er dies früher ſchon einmal erlebt und durchgekoſtet. Und als er endlich aus der Umklammerung der verängſtigten Frauen loskam, verfolgten ihn dieſe Bilder ſo, daß er ſie bald vor ſich, bald zur Seite ſah, bald ſich von ihnen gehetzt fühlte.

Drei Tage blieb man in Ungewißheit über Herrn Lauenſteins Schickſal, dann kamen Briefe von ihm an, ein kurzer Abſchiedsbrief an ſeine Familie und ein langer detaillierter Brief an Erich. Es war der Lotſe Harms, der die Briefe brachte, die ihm Herr Lauenſtein ſamt einem Fünfmarkſtück in die Hand gedrückt hatte, bevor er auf der Unterelbe bei Brunshauſen ins Waſſer geſprungen war.

„Wir hatten gerade die ‚Holſatia‘ ſchön klar abgeſetzt, da kommt da ſo’n kleine Jolle auf mir los, mit ein’ einzeln Herr in. Herrjees, denk ich, is das Herr Lauenſtein aus’n Kontor, oder is er das nich? Und richtig, er war das, und ich konnte mir gar nich ſo ſchnell faſſen, denn ich wurde das ja ſofort gewahr, daß Herr Lauenſtein was vorhatte. Aber natürlich, nach ſo was ſchlug mich ja keine Ader nach. Er winkte mich zu und hatte was Weißes in der Hand, und das war nichts andres als dieſe Briefe. ‚Beſtellen Sie!‘ Na, weiter verſtand ich nichts, denn ich mußte mir wahren, da kam ’n Schlepper mit ’n Slateſchoner auf. Und wie der Schoner vorbei is, da kuck ich mir um, aber die Jolle, die war weg, und wie ich ihr wieder ſah, da war ſie leer.“

So erzählte der Lotſe, zuerſt im Hauptkontor, dann in Herrn Konſul Schäfers Allerheiligſtem mit ganz denſelben Worten noch einmal. Aufgeregt horchten die jungen Leute an der Tür des Privatkontors, aber der Lotſe ſagte nicht eine Silbe mehr, es war eben alles, was er wußte.

Erich aber las mit klopfendem Herzen die an ihn gerichtete Beichte. Denn eine Beichte war es, die Beichte eines armen Mannes, der das kleine Vermögen ſeiner Frau in unglücklichen Spekulationen gewagt und — verloren hatte. „Es iſt alles gedeckt, aber uns bleibt nicht ein Pfennig,“ ſchrieb der Bedauernswerte. „Ich kann es nicht überleben, meine Familie um ihr kleines Vermögen gebracht zu haben, und ſuche daher den Tod. Sie ſelber, Herr Hetebrink, wiſſen, daß ein Kaufmann ohne Kapital wie ein Schiff ohne Ruder und Dampf iſt. Alle Mühe und Arbeit iſt umſonſt. Wir Angeſtellten in den großen Firmen ſtehen täglich Tantalusqualen aus. Die enormen Summen, die durch unſere Hände gehen, ſind Verſuchungen, von denen unſer Chef keine Ahnung hat. Jetzt, im Angeſicht des Todes, will ich Ihnen, Herr Hetebrink, der Sie ein menſchlich fühlendes Herz haben, eingeſtehen, daß ich in ſchwerer Verſuchung war, Depots anzugreifen und damit meine Verluſte zu decken. Vielleicht wäre es mir gelungen, doch noch einen guten Schnitt zu machen und meiner Frau Vermögen und mein Leben zu retten. Aber es fehlte mir an dem rückſichtsloſen Mute, der manch einem zum Glück ausgeſchlagen iſt. Es iſt mir auch unmöglich, Ihr mir ſtets bewieſenes Vertrauen zu täuſchen, Herr Hetebrink. Nehmen Sie mit dieſer Beichte zugleich die Warnung eines Sterbenden. Es iſt etwas gegen Sie im Werke, ſeien Sie auf der Hut. Es geziemt mir nicht, mehr zu ſagen, da ich mich bis zuletzt als Angeſtellten der Firma betrachte, gegen die ich mir gottlob nichts habe zuſchulden kommen laſſen. Schrecklich iſt es, Weib und Kinder und vor allem meine alte Mutter unverſorgt zu verlaſſen. Nehmen Sie ſich meiner an, wenn andere mich verurteilen, das iſt meine letzte Bitte an Sie." Unterzeichnet war der Brief: Ein Sterbender.

Dieſer an Erich gerichtete und nur für ihn beſtimmte Brief wurde zu einem verhängnisvollen Ereignis für die beiden Kompagnons. Auf zwei Wegen vollendete er die zwiſchen ihnen entſtandene folgenſchwere Entfremdung, indem er auf der einen Seite Erich Hetebrink durch die darin ausgeſprochene Warnung mit quälendem Mißtrauen gegen den Konſul Schäfer erfüllte, auf der anderen Seite aber dem Konſul einen Anhalt zum Mißtrauen gegen Erich bot, der von dem Prokuriſten, ſeinem Angeſtellten, einen Brief erhalten hatte, den er dem Haupt der Firma trotz mehrmaliger dringender Aufforderung nicht zu leſen gab. Vielleicht empfand der Konſul kein wirkliches Mißtrauen gegen ſeinen langjährigen treuen Mitarbeiter, vielleicht war die argwöhniſche Miene, mit der er nach dem Briefe verlangte, nur geſpielt — genug, er zeigte ſich plötzlich beleidigend argwöhniſch, verlangte jetzt mitten im Sommer die langwierige und mühſelige Aufnahme einer gründlichen Inventur — wobei die Arbeit faſt vollſtändig auf Erichs Anteil fiel — und drohte ſogar, Erich durch das Gericht zur Herausgabe des Briefes zwingen zu laſſen. Er argumentierte dabei mit dem Satz, daß die zwei Teilhaber einer Firma gleich einer einzigen Perſon ſeien, ſobald es ſich um Briefe von nicht ausſchließlich privatem Charakter handle. Ein Privatbrief aber liege ſicherlich nicht vor, da Lauenſteins letzte Botſchaft „im Kontor" abgegeben worden, und da der verſtorbene Prokuriſt nachweislich niemals mit Erich geſellſchaftlich oder gar freundſchaftlich verkehrt hatte. Eigenſinnig blieb er dabei, daß Lauenſtein einen bloßen Privatbrief nach Erichs Wohnung adreſſiert haben würde, und daß der „im Kontor" abgegebene Brief Mitteilungen enthalten müſſe, die für ihn, den Chef des Schreibenden, von Wichtigkeit ſeien.

Der unglückliche Lauenſtein! Wäre doch ſein Brief von einem Windſtoß erfaßt und in die Tiefe geſchleudert worden, ehe der Lotſe ihn erreichen konnte! Er machte dem Empfänger das Leben im Kontor faſt unerträglich, ſo lange der Konſul anweſend war. Und er war viel und oft anweſend, und Piet, ſein Stiefſohn, verweilte ſtundenlang bei ihm im Allerheiligſten, von dem ſich dann Erich beſonders ausgeſchloſſen fühlte. Und ausgeſchloſſen ſchloß er ſich ſelbſt mehr und mehr in ſein Privatkontor ein; um nur die knarrende Stimme des Alten und das lebhafte Geplauder des Jungen nicht zu hören, hängte er ſeinen dicken Winterüberzieher vor die Verbindungstür, noch ein Plaid darüber, und horchte dann, mit glühender Stirn über ſeine Arbeit gebeugt, auf die abgeriſſenen Worte aus dem Nebenzimmer. Es ſcheint ihm, daß ſie unaufhörlich von derſelben Sache ſprechen: War Lauenſtein nicht doch ein Betrüger? Wird nicht noch etwas herauskommen? Und der da, nebenan, kann man ihm wirklich trauen? Warum zeigt er den Brief nicht, wenn es „reiner Kram" iſt? Und Erich zuckt zuſammen, er glaubt, die Worte „reiner Kram" deutlich verſtanden zu haben, und auf den Zehen ſchleicht er ſich an die verhängte Tür, ſchiebt das Plaid und den Überzieher leiſe beiſeite und erſchrickt wie ein Dieb, als es am Getäſel raſchelt. Haben die da drinnen plötzlich zu ſprechen aufgehört? Merken ſie, daß er hier, dicht am Schlüſſelloch, ſteht und ſie behorcht? Und er ſchämt ſich vor ſich ſelber und tritt abſichtlich kräftig auf und ſetzt ſich an ſein Pult. Aber nach einigen Minuten beginnt das Spiel von neuem.

Wenn man nur verſtände, was ſie ſprechen! Jetzt lacht der Alte! Was für ein widriges Gewieher dieſer alte Gaul ausſtößt! Aha, ſie trinken! Sie klirren mit den Gläſern, und jetzt ſtoßen ſie an. Worauf die wohl anſtoßen da drinnen? Halt, jetzt, jetzt iſt ſein Name gefallen! Der Alte hat ihn genannt, „Hetebrink“, es war kein Irrtum, und der Junge hat Scht! gerufen. Warte, es hat geklopft! Erich ſchreit „Herein!“ Niemand kommt. Er geht an die Tür. Niemand. Er guckt in das Hauptkontor, wo die jungen Leute ſitzen. „Hat jemand geklopft?“

„Nein, Herr Hetebrink.“

„Ich dachte, es wollte jemand zu mir.“

„Nein, Herr Hetebrink.“

Und der hübſche, junge Segalla berichtet mit ſeinem dienſtfertigen Lächeln: „Das war wohl im Privatiſſimum.“ Er hebt ſuchend den Lockenkopf: „Herr Winter iſt zum Herrn Konſul gegangen, Herr Hetebrink.“

Erich ſchließt die Tür. Aber er ſieht noch, daß ſie die Köpfe zuſammenſtecken und lachen. Warum lachen die Laffen?

Aber vielleicht lachen ſie über Winter, den neuen Prokuriſten? Und iſt er nicht auch mehr als lächerlich mit ſeinem Hackenzuſammenſchlagen und Strammſtehen vor dem Konſul? Er hat eine ungewöhnlich hohe Kaution geboten bei der Anſtellung, und das war für Onkel Aloys entſcheidend. Gegen zweihundert Bewerber hat Herr Winter aus dem Felde geſchlagen. Deshalb blickt er auch ſtolz und „von oben herunter“, wenn er im Hauptkontor iſt, aber vor Onkel Aloys ſchlägt er die Hacken zuſammen und ſteht ſtramm wie der Leutnant vor dem Kommandanten. Es ſteckt noch geſunder Sinn in den jungen Leuten, daß ſie über den Kerl lachen! denkt Erich verbiſſen. Auch er möchte lachen, ach ja! einmal ſo recht von Herzen auflachen! Nicht aus Hohn oder Spott, nein, ſo ein reines, freies, befreiendes Lachen. Wie man ſich danach ſehnt, wenn das Herz immer ſo ſchwer iſt und Sorgen um den Weg lauern, und Angſt und Mißtrauen die Straße beſchatten, wo der Fuß gehen ſoll! Dieſer Winter hat noch gefehlt, um die Freude hier vollſtändig zu machen. Der arme Lauenſtein, von dem man doch durch Welten geſchieden war, ſo lange er da nebenan arbeitete, was gäbe Erich darum, ihn wieder lebendig hinter ſeinem Pult zu ſehen! Korrekt und höflich, nicht beſonders einnehmend, nicht intereſſant, aber zuverläſſig, ehrlich, mit einem wiſſenden trüben Zucken um den Mund, kein Streber und kein Kriecher. Und ſeit zehn Jahren hatte man ſich täglich geſehen, es war ſchon eins der „alten, vertrauten Geſichter“. Es iſt Erich noch jedesmal wie ein Chok, wenn er an Lauenſteins Pult den „Herrn Premier“ erblickt. Der Name ſtammt wahrſcheinlich wieder von Segalla, der witzige, kleine Burſch hängt allen Namen an. „Der Herr Premier“, es paßt nicht übel. Da klingt ja ſeine ölige Stimme im Allerheiligſten. Das Triumvirat iſt vollſtändig. Der Alte, Piet und der neue Prokuriſt! Immer iſt der Kerl um den Alten herum, und der Alte, der gewöhnt ſich jetzt daran, mit Erich nur noch durch „Vermittelung“ zu verkehren. Dann kommt der Herr Premier und meldet: Der Herr Konſul erſucht um dies und um das. Aber ſein Geſicht iſt nicht verbindlich verzogen, und er ſchlägt die Hacken nicht zuſammen und ſteht nicht ſtramm. Wie gut, denkt Erich ingrimmig, er hat wohl Furcht, daß ich ihm eine herunterhaue! Und dennoch wundert er ſich: Sieh! ſieh! vor mir macht er ſeine Kratzfüße nicht! Es freut mich ja, aber es wundert mich doch. Steckt ohne Frage etwas dahinter! Und er zuckt die Achſeln und grübelt und fühlt ſich wie von unſichtbaren Spinnenfäden umſponnen. Es ſteckt etwas dahinter! Ich ſoll mich in acht nehmen! Auf der Hut ſein! Es iſt etwas gegen mich im Werke. Und ſein Herz fängt hörbar an zu ſchlagen, und das Blut ſteigt ihm zu Kopf, und die Augen ſuchen hilflos umher. Draußen die jungen Handlungsdiener, alle zuſammen, drinnen — im Kontor Nr. 1 — das feindliche Triumvirat, und er dazwiſchen ganz allein! ganz allein!

Dieſe Einſamkeit — niemand, niemand, dem er es ſagen kann. Die arme Antonie, leidet ſie nicht ſchon über die Maßen? Zwar nach dem naſſen, kalten Sommer iſt jetzt der September mit köſtlich ſonnigen Tagen gekommen, als ſollte auf einmal alles wieder gutgemacht werden. Die Aſtern überſchütten den ſeit lange einförmig grünen Garten mit ihren zartfarbigen, lockeren Blumenſträußen, die Dahlien glühen in purpurnem Samt, und jeden Morgen, wenn er vom Hauſe geht, erzählt ihm freudeſtrahlend klein Ebba, wie viele Morgenprachtbecher ſich aufgetan haben. Und was das Wichtigſte iſt: jeden Tag kann Antonie nun mit der kleinen Kranken im Garten ſein, kann weiden und ſich ſonnen. Es iſt wie eine Abſchlagzahlung, denkt Erich, und jeden Tag tröſtet er ſeine Frau: „Schöner kann es in Italien auch nicht ſein.“ Aber bald wird doch das Wetter umſchlagen, und dann beginnt das Quälen von neuem. Von Lauenſteins Schickſal hat er faſt nichts an Antonie geſagt.

Hat ſie ſich nicht auch ſogleich die Ohren zugehalten und gebeten: „Nur jetzt nichts Trauriges! Wir haben ſelber ſo viel Quälerei. Ich freu' mich nur, daß die Sonne ſcheint.“

Und er ſchont ſie ſo gern, er ſehnt ſich ja ſelbſt heraus aus dem grauen Sorgengewebe, er möchte ja ſo gern, ſo gern mal wieder laut und frei und von Herzen auflachen können! Ach, es iſt wie im Traum: gefangen zwiſchen zwei hohen, endloſen Dornenhecken läuft er dahin, und wieder und wieder fragt er ſich: Hab' ich das verdient? Hab' ich nicht ſeit früher Jugend unabläſſig und treu gearbeitet? Warum ſchlägt es nicht an, was ich tue? Warum hab' ich kein Glück? Was für ein Verbrechen hab' ich begangen? Und die Traumſtimme höhnt: Auf deinen Fußſohlen ſteht es geſchrieben. Und er lacht gallig, verzweifelt auf: Ja ja, ich wollte meine eigenen Wege gehen, nicht in der Herde mittrotten, das iſt mein Verbrechen.

Und heut' iſt's wieder ſo: Triumvirat im Allerheiligſten und um ihn Totenſtille. Die Verhandlungen mit dem Onkel gehen nur noch durch Winter, man möchte mit Fäuſten dreinſchlagen! Mit Fäuſten dreinſchlagen! Dieſen Winter an den Ohren packen und zur Tür hinauswerfen! Und dann in die Hände ſpucken und die Ärmel aufſtreifen und den „Sohn des Chefs“, den Piet, hinterdrein befördern. Sein Automobil ſteht ja noch vor der Tür, nur hinein mit dem Burſchen! Was will der Eindringling hier? Zuerſt ſchien ſein Geſicht ſogar angenehm, obwohl etwas hochnäſig und neugierig zugleich. Aber jetzt iſt er unleidlich geworden, plappert und renommiert und hat ein ſcharfes Auge fürs Geld. Auch Glück hat das Bürſchlein, fünfzehntauſend Mark hat er beim Totaliſator gewonnen. Jetzt hat er ſich das ſchnarchende gelbe Ungeheuer angeſchafft, groß wie'n Elefant, und kommt darin täglich ins Kontor geſauſt, mit einer Froſchaugenbrille, in einer Seehundshaut; aber den Alten, den kriegt er nicht hinein in das Ding, ſoviel er ihn auch „coaxt“, der hat Angſt um ſeine morſchen Knochen!

Wie iſt das alles hier anders geworden! Und wieder ächzt Erich: Mit Fäuſten dreinſchlagen und vor den Alten hintreten: Was iſt das hier, du? Was geht vor hinter meinem Rücken? Was iſt im Werk gegen mich? Das, was nicht im Kontrakt geſchrieben ſteht, das iſt das Wichtigſte! Weißt du das nicht? Ich verlange Rechenſchaft von dir! Und wenn der wieder nach Lauenſteins Briefe fragt, dann — nun ja, in Teufelsnamen den Brief ihm unter die Naſe gehalten: Da lies! Es klingt nicht ſchön für dich, was der arme Menſch ſchreibt! Aus reiner Rückſicht für dich hab' ich den Brief dir vorenthalten. Und wenn er dann ſagt: So ſo! mit den Angeſtellten hältſt du es, ſtatt mit mir? So was würde ſonſt keiner zu ſchreiben wagen, was antwort' ich ihm? Und wenn er trocken die Achſeln zuckt und ſagt: Wir ſind nicht verheiratet, du und ich, geh' deiner Wege? Und wenn er wütet und ſchreit: Deine Undankbarkeit iſt grenzenlos; du haſt zwanzig Jahre lang gelebt wie ein Herr und biſt doch nur ein Bettler. Alles haſt du mir zu verdanken, und jetzt glaubſt du dem erſten Verleumder, der dich vor mir warnen will, warnt, weil es ihm noch an der Schwelle des Grabes ein Teufelsvergnügen bereitet, uns auseinander zu hetzen? Was dann? Hätte er denn nicht recht, ſo zu wüten? Könnte es nicht ſo ſein vielleicht? Wer kennt eigentlich dieſen Lauenſtein? Er war immer höflich, immer korrekt, aber ſchließlich hat er doch das Vermögen ſeiner Frau angegriffen und ſich dann feige davongemacht. Wem ſoll man glauben?

Da drinnen im Kontor iſt auch was los. Die lachen ſchon wieder. Einer ſcheint etwas vorzuleſen, es muß was Ausgelaſſenes ſein, wenn man ihn nur verſtehen könnte! Da —

eine laute Lachſalve! Nein, das iſt übrigens unverſchämt! Solch ein Ton war doch früher nicht? Heißt das Arbeitsernſt? Halt — das iſt Segalla! Seine volltönende Stimme; er deklamiert. Warte, den woll'n wir uns mal kaufen! Und Erich öffnet die Tür und ſchreit: „Herr Segalla!“ Nein, er hat nicht laut gerufen, die da drinnen haben nichts gehört, ſie gucken ſämtlich zu dem jungen Segalla hin, der von einem Papierblatt, das er mit beiden Händen, kurzſichtig wie er iſt, dicht an die Augen hält, eine Art Reimerei ablieſt.

Erich läßt leiſe die Tür wieder zufallen, und dicht dahinter ſtehend horcht er mit gerunzelten, argwöhniſchen Brauen auf den Unſinn. Segalla lieſt mit pomphafter Betonung „frei nach Schiller“:

Seit der holde Pum erſchienen,
Hat der Pumpum ſich verjüngt.

Wer iſt erſchienen? denkt der Lauſcher, und wie ſie lachen über den Blödſinn! Die reinſten dummen Jungens, einer ſchreit ſogar: „Feudal!“ Und der beglückte Deklamator wiederholt die herrliche Strophe unter dem erſtickten Jubel der Zuhörer:

Seit der holde Pum erſchienen,
Hat der Pumpum ſich verjüngt,
Seine Mondſcheinhügel grünen,
Und der Flaſchen Siegel ſpringt.
Vor dem goldumrahmten Spiegel
Lacht der neuvermählte Greis.

Was? was lieſt er da? Der neuvermählte Greis? Aber das iſt ja eine Anſpielung, eine mehr als deutliche Anſpielung! Der freche, hübſche Bengel — ob er wohl nicht weiß, wie unſchicklich ſolche Worte hier klingen? Da, ſie rufen „da capo!“ Nu, das iſt aber toll! Und mit was für einer Selbſtgefälligkeit dieſer Segalla wiederholt:

Vor dem goldumrahmten Spiegel
Lacht der neuvermählte Greis.

Hahaha! der Frechling hat Humor! Wenn ich ſo jung und frei wäre wie der, ich würde mitlachen.

Und er führt die Firmenzügel
Ganz auf eine neue Weiſ'.

Was iſt das? Was ſoll überhaupt dieſes Geversle? Haben die Herren Handlungsdiener nichts Beſſeres zu tun? Und jeder Satz wird belacht!

Dumpf erbrauſend durch die Gaſſen
Dampft heran des Autlers Luſt.

Aha! jetzt kommt Piet an die Reihe! So ſo ſo!

Und in ihrem Schmerz verlaſſen
War nur eine traurige Bruſt.

Nun? Verſündigt ſich der Eſel an Schiller? Das iſt aus der „Kaſſandra“. Die haben doch vor nichts Reſpekt. Und Erich Hetebrink legt das Ohr an die Türſpalte, er denkt: Jetzt — wer weiß — vielleicht hängen ſie auch mir noch was an. Segalla deklamiert, aber mit gedämpfter Stimme:

Freudlos in der Freuden Fülle
Ungeſellig und allein
Wandelt der Hemhemhem ſtille
Durch die Türe Nummer zwei.

Türe Nummer zwei? So, ſo? Die haben heute was zu lachen. Nummer zwei — das iſt wohl mein Privatkontor? Und kaum hört er vor Aufregung, was jetzt kommt:

Ich allein muß einſam trauern,
Denn mich flieht der holde Wahn,
Und geflügelt dieſen Mauern
Seh' ich meinen Huhu nah'n!

Das Wort „Huhu“ wurde ſehr ſtark betont, einige wiederholten mit unterdrücktem Gelächter: „Huhu! uh! uh!“ Es wurde leiſe gepfiffen, ein Fratzenſchneiden und Lachaufruhr brach los.

Plötzlich ruft eine herbe, drohende Stimme: „Aufklärung! Bitte um Aufklärung, meine Herren!“ Er hatte es nicht länger ausgehalten, die Luſt, mit Fäuſten dreinzuſchlagen, hatte ihn übermannt. Mit geröteter Stirn, mit vollen Augen, mit einem keuchenden, ziſchenden Atmen, das er vergebens zu beherrſchen ſtrebt, ſteht Erich Hetebrink neben dem Hauptlacher, Aug' in Auge mit dem jungen Segalla, der ſich tödlich erſchrocken zurückbäumt und ein Blatt Papier in der Hand zerknittert. Niemand hatte den Kompagnon „zweiter Güte“ eintreten ſehen. Es wurde totenſtill.

„Herr Hetebrink,“ lallte der junge Segalla, von den zornigen, forſchenden Blicken beunruhigt, und er verſuchte zu lächeln, ſich unbefangen zu ſtellen; er drehte den Hals, als ob ihn der Hemdkragen drückte.

Die übrigen jungen Leute hatten inſtinktiv ſofort die Köpfe auf ihre Arbeit geſenkt, einer zog mit Oſtentation und laut ſchnarrender Feder eine Linie unter der anderen.

„Was iſt hier verhandelt? Ich wiederhole, daß ich um Aufklärung bitte, Segalla!“

„Ein Nonſens, ein Jux, Herr Hetebrink,“ ſtotterte der junge Mann mit Anſtrengung; auch er fühlte ſich in dieſem Augenblick ſchnöde verlaſſen von denen, die eben noch ihm Beifall gejauchzt hatten.

„Kann man den Jux nicht auch erfahren? Ich lache gern, wenn es etwas Lächerliches gibt!“ Erichs Stimme zitterte vor Zorn, in ihr lag die Drohung, nicht in den Worten.

Auf Segallas Geſicht zeigte ſich eine gewiſſe Auflehnung, die Naſenflügel blähten ſich, er warf den lockigen Kopf ein wenig zurück. Mit roten Wangen erwiderte er lebhaft: „Ich bedaure, Herr Hetebrink, aber —“

Das hatte noch gefehlt, dieſes Kopfaufwerfen, dieſer Ton! Er traf Erich wie ein Stich. Hart ſtieß ſein Fuß an Segallas Pult, daß es krachte. „Sie werden mir ſofort das Papier geben, Segalla, das, von dem Sie vorgeleſen haben! Sofort!“ ſchrie Erich, ſeiner ſelbſt nicht mächtig.

Ein Murren entſtand. Segallas Augen ſprühten auf, die ſchwarze Locke auf ſeiner glatten Stirn bebte. „Ich bin hier nicht in der Schule, Herr Hetebrink.“ Er ſagte es verſöhnlich, ſo als ob er eine vernünftige Vorſtellung auf eine unvernünftige Zumutung ſetze.

Aber Erich hörte nur die Worte. Und ſie ſchienen ihm über alles Maß frech und unanſtändig. Und er ließ ſeiner Wut die Zügel ſchießen — einmal, einmal mußte mit Fäuſten dreingeſchlagen ſein! „Jawohl!“ ſchrie er donnernd, „Sie ſind in der Schule hier, in der Schule des Anſtands und der Lebensart! Wer ſich dagegen frech auflehnt, der hat das Kontor zu verlaſſen!“ Und plötzlich drang er auf den ganz faſſungslos Zurücktaumelnden ein und packte ihn am linken Arm: „Das Papier! Auf der Stelle! Oder —“

„Oder?“ wiederholte langſam und herausfordernd der junge Mann, in deſſen jetzt tief erblaßten Zügen Empörung arbeitete.

„Oder hinaus!“ ſchrie Erich. „Hinaus aus meinem Geſchäft!“

Aber auch er erblaßte jäh, als der junge Kommis ihm in der gleichen langſamen, herausfordernden Weiſe die Worte ins Geſicht ſprach: „Aus Ihrem, Herr Hetebrink?“

Faſt hätte Erich ihn ins Geſicht geſchlagen. Er hob die Hand und ſchlug ſie krachend auf das Pult nieder, er traf das Tintenfaß, und die Tinte ſpritzte umher, kleine Gegenſtände rollten auf den Boden. Der unerhörte Auftritt betäubte alle Anweſenden. Wann geſchieht es einmal, daß im Kontor Menſch dem Menſchen gegenüberſteht, nicht der Untergebene dem Vorgeſetzten! Oft vergeht ein Leben, ein ganzes Menſchenleben, ohne daß ein ſolcher Zuſammenſtoß, bei dem alles Konventionelle abfällt, ſich ereignet. Erich ſelbſt hätte nie für möglich gehalten, daß in dem von ihm geleiteten Arbeitszimmer ein ſo ſchändlicher Vorfall paſſieren könnte. Auch in dieſem Augenblick war ſein Verlangen, das Spinngewebe zu zerreißen, größer als ſein Zorn, und als Segalla eine Bewegung machte, als wolle er ſogleich gehen, packte Erich mit ſchnellem Griff die geballte Rechte des Kommis, um ihr das zerknüllte Papierblatt zu entreißen.

Segalla öffnete ſeine Hand, ſie war leer, ein unwillkürliches Triumphlächeln ſpielte über ſeine hartgewordenen Züge.

„Packen Sie Ihre Sachen zuſammen und machen Sie, daß Sie fortkommen!“ Und Erich ſchlug die ihm ſpöttiſch hingehaltene leere Hand heftig beiſeite. „Taſchenſpieler!“ Dann kreuzte er die Arme, ſah ſich drohend nach allen Seiten um und ſagte befehlend: „Herr Lauenſtein iſt augenblicklich nicht hier anweſend. Herr Winter, wollt' ich ſagen! Hm! hm! Sie bürgen mir wohl dafür, Herr Rüſche, daß ſich derartige wüſte Szenen hier nicht wiederholen!“ Und ohne Segallas Rückkehr abzuwarten, der in der Garderobe verſchwunden war, ging er mit ſtarken Schritten in ſein Privatkontor, deſſen Tür er krachend hinter ſich zuſchlug. Er zitterte an allen Gliedern. Was hätte er darum gegeben, jetzt fortgehen zu dürfen, hinaus, ins Freie, unter die Bäume, auf die kleine einſame Dracheninſel auf der Außenalſter oder ins dichteſte Menſchengewühl am Hafen! Aber eine Art Abſcheu, noch einmal das Hauptkontor zu betreten, wo dieſer bitterböſe Vorfall ſich ereignet hatte, hielt ihn zurück. Das Lachen, das er dort gehört, gellte ihm noch in den Ohren; die jungen ſpöttiſchen oder amüſierten Geſichter grinſten ihm hinter dem Rücken. Und ſein Zimmer hatte ja keinen Ausgang auf die Straße, wie das Privatkontor Nr. 1. Er ſah auf die Uhr: noch anderthalb Stunden bis zur Börſenzeit. Wie ein Raubtier im Käfig lief er zwiſchen ſeinen engen vier Wänden auf und nieder. Und während dieſer haſtigen Bewegung verſuchte er ſich klar zu machen, was eigentlich geſchehen ſei, aber der Kopf tat ihm weh, und von Zeit zu Zeit umflorte das aufſteigende Blut ſeine Augen wie mit Schleiern und brauſte ihm in den Ohren. Er hörte deutlich, wie Winter ſich geziert verabſchiedete, und dann wie Piet ſeinen Stiefvater verließ. Das Automobil ſchnarchte wütend auf, die Fenſter klirrten, es war fortgeſauſt. Nun ſtand der Alte drinnen auf, rückte den ſchweren Lehnſtuhl — gleich vielleicht würde er nach ihm rufen, oder Winter würde von dem Alten zu ihm hereingeſchickt. Und plötzlich ergriff den gequälten Mann eine nervöſe Angſt vor jedem Menſchengeſicht, das auf einmal da hereingucken und erſtaunt tun kann. Und fragen wird man: Sagen Sie, was iſt denn mit Segalla vorgefallen? Ja, gewiß wird der Konſul alles wiſſen wollen! Es iſt ja unerhört, daß man einen Kontoriſten ſo Knall und Fall wegjagt. Und dann wird die Geſchichte in allen Einzelheiten zur Sprache kommen, das Spottgedicht wird womöglich noch einmal vorgeleſen — wieder werden diejenigen lachen, die ſich nicht getroffen fühlen! Erich fühlte ſich ſchwach werden. Es iſt, als wenn eine ſchmutzige Pfütze aufgewühlt wird, und er muß daneben ſtehen und die Miasmen einatmen ...

Jetzt — jetzt wird der Prokuriſt Winter zum Alten gerufen!

Erich nahm den Hut und ſtürmte ohne Gruß zwiſchen den verdutzt aufſchauenden jungen Leuten hindurch auf die Straße hinaus. Ganz ſonderbar war ihm dabei zumute, er war wie auf der Flucht, wie nur halb bei Bewußtſein.

Wohin jetzt? Er überlegte nicht lange, er wollte nur fort von den Menſchen. Jetzt könnte er nicht einmal ſeiner Frau unter die Augen treten. So ſchnell er konnte, ſuchte er auf den breiten, hellen Jungfernſtieg zu gelangen, dann über den ſchattigeren Alſterdamm zum Ferdinandstor. Verloren blickte er auf das grüne Bild, das der breite Viadukt in ſeinen lichten Bogen faßt, nun rauſchten über ihm die großen Bäume und ſtreuten gelbe Blätter auf ſeinen Weg. Dazwiſchen blaute die Alſter auf, das Laub der kleinblätterigen Roſenbüſche duftete: ein wehes Heimverlangen trübte Erichs Augen. Da vorn vor ihm der Gärtner in der blauen Schürze, der in den Anlagen arbeitete und ſich mühſam aufrichtete von dem neubepflanzten Stiefmütterchenbeet — der hätte er ſein mögen! Mit ihm tauſchen? Gleich! Da, nehmen Sie meinen Herrenrock, meinen Panamahut! Geben Sie mir die blaue Schürze, die Schirmmütze und den Spaten ... Ich hab' es ſatt! ſatt! ſatt! Was für ein Glück es ſein müßte, ſo ſprechen zu dürfen! Der Arbeiter ſah ihn verwundert an, Erich ſtieg das Blut ins Geſicht. Er wendete ſich ab und zog mechaniſch ſein Butterbrot aus der Taſche, um es den eilig heranſchwimmenden Schwänen zu zerbröckeln.

„Roſen gefällig, Herr?“ fragte es hinter ihm. Ein kleiner Wagen knarrte auf dem Kies; der arme Mann, der darin ſaß, ein beinloſer Krüppel, ein Invalide der Arbeit, fuhr ſich mühſelig ſelbſt. Erich hatte ihm oft Blumen abgekauft. Ausgewählt ſchöne Nelken, Roſen und Kaktusdahlien lagen auf dem Brette vor ihm. Die gebräunten, ſtarken Arme, das hübſche, junge, traurige Geſicht ſchienen einem geſunden Arbeiter anzugehören, der ſich zum Scherz in einen engen Kinderwagen eingeklemmt hat, aber Erich kannte ſein Leiden und ſprach zuweilen mit ihm. „Roſen gefällig, Herr?“

„Ja ſo! Sie ſind es. Heute kauf' ich nichts.“

„Auf 'n andermal, Herr Hetebrink. Wie geht es Ihnen?“ ſagte der Invalide zutraulich.

„Gut! Danke. Und Ihnen, Dierks?“

„Danke, Herr Hetebrink! Famoſt! wie immer.“

War es ein Zufall, daß ſie ſich dabei wehmütig lächelnd in die Augen ſahen? Wie ein Schimmer, der auftaucht und verſchwindet, war der Blick. Ihre weit auseinanderliegenden Welten hatten ſich für einer Sekunde Dauer geſtreift, und jeder hatte zu dem eigenen Leide des anderen Leid gefühlt. Das ſind die flüchtigen Blitze, die über die Erde hinleuchtend, Welten der Schmerzen enthüllen. Ein Jammertal! ach ja! und ich mitten darin! —

Erich meldete ſich krank und blieb eine Woche lang vom Geſchäft fern. Antonie, die zuerſt ſehr beſorgt war, da ihr Mann nie zu klagen pflegte und ſeit ihrer Verheiratung höchſtens auf einen Tag zu Hauſe geblieben war, erriet in ihrer Argloſigkeit zwar nichts Beſtimmtes, ahnte aber doch, daß hier die Verſtimmung größer als die Krankheit ſei. Der Arzt, der auf ihren Wunſch Erich unterſuchte, fand Anzeichen beginnender Neuraſthenie. Er riet zur Schonung, ſprach von wochenlangem Ausruhen und Herumliegen im Garten, bei ſchlechtem Wetter im Bett. Erich lachte und proteſtierte. Ein geſunder Menſch, der ſich mit heiler Haut zu Bett legt, ſo etwas Lächerliches würde er nie mit ſich anſtellen laſſen.

Antonie bat ihn umſonſt. „Sei noch froh, daß Magnus verreiſt iſt, du," drohte ſie, „der finge gleich wieder von San Remo an, und wenn er uns alle drei hinſchickte, dann mußte ſchließlich der Alte doch mit dem Nötigen herausrücken! Ach, wäre Magnus doch lieber da!"

Ihr Glaube an den Alten war noch nicht erſchüttert. Ein Onkel iſt ſchließlich doch ein Onkel, und da Erich ihm unentbehrlich und ſein längſt vorher beſtimmter Nachfolger iſt, ſo braucht man nur den richtigen Weg zu ſeinem gepanzerten Herzen und gepanzerten Gelde zu finden. In ihren ſtillen Stunden träumte Antonie von dieſem Wege und überlegte mit vielem Herzklopfen, ob es nicht an ihr ſei, dieſen kühnen und gewiß ſiegreichen Angriff zu unternehmen. Oft ſaß ſie mit glühenden Backen da, ihr Schneeglöckchen im Arm, und ſtellte ſich die ſchwere, aber rührende Szene ſo deutlich vor, daß ihre heitere Zuverſicht nachher ſelbſt dem zerſtreuten Manne auffiel. Was ſie nur noch zurückhielt, war die faſt beleidigende Gleichgültigkeit, die der Alte gegen Erichs Erkrankung an den Tag legte: außer einer kurzgefaßten Antwort auf Erichs Entſchuldigungsſchreiben war von dem Konſul nichts gekommen.

„Aber daß niemand vom Kontor ſich blicken läßt!" ſtaunte Antonie am dritten Tage, „iſt das nicht ein bißchen ſehr unhöflich, du?"

Erich ſagte kurz, er habe ſich jeden Beſuch verbeten. Sie ahnte nicht, wie ihm zumute war. Wieder war er dort angelangt, wo man keinen Weg vor ſich ſieht; wieder ſaß er jetzt, nachdem Antonie ſchon zu Bett gegangen, in ſeinem Arbeitsſchuppen und beſann ſich, grübelte, wie er als ganz junger Menſch auf dem Walfiſchknochen geſeſſen und ſich beſonnen und gegrübelt hatte. Alles unſicher, ſchwankend, geheimer Drohungen voll, wohin er auch ſeine ſehnſüchtigen Augen richtete.

Er ſaß da und mengte Topferde für die Tulpen und Hyazinthenzwiebeln — der bunte, duftende Winterflor gehört für ihn zum Leben wie Eſſen und Trinken. Schrecklich, wieviel zum Leben gehört wie Eſſen und Trinken! Manchmal graut es einem, wieviel Sachen ſo um einen Menſchen herum ſind, und nun gar um eine Familie! Und alles muß erhalten, ergänzt, nein unabläſſig vermehrt werden. Sonſt kommt man zurück. Und zurückkommen, das iſt das Allerfürchterlichſte, wenn man ſeit früh her nur das eine Ziel gehabt hat: vorwärts zu kommen! Man ſammelt, ſammelt, ſammelt! In den Bücherſchränken mehren ſich die nie geleſenen, ſtilvoll ausgeſtatteten Bücher. In den Glasſchränken häufen ſich die reizenden Gläſer, Schalen, Teller; man hat Schmuckſachen und Geſellſchaftskleider, Theaterbluſen und Reiſekoffer. Wie das ſchön ſein müßte, einmal ein Jahr lang das alles zu benutzen, was man hat! Die Bücher leſen, aus den herrlichen Geräten ſpeiſen und trinken, die Schmuckſachen tragen, mit den Koffern in die weite Welt gehen. Aber wann kommt ſolch ein Jahr? Man muß ja verdienen, verdienen, verdienen, wie hätte man denn da Zeit zum Genießen?

Erich ſitzt da in einer Wachstuchſchürze, links auf dem Tiſch vor ihm liegt ein Sandhaufen, rechts ſchwarze Erde. Vorſichtig ein Drittel von jenem, zwei Drittel von dieſer in jeden Blumentopf. Da unter dem Tiſch ſtehen ſchon in langer Reihe die gefüllten Blumentöpfe, die großen, weißlichen Hyazinthenzwiebeln hat er gerade vor ſich und drückt in jeden Topf eine. Aber ſeine Gedanken ſind nicht bei den künftigen Blüten.

Wenn ich zu dem Alten gehe, mich an ſeine einſtige Freundlichkeit klammere, an weiter nichts! Den Firlefanz mitmache, die Geſundbeter hereinlaſſe — ja, dann würde dieſe Entfremdung plötzlich aufgehoben, dann hätte er wieder Vertrauen zu mir, dann könnte auch ſpäterhin noch alles gut werden — Aber das geht ja nicht, das iſt ja unmöglich! Das kann doch Antonie nicht verlangen, ſolche Demütigung, ſolchen Schacher, ſelbſt wenn es unſer klein Agnes gilt ... Wenn ich mir nur zu raten wüßte! Wenn ich nur auf der Erde oder im Himmel eine Seele wüßte, die mir Wahrheit gibt und einen Weg zeigt!

„Herr Hetebrink, hier iſt jemand!“ Minna rief es mit gedämpfter Stimme, aus der Kellerküche auftauchend, ſeitwärts vom Schuppen. Sie hielt eine Küchenlampe in der Hand, die ihr zerzauſtes Haar und ihre ſchläfrigen Augen beleuchtete.

Ehe Erich eine Antwort geben konnte, ſtand ein Mann mit abgezogenem Hute im Eingang des Schuppens und blieb dort regungslos, ſchweigend ſtehen, kaum von dem Lichtſchein der an der Decke aufgehängten Arbeitslampe getroffen.

Erich drehte ſich auf dem kleinen Bock herum. „Bitte,“ ſagte er, ohne zu erkennen, wer da war, „treten Sie näher.“ Aber der Beſucher regte ſich nicht. Das machte Erich betroffen. Es fiel ihm ein, daß es ſpät ſei, nach zehn Uhr, und daß billig kein Menſch jetzt noch das Recht hätte, ihn zu ſtören. „Was wollen Sie denn?“ Er wunderte ſich ſelbſt, wie rauh und barſch ſeine Stimme klang. Er war aufgeſtanden, und ſeine große, hagere Geſtalt verſchattete den ſtummen Ankömmling noch mehr.

„Herr Hetebrink, ich bin es nur. Segalla.“ Und der junge Mann mit dem abgezogenen Hute trat noch einen Schritt zurück. „Ich — ich — darf ich es denn überhaupt wagen — zu Ihnen zu kommen?“ ſtammelte er und ging noch weiter rückwärts.

Erich machte eine Handbewegung, es war ihm unmöglich, zu ſprechen. Hatte er gewinkt oder abgewehrt — er wußte es ſelber kaum. Aber es war ihm recht, daß das hübſche, blaſſe Geſicht nicht verſchwand, das ſo plötzlich aus dem nächtlichen Dunkel vor ihm aufgetaucht war, und auf dem es wie der Widerſchein ſeiner eigenen Angſt und Ratloſigkeit lag. Zorn gegen Segalla fühlte er nicht mehr, der war ganz ausgelöſcht.

Der junge Kontoriſt aber begann in heftiger Aufregung zu ſtottern: „Entſchuldigen Sie, bitte, Herr Hetebrink — keine Ruhe gelaſſen — wirklich — und weil ich gehört habe, daß Sie krank ſind — ſchwer aufs Herz gefallen — gedacht — ich wollte kommen — lieber Herr Hetebrink, weil ich eine ſolche Achtung vor Ihnen — wirklich — immer gehabt — und Zutrauen — glauben Sie mir — wirklich! Daß Sie meine Bitte um Verzeihung annehmen wollen!“ Die Worte bebten faſt ſchluchzend von ſeinen Lippen, in ſeinen großen, dunklen Augen brannte ein heiliger Ernſt. Und noch immer ſtand er ſcheu und ſtraff aufrecht, den abgezogenen Hut in der Hand, wie eine flüchtige Erſcheinung, aufgetaucht aus dem Dunkeln und bereit, im Dunkeln wieder zu verſchwinden.

Erich fühlte ſich warm berührt, auch er geriet in Bewegung. Er verſuchte zu lächeln, hüſtelte verlegen. „Da, ſehen Sie, wie es hier ausſieht. Bei uns im Dorf. Kommen Sie ins Zimmer, Herr Segalla.“

„Bitte, laſſen Sie mich hier, Herr Hetebrink,“ bat erregt der junge Mann, „ich ſtöre zu ſo ſpäter Stunde. Wirklich. Meine Entſchuldigung iſt vielleicht, daß ich jung bin. Haben Sie Mitleid mit mir. Ich bin zwanzig Jahre.“

Erich ſchob ihm ſeinen Bock hin und ſetzte ſich auf einen alten Gartenſtuhl. Er ſah vor ſich nieder. „Es iſt hübſch von Ihnen,“ murmelte er verlegen. „Aber ſagen Sie mir —“

Auch Segalla hatte ſich ſoweit beruhigt, daß er den hölzernen Sitz annahm. Aber er ſtand noch daneben, in ſeinem ganzen Weſen prägte ſich noch die Unruhe und Angſt wie zu Anfang aus. „Ich habe ſchändlich gehandelt! niederträchtig, Herr Hetebrink, ich ſeh' es jetzt ein! Wir haben ſo oft über Sie gelacht, Herr Hetebrink, aber es war niedrig! niedrig! O, wirklich! Jetzt, wo Ihnen ſo mitgeſpielt wird, wo dieſer Piet, dieſer junge, unerfahrene Menſch an Ihre Stelle kommt, wo man Sie, die Sie das Geſchäft durch Ihre Arbeit groß gemacht haben, beiſeite drängt und Piet Kompagnon wird, und das alles, damit dieſer

Piet dieſe chineſiſch-japaniſche Hamburgerin Nannie Emery heiraten kann, und das wieder alles nur, damit der Alte, der Konſul Schäfer, endlich den Kommerzienrattitel kriegt — o, es iſt ſcheußlich! empörend iſt es! Und es ließ mich nicht ruhen, ich mußte mich für Sie erklären, Herr Hetebrink, ſonſt wäre ich in meinen eigenen Augen verächtlich geweſen.“ Er ſtreckte die Hand aus. Er bat in Reue und ſchöner Aufwallung, Erich möge ihm wieder die Hand geben.

Aber Erich rührte ſich nicht. Kein Wort, kein Hauch kam aus ſeinem Munde. Es war, als ob er nichts gehört habe.

Einen Augenblick ſtutzte der eifrige Sprecher. Dann begann er von neuem in herzlichen und beredten Worten: „Übrigens, Herr Hetebrink, nicht ich habe das Gedicht gemacht, ſolch ſchlechte Gedichte mach' ich nicht, wirklich! Aber ich habe es vorgeleſen, und das hätte ich als anſtändiger Menſch nicht tun ſollen. Ich bin ein anſtändiger Menſch, Herr Hetebrink, wirklich! Das habe ich Ihnen hoffentlich durch mein Herkommen bewieſen.“

„Das Gedicht,“ murmelte Erich mit ſchwerer Zunge.

„Das Gedicht? Ach nein, bitte, Herr Hetebrink, es iſt nicht witzig und nicht poetiſch, wirklich.“

„Das Gedicht,“ erklang die Aufforderung noch einmal müden Tons.

„Gott, wenn Sie durchaus wollen, Herr Hetebrink, ich weiß es auswendig. Sie denken ſich ſonſt noch vielleicht was Schlimmeres. Es iſt nur ein Jux, Herr Hetebrink.“ Auf ſeinem ernſthaften, eifrigen Geſicht erſchien ein unwillkürliches Lächeln, als er begann:

Seit der holde Pum erſchienen,
Hat der Pumpum ſich verjüngt.

Erich ſtarrte in die Lampe, er unterbrach trägen, ſchnarrenden Tons: „So? Was heißt denn das?“

Segalla lächelte ſtärker. „‚Pum‘ heißt Piet und ‚Pumpum‘ heißt der Konſul. Alſo ich will es mal ſo ſagen:

Seit der holde Piet erſchienen,
Hat der Konſul ſich verjüngt,
Seine Mondſcheinhügel grünen —

‚Mondſcheinhügel‘ zum Beiſpiel ſtimmt nicht, er malt ſich ja nur ſeine Augenbrauen an, Herr Hetebrink! Aber ich halte mich an den Text und weiter nichts. Alſo:

Seine Mondſcheinhügel grünen,
Und der Flaſchen Siegel ſpringt.

Dies letztere ſtimmt vollſtändig, nicht wahr? Ebenſo das folgende:

In den goldumrahmten Spiegel
Lacht der neuvermählte Greis, hahaha!
Und er führt die Firmenzügel
Ganz auf eine neue Weiſ'.

Zum Beiſpiel dies iſt wieder nicht ganz recht, denn der Konſul wird bekanntlich von ſeinem Sohn Piet geführt, Piet wieder von Nannie Emery, und Nannie Emery von der Frau Konſul Schäfer, damit ihr Mann Kommerzienrat wird. Haha! Aber ſo bösartig iſt es eigentlich nicht, wie, Herr Hetebrink?“ Sein jugendliches Geſicht hatte ſich ſchon völlig aufgehellt, nur war er noch ſehr erregt. Ein liebkoſendes Lächeln kräuſelte ſeinen hübſchen Mund, als er fortfuhr: „Alſo bitte, machen Sie mich nicht verantwortlich für das Weitere.

Dumpf erbrauſend durch die Gaſſen,
Dampft heran des Autlers Luſt —

Die Stelle iſt patent! Ganz Piet! Aber nun:

Und in ihrem Schmerz verlaſſen
War nur eine traurige Bruſt.

„Das iſt aus Schillers ‚Kaſſandra‘,“ murmelt Erich.

„Ach nein, es war ſchnöde, Herr Hetebrink! Aber bitte, es war gar nicht böſ' gemeint! Wirklich!“

„Weiter!“ ſtieß Erich hervor, in die Lampe ſtarrend.

Ein wenig beklommen und ſchnell deklamierte Segalla:

Freudlos in der Freuden Fülle,
Ungeſellig und allein,
Wandelt der Hemhemhem ſtille
Durch die Türe Nummer zwei.

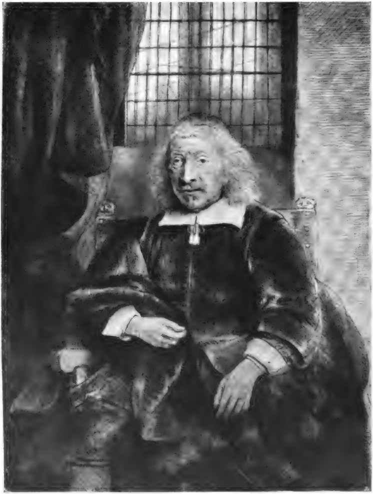
„Wie iſt das?“

Segalla lächelte. „Das ſind Sie, Herr Hetebrink. Wirklich, es iſt ſchnodderig! Aber es iſt doch beſſer, Sie kennen das Ganze.“

„Gewiß! gewiß! Weiter!“

„Ach, es iſt aus:

Ich allein muß einſam trauern,
Denn mich flieht der holde Wahn,
Und geflügelt dieſen Mauern
Seh' ich meinen Huhn nah'n.



Rembrandt: Der alte Haaring. Radierung.

Zu Neumann: Rembrandt.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

„So! — Huhu?“ fragte Erich tonlos.

„Huhu — Abſchied, Herr Hetebrink. Das iſt ſo unſer Ausdruck dafür.“ Er ſchwieg. Seine Backen brannten. Er wartete auf Antwort, die nicht kam. Nach einer langen Pauſe ſagte Segalla ganz kleinlaut: „Herr Hetebrink, ich dachte, Sie würden jetzt drüber lachen.“

Keine Antwort.

Da übermannte den impulſiven Jungen ſein Gefühl. Er trat dicht an den wie tot Daſitzenden heran, hielt mit emphatiſchem Schwung die Hand hin und rief in bewegtem Ton: „Herr Hetebrink, faſſen Sie doch Mut! Wirklich!“

Erich hob das Geſicht und ſah ihn ſtarr und fremd an, ohne die ausgeſtreckte Hand zu beachten. Dann ſchlug er ſich den Rockkragen in die Höhe und erhob ſich ſteif. Seine Zähne klapperten vor Froſt, die Zunge bebte. „Mir ſcheint, es wird kalt. Mir iſt nicht wohl — Nein — nein — kommen Sie nicht!“ Er drückte ſich an dem Kontoriſten vorüber und machte einige Schritte in den dunklen Garten hinein. Dann blieb er ſtehen und ziſchte: „Woher nehmen Sie dieſe unverſchämte Keckheit? In welchem Ton wagen Sie mit mir zu ſprechen? Fühlen Sie denn nicht, was Sie mir ſchuldig ſind?“

Segalla straffte ſich, wie damals im Kontor. „Meine Bitte um Verzeihung! Sonſt bin ich Ihnen nichts ſchuldig, Herr Hetebrink.“

„Reſpekt ſind Sie mir ſchuldig!“ ſchrie mit überſchlagender Stimme der gequälte Mann. Und als Segalla in jugendlicher Verblendung rief, er ſei nicht aus Reſpekt, er ſei aus Freundſchaft hierher gekommen, überſchrie der andere ihn immer heftiger: „Und Diskretion in meinen Angelegenheiten ſind Sie mir ſchuldig, Sie! Sie! Dinge, die noch durchaus nicht Tatſachen ſind, leere Vermutungen, Klatſchereien! Jawohl! Mit denen hauſieren Sie herum — Sie lachen — auf meine Koſten —“

„Bitte, nein, Herr Hetebrink, das Lachen doch nur, weil Sie ſo viele Reden halten — beinah ſchon wie — nein, das darf ich nicht ſagen —“

„Schweigen Sie! Gehen Sie hinaus!“

„Herr Hetebrink, das Lachen — das iſt unſer Menſchenrecht! Ich geh’ ſchon! Sie haben auch mal für Menſchenrechte gekämpft, Herr Hetebrink, und darum wollt’ ich Ihnen meine Freundſchaft anbieten! Ich geh’ ſchon! O, Herr Hetebrink, die Menſchen ſind ſo erbärmlich! Sie kennen die Menſchen nicht! Sie waren niemals erbärmlich, und darum — ich geh’ ſchon! Herr Hetebrink, ich werde Sänger, nein, Kaufmann bleib’ ich nicht! Möchten Sie mir trotzdem ein freundliches Andenken — weil auch Sie einmal für Menſchenrechte kämpften — o — ich weiß alles — und weil Sie nie, niemals erbärmlich geweſen ſind. Leben Sie wohl.“ ...

Das war das letzte, deſſen ſich Erich Hetebrink entſann, als er wieder aufwachte und ſich mit Verwunderung bewußt ward, daß er auf der Bank unter dem Efeugitter ſitze. Kalt bis ins Mark fühlte er ſich, nur ſein Kopf war bleiſchwer und heiß. Die Kleider klebten feucht an ſeinem Körper, völlige Dunkelheit umgab ihn. Auch aus dem Hauſe drang kein Lichtſchein mehr. Er zog die erſtarrten Beine herauf und rieb ſie langſam. So öde ... So allein ... So einſam. Alle ſchlafen längſt. Aber er iſt ja das Haupt der Familie — er kann wachen, ſo lange er will. Oder hier auf der Bank einſchlafen — das Mädchen hat jedenfalls nicht gewagt, ihn zu ſtören. Oder ſterben hier draußen. Ach ja! ſterben, das wäre gut! Antonie hat mit den Kindern zu tun, immer und ewig, die konnte nicht kommen. Die geht ſo freundlich auf alles ein, was er tut, die weiß nicht einmal, iſt er jetzt drinnen in ſeinem Bett oder draußen in der feuchten Nachtluft — wenn nur die Kinder wohl behütet ſind. Wie war es doch? Eingeſchlafen? Ohnmächtig geworden? Beſinnungslos? Zum erſtenmal in ſeinem Leben. Und wenn er nun hier draußen auf der Bank im Dunkeln geſtorben wäre?

Todesangſt zuckte plötzlich durch ſeine Glieder. Er ſprang auf und ging die Kellertreppe hinunter. Der Schlüſſel ſtak draußen an der Tür, wo er ihn eingeſteckt hatte. In der dumpfen Küche riß er ein Streichholz an und ſah das Mädchen mit dem Kopf auf dem Tiſche ſchlafen. Sie hatte ſich nicht getraut, zu Bett zu gehen, ehe der Hausherr drinnen war. Das rührte ihn. Er rüttelte ihren Arm. „Minna! meinetwegen aufzubleiben haben Sie nicht nötig, gehen Sie ſchnell in Ihre Kammer.“

Sie gehorchte ſogleich, ohne einen Laut der Erwiderung, nur einen ſchweren Seufzer ſtieß ſie aus.

Dieſer ſtumme Gehorſam tat ihm wohl. Er iſt alſo doch noch der Hausherr, dem man ohne weiteres gehorcht. Solche unverſchämte Menſchen wie der junge Burſche da — das iſt gottlob eine Seltenheit, eine Anomalie. Ja ja, das ſind Anomalien! Darüber braucht man ſich nicht den Kopf zu zerbrechen. So einer zählt gar nicht mit. Und was er ſonſt noch geſagt hat, die ganze Rederei — Nein, was für ein unerzogener, frecher, aufdringlicher Menſch! Und den hat man nun immer gern gehabt, merkwürdig! Gern gehabt, bis ſich eines Tages zeigt, was an ihm iſt. Aber dann iſt's auch aus.

Er ging ans Büfett und ſuchte nach der Kognakflaſche. Sonſt trank er keinen, aber in dieſen acht Tagen hatte ihm der Arzt Milch mit Kognak verordnet. Mit unſicherer Hand goß er ſich ein halbes Waſſerglas ein und trank ſchnell aus. Es brannte und erwärmte. Sein Selbſtgefühl hob ſich. Sein Zorn gegen Segalla wuchs. Hierher zu kommen und ihm in ſeinem eigenen Hauſe unerhörte Dinge zu ſagen! Er trank noch ein halbes Glas. Schade, daß man den Burſchen ſo hatte weggehen laſſen. Er fühlte eine plötzliche Spannkraft in den Muskeln, ſeine Fäuſte ballten ſich gegen den jetzt unſichtbaren Feind. Hätte er ihn doch hier! Dem Burſchen hatte ſicherlich die ſtrenge Vaterzucht gefehlt. Man hat jetzt alſo einen Feind! So ſo. Das iſt der unbotmäßige, reſpektloſe Geiſt der heutigen Jugend! Er ſchenkte ſich wieder ein, das ganze Waſſerglas bis zum Rande voll. Wie das heiß und heilend durch den ganzen Körper rollt! Einen Feind, ja. Iſt es Piet? Nein, warum Piet? Der hat mir bis jetzt nichts getan. Es iſt dieſer Burſche mit dem ſchwarzen Krauskopf, den lebhaften Augen und der vertraulichen Zunge. Lügen verbreitet er, Klatſch! Kein Wort Wahrheit dahinter. So etwas kann nicht wahr ſein, ſolche Hinterliſt, ſolche Grauſamkeit kann es nicht geben. Sonſt — und mit unwillkürlicher Haſt greift er wieder nach der Kognakflaſche und fühlt immer deutlicher, wie unmöglich dieſer ganze Klatſch geweſen iſt. Der Kognak iſt vorzüglich, der hilft mehr als Überlegungen. Faſt luſtig wird man davon und in ſich ſelber gehoben. Glänzende Bilder tauchen auf. Iſt es der Schimmer der goldenen Kette, was da vorübergleitet? Er ſteht im Prunkſaal des Rathauſes, im Kaiſerſaal! Nun iſt es ſo weit. Er ſoll die Rede halten, gleich wird der Kaiſer kommen! ... Aber wie er geſpannt auf die offenen Türen blickt, erſcheint darin der grüne Rathausturm, und darüber ſteht der Mond. Er lacht auf vor Freude. Das Bild iſt weg. Aber ein andächtiges, myſtiſches Gefühl bannt ſeinen Blick an die Stelle, wo es ſtand. „Nein, mein Hamburg iſt treu, das iſt alles gelogen,“ ſagt er laut und feſt. Warm und vergnügt fühlt er ſich, ein wenig ſchwer — ungewohnt ...

Mit glühendem Kopf beugte er ſich über das Bett ſeiner Frau. Im roſigen Schein des Nachtlichts ſah Antonie jung und mädchenhaft aus mit dem geſcheitelten und in zwei Zöpfe geflochtenen blonden Haar und dem Grübchen in der entblößten weißen Kehle.

Und als ſie ihn rufen hörte, öffnete ſie die grauen Augen weit und ſah Erich mit unendlicher Zärtlichkeit an. „Eben hat mir von dir geträumt! Schläfſt du noch nicht?“

Er ſtreichelte klein Agnes und wollte ſie aus Antonies Armen nehmen. „Immer im Arm, du! Nein, das geht nicht,“ ſagte er laut, in ſonderbarem Ton.

„Laß, bitte, Erich! laß doch. Sie ſchläft ſo ſüß,“ bat die Frau und ſuchte ſeine Hände abzuwehren.

„Und ich will auch! Gibſt du deinem Manne keinen Kuß?“ murmelte er und beugte ſich zu Antonies Lippen.

Sie erſchrak heftig und wich ſo ſtark zurück, daß ſie mit dem Kopf an die Wand ſtieß. „Erich!“ ſchrie ſie auf, „was iſt dir? Wie ſiehſt du aus? Du haſt ja getrunken!“

So ſchwer ſein Kopf war, der unbezwingliche Widerwille auf dem eben ſo lächelnden, liebevollen Geſicht ſeines Weibes brachte ihn zu ſich ſelbſt. Sofort richtete er ſich auf, aber die Sprache gehorchte ihm nicht ganz, das fühlte er.

„Zurückſtoßen — das — das iſt leicht,“ murmelte er gekränkt, „ſehr leicht! ſehr leicht.“

An der Tür ſtand er ſtill, unſchlüſſig und beſchämt, er hörte Antonie bitter in ihr Kiſſen weinen.

„Du weinſt — ja, ja! Ich — ich — habe vielleicht auch Troſt nötig, Anton,“ murrte er unſicher. „Alles — dunkel — alles! Was ſoll man denn anfangen? Na? Iſt ja lächerlich! Ganz lächerlich! Piet! So'n Hans in allen Hägen! Und der ſoll Kompagnon ſein? Und wo bleib' ich? ich? Und ebenſo von deiner Seite! Getrunken!? Zurückſtoßen iſt leicht. Zuviel, meinſt du? Iſt es nicht alles für euch? Du — du — mußt mir kein böſes Geſicht zumachen, Frau. Alles dunkel! verlaſſen genug! Wenn alles zuſammenbricht! Zurückſtoßen iſt leicht!“

Er ging aus der Tür.

Mit angehaltenem Atem, Angſtſchweiß auf allen Gliedern blieb Antonie liegen und horchte auf ſeinen Schritt. Er ging langſam, etwas ſchlürfend ins Zimmer nebenan, ſie hörte, wie er ſich auf das Bett warf, das unter ihm erkrachte, wie er nach einiger Zeit aufſtand, die Stiefel auszog und rückſichtslos von ſich ſchleuderte. Dann ſein ſchweres ächzendes Atmen, das allmählich in Schnarchen überging. Kein Glied rührte ſie, ihre Füße wurden ſtarr und hölzern, nur die Tränen rannen unaufhaltſam über ihr kaltes Geſicht. Unſagbares Entſetzen beſtürmte ſie. Zwei Veränderungen geliebter Geſichter vor ihren Augen hat ſie nun geſehen, und unauslöſchlich iſt der Eindruck. Welcher Anblick iſt ſchrecklicher? Das bläulichweiße Kinderköpſchen mit den blutloſen Lippen, den wächſernen Ohren, dem ſcharfen ältlichen Zug um den Mund? Oder das gerötete Männergeſicht mit den ſchwimmenden Augen, dem fremden geſpitzten Munde und dem Geruch, der von ihm ausging? — — Und das iſt Erich? Wie iſt denn das möglich? Was iſt denn geſchehen? Unangenehmes im Geſchäft, ja, ja, das hat er, und dann — dann — hat — er wohl vergeſſen wollen? Ja, damit fängt es an, immer fängt es ſo an! Und wie hat es gewirkt! Er hat vergeſſen! Alles hat er vergeſſen! Iſt ſo — ſo zu ihr hereingekommen, zu ihr, die hier mit dem kranken Liebling liegt! Er, der Rückſichtsvolle, der Feinfühlende, der ſo viel auf ſich hält und auf ſie hält und auf ihr ſchönes reines Zuſammenleben! der ſich vor ihr nie gehen läßt, ſich auch äußerlich nie vergißt — er hat ſich vergeſſen! Wußte nicht, daß ſie vor ihm erſchrecken mußte, ſie, die ihn ſo unbeſchreiblich liebhatte und ihn ſo hochhielt und auf alle anderen Frauen ihrer Verwandtſchaft und Bekanntſchaft ſo mitleidig herabſah. Die arme Frau faltete die Hände über dem zarten Körperchen des kleinen Kindes, das ſie an ſich drückte: „O, nur das nicht, nur das nicht!“

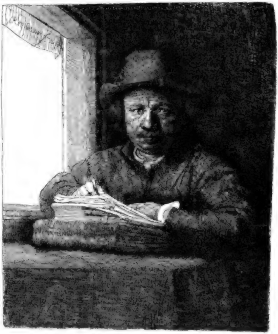
Sie wußte, daß ſie zu Erich keine Silbe über heute abend würde reden können! Nein! nein! Sie ihm Vorwürfe machen, ihn warnen? Undenkbar! Das paßt für die anderen Leute, aber nicht für ſie. Wenn das Verhängnis ihn bedrohte, Troſt zu ſuchen in der Selbſtbetäubung — dann wehe ihnen allen! Denn nicht ſie würde das Schickſal aufhalten können. Antonie, die immer zuerſt die dunkle Seite der Dinge ſah, die nur zuweilen, angeſteckt von ihres Mannes blitzartig auftauchenden Hoffnungen, in den Tag hineinleben konnte, brach in dieſer Nacht faſt zuſammen unter ihren Befürchtungen. Wie dunkle Berge ſtieg es vor ihr auf, und ſchon ſah ſie ſich darunterliegen, ſie und ihre Lieben, zerrieben und zermalmt unter den ſtürzenden Felſen. Ungläubig hatte ſie ihr Glück von Erich empfangen, ſie, die an kein rechtes Glück für ſich geglaubt nach der lichtloſen Jugendzeit. Mit zitternder Demut hatte ſie die guten Tage begrüßt, nie war ſie ſicher im Beſitz geworden. Oft war es ihr geſchehen, daß ſie die Kinder umfaßt. und plötzlich fühlt ſie in den Armen eine lähmende Schwäche, die aber von innen kommt, nicht aus den Muskeln. Und ihre Arme ſinken, ihr Geſicht wird lang, ſie fühlt eine jähe unerklärliche Andeutung, eine Botſchaft in der Luft, ein Klingen von fern, etwas, das herannaht, ſchwere Schritte — jetzt! jetzt wird es kommen! jetzt wird ihr alles aus den Armen geriſſen! Jetzt zeigt es ſich, daß ſie ihr Glück nur geträumt hat! Jetzt iſt die Freude zu Ende, das reiche, warme Liebesleben, das ihr ſo unverdient — denkt ſie — zugefallen iſt! Dann macht wohl Erich ein verwundertes Geſicht und fragt ahnungslos ſcherzend: „Na, Anton? Kopfweh? Siehſt ja miteins wie'n Medium aus! Ganz ſpiritiſtiſch!“ Oder wenn Erich nicht da iſt, die zärtliche, aufmerkſam beobachtende Ebba: „Mama! warum biſt du ſo blaß? Wir ſind ja alle ganz dicht hier bei dir, Mama!“

Kein Vertrauen zum Glück haben — das heißt, ſchwer leben! Man klammert ſich zu ängſtlich an den Augenblick. Antonie ſagte ſich in dieſer ſchlafloſen traurigen Nacht, daß nur eins ihren Mann und ſie alle mit ihm retten könne: Onkel Aloys mußte verſöhnt werden, damit im Geſchäft wenigſtens alles beim alten bliebe. Die Worte über Piet, die Erich im Rauſch hervorgeſtoßen hatte, waren an ihren entſetzten Ohren vorbeigeklungen, aber ganz von ſelbſt, von ihrer eigenen furchtſamen, nichts Gutes hoffenden Seele aus, hatte ſich ihr die Furcht vor dieſem Piet aufgedrängt. Sie fühlte, daß Erich dem alten Konſul einen weiten Schritt entgegengehen mußte, um Piet zu beſiegen und aus dem Felde zu ſchlagen. Ihrer weiblichen Schmiegſamkeit erſchien dieſer Schritt nicht ſchwer. Man muß ſich fügen, ſonſt kommt Schlimmeres nach! das war ihre Logik. Was nützt es, ein Freidenker zu ſein, wenn es einem deshalb ſchlecht geht? So ſchlecht, daß man darüber einem böſen Dämon verfällt, der mitleidlos die Familien verwüſtet? Sie kennt ihren Mann, denkt ſie. Nicht nachgeben möchte er, ſeine Geſinnungen verfechten, ſeinen Überzeugungen treu bleiben. Das will er, und er ſieht nur ſo weit. Sie aber ſieht weiter. Sie ſieht, daß er das Scheitern ſeiner Hoffnungen, den Triumph des Unrechts, den Sieg der Dunkelheit nicht wird ertragen können. Statt der Dunkelheit der Anſchauungen, der er entflieht, wird ihn die vorübergehende, ach ſo verändernde, ach ſo erniedrigende Dunkelheit der Sinne aufnehmen — ein Unglück für ein anderes! Nur das, was ſie für ihn befürchtet, iſt das größere Unglück, trifft viel näher und unmittelbarer. Wir müſſen uns alle fügen! denkt ſie mit heftigem Herzklopfen. Als Max Offizier war, wie ging es da? Sind nicht auch all die Offiziere dazu gezwungen, mit den Mannſchaften in die Kirche zu gehen? All dieſe kräftigen männlichen Geſtalten mit dem ſicheren befehlenden Auftreten! Sind die etwa alle gläubig? Haben ſie keine neuen Bücher geleſen, nichts von Wiſſenſchaft und Naturerforſchung gehört? O gewiß, alles haben ſie geleſen und gehört, und wenn man ihre Privatmeinung befragt, dann ſind ſie auch Freidenker. Aber wenn die höhere Gewalt den Befehl gibt, die Mannſchaften in die Kirche zu führen, dann gehorchen ſie. Sie könnten keine Offiziere, keine höheren Beamten ſein, wenn ſie ihre Privatmeinung der höchſten Gewalt nicht unterordneten. Und die Lehrer! Wäre der Probekandidat nicht eine Ausnahme, wer würde ein Stück aus ihm gemacht haben? Alle, alle müſſen gehorchen! denkt Antonie, und es ſcheint ihr ſchon ſelbſtverſtändlich, daß auch Erich gehorcht. Sein ganzes Leben lang den Kopf ſich blutig ſchlagen — warum denn? Was kann der einzelne mit dem blutigen Kopfe nützen? Als ſie noch in die Schule ging, hat ihr Geſchichtslehrer geſagt, keines Volkes Weg gehe gerade aufwärts. Folglich iſt's nur natürlich, daß es jetzt auch einmal rückwärts geht; und wenn alles rückwärts geht — ja dann muß der einzelne mit. Einen Moment lang hat ſie mit ſchauderndem Entzücken ihren Mann unter denen geſehen, die allen zum Trotz dennoch vorwärts wollen. Aber zu teuer wird ſolch eine Feſtigkeit bezahlt. Mißhandelt, ausgeſtoßen, ganz vereinſamt ſteht, wer nicht ſich fügen kann. Überrannt, unter die Füße getreten der einzelne Vorwärtsdrängende von dem wilden Strom derer, die auf höheren Befehl rückwärts marſchieren. Nein, nein, es geht nicht! ſo geht es länger nicht! Sie muß ihrem Manne ſagen: „Lieber, ſo lange haſt du für deine Überzeugung gelebt, nun leb auch mal für dein Wohlbehagen, für den guten Augenblick, und laß ſolche, die jung und ohne Familie ſind, deinen ausſichtsloſen Kampf weiter kämpfen.“

Wie lang die Nacht war und wie endlos die Sorgen! Zu müde, um ſchlafen zu können, blickte die Frau mit brennenden Augenlidern dem neblig heraufdämmernden Morgen entgegen.

(Schluß folgt.)

* * *



Rembrandt: Selbſtbildnis, zeichnend. Radierung.

Rembrandt

an seinem dreihundertsten Geburtstag

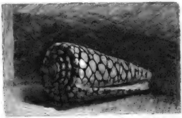
Von

Carl Neumann

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Jubiläen und Denkmäler ſind allmählich die triviale Form geworden, in der wir unſere Dankbarkeit zu beweiſen ſuchen. Es wird zu viel Dankbarkeit „bewieſen", als daß man ſie allemal für echt und empfunden halten ſollte. Täglich ſtößt uns der Abreißkalender auf irgendwelche Berühmtheiten, ſei es auf dem Gebiet der Erfindungen, mit Fahrrad und Telephon, ſei es für Wiſſenſchaft oder Politik oder Kunſt. Alles das ſummt uns um die Ohren und iſt ein Stück Lärm von dem großen Lärm, den der Menſch von heut ertragen muß, ob er nun im Zimmer ſeine Zeitung lieſt, oder ob er auf die Straße tritt und im Gewühl aller Arten Verkehrsmittel ſeinen Weg ſucht. Immer ſoll man die Ohren ſpitzen, und ſo iſt es ſchwer, den Menſchen klarzumachen, daß es bei einer beſonderen Gelegenheit wirklich und beſonders die Mühe

Digitized by Google



Rembrandt: Die Muſchel. Radierung.

lohnt, aufzupaſſen, und nicht nur ſozuſagen defenſiv aufzupaſſen, ſondern ſich zu ſammeln, um an eine Botſchaft zu denken, die uns alle heute noch dringend angeht. Das Rembrandtjubiläum iſt doch nicht dasſelbe wie etwa das Gedächtnis Tizians oder Correggios oder Raffaels. Rembrandt iſt nicht **auch** ein großer Künſtler wie die anderen. Rembrandt läßt ſich überhaupt nicht mit anderen vergleichen. Rembrandt ſteht nicht in einer Reihe, nicht im Glied mit Nebenmännern, Vorder- und Hintermännern, ſondern Rembrandt ſteht für ſich; ſeine Einſamkeit iſt ein Stück ſeiner Macht. Es könnte ſein, daß, weil er in ſeiner Zeit nicht ganz verſtanden worden iſt, ſeine Zeit überhaupt erſt im Kommen iſt, daß er nicht ein Mann und ein Name der Vergangenheit iſt, ſondern eine Kraft der Gegenwart und Zukunft. Es könnte ſo ſein; ich glaube, es **iſt** ſo. Er iſt moderner als die Modernen und lebendiger als viele Lebenden.

Nicht von dem Menſchlich-Zeitlichen, alſo nicht von ſeiner Biographie ſoll hier geſprochen werden, auch nicht von den Stufen ſeiner hiſtoriſchen künſtleriſchen Entwickelung. Das habe ich an anderer Stelle in einem Buche getan.* Wir ſtellen vielmehr die Frage: Was rechtfertigt und fordert es, daß man immer und nicht nur heute von Rembrandt predigt; warum ſteht er uns näher als andere Künſtler; worin liegt ſeine Modernität?

Es gab und gibt eine Kunſt, die unter den möglichen Gegenſtänden künſtleriſcher Darſtellung nur eine kleine Auswahl als einzig würdige Gegenſtände für erlaubt hält, als der angeblichen Vornehmheit hoher Kunſt einzig entſprechend, und weiter gibt es eine Kunſtauffaſſung, die, von dem Gegenſtand abgeſehen, unter den Ausdrucksmitteln und -formen nur beſtimmte Formen für zuläſſig erklärt. Gegenſtändlich pflegt man jene Exkluſivität „hohe“ Kunſt und dieſe Auswahl „Schönheitskunſt“ zu nennen. Die Antike und die Akademie pflegen gewiſſe Gegenſtände als „niedrig“ und gewiſſe Formen als „häßlich“ zu verbieten. Dieſen Bann und dieſe Enge hat Rembrandt gebrochen. Seit ihm iſt alles Sichtbare auch malbar und malwürdig. Ungeheure Gebiete malanbaufähigen Bodens hat er als ein großer Eroberer der Kunſt hinzugewonnen. Nicht nur die „edlen“ Tiere und die gut gewachſenen Bäume und die „ſchönen“ Menſchen ſind kunſtwürdig. Rembrandt läßt uns einen geſchlachteten Ochſen und ein Schwein ſehen, und Häßlichkeit und Armut, und eine Meermuſchel iſt mit einer Andacht dargeſtellt (Abbild. S. 630), die im kleinſten das Ehrwürdige des Schöpferreichtums verehrt. Dieſe Ausweitung des Stoffgebietes, inſonderheit durch die Stillebenmalerei (was die Romanen „tote“ Natur nennen), hatten die Niederländer lange vollzogen; was Rembrandt hinzugab, war die poetiſche Belebung und Beſeelung, die jedes Ding der Schöpfung, um mit einem alten Myſtiker zu reden, wie „einen Buchſtaben vom Finger Gottes geſchrieben“ wertet. Es gibt keine „toten“ Gegenſtände auf Rembrandts Bildern; jeder Mantel und jede Mütze und jedes Gerät iſt

---

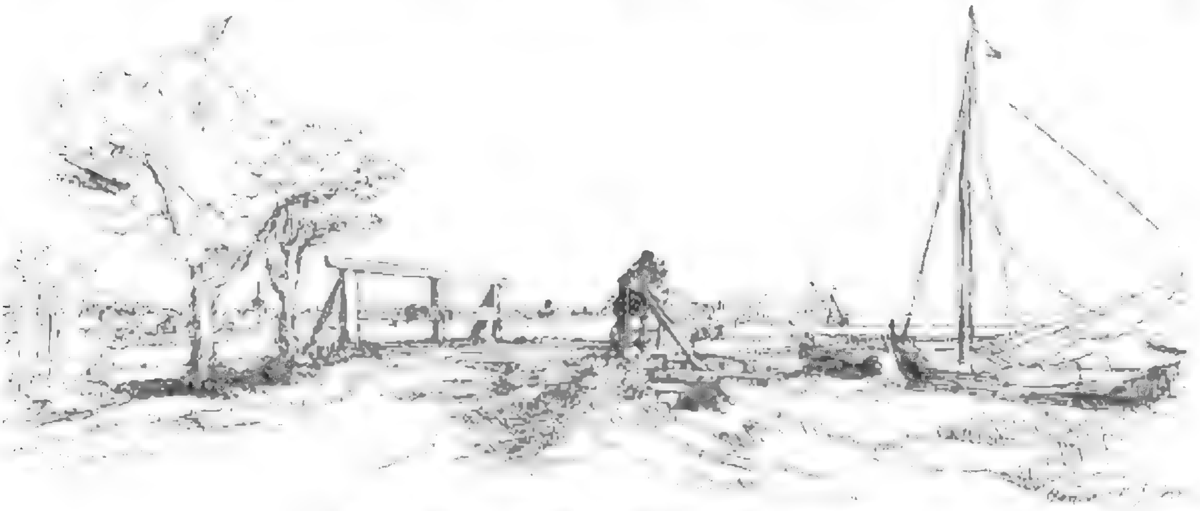
* Carl Neumann, Rembrandt. Zweite Auflage. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1905.

Digitized by Google

Ausdruck und Leben, und niemals bloßes Attribut und Füllſel.

Derart hat Rembrandt auch in Natur und Landſchaft entgegen den Italienern und Franzoſen, die aus Berg und Meer, aus ſtolzen Baumkronen, gewölbten Brücken und Paläſten eine reiche Szene mit mannigfachen Verſatzſtücken aufbauten, das Recht, ja die Überlegenheit beſcheidener Natur und Einfachheit erwieſen. Wenn er die weite Ebene ſeiner Heimat mit einem Stift feſthielt (Abbild. S. 631), deſſen ſtärkerer oder ſchwächerer Druck jede Nähe und Ferne auszudrücken fähig war, wenn er armſelige Holzbrücken und Stege, eine ſtrohgedeckte Hütte und ſtatt mythologiſch-epiſcher Figurenſtaffage Tiere oder Hirten oder Wanderer der Straße gab, ſo fühlt man wohl, nicht Künſtlichkeit der Kompoſition, nicht irgendwelche Aufmachung der Landſchaft lag ihm im Sinn, ſondern im Unſcheinbaren der äußeren Phyſiognomie die elementare Größe des Luftraums mit Wolken und Wind, mit Licht und Dunkel zum Eindruck zu bringen. Er iſt wie manche andere Holländer der Bahnbrecher der „intimen“ Landſchaft geweſen, die uns von dem Vorurteil befreit hat, nur in der berühmten, ſogenannten klaſſiſchen Landſchaft Schönheitswerte zu genießen. Das verfeinerte Sehvermögen iſt unendlich viel anſpruchsloſer geworden und braucht kein Italien und kein Fortiſſimo von Veſuv oder Riviera, um die Herrlichkeit des Frühlings, um den Zauber von Ackerſcholle, Wald und grauen Wolken zu empfinden. Der Landſchaftsgenuß iſt näher gebracht und vertieft worden. Mit äußerlich beſcheidenem Aufwand weiß Rembrandt ſtarke, ja dramatiſche Wirkungen zu gewinnen, für die ſonſt, man glaubt nicht, wie viele Regiſter gezogen werden. Seine Landſchaft mit den drei Bäumen (ſ. Einſchaltbild) iſt dafür einer der ſtärkſten Belege. Das Beſchattende, Verdunkelnde, Drohende eines Wetterſturms hängt wie ein Verhängnis über der weiten Fläche, und da ſtehen nun dieſe Bäume nebeneinander wie ein Fähnlein von drei Aufrechten, unerſchüttert im Stamm, ob auch die Kronen geſchüttelt werden. Dieſes aus wenigem viel machen können, der Verzicht auf glänzende und berühmte Motive rückt Rembrandt dicht an die heutige ſogenannte Heimatkunſt, die uns eine Fülle nie angerührter Landſchaftsſtoffe beſchert hat; was ihn oft noch darüber hebt, iſt, daß er in der Natur viel mehr ſieht als ein Plakat mit auffälligen Farbenintervallen, und daß er die geheime Sprache des Naturbildes heraushört und in ihrem ſymboliſch-poetiſchen Gehalt begreift.

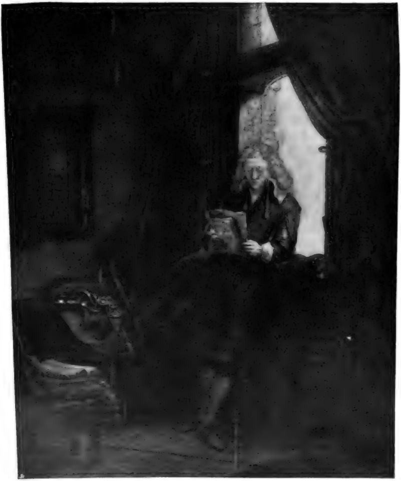
Von einem Künſtler, der ſo grenzenlos unbefangen von Vorurteilen und Übereinkömmlichkeiten die Wirklichkeit erfaßt und in ihr gehaltreiche Züge entdeckt, wie niemand vor ihm, muß man erwarten, daß er im *Bildnis* ſeine beſondere Stärke entfalte. Denn das Porträt iſt ihm ja nur die reinſte Anwendung ſeiner geſamten künſtleriſchen Anlage und Aufgabe. Seine Meermuſchel und ſeine Landſchaft mit der Brücke ſind ebenſogut Bildniſſe wie ſeine im engeren Sprachgebrauch ſogenannten Porträts. Rembrandt hat ſich ſelbſt öfter als Modell benutzt, viel öfter als irgendein anderer Künſtler. Nicht als ſei er eitel und in ſein Ge-



Rembrandt: Landſchaft mit der Brücke. Radierung.

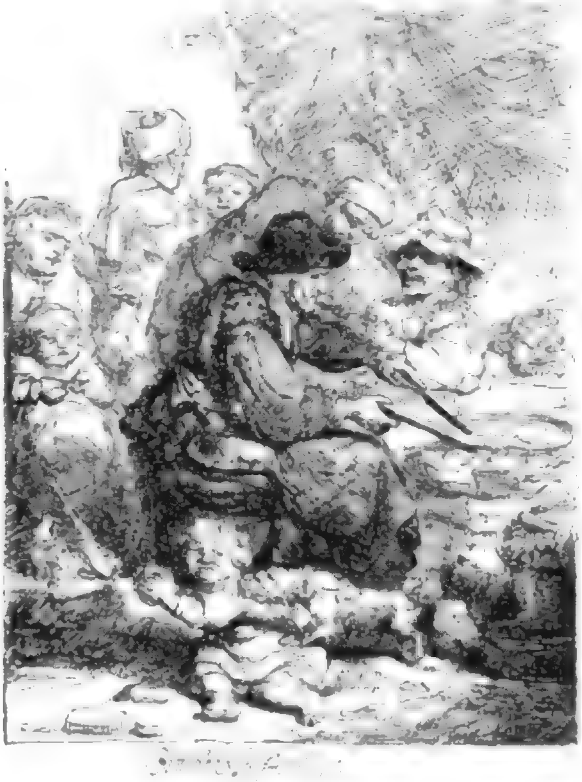
ſicht verliebt geweſen, der Grund iſt, daß er ſein Geſicht gar ſo genau kannte und es ſachlicher als jedes ſonſtige Bildnisobjekt als Studiengebiet für alle Darſtellungsmöglichkeiten ausnützen konnte. Daher gibt es in dieſen vielen Selbſtbildniſſen keine Wiederholung und keine Beruhigung bei einmal Gewonnenem und Erreichtem. Vielmehr ſind ſeine Selbſtbildniſſe der ſicherſte Gradmeſſer für ſeine künſtleriſchen Wünſche und Fortſchritte. Betrachtet man das hier abgebildete Geſicht des zeichnenden Rembrandt (S. 629), das ihn in der Mitte ſeiner künſtleriſchen Laufbahn wiedergibt, ſo ſieht man wohl, jede Gefälligkeit und Nachgiebigkeit, ſei es an Mode, Geſchmack, ſei es an außerkünſtleriſche Rückſichten, iſt dieſem Kopf und dieſem unerbittlichen Auge fremd und unmöglich. Eine faſt erſchreckende Größe des Sehens und Geſtaltens ſpricht aus dieſem ſich einbohrenden Blick. Zugleich iſt es aber ein Blick, der über das rein Optiſche hinausdringt und nie bei dem äußerlich Repräſentativen hängen bleibt. An dieſem Punkt offenbart ſich der enorme Unterſchied des Rembrandtporträts von dem, was die Renaiſſance und ihre Erben unter Bildnis verſtehen. Bei den Italienern, als einem Volk der Öffentlichkeit und der Gaſſe, iſt auch die Kunſt in der Öffentlichkeit großgezogen worden. Das italieniſche Bildnis hat ſeine Herkunſt aus dem Freslo und der Monumentalkunſt nicht verleugnet; es iſt allemal auf eine Bühne gehoben und auf vorteilhafte Wirkung, auf den Beifall nicht wegzudenkender Beſchauer berechnet. Rembrandts Menſchen ſind dagegen in Stuben und Häuſern erwachſen und laſſen eine nach außen verſchloſſene Welt unermeßlicher Weiten und Tieſen erraten. Es iſt nichts Schauſpielerhaftes an ihnen, keine Poſe und kein Bewußtſein, geſehen zu werden. Sie ſprechen Monologe wie die Geſtalten in Shakeſpeares Dramen, die rückhaltlos ihr Inneres offenlegen, mit einer Offenheit, die man weder vor anderen noch vor ſich ſelbſt hat, zu der nur der Zauberſtab künſtleriſchen Tiefblicks zwingt. Und ſo ſcheinen die Menſchen, wenn Rembrandts Pinſel und Nadel ſie auf die Leinwand oder die Kupferplatte bannt, innerlich durchleuchtet zu werden, daß alles Maskenhafte, das uns die Gewohnheit des Lebens auf das Antlitz zwingt, abfällt und das Spiel der Seelenkräfte mit ſeinen geheimen Fächern, Stimmungen und Verſtimmungen vor uns ſich regt und bewegt. Ob wir Rembrandts Modelle kennen und von ihrem Leben wiſſen, oder ob es für uns bloße Namen ſind, es macht keinen großen Unterſchied. Die dichteriſche Wirkung iſt immer die ſtärkſte. Wir ſehen da in der Abbildung (ſ. Einſchaltbild) einen alten Mann ſitzen; er iſt ſehr gut gekleidet, aber es iſt etwas Zitteriges in der Haltung, was nicht bloß vom Alter und den Nerven kommen mag, ſondern eine höchſt moderne Diſſonanz zwiſchen Kraft und Anlage des einzelnen und der grobſchlächtigen Welt, die wie ein Anflug von Angſt über dieſe Erſcheinung gehaucht iſt. Und dann der andere (Abbild. S. 633), der jugendliche, der von ſeinem Ausgang zurückgekommen iſt, nur eben Degen und Hut weggelegt hat und am Fenſter lieſt. Nun iſt er nicht mehr Kavalier und Standesperſon und Kind der Welt, ſondern der Dämmerſchein ſeiner vier Wände umfängt ihn, und er braucht nichts von außen als das Licht des Fenſters, an dem er abgekehrt daſteht, vertieft in Gedanken und Lektüre, ungeſtört, als wäre alles um ihn dreifach gefüttert und gedichtet, daß kein Laut und kein Blick zu ihm dringt. Dieſe Einſamkeit, nicht als Öde, ſondern als Fülle des Reichtums, in ihren tauſend Stimmen und Zungen, die aus dem Helldunkel wie eine ſüße Muſik ſich erheben — wer hätte das vor Rembrandt ausdrücken und zu unſerem Empfinden ſprechen laſſen können? Dieſe Schwebungen flüchtigſter Stimmung, dieſe Sphären des Geiſtes, dieſe Töne hat bis heute, ich glaube, keiner mehr wie Rembrandt zum Klingen gebracht.

Spricht man aber von ſeeliſchem Ausdruck und den Flügen des Geiſtes, ſo muß immer und faſt im nämlichen Atem geſagt und betont werden, daß alles Seeliſche in Rembrandts Kunſt an den vollendeten Ausdruck des Körperlichen gebunden und in ihm verankert iſt. Es iſt da kein Jenſeitiges, das nicht über ein energiſches Diesſeitiges gebaut wäre und in ihm ſeine Wurzel hätte. Bildnisaufgaben, Stilleben, Landſchaft zeigen ihn vollauf der Wirklichkeit zugewandt; in all dieſen Bereichen iſt er unendlich viel natürlicher, nimmt er den Stoff der Wirklichkeit



Rembrandt: Junger Mann am Fenſter (Jan Six). Radierung.

mit ſehr viel weniger Vorbehalt und Ausleſe an als die Italiener und als Rubens, und kann Wirklichkeitselemente in Kunſt verwandeln, vor deren Sprödigkeit oder „Gemeinheit“ oder „Häßlichkeit“ die anderen Halt gemacht haben. Daher iſt die Genremalerei für ihn ein Feld angenehmſter und ſelbſtverſtändlicher Betätigung; wo er in das Leben greift, verliert es jeden niederziehenden Reſt von Trivialität, Alltäglichkeit und Philiſterium. Alles wird durch ihn eine Sache von Bedeutung, Wert und Gehalt. In dieſem Sinn gewinnt innerhalb der Malerei das Genre Anſehen und Tiefgang wie innerhalb der Dichtung der Roman, das Gefäß für alle Beobachtung und Geſtaltung der Wirklichkeit. Es kommt nicht darauf an, wieviel Genreſzenen Rembrandt gemalt, radiert oder gezeichnet hat: alle ſeine Bilder ſind voll erſtaunlich beobachteten Genres,

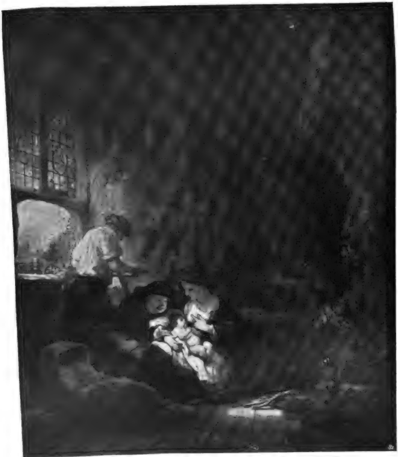


Rembrandt: Die Pfannkuchenbäckerin. Radierung.

und aus der Fülle ſolcher Beobachtung wachſen ihm ſeine Darſtellungen aus der bibliſchen Geſchichte zuſammen. Daher iſt bei ihm die Grenze zwiſchen Genre und religiöſer Kunſt eine fließende.

Bei dem Bild der Pfannkuchenbäckerin (S. 634) iſt es die verhältnismäßig niedere Form von Bedürfen, Begierde und Genuß, die als Magenfrage mit leicht äſthetiſcher Verbrämung der Feinſchmeckerei doch einen großen Teil unſeres Daſeins ausfüllt; mit humorvoller Unmittelbarkeit iſt die Waffelkünſtlerin mit den Kindern, die die leckere Ware herbeilockt, gegeben. In der Tiſchlerwerkſtatt (Abbildung S. 635) iſt das Zuſammenſein von Mutter und Kind mit dem arbeitenden Vater und der Großmutter in dem dämmerigen Raum mit dem Kamin und dem warm einfallenden Sonnenlicht zu ſolchem Ausdruck von Gemütlichkeit und Behaglichkeit gebracht worden, daß man nicht Anſtand nimmt, von einer „heiligen“ Familie zu ſprechen. Es iſt, als wäre das ganz Unfaßbare, was dieſen Innenraum belebt, die Liebe, die dieſe Perſonen verbindet, und das Trauliche der Häuslichkeit wie etwas direkt Malbares in Farben und Licht zur Sprache gekommen.

Der noch nie ſo weit erreichte Wirklichkeitsgehalt, das vorbehaltlos Menſchliche, das bei Rembrandt gleichmäßig die Genrewelt wie die religiöſe Darſtellung durchdringt, gibt ſeiner Kunſt die meilenweite Entfernung von aller Renaiſſancekunſt, gibt ihr die Modernität. Verglichen wir eben ſeine Genrebehandlung mit dem modernen Roman, ſo iſt der Stil der italieniſchen Renaiſſance und des Rubens als ein heroiſch-epiſcher Stil zu bezeichnen. Es iſt das religiöſe Heldenepos, in deſſen Sprache wir von der ſogenannten „klaſſiſchen“ Kunſt die bibliſche Überlieferung geſchildert bekommen. Von dieſem Stil werden alle Ereigniſſe in eine von ihm für das Heilige notwendig gehaltene Ferne gerückt; alle figürliche Erſcheinung wird in ein heldenmäßig Hohes gereckt und geſteigert, und für die Einordnung in den repräſentativen Kult der Kirche wird ausdrucksvolle Poſe, Fernwirkung und Schönheitslinie gefordert. Da dieſer überlieferte, aus Italien ſtammende und zu Rubens führende Stil ein kirchlicher und

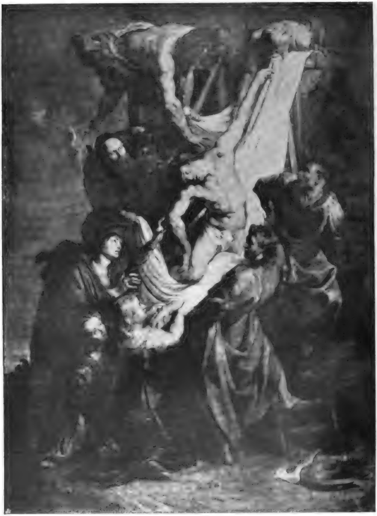


Rembrandt: Die Tiſchlerwerkſtatt (heilige Familie). Gemälde im Louvre zu Paris.

katholiſcher iſt, haben manche, um den großen Unterſchied zu formulieren, Rembrandts Kunſt eine religiöſe, unkirchliche und eine proteſtantiſche genannt. Es kommt mir hier weniger auf bequeme Schlagworte als auf wirkliches Verſtehen des großen Gegenſatzes an, und die Sache wird an Beiſpielen treffender zu faſſen und zu erläutern ſein.

Als Rembrandt ein junger Mann war, genoß Rubens' großes Bild der Kreuzabnahme Chriſti (Abbild. S. 636), das für eine Kapelle der Kathedrale von Antwerpen gemalt worden war, als neueſte Löſung dieſer künſtleriſchen Aufgabe weitreichenden Ruhm und Popularität. Im Kupferſtich wiederholt, war es, was wir heute künſtleriſchen Wandſchmuck nennen. Eine leicht zu überſehende Zahl von Geſtalten hatte Rubens auf Leitern verteilt und in verſchiedenen Höhen (Etagen) kranzförmig um Chriſtus als ihren Mittelpunkt gruppiert. Ein durchſichtiges Linienſchema hält die Kompoſition zuſammen. Das Maß von Leben und Bewegung iſt für jede

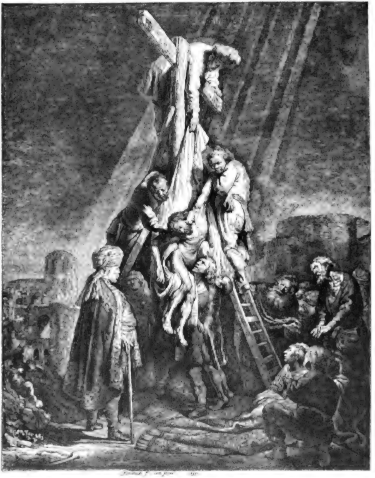
Digitized by Google



Rubens: Kreuzabnahme. Gemälde in der Kathedrale zu Antwerpen.

Figur, wie ſie ſteht, kniet oder ſich beugt, auf die Geſamtnorm als das Beherrſchende abgeſtimmt. Die Mitte, die natürlich zuerſt den Blick auf ſich zieht, die herabgeſenkte und niederſinkende Körpermaſſe Jeſu iſt mit Armen, Kopf und Beinen in eine ſolche Lage gebracht, daß der kirchliche Anſtand mit ſeiner Forderung von Schönheitsgewohnheit und Anmut der Erſcheinung in keiner Linie verletzt oder beleidigt wird. Selbſt das kraſſe Bild des Todes und der Auflöſung muß ſich der Melodie des ſchönen Umriſſes fügen, ſich dem Zwecke des „ſchönen Bildes“ einordnen. Dieſe konventionell ſchöne Muſik

Digitized by Google

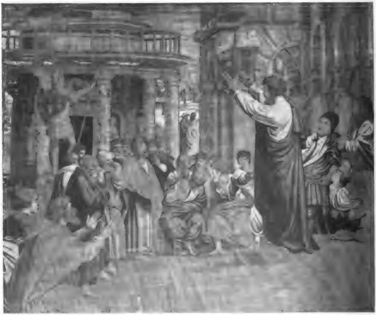


Rembrandt: Kreuzabnahme. Radierung.

in italieniſchem Sinne muß Rembrandt als etwas Unpaſſendes und Unwahres empfunden haben. In einer ſolchen Szene an Theateranſtand, Poſe und ſchönen Schein zu denken, lag ſeiner Natur und ſeiner Erziehung fern. Vielleicht ſagte er ſich, wenn er das Werk von Rubens anſah, daß weniger ſchön ſchöner ſei und dem ungeheuren Ernſt des Vorgangs mehr entſprechen würde, und ſo ſtellte er ſich das grauenvolle Geſchehnis ſo wahr und wirklich vor, als wäre er dabei geweſen, und verzichtete, um die Illuſion für Phantaſie und Gefühl zu ſteigern, auf gefällige und ſinnlich angenehme Wirkung (Abbild. S. 637). Wir ſind durchſchnittlich zu ſehr mit den falſchen Vorſtellungen, die Kunſt und Schönheit für gleichbedeutend halten, genährt, um nicht beim Anblick der Rembrandtſchen Löſung zu erſchrecken. Indeſſen habe ich immer die Erfahrung gemacht, daß

Digitized by Google

bei genauerem Betrachten und im Aufkeimen wirklicher Empfindung das Verſtändnis für Rembrandt und die Abneigung gegen die Rubensſche Virtuoſität und falſche Schönheit zunimmt. Das Rezeptmäßige der Anordnung, das, was an „lebendes Bild“ erinnert, iſt nun geſchwunden; vor allem, das Breiartige des jeder Spannkraft beraubten Chriſtuskörpers mit ſeinen grell ſchneidenden Diſſonanzen gegenüber den um ihn wirkenden lebendigen Kräften des Körpers und der Seele iſt mit einer wuchtigen Vergegenwärtigung ausgedrückt, die jede Nebenrückſicht auf Nerven und Salongewohnheiten des Beſchauers ausſchließt. Mit dem Schrecken des Martyriums iſt Ernſt gemacht; das Parfüm iſt weggelaſſen, weil es zu dem Erhaben-Tragiſchen nicht paßt. Gleichwohl muß man zugeben, daß die neue Kunſt hier ihr entſcheidendes Wort noch nicht geſprochen hat. Sie hat einſtweilen gezeigt, was ihr an der alten unmöglich und unannehmbar erſcheint; Rembrandt hat das Rubensſche Konzept korrigiert; er hat ſehen laſſen, was er nicht will. Aber als poſitive Leiſtung iſt dieſe Rembrandtſche Kreuzabnahme noch nicht vollgültig. Allmählich gewahren wir dann deutlicher, je öfter Rembrandts Kunſt das gleiche Thema wieder angreift und zu zwingen ſucht, an welchem Punkt der tiefſte Gegenſatz liegt. Für die alte Kunſt war die Aufgabe einer Kreuzabnahme eine Herausforderung des Künſtlers zu virtuoſer Betätigung; die ſchwierigen Probleme der in mehreren Geſchoſſen vom oberen Querarm des Kreuzes bis zur ebenen Ebene hin und her turnenden Geſtalten gaben reichliche Gelegenheit, komplizierteſte Körperlagen, die aus allem Gleichgewicht herausnötigen, zu ſtudieren und darzuſtellen. Solche Schauſtellung verwegenen Könnens iſt Kunſt für Künſtler, aber die religiöſe Aufgabe ward damit um ihren beſten Inhalt gebracht. Je mehr ſich Rembrandt in den wahren Sinn der Aufgabe hineinfühlt, um ſo verächtlicher mußte ihm der Artiſtenwettlauf vorkommen; er gab die überlieferte Form der Löſung auf. Er hat ſpäter die Szene, wie die berühmte

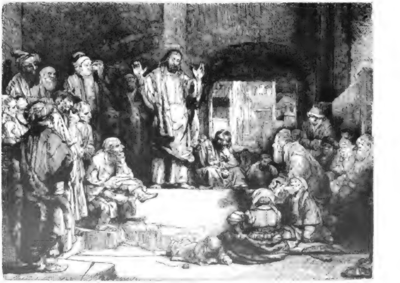


Raffael: Die Predigt Pauli in Athen. Karton zu den Teppichen mit Darſtellungen der Apoſtelgeſchichte.

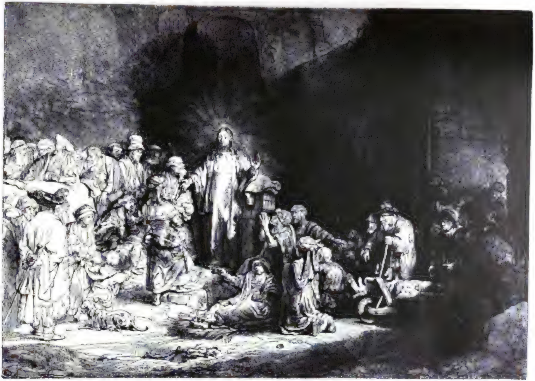
Digitized by Google

Kreuzabnahme bei Fackelſchein zeigt (ſ. Einſchaltbild), ſozuſagen einen Stock tiefer gelegt, um die Leitern und das Klettern entbehren zu können. Damit hat dann der reine Gefühlsausdruck von Leiden und Mitleiden, von Tod und über den Tod dauernder Liebe die Oberhand gewonnen, und der Blick braucht nicht an virtuoſen Künſtlerleiſtungen hängen zu bleiben, die an den Beifall eines veräußerlichten Geſchmacks appellieren und ihm zugleich die gewohnten Verſüßungsmittel gewähren.

Die tiefgründige Unabhängigkeit der Rembrandtſchen Kunſt, ihre rückſichtsloſe Modernität ſpringt unſerem Publikum, das zwar kunſthiſtoriſch, aber nicht künſtleriſch gebildet iſt, vielleicht da am fühlbarſten in die Augen, wo die alte und die neue Kunſt am gleichen Thema ſich verſucht haben. Zu dem Beiſpiel der Kreuzabnahme fügen wir nunmehr ein weiteres hinzu, die Darſtellung der Predigt Pauli in Athen, wie ſie Raffael in den Kartons für die Teppiche zur Apoſtelgeſchichte gegeben hat (Abbild. S. 638), und ihr gegenüber Rembrandts Radierung: die Predigt Chriſti (Abbild. S. 639). Die Aufgabe eines predigenden Redners und einer zuhörenden, mannigfach bewegten Menge iſt die nämliche. Die alte Kunſt gibt ſtattliche, herrenmäßige, imponierende Figur; ſie hält dieſe „Würde" nobler Erſcheinung für unentbehrlich; mit Rückſicht auf die Beſchauer des Bildes gruppiert ſie im Halbkreis, damit uns keine Figur den Rücken darbiete. Die Rückſicht auf das Geſehenwerden, auf Poſe und Anſtandsetikette, mit anderen Worten die Theaterempfindung, wird ſie ſogar in der Kirche nicht los. Der Kult iſt Schauſtellung und Repräſentation. Und nun Rembrandt: er denkt nicht daran, andere als gewöhnliche Modelle zu geben, die Gemeinde Jeſu iſt kein Parterre von Fürſten; ſeine Szene iſt kein Theater, ſondern ein ſtill abgeſchloſſener Raum, wo heilige Gedanken laut werden und auf unverſuchtem Boden Wurzeln zu ſchlagen ſich anſchicken. Niemand denkt an fremd neugierige Blicke; alles iſt bei der Sache und dem Prediger zugewandt. Vorn hat ſich eine Frau mit einem Wickelkind niedergeſetzt und dreht dem Beſchauer den Rücken zu. Sie hat Mutterpflichten, aber ſie möchte doch zuhören, was da geſprochen wird, und

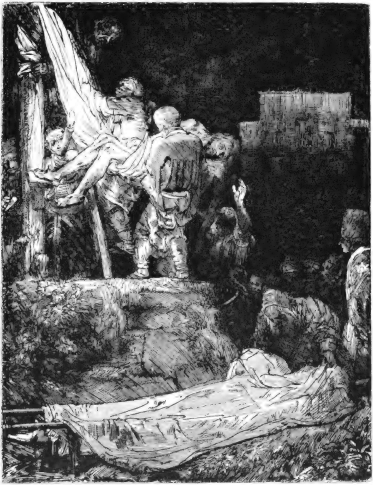


Rembrandt: Die Predigt Jeſu. Radierung.



Rembrandt: Chriſtus heilt Kranke. Radierung.

Digitized by Google



Rembrandt: Kreuzabnahme bei Fackelschein. Radierung.

Zu Neumann: Rembrandt.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

ſo überläßt ſie das andere Kind ſeinem Spielvergnügen. Die Natürlichkeit dieſer Gruppe in ihrer offenſichtlichen Gegenſätzlichkeit hat etwas Ergreifendes; formal fühlbar nähert ſie den Halbkreis der Zuhörer dem vollen Kreis, durch den der Strom einer eindringlichen Beredſamkeit in allen Abſtufungen der Wirkung hindurchgeht. Eine weitgehende Verinnerlichung, eine herzliche Intimität iſt hier einem Stoff abgewonnen, der ſo leicht, da man das geſprochene Wort, alſo das Weſentliche, im Bild nicht wiedergeben kann, zur Pantomime wird. Dieſer Weg vom Äußerlichen zum Innerlichen Hand in Hand mit dem zunehmenden Wirklichkeitsgehalt, alſo Natur, immer mehr Natur und doch zugleich mehr Seele, ſtatt äußerer Schönheit tiefſte Wahrheit des Ausdrucks, es iſt das Weſen Rembrandtſcher Kunſt.

Hierfür iſt das berühmte Radierblatt von Chriſtus, der die Kranken heilt, das ſogenannte Hundertguldenblatt, ein lebendiges Zeugnis (Abbild. S. 640). Wir ſehen hier drei verſchiedene Gruppen mit Jeſus und um ihn beſchäftigt. Rechts die lange Leidensprozeſſion der Breſthaften, der Blinden und Lahmen, die auf eine wunderbare Heilung hoffen; in der Mitte die Kinder, die zu Jeſus gebracht werden, und denen vergebens ein Jünger wehren will; den Kindern iſt Jeſus zugewandt, indem er die Worte ſpricht: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen.“ Links die Phariſäer, die Satten und Übervernünftigen, die über das dumme Volk lachen. Ruhig ſteht inmitten dieſer gegenſätzlichen Stimmungen und Bewegungen Chriſtus, licht gegen den dunklen Grund. Mehr Wahrheit und Natur iſt ſicher von der modernen Kunſt und ihrer Armeleutemalerei nicht gewagt worden als in dieſer Darſtellung von Krankheit und Hilfloſigkeit. Die Stumpfheit und Vertierung der Verzweiflung, Ohnmacht und Not, und auch bei den Geſunden der Proletariercharakter der Kinderſzene, all das iſt mit jedem den Modernen wünſchenswerten Naturalismus gegeben. Dennoch iſt ein Unterſchied, und dieſer Unterſchied macht, daß Rembrandt, wie mir ſcheint, moderner und zukunftshaltiger iſt als viele Heutige. Es fehlt die proletariſche Entrüſtung, die geballte Fauſt, der gewollte Spitalgeruch. Ein tief menſchliches Gefühl, vor dem alle Standesunterſchiede und gar jede künſtliche Akzentuierung von „Klaſſengegenſätzen“ erlöſchen, vereint alle Herzen. Wohl ſind hier arme Körper und Lumpen gemalt; noch mehr zum Ausdruck gekommen ſind aber die Mächte der Seele, die dieſe Menſchen aneinander binden, und die über alle kraſſe Natürlichkeit und Unſchönheit einen feinen geiſtigen Schleier breiten, über deſſen Zauberwirkung nur eben höchſte Poetengewalt verfügt.

Und ſo glauben wir, daß die Weſensverwandtſchaft Rembrandts mit der modernen Kunſt immer beſſer begriffen werden muß. Rembrandts Kunſt wird wie die keines anderen alten Meiſters das Geſtirn bleiben oder werden, das uns in den heutigen Stürmen und verworrenen Nöten zur Klarheit führen und leiten wird.

Der Flötenbläser

Ballade

von

Walther Schottelius

Ein Knabe ſchier von Sinnen kam,
Als ihm der Tod die Liebſte nahm.

Nach niemand trug er mehr Begehr,
Das Auge ward ihm tränenleer.

So ſaß er ſieben Monde ſtumm,
Vergaß die Welt um ſich herum.

Da klopfet nächtens eine Hand
An ſeines Fenſters Ladenwand,

Und draußen hallt ein leichter Schritt,
Und eine Stimme ruft: „Komm mit!"

Sieh! Eine ſchwebende Geſtalt
Winkt ihm und führt ihn in den Wald.

Sie greift in ihr Gewand hinein
Und nimmt heraus ein Totenbein

Und legt es ſanft in ſeine Hand:
„Nimm, Liebſter, unſrer Liebe Pfand!

Vorzeiten war ich ja dein Weib,
Ach, allzuſchnell verging mein Leib!

Nun findet meine Seele Ruh'!
Ich bin erlöſt, und bald auch du!

Leb ewig wohl!" — Und wie ein Rauch
Zerfließt ſie in des Windes Hauch.

Der Knabe drückt in wildem Schmerz
Das Bein an ſein zerrißnes Herz.

Er drückt es feſt an ſeinen Mund:
Horch, welch ein Ton! Wie tief, wie rund!

Und wie's ihm auch das Hirn verbrennt,
Er muß drauf blaſen ohne End'.

Er kehret nicht zurück nach Haus,
Er geht in alle Welt hinaus.

* * *

Das Lied klingt über Berg und Tal,
Es klingt bis in des Königs Saal.

„Sagt an, was iſt das für ein Lied,
Das weit durch meine Länder zieht?"

„Ein fremder Spielmann in der Stadt
Das neue Lied geblaſen hat.

Er bläſt die Gaſſen aus und ein
Auf einem weißen Totenbein.

Er ſpricht und lacht und weinet nicht,
Und niemand kennt ſein Angeſicht."

Man bringt den Knaben vor den Thron.
Und als erſcholl der erſte Ton,

Da wurden alle ſtill ſogleich,
Und alle Herzen wurden weich.

Und als die Flöte wieder klang,
Ward ihnen tief im Herzen bang.

Und als ſie klang zum drittenmal,
Da weinte laut der ganze Saal.

Der König hebt ſich hoch vom Thron:
„Dein ſei des Spielmanns höchſter Lohn!"

Des Königs ſchönes Töchterlein
Dem Knaben Lorbeer bringt und Wein.

Doch als er langte nach dem Wein,
Zerſprang das weiße Totenbein,

Und als ſie ihm den Lorbeer bot,
Sank er zu Boden und war tot.

Die
Wendung der Philosophie zur Religion

Von

Lic. Dr. Paul Kalweit

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Im Jahre 1768 ſchrieb Winckelmann von Rom aus, in fünfzig Jahren werde es in Rom vielleicht weder einen Papſt noch einen Prieſter geben. Winckelmann war nicht in jeder Hinſicht antireligiös geſtimmt, wenn er auch mit dem Kirchenglauben zerfallen war; aber er hätte ſich nicht ſo ausdrücken können, wenn er nicht eine ungeheure Erſchütterung alles Religiöſen beobachtet hätte. Doch es waren noch nicht fünfzig Jahre vergangen, als die Welt ein ungeahntes Aufſteigen der päpſtlichen Macht ſah. Das lag gewiß nicht allein an der klugen Politik eines Conſalvi auf dem Wiener Kongreß. Sie hätte nichts ausrichten können, wenn nicht in dem allgemeinen Leben der Völker ſeit den Umwälzungen der napoleoniſchen Zeit und den Befreiungskriegen eine ſtarke Hinwendung zur Religion ſich vollzogen hätte. Freilich erlebte das neunzehnte Jahrhundert auch wieder einen neuen Umſchwung. Das mächtige Vordringen der naturwiſſenſchaftlichen Denkweiſe, die politiſchen und ſozialen Bewegungen erzeugten in weiten Kreiſen eine antireligiöſe Stimmung. Auch die Philoſophie blieb davon nicht unberührt. Mehr und mehr ſah ſie ihre Aufgabe allein in einer Zuſammenfaſſung der von den exakten Wiſſenſchaften erarbeiteten Reſultate, und da dieſe in ihrer Arbeitsweiſe von den durch die Religion vertretenen Überzeugungen von einer unſichtbaren Welt keinen Gebrauch machen konnten, beobachtete auch die Philoſophie eine kühle Zurückhaltung. Die Frage nach einem Wahrheitsgehalt der Religion ſcheint entweder überhaupt nicht mehr diskutierbar, weil ſie von der exakten Naturwiſſenſchaft längſt in verneinendem Sinne entſchieden iſt, oder ein reſervierter Agnoſtizismus, wie er von Herbert Spencer vertreten wird, ſcheint der einzig mögliche Standpunkt zu ſein, den ein vorſichtiger Philoſoph einzunehmen vermag. Der alte Satz: „Von den Göttern kann man nicht wiſſen, ob ſie ſind oder nicht ſind“, kommt wieder zu Ehren und gibt ſich als Ausdruck echt philoſophiſchen Sinnes. Wie ſtark die Zurückhaltung gegenüber der Religion das moderne Leben in weitem Umfange beherrſcht, das zeigt ſich ſehr deutlich darin, daß ein Mann wie Schmoller, dem niemand Unfreundlichkeit gegen die Religion nachſagen kann, in ſeiner allgemeinen Volkswirtſchaftslehre die Frage aufwerfen kann, ob die Religion durch die Ausbildung philoſophiſcher, ethiſcher Syſteme und das Anwachſen anderer ſittlicher Lebensmächte des Staates, der Schule, der öffentlichen Meinung werde erſetzt werden können, wenn er auch für ſeine Perſon dieſe Frage verneinen möchte.

Allerdings machen ſich nun auch andere Strömungen im Leben der Gegenwart bemerkbar. So tief ſteht die Schätzung der Religion nicht mehr wie in den ſiebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die Überzeugung iſt im Wachſen, daß von der Religion unveräußerliche Probleme vertreten werden, deren Löſung von der exakten Wiſſenſchaft nicht zu erwarten iſt. Ein ſo umfaſſender Philoſoph wie Wundt läßt auch die Religion nicht liegen. Ihm iſt ſie mehr als ein bloß pſychologiſches Phänomen, ſie hat für ihn bleibenden metaphyſiſchen Gehalt. Von dem notwendigen Streben der Vernunft „nach Ergänzung aller in der Erfahrung gegebenen Erkenntniſſe zu einer Einheit, deren letzte Gründe und Folgen nicht gegeben ſein können, ſondern zu dem Gegebenen als letzte Vorausſetzung hinzugedacht werden“, vermag er die religiöſen Ideen von einem abſoluten geiſtigen Weltgrund und Weltzweck auch philoſophiſch zu rechtfertigen. Ein Philoſoph wie Höffding beſtimmt in ſeiner Religionsphiloſophie als bleibendes Weſen der Religion den Glauben an die Erhaltung des Wertes. Ein angeſehener deutſcher Verlag, der von Eugen Diederichs in Jena, hat ſich in den Dienſt der Aufgabe geſtellt, religiös-philoſophiſche Kultur zu verbreiten, und zweifellos lebt in den Schriften von Bölſche, Julius Hart, Willy Paſtor eine ſtarke religiöſe Stimmung, freilich pantheiſtiſcher Art. Vor allem aber iſt der Jenenſer Philoſoph Rudolf Eucken zu nennen. Während für Wundt die Religion wie am äußerſten Horizont des Geiſteslebens auftaucht, ſteht ſie für Eucken ganz anders im Mittelpunkt des Denkens; während Höffding die Religion nur unter ſtarker Veränderung der bisher für grundlegend in ihr gehaltenen Überzeugungen anzuerkennen vermag, hält Eucken ſich ganz nahe den chriſtlichen Gedanken; während die Erſcheinungen des Diederichsſchen Verlags eine pantheiſierende Richtung bevorzugen, ſtrebt Eucken über den Pantheismus hinaus. Er iſt der energiſche Vertreter eines neuen Idealismus, für den die Religion Halt und Kraft alles geiſtigen Lebens iſt.

Aber wie ſehr Eucken davon überzeugt iſt, daß die Religion für ihre Wahrheit zuletzt ſelbſt einſtehen muß und ſie ſich nicht von anderen Inſtanzen beſtätigen laſſen kann, ſo müßte er keinen Blick für die Lage der Gegenwart haben, wenn er nicht die problematiſche Stellung der Religion ſehen ſollte. Problematiſch, mit einem ſtarken inneren Widerſpruch behaftet iſt dieſe Stellung nämlich auch bei zahlreichen Freunden der Religion, die mit großer innerer Wärme die Religion bejahen, aber die ausſchließliche Geltung des mechaniſchen Weltbildes nicht anzutaſten wagen und nur auf Gemütsbedürfniſſe zu verweiſen wiſſen. Es handelt ſich alſo um eine Rechtfertigung der Religion von einer umfaſſenden Betrachtung aus. Iſt die uns umgebende ſichtbare Welt die einzige, dann läßt ſich die Religion nicht halten. An dieſer Stelle liegt die entſcheidende Frage: Iſt dieſe Welt, die der naturwiſſenſchaftlichen und pſychologiſchen Betrachtung als ein ungeheures Syſtem von einzelnen Elementen ſich darſtellt, die einzige Wirklichkeit, oder gibt es noch eine andere? Wo nur dieſe eine Wirklichkeit vorhanden iſt, bleibt kein Raum für die Religion. Das iſt ganz gewiß, und man muß nicht glauben, daß die Lage der Religion ſchon durch die Überwindung des atomiſtiſchen Materialismus günſtiger geworden wäre. Bei ernſten Denkern iſt der Glaube an die qualitätsloſen, materiellen Atome, die den Grundbeſtand der Welt bilden ſollen, geſchwunden. An ihre Stelle ſind die Empfindungen getreten. Avenarius, Mach, Ziehen erklären übereinſtimmend: alles Gegebene iſt Empfindung, eine Kombination von Empfindungen. Das ſcheint auf den erſten Blick eine der Religion günſtige Wendung zu ſein, inſofern die Grundelemente der Welt nicht mehr materieller, ſondern pſychiſcher Natur ſind. Aber in Wahrheit hat die Religion davon nicht den geringſten Vorteil. Denn auch hier ſind allein die einzelnen Elemente das wahrhaft Wirkliche. Sie treten zuſammen und gehen wieder auseinander. Andere Größen als die aus ſolcher Zuſammenſetzung entſtandenen gibt es nicht. Das Ich des Menſchen iſt nichts als ein verhältnismäßig konſtanter Komplex von Empfindungen, und ebenſo iſt es das All. Wirkliche Geſamtgrößen, die das Einzelne unter ſich befaſſen, ihm einen eigentümlichen Sinn verleihen, ihm ſeine Stellung anweiſen, gibt es nicht. Dann aber iſt Religion unmöglich, die es gerade mit ſolchen Größen zu tun hat. Über ihre antireligiöſe Stellung haben denn auch jene Forſcher keinen Zweifel gelaſſen.

Daß uns in der Tat eine Wirklichkeit wie die geſchilderte in ungeheurer Ausdehnung umfängt, läßt ſich nicht beſtreiten; und ſie umfängt uns nicht nur, ſie reicht in unſer eigenes Leben hinein. Auch in unſerer Seele reiht ſich Vorſtellung an Vorſtellung, Gefühl an Gefühl, auch hier gibt es eine Zuſammenſetzung aus Elementen, einen Ablauf nach mechaniſchen Geſetzen. Eucken ſtellt ſich durchaus auf die Seite der modernen Pſychologen mit ihrer Übertragung der exakten naturwiſſenſchaftlichen Methoden auf die pſychiſchen Phänomene, aber er fragt nun, ob ſich nicht daneben eine andersartige Wirklichkeit erhebt. Das iſt in der Tat der Fall. Wenn wir ohne Vorurteil an eine Durchforſchung des menſchlichen Lebensprozeſſes herantreten, ſo treffen wir auf Größen, die ſich von den bisher betrachteten charakteriſtiſch unterſcheiden. Durch das Leben der Menſchheit geht ein mächtiges Verlangen nach Wahrheit. Mit Wahrheit iſt etwas ganz anderes gemeint als das Zuſammentreten einzelner Vorſtellungselemente. Was wahr iſt, das will nicht bloß ein tatſächliches Moment im Vorſtellungsablauf eines Individuums ſein, ſondern will für alle gelten. Wahrheit iſt alſo eine die Individuen umſpannende Größe. Natürlich läßt ſich leugnen, daß es etwas wie eine über die einzelnen Vorſtellungen übergreifende Wahrheit gibt. Das hat zum Beiſpiel Ziehen im Anfang ſeiner pſycho-phyſiologiſchen Erkenntnistheorie getan. Er ſagt:

> „Ein ποῦ στῶ (zu deutſch: einen feſten Standpunkt) werden wir niemals finden. Wir jagen auf unſeren Vorſtellungen und Empfindungen dahin. Weder können wir ihnen in die Zügel fallen, noch aus dem Wagen, in dem wir vorwärtsfliegen, herausſpringen, um den Zuſchauer zu ſpielen. Jeder Gedanke über unſere Vorſtellungen iſt eine neue Vorſtellung … Eine letzte Wahrheit … exiſtiert nicht. Ich kann den Gedanken, welche ich entwickeln werde, keinen Wert, nicht einmal eine Beziehung zuſprechen, welche ihnen abſolut zukäme … Nicht zu einem Geſchäft, deſſen Vorteile nachweisbar ſind, kann ich einladen, ſondern nur zu einem Feſt, an dem einige Freude finden, andere nicht, das ſeinen ganzen Zweck in ſich trägt und keinerlei Nutzen verſpricht, das ſeine Berechtigung nicht nachweiſen kann noch will, das eben iſt, wie alle unſere Empfindungen und Vorſtellungen ſind.“

Aber die eigene Tat legt dann doch immer Proteſt gegen die eigene Behauptung ein. Die gebotenen Ausführungen wollen dann doch auch für andere gelten und werben um ihre Zuſtimmung. So tritt mit der Wahrheit eine Größe auf, die grundverſchieden iſt von allen durch bloße Zuſammenſetzung einzelner Elemente entſtandenen, eine Größe überindividueller Art. Nicht anders iſt es mit dem Guten, mit der Liebe. Das Gute iſt etwas, das alle Handlungen eines Menſchen unter ſich begreifen und allen Menſchen für ihr Tun Ziel und Richtung geben will. Die Liebe echter Art muß notwendig die Schranken des Individuums durchbrechen und zu voller Teilnahme an fremdem Leben gelangen. In dem allem gibt ſich ein völlig neues Leben kund, und erſt dieſes Leben — nicht das bloß pſychiſche Daſein mit ſeinem Vorſtellungsmechanismus — iſt es, das Eucken mit dem auszeichnenden Namen Geiſtesleben belegt.

Von der Tatſache des Geiſteslebens aus unternimmt es Eucken, die Religion zu rechtfertigen. Unmöglich läßt ſich das Geiſtesleben als ein bloßer Anhang mechaniſch verknüpfter Elemente, ſeien dieſe nun materieller oder pſychiſcher Art, unmöglich auch als eine bloße Eigenſchaft menſchlicher Individuen anſehen. Gänzlich unverſtändlich wäre dann, wie das Geiſtesleben dazu kommen ſollte, die Elemente und Individuen, deren Funktion es ſein ſoll, zu umſpannen. Den Geiſt etwa in der Hirnſchale eingeſchloſſen zu denken, iſt eine völlig irrige Vorſtellung, die durchaus nicht dadurch gerechtfertigt wird, daß gewiſſe Bewußtſeinsphänomene mit der Organiſation des Gehirns in Zuſammenhang ſtehen. Können demnach die einzelnen Elemente nicht von ſich aus das Geiſtesleben hervorbringen, ſo muß anerkannt werden, daß die Geſamtwirklichkeit eine größere Tiefe hat, als die kauſal-mechaniſche Weltanſicht gelten laſſen will. Das Geiſtesleben muß zum Grundbeſtande des All gehören und kann nicht abgeleiteter Art ſein. Daß das Geiſtesleben eine kosmiſche Größe iſt, läßt auch alle geiſtige Arbeit deutlich erkennen. Wo immer geiſtige Betätigung ſich findet, zeigt ſich auch ein Streben in die Weite der Welt, nie handelt es ſich da um die Intereſſen des bloßen Individuums, ſondern um die Wahrheit der Dinge. So beweiſt es die echte Wiſſenſchaft, ſo auch alle große Kunſt.

Aber freilich ergibt von hier aus allein ſich noch keine Religion. Der Menſch könnte ſich damit zufrieden geben, daß geiſtige Kräfte in ihm wirken und ſeine Arbeit gelingen laſſen. Nun wird aber die Lage gründlich dadurch verändert, daß die geiſtige Arbeit im menſchlichen Kreiſe kein ungefährdetes Fortſchreiten zeigt. Die Wirklichkeit läßt ſich nicht in ein Reich der Vernunft verwandeln, ſie leiſtet übermächtigen Widerſtand. Es will der Wiſſenſchaft nicht gelingen, das Dunkel des Seins bis zum Grunde aufzuhellen; die Kunſt klagt, daß ſie nie ganz das eigene Wollen in Tat umzuſetzen vermag; die moraliſchen Kräfte zeigen eine bedenkliche Schwäche. Wo dieſe Lage zu ſtarker und deutlicher Empfindung kommt, da erhebt ſich für den Menſchen ein großes Entweder — Oder. Entweder iſt alles geiſtige Streben echten Sinnes aufzugeben, oder es iſt allen Schwierigkeiten zum Trotz dennoch aufrechtzuerhalten. Aufgeben läßt es ſich nicht, es müßte denn auf alles verzichtet werden, was dem Leben Wert und Würde verleiht, aber aufrechterhalten läßt es ſich auch nicht, wenn nicht mit vollem Bewußtſein die Frage aufgenommen wird, welches das Grundverhältnis des Menſchen zum Geiſtesleben, das ſich als eine kosmiſche Macht erwies, iſt. Da zeigt ſich denn, daß dies Geiſtesleben im Menſchen nicht nur mit dieſen und jenen Kräften wirkt, ihn zu der einen oder anderen Leiſtung befähigt, ſondern daß dies Leben ſein eigenes Leben wird. Ein neuer Lebensprozeß iſt in ihm entſtanden, ein neues Geſamtleben in ihm aufgekommen. Es iſt das etwas ganz anderes als jenes animaliſche Leben, das der Menſch als ſeine Naturausſtattung mitbekommt, und das keine anderen Ziele kennt, als die Dinge zu ſeiner Selbſterhaltung und ſeinem Genuß zu verwerten, es bedeutet das auch etwas anderes als die Befähigung zu einzelnen Leiſtungen. Denn die bloßen Leiſtungen, zum Beiſpiel die der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis, können in den Dienſt des bloß animaliſchen Lebens geſtellt werden, ſie können dazu gebraucht werden, es zu erleichtern und zu ſchmücken. Hier aber handelt es ſich nicht um die Leiſtungen für das animaliſche Leben, ſondern um das geiſtige Leben als Selbſtwert und Selbſtzweck. Indem der Menſch das Geiſtesleben als ſein eigenes Leben erkennt, gewinnt er ſo ein Verhältnis zum kosmiſchen Geiſtesleben, zum abſoluten Geiſtesleben. Aber freilich wird dies Leben und dies Verhältnis nie erreicht durch nur theoretiſche Erwägungen, es muß praktiſch bejaht, durch eine Tat des ganzen Weſens errungen werden. Hier offenbart ſich deutlich der ethiſche Charakter alles geiſtigen Lebens, das niemals eine ein für allemal gegebene Kraftſumme repräſentiert. Geiſtiges Leben muß gewollt werden — oder es iſt für den Menſchen überhaupt nicht da. Darin liegt es begründet, daß ſich das Geiſtesleben und damit die Religion nie zwingend von der ſinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit her erweiſen läßt. Nur in dem Aufſteigen zum geiſtigen Leben, das immer in einer Tat der Freiheit begründet iſt und — da geiſtiges Leben Freiheit gegenüber der mechaniſch-kauſalen Verkettung iſt — auch begründet ſein muß, wird der Erweis ſeiner Realität erbracht. Aber anderſeits könnte der Menſch auch geiſtiges Leben nicht einmal wollen, wenn nicht ein kosmiſches Geiſtesleben in ihm wirkte. So erfolgt die Wendung zur Religion von daher, daß der

Rudolf Eucken.

Menſch von den vereinzelten Leiſtungen in der Welt ſich zurückgeworfen ſieht auf die ſchaffenden Gründe, daß es zu ſeiner vornehmſten Aufgabe wird, das Geiſtesleben zu ſeinem eigenen Leben zu machen.

Die Religion, die ſich hier entwickelt, trägt, wie Eucken ſich ausdrückt, univerſalen Charakter an ſich, d. h. ſie ſteht mit aller geiſtigen Betätigung im Bunde und iſt deren letzte Vorausſetzung. Sie ſondert ſich gegen Wiſſenſchaft und Kunſt nicht ab, ſondern fördert ihre Arbeit und ſucht ihnen den großen Zug zu erhalten. In der Tat findet ſich in der Religion als unveräußerlich die Überzeugung, daß die ganze Welt Gottes iſt, und daß es keine Betätigung geben könne, die nicht eine Beziehung zur Gottheit hätte, ja, erſt mit der Wendung zur Religion läßt die geiſtige Arbeit mit voller Freudigkeit ſich aufnehmen. So gewiß es iſt, daß die exakte Wiſſenſchaft bei ihrer Beſchäftigung mit den Objekten der Welt nur ihren Methoden zu folgen hat und darum während ihrer Arbeit ſich um religiöſe Gedanken nicht zu kümmern braucht, ſo gewiß iſt, daß nur die Frage aufgeworfen werden darf, worauf denn die Möglichkeit ihres Gelingens beruhe, um ſofort die Beziehung zur Religion hervortreten zu laſſen. Denn es gäbe keine Erkenntnis für den Menſchen, wenn er gänzlich in ſeinen Sonderkreis eingeſchloſſen wäre, wenn er nicht an einem kosmiſchen Geiſtesleben teilhätte. Dieſe Verbindung mit dem kosmiſchen Geiſtesleben aber hält die Religion mit beſonderer Energie aufrecht. Wenn im Leben der Menſchheit die Religion hinfiele, müßte alles wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Streben bei aller Regſamkeit und techniſchen Vollendung ſchließlich flach werden. Bei der univerſalen Religion handelt es ſich durchaus um die Aufrechterhaltung der Aufgaben und Zwecke des Geiſteslebens, nicht um die Befriedigung des Glücksbedürfniſſes des ſinnlichen Lebens. Darum iſt der Vorwurf, daß ſich in der Religion nur die ſubjektiven Wünſche des Menſchen ſpiegeln, hinfällig. Nicht um ſein eigenes Geſchick iſt der Menſch hier beſorgt, ſondern ſein Anliegen geht allein auf die Durchſetzung der geiſtigen Werte und Inhalte. Es ſei zur Veranſchaulichung an eine Frömmigkeit erinnert, wie ſie ſich in den Reden Schleiermachers über die Religion ausſpricht, die die perſönliche Unſterblichkeit ablehnt oder wenigſtens als eine für die Religion unerhebliche Angelegenheit erklärt; nur iſt zu beachten, daß bei Euckens univerſaler Religion die Aktivität im Vordergrunde ſteht, während die Frömmigkeit Schleiermachers in jener Periode ſeines Lebens einen mehr kontemplativen Zug hat.

Aber mit der Begründung der univerſalen Religion iſt nun doch noch nicht das letzte Wort geſprochen. Neue Zweifel erheben ſich. Das Weltgeſchehen behandelt die Zwecke des Geiſteslebens mit vollendeter Gleichgültigkeit, fördert ſie wohl gelegentlich, aber bedroht ſie auch ebenſooft mit Zerſtörung. Die geiſtige Arbeit ſchreitet auch nach der Wendung zur Religion nicht ſicher fort, ſondern ſieht ſich überall gehemmt. An der Härte der Erfahrung droht die univerſale Religion zu zerbrechen, ihre Unzulänglichkeit wird offenbar, und damit ſcheint gegen die Religion überhaupt entſchieden zu ſein. Ja, der Zuſammenbruch iſt noch viel größer; man täuſche ſich nicht und meine, die Religion preisgeben und das ſonſtige geiſtige Leben feſthalten zu können. Iſt der Grund zerſtört, dann muß alles andere nachfallen. Mit der Auflöſung der Religion muß alles geiſtige Streben als vergeblich erſcheinen, denn dann iſt es rettungslos in die Subjektivität des Menſchen eingeſchloſſen und gegen die Wahrheit abgeſperrt. Soll nicht alles verloren ſein, ſo muß der Verſuch gemacht werden, zu einer neuen, bisher nicht erſchloſſenen Tiefe vorzudringen, in der das geiſtige Leben ſich zu behaupten vermag. Wieder handelt es ſich um eine Wandlung im Lebensprozeß. Galt es zuerſt, von dem animaliſchen Leben zu einem geiſtigen Leben vorzudringen, ſo iſt jetzt die Aufgabe, von dem geiſtigen Leben der bisherigen Stufe zu einem Geiſtesleben höherer Art zu gelangen. Öffnet ſich dafür irgendein Ausblick? Es ſei für einen Augenblick noch einmal das bisher betrachtete Geiſtesleben auf ſeine Art hin angeſehen. Worin beſtand ſein Weſen? Offenbar bei allem Zuſammenhang mit dem abſoluten Leben in der Leiſtung an der Welt. Die umgebende Welt ſollte durch ſeine Arbeit in ein Reich der Vernunft verwandelt werden, und die Verbindung mit dem abſoluten Leben ſollte ihm dabei Mut und Kraft ſtärken. Wie viel ihm dabei gelang, es konnte nicht aller Widerſtände Herr werden, die geiſtige Arbeit führte nicht zu einem reinen Abſchluß. Sind Arbeit und Leiſtung das Letzte und Höchſte, dann iſt die Bewegung, die mit dem Geiſtesleben aufkam, definitiv als geſcheitert anzuſehen, und es hängt daher alles von der Beantwortung der Frage ab, ob es etwas gibt, das mehr iſt als Arbeit und Leiſtung. Zwar ſehen wir ſchon bei Begründung der univerſalen Religion eine Wendung von den beſonderen Leiſtungen zu einem Ganzen des Lebens eintreten. Aber dies Leben blieb dann doch ganz auf die Weltarbeit gerichtet und erkannte ſeine Aufgabe in Hervorbringung geiſtiger Schöpfungen. Nicht ein Hinausgehen über die Leiſtung überhaupt, ſondern nur über die vereinzelte Leiſtung und ein Rückgang von der abgelöſten Leiſtung auf den tragenden Grund der Leiſtung ſtand damals in Frage. An dieſer Stelle aber handelt es ſich um ein Hinauskommen über die ganze Sphäre der Leiſtung und Weltarbeit überhaupt. Eucken weiſt darauf hin, daß in der Tat im Leben der Menſchheit deutliche Anzeichen einer Bewegung auftreten, die über das ganze Gebiet der Leiſtung, auch der geiſtigen, hinausſtrebt. Ein ſolches Anzeichen iſt z. B. die Forderung der Feindesliebe. In der Sphäre der bloßen Leiſtungen müſſen die Gegenſätze unverſöhnlich zuſammenſtoßen, da iſt Feindesliebe eine Unmöglichkeit und unter Umſtänden mattherzige Schlaffheit. Sie iſt nur möglich, wenn das Leben nicht gänzlich in die Leiſtung aufgeht, wenn jenſeits aller Leiſtung ſich eine Lebenstiefe findet, der gegenüber Liebe nicht zur Unwahrheit wird. Was gemeint iſt, wird vielleicht am eheſten deutlich an dem im Chriſtentum öfter ausgeſprochenen Grundſatz: die Sünde haſſen und die Sünder lieben. Wie ſtark der Gegenſatz gegen eines Menſchen verkehrtes Tun und Treiben ſein muß, es beſteht die Hoffnung, daß auch in ihm noch etwas iſt, was von der Verkehrung nicht ergriffen iſt, ein innerſtes Weſen, das ſich trotz allem lieben läßt. Mit wie ſcheinbar unwiderſtehlichen Gründen die Feindesliebe angefochten werden kann, ſie läßt ſich doch aus dem Leben der Menſchheit nicht wieder vertreiben. Sie iſt ein Ideal, das ſich Anerkennung erzwingt, und auf geiſtigem Gebiete bedeuten Ideale immer auch eine große Tatſache, denn ſie ſind unmöglich ohne eine beſondere Art des Lebens. Etwas Verwandtes iſt das Verlangen nach einer von heiliger Liebe beherrſchten Ordnung der Dinge. Wo die Leiſtungen das letzte Wort zu ſprechen haben, da kann die Ordnung nur von der Gerechtigkeit hergeſtellt werden. In ſchweren Erfahrungen aber wird der Menſchheit die volle Unzulänglichkeit aller geiſtigen Leiſtung offenbar. Da entſteht eine tiefe Sehnſucht nach Liebe, für die das Höchſte nicht die gelungene Leiſtung, ſondern das innere Weſen iſt. In der Moral tritt mehr und mehr vor die äußere Tat die innere Geſinnung. So zeigt ſich in all dieſen Zügen, daß eine tiefere Innerlichkeit im Auſſteigen begriffen iſt, die ihren Wert in ſich ſelbſt und nicht in irgendwelchen Leiſtungen trägt. Sie kann echt und groß ſein, auch wenn ihr durch die Ungunſt des Schickſals alle bedeutenden Leiſtungen verſagt bleiben. Auch dieſe Bewegung zu einer tieferen Innerlichkeit, zum Gewinn einer geiſtigen Perſönlichkeit, wie wir ſagen können, läßt ſich nicht als ein Werk der bloßen Subjektivität auffaſſen, ſondern nur als eine Notwendigkeit verſtehen, die ihren Grund in der geiſtigen Tiefe der Wirklichkeit hat. Denn gerade dieſe Bewegung legt dem Menſchen den allerhärteſten Kampf gegen ſein ſubjektives Wünſchen und Begehren auf. Perſönlichkeit ſein zu wollen, iſt eine unerträgliche Überhebung, wenn der Menſch damit nur den Anſpruch erhebt, gegen alle allgemeinen Ordnungen ſeine Neigungen durchſetzen, ſich ausleben zu wollen; es iſt das höchſte Ziel, wenn er dabei einem höheren Geſetz ſich unterwirft. Nirgend mehr als an dieſer Stelle muß daher der Menſch die Bindung an ein abſolutes Leben ſuchen, und ſo entſteht hier das, was Eucken charakteriſtiſche Religion nennt, charakteriſtiſch darum, weil hier die Religion eine größere Selbſtändigkeit gegenüber der ſonſtigen geiſtigen Betätigung entfaltet und ſich zu einem eigenen Kreiſe zuſammenſchließt. Bei der univerſalen Religion ging das Streben in die Weite der Welt, die Religion war da mehr eine allgemeine Stimmung, die die geiſtige Arbeit begleitete, ſie war dieſer gegenüber nicht auf die Herausarbeitung einer eigenen ſelbſtändigen Art gerichtet; bei der charakteriſtiſchen Religion dagegen geht das Streben auf das direkte Verhältnis zu dem abſoluten Leben ohne Vermittelung der Weltarbeit. Das Geiſtesleben erfaßt die Herausbildung und Erhaltung einer ſelbſtändigen Innerlichkeit als ſeine höchſte Aufgabe, und indem es erkennt, daß dieſe Aufgabe ihm nicht aus ſubjektiver Willkür, ſondern unabweisbarer Notwendigkeit erwächſt, wird es der Nähe des abſoluten Geiſteslebens inne, das ihm dieſe Aufgabe ſtellt, aber auch das Gelingen verbürgt. In der charakteriſtiſchen Religion mit ihrer auf die Bildung geiſtig-perſönlichen Weſens gerichteten Tendenz entſteht der Glaube an den perſönlichen Gott, an ſeine ewige Liebe, ſeine rettende Gnade, an die Ewigkeit des eigenen geiſtig-perſönlichen Weſens.

Univerſale und charakteriſtiſche Religion ſtehen nicht in ausſchließendem Gegenſatz zueinander, ſie ergänzen ſich, ſie ſind notwendige Stufen in der Religion. Die univerſale Religion mit ihrer Hinwendung zur Weltarbeit ſorgt dafür, daß in die geiſtigen Größen nicht unvermerkt die klein-menſchlichen Intereſſen ſich einſchieben; die charakteriſtiſche Religion erhält auch in den ſchwerſten Erſchütterungen das Geiſtesleben aufrecht und vermag ſo auch der geiſtigen Arbeit an der Welt ihren letzten Halt zu bieten. Vom Geiſtesleben her begründet ſich ſo für Eucken die Religion. Wer das Geiſtesleben in ſeiner Eigenart und Notwendigkeit nicht zu verſtehen vermag, wer in ihm nicht eine eigene Aufgabe ergreift, dem wird die Religion immer etwas Fremdes und Unmögliches bleiben. Aber ohne Religion iſt konſequenterweiſe auch auf alles geiſtige Leben echter Art zu verzichten.

Seine Gedanken hat Eucken in einer Reihe von Werken ausgeſprochen. Es ſeien genannt: „Die Einheit des Geiſteslebens in Bewußtſein und Tat der Menſchheit“, „Der Kampf um einen geiſtigen Lebensinhalt“, „Die Lebensanſchauungen der großen Denker“, „Die geiſtigen Strömungen der Gegenwart“. Insbeſondere das religiöſe Problem behandelt: „Der Wahrheitsgehalt der Religion“.

Die Wendung zur Religion, die Euckens Philoſophie vollzieht, hat für das geiſtige Leben der Gegenwart eine nicht leicht zu überſchätzende Bedeutung. Beide, Philoſophie und Religion, können von ihrer gegenſeitigen Annäherung nur Vorteil haben. Nun erhält die Philoſophie wieder eine große, für das Leben bedeutſame Aufgabe, ſie iſt nicht mehr auf dürftige, formale Unterſuchungen beſchränkt, ſie faßt wieder das Lebensproblem in ſeinem weiteſten Umfange an, ſie wagt wieder eine große Frage und eine große Antwort. Ohne die mächtige geiſtige Wirklichkeit der Religion, die immer ein umfaſſendes Ganzes darſtellt, ſähe die Philoſophie ſich allein an die Reſultate der Einzelwiſſenſchaften gewieſen und hätte kein anderes Geſchäft, als ſie zueinander in Beziehung zu ſetzen und durch Zuſammenfaſſungen und Abſtraktionen zu verallgemeinern. In der Wendung zur Religion gelangt ſie zu einer den Einzelwiſſenſchaften gegenüber ſelbſtändigen Aufgabe. Sie gewinnt wieder den Mut, den höchſten Problemen ſich zuzuwenden, an ihrer Löſung ſich zu verſuchen und Welt und Leben mit weitem Blick zu umſpannen. Aber auch die Religion hat der Annäherung der Philoſophie viel zu danken. Noch vor nicht langer Zeit galt es als beſonders nötig, die Religion von jeder Verbindung mit der Philoſophie fernzuhalten. Das iſt auch einmal eine Notwendigkeit geweſen, weil die Religion in Gefahr ſtand, von der ſpekulativen Philoſophie vergewaltigt und um ihre Eigenart gebracht zu werden. Da war es recht, daß ſie ſich auf ihre beſondere Art beſann. Aber die ſpröde Zurückhaltung auf die Dauer zu bewahren, könnte der Religion nur Schaden bringen. Ohne Berührung mit der Philoſophie müßte ſie den Zuſammenhang mit dem allgemeinen geiſtigen Leben verlieren, und das müßte für ſie Verengung und Verſteinerung bedeuten. Bei aller Selbſtändigkeit gegeneinander müſſen ſich Philoſophie und Religion immer wieder ſuchen. Wir können nicht aufhören, in der Frömmigkeit zu denken und im Denken fromm zu ſein, ſo verlangt es die Einheit des Lebens.

*—

Rolf Runge

Roman

von

Georg Reicke

VIII

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Stadion hatte nicht zuviel geſagt, als er den Doktor Brandis, den Bibliothekar der Dombibliothek, einen Olympier nannte. Denn ſo war in der Tat der erſte Eindruck, den auch Rolf von ihm empfing, als er an einem frühen Nachmittag Ende Oktober ihn hinter dem großen Kirchenfenſter aufſuchte.

Er hatte noch eine Weile geſchwankt, ob er der Neugier folgen ſolle, die Stadions Geſtändnis in ihm wachgerufen. Es wollte ihm vorkommen, als bräche er damit in des anderen perſönlichſtes Geheimnis ein. Dann aber ließ er ſich doch eben desſelben Stadion Wort von dem Wert der eigenen Stimme geſagt ſein und folgte ihr auch in dieſem Falle.

Der Raum, in dem er den Olympier traf, war ein hohes gotiſches Turmgemach, zu dem man auf einer anſehnlichen, altmodiſch-breiten Wendeltreppe emporgelangte. Die Wände waren ringsum bis zur gewölbten Decke hinauf mit Büchergeſtellen bekleidet, von denen in langen Reihen Hunderte von Büchern jeden Formats und Alters ernſt und ſchweigend herabſehen. Dieſe Büchergeſtelle ſelbſt aber ſind durch ſchlanke, flachgeſchnitzte Palmbäume gegliedert, deren genarbte Stämme alle drei Meter etwa vom Fußboden emporwachſen und in den oberen Regionen kurze, goldgefiederte Wedel zu den Seiten ſenden, ab und zu in der Mitte durch rotgeſprenkelte, graue Kartuſchen verziert. Leicht und luſtig ſteigen darüber die Rippen des achtgratigen Kreuzgewölbes hinauf, und von den Schlußſteinen blicken pausbackige Engelsgeſichter mit goldenen Haaren und verſteinertem Lächeln in die Mitte des Raumes hernieder.

Durch das rieſige, faſt die ganze Höhe und Breite der Wand einnehmende Spitzbogenfenſter mit ſeinen Hunderten von bleigefaßten Scheiben fallen jetzt in breitem Strom die Sonnenſtrahlen und füllen den vorderen Teil des Gemaches mit herbſtlicher Nachmittagshelle. Aber ſie dringen nicht bis in die Tiefe des Raumes und zu dem Manne, der dort an altertümlich-ſteifbeinigem Tiſche auf hohem Stuhle ſitzt und in einem aufgeſchlagenen dicken Folianten eifrig Notizen macht.

Als Rolf aus der dunklen Ecke hervortauchte, wo neben der lebensgroßen bemalten Holzfigur eines ſingenden Engels die Treppe mündet, gewahrte er zuerſt nichts anderes als eine Mähne ſchneeweißen, welligen Haares. Aber ſobald er den erſten Blick des Sitzenden erhalten, den ſein Kommen aufſchauen machte, hatte er den Eindruck eines Zeuskopfes. So mächtig waren Haupt- und Barthaare und ſo groß und breit Anlage und Formen dieſes Geſichts. Die goldgeränderte Brille vor den ruhigen, mildblickenden Augen ſtörte ſeltſamerweiſe das Olympiſche in keiner Weiſe. Allerdings kam ihm die hohe Statur ſehr zuſtatten, die etwas unwillkürlich Achtunggebietendes hatte, und die, als der Alte ſich jetzt erhob, auch auf Rolf ſtarken Eindruck machte. Ja, er war darüber faſt verlegen, ſein Anliegen vorzubringen, welches ein Quellenwerk zur Geſchichte des Deutſchritter-Ordens zum Gegenſtand hatte. Als Doktor Brandis das Buch herbeigeholt hatte und Rolf am Tiſche ſtehend nach den Stellen ſuchte, auf die es ihm ankam, überraſchte ihn ein Geräuſch von verlorenen Schritten, die ſich ab und zu vom Nebenraum hören ließen. Es dauerte auch nur kurze Weile, ſo erſchien in dem gewölbten Türeingang, der dorthin führte und um einige Stufen erhöht lag, eine dunkelgekleidete Frauengeſtalt. Das Licht aus dem Raume hinter ihr zeichnete den Umriß ihrer Erſcheinung mit einer Deutlichkeit in den Türrahmen, daß Rolf das plaſtiſche Bild dieſer erſten Begegnung nie wieder hat vergeſſen können. Ja, die Zuſammenſtellung von ſtumpfem Schwarz, webendem Grau und dem gelbweißen, leuchtenden Ton, den das von der Sonne getroffene Mauerwerk des Turmeingangs zu ihrer linken Seite bildete, iſt ihm dauernd eine angenehme Vorſtellung geblieben.

Sie maß ihn aus der Entfernung mit etwas hochmütig erhobenem Kinn und mit einem halb mißvergnügten, halb erſtaunten Blicke.

Auch der Alte mochte wohl des Staunens innewerden, mit dem die beiden fremden Menſchenkinder ſich anſahen. Denn er ſagte, wie entſchuldigend: „Meine Tochter Marion, die mich zuweilen begleitet.“

Rolf aber, getreu dem Vorſatze, der ihn dieſen Weg geführt hatte, nahm ſich ein Herz und entgegnete, daß er davon ſchon durch Stadion gehört habe. Dann nannte er auch ſeinen Namen.

Er hatte ſich nicht verrechnet. Mit der Nennung Stadions ſchien in der Tat das Eis gebrochen. Der Alte ſagte allerlei freundliche Worte über ihn, und nach ein paar Minuten weiterer Unterhaltung fragte er Rolf, ob er ſich nicht noch im Turmzimmer nebenan umſehen wolle, es ſeien dort allerlei Seltſamkeiten verwahrt, ſogar eine koloſſale Schlange, die ſich einmal zur Zeit einer Hungersnot zum Entſetzen der Gemeinde am Altar der Kirche eingefunden habe, um das dort ſchon bereitgehaltene Abendmahlsbrot zu rauben. Der gottvertrauende und beherzte Pfarrer aber habe das Tier mit ſeinen beiden Händen, denen der Herr überirdiſche Kraft verliehen, erdrückt. Zum Andenken daran werde ſeitdem nun die ausgeſtopfte Schlange und das Bild des Paſtors gezeigt.

Rolf hatte natürlich Luſt, ſich das Ungetüm anzuſehen, und Doktor Brandis rief ſeine Tochter herbei, damit dieſe den Führer mache. Sie ſchien das nicht ſonderlich gern zu tun. Wenigſtens ſtellte ſich auf ihrem wohlgeformten Geſicht mit der feingemeißelten Naſe und dem leicht leidenden Ausdruck kein gefälliges Lächeln ein, ſondern mit einer eher gelangweilten Miene begann ſie den aufgedrungenen Gefährten herumzuführen.

Es waren da allerlei rieſige Globen in ſchweren, halbvermorſchten Geſtellen; mehrere in Sammetetuis aufbewahrte ſpitze Meſſer, die mittels wunderbarlicher Operationen unglücklichen Meſſerſchluckern aus dem Leibe geſchnitten waren, ohne daß ſie an ihrer Geſundheit Schaden genommen, Schwerter und Sporen von Hochmeiſtern der Deutſchherren, die zierlich in Gips geformten Modelle einiger Ordensfeſten und ſchließlich auch in einem wohl acht Meter langen, ſchmalen Holzkaſten die berühmte ausgeſtopfte Schlange.

Rolf ſah alles, ohne ſonderlich Augen dafür zu haben; er empfand weit mehr die Nähe des ſchwermütigen Weſens, das ihm dank Stadions unbegrenzter Schwärmerei von vornherein als ein Gegenſtand lebhaften Intereſſes erſchien, und deren Augen auf dem Bilde damals ihn ſchon ſo angezogen hatten. Er war daher auch durchaus zufrieden, daß ſie, während ſie ihm hier und dort etwas vorwies — mit ſpitzigen Fingern, um ihre neuen Handſchuhe nicht mit dem wohl ſchon jahrelangen Staub zu beſchmutzen —, dazu nur kurze Worte machte und lieber über dem unbekümmerten Weiterſchreiten von einem der Schränke zum anderen ihm häufiger Gelegenheit gab, den ſchlanken Wuchs ihrer vornehmen Erſcheinung zu bewundern. Erſt als ſie fertig waren und ſich ſchon wieder zum Eingang wandten, redete ſie ihn an. „Stadion hat mir übrigens auch ſchon von Ihnen erzählt, fällt mir ein.“ Sie ſagte es mit einem ſehr kühlen, faſt prüfenden Blick ihrer dunklen Augen. Aber ſie lehnte ſich dabei an ein Bücherbort hinter ihr, als ob ſie ſich auf eine längere Unterhaltung gefaßt mache.

„Gutes?“ Es war ihm herausgefahren, ohne daß er recht wollte. Er empfand auch ſofort, daß es unziemlich war, ſo zu fragen.

Aber er wünſchte um jeden Preis, noch einmal den weichen, etwas umſchatteten Klang ihrer Stimme zu hören.

Sie zuckte leicht mit den Augenbrauen und ſagte in einem Ton, den er wie Zurechtweiſung empfand: „Würde ich ſonſt wohl davon reden?“ Damit ſchritt ſie die Stufen zum Hauptraum hinunter.

Als Rolf ſich bald darauf von den beiden verabſchiedete, forderte der Weißbart ihn auf, ſie einmal zu beſuchen. Aber er beſchloß bei ſich, dem nicht nachzukommen. Die kleine Zurechtweiſung hatte ihn empfindlich gekränkt und rief in dem Sprößling des beſcheidenen Seemannshäuschens den alten Argwohn gegen die Zulänglichkeit ſeiner Manieren wach.

Die nächſten Wochen vergingen Rolf in ziemlich gleichmäßigem Einerlei. Ein paarmal beſuchte er Stadion, deſſen weltmänniſch-ſichere Art ihm mehr und mehr als ein Beiſpiel erſchien, dem er nacheifern müſſe, und einigemal begleitete er auch den alten Morgenroth auf ſeinem Frühſpaziergang. Im übrigen lebte er ſtill und einſam dahin und beſuchte fleißig ſeine Kollegien, die den größten Teil des Tages in Anſpruch nahmen.

Nur eines war neuerdings hinzugekommen. Rolf erteilte wieder Unterricht. Das Gefühl geldlicher Abhängigkeit, das er Sibylle gegenüber im Gedanken an ihre künftige Verbindung immer wieder zum Schweigen gebracht hatte, war gegenüber dem fremden Manne doch wieder ſo rege geworden, daß ihm jedes Mittel erwünſcht vorkam, es abzuſchwächen. So verſtand er ſich, wiewohl zuerſt ſchweren Herzens, dazu, täglich mehrere Stunden zu geben, um die Schuld bei Morgenroth nicht allzuſehr anſchwellen zu laſſen.

Den Beſuch bei Doktor Brandis machte er einſtweilen nicht und verhielt ſich ſelbſt ablehnend, als Stadion ihn eines Tages deswegen zur Rede ſtellte. Die Tochter ſei hochmütig, meinte er; zu ſolchen Leuten paſſe er ſchlecht mit ſeinen beſcheidenen Manieren. Worauf Stadion erwiderte, was die Manieren anlange, ſo ließen die ſich raſch erlernen, und gerade am beſten von einer klugen und ſchönen Frau, und hochmütig ſei ſie ganz und gar nicht, ſonſt würde ſie ſich ſicher eines armen Verirrten, wie er einer geweſen, nicht ſo angenommen haben. Aber Rolf blieb bei ſeiner Weigerung, und als der andere ärgerlich losfuhr: „Sie ſoll Sie alſo wohl extra bitten, zu kommen, nicht wahr?“ — da verſetzte er unverfroren: „Ja! das ſoll ſie!“ und glaubte damit des Drängers am ſicherſten ledig zu ſein.

Allein die Folge davon war, daß ein paar Tage ſpäter wirklich ein Brief von Marion eintraf, darin ſie ihn mit einigen freundlichen Worten auf den Sonnabend zum Tee einlud. Nun fühlte er ſich in der eigenen Schlinge gefangen und mußte hingehen.

Doktor Brandis bewohnte ein altes Haus in der Kalthöfiſchen Straße, das von den Eltern ſeiner verſtorbenen Frau erbaut worden war. Es war in keiner Weiſe vernachläſſigt, aber man ſah es ihm an, daß es abgeriſſen werden würde, ſobald es den Eigentümer wechſelte. Den Nachbarn war es zumeiſt ſchon ſo ergangen. Die Stuben innen waren niedrig und nicht groß. Aber die Behaglichkeit von zwei Menſchenaltern hatte ſich darin einzurichten gewußt und gab nun allem, was da ſtand oder lag, etwas wie den Reiz des Selbſtverſtändlichen.

Rolf fand in dem „Saal“ genannten dreifenſtrigen Vorderzimmer eine kleine Geſellſchaft verſammelt, die um einen ovalen Tiſch unter einer Hängelampe ſaß und große Photographien beſah, die einer der Anweſenden von einer Reiſe mitgebracht hatte. Natürlich war auch Stadion darunter. Die Unterhaltung wurde zunächſt allgemein geführt; dazu gab es Tee mit allerlei Gebäck und eingemachten Früchten. Dann mußte Stadion ſpielen. Da der Raum nicht groß genug war, um allen in hinreichender Entfernung vom Pianino noch günſtige Plätze zu bieten, winkte Marion Rolf, mit ihr in das Nebenzimmer zu treten, wo ſich beide dann auf dem Sofa im Hintergrunde niederließen. Es war das Arbeitszimmer des Doktor Brandis, auch nur von mäßigem Umfange, aber da es lediglich von der Lampe auf dem Schreibtiſch am Fenſter erleuchtet wurde, blieb der Sofaplatz ſchon halb im Dunkel. Und während Stadion ſpielte, ſah Rolf intereſſiert in dem Raume umher, darin dieſer Olympier waltete. Die Wände waren bis zur Decke hinauf mit übervollen Büchergeſtellen bekleidet. Nur über dem Schreibtiſch und dem grünen Sofa wurde die Tapete ſichtbar. Hier aber hingen die verſchiedenſten Bilder von Kant: Stiche, Reliefs und Silhouetten in großem und kleinem Format, eins davon mit einem verblaßten ſchmalen Lorbeerkranze geſchmückt. Auch der Schreibtiſch trug auf ſeinem Mittelbau eine Bronzeſtatuette nach dem bekannten Rauchſchen Denkmal, und von einem Tiſchchen zwiſchen den Fenſtern grinſte aus einem Glashäuschen ein Gipsſchädel herüber, der nach Rolfs Vermutung ebenfalls niemand anders gehören konnte als dem großen Weltweiſen von Königsberg. Denn ſonſt waren nur ihm in dieſem Zimmer Denkmale errichtet — Rolf zählte nicht weniger als dreizehn.

Seiner noch immer ziellos ſchweifenden Sehnſucht war dieſe ſtumme Schau wie eine mahnende Predigt. Ein einziges Ziel der Erkenntnis zu haben, dem man ſein Leben widmen konnte, und alles andere daneben gering zu achten, wie beſeligend mußte das ſein! Durfte ſich jemand als ein nützliches Glied in der Kette der geiſtig Strebenden vorkommen, der dieſen alleinſeligmachenden Weg noch nicht gefunden?

Als Stadion geendet, die Unterhaltung nebenan wieder einſetzte und Marion, obwohl ſie ſitzenblieb, in angemeſſener Friſt das Wort nicht ergriff, begann Rolf aus ſeinen Gedanken heraus: „Ihr Herr Vater muß doch ein glücklicher Mann ſein.“

Sie verſtand ihn ſofort, denn ſie war ſeinen Blicken gefolgt. „Sie meinen, weil er nur einen Gott hat, zu dem er betet?“

„Ja, und daß es ein ſolcher Gott iſt, der ein ganzes Leben lang ihm Rede und Antwort ſteht.“

„O, das tun ſie alle,“ verſetzte ſie faſt unbeweglich, „wenn man ſich nur recht um ihre Gunſt bemüht.“

„Meinen Sie?“

Weiter kam er nicht, denn Stadion fing wieder an zu ſpielen, und er ſpielte jetzt ſo, daß er auch Rolf mit ſich fortriß. Die Nacht wurde ihm wieder lebendig, da jener bei Kerzenſchein zum erſtenmal ſeine Seele vor ihm ausgeſtrömt hatte. Er ſah ihn wieder mit verzücktem Blicke an dem Bilde der Frau hängen, die nun leibhaftig neben ihm ſelber ſaß. Der Spieler konnte ſie vom Nebenzimmer her nicht ſehen, aber es war doch, als ob all dieſe raſenden, leidenſchaftlichen Töne nur die Aufgabe hatten, ihr zu Herzen zu dringen, als ob ſie nur darum ſo zitterten und jubelten, weil ſie der ſchwarzen Geſtalt ſagen ſollten: Ich begehre deiner, ich habe Sehnſucht nach dir! Sieh her, Königin — ein ganzer Menſch hier wartet auf dich! Und der, der alſo hier die geheimſte Sprache ſeines Herzens offenbarte, war auch ein glücklicher Menſch. Denn er hatte ja auch einen einzigen Gott, zu dem er betete, und eine ganze, große, heilige, unendliche Kunſt war die Sprache ſeines Gebets!

Rolf blickte auf ſeine Gefährtin: ihr Kopf lehnte jetzt ſchattenhaft bleich gegen das Kiſſen des Sofas, und ſie hatte die Augen geſchloſſen; aber es wollte Rolf ſcheinen, als ob die Lider faſt beſtändig leiſe zitterten.

Die Muſik verſtummte. Zunächſt folgte das lange Schweigen, das wahrhafte Ergriffenheit bekundet. Zögernd und halblaut löſte ſich darauf nebenan ein oder das andere Wort, das man nicht verſtehen konnte. Auch Marion hatte ſich noch nicht aus ihrer Stellung gerührt, als ſie leiſe und mit einem verlorenen Lächeln begann: „Haben Sie wohl bemerkt, daß er unſere Unterhaltung fortgeſetzt hat?“

Er ſah ihr ſehr erſtaunt ins Geſicht: „Ja, aber — wie wiſſen Sie meine Gedanken?“

Jetzt richtete ſie ſich im Sofa auf. „Es war wirklich nicht ſo ſchwer! Sehen Sie, und dieſen Gott hat er lange Jahre gänzlich verleugnet!“

Ach ſo — jetzt verſtand ſie ſeine Kunſt und nicht ſich ſelber unter ſeinem Gott!

Rolf faßte ſich ein Herz. „Könnten Sie nicht auch mir den meinigen zeigen?“ fragte er kühn.

Sie kontrollierte einen Augenblick ſeinen Gedankenſprung. „Woher wiſſen Sie davon?“ fragte ſie dann in ehrlichem Befremden.

„Er hat es mir ſelber erzählt,“ verſetzte er, „und zwar voller Dankbarkeit und Verehrung.“

„Iſt er ſchon ſo aufrichtig zu Ihnen? Das freut mich,“ war ihre Antwort. „Früher wäre er an einem Menſchen wie Sie einfach vorübergegangen.“

Rolf mußte ſich ſelber zurechtlegen, was alles hinter dieſem „es freut mich“ ſich bergen konnte. Denn das Geſpräch wurde unterbrochen; Stadion erſchien im Türrahmen, faſt deſſen volle Höhe einnehmend.

„Nun, wie habe ich heute geſpielt?“ rief er zu Marion hinüber.

Dieſe erhob ſich und kam um den Tiſch herum, hinter dem ſie geſeſſen. „Ich glaube, ich würde es ſehr ſchwer entbehren, wenn ich Sie eines Tages nicht mehr hören dürfte.“

„Marion — ſo Gott will, ſoll das niemals geſchehen,“ begann er mit leidenſchaftlicher Wärme.

Aber ſie lenkte ſofort ab, indem ſie, nach Rolf hinüberſehend, fortfuhr: „Übrigens bin ich Ihnen dankbar, daß Sie uns den Memeler da gebracht haben. Ich habe geleſen, den Seeleuten habe das Meer einen freieren Blick gegeben als uns im Lande. Wir werden's alſo bei ihm auch wohl entdecken, wenn wir uns Mühe geben.“

Mit dieſer zweifelhaften Huldigung in der Taſche mußte Rolf bis zum Eſſen warten, ehe er ſie wieder zu ſprechen bekam. Sie hatte ihn als den Fremdeſten an ihre Seite geſetzt.

„Was iſt eigentlich der Grund geweſen, daß Sie meines Vaters freundlicher Einladung von damals nicht folgen wollten?“ fragte ſie ihn während der Mahlzeit.

Er ſah ſie an und freute ſich der Unbefangenheit, mit der ſie ſeine Unart berührte. „Darf ich's ehrlich ſagen?“

„Könnten Sie auch anders?“ verſetzte ſie dagegen, wieder mit einem Anflug von Ironie, indem ſie den Kopf ein wenig zur Seite ſenkte.

„Ich hielt Sie für hochmütig,“ entgegnete er raſch.

„Halten Sie das für eine Untugend?“

„Ich denke doch!“

„Warum wollten Sie es dann ſelber ſcheinen?“

Er mußte lachen. Die Unerbittlichkeit, mit der ſie ſeinen Worten folgte, entzückte ihn. „Ja, Sie haben recht; es war eine große Torheit von mir. Aber ich fürchte, Sie werden ſich noch oft an mir ärgern müſſen. Das Leben hat aus mir einen ungeſchliffenen Geſellen gemacht.“

„Ich wüßte nicht,“ entgegnete ſie hierauf, „warum ich den geſchliffenen Kieſeln, die einer ſind wie der andere, den Vorzug geben ſollte. Im Gegenteil, da liegt für alle Wohlſituierten wohl die größte Gefahr, entwertet zu werden. Sie aber ſind mir wirklich faſt zu ernſt — haben Sie Anlaß dazu?“

„Ja!“

„So ſchwere Dinge erlebt?“

„Ja!“

Der Faden riß ab, ein allgemeines Geſpräch nahm ſeine Nachbarin in Anſpruch.

Erſt nach Tiſch kam Rolf noch einmal mit ihr zuſammen. Er beſah gerade einen der großen Stiche nach den Kaulbachſchen Wandgemälden im Berliner Muſeum, von denen hier drei an den Wänden hingen, als ſie wie zufällig neben ihn trat und ziemlich unvermittelt begann: „Sie ſind verlobt. Haben Sie ein Bild Ihrer Braut bei ſich?“

Er trug allerdings eins in der Taſche. Aber es war das, welches ſie von vorn darſtellte, man konnte alſo das verhängte Auge ſehen. Sibylle hatte ſich auf ſeine beſondere Bitte zum erſtenmal ſo aufnehmen laſſen. Nun zögerte er, mit der Vorweiſung des Bildes zugleich das Geſtändnis von jenem Mißgeſchick machen zu müſſen, an dem er ſich mitſchuldig fühlte.

Ihrem prüfenden Blick entging ſeine bedenkliche Miene nicht. Sie ſchüttelte raſch den Kopf und ſagte: „Nein, nein! nun mag ich's gar nicht ſehen!“ Damit trat ſie ſchon von ihm fort zu den anderen.

Der Vorfall verſtimmte ihn ein wenig, aber er gab ihn der allgemeinen Unterhaltung zurück, an der er ſich nun lebhafter als vorher beteiligte.

Als Rolf um Mitternacht mit den anderen das gaſtliche Haus verließ, ſagte er ſich, daß er noch nie in einem ſo geiſtigen Kreiſe geweilt habe, und voller Dankbarkeit ſchloß er ſich auf der Straße Stadion an, um ihm das auszudrücken. Dieſer nahm den Tribut gern entgegen, begann ſofort wieder von Marion zu ſchwärmen und forderte Rolf auf, bei Muſik und einem Glaſe Wein in ſeiner Wohnung ihrer noch weiter zu gedenken. Dieſe Frau ſei es ſchon wert, daß um ihretwillen zwei Männer einmal ihre Nachtruhe opferten.

Rolf war es gern zufrieden, und ſo wurde in dem alten ſchmalfenſtrigen Hauſe, dem Dom gegenüber, wieder eine kleine muſikaliſche Orgie gefeiert, die erſt in früher Morgenſtunde ihr Ende erreichte, und deren Koſten faſt allein von Stadion beſtritten wurden. Aber bei jedem neuen Glaſe klangen ihre Gläſer zu Marions Ehren von neuem zuſammen. Erſt beim letzten fiel es Stadion ein, daß Rolf auch von ſeiner Braut ſchon geſprochen, und er ſchloß Sibylle in die Geſundheit mit ein, die der Trunk bedeuten ſollte.

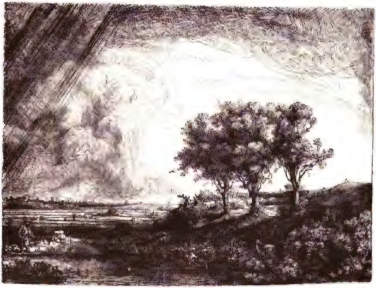
Als Rolf fröſtelnd in den noch nachtſchwarzen Novembermorgen hinaustrat und nach den erhellten Fenſtern zurückſah, regte ſich in ihm doch etwas wie Neid. Was war dem Glücklichen dort oben verſagt geblieben? Alle Schönheit der Welt lag ihm zu Füßen, im Reiche einer heiligen Kunſt ſchaltete er als ein Herrſcher, und das eine Ziel, das ihm noch verſagt geblieben war, jene Frau zu beſitzen, die er liebte — nun, das würde ihm wohl auch eines Tages zuteil werden! Glück geſellt ſich ja ſo gern zu Glück, genau wie er das Gegenteil ja oft genug ſchon ſo bitter an ſich ſelber erfahren. Wenn er mit dem dort oben zu tauſchen vermocht — er hätte es auf der Stelle getan!

Aber kaum hatte er den Gedanken gedacht, als ihm das alte, halbvergeſſene kleine Erlebnis mit dem Sohn des Nachbars Seifenſieder in den Sinn kam, wie er den auch zuerſt beneidet und nachher ſeinen letzten Groſchen als Buße an das Schickſal dafür hatte bezahlen müſſen. Und Rolf gab ſich einen leibhaftigen Naſenſtüber und nahm ſich vor, lieber ſelber ein ſolcher zu werden, den man beneiden konnte, als in fremde Häute ſchlüpfen zu wollen.

Der hauptſächlichſte Gewinn, den ihm dieſer nächtliche Beſuch eintrug, war, daß ſich zwiſchen ihm und Stadion jetzt eine wirkliche Freundſchaft entwickelte, die das ungleiche Menſchenpaar immer öfter auch zu anderer als der Geiſterſtunde vereinigte. Stadion konnte nicht leicht einen dankbareren Zuhörer finden, auch für ſeine Schwärmerei an Marions Adreſſe, und zugleich zog den leicht erregbaren Rheinländer die etwas ſchwerflüſſige, aber ſtets überlegte und nachdenkliche Art des Oſtpreußen von der nördlichſten Waſſerkante lebhaft an. Rolf ſeinerſeits aber erblickte in dem äſthetiſch allſeitig ausgebildeten Kulturmenſchen, der ſo feſt in ſeiner Kunſt wurzelte, eine willkommene Ergänzung ſeines ungefügen Weſens.

Sie ſprachen öfter von der Verſchiedenheit ihrer Naturen, und Rolf, den ſolche Geſpräche zu häufigerem Nachdenken über ſich ſelber veranlaßten, meinte eines Tages: er habe doch ſchmählicherweiſe bis vor kurzem recht planlos drauf hingelebt; das Gute, das ihm gelegentlich untergelaufen, habe er eigentlich — wie er ſich oſtpreußiſch ausdrückte — „nur im Duſel“ getan, und ebenſo ſei das Schlechte nur ein Ausfluß ſeines Sichgehenlaſſens geweſen, daher denn auch die Ausbeute, die er bisher gehabt, ſo herzlich gering geworden. Stadion beſtärkte ihn in dieſer Auffaſſung und meinte, ſein Fall habe ganz ähnlich gelegen; denn ehe er durch Marion den Kern ſeines Weſens entdeckt, ſei auch er ſolch ein Zielloſer und Schweifender geweſen. Sicherheit — das ſei überhaupt das Höchſte, was er ſeiner Kunſt und Marion verdanke. Worauf wieder Rolf entgegnete: in der Hinſicht ſeien alſo die Menſchen doch traurig daran, die nicht die Gabe eines ausgeſprochenen Talents in die Wiege bekommen. Denn wie ſolle wohl ein ſolcher fehlender Mittelpunkt in eines Menſchen Seele erſetzt werden?

Was Marion anlangt, ſo erging es Rolf ganz merkwürdig. In den erſten Tagen nach der Geſellſchaft in ihrem Hauſe glaubte er, es ſei der allgemeine geiſtige Ton jenes Kreiſes, der ihn ſo gern an den Abend zurückdenken machte. Aber allmählich mußte er merken, daß es weit mehr ihre Worte, ihre Mienen, ja ihre Geſtalt und ihr ſchwarzes Spitzenkleid waren, was ſeine Erinnerung feſſelte. Dazu hatte das letzte Zwiegeſpräch mit ihr das dringende Verlangen nach einer Rechtfertigung in ihm hinterlaſſen. Dennoch führte er ſein anfängliches Vorhaben, ſie recht bald wieder aufzuſuchen, lange Zeit nicht aus. Einmal war ihm plötzlich der Gedanke aufgeſtiegen, er ſei es ſeinem Gefühle für Sibylle ſchuldig, die Erinnerung an die Entfernte nicht durch ein allzu gegenwärtiges Intereſſe zu gefährden, ſodann aber wünſchte er auch den Schein zu vermeiden, als könnte er Stadions Vorzugs- — weil älteren — Rechten zu nahe treten wollen. Allein wie immer, wenn ein Menſch ſeeliſch zu rechnen verſucht, kam das



Rembrandt: Landschaft mit den drei Bäumen. Radierung.

Zu Neumann: Rembrandt.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

launiſche Leben und wirrte ihm ſeine ſchönen Zahlen bunt durcheinander.

Eines Nachmittags, als er juſt auf dem Wege zu Stadion von ferne zufällig Marion allein über den Domplatz ſchreiten und im Kirchenportal verſchwinden ſah, meldete ſich eine innere Stimme doch ſo vernehmlich zum Wort, daß er nach einigen Minuten ihr folgte. Sie war wirklich allein in dem hohen Turmzimmer, in dem ſchon eine empfindliche Winterkühle herrſchte. Draußen vor dem rieſigen Fenſter gingen gerade die erſten Schneeflocken hernieder, tändelnd und ſpielend, als verſtänden ſie noch nicht Ernſt zu machen mit ihrem traurigen Geſchäft, die Erde ins Leichentuch zu betten. Marion ſtand, beide Hände im Muff verborgen, dicht hinter den Scheiben und ſah beluſtigt in das Treiben hinaus. Aus dieſer Stimmung begrüßte ſie ihn unbefangen, faſt herzlich. Das öffnete ihm die Lippen. Er geſtand, daß er ſie kommen geſehen, und daß er eigentlich zu Stadion habe gehen wollen. Sie fand es lieb, daß er nicht zu heucheln verſuche, und ſchlug vor, den drüben vergeblich Wartenden herbeizulocken. So öffneten ſie eine von den kleinen, immerhin noch fußgroßen Scheiben, und Marion winkte mit ihrem Muff durchs Fenſter hinaus nach Stadions Hauſe hinüber. Aber der Wind fegte ihnen die naſſen Flocken ins Geſicht und vertrieb ſie von ihrem Poſten. Drüben in der Wohnung wollte ſich auch niemand am Fenſter zeigen. „Wenn er nicht mittun will, wird er alſo ausgemerzt,“ meinte ſie ſchließlich, ſich zurückwendend. Sie ſetzten ſich nun zu ſeiten des ſchweren Tiſches, auf dem die ſchweinsledergebundenen handſchriftlichen Kataloge lagen, und plauderten. Die Stühle mit den ſchmalen, ſteifen Lehnen und den hohen Beinen, die in reichlichem Abſtand vom Boden noch breite Fußbretter trugen, gaben ihnen die Haltung von artigen Kindern, die warteten, daß man ſie ausfragen ſolle. Rolf machte eine Bemerkung darüber, und Marion erwiderte, ſie habe auch große Luſt dazu. Rolf ging auf den Scherz ein und ballte die Fäuſte auf den Knien. So ſah er erwartungsvoll zu dem blaſſen Geſicht hinüber, das heute in ſeinem leiſen Mutwillen ſo verändert wirkte. Ihm war, als ob aus ihren Augen lauter kleine ſchwarze Teufelchen mit Pfeilen nach ihm ſchoſſen.

„Erſtens: warum haben Sie ſich ſo lange nicht blicken laſſen?“ begann Marion.

Rolf zuckte die Achſeln. „Ich weiß nicht,“ verſetzte er.

„Zweitens: warum kamen Sie mir trotzdem heute nach?“

Rolf tat wie vorher.

„Drittens: warum haben Sie mir damals das Bild Ihrer Braut nicht zeigen wollen?“

Er gab nur dieſelbe Antwort.

Sie machte eine kurze Pauſe und beſah ihren Kleiderſaum. „Ich will Ihnen alſo einmal etwas ſagen: wenn Sie ſo wenig von ſich ſelber wiſſen, werden Sie von dem Platze wieder herunter müſſen, den Sie bei mir einnehmen.“

Rolf behielt noch die Scherzmiene bei, indem er ſagte: „Bitte, gönnen Sie's mir noch ein Weilchen. Ich will mich auch beſſern! Hier, zum Anfang!“ Gleichzeitig hatte er auch ſchon aus der Bruſttaſche Sibylles Bildchen hervorgeholt und reichte es ihr hinüber.

Sie wurde ſofort ernſt, nachdem ſie einen Blick darauf geworfen, ja ſie erſchrak faſt und ſagte: „Ach nein, aber darüber wollen wir doch nicht ſcherzen! Verzeihen Sie mir!“

Und dann erkundigte ſie ſich, wie das mit dem Auge gekommen, und Rolf erzählte und ſtellte ſich ſelbſt geradezu als den Schuldigen dar.

„Sie müſſen oft kommen und von ihr erzählen,“ beſchloß Marion das Geſpräch, „ſie hat ſo ein liebes Geſicht.“

Er blickte ſie dankbar an, aber ſie mochte wohl fühlen, daß ihm noch ein Bedenken im Herzen ſaß. Im Augenblick erwiderte ſie freilich nichts, und ſie ſprachen von anderem.

Als ſie ſich aber nach einer halben Stunde zum Gehen anſchickten — es war in der ganzen Zeit kein Beſucher gekommen —, trat ſie entſchloſſen vor ihn hin, der ſich nach einigem Umherwandern wieder auf den Stuhl geſetzt hatte, und ſagte: „Ich will Ihnen mal etwas ſagen: Sie dürfen ruhig zu mir kommen. Das Bild in Ihrer Bruſttaſche erlaubt's Ihnen; auch ich trage nämlich das eines fernen Mannes im Herzen. Und drittens — Stadion iſt Ihr Freund, nicht wahr?

Ich denke alſo, wir ſind beide reichlich genug verſchanzt gegeneinander.“

Er war beglückt, daß ſie wieder ſo gut ſeine innerſten Gedanken erraten hatte, und küßte ihr dankbar die Hand dafür.

Von dieſem Tage an wurde Rolf ein häufiger Gaſt im Brandisſchen Hauſe. Er kam meiſt um die Dämmerſtunde, ſchaute zu, wie Marion den Tee bereitete, und freute ſich dann, nachdem die Lampe gebracht war und der alte Herr ſein Nachmittagsſchläfchen beendet hatte, mit Vater und Tochter ein Stündchen verplaudern zu können. Solange er mit Marion allein war, ſprach er viel und abſichtlich von Sibylle. Auch Marion ſelber brachte ihn gern darauf, und es war ihm wohltätig, hier einem anderen von all dem Lieben und Guten berichten zu können, was er von ſeiner Braut wußte.

Das Geſpräch mit dem Vater drehte ſich meiſtens um Bücher, und es machte ſich ganz von ſelbſt, daß Rolf dabei auch viel von ſeinen eigenen Studien verriet, die etwas wahllos bald philoſophiſchen, bald philologiſchen und hiſtoriſchen Dingen galten. Marion hörte dabei gewöhnlich ſchweigend zu — aber es wollte Rolf bedünken, als ob ſie von Zeit zu Zeit Zeichen einer Ungeduld äußerte, die ſie nur ſchwer zurückhielt. Eines Tages erfuhr er denn auch, worauf das hinauswollte.

Doktor Brandis hatte mit lebhafter Beteiligung wieder einmal von Kants nachgelaſſenem großem Werke geſprochen, an deſſen Herausgabe er arbeitete, und Rolf konnte ſich nicht enthalten, als er gegangen war, abermals eine Bemerkung darüber zu machen, wie ſehr er jenen um dieſer Hingabe willen für einen glücklichen Menſchen halte.

Da blieb Marion, die mit kleinen Schritten im Zimmer hin und her gegangen war, ziemlich entfernt von ihm am Fenſter ſtehen, ſah in den verſchneiten Garten hinaus und ſprach halb über ihre Schulter zurück — es klang ihm beinahe ein wenig zu lehrhaft: „Erſtens gibt es gar kein Glück als Zuſtand, ſo daß jemand von einem Menſchen ſagen kann: ein glücklicher Menſch. Es gibt nur glückliche Augenblicke, und es iſt ſehr albern, wenn Menſchen von ihrem Leben mehr als eine gemeſſene Anzahl von ſolchen verlangen. Was aber meinen Vater anlangt — Sie nannten ihn ſchon bei unſerem erſten Zuſammenſein glücklich, und ich will den Ausdruck nicht ganz abweiſen. Aber Sie wiſſen nicht, wie viele Enttäuſchungen er erlebt hat in ſeiner amtlichen Laufbahn. Es heißt, er ſei früher nicht höflich genug geweſen gegen ſeine Vorgeſetzten, und deswegen habe man ihn nie an die Stelle befördert, die er eigentlich verdiente. Wenn er trotzdem nicht verbittert worden iſt, ſondern dieſen gefeſtigten Eindruck macht, den Sie mit Glück bezeichnen, ſo verdankt er das allerdings niemand anders als unſerem großen Weltweiſen und der Tatſache, daß er in der Beſchäftigung mit ihm den Schwerpunkt ſeines Weſens gefunden hat.“ Sie hatte ſich inzwiſchen umgedreht und ging wieder mit kleinen Schritten im Zimmer umher. „Und damit ſind wir auf einen Punkt gekommen, den ich ſchon lange mal erörtern wollte, denn er ärgert mich oft an Ihnen. Himmliſcher Vater, was ſind Sie für ein wiſſenſchaftlicher Heide! Zu wie vielen Göttern beten Sie noch! Einmal erzählen Sie mir, daß Sie ein beſchauliches Philoſophenleben zu führen gedächten, ein andermal halten Sie ſich zum Jugenderzieher berufen und wollen junge Menſchenſeelen heranbilden, als Profeſſor oder Lehrer, was weiß ich; und dann wieder hoffen Sie, es könne ein Dichter in Ihnen verſteckt ſein, und Sie hätten Luſt, eines Tages der Welt von Ihren Beobachtungen, dem innerlich Geſchauten, zu erzählen! Ja, ſagen Sie mal, wie alt ſind Sie eigentlich, und wie lange wollen Sie noch ſo irrlichtelieren? Mögen Sie Examina anſchlagen, ſo niedrig Sie wollen — aber vor ſich ſelber müßten Sie, gerade Sie, doch das Verlangen haben, ſich den Beweis zu liefern, daß Sie ein Ziel wenigſtens erreicht haben.“

Rolf verteidigte ſich, ſo gut er konnte, und meinte, es habe noch niemandem geſchadet, mehr zu wiſſen als die anderen.

Aber ſie blieb unerbittlich und rief ihm zu: „Standpunkt! Standpunkt! In Bauſch und Bogen und an ſich genommen iſt alles Wiſſen unnötiger Ballaſt. Nur derjenige, der nach beſtimmtem Ziele oder wenigſtens nach einer beſtimmten Richtung ſtrebt, kann ihn gebrauchen, weil er erſt durch ihn ſeinem Fahrzeug den nötigen Tiefgang verleiht.“

Ihre lehrhafte Weiſe ärgerte ihn. „Mag ja richtig ſein für die vielen,“ verſetzte er hochmütig, „deren Weg auf der breiten Heerſtraße führt …“

„Ach ſo — und Sie bilden ſich ein, zu etwas Beſonderem geboren zu ſein?“ unterbrach ſie ihn mit deutlichem Spott. Sie war an den Tiſch herangetreten, hatte die Fäuſte gegen die Platte geſtemmt und ſah mit einem ſehr überlegenen Lächeln um ihren herben Mund auf ihn herab.

„Ich hoffe doch!“ war ſeine Antwort. „Wenn man einen Weg durchgemacht hat wie ich, ganz von unten auf, durch ſo viel Geſtrüpp und Diſteln, die einem die Seele zerſetzt haben, dann iſt man doch wohl nicht ſo einfach zu beurteilen.“

„Hat aber erſt recht keine Anwartſchaft zu dem Außergewöhnlichen,“ entgegnete ſie rauh. „War nicht auch Ihr guter Pfarrer, von dem Sie mir erzählt haben, einmal Hütejunge geweſen? In aller Freundſchaft und in allem Ernſt: Sie dürfen ein Abſonderliches nicht mehr vom Schickſal verlangen. Ihresgleichen haben den größten Teil ihrer Kräfte ſchon auf den Weg verbrauchen müſſen. Aber wenn Sie mal einen Sohn haben werden — dem wird es vielleicht glücken, und ſo können wir ja Frau Sibylle gratulieren.“

Rolf war bitterböſe auf Marion ob dieſes Geſprächs; ihre unbequeme und ſo überlegen tuende Weisheit behagte ihm durchaus nicht. Daß er ſich an den Gedanken gewöhnen ſollte, auch nur einer von den vielen zu ſein, und nicht ein Auserwählter, als der er ſich ſeit jenen Kindheitstagen vorgekommen, da ihn zum erſten Male die Vorſtellung „ſtudieren“ erfaßt hatte, wollte ihm ſchlechterdings nicht in den Sinn. Doch obgleich ihm auf der einen Seite Marions Ehrlichkeit und klug-ſichere Art Eindruck machte, ſo wütete er gleichzeitig, je länger er ſich die Sache überlegte, um ſo mehr gegen ſich ſelbſt, daß er ſich derlei — noch dazu von einer Frau — überhaupt hatte bieten laſſen.

Um ſeinem Ingrimm Luſt zu machen, ging er noch am ſelben Abend zu Stadion. „Das iſt ja eine ganz infame Perſon, deren Bild Sie ſich da an die Wand gehängt haben!“ rief er ihm ohne alle Einleitung entgegen, indem er eine Fauſt gegen das Mignonporträt ballte.

Der andere, der im Schein ſeiner breitgeſchirmten Lampe ſeitlich am Schreibtiſch ſaß und ſeine wohlgepflegten Nägel polierte, hörte ſcheinbar gelaſſen zu. Erſt als Rolf geendet, ſah er nach einer Pauſe auf, aber mit einem Blick, der weder von der Munterkeit noch von der Ironie etwas verriet, mit denen der vor ihm ſeine Anklagen herausgeſprudelt hatte. Rolf empfand vielmehr, daß eine ſtille Trauer über Stadions ſchöne Züge ausgegoſſen war, als er erwidernd fragte: „Wiſſen Sie, was wir beide jetzt zu tun haben? Wir können jetzt beide die Bilder aus unſerer Bruſttaſche holen und zerreißen.“ Und damit hatte er wirklich ſeine Brieftaſche hervorgezogen, entnahm ihr eine kleine Photographie und riß dieſe mitten durch. Und als Rolf ihn ſprachlos anſtarrte, lächelte er ihm wehmütig zu und ſagte: „Folgen Sie nur meinem Beiſpiel! Beſſer heute als morgen!“

Rolf trat an den Tiſch und ergriff die daliegenden Stücke der Photographie. Es war Marions Bild, von dem ſich der andere auf ſo unſanfte Weiſe getrennt hatte. „Stadion, ſind Sie ganz des Teufels?“ fuhr Rolf ihn an.

Der andere war inzwiſchen aufgeſtanden und nach der Tiefe des Zimmers gegangen. Dort ſtillſtehend, drehte er ſich, die Hände in den Hoſentaſchen, um und entgegnete ſehr ruhig: „Durchaus nicht! Seit ihr da neulich zuſammen drüben im Dom geweſen ſeid, wußt' ich, daß es ſo kommen würde.“

„Was kommen? Wie kommen? Sind Sie verrückt? Menſch, und Sie haben ſich damals nicht bemerkbar gemacht?“

„Zu dem Zweck gingen Sie doch wohl nicht herauf zu ihr, lieber Runge, um ſich von mir ſtören zu laſſen,“ verſetzte der andere immer noch mit ſeiner angenommenen Ruhe.

„Und was ſchließen Sie daraus?“ wandte Rolf ärgerlich ein, „jetzt, nach unſerem Geſpräch, nachdem ſie mir eben geſagt hat, was ſie von mir hält?“

Nun wurde auch Stadion lebhafter. „Jetzt, nach dem Geſpräch? Das iſt genau der Anfang, den es auch bei mir genommen hat! Erſt ärgern Sie ſich an ihr, dann werden

Sie dieſe Frau lieben wie ich! Ich möchte wetten darauf. Sie verdient es ja auch; es wäre die größte Torheit, wenn Sie ſich dagegen ſträuben wollten.“

„Und ich ſchwöre Ihnen, daß ich nicht im geringſten die Abſicht habe, das Bild meiner Braut um dieſer Frau willen zu zerreißen. Überdies habe ich auch Sie viel zu lieb gewonnen, um nicht Ihre früheren Rechte zu achten.“

Der andere zuckte die Achſeln. „Meine Rechte! Die haben aufgehört, da ihr das Experiment, das ſie mit mir vorhatte, gelungen war. Jetzt kommen Sie an die Reihe, paſſen Sie auf! Dieſe Frau iſt ein gefährlicher Menſch! Und dennoch liebe ich ſie wie keine zweite, denn ſie iſt ſtark und ſchön zugleich. Aber Menſch, das ſage ich Ihnen“ — er war dicht vor Rolf getreten, und in ſeinen dunklen, ſonſt ſo träumeriſchen Augen lag eine leidenſchaftliche Glut —, „wenn es Ihnen glücken ſollte, ſogar ihre Liebe zu gewinnen ... dann ... ja, für uns beide iſt dann kein Platz auf dieſer Welt, das dürfen Sie mir glauben!“

Wenn etwas imſtande war, Rolf in ſeinem Vornehmen zu befeſtigen, daß er ſich Marion gegenüber vor allen falſchen Gefühlen zu hüten habe, ſo war es dieſe Unterredung. Aber gerade ſie auch veranlaßte ihn, ſeine Beſuche bei Marion nicht einzuſtellen. Er wünſchte vor ihr wie vor Stadion, und nicht zum wenigſten vor ſich ſelber, um keinen Preis den Verdacht der Flucht zu erwecken.

So war er denn ſchon an einem der nächſten Tage bei ihr, um ein Verſprechen einzulöſen, das ſie ſich hatte geben laſſen. Sie wollte nämlich mit ihm ſein Kolleg-Anmeldebuch durchgehen. In dem Gefühl, daß er viel nachzuholen habe, hatte er übermäßig viel belegt. Marion kannte die meiſten Profeſſoren der Univerſität perſönlich und wußte auf Grund mancher Ausſprache, die ſie mit anderen gehabt, auch ganz wohl, was ihre Vorleſungen für Rolf bedeuten konnten. So war ihm ihr Rat wertvoll genug. Daneben aber ſuchte ſie ihn darauf hinzulenken, daß er durch Beſchränkung ſeiner Studien auf weſentlich philologiſche Vorleſungen ſich erſt mal auf einem Gebiet ſattelfeſt mache.

Er ſah ein, daß ſie recht hatte, und ſtellte wirklich ſeine Vorleſungen nach ihren Ratſchlägen zuſammen, ja er fand ſogar, daß ſein veränderter Tagesplan ihm gut bekomme. Übrigens aber war er bei allen ſolchen Gelegenheiten jetzt von der äußerſten Kühle in ſeinem Gebaren Marion gegenüber, und war eigentlich froh, daß dieſe ſeine Abſicht nicht mißverſtand, ſondern recht deutlich Gleiches mit Gleichem vergalt. So hatten ſie ein paarmal ſogar ſchon recht ſtachlige Unterhaltungen miteinander geführt.

Inzwiſchen kam Weihnachten heran, und Marion fragte Rolf wiederholt, ob er nicht nach Hauſe reiſen werde, um ſeine Braut zu beſuchen. Rolf hatte natürlich ſchon ſelber dieſen Gedanken gehabt, nun aber, da er ihm von Marion kam, gab er ihn auf. Sie ſollte ſich doch nicht einbilden, daß er ſich von ihr gängeln laſſe! Gerade das ziemlich ſchroffe Nein dieſer letzten Unterhaltung, das Rolf nur recht mangelhaft mit Arbeit zu begründen vermochte, gab eine Entfremdung zwiſchen beiden, die faſt ſchon wie ein Bruch ausſah. Denn ſie hielt monatelang an, und Rolf regiſtrierte Stadion gegenüber mit triumphierender Miene Woche für Woche, in der er immer noch nicht im Brandisſchen Hauſe geweſen ſei. —

Die Zeit des Eisgangs war jetzt gekommen, und da kurz zuvor nochmals ſcharfe Kälte eingeſetzt hatte, die nun plötzlich mildem Märzwetter wich, ſo trieben auch auf dem Pregel, der ſonſt ſo gemächlich dahinfloß, ein paar Tage lang die großen Eisſchollen in ſcharfen Strudeln einher, und auf den Brücken ſtanden immerfort Neugierige, die das ungewohnte Schauſpiel betrachteten. Einer dieſer Tage war der Karfreitag. An dieſem gab es in der Domkirche ein geiſtliches Konzert, zu dem Stadion ſich eine Karte beſorgt hatte. Da er aber unpäßlich war, bot er Rolf ſeinen Platz an, und dieſer ging gerne hin. Es wurde die Bachſche Matthäuspaſſion aufgeführt. Die unbeſchreibliche Hoheit dieſer Muſik, die Rolf noch nicht kannte, wirkte auf ihn überwältigend. Man hatte damals noch das Glück, in den Seitenſchiffen der Kirche durch keine Beleuchtung geſtört zu werden; hinter den mächtigen Säulen, die das in weichem Glanze der Kronleuchter ſchwimmende Innere begrenzten, genoß man eine halbe Dämmerung, die der Seele ebenſo wohl tat wie den Sinnen. Stadion hatte als erfahrener Konzertbeſucher ſich ſeinen Platz ziemlich weit nach hinten, dicht neben einer Säule gewählt, wo er faſt aller Blicken entzogen war und auch vom Publikum nur wenig zu ſehen brauchte. Die ſtumme Sprache der wie im Wettkampf emporſtrebenden Säulen, das geheimnisvolle Dunkel der Wölbungen in der Höhe, der erhabene Schwung, mit dem die breiten Grate über dem Mittelſchiff ſich vereinigten, und der Dämmerhauch, der hinter den Pfeilern drüben den weiten Raum erfüllte, das alles kam ſo ausgeſucht der Stimmung entgegen, die ernſt-erhebend und feierlich-rührend zugleich mit den ſphärenartigen Klängen vom Orgelchor herab durch die Kirche ſchwebte. Auch in Rolf ward es ganz ſtill und feierlich hingegeben. In ernſtem Zuge zogen Bilder aus ſeinem Leben, deren er lange nicht mehr gedacht, an ſeiner Seele vorüber. Er ſah plötzlich ſein totes Schweſterchen im Sarge wieder, bleich und wächſern; er ſah ſich in der ſtillen Stube, wo er an jenem unſeligen Sturmtage zur Seite der Mutter ſitzend vergeblich die Heimkehr des Vaters erwartet hatte; er ſah Hildegard mit blaſſem Geſicht in der Ferne vorübergehen, ihre Augen hatten den traurigen Ausdruck, mit dem ſie beim Abſchied ihn angeblickt; er ſah die von Sorgen und Entbehrung verhärmten Züge ſeiner Mutter und ſtellte ſich vor, was ſie um dieſe nämliche Stunde treiben mochte, und wurde traurig, als er ſich ſagen mußte, daß ſie wohl kaum an ihn denken würde! Und dann dachte er an Sibylle, und es wurde ihm um nichts leichter zumute; im Gegenteil, er empfand, daß faſt gar keine Fäden mehr hinüberführten von ihm zu ihr. Ihre ſeltenen Briefe waren jetzt meiſt von Klagen über die immer trübſeliger werdenden Verhältniſſe im Elternhauſe erfüllt, hin und wieder lief etwas wie Vorwurf unter, daß er noch immer nicht ſo weit ſei, um ſie daraus befreien zu können. Er war noch immer allein, ohne die liebevolle, hingegebene Seele, nach der ihn dieſe weichen, rührenden Töne heute doppelt verlangen machten.

Mitten in ſolch ſchmerzlichen Träumereien durchfuhr ihn wie ein Blitz die Entdeckung, daß ſeitlich von ihm, nur etwa zehn Reihen entfernt, zwiſchen fremden Menſchen Marions Geſicht auftauchte. Durch eine leichte Vorwärtsneigung konnte er es ſo einrichten, daß er fortgeſetzt ihr Profil im Auge hatte. Der Anblick kam ihm wie von einer höheren Macht. Die Engelsſtimme, deren gläubiges Lied mit dem Geigenton jetzt zu den Menſchen herniederſtieg, war ihm wie eine Zwieſprache zwiſchen ihm und ihr. Ja, er kniete im Geiſte vor ihr und betete: Gib mir deine Seele! Und als wüßte er, daß ſie ihn nicht erhören wolle, warf er ſich vor dem Schöpfer zu Boden und betete weiter: Ich habe Sehnſucht nach der Seele, die aus jenen träumeriſchen Augen blickt, die hinter dem jungen, herben Mund dort ſich verſchließt! Ich habe Sehnſucht nach ihr, nicht um ſie zu begehren wie ein Mann oder Geliebter — nur wie ein Menſch und Freund bedarf ich ihrer, damit ich nicht ſo allein ſei und darbe in all dem Reichtum der Welt! Schenke mir, Himmel, ihre Seele!

Und dann begann er von neuem jeden Zug des feinen, edlen Profils jeden Muskel des bleichen Geſichts zu ſtudieren, das ihm heute ſo ſtillhalten mußte wie noch nie zuvor. Die Ergriffenheit ſeines Herzens wurde ſo groß, daß die Muſik ihm wiederholt Tränen ins Auge trieb und er ein innerliches Schluchzen kaum noch zu unterdrücken vermochte.

Marion hatte ihn dauernd nicht geſehen. Als aber das Konzert zu Ende war, ſuchte er in ihre Nähe zu kommen. Es gelang ihm in der Vorhalle. Sie erwiderte ſeinen Gruß mit einem zerſtreuten, etwas fremden Lächeln, wies ihn aber nicht ab, als er ihr ſeine Begleitung anbot.

Vor den Kirchentüren blies mit ſcharfen Stößen der Märzwind. Unverſehens wühlte er in Mänteln und Kleidern, daß man ſich hin und her wenden mußte, um des zudringlichen Geſellen ledig zu werden. Aber von rückwärts trieb er noch mit Hüten und Schleiern ſein mutwilliges Spiel.

Das erſte war, daß auch von Marions Pelzhut der Schleier herabgeriſſen wurde und irgendwo unter den Füßen der unruhig hin und her bewegten Schar verſchwand. Rolf wollte ihm nachſpüren, als er aber nach einigen verunglückten Verſuchen, die etwas haſtig und komiſch ausfielen, immer noch nicht davon abſtehen wollte, hielt Marion ihn einfach lachend am Arm zurück. Der aufgedrungene Kampf mit den Rücken des windigen Elements hier draußen, unmittelbar nach dem feierlichen Eindruck des frommen Werkes hinter den Kirchenmauern, hatte etwas ſo Launenhaftes und Erheiterndes, daß man rundherum faſt nur in vergnügte Geſichter ſah, und daß auch Marion und Rolf einander anlachen mußten. Die bängliche Spannung, in der ſie ſich entgegengetreten, war dadurch mit eins verſchwunden, und als ſie nun am Domplatz entlang faſt mehr vom Winde geſchoben wurden als gingen, wollte es der Zufall, daß Rolf auch den entflohenen Schleier wiederfand. Er hing nämlich plötzlich vor ihnen am Eiſengeländer der Anlagen. Rolf ſah den Ausreißer zuerſt, und als es ſich herausſtellte, daß er wirklich Marion zugehörte, wurde Rolf mutig und ſagte: „Fräulein Marion — Sie ſehen, der Himmel will nicht, daß wir uns allzu ernſt nehmen mit unſeren feindſeligen Gedanken — er hat mir ſogar gegeben, Ihnen einen Dienſt zu leiſten. Wenn wir dieſen Wink des Schickſals richtig verſtehen, müßte uns das eine halbe Stunde peinlicher Unterhaltung erſparen. Wollen wir?“

Sie blieb ſtehen und ſah eine Sekunde prüfend in ſein Geſicht. Dann ſetzte ſie dieſelbe heitere Miene auf, die er noch hatte, und ſagte: „Abgemacht!“ Und dazu reichten ſie ſich tapfer die Hände.

Als ſie auf die Holzbrücke kamen, hielten ſie an, um das Schauſpiel des Eisgangs zu genießen. Unter ihnen im unſicheren Scheine der Brückenlichter gurgelte und brodelte der Fluß, der, hoch geſchwollen, ſo weit man ſehen konnte, mit bräunlichem, ſchmutzigem Eiſe erfüllt war. Der ſteife Nordweſt ſtieß die Schollen zurück, die Strömung trieb ſie hinab. So gab es um die Brückenpfeiler ein ewiges Stoßen und Toben, ein Steigen und Sinken der mächtigen Eisſtücke, und dazwiſchen ſchoß dann plötzlich eine wütende Welle ſchmutzigen Waſſers mit ſolcher Gewalt hervor, daß man glauben konnte, es werde die ganze Brücke mitnehmen und die oben ſich beluſtigt anſahen auf ihrem ſchwankenden Poſten.

„Es müßte herrlich ſein,“ begann Rolf nach einem ſolchen Augenblick, aber er mußte ſich ganz dicht zu ihrem Ohr neigen, um bei dem Toſen der Luft und des Waſſers verſtändlich zu werden; „es müßte herrlich ſein, wenn auch über die Menſchenſeele alljährlich eine Zeit ſolchen Eisgangs käme! Alles bis ins tiefſte aufgerührt, das Unterſte zu oberſt gekehrt und mit Frühlingsgewalt alles hinausgeworfen, hinuntergetrieben ins Meer der Vergeſſenheit, was vereiſt und verhärtet und verſchmutzt iſt.“

„Es wäre etwas ſchmerzlich, wenn das alle Jahre wiederkäme,“ entgegnete ſie, und auch ſie mußte ſchreien, um gehört zu werden.

„Vor einem Schmerz mehr wollt’ ich mich nicht fürchten,“ war ſeine raſche Antwort, und dazu warf er ihr unter dem Hutrande, den er feſthalten mußte, einen lebensmutigen, unternehmenden Blick zu.

„Dann haben Sie wohl …“ begann ſie, aber weiter kam ſie nicht, denn der Sturm ſtieß ihr das Wort vom Munde hinweg. Sie machte ihm Zeichen, daß ſie weitergehen wollten, und erſt als ſie zwiſchen den winkligen Gaſſen des Löbenicht im Schutze der Häuſer waren, fuhr ſie fort: „Ich wollte ſagen, Sie müſſen doch auch ſchon ihre Erfahrungen darin haben. Jede wahre, ſtarke Liebe, ſcheint mir, iſt für die Seele ein ſolcher Eisgang, der ihr den Frühling bringt. Sind Sie robuſt genug, ſolche Erſchütterung von Grund aus ſich öfter zu wünſchen?“

„Sie ſagen ganz richtig: ſtarke Liebe,“ verſetzte er. „Denn es gibt leider auch eine ſchwache.“ Und als ſie ihm einen fragend-erſchreckten Blick zuwarf, ſetzte er hinzu: „Ja, eine ſolche, die aus Schwachheit geboren iſt, der die kleinen und weichen Gefühle zum Lichte verholfen haben, und kein Sturm, wie der da in den Lüften!“

Sie blieb ſtehen und hielt ſchützend den Muff vor das Geſicht. „Und eine ſolche Liebe …“ begann ſie abgebrochen.

„Iſt die meine, ja! Sie werden es ja ſchon längſt wiſſen, Fräulein Marion.“

„Nein — nur vielleicht — geahnt bisweilen,“ verſetzte ſie traurig, indem ſie den Weg wieder aufnahm.

Und nun neben ihr gehend und häufig ſtehen bleibend, um die Gewalt des Windes vorüberzulaſſen, ſchüttete er ihr ſein Herz aus. Er erzählte, wie Sibylles' milde Hand ihn erſt vom Tode und dann von der Krankheit errettet, und wie die Fülle der Dankbarkeit und das Mitleid mit der durch ihn vereinſamten Seele ſchließlich ſo groß geworden, daß er zum Entgelt nur ſich ſelber habe darbringen können.

„Ich weiß, was Sie gern ſagen möchten,“ ſo beſchloß er ſeine Beichte, „aber geſtehen Sie ſelbſt: hätte ein Menſch von Gefühl an meiner Stelle damals anders gehandelt? Und jetzt ... iſt der, der einem Mädchen erſt die Jugend und Schönheit nahm und dann noch Leben und Geſundheit von ihr ſich ſchenken ließ, nachträglich überhaupt noch berechtigt, jene Frage zu tun — Sie wiſſen ſchon, welche Frage?“

„Nein, das ſollen Sie auch nicht!“ entgegnete ſie nach kurzer Pauſe beſtimmt. „Sie ſollen ihr treu bleiben — ſie hat es verdient um Sie. Und auch Sie ſelber wird es nicht kleiner machen. Es iſt das Schickſal noch jeder ernſthaften Liebe geweſen, daß ſie mit großem Leid gepaart war. Kommen Sie — ich will Ihr Vertrauen mit gleichem vergelten und Ihnen zum Troſte von meiner Liebe erzählen. Sie ſehen, es iſt Licht oben bei meinem Vater, ich weiß, er hat ſich noch nicht von ſeinem Platze gerührt, ſeit ich ihn verließ.“

Sie waren inzwiſchen zum Brandisſchen Hauſe gelangt und ſtiegen hinauf. Im Saal war es dunkel — aber durch die Glastür, die zum Arbeitszimmer des alten Herrn führte, und die nur leiſe angelegt war, fiel ſo viel Lichtſchein, daß man alles erkennen konnte.

„Es iſt Herr Runge, Vater,“ rief Marion ſchon im Eintreten, „wir haben uns im Konzert getroffen und wollen nur noch eine Taſſe Tee zuſammen trinken.“

Zehn Minuten ſpäter ſaßen ſie auf dem Sofaplatz im Halbdunkel einander gegenüber. Auf Marions Vorſchlag war kein Licht gebracht worden. Der Schein aus dem Arbeitszimmer erleuchtete ihnen hinreichend den Tiſch und die Taſſen, und mehr brauchten ſie nicht, meinte Marion.

Die unſichere Beleuchtung des geliehenen Lichtes und die Abgeſchloſſenheit in dem ſtillen, halbdunklen Raume, während draußen durch die Straßen und über die Dächer der Frühlingsſturm tobte, erzeugten eine vertrauliche Stimmung, wie ſie Bekenntniſſen günſtig war. Aber Marion zögerte noch. Da bat Rolf ſie direkt darum. Sie werde es wohl bemerkt haben: er habe ſich gegen ihren Einfluß zu wehren verſucht; aber er ſei noch nie einem Menſchen begegnet, dem ſeine Seele ſo grundlos Vertrauen entgegengebracht habe. Er fühle ſich machtlos gegen dieſe innere Gewalt, denn er habe ſich wohl hundertmal ernſthaft befragt und doch immer die gleiche Stimme vernommen. So gebe er jetzt den Kampf auf, und nachdem er vorher auf der Straße ſich ihr überliefert, wünſche er nichts ſehnlicher, als daß ſie ihn nicht zurückweiſe.

Marion hörte dieſe Ergießungen regungslos an, Rolf konnte nicht erkennen, mit welcher Miene. Es war lautlos ſtill, als er geendet, man hörte nur den Pendel der alten Empire-Uhr mit den goldenen Delphinen im Hinterzimmer hin und her gehen, und in entfernteren Straßen ſauſte der Wind.

Endlich erlöſte ihn das leiſe Raſcheln ihrer Kleider. Sie richtete ſich im Sofa auf, und da ihr Geſicht nun in den Lichtſchimmer kam, die Augen mit der Hand bedeckend, begann ſie — ganz verſchleiert war dabei ihre Stimme — faſt heiſer: „Ich glaube, wir müſſen uns erſt eines verſprechen, ehe wir weiter reden ...“

„Und was ...?“ Er fragte es ſpät und mußte doch lange auf die Antwort warten.

„Wir müſſen uns erſt verſprechen,“ fuhr ſie wie abwägend fort, „daß nie zwiſchen uns von Liebe die Rede ſein ſoll. Verſtehen Sie mich recht. Was Sie mir geſagt haben, iſt von Freundſchaft eingegeben, und ich kann es alles verſtehen. Aber Sie wiſſen: ſelbſt kluge Menſchen meinen, es gibt keine Freundſchaft zwiſchen Mann und Weib.“

„So ſollten wir beide zum erſtenmal den Beweis vom Gegenteil geben!“ verſetzte er warm.

„Wenn wir können,“ entgegnete ſie ruhig. „Jedenfalls gehört viel guter Wille dazu, und ich glaube, noch mehr jenes andere, worum ich Sie eben bitte. Wollen Sie den Pakt halten?“

„Von Herzen gern!“

„Gegen die Liebe?“

„Gegen die Liebe!“

„Aber — Sie meinen es doch auch ernſt?“

„Ganz ernſt.“

„Abgemacht.“

Und dazu ergriff er mit beiden Händen ihre dargebotene Rechte und beugte ſeinen Mund darauf nieder.

„Und inzwiſchen wollen wir die Bande, die uns halten, nur immer noch feſter knüpfen, nicht wahr?“

Er nickte und hielt noch ihre Hand feſt. „Das geht mit in den Pakt?“

„Freilich!“

„Nur eins ...“ ſeine Worte klangen faſt demütig bittend: „Können Sie mir nicht wenigſtens ſagen, daß Sie irgend etwas ... daß ich Ihnen auch nicht ganz gleichgültig bin?“

Trotz des Dämmerns fühlte er, daß ſie lächelte. „Iſt das nicht auch ſchon verboten?“ fragte ſie entgegen. Aber nach einer Pauſe ſetzte ſie doch hinzu: „Ich habe wenigſtens noch nie eine ſo ernſthaft ſuchende Seele gefunden — genügt Ihnen das?“

Damit mußte er ſich wohl zufrieden geben.

Nach einer Weile erzählte ſie dann von ihrem Schickſal. Sie hatte einen Mann kennen und lieben gelernt, der ſeit zehn Jahren verheiratet war und liebe Kinder hatte. Er hatte ihr Schweigen auferlegt, bis er die Scheidung durchgeſetzt haben werde. Er war Gelehrter und befand ſich jetzt ſchon ſeit bald drei Jahren auf einer Forſchungsreiſe nach dem Südpol, von wo ſeit mehr als vierundzwanzig Monaten ſchon keine Nachricht von ihm gekommen war. Beim Abſchied habe er in übertriebenen Worten erklärt, er ſei zum Beweiſe ſeiner Liebe bereit, für ſie das Liebſte zu opfern, was er beſitze, und obgleich ſie in angeborener Scheu vor ſolcher Herausforderung des Schickſals faſt noch verſucht habe, das Wort auf ſeinen Lippen zurückzuhalten, habe das Schickſal doch das angebotene Opfer gefordert, indem es nicht lange nach ſeiner Abreiſe und juſt in dem Augenblick, da er allen Nachrichten im ewigen Eiſe entrückt war, ſein älteſtes Kind, ein begabtes Töchterchen, dahingerafft habe. Mit dieſem Gram im Herzen um das Opfer einer Liebe, die nicht einmal ihren Schmerz laut werden laſſen dürfe, lebe ſie nun ſchon zwei Jahre ohne Nachricht von ihm, ja, ohne Kunde, ob er überhaupt noch auf Erden weile. Nun werde Rolf wohl begreifen, ſchloß ſie, woher dieſe Ruhe und Sicherheit komme, die er ſo gern an ihr bewundere; was zieme ſich anders wohl gegenüber einem ſolchen Schickſal?

Rolf blieb lange ſchweigſam, als ſie geendet. „Und gar keine Kunde ſeitdem?“ begann er endlich.

„Gar keine,“ wiederholte ſie troſtlos. „Oft, wenn ich in der Dunkelheit wach liege, zweifle ich ſchon, daß er noch am Leben iſt, und dann krampft ſich mir das Herz zuſammen, daß ich laut aufſchreien möchte vor Qual über meine toten Jahre.“ —

So hatten durch Austauſch ihrer heimlichen Herzensangelegenheiten zwei Menſchen, die es ehrlich und gut miteinander meinten, einen Pakt gegen die Liebe geſchloſſen und ſuchten zum Betrüger zu werden an der Natur. Denn ſie taten, als wüßten ſie nichts davon, daß die Gefühle daſind, gleichviel, ob wir ſie rufen oder nicht, und ſie glaubten einer vor dem anderen etwas erwieſen zu haben damit, daß ſie ihre Empfindungen mit fremdem Namen behängten. Sie befragten ſich jeder im eigenen Herzenskämmerlein über die Gründe, die ſie etwa haben könnten, den anderen zu lieben, und waren froh, wenn ſie davon ſo wenige fanden; und wieder ahnten ſie nicht, daß die grundloſe Liebe eigentlich allein die wahre iſt: die Liebe, welche ſich tauſendmal ſagt, du ſollſt und darfſt nicht, und die dennoch auf ihrem goldenen Stuhle im Herzen ſitzt und alle Drehungen und Windungen des guten oder böſen Willens als eitel Blendwerk verlacht. Sie kamen ſich wer weiß wie klug und vorſorglich vor mit ihren guten und kalten Vorſätzen und merkten nicht, daß in dieſem Punkte ein ſiebzehnjähriges Mädchen genau ſo geſcheit iſt wie ein Nordpolfahrer und Sanskritforſcher zuſammengenommen. Und dabei waren es gute und ehrliche Menſchen.

* * *

Zuerſt war es ein unendlich weit, weit entferntes, aber ſchreckhaftes Etwas, das mit Windeseile auf ihn zugeflogen kam, jedoch auf eine Muskelbewegung ſeines Auges plötzlich wieder zurückſchnellte; dann ſah es aus wie ein Froſch, der ſich blähte und blähte; indes als es nun wirklich ſich näherte, ſah er, daß es ein mächtiger brauner Stier war, der mit geſenktem Kopfe und blutunterlaufenen Augen näher und näher trottete. Hoch oben auf dem gewaltigen Rücken des zottigen Tieres aber ſaß ein merkwürdiges Frauenzimmer, mit einer lächerlich großen roten Schleife unter dem Kinn und einem Rieſenhut, ſonſt jedoch in dekolletiertem Zuſtande. Allein die erhobene und drohende Haltung beunruhigte ihn nicht im mindeſten, denn er merkte bald, daß es nur Magda war, die ſich von da oben einen Scherz mit ihm machen wollte. Der Stier jedoch war jetzt ſo dicht herangekommen, daß man Angſt haben mußte vor ſeinen gewundenen Hörnern, denn er beugte ſie ſchon ganz tief herab gegen ſeinen Feind. Rolf wollte entfliehen oder ſchreien — aber Füße und Stimme verſagten ihm, und er wußte nun, daß ſein letztes Stündlein geſchlagen hatte. In dem Augenblick aber rief jemand mit durchdringender Stimme: „Wo haſt du denn den eigenen Ton gelaſſen? Du hätteſt ja bald den eigenen Ton vergeſſen!“ Rolf verſtand, daß damit ſeines Vaters Pfeifchen gemeint war, griff blindlings in die Taſche, holte es hervor und pfiff darauf. Da ſtürzte im Nu Magda kopfüber von ihrem ſchwankenden Sitze herab, der Stier war ein ſanftes Reh geworden, das jetzt von ferne ſtehend ihn mit neugierigen, gläſernen Augen anſah, und er ſelber trat auf Magdas halbentblößten Körper, der immer noch vor ſeinen Füßen lag, ſo daß ſie laut aufſchreien mußte. —

Mit einem Schreck fuhr Rolf empor. Es war noch dunkel umher. Ihn fröſtelte. Er zog die Knie hinauf, legte die Arme herum und begann nachzudenken. Was war das für ein wunderlicher Traum geweſen? Dieſer Rieſenochſe, der ſich von Magdas Launen reiten ließ, war doch höchſtens er ſelber geweſen. Übrigens jetzt fiel’s ihm auch ein, der äußere Anblick ſtammte ja von einem geiſtreichen Bilde in den „Luſtigen Blättern“; das wußte er alſo ſchon. Aber was war das für eine Sache mit dem eigenen Ton? wer hatte ihm doch ſchon davon geſprochen? Richtig, der Vater, als er ihm zum Abſchied das Pfeifchen ſchenkte. Der gute Vater! Aber der hatte nichts Beſonderes damit gemeint. Erſt der alte Morgenroth hatte den Sinn hineingeheimnißt: „und nicht zu pfeifen wie alle anderen.“ Und Stadion hatte wohl ganz was Ähnliches im Auge gehabt mit der eigenen Stimme, die jeder Menſch in ſich zu vernehmen ſuchen müſſe, und hatte noch von der erlöſenden Macht ſolches Wortes geſprochen. Und das wieder ſtammte ja von Marion. Wie komiſch das war — von ſo vielen dasſelbe! Was wollte das wohl beſagen? Hatte man vielleicht zwei Töne in ſich? einen eigenen und einen fremden? Freilich, freilich! nach fremdem Tone richteten ſich ja ſo viele Menſchen, immer nach fremdem! immer nach dem, was „man“ ſagt, „man“ tut, „man“ denkt! Aber das ſollte ein reifer ſelbſtbewußter Menſch doch eigentlich nicht!

Der eigene Ton und der fremde! Ei, das war vielleicht eine ganz brauchbare pſychologiſche Entdeckung. Man hatte alſo die Wahl, den einen zu haben oder den anderen.

Oder gar keinen!

Gar keinen? Hm! Wenn er ſich befragte … Damals, als er aus reiner Wald- und Wieſengutmütigkeit ſich bei dem trunkſüchtigen Pfarrer einniſtete und nicht Trieb und Kraft genug verſpürte, ihn von ſeinem Laſter zurückzuhalten — da hatte er ſicher keinen gehabt! Und nachher, als er ſich gleichzeitig in die fromme Hildegard verliebt und dabei mit Kopf und Kragen der loſen Magda überantwortet hatte — das ſah doch auch verflucht wenig nach irgend einem Ton aus, weder einem eigenen noch einem fremden! Das war — wie hatte er ſich’s doch ſelber ſchon einmal geſagt? — das war „tönendes Erz und klingende Schelle“. Was man hineinrief, hallte zurück — nichts weiter!

Aber wie? Jetzt — wenn er jetzt ſo gern bereit war, den Worten der klugen Marion zu folgen, wenn er ſich erſt vor ein paar Wochen durch einen leichtſinnigen Pakt verpflichtet hatte, ihr nie von Liebe zu reden und ſein Herz nur immer feſter an Sibylle zu knüpfen — das war doch auch wieder nicht ſein Ton, ſondern ein fremder! Und wenn er plötzlich gar die Kollegia, die er hörte und nicht hörte, ſo einrichtete, wie ſie ihm vorſchlug? Und wenn er, angeſteckt durch des beneideten Stadion Beiſpiel, ſeit eben jener Eisgangsnacht angeſangen hatte, auf ſeine Kleidung Wert zu legen, ſich farbige Schlipſe zu kaufen, die zu ſeinen Anzügen paßten und es ſich lieber vom Munde abſparte, als daß er darauf verzichtete, ſtets mit ſchneeweißer Wäſche zu erſcheinen — bloß um den beiden äſthetiſchen Menſchen, der Marion und dem Freunde, zu gefallen? Halt —! oder war das doch vielleicht ein Anfang vom eigenen? Denn dazu hatten ſie ihn ja nicht beſtimmt! Das tat er von innen heraus — weil ihm daran lag, vor ihnen gut zu beſtehen. Überhaupt, das wußte er längſt ... wenn er ganz dem „eigenen“ Ton folgen wollte, dann mußte er zunächſt ſeine Verlobung auflöſen und einfach zu Marion hingehen und um ihre Liebe werben. Na alſo ...? Ja, und damit Sibylles Herz brechen und Stadion in den Tod verletzen und Marion — wenn ſie ihn überhaupt erhörte — zum Treubruch verleiten! Den Teufel auch, was für eine komplizierte Geſchichte das war, wenn man anfangen wollte, ſein Leben auf eine vernünftige Formel zurückzuführen.

Mit dieſem Fluch ſprang Rolf aus dem Bette und machte ſich ans Anziehen.

Er war noch nicht damit fertig, da brachte der Poſtbote ihm einen Brief. Er ſtammte von einer Hand, die er nicht kannte, auch der Poſtſtempel war ihm fremd, und als Unterſchrift las er einen Frauennamen, der ihm nie vorgekommen war. Der Brief aber lautete:

Geehrter Herr Kandidat!

Sie werden entſchuldigen, wenn Sie vielleicht ſchon mehr geworden ſind und bitte auch um Verzeihung, wenn ich mir die Freiheit nehme, an Ihnen zu ſchreiben und auch wegen die ſchlechte Schrift, aber ſie iſt im vorchten Sommer eingetrocknet und ich darf den Herrn nicht ſtören, denn er ſoll es nicht wiſſen. Unſre arme Frau Pfarrer hat es mir aufgetragen, daß ich den Herrn Kandidaten noch ſehr ſchön ſoll grüßen, indem ſie doch nun dieſe Tage in die Wochen kommen ſoll und war auch den ganzen Winter über ſehr leidend und ſagt immer, ſie wird es nicht durchmachen, was aber der liebe Gottchen um Jeſu Wunden willen verhüten wird, denn ſie war ſoweit immer geſund und konnte wie ein Wieſel laufen, was der Herr Kandidat ſich noch ſo gefreut haben darüber, das weiß ich noch, bloß daß ſie nie hätte fortmachen ſollen von unſerm lieben alten Hauſe und bei unſerm lieben alten Herrn Pfarrer war auch ganz anders als wie hier unter lauter katholiſche. Aber „was die Schickung ſchickt ertrage — Wer ausharret wird gekrönt.“ Amen.

Nun muß ich ſchliezen und bitte noch vielmals um Verzeihung womit ich verbleibe

Ihre hoffnungsvolle
Marie Rudat.

Rolf hatte das wunderliche Schreiben kaum überflogen, als er eine innere Stimme vernahm, die ihm ſagte: Du mußt zu ihr! Es iſt Hildegard, die dich ruft.

Er wußte von ſeiner einſtigen Liebſten nur, daß ſie geheiratet hatte, einen Geiſtlichen, es mochte anderthalb Jahre her ſein; aber aus einer Art inneren Trotzes hatte er ſich nach nichts weiter erkundigt; er wußte weder ihren jetzigen Namen noch ihren Wohnort. „Jaszewo“ ſtand auf dem Poſtſtempel. Wo mochte das liegen? Gleichviel! und wenn es im fernſten Polen gelegen war; er mußte hin, er hatte etwas gutzumachen an ihr. Der Brief war ihm ein Wink des Himmels — den durfte er nicht mißachten. Wahrſcheinlich hatte die Haushälterin ihn geſchrieben — vielleicht das kanariengelbe Mamſellchen aus dem alten Pfarrhauſe — jedenfalls war es mit Hildegards Willen — und alſo mußte er hin! Wie merkwürdig übrigens, daß ihm gerade heute, nach ſeinem Traum, die Gelegenheit geboten wurde, zu erfahren, was eigener Ton ſei! So deutlich hatte er die innere Stimme noch nie vernommen.

Natürlich ſagte er Stadion wie Marion von ſeinem Vorhaben: beide rieten ihm ab. Stadion, weil er meinte, ſein Beſuch werde das arme Weſen nur beunruhigen, er könne ihr ja nichts geben und wiſſe nicht einmal, wie der Gatte ſich zu ſeinem plötzlichen Erſcheinen ſtellen werde. Übrigens ſchicke es ſich für einen vorwärtsſtrebenden Menſchen überhaupt nicht, auf dem Kirchhof ſeiner Erinnerungen ſpazieren zu gehen.

Marion aus einem mehr fraulichen Grunde: ſie meinte, ſolch ein Wiederſehen könne einer Wöchnerin allzuleicht ſchaden. Und bis er hinkomme, ſei es wahrſcheinlich ſo weit — zumal ja der Brief ihn wegen ungenügender Adreſſe ſchon ein paar Tage lang vergeblich geſucht habe.

Aber alle dieſe wohlgemeinten Ratſchläge verfingen diesmal nicht bei Rolf. Er verblieb bei ſeinem Vorhaben, und die beiden mußten ihn kopfſchüttelnd ziehen laſſen.

Rolf hatte in Erfahrung gebracht, daß Jaszewo im ſüdlichen Teile von Weſtpreußen lag, mitten in den katholiſch-polniſchen Bezirken, und daß Hildegards Gatte der erſte Geiſtliche einer dort neugegründeten evangeliſchen Gemeinde geworden war.

Als er nun in der Mittagsſonne eines warmen Maitages auf der weißen Chauſſee entlangmarſchierte, die von der kleinen Bahnſtation zwei Meilen über Land nach dem neuen Kirchſpiel führte, da kam ihm ſelber ſein raſcher Entſchluß allerdings recht fragwürdig vor. Wenn er ſie wirklich ſchon daniederliegend vorfand, was hatte er dann in dieſem fremden Hausweſen zu ſchaffen? Und wenn auch nicht — was hatte er überhaupt ihr zu ſagen? Und gar der Mann — von dem er nicht das Geringſte wußte, für den er vielleicht auch ein Wildfremder war, ſelbſt dem Namen nach unbekannt, wie ſollte er vor dem beſtehen?

Und doch! Du folgſt deiner inneren Stimme, du tuſt, was du mußt — ſagte er ſich immer wieder.

Der Weg war lang und ohne Abwechſlung. Aber es war Frühling — die Saaten grünten — in der Luft verborgen jubelten die Lerchen — ein paar ſchöne weiße Wolken ſegelten langſam vorüber, als hätten ſie ſich eigens für ihn zur Begleitung eingeſtellt, von Weſten her wehte beſtändig ein kleiner kühlender Wind — ſchon bloß ſo fürbaß zu wandern, war eine Luſt! Rolf mußte an den Pfingſttag denken, als er zum erſtenmal nach dem alten Pfarrhaus gewandert war. Auch auf ſolcher weißen Chauſſee! Auch von ſolchem Lerchengezwitſcher begleitet! Auch Hildegard entgegen! Freilich — damals kannte er ſie noch nicht. „Seinem Glücke entgegen“ hatte er ſpäter immer von dem Gange gedacht. Und jetzt? Seinem Schmerze entgegen ...? Vielleicht!

Wer konnte wiſſen, wie er ſie fand? Wenn ſie ſo leidend geweſen war den ganzen Winter über ... Er zog den Brief aus der Taſche: „... und ſagt immer, ſie wird es nicht durchmachen.“ Hoffentlich war das nur krankhaft überreiztes Gefühl, wozu Frauen ja neigen in ſolchen Zeiten.

Nachdem Rolf auf halbem Wege kurze Raſt gemacht hatte, holte ihn, während er wieder neu belebt weiter ſeine Straße zog, eine klapprige kleine Kutſche ein, ein Halbverdeckwagen, der ſchon manches Wetter beſtanden haben mochte. Ein einziger Herr ſaß darin, ein Mann mit breitem, bartloſem Geſicht und einer Brille vor hellen, ruhig blickenden Augen. Rolf trat zur Seite, um das Gefährt vorüberzulaſſen, und ſah ohne ſonderliches Intereſſe dem Fremden ins Geſicht. Der aber hatte ihn ſcharf aufs Korn genommen und rief jetzt plötzlich, indem er den Kutſcher vorn am Arme packte, im ſchönſten oſtpreußiſchen Akzent: „Runge! Mannchen! Wo kommſt du her? Mitten auf der Chauſſee! Ohne Braut! Ohne nichts!“

Jetzt erkannte auch Rolf ſein Gegenüber.

„Fiſcher! Das iſt wirklich! wie das Leben doch ſpielt!“

Eine Minute ſpäter ſaß Rolf neben dem alten Schulfreund im Wagen und ließ ſich von ſeinem Ergehen berichten. Er hatte Medizin ſtudiert, und der ihm zufällig aus der Zeitung bekannt gewordene Tod eines entfernten Verwandten, der hier in der nächſten kleinen Stadt Arzt geweſen war, hatte ihn als deſſen Nachfolger ebendahin verſchlagen.

„Lieber Gott, man muß zuſehen, wo man unterkriecht, wenn man ſo ein altes Haus geworden iſt wie ich,“ meinte er auf Rolfs verwunderte Frage.

Jetzt war er auf dem Wege zu Dr. Roſenſtrecker, dem neuen Pfarrer an der katholiſchen Kirche in Jaszewo, der heute gerade ſeine Amtseinweihung gehabt, und von dem er zu einem kleinen Abendtrunk eingeladen worden. Rolf ſolle doch mitkommen. Was er überhaupt hier mitten in dieſer gottverlaſſenen Gegend auf der Landſtraße ſuche? Seine Braut wohne doch in Memel, wie er merkwürdigerweiſe eben vor acht Tagen auf Umwegen erfahren.

Rolf erzählte, was ihn herführte, und der andere begann ein bedenkliches Geſicht zu machen.

„Du biſt vielleicht gar ihr Arzt," unterbrach Rolf ſich ſelbſt, als er es bemerkte.

„Das nicht," entgegnete Fiſcher, „mein Kollege iſt es. Sie nehmen es hier ſehr genau mit dem Glaubensbekenntnis. Weil ich von meinem Vorgänger her die Pelpliner Domherren und Kapläne in Kur habe, kann ich nicht eines neuen evangeliſchen Geiſtlichen Arzt ſein. Das iſt hierzulande nicht anders. Aber von der Frau kann ich dir doch erzählen. Sie iſt vorgeſtern entbunden worden; es ſoll leider gar nicht gut ſtehen mit Mutter und Kind. Daher rate ich dir, du gehſt nicht gleich hin, ſondern läßt erſt anfragen, ob du genehm biſt. Inzwiſchen aber kommſt du mit mir — der Roſenſtrecker iſt ein famoſer Kerl und hat was gelernt. Er wird ſich freuen, wenn ich ihm einen ſo alten Freund mitanſchleife. Mannchen, wie haben wir das doch damals getrieben! Du immer in dem alten Flausrock — lebt der noch? und ich in dem Kaſtan von meiner Ollen. Und die Frau Jülich, weißt du noch, die mal angehört hatte, wie wir uns die Geſchichte vom Kröſus erzählten, und dich in aller Unſchuld dann fragte: ‚Herr Rolf, iſt das der Kröſing von der Langgaſſ'?' Gotts Donner — aber es waren glückliche Zeiten, was? Beſſer iſt's wenigſtens nicht geworden, find' ich."

So ſchwatzte der gute Kerl immer weiter munter drauf los, ohne zu merken, wie beklommen ſeinem Begleiter geworden war ſchon von ſeinen erſten Worten. Rolf ertrug es ſchließlich nicht länger und mußte es ihm ſagen. Darauf erwiderte der andere: „I wo werd' ich dich nicht verſtehen, Mannchen; ſo ein Kindbettfieber iſt kein Pappenſtiel. Da kann bald eine abkratzen. Nimm mir's nur nicht übel, wenn ich ſo quatſche — es freut einen aber wirklich über die Maßen, wenn man mal nach ſo langen Jahren zu einem alten Freunde ganz von der Leber weg reden darf." Darauf wurde er ernſter und gab Rolf ſachgemäßen Aufſchluß darüber, was er vielleicht zu erwarten habe, und wie der Zuſtand ſich entwickeln könne, und worauf man achten müſſe und derlei mehr.

Als ſie bald nach vier Uhr in Jaszewo anlangten, deſſen mit Fahnen geſchmückter Kirchturm ſie ſchon aus der Ferne begrüßt hatte, und nun an dem mit Tannengirlanden und einer kleinen Triumphpforte vor dem Eingang geſchmückten Gotteshauſe vorüber, beim Pfarrhofe vorfuhren, der breit und gediegen hinter einer weißgetünchten Mauer etwas abſeits der Straße lag, kam ihnen der neue Hirte, Doktor Roſenſtrecker, ſchon in der Haustür entgegen, ein ſchlanker, dunkeläugiger Menſch von etwa dreißig Jahren, mit kurzlockigem Haar und gewandten Manieren. Als er gehört, was Rolf hierherführte, lud er ihn dringend ein, bei ihm zur Nacht zu bleiben; es werde ſicher in einem von ſo ſchwerer Krankheit heimgeſuchten Hauſe für ihn kein geeigneter Platz ſein. Dann, da Rolf den Wagen zur Weiterfahrt nach dem wohl noch eine Viertelſtunde entfernten evangeliſchen Pfarrhauſe beſtimmt ablehnte, wies er ihn noch dahin zurecht, und Rolf mußte wenigſtens verſprechen, wiederzukommen.

So ſchwer war Rolf wohl noch nie ein Gang geworden wie dieſer Weg von fünfzehn Minuten durch das fremde, ausgedehnte und unſchöne polniſche Dorf — ſeinem Schmerze entgegen, er hatte es ja ganz richtig geahnt. Und als er nach vielem Fragen endlich das evangeliſche Pfarrhaus gefunden hatte, das nüchtern und einfach wie ein roter Kaſten im Eingang eines, wie es ſchien, ziemlich großen und alten Bauerngartens lag, da ſchlug ihm ſein Herz wie raſend gegen die Rippen. Hinter den geſchloſſenen Läden dort ſchwebte vielleicht ſeine einſtige Liebſte jetzt zwiſchen Tod und Leben! Die blonde, mädchenhafte Hildegard eine junge, ringende Mutter! Wie das Leben doch ſpielt!

Als er eingetreten war, ſehr ſchüchtern und leiſe, ſah er ſich mehreren geſchloſſenen Türen gegenüber. Alles war neu und blank, und es roch auffallend ſtark nach Farbe und Mauerwerk. Endlich pochte er vorſichtig an den Eingang, über dem ein eingerahmter Bibelſpruch aufgehängt war. Es dauerte eine Weile, ehe ſich innen jemand bewegte. Dann wurde mit leiſem Druck die Tür geöffnet, und auf der Schwelle erſchien der Pfarrer, eine mittelgroße Geſtalt mit dunklem Vollbart und kalten, etwas harten Augen. Er veränderte ſeine Miene auch nicht, als er nun heraustrat und Rolf nach ſeinem

Begehr fragte. Natürlich war dieſe Frage zu erwarten, und Rolf hatte lange geſchwankt, wie er am beſten darauf antworten ſolle. Denn von dem Briefe durfte der Pfarrer ja nichts wiſſen. Aber ſchon auf der Landſtraße, als er den alten Studiengenoſſen traf, war ihm gleich der Gedanke durch den Kopf geſchoſſen: den hat dir der Himmel geſchickt! So erwiderte er jetzt, daß er auf einer Fußwanderung begriffen, eben zufällig den Doktor Fiſcher getroffen und durch dieſen von dem Mißgeſchick im Pfarrhauſe gehört habe. Er wolle ſich nun nach dem Befinden von Mutter und Kind erkundigen.

„Ich weiß noch immer nicht, mit wem ich den Vorzug habe ...“ verſetzte der Pfarrer ſteif.

Rolf entſchuldigte ſich und nannte ſeinen Namen; er ſei früher Hauslehrer im Fabriciusſchen Hauſe geweſen, der Pfarrer werde vielleicht von ihm gehört haben.

„Ja — meine Frau hat öfters Ihren Namen genannt,“ erwiderte dieſer nun. „Aber ich weiß wirklich nicht, womit ich dieſe weitgehende Anteilnahme verdient habe.“

Himmel, war das ein Menſch!

„Ich verdanke dem Fabriciusſchen Hauſe ſehr viel,“ verſetzte Rolf wärmer werdend.

„Aber Sie haben es ihm nicht ſehr gedankt, ſcheint mir,“ erwiderte der andere in paſtoralem Tone.

„Das iſt wohl eine andere Frage, die mit meinem heutigen Beſuche nichts zu tun hat,“ entgegnete auch Rolf nun gemeſſen.

Der Geiſtliche ließ eine Pauſe eintreten und tat eine halbe Wendung nach der Tür zurück. „Entſchuldigen Sie, daß ich Ihnen keine Erfriſchung anbiete. Allein wie Sie wiſſen ...“

Rolf machte eine abwehrende Bewegung, er war ſchon ganz mutlos geworden durch das Verhalten ſeines Gegenübers. Wie ſollte er noch hoffen dürfen, Hildegard zu ſehen oder zu ſprechen. „Aber ich bin noch ohne Antwort auf meine beſcheidene Frage ...“ ſagte er endlich.

Der Pfarrer ſeufzte: „Ja, Gott hat mir eine ſchwere Prüfung geſandt.“

„Geht es ſehr ſchlimm?“ Rolf blieb das Wort faſt in der Kehle ſtecken.

Der andere zuckte die Achſeln. „Wir ſtehen in eines Höheren Hand,“ erwiderte er ablehnend. „Bitte, machen Sie die Tür leiſe zu, wenn Sie gehen. Ich muß zurück.“ Und mit einer verabſchiedenden Handbewegung war er gegangen.

So entmutigend hatte es ſich Rolf nicht vorgeſtellt. Und dieſer Mann mit der kalten Seele war ihr Gatte geworden! Wie hatte das nur geſchehen können?

Und was nun? fragte er ſich, als er wieder auf der ſonnigen Dorfſtraße ſtand. Umkehren und unverrichteter Sache nach Hauſe fahren? Die Stimme gewaltſam zum Schweigen bringen, die ſo vernehmlich in ihm geſprochen? Nein — das wollte er nicht! Aber was ſonſt?

Rolf war planlos weitergegangen, an den letzten Häuschen vorbei, die nun von zerſtreuten Birkenbüſchen abgelöſt wurden. Hier bog er vom Wege ab, warf ſich ins Kraut und kaute mißmutig an ausgerauften Gräſern.

Da lag das Pfarrhaus — er konnte gerade den Giebel und die Eingangsſtufen zwiſchen den Bäumen ſehen. Unendlich friedlich und ſtill lag es da, umſpielt von Sonne und hellem Grün, und nach hinten ſchloſſen ſich die blühenden Obſtbäume an, dichte, weiße, ausgeſtreckte Äſte, als wollten ſie ihren Segen darauf ſtreuen — ein Bild ſelbſtgenügſamen, beſcheidenen Glückes ſcheinbar ... und war doch angefüllt bis zur Dachfirſt von Angſt und Sorge und Lebensnot. Er aber lag hier ausgeſchloſſen von der Stätte, nach der ſein Herz ſo voll Sehnſucht verlangte. Sollte das die Strafe ſein für ſeinen einſtigen Leichtſinn? Wenn er doch roher geweſen wäre, daß er einfach hätte einbrechen können, Gewalt brauchen. Gewalt? Gegen wen? Und ob Hildegard es überhaupt wünſchte? Doch! Sie hatte ihm ja geſchrieben. Sie verlangte nach ihm. Er mußte ſie ſehen.

Und er richtete ſich halb auf und begann zu überlegen. Den Pfarrer durch Fiſcher abberufen laſſen ... Das machte ſich vielleicht. Halt — es war nicht mehr nötig. Da ging der Pfarrer ſchon ſelber aus. Rolf ſah ihn die Stufen herabſchreiten, draußen blickte er ſich nach allen Seiten um, dann entfernte er ſich nach dem Dorfe zu.

Jetzt mußte er's wagen. Was war ein Wille wert, der ſich nicht durchzuſetzen verſtand, der vor Hinderniſſen zurückſcheute! Sich einſchleichen? Jawohl! einſchleichen — ganz gleich!

Und Rolf ſprang auf, ſchlich quer durchs Feld an den Gartenzaun hinterm Hauſe, ſuchte ſich ein paar Latten aus, wo er ſich hindurchzwängen konnte, und ſchritt den Garten hinauf.

Über ihm blühten Flieder und Kirſchbäume — und da auf dem Raſenbeet ſtanden auch die hohen, weißen Tulpen wieder, die Hildegard im Elternhauſe ſo geliebt hatte, helleuchtend in der Nachmittagsſonne. Die hintere Haustür ſtand offen. Als er behutſam die Stufen erſtieg — der Kies auf den Steinen knirſchte doch leiſe —, trat drüben eine weibliche Geſtalt ihm entgegen. Richtig — es war das kanariengelbe Mamſellchen. Sie ſchlug wortlos die Hände über ihrer blauen Schürze zuſammen und ſchüttelte ungläubig den Kopf. Während Rolf ſich erkundigte, wie es ginge, und ſie mit flüſternder Stimme Auskunft gab, traten ihr die Tränen in die Augen.

Nach einer Minute wurde lautlos eine Seitentür geöffnet, und eine barmherzige Schweſter, den Griff in der Hand behaltend, fragte mit beruflich feſter Stimme hinaus: „Die Frau Pfarrer läßt fragen, ob Beſuch gekommen iſt?“ Und als Rolfs Gegenwart ſie einer Antwort überhob, fuhr ſie fort: „Ob vielleicht Herr Runge gekommen iſt?“

Rolf bejahte atemlos — das Herz wollte ihm ſpringen bei den Worten. „Wie geht es denn?“ fügte er noch mühſam hinzu.

„Nicht gut,“ verſetzte ſie leiſer; „wir werden das Kleine nicht erhalten können.“

„Und ſie ſelber?“

Die Gefragte zuckte die Achſeln. „Der Arzt meint ...“ Darauf nur noch ein erneutes Kopfſchütteln.

„Darf ich ſie ſehen?“ bat Rolf nach banger Pauſe.

Die Schweſter blickte an ihm vorbei in den Flurwinkel und ſchien zu überlegen. „Ach ja — es wird ja gehen,“ meinte ſie endlich; „ich will ſie aber doch ſelber fragen.“ Damit verſchwand ſie wieder.

Die wenigen Minuten, die Rolf warten mußte, bis die ſchwarze Geſtalt wieder erſchien, dünkten ihn eine Ewigkeit. Es war ganz ſtill in ihm und um ihn; aber er konnte ſein Blut in den Ohren pulſen hören; tuck — tuck — mit ganz ſchweren, mächtigen Schlägen ging es, als ob es heraus wollte aus ſeinem Körper.

Endlich durfte er hinein. Das Zimmer war ganz verdunkelt. Innen roch es ſtark nach Karbol und ſonſtigen Medikamenten. Nach ein paar Augenblicken erſt konnte er das Bett und die Liegende erkennen. Da biß er die Lippen zuſammen, um nicht loszuſchluchzen — ſo ſchüttelte dies Wiederſehen ihm das Herz. Stumm ergriff er die Hand, die ſie leiſe gegen ihn öffnete; ſie fühlte ſich heiß an und war welk und trocken. Er preßte lange den Mund darauf. „Hildegard!“ flüſterte er endlich.

„Rolf!“ entgegnete ſie heimlich, und es lag etwas Aufatmend-Befriedigtes in dem Klang ihrer Stimme.

Dann ſaß er an ihrem Bette und ſtreichelte leiſe die ſchmalen Finger.

Hildegard fand zuerſt die Sprache wieder. „Sehen Sie, Schweſter, ich wußte es, daß er kommen würde. Mamſellchen ſoll ſich extra was wünſchen von mir, was ſie gern haben möchte. Ja, Schweſter?“

„Ich ſag's ihr nachher.“

„Nein gleich, bitte. Sonſt wird es vergeſſen.“

„Jawohl, Frau Pfarrer.“ Und die Schweſter ging.

„Ich wollte ſie einen Augenblick hinaus haben,“ ſagte ſie mit einem kleinen, verſchmitzten Lächeln, das Rolfs allmählich an die halbe Dunkelheit gewöhnte Augen noch eben erkennen konnten.

„Und Ihnen geht es ſo ſchlecht, Hildegard?“ begann er zärtlich.

„Nein, beſſer! Ich will gar nicht leben.“

„Hildegard!“

„Nein! und das Kleine ſoll auch nicht leben. Bloß anſehen müſſen Sie ſich's noch einmal — es iſt ſo niedlich. Liegt es nicht drüben?“ Und ihre Augen ſuchten im Zimmer umher. „Nein! ſie nehmen's mir immer fort. Es iſt dumm von ihnen. Ich weiß ja doch, daß es ſterben wird. Wenn ich's an der Bruſt haben könnte, würde ich viel eher leben bleiben.“

„Sie werden beide wieder geſund werden und leben bleiben, Hildegard!“ verſetzte er feſter.

„Nein!“ entgegnete ſie mit einem kurzen, ſpröden Laut, aber ganz gefaßt. „Wiſſen Sie nicht, ich ſagte immer, daß ich ſterben würde, wenn ich fort müßte von unſerem lieben alten Hauſe. Ich hab' es ganz deutlich gewußt. Hab' auch allen ſchon Adieu geſagt.“

„Aber warum ... warum gingen Sie denn?“ fragte er zögernd.

Sie machte eine Pauſe. Dann erwiderte ſie einfach: „Weil ich Vaterchen zu ſehr gefolgt bin und nicht meiner eigenen Stimme. Sie haben's ja auch alle ſo gut gemeint ...“ Und dann nach einer Pauſe ganz leiſe: „Er tut mir ſo leid — aber ich kann nicht bei ihm bleiben — er hat keine Seele — er kann nichts dafür.“

Die Schweſter kam wieder zurück — ſie mußten das Geſpräch abbrechen.

Hildegard ſprang ſchnell auf etwas anderes über: „Vaterchen hat leider nicht kommen können, weil Mutter ſo krank iſt, wiſſen Sie ſchon? Und Hedwig muß ſie auch pflegen und auf die Jungen aufpaſſen. Sie ſind der einzige, der gekommen iſt — ich wußte es ja!“

Nun wollte Rolf ſich auch das Neugeborene anſehen und ging mit der Schweſter ins Nebenzimmer. Wie ein Häuſchen Unglück lag das kleine Weſen in Watte und viele Kiſſen gepackt in ſeinem Eckchen, Hildegard hatte verboten, daß ein Kinderwagen angeſchafft würde. Es ſei überflüſſig, hatte ſie immer gemeint. Und die Schweſter konnte beſtätigen, daß Hildegard, auch als ſie noch ganz geſund war und herumging, mit großer Seelenruhe und Beſtimmtheit dauernd davon geſprochen, daß ſie und ihr Kleines ſterben würden.

Nachdem ſie zu der Kranken zurückgekehrt waren, fragte dieſe: „Iſt's Sonne draußen?“ Und als Rolf das bejahte, bat ſie, man möchte ihr die Fenſter öffnen. Die Schweſter tat es, und Hildegard, indem ihre Augen in die grüne Landſchaft hinauswanderten, die über den niedrigen Vorgarten hinweg vor den Fenſtern ſich weitete, atmete tief auf: „Wie ſchön! Frühling!“ und dann, den ſtillen Blick auf Rolf geheftet, fuhr ſie fort: „Damals war's auch gerade Frühling, wiſſen Sie noch? Und Sie ſehen auch noch ganz aus wie damals. Aber ich — bin ich ſehr verändert?“

Lieber Gott ... wie Rolf ſie jetzt im hellen Tageslicht zum erſtenmal anſchauen konnte, erſchrak er ſehr. Wie ſchmal war jetzt das Geſichtchen geworden, wie blaß und ſchmächtig Arme und Hände — nur der lichtblonde Scheitel mit den glattgekämmten Haaren, der war noch der gleiche wie einſt. Er lächelte ihr freundlich zu.

„Nicht wahr ... es iſt hübſch, wenn man ganz bleibt, wie man war — auch außen,“ meinte ſie müde.

Die Schweſter mahnte, es ſei jetzt genug, und Rolf mußte Abſchied nehmen.

„Beſſer werden! Beſſer werden!“ nickte er ihr dabei zu.

Und ſie erwiderte lächelnd: „Bis morgen ſterb' ich noch nicht, nicht wahr, Schweſter? Bis Sie wiederkommen, bleib' ich noch leben. Sie kommen doch wieder?“

Rolf verſprach es und ging. Draußen aber ſetzte er ſich an den Schreibtiſch des Pfarrers und weinte ſich ſtill erſt aus. Das blonde Mamſellchen leiſtete ihm auch mit Tränen Geſellſchaft. Darauf nahm er einen Bogen und ſchrieb dem Pfarrer alles auf, was er getan, und beſchwor ihn bei ſeiner Nächſtenliebe, ihm den Zutritt zu Hildegard nicht zu verwehren.

Langſam wanderte er dann durch den ſinkenden Abend nach dem katholiſchen Pfarrhofe hinüber.

Er fand die geiſtlichen Herren, gerade ein halbes Dutzend an der Zahl, ſchon beim Abendeſſen. Dieſes wurde in einem ſehr geräumigen Saale um den Sofaplatz eingenommen, der etwas verflogen an der einen Längswand klebte. Das lila Plüſchmeublement, auf dem die Geſellſchaft ſaß, war übrigens faſt das einzige, was das Zimmer enthielt. Sonſt ſtand nur noch vor jedem der vier Fenſter eine hohe, leidlich gehaltene Blattpflanze, Kallas und Gummibäume, und an den Wänden hingen ein paar Stiche aus der heiligen Geſchichte. In der von den Speiſenden entfernteſten Zimmerecke aber war auf dem Fußboden das Weinlager eingerichtet, eine erſtaunlich große Batterie von langhalſigen Weinflaſchen mit grünen Kapſeln. Roſenſtrecker ſelbſt ging ab und zu, um neuen Stoff zu holen und die leeren Flaſchen beiſeite zu ſtellen. Es gab nur eine Speiſe — „ſaure Klopſe“, die in einer

Rieſenſchüſſel von einer alten Köchin wiederholt in neuer Auflage hereingetragen wurden und unter dem fleißigen Zulangen der geiſtlichen Herren mit bemerklicher Schnelligkeit verſchwanden. Rolf, der ſchon vor ſeinem Erſcheinen von Fiſcher hinreichend in dem Kreiſe bekannt gemacht war und wie ein langerwarteter Gaſt empfangen wurde, mußte mittun und wohl oder übel über den anregenden Geſprächen, die hin und her über die Tafel flogen, einigermaßen die ſchweren Bekümmerniſſe zurückdrängen, die ſein Herz bedrückten. Er fühlte dabei deutlich, wie Roſenſtrecker in der Unterhaltung alles zu vermeiden beſtrebt war, was ſeine wunde Seele hätte verletzen können, und er war dem fremden Manne ordentlich zugetan wegen dieſer Liebestat. Wie Menſchen einander doch ohne Wort verſtehen konnten und ſich Liebes erweiſen! Ob ſolche Seelen wohl auf denſelben Ton geſtimmt ſein mochten, um in Marions und Stadions Sprache zu reden?

Das Geſpräch, das nach dem Eſſen in dem mehr wohnlich und mit zahlreichen Büchern ausgeſtatteten Arbeitszimmer des Geiſtlichen beim Wein fortgeſetzt wurde, drehte ſich um mancherlei Erſcheinungen des öffentlichen Lebens, und Rolf war erſtaunt, zu bemerken, wie deutlich all dieſen Herren ihr inneres Weſen in Geſicht und Statur auch äußerlich aufgeprägt ſchien. Da war der gutmütig Behäbige mit dem breiten Geſicht, dem dicken Bäuchlein und der etwas fettig glänzenden Soutane, der gut und reichlich zu eſſen liebte und dabei nicht gern geſtört wurde, im übrigen aber doch ein guter und nachdenklicher Kopf, wie ſich wiederholt erwies — da war der Sehnige mit den ſtarken Backenknochen, den tiefliegenden, glühenden Augen und den ſchmalen, beredten Lippen, der Fanatiker in dieſem Kreiſe — da war der Witzbold mit den geſpitzten Lippen und den zuſammengekniffenen, vergnüglichen Äuglein, der immer ein gutes Geſchichtchen auf der Zunge hatte und aus ſeinem Glaſe ſchlürfte, als tränke er himmliſchen Nektar — da war der Milde, die „ireniſche Natur“, wie er ſelbſt öfters von ſich ſagte, mit dem ſanften Geſicht und den ſanften, farbloſen Worten, der alles gut und lieblich fand und alles lobte, ſelbſt den Wein, obwohl er faſt Temperenzler war — da war der Dürre, Hagere, der kaum ein einziges Mal allein ſprach und nur durch Gebärden gelegentlich ſeine Zuſtimmung gab, wenn andere das Wort hatten, der Typus des asketiſchen Mönches — und da war endlich der Hausherr ſelbſt, der Weltmann mit dem Anflug eines Poeten, der geborene Pſychologe mit dem höheren Streben, neben dem Fanatiker augenſcheinlich der Begabteſte unter den ſechſen. Und wundervoll ergänzt wurde das doppelte Kleeblatt durch den Arzt, den unentwegten Lebenspraktikus, der Franz Fiſcher all ſein Lebtag geweſen war, von der praktiſchen Verwendung des Abendmantels ſeiner Mutter an bis zu dem Hineinſchlüpfen in ein eben durch Tod erledigtes warmes Neſt, gleichviel wo es bereitet war.

Wie feſt die alle in ihren Schuhen ſtanden, jeder eine runde Perſon für ſich, jeder auf ſeinen Ton geſtimmt, ſo einfach und ſelbſtverſtändlich, als gäbe es gar keine Schwierigkeiten des Sichſuchens und geiſtigen Pfadfindens. Wie weit war er doch noch zurück hinter dieſen, mußte ſich Rolf ſagen. Wie ſehr fühlte er ſich ihnen allen gegenüber noch als Suchender. Aber freilich, fiel ihm ein, ein gut Stück des Lebens hatten die ja bei ſich ausgeſchaltet: alles, was mit der weiblichen Seele und dem Glück der Frauenliebe zuſammenhing. Ob es daher kam, daß ſie ſo gefeſtigt, ſo in ſich geſchloſſen geworden waren?

Aber es war doch eigentlich fatal, daß Gott den Menſchen die Augen für ſo viele ſchöne Dinge öffnete, nur um die meiſten ihnen dann wieder zu nehmen!

Rolf fühlte ſich abgeſpannt und bat, ſich auf ſein Zimmer zurückziehen zu dürfen. Er hatte die Einladung von Roſenſtrecker ſchließlich angenommen. Die geiſtlichen Herren hatten ihm allgemein verſichert, es ſei nicht möglich, im Dorfkrug einzukehren; er würde vor Ungeziefer nicht ſchlafen können.

Roſenſtrecker geleitete ſeinen Gaſt in ſein Zimmer hinauf. Es war eine kleine, nur mit dem Beſcheidenſten ausgerüſtete Stube. Der Geiſtliche ſtellte das Licht auf den Tiſch und reichte Rolf zum Gutenachtgruß die Hand. „Möge es eine gute Nacht werden,“ ſagte er, „trotz Ihres Leidens. Denn ich ſehe, Sie leiden ſchwer, lieber Bruder.“

Rolf legte die Hand über die Augen und ſeufzte tief auf. „Ja, es iſt ſchwer!“

„Gott ſchickt uns das Leiden aber nicht,“ fuhr der andere fort, „damit wir daran zerbrechen, ſondern damit unſere Seele daran erſtarkt und feſt wird für das Leben; denn wir ſind alle zu weich geboren.“

Rolf hatte ſich am Tiſch niedergelaſſen und den Kopf in die Hände geſtützt. „Sie mögen recht haben, aber ich habe ſchon ſo namenlos viel Schmerzen leiden müſſen,“ entgegnete er leiſe.

„Wollen Sie das etwa bereuen? Mitleben heißt mitleiden. Wer nicht viel mitgelitten hat, hat auch nicht viel mitgelebt; und nur wer voll mitlebt, iſt ein voller Menſch. Die anderen ſind Krüppel. Sehen Sie unten Bruder Kuzinger an — er hat faſt ſchon die Sprache der Welt verlernt. Wollen Sie das nachmachen?“

„Aber ich kann es kaum ertragen, ein junges Menſchenleben ſo verlöſchen zu ſehen,“ nahm Rolf wieder das Wort; „mein Herz iſt mir wie zerſtückt; meine Seele blutet wie aus tauſend Wunden!“

Der Geiſtliche machte ein paar Schritte durch das Zimmer, blieb in der Nähe der Tür ſtehen und ſprach von dort zurück: „Erlauben Sie, lieber Bruder, daß ich Ihnen auch darauf antworte. Der Menſch kommt ſich ſo gern als die Hauptſache vor in der Welt, ſtatt zu bedenken, daß die große Welt wichtiger ſein muß als ſein kleines Selbſt. Für andere Menſchen leben und darin die Erfüllung des Daſeins ſehen, das iſt die hohe Aufgabe, die uns Chriſtus als Löſung der bangen Lebensfrage vor Augen geſtellt hat. Uns Geiſtliche verpflichtet ja ſchon unſer Amt dazu — und unſere Kirche tut recht daran, daß ſie uns nicht geſtattet, einen einzigen Nächſten zur Seite zu haben. Wir ſollen bereit ſein, für jeden ſo viel zu tun. Aber auch alle anderen Menſchen müßten etwas von ſolchem geiſtlichen Amt in ſich fühlen. Sehen Sie, auch Sie heute ſollten das; es kommt wirklich wenig darauf an, was Sie an Schmerzen empfinden im Anblick dieſes großen Menſchenleids, aber ſehr viel darauf, ob Sie einer armen Sterbenden Minuten und Sekunden verſchönen und erleichtern. Für die arme junge Frau ſind ſolche Sekunden jetzt alles, die ganze Welt, für Sie ſelber ſind es Sandkörner im Strome der Zeit. Und es iſt das ſchöne Geſchenk Gottes, daß es auch der eigenen Seele reiche Frucht trägt, wenn man anderen Liebes erweiſt. Man wird ſich der eigenen Schätze an Menſchenwärme und Liebe erſt bewußt, wenn man anderen ſeine Herzkammern öffnet. Ich kannte eine ſchöne und reiche Frau; ſie war ſehr hoffärtig; die meiſten hielten ſie für kalt, und ſie war es wohl auch. Denn ſie tat das Gute ohne Gefühl und das Böſe, ohne nachzudenken. Sie hatte ihren Mann ohne Liebe geheiratet und lebte ſo neben ihm hin. Da kam eines Tages das Wunder der Liebe über ſie. Sie verliebte ſich in einen jungen Muſiker, der ihr Stunden gab, und verging ſich mit ihm. Und plötzlich waren alle Quellen in ihr aufgeſprungen, die bisher wie tot unter der Eisrinde geſchlafen hatten. Ihr Auge hatte anderen Glanz bekommen, ſie empfand auf einmal das tiefe Leben und Weben der Seele in den Werken der Kunſt, an denen ſie bisher faſt achtlos vorübergegangen war, kaum, daß ſie zur Ausfüllung müßiger Stunden daran nippte, und ſie verſtand nun auch erſt die Sprache der Menſchenherzen. Sie tat Gutes, wo ſie nur konnte, ſah das Leid und die Not um ſie her und ward hilfreich auf Schritt und Tritt. Es war ein Ehebruch, ja — eine ſchwere Sünde vor Gott und den Menſchen, aber für ſie war es dennoch ein Glück, daß ſie die Liebe fand. Ich hätte nicht den Mut gehabt, es ihr wegzuwünſchen. Ihr Mann erſchoß nachher ihren Geliebten, und ſie war nun allein; aber der einmal aufgeſchloſſene Quell der Menſchenliebe blieb unverſieglich, ſie hat auch ſpäter nicht aufgehört, zum Beſten der Kirche und der Menſchen mit vollen Händen das Gute und Edle auszuſtreuen. Um wieviel herrlicher aber noch entfaltet die Liebe ihre beglückende Macht, wenn man ſie reinen Herzens kann walten laſſen.“

Nach ſolchen Tröſtungen, die der in ſeiner langen, enganliegenden Soutane durchs Zimmer hin und her wandelnde, die Hände auf dem Rücken, dem bekümmert am Tiſche ſitzenden ſpendete, verließ der Pfarrer ſeinen Gaſt, und Rolf legte ſich mit dem brennenden Wunſche zu Bett, der armen Sterbenden ſo viel Gutes zu erweiſen als möglich.

Als er in aller Frühe erwachte, fiel ihm zunächſt ſchwer aufs Herz, daß er wohl wieder den Kampf mit Hildegards Gatten werde zu beſtehen haben. Er wußte noch nicht, wie ihm das gelingen ſollte, aber er hatte jetzt den unbedingten Willen, es zu tun, und das machte ihn ganz ruhig — er hatte ſein Ziel, ſo mußte ſich auch ein Weg finden.

Draußen war die Sonne längſt aufgegangen und blinzelte vertraulich durch den Frühdunſt — aber das Dorf fing erſt eben an zu erwachen. Nur hie und da regte ſich ſchon etwas vor den Türen. Allein Rolf hatte die Empfindung, daß er keine Minute verlieren dürfe, er mußte daſein, ſobald ſie im Pfarrhauſe erwachten.

Als er es erreichte, lag noch alles tot und verſchloſſen. Rings herum nicht der winzigſte Laut. Nur eine Katze ſtrich langſam in der Sonne an der Hausmauer entlang. So ſetzte er ſich auf die Steinſchwelle und wartete.

Und als er ſo ſaß und ſeine Tage überdachte, hatte er die Empfindung, daß etwas ganz Neues in ihm lebendig geworden ſei. Er hatte bisher dem Schickſal immer nachgegeben, nie etwas zu halten verſucht, was es ihm nehmen wollte. Weder ſeine Stellung im Pfarrhauſe damals, noch bei Magda — obwohl er es in beiden Fällen wahrſcheinlich gekonnt, wenn er ſich Mühe gegeben hätte. Und auch in Memel einſt war es ganz dasſelbe geweſen, als er Chriſtiania nicht zu halten wußte; und ebenſo als Frau Simon ihn auf die Straße ſetzte, und als er ſeinen alten Schulfreund Fiſcher verlor, und als er des trunkſüchtigen Fabricius ſchlimmen Gelüſten ſich nicht zu widerſetzen vermochte. Ja, als Kind ſchon hatte er dieſe Unfähigkeit bewieſen, zu handeln, indem er nach jenem Unglück, bei dem Sybille ihr Auge verlor, nichts dazu tat, ſich von dem falſchen Verdacht, der auf ihm laſtete, zu befreien. Er nahm ruhig eine Schuld auf ſich, die er nicht begangen, und ließ ſich damit ſeine ganze Jugend zerſtören. Selbſt Marion gegenüber, von der er ſich die Gefühle nehmen laſſen wollte, die er doch nun einmal für ſie hatte — war er nicht wieder bereit, dem Schickſal nachzugeben? Was aber war dies Schickſal anders geweſen als ein fremder Wille, ein fremder Ton, auf den er hörte?

Hier zum erſtenmal vor der Schwelle einer Sterbenden machte er den Verſuch, ſeinem eigenen Willen zu gehorchen. Um was zu erreichen? Ein paar kleine Guttaten zu tun, die eine Scheidende mit ins Grab nahm! Vom Anblick des Todes alſo ſollte er lernen, dem Leben gegenüberzutreten: nicht willenlos-untätig und die Hände im Schoße, ſondern liebebereit und helfefreudig, und entſchloſſen, jede Spanne Zeit noch zum Beſten des Nächſten mit Inhalt zu füllen. O welch ein Glück es war, ſolche innere Stimme zu vernehmen! Wie feſt und ruhig das machte, wie geborgen in einem großen Weltenwillen, der die Menſchen dieſer Erde aufeinander angewieſen hat, und das ſchwache Werkzeug des einzelnen dazu benutzt, um Bande der Liebe über die Erde zu ſpinnen. Denn wenn einſt erſt alle ſo dachten und handelten, welch Tal des Friedens mußte die Erde dann werden!

Und Rolf ſprang auf, lief in die Wieſen und pflückte einen Strauß aus den bunten Feldblumen, die allerorten jetzt aufgeblüht waren.

Als er zurückkam, trat ihm auf der Schwelle der Pfarrer entgegen. Er nötigte ihn nicht ins Haus, ſondern ſetzte ſich mit ihm in eine Fliederlaube, wo ſie der Krankenſtube möglichſt entfernt waren.

Rolf hatte ſich nicht getäuſcht. Der Pfarrer begann damit, daß er Rolfs Zeilen geleſen, daß er ihn bitter tadeln müſſe wegen ſeiner Eigenmächtigkeit, die der Wöchnerin vielleicht ſehr hätte ſchaden können, und daß er keinen Grund einſehe, Rolf noch einmal zu der Kranken zu laſſen.

Aber Rolf gab nicht nach; mit Worten, die ihm die Stunde eingab, die er ſich ſelber ſonſt gar nicht zugetraut hätte, mit Worten von Menſchen- und Nächſtenliebe, die er zum Teil der Bibel entlehnte, ſuchte er den Widerſtand des anderen zu überwinden. Es war lange Zeit vergeblich. Da ſprang Rolf auf und ſah den anderen feſt an. „Herr Pfarrer, glauben Sie, daß ich hier vor Gottes Angeſicht ſtehe, wenn ich mit Ihnen rede?“

„Ich glaube es,“ verſetzte langſam der Gefragte.

„Und glauben Sie,“ fuhr Rolf fort, „daß es mir weltenfern liegt, in dieſer Stunde auch nur das geringſte unlautere Wort über meine Lippen zu laſſen?“

„Ich glaube es,“ wiederholte der andere.

„Herr Pfarrer — mein Schickſal verlangt es, daß ich zu dem äußerſten Mittel greife: dort liegt eine Sterbende, und hier ſtehen zwei Männer, die ſie geliebt haben. Denn auch ich habe ſie geliebt, aus tiefſtem, reinſtem Herzen. Wollen Sie von dem letzten Lager Ihrer Frau den fortweiſen, den ſie einmal geliebt hat, und nur den laſſen, den ſie nicht liebt?“

Hier ſchnellte der Pfarrer von ſeinem Sitze empor: „Herr, was erlauben Sie ſich …“ herrſchte er mit unterdrückter Stimme den Redenden an.

Aber dieſer fuhr unbeirrt fort: „Wenn Sie den Mut haben, gehen Sie — und fragen Sie ſie ſelber! Hier trag' ich den Brief in der Taſche, der mich hierherrief — mit Worten nicht, aber mit der Seele, die ihn ſchreiben hieß. Und geſtern hat ſie es ſelber zur Schweſter ausgeſprochen: ſie habe gewußt, daß ich kommen würde. Sie kennen ihre unſchuldige keuſche Seele — wollen Sie ihr dieſen letzten Hilferuf verargen? Und glauben Sie, daß es ohne Grund iſt, wenn ſie nicht weiterzuleben wünſcht, ſich nicht und nicht ihrem Kinde? Oder hat ſie wohl je Ihnen eine Liebe vorgeheuchelt, die ſie nicht empfand? Seien Sie ehrlich, ſie kann das nicht getan haben!“

Jetzt ſank der Pfarrer auf ſeinem Sitze zuſammen und vergrub den Kopf in den Händen. Er weinte.

„Verzeihen Sie,“ hob Rolf nach einer Weile mitleidig wieder an, „verzeihen Sie, daß ich Ihnen das ſagte. Aber Sie ſind hart geweſen gegen mich, ſo blieb mir keine andere Wahl, als auch hart zu ſein gegen Sie. Im übrigen, glauben Sie mir, auch ich habe ſchon ein paarmal in meinem Leben meinen Stolz ſo tief beugen müſſen, ſo tief … wie die Erfahrung enttäuſchter Liebe es nimmer vermag. Die Liebe iſt eine freie Gabe, ſelbſt noch des Ärmſten der Armen, und der ſie errungen, hat kein Verdienſt daran. Ich fühle mich wahrhaftig nicht erhaben über Sie, ſondern nur — vielleicht — ein wenig glücklicher. Und nun kommen Sie, laſſen Sie uns gemeinſam der Lieben Liebes erweiſen, ſolange es noch Tag iſt.“

Da gab der Pfarrer nach.

Als die beiden Männer gemeinſam das Krankenzimmer betraten, in dem heute die Fenſter nach dem ſonnigen Garten geöffnet ſtanden, und Rolf der Leidenden den Feldblumenſtrauß auf die Decke legte, glitt ein Strahl überirdiſchen Glückes über Hildegards Züge und erhellte Augen und Mienenſpiel ſo, daß Rolf die Nachricht, ſie habe beſſer geſchlafen als je, im Verein mit dem leiſen Aufleuchten als das erſte Zeichen einer Wendung der Krankheit nahm, die er ſo inbrünſtig herbeiwünſchte. Allein das dürre Pflänzlein der Beſſerung neigte bald wieder das Köpfchen. Das Fieber ſtieg von neuem, und als der Arzt kam, wußte er nichts zu ſagen, was Tröſtung verheißen konnte.

In der Nacht ſtarb das Kind. Als Rolf am nächſten Morgen Hildegard entgegentrat, erzählte ſie ſelber es ihm und ſetzte ganz ſtill hinzu: „Sehen Sie, ich habe keine Träne darüber vergoſſen — ich wußte es ja. Nun kommt bald auch meine Zeit.“

Und ſie kam. In zwei bangen und ſchweren Tagen. Sie wußten es jetzt alle im Hauſe. Der Arzt gab keine Hoffnung mehr. Das Lebensflämmchen brannte ſchwächer und ſchwächer, wiewohl das Fieber es immer wieder aufflackern machte.

Zwei bange und ſchwere Tage — aber Rolf waren ſie ein Feſt, heiligen und hohen Inhalts voll. Er ſah hier ein ſtilles Sterben, ſo ruhig und rein, wie ihm noch nie das Leben erſchienen war. Und alles Gute, was in ihm lebte, blühte an dieſen Tagen in ihm empor und brachte ſeine Früchte der Sterbenden dar.

Hildegard war nie traurig, nicht einmal bedrückt — gefaßt und friedfertig lag ſie da, innerlich längſt zur Reiſe bereit. Sie ſprach noch von allem, was ſie umgab, erkundigte ſich nach den Dingen des Haushalts, nach dem Eſſen für ihren Mann und den Hühnern. Am liebſten ſchien ſie an ihre Mädchenzeit zurückzudenken. Von ihr ſprach ſie oft zu Rolf, und gern ſchweifte ſie dann auch zu den Tagen hinüber, die ſie gemeinſam verlebt. Hin und wieder geſtand ſie auch mehr davon ein, als er ſelber gewußt.

„Eine Zeitlang hatte ich es mir ſchon zurechtgeträumt,“ ſagte ſie einmal, „daß wir beide uns geheiratet hätten. Es war eine hübſche Wohnung in der Stadt, an einem kleinen grünen Platz, nicht weit vom Tor, damit wir häufig ins Grüne könnten. Und ganz in der Nähe hatten wir auch die Kirche, ſo daß ich Sonntags immer die Glocken hören konnte. Ich hatte ein niedliches Zimmerchen für mich — und alle Möbel darin waren mit hellroſa Schleifchen gebunden, ſo über Eck wiſſen Sie; das hatt' ich einmal bei einer wunderſchönen Amerikanerin geſehen, die bei Tante Aurelie in Penſion war. Es iſt recht dumm, ſo was zu träumen, nicht wahr? Aber hübſch ſah es doch aus!"

Aber ein andermal ſagte ſie wieder: „Ich hätte lieber alte Jungfer werden ſollen; dazu hätt' ich ganz gut gepaßt. An den Fenſtern weiße Gardinen — und überall geſtrickte Deckchen, am liebſten in unſerem alten Hauſe. Und dann hätt' ich immer hübſche Muſter geſtickt und manchmal ein Gedicht dazwiſchen geleſen. Hier bin ich eigentlich gar nicht gern geweſen. Es riecht alles ſo neu, und alles ſieht ſo kahl und kalt aus. Und nicht einmal eine Kirche haben wir hier — ſondern nur ſo ein nüchternes Bethaus." Und nach einer kleinen Pauſe: „Was mich ſo kränkt, iſt, daß ich nicht einmal ein ordentliches Geläut haben ſoll; die Glocke im Bethaus klingt immer ſo wie Blech."

Und als Rolf ſagte, er wohne ja beim katholiſchen Pfarrer, der ſei ein ſehr freundlicher Mann und werde wohl erlauben, daß die großen Glocken in der Kirche geläutet würden, da ſah ſie ihn faſt ängſtlich von der Seite an und fragte kleinlaut: „Wird das auch nicht ſchaden?"

Und er ſtrich ihr ein Haarſträhnchen von der Stirn und erwiderte: „Gewiß nicht, Hildegard — ſie rufen ja beide zu Gott."

Darauf nickte ſie langſam vor ſich hin und entgegnete mit kaum bewegten Lippen: „Ja! Excelsior — vitae propitius; ganz nahe bald."

Die Erwähnung dieſer Worte rief ihm plötzlich ſein einſtiges Verhalten gegen dies junge Geſchöpf vor Augen und erinnerte ihn daran, daß er das hatte gut machen wollen bei ihr. Der Augenblick ſchien ihm günſtig.

„Hildegard," begann er zögernd. „Ich habe Ihnen noch etwas abzubitten ..." Er machte eine Pauſe. Sie hielt den Kopf ganz ſtill und ſchob nur die Augen in die Ecke.

„Was denn, Rolf?" fragte ſie langſam.

„Von damals — als ich weggehen mußte aus Ihrem Hauſe. Wiſſen Sie, warum ich ging?"

„Ich habe nicht viel danach gefragt. Es war nur ſchade."

„Glauben Sie mir, ich war Ihnen trotzdem gut, Hildegard, ſo gut ..."

Sie lächelte leiſe. „Das wußt' ich auch."

„Und Sie haben mir vergeben?"

„Ach längſt, längſt!"

„Hildegard ...!"

„Was?"

„Wenn wir unſer Leben noch einmal führen könnten!"

„Warum — es war ja ſo ſchön — ſo ſchön!"

Und dazu ſchloß ſie wieder die Augen ...

Am zweiten Vormittage, als beide Männer, von einem Gang durch den Garten kommend, ſie ſchlafend gefunden hatten, lud der Pfarrer Rolf ein, in ſein Zimmer zu treten. Hier ſah er ihn mit Tränen im Auge an und ſagte: „Wir wollen zuſammen beten."

Damit warf er ſich mitten in der Stube auf die Knie und faltete die Hände unter dem Kinn. Als Rolf noch ſtehen blieb, wiederholte er: „Wir wollen zuſammen beten. Können Sie nicht einmal für ſie beten?"

Rolf fühlte, welchen Gefallen er dem Knienden jetzt erwieſen hätte, aber er konnte es nicht über ſich gewinnen, ſeine Auffaſſung zu verleugnen.

„Mir iſt dieſe Form fremd," entgegnete er. „Mein Gebet ſieht anders aus."

Damit ſchlich er hinaus und betrat wieder leiſe das Krankenzimmer. Hildegard lag jetzt mit offenen Augen.

„Wo iſt er?" fragte ſie, als er herantrat.

„Er betet."

„Das hab' ich nicht mehr nötig. Ich bin jetzt glücklich." Damit reckte ſie ſich ein wenig, ſchloß die Augen, und indem ſie die Lider zuhielt, fuhr ſie fort: „Jetzt komm' ich auch bald zu deinem und meinem Schweſterchen, weißt du noch, damals — auf dem Kirchhof?"

Sie merkte augenſcheinlich gar nicht, daß ſie ihn „du" nannte, zum erſtenmal in ihrem Leben.

Er nickte leiſe vor ſich hin; ſie aber noch in der gleichen Stellung begann wieder: „Ich habe, ſeit du hier biſt, noch eins gelernt: die Menſchen haben recht, die Liebe iſt das Köſtlichſte auf der Welt. Und ich glaube, eine ſchönere Liebe hat nie jemand genoſſen als ich.“

Dann ſchwieg ſie lange und lag unbeweglich — aber es war, als lauſchte ſie auf das Jubilieren draußen in der Luft, das vernehmlich durch die offenen Fenſter ins Zimmer hineindrang und jetzt wohl die Begleitung ſpielte zu der Muſik in ihrer Seele. Aber allmählich veränderte ſich der innerlich horchende Ausdruck, und ſie ſchien wieder zu ſchlafen. Da erhob ſich Rolf leiſe und wollte hinausgehen. Wie er aber das geliebte Weſen, ſo halb entrückt ſchon einer Welt, deren lieblicher Mittelpunkt ſie ihm einſt geweſen, vor ſich liegen ſah, tat er, was er ſo oft ſich gewünſcht: er beugte ſich über die Ruhende und drückte einen leiſen Kuß auf ihre Lippen. Da ſchlug ſie die Augen auf — und ſah ihn an, ganz groß, ganz aus der Nähe. Er hatte ihre Augen noch nie ſo dunkel geſehen. Und ihm war, als ob ihre Lippen dabei flüſterten: „Den erſten!“

Vielleicht hatte die Worte aber auch nur ſeine Seele geſprochen, wie eben dieſe jetzt leiſe darauf erwiderte: „Und den letzten.“

Der Arzt hatte mittags geſagt, ſie würde die Nacht nicht mehr erleben. So war es auch. Und während draußen der Tag in den Abend ſank und aus der grünen Landſchaft vor den Fenſtern überallhin roſenrote Fernen machte und von einem jungen Apfelbäumchen herab eine Grasmücke unermüdlich ihr kleines Lied ſang, ging ihre Seele langſam hinüber ins unbekannte Land — lautlos und friedlich wie eine Sommerabendſtunde. Ihr Gatte und Rolf ſtanden zu beiden Seiten des Bettes und hielten ihre Hände gefaßt. Aber ſie ſah keinen mehr an und ſprach auch nicht — ſie ließ jetzt von dem Herrn ſich führen, an den ſie glaubte und der ſie ſänftiglich durch ihr kurzes Leben geleitet.

* * *

Es windete ſtark von der See her und der ganze Himmel war mit weißlich-grauen Wolkenfetzen bedeckt. Aber dazwiſchen ſchien die ſpäte Nachmittagsſonne und ließ ihre gelben Fahnen luſtig über den Weg und die Bäume und weithin über die ſamländiſchen Felder flattern, bis hinan an den niedrigen Höhenzug, der geradeaus im Norden mit dem vorgeſchobenen kegelförmigen „Hauſen“ ſein Ende nimmt. Und luſtig flatterten auch die Mähnen und die weißen Schaumfetzen von den Mäulern der beiden Rappen, die im ſcharfen Trabe auf der wohlgehaltenen Chauſſee ein offenes Gefährt von dem Bahnſtädtchen nach Norden trugen. Die im Wagen aber mußten häufig die Hüte halten und den Kopf gegen Weſten legen, wenn wieder ein meerhauch-geſättigter Sturmſtoß über die Felder ſchnob. Dann flatterten auch die Schleier auf den Hüten der Damen und die Mantelkragen der Herren — und alle im Wagen lachten auf über die Unverſchämtheit, mit der die zudringlichen luſtigen Geſellen an Himmel und Erde heute ihr Weſen trieben.

Rolf, auf ſeinem erhöhten Sitze neben der Lenkerin, hielt ſich faſt immer ſeitlich gewendet, ſo daß er mit Marion und ſeinem Olympier, die im Fond des Wagens ſaßen, gut Zwieſprache halten konnte und gleichzeitig doch ſeine Nachbarin im Auge hatte. Dieſe, in einem ſchmiegſamen Koſtüm von hellgrauer Farbe, deſſen Schoßtaille den Oberkörper zum Zerſpringen feſt umſpannte, war ihm eine ganz neue Erſcheinung, der reizvolle Typ der blonden Jüdin, der man die Abſtammung nur noch an der leiſen Schwere der oberen Augenlider anmerken konnte. Von jener äußerſten Gepflegtheit des Körpers, die verrät, wie ein äſthetiſcher Sinn ſich das Ziel geſteckt hat, den eigenen Körper zum Kunſtwerk und zur Augenweide der anderen zu geſtalten — eine keineswegs ſo leichte Aufgabe, als ſich ſogenannte gute Hausfrauen einzubilden pflegen und anerkennenswert und liebenswürdig obendrein. Denn wieviel Hingabe, wieviel Nachdenken und Qual des Auswählens gehört nicht dazu, um zwiſchen den Klippen der herkömmlichen Eleganz und einer ſichtbar werdenden Raffiniertheit glücklich hindurchzuſteuern! Und warum iſt es nicht freundlich gedacht, wenn man ſich Mühe gibt, neben all den Verzichtenden und den Aufdringlichen, den Vogelſcheuchen der Taſtenden und den billig oder teuer Geputzten eine leidliche Erſcheinung abzugeben, an der Männlein und Weiblein, wenn anders ſie überhaupt Augen beſitzen, gleichmäßig ihr Wohlgefallen haben können?

Mit ſo ähnlichen Worten hatte auch Marion Rolf gegenüber ihre Freundin Simonetta geſchildert. So und nicht mit ihrem Vornamen nämlich wurde ſie allgemein in ihren Kreiſen genannt, in Anklingung an den Namen des Vaters, des reichen Kommerzienrats, der in Teltnicken das Bernſteinbergwerk und die Taucherei betrieb und dort unmittelbar an der See ſich ein ſtattliches Schloß erbaut hatte. Dieſer Vater, mit einer hohen Intelligenz und einer zähen Willenskraft begabt, hatte ganz klein angefangen und es in der kurzen Spanne Zeit von zwanzig Jahren zu einem anſehnlichen Vermögen gebracht. Was aber noch mehr beſagen wollte, war, daß er durch Aufdeckung der in der Erde ſchlummernden Schätze und die kraftvolle Inangriffnahme ihrer Gewinnung der Gegend und der Provinz zu einem neuen Erwerbszweige verholfen und ſich damit um ſein engeres Vaterland in wahrem Sinne verdient gemacht hatte.

Man erzählte ſich, daß er als junger Menſch, doch ſchon verheiratet, mit einem Bündelchen auf dem Rücken, aus Rußland in Memel eingewandert ſei. Bald danach aber habe ſein Glücksſtern angefangen zu ſteigen, juſt zu der Zeit, als ſein Töchterlein, eben jene Simonetta, zur Welt kam, und darum nun ſei aus einer Art abergläubiſchen Anwandlung, aber begreiflich genug, dieſes Kind zu ſeinem Goldkind geworden, dem er gar nicht genug Liebes und Gutes erdenken und ſchenken konnte.

In Königsberg hatte der raſch emporgeſtiegene Geſchäftsmann, deſſen Intelligenz ihn bald auch den Wert der Wiſſenſchaften und Künſte ſchätzen lehrte, den Umgang mit gelehrten Kreiſen geſucht, nicht allein um den Verkehr ſeines Hauſes damit aufzuputzen, ſondern mehr noch, weil ſein reger und vielerfaſſender Geiſt nach neuer Nahrung und anderer Anregung verlangte, als ſie der eigene Beruf zu geben vermochte. So war er durch Morgenroth auch mit Doktor Brandis bekannt geworden. Der anfangs etwas künſtlich gezüchtete Verkehr zwiſchen den heranwachſenden beiden Töchtern hatte doch allmählich zu einem Verhältnis geführt, welches ſich Freundſchaft nannte und das wohl oft genug auch war, wiewohl dazwiſchen immer Zeiten kamen, in denen die vornehmen Gepflogenheiten des häufig in Berlin abweſenden Millionenfräuleins dieſes von der beſchaulicheren Lebensführung der ſtillen Gelehrtentochter entfernten.

Einige Male aber ſchon war das Paar aus der Kalthöfiſchen Straße im Teltnicker Schloſſe auf Sommerbeſuch geweſen, und auch jetzt wieder hatten ſie die Einladung angenommen, den Juli dort an der See zu verbringen. Marion hatte erwirkt, daß auch an Rolf die gleiche Einladung erging.

Nach ſeiner Rückkehr aus Weſtpreußen, unter dem Banne der Schatten, die Hildegards Sterben über ſeine Seele gebreitet, hatte Rolf ſich wochenlang faſt ganz in ſeiner Klauſe und hinter angeſtrengter Arbeit verkapſelt, und auch den Freunden, Stadion wie dem Brandisſchen Hauſe, gelang es nur ſelten, ihn ſeiner ſelbſtauferlegten Einſamkeit zu entreißen. Ja, Rolf, wie alle Renegaten, trieb das Selbſtbeſtimmungsrecht nach dem eigenen Tone, das ſich kaum mehr einen guten Rat wollte gefallen laſſen, neuerdings ſo weit, daß er nahe daran war, ſelbſt die zu verletzen, die ihm wohlwollten.

Erſt die Beobachtung, daß ſeine Geſundheit ein wenig gelitten hatte und bisweilen nicht mehr ſo ergiebig war, als es ſeine Arbeit erforderte, lenkte ihn ſchließlich um und machte ihn Marions Vorſchlage, ſie nach Teltnicken zu begleiten, geneigt.

Und ſo ſaß er nun vor ihr auf dem windigen Sitze, ſcherzte zu ihr zurück und bewunderte heimlich die Simonetta, an der alles tadellos ſaß, vom braunen, ſteifen Hütchen an bis zum hellgelben Schuhwerk hinunter. Und wie ſie mit den hocherhobenen, in hellen, wildledernen Handſchuhen ſteckenden Händen Leine und Peitſche haltend, die ſchäumenden Pferde regierte, während ſie kerzengerade und faſt unbeweglich ſaß und die Beine wie ein paar Eiſenſäulen gegen die Schutzwand vorn geſtemmt hielt, dabei zugleich, ohne ein Wort von der Unterhaltung zu verlieren, die Augen unverwandt auf die Pferde richtete, ſo daß ſie kaum Zeit fand, wenn der Wind es allzu mutwillig trieb, ihrem Nachbar einen kurzen Blick zuzuwerfen, der etwa beſagen ſollte: Gelt, geht's heute nicht luſtig? — da war das alles Rolf ein ſo fremdartiges und anregendes Bild, daß er ſich wiederholt durch Blicke mit Marion im Wagen darüber verſtändigen mußte, eine wie amüſante Schau ſie beide gegenwärtig genoſſen.

Als ſie im Schloſſe angekommen waren, wurde zunächſt in einem Empirezimmerchen zur Seite des großen, in altdeutſcher Renaiſſance gehaltenen Eßſaales der Tee genommen. Das breite Fenſter ging, über einen niedrigen Teil des Parkes hinweg, weit auf die See hinaus, und man ſah die dunkelblaue Fläche mit tauſend, aus dieſer Entfernung ſchon klein wirkenden, weißen Wellen bedeckt, zwiſchen denen, über ein nicht allzu großes Gebiet verſtreut, viele ſchwarze Kähne ſchwammen.

„Das ſind die Taucherboote,“ erläuterte die Simonetta, indem ſie auf Rolfs Frage neben ihn ans Fenſter trat. „Sie werden heute früher zurückkommen — das Wetter iſt zu ſtürmiſch geworden. Wenn Sie Luſt haben, ſollten wir nachher an den Seeberg gehen. Es ſieht ganz maleriſch aus, wenn ſie landen.“

Sie hatte das Schoßjäckchen abgelegt, aber den Hut noch aufbehalten, und ging nun in einer reichgeſtickten, weißſeidenen Bluſe hin und her, neben dem Diener behilflich, ihren Gäſten den Tee zu reichen. Die Mutter, eine liebenswürdige Dame mit einer etwas ſtattlich gewordenen Figur, ſaß inzwiſchen auf dem Sofa und unterhielt ſich mit Doktor Brandis, über deſſen Erſcheinung ſie, auch wenn ſie ihrer nur ganz flüchtig irgendwo von Ferne anſichtig wurde, ſtets eine ganz beſondere Freude zu empfinden behauptete, und Marion, wie immer in einem dunklen Kleide, ſah ſich, mit langſamen Schritten umherwandelnd, in den ihr ſchon bekannten Räumen nach Neuerungen um. So fiel die Unterhaltung mit der Haustochter im weſentlichen Rolf anheim, der noch in der Fenſterniſche ſtand, wohin die Simonetta immer wieder zurückkehrte.

Nach einigen Minuten erſchien auch der Vater. Mit einem lauten und herzlichen Lachen, darin er die Freude ſeiner Begrüßung kleidete, trat der kleine Mann über die Schwelle, und in demſelben Augenblick ſchien auch ſchon das ganze Zimmer von ſeiner queckſilbrigen Lebhaftigkeit erfüllt. Man ſaß jetzt um den Tiſch, aber jeder ſollte noch etwas zu ſich nehmen, Taſſen und Gläſer wurden hin und her gereicht, dazwiſchen mußten ſilberne Schüſſelchen mit zierlichen kleinen Brötchen und Küchelchen wandern, Scherzworte und Zwiſchenrufe flogen hinüber und herüber, Lachen und Beteuerungen ertönten, und der lauteſte von allen war der Hausherr mit dem hübſchen Moseskopf, dem ſtattlichen Bart und den intelligenten Zügen, der jetzt, da er ſaß, gar nicht mehr klein erſchien — augenſcheinlich alſo waren nur ſeine Beine etwas zu kurz geraten. Mitten in dem lebhaften Kreuzfeuer des Geſpräches beklagte er immer wieder, wie ſchade es ſei, daß keiner ſeiner Söhne — er hatte deren drei, die alle ſchon älter waren als die Tochter — zur Stelle ſein könne.

Nach einer halben Stunde brach alles auf, um der Rückkehr der Taucherboote beizuwohnen, die, wie man ſehen konnte, ſoeben den Heimweg antraten. Auf dem kürzeſten Wege durch den Park traf man am Rande des Seeberges juſt in dem Augenblicke ein, als das erſte der Boote an Land kam.

Es war ein prächtiges Schauſpiel, das ſich hier nun vor den Blicken der Städter entrollte.

Von der Höhe des anſehnlichen, ſchroff zum Strande abfallenden und reichlich mit Ginſter und Wachholder bewachſenen Seeberges ſah man weit auf das bewegte Meer und nach dem kaum minder bewegten grauen Himmel hinaus, der gegen den Horizont hin ſchon in gelben und ſchweſeligen Farben prangte und an dem, gleich rieſigen Ungeheuern, die dunklen, zerriſſenen Wolkenmaſſen entlangzogen. Auf der ſchwarzgrünen, ſchaukelnden Fläche aber, über die unaufhörlich die weißen Wogenkämme zum Strande rollten, wahllos überblitzt von dem Widerſchein der wechſelnden Himmelsbeleuchtung, kehrten nun ſchattenhaft die langen Taucherboote zurück, von der Brandung oft ſo ſtark noch gehoben oder auf die Seite geworfen, daß man glaubte, ſie müßten umkippen dabei. Geſchickt jedoch ſprangen im rechten Augenblicke die Inſaſſen mit ihren langen Stiefeln ins Waſſer hinein und brachten, die Hebekraſt der nächſtkommenden Wellen benutzend, mit kräſtigen Armrucken das Boot an Land. Auf den letzten Fahrzeugen waren noch die Taucher an Bord, wie wunderſame Seetiere wirkend in ihren Gummianzügen mit den rieſenrunden Köpſen, dem Glasverſchluß vor dem Geſicht und den Luſtzuführungsſchläuchen im Nacken und Rücken.

Aber ſchließlich war alle Mannſchaſt am Lande, nach Bootsriegen in Abteilungen aufgeſtellt, und das Bild da unten glich mehr einer militäriſchen Parade, denn daß man glaubte, die Bemannung einer friedlichen Taucherflottille vor Augen zu haben. Nun aber begann eine Prozedur, die Rolf anfänglich gar nicht begriff und für die er ſich erſt Erklärung holen mußte.

Vor jede Mannſchaſt von etwa vierzehn bis zwanzig Mann trat ein Auſſeher und begann die Leute, einen nach dem anderen, an Bruſt und Taſchen und Armen und Beinen zu befühlen. Öſters mußte einer auch den Hut abnehmen und hinhalten, hin und wieder wurde ſogar verlangt, daß jemand ſeinen Stiefel auszog und vor den Augen des Auſſehers umkehrte.

„Sie werden durchſucht, ob ſie nicht etwa Bernſtein geſtohlen haben,“ hatte die Kommerzienrätin aufklärend bemerkt, als Rolf ſich gleich zu Beginn der Sache darüber verwunderte.

Nachdem er es noch eine Weile mit angeſehen hatte, empfand er, daß in ſolchem Sich-durchſuchen-laſſen etwas Entwürdigendes liegen müſſe, und er hatte den Wunſch, aus eines anderen Munde eine Beſtätigung dieſer Meinung zu hören. So wandte er ſich rückwärts. Er hoffte, Marions Augen zu treffen, aber hinter ihm hielt die Simonetta. Sie ſtand etwas höher als er und hatte ihre ſchönen, etwas herriſchen Augen tief zu ihm herabgeſenkt. „Iſt das denn nötig?“ fragte er jetzt zu ihr hinauf. Es ſollte eigentlich heißen: Iſt das denn menſchenwürdig?

Aber ſie erwiderte mit einem kurzen Nicken des Kinns: „O ja! ſie ſtehlen gern! Die Stücke von ein oder zwei Mark ſind gar nicht ſelten.“

Und das ſagſt du, dachte Rolf, die du jeden Augenblick bereit biſt, das Zehn-, das Hundertfache in Handſchuhen und Hüten zu vergeuden? Wieder ſuchte er nach Marions Augen. Er wollte wiſſen, ob ſie auch jetzt wohl ſeine Gedanken zu leſen verſtand. Die aber war inzwiſchen zur Seite getreten und ſchaute aufmerkſam in die Tieſe hinunter, wo der Kommerzienrat, der ſchon die langen Holztreppen hinabgeſtiegen war, ſich nun vor den Leuten aufſtellte wie ein Kommandeur vor der Front.

„Leute —“ hörte man ihn jetzt mit ſeiner durchdringenden, wegen der Brandung noch geſteigerten Stimme ſchreien, „Leute — wer von euch hat Bernſtein geſtohlen?“

Ein hundertfach gejohltes „Niemand“ ſchallte als Antwort zurück.

„Na, dann macht, daß ihr zu Muttern nach Hauſe kommt!“ rief der Frager wieder, und damit war das Zeichen gegeben, daß da unten alles durcheinander kribbelte und wibbelte und im Handumdrehen der ganze Strand von Menſchen geleert war. Nur nach der einen Seite ſah man ein Häuflein zögernder ſich entfernen und konnte noch bemerken, wie ein paar Leute von der Gruppe ſich ſonderten und zurückkamen, augenſcheinlich willens, ihren Brotherrn zu ſprechen, ſobald dieſer ſeine Unterhaltung mit dem Oberauſſeher beendet haben würde.

Die auf der Höhe des Strandberges aber warteten das nicht ab, ſondern kehrten langſamen Schrittes auf einem Spazierwege durch den Park zum Schloſſe zurück. Unterwegs kam man an eine erhöhte Stelle, von wo man einen guten Überblick über das eine Viertelſtunde nördlich gelegene Bergwerk gewann. Eine große, weitgeöffnete Grube ward ſichtbar, in deren Tieſe umfangreiche Maſchinenhäuſer ſtanden. Mehrere ſchwarze Schlote ſtießen noch ihren Dampf in die windige Abendluſt, ſo daß es dauernd ausſah, als-ob ein paar weiße, ſchmale Bänder über der Grube flatterten. Hoch über alles aber erhob ſich der rieſige rote Schornſtein des Werkes, deſſen Tag und Nacht nicht verlöſchende, kurze, ſchwarze Rauchwolke die Stätte dieſes nicht raſtenden Menſchenfleißes auf viele Meilen ins Land hinein allzeit kenntlich machte. In der ſchon unſicheren Beleuchtung des ſinkenden Sturmabends gewährte das Ganze einen Eindruck, der eines großzügig romantiſchen Reizes nicht entbehrte. Rolf äußerte das zu der Simonetta, die neben ihm ſchritt, und ſie erwiderte, daß es noch viel romantiſcher unter Tage ſei; wenn er einmal Luſt verſpüre, wolle ſie ihn gern auf eine Fahrt in das Bergwerk begleiten, ſie ſei ohnehin lange nicht unten geweſen.

Rolf nahm das dankbar an, und ſie verabredeten, ſchon in den nächſten Tagen die Beſichtigung vorzunehmen.

Im Schloſſe begab ſich jetzt alles auf die Zimmer, um ſich zum Eſſen herzurichten und umzukleiden, und nach einer halben Stunde meldete ein dumpfdröhnender Gong, daß man zur Mahlzeit erwartet wurde.

Dieſe, die in einem regelrechten kleinen Diner beſtand und in dem altdeutſchen Speiſezimmer mit den großen, heute des Windes wegen geſchloſſenen Glastüren eingenommen wurde, verlief lebhaft und angeregt. Die Simonetta rauſchte jetzt, um eine Minute verſpätet, in einem perlgrauen Kleide herein, deſſen Stumpfheit das leicht ins rötliche übergehende modiſche Blond ihrer Haare doppelt leuchtend erſcheinen ließ. Der Vater empfing ſie mit einer Neckerei, indem er behauptete, ſchon von ferne zu ſehen, daß der dritte Haken an ihrem Taillenſchluß offen ſtehe, und ſie noch einmal vor den Spiegel werde zurückgehen müſſen, aber man fühlte ihm doch an, wie ſtolz er war auf dieſes ſtattliche, ſchöne Mädchen, der vernünftiger Sport und die denkbar beſte Ernährung ein ſo erfreuliches Gleichmaß von Kraft und Fülle verliehen hatten. Schade nur, daß ein etwas ſkeptiſcheres Auge zu befürchten begann, auch ſie möchte dermaleinſt die bei der Mutter bereits Fleiſch gewordene Neigung zur Fülle nicht ganz überwinden können. Was aber Rolf im Augenblick mehr beunruhigte, war die Bemerkung, daß ſie den jugendlichen Farben ihres Geſichts — höchſt überflüſſigerweiſe, wie er meinte — noch durch etwas künſtliches Rot auf den Backen nachgeholfen hatte.

Mitten während des Eſſens überraſchte ſie den Vater mit der Frage, was wohl die Leute von ihm gewollt, die nach der Entlaſſung der anderen unten am Strande zu ihm herangetreten.

„Einen Dampfer!“ verſetzte der Kommerzienrat mit vergnüglich blitzenden Augen. „Nichts mehr und nichts weniger als einen Dampfer wollten die Kerls.“

„Die alte Geſchichte,“ ergänzte die Tochter zu den Gäſten, „damit ſie auf See draußen warmes Mittagbrot an Bord bekommen.“

„Freilich, freilich!“ fuhr der Vater fort. „Vielleicht haſt du Luſt, ihnen von deiner Ausſteuer eines zu ſtiften?“

„Da haben ſie auch gar nicht ſo unrecht,“ miſchte ſich jetzt die Kommerzienrätin in das Geſpräch. „Wenn ſie den ganzen lieben langen Tag weit draußen auf See ſind in ihren offenen Booten und keinen warmen Biſſen im Magen — ich kann Ihnen verſichern, bei unſerem Septemberwetter iſt das kein Spaß. Und gar erſt im Oktober, wenn ſie noch heraus müſſen. Bis man mit Booten etwas heranbringt, iſt natürlich alles kalt.“

Dieſe Bemerkung ſchien dem Gatten keineswegs angenehm. „Ach, was verſtehſt du davon, Mutſch!“ entgegnete er in halb ſcherzhaftem und nicht gerade unfreundlichem Tone, aber doch in einer Weiſe, der man anmerkte, daß er gewohnt war, irgendwelche Beteiligung ſeiner Frau an geſchäftlichen Angelegenheiten kurzerhand zurückzuweiſen. „Frauenzimmer ſollen ſich um die Küche bekümmern, und die Karauſchen ſind heute wirklich gut, Jettchen. Sind die wieder aus unſerem Teich, was?“ Gleich darauf aber wandte er ſich an Doktor Brandis, um dieſen eingehender über einen Aufſatz zu befragen, in dem neuerdings ein bekannter Geologe neue Vermutungen über die blaue Erde, die Fundſchicht des Bernſteins, aufgeſtellt hatte.

Nach dem Eſſen begab man ſich in das mauriſche Zimmer, einen mit orientaliſchen Stoffen ausgeſtatteten und ſtalaktitenartig überwölbten Raum, in deſſen Mitte das Billard ſtand, und an deſſen Wänden ringsum breite, buntfarbige Diwans entlang liefen. Hier wurde, während der Hausherr mit ſeiner Tochter und Marion Billard ſpielte, der Kaffee genommen und dann im weiteren Verlaufe des Abends zu Zigarren und Zigaretten noch manches Glas Grog von Arak getrunken, der in ſeiner unſchuldig waſſerhellen Farbe ſo leicht zu kräftigerem Zuſpruch verleitet. Rolf ſaß mit der Hausfrau und ſeinem Olympier zuſammen, hatte aber ſtändig noch Augen für die Bewegungen der ſpielenden Mädchen, die in ihrer Gegenſätzlichkeit auch einen verwöhnteren Geſchmack, als der ſeine es war, hätten in Anſpruch nehmen können. Die Simonetta teilte ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen dem Spiel, das ſie vollendet meiſterte, einer großen, hellgelben Ulmer Dogge, die nach Tiſch hereingerufen werden durfte und ihre Herrin ſofort mit freudigem Winſeln umwedelte, und einem hohen Silberſpiegel, an dem ſie nicht vorbeigehen konnte, ohne wenigſtens einen flüchtigen Blick auf ihre bald hierhin, bald dorthin gewendete Kopffriſur, oder ihre Nackenlinie, oder die Schoßfalten ihres Kleides zu werfen. Rolf fand das eitel genug, aber er konnte doch nicht umhin, ſie auch jetzt wieder reizvoll zu finden, namentlich wenn ſie, um einen ſchwierigen Ball zu machen, ſich mit raſchem Schwunge auf die Bande des Billards ſetzte und im Hinüberlehnen das Gewirre ihrer ſpitzenbeſetzten Unterröcke zeigte, unter denen die hochhackigen Spangenſchuhe mit den blinkenden Schnallen ſichtbar wurden.

Als die Gäſte die Treppe zu ihren im oberen Stockwerk gelegenen Fremdenzimmern erſtiegen, machte Rolf eine etwas abſchätzige Bemerkung über die faſt ſchon naive Eitelkeit der Simonetta, aber Marion erwiderte: „Und doch hab' ich's Ihnen immer angeſehen, daß Sie das gar nicht unangenehm empfanden. So etwas verfängt bei Männern mit geſunden Sinnen unfehlbar. Es wäre ja auch ſchlimm, wenn eine kluge Perſon ſich ſo ganz vergeblich ſollte bemüht haben. Ohnehin iſt es ja ſchon richtig, daß jede Frau jeden Mann herumbekommen kann, wenn ſie will.“

„Das möchte ich wirklich einmal probieren,“ lachte Rolf.

„Nehmen Sie ſich in acht — es kann Ihnen leichter zuteil werden, als Sie ſich denken,“ verſetzte Marion. „Was aber die Simonetta anlangt, ſo iſt ſie doch erheblich mehr als ein eitles Geſchöpf.“

„Was denn? was iſt ſie denn?“ forſchte er eifrig.

„Ihre Neugierde iſt mir ſchon allzu lebhaft geworden,“ entgegnete die andere ausweichend, „und die Simonetta iſt auch viel zu ſtolz, um ſich meine Hilfe gefallen zu laſſen. Gute Nacht.“

Beim nächſten Morgenfrühſtück — es war ein windiger, grauer Tag geworden, der zu anderen Unternehmungen nicht gerade verlockte — ſchlug Rolf vor, gleich heute das Bergwerk zu beſuchen. Die Simonetta war ganz dabei, aber Marion, aufgefordert mitzutun, erklärte, ſie kenne es ſchon, und die Geſchichte ſei ihr auch etwas zu ſchmutzig.

So waren nur die erſteren zwei nach einer Stunde auf dem Wege zum Bergwerk. Rolf hatte den Leinenanzug eines der Brüder und deſſen hohe Stulpenſtiefel anziehen müſſen, dazu einen der von den Bergleuten hier vielfach getragenen Südweſter auf dem Kopfe; das Mädchen trug heute einen kurzen gelben Piquetkittel, die zugehörigen Pumphoſen ſteckten gleichfalls in hohen Stulpenſtiefeln, das Haar war faſt ganz unter einem gelben Schirmmützchen verborgen. Sie hatten erſt beide übereinander lachen müſſen, als ſie ſich in dieſer Vermummung entgegentraten.

Im Bergwerk war natürlich alles in vollem Betriebe. Überall dampften die Maſchinen und raſſelten die Ketten der Kräne, die aus der blauſchwarzen Tiefe, wo in offener Grube bei Tage der Bernſtein gewonnen wurde, die erdgefüllten Lowries in die Höhe hoben, damit ſie dann auf ſchmalen Schienengeleiſen weiterbefördert würden. Hin und her liefen die leeren und vollen Züge zwiſchen den Hebekränen und dem vielfenſtrigen Holzbau am Abhang der Grube, innerhalb deſſen mit lautem Lärm und Klatſchen der Inhalt der Lowries in große Behälter umgekippt wurde, und in unaufhörlicher Wiederholung ſah man hier die Erde mittels einer ſinnreichen Vorrichtung zur gleichmäßigen Verteilung alsbald nach der Wäſcherei gelangen, wo in holzgezimmerten langen Kanälen durch dauernde Waſſerfluten mit ſtarkem Gefälle die erdigen Maſſen zu Schlamm und in einen ſchmutzigen Strom verwandelt wurden, der nun durch zwiſchengeſchaltete, erſt grobe, dann immer feinere Eiſenſiebe hindurchſchoß und bei jedem ſolcher Siebe ſeinen mitgetragenen Inhalt an größeren und immer kleineren Bernſteinſtückchen zurückließ. Zum Schluſſe wurde wirklich ſelbſt das kleine, erbſengroße, allerdings ziemlich maſſenhaft angehäufte Geröll aufgefangen, damit auch dieſes noch zur Verwertung gelange.

Die beiden ließen ſich überall herumführen — die Simonetta wußte natürlich gut Beſcheid, wohin ſie ſich dieſerhalb wenden mußte. Auf Schritt und Tritt verfolgten ſie dabei überall ſchon die Spuren der ſogenannten blauen Erde, die eigentlich nicht anders ausſah als wie grauſchwarze naſſe Chausſeeſchlicke, und die im getrockneten Zuſtande als ſtumpfgrauer Schmutz vielfach an den Gegenſtänden klebte, mit denen man hier in Berührung kam. Auch ihre beiderſeitigen Anzüge wieſen bald genug deutliche Spuren ihrer neuerlichen Bekanntſchaft mit der blauen Erde auf.

Nachdem ſie im Tagewerk alles beſichtigt, galt es nun den Betrieb auch unter Tage kennen zu lernen. Auf dem Wege nach dem Einſteigeſchacht kamen ſie an einem Fachwerkhäuschen vorüber, durch deſſen offene Tür ſie im Halbdunkel einen großen Mann über Büchern und Heften gewahrten. Die Simonetta blieb vor dem Eingang ſtehen und begrüßte den Sitzenden. Dieſer erhob ſich jetzt und trat in die Tür. Es war ein mächtiger Menſch mit rieſigem Bruſtkaſten und breitem, geſundem Geſicht, das ein ſtruppiger Maurerbart einrahmte. Der Südweſter, den auch er aufhatte, berührte oben den Querbalken des Eingangs — das ließ ihn noch größer erſcheinen, als er vielleicht war. Reſpektvoll und mit einer gewiſſen Huldigung in ſeinen klugen grauen Augen begrüßte er die Herrentochter. Dieſe machte Rolf bekannt. „Herr Betriebsinſpektor Raubow, die Seele unſeres Betriebes,“ ſtellte ſie dann ihn ſelber vor. „Nun, wie macht ſich's?“

„Na, hat ja all wieder was gegeben,“ verſetzte der Gefragte mit einem Kopfnicken nach hinten.

„Wieder Lohnerhöhung?“

„Nee — diesmal anders.“

„Was denn?“

„J — da von den Tauchern.“

„... mit dem Dampfſchiff das?“

„Stimmt! — ſie wollen nun mal eine Sache machen, die in der Grube mit denen da draußen, ſagen ſie.“

„Iſt's möglich?“

„Heute morgen traten ſchon ſechſe bei mir an.“

„Und Sie?“

„Ich? Na vorläufig hab' ich ſie weggeſchickt.“

Die Simonetta hatte das rechte Bein vorgeſtellt, wiegte ihren Fuß über der ſchmalen Leiſte, die hier die Schwelle erſetzte, hin und her und guckte darauf herab, als wollte ſie etwas daran ſtudieren.

„Wiſſen Sie, was ich täte?“ begann ſie nach einer Pauſe. „Sie kennen doch die Rädelsführer, was?“

Herr Raubow rückte an ſeinem Südweſter. „Ob ich ſie kenne! die anderen ſind ja viel zu dumm dazu. Die von heut' morgen waren's natürlich nicht.“

„Ich ließe mir die Geſellſchaft kommen,“ fuhr die Simonetta fort, „zahlte ihnen ihren Lohn aus und ſchickte ſie nach Hauſe; auf der Stelle. Laß ſie mal nach Kraxtepellen gehen, ſich für Kartoffeln und Kaffee verdingen.“

„Dann hetzen ſie uns man die anderen erſt recht auf den Leib, wenn ſie Zeit haben.“

„Ich tät's mit jedem ſo, der wieder muckſte. Dann würden ſie ſich's ſchon abgewöhnen. Leute kriegen wir doch genug.“

„Und ob! bei dem ſchönen Lohn.“

„Na alſo!“

„Können wir nicht, Fräulein,“ lachte der Inſpektor.

Die Simonetta drehte ſich kurz auf dem Abſatz um. Dann über die Schulter zurück, als wollte ſie mit einem Verehrer kokettieren, verſetzte ſie mit einem leichten gemachten Seufzer: „Raubow, Sie wiſſen, ich liebe Sie, aber Sie ſind mir zu gutmütig.“

Damit gingen ſie ſchon weiter. Sie hörten noch hinter ſich den Inſpektor laut und herzlich lachen.

„Iſt das alles Ihr Ernſt geweſen?“ fragte Rolf, als ſie außer Hörweite waren, ſeine Begleiterin.

„Vollkommen,“ erhielt er zur Antwort.

„Haben Sie ſo wenig Reſpekt vor den Wünſchen anderer Menſchen?“

„Vor wem oder vor was ſoll ich Reſpekt haben? Den Leuten geht es ſo gut. Nirgends im Lande haben ſie ſo viel Lohn. Und ſehen Sie mal zu, wie die eſſen.“

„Sie haben auch ſchweren Dienſt.“

„Mag ſein; aber was täten ſie ſonſt?“

„O, man könnte ſie wohl zu manchem anleiten.“

„Ach ſo. Sie ſind auch für Volksbeglückung.“

„Sie nicht?“

Die Simonetta blieb ſtehen und ſah ihn feſt an. Sie hatte wieder ihre herriſchen Augen. „Nein, wenn Sie die Leute länger kennen, werden Sie es auch nicht mehr ſein. Aber hier ſind wir angelangt. Guten Tag, Herr Inſpektor. Alſo, es wollen wieder mal zwei in die Grube fahren.“

Sie wurden nun mit kleinen Laternen ausgerüſtet, und ein raſch herbeitelephonierter Führer geleitete ſie zu einem nur wenige Schritte entfernten Einſteigeſchacht. Auf faſt ſenkrecht ſtehenden Leitern, deren Sproſſen über und über von der naſſen blauen Erde ſtarrten, mußten ſie nun einer hinter dem anderen rückwärts wohl fünfzig Meter in die Tiefe ſteigen. Der Führer voran, dann Rolf und als letzte die Simonetta. Und während er da hinabkletterte und es immer dunkler umher wurde, mußte er ſich wieder über das hochmütige Mädchen wundern, die jetzt ſo gar keinen Anſtand nahm, mit ihren weißen wohlgepflegten Händen die ſchmutzigen Sproſſen anzupacken, die vor ihr Tauſende von Arbeitern befaßt und begangen hatten. „Der Griff mit Handſchuhen iſt hier oft unſicher,“ ſagte ſie im Herabſchreiten zur Erklärung. „Das Leben ſieht nun einmal nicht anders aus hier unten.“

Als ſie in der Tiefe angelangt waren, war es ſchon ſtockdunkel, das Tageslicht über ihnen, in dem viereckigen Ausſchnitt des Schachtes wirkte nur noch wie ein ferner Stern. In den Längsſchachten, durch die ſie der Führer nun leitete, und in denen man faſt immer gebückt gehen mußte, gaben ihnen nur ihre Laternen ſpärliches Licht. Man ſah dabei, daß der Stollen an der Decke und zu den Seiten mit ziemlich naheſtehenden Rundhölzern ausgezimmert war, zwiſchen denen jedoch häufig das feuchte Erdreich zum Vorſchein kam. Am Fußboden entlang liefen ſchmalſpurige Schienen, auf denen hin und wieder eine gefüllte oder leere Lowry von einem Arbeiter an ihnen vorübergerollt wurde. Sie mußten ſich dann dicht an die Wände drücken, um von dem Gefährt nicht geſtreift zu werden. Die Bergleute aber, welche, ihr Grubenlicht vorn an einem Knopf tragend und die Wagen ſchiebend, an ihnen vorüberkamen, machten verwunderte Augen, die im Weißen ſchwimmend inmitten ihrer erdbeſchmutzten Geſichter bei dem unſicheren Scheine dem Ausdruck der Züge faſt etwas Irres und Sataniſches gaben.

Anfangs war der Fußboden leidlich trocken, allmählich wurde er naſſer und glitſchiger, und es dauerte nicht lange, ſo watete man in offen ſtehendem Waſſer, das immer tiefer zu werden ſchien. Rolf begriff jetzt recht den Sinn der ihm von der Hausfrau aufgenötigten hohen Stiefel. Ohne ſie wäre es gar nicht möglich geweſen, hier weiterzugelangen.

„Das iſt das Schlimme,“ ſagte nach einer Weile die Simonetta und wendete ſich nach dem hinter ihr gehenden Rolf, „daß wir hier ſo mit dem Waſſer kämpfen müſſen. Wir haben es ſchon ein paarmal erlebt, daß uns ein ganzer Stollen ertrunken iſt, verſoffen ſagen hier die Leute. Nicht wahr?“

„Jawohl, gnädiges Fräulein,“ beſtätigte der Führer. „Indem, daß das Waſſer von der See hereindringt, und da iſt pure nuſcht nichts zu machen.“

„Aber was tut man, wenn einen ſo etwas überfällt?“ fragte Rolf.

„Man läuft ebens weg,“ lachte der Führer. „Bloß einmal vor fünf Jahren, da ſind doch hier zwei Leute bei ertrunken.“

„Kein ſehr ſchöner Tod, in dieſem Schlamm umzukommen,“ meinte die Simonetta ſtehenbleibend und rümpfte ihre niedliche Naſe kraus, ſo daß Rolf, der neben ſie getreten war, plötzlich ihre ſchimmernden Zähne durchs Dunkel zu ſehen bekam.

„Hier geht's in einen verlaſſenen Stollen hinab,“ erläuterte der Führer, ſein Grubenlicht emporhaltend, ſo daß man in ein ausgezimmertes rabenſchwarzes Loch blicken konnte. „Wir waren zu tief gekommen und konnten das Waſſer nicht abkriegen. Dabei war eine ſchöne Ausbeute drin — handgroße Stücke — viele.“

„Alſo da gehen wir nachher hinein und ſuchen was?“ ſagte das Mädchen und blitzte ihren Begleiter mit munteren Augen an.

„Gewiß,“ entgegnete dieſer.

„Es iſt nicht gut, Fräulein,“ meinte der Führer, „die Wände ſtehen nicht mehr ſicher — einiges iſt auch ſchon herausgenommen.“

„Macht nichts! Gerade wenn es gefährlich iſt,“ war ihre raſche Antwort. „Nicht?“

„Gewiß,“ wiederholte Rolf.

„Lieben Sie die Gefahr?“ fragte ſie im Weiterſchreiten zurück.

„Ja,“ entgegnete er, ohne recht zu wiſſen, ob er wahr oder unwahr redete.

„Ich auch! Mir erhöht ſie geradezu den Reiz des Lebens.“

Sie waren nun an den Schluß dieſes Schachtes gelangt und ſahen die Bergleute, im Schein ihrer kleinen Lichter, bei der Arbeit. Die einen zimmerten die Wände auf, die anderen füllten den daſtehenden Wagen mit blauer Erde. Die Simonetta ſteckte den Leuten Geld zu, das ſie für dieſen Zweck augenſcheinlich ſchon bereit gehalten hatte, und ſie kehrten zurück. Als ſie an den aufgegebenen Stollen kamen und der Führer vorübergehen wollte, blieb das Mädchen ſtehen und ſagte: „Nun, wir wollten doch hinein.“

„Es iſt wirklich nicht gut,“ widerriet der Führer.

„Aber ſie wollten, denk’ ich?“ wandte ſie ſich nach Rolf zurück.

Einen Augenblick zögerte dieſer, dann entgegnete er: „Freilich, wenn Sie Luſt haben ...“

„Alſo gut!“ verſetzte ſie kurz und damit, das Grubenlicht erhebend, trat ſie ſchon in den Stollen hinein, in dem vornan noch kein Waſſer ſtand. Rolf folgte ihr. Es ging ſehr bald ziemlich ſchräg herab und die Füße erhoben ſich ſchwer, weil ſie in dem aufgeweichten Boden einſanken.

„Kommen Sie zurück,“ bat Rolf, als nun auch das Waſſer begann.

Aber ſie wollte nicht hören und ging, wenn auch immer vorſichtig, langſam weiter, häufig mit ihrem Lichtchen die Wände zwiſchen den Pfählen abſuchend, ob ſich nicht irgendwo ein gutes Stück Steines zeigen möchte, das ſie als willkommene Ausbeute mitnehmen könnte, „bloß um Vater zu imponieren,“ fügte ſie hinzu. Das Waſſer ſtieg dauernd, da der Boden ſich weiter ſenkte. Zum zweitenmal mahnte Rolf umzukehren, und der Führer, der jetzt auch nachgefolgt war, ſtimmte dem bei. Die Simonetta achtete es nicht. Jetzt reichte ihnen das Waſſer faſt ſchon bis an die Knie, und ſie wollte immer noch nicht umkehren. Eifrig ſuchte ſie an einer Wand entlang, auf der wiederholt ſchon Stützen gefehlt hatten, ſo daß ein längeres Stück freilag.

„Wir müſſen doch etwas finden,“ meinte ſie wiederholt.

Aber endlich wurde es Rolf zuviel. „Jetzt dürfen Sie nicht weiter,“ ſagte er und trat entſchloſſen neben ſie. Ihr Geſicht konnte er gar nicht ſehen dabei.

„Wie wollen Sie mich hindern?“

„Mit Gewalt.“

„Verſuchen Sie’s doch!“

Und da hatte er richtig mit einem feſten Griff ſie an Unterarm und Taille gepackt und den Schritt zurückgeriſſen, den ſie ſchon wieder vorwärts getan. Die Bewegung war ſo heftig geweſen, daß das Waſſer in dem dunklen Loch rund um ſie herumſpritzte. Er ließ ſie auch jetzt nicht los, ſondern führte die immer widerſtrebende, die er mitleidslos gepackt hielt, ein gut Stück weiter zurück, bis ſie aus dem Bereich der fehlenden Stützen waren.

Sie lachte dabei halb, halb ſchien ſie ärgerlich, und es machte ihm eine innere Freude, mit dem ſchönen, kräftigen Geſchöpf ſo wahrhaft zu kämpfen.

„Sie haben gar kein Recht, mich ſo zu vergewaltigen,“ ſagte ſie zwiſchen den Zähnen hindurch, als er ſie endlich frei ließ. Sie ſchien ſich jetzt erſt darauf zu beſinnen, welche Rolle ſie bei dieſer Sache ſpielen müſſe.

„Aber ich habe die Verantwortung, daß Sie keinen Leichtſinn begehen,“ war ſeine Antwort. „Was wollen Sie denn noch in dem Loch? Daß Sie ſich vor einer Gefahr nicht fürchten, haben Sie mir ja ſchon bewieſen; das hätt’ ich übrigens auch ohne das geglaubt.“

„Warum?“

„Weil Sie mutig ausſehen. Und man merkt Ihnen auch an, daß Sie Ihren Willen geſtählt haben.“

„Ihnen nicht!“

„Alſo vielen Dank, daß Sie mir Gelegenheit dazu gaben,“ verſetzte er mit einem Lächeln, das, da er es mit geſenktem Kopfe und alſo von unten herauf ausführen mußte, etwas intimer ausfiel, als er es bei aufrechter Haltung wohl gewagt haben würde.

„Das war bloß meine Abſicht!“ verſetzte ſie mit einem ähnlichen Lächeln, und in dieſem beiderſeitigen Mienenſpiel, das in der dumpfen Abgeſchloſſenheit des vier Fuß breiten Raumes, dem Rabendunkel umher und dem verſtreuten Schein der Grubenlichter wie eine ganz ausgeſuchte Intimität wirkte, war im Nu der Zorn verraucht, den er vorher heraufbeſchworen.

„Wir ſehen ſchön aus!“ ſagte er, als ſie wieder ans Oberlicht gekommen waren, indem er auf ihren und ſeinen Zuſtand wies — ſogar ihr Geſicht hatte einige Spuren des unterirdiſchen Ganges abbekommen.

Sie erhob ihre weißen Hände gegen ihn, die ſie, da die Erde daran zu erſtarren begann, gar nicht mehr zu ſchließen wagte, und beſah ſie flüchtig. „Das macht mir nun gar nichts,“ verſetzte ſie gelaſſen. „Wenn ich eine einfache Frau geworden wäre, ich könnte ſo mitarbeiten! Aber noch lieber wäre ich Reitknecht geworden! Mit den ſchönen Pferden ſo umzugehen oder ein wildes Tier zuzureiten ...! Haben Sie nie ſo verrückte Gelüſte nach irgend etwas Hartem, Grauſamem?“

Sie gingen jetzt ſchon den Weg nach dem Ausgang hinauf.

„Nein!“

„Das verſteh’ ich nicht!“ verſetzte ſie raſch.

„Das Leben iſt vielleicht mit mir ſelber ſchon hart und grauſam genug verfahren.“

Sie blieb einen Augenblick ſtehen und prüfte ihn kühl. „Inwiefern?“

„Ich bin ganz einfacher Leute Kind und habe mich recht durchſchlagen müſſen in der Welt.“

Sie ſenkte wie ein wenig beſchämt den Kopf und nahm den Weg wieder auf. „Ach! das hätte ich gar nicht gedacht,“ ſagte ſie kleinlaut.

„Und warum nicht?“ forſchte er.

„Weil Sie ſo geſchmackvolle Schlipſe tragen,“ entgegnete ſie mit einem munteren Kopfaufwerfen.

„Soll ich mich dafür bedanken oder nicht?“

„Natürlich! Wenn eine ſchöne Frau einem Manne ſagt, daß ſie ihn leiden mag ...“

„Haben Sie das geſagt?“

„Eben!“

„Ich hörte nur was von Schlipſen.“

„Kleider machen Leute.“

„Auch Menſchen?“

„Wenigſtens ein Stück von ihnen — die Manieren.“

„Meinen Sie?“

„Ja, man benimmt ſich gewöhnlich, je nachdem man angezogen iſt.“

„Und wenn man gut angezogen iſt, nicht gewöhnlich?“

„Sie verdrehen den Sinn meiner Worte.“

„Und Sie den Sinn Ihrer Manieren.“

In dieſem Tone ging es noch eine Weile weiter, bis ſie wieder Frieden machen mußten. Aber das Ergebnis ihrer gemeinſamen Entdeckungsfahrt war doch, daß ſie jetzt öfters ſolche Plänkeleien miteinander hatten, ja, daß ſie bisweilen ſich ſchon mit geſchärften Waffen entgegentraten, beide begierig, ſie aneinander zu meſſen. Die Verhältniſſe der Arbeiter auf dem Bergwerk waren häufig der Ausgangspunkt und die Urſache ihrer Wortgefechte, und der Vorwurf Simonettas, daß er die Dinge nicht ſo kenne wie ſie, die damit aufgewachſen, gab ihm Veranlaſſung, ſich um den Betrieb dort noch mehr zu bekümmern, als er ſonſt vielleicht getan hätte. Ohne ein beſonderes Vornehmen wurde er ſo ein ſtändiger Gaſt auf dem Bergwerk, kannte bald alle Aufſichtsbeamten, war in den verſchiedenen Häuſern vertraut, und unterhielt ſich namentlich auch gern mit den Bergleuten ſelbſt.

Im Schloſſe lebte man inzwiſchen ziemlich gleichmäßig dahin. Man ging viel im Park ſpazieren, ſpielte am Tage Tennis und Boccia, badete kurz vor Tiſch, aß vor allem häufig und hervorragend gut und machte bisweilen an den Nachmittagen Ausflüge zu Wagen in die Umgegend. Die Simonetta war dabei gern zu Pferde und ließ ſich ſtatt eines Partners, den ſie nicht hatte, von ihrer großen Dogge, „Lord“ geheißen, begleiten. Sie liebte das Tier ſehr. Als aber Rolf ſie einmal den Hund für eine Unart ganz unbarmherzig peitſchen ſah, juſt an demſelben Tage, da er Zeuge geweſen, wie ſie ihr Reitpferd, das einen kleinen Graben nicht nehmen wollte, mit Zügel und Sporn fortgeſetzt peinigte, bis es ihr ſchließlich den Willen tat — da konnte er ſich nicht enthalten, ihr am Abend, während ſie wie gewöhnlich im mauriſchen Zimmer zu Grog und Zigaretten Billard ſpielten, und als beiden das ſtarke Getränk ſchon einigermaßen zuzuſetzen begann, unter vier Augen zu ſagen: „Heut’ hab’ ich Ihren Charakter erkannt.“

„Nun und?“ fragte ſie, die Fäuſte auf die Spitze der Queueſtange ſtützend.

„Grauſam und ſinnlich.“

„Alſo wie Nero,“ war ihre Antwort.

„Ich glaube auch, Sie könnten, bloß Ihnen zum Spaß, ein Dutzend Chriſtenmenſchen an Pfählen ſchmoren laſſen.“

„Juden auch,“ ergänzte ſie trocken. „Namentlich die, welche mich heiraten wollen.“

Er kreuzte ſeine Stange hinterm Rücken. „Finden Sie es ſo ſchön, andere zu quälen?“ fragte er herausfordernd.

Sie tat das Gleiche. „Braucht ſich ja keiner gefallen zu laſſen,“ verſetzte ſie ſchnippiſch.

„Dann waren Sie alſo neulich ganz zufrieden mit mir?“

„Wann neulich?“

„Im Bergwerk unten.“

Statt aller Antwort öffnete ſie die Haken am Unterarm ihrer ſeidenen Bluſe, ſtreifte den Stoff hinauf und zeigte ihm eine Anzahl verfärbter Stellen darauf. „Da ſind Ihre Spuren!“

Er konnte nicht anders, er mußte lächeln, legte den emporgehaltenen rundlichen Arm auf ſeine Fingerſpitzen, und indem er ſich herabbeugte, küßte er die dunklen Stellen, ſo recht mit Muße, eine nach der anderen. „Sind es alle?“ fragte er dazu.

„Nein — ich habe noch eine.“

„Bitte.“

Sie wies auf eine Stelle dicht über ihrem Knie. „Da haben Sie mich geſtoßen.“

„Bitte!“ wiederholte er, indem er die offene Hand ihr hinhielt, als erwarte er, daß ſie ihr Knie darein lege.

Sie ſtand ſehr nahe vor ihm, trat jetzt noch einen Schritt dichter heran und ſagte, ſozuſagen ihm in die Augen: „Sie ſind frech!“

„Und Sie grauſam — ich ſagte ja.“

„Sinnlich, haben Sie geſagt. Woher wiſſen Sie das?“

„Von ihren Augen.“

„Sie ſind wirklich frech,“ verſetzte ſie, indem ſie das wirklich betonte, drehte ſich um und ließ ihn ſtehen.

Er ſah durch die offene Tür im Nebenzimmer Marion ſitzen, fand plötzlich, daß er in der Alkohollaune zu weit gegangen ſei verſetzte ſich ſelber einen freundſchaftlichen Backenſtreich und beſchloß, ihr nicht wieder Anlaß zu ſolcher Koketterie zu geben.

Das war nicht ganz leicht. Denn fortan legte es Evas gelehrige Tochter ſichtlich darauf an, ihn durch Worte und Blicke zu reizen. Allein die erkennbare Abſicht auf ihrer Seite rief nun auch ſeinen Willen wach, und das hatte zur Folge, daß ihre bisher meiſt harmloſen Plänkeleien eine Beimiſchung von Biſſigkeit bekamen, die ihnen beiden, für Augenblicke wenigſtens, die Laune verdarb.

Einmal, als ſie im Park miteinander gingen und die Simonetta plötzlich die Luſt anwandelte, ſich von ihm in einer bereithängenden Matte ſchaukeln zu laſſen, ſagte er, da ſie ſich ſo ungeniert darin bettete, daß er über Gebühr viel von ihren durchbrochenen ſeidenen Strümpfen zu ſehen bekam, ganz offen: „Warum kokettieren Sie eigentlich mit mir? Sie wiſſen doch, daß ich verlobt bin.“

Sie ſchielte ihn von der Seite an und erwiderte gleichmütig: „Und werden Ihre Braut doch nicht heiraten.“

„Wer ſagt Ihnen das?“

„Die Art, wie Sie von ihr ſprechen,“ fuhr ſie gelaſſen fort. „Sie hat ſicher wenig äußere Reize.“

Nun fuhr er auf: „Ich wünſche überhaupt nicht, daß Sie von meiner Braut ſprechen! Sie haben keine Ahnung von dem, was uns bindet.“

Sie ſchwieg und ſchaukelte eine Weile ruhig weiter. Dann begann ſie, die Augen jetzt ſtarr in den Himmel über ihr gerichtet: „Sie lieben überhaupt ganz wen anders!“

„So!“ lachte er auf, „wen denn? Sie vielleicht!“

„O nein!“

„Wen ſonſt?“

„Marion!“

„Ausgezeichnet!“

„Ja — Sie lieben ſie!“

„Und woran merken Sie das, wenn man fragen darf?“

„An Ihren Blicken!“

„So?“

„Ja! Sie verſchlingen ſie förmlich, wenn ſie ſpricht bei Tiſch. Und ſie ſpricht ja ſehr klug.“

„Erzählen Sie das doch Marion! Sehen Sie zu, wie die Sie auslachen wird.“

Die Simonetta, immer noch ſchaukelnd: „Das ſpricht nicht dagegen.“

Er wieder: „So — und wenn Sie das wiſſen, was wollen Sie denn von mir?“

„Unterhaltung, ſehr einfach.“

„Die könnten Sie doch auch haben, ohne — Ihre ſeidenen Strümpfe zu bemühen,“ verſetzte er frech.

Es genierte ſie nicht. „Ja — aber es macht mir Spaß, Sie zu reizen.“

Er lachte wieder auf.

„Und Ihr oſtpreußiſches Blut ein bißchen in Wallung zu bringen.“

„Das tun Sie gar nicht! Da — wollen Sie fühlen, wie ruhig mein Puls geht?“ Er hielt ihr das Handgelenk hin.

Sie ließ ſich nicht ſtören, weder im Schaukeln, noch in ihren Gedanken. „Gerade, weil Sie immer ſo tugendhaft tun. Wozu ſind auch zwei Geſchlechter auf der Welt, wenn ſie nicht miteinander ſpielen wollen — falls ſie Zeit haben natürlich. Wenn ich eine Bergmannsfrau wäre oder eine Waſchfrau, würde ich genau ſo tun, ſobald ich frei wäre. Und jeder geſunde Mann muß ebenſo empfinden.“

„Da dürften Sie ſich doch ſehr irren,“ warf er ein.

„Nein, ich irre mich gar nicht,“ entgegnete ſie in ihrer heute ſcheinbar unerſchütterlichen Ruhe. „Mir hat einmal ein ſehr kluger Arzt geſagt, daß die geiſtige Schaffenskraft des Mannes vorbei iſt, ſobald die Luſt am Spiel der Geſchlechter bei ihm aufhört. Deswegen bleiben auch manche länger jung als die anderen.“

Dieſe Wendung des Geſprächs ins ernſthaft Phyſiologiſche verſöhnte ihn wieder mit ihrer launiſchen Koketterie.

(Schluß folgt.)

Mutter Nacht

Mutter Nacht, die du allheilend biſt,
Sieh', dein Kind hat all ſein Glück verloren.

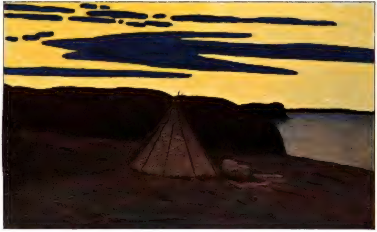
Sieh', dein Kind iſt müde von den Sorgen,
Nimm, o Nacht, mein Haupt in deinen Schoß,
Sieh', nur ſo werd' ich die Sorgen los —
Nah ſchon, glaub' ich, iſt der rote Morgen.

Sieh', ich muß hinaus zum neuen Streit,
Sieh', mein Blut verlangt nach Kampf, ich fühle
Schon der Morgenröte friſche Kühle,
Schon das Knoſpen froher Frühlingszeit.

Doch mein Herz verlangt nach ſtillen Stunden.
Gib, o gib mir deiner Nächte Ruh',
Schließ die lichtermüden Augen zu,
Laß, o laß mich endlich ganz geſunden!

Hans von Guenther

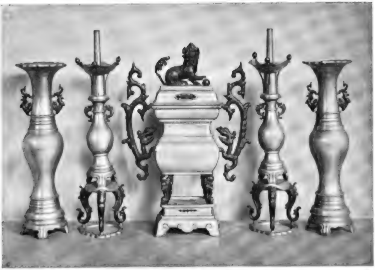
* * *



Al. Boriſſow: Eine der Studien zu dem großen Gemälde „Ein Moment der totalen Sonnenfinſternis am 27. Juli 1896“.

Zu Norden: Alexander Boriſſow und ſein Werk. Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google



Altargarnitur aus Zinn, aus der Zeit des Kaisers Taokwang, 1821 bis 1851.

Die chinesische Kleinkunst

Von

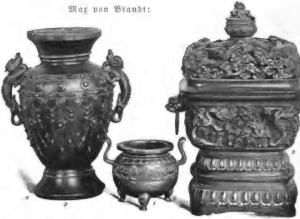
Max von Brandt

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Wie in ſo manchen anderen Dingen iſt China vom Weſten auch in ſeiner Kunſt und ihrer Entwickelung recht ſtiefmütterlich behandelt worden. Wo Dutzende von Kunſtgeſchichten, Monographien und einzelnen Abhandlungen über die japaniſche Kunſt vorliegen, läßt ſich das, was in dieſer Beziehung über China vorhanden iſt, faſt an den Fingern einer Hand aufzählen. Eine Ausnahme machen darin nur die Monographien über Porzellan, und auch da vielleicht nur, weil für dieſen Zweig der Keramik China unzweifelhaft das Vaterland geweſen iſt und Europa von ihm gelernt hat. Von Kunſtgeſchichten als ſolchen beſtehen für China eigentlich nur Paléologues „L'art Chinois“ (Paris 1887), Kapitän Brinkleys „China and Japan“ (London 1903), in dem China die Rolle des Aſchenbrödels ſpielt, und Dr. Buſhells „Chinese Art“ (London 1904), von dem bisher leider nur der erſte Teil erſchienen iſt. Und doch ließe ſich auch über China und ſeine Kunſt ſo viel Intereſſantes und Lehrreiches erzählen! Zu verſuchen, die in der Kenntnis der chineſiſchen Kunſt vorhandenen Lücken auszufüllen, iſt hier nicht der Ort, wohl aber wird auch für diejenigen, die weder Kunſtkenner noch Sammler ſind, eine kurze Skizze der chineſiſchen Kleinkunſt von Intereſſe ſein.

Die älteſten zur Verwendung gekommenen Materialien ſind Bronze und Jadeit oder Nephrit geweſen, die wir hier mit dem Sammelnamen „Jade“ bezeichnen wollen. Uber die daraus bereits vor mehr als 1500 Jahren v. Chr. zu Zwecken des Kultus und des höfiſchen Zeremoniells angefertigten Gegenſtände beſtehen chineſiſche Abhandlungen mit

Digitized by Google



1 Bronzeräuchergefäß. 2 Desgleichen. 3 Bronzevaſe aus der Zeit des Kaiſers Suanteh, 1426 bis 1436.

Abbildungen bereits ſeit dem elften Jahrhundert n. Chr. Die bekannteſte und zuverläſſigſte iſt das Hſüan Ho Po Ku T'ou Lu (die illuſtrierte Beſchreibung der Altertümer im Hſüan Ho-Palaſt) in dreißig Büchern aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts. Es wird gewöhnlich mit dem K'ao Ku T'ou (Illuſtrierte Prüfung von Altertümern) von 1092 und dem Ku Yu T'ou (Illuſtrationen von altem Jade) zuſammen gedruckt. Das berühmteſte Werk dieſer Art iſt das 1751 in zweiundvierzig Foliobänden veröffentlichte Hſi Ch'ing Ku Chien, das heißt der Illuſtrierte Katalog der Kaiſerlichen Sammlung im Palaſt von Peking. Originale der beiden Werke befinden ſich z. B. in der Bibliothek des Königlichen Kunſtgewerbe-Muſeums in Berlin. Von dem letzteren ſeltenen und ſehr koſtſpieligen Werke iſt vor einigen Jahren in Schanghai eine kleinere, auf photographiſchem Wege erfolgte Reproduktion erſchienen, und zwar zu einem Preiſe, der auch Unbemittelten die Anſchaffung dieſes Werkes erlaubt.

Kleine Bronzevaſe aus der Zeit des Kaiſers Kien-lung, 1736 bis 1796.

Die hieratiſchen und zeremoniellen Bronzen der alten Zeit ſind in ganz beſtimmt vorgeſchriebenen und häufig wenig anſprechenden Formen gehalten, die ſich nicht ſelten mit geringen Abweichungen bis auf den heutigen Tag erhalten haben und in Cloiſonné, Porzellan, Zinn nachgeahmt werden. Charakteriſtiſch an dieſen alten Vaſen iſt die Anwendung von Tierköpfen, Tiger, Ochſe uſw., und beſonders des t'ao t'ieh, des „gefräßigen Ogers“, teils im Körper ſelbſt, teils als Henkelträger, die Verwendung von ſtark ſtiliſierten, oft kaum zu erkennenden Tieren, wie des Drachen als Henkel und die von Elefantenköpfen als Füßen, die Bedeckung des ganzen Körpers der Gefäße oder des größten Teiles mit linearen Zeichnungen oder mit Schuppen, die Anbringung von Bändern, welche dem griechiſchen Mäander ähnliche Zeichnungen oder Bilder von Tieren, beſonders Tigern und Drachen, enthalten. Bezeichnend für dieſe Kunſtzeit und -form ſind aber vor allem die Bänder mit Tierverſchlingungen, die an die keltiſchen Verzierungen der Art erinnern. Pflanzenornamente erſcheinen erſt, wenige frühere Fälle ausgenommen, mit dem Eindringen des Buddhismus, anfänglich hauptſächlich auf den Rückſeiten der Spiegel;

Schreiender Affe aus Blei. Zeit unbekannt.

Digitized by Google

menſchliche Figuren noch viel ſpäter. Die häufigere Berührung mit Zentralaſien, namentlich durch die Kriegszüge der Mongolen, die ja ſeit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auch die Beherrſcher Chinas geworden waren, bringen neuere, unſerem Geſchmack entſprechendere Formen, bei denen Meſſing häufig die Bronze erſetzt; die Berührung mit den Europäern, die Bedürfniſſe des buddhiſtiſchen und des lamaiſtiſchen Kultus, von denen dem letzteren durch die Kaiſer der jetzigen mandſchuriſchen Dynaſtie in Peking prächtige Stätten bereitet worden ſind, tragen das ihrige dazu bei, neue Formen zu ſchaffen, ſo daß heute, trotzdem vielfach noch an den alten Formen feſtgehalten wird, leichtere, namentlich durch die Verzierung in ſtarkem Hautrelief von den alten ſehr verſchiedene Gefäße vorherrſchen. Beſonders unter den kunſtliebenden Kaiſern dieſer Dynaſtie iſt die Wandlung ſchärfer hervorgetreten, die ſchon unter denen der Mingdynaſtie (1368 bis 1643) eingeſetzt hatte.

Sich kratzender Löwe aus Bronze, wahrſcheinlich Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts.

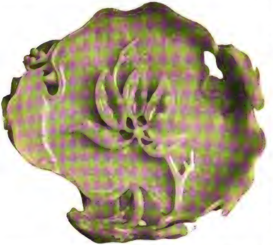
Die gegebenen Proben entſtammen dieſen letzten beiden Dynaſtien. Von den abgebildeten drei Gefäßen iſt eins ein Räucherbecken (S. 690, 1) d. h. ein Becken, das man mit Aſche füllt, in welche die angezündeten Weihrauchſtäbchen zum Verbrennen geſetzt werden. Das Gefäß mit Unterſatz und Deckel (S. 690, 2) wird demſelben Zweck gedient haben. Das auf dem Lackſchrank ſtehende, mit einem Holzdeckel verſehene Gefäß (Abbild. S. 696) trägt Sanskritzeichen; es iſt für Kultuszwecke beſtimmt. Dasſelbe iſt bei der mit Behängen geſchmückten Vaſe der Fall (S. 690, 3), die zudem noch mit bunten Glasflüſſen verziert iſt. Die Kleinbronzen gehören den beſten Proben chineſiſcher Gießerei an, die ſeit den älteſten Zeiten immer à cire perdue ausgeübt wird, und können getroſt den ſchönſten japaniſchen an die Seite geſtellt werden. Die kleine Vaſe (12 Zentimeter hoch; Abbild. S. 690) ſtellt einen Fichtenſtamm mit Zweig dar und iſt reich mit Goldplättchen eingelegt; der ſchreiende Affe aus Blei (4 Zentimeter hoch; Abbild. S. 690) und der ſich kratzende Löwe aus Bronze (6 Zentimeter hoch; Abbild. S. 691) beweiſen, daß es auch den chineſiſchen Künſtlern nicht an Humor fehlt.

Speckſtein-Schminkdöschen aus der Zeit des Kaiſers Kienlung, 1736 bis 1796.

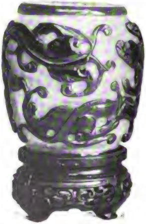
Jade wurde in den älteſten Zeiten in durchbohrten runden Platten von größerem oder kleinerem Durchmeſſer als Schmuck an den Mützen und Gürteln der Fürſten und Vornehmen getragen und zu Opfer-, namentlich zu Trankopfergefäßen verarbeitet, ſowie zu den Tabletten Chü: ▯ oder ⌂ welche die Fürſten bei ihren Opfern, die Beamten bei ihren Audienzen vor den Mund hielten, um die Gottheit oder auch den Fürſten nicht durch ihren Atem zu beflecken. Sie waren entweder glatt oder mit Figuren des Phönix, des Drachen uſw. verziert. Abzeichen der Würde oder Lieblingsgegenſtände aus Jade wurden dem Toten ins Grab mitgegeben und ein mit Schnitzereien verziertes Stück ihm unter die Zunge gelegt; ſolche aus Gräbern ſtammende Stücke werden von chineſiſchen Sammlern ſehr geſchätzt. Auch zur Anfertigung von muſikaliſchen Inſtrumenten (Steinharmonikas) wurden aufgehängte Jadeplatten verwendet. Allmählich wurde Jade auch für weltliche Zwecke und die Anferti-

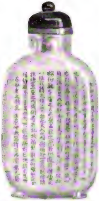
Digitized by Google

gung von Schmuckſachen, Gefäßen uſw. gebraucht. Der Chineſe unterſcheidet drei Arten Jade, erſtens unter dem Namen Yü faſt alle Nephrite, zweitens den dunkelgrünen, Pi yü genannten Nephrit und ihm ähnliche Jadeite, und drittens Fei t'ſui, worunter urſprünglich nur der hellgrüne ſmaragdähnliche durchſcheinende Jadeit, jetzt auch die meiſten Spielarten des Jadeit verſtanden werden. Das kleine Büchschen mit aufgeſetztem Deckel (Abbild. S. 691) iſt aus letzterem ähnlichem Speckſtein; es iſt das Schminkbüchschen einer chineſiſchen Kaiſerin und inwendig und auswendig wundervoll geſchnitzt; im Inneren ſind die eingeritzten Linien vergoldet. Es iſt 7 Zentimeter lang und 3 Zentimeter hoch. Das weiße Tellerchen (Abbild. S. 692), das 13,5 Zentimeter im größten Durchmeſſer hat, iſt aus Yü und ſtellt ein Blatt mit einem darauf liegenden Zweige dar. Auch andere Steine werden von den Chineſen oft zu kleineren und größeren Schnitzereien verwendet, ſo Bergkriſtall, Roſenquarz (meiſtens künſtlich gefärbt), Achate, Karneole uſw.

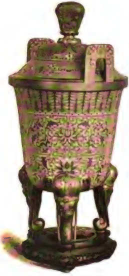

Jadetellerchen, wahrſcheinlich Anfang oder Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

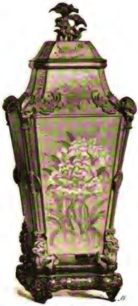
Glas ſoll nach chineſiſchen Berichten ſchon in alter Zeit durch von Weſten eingewanderte Arbeiter in China angefertigt worden ſein. Wahrſcheinlich handelt es ſich bei dem Liuli genannten Material nur um glaſierte Ziegel, denn die chineſiſchen Chroniken ſprechen von ungeheuren aus Glas errichteten Gebäuden. Die moderne Glasfabrikation iſt erſt durch die katholiſchen Miſſionare eingeführt worden, und der von ihnen errichteten und geleiteten Fabrik in Peking entſtammen die wundervollen, aus zwei oder drei übereinander befindlichen Lagen verſchiedenfarbigen Glaſes beſtehenden und dann in der Art der Portlandvaſe geſchnitzten Stücke, meiſtens Flaſchen, Vaſen und Fläſchchen, auch Taſſen und Tellerchen, von denen das Kunſtgewerbe-Muſeum in Berlin die ſchönſte Sammlung beſitzt. Auch iſt bei kleinen Vaſen und namentlich Schnupftabaksdöschen oft buntes, fünffarbiges Glas auf eine durchſcheinende Glasmaſſe aufgeſchmolzen. Die letzteren Arbeiten erzielen in China ſelbſt ungeheure Preiſe,


Kleine Glasvaſe aus der Zeit des Kaiſers Kienlung, 1736 bis 1796.


Glasſchnupftabaksfläſchchen. Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

und 1000 bis 1500 Mark werden leicht für ein unverletztes kleines Tabaksfläſchchen bezahlt. Die beſten Sachen ſtammen aus den Jahren 1736 bis 1796. Die abgebildete kleine, nur 5,8 Zentimeter hohe Vaſe (S. 692) zeigt drei ausgeſchliffene grüne Drachen auf weiß-grünlichem Grunde. Auf dem anderen 6,2 Zentimeter hohen moderneren Tabaksfläſchchen (Abbild. S. 693) ſind die kaum mit bloßem Auge zu leſenden Buchſtaben mit einem gebrochenen Pinſel an der inneren Wand aufgemalt. Eine Arbeit, die der Sicherheit des Auges wie der Hand des Künſtlers gleiche Ehre macht.

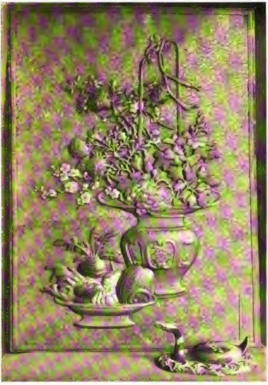

Cloiſonnévaſe aus der Zeit des Kaiſers Kienlung, 1736 bis 1796.


Cloiſonnévaſe aus der Zeit des Kaiſers Kienlung, 1736 bis 1796.

Email, Glasfluß, findet ſich in China als Zellen- (Cloiſonné), Champlevé und als gemaltes Email. Das erſtere ſoll gegen Ende der Mongolen- oder zu Anfang der Mingdynaſtie durch die Araber in China eingeführt worden ſein, das letztere durch die katholiſchen Miſſionare gegen Ende der Mingdynaſtie. Die Malereien auf Email ſind in Europa weniger bekannt und geſchätzt, obgleich viele ſehr ſchöne Arbeiten dieſer Art vorhanden ſind. Dagegen hat ſich das Zellenemail ſchnell Anerkennung erworben. Mit dem Ende der Regierung des Kaiſers Kienlung war die Blüte dieſer Kunſt vorbei, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war ſie faſt ganz verloren gegangen, und der Schreiber dieſer Zeilen kann auf das Verdienſt Anſpruch machen, ſehr weſentlich zu ihrer Wiederbelebung beigetragen zu haben. Die abgebildeten Vaſen (S. 693) gehören beide der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an; die runde, 52 Zentimeter hohe iſt einem antiken Gefäß zum Kochen von Getreide und Kräutern (Yen) nachgebildet. Bei der anderen, 56 Zentimeter hohen machen ſich beſonders bei der Montierung in Goldbronze fremde franzöſiſche Einflüſſe bemerkbar; bei beiden iſt der Grund türkisblau, während die Ornamente, Blumen uſw. in bunten Farben gehalten ſind. Die Platte, 86 × 62 Zentimeter, iſt eins der ſchönſten Stücke aus der Kienlungperiode und ſtammt aus dem Sommerpalaſt von Yuen ming yuen; die vergoldete Kupferplatte, auf der

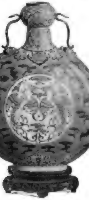
Digitized by Google

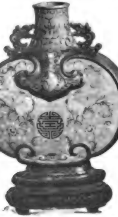
die en bosse gearbeiteten Körbe mit Blumen und Früchten befeſtigt ſind (Abbildung S. 694), iſt vermutlich ſpätere Zugabe; vielleicht war früher eine Unterlage von braunem oder ſchwarzem Holz vorhanden, und das Ganze war ein Stück eines Wandſchirmes. Die Ente (Abbild. S. 694) ſtammt aus der Mingdynaſtie und zeichnet ſich durch das dieſer Zeit eigentümliche dunkelgrüne durchſcheinende Email aus. Die Darſtellung des Vogels iſt äußerſt lebenswahr. Leider iſt nur der obere Teil des Körpers erhalten, der untere — die Ente ſtand wahrſcheinlich auf einem Bein — iſt verloren gegangen und durch den modernen Unterſatz erſetzt worden, ſo daß die Ente jetzt zu ſchwimmen ſcheint. Beim Champlevé werden die im Körper des Stückes angebrachten Aushöhlungen mit opakem Email ausgefüllt. Gute Stücke dieſer Art ſind ſelten. In Hankau werden aus einer Art Neuſilber Taſſen, Kannen und Tellerchen gemacht, die mit eingegrabenen, mit Email ausgefüllten Zeichnungen — bei älteren Stücken oft von großer Lebendigkeit und Kraft — verziert ſind.

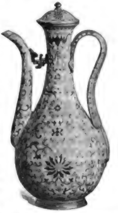

1 Cloiſonnébild en bosse auf vergoldeter Kupferplatte aus der Zeit des Kaiſers Kienlung, 1736 bis 1796. 2 Cloiſonnéente aus der Zeit des Kaiſers Wanli, 1573 bis 1619; Unterſatz modern.

Zinn findet ebenfalls viel Verwendung, beſonders zu den beliebten, aus Räucherbecken, zwei Leuchtern und Vaſen beſtehenden Altargarnituren, wie die Abbildung S. 689 eine zeigt, ſowie auch zu Geſchirren aller Art. Das Berliner Kunſtgewerbe-Muſeum beſitzt ſchöne Kronleuchter, die zum Auseinandernehmen eingerichtet ſind. Sehr originell ſind Schüſſeln mit Deckel in der Form der Gerichte, die in ihnen ſerviert werden, als Fiſche, Enten, Hühner geformt. Auch der Samowar, der chineſiſchen oder mongoliſchen Urſprunges iſt, findet ſich häufig in Zinn: er dient hauptſächlich zum Wärmen von Waſſer oder Wein oder zum Kochen von Reis und anderem.

Porzellan gehört zu den am beſten bekannten chineſiſchen Kunſtgegenſtänden. Von ihm ſoll hier nur erwähnt werden, daß, wenn auch die Verwendung von Ton zu Gefäßen aus der Zeit vor dem achtzehnten Jahrhundert v. Chr. zu ſtammen ſcheint und die Kunſt, ſolche Gefäße mit einer glänzenden Glaſur zu überziehen, in der Handynaſtie, um 180 v. Chr., erfunden zu ſein ſcheint, doch Porzellan erſt in der Mitte des neunten Jahrhunderts n. Chr. vorkommt und bis in die Mingdynaſtie hinein (Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts) hauptſächlich in der als altes Seladon bekannten Art von brauner Maſſe mit hellgrüner dicker Glaſur erſcheint. Die Mingdynaſtie bringt das weiße Porzellan mit blauen Verzierungen und die bunten, als dreifarbig bezeichneten Porzellane, bei denen Gelb, Braun oder Rot und Grün, letzteres von beſonderem Glanze, die Hauptrolle ſpielen. Unter der jetzt regierenden Dynaſtie, beſonders unter den Kaiſern Kanghi, 1662 bis 1723, Yungcheng und Kienlung, 1723 bis 1790, erreicht die Porzellanfabrikation in Form und Verzierung ihren höchſten Punkt. Der bereits zurückgegangenen Induſtrie bereitet der Taipingaufſtand dann durch die Zerſtörung ihres Mittelpunktes Kingtechin am Yangtſe, wo ſich einſt mehr als dreitauſend Öfen befanden, ein vollſtändiges Ende. Erſt in den letzten beiden Jahrzehnten ſcheint dieſe Induſtrie ſich wieder erholen zu wollen, obgleich ſie in künſtleriſcher Beziehung noch weit hinter dem in früheren Zeiten Geleiſteten zurückbleibt. Die gegebenen Proben (Abbildungen S. 695) ſtammen aus der Zeit des Kaiſers Kienlung und zeigen bereits in Form und Malerei fremde Einflüſſe. Bei der Kanne (23 Zentimeter), die bei Hochzeits-Zeremonien Verwendung findet, ahmt die Malerei Zellenemail nach, das heißt jedes Ornament iſt von einem goldenen Strich eingefaßt.


Porzellanvaſe (Form Pilgerflaſche) aus der Zeit des Kaiſers Kienlung, 1736 bis 1796.

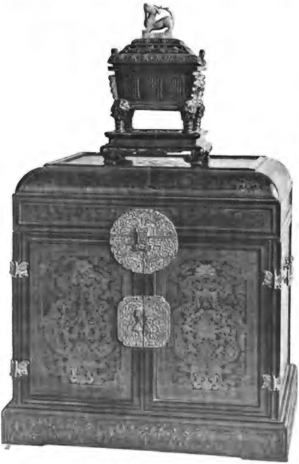

Porzellanvaſe aus der Zeit des Kaiſers Kienlung, 1736 bis 1796.


Porzellankanne aus der Zeit des Kaiſers Kienlung, 1736 bis 1796.

Die chineſiſchen Lackarbeiten werden mit Unrecht den aus ihnen hervorgegangenen japaniſchen nachgeſtellt; ſie beſitzen zwar nicht die Feinheit und Vollendung der japaniſchen, dafür üben ſie aber oft in ihrer Anwendung bei Tiſchen, Stühlen, Schränken, Wandſchirmen eine viel größere dekorative Wirkung aus. Das abgebildete mit dem geſchnitzten hölzernen Unterſatz 43 Zentimeter hohe Schränkchen (S. 696) iſt inwendig und auswendig mit der reichſten, an orientaliſche Vorbilder erinnernden Lackmalerei bedeckt. Es ſtammt wahrſcheinlich aus der Zeit Kienlungs, wenn es nicht älter iſt. Die Verwendung des Lacks iſt alt in China

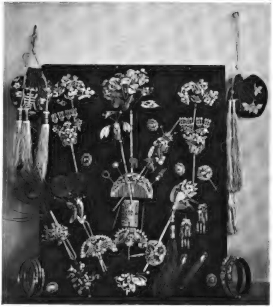
Digitized by Google

ſie datiert zum mindeſten aus der Sungdynaſtie (960 bis 1278), wenn nicht ſchon aus früherer Zeit. Neben dem gemalten Lack gibt es geſchnitzten, entweder roten oder mehrfarbigen. Gewöhnlich dient Holz als Unterlage, aber auch Metall und Porzellan finden dazu Verwendung. Schwarzer Lack wird auch mit Elfenbein eingelegt und ergibt auf dieſe Weiſe häufig große, ſich über dreißig bis vierzig Quadratfuß erſtreckende Bilder mit Hunderten von Figuren. Solche Arbeiten gehen nicht ſelten bis in die erſten Zeiten der Mingdynaſtie, wenn nicht weiter zurück.


Lackſchrank aus der Zeit des Kaiſers Kanghi, 1662 bis 1723; darauf Bronzeräucherbecken aus der Zeit des Kaiſers Yunglo, 1403 bis 1425.

Elfenbein wird hauptſächlich zu Schnitzarbeiten verwendet, die vielfach bunt gefärbt werden; doch findet man auch glatte als „Chü“ gebrauchte Stücke. Die Datierung der einzelnen Stücke iſt ſchwer, wenn nicht unmöglich, da ſie ſelten den Namen des Künſtlers tragen. Unter dem Kaiſer Kanghi wurde 1680 in Peking neben vielen anderen auch eine Werkſtatt für die Bearbeitung von Elfenbein eingerichtet, ſonſt darf man Kanton wohl als den Mittelpunkt der Induſtrie bezeichnen. Im Beſitz des Verfaſſers befinden ſich unter anderem: ein Tabaksfläſchchen in der Geſtalt eines großköpfigen Zwerges mit der Beamtenmütze, ein Ringfutteral (der Ring des Bogenſchützen iſt gewiſſermaßen das Zeichen perſönlichen Adels bei den Mandſchus), zwei Parfümhalter, der erſte in der Form eines Granatapfels, ein Schächtelchen in der Form eines Pfirſichs mit Blättern und Blüten aus weißem Elfenbein und ein anderes in Geſtalt einer Frucht mit Blättern und Ranken und einer daraufſitzenden Weſpe in der Farbe der Gegenſtände, das letztere ein Kunſtwerk von vortreſſlichem Geſchmack und vorzüglicher Ausführung.

Dieſe kurze Skizze der chineſiſchen Kleinkunſt zu beendigen, ohne der für den perſönlichen Schmuck der Frauen beſtimmten Sachen zu gedenken, ſcheint unmöglich. Die auf der Tafel (S. 697) befindlichen Gegenſtände ſind Ohrringe, Haarnadeln, Knöpfe, Kämme und Nägelfutterale. Die Arbeiten ſind aus vergoldetem Silber, mit Halbedelſteinen, Jade, Perlen und Korallen verziert; ſie ſtellen Blumen, Fiſche, Vögel, Schmetterlinge und ſogar einen Skorpion (links unten), allerdings ſtark ſtiliſiert, dar. Das Charakteriſtiſchſte an ihnen allen iſt der Belag aller Flächen mit den blauen Federn des Königsfiſchers (Eisvogel, Alcedo), die wie Email glänzen. Sonſt findet auch wirkliches Email, ſo an dem Kamm in der Mitte, Verwendung. Die angelehnten Armbänder beſtehen aus dunklem Schildpatt, die einen ſind mit emaillierten vergoldeten Blechen verziert, die anderen mit kabochonförmigen Halbedelſteinen. Die am oberen Rande aufgehängten Täſchchen ſind mit echten Perlen geſtickt, ſie dienen zur Aufbewahrung von Stücken der Arekanuß, die der Chineſe aus hygieniſchen Gründen vielfach kaut. Sie gehören gleichfalls zur Toilette einer Frau, wenn die abgebildeten auch aus dem Beſitz von Männern ſtammen. Sie wurden dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes bei ſeinem Scheiden aus Peking von zweien der Miniſter des Tſungli Yamen, die ſie ſelbſt lange benutzt hatten, als Andenken übergeben.*



Schmuckſachen aus der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

---

* Die abgebildeten Gegenſtände ſtammen alle aus der Sammlung des Verfaſſers und ſind von dem Hofphotographen Louis Held in Weimar aufgenommen.

Sommerabend

Die letzte Wolke iſt hinabgezogen.
Von Purpurgluten flammt es einmal noch
An ihr hinauf, — und von dem höchſten Joch
Segnet der Tag zum letztenmal die Wogen.
Von ſeinen goldnen Augen ſanft gezogen,
Beginnt der Mond den ſtillen Wächtergang;
Und träumend lauſcht die Flut dem Nachtgeſang
Von Wunderfernen, die der Wind durchflogen.

Willrath Dreeſen

Das

Seelenleben bei Kälte und Wärme

Von

Chr. D. Pflaum

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Mit der Bedingtheit unſeres Seelenlebens durch die körperliche Umgebung rechnen wir auf Schritt und Tritt. Lehrt uns doch die gewöhnliche Erfahrung, daß Sonnenſchein erheitert und trübes Wetter niederdrückt, daß der Bauer ein weſentlich anderes Geſichtsfeld und andere Wertungen hat als der Städter, der Bergbewohner wieder andere als der Talbewohner, daß zwiſchen ihnen ferner Unterſchiede beſtehen in der Schnelligkeit der Bildung und des Verlaufs der Vorſtellungen uſw. Will man einen leicht gewinnbaren und vielſeitig charakteriſtiſchen Beleg für die in Rede ſtehenden Verhältniſſe haben, ſo prüfe man nur einmal ſeine geiſtige Regſamkeit beim Wechſel von Hell und Dunkel.

Was im beſonderen unſere Beeinfluſſung durch Kälte und Wärme betrifft, ſo iſt ebenſo bekannt, daß wir umſchriebene Kälte- und Wärmeempfindungen haben, und daß die Temperatur der ganzen uns umgebenden Atmoſphäre unſer objektives und ſubjektives Wohlbefinden beſtimmt, wie daß die Menſchen der kalten, der gemäßigten und der warmen Erdzone ſich in ihrem ganzen Verhalten beträchtlich unterſcheiden und daß ſie es in der Kultur verſchieden weit gebracht haben. Indes herrſchen ſo ziemlich allenthalben noch recht vage, wenn nicht falſche Begriffe über die genauere Weiſe und den Bereich unſerer Beeinfluſſung durch Kälte und Wärme, trotzdem eine Fülle von Tatſachenmaterial unſere Erkenntnis ſehr wohl weiter führen könnte.

Die Grundlage des Einfluſſes von Kälte und Wärme auf das Seelenleben ſind jene ſogenannten Kälte- und Wärmepunkte der Haut, über die uns die Forſchungen namentlich von Blix, Goldſcheider und Donaldſon die erſte genauere Auskunft gegeben haben. Sie vermitteln die Temperaturempfindungen, und zwar die Kältepunkte die Empfindungen von niedrigen und die Wärmepunkte die von hohen Temperaturen. Von einer ganz ſtrengen Gegenſätzlichkeit der Kälte- und Wärmepunkte darf man allerdings nicht ſprechen, in Rückſicht nämlich auf folgende merkwürdige Tatſachen: Objektiv ſehr heiße und objektiv ſehr kalte Gegenſtände werden gleich, und zwar als ſtechend, empfunden; prüft man einen Punkt, der ſich bei der gewöhnlichen einfachen Unterſuchung (durch Berühren etwa mit einer nicht ſtechenden Bleiſtiftſpitze oder mit einer erwärmten Metallſpitze) als empfindlicher Kältepunkt erwieſen hat, mit Temperaturreizen, die allmählich höher werden, ſo ſtellt ſich erſt die Empfindung „eiſig“ ein, dann die Empfindungen „kalt“ und „kühl“, dann aber hat man entweder eine ganz unbeſtimmte Temperaturempfindung oder die Empfindung „warm“, erhält bei weiterer Steigerung des Temperaturreizes, d. h. bei ungefähr + 40 Grad C., wieder eine deutliche Kälteempfindung, die endlich bei einer Temperatur von + 70 Grad C. von einer Schmerzempfindung, neben der eine Temperaturempfindung nicht mehr zu bemerken iſt, abgelöſt wird; die Wärmepunkte anderſeits vermitteln bei Reizung mit Temperaturen von — 5 bis — 13 Grad C. Kälteempfindungen.

Unſere Haut hat mehr Kältepunkte als Wärmepunkte. Ihre Verteilung iſt recht ungleichmäßig: ſie finden ſich zu kleinen Ketten aneinandergereiht oder zu kleinen Gruppen gehäuft, zwiſchen denen verhältnismäßig größere Felder nur ſpärlich mit Temperaturpunkten beſetzt ſind. Unſere Temperaturempfindlichkeit iſt in der ſenkrechten Mittellinie des Körpers durchweg etwas ſtumpfer als auf den ſeitlichen Teilen; ſie nimmt in den Extremitäten mit der Annäherung an den Rumpf zu; ſie iſt ſehr gering im Unterſchenkel und Fuß; ſie iſt ziemlich gering in der Rückenmitte, der Kopfhaut, der Schleimhaut der Mundhöhle mit Ausnahme der Zungenſpitze, der Hand und den Fingern; ſie iſt ſehr hoch auf der Bruſt, dem Bauch, dem Oberarm, in den ſeitlichen Teilen der Stirn, der Wange, dem Kinn, den Lippen, der Zungenſpitze und den Augenlidern.

Die Empfindlichkeit für Temperaturen iſt natürlich, wie jede andere Empfindlichkeit, nur eine für Unterſchiede. Die durchſchnittlich + 34 Grad C. betragende Eigenwärme der Haut wird von uns als ſolche überhaupt nicht empfunden. Der Nullpunkt, den dieſe Eigenwärme der Haut für die Empfindbarkeit von Kälte und Wärme darſtellt, wechſelt jeden Augenblick je nach der Blutdurchſtrömung der Haut; er ſteigt z. B., wenn ſich im Fieber die Temperatur des Blutes ſteigert; er fällt, wenn, ſei es, die allgemeine Lebensenergie des Körpers ſinkt, ſei es, die Arterien ſich infolge einer ſtarken Erregung für geringe Zeiträume verengern. Der Nullpunkt wechſelt ferner ganz erheblich an den verſchiedenen Stellen der Haut, weil die Blutzufuhr nicht an allen Stellen unmittelbar und gleichmäßig und weil überdies unſere Haut ſtets dem Einfluß der gewöhnlich ſehr mannigfach gearteten und temperierten Umgebung (Luft, Bekleidung) ausgeſetzt iſt und ſich dieſem Einfluß anpaßt.

Die Befähigung, Temperaturſchwankungen wahrzunehmen, iſt am größten bei Temperaturen, deren Höhe dem Nullpunkt der Haut am nächſten ſteht. Wir empfinden hier noch Schwankungen von 1/10 bis 1/20 Grad C. An der Fingerhaut iſt die feinſte Temperaturempfindlichkeit bei 12 bis 25 Grad C., an anderen Körperteilen bei 26 bis 39 Grad C. Und bekanntlich iſt ein Bad von 25 Grad im Auguſt kühl; es iſt auch im Auguſt warm, wenn der Körper unmittelbar vorher mit Waſſer von 20 Grad geduſcht iſt; eine Zimmertemperatur von 21 bis 22 Grad C., die wir im Sommer als weder kalt noch warm empfinden, iſt uns im Winter viel zu hoch. Jenſeits + 70 Grad C. und — 15 Grad C. erhalten wir überhaupt keine Temperaturempfindungen.

Was endlich die ſonſtigen Verhältniſſe der ſinnlichen Wahrnehmung der Temperaturen betrifft, inſoweit ſie nicht mit den Verhältniſſen alles Empfindens identiſch ſind, ſo verdient zuvörderſt angemerkt zu werden, daß die Kältereize präzis, blitzartig, räumlich umſchrieben wahrgenommen zu werden, daß die Kälteempfindungen ſtark einzuſetzen und dann abzunehmen pflegen, während die Wärmereize gewöhnlich gewiſſermaßen ſtumpf und diffus wahrgenommen werden, die Wärmeempfindungen ſchwach einſetzen und allmählich ſtärker werden. Der Temperaturreiz darf ferner nur auf eine beſchränkte Stelle der Haut einwirken, wenn er als ſolcher klar empfunden werden ſoll: ein die ganze Haut gleichförmig treffender Temperaturreiz, wie er z. B. beim Sprunge in ein kaltes oder warmes Bad gegeben iſt, wird natürlich auch als ſolcher empfunden, aber ſeine Wahrnehmung iſt gleichzeitig mit zu ſtark gefühlsbetonten Gemeinempfindungen, um ſich auch nur momentan klar und beſtimmt als ſolche behaupten zu können, ganz abgeſehen davon, daß ſich die Anpaſſung der Haut an ihr neues Milieu ſofort und in der ganzen Ausdehnung vollzieht. Jener Froſt oder Schauer und jene behagliche Wärme, die wir während des Verweilens im Bade häufig haben, iſt nicht ſowohl Temperaturempfindung, die dem Temperaturreize des Waſſers entſpricht, ſondern vielmehr ein Komplex mannigfaltiger ſtarker Empfindungen, die von den durch den plötzlichen Temperaturwechſel und wohl auch durch andere phyſikaliſch-chemiſche Eigenſchaften des Waſſers in den inneren Organen des Körpers und im Blutumlauf hervorgerufenen Veränderungen ſtammen. Ein und dieſelbe Temperatur wird bei der Einwirkung auf eine größere Fläche ſtärker empfunden als bei der Einwirkung auf eine kleinere; wenn man z. B. den Zeigefinger, ein anderes Mal die ganze Hand, ein drittes Mal den Arm in kaltes Waſſer taucht, ſo iſt die Kälteempfindung im zweiten und noch mehr im dritten Falle nicht bloß ausgebreiteter, ſondern auch ſtärker als im erſten.

Unſere Temperaturempfindlichkeit überhaupt, vermöge deren wir den objektiven Temperaturen gewöhnlich und von Jugend an ausgeſetzt ſind, die ebenſo auch für das Leben und den Lebensinhalt unſerer Vorfahren von Bedeutung geweſen und damit ein Faktor der Beſchaffenheit unſeres materiellen und kulturellen Erbteils geworden iſt, hat natürlich eine weit größere Tragweite und Wichtigkeit für den Verlauf des geſamten Seelenlebens, als die neben anderen Empfindungen bewußt werdenden, mehr und minder ſchwachen und umſchriebenen Temperaturempfindungen ahnen laſſen. Daß dem ſo ſein kann, erhellt aus der oben mitgeteilten Tatſache, daß Temperaturreize, die unſere Haut in ganzer Ausdehnung treffen, nach einem Moment des Überganges nicht mehr direkt als ſolche bewußt ſind, daß hingegen ſolche Temperaturreize, wofern ſie von der gewöhnlichen Temperatur unſerer Umgebung erheblicher abweichen, mit dem Grade dieſer Abweichung und der Dauer der Einwirkung vermöge der ſo entſtehenden Veränderungen in unſerem Organismus auch ſteigende Bedeutung in unſerem Bewußtſein gewinnen. Solche Bedeutung pflegt die Gewöhnung, die ſich vollziehende Anpaſſung des Individuums an ſeine Umwelt zu verſchleiern, und es bedarf einer in jeder Hinſicht weitreichenden Beobachtung des eigenen Inneren und der Menſchen, um ſie herauszuſtellen.

Die Bedeutung der Temperaturempfindlichkeit für das Seelenleben entſpricht der Bedeutung, welche Kälte und Wärme für alle Naturvorgänge beſitzt. Der Landwirt weiß am beſten, welches Abhängigkeitsverhältnis zwiſchen Temperatur und den organiſchen Prozeſſen in der Pflanzen- und in der Tierwelt beſteht. Wer die Pflanzen- und Tierwelt verſchieden temperierter Zonen miteinander auch nur oberflächlich vergleicht, wird Art und Maß des Abhängigkeitsverhältniſſes auch ſogleich erkennen. Die größere Üppigkeit der Vegetation in den wärmeren Zonen, die Unfruchtbarkeit der kalten und die Einſeitigkeit der Vegetation in den heißen Zonen lehren uns auch die Art des Einfluſſes von Wärme und Kälte und der verſchiedenen Temperaturhöhen auf das organiſche Geſchehen vermuten. Kälte befördert, wie auch phyſikaliſch-chemiſche Experimente des genaueren dargetan haben, den chemiſchen Zerfall und ſchwächt die Energie der geſamten organiſchen Lebensvorgänge. Wärme hingegen löſt zwar gleichfalls chemiſche Komplexe, aber ſie befördert auch die Bildung neuer Komplexe, ſie befördert im beſonderen die organiſche Bindung und iſt eine unerläßliche Bedingung für das Werden und gedeihliche Beſtehen der Lebensfunktionen, wofern ſie gewiſſe Grenzen nicht überſteigt und nicht zur Hitze wird. Auch die Hitze wirkt Zerfall, zerſtört organiſches Geſchehen.

Die Kälte verengt die Blutgefäße und verhindert ſo, daß die Organe von einer größeren Blutmenge durchfloſſen werden. Sie hemmt den Atemrhythmus und ruft ein Muskelzittern hervor, das in jedem Augenblick neue Muskelſtellungen mit ſich bringt. Hiermit iſt ein weſentliches Hindernis ruhigen Werdens und Verharrens der Vorſtellungen, gegen das auch die willkürliche Aufmerkſamkeit wenig oder nichts auszurichten vermag, gegeben. Bei Kälte vermindert ſich ferner die automatiſche Regſamkeit unſerer Sinnesorgane. Dies bedingt eine Verringerung der Zahl der ſinnlichen Eindrücke und kleinen Erlebniſſe. So fehlt es denn bei Kälte an den wichtigſten Vorausſetzungen zu geiſtiger Arbeit, es fehlt im beſonderen an dem ſinnlichen Material, an dem Kontingent friſcher Erfahrungen, die miteinander und mit unſerem bisherigen geiſtigen Beſitz in Beziehungen zu ſetzen wären.

Der Frierende läßt ſich an unbeſtimmten Eindrücken genügen, er legt kein Gewicht auf die Klarheit ſeiner Vorſtellungen und die Präziſion ſeiner Begriffe und Urteile. Der Frierende läßt ſich auch an den unmittelbaren Eindrücken der Reize genügen, er geht ihnen nicht weiter nach und unterläßt es, ſie zu vergleichen, ſie in die Geſamtheit ſeiner bisherigen Erfahrungen einzuordnen und ſie zu bewerten. Beiſpielsweiſe beim Hören der verſchiedenen Geräuſche von der Straße her unterläßt der Frierende regelmäßig, ſich die Geſichtsbilder der die Geräuſche bewirkenden Dinge und Vorgänge zu vergegenwärtigen; beim Anblick der uns bekannten oder durch die Aufſchrift ihrer Einbände den Inhalt erkennen laſſenden Bücher im kalten Bibliothekzimmer denken wir nicht, es ſei denn aus dringendem Anlaß und mit beſonderer Anſtrengung, an ihren Inhalt. Bei verwickelten ſeeliſchen Tätigkeiten machen ſich die Einflüſſe der Kälte nicht minder oder vielmehr erſt recht geltend; die Notwendigkeit, ſtets auf die Außenwelt zu achten und ſich gegen die Kältereize zu verwahren, geht mit der Abneigung gegen das Hervorrufen und Sichvertiefen in Erinnerungen ſowie gegen intenſives Denken gleichen Schritt. Wer friert, erzählt ſchlecht und hört ſchlecht zu, unterläßt vor allem, ſich in die Situationen einzuleben und ſie zu durchdenken: der Schauſpieler iſt bei der Probe im ungeheizten Theaterſaal nur äußerlich bei ſeiner Rolle, er lebt nicht in ihr und iſt nur mit ihren Worten und den gröberen Geſten in den gegebenen Momenten vertraut; der frierende Hörer in einer kalten Kirche folgt höchſtens mit Überwindung der Predigt und erfaßt, wenn überhaupt etwas, von ihrem Geiſte nur wenig; dem Kaufmann gelingt das Anpreiſen im kalten Laden ſchwer, weit ſchwerer als im warmen Laden.

Was im beſonderen den Einfluß der Kälte auf Gedächtnis und Erinnerung betrifft, ſo bietet uns ein Bericht Ribots in ſeinem Buche über die Krankheiten des Gedächtniſſes eine intereſſante Kennzeichnung. Ribot erzählt von einem Reiſenden, der bei längerer Einwirkung von Kälte jedesmal eine Schwächung ſeines Gedächtniſſes feſtſtellte, indem er nicht rechnen und die einfachſte Rechnung keine Minute behalten konnte. Mit dieſem Berichte Ribots ſtimmt die Tatſache überein, daß im ruſſiſchen Feldzuge 1812 bei den franzöſiſchen Soldaten ein auffälliger Verluſt des Namengedächtniſſes eintrat, derart, daß ſie die gewöhnlichſten Dinge nicht mehr zu benennen vermochten.

Unter den einzelnen Momenten ſeeliſchen Geſchehens unter dem Einfluß von Kälte iſt mancherlei Eigentümliches. Beachtung heiſcht zunächſt die ſtarke Minderung der Geruchsempfindungen. Bei heftiger Kälte treten bei feinfühligen Perſonen Vorſtellungsverbindungen auf, die von einer Berührung mit Eiſen und anderen Metallen, mit Steinwänden, Glas und Porzellan, mit polierten Flächen uſw. abhalten, hingegen anregen, eine Berührung mit Holz, Stroh, Tuchſtoffen u. dergl. zu erſtreben oder wenigſtens nicht zu ſcheuen. Das Spitze, Scharfe, Rauhe, Glatte, Holprige kommt uns bei ſtarker Kälte viel beſtimmter zum Bewußtſein als ſonſt und erzeugt Vorempfindungen der Berührung; man vergegenwärtige ſich, wie anders z. B. die ſpitzen Stäbe eines Eiſengeländers, die Schärfe der Schneide eines Fleiſchermeſſers, die Stacheln des entblätterten Roſenſtrauches, die Glätte der Eisbahnfläche, die Unregelmäßigkeiten des gefrorenen Erdbodens uns im Winter zum Bewußtſein kommen wie in wärmerer Jahreszeit. Das Studium der Lebensweiſe und Eigenart der Eskimos wird noch weiteres, aus dem hier in Rede ſtehenden Geſichtspunkt intereſſantes Tatſachenmaterial liefern, deſſen Auseinanderſetzung mich indes zu weit führen würde; man leſe u. a. Nanſens Berichte in „In Nacht und Eis“ über die Eskimos! Charakteriſtiſch iſt der Zuſtand von Teilnahmloſigkeit, von Trägheit und träumeriſchem Weſen, der Nanſen und die Beſatzung der „Fram“ während deren Stilliegens im Winter und Frühjahr 1895 befallen hat. Eine ſehr beachtenswerte Eigentümlichkeit des unter dem Einfluß der Kälte ſich vollziehenden Seelenlebens iſt ſchließlich die geringe Neigung zu äſthetiſchen und moraliſchen Wertungen: den Frierenden läßt die ſchönſte Winterlandſchaft, die herrlichſte Muſik und anderſeits ebenſo das Häßliche und ſonſt Widerwärtige ziemlich „kalt“, und ſeine Teilnahme an moraliſchen Fragen iſt ſchwach.

Ganz analog ſteht es mit der Erlebbarkeit der beſonderen Einflüſſe der Wärme auf das Seelenleben. Es tritt hinzu, daß ſtörende Einflüſſe ſchneller und nachdrücklicher ſich im Bewußtſein geltend machen als fördernde, wie ſie der Wärme eigentümlich ſind; was ſo viel beſagt, als daß mäßige Erhöhungen der uns umgebenden Temperatur wohl als ſolche, nicht indes als Faktoren eigentümlicher Vorgänge bemerkbar werden. Aber auch der Umſtand iſt bedeutſam, daß, während Stärke und Umfang der Wirkungen der Kälte mit dem Grade der Kälte zunehmen, von einer entſprechenden Zunahme der Wirkungen der Wärme nicht die Rede ſein kann; im Gegenteil, die im großen und ganzen günſtigen Wirkungen der Wärme beſtehen nur bis zu einer recht mäßig hohen Grenze, jenſeit deren mit dem Wandel der Wärme in Hitze ſich ganz entgegengeſetzte, nämlich ſteigend ungünſtige Wirkungen auf das ſeeliſche Geſchehen einſtellen.

Die Hitze dörrt den Erdboden aus, mindert die vegetativen Tätigkeiten des Organismus, macht ſeine Muskulatur erſchlaffen. Wärme und Hitze halten von häufiger Bewegung ab und verurſachen raſch Ermüdung. Bei Wärme haben die Blutgefäße zwar ihre größte Weite, und die die Organe des Körpers beſpülende Blutmenge hat ihr Maximum, aber das Blut verbrennt viel raſcher, und ſeine Qualität wird ſchlechter, wofern nicht die Nahrungszufuhr dieſer Verſchlechterung entgegenwirkt. Die erwähnte Minderung der vegetativen Tätigkeiten aber bringt es mit ſich, daß die Nahrungszufuhr die Verbrennung unter dem Einfluß der äußeren Wärme nicht ganz wett macht.

Die Wärme höheren Grades bringt nicht minder als die Kälte eigentümliche Veränderungen des ſeeliſchen Geſchehens in ſeinem Geſamtcharakter wie in Einzelheiten mit ſich. Sehr lehrreich iſt hierfür die Beobachtung unkultivierter Perſonen der heißen Zone. Der Umſtand, daß ſie träge ſind, hat ſeinen natürlichen Grund; daß ſie es weder zu einer einigermaßen weitſichtigen und planmäßigen Wirtſchaft bringen, ſelbſt wenn der äußere Anlaß oder die Anleitung zu einer ſolchen gegeben iſt, noch eine wahre Volkstradition haben, wird dadurch verſtändlich, daß bei ihnen auch das bewußt zeitliche Gliedern der Bewußtſeinsinhalte neben oder auch an Stelle der räumlichen Gliederung weſentlich fehlt und die Eindrücke kommen und gehen, ohne mit den gleichzeitigen und vergangenen Erfahrungen in aſſoziative oder gar gedankliche Beziehung zu gelangen. Dieſe Armut der Aſſoziationen bei ſtärkerer Wärme, d. h. der Umſtand, daß ein Eindruck nicht in alle, bei normaler Temperatur ſich an ihn knüpfenden Beziehungen zu früheren Erlebniſſen tritt, iſt ſehr wichtig. Wie ſie uns die geringe geiſtige Entwickelung der Tropenbewohner, ihre Gedankenloſigkeit und ſchwache Bildungsfähigkeit erklärt, läßt ſie uns auch jene für den Schwitzenden charakteriſtiſche Abneigung gegen alles Denken begreifen. Ihre Tragweite offenbart ſich ferner in einer gewiſſen Einſeitigkeit unſeres bewußten Verhaltens bei Hitze: nur Sehen, nur Hören, nur Riechen, hingegen Abwehr komplexer Eindrücke, Abneigung gegen Kombinationen. Damit ſtellt ſich allmählich eine gewiſſe gefühlsmäßige Verſchmelzung des Ich mit ſeiner Umwelt ein, das Ich hört auf, ein beſonderer ausgeprägter Bewußtſeinsinhalt neben und im Gegenſatz zu den ihm zukommenden Eindrücken zu ſein, Ich und Außenwelt ſtehen im Bewußtſein nicht mehr deutlich einander gegenüber. Zugleich ſteigert ſich, was ohne weiteres verſtändlich iſt, auch die Suggeſtibilität des Individuums, es ſteht äußeren Einflüſſen mehr offen als ſonſt, entſchließt ſich und handelt im Banne des Augenblicks, wenngleich ſo ſeinen Überzeugungen und reiflich erwogenen Abſichten wenig Genüge geſchieht.

Um ſolche Wirkungen hoher Temperatur auf das Seelenleben zu erkennen, braucht man übrigens keineswegs den Unkultivierten der heißen Zone und den Schwitzenden aufzuſuchen und zu beobachten. Auch des Italieners Begeiſterung für das „dolce far niente“, die auf gut Deutſch nichts anderes als Verhimmelung der geiſtigen und praktiſchen Trägheit bedeutet und einen ſtarken Mangel an Tatkraft bekundet, iſt aus der hohen Jahrestemperatur, unter der er lebt, zu erklären. Nicht minder iſt es eine beharrende Eigentümlichkeit der Schmiede, Schloſſer, Bäcker u. a., d. h. ſolcher Perſonen, die zumeiſt am Feuer arbeiten, auf Suggeſtionen prompt zu reagieren. Sie haben, wie man zu ſagen pflegt, viel Temperament, ermangeln der Selbſtbeherrſchung und gehen raſch bis zu Gewalttätigkeiten. Die perſönlichen Momente darf man hier ſo wenig außer acht laſſen, wie wenn ganz allgemein und mit gutem Recht dem Südländer im Vergleich mit dem Nordländer große Leidenſchaftlichkeit, Leichtſinn, Leichtlebigkeit zugeſchrieben wird. Damit iſt gar kein Werturteil zugunſten der einen oder zuungunſten der anderen ausgeſprochen, es wird keineswegs den einen oder den anderen beſtritten, daß auch ſie wegen oder trotz ihrer Eigenart der Kultur der Menſchheit einen bedeutſamen Beitrag geleiſtet haben.

Die oben erwähnte Neigung feinfühliger Perſonen zu gewiſſen Vorſtellungskombinationen unter dem Einfluß von Kälte findet ſich entſprechend unter dem Einfluß von Wärme und Hitze: beſonnte Flächen, geheizte Maſchinen, brennende Lichter, Polſter, räumliche Einengungen u. dgl. werden „inſtinktiv“ gemieden, Steinwände, Laubgänge, fließendes Waſſer, Gegenſtände von Glas, Porzellan, polierte Flächen u. dgl. in Erwartung ihrer Kühle „inſtinktiv“ erſtrebt. Während man ferner ſagen darf, daß eine warme Temperatur dem äſthetiſchen Verhalten förderlich iſt, muß man bekennen, daß eine zu warme Temperatur offenbar die gegenteilige Wirkung hat. Denn man begegnet bei Bewohnern heißer Zonen ſehr groteskem Schmuck, maßloſen Überladungen, ſinn- und zweckloſer Pracht und demgemäß einer halbreifen, weil undiſziplinierten und nicht durchgeiſtigten künſtleriſchen Betätigungsweiſe. Anderſeits gilt allgemein, daß bei großer Wärme, bei Hitze eine ſehr ſtarke Abwehr alles Unäſthetiſchen vorhanden iſt: ſchmutzige Flüſſigkeiten, das Inſekt in der Suppe u. dgl. beleidigen bei Hitze mehr als bei Kälte.

Was das äſthetiſche Verhalten bei wärmerer Jahrestemperatur betrifft, ſo verdient die Rückſicht, welche Südländer unter allen Umſtänden und in jeder Angelegenheit auf das Formale, auf die Erſcheinungsweiſe nehmen, als charakteriſtiſch beſonders hervorgehoben zu werden. Namentlich die Art zu ſprechen, welche der Südfranzoſe oder der Italiener hat, iſt geeignet, hierüber zu belehren: auf die bedeutende Gebärde und auf das Gebärdenſpiel überhaupt wird das größte Gewicht gelegt, die große Phraſe entſcheidet. Der Deutſche oder der Engländer wird, auch wenn ſonſt keine Kennzeichen an ihm bemerkbar wären, dem Franzoſen und Italiener gegenüber unſchwer daran zu erkennen ſein, daß ihm das dieſen eigentümliche lebhafte Gebärdenſpiel und Geſtikulieren abgeht. Wer heutzutage noch eine ausgebildete, nicht durch Stummheit, Taubheit oder ſonſtige Gebrechen veranlaßte Gebärdenſprache kennen lernen will, muß ſich in den Straßen Neapels aufhalten. Daß die hier zu beobachtende Schätzung der äußeren Erſcheinung auch in der Kunſt vielfältig und eigentümlich zur Äußerung kommen muß, liegt auf der Hand, und es wäre zu wünſchen, daß bei der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung ſowohl der antik-klaſſiſchen als auch der ſpäteren Kunſt der Nationen warmer Zone mehr als bisher in Erwägung gezogen würde, welchen Anteil direkt und indirekt die Temperatur, unter der die Künſtler gelebt und gewirkt haben, an der Eigenart ihrer Werke hat. Übrigens hat erſt vor kurzem ein italieniſcher Äſthetiker, Benedetto Croce, das Weſen des äſthetiſchen Verhaltens und der künſtleriſchen Betätigung als „Ausdruck“ bezeichnet; das will beſagen eine Bevorzugung der Form, der Erſcheinung vor dem Inhalt oder vielmehr eine alleinige Anerkennung der Erſcheinung, der Äußerung im Gegenſatz zum Objektiven, zum Sachlichen, zum Inhalt, den wir neben der Erſcheinung zu ſchätzen wiſſen und zu ſchätzen pflegen.

Am günſtigſten für den Verlauf, die Energie und Fruchtbarkeit des Geiſteslebens iſt eine mäßig warme Temperatur, eine Temperatur, die uns außer bei eigens auf ſie gerichteter Aufmerkſamkeit nicht ſonderlich bewußt wird und alſo der Eigentemperatur des Organismus nahe ſteht. Den Einfluß dieſer mäßig warmen und natürlich einigermaßen beſtändigen Temperatur auf das ſeeliſche Geſchehen im einzelnen darzulegen, würde nicht viel weniger bedeuten, als unſer normales Bewußtſein und bewußtes Verhalten, ſowie unſere geiſtige Entwickelung kennzeichnen — was hier ebenſo überflüſſig, wie in wenigen Zeilen unausführbar iſt. Geſtattet ſei zum Schluß nur der Hinweis auf die Geſchichte und die Ausbreitung unſerer, d. h. der höchſt erreichten Kultur, die deutlich zeigt, wie ſehr unſer geiſtiges Werden und Sein von der gemäßigten Temperaturzone bedingt und wie groß die Bedeutung iſt, die unter den Faktoren unſerer geiſtigen Entfaltung der Wärme unſerer Umwelt gebührt.

Robert Schumann

Zum Gedächtnis seines Todes am 29. Juli 1856

Von

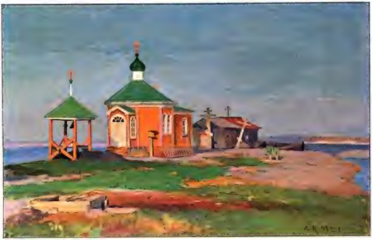
Eugen Sachße

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Am 29. Juli 1906 ſind es fünfzig Jahre, daß Robert Schumann nach ſchmerzlichen Leiden von uns geſchieden iſt; da ziemt es ſich, ſeiner zu gedenken und dankbar zu betrachten, was er uns iſt. Es gibt Genies, welche mühelos ihr inneres Leben in ſchöner Geſtalt darſtellen, ſie ſind die gottbegnadeten Sonnenkinder, erhabene Geiſter, welche über dem Staub der Erde ſchweben. Es gibt Talente, welche auch voll ſind von Geiſt und Leben, aber mit viel Mühe und Arbeit ſuchen ſie die Form, in welcher ſie darſtellen, was ſie empfinden, und oft merkt man ihren Werken den Schweiß der Arbeit an. Zu dieſen gehört Robert Schumann. Er war zuerſt ein Kämpfer, der aus Dunkelheit mit ernſtem Streben zur Klarheit hindurchdrang. So erſt ward er ein gottbegnadeter Künſtler, der durch ſeine Gaben uns auf die ſonnigen Berge der Schönheit führt. Er war endlich ein edler Charakter, der uns Verehrung und wehmütige Liebe abnötigt. Das ſind die drei Züge, die uns das vollſtändige Bild ſeines geiſtigen Weſens geben.

Er war ein Kämpfer. Schon um ſeinen Beruf hat er kämpfen müſſen. Dieſer Kampf iſt Mozart und Beethoven erſpart geblieben. Sie wuchſen auf unter Muſik, ſowohl ihre Geburt wie ihre Neigung zeigte ihnen den Lebensweg, den ſie ohne Beſinnen wandelten. Schumann ſtammte aus einer unmuſikaliſchen Familie. Sein Vater war Verlagsbuchhändler in Zwickau, ein ſtrebſamer, geiſtig bedeutender Mann, aber der Muſik ſtand er fern; ſeine Mutter war verſtändig und fleißig wie der Vater, ſorgſam für ihre Kinder, aber auch ohne Verſtändnis für Muſik. Robert wurde 1810 als jüngſtes von fünf Kindern geboren. Verwöhnt in der Familie, vielleicht etwas verzärtelt von der Mutter, wollte er bei ſeinen Altersgenoſſen herrſchen und war ebenſo unnachgiebig wie empfindlich, wenn er ſeinen Willen nicht durchſetzte. Dabei war er eine in ſich gekehrte, melancholiſche Natur, welche häufig zerſtreut erſchien. Seine ganze Neigung wandte er der Muſik zu. Sein erſter Lehrer war der Gymnaſiallehrer Kuntſch. Neun Jahre alt, hörte er Moſcheles in Karlsbald ſpielen und empfing einen unverlöſchlichen Eindruck. Durch großen Fleiß brachte er es zu einer bedeutenden Fertigkeit und ſpielte öfter in Konzerten. In einem derſelben trug er die Konzertvariationen von Henri Herz vor über das Thema: „Ich war Jüngling noch an Jahren“. Die Sinfonien von Haydn, Mozart und Beethoven ſpielte er vierhändig. Dabei komponierte er Tänze und Lieder, aber ohne jede ordentliche Anleitung. Sein ſchwärmeriſcher Sinn wurde auch angezogen durch Jean Paul, dem er zeitlebens eine große Verehrung bewahrte. Der Vater erkannte, daß in dem jungen Robert etwas Beſonderes ſei; er ſchrieb deshalb an Karl Maria von Weber in Dresden, ſchilderte die Neigung ſeines Sohnes und fragte an, ob er ſich ganz der Muſik widmen ſolle. Leider bekam er keine Antwort. Bereits 1826 ſtarb er; bei längerem Leben würde er dem Sohn manchen Kampf erſpart haben.

Mit achtzehn Jahren abſolvierte dieſer das Gymnaſium in Zwickau und wollte nun Muſiker werden. Aber Mutter und Vor-



Al. Boriſſow: Kirche, erbaut vom Großinduſtriellen Sſibirjakow in Nikolskoje am Jugorski-Schar, an einem Julitage.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig

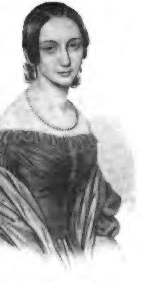
Digitized by Google

mund widerſprachen, das ſei eine brotloſe Kunſt. So fügte er ſich und ging nach Leipzig, um die Rechte zu ſtudieren. Aber nur äußerlich; er hörte kein Kolleg, dagegen nahm er bei Friedrich Wieck Unterricht in Klavierſpiel. Er übte eifrig, aber die Harmonielehre war ihm langweilig. Hier lernte er auch die Kammermuſik, Trios und Quartette, ſpielen und lieben. Für Klara, die Tochter ſeines Lehrers, die damals neun Jahre alt war und zu großen Hoffnungen berechtigte, empfand er die Freundſchaft eines älteren Bruders. 1829 zog er nach Heidelberg; aber auch hier vermochte ihn der geiſtreiche Thibaut wohl für die Reinheit der Tonkunſt, nicht aber für die Rechtswiſſenſchaft zu begeiſtern. Er übte fleißig, zeitweiſe ſieben Stunden täglich; bei Fahrten in das Rheintal hatte er ſogar ein ſtummes Klavier bei ſich, um beſtändig zu üben. Bald galt er in Heidelberg als der erſte Klavierſpieler und trat häufig in Konzerten auf. Auch komponierte er und phantaſierte frei; ſein Freund Töpken berichtet, letzteres habe auf ihn den größten Eindruck gemacht. Im Frühjahr 1830 ſpielte Paganini in Frankfurt; Schumann reiſte hin, ihn zu hören, und war ſeitdem entſchloſſen, Muſiker zu werden. Er meinte, wenn er noch drei Jahre übe, werde er Moſcheles erreichen. Am 30. Juli 1830 entſchloß er ſich endlich, an ſeine Mutter zu ſchreiben. „Folge ich meinem Genius, ſo weiſt er mich zur Kunſt und ich glaube zum rechten Weg. Aber eigentlich war mir's immer, als verträteſt du mir den Weg dazu, wozu du deine guten mütterlichen Gründe hatteſt, die ich auch recht gut einſah, und die du und ich die ſchwankende Zukunſt und das unſichere Brot nannten.“ Aber nun iſt er entſchloſſen, den gewagten Schritt zu tun; ſeine Neigung iſt ſtärker als alle Bedenken. Er bittet die Mutter, ſie möge ſeinen Lehrer Wieck um Rat fragen. „Denk an den großen Geiſt unſeres guten Vaters, der mich früh durchſchaute und mich zur Kunſt oder zur Muſik beſtimmte.“ Dieſe entſchiedene und freundliche Vorſtellung machte die Mutter ſchwankend, ſie ſchrieb an Wieck. Dieſer gab den verſtändigen Rat, Schumann ſolle zunächſt ein halbes Jahr unter ſeiner Leitung Muſik ſtudieren, dann wolle er die Frage beantworten. Der Rat wurde befolgt: Robert kehrte im Herbſt 1830 nach Leipzig zurück, wohnte bei Wieck und widmete ſich ganz der Muſik. Die Frage, ob er dabei bleiben ſolle, wurde nicht mehr aufgeworfen. Seine Briefe ſind ſeitdem voll Freude und Zuverſicht; er hatte nun gefunden, was ſein Herz befriedigte. Wohl wäre es beſſer geweſen, er hätte früher dieſen Entſchluß gefaßt; aber ſein weicher Charakter und die Pietät gegen ſeine Mutter machten ihm das unmöglich. Er ſelbſt ſchreibt im Jahre 1838: „Wäre ich in ähnlichen Verhältniſſen aufgewachſen wie Mendelsſohn, von Kindheit zur Muſik beſtimmt, würde ich euch ſamt und ſonders überflügeln; das fühle ich an der Energie meiner Erfindungen. Mein Vater erkannte mich frühzeitig und hatte mich zum Muſiker beſtimmt, doch die Mutter ließ es nicht zu.“

Doch faſt am Ziel, fand er eine neue Schwierigkeit. Er übte mit äußerſtem Fleiß, denn er wollte Moſcheles erreichen; er erfand allerlei Mittel, die Finger ſtark, gelenkig und unabhängig voneinander zu machen. Aber im Juni 1831 ſchmerzte ihn der Zeigefinger der rechten Hand, er mußte aufhören zu üben. Er wandte ſich an Ärzte, hoffte auf Heilung, aber 1832 überzeugte er ſich, daß ſeine Hand unheilbar gelähmt und es ihm verſagt ſei, Klaviervirtuoſe zu werden. Mancher andere würde darüber verzagt geworden ſein; aber hier wurde es offenbar, daß Schumann mehr als Virtuoſe war, daß ein ſchaffender Künſtler in ihm ſteckte. Nicht einen Augenblick dachte er daran, ſeinen Beruf aufzugeben; er findet dieſen Schaden ſogar heilſam: nun ſei er genötigt, ſich ganz auf die Kompoſition zu werfen. In der Tat behielt er zeitlebens eine Schwäche in der rechten Hand; doch konnte er ſo viel ſpielen, als er für ſeine Kompoſition bedurfte. So ſtudierte er eifrig Kompoſition unter Heinrich Dorn, der ſpäter Muſikdirektor der Königlichen Oper in Berlin war; zeitlebens blieb er mit ihm befreundet. Ebenſo ſtudierte er die Inſtrumentation des Orcheſters, denn ſeine Pläne gingen ins Weite. Leider ſtarb ſeine Mutter 1836, ehe ſeine Bedeutung anerkannt war.

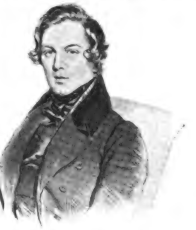
Noch ein anderes Gebiet der Arbeit ſuchte er ſich, als ihm das Virtuoſentum verſchloſſen war: die literariſche Tätigkeit. Schumann gründete in Leipzig die „Neue Zeitſchrift für Muſik“, und dadurch verwickelte er ſich in neue Kämpfe.

Er ſchildert ſelbſt die Entſtehung der Zeitſchrift. Zu Ende des Jahres 1833 fand ſich allabendlich und wie zufällig eine Anzahl meiſt jüngerer Muſiker zuſammen, zunächſt zu geſelliger Verſammlung, nicht minder aber zum Austauſch der Gedanken über Muſik. Man kann nicht ſagen, daß die damaligen muſikaliſchen Zuſtände Deutſchlands ſehr erfreuliche waren. Auf der Bühne herrſchte Roſſini, auf dem Klavier Herz und Hünten. Und doch waren erſt wenige Jahre verfloſſen, ſeit Beethoven, Weber und Schubert lebten. Beethoven wurde nur von wenigen verſtanden, ſeine Muſik galt als unſchön und gewaltſam. Da erwuchs der Gedanke, man wolle durch die Gründung einer Zeitſchrift das muſikaliſche Verſtändnis fördern und die Poeſie in der Muſik zu Ehren bringen. So entſtand 1834 die „Neue Zeitſchrift für Muſik“; Schumann, der nur Mitarbeiter ſein wollte, mußte ſich entſchließen, die Leitung zu übernehmen. Als Grundgedanken verkündete er, die ältere Zeit anzuerkennen, die nächſtvergangene als eine unkünſtleriſche zu bekämpfen, die kommende als eine neue poetiſche vorzubereiten und zu beſchleunigen. Seine vornehmſten Genoſſen waren der begabte Ludwig Schunke, der leider ſchon 1834 ſtarb, und Karl Bank; auch Friedrich Wieck war im Bunde. Sie wollten die muſikaliſchen Philiſter bekämpfen, deshalb nannten ſie ſich die Davidsbündler. Floreſtan, Euſebius und Raro waren nicht Perſonen, ſondern Erfindungen Schumanns, „Floreſtan und Euſebius iſt meine Doppelnatur, die ich wie Raro zu einer Perſon verſchmelzen möchte.“ Euſebius iſt der zarte, ſanftbeſaitete Jüngling, der die Schönheiten eines Werkes ſchnell empfindet und ſeine Schwächen überſieht; Floreſtan der brauſende, übermütige Sturmläufer, der die Mängel raſch aufſpürt und ſcharf tadelt; Raro (Friedrich Wieck) der gerechte, beſonnene Meiſter. Schumann vertrat die Muſik von Bach, Beethoven, Weber und Schubert. Voll Lobes iſt er über Mendelsſohn, Ferd. Hiller, Wilh. Taubert, Rob. Franz, Niels Gade; Chopin begrüßt er als aufſteigendes Meteor; auch über Stephen Heller, Adolf Henſelt und Berlioz äußert er ſich mit großer Anerkennung. Scharf bekämpfte er die Verderber der Muſik; wohl das Schärfſte hat er über Meyerbeers „Hugenotten“ geſchrieben.



Klara Wieck als Braut Robert Schumanns. Nach einer Zeichnung von Cäcilie Brandt.

Mit dem Erfolg ſeiner Zeitſchrift unzufrieden, reiſte Schumann im September 1838 nach Wien, um die Redaktion dorthin zu verlegen. Er fand jedoch unüberwindliche Schwierigkeiten und kehrte im April 1839 nach Leipzig zurück. Aber einen Gewinn brachte dieſe Wiener Reiſe doch. Er beſuchte den Bruder von Franz Schubert und fand deſſen Nachlaß, darunter vier Meſſen, einige Opern, vor allem die C-Dur-Sinfonie, welche Mendelsſohn bald darauf in Leipzig zum erſtenmal aufführte. Seitdem war Schumann der Redaktion müde. „Könnte ich erſt die Zeitung ganz wegwerfen, ganz der Muſik leben als Künſtler, nicht mit ſo vielem Kleinlichen zu ſchaffen haben, was ja eine Redaktion mit ſich bringen muß, dann wäre ich ganz heimiſch in mir und auf der Welt. Vielleicht bringt dies die Zukunft noch, und dann gibt es nur Sinfonien von mir zu verlegen und zu hören.“ So ſchrieb er 1839. Schon im folgenden Jahre geſchah, was er wünſchte: er wandte ſich faſt ausſchließlich der Kompoſition zu.



Robert Schumann Nach einer Lithographie von Kriehuber in Wien aus dem Jahre 1839.

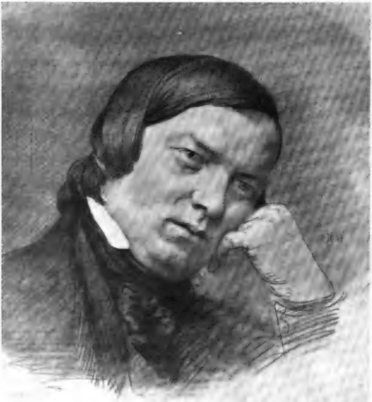
Den letzten und aufreibendſten Kampf mußte Schumann führen, um ſeine Gattin Klara Wieck zu gewinnen. Bis dahin hatten die Frauen keine große Bedeutung für ſein inneres Leben. Eine flüchtige Verehrung für Meta Abegg aus Mannheim, die er in einer Geſellſchaft in Heidelberg kennen lernte, iſt uns nur dadurch bekannt, daß er über ihren Namen (Abegg) ein Thema mit Variationen komponierte. Als er nach Leipzig zurückkehrte, führte ihn ſein Freund Schunke in das Haus des begüterten Kaufmanns Voigt ein, deſſen Gemahlin Henriette eine tüchtige Klavierſpielerin war. Er hat fleißig dort verkehrt, unter den Davidsbündlern führte ſie den Namen Eleonore; treue Freundſchaft verband die beiden bis zum Tode der Freundin (1839). Eine ernſthafte Neigung zog ihn zu Erneſtine von Fricken aus Aſch, welche 1834 als Schülerin Wiecks nach Leipzig kam. Er fand Gegenliebe, und obwohl der Vater Erneſtine im September 1834 nach Hauſe holte, da er von Schumanns Neigung gehört hatte, verlobten ſie ſich ſchriftlich. Zweimal hat er ſie in Aſch beſucht. Der Name dieſer Stadt gab ein Thema von vier Noten (a, es, c, h), welches er in mehreren Stücken ſeines „Karneval“ behandelte; unter den Davidsbündlern führte ſie den Namen Eſtrella. Aber allmählich erloſch ſeine Neigung; ſie hatte ihm verſchwiegen, daß ſie ein illegitimes Kind und als ſolches arm war; auch ging ihr eine tiefere Bildung ab. Dafür erwuchs in ſeinem Herzen eine lebhafte Neigung zu Klara, der Tochter ſeines Lehrers Wieck. Er kannte ſie ſeit ihrem neunten Jahre, hatte mit ihr wie ein älterer Bruder verkehrt, ihr oft Märchen und Spukgeſchichten erzählt und dabei ihr muſikaliſches Talent bewundert. Jetzt entwickelte ſich das Kind zur Jungfrau, und im Sommer 1835 wurde er ſich ſeiner Liebe zu ihr bewußt. Sie bekennt, daß ſie ihn immer geliebt und ſeine Verlobung mit Erneſtine ihr bitteren Schmerz verurſacht habe. Im November 1835 geſtanden ſie ſich gegenſeitig ihre Liebe. Nun löſte Schumann ſein Verhältnis zu Erneſtine; dieſe ging auch bereitwillig und freundlich darauf ein und blieb ihm weiterhin freundſchaftlich verbunden; 1838 ehelichte ſie einen Grafen von Zedtwitz. Aber ein anderes unerwartetes Hindernis fand er in dem hartnäckigen Widerſtand des Vaters. Zehn Jahre ſeines Lebens hatte dieſer darauf verwandt, Klara zu einer Künſtlerin auszubilden; jetzt wollte er Ehre und Lohn von ſeiner Arbeit haben. Klara ſollte zunächſt unvermählt bleiben, ſpäter aber eine glänzende Partie machen. Dieſer Widerſtand verurſachte Schumann überaus ſchmerzvolle Kämpfe, welche über vier Jahre dauerten, ſein weiches Gemüt tief verwundeten und ſeine Geſundheit untergruben. Als Wieck merkte, daß ein Verhältnis beſtand, ſchrieb er an Schumann einen beleidigenden Brief, verbot ihm das

Digitized by Google

Haus und gebot ſeiner Tochter, jeden Verkehr mit ihm zu meiden. Klara war gehorſam, und nun hörte jeder Verkehr der beiden auf. Schon am 15. Dezember 1830 hatte Schumann geſchrieben: „Spricht Wieck in ſeinem oder Klaras Intereſſe, dann wird er wild wie ein Bauer.“ Das mußte er nun ſelbſt erfahren. Klara war ſchon die gefeierte Künſtlerin, deren Ruhm Deutſchland erfüllte; der Vater wollte ſie zunächſt nicht aus den Händen geben, vor allem nicht einem ſo unbedeutenden Mann, wie Schumann damals in ſeinen Augen noch war. „Schumann iſt zu phlegmatiſch, kein Menſch kauft ſeine Kompoſitionen. Hat er ſchon einen ‚Don Juan‘ oder einen ‚Freiſchütz‘ komponiert?“ Das waren freilich hohe Forderungen! Sodann machte er geltend, daß Schumann zu geringe Einnahme habe. Darin mußte ihm Schumann recht geben: er hatte fünfhundert Reichstaler aus ſeinem Vermögen, fünfhundert Reichstaler als Redakteur; aber das war eine unſichere Einnahme, und die Honorare waren nicht zu rechnen. Man kann es alſo billigen, daß Wieck nicht ſofort zuſtimmte; aber er wies ihn ſo beleidigend ab, daß Schumann ſein Haus nicht mehr betreten konnte. Und nun entſtand die bange Sorge, ob Klara trotz des Vaters ihm treu bleiben werde. Anderthalb Jahre lang begnügte er ſich, ſie nur zuweilen von fern zu ſehen. Da aber ertrug er es nicht länger. Am 13. Auguſt 1837 fragte er ſie in einem heimlichen Briefe, ob ſie ihm noch treu ſei. Und umgehend bejahte ſie dieſe Frage. Sie ſahen daher den 13. Auguſt als ihren Verlobungstag an, und Schumann hielt am 13. September, Klaras Geburtstag, brieflich um ihre Hand an. Der Vater gab eine diplomatiſch gewundene Antwort, die jedenfalls keine Zuſage enthielt. Klara war inzwiſchen zu der Selbſtändigkeit herangereiſt, daß ſie dem Vater erklärte, ſie wolle noch einige Jahre ſich allein der Kunſt widmen, aber Schumann bliebe ſie treu. Dann trat ſie ihre große Kunſtreiſe nach Prag und Wien an und wechſelte ſeitdem mit ihrem Geliebten Briefe. Sie hielt ihm als ein tapferes Mädchen die Treue, obwohl ſie von ihrem Vater deswegen Unwürdiges dulden mußte. Über ein Jahr lang hofften ſie, den harten Sinn des Vaters zu erweichen, aber er blieb unbeugſam. Am 1. Oktober 1838 ſchreibt Klara an Robert, daß Wieck endgültig ſeine Einwilligung verweigert habe, ſie ſei aber entſchloſſen, ihm anzugehören auch ohne väterlichen Segen. Am 8. Januar 1839 reiſte ſie ohne den Vater nach Paris, und ſeitdem hat ſie das väterliche Haus nicht mehr betreten. Schumann tat nun den letzten Schritt: er wandte ſich an das Gericht, damit dieſes die väterliche Zuſtimmung erſetze. Das gab peinliche Verhandlungen, ſchmerzliche Monate, das Gericht zögerte aus begreiflichen Gründen mit der Entſcheidung. Endlich, am 1. Auguſt 1840, erhielt Schumann den Konſens des Appellationsgerichts in Leipzig, und am 12. September wurde das Paar in Schönefeld bei Leipzig getraut. Schumann ſchrieb darauf: „Klara iſt ganz glückſelig, es waren doch gar zu unwürdige Duldungen, die wir zu beſtehen hatten.“ Aber noch war der Kampf nicht zu Ende. Da Klara zur Kammervirtuoſin des Kaiſers von Öſterreich ernannt worden war, ſo erwarb Schumann ſich auf ordnungsmäßigem Wege in Jena den Dr. phil. Eine Zeitſchrift, der „Komet“, erzählte jedoch allerlei Klatſch über ſeine Promotion, und Wieck verfaßte eine Schmähſchrift gegen Schumann, die in Leipzig verbreitet wurde. Dies geſpannte Verhältnis dauerte noch drei Jahre. Erſt 1843 fand eine Ausſöhnung zwiſchen Wieck und ſeiner Tochter ſtatt. Das Weihnachtsfeſt 1843 feierten ſie gemeinſam in Wiecks Hauſe. 1839 ſchreibt Schumann an Dorn: „Manches von den Kämpfen, die Klara mir gekoſtet, mag in meiner Muſik enthalten ſein. Das Konzert, die Sonate, die Davidsbündlertänze, die Kreisleriana und die Novelletten hat ſie beinahe allein veranlaßt.“ Die Darſtellung dieſer Kämpfe war erforderlich, um den Komponiſten zu würdigen.

⁂

Schumanns Freund Keferſtein ſagt mit Recht über den Komponiſten: „Es war ein Unſtern, daß er eher als Kunſtliterat und Kritiker, denn als ſchaffender Künſtler hervortrat. Er trat mit der Prätenſion auf, einer neuen, ſogenannten romantiſchen Richtung Bahn zu brechen, über deren Weſen



Robert Schumann. Nach einer Zeichnung von Bendemann (1859).
(Aus Franz Hanfſtaengls Porträt-Kollektion.)

er ſelbſt im unklaren war. Es ſollte etwas Nagelneues geben. Als er nun ſelbſt zu ſchaffen begann, ſuchte er das Ungeſtüme, Titanenhafte zu erfaſſen und verſenkte ſich dabei in ſchwindelnde Höhen und Tiefen, in welchen er ſich oft ſelbſt verlor.“ Den erſten Kompoſitionen fehlt das Natürliche; ſie ſollten großartig ſein und waren forciert. Das zeigen der Carneval sur quatre notes (Asch), die Davidsbündlertänze, die beiden Sonaten in Fis-Moll und G-Moll und das Concert sans orchestre. Schumann beherrſchte die Form noch nicht. Moſcheles bezeichnete die Fis-Mollſonate als ſehr geſucht und etwas verworren, doch intereſſant. Liſzt ſchrieb 1837 in der Gazette musicale: „Je mehr man in Schumanns Ideen eindringt, deſto mehr Kraft und Leben entdeckt man in ihnen; je mehr man ſie ſtudiert, deſto mehr iſt man von dem Reichtum und der Fruchtbarkeit überraſcht, die uns vordem entging.“ Wir erkennen den freundlichen Meiſter, der den Anfänger ermutigt. Schumann ſelbſt nannte ſpäter dieſe Kompoſitionen wüſtes Zeug. Wieviel einfacher und beſcheidener war Beethoven in ſeinen erſten Werken; er wollte nichts bedeuten, nichts ausmachen, er gab, was er hatte.

Doch ſind Schumann auch in dieſer erſten Periode des Schaffens ſchon zwei größere Werke gelungen, die bleibenden Wert haben. Zunächſt die Études symphoniques op. 13 aus dem Jahre 1834; die zweite wenig veränderte Ausgabe erſchien 1852 unter dem Titel: Études en forme de variations. Zwölf Variationen über ein einfaches Thema, jede bedeutend, dabei klar und kräftig, die letzte ein pompöſes Finale. Ebenſo bedeutend iſt die Phantaſie op. 17 in C-Dur aus dem Jahre 1836. Sie beginnt mit einem ſtürmiſch-phantaſtiſchen Satz über ein kräftiges Thema, der zweite Satz atmet ruhige Energie, der dritte führt zu ſanfter Ergebung. Ungleich beſſer gerieten ihm damals kurze liederartige Sätze, in welchen er eine beſtimmte Empfindung zum Ausdruck brachte. Als bedeutendſte nenne ich die Phantaſieſtücke op. 12 aus 1837, die Novelletten op. 21 aus 1838, von denen die erſte und ſechſte am bekannteſten ſind, die vielgeſpielten Kinderſzenen op. 15 und die Kreisleriana op. 16. Kreisler iſt ein geiſtreicher, aber exzentriſcher Kapellmeiſter in E. T. A. Hoffmanns Schriften, deſſen Weſen muſikaliſch dargeſtellt wird. Noch führe ich aus dem Jahre 1839 die Arabeske op. 18 und das Blumenſtück op. 19 an, Dichtungen, die Schumanns Ruf als Tonſetzer begründet haben.

Bis zum Jahre 1840 war Schumann lediglich ein Klavierkomponiſt, wenn auch von beſonders inniger Empfindung, von eigentümlicher Technik, etwa wie Stephen Heller. Aber dann begann er ſich auszubreiten. „Das Klavier wird mir zu enge, ich höre bei meinen jetzigen Kompoſitionen oft noch eine Menge Sachen, die ich kaum andeuten kann. Der Melodie ſchenke ich jetzt große Sorgfalt, auch da kann man durch Fleiß und Beobachtung viel gewinnen. Aber freilich meine ich unter Melodie andere als italieniſche.“ So ſchrieb er 1838. Und ſpäter an Dorn: „Das Klavier möchte ich oft zerdrücken, es wird mir zu eng in meinen Gedanken. Nun habe ich freilich im Orcheſterſatz noch wenig Übung, doch denke ich noch die Herrſchaft zu erreichen.“ Das Glück und die innere Befriedigung, welche er im Bunde mit Klara Wieck fand, gab ſeiner Phantaſie einen höheren Schwung, einen reicheren Inhalt. Seit 1840 hat er ſich auf allen Gebieten der Muſik betätigt: das Lied, die Sinfonie, die Kammermuſik der Inſtrumente, das weltliche Oratorium, die Oper hat er nach und nach bearbeitet und überall Werke von unvergänglichem Wert geſchaffen. Jetzt wurde er der anerkannte Meiſter. Zunächſt hat er einen Perlenregen von Liedern ausgeſtreut; Waſilewski zählt für das eine Jahr 1840 allein 138 Geſangſtücke, darunter viele von unvergänglichem Wert. Heine und Geibel, Goethe und Rückert, Reineck und Eichendorff, Burns und Chamiſſo boten ihm die Texte. Wen hätten nicht die gewaltigen Lieder ſchon ergriffen, in denen er ſein Liebesglück ausſpricht: „Du meine Seele, du mein Herz“; „Überm Garten, durch die Wipfel“; oder „Frauenliebe und Leben“! Und welche ſonnige Fröhlichkeit herrſcht in den Liedern: „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein“; „O Sonnenſchein, o Sonnenſchein“; „Es zogen zwei rüſt'ge Geſellen“! Welch innige Empfindung in den Liedern: „Mein Herz iſt im Hochland“; „Ach, wenn es der König auch wüßt'“! Welch heiliger Ernſt in der Ballade „Belſazar“, in der Klage der „Beiden Grenadiere“, die in den Siegesgeſang der Marſeillaiſe ausklingt! Ich nenne aus der großen Fülle der Schöpfungen nur die allbekannteſten. Dazu kamen ſpäter Balladen und Romanzen für Chor, Romanzen für Frauenchor, das ſpaniſche Liederſpiel für Soloquartett, die ſpaniſchen Liebeslieder mit vierhändiger Klavierbegleitung, das deutſche Minneſpiel aus Rückerts Liebesfrühling, die Lieder aus Wilhelm Meiſter. Ein feuriger Geiſt, Wärme und Innigkeit des Gefühls, Schönheit der Form berechtigen das Urteil, daß er nach Schubert der bedeutendſte Liederkomponiſt iſt. Wie Beethoven und Schubert hat er die Lieder durchkomponiert, damit die Melodie ſich den Worten anſchmiege; dabei hat er das Melodiſche, das er bisher vernachläſſigt hatte, eifrig gepflegt und nicht im Intereſſe der Charakterſchilderung vernachläſſigt. Das Klavier dient nicht nur der harmoniſchen Vervollſtändigung, ſondern dem Ausdruck der Empfindung; oft tritt es ſelbſtändig neben die Singſtimme, ſo daß wir ein Duett hören. Niemand wird ſich wundern, daß unter der Fülle dieſer Kompoſitionen auch Minderwertiges ſich befindet; eher darf man es tadeln, daß Schumann auch völlig ungeeignete Texte komponiert hat, z. B. das Rätſel von Byron über den Buchſtaben H.

Klara Schumann
in ihren letzten Lebensjahren.
(Nach einer Photographie.)

Als Meiſter des Orcheſters erwies er ſich durch vier Sinfonien. 1841 vollendete er die erſte in B-Dur, eine gewaltige Dichtung, welche vom Publikum am liebſten gehört wird wegen ihres feurigen Schwunges. Schumann wollte ſie Frühlingsſinfonie nennen. Mendelsſohn bezeichnete ſie als eine „ſchöne“ Sinfonie und führte ſie ſofort im Gewandhauſe auf. Hier hat Schumann alles Wilde überwunden, er hat ſich gebunden an die alte Form, denn er hatte erkannt: wenn man in freien Formen ſchaffen will, ſo muß man erſt die gebundenen, für alle Zeiten gültigen Formen beherrſchen. 1841 verfaßte er noch die zweite Sinfonie in D-Moll; ſie wurde 1851 umgearbeitet, beſonders die Blasinſtrumente voller geſetzt. Sie iſt von ernſtem, oft trübem Charakter. Die dritte Sinfonie in E-Dur, von majeſtätiſchem Charakter, wegen der thematiſchen Durcharbeitung wohl die bedeutendſte, wurde 1846 vollendet. Vielfach verkannt und doch von eigentümlicher Schönheit iſt die vierte ſogenannte rheiniſche Sinfonie (1850). Namentlich der erſte Satz in ſeiner kräftigen Fröhlichkeit, der zweite in ſeinem jovialen Humor, der dritte in ſeiner innigen Schwermut ſind wahre Perlen der Poeſie.

Auf dem Gebiete der Kammermuſik hat Schumann das Klavier nicht vernachläſſigt. Ich nenne das Konzert in A-Moll, die Variationen für zwei Klaviere, das Weihnachtsalbum für Kinder, die Waldſzenen, ſechs vierhändige Stücke (Bilder aus dem Oſten) und zwölf vierhändige Stücke, die ſehr verbreitet ſind.

An Kompoſitionen für mehrere Inſtrumente war das Jahr 1842 beſonders fruchtbar. Da behauptet wohl den erſten Rang das großartige Klavierquintett durch ſeine Kraft und Originalität, durch ſeine ſtraffe Durchführung und Steigerung bis zum Schluß. Es ſcheint mir ſeit Beethoven und Schubert das bedeutendſte derartige Werk. Bedeutend ſind auch das Klavierquartett und die drei Streichquartette mit ihrem innigen Charakter und ihrer feinen Durcharbeitung. Allein dieſe Werke würden genügen, um Schumanns Namen unſterblich zu machen! Aber am größten zeigt er ſich in jenen Werken, in welchen er Orcheſter, Chor und Soloſtimmen verbindet. Das erſte und bekannteſte dieſer Werke iſt „Das Paradies und die Peri“, ein Gedicht von Thomas Moore, überſetzt von Emil Flechſig, aber von Schumann ſelbſt vielfach verändert. Er komponierte es 1843, aufgeführt wurde es unter des Komponiſten Leitung zum erſtenmal am 4. Dezember 1843 im Gewandhauſe zu Leipzig und fand ſolchen Beifall, daß es nach acht Tagen wiederholt wurde. Die Peris ſind anmutige Weſen der Luft, welche wegen eines Fehltritts aus dem Paradieſe verwieſen wurden. Eine ſolche hat die Zuſage empfangen, ſie ſolle wieder aufgenommen werden, wenn ſie des Himmels liebſte Gabe darbringe. Sie ſchwebt nach Indien, deſſen lichtvolle Schönheit glänzend geſchildert wird. Aber es wird verwüſtet von dem Verzweiflungskampf ſeiner Bewohner gegen grauſame Eroberer. Kampf und Sieg werden mit gewaltigen Tönen geſchildert. Ein kühner Jüngling tritt dem ſiegreichen Eroberer entgegen; aber auch er fällt. Einen Tropfen ſeines Blutes nimmt die Peri und hofft dadurch, die Pforten des Paradieſes ſich zu öffnen. Aber der Engel findet die Gabe zu gering. So begibt ſich die Peri aufs neue auf die Wanderung. Sie kommt nach Ägypten. Der Dichter ſchildert zuerſt die Schönheit des Landes, dann die Qualen der von der Peſt heimgeſuchten Bewohner. Ein Jüngling, von der Krankheit befallen, erwartet einſam das Ende. Da findet ihn ſeine Braut, pflegt ihn und ſtirbt mit ihm. Die Peri bringt den Seufzer der reinen Liebe als Gabe dar, aber auch dieſe wird zu gering befunden. Schweren Herzens tritt die Peri nochmals ihre Wanderung an. In Syrien findet ſie einen wilden Reitersmann, belaſtet mit ſchrecklichen Verbrechen. Da tönt der Ruf zum Gebet von den Minareten, und durch das unſchuldige Gebet eines Kindes wird der Reiter mit ſolcher Macht an ſeine unbefleckte Jugend erinnert, daß er Tränen inniger Reue weint, und dieſe Tränen öffnen der Peri das Paradies. Wenn auch der dritte Teil nach den beiden erſten keine Steigerung mehr bringt, ſondern mit der Handlung auch die muſikaliſche Darſtellung erlahmt, ſo iſt doch das Werk als Ganzes überaus originell und muſikaliſch geiſtvoll. Ihm ähnlich, wenn auch einfacher, iſt „Der Roſe Pilgerfahrt“, welche Waſilewski ein muſikaliſches Idyll nennt. Schumann komponierte ſie 1851 in Düſſeldorf urſprünglich für Soloſtimmen, Chor und Pianoforte; ſpäter erſetzte er die Klavierbegleitung durch das Orcheſter. Weiter unternahm der Dichter die Kompoſition einer Oper „Genoveva“ 1847/48. Trotz ſeiner muſikaliſchen Schönheiten hat ſich dieſes Werk nicht als lebensfähig erwieſen. Die Handlung iſt dürftig und leidet an Unwahrſcheinlichkeiten, die Muſik iſt lyriſch, nicht dramatiſch. „Genoveva“ wurde 1850 dreimal auf der Leipziger Bühne, dann auch auf anderen aufgeführt, doch ohne großen Erfolg. Im Anſchluß an „Genoveva“ komponierte der Künſtler zu Byrons „Manfred“ eine gewaltige Ouverture und fünfzehn muſikaliſche Stücke. Sein bedeutendſtes Werk aber bleibt die Muſik zu Goethes „Fauſt“, an welcher er von 1844 bis 1853 komponierte. Am großartigſten ſind hier die myſtiſchen Klänge, durch welche er die überirdiſchen Szenen des zweiten Teils verdeutlicht. Ganz eigentümlich erſcheinen zwei religiöſe Kompoſitionen: das Adventslied von Rückert 1848 und das Neujahrslied 1850. Er bekannte: „Der geiſtlichen Muſik die Kraft zuzuwenden, bleibt ja wohl das höchſte Ziel des Künſtlers. Und ſo hoffe ich, wird auch dieſe Zeit meinem Streben nicht zu fern mehr ſein.“ Dieſe Zeit iſt für ihn nicht mehr gekommen. In den letzten Jahren ſeines Schaffens hat er ſich der Kompoſition Uhlandſcher Balladen zugewandt: „Der Königsſohn“, „Des Sängers Fluch“, „Vom Pagen und der Königstochter“, „Das Glück von Edenhall“. Doch ſtand der Aufwand von muſikaliſchen Mitteln nicht im rechten Verhältnis zu dem ſchlichten Text; auch verſagte ſeine muſikaliſche Erfindungsgabe ſchon, ehe ſich die Schatten der Nacht über ihn ausbreiteten.

Schumann gehört zu den melancholiſchen Charakteren von tiefer innerer Empfindung, die aber ſelten kräftig ſich äußert. Er hatte ein ſtilles, verſchloſſenes Weſen, ſeine Gedanken ſtanden oft nicht in Verbindung mit der Umgebung, im Geſpräch war er meiſt einſilbig. Aber ſeine Empfindung war tief und edel. Liebevoll und zärtlich war er gegen ſeine Mutter, ſeine Briefe ſind rührende Zeugniſſe ſeiner kindlichen Pietät; die Rückſicht auf ihre Wünſche ließ ihn zwei Jahre zögern, ſeinen Beruf zu ergreifen. Treu war er in der Freundſchaft, der Tod ſeines Freundes Schunke ſchmerzte ihn tief, ſeinen Jugendfreunden bewahrte er bis ins Alter eine treue Geſinnung, ſeinem erſten Lehrer Kuntſch ſandte er zu ſeinem fünfzigjährigen Jubiläum von Godesberg einen herzlichen Glückwunſch. Eine Quelle unvergänglichen Glückes für ihn war der Herzensbund mit Klara Wieck; alle Äußerungen über ſie ſind erfüllt von Liebe zu dem ſchönen Herzen und von hoher Bewunderung für die große Künſtlerin. Wie weit er von kleinlicher Eiferſucht entfernt war, zeigt ſeine wiederholt ausgeſprochene Bewunderung Mendelsſohns. Dieſer kam 1835 nach Leipzig als Direktor der Muſikſchule. Er war ein anerkannter Meiſter, Schumann faſt noch unbekannt. Sehr bald erkannte dieſer, daß Mendelsſohn ihm überlegen ſei an Beherrſchung der Form, während die muſikaliſche Empfindung nicht von gleicher Kraft war. Er blickte zu ihm empor wie zu einem hohen Gebirge, ſeine Briefe ſind voll Verehrung für den reiferen Meiſter. „Mendelsſohn bleibt doch der eminenteſte Menſch, der mir bisher vorgekommen“; „ich halte Mendelsſohn für den erſten Muſiker der Gegenwart und ziehe vor ihm, wie vor einem Meiſter, den Hut.“ Als 1848 Franz Liſzt über Mendelsſohn geringſchätzig ſprach, fuhr Schumann zornig auf: „Herr, wer ſind Sie, daß Sie über einen Meiſter ſo reden dürfen!“ Auch Mendelsſohn trug dem jüngeren Künſtler eine freundliche Anerkennung entgegen. Seine erſte Sinfonie brachte er ſchon im März 1841 zur Aufführung im Gewandhaus; er bot Schumann die Leitung der Sinfonie an, aber dieſer erwiderte, ſie liege bei ihm in den den beſten Händen. So waren die Meiſter durch edle Geſinnung verbunden, nur ihre Schüler zeigten zuweilen kleinliche Eiferſucht.

Die Gleichgültigkeit gegen die äußeren Dinge brachte Schumann manche Verlegenheit. Als Student hatte er reichliche Mittel und benutzte ſie zu fröhlichen Ausflügen; er beſuchte von Heidelberg das Rheintal, ſogar Mailand und Venedig. Aber nicht nur dieſe Ausgaben, ſondern auch eine gewiſſe Sorgloſigkeit in Verwaltung des Geldes machten, daß er nicht auskam. Zahlreich ſind die Briefe um Geld. Einmal berichtet er, in den letzten vierzehn Tagen habe er nur zweimal Fleiſch gegeſſen. Seine Sorgloſigkeit bekennt er offen: „Dieſe Geldverachtung und Geldverſchleuderung ſind ein erbärmlicher Zug von mir. Du glaubſt kaum, wie ich leichtſinnig bin und oft offenbar Geld zum Fenſter hinauswerfe. Vorwürfe mache ich mir immer und nehme gute Vorſätze, aber in der künftigen Minute habe ich es vergeſſen und gebe wieder acht Groſchen Trinkgeld.“

Grabdenkmal für Robert und Klara Schumann auf dem alten Friedhofe zu Bonn.

Dieſes in ſich gekehrte Weſen machte ihn untüchtig zum Lehrer und zum Dirigenten. Durch Mendelsſohn wurde er 1843 als Lehrer an die Muſikſchule in Leipzig berufen; aber er war wenig mitteilſam, häufig abweſend. Sein Schüler und Verehrer Waſielewski bezeugt, er habe oft in einer Stunde kein Wort geſprochen, und es wäre doch ſo viel zu ſagen geweſen. Beim Dirigieren merkte er in ſeinen eigenen Werken nicht, wenn ein Einſatz ausblieb, denn er lebte in der Partitur. Der Konzertmeiſter mußte oft ſeine Verſäumnis gut machen. Oktober 1844 zog er nach Dresden, um in der Stille zu leben, ſein krankes Gehirn ertrug den großen Verkehr in Leipzig nicht. Allmählich erholte er ſich dort und konnte wieder komponieren; aber es war ein Fehler, daß er 1850 als Muſikdirektor nach Düſſeldorf berufen wurde: er war ein großer Komponiſt, aber kein Dirigent. Die ſchmerzlichen Erfahrungen, die er dort machte, haben ſeine Geſundheit bald zerſtört.

Es war ihm ſchwer, daß ſeine Werke zuerſt ſo wenig Anerkennung fanden. Doch ſchreibt er 1843: „Das Publikum nimmt, wie ich höre, jetzt größeren Anteil an meinen Sachen, die Kinderſzenen und die Phantaſieſtücke haben ſchon ein größeres gefunden.“ Und 1852: „Ich freue mich, zu gewahren, wie meine Muſik nach und nach tiefere Wurzel ſchlägt, in Deutſchland wie auch auswärts.“ Und noch vor dem Ausbruch ſeines Leidens bemerkt er voll Freude (1853): „Meine Muſik verbreitet ſich mehr und mehr, auch im Ausland, namentlich Holland und England, und das zu ſehen, freut immer den Künſtler. Denn nicht das Lob erhebt ihn, ſondern die Freude, daß, was er empfunden, harmoniſch aus Menſchenherzen zurückklingt.“ Das war die letzte Freude, die ihm zuteil wurde, denn bald wurde ſein Geiſt von finſterer Melancholie umnachtet. Die Spuren dieſer geiſtigen Krankheit zeigten ſich ſchon früh. 1833 wurde er durch den Tod ſeines Bruders und ſeiner Schwägerin Roſalie in hochgradige Aufregung und tiefe Schwermut verſetzt. 1844 im Herbſt ergriff ihn Schlafloſigkeit, Zittern, Mattigkeit, Angſt und Gehörtäuſchung. An Mendelsſohn ſchrieb er damals von Dresden: „Geiſt und Körper verſagen den Dienſt, finſtere Dämonen beherrſchen mich. Eine gänzliche Nervenabſpannung und in ihrem Geleit ein Andrang von ſchrecklichen Gedanken, die mich faſt zur Verzweiflung brachten.“ Sein Arzt Dr. Helbig berichtet: „Sobald er ſich geiſtig beſchäftigte, ſtellten ſich Zittern, Mattigkeit, Kälte in den Füßen und ein angſtvoller Zuſtand ein mit einer eigentümlichen Todesfurcht, die ſich durch Furcht vor hohen Bergen und Wohnungen, vor allen metallenen Werkzeugen, ſelbſt Schlüſſeln, vor Arzneien und Vergiftungen zu erkennen gab.“ Allmählich ließen die Erſcheinungen nach; ſcheinbar geſundete er. Er dirigierte wieder einen gemiſchten Chor in Dresden, und ſeine Berufung nach Düſſeldorf ſchien ihm neue Arbeitskraft zu verleihen. Aber die unheimliche Krankheit ſchritt fort; er konnte ſein Amt nicht mehr verſehen. Im Oktober 1853 legte ihm der Muſikvorſtand nahe, er möge ſich doch durch Tauſch vertreten laſſen; ſeitdem kam er nicht mehr zu den Proben. Das Tiſchrücken, welches damals graſſierte, machte einen unheimlichen Eindruck auf ihn; er kam ſich vor wie von Wundern umgeben. Seitdem wurde ſein Gang ſchleppend, ſeine Sprache ſchwerfällig, er glaubte Geiſterſtimmen, die Stimme Schuberts zu vernehmen. So brach das Ende herein. Am 27. Februar 1854 beſuchte ihn ſein Arzt; Schumann verließ das Zimmer, man meinte, er werde gleich wiederkommen, aber er kam nicht. Er war auf die Rheinbrücke gegangen und hatte ſich in den Strom geſtürzt; Schiffer retteten ihn und brachten ihn nach Hauſe. Er mußte fortan unter ſteiger Beaufſichtigung leben und wurde deshalb der Heilanſtalt in Endenich übergeben, wo er, gebrochen an Leib und Geiſt, noch bis zum 29. Juli 1856 lebte. In Bonn wurde er am 31. Juli begraben.

Ein ſinniges Denkmal ziert ſein Grab: oben die Porträtbüſte des tiefſinnigen Dichters mit einem leidenden Zug, zu beiden Seiten zwei Engel, welche die Vokal- und Inſtrumentalmuſik darſtellen, zu ſeinen Füßen eine weibliche Geſtalt, ähnlich ſeiner Gattin, welche ihm den Lorbeerkranz reicht. Dort iſt auch ſeine Gattin ſpäter beigeſetzt worden. So ſind im Tode vereint, die im Leben zuſammen gewirkt haben. Der Verehrung, welche uns alle erfüllt, hat ein Freund Schumanns, der greiſe Maler Hübner in Dresden, 1882, kurz vor ſeinem Tode, innigen Ausdruck gegeben in folgendem Sonett:

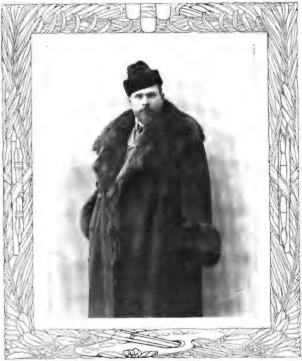
An Robert und Klara.

Wenn ich zurück an jene Zeiten denke,
Wo ich bei deiner Klara Spiel dich ſah —
In ſeelenvollem Schweigen ſtandſt du da,
Als ob der Himmel auf dich niederſänke!

Und hör' ich jetzt die Lieder, Weihgeſchenke,
In denen deinem Volk du ewig nah,
Dann ſeh' ich lichtverklärt dich vor mir, ja,
Als ob ich Geiſt von deinem Geiſte tränke.

Dann wird mir erſt dein ganzes Weſen klar,
Die Muſe ſeh' ich dir zur Seite ſtehen,
Robert und Klara, ein unſterblich Paar!

So kann ich jetzo erſt dich ganz verſtehen,
Als Greis mit weißem Bart und grauem Haar,
So nahe vor dem ew'gen Wiederſehen!



А. Борисов

Alexander Borissow und sein Werk

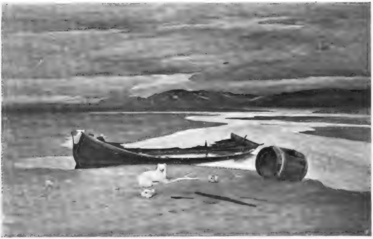
Von

Julius Norden

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Nicht bloß die Pomórzy, die ruſſiſchen Küſtenbewohner des Weißen und des Kariſchen Meeres, ſondern die Nordruſſen überhaupt gehören zu den Beſten des großruſſiſchen Volksſtammes. Beſonnen und energiſch, treu und feſt, ſchlicht und ehrlich ſind ſie, und helle Köpfe findet man vielfach unter ihnen. Es iſt, als ob ſie in ſtetem Umgang mit der Natur, im Kampfe mit dem harten Klima ſo geworden ſeien. Das hat ihren Charakter geſtählt, ihren Willen gefeſtigt, aber auch ihr Gemütsleben entwickelt. Je weniger dem Nordruſſen die Kultur bot, deſto mehr ſagte ihm die Natur. Sie ſchärfte ſeinen Blick für die Schönheiten, die auch der Norden in der langen, langen dunklen Winterzeit, in dem kurzen, aber um ſo lichtvolleren Sommer in großer Fülle für den bereit hält, der die richtige Empfänglichkeit mitbringt; ſie lehrte ihn die Liebe zu den „Nächſten“, deren es ja bei der ſo dünnen Bevölkerung nicht allzuviele gibt, lehrte

Digitized by Google



Al. Boriſſow: „Der Letzte“. Gemälde im Beſitze Sr. Majeſtät des Kaiſers von Rußland.
(Die Reſte des letzten Mitgliedes einer ruſſiſchen Jägerexpedition. Alle übrigen waren vor ihm an Skorbut zugrunde gegangen. Ihn — konnte niemand begraben. Daneben ein Polarfuchs.)

ihn den Menſchen und die ganze Kreatur ſchätzen, nicht bloß die gewaltigen Schauſpiele am Firmament, den wilden Kampf der Elemente, ſondern auch die Welt des Kleinen, den Bau der Moospflanzen und der Flechten und die Formen und Farben der ſpärlichen Blumen bewundern, in den Tieren, dem Renntier und den Hunden, Freunde und Gehilfen des Menſchen erkennen und achten.

Dieſem Volksſtamme gehört auch Alexander Boriſſow an, der Polarmaler und der Polarforſcher, der im Frühling d. J. während der großen Ausſtellung, die er bei Keller u. Reiner in Berlin veranſtaltete, ein paar Wochen in der deutſchen Reichshauptſtadt weilte, und mit dem ich damals manche Stunde zwiſchen ſeinen Bildern oder daheim verplaudert habe.

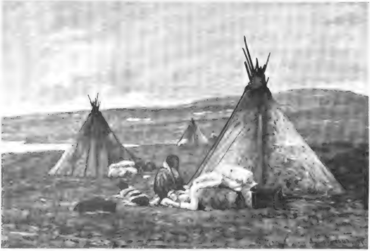
Im bequemen Fauteuil läßt ſich's gemächlich hören von den Schrecken und Wundern des hohen Nordens, aber der da ſo ſchlicht und doch ſo begeiſtert davon erzählt — der hat ſie ſelbſt alle erlebt, der ſtand zahlloſe Male an der Schwelle des dunklen Reiches, aus dem es keine Rückkehr mehr gibt. Und ſitzt jetzt da im modiſchen ſchwarzen Gehrock, das Bändchen eines hohen ruſſiſchen Verdienſtordens im Knopfloch, das ſilberne Abzeichen der Kaiſerlichen Ruſſiſchen Akademie der Künſte an der Bruſt. Den kurzgeſtutzten, ſpitzen blonden Bart glättet die beringte feine, nervige Hand, und nur das ſtille Feuer in den grauen Augen unter der ſcharf vorſpringenden Stirn, das jeweilige Aufblitzen in ihnen und dann wieder der träumeriſche, wie in unendliche Ferne verlorene Blick verraten, daß es kein ganz gewöhnlicher Menſch iſt, dem Schneider und Barbier ſo den Stempel des Alltäglichen aufgedrückt haben, ihm — dem raſtloſen Kämpfer, dem ſchönheitstrunkenen Künſtler.

Eines Bauern Sohn aus dem nördlichen Teil des Gouvernements Walogda iſt der heute vierzigjährige Künſtler. In einem armſeligen Dorf am Ufer der Dwina wuchs er auf, unter Bauern, von denen nur die allerwenigſten zu leſen und zu ſchreiben verſtanden. Eine Schule gab es dort damals überhaupt noch nicht, und bei einem alten Bauer in der nächſten Nachbarſchaft lernte der Knabe die ſchwere Kunſt, Schriftzeichen zu entziffern und ſelbſt zu formen; ſein erſtes und für lange Zeit einziges Leſebuch war ein Pſalter. Deſto mehr aber hatte er in der Natur zu leſen, die ihm voller Rätſel und Wunder ſchien. „Meine Seele war damals ſehr unruhig“ — ſagte er mir einmal

— „und weit, weit ſchweiſten meine Gedanken umher, und am liebſten nordwärts.“ Dort lag für ihn das richtige Wunderland, dorthin zog es ihn, dort wollte er leben, dort lebte ſchon ſeine Phantaſie. Blutiger Nordlichtſchein und gewaltige Eisberge, rotglühende Mitternachtſonne und die hehre Einſamkeit ewiger Schneelandſchaft — wer doch das alles mit eigenen Augen ſehen könnte!

Und auch malen? Bewahre — der kleine Alexander hatte ja noch keine Ahnung davon, was malen heißt, und hatte auch keine anderen Bilder geſehen als die byzantiniſch ſtiliſierten Heiligenbildchen in den Bauernhütten und ein handwerksmäßiges Gemälde vielleicht vor dem Allerheiligſten der Dorfkirche, oder rohe Zeichnungen in einem Evangelienbuch und auf einem grellfarbigen Volksbilderbogen.

So gingen die Jahre hin. Der Knabe wuchs heran, und als er fünfzehn Jahre alt geworden, da ſollte er in die Welt hinaus.

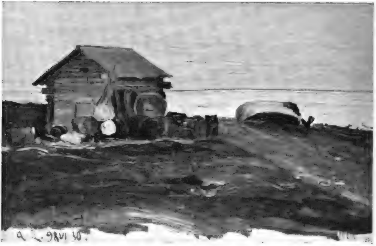


Al. Boriſſow: Samojedenjurten im Sommer.

Freilich war dieſe Welt — ein Kloſter. Während einer ſchweren Krankheit des Kindes hatten die Eltern das Gelübde getan: wenn es ihnen erhalten bliebe, dann würden ſie es zu den frommen, fleißigen Mönchen des berühmten Sjolowezkikloſters im Weißen Meere geben, damit es ihnen ein Jahr lang ohne Lohn diene. Und nun war es ſo weit. Gern zog er aus — war er doch dort ſo viel näher dem Wunderreiche, von dem er unausgeſetzt träumte. Als Fiſcherknabe ging er den Mönchen zur Hand, auf dem Meer und auf den Waldſeen der Inſel, und lernte ſo nordiſche Natur noch beſſer kennen als im heimiſchen Flußdorf, das ja immerhin ein paar Breitengrade ſüdlicher liegt.

Und das Sehnen nach dieſer Natur blieb und ward immer ſtärker, als er nun wieder daheim war und dem Vater bei der Feldwirtſchaft und Hausarbeit helfen mußte. Ihm ſtand der Sinn nach Höherem. Weiter vordringen wollte er in das große Unbekannte, das hinter dem dunkeltönigen Meereshorizont der Kloſterinſel beginnt, und von wo das Rauſchen der Wogen und das Brauſen der Stürme kommt, und die Herrlichkeiten ſehen, von dem ihm Seefahrer und Hochſeefiſcher erzählt hatten.

Etwas anderes kam noch hinzu. Wie einſt im ſüdlichen Rußland Ilja Repin durch Handwerker von der Kirchenmalerzunft den erſten Einblick in die Malkunſt gewonnen und von ihnen eine bleibende ſtarke An-

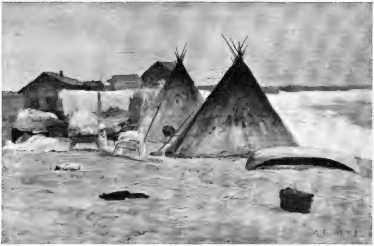


Al. Boriſſow: Schuppen, erbaut von dem Großinduſtriellen Sſibirjakow als Vorratskammer für Samojeden am Jugorski-Schar.

regung empfangen hatte, ſo auch Alexander Boriſſow. Er fing an zu zeichnen, mit fieberhaftem Eifer und unwiderſtehlichem Drang, nachts bei qualmender, rußender Lampe und Sonntags, wenn es keine Arbeit gab. Der Vater ſchalt und ſtrafte. Aber das half nichts, und eines Tages, da war der Achtzehnjährige auf und davon. Mit allerlei Schlauheit und Liſten gelang es ihm, wieder nach dem Sſolowezkikloſter zu kommen: er hatte die Mutter bewogen, mit ihm eine Wallfahrt zu dieſem größten Heiligtum des nordiſchen Rußlands zu unternehmen, und erklärte ihr dann, daß er nicht mehr zurückkehren werde. Die Mönche traten für ihn ein, und er blieb auch wirklich dort, zuerſt wieder als Gehilfe in der Fiſcherei, bis er Zutritt zur klöſterlichen Werkſtatt für Heiligenbildmalerei erhielt, wo er bald einer der fleißigſten Arbeiter war. Fand aber wohl nicht ſonderlich viel Befriedigung bei dieſer Tätigkeit, er, mit ſeinem ſtarken Künſtlerſehnen und ſeiner Künſtlerfreude an den Farbenreizen der Luft und des Meeres, den ewig wechſelnden. Und ſäße vielleicht doch noch heute da mit allmählich verkümmertem Talent und malte jahraus jahrein ſo und ſo viel immer gleiche Chriſtus- und Marien- und Heiligenbilder, wenn nicht ein glücklicher Zufall, der glückliche Zufall, der ſo vielen Künſtlern auf den rechten Weg verholfen hat, ſeinem Leben plötzlich eine ganz andere Richtung gegeben hätte.

Ein Jahr ungefähr war er dort, als Großfürſt Wladimir Alexandrowitſch das Kloſter beſuchte. Er war damals Höchſtkommandierender der Gardetruppen und der Truppen des nördlichen Rußlands und hatte als ſolcher eine Inſpektionsreiſe nach dem hohen Norden unternommen. Im Nebenamte war er — und iſt's auch bis heute noch — Präſident der Akademie der Künſte in St. Petersburg. Der Großfürſt nun intereſſierte ſich lebhaft für den bäueriſchen Heiligenbildmaler, ſeinen Kunſthunger, ſeine Verſuche in der Landſchaftsmalerei, und er vergaß ſeiner nicht. Ein Jahr darauf ließ er ihn nach St. Petersburg kommen, ermöglichte ihm zuerſt den Eintritt in eine Zeichenſchule und dann in die akademiſche Hochſchule, zuerſt als Hoſpitanten, dann, als er mit eiſernem Fleiß und der zähen Ausdauer eben eines Nordruſſen die Schulbildung nachgeholt und ſeine Prüfung beſtanden hatte, als Vollſchüler.

Was ich hier eben in einigen wenigen Zeilen niederſchrieb, das umfaßt in Wirklichkeit nahezu ein Jahrzehnt heißen Rin-



Al. Boriſſow: Die Ortſchaft Nikolskoje mit Samojedenhütten an der Küſte des Jugorski-Schar. Im Juni.

gens und Kämpfens, Darbens und Hoffens, aber auch fruchtreicher Arbeit und verheißungsvoller Entwickelung in des jungen Boriſſow Leben.

Am Ende des Jahrzehnts aber — da lag die Welt offen vor ihm. Mehr noch, er konnte — 1896 — ſeine erſte Kunſtſtudienreiſe nach Nowaja-Semlja machen. Und wieder hatte er Glück: was er von dieſer Nordlandfahrt in ſeinen Mappen mitbrachte, das kaufte ſofort der Moskauer Kunſtmäcen Tretjakow für ſeine berühmte, großartige nationale Galerie, die er bekanntlich ſpäter mit allen ihren Schätzen der Stadt vermacht hat. Sie weiſt jetzt nahezu ſiebzig Bilder und Studien von Boriſſow auf.

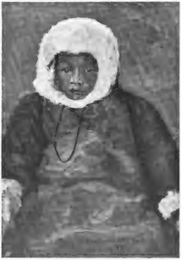
Fortan ſtand für den Künſtler ſein Lebensziel feſt: die Erforſchung der Polarländer und vor allem die Schilderung ihrer maleriſchen Reize in Bildern. Und ſo ernſt faßte er ſeine Aufgabe an, daß die ruſſiſche Regierung. Finanzminiſter Witte und der Zar ſelbſt ihn unterſtützten, und daß von den Ergebniſſen ſeiner Forſchungen auch das Gelehrtenblatt „Petermanns Mitteilungen“ Notiz nahm.

Der erſten Reiſe folgten alſo andere: nach der Murmansküſte, nach der Inſel Waigatſch, die zwiſchen dem Feſtlande und Nowaja-Semlja das Kariſche Meer von der Barentsſee trennt, in die Tundren, jene nur von Samojeden bewohnten unermeßlichen Moor- und Sumpfſteppen zwiſchen den nördlichen Ausläufern des Ural und der Petſchora. Boriſſow beſuchte Puſtoſersk und auf der Waigatſchinſel die heilige Hauptſtätte uſw. Allmählich reifte dann der Plan in ihm, eine richtige große, wohlorganiſierte Expedition nach der Oſtküſte von Nowaja-Semlja zu unternehmen. Die zahlreichen Skizzen und Studien, die er auf ſeinen Reiſen angefertigt hatte, die ornithologiſchen und die ethnographiſchen Sammlungen, namentlich auch eine ſolche ſamojediſcher Götzenbilder, die er mitgebracht hatte, die Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten in ruſſiſchen und ausländiſchen Polarkarten, die er hatte feſtſtellen können — das alles genügte ihm noch lange nicht. Alle dieſe Reiſen galten ihm nur ſozuſagen als „Sommerausflüge“ und als Vorbereitungen für die erträumte große, als ein „Training“, wie er denn z. B. in der Bolſcheſemelskaja-Tundra, die er mit ſamojediſchen Renntierhirten auf Schlitten durchkreuzte, ganz planmäßig ſich daran gewöhnte, im Schlafſack aus Fell bei einer Kälte von 25 Grad im Freien zu übernachten und gefrorene Fiſche und Renntierfleiſch roh zu eſſen.

Digitized by Google

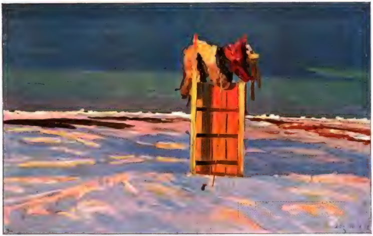
Zunächſt reiſte er aber im Sommer 1899 noch einmal nach Nowaja-Semlja, um dort Vorbereitungen für die Expedition zu treffen, vor allem das Material für ein zerlegbares Haus hinüberzuſchaffen. Im weſtlichen Teil des Matotſchkin-Schar erwartete er dann aus Archangelsk die nach ſeinen eigenen Angaben gebaute einmaſtige Jacht „Metſchtä“ (Der Traum), auf der er ein paar Wochen in der Meerenge und bis ins Kariſche Meer hinein kreuzte und verſchiedene Stellen der Küſte zum zweiten- oder auch erſtenmal beſuchte. Ende Oktober traf er wieder in Archangelsk ein.

Im nächſten Sommer, alſo 1900, unternahm er dann ſeine Hauptexpedition. Es waren im ganzen, ungerechnet einige Zimmerleute und Ofenſetzer, die das Haus und ein Obſervatorium herrichten ſollten, zehn Perſonen: Boriſſow ſchloſſen ſich der Zoologe Timofejew und der Chemiker Filippow an, den Reſt bildeten mehrere erprobte Schiffer und Matroſen und ein Samojede, namens Uſtin, mit ſeiner Frau. Die Jacht und ein gechartertes zweites Schiff ſteckten voll Proviant, Munition, wiſſenſchaftlichen und Malutenſilien. Sogar — eine Kuh mit allem erforderlichen Heu machte die Reiſe mit. Brennholz und Steinkohlen hatte man gleichfalls nicht vergeſſen. Nachdem die Winterſtation fertig war, machte man ſich auf der „Metſchtä“ oſtwärts auf den Weg. Das war Mitte September neuen Stils. Der Winter brach in dieſem Jahre beſonders früh an: der Matotſchkin-Schar war ſchon voll ſchwimmenden Eiſes. Dennoch gelangten die Reiſenden — Boriſſow, Timofejew, die Schiffsmannſchaft und der Samojede — bis ins Kariſche Meer. Aber anſtatt nun nordwärts längs der Oſtküſte von Nowaja-Semlja zu fahren, um dort für die geplante Schlittenexpedition im kommenden Sommer kleine Proviantſtationen anzulegen, wurde das Schiff von den Eismaſſen ſüdoſtwärts gedrängt und bald ganz eingeſchloſſen, ſo daß ſie es verlaſſen mußten: mit ihren Hundeſchlitten und kleinen Samojedenbooten und einem Teil der Vorräte aller Art ſuchten ſie auf dem Treibeis das Feſtland wieder zu erreichen. Es war ein furchtbarer Marſch von einer Woche Dauer! Von Eisfeld zu Eisfeld, über Wuhnen und Kanäle, auf zerbröckelnden Schollen, über meterhohen Schnee und mächtige Eiswälle, bald im Schlitten, bald zu Boot, bald zu Fuß und dann die eisſtarrenden Boote ziehend und ſchleppend, in Nebel und Schneeſtürmen, von ſchrecklichem Durſt gequält, denn Süßwaſſer war ihnen bald ausgegangen, ſo daß ſie ſchließlich Seehundsblut tranken, größtenteils in tiefer Dämmerung, bald ganz im Finſtern marſchierend, denn ſchon waren die Tage gar kurz, wiederholt voneinander getrennt, immer mehr Hunde und Schlitten und Vorräte im Stich laſſend! Und zu all dieſen Schrecken und zahlloſen Gefahren die entſetzliche Erkenntnis, daß es ihnen nicht gelang, weſtwärts das Feſtlandufer zu erreichen, ſondern daß ſie immer wieder ſüdwärts abgetrieben wurden, ſicherem Verderben entgegen! Ganz von Winden und reißenden Strömungen abhängig!

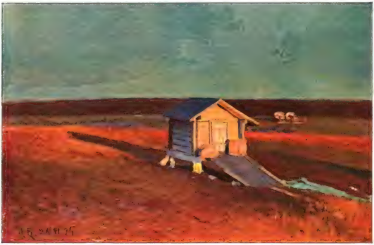


Al. Boriſſow: Samojedenknabe.

In den Bulletins der Kaiſerlich Ruſſiſchen Geographiſchen Geſellſchaft und in verſchiedenen ruſſiſchen Zeitſchriften hat Boriſſow wiederholt Schilderungen dieſer Schreckenstage und der großen Expedition wie auch ſolche von früheren Reiſen veröffentlicht und in ungemein lebendigen Vorträgen — darunter



Al. Boriſſow: Hundeſchlitten, zur Nacht aufgeſtellt; mit Fellen und Fleiſch behängt, damit die Hunde nichts verſchleppen können.

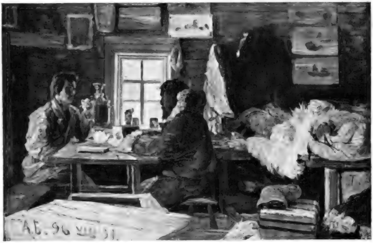


Al. Boriſſow: Im Mitternachtſonnenſchein.

Zu Norden: Alexander Boriſſow und ſein Werk.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google



Al. Boriſſow: Zu Beſuch in einem Samojedenhaus auf Nowaja=Semlja.

auch einmal in Berlin — von ihnen erzählt. Erſtaunlich iſt's, wie er ſich bei allen Strapazen und Fährniſſen immer noch die Kraft und das Intereſſe bewahrte, Beobachtungen anzuſtellen, künſtleriſche Momente feſtzuhalten, das Leben in dieſer „toten" Natur zu ſtudieren, den Kampf der Elemente, die Art des verſchiedenen Eiſes uſw.

Aber die kühnen Reiſenden wurden gerettet, wie durch ein Wunder, und ich überlaſſe hier Boriſſow ſelbſt das Wort, um eine Probe ſeiner packenden Darſtellungsweiſe zu geben.

... So trieben wir — erzählt er — wie Wind und Strömung es wollten, bis zum 3. (16.) Oktober, als wir plötzlich gewahr wurden, daß das Eis ſo eine Art von Falten zu bilden begann. Wahrſcheinlich iſt es auf irgendein Hindernis geſtoßen, dachten wir. Am frühen Morgen fragte ich Uſtin, den ſcharfäugigen Samojeden: „Iſt das Ufer zu ſehen? Iſt's noch weit bis dahin?"

„Ja, es iſt wohl zu ſehen, doch liegt es weit entfernt. Aber ich ſpüre den Rauch eines Tſchums* und — dann höre ich auch Hunde bellen."

Das Hundegebell hatte für mich weiter keine Bedeutung. Das konnten ja unſere armen dreißig Schlittenhunde ſein, die auf den Eisſchollen im Meere trieben. Wie die verzweifelt heulten! Viele Tage lang gellte es uns in den Ohren, dieſes jammervolle Winſeln und Heulen der hungernden Hunde.

Die Matroſen lachten den Samojeden ſogar aus — was der alles zu ſehen und zu hören vermeinte. Uſtin wurde ganz verwirrt.

„Nun," ſagte ich zu den Leuten, „es iſt Zeit aufzuſtehen, Waſſer zu wärmen* und weiterzuziehen."

Wir hatten noch einige, freilich ſtark durchnäßte Zwiebacks, aber wir aßen ſie eben mit Löffeln. Man mußte ſparſam ſein und an die nächſte Zukunft denken. Seehundfleiſch und Tran aber gab's noch viel. Auch unſere Kleider waren alle ganz feucht, die Malizen — Pelzmäntel — franſten aus, und in den Ärmeln ging das Fell ab ... Alles, alles ging zu Ende — auch unſer Leben.

Wir tranken gründlich Tee. Das heißt — richtigen Tee hatten wir nicht mehr; wir nannten bloß ſo eine Miſchung von Kakao und warmem Waſſer. Und dann — vorwärts! Weiter marſchieren! Aber wie, wenn die Füße faſt ihren Dienſt verſagten? ... Und ſo ſitzt man da, tief im Schnee ſteckend, und will die anderen nicht anſehen, mit ihnen nicht ſprechen. Und wovon hätte man auch ſprechen ſollen? Über alles hatte man ſich ja ſchon ſo gründlich ausgeſprochen. Ein Gedanke beherrſchte alle — der Tod. Wenn man abends einſchlief, hoffte man kaum mehr, noch einmal den Morgen aufdämmern zu ſehen ... Und man fürchtete ſich, dem anderen ins Auge zu blicken — um nicht zu erkennen, daß er vom gleichen Gedanken erfüllt war, um nicht aus ſeinem Geſicht denſelben furchtbaren Seelenkampf herauszuleſen. Und von Ewigkeitsdauer ſchienen dieſe Minuten des Schweigens zu ſein, ſo langſam, langſam krochen ſie hin, und nur das Krachen des Eiſes unterbrach dieſes entſetzliche Schweigen.

---

* = Jurte, Samojedenzelt

* Das geſchah mit ganz dünnen Holzſtäbchen, die in Seehundstran geſteckt wurden und dann prächtig brannten. Goß man auf die Kohlen von Zeit zu Zeit etwas Fett nach, ſo gab's eine ſtarke Hitze.

Ich litt wohl am meiſten unter dieſen Empfindungen: war ich doch eigentlich ſchuld an allem — ich hatte dieſe Leute hierher gebracht! Aber gerade dieſes fürchterliche Bewußtſein der Verantwortung für ſieben Menſchenleben ließ mich noch immer nicht die Hoffnung ganz aufgeben ...

Ich kam hinter dem Boot hervor und blickte in die Ferne, lange, angeſtrengt. Und plötzlich entdeckte ich ein kegelförmiges Etwas am Horizont und darüber ragen Stangen auf. Weiter nordwärts ein zweiter Kegel, nur etwas kleiner. Endlich bemerke ich noch Pünktchen ſich hin und her bewegen, zwiſchen den Kegeln. Was war das? Irgendwelche Vögel? Aber warum fliegen ſie ſo ſeltſam? Meine Blicke bohren ſich förmlich in die Morgendämmerung hinein: es iſt, als wollte ich mir die Augen aus dem Kopfe herausſehen ... Nun wird's immer heller und — und jetzt bin ich eſt überzeugt davon: das iſt ein Tſchum, dieſer Kegel; das ſind Menſchen, dieſe Pünktchen!

Ich laſſe Trofim Akulow (einen der Matroſen) durch meinen Krimſtecher ſehen — er kann nichts erkennen. Das erboſt mich ordentlich. Ich will den letzten Reſt von Energie bei den Leuten anſtacheln, ſie ihre letzten Kräfte zuſammenraffen laſſen, um durch dieſe ſchier endloſen Eismaſſen durchzudringen.

Einen Schuß laſſe ich abgeben. Laut rollt er über das Eis hin. Nun lauſche ich, und — da — da knallt ein zweiter Schuß — die Antwort auf unſeren.

Alſo hatte ich mich nicht geirrt: man ſieht uns, man verſtändigt ſich mit uns!

Mit lautem Hurra ſtürzen wir vorwärts, wie auf eine feindliche Batterie los, über Eisblöcke und Schneegruben. Auf einmal waren die Kräfte wieder da. Die Kräfte eines Todesringens. Jetzt ſchreckt uns nichts mehr. Wir achten nicht darauf, daß wir noch naſſer werden, wir durchwaten Waſſerflächen, klettern und ſpringen vorwärts — dorthin, wo's Rettung gibt, wo wir uns wärmen und trocknen können.

Plötzlich ſehen wir, wie die Pünktchen näher kommen, auf uns zu — es ſind Menſchen in Schlitten — ohne Zweifel Samojeden! Jetzt ſind ſie ſchon ſo nahe, daß man ſie anrufen kann, und wir rufen, ſchreien, ſchreien aus Leibeskräften ...

Wir waren mehr als zweihundert Kilometer ſüdwärts abgetrieben worden, ins Meer hinein, jetzt aber ging es landwärts.

Schon können wir verſtehen, wie die Samojeden uns anrufen, ob wir ein Boot bei uns hätten. Wir erwidern: „Ja, ein ganz kleines." — „Dann holen wir ein größeres!" rufen ſie uns wieder zu.

Zwei von den Unſeren ſetzen zu ihnen hinüber. Aber ein dichter Nebel zieht nun heran und verſchlingt alles ... Und wieder gab's eine ſchwere, ſchwere Stunde! So nahe ſchon die Rettung aus grauſer Gefahr und nun wieder — ſollten wir wieder abgetrieben werden, dem Tode zu? Soviele Tage des Kampfes ums Leben und nun, wo das Leben uns wieder zulächelt, gerade jetzt dem Tode verfallen!

Es währte eine Stunde und darüber. Uns kam's wie eine Ewigkeit vor ... Die Samojeden waren wirklich gegangen, ein Boot zu holen ... Es verging noch einige Zeit — keiner wußte, wieviel — da tauchten die bepelzten Köpfe der Samojeden im Nebel immer deutlicher auf. Ein paar Minuten ſpäter erkannte ich dieſe Samojeden. Welch wunderliche Laune des Schickſals! Alte Bekannte von mir waren es, mit denen ich 1896 am Matotſchkin-Schar zuſammen gehauſt hatte ...

Wir verteilten uns in die beiden Boote und fort ging's. Bald gerieten wir in Eis, das ſich kaum noch rührte. Hier ſtießen noch zwei Samojeden zu uns, die uns halfen, die Boote ziehen. Nun noch eine Waſſerrinne und da — ſtanden ſchon die Hundeſchlitten. Wir packten die Reſte unſerer Ausrüſtung darauf und gingen zu Fuß weiter.

Endlich — endlich betraten wir das Feſtland! Ja — das waren Steine; wir ſtampfen auf ihnen herum — nun konnte man ruhig weiterziehen. Wir beſtiegen die Schlitten, und raſch liefen die Hunde mit uns davon — dem Tſchum zu ...

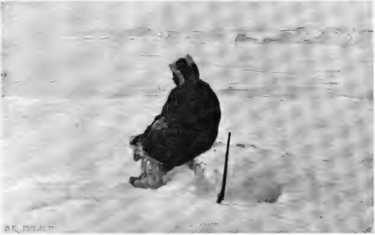
Niemals im Leben habe ich mich in ſolcher Stimmung befunden und werde mich wohl auch nie mehr in ihr befinden wie in jenen erſten Augenblicken nach der Ankunft. Ich und meine Genoſſen desgleichen. Das war ein Springen, Tanzen, Laufen ohne Ende, ohne Zweck. Timofejew und ich nahmen unſere Flinten und gingen längs dem Ufer nordwärts. Durch tiefſten Schnee. Warum? Wozu? Wohin? Das wußten wir ſelber nicht, aber es war uns unmöglich, ſtillezuſtehen oder auf einem Fleck zu ſitzen ... Wir ſtießen auf irgendein Kreuz. Wer mochte wohl darunter für immer Ruhe gefunden haben?

Erſt nachdem wir zehn bis zwölf Kilometer abmarſchiert hatten, kehrten wir zum Tſchum zurück, tranken, aßen Fleiſch und ſchliefen ein.

Und am nächſten Morgen, als man erwachte — dieſes köſtliche Gefühl: Du biſt nicht auf Treibeis mehr, ſondern auf feſtem Land! Die ganze Nacht blies der Wind ſeewärts und hatte die Eisfelder weit ins Meer hinausgetrieben. Hätten wir nicht gerade an dieſem Tage das Feſtland erreicht — unfehlbar wären wir umgekommen …

Nun waren ſie wohl auf feſtem Lande — aber über 400 Kilometer ſüdöſtlich von ihrer Station am Matotſchkin-Schar. Nach einer kurzen Erholungszeit bei den gaſtfreien Samojeden traten ſie ihren Marſch heimwärts an, und Mitte November trafen ſie glücklich in ihrem Winterquartier ein.

Hier lebte die kleine Gruppe wagemutiger Männer in ſteter Arbeit bis gegen Mitte April des nächſten Jahres, worauf Boriſſow, nur von dem Zoologen Timofejew und zwei Samojeden begleitet, die Reiſe nach dem nördlichen Teil von Nowaja-Semlja, insbeſondere zur Erforſchung ſeiner Oſtküſte antrat. Es wurden verſchiedene Meerbuſen, Gletſcher uſw. beſucht und kartographiſch genauer dargeſtellt. Die Rückreiſe wurde teils zu Fuß, teils in einer Schaluppe zurückgelegt, und als man wieder bei der Station angelangt war, fügte es ein glücklicher Zufall, daß der Dampfer der ruſſiſchen hydrographiſchen Eismeer-Expedition ſichtbar wurde. Er nahm die Reiſenden auf und brachte ſie Ende Auguſt nach dem Sſolowezkikloſter, von wo ſie nach Archangelſk reiſten.



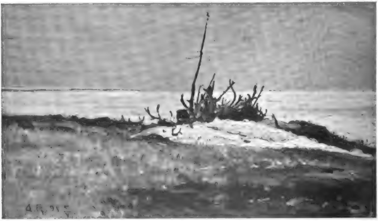
Al. Boriſſow: Samojede auf der Jagd.

Es würde zu weit führen, alle wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe dieſer anderthalbjährigen Expedition hier aufzuzählen. Aber einiger Reiſeerlebniſſe ſei doch gedacht. Denn wenn auch Boriſſow und ſeine Genoſſen nicht ganz ſolche Schrecken erlebten wie damals im Oktober auf dem Treibeiſe — an Gefahren und Strapazen fehlte es auch jetzt nicht. Vor allem war es ein beſonders kaltes Frühjahr: man notierte an einigen Tagen 30 und mehr Grad Kälte Reaumur! Und dabei wurde doch immer fleißig gearbeitet. Timofejew machte topographiſche Aufnahmen, Höhenbeſtimmungen und ſammelte von der Fauna und Flora, Boriſſow malte Studien; oft beim ſtärkſten Froſt, denn was er ſah, erfüllte ihn immer aufs neue mit Bewunderung. Sie unterſuchten und erforſchten unter anderem genau den Tſchekin-Buſen, den Nesnajemy-Buſen, den Boriſſow zu Ehren des erſten ruſſiſchen Erforſchers von Nowaja-Semlja Rasmyſſlow-Buſen nannte, und den großen Medwethji-Buſen, deſſen oberen Teil wie den zu ihm herabſteigenden gewaltigen Gletſcher er nach dem Miniſter Witte benannte, aus Dankbarkeit für die Unterſtützung, die dieſer der Expedition hatte zuteil werden laſſen.

Nicht genug kann der Künſtler von der Schönheit dieſes Gletſchers erzählen. Geradezu erdrückend wirkt er an trüben Tagen: man kommt ſich bei dieſen koloſſalen, finſteren Eismaſſen ſo armſelig, ſo jammervoll vor! „... Aber dann ſollten Sie mal ſehen, wie er wirkte, wenn die Sonne hervorbrach, was allerdings ſelten genug geſchah. Eine unbeſchreibliche Pracht gab's dann. Die rieſigen Eiskuppen und -flächen erſtrahlten in allen Regenbogenfarben — man kam ſich vor, als wäre man in das phantaſtiſche Schloß irgendeines märchenhaften Eiskönigs verſetzt ... Stundenlang konnte ich daſitzen, ganz in Bewunderung verſunken, und mich bemühen, etwas von dieſer zauberiſchen Schönheitswelt auf der Leinwand feſtzuhalten.“

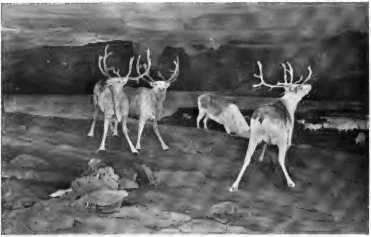
Vom Tſchekin-Buſen aus marſchierte die Expedition ins Innere. Timofejew und der eine Samojede trennten ſich für einige Zeit von Boriſſow, für den nun wieder ſchlimme Tage anbrachen. Er war ohne Lebensmittel; die ſollte er ſich von einer etwa zwanzig Kilometer entfernten Proviantſtation holen. Aber wie ſie erreichen? Es war wärmer geworden und damit das Reiſen ſehr beſchwerlich, denn die Schneedecke auf dem Eiſe wurde brüchig und breiig. Not kennt kein Gebot, und der Hunger macht nicht wähleriſch. Boriſſow ſammelte von Hunden benagte Seehundſchwimmhäute, ein „Leckerbiſſen“, den er ſchon früher bisweilen genoſſen hatte. Auf einige Minuten warf er ſie ins Feuer und knabberte dann an ihnen herum. „Es gibt gewiß beſſeren Braten!“ meinte er lachend, als er davon erzählte. Zum Glück gelang es aber dem Samojeden, den er bei ſich hatte, eine Wildgans zu erlegen, und auch ſpäter nährten ſie ſich von Gänſen, die an den Binnenſeen in großen Scharen niſteten.

Ende Juni machten ſich die vier wieder zum Matotſchkin-Schar auf, wo im Tjulen-Buſen ihre kleine Schaluppe ankerte. Das war wieder ein ſehr beſchwerlicher Marſch. Der Boden am Ufer war ungemein ſteinreich, und über dieſe Blöcke und dieſes Geröll kamen die Hunde nicht gut fort. Aber noch viel mehr Mühe machten die vielen, oft ſehr breiten Waſſerläufe, die ihren Weg durchkreuzten. Boriſſow, der ſchon als Knabe gern allerlei ſozuſagen techniſche Spiele getrieben hatte, wußte auch hier wieder Rat und Hilfe. Als ſie flußaufwärts eine Furt ſuchten, ſtießen ſie an einer Stelle auf Abhänge aus Schnee; da trieben ſie Stangen hinein, befeſtigten an ihnen Stricke und ließen ſo die Schlitten hinübergleiten. Ein anderes Mal fanden ſie mitten im Fluß eine Inſel, die mit Steinen von der Größe eines Pflaſterſteins vollſtändig bedeckt war.



Al. Boriſſow: Heilige Stätte“ der Samojeden auf der Waigatſchinſel mit heiligen Symbolen und Knochen von Opfertieren.

Digitized by Google



Al. Boriſſow: Sichernde Renntiere.

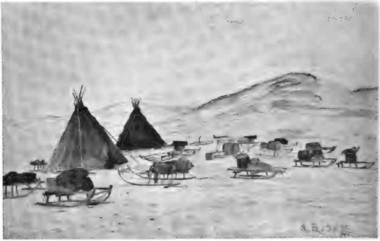
Durch den erſten flacheren Flußarm konnten ſie zur Inſel hinüberwaten, und als ſie auf der Inſel angekommen waren, warfen ſie mehrere Stunden hindurch die Steine in den zweiten größeren und tieferen Arm hinein, bis dieſe eine Art Damm bildeten und das Waſſer auf ſolche Weiſe in den erſten Arm abgelenkt wurde, ſo daß ſie nun auch den zweiten Lauf überſchreiten konnten.

Viel machte ihnen auch der heftige Wind zu ſchaffen. Zwiſchen den ſtarken nordweſtlichen Luftſtrömungen vom Eismeer her und dem öſtlichen vom Kariſchen Meer her bildet das zerklüftete Bergland von Nowaja-Semlja einen ungeheuren Wall, an dem die Stürme ihre volle Wut auslaſſen. Und beſonders mühſelig war der Marſch, wenn es Landwind gab, der in den Schluchten und Klüften ſich verfing und nur ein ſchrittweiſes Vorwärtskämpfen und -kommen zuließ.

So erreichten ſie denn endlich den Tjulen-Buſen und beſtiegen ihre Schaluppe. Da brach ein förmlicher Orkan aus; der Maſt wurde zertrümmert und das Boot an den felſigen Strand geworfen. Mit großer Mühe gelang es ihnen aber doch noch, das ſüdliche Ufer des Matotſchkin-Schar zu erreichen, längs dem ſie weiter fuhren, bis ſie auf undurchdringliche Eismaſſen ſtießen. Sie ſchifften ſich alſo aus, beluden die Schlitten mit den Studien und Sammlungen und marſchierten vorwärts, bis ſie etwa fünfundzwanzig Kilometer von ihrem Hauſe entfernt waren. Da — ein neues Hindernis: ein Flußlauf. Und wieder hatten ſie im Unglück Glück. Am Strande entdeckten ſie halb verſandet ein leeres Boot, flickten es, ſo gut es ging, mit Treibholz aus, das ſie mit Nägeln aus dem Schlitten befeſtigten, und kamen ſo über das Waſſer hinüber. Todmüde, mechaniſch faſt Fuß vor Fuß ſetzend, langten ſie endlich bei ihrem Hauſe an. Dann aber waren alle Mühen und Gefahren vergeſſen, nur das ſtolze Bewußtſein erfüllte ſie: daß ſie ihre Aufgabe gelöſt hatten, daß ſie tief eingedrungen waren in die geheimnisvolle Welt von Nowaja-Semlja, daß ſie ihre Schrecken und Fährniſſe überwunden und reiche Sammlungen und viele Studien glücklich heimgebracht hatten. Vor allem dieſe, die ja doch ſchließlich der Hauptzweck der ganzen Expedition geweſen waren.

Und es iſt Zeit, daß ich mich ihnen zuwende. Denn uns intereſſiert hier ja doch vornehmlich neben dem Menſchen der Künſtler Boriſſow.

Auch für ſeine Kunſt war, wie geſagt, die Ausbeute der vierzehnmonatigen Expedition keine geringe. Boriſſow brachte über dreihundert Ölſtudien, viele Zeichnungen und



Al. Boriſſow: Reiſeſchlitten in der Tundra.
(Der Ausrüſtungszug des Malers auf der Reiſe von Puſtoſerſk nach dem Jugorſki-Schar durch die Bolſcheſemelskaja-Tundra.)

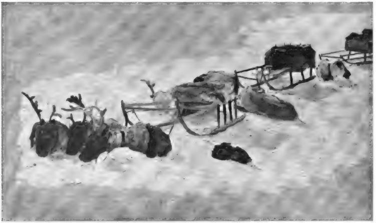
Skizzen mit — ein reiches Material, das das auf früheren Reiſen geſammelte weſentlich ergänzte und nun verarbeitet werden ſollte …

Vier Sommer, drei Frühlinge, einen Winter und einen Herbſt hat Boriſſow im Polareiſe zugebracht. Er kennt ſeinen Zuſtand zu allen Zeiten, kennt alle Ubergangsformen, die es zwiſchen den einzelnen Jahreszeiten zeigt; kennt das Neueis und das Treibeis aller Arten, das Inlandeis auf ſeiner Wanderung ſeewärts, bis es ſelbſt auch wieder zu Treibeis wird; kennt die furchtbaren Schneeſtürme und die Gewitterorkane, all die Spiele von Licht und Farben auf den Waſſerfluten, Schneefeldern, Eisbergen, wie ſie mit dem Stande der Sonne und der Beſchaffenheit der Atmoſphäre wechſeln; kennt die blutrote Dämmerung in den Nächten der ſommerlichen Mitternachtsſonne und die blauweiße Tageshelle in winterlichen Vollmondnächten, kennt ſogar die ſeltſam maleriſchen Wirkungen einer totalen Sonnenfinſternis im hohen Norden, die er einmal miterleben durfte. Auch das Leben und Treiben der Samojeden und ihrer Renntierherden kennt er, die grünbräunliche Tundra und die blauſchwarzen kahlen Felſen.

Die ganze Landſchaft, in der einſt der Diluvialmenſch in Europa gelebt, hatte er ſo kennen gelernt, weshalb all ſeine Bilder auch für den Geologen von größtem Intereſſe ſind.

Und das alles nun hat er auch gemalt im Laufe all der Jahre. Als erſter gemalt. Denn man berufe ſich nicht auf den Öſterreicher Julius Payer, der bekanntlich erſt nach ſeiner Nordlandreiſe das Malen gelernt hat und in ſeinem behaglichen Pariſer oder Wiener Atelier ſeine Eindrücke in der grauſig-ſchönen Natur der Polargebiete nur nach dem Gedächtnis ſchilderte, während ein anderer Nordlandmaler, der Norweger Thorolf Holmboe, nie ſo weit nach Norden vorgedrungen iſt wie Boriſſow und zudem auch unter ganz ungefährlichen Lebensbedingungen gearbeitet hat.

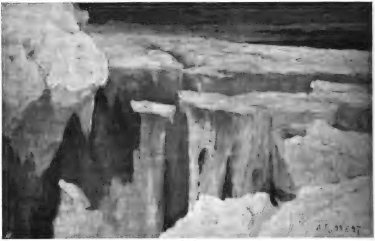
Anders der ruſſiſche Künſtler. Wie zahlloſe Male lauerte der Tod auf ihn, der Hungertod, der Tod des Erfrierens oder Ertrinkens. Wer hat wohl je Studien im Freien gemalt bei Temperaturen von 25 bis 30 Kältegraden der Reaumurſchen Skala? Die Farben auf der Palette, auf der Leinwand ballten ſich zuſammen, ließen ſich vom Pinſel kaum faſſen, mit dem Spachtel kaum zerreiben. Selbſt das Terpentin, das er zur Auflöſung benutzte, kriſtalliſierte ſich; die im weiten, langen Pelzärmel der Maliza ſteckende Fauſt hielt den Pinſel krampfhaft feſt, und oft genug brach der Holzſtiel unter dem ſtarken Druck, wie die Borſten am Farbenklumpen. Oder das Schneelicht griff die Augen ſo an, daß ſie eine Zeitlang alles doppelt ſahen oder die Farben durcheinanderſchillerten. Oder man iſt im beſten Malen — da beginnt es zu ſchneien, immer dichter und ſtärker, und der Schnee bleibt an der Leinwand kleben und miſcht ſich mit dem Terpentin und fließt ſo über eben Vollendetes. Dann wieder gab's Tage, wo ringsum alles weiß in weiß oder grau in grau erſchien, wie in Nebel gehüllt, und doch kein Nebel — ein zerſtreutes Licht in einem einzigen Geſamtton. Oft iſt bei beſonders klarem Wetter die Luft ſo durchſichtig, daß man an einem weit entfernten Ufer ſelbſt nicht ſehr große Steine mit bloßem Auge deutlich erkennen kann, wo dann feinere Übergangsnuancen fehlen. Und wieder bei anderen Luftſtimmungen iſt die Fülle dieſer Zwiſchentöne ſo groß, daß man faſt daran verzweifeln möchte, ihrer habhaft zu werden. „Sie glauben gar nicht,“ ſagte mir der Maler in Erinnerung an jene Erlebniſſe, „wie reich dieſe Natur an Lichtreflexen iſt, an ewig wechſelnden, z. B. beſonders bei den ſchwimmenden Eisgebirgen — es iſt ein Farbenfunkeln wie bei Edelſteinen. Auch die beſten Studien geben immer nur einen ſchwachen Begriff von all dieſer Pracht, der der Süden — ich ſah z. B. eine ganze Kollektion von marokkaniſchen Studien eines unſerer beſten impreſſioniſtiſchen Maler — nichts entgegenzuſetzen hat. Und erſt unſer liebes mittleres Rußland: wenn man dort mit ein paar Tönen und Halbtönen auskommt — hier im Norden muß man die Skala verzehnfachen, und irgendwelche konventionellen Kunſtgriffe helfen nun ſchon erſt recht nichts ...“



Al. Boriſſow: Raſt ermüdeter Renntiere.

Es iſt eine Luſt, anzuhören, wie Boriſſow von ſeiner Kunſt ſpricht, über was alles er nachgedacht, wie ſcharf er beobachtet hat und wie heiß er immer darum ringt, der Wahrheit nahe zu kommen. Und es gibt Leute, denen ſeine Studien und Skizzen zu „ſimpel“, zu wenig raffiniert und dann wieder zu „illuſtrativ“ oder gar zu „unwahrſcheinlich“ ſind!

Ehrlich und ohne Phraſe und Poſe, wie ſeine Schreib- und Sprechweiſe, iſt auch ſein maleriſcher Vortrag. Oft gibt er nur das Weſentlichſte, aber dieſes mit einer verblüffenden Naturtreue — gerade weil manche Farbenzuſammenklänge ſo gar ſeltſam anmuten, manche Kontraſte ſo außerordentlich ſtark ſind. Sehr verſchieden iſt ſeine Technik: man begegnet ganz glatten, weichen, dünnen Pinſelſtrichen und daneben auch groben, hoch und dick aufmauernden, weil eben

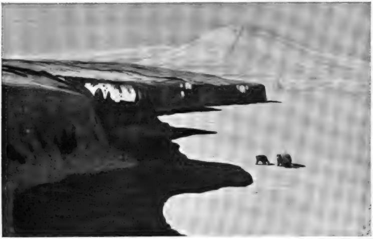


Al. Boriſſow: Inlandeislandſchaft auf Nowaja-Semlja.

immer alles von der Temperatur abhängt. Daß er im Winter nur bei Lampenlicht malen und zeichnen konnte, verſteht ſich von ſelbſt; ſchwarze Kreide, Paſtellſtifte traten dann an die Stelle der Ölfarbe. Aber mancher in der Polarnacht gewonnene Eindruck war ſo ſtark, daß er ſich unverändert bis zur hellen Jahreszeit erhielt. Wir ſehen es z. B. an der winterlichen Vollmondnacht mit den Eisbären.

Und welche Fülle von Motiven fand der Künſtler da, wo es nach Anſicht vieler wohl nur einfach „Eis und Schnee“ und „Schnee und Eis“ gibt! Welche Wunder und welche Schrecken, wieviel Leben und wieviel Wechſel! Gewaltiges Inlandeis, hochgetürmt und ſchluchtenreich mit blauſchimmernden Grotten und tiefen Spalten und Klüften, in denen Schmelzwaſſer tropft und ſtrömt; Gletſchermühlen, Kamine, durch die drehendes, Steine herumwirbelndes Waſſer hineinſtürzt; unabſehbare Eisfelder, von ſenkrecht ſteilen Eismauern umſäumt, wo Eisbären ſich in der Vollmondnacht ein Stelldichein geben und die Schatten des Eiskoloſſes tiefblau auf dem blendend weißen Schnee liegen; der Kampf der Eisſchollen in gurgelndem blauſchwarzem Meer gegeneinander oder gegen langſam heranſchwimmende Eisberge; die ſturmerregte Meeresflut, die blaugrau und ſchaumgekrönt gegen braunviolette Felſenmaſſen donnert; Treibeis, das ſmaragdgrün und türkisblau, mit einer blendenden Schneedecke an düſteren, ſchwarzbraunen und violettgrauen Küſtenhöhenzügen vorüberſchwimmt; die abendlichen, iriſierenden oder opalfarbenen oder rotgelben Töne des mehrmonatigen Sommertages; die Mitternachtſonne, wie ſie glühend hervorlugt zwiſchen dunkellila und tiefbraun ſchimmernden Wolkenmaſſen und das dunkle Waſſer und die blaugrünen Eiskoloſſe oder türkisfarbenen kleinen, meterhohen Schollen von herbſtlichem Neueis mit roten Reflexen ſchmückt; die Stille vor dem Schneeſturm, der mit tiefdunklem Gewölk naht; die braungelbe oder graugrünliche Tundra im Sommer; Abend- und Morgenſtimmungen, Nebel und Sonnenſchein, Windſtille und Nordſturm; und die Farben von Himmel und Waſſer, Eis und Felſen immer wechſelnd und oft, wie ich ſchon bemerkte, zu gar ſeltſamen Harmonien zuſammenklingend. Am ſeltſamſten in dem größten der Bilder, die in Berlin gezeigt wurden, und zu dem wir hier (ſ. Einſchaltbild) eine Studie bringen: „Ein Moment der totalen Sonnenfinſternis am 27. Juli 1896.“ Seinen Standpunkt hatte der Maler gerade am Rande des Mondſchattenkegels, in deſſen Bereich auch das Feſtland mit dem viele Meter

Digitized by Google



Al. Boriſſow: Eisbären am Rande des Inlandeiſes in einer Wintervollmondnacht.

hohen, bleigrau ſchimmernden, wild zerklüfteten Inlandeisplateaus und das graugelb flimmernde, ſcheinbar unbewegliche Waſſer ſich befanden, das an der rieſigen Eismauer leckt, und weiter hinten die tiefbraunviolette Landzunge, die ſich in das metalliſch gelbe Waſſer hineinſchiebt, und endlich die ſchmalen, langgeſtreckten Wolken über dieſem Waſſer. Ganz hinten aber der Himmel in grellem Sonnenlicht, und durch den Schatten hindurch erſcheint dieſer Himmel — ſchwefelgelb und die Silhouette der Wolken auf dieſem Hintergrunde — dunkelblau.

Und dann andere Bilder wieder, wo dieſe Natur von Tieren und Menſchen belebt iſt und Spuren der Kulturarbeit der Menſchen ſich zeigen: ſichernde Renntiere in wilder Berglandſchaft, ruſſiſche Anſiedelungen an der Murmanküſte und an der Küſte des Kariſchen Meeres, Renntier- und Hundeſchlitten-Karawanen auf der Reiſe oder auf der Raſt, vergeſſene Wracks und einſame Grabſtätten, Samojedenjurten und Blockhäuſer, Samojeden auf der Jagd, Hundemeuten, Schiffe auf einem Fluß, einzelne Hundeſchlitten, ſtehend, mit Pelzen behängt, Götzenſtätten der Samojeden, Samojeden beim Einſalzen der Fiſche uſw. uſw.

Eine Sammlung von Bildern, Studien, Skizzen — gleich intereſſant für den Künſtler, für den Naturforſcher, für den Ethnologen. Einige von ihnen befinden ſich im Beſitze des Zaren und ruſſiſcher Muſeen in St. Petersburg und Zarſkoje Selo, wo andere zurückgelaſſen werden mußten, ſo daß wir in den deutſchen Ausſtellungen lange noch nicht das geſamte bisherige Lebenswerk des Malers vor Augen hatten: gerade von den großen Bildern fehlte eine ganze Anzahl.

Die Ausſtellung iſt ſchon in München, Wien, Prag, dann in Berlin und in Hamburg gezeigt worden und wird im Spätherbſt und im Winter in London und Paris zu ſehen ſein. Ihres Erfolges wird ſie überall ſicher ſein, wie die Perſönlichkeit des eiſenfeſten und doch ſo träumeriſchen Mannes, der ſie geſchaffen hat, und der davon, wie er ſie ſchuf und was er dabei erlebte, mit einer ruhigen Selbſtverſtändlichkeit erzählt, als ſchildere er einen Sommerausflug nach dem Nordkap mit einem der Luxusdampfer der Hapag-Flagge.

Digitized by Google

HAENDEL
BEETHOVEN
MOZART
BIZET
SC
STRAUSS
HAYDN
R. WAGNER
WEBER
CHOPIN
BACH
SCHUBERT
E.D.D.J.

Musikalische Rundschau

Von

Karl Storck

II

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Die Neuerſcheinungen des letzten Jahres auf ſinfoniſchem Gebiet beſtätigen die in dem erſten Teile dieſer „Muſikaliſchen Rundſchau“ (Juliheft) aus dem Weſen der Gattung gezogenen Entwickelungsgänge. Das Tonkünſtlerfeſt zu Eſſen konnte die Einſchätzung des Jahresertrags nur noch ſchlechter ſtimmen. Es war kein einziges Werk dabei, das einen wirklich ſtarken Eindruck hinterlaſſen hätte, bei dem man das Gefühl erhalten konnte, daß die künſtleriſche Ausſprache gerade in muſikaliſcher habe erfolgen müſſen. Am eheſten war das noch der Fall bei Friedrich Kloſes gewaltiger Schöpfung „Das Leben ein Traum“. Der Künſtler hat zuerſt durch ſeine große „Feſtmeſſe“, danach durch die ſinfoniſche Oper „Ilſebil“ die weitere Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt. In jener Feſtmeſſe ſcheint er mir eigentlich am ſtärkſten als Muſiker zu ſein. Schon die Bezeichnung „ſinfoniſche Oper“ iſt für mein inneres Gefühl ein Unding. Denn in Wirklichkeit iſt dieſe Oper eine verkappte ſinfoniſche Dichtung, nur daß es auch da dem Künſtler nicht gelungen iſt, das, was er geſtalten wollte, faſſen wir es kurz zuſammen: den ſeeliſch gedanklichen Gehalt ſo muſikaliſch zu faſſen, daß er ihn mit Muſik allein hätte erklären können. So tritt denn, was auf der Bühne geſchieht, erklärend und den Inhalt darſtellend, hinzu. Der Vorgang iſt nicht ſo neu, wenn man daran denkt, daß Liſzt ſich zu ſeiner Dante-Sinfonie gemalte Proſpekte gedacht hatte, die die muſikaliſch empfundenen Vorgänge zur Anſchauung bringen ſollten. In der ſinfoniſchen Dichtung „Das Leben ein Traum“ tritt zum Schluß ein Sprecher auf, der in nicht allzu glücklichen Verſen jene traurige Botſchaft vom Verzicht ausſpricht. Weiß Gott, ein Dysangelion! Wenn nun ſchon gar die Kunſt zum Lebensverzicht mahnt, wenn der poeta, der Geſtalter, Schöpfer die Hände ſinken läßt, wo kommen wir dann hin? Heil dir, Prometheus, der trotzig daſteht und Menſchen formt nach ſeinem Bilde, ein Geſchlecht, das ihm gleich ſei, zu leiden, zu weinen, aber auch zu genießen und ſich zu freuen! Iſt es nicht ſelber ein Dysangelion, wenn ein ſo rieſig begabter Muſiker wie Kloſe, deſſen urſprüngliche muſikaliſche Gewalt aus tauſend Einzelheiten uns entgegenſpricht, zu dieſen immerhin geradezu kärglichen Mitteln Zuflucht nimmt, mit dürren Worten uns zu ſagen, was er zu ſagen hat. Und doch iſt das Weſen des Geſanges, daß ein Gott dem Begnadeten die Kraft verlieh, zu ſagen, was er leide. Immerhin — ich glaube an dieſen Mann und hege die feſte Zuverſicht, daß es ihm gelingt, ſich ſeeliſch zu ſchöpfungsfreudigerer, ſtärkerer Stimmung hindurchzuringen und damit auch künſtleriſch.

Auch bei Max Reger hoffe ich auf dieſe Entwickelung zum Günſtigen. Freilich wird es ihm ſchwer gemacht, wenn er, wie es ſcheint, nicht die rechte Charakterkraft beſitzt, um dieſen ganzen Schwarm unreifer Begeiſterer und dies ganze Tohuwabohu einer ſenſationslüſternen Maſſe, die ihn zu ihrem Modegötzen macht, abzuſchütteln. Man will ja heute in allem gleich das Rezept für eine Künſtlererſcheinung haben, und ſo hat man ſich die Erſcheinung Reger aus einer ſtarken Befruchtung der Modernität durch Joh. Seb. Bach erklärt. Alle menſchliche und künſtleriſche Entwickelung vollzieht ſich in ſpiralförmiger Art, ſo daß dieſe ſenkrechten Berührungen immer wieder neben die in der Längsachſe treten. Die moderne

Orcheſtration iſt zu einem polyphonen Stil gelangt, der ganz naturgemäß zu innigen Berührungen mit der Polyphonie Joh. Seb. Bachs führen muß, wo wir heute mit den Werken des gewaltigen Thomaskantors immer vertrauter werden. Immerhin wäre es äußerlich und lächerlich, die Urſache der Entwickelung zum modernen polyphonen Stil in dieſer Berührung mit Bach zu ſuchen, vielmehr iſt das Verhältnis ſo, daß das Beiſpiel Bach von ſo gewaltiger Einwirkung ſein kann, weil die moderne Muſikentwickelung aus innerer Notwendigkeit heraus zur Erneuerung eines polyphonen Stils geführt hat, und zwar war dieſe innere Notwendigeit gerade das Gedankliche, das Verlangen nach Klarheit, nach möglichſter Deutlichkeit des Ausdrucks. Es iſt alſo eigentlich ſtracks der entgegengeſetzte Weg, auf dem dieſe moderne Polyphonie zuſtande gekommen iſt, als bei Bach. Die Polyphonie vor Bach hatte ſich rein formal entwickelt, und es iſt das ungeheure Verdienſt Johann Sebaſtians und die tiefſte Urſache ſeiner Wirkungsmöglichkeit auf uns Heutige, daß es ihm gelungen iſt, für das rein formale Spiel die innere Notwendigkeit zu ſchaffen durch die Art des von ihm auszudrückenden weniger gedanklichen als ſeeliſchen Inhalts. Wir brauchen bloß zu bedenken, daß die moderne Polyphonie eigentlich dadurch entſtanden iſt, daß, um es ſchroff auszudrücken, gleichzeitig mit verſchiedenen Leitmotiven gearbeitet wurde. Ich bezeichne jetzt als Leitmotiv einen muſikaliſchen Gedanken. Der Muſiker erfindet irgendein muſikaliſches Thema, mit dem er irgendeinen Gedanken oder einen beſtimmten Vorgang charakteriſieren zu können glaubt. Mit verſchiedenen ſolcher muſikaliſchen Gedanken umſchreibt er den geſamten Inhalt ſeiner Sinfonie. Die Entwickelung dieſes Inhalts wird nun dadurch vorgeführt, daß die Gedanken logiſch miteinander verbunden werden. Wenn Richard Strauß ſeinen Helden uns in einem beſtimmten Augenblicke ſeines Lebens darſtellt, ſo zeigt er es uns derartig, daß dieſer Held (erſtes Thema) ſeine Schöpferkraft künſtleriſch betätigt (zweites Thema). Er wird dazu beſonders angeregt durch das Liebesglück (drittes Thema), darf allerdings auch in dieſem Augenblick nicht vergeſſen, daß er ein Kämpfer iſt, auf den die Widerſacher (viertes Thema) von allen Seiten eindringen. Dieſe vier Gedanken, die ja beliebig vermehrt werden können, erfolgen nun keineswegs als Nacheinander, ſondern die eigentümliche Lage des Helden entſteht dadurch, daß ſie gleichzeitig ſind. Es entwickelt ſich hier ganz von ſelbſt aus dem gedanklichen Verhältnis heraus eine kontrapunktiſche Polyphonie, und man erkennt hier leicht, daß in der Tat die Muſik in dieſer Weiſe ein Mittel beſitzt, um Harmonien, Disharmonien und deren Auflöſung und Weiterentwickelung von ſeeliſchen und geiſtigen Zuſtänden rein muſikaliſch auszudrücken. Der ſpringende Punkt iſt nur immer der, daß die muſikaliſche Natur in dem betreffenden Künſtler ſo ungeheuer ſtark iſt, daß er naturgemäß Muſikaliſches auszuſprechen ſucht. Das iſt eine unerläßliche Bedingung für jeden Künſtler. Es wäre einem innerlich durchaus plaſtiſch veranlagten Manne nicht geſchehen, daß er manche Einzelheiten ſo ganz maleriſch oder ſogar radiermäßig ausgedrückt hätte, wie es z. B. Klinger bei ſeinem Beethoven getan hat.

Friedrich Kloſe.
(Nach einer Aufnahme von Gebrüder Hirſch in Karlsruhe, Kaiſerſtr. 243.)

Wir beobachten heute freilich auf dem geſamten Gebiete der Kunſt dieſes Durcheinanderfließen, was an ſich, da ja doch alle Künſte dieſelbe Kraft urſprünglich bedeuten, durchaus nicht Schwäche darſtellen würde, wenn man ſich nicht bei genauer Unterſuchung ſofort klar würde, daß dieſe Vermiſchung, von einer Einzelerſcheinung wie etwa Richard Wagner abgeſehen, nicht auf künſtleriſcher Notwendigkeit beruht, ſondern auf der Gedankenhaftigkeit. Dieſes Gedankenhafte iſt aber in die betreffenden Kunſtwerke regelmäßig nachträglich hineingekommen, ſonſt hätte es gelingen müſſen, die betreffenden Gedanken in künſtleriſche Empfindung umzuformen. Wagners Werke bieten in der Hinſicht zahlloſe Beiſpiele, die ſich jedem genaueren Beobochter aufdrängen. Was heute ſo vielen Beurteilern bei Regers kontrapunktiſcher Schreibweiſe bacchiſch vorkommt, während ſie z. B. bei Richard Strauß das nicht hervorheben, iſt nach meinem Gefühl die größte Schwäche Regers. Die Erneuerung der kontrapunktiſch polyphonen Schreibweiſe iſt ſo weit vorgeſchritten, daß ſie bereits wieder feſte Form geworden iſt, d. h. eine nicht mehr in jedem einzelnen Falle aus geiſtigem, meinetwegen auch verſtandesmäßigem Untergrund hervorgegangene Formengebung für den Einzelfall, ſondern eine Art Stil. Und Reger ſetzt in dieſem Punkte ein. Seine Polyphonie iſt nicht aus dem Gedankengehalt ſeiner Werke heraus gebildet, ſondern formal techniſch. Er ſteht damit wieder auf demſelben Punkt wie die alten Vertreter der kontrapunktiſchen Polyphonie vor Paleſtrina. Er ſucht alle denkbaren formalen muſikaliſchen Möglichkeiten aus einem gewiſſen, gegebenen muſikaliſchen Material heraus zu entwickeln. Dieſes muſikaliſche Material iſt natürlich im Verhältnis gegen früher unendlich größer. Es handelt ſich hier nicht mehr um vier Stimmen, ſondern um das in ſeiner Stimmenzahl geradezu unbeſchränkte moderne Orcheſter. Regers „Sinfonietta", die in dieſem Winter aufgeführt wurde, zeigt dieſe Entwickelung auch für jene klar, die ſie an ſeinem Klavierſatz nicht bemerkt haben. Die Zerteilung der einzelnen Inſtrumentengruppen iſt hier bis aufs höchſte geſteigert, und man könnte mit Recht von einer Augenmuſik reden, denn wenn man die Partitur in die Hand nimmt, ſo erkennt man ganz deutlich dieſe Führung der geſchriebenen Stimmen gegeneinander. Klingen tut dieſe Muſik wenigſtens für meine Ohren nicht, aber ich geſtehe, daß ſie mich aus der Partitur heraus im höchſten Maße intereſſiert. Ich habe nun den Eindruck, als ob in Reger eine ſtarke rechte Muſikantennatur noch ſtecke. Sein Klavierſpiel, daß innerhalb der großen Maſſe der heutigen Klaviervortragsweiſe eine Stellung für ſich behauptet, beſtätigt mich darin, genau ſo wie eine große Zahl gerade ſeiner ſchwächeren Kompoſitionen. Schwer wird es ſein, aus dieſer verwirrenden Fülle von Anregungen, von Trieben herauszukommen und den Weg ins Schöne, Reine zu finden, aber die Möglichkeit einer ſolchen Entwickelung darf man nicht beſtreiten. Eine unerläßliche Vorbedingung dazu ſcheint mir allerdings zu ſein, daß der in ſeinen Äußerungen geradezu kindiſche und widerwärtige Regerkultus nachläßt.

Max Reger.
(Nach einer Aufnahme des photographiſchen Ateliers Veritas in München.)

In anderer Art führt der Verſtand eine Alleinherrſchaft bei Guſtav Mahler. Ich habe bereits geſagt, daß die ältere Muſik vielfach aus den Inſtrumenten heraus komponiert ſei, daß der Komponiſt jener Zeit als Ziel ſich geſetzt hatte, dem Ausdrucksmittel die Gelegenheit zu möglichſt feiner Geltendmachung aller ihm innewohnenden Kräfte zu bieten. Mahler komponiert in dieſer Weiſe aus dem Orcheſter heraus. Und zwar iſt ihm das Orcheſter nicht eine große Einheit, ſondern eine bunte Vielheit. Dieſe Grundſtimmung des Komponiſten zu ſeinem Orcheſter iſt entſcheidend. Ich möchte zum Vergleich auf einen Muſiker verweiſen, deſſen hohe Modernität immer noch nicht richtig erfühlt iſt: Bruckner. Im Gegenſatz zur Brahmsſchen Sinfonie, die wenigſtens in dieſem Verhältnis zum Orcheſter in der Tat eine Fortführung der Art Beethovens bedeutet, haben wir bei Bruckner die durch die geſamte moderne Entwickelung der Farbigkeit des ſinfoniſchen Stils hervorgerufene, mehr inſtrumentale Auffaſſung, die in den verſchiedenen Stimmen des Orcheſters nicht bloß die architektoniſchen Mittel zur Aufrichtung eines Baues ſieht, ſondern vor allem die Mittel der Farbe des Klanges. Für Bruckners Orcheſterſtil hat man ſofort die Erklärung, wenn man daran denkt, daß die Orgel ſein Lieblingsinſtrument war. Die Orgel teilt mit dem Klavier den ungeheuren Vorzug, daß ſie den geſamten Bereich der Tonwelt gewiſſermaßen in die Hände des einzelnen legt. Auch techniſch, nicht bloß geiſtig. Die Orgel beſitzt gegenüber dem Klavier dagegen den ungeheuren Vorzug, daß ſie zur Färbung des Tons imſtande iſt durch die Regi-

Digitized by Google

ſtierung. Dadurch, daß ich neue Regiſter herausziehe, braucht das innerlich Muſikaliſche deſſen, was ich ſpiele, nicht beeinflußt zu werden aber es bekommt eine andere Farbe und dadurch natürlich auch einen anderen Stimmungswert. Aber man erkennt leicht, daß dann gerade dadurch, daß es der einzelne iſt, der ſogar in ſeiner Hand die Möglichkeit der verſchiedenen Stimmungsablöſungen vereinigt, der innere große Einheitsgedanke von ungeheurer Herrſchgewalt über die ganze Verwendung dieſer hier liegenden Farbenmittel wirkt. So ſchaltet nun Bruckner auch mit dem Orcheſter. Es ſitzen da vor ihm nicht hundert Individualitäten in den Inſtrumenten, ſondern dieſe hundert Inſtrumente liegen in ſeiner Hand, er ſpielt auf dieſer Klaviatur des Orcheſters ſeine große einheitliche Schöpfung und reißt die Regiſter der einzelnen Inſtrumentengruppen nach Belieben heraus, um damit dieſer gewaltigen Zeichnung, die innerlich vor ihm ſteht, die nötigen Farben zu verleihen. Dem gewaltigen Freskomaler Bruckner gegenüber, deſſen innerſtes Bild wie bei einem Cornelius als gewaltige Zeichnung für ſich entſtand und nun durch die reichen Mittel der Farbe das blühendere Leben erhält — ich ſage, dieſem gewaltigen Freskomaler gegenüber iſt ein Guſtav Mahler Pointiliſt. Die Farben, in das Spiel von einzelnen tauſend Farbenpünktchen zerlegt, ſchaffen hier das Gemälde. In dieſem Orcheſter ſind hundert verſchiedene Individualitäten, hundert Stimmen, deren jede von ſich behauptet, die gleiche Bedeutung zu haben. Genau ſo, wie der Pointiliſt ſagt: es gibt hier keine Lokalfarbe, erſt im Auge des Beſchauers ſoll ſich der Prozeß vollziehen, der die einzelnen für ſich nebeneinander, übereinander, durcheinander hingeſchmiſſenen Farbenpunkte zu großen Farbenflächen vereinigt – genau ſo iſt für dieſes Orcheſter die Vorherrſchaft beſtimmter Inſtrumentalgruppen, die geſchloſſene Wirkung einer harmoniſchen Zuſammenfaſſung zu Klangkörpern aufgehoben. Jedes Inſtrument ſteht gewiſſermaßen für ſich, wirkt nach ſeiner Art. Die Klangeinheit aus dieſem Tonwirrſal zu bilden, bleibt dem Hörer überlaſſen, deſſen Gehörmuſchel in gleicher Weiſe die Miſchung der empfangenen Tonfarben zu vollziehen hat, wie das Auge aus den nebeneinandergeſetzten Farbenflecken die durch deren Miſchung entſtehende Einheitsfarbe vollziehen ſoll.

Ich werde mich hüten zu behaupten, daß dieſe Art der Orcheſtrierung an ſich künſtleriſch minderwertig ſei. Wie ein Künſtler mitteilt, was er zu ſagen hat, iſt überhaupt nach meinem Gefühl gleichgültig, wenn es ihm nur gelingt, mir das zu ſagen und vor allen Dingen, wenn er etwas zu ſagen hat. In letzter Hinſicht ſieht es nun allerdings bei Mahler ſehr bedenklich aus. Man kommt aus dem Gefühl eines im Grunde recht trivialen Inhalts nicht heraus. Durch eine geſuchte und geſpreizte Naivität wird das ebenſowenig beſſer wie durch die unglaubliche Aufbauſchung der Ausdrucksweiſe. Daß auf dieſe pointiliſtiſche Weiſe wohl einmal feine muſikaliſche Schöpfungen entſtehen können, ſcheinen mir die ganz impreſſioniſtiſch wirkenden Kompoſitionen des Franzoſen Debuſſy zu zeigen. Das iſt wie ein Auftauchen, ein Vorüberhuſchen von Klängen, alles ſkizzenhaft, nirgends recht faßbar, und doch bleiben von dem Ganzen ſo ſtarke Impreſſionen übrig, daß wir aus dieſen heraus uns nachher ſo etwas wie eine einheitliche Stimmung geſtalten. Wenn man Mahlers beim Tonkünſtlerfeſt in Eſſen aufgeführte ſechſte Sinfonie auf ihren inneren Gehalt anſieht, wenn man hört, wie er bei den Aufführungen von den Inſtrumentaliſten ganz außerhalb des Inſtruments der Betreffenden liegende Betätigungen verlangt, ſo hat man das Gefühl, daß ihm gewiſſe Tonfarben vorſchweben, die er erreichen will, und daß ihm gegenüber dem Erzielen dieſer einen Tonfarbe alles andere Nebenſache wird. Wenn deshalb Mahler in ſeinem letzten Werke darauf verzichtet hat, ein Programm zu geben, weil, wie er ſagte, ſeine Tonſchöpfungen auch ohne dasſelbe verſtändlich ſein müßten, ſo wurde man dabei zwar nicht immer den Eindruck äußerer Mache los, zumal, wenn

Ferrucio Buſoni.
(Nach einer Aufnahme von Albert Meyer Nachf.
Oscar Brettſchneider in Berlin W, Potsdamerſtr. 125.)

etwa mitten in dieſem Tonwerke dann doch zum Aushilfsmittel des Geſanges gegriffen wurde, aber ſchließlich ſtimmt es dann doch zu dieſem Verlangen einer materiellen Sinnlichkeit des geſamten muſikaliſchen Ausdrucks. Jedenfalls aber hat Mahler dadurch, daß er das Programm verſchmäht, ſich die Wirkung ſeiner Schöpfung erſchwert, denn ſeine ganze Art würde in ihrer Hinneigung zum charakteriſtiſchen Detail ſich zu allererſt als Illuſtration eignen, während ſie natürlich völlig verſagen muß gegenüber der großen Architektur eines in ſich ſtehenden Kunſtwerkes.

Hans Pfitzner.
(Nach einer Aufnahme von Joh. Hülſen [Inh.: Hanna Schwarz und Anna Walter] in Berlin NW, Dorotheenſtr. 72.)

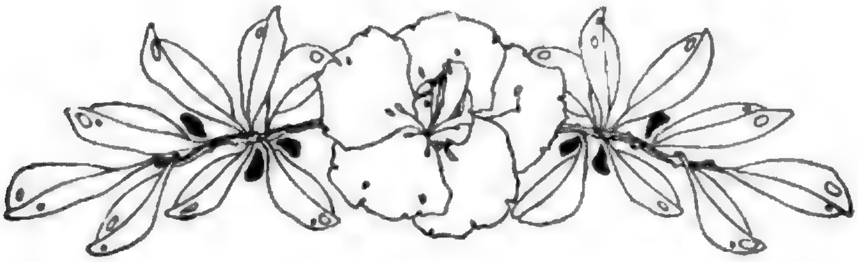
Auf dem Gebiete der muſikaliſchen Illuſtration hat mit ähnlichen, der inſtrumentalen Anlage abgewonnenen Mitteln *Ferrucio Buſoni* einen ſchönen Erfolg erreicht. Er hat das Märchen der Turandot muſikaliſch illuſtriert in einer langen, bunten Reihe barocker Einfälle. Dieſe Muſik würde natürlich dann am überzeugendſten wirken, wenn ſie, wie alle echten Illuſtrationen, nicht für ſich allein aufträte, ſondern in Verbindung mit der Aufführung des Schauſpiels. So nähern wir uns hier auf rein ſinfoniſchem Wege wiederum der Gattung des Melodramas, das ja auch nicht mehr ſein wollte als eine Art Untermalung, als muſikaliſche Ausſchmückung eines von anderer Seite hergebrachten Inhalts.

Wie aus der Anregung durch eine bereits geſchaffene Dichtung ein echt und rein muſikaliſches Werk, das nirgend aus der Sphäre des rein muſikaliſch Erfaßbaren hinauszutreten braucht und doch den geiſtigen Inhalt der anregenden Dichtung nicht wiedergibt, ſondern ſogar erhöht, entſtehen könnte, hat *Hans Pfitzners* Ouvertüre zu Kleiſts „Käthchen von Heilbronn“ gezeigt. Leider nicht als Erfüllung, leider nicht ſo, daß man ſagen könnte, Pfitzners Schöpfung zeige das. Die Ouvertüre zu einem ſolchen Drama wird vor allem, wenn ſie den Charakter der ſtimmungzuſammenfaſſenden Vorbereitung wahrt, ja immer ſo etwas wie eine kleine ſinfoniſche Dichtung ſein. Die Muſik konnte hier, wie in der ſinfoniſchen Dichtung „Pentheſilea“ von Hugo Wolf Werke ſchaffen, die ſelbſt dem gewaltigen Dramatiker Kleiſt verſagt geblieben ſind. Das Problem blieb dabei höchſt einfach. Es ſind hier zwei ſcheinbare Gegenſätze. Auf der einen Seite die harte, ſtarre, in ſich ſcheinbar geſchloſſene und unveränderliche, aber doch innerlich gute und weiche Ritterſchaft des Grafen Wetter vom Strahl, auf der anderen Seite die hingebungsvolle, anſchmiegſame, nur im Anſchluß an Feſtes lebensfähige, aber doch innerlich unüberwindlich kräftige und lebenszähe weibliche Natur Käthchens. Das endgültige Problem des Dramas beſteht in der Vereinigung beider. Sie iſt ja bei Kleiſt erreicht und wirklich glaubhaft geworden, aber der wunderbarſte Reiz dieſer Vereinigung, die Tatſache, daß dieſe beiden ſcheinbar ſo verſchiedenen Welten in Wirklichkeit zuſammengehören, daß erſt aus ihrem Ineinanderwirken die höchſte, ſchönſte Einheit ſich entwickeln kann, daß im Grunde jeder von beiden für ſich nur ein Stückwerk iſt — das zu zeigen und vor allem den Zauber der Vereinigung uns herausfühlen zu laſſen, iſt Kleiſt doch nicht gelungen. Man ſtelle ſich vor, wie wunderbar hier eine vergeiſtigte polyphoniſche Arbeit uns das fühlen laſſen könnte. Ein charakteriſtiſches Thema, ein ebenſo glückliches für Käthchen — in beiden Fällen könnte man die Erfindung Pfitzners gelten laſſen —, und nun das Zu- und Widereinander der beiden, endlich die Vereinigung beider und die Neugeſtaltung eines neuen, nach allen Richtungen nun befriedigten, nach Melodie wie nach Glanz der Harmonie zuſammenſtimmenden Themas aus der Verbindung beider — es iſt ein rein und urmuſikaliſcher Vorwurf, der den Einzelfall des Grafen Wetter vom Strahl mit Käthchen hinaufhebt in die allgemein menſchliche Gültigkeit und dabei nirgendwo auch nur eine Linie aus dem Bereich des Muſikaliſchen hin-

Digitized by Google

ausſchreitet. Alſo vorhanden iſt die Möglichkeit einer echt muſikaliſchen großen Kunſt der ſinfoniſchen Dichtung auch in jenem Falle, wo der Muſiker nicht der Dichter iſt. Und wie wir ſehen, wäre in dieſem Falle gerade eine ſtark ſchöpferiſche, rein muſikaliſche Natur am eheſten zur Erreichung dieſes Zieles befähigt geweſen.

Mit dieſem immerhin tröſtlichen Ausblick möchte ich dieſe Überſicht beſchließen. Es ſind nicht die Gattungen in der Kunſt und auch nicht die theoretiſchen Auffaſſungen, die wirkliche Werte zu ſchaffen vermögen. Es iſt die künſtleriſche Kraft, das urſchöpferiſche Vermögen. Das iſt für eine Zeit, in der ein ungeheures Streben nach Kunſt und ein rieſiger Kunſtverſtand und Kunſtfleiß am Werke ſind, unter Umſtänden vernichtend; denn vielleicht gelingt dieſer Zeit nicht ein einziges ſtarkes Werk. Aber auch die ewige Sieghaftigkeit der Kunſt liegt hier begründet, die Tatſache, daß alle ſcheinbar unkünſtleriſchen Entwickelungsgänge nicht imſtande ſind, dem Weſen künſtleriſchen Schaffens auf die Dauer Eintrag zu tun, daß die wirklich ſtarke künſtleriſche Perſönlichkeit ſich hindurchringt durch alle von außen her aufgetürmten Hinderniſſe.



Ginster

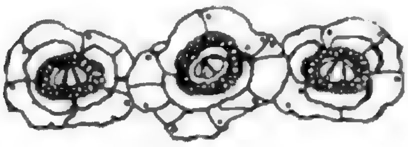
Es war, als ob man Sonnenland betrat
Aus hehrem Hochwald, märchentief und finſter.

In maienhelle Heide lief der Pfad,
Ein Schleichpfad, breit umfaßt von goldnem Ginſter.
Auf all dem Blütenprangen lag der Tau
Im vollen zarten Morgenfunkelglanze.
Die Lerche ſang im ſonnenſeligen Blau —
Lachende Sonnenſeligkeit das Ganze!

Selbſt die da ging in ihrer dunklen Tracht,
Hat's aus dem Schwall von Blütenſchmetterlingen
Auf einmal frühlingsmächtig angelacht!

Erinn'rung wachte in ihr auf und ſang
Und ſang den ganzen goldnen Weg entlang
Und hob ſich ſelber wie auf goldnen Schwingen.

Frida Schanz



Reino

Eine Geschichte für Leute mit kleinen Kindern

von

Georg Ruseler

(Nachdruck iſt unterſagt.)

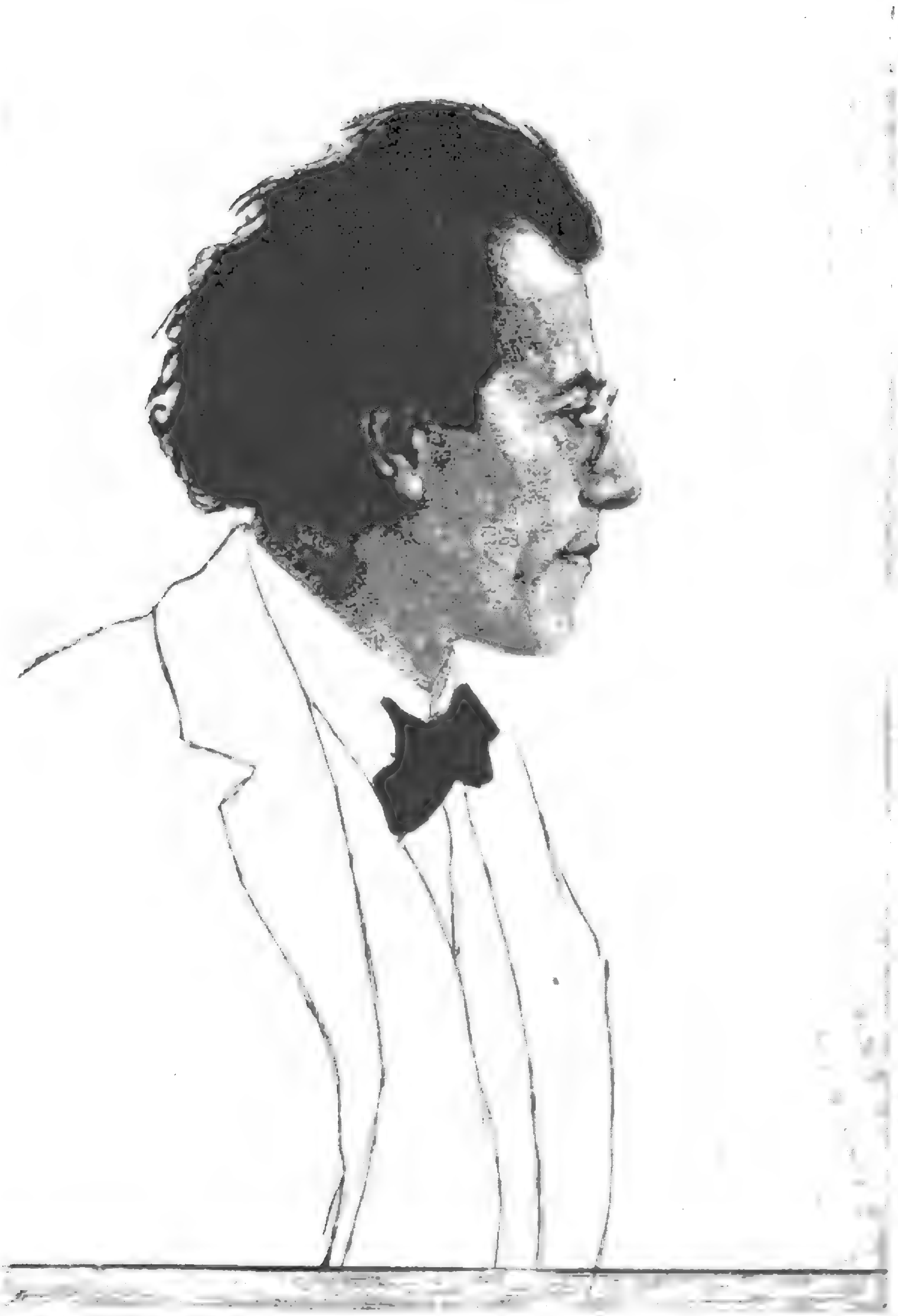
1. Die drei Worte.

Ich kenne einen Jungen, der heißt Reino und iſt noch ganz klein. Er hat helles Haar und braune Augen, und das Haar kriecht immer die Stirn hinunter und will die Augen zudecken; dann greift der kleine Junge danach und lacht. Das iſt überhaupt das Liebſte, was er tut. Wenn er im Bette liegt und die Decke zur Seite ſchiebt und zwei Puttfüßchen hervorkriechen, dann lacht er; wenn er an den Vorhängen ſeines Wagens zerrt, dann lacht er, und ſagt ihm ſein Vater mit ernſtem Geſicht: „Reino, das darfſt du nicht tun!“ — dann lacht er erſt recht.

Als Reino es wagte, der Mutter Hand und Schürze loszulaſſen, da lernte er auch ſprechen, und wenn es auch nur drei Worte ſind, die er kann, ſo iſt es doch fürs erſte genug. Aber wir wollen nun hören, welches dieſe drei Worte ſind. „Papa“ und „Mama“ gehören natürlich nicht dazu; die lernt jedes Kind, bevor es ſprechen kann. Das erſte Wort heißt: bum! Wenn Reino durch das Zimmer rennt — das Gehen hat er noch nicht gelernt — oder wenn er im Garten ſpazieren läuft, dann freuen ſich Tiſche und Stühle, Bäume und Sträucher über ihn und hüpfen mit. Manchmal ſind ſie aber ungeſchickt, die hölzernen Geſellen, und meinen, ſie wollen ihn greifen und halten, ſtoßen ihn aber an, und da liegt er. „Bum!“ ſagt er dann ganz vergnügt, ſtemmt beide Händchen gegen den Boden und beide Füßchen, ſo daß er für einen Augenblick einen Katzenbuckel macht, und da ſteht er wieder und lacht und ſagt noch einmal: „Bum!“ Aber es gibt auch tückiſches Volk; dieſe Teppiche und Matten, die ſind gar hinterliſtig, packen unverſehens ſeine Füße, und er ſchlägt gegen Kanten und Ecken, daß es kracht. Dann lacht er nicht, dann heult er; aber er faßt ſich bald, rafft ſich auf und ſagt dreimal, von Schluchzen geſchüttelt: „Bum! Bum!“ — ganz langgezogen, anklagend aus tiefſtem Herzen: „Bum!“ und dann iſt alles wieder gut.

Noch häufiger als „Bum“ gebraucht Reino das Wörtchen „Nein“. — „Ich will dir deine Naſe putzen,“ ſagt die Mama. — „Nein.“ — „Willſt du das Salzfaß ſtehen laſſen!“ — „Nein.“ — „Gib Papa das Meſſer wieder, es beißt.“ — „Nein.“ — Mich dünkt, der Junge iſt ein Strick, und es wäre gut, wenn bald eine Rute ins Haus käme.

Aber Reino hat noch ein drittes Wort, und um deſſenwillen ſoll ihm viel verziehen ſein. Er gebraucht es am häufigſten; es iſt ein ſtolzes, herriſches Wort und heißt „Mehr“. Wenn er ſeinen Becher mit Milch bekommt und ihn bis auf die Neige ausgetrunken hat, ſagt er ganz innig und ſelig: „Mehr!“ Hat er ein Stück Schwarzbrot mit Honig verzehrt und Mama ſagt: „Nun iſt's genug!“ — ſagt Reino: „Mehr!“ Schenkt Papa ihm einen Pfennig: „Da haſt du'n Taler! Tu ihn in die Sparbüchſe!“ — ſagt er langgedehnt: „Mehr!“ Zeigt man ihm abends den Himmel: „Sieh, da iſt der liebe Mond!“ ſo ſchlägt er mit den Armen auf und ab und befiehlt: „Mehr!“ — Ja, lieber Reino, einen Mond hat der liebe Gott nur gemacht!



Gustav Mahler, Direktor der Hofoper in Wien.
Nach einer Radierung von Prof. Emil Orlik.

Zu Storck: Muſikaliſche Rundſchau.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

2. Ein Feſtmahl.

Reino iſt allein im Eßzimmer. Mama hat gerade den Tiſch gedeckt, iſt aber ein Weilchen hinausgegangen. Reino iſt allein, aber eigentlich nicht im Zimmer, ſondern in ſeiner Stube; das iſt eine geräumige Kiſte, ordentlich gepolſtert und tapeziert. Darin hat er alles, was er braucht, einen Tiſch und einen Stuhl, Kegel und Kugel, einen Hammer, einen Löffel und auch einen Hampelmann. Aber er iſt nicht zufrieden; ſehnſüchtig blickt er aus ſeinem Käfig nach dem reichbeſetzten Tiſch, und er hebt ſeine Beinchen, eins, zwei! und er ſteht auf ſeinem Stühlchen, und er hebt ſie noch einmal, eins, zwei! und er ſteht auf ſeinem Tiſchchen, und er hebt ſie zum drittenmal, eins, zwei! und er fällt aus ſeiner Kiſte ins Zimmer und liegt auf dem Teppich. „Bum!“ ſagt er und ſteht auf und langt auf den Tiſch hinauf, und er ſtreckt und reckt ſich und erwiſcht eine Wurſt. „Mehr!“ ſagt er und langt wieder hinauf und holt ſich noch ein Brötchen dazu. Dann ſetzt er ſich auf ein Fußkiſſen und beißt abwechſelnd links und rechts ab und hält eine wackere Mahlzeit.

„Pſt, pſt, pſt!“ tönt es da vom offenen Fenſter her; das ſind die Fliegen, und auch eine giftige Weſpe iſt dabei. „Guten Tag, Reino,“ ſagen die Fliegen. Reino iſt noch klein, und darum verſteht er ſich auf die Sprache der Tiere. „Guten Tag, Brumm!“ ſagt er. — „Dürfen wir hereinkommen?“ — „Mehr, mehr!“ ruft das Büblein und lacht. — „Du mußt uns aber zu eſſen geben; du haſt ja einen ganzen Tiſch voll.“ — „Was wollt ihr haben?“ fragt Reino. — „Zucker,“ ſagen die Fliegen, und „Honig,“ ſagt die Weſpe. „Schmeckt ſüß,“ ruft der kleine Kenner, ſtellt ſich auf eine Fußbank, holt den Zuckertopf vom Tiſch und ſtreut ihn aus über den Teppich, und das Honigglas ſchickt er gleich nach.

Die Fliegen ſetzen ſich und ſchmauſen. Da ruft es ganz leiſe „Piep, piep!“ aus der Ecke. „Biſt du auch da, Piepmaus?“ fragt Reino, „willſt du etwas abhaben?“ — „Gib, gib,“ ſagt die Maus. — „Ja, was willſt du denn haben?“ — „Wurſt und Schinken.“ — „Wurſt eß ich ſelber, den Schinken kannſt du kriegen.“ Und rums, holterdipolter! fliegt der Schinken hinein in Zucker und Honig, und Piepmaus läßt es ſich ſchmecken.

„Miau!“ ruft es da; Miez iſt hereingeſprungen und ſitzt im Fenſter. „O Gott!“ pfeift Piepmaus und will in ihr Loch. — „Bleib nur,“ ſagt Reino, „wenn ich hier bin, darf ſie dir nichts tun. Puzimau, was willſt du denn haben?“ — „Milch,“ antwortet die Katze, und Reino will ſie ihr herunterholen, kann aber den Topf nicht langen. „Wart’ nur,“ ſagt die Katze, „ich ſteige auf den Tiſch und ſtecke den Kopf gleich hinein.“ — „Fi! auf den Tiſch ſteigen, das tun Papa und Mama nie; bleib’ hübſch hier unten; ich hole ſie dir ſchon herunter.“ Und das wackere Büblein packt nun das Tiſchtuch, und Hü! ruft es und zieht den Wagen hinter ſich her: ſſ, ſſ, plappergeklapper, pumperumpum, tſching! da iſt alles unten, Brot und Käſe, Butter und Tee und Milch. „Mehr!“ ruft Reino, aber mehr iſt nicht da, und die Katze ſagt: „Dummer Reino, nun haſt du alles zuſammengepantſcht! Ich danke, Tee mit Milch trinke ich nicht.“

Da geht die Tür auf. Hupp! iſt die Katze zum Fenſter hinaus, witſch! die Maus in ihrem Loch, ſum! ſind die Fliegen oben. Die Mama ruft entſetzt: „Reino, was haſt du gemacht?“ Der aber hebt ſeelenvergnügt die Hände und ſagt: „Bum! — Mehr!“

3. Die Reiſe.

Reino will auf Reiſen gehen, hat aber keinen Wagen. Da nimmt er ſeinen Hammer. „Bum!“ ſagt er und ſchlägt damit der dicken Walnuß auf den Bauch. Ach, iſt die erſchrocken! Knack, ſagt ſie und ſpringt auf, und nun hat Reino zwei Wagen, und genug zu eſſen unterwegs hat er auch; natürlich ſucht er ſich den beſten aus.

Reino will auf Reiſen gehen, hat aber kein Pferd. „Wer will mein Pferd ſein?“ fragt er; „Wauwau, willſt du mein Pferd ſein?“ — „Ich kann nicht dein Pferd ſein,“ ſagt der Hund, „ich hab’ keine Hufeiſen, und dein Wagen hat keine Deichſel.“ — „Puzimau, willſt du mein Pferd ſein?“ — „Nein,“ ſagt die Katze, „ich laufe mit dem

Wagen die Bäume hinauf, und dann fällſt du heraus.“ — „Tüthenne, willſt du mein Pferd ſein?“ — „Nein, ich kann nicht dein Pferd ſein; ich flieg' in die Wolken, und dann wirſt du naß.“ — „Naß werde ich auch ſo,“ ſagt Reino, „aber wenn du durchaus nicht willſt — ich zwinge keinen. Ziege Meckmeck, willſt du mein Pferd ſein?“ — „Ja,“ ſagt die Ziege, „ich will dein Pferd ſein,“ und ſpannt ſich vor den Wagen und zieht und zieht; aber er bewegt ſich nicht von der Stelle. — „Hü!“ ruft Reino. — „Jawohl, hü!“ ſagt die Ziege, „dein Wagen iſt zu groß, und du biſt mir zu ſchwer — nun kann ich doch nicht dein Pferd ſein.“

„Ach,“ klagt Reino, „wo finde ich endlich Pferde, die mich ziehen können? Piepmaus, willſt du nicht mein Pferd ſein?“ — „Allein kann ich's nicht,“ ſagt die Maus, „aber ich habe noch fünf Brüder; wenn wir es zuſammen verſuchen, mag's gehen.“ — „Mir recht,“ meint Reino gleichmütig, „mit Sechſen fahren, das paßt gerade für mich.“ — Nun nimmt er ſeidene Fäden aus ſeiner Mutter Nähkorb und ſpannt damit die Mäuſe vor den Wagen; dann geht es, heidi! in ſauſendem Galopp hinaus aus dem Haus, dann aber nicht die Straßen entlang, ſondern durch den Garten in das nächtliche Gefilde.

Der Roggen blüht gerade; der Wind ſtreicht mit weicher Hand über das wogende Feld, und es liegt ein feiner Duft über dem ſchlafenden Lande. „Nun wollen wir in den Wald, hü!“ ſagt Reino, „wo iſt die Laterne, die uns leuchten will?“ — „Hier,“ ſagt der Mond, „hier bin ich, kleiner Junge,“ und er ſcheint ihm gerade ins Geſicht. — —

Dann fuhren ſie unter den Bäumen. Da rief es mit einem Male Huhuhu! und es ſchwebte leicht und faſt unhörbar durch die Zweige. „Dieb, Dieb, Dieb!“ riefen die Mäuſe, „rettet euch, die Eule iſt da!“ Sie riſſen die ſeidenen Fäden entzwei und ſprangen davon und ſuchten ſich jede ein Mauſeloch. Die letzte aber war nicht flink genug; die Eule erwiſchte ſie eben noch beim Schwanze und trug ſie von dannen ins Neſt zu ihren Jungen. „Arme Piepmaus!“ ſagte Reino und weinte, und dann rief er Hü! aber die Mäuſe kamen nicht wieder, und der Wagen wollte nicht von der Stelle. „Bang', bange!“ klagte der kleine Burſch und wäre gar gern wieder zu Hauſe geweſen, „wer will nun mein Pferd ſein?“ — „Weine nur nicht,“ rief es da dicht neben ihm, „ich will dein Pferd ſein.“ — „Wer biſt du denn?“ — „Ich bin überall zu Hauſe; man nennt mich die Schnecke; du wirſt wohl ſchon von mir gehört haben.“ — „Nein,“ ſagte Reino, „wie ſchnell kannſt du denn laufen?“ — „Schneller als ein toter Schimmel,“ antwortete die Schnecke, „das wirſt du ja ſehen.“ —

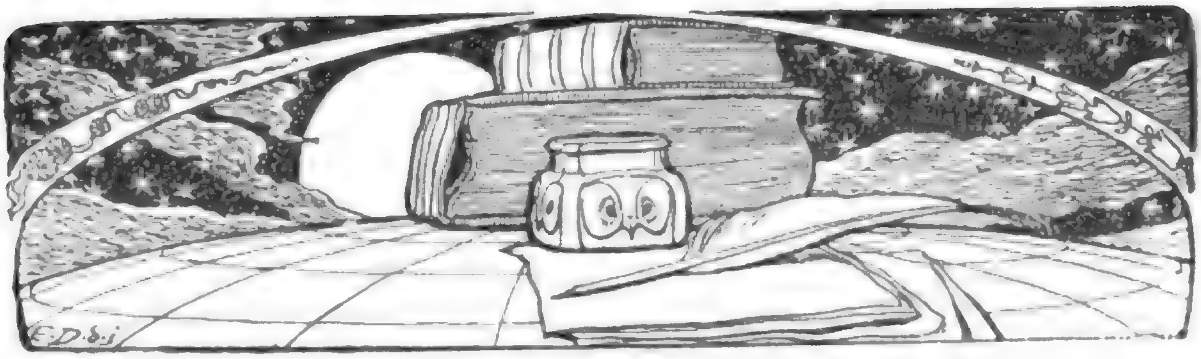
Und es iſt nicht zu glauben, aber wahr iſt es doch: als es Morgen wurde, lag Reino ſchon wieder in ſeinem Bett. Freilich hatte er die Decke unter dem Rücken, und ſeine Füße ſtrampelten auf dem Kopfkiſſen herum; aber als die Mama ihn wieder zurechtlegte, ſagte er noch im Traum: „Hü, Piepmaus, hü!“ — und daran allein konnte man wiſſen, wo er geweſen war.

Beim Abendläuten

Wir gingen aufwärts, als der Tag verrann —
Die Täler ruhten ſchon in blauem Schatten,
Ein ſüßes Duften ſtrömte von den Matten
Aus tauſend Blütenkelchen, ſonnenſatten —
Der Abendglocken ſanft Getön begann.

Ein Hüttchen unter Bäumen lag am Steig,
Sie ſprachen drinnen ihren Abendſegen —
Wir aber gingen dem Gebirg entgegen,
Das, bei des nächt'gen Windes erſtem Regen,
Ein Feueraltar, flammte durchs Gezweig.

Marie Tyrol



Literariſche Rundſchau

Drama und Theater

Im Sommer, wenn die Theaterhäuſer feiern, fangen die Theoretiker an zu bauen. Zu keiner Jahreszeit blüht das Geſchäft der Bühnenreformer und der ſonſtigen dramaturgiſchen Heilkünſtler fröhlicher als in den Zwiſchenmonaten, da die alte Saiſon im Sterben liegt und die neue noch den Mutterſchoß nicht verlaſſen hat. Dann wird alljährlich von neuem auf dem geduldigſten Stoff der Welt jene weite, mit ihren Soffiten in die Wolken, mit ihrem Proſpekt in die Unendlichkeit ſtoßende Freie Bühne aufgeſchlagen, auf deren Brettern alle, auch die phantaſtiſchſten Träume der phantaſtiſchſten Welt- und Menſchenverbeſſerer zur Reife gedeihen. Meiſtens geſchieht das in Broſchürenform; aber auch in ſchweren Bänden wird dergleichen Reformatorengeiſt heutzutage wieder reichlich verzapft; ja, man kann zur Zeit kaum noch ein ſich mit dramatiſchen Dingen beſchäftigendes Buch aufſchlagen, ohne auf mehr oder weniger kühne Neuerungsvorſchläge für unſer modernes Drama und Theater zu ſtoßen. Ein weniges davon wollen wir hier aufzufangen ſuchen.

Zwar aus den immer zahlreicher und — anſpruchsvoller auftretenden Sammlungen von Theaterkritiken ragen nur wenige hervor, die über den beſcheidenen Ehrgeiz des Augenblicksreferates hinausſtreben und Steine zum Bau des neuen Hauſes herbeitragen. Der Wert ſolcher Bücher vornehmlich für alle die, die fern von unſeren Theaterſtädten in der Fremde oder auf dem platten Lande leben, ſoll deshalb nicht verkleinert werden, und ich darf wohl auf den Dank ſolcher Leſer hoffen, wenn ich die Gelegenheit beim Schopfe faſſe und einige beſſere dieſer Sammlungen hier namhaft mache.

An ihre Spitze gehört Alfred Kerrs Buch „Das neue Drama“ (Berlin, S. Fiſcher; geb. 6 Mk.), eine Sammlung ſeiner Dramenbeſprechungen aus dem „Tag“ und der „Neuen Rundſchau“. Von allen Theaterkritiken, die in Deutſchland geſchrieben werden, ſind die Kerrs die ſubjektivſten, perſönlichſten und kapriziöſeſten. Alſo, folgert man leicht, auch die flüchtigſten und vergänglichſten. Aber die Folgerung trifft nicht zu. Was den Kerrſchen Impromptus Halt und Rückgrat und damit auch Dauer gibt, iſt die in ihrer kecken Eigenwilligkeit ſtarke Perſönlichkeit ihres Verfaſſers. Sie drückt all und jedem, was dieſer Kritiker ſagt, ihren individuellen, tief ſich einprägenden Stempel auf, und ſo wird in der Tat — des Verfaſſers Beſcheidenheit hat ſich dies Lob bereits ſelber vorweggenommen — manche dieſer Beſprechungen noch leben, wenn das Stück, dem ſie ihren Urſprung verdankt, längſt der verdienten Vergeſſenheit anheimgefallen iſt. Wert hat nach Kerrs Meinung nur Kritik, die in ſich ein Kunſtwerk gibt, ſo daß ſie auch auf einen Menſchen wirken kann, wenn ihre Inhalte falſch geworden ſind. Was iſt produktive Kritik? fragt er. „Es hat noch kein Kritiker einen Dichter erzeugt, produziert! Produktive Kritik iſt ſolche, die ein Kunſtwerk in der Kritik ſchafft. Jede andere Deutung iſt leer. Unter den Kritikern hat nur der das Recht, einem abgeſtempelten Dichter zu nahen, wer ſelbſt einer iſt.“ Ausdrücklich weiſt es Kerr von der Hand, „Strömungen“ oder „Bewegungen“ im Drama der Gegenwart zu verfolgen. Statt deſſen will er „Seelen zergliedern“, den Kern eines Menſchen auf eine bleibende Art feſthalten, mit anderen Worten: die kritiſchen Eindrücke eines Genießenden geben, der Dichtungen erlebt und ihre Zuſammenhänge mit den Grundproblemen des Daſeins begriffen hat. Und den Extrakt, die Grundſtimmung irgendeines Kunſtwerkes oder einer künſtleriſchen Leiſtung feſtzuhalten und anderen zu vermitteln, dafür hat er in der Tat eine hervorragende Begabung. Man hat Kerr den Vorwurf gemacht, er benutze ein Drama immer nur als Turnreck, um der ſtaunenden Leſerſchaft die Evolutionen ſeines Geiſtes daran vorzuführen. Das trifft in dieſer Allgemeinheit nicht zu: nie, ſoweit ich ſehe, hat ſich Kerr auf Koſten eines Dramatikers luſtig gemacht, in dem er einen guten Kern künſtleriſchen Ernſtes entdeckt hat, und dabei hat ihn ſein kritiſches Urteil nur höchſt ſelten einmal betrogen. Wohl aber ſteigen ſeine Scherze, ſobald er einmal Charlatanerie wittert (Sudermann, Fulda!), hinab, hinab bis in die Niederungen der Clown- und Rüpelſpäße, in die kein guter Geſchmack ihm mehr folgen mag. Hat ſich ſeine Liebe aber einmal für jemand bekannt (Hauptmann), ſo kann der auch auf ihn bauen: mit eifernder Bewunderung geht er all ſeinen Vorzügen nach, mit liebevollſtem Verſtändnis erklärt und entſchuldigt er all ſeine Schwächen.

Mit dem Kerrſchen Buche kann ſich an charaktervoller Perſönlichkeitsprägung keine andere der kritiſchen Sammlungen meſſen. Auch die beiden Bände von **Paul Goldmann** nicht, dem Berliner Theaterreferenten der Wiener „Neuen Freien Preſſe", ſo laut dieſer auftrumpft, wenn er zunächſt in einer Reihe von polemiſchen Aufſätzen über neuere dramatiſche Erſcheinungen die „Neue Richtung" abkanzelt und ihr gänzliches Fiasko nachzuweiſen ſucht (Wien, C. W. Stern [L. Rosner, Verlag]), dann, in einem kürzlich erſchienenen Nachtrag, mit derſelben Tendenz ein Bild von der Wirrnis der modernen Theaterproduktion entwirft, das er bezeichnend genug „*Aus dem dramatiſchen Irrgarten*" betitelt (Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt, Rütten u. Loening; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Ein großes, deutſches, modernes Drama, eine dramatiſche Schilderung unſerer Zeit, die unſerer Zeit würdig, erſehnt und erhofft auch er; aber in den Werken der Hauptmann, Hofmannsthal und Schnitzler, der Maeterlinck, Gorki, Shaw und Heijermans ſieht er keine Anſätze dazu, ſchon deshalb nicht, weil dieſe Werke in blinder Verkennung des Weſens und der Aufgaben der Bühne allem eigentlich Dramatiſchen gefliſſentlich aus dem Wege gehen. — In die Kategorie der ruhigen ſachlichen Beurteiler, die ihren Ruhm mehr in klaren, allſeitig betrachtenden und wägenden Berichten denn in ſcharfer und geiſtreicher Kritik ſuchen, gehören zwei andere Berliner Theaterkritiker: **Eugen Zabel** und **Heinrich Stümcke**. Zabel hat neuerdings eine Anzahl Studien und Kritiken über neuere Dramen und Darſteller unter dem Titel „*Zur modernen Dramaturgie*" vereinigt (Oldenburg, Schulzeſche Hofbuchhandlung), bei dieſer Gelegenheit aber auch einige allgemeine und weiterblickende Betrachtungen über engliſche, franzöſiſche und italieniſche Bühnenverhältniſſe eingeflochten, während Stümcke, dem wir bereits ein tüchtiges, wenn auch etwas breitſpuriges Buch über „*Hohenzollernfürſten im Drama*" verdanken (Leipzig, Georg Wigand), ſich in der Sammlung „*Die vierte Wand*" (ebenda; geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.) faſt durchweg nur an die Darbietungen des letzten Berliner Theaterwinters hält und nur gelegentlich einmal ſommerliche Ausflüge in weiter abliegende Gebiete (Wiesbadener Feſtſpiele, Oberammergauer Paſſionsſpiele u. a.) unternimmt. Bei beiden, bei Stümcke wie bei Zabel, findet der Leſer meiſtens recht ausführlich den Inhalt der einzelnen Stücke erzählt: die Methode iſt nicht immer künſtleriſch, aber für Durchſchnittsleſer gewiß deſto praktiſcher.

Befleißigen ſich die Berliner Kritiker, auch wenn ſie wie Zabel und Stümcke auf Wiedererzählung des Inhalts nicht verzichten können, immerhin noch einer gewiſſen Auswahl und Retuſche, ſo verfahren ihre Wiener Kollegen meiſt ein gut Teil ſkrupelloſer, indem ſie einfach ihre Theaterfeuilletons in Ausſchnitten ſammeln und ſie dann wahl- und quallos nacheinander in Buchform neu drucken laſſen. Ein Muſter dieſer bequemen Schnellfertigkeit ſind die geſammelten Kritiken, Vorträge und Aufſätze, die **Max Burckhard** in zwei Bänden unter dem Titel „*Theater*" hat erſcheinen laſſen (Wien, Manzſche Hofbuchhandlung; geh. 4 Mk.). Hier finden ſich Notizen über Schauſpielerleiſtungen und andere Vergänglichkeiten, denen mit ein paar Zeilen im Tagesfeuilleton über und über genug Ehre angetan wäre. Zum Glück ſtehen zwiſchen all dieſen Berichten über die meiſten längſt vergeſſenen und begrabenen Theaterſtücke der Jahre 1898 bis 1904 auch einige perſönliche Erinnerungen und Erfahrungen des früheren Burgtheater-Direktors, die für die Spreu zwiſchen dem Weizen einigermaßen entſchädigen. — Tritt Burckhard in ſeinen Kritiken der Leitung und den Darbietungen zumal des Burgtheaters oft recht ſcharf entgegen, ſchärfer als es ſich für den ehemaligen Direktor der Bühne geziemt, ſo ſtehen **Hermann Bahrs** jüngſte „*Rezenſionen*" (Berlin, S. Fiſcher; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.) unter dem Geſtirn der Milde und Verſöhnlichkeit. Sein Äſthetizismus hat mit dem feinen Genießertum Kerrs Ähnlichkeit, wenn er auch weit mehr Weltmann als dieſer und ſchon dadurch gegen Geſchmacksentgleiſungen und Taktloſigkeiten gefeit iſt, wie ſie ſeinem Berliner Kollegen nur allzuoft begegnen. Nicht umſonſt iſt das Buch Wiens augenblicklich fruchtbarſtem und erfolgreichſtem Dramatiker gewidmet, und zum Überfluß ſteht noch das echt Bahrſche Bekenntnis voran: „Die Duſe hat mir einmal lachend geſagt: ‚Aber Sie! Sie ſind doch gar kein Kritiker — Sie ſind unſer guter Kamerad.' Dies hat mich ſtolz gemacht. Es enthält alles, was ich ſein will." Wie die Duſe, ſo könnten das auch Schnitzler, Hofmannsthal, d'Annunzio und noch eine große Anzahl anderer dramatiſcher Autoren von Bahr ſagen: er ſtellt wohl allen ſeine launiſche, reich und bunt bewegte Perſönlichkeit gegenüber, aber ſtatt der eigentlichen kritiſchen Auseinanderſetzungen zwiſchen ihm und ihnen kommt es meiſtens doch nur zu einem feinſinnigen Nachempfinden ihrer offenen und heimlichen Schönheiten oder allenfalls zu einem impreſſioniſtiſch feſtgehaltenen Porträt ihrer dichteriſchen Eigenart. Das Feinſte enthalten die Schauſpieleranalyſen, zumal die der exotiſchen Gäſte (Sada Yacco, Saharet, Réjane, Iſadora Duncan), wie Bahr überhaupt immer da das Beſte gibt, wo es ſich um neue, überraſchende Erſcheinungen handelt.

Ungleich beſcheidener, aber auch ungleich ſachlicher geben ſich **Hermann Kienzls** Beſprechungen und Betrachtungen über das „Drama der Gegenwart“ (Graz, Leuſchner u. Lubensky; geh. 5 Mk.). Kienzl hat als Referent über die Aufführungen des Grazer Stadttheaters alle Erſcheinungen und Bewegungen des modernen Dramas nicht bloß ſorgſam verfolgt, ſondern im innerſten Herzen miterlebt. Er macht aus dieſer oft leidenſchaftlichen Teilnahme kein Hehl, wie er kein Hehl daraus macht, daß er „Kritiker“ erſt in zweiter Linie, in erſter dagegen ein andächtiger und getreuer Interpret zwiſchen Dichter und Publikum ſein möchte, ein Dolmetſcher der poetiſchen Gedanken und Stimmungen, die in einem dramatiſchen Kunſtwerk beſchloſſen und oft für den oberflächlichen Blick auch verborgen liegen. Freimütig und unbefangen, Augen und Herz offen, tritt er jeder Schöpfung mit jener warmen Empfänglichkeit entgegen, die allein imſtande iſt, die empfangenen Eindrücke friſch und unverwelkt auch in andere Gemüter zu verpflanzen, um ſie hier zu neuer Blüte zu wecken. Und weil er ſo ohne alle äſthetiſchen Dogmen und Vorurteile an die Offenbarungen des Dichtergeiſtes heran geht, wird es dem Leſer — auch dem, der auf den theatraliſchen Genuß der beſprochenen Werke verzichten muß — ſo ungemein leicht, ihm zu folgen. Und hat er ſich des Leſers erſt einmal bemächtigt, ſo ruht er nicht eher, bis er ihn nicht bloß in die Idee, nein auch in die geheimnisvollen Ahnungen und unausgeſprochenen Stimmungen eingeführt hat, die jedes wahrhaft dichteriſche Werk umweben. Kienzl war wohl einer der erſten, der in der deutſch-öſterreichiſchen Grenzmark für das moderne Drama der neunziger Jahre eingetreten iſt, und der nicht müde geworden, das zage Publikum darauf hinzuweiſen, daß auch der Naturalismus Poeſie ſei, daß auch bei Hauptmann und Ibſen Götter wohnen.

Alle dieſe bisher aufgeführten Kritiker machen ſich wenig Kopfzerbrechen darüber, ob ihre einzelnen Dramenbeſprechungen noch durch einen anderen geiſtigen Faden als den der Perſönlichkeit zuſammengehalten werden, den hiſtoriſchen, den entwickelungsgeſchichtlichen Zuſammenhang muß ſich der Leſer ſelbſt konſtruieren. Anders Rudolf Lothar, der Wiener Kritiker und Dramatiker, in ſeinem Buch „Das deutſche Drama der Gegenwart“ (München, Georg Müller; geh. 10 Mk., geb. 12.50 Mk.). Auch er kann den Schöpfeimer in einen tiefen, vollquellenden Brunnen geſammelter Theaterbeſprechungen hinabgleiten laſſen, aber er fühlt, daß die beigegebene reiche Fülle von Bildniſſen, Szenen- und Dekorationsbildern noch nicht ausreicht, um ein „Buch“ daraus zu machen. So bemüht er ſich wenigſtens nachträglich, obwohl er den „Ruhm“ eines Hiſtorikers ausdrücklich ablehnt, die gröbſten Nähte zu verdecken und gar zu weit klaffende Lücken zwiſchen den Referaten durch Betrachtungen über Tendenzen und Zuſammenhänge, über Richtungen und Strömungen, Ziele und Abſichten des modernen Dramas auszufüllen. Zu einer „Geſchichte“ des modernen Dramas kommt es dabei nun freilich keineswegs. Zur hiſtoriſchen Betrachtung der Gegenwart fehlt uns die Diſtanz. Immerhin, ſchon die Sonderung und Zuſammenfügung gewiſſer Dramatiker nach Gruppen wirkt in dem Chaos der modernen Produktion klärend und fördernd. Und noch eins muß dieſem nur gegen gewiſſe nicht unwichtige Nebenſtrömungen (Heimats- und Landſchaftskunſt) allzu verſchloſſenen Beobachter nachgerühmt werden: er treibt praktiſche Pſychologie des Theaterpublikums und horcht, zumal bei der Erörterung techniſcher Fragen, auf die Bedingungen und Forderungen der lebendigen Bühne, die für eine geſunde Entwickelung unſeres Dramas und Theaterlebens wichtiger ſind, als die rein literariſch-artiſtiſche Kritik es wahr haben möchte.

Was Lothar nur ſchüchtern anſtrebt, das hat der Leipziger Literarhiſtoriker Profeſſor Georg Witkowski in knapper Darſtellung auf engſtem Raum (165 Seiten) wenigſtens für „Das deutſche Drama des 19. Jahrhunderts“ geleiſtet: eine hiſtoriſche Einführung und Charakteriſtik. Seine aus Hochſchulvorträgen entſtandene Schrift, in B. G. Teubners trefflicher Sammlung „Aus Natur und Geiſteswelt“ erſchienen (mit einem Bildnis Hebbels; gebunden Mk. 1.25), legt das Schwergewicht auf diejenigen geſchichtlichen Momente, welche die letzten Stadien der Entwickelung bedingen, und die drei Faktoren der dramatiſchen Produktion: Kunſtanſchauung, Schauſpielkunſt und Publikum ſind nebeneinander ihrer Wichtigkeit gemäß berückſichtigt. Der Wert des Büchleins liegt in der außergewöhnlich geſchickten Zuſammenfaſſung und Gruppierung; dank dieſer Kunſt erweiſt es ſich für den Eingeweihten ebenſo wertvoll als Überblick und Repetitorium wie für den Laien als Einführung in die vielverſchlungenen Labyrinthgänge des modernen Dramas.

Seite an Seite mit den Literarhiſtorikern ſchreite, wie ſich's gehört, der Praktiker, der erprobte Kenner der Bühne und der Darſtellungskunſt. Von einem ſolchen haben wir ja die auch heute trotz vieler veralteter Einzelheiten immer noch klaſſiſche „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt“. Eduard Devrients Name wird ſich da jedem ſofort auf die Lippen drängen, und jeder, der ſich für Drama und Theater lebhafter intereſſiert, wird dankbar ſein, zu erfahren, daß ſein großes, lange vergriffenes Werk jetzt wieder in einer neuen zweibändigen Ausgabe zu haben iſt (Berlin, Otto Elsner; Preis 20 Mk.). Ein Enkel des Verfaſſers, Dr. Hans Devrient, hat ſie mit all der Pietät, aber auch all der fortgeſchrittenen Sachkenntnis beſorgt, die ſich für ein ſolches Unternehmen ſchickt. Erfahrene Fachleute haben ihm dabei gute Hilfe geleiſtet, und ſo ſind namentlich die bibliographiſch-kritiſchen Notizen im Anhang, für die übrigens auch die Korrekturen und Zuſätze des Devrientſchen Handexemplars zur Verfügung ſtanden, außerordentlich ergiebig ausgefallen. Der Text ſelbſt iſt unangetaſtet geblieben. Mit Recht; denn wenn irgendwo, ſo iſt Stil und

Darſtellungsart hier ein Ausdruck der ſittlichen Perſönlichkeit: niemand hat mit ſolchem heiligen Ethos den hohen Beruf des Schauſpielers verherrlicht, niemand iſt mit ſo reinen, guten Waffen wider alles eitle Scheinweſen, insbeſondere gegen das eitle Virtuoſentum zu Felde gezogen, niemand hat mit ſolcher Fülle von Bildung und Erfahrung durch ſich ſelbſt für die kulturerzieheriſche Bedeutung ſeines Standes gezeugt wie Eduard Devrient. Die Verſtiegenheiten, deren er ſich dabei zugunſten des ſchauſpieleriſchen, zuungunſten der literariſchen Elemente des Theaters ſchuldig macht, hat die Zeit längſt gründlich korrigiert.

Als wohlgeſchulter Praktiker der Bühne hat ſich auch **Max Marterſteig**, der Verfaſſer des kulturgeſchichtlichen Werkes „**Das deutſche Theater im 19. Jahrhundert**“ (Leipzig, Breitkopf u. Härtel; Preis 15 Mk.) auf mehr als einem Poſten bewieſen. Von Beruf ſelbſt Schauſpieler und als ſolcher zehn Jahre hindurch in Süd und Nord tätig, übernahm er 1885 die Leitung des Mannheimer Hoftheaters, 1890 die Direktion des Rigaer Stadttheaters, war dann längere Zeit als freier Regiſſeur und Schriftſteller, u. a. auch in Berlin, tätig und iſt nun neuerdings an die Spitze des Kölner Stadttheaters berufen worden. Praktiſche Erfahrung mannigfaltigſter und gründlichſter Art wird man ihm gewiß nicht abſprechen können. Daß er dabei allzeit auch weiter um ſich zu ſchauen gewußt, ſeine Erfahrungen und Beobachtungen hiſtoriſch zu vertiefen und philoſophiſch zu durchdenken verſtanden hat, davon legt ſein Buch, die Frucht einer jahrzehntelangen Arbeit, vollgültiges Zeugnis ab. Gute Bücher von Schauſpielern ſind uns ja — neben all dem Anekdotenwuſt, den ihrer viele luſtig auf den Markt ſchleppen — längſt nichts Neues mehr: die Namen Schröder, Devrient und aus jüngſter Zeit Ferdinand Gregori mögen da für manche andere noch genügen. Ein ſo ernſtes und tiefes, gründliches und gedankenreiches und zugleich doch auch künſtleriſch-feinfühliges Buch wie das Marterſteigs iſt uns aus den Kreiſen des als „leicht“ verſchrienen Bühnenvolkes aber doch ſelten beſchert worden. Allem anderen voraus muß eins hervorgehoben werden: dieſes Werk iſt völlig frei von allem Klatſch und allem Parteigezänk; es verdient, mit offenen Armen auch von den ſtrengſten Meiſtern hiſtoriſcher Objektivität aufgenommen zu werden. Und mehr noch: es erzählt und referiert nicht bloß, es entwickelt und ſtellt dar; das Gebilde, das wir „Theater“ nennen, iſt ihm nur ein Teil, ein organiſcher Teil der Geſamtkultur, der geiſtigen, politiſchen, wiſſenſchaftlichen und geſellſchaftlichen; aus ihr heraus weiß Marterſteig es zu begreifen, in ihren Rahmen es zu faſſen. Es gehört dazu ein weiter Blick und ein ſcharfer Verſtand, mehr aber noch ein lebendiges Weltgefühl, das aus ſich heraus das Chaos zu einem Kosmos geſtaltet und über die nötige bildneriſche Kunſt verfügt, um auch dem Leſer das Gefühl dieſer Einheit zu vermitteln. Worauf aber ruht dieſes lebendige „Weltgefühl“? Auf der Überzeugung des Verfaſſers, daß die Frage der Schaubühne eine Frage des ſittlichen Wollens iſt — nicht eines einzelnen, ſondern eines ganzen Volkes. Nie — das iſt das Endergebnis der Marterſteigſchen Darſtellung — können wir zu einer großzügigen ſozialen Kunſt gelangen, ohne zuvor eine ebenſolche ſoziale Kultur zu erlangen. Alſo Peſſimismus auch hier? Doch nicht. Zwiſchen der erblichen trivial-frivolen und der ſkeptiſchen Betrachtungsweiſe theatraliſcher Kultur wendet Marterſteig ſich freilich mit aller Entſchiedenheit der letzteren zu; aber er iſt doch auch überzeugt, daß die Schaubühne, wenn nur erſt einmal in unſerem Volke ſtatt der Luſt nach flüchtiger Zerſtreuung und dem Kitzel der Sinne ein ernſtes und allſeitiges Verlangen nach neuer ſittlicher Energie vorhanden, als Weckerin dieſer Energie ſich vollauf bewähren würde: „Gerade im letzten Viertel des Jahrhunderts ſahen wir reiche Kräfte ſich regen, ſahen das Vermögen nach mancherlei Abirrungen doch immer wieder auf Vertiefung und Erweiterung gerichtet. Und vor allem ſahen wir auch neben trüben Erſcheinungen einzelne von ſo glücklichem Gelingen, von ſo werbender Kraft, ſahen ſo manche Geſundung verheißende Wege, daß, alles in allem genommen, heute weniger als je ein Grund zu peſſimiſtiſchem Verzichten iſt.“ Freilich den **Staat**, der die Theaterkultur einmal in früher Stunde in dieſe Anarchie hineingeſtoßen hat, möchte Marterſteig nicht bemühen, ſie nun auch wieder zu beſeitigen. „Gerade außerhalb der ſtaatlichen Fürſorge ſind die wertvollſten Anläufe genommen und iſt die Erfahrung gewonnen worden, daß auf die Volkskraft ſich ſtützende Fürſorge weit mehr vermag. Dieſe Bahn iſt weiter zu beſchreiten. Wenn dazu unſere **Städte** darauf verzichten wollten, ihre Schaubühnen, die ſie mit dem Geld ihrer Bürger erbaut haben, als Profitanſtalten zu verwalten, ſie vielmehr frei, aber mit einem hohen Maß der Verpflichtung für künſtleriſche und ſoziale Fürſorge, jedoch ohne Bevormundung in rein künſtleriſchen Angelegenheiten, würdigen Händen übergäben, ſo dürften wir jetzt ſchon eines geſunderen Zuſtandes der theatraliſchen Kultur uns rühmen, als alle anderen europäiſchen Völker ihn aufweiſen, und könnten — ſofern wir nicht erlahmen in der Erfüllung unſerer ſittlichen nationalen Aufgabe — **hoffnungsvoll auch für die Kunſt der Bühne in die Zukunft blicken** ...“ Durch die ertragreiche Ebene der geſchichtlichen Darſtellung zieht ſich ein breiter Strom praktiſcher Anregungen; am vollſten rauſcht dieſer Strom in dem Kapitel „Regieſünden“, worin auf jeder Seite grobe und leichte Irrtümer unſerer landläufigen Regie aufgedeckt und verbeſſert werden.

Über Regie wird augenblicklich auch ſonſt viel nachgedacht und vieles geſchrieben. Manches ſcheidet hier von vornherein aus, da es nach Form und Darſtellung nur für Fachleute beſtimmt iſt. Dagegen geben ſich durchaus und ausdrücklich als ein Buch für das große theaterfreundliche Publikum die Studien zur dramatiſchen Kunſt, die Dr. Carl Hagemann, der inzwiſchen zum Leiter der Mannheimer Bühne berufene Dramaturg, „Regie“ betitelt hat (Berlin, Schuſter u. Loeffler; 2. Aufl.). Hagemann faßt den Beruf des rechten Regiſſeurs gewiß nicht niedrig, wenn er als ſeine Aufgabe bezeichnet, „mit den geſamten Ausdrucksmitteln der jeweiligen Bühne die dramatiſche Dichtung als Geſamtkunſtwerk in einer der dichteriſchen Abſicht kongenialen Weiſe zur ſzeniſchen Darſtellung zu bringen, „und wenn er den Regiſſeur ausdrücklich als den Stellvertreter des Dramatikers auf der Bühne anſpricht; aber er iſt doch weit davon entfernt, ihm die tyranniſche Gewalt einzuräumen, die er ſich an einzelnen unſerer modernen Bühnen anzumaßen im Begriff iſt. Vielmehr neigt er zu der Meinung: je beſſer die Regie, deſto unſichtbarer der Regiſſeur, oder mit anderen Worten: der beſte Regiſſeur iſt der, von dem man am wenigſten ſpricht. Wir werden noch in anderem Zuſammenhange darauf zurückzukommen haben, wo die Grenzen der Regiekunſt, auch der feinſinnigſten und künſtleriſchſten, zu ziehen ſind: die Frage wird ja jetzt gerade mit beſonderer Leidenſchaft erörtert.

Über die „Technik der Schauſpielkunſt“ hat der Kgl. Sächſ. Hofſchauſpieler Adolf Winds ein lehrreiches Buch geſchrieben (Dresden, Heinr. Minden; Preis 4 Mk.), das zwar in erſter Linie dem Berufsſchauſpieler dienen will, das dank ſeinen lebendigen Beiſpielen für richtigen Ausdruck von Gemütszuſtänden und Affekten, gute Ausſprache und guten Vortrag aber auch für die ehrgeizigen Mitglieder an Dilettantenbühnen von Wert iſt. Auch Winds tritt auf jeder Seite für eine „Beſeelung“ — im modernen Sinne des Wortes — des Sprechens und Spielens ein; nicht in der Nachahmung der Wirklichkeit, in der ſchöpferiſchen Ausgeſtaltung der vom Dichter entworfenen Charaktere erkennt er die Aufgabe der modernen Darſtellungskunſt.

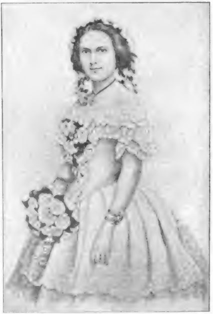
Unvergleichlich höher und weiter greifen die Gedanken, die das Mitglied des Wiener Hofburgtheaters Ferdinand Gregori in ſeinem Buche „Schauſpieler-Sehnſucht“ niedergelegt hat (München, Georg D. W. Callwey; Preis Mk. 3.50). Was ihm am meiſten Kopf und Herz bewegt, iſt die Sehnſucht nach einer neuen Stilkunſt im Drama und dementſprechend auch auf der Bühne. Der vielgeſchmähte Naturalismus ſoll dabei nicht etwa mit ſchlichtem Abſchied entlaſſen werden, ſondern als geſunder, tapferer Helfer benutzt werden. Schon fangen unſere Bühnen an, mit der ſtilvollen Erneuerung unſerer Klaſſiker, der erſten Stufe zu dieſer neuen dramatiſchen Stilkunſt, Ernſt zu machen. Sie erkennen dabei, wieviel ungehobene Schätze voll tiefen, quellenden Lebens noch immer in den Werken eines Shakeſpere, eines Schiller, eines Goethe, eines Kleiſt, Hebbel und Grillparzer ruhen, und wie fruchtbar dieſe Kräfte für eine neue ſtilvolle Bühnendichtung gemacht werden können, ſobald wir jene Werke nur als gehobene Natur, als eine erhöhende Umwertung der Natur begreifen lernen. Um dieſe fortzeugende Wiedererweckung durchzuführen, wird es freilich auch eines neuen, tüchtigen Regiſſeurs bedürfen, der tiefer in den Geiſt eines Kunſtwerkes eindringt, als das bisher an unſeren meiſten, auch den beſſeren Bühnen für notwendig erachtet wurde. Von dieſem Ideal ſchreitet Gregori dann endlich zu ſeinem letzten und höchſten vor: zur Gründung eines dem hohen Drama gewidmeten Baireuth, das heißt einer vom Geſchäftsbetriebe befreiten, rein künſtleriſchen Zielen dienenden Bühnenſtätte. In Mitteldeutſchland, im ſchönen Thüringen, etwa in Eiſenach, würde der gegebene Platz für ſie ſein. „Dort baue man ein Nationaltheater in deutſcher Schlichtheit auf, wo ſich’s gut ſpricht, und das ſchnellſte Verwandlungen geſtattet. Einer werde eingeſetzt, der während des Winters an dem ſchönen Werke ſchafft: vier Feſtwochen vorzubereiten.“ Denn nur eine kurze Zeit des Jahres ſollen dieſe „Jahresſpiele“ in Anſpruch nehmen, ſchon um ihnen, gegenüber den ſtehenden Theatern, den feſtlichen, über den Alltag erhöhten Charakter zu wahren. Keineswegs aber dürfen ihre Aufführungen ſo eilig und mit ſo verſchiedenartigen, bunt zuſammengewürfelten Kräften unternommen werden, wie es vor einigen Jahren bei den Berliner ſogenannten „Meiſterſpielen“ geſchah. Der Gedanke an ein ſolches „Baireuth des Feſtſpiels“ taucht nicht zum erſtenmal auf, vielmehr beweiſt die häufige Wiederkehr des Planes bei Bühnenleitern, Schauſpielern und Schriftſtellern, daß er mehr iſt als die Ausgeburt eines phantaſtiſchen Kopfes, daß ihm ein inneres Bedürfnis, zum mindeſten weit verbreitete Sehnſucht zugrunde liegt. Wäre es gar zu verwegen, darauf zu hoffen, ſobald erſt einmal der redliche Wille vorhanden iſt, die Sehnſucht in die Tat umzuſetzen? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mit dieſen Proben aus dem Gregoriſchen Buche ſeine Gedanken und Anregungen noch nicht erſchöpft ſind; auch über die Entwickelung unſeres heutigen Theaters, zur „Pſychologie des Theaterpublikums“, über Liebhabertheater, über Leſen und Vorleſen weiß es mancherlei Nützliches und Beherzigenswertes zu ſagen.

Reich an ſolchen unmittelbar nützlich zu machenden Anregungen ſind u. a. auch die „Dramaturgiſchen Blätter“ (München, Georg Müller), die unſer Mitarbeiter Dr. Eugen Kilian aus ſeiner fünfzehnjährigen Bühnentätigkeit am Karlsruher Hoftheater geſammelt hat, einer Tätigkeit, der er vor der Zeit entzogen worden iſt, ſicherlich zum Schaden dieſer in vieler Hinſicht ſo glücklich fortſchreitenden Bühne (vgl. Kilians Schrift „Mein Austritt aus dem Verbande des Karlsruher Hoftheaters“; ebenda). Was er in der größeren Veröffentlichung zuſammengeſtellt hat, ſind Aufſätze und Studien aus dem Gebiete der praktiſchen Dramaturgie, der Regiekunſt und der Theatergeſchichte, an denen keiner unſerer Bühnenleiter und -berater achtlos vorübergehen ſollte. Zumal was Kilian für die würdige Textgeſtaltung und Bühneneinrichtung klaſſiſcher Dramen (Goethes „Götz“, Shakeſperes „Lear“ und „Maß für Maß“) getan hat, hat noch lange nicht die Beachtung gefunden, die es zur Ehre der Dichter verdient. „Anpaſſung an die moderne Szene unter möglichſter Schonung des Originals“ lautet hier das oberſte Geſetz, wie Kilian auch in anderen dramaturgiſchen Fragen, z. B. in der intereſſanten Frage der Spielweiſe des Shakeſpereſchen Monologs die Forderungen unſerer intimen Bühne geſchickt mit dem Reſpekt vor den Abſichten des Dichters zu vereinigen weiß.

Außerordentlich reichhaltig ſind die knapperen oder umfangreicheren Monographien zur Theater- und Schauſpielergeſchichte, die während der letzten Zeit hervorgetreten ſind. Älteres und Neueres ſchreitet da friedlich nebeneinander und reicht ſich hilfreiche Hand. So verdanken wir Heinrich Stümcke, dem rührigen Redakteur der Theaterzeitſchrift „Bühne und Welt“, einen mit gründlicher Einleitung und kenntnisreichen Erläuterungen verſehenen Neudruck von Johann Friedrich Löwens aus dem Jahre 1766 ſtammender, von Eckhof inſpirierten „Geſchichte des deutſchen Theaters“ und ſeiner Flugſchriften über das Hamburger Nationaltheater (Berlin, Ernſt Frensdorff), dieſem früher zu Unrecht verläſterten erſten Verſuch einer Geſchichte des deutſchen Theaters, der ſchon ſeit langem zu den größten literariſchen Seltenheiten gehörte; ſo hat Otto Drieſen ein kultur- und theatergeſchichtlich gleich feſſelndes Problem, den Urſprung des Harlekins, in einer eigenen, durch zahlreiche Abbildungen näher erläuterten Schrift unterſucht (Berlin, Alexander Duncker; Preis 5 Mk.). Aus dieſer Studie geht hervor, daß der „luſtige Spaßmacher in buntſcheckigem Gewande“ keineswegs italieniſchen Urſprungs, daß er vielmehr die letzte Wandlung einer uralten mythiſchen Figur vorſtellt, des wilden Jägers. „Herlekin“ nannte ihn das Volk, und ſein Gefolge hieß „Herlekinsleute“. Zunächſt treten dieſe als komiſche Begleiter des Teufels in Myſterienſpielen, dann auch in weltlichen Dramen als Rüpel und Spaßmacher auf. Der italieniſche Arlecchino und der franzöſiſche Harlequin ſind nur Durchgangsſtadien der Wandlung, die dieſe Figur weiterhin abſolviert hat. Wir haben hier einmal wieder den alten Satz als literarhiſtoriſche Erfahrung beſtätigt: der Böſe, den man einmal zu fürchten aufgehört hat, wird im Volksbewußtſein in den Schalk verwandelt. — Welchen tiefgehenden Einfluß das engliſche Theater und die engliſche Schauſpielkunſt auf unſer heimiſches Drama und Bühnenweſen ausgeübt haben, iſt bekannt. Doch bleibt hier noch manches näher zu unterſuchen und eingehender darzuſtellen. Als zwei wichtige neuere hierher gehörige Schriften ſeien genannt Band 18 der von Prof. Litzmann herausgegebenen „Theatergeſchichtlichen Forſchungen“, wo Dr. E. Herz „Engliſche Schauſpieler und engliſches Schauſpiel zur Zeit Shakeſperes in Deutſchland“ mit all der kritiſch und hiſtoriſch geſchulten Sorgſamkeit und Gewiſſenhaftigkeit behandelt, die der neuen philologiſchen Schule in Fleiſch und Blut übergegangen iſt (Hamburg, Leop. Voß; mit fünf Karten) und Chriſtian Gaehdes Schrift „David Garrick als Shakeſpere-Darſteller“, die den zweiten Band der Schriften der Deutſchen Shakeſpere-Geſellſchaft bildet (Berlin, Georg Reimer; Preis Mk. 4.50). Namentlich Gaehdes Arbeit ſucht ihre Forſchungsreſultate in dankenswerter Weiſe auch unmittelbar für die Gegenwart fruchtbar zu machen, indem ſie erörtert, inwiefern Garricks künſtleriſche Perſönlichkeit noch für die heutige Shakeſperedarſtellung vorbildlich ſein könnte. Menſch und Künſtler fügen ſich in dieſem Buche zu einem harmoniſchen Gebilde: der künſtleriſche Ernſt des Schauſpielers hat ſeine Wurzeln in einer gleich gediegenen Menſchlichkeit.

Dieſe Schauſpielercharakteriſtik eröffnet einen langen Reigen ihr nicht immer ebenbürtigen, aber faſt durchweg liebevoller und dankenswerter Biographien aus dem Reiche der ernſten wie der heiteren Theatermuſe. Ergiebig iſt da namentlich Hagemanns Sammlung kleiner illuſtrierter Monographien, die den Titel „Das Theater“ führt (Berlin, Schuſter u. Löffler; jeder Band kartoniert Mk. 1.50). Hier hat Prof. Berthold Litzmann, durch ſeine umfaſſenden Arbeiten gerade über dieſe Epoche deutſcher Schauſpielkunſt wie kein anderer dazu berufen, den „Großen Schröder“, den Herold Shakeſperes in Deutſchlands, gewürdigt, Prof. Wolfgang Golther, einer unſerer beſten Wagnerkenner, die Kunſt- und Kulturwerte Baireuths geſchildert, indem er die mühſelige Entwickelung des Gedankens und der ganzen Bewegung des Feſtſpielhauſes mit bewegter Seele verfolgt, der Burgſchauſpieler Ferdinand Gregori ein künſtleriſches Porträt ſeines großen Kollegen Joſef Kainz entworfen, Prof. Richard Sternfeld den Wagnergewaltigen Albert Niemann und Philipp Stein den jenem in Temperament und Technik eng verwandten Berliner Hofſchauſpieler Adalbert Matkowsky gewürdigt (jeder Band mit zahlreichen, zum Teil ſeltenen Abbildungen). Auch eine gedrängte Darſtellung des Wiener Burgtheaters von Rudolf Lothar (mit vielen Porträts) findet man in der hübſch und gefällig ausgeſtatteten Sammlung. — Noch liebevoller faſt als die Schauſpieler werden augenblicklich die Schauſpielerinnen von der biographiſchen Literatur bedacht. Bald nacheinander haben wir Monographien über Corona Schröter, die erſte, reinſte und zarteſte Iphigenie (von Heinrich Stümcke, bei Velhagen u. Klaſing, Bielefeld; 3 Mk.), über Wilhelmine Schröder-Devrient (von Karl Hagemann, bei Schuſter und Loeffler, Berlin, in der Sammlung „Theater“), über Amalie Haizinger und über Lina Fuhr erhalten, und auch Alfred Kerr hat in einem kapriziöſen Eſſaybande der Brandesſchen Monographienſammlung „Die Literatur“ (Berlin, Bard, Marquardt u. Co.; mit einer Heliogravüre und 18 Vollbildern; Preis kart. Mk. 1.25), worin er „führende Völker in Vertretern nebeneinander rückt“, für ſeine impreſſioniſtiſchen Zeichnungen überwiegend weibliche Künſtler der Szene gewählt (Duſe, Eyſoldt, Réjane, Sorma, Lehmann, Bernhardt, Betty Hennings, Sada Yacco).

Amalie Haizinger und ihrer Tochter Luiſe Schönfeld-Neumann iſt ja ſchon mehrmals ein literariſches Denkmal geſetzt worden, unter anderem von Holtei und Laube; dennoch werden die jetzt von **Helene Bettelheim-Gabillon** geſammelten biographiſchen Blätter über die beiden liebenswürdigen Künſtlerinnen (Wien, Carl Konegen; mit drei Porträts und einem Fakſimile) allen denen willkommen ſein, die vor ſich gern jene alten idylliſchen Zeiten aufleben laſſen, wo das Theater für die gebildeten Klaſſen noch den Mittelpunkt des geiſtigen Lebens bedeutete.



Lina Fuhr im Jahre 1852.

Damals galten Mama Haizinger in ihren Mütterrollen, Luiſe Neumann als Naive für Muſter weiblicher Anmut und ſchauſpieleriſchen Charmes; aus dieſem Buche erfahren wir, daß ſie auch als Menſchen Vollnaturen und Perſönlichkeiten waren, mit denen ſich zu beſchäftigen noch heute lohnt. Schon im Jahre 1848 erſchien dem Hausfreunde Berthold Auerbach das Leben und Wirken der beiden, der Mutter und der Tochter, wie ein Idyll aus einer fernen, ſtilleren und beſſeren Zeit. „Seltſamer Kontraſt!“ ſchrieb er damals in ſein Wiener Tagebuch. „Während da draußen die ganze Welt in Gärung, alles in Waffen, im dunklen Drange, daß man ſich ſchützen müſſe vor den Folgen ſeiner eigenen Tat — hier eine kleine Welt von geſtern, von einem anderen Jahrhundert. Die Lampe brennt ſo traulich, die bequemen Stühle zeigen, daß ſich's unſere nächſte Vergangenheit ſehr behaglich gemacht, und daß es dem gegenwärtigen Geſchlecht doppelt ſchwer wird, den Wachtdienſt der Zeit Tag und Nacht zu beziehen. An den Wänden die ruhigen Bilder, dort die Blumen, die Bücher und der Flügel — deine Töne werden lange ſchlummern, die Zeit der lieblichen Melodie iſt hin; wer lauſcht den zarten Tönen, während draußen der Donner rollt?“ …

Gleicher Beliebtheit wie die Haizinger in Wien konnte ſich ungefähr zu gleicher Zeit in Berlin nur **eine** Schauſpielerin erfreuen: **Lina Fuhr**, ſpätere Frau Dr. Lina Waldow, die als Hofſchauſpielerin die Generation der fünfziger Jahre in all den Rollen entzückte, die auch heute noch am eheſten die Schwärmerei junger Herzen hervorrufen, als Jungfrau von Orleans, Käthchen von Heilbronn, Julia, Gretchen, Maria Stuart, Luiſe Millerin, aber auch als Waiſe von Lowood, als Herſchs Anna-Lieſe und als Doris in Brachvogels „Narziß“. Nur wenige ſind heute noch am Leben, die ſich ihrer ſchauſpieleriſchen Leiſtungen erinnern, denn ſie hat ſich früh vom Theater zurückgezogen und ſich nie dazu bequemt, wie die Haizinger, ihre Liebhaberlocken auf der Bühne mit dem greiſen Scheitel der Mütter zu vertauſchen. So lebt ſie als ewig Jugendliche in der Erinnerung der Nachwelt fort, und wie lieblich ihre Erſcheinung war, mag das Bildnis der Vierundzwanzigjährigen zeigen. In Wirklichkeit iſt Lina Fuhr (eigentlich Fuhrhans), verehelichte und ſpäter verwitwete Frau Dr. Waldow, hoch zu Jahren gekommen; erſt vor kurzem iſt ſie als faſt Achtzigjährige von uns geſchieden. Da erinnerten wir uns denn gern, daß ſie kurze Zeit vor ihrem Tode mit Hilfe des Theaterſchriftſtellers Dr. Heinr. Hub. **Houben** ihre Lebenserinnerungen unter dem Titel **„Von Sorgen und Sonne“** hatte erſcheinen laſſen (Berlin, B. Behrs Verlag; mit Bildnis und mehreren Rollenbildern; Preis Mk. 3.50). Ein liebenswürdiges und kulturgeſchichtlich mannigfach intereſſantes Buch, obwohl es etwas auf das Rampenlicht hin geſchminkt erſcheint und nur einzelne Kapitel nach Geſchmack und Laune herausgreift, anſtatt ein zuſammenhängendes Lebens- oder auch nur ein geſchloſſenes Theaterbild zu geben. Namentlich zur Charakteriſtik des Varnhagenſchen Kreiſes wird mancherlei Neues beigeſteuert, und auf die Literaturverhältniſſe der fünfziger Jahre fallen auch ſonſt nicht ſelten intereſſante Streiflichter: denn Lina Fuhr hat die Förderung und Belehrung ihrer Kunſt durch literariſche Freunde und Berater immer zu nutzen und zu ſchätzen gewußt. Bedauern mag man es, daß die zahlreichen, zum Teil ſehr ausführlichen Briefe, die Lina Fuhr vom Kaiſer Wilhelm I. bewahrte, ſowie die Aufzeichnungen, die ſie ſich nach Geſprächen mit ihm gemacht hatte, hinter den diskreten Siegeln bleiben mußten. Vom Geſellſchafts- und Kuliſſenklatſch hält ſich das Buch im allgemeinen ſo glücklich fern, daß wir auch hier keine taktloſen Vertraulichkeiten, ſondern ſachliche Beiträge zur Zeitgeſchichte wie zur perſönlichen Charakteriſtik des Monarchen hätten erwarten dürfen.

Den Beſchluß dieſer Überſicht mache der Hinweis auf eine Arbeit, die ſcheinbar nur der lokalen Theatergeſchichte dient, die tatſächlich aber von ihrem Ausgangspunkt ins Herz der Dinge dringt und für die allgemeine deutſche Theatergeſchichte unvergleichlich viel mehr leiſtet als manches anſpruchsvolle Werk mit allgemeinem, in die Breite und Weite ſchweifendem Titel. Es ſind dies die „Sechs Bücher Braunſchweigiſcher Theatergeſchichte“ von Dr. Fritz Hartmann, die Frucht eines achtjährigen, überall gewiſſenhaft und ſelbſtändig an die Quellen hinabſteigenden Fleißes (Wolfenbüttel, Julius Zwißler; Preis 8 Mk.). Hartmanns Arbeit hat ihre Vorgänger; aber die früheren Verſuche auf dieſem reichen und feſſelnden Gebiete ſind entweder in den Anfängen ſtecken geblieben oder bezeichnen ſich ſelbſt beſcheidentlich — wie Adolf Glaſers knappe „Geſchichte des Theaters zu Braunſchweig“ (1861) — als Skizze und Gelegenheitsſchrift. Hartmanns Werk iſt das erſte, das ſich mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit und hingebungsvoller Ausführlichkeit in die Lokalgeſchichte des Braunſchweigiſchen Theaters vertieft, dabei aber keinen Augenblick den Zuſammenhang mit der allgemeinen deutſchen Theatergeſchichte und durch dieſe mit der Literatur- und Kulturgeſchichte der Zeit überhaupt aus dem Auge verliert. Nur ſo konnte ein Buch möglich werden, das auch außerhalb der blaugelben Grenzpfähle nichts von ſeinem Intereſſe verliert. Das entſcheidende Verdienſt an dieſer erfreulichen Tatſache gebührt freilich der friſchen, temperament- und geſchmackvollen Darſtellungsweiſe des Verfaſſers, die zwiſchen Wichtigem und Unwichtigem wohl zu unterſcheiden weiß, ſich einer glücklichen Anſchaulichkeit des Ausdrucks erfreute, dabei aber doch nie das einſchmeichelnde Bild zum Gewaltherrn der Tatſachen macht, auch vor den Lebenden, ſo im Regimente ſitzen, nicht die kritiſchen Waffen ſtreckt und mit ſchönem Freimut auch das in den Kreis ſeiner Beurteilung zieht, woran ſich der gefällige Lokalpatriotismus ſonſt gern vorüberdrückt. Hier und da hätte der Verfaſſer ſeiner Freude an akademiſchen Zitaten und Anſpielungen etwas ſtärkere Zügel anlegen ſollen, hier und da, namentlich im letzten Teile der Arbeit, hätten die neueren, insbeſondere die modernen Regiebeſtrebungen unſerer führenden Bühnen ſtärker zum Vergleich herbeigezogen werden können, wie überhaupt alles Techniſche zu ſehr in den Hintergrund tritt — das vermag den Wert des Buches aber nicht ernſtlich zu ſchmälern: wie den Verfaſſer, ſo darf man das Land Braunſchweig, ja die deutſchen Theaterliebhaber insgeſamt zu dieſer Leiſtung aufrichtig beglückwünſchen.

F. D.

Literariſche Notizen

Im Anſchluß an mehrere größere Beiträge dieſes Heftes möchten wir hier einige kurze literariſche Notizen geben, Hinweiſe auf Bücher, die zu tieferem Eindringen in den behandelten Gegenſtand anleiten können, oder die ſich mit einer einzelnen Seite der Sache eingehender beſchäftigen, als es ein auf das Weſentliche und Wichtigſte gerichteter Zeitſchriftenaufſatz will und vermag.

Der Monat Juli dieſes Jahres gehört mit dem vornehmſten ſeiner Gedenktage dem Ruhme Rembrandts, und es gereicht uns zu nicht geringer Freude, daß wir den 15. Juli, den dreihundertſten Geburtstag dieſes großen germaniſchen Meiſters, durch einen Aufſatz des Kieler Univerſitätsprofeſſors Dr. Carl Neumann feiern können, der ſich durch ſein vor wenigen Jahren erſchienenes Buch über Rembrandt (Berlin, Spemann) in die vorderſte Reihe unſerer Rembrandtforſcher geſtellt hat. Auf dieſes Werk, eine runde, in ſich abgeſchloſſene und dabei glänzend geſchriebene Darſtellung mit den weiteſten hiſtoriſchen Ausblicken, ſeien alle die beſonders aufmerkſam gemacht, die auf den in unſerem Aufſatz gezeichneten Linien den Genius Rembrandts und ſeiner Kunſt weiter verfolgen möchten. Neben dieſes ältere, aber noch in keinem weſentlichen Punkte veraltete Werk, treten, wie vorauszuſehen, in dieſem Jubeljahre eine ganze Anzahl neuer Rembrandtbücher und -mappen, literariſche Würdigungen und Illuſtrationswerke. Da iſt zunächſt als erſte Einführung in die Welt des Meiſters der Rembrandt-Almanach, den die Deutſche Verlagsanſtalt in Stuttgart erſcheinen läßt (geb. 1 Mk.). Er enthält eine Reihe neuerer und älterer Eſſays, Einzelſtudien und Aphorismen, die den Jubilar von den verſchiedenſten Seiten beleuchten, und an denen Federn wie die Richard Muthers, Karl Schefflers, Alfred Lichtwarks, Richard Schaukals und anderer beteiligt ſind. Zwiſchen dieſe Beiträge eingeſtreut finden wir eine Ausleſe von berühmten Werken des Künſtlers in guten, zum größten Teil ganzſeitigen Reproduktionen, darunter ein Bildnis Rembrandts ſelbſt und eins ſeiner Frau Saskia in Vierfarbendrucken. — Derſelbe Verlag bringt aber auch noch eine ernſtere und wertvollere Gabe in ſeinem zweiten Rembrandtbande der „Klaſſiker der Kunſt“ (geb. 8 Mk.). Galt der erſte dieſer beiden Bände dem Maler, ſo iſt der zweite ausſchließlich dem Radierer Rembrandt gewidmet. Prof. Hans Wolfgang Singer hat die Einleitung dazu geſchrieben, eine geſchmackvolle, die Radierkunſt Rembrandts eingehend würdigende Studie, die im künſtleriſchen Sehen gute Hilfe leiſtet, und der Verlag hat in den 402 Autotypien, die hier auf großen Blättern vereinigt ſind, das Beſte zu leiſten gewußt, was die mechaniſche Nachbildung für die Radierung hergibt. Wem es auf die Fülle der Bilder ankommt, und wer Rembrandts Radierwerk möglichſt vielſeitig vor ſich haben möchte, ſollte ſeiner Hausbibliothek mit dieſem Bande ein Feſtgeſchenk machen.

Wem aber die Autotypie als Reproduktionsart für einen ſo königlichen Meiſter wie Rembrandt nicht „edel“ genug erſcheint, wer große, auf auserleſenem Papier mit auserleſener Sorgfalt gedruckte Kunſtblätter wünſcht, der greife zu dem Lieferungsprachtwerk, das Wilhelm Bode im Verein mit Dr. W. Valentiner bei Richard Bong in Berlin herausgibt (20 Lieferungen mit je 3 Blättern; je Mk. 1.60). Hier findet auch der verwöhnteſte Geſchmack für Mappen wie für Rahmen einwandfreie Blätter in einem neuen Kupferdruckverfahren (Kartongröße 25 : 35 Zentimeter) und einen das Leben wie das künſtleriſche Schaffen des unvergleichlichen „Erziehers“ gleich meiſterhaft würdigenden Text aus der berufenſten Feder. Die in den Bodiſchen Text verſtreuten Abbildungen ſuchen glücklich die intimeren Seiten der Rembrandtiſchen Kunſt feſtzuhalten, indem ſie vornehmlich kleine Radierungen, Feder- oder Kreidezeichnungen und ähnliche gelegentliche Dokumente der Rembrandtſchen Hand berückſichtigen. — Gleichzeitig legt uns Bode noch ein anderes, diesmal unilluſtriertes Rembrandtbuch auf den Tiſch. Er nennt es „Rembrandt und ſeine Zeitgenoſſen“ (Leipzig, E. A. Seemann; geb. 6 Mk.) und ſtellt darin eine Serie von Charakterbildern aus der holländiſchen und flämiſchen Malerei des ſiebzehnten Jahrhunderts zuſammen: außer einer der gründlichſten Kenntnis und liebevollſten Erfaſſung des Rembrandtwerkes entwachſenen Analyſe des Großmeiſters von Leyden Würdigungen des Frans Hals, der holländiſchen Genremaler Nicolas Maes, Vermeer van Delft, Pieter de Hooch, Gabriel Metſu, Terborch und Jan Steen. Dann folgen die großen Landſchafter Segers, Ruysdael, Hobbema, van der Neer, Cuyp, Potter, van de Velde und Wouvermann. Aber auch die Hauptvertreter des holländiſchen Stillebens Jan Davidsz de Heem, Wilhelm Kalff, Abraham van Beyeren werden eingehend beſprochen. Eine breitere Behandlung erfährt verdientermaßen der heitere Adriaen Brouwer, deſſen Charakterbild auf Grund neuer Quellenſtudien ganz neu gezeichnet wird. Zwei Kapitel über van Dyck und Rubens beſchließen den reichhaltigen Band, der in ſeiner Vereinigung von Studien und Skizzen, großzügigen Bildern und intimeren Kleinmalereien, von Überſichten über ganze Gruppen und von Einzelſchilderungen, von Charakteriſtiken und Lebensbildern nicht überall Gleichwertiges bieten kann, der aber in dem Leſer ſchließlich doch ein höchſt bewegtes und lebendiges Bild der niederländiſchen Malerei des ſiebzehnten Jahrhunderts zurückläßt. Die eigentümliche Begabung Bodes, durch die Kunſtwerke in die Seele der Künſtler und ihrer Zeit einzudringen, hat hier einen neuen Sieg errungen.

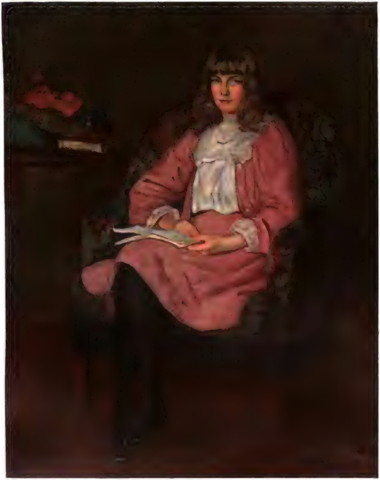
Ganz anders als Bode tritt Richard Muther in ſeinem Buch über Rembrandt (Berlin, Fleiſchel u. Co.) an die Perſönlichkeit des Menſchen und Künſtlers heran. Wir atmen hier von der erſten bis zur letzten Zeile die Luft des zwanzigſten Jahrhunderts; ein eigenwilliger Geiſt, der nicht geſonnen iſt, von ſeiner perſönlichen Weltanſchauung und Kunſtauffaſſung einem anderen zuliebe etwas aufzugeben, ſei es ſelbſt der Größte, ſetzt ſich mit der überragendſten Erſcheinung der germaniſchen Kunſt auseinander, und wenn auch aus den neueſten Forſchungen und Darſtellungen, namentlich wohl aus Neumanns Buch, manches in die Arbeit Muthers hinübergeflutet iſt, ſo nimmt es doch eine durchaus ſelbſtändige Stellung ein. Freilich ſollte man dieſes Buch erſt leſen, wenn ſich einem ſchon aus exakteren Darſtellungen ein einigermaßen feſtgegründetes objektives Bild Rembrandts geformt hat, ſo daß man den Mutherſchen Geiſtreichigkeiten nicht auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert iſt. Iſt das geſchehen, wird man freilich gerade aus der Lektüre dieſes Buches einen äußerſt intenſiven Genuß ſchöpfen. Der Skizze, ſo gedrungen ſie iſt, fügen ſich die beigegebenen dreißig Abbildungen lehrreich ein. — Mit ähnlichen ſubjektiven Maßſtäben naht ſich Rembrandts Radierungen in einem eigenen, reich und vornehm illuſtrierten Buche Richard Hamann (Berlin, Bruno Caſſirer; geh. 5 Mk.). Abſichtlich behandelt er nur die äſthetiſchen Fragen, während er alle hiſtoriſche Kritik, insbeſondere die Frage nach der Echtheit der einzelnen Blätter, beiſeite läßt. In dieſer Beſchränkung aber weiß uns Hamann außerordentlich viele neue und feinſinnige Beobachtungen mitzuteilen. Man merkt ſofort, daß ihn nichts anderes als glühende Liebe und Bewunderung für Rembrandt zu dieſer Arbeit begeiſtert hat. Wie er in das Innere einer Landſchaft oder eines Bildniſſes einzudringen verſteht, das gehört zu dem Höchſten, was man von der Kunſtexegetik verlangen kann. Namentlich für ſolche Kunſtliebhaber, die von dem Verſtändnis und der Würdigung eines Gemäldes nur mühſam den Weg zum Verſtändnis einer Radierung finden, und die an graphiſchen Blättern immer wieder ſchmerzlich die Farbe vermiſſen, kommen Hamanns Anleitungen zum Kunſtlieben und Kunſtgenießen wie gerufen. Schade iſt nur, daß ſich dieſe begeiſterte und begeiſternde Auslegung auch auf Blätter bezieht, die die Forſchung von heute als unecht nachgewieſen hat.

Endlich haben auch die vorteilhaft bekannten Kunſtwartunternehmungen den großen Ehrentag nicht vorübergehen laſſen, ohne ihm durch die Herausgabe einiger neuer Mappen zu huldigen. Wir verdanken ihnen eine Zweite Rembrandt-Mappe, von der wir namentlich die ſogenannte Vorzugsausgabe (5 Mk.), die die ſämtlichen Bilder auf großem grauem Karton aufgeklebt darbietet, empfehlen können. Die Mappe enthält folgende Bilder: Die Stahlmeiſter der Tuchmacherzunft, ein Bruſtbild daraus, Selbſtbildnis von 1658, Sohn Titus, Kreuzabnahme Chriſti, Grablegung. Jan Sixt am Fenſter, Chriſtus bei Pilatus, Fauſt, Bildnis eines Greiſes, Mühle von 1650, Landſchaft mit dem barmherzigen Samariter, Landſchaft von 1638, Ruhe auf der Flucht und „Chriſtus erſcheint Maria Magdalena“. Im Rahmen derſelben Unternehmung ſind auch einzelne Blätter als Vorzugsdrucke erſchienen, und zwar in Geſtalt von echten Photogravüren, z. B. „Die Anatomie“, „Die Vorſteher der Tuchmacherzunft“ (je 5 Mk.), das „Hundertguldenblatt“ (4 Mk.) und die „Drei Bäume“ (3 Mk.).

Bei Prof. Sachßes Aufſatz über Robert Schumann möchten wir zunächſt an das Buch von Herm. Abert erinnern, das in der Sammlung „Berühmte Muſiker“ im Verlage der Harmonie in Berlin vor einigen Jahren erſchienen iſt. Es empfiehlt ſich, abgeſehen von dem gediegenen Text, hauptſächlich durch ſeinen Bilderreichtum, in dem nichts für die Lebensgeſchichte Schumanns Wichtiges fehlt. — Von Litzmanns Biographie „Clara Schumann“ (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) iſt nach langer Pauſe endlich der zweite Band erſchienen. Er umfaßt die Ehejahre der Künſtlerin (1840—1856); ſo tritt hier ſtärker als in dem erſten Perſönlichkeit und Schaffen des Gatten hervor, und was da von ihm mitgeteilt wird, übertrifft alle vorausgegangenen Veröffentlichungen an Fülle und Zuverläſſigkeit des Materials. Hat doch Litzmann als erſter und einziger unbeſchränkten Einblick in die Briefe und Tagebücher des Künſtlerpaares gehabt. Je weiter wir da vordringen, deſto reicher und überraſchender die neuen Mitteilungen. Über Klaras Freundſchaft mit Brahms, Joachim u. a. erfahren wir namentlich viel Neues; fragwürdiger bleibt das, was wir über Claras Verhältnis zu Liſzt hören. Doch das hat gegenüber dem inneren Reichtum und der Schickſalsfülle im Leben der beiden hier geſchilderten Künſtlerperſönlichkeiten, Robert Schumanns und ſeiner Gattin, wenig zu bedeuten. — Über Robert Schumanns Krankheit hat kürzlich der als Herausgeber literariſcher Pathographien bekannte Nervenarzt P. J. Möbius eine kleine Schrift veröffentlicht (Halle a. S., Carl Marhold), in der er nachzuweiſen ſucht, daß Schumann von Jugend an ſeelenkrank war, und daß dieſe Krankheit (Dementia praecox), die ihn vorzeitig ins Grab brachte, ſozuſagen das Gegenſtück oder die Rückſeite des Talentes war. Man braucht die Folgerung von Möbius, daß „das große Talent mit der Krankheit bezahlt wird“, noch nicht als einen unbedingten Lehrſatz anzuerkennen und wird der Schrift doch manche intereſſante Aufklärung über das pſychiſche Leben des Genies verdanken.

In dem Aufſatz von Dr. Kalweit, der den Titel „Die Wendung der Religion zur Philoſophie“ trägt, wird das philoſophiſche Lebenswerk des Jenaer Univerſitätsprofeſſors Rudolf Eucken gewürdigt. Dabei wollen wir für diejenigen, die ſich mit dieſem gedankenreichen Geiſte näher beſchäftigen wollen, an eine der zuletzt erſchienenen Schriften Euckens hinweiſen, die wohl am eheſten geeignet iſt, mit ſeinem Ideenkreis vertraut zu machen. Es ſind das die Beiträge zur Einführung in die Geſchichte der Philoſophie, die in zweiter Auflage im Dürrſchen Verlage zu Leipzig erſchienen ſind (Mk. 3.60). Charakteriſtiſch für ſie ſind die prinzipiellen Erwägungen zur Geſchichte überhaupt wie insbeſondere zur Geſchichte der Philoſophie. Eucken verficht hier unter entſchiedener Ablehnung einer rationaliſtiſchen Evolutionslehre ſeine ihm eigentümliche geſchichtsphiloſophiſche Überzeugung, und dieſe Verbindung von Philoſophie und Geſchichte, ſtrenger Gedankenarbeit und anſchaulich-lebendiger Schilderung iſt wohl dazu angetan, den Leſer für die Lektüre der ſchwierigeren Werke desſelben Gelehrten vorzubereiten.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düſel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaſer (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Weſtermann in Braunſchweig.



Ernst Oppler: Porträt einer jungen Engländerin.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

September 1906
Weſtermanns Illuſtrierte Deutſche Monatshefte
C. Band
Heft 600

Erna Paſtor und ihr Mantel

Novelle

von

Max Grad

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Das junge Mädchen blickt zum nächtigen Himmel empor. Feſt preßt es dabei die eine Geſichtshälfte an die um den morſchen Fenſterſtock verkrampften Hände. Recht blaß und ſchmal iſt das liebliche Antlitz. Gerade mit dem Auskleiden beſchäftigt, muß Erna Paſtor plötzlich damit innegehalten haben. In dem kurzen, weißen Röckchen, mit bloßem Hals und den nackten Armen, auch durch das offene Haar ſieht die zierliche Volksſchullehrerin jetzt ſelbſt faſt aus wie eine Schülerin.

So ſeltſam grünblau iſt das Firmament. Es ſcheint, als tauche da und dort aus einem leicht wogenden und verſchwommenen Geſpinſt ein Lichtpunkt auf. Aber nun ſchiebt ſich über des Nachbarhauſes Dach eine mächtige, beſondere Helligkeit, die den dunkleren Himmel in zwei Hälften teilt. Wie liebt Erna dieſes bleiche Funkeln der Hochſommernächte! Als gäbe es gar keine wirkliche Finſternis mehr!

Sie ſeufzt tief, tief auf. Ach, wie ſchön iſt das alles! Wie ſchön die Welt! Gewiß noch viel, viel ſchöner, als ſie weiß. Mein Gott, wie blutwenig reicht ja gerade ihr dieſe Welt von ihrer Schätze Herrlichkeit! Einſame Menſchen der Arbeit aber lernen eben früh aus dem, was anderen oft völlig unbedeutend, ja wertlos dünkt, heimliche, innige Freuden zu ziehen, Genüſſe zu haben, die den armen Reichen, den Begünſtigten verſagt ſind. Erna liebt ihren Beruf und nimmt ihn tief ernſt. Sie unterrichtet nicht in Religion. Aber keines der Mädchen hat in ſeiner Kirche wohl je einmal ſo Gott gedient wie in jenem Tempel, den es mit der faſt allgemein gleichmäßig beliebten Lehrerin betritt. Die Kinder dürfen, und wäre es ſelbſt etwa einmal mitten im Unterricht, beſonders ſeltſame Wolkengebilde und märchenhafte Beleuchtungen des Himmels anſtaunen, oder auf dem breiten Schultiſche ſtehen plötzlich winzige Gärtchen, aus den mannigfaltigſten Moosarten zuſammengefügt. Eine noch im November unter dem Dünengras entdeckte zurückgebliebene Blume des Sommers erfreut mehr als die köſtlichſte Palme den Reichen. Dann wieder müſſen eine verlaufene, abgemagerte und kranke Katze oder ein aus dem Neſt gefallener Vogel dem Leben durch die treueſte Pflege ganz wiedergegeben werden.

Eines Morgens ſaß ein buntes Käferchen auf dem roten, ſtraffen Haar der dicken Berta vom Krämer Prütſch. Wie die erſchrak! „Eh, pfui! 'n Wanz! 'n Wanz!“ Aber ſie hatte doch Mut genug zu einem Verſuch, „den Wanz“ mit dem Finger wegzuſchnalzen.

Allein das lahme Kathreinchen von Widſtorps Anne konnte das gerade noch rechtzeitig verhindern durch den Hilferuf: „Nicht — nicht — ach, Fräulein — es iſt ja ein Marienkäferchen — nicht totmachen, Berta!“

Trotz alles Kopfſchüttelns des von Ekel und Grauen gequälten Mädchens war „der Wanz“ nicht aus deſſen Haar gefallen. Behutſam nahm Erna das Inſekt nun davon herunter und ſetzte es dem hüftkranken Kathreinchen auf die winzige, blutleere Hand.

Das Kind ſah zuerſt reglos und tieferuſt darauf herunter. Dann flüſterte es der Lehrerin zu: „Glück ſoll es bringen, hat Mutter geſagt. Ach — morgen iſt Sonnabend — da wird denn am Ende der Großvater nicht ſo arg fluchen und nicht mich und Mutter wieder verkeilen wollen!“ Die überirdiſch leuchtenden Augen der kleinen Todgeweihten blickten erwartungsvoll zum Fräulein empor.

Erna ſpürte es zuerſt dick im Halſe und heiß in den Lidern, wie ſie ſanft über des armen Kindes Haar ſtrich. Dann aber nahm ſie ſich zuſammen und dehnte dieſe Unterbrechung der Rechenſtunde gar noch ſelbſt weiter aus, indem ſie heiter und ablenkend ein allerliebſtes Lied anſtimmte, über das die Mädchen in helles Entzücken gerieten:

Marienkäfer fliege her,
Auf meine Hand, auf meine Hand,
Ich tu’ dir nichts zu leide!
Es ſoll dir nichts zu leid geſcheh’n,
Ich will nur deine bunten Flügel ſeh’n.
Bunte Flügel — meine Freude!

„Bunte Flügel — meine Freude,“ ſang ſogleich mit ſeiner lieben, klaren Stimme das Kathreinchen nach, und noch lange glühte ſein Geſicht in heißer Freude.

Noch lange ſtreiſten es aber auch von da und dort neidiſche Blicke einiger Kameradinnen. Allein vor allzu großen und zu deutlich hervortretenden Verfolgungen ſchützt des Fräuleins Liebling ſeine allgemeine Zartheit und die kranke Hüſte, an der eine eitrige Wunde nimmer heilen zu wollen ſcheint. Die Lehrerin hatte überdies eines Tages zu den Kindern, als die Lahme wieder einmal daheim liegen mußte, ſehr ernſt geſagt: „Seid ja immer gut zu der Armen! Wer weiß, wie lange ſie noch unter euch weilen wird! Möchte ſich keine dann in einer traurigen Stunde an traurigem Orte einen ſchweren Vorwurf machen müſſen!“

Es war faſt ſelbſtverſtändlich, daß bei allernächſter Gelegenheit die Mahnung in möglichſt ungeeigneter Form dem Kathreinchen wieder hinterbracht wurde. Das kauerte da gerade am Boden, wo es hingebend einen Tauſendfüßler beobachtete, der die Diele kreuzen wollte. Es ſah gar nicht auf und blieb, die Augen nicht von dem Tier wendend, bei der Antwort vollkommen gelaſſen. „O, ich weiß! Großvater ſagte ſchon oft: ‚Ein Glück nur, daß das krumme Balg doch bald weg ſein wird. So’n Schandfleck!‘“

Einige Kinder lachten laut auf, ſo komiſch echt klang es, wie Kathreinchen den ſchlimmen Großvater nachgeahmt. Andere wurden verlegen, wieder andere lieſen weg in einem ſie plötzlich überkommenden dumpfen Schuldgefühl.

Ganz ruhig fuhr das Kind dann fort: „Mir liegt nichts daran! Fräulein ſagte auch, daß es droben im Himmel millionenmal ſchöner ſei als da herunten. Dort bin ich dann auch nicht mehr krank und humpelig. Flügel werde ich bekommen und ein langes, weißes Gewand. Dann darf ich im Auftrage Gottes als Engel zu all denen kommen, die gut zu mir waren, als ich noch lebte, und wenn ſie ſchlafen, werde ich ihnen ſchöne Träume bringen!“

Der Tauſendfüßler zappelte plötzlich, hilflos auf dem Rücken liegend. Berta Prütſch hatte mit dem Saume einer als Schleppe umgebundenen langen Schürze den Wurm hinweggefegt, als ſie ſo jäh ein paar Schritte von Kathreinchen zurückgetreten war. Auch die noch übrigen warfen ſcheue Blicke auf die Kameradin, dann rannten ſie gleichfalls fort, wie auf einer Flucht. Die im Wachstum ſo zurückgebliebene und in der Empfindſamkeit ſo ſehr vorgeſchrittene Lene Stinnes weinte darauf in einem Winkel herzbrechend und konnte nicht einmal angeben, warum. —

Unten auf der Straße iſt es ab und zu laut. Für Erna Paſtors Ohren durchbrechen die Stimmen unangenehm ſchrill und ſtark die hehre Stille dieſer Nacht. Draußen kracht auch die Holztreppe unter plumpen Schritten, ein roſtiger Schlüſſel dreht ſich kreiſchend in einem alten Schloß. Von dem rauhen, verwitterten Holz gleiten des Mädchens Hände jäh herab. Nun reckt und ſtreckt es ſich. Jetzt hätte jeder ſehen können, daß die Kleine und Feine doch dabei geſund und kräftig gebaut iſt. Der Glanz in den großen, dunklen Augen des gewiß nur von allzuviel Zimmerluſt meiſt blaſſen Geſichtes mag von dem mächtigen Leben einer reichen Seele kommen. Das braune, rötlich ſchimmernde und üppige Haar zurückwerfend, greift Erna wie in einem heißen Verlangen erſt hoch in die Luft, dann kreuzt ſie die Hände hinter dem Kopfe. So mitten im Zimmer ſtehend, denkt und grübelt ſie aufs neue. Nein, wie es nur ſein kann, daß ein Menſch ſo allein in der Welt leben muß wie ſie, die ſchon in früher Kindheit Verwaiſte! Auch die alte Frau, die ſie einſt zu ſich genommen, eine entfernte Verwandte des kaum gekannten Vaters, iſt ſchon lange tot. Nichts hat Erna wie — Pflicht und Arbeit und — eine große, halb unbewußte Sehnſucht!

Sterbensöde iſt das kleinliche Leben im Städtchen! Aber vor etwa vier Monaten hatte es während mehrerer Tage doch einmal ganz hohe Wellen geſchlagen. Das nächſte Gut, Roskerhalde, faſt zwei Jahrzehnte lang nur mäßig verpachtet und ebenſo mäßig verwaltet, war durch den Tod ſeines ſehr bejahrten Beſitzers an deſſen nächſten Erben, einen Herrn van der Velten, übergegangen. Was mochte der wohl für gemiſchte Freuden an dem verfallenen Schloß und deſſen minderwertigen Grundſtücken haben!

Eines Spätnachmittags hatte der Storchenwirt mächtigen Zuſpruch. Jeder wollte da ſeinen geſetzlich geſtatteten Fünf-Uhr-Schoppen zu ſich nehmen, denn man hatte erfahren, daß der neue Herr von Roskerhalde dort in einer Ecke ſitze. Höchſt aufgeregt, bitter enttäuſcht wie alle anderen, hatte dann Apotheker Schillerhaas beim Abendbrot daheim berichtet: dieſer Herr van der Velten ſei ein „mordsgroßer", ungeſchlachter und plumper Kerl mit pechſchwarzem Bart und Haar und unheimlichen, eiskalten, ja ſtechenden Augen. Der ſei ſicher ein Leiſetreter, Heimtücker und Lauerer, der ſich doch bloß zum Aushorchen in ſeine Ecke geſetzt habe. Gewiß einer jener, wie die Regierung ſie bisweilen entſende, um die politiſchen Geſinnungen und Anſichten der Bürger genau zu ergründen! Der Apotheker gehörte zu jener Mehrzahl der Menſchen, die den Waſſertropfen, in dem ſie gerade zu ſchwimmen beſtimmt ſind, für das Weltmeer und jegliches, ſich auf ihre Perſon und Daſein beziehendes, noch ſo kleines Ereignis für hochbedeutend und bewegend halten. Was die Schillerhaasſche Phantaſie ſo ſehr zu Ungunſten dieſes Herrn van der Velten angeregt, beſtand in Wahrheit nur darin, daß jener in aller Stille, und ohne die geringſte Notiz von den ehrſamen, ereignishungrigen Bürgern zu nehmen, ſeinen Durſt gelöſcht hatte. Beſonders aufregend mußte ſein Lederkoſtüm auf die Weltfremden gewirkt haben; es war ſeinem vor dem Ungarntor wartenden Auto angepaßt und daher allerdings mehr praktiſch als ſchön zu nennen. Am kommenden Morgen zog Apothekers lange, magere, aber ſchon jetzt wie der Vater ſehr redegewandte Malwine möglichſt viele ihrer Kameradinnen während der Frühſtückspauſe in eine Ecke. Immer größer und erſtaunter wurden die aufgeriſſenen Augen der kleinen Zuhörerinnen, immer dümmer ihr Geſichtsausdruck, wenn ſich nicht ſelten in Überraſchung und Entrüſtung ſo recht nach Schulmädelsart die Oberzähne tief über die zurückgezogene Unterlippe einbiſſen. Wie glichen da ſchon manche ihren Müttern!

„Und ein Blaubart ſei er auch. Drei Frauen hätt' er ſchon gehabt, und die Trina, was unſere Putzfrau iſt und immer alles kennt und weiß, meint auch — denn ihr Neffe, der Gärtner Lammer, habe mancherlei beobachtet —, daß man nicht wiſſen könne, was nun erſt alles in dem unheimlichen Schloß und hinter deſſen eiſernen Türen vorgehen würde!"

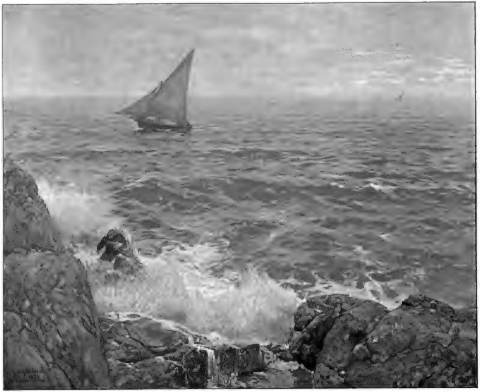
„Hu! — wie gräßlich! Je — auch noch ein Blaubart! Mord und Totſchlag!"

Die Anna Moners kreuzte, genau wie ihre Mutter es in ſolchen Fällen zu tun pflegt, die Hände über dem dicken Kartoffelbäuchelchen, und Minchen Bauſtadt unterbrach weiß Gott für einen Moment ihre Lieblingsbeſchäftigung, in der Naſe zu bohren. Es war zu ungeſchickt, daß dann, wie es am ſchönſten geweſen, gerade Fräulein dazu gekommen war, das ſchon länger zugehört haben mußte.

„Was geht euch wohl ein fremder Mann an? Was tat er euch und was wißt ihr von ihm? Nichts! Nichts Wirkliches! Auch nicht eure Eltern und nicht alle Trinas und Putzfrauen im Umkreis. Ihr habt gar kein Recht, ſo Häßliches und Böſes von einem Fremden zu ſagen. Ein Blaubart! So ohne weiteres! Schämt ihr euch nicht, ſolchen Unſinn noch weiter zu tragen? Die Naſe des Herrn van der Velten mag jemandem vielleicht nicht gefallen haben. Nun, kleine Malwine — wer weiß — vielleicht geht dir's auch mal ſo! Dann kannſt du ſehen, wie es tut, wenn ohne Grund und irgendeine Schuld Schlimmes von einem erzählt wird. Dumme Puten ſeid ihr, die ihr dergleichen ſchwatzt oder es glaubt. Nun heraus aus der Ecke da! Kommt zum Grabenſpringen! Ich ſelber habe den ſeinen, großen noch breiter gemacht. Nun iſt es erſt recht eine Kunſt! Ins Freie! Wer gewinnt heute wohl die Schokoladentafel?" —

Wie ſolch klare Nacht doch allen Schlaf vertreibt, wie ſie die Erinnerung weckt und allem Geweſenen aufs neue ein warmes Leben verleiht! Erna Paſtor ſaugt, die Augen ſchließend, tief den ſüßen Duft ein, den die ehrwürdigen Linden aus des Bürgermeiſters Garten bis hier herauf ſenden. Ein Sommergruß! Einer, der auch mahnt an morgen! O, wie gut, daß es den Anſchein hat, als ob es einen herrlichen Tag für den Schulausflug geben würde! Um Mittag etwas heiß, früh und ſpät aber jedenfalls recht kühl; alle Kinder waren bereits angewieſen, irgendeine wärmende Hülle mitzunehmen. Sie ſelbſt würde auch — und da ſieht die kleine Lehrerin hinüber, wo am Kleiderhaken der neue Mantel hängt. Nur eine dunkle Maſſe hebt ſich etwas von dem kaum helleren Hintergrunde ab. Auch wie Erna dann hintritt und das leichte Gewebe faſt zärtlich mit den Fingern betaſtet, kann ſie nicht viel mehr ſehen. Aber ſie weiß ja, wie das Kleidungsſtück, deſſen mit reichlichen Opfern ermöglichter Kauf ihr ſo viel Vergnügen bereitet, ausſchaut. Ein zu angenehmer Zufall, daß gerade, wie die Lehrerin zu dem Konfektions-Löb kam, dieſer klagend einen Mantel vorwies, der auf ſeiner unteren Seite von einem häßlichen Flecken entſtellt war. Das Herz hatte dem jungen Mädchen lebhafter geſchlagen beim Anblick des ſchlicht-vornehmen Stückes, das ſo ganz für ſeine Zwecke geeignet geweſen wäre. Aber dergleichen hätte Erna ja nie bezahlen können, ſelbſt nicht bei ſo vorgerückter Jahreszeit, auf die ſie abſichtlich gewartet hatte. „Nein, wie ſchade!" hatte ſie unwillkürlich ausgerufen. Herr Iſaak Löb ſtreifte ſie und ihre proportionierte, zierliche Geſtalt mit raſchem Blick. Es war dann ein langes Hin und Her mit Handeln, Bedenken und Abwägen geweſen. Aber Erna hatte endlich geſiegt. Sogar das Kürzen hatte das Geſchäft noch übernommen, ſo daß der Flecken wegfiel. Monatelang hatte die raſtlos Fleißige knauſern, ja oft darum hungern müſſen, um langſam, langſam das Geld zu dem ſo nötigen Mantel zu erſparen. Ohne die Vorleſeſtunden bei dem an einer Augenentzündung erkrankten Amtsgerichtsrat wäre es ihr heute noch nicht möglich geweſen, ihn zu kaufen. Jetzt kichert das junge Mädchen vergnügt vor ſich hin bei der angenehmen Erinnerung. Es hatte das ihr koſtbare Stück noch ſo geſchont, und die wenigen Male, die Erna es bisher getragen, war es auch gehörig angeſtaunt worden. Morgen indeſſen, zum Ausfluge mit den Kindern, müßte ſie den Mantel eben doch mitnehmen. Sie überzeugt ſich, ob auch die ſelbſtgefertigten Sächelchen für die Lotterie, mit der ſie die Kleinen überraſchen will, bereitſtehen. Gerade unter der an der Wand hängenden violett-grauen Hülle ſchimmert noch ein Endchen des über die Schätze gedeckten weißen Tuches hervor. Manche Nachtſtunden hatte die Lehrerin der mühſamen Arbeit opfern müſſen und manch Kännchen Petroleum dazu. Allein dafür empfindet ſie nun auch echte Geberfreuden, die ihr Vergnügen an dem ſchwierigen Kauf noch erhöhen.

Ach, überhaupt heute nacht! In den Adern rinnt es ihr ſo heiß! Das eigene junge Leben ſpürt ſie zugleich mit den Hochſommerzeichen und -wundern da außen, wie etwas Hoffnungſpendendes, Glückverheißendes. Sie ſetzt ſich auf die Fenſterbrüſtung, um noch einmal die Sternenpracht zu genießen. Kein Ton mehr, kein profaner Laut! Reglos ſcheinen auch die Blätter der Kaſtanien, über die ein letztes Licht huſcht, zu bleiben und ſich doch dabei immer breiter zu entfalten. Ein großes, großes Schweigen feierlicher, nächtiger Sommerweihe! Da



Gustav Schönleber: Brandung am Castello di Paraggi.

Zu Fuchs: Das Meer in der Malerei.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

flutet langſam eine warme, weiche Welle aus tiefblauem Dunkel dem Mädchen entgegen, dem plötzlich der Atem kürzer wird. Eine wilde Sehnſucht wächſt da heraus aus all dem milden Frieden und der ſanften Ruhe. Und Erna Paſtor ſpringt herunter. Nur allmählich erſt beruhigen ſich dann in dem ſchmalen Bett mit deſſen nach Seiſe riechender Wäſche des Mädchens erregte Nerven. Die kleine Lehrerin denkt an die Fülle morgiger Pflichten. Sie muß jetzt ſchlaſen, um am kommenden Tage auch friſch genug zu ſein. Wie gern hätte ſie die Kinder bei dieſem einzigen durch die Schule gebotenen Feſte des Jahres Außergewöhnliches genießen laſſen. Allein ſie kann vor allem nicht ändern, die frohe Schar immer nur längſt und allbekannte Wege führen zu müſſen. Man hat zu wenig Wahl! So fühlt ſie ſich doppelt durchdrungen von der Verpflichtung, ihren Schützlingen, unter denen ſo viele als Ärmſte der Armen kaum einen Lichtblick im jungen Daſein kennen, das Feſt nach Kräften zum ſchönſten und ungetrübteſten zu machen. Nein, o nein! Sie darf ja überhaupt dem Schickſal danken für das, was es ihr an ernſtem Lebensanteil geſchenkt. Das iſt Beſitz! Bedeutet Zufriedenheit und innere Ruhe! Da will ſchon wieder etwas rebellierend und verneinend wider ſie ſelbſt in ihr aufſteigen. Unruhig wälzt ſich der ſchlanke Leib im Bette, und das für die Nacht ungeflochten gebliebene Haar hängt tief über die Kiſſen, bis faſt zum Boden herab. Addieren ſoll beruhigen und auf den Schlaf wirken. So beginnt Erna, ſich die Zahl ihrer kleinen Mädchen langſam herzuſagen. Ah — wie ſie alle da vor ihr aufmarſchieren. Eins — zwei, drei — dann je zwei in einer Reihe, blonde, braune, ganz dunkle, dabei Hübſche, Häßliche, ſchlecht und gut Gekleidete, reich und wenig oder gar nicht Begabte. Solche mit dem friſchen Ausſehen ungebrochener und geſunder Kindlichkeit, andere mit dem deutlichen Stempel angekränkelter Frühreiſe oder dem verkommener häuslicher und heimatlicher Verhältniſſe. Aber alles, alles wird ja nun verwiſcht, ausgeglichen durch einen reichen Sommerſegen voll Duft, Glanz und Wonne. Alle Kinder jubeln und lachen, auch das lahme Kathreinchen darunter. Die Vögel trillieren im Grünen; links und rechts vom Wege, auf dem Erna, geſchmückt mit einem veilchenfarbenen Mantel, mit den Kindern einem feinen ſilbrigen Duft entgegenzieht, breiten ſich ganze Felder rotblühender, fremdartiger Blumen aus, und die Kleinen ſingen und ſingen!

Langſam ſteigt der Mond über den roten Rand des nachbarlichen Hausdaches empor. Ganz ſachte ſchenkt er ſein gütiges Licht auch den dunkelſten Eckchen und Winkeln. Wie in Suchen und Finden erreicht es dann auch das enge, aber ſaubere Stübchen und verklärt milde das friedliche, junge Geſicht der Schlafenden.

* * *

Wie raſch dieſe erſten Morgenſtunden vorübergingen! Nun fühlen ſich die Kinder doch ein bißchen müde trotz aller gegenteiligen Verſicherungen. Aber ſie haben auch ein gutes Stück Weg hinter ſich, zumal ſie wie die Hündchen ja im ewigen Hin- und Herſpringen die Strecke doppelt und dreifach machten. Aber es hatte dennoch nie gefehlt an einer Kameradin, die dem Fräulein geholfen, das für Kathreinchen geliehene Sportwägelchen zu ſchieben. Im Gegenteil! Sie überbieten ſich ja überhaupt heute alle darin, brav und gut, gefällig und verträglich zu ſein. Den erſten Strauß geſammelter Blumen hatte das lahme Kind erhalten, das glückſelig in ſeinem klapprigen Gefährt ſitzt, deſſen ausgewaſchenes, geflicktes Sonnendach nun auch noch lange Girlanden von Efeu ſchmücken. Ach, es iſt nicht zu ſagen, was ſich nicht alles an Intereſſantem heute ſchon ereignet hat! Eine ganz, ganz ſeltene Pflanze hatte Berta Brütiſch gefunden, die ſelbſt das Fräulein nicht zu nennen weiß, und Malwine glaubt ganz ſicher zu ſein, in dem runden Ding, das ſo ſchwer iſt und doch um jeden Preis mit nach Hauſe geſchleppt werden muß, eine wertvolle Verſteinerung für Vaters Sammlung entdeckt zu haben. Auf der Landſtraße war der Schar ein „echter Zigeuner“, nein, ein Savoyarde war's, begegnet, mit ſüßen, ſchneeweißen Tierchen, die Meerſchweinchen heißen ſollen, nur nicht ſehr gut rochen, aber dafür auch Kunſtſtücke machen konnten. Und Fräulein wie auch des reichen Bürgermeiſters Tochter und noch ein paar andere ſchenkten dem zerſetzt gekleideten und affenartig häßlichen Jungen etwas, ſo daß der grinſte mit einer Gewalt, daß nur die großen Ohren den Mund verhinderten, ſich rund um den Kopf weit offen auszudehnen. Kurz vor dem Wachtelwäldchen kam, zuerſt zum größten Entſetzen, hinterher aber ein wonniges Grauen hervorrufend, ein rieſiger Hund quer übers Feld an ihnen vorübergeraſt, der „wahrſcheinlich“ — ſogar „ſicher wütend“ war. Chriſtine Lachs hatte Schaum an ſeinen Lefzen hängen ſehen — „auf Ehre und Seligkeit“ —, und außerdem ſollen wütende Hunde überhaupt genau ſo ausſchauen!

Und nun lagert ſich alles im Wäldchen. Jede muß ihr Jäckchen oder Tuch umtun und mit ſpitzen Fingern, ſelbſt voll Ehrfurcht vor ſeiner koſtbaren Schönheit, helfen zwei Mädchen dem Fräulein in ſeinen bis jetzt im Wägelchen wohl verwahrt gebliebenen Mantel. Wie geſchäftig die kleinen Dinger dann das Frühſtück aus den farbigen Blechdoſen, Körbchen oder Taſchen herausholen, ſo neidlos und freigebig ſind und faſt ganz in Frieden genießen, was ihnen doch ſonſt ſo ſchwer zu fallen pflegt. Erna Paſtor blickt froh und erleichtert in dem bunten, luſtigen Kreiſe umher. Sie hat bis jetzt gar nicht ſo viel Mühe gehabt, die vielen Mädelchen zu leiten, und dem Savoyardenknaben, dem „wütenden“ Hund wie allem, das ſich zur Bereicherung des Programms bereits gefunden, iſt ſie unendlich dankbar. Ein guter Anfang!

Iſt das ein Gekicher, Geplapper und Geſchnatter! Dazwiſchen ein Schmauſen und Schmatzen, bis endlich das Fräulein die Kinder im Kreiſe aufſtellt und ein Lied beginnt, in das alle mit hellem Klang und aller Kraft einſtimmen.

Kathreinchens zarte Bruſt fliegt unter dem ſtarken Atmen, und während des eifrigen, inbrünſtigen Singens hält es, im Wagen ſitzend, Ernas Hand ganz, ganz feſt. So „furchtbar“ glücklich fühlt ſich das Kind, daß es ſich denkt, jetzt gleich, ſo im Schönſten, ſterben zu dürfen, müſſe die direkteſte Himmelfahrt bedeuten. Aber noch ſind die letzten Takte des Liedes nicht völlig zu Ende geſungen, da verſtummt die Lehrerin ganz jäh, und ihre von der Lahmen umklammerte Hand zuckt heftig. Dort drüben — wer weiß wie lange vielleicht ſchon — lehnt ein Mann, hinter all den im Halbkreiſe aufgeſtellten Mädelchen, an einer dickſtämmigen Buche, dem einzigen wirklich ſchönen Baume hier.

Der Jäger ſieht aufmerkſam herüber, jetzt dem jungen Mädchen gerade ins Geſicht. Das iſt in einem tiefen Erſchrecken ganz bleich geworden. So ſtark iſt der Unterſchied in der Farbe und dem Ausdruck des jungen Antlitzes, daß der Herr mit einer Geſte des Bedauerns, und den Hut in ehrerbietigem Gruße tief ziehend, unter dem laut belachten Aufſchrei einiger Kinder auf Erna zugeht: „Verzeihung, daß ich Ihnen eine ſolche Furcht einjagte. Aber ich bin wirklich kein ſchlimmer Wolf, der etwa in die Herde zarter Schäflein, von dieſer, dieſer“ — er unterdrückt taktvoll ein wahrſcheinlich ſchmeichelhaftes Prädikat — „Hirtin bewacht, einbrechen will. Ich durchſtreifte mit Jagdgelüſten die Gegend und war zuerſt nicht eben ſehr erbaut von dem immer näher kommenden Stimmengewirr. Ich liebe es, auch abgeſehen von der Jagd, nie, in einem Menſchengewühl untertauchen zu müſſen. Dann aber! Am Haſelweg erkannte ich, daß da Kinder herankommen! Kinder!“ Seine Stimme bekommt einen ſo weichen Klang. „Das noch Kommende, Werdende, Verſprechende! Und es war ſo hübſch, wie das hier einfiel und anſchwirrte, und dann das ſich entwickelnde luſtige Leben! So neu, ſo fremd und lehrreich zugleich für einen Einſamen und ganz verroſteten Junggeſellen, wie ich einer bin. Ich mußte dann auch bewundern, wie Sie ſo allein das kleine Geſindel und fidele Grobzeug im Zaume zu halten wußten, wie ſie für die ganze Schwadron ſo das Rechte fanden und dabei doch dieſe gütige Mütterlichkeit entwickelten.“

Er blickt lange Kathreinchen an, das mit offenem Munde auf den Fremden ſtarrt, um den ſich die anderen Kinder im Haſcheſpiel jetzt gar nicht mehr kümmern. Erna ſteht in tiefer Verlegenheit, wie angenagelt und blutrot, neben dem Wägelchen.

„Und das bei Ihrer Jugend!“

„O, ich bin ſchon faſt vierundzwanzig Jahre alt,“ unterbricht ihn übereifrig das Mädchen.

Nun kommt ſie ihm kaum mehr achtzehnjährig, faſt einem Backfiſch gleichend, vor.

„Wirklich? Schon ſo alt alſo?“ lacht er. „Nicht zu glauben allerdings! Sie ſehen fabelhaft jung und zart aus.“

Wenn Erna nur wüßte, warum ſie ſich gar ſo linkiſch benimmt. Sie macht ſich mit Kathreinchen zu ſchaffen. Dann fragt ſie ſchüchtern, ob der Herr gern noch ein Lied hören möchte. Sie müſſe dann bald mit den Mädchen aufbrechen.

„Ich wäre ſo erfreut und dankbar!“

Es iſt kein leichtes Stück Arbeit, all die etwas mutwillig und wild Gewordenen einzufangen. Aber es gelingt doch endlich, und bereits im Zuge aufgeſtellt, ſingen die Kinder noch zwei Strophen eines Liedes, deſſen Schluß der Jägersmann mitſummt.

„Das habe ich auch einſt als Schuljunge gelernt. 's iſt lange her.“ Er deutet auf ſeine grauweißen Schläfen, deren helle Flecken ſcharf von dem kaum melierten Haupthaar und dem noch glänzend ſchwarzen Spitzbart abſtechen. „Aber eine ſo freundliche, verſtändige Leitung für meine Kindertage habe ich nie gehabt.“

Wieder verbeugt er ſich tief.

„Allerherzlichſten Dank, mein Fräulein, und euch auch, ihr kleinen Krabben! Verzeihung für den verurſachten Schrecken und noch recht viel Vergnügen!“

„Danke — gleichfalls und — und — auch Weidmannsheil!“ Huſcht da nicht ein Schelmenlächeln um die friſchen, feinen Lippen, und zucken nicht kleine, luſtige Fünkchen auf in den dunklen Augen?

„Weidmannsheil, Weidmannsheil!“ ſchreien die Mädchen nun alle in hellem Übermut. Dann ziehen ſie weiter, an der Spitze die junge, nun auf Andrängen auch mit einem Kranze geſchmückte Lehrerin. Am Ende des Wachtelwäldchens und des kurzen, kerzengeraden Weges der Lichtung löſt ſich die Ordnung der Reihen auf. Die Kinder ſtürzen ſich ins Feld. Erna Paſtor blickt noch einmal vor dem Abbiegen zurück. Dort hinten, inmitten des lichtgrün überhauchten Waldpfades, ſteht der Fremde und regt ſich nicht.

Nachdem das Fräulein den erſt ganz entſetzten Mädelchen eine auf dem Feldpfad ſich ſonnende „giftige Schlange“ in der eigenen Hand als harmloſe und nützliche Blindſchleiche vorgeſtellt, langen die Kleinen noch ganz darüber aufgeregt bei der Mühle an. Um die freundlichen, hellen Gebäude ſtehen zahlreiche alte und junge Obſtbäume in vollſter Blüte. Die Kinder dürfen ſich darunter lagern und ſogar auf der Wieſe nach Belieben tollen. Gleich Schneeflocken bedecken ſchon wieder viele weiße, bisweilen roſig angehauchte Blättchen den noch ſo jungfräulichen Raſen. Friedlich und luſtig vollzieht ſich das ſehr einfache, ländliche Mahl, und es zeigt ſich durchaus keine Müdigkeit. Unter Jubel und Jauchzen und ſtürmiſchem Dank, bei dem das Fräulein tatſächlich einmal zu Boden geriſſen wird, hat man allgemein konſtatieren dürfen, daß ſich im Schnappſack abſolut keine der ſo gefürchteten Nieten befunden hat. Jedes Mädelchen hält ſeinen Gewinſt in ſicherer Hut. Manche tauſchen, andere mäkeln und neiden wohl auch, aber es herrſcht doch eine allgemeine Glückſeligkeit, die Erna zu großer Genugtuung gereicht. Darauf dürfen die Kinder wählen, wer mit zur Schlucht gehen will, wo Fräulein überdies einen Platz weiß, an dem um dieſe Jahreszeit Türkenbunde wachſen, und wer es vorzieht, ſich auf dem Raſen unter den Bäumen weiter zu tummeln.

Die Wirtin und ihre alte Magd verſprechen, gut für die Überwachung zu ſorgen. Es iſt nur ein kurzer und gefahrloſer Weg, der ſchmal und auch etwas glatt in die recht beſcheidene ſogenannte Schlucht führt. Eingehakt kann ihn ſogar das Kathreinchen unternehmen, das ja noch gar nicht auf den Füßen geweſen iſt.

Die Kinder, die ſich zum Mitgehen entſchieden, nehmen ihre Jäckchen und Tücher, das Fräulein den ſchönen Mantel mit. Zum allgemeinen Entzücken findet man wirklich auf der erwarteten Stelle eine Menge der lilienartigen Pflanzen, die auf hohen, feſten Stengeln beſonders ſchöne grau-rötlich-violette Blumen anmutig neigen. Erna liebt ſie ſo ſehr und hält den Strauß in der Rechten ebenſo ſorgſam, wie ſie das ihr am linken Arme hängende Kathreinchen geleitet. Auf der Bank bei dem die Schlucht abſchließenden Waſſerfalle raſten ſie. Die Sonne läßt in den verſprühenden Strahlen Milliarden von Demanten erſtehen, und wie herrlichſter ſmaragdgrüner Sammet kleben die Deckchen immer feuchten Mooſes an dem grauen

Geſtein, zwiſchen dem Silberſtaub verſtreut ſchimmert.

Sich zur Rückkehr rüſtend und die wärmenden Hüllen wieder von den Schultern nehmend, erbietet ſich jetzt ein für ſeine Jahre ſehr großes, kräftiges Mädchen, Kathreinchen zu führen, und dieſes fleht innig, damit es doch auch einmal zu etwas nütze wäre, Fräuleins Mantel, der ja ſo leicht und luſtig ſei, tragen zu dürfen. Der mächtige Strauß dieſer märchenhaften Blumen käme gewiß ſonſt nicht heil nach Hauſe. Erna, gegen ihre Art nur mit halbem Ohr hörend, willigt in die Vorſchläge ein und geht dann den auffallend zertretenen Pfad voran. Hinter ihr folgt das lahme Kind, das nur wie ein Blumenblatt am Arme der Gefährtin hängt, die es weit, weit überragt, raſtlos auf es einſpricht und großartig zu unterhalten verſteht. Das Kathreinchen muß ſo viel lachen wie noch nie und ſchwätzt bald auch ganz munter. Am Fräulein vorüber raſen in wilder Jagd die anderen Mädchen, die, obwohl noch in *einem* Genuſſe, doch bereits die Zurückgebliebenen wieder um den anderen beneiden wollen. Erna geht verſonnen Schritt für Schritt dahin. Ein Lächeln umſpielt ihren Mund, und eine Erinnerung, noch ganz friſch und jung, macht ſie ſo froh.

Auf der Mühle geht es hoch her. Die gutmütige Wirtin hat einen ganzen Topf Honig preisgegeben, und nun leckt und ſchleckt das kleine Volk gierig in Freud' und Eifer. Ein Dutzend und mehr Hände, alle reichlich ſchmierig und beſchmutzt, recken ſich den Zurückkommenden ſchon mit Butterbroten entgegen, von denen es goldgelb tropft. Zum Danke für die Spenderin läßt Erna die Mädchen einen Reigen mit Geſang aufführen, und dann iſt keines der Kleinen ſo voll Leben und Eifer, ſo voll Kraft und Ausdauer bei dem folgenden Wettlaufen, Springen und ſogar Bäumeerklettern wie das Fräulein ſelbſt, das auf kurze Zeit völlig ihre Würde vergißt und nur mehr die Vollkraft der eigenen geſunden Jugend verſpürt.

Und nun muß Erna, von vier Zöglingen verfolgt, fliehen. Wie ſie eilig durch das Haus rennen will, hätte ſie beinahe jemanden umgeriſſen. Ein munter und gemütlich klingendes „Hoho — da iſt's ja gefährlich!" macht ſie völlig in Verblüffung und Überraſchung erſtarren.

„Alſo ich bin reinwegs auf der Welt, um Ihnen Schrecken einzujagen!"

„Mein Gott, ſo ein Zufall — ich — Sie —" Veratmend ſtreicht ſie ſich ein paar wellige Haarſträhnen aus der heißen Stirn.

„Nun, wiſſen Sie — *ſo ganz* zufällig komme ich nun auch nicht gerade des Weges," meint der Herr mit überraſchender und ungemein ſympathiſcher Ehrlichkeit. „Ich hatte ja allerdings wegen eines Hundekaufes mit dem Müller zu ſprechen, aber deshalb — nein, wiſſen Sie, ich konnte mir ja gut ausrechnen, daß die Mühle der Ziel- und Endpunkt Ihres Ausfluges ſein müſſe, und da — es hat mir eben das Zuſammentreffen mit Ihrer Kinderſchar und auch mit Ihnen" — er ſieht ſie voll an — „ſo unbeſchreiblich wohl getan! Ich freute mich bei der Ausſicht auf eine mögliche zweite Begegnung!"

Erna kommt ſich, wenn auch nicht ganz ſo unbeholfen wie am Morgen, doch wieder ſehr hölzern vor. Sie ſtrebt ins Freie und erwidert dabei: „Es würde Ihnen recht langweilig und unangenehm auf die Dauer werden, meinen Kindern zuzuſchauen und auch all ihre ſchlechten Manieren und Ungezogenheiten genießen zu müſſen. Das muß man gewöhnt ſein und ſich zum Berufe gemacht haben!"

„Ach — nein! Unangenehm und langweilig gewiß nicht! Übrigens — ich ſtand da ſchon lange mit meiner Zigarre am offenen Fenſter der Wirtsſtube. Schon wie ſie noch hinten in der Schlucht und die zurückgebliebenen Kinder allein hier waren. Ich kann Sie beruhigen. Die waren *ſehr* artig! Mir ſcheint, ganz Ihres Geiſtes voll! Nein" — er gewahrt ihren ſchmollenden Blick bei ſeiner vermeintlichen Ironie — „ganz ernſthaft! Sie, Ihre ganze Art, wirken ſichtlich nach. Ich miſchte mich unter die kleinen Göhren, und da zeigten ſie mir der Reihe nach die wunderbarſten Dinge, die Fräulein zur heutigen Verloſung ſelbſt gefertigt und geſtiftet habe. Mir einfach ſchleierhaft, wie man ſo winzige Sachen ſo niedlich und fein machen kann und woher Sie die Zeit dazu nehmen! Eine ganz Geſchwätzige der ſehr zutraulich gewordenen kleinen Geſellſchaft erzählte mir dann, daß das Fräulein Weihnachten wie ein leibhaſtiger Engel ausgeſehen habe, als ſie einen ſolchen darzuſtellen hatte.“

„Lieber Himmel,“ lacht da Erna, ihn unterbrechend, „in Bettücher gekleidet, mit Silberpapier und Rauſchgold und einem Pappſtern geſchmückt!“

„Ändert nichts an den Tatſachen. Und nun ſollen ſie in einem neuen Mantel einer Fürſtin gleichen. Und das müſſen wir unbedingt ausprobieren, denn Sie ſind jetzt ſehr erhitzt, und eben macht ſich der kalte Schluchtenwind auf. Überhaupt ein ſeltſames Klima hier! Alſo, bitte, einen Wink, wo ich den beſagten Fürſtenmantel finde!“

„Ach, ich brauche nichts — ich bin ſo unempfindlich. Danke ſehr — er muß übrigens — ich will ſelbſt —“

Nun meint er, im Geſicht Ernas einen kühl abweiſenden Zug zu entdecken. Allein dieſer entſtand in Wahrheit nur im ſcharfen Nachdenken, wo ſie wohl den Mantel gelaſſen haben könnte.

Er aber denkt: Nun kommt die „Dame“ heraus, die mir das lange Unterlaſſen der vorgeſchriebenen Vorſtellung ankreidet. „Geſtatten gnädiges Fräulein — mein Name iſt van der Velten, wiſſen Sie, von Roslerhalde drüben, dem von mir, Gott ſei's geklagt, ererbten alten Eulenneſt!“

„Ach!“ entfährt es ihr. Sie kann ihrer Überraſchung, daß er durchaus nicht Apotheker Schillerhaaſens Beſchreibung entſpricht, unmöglich gleich Herr werden. „Ich bin Erna Paſtor, meinen Beruf kennen Sie ja jetzt zur Genüge! Und nun aber zu meinem Mantel!“

Er iſt jedoch nicht zu finden. Nirgend und nirgend.

Kein Winkel des Hauſes, keiner des Vor- und Grasgartens bleibt undurchſucht. Um die Schultern Ernas hat Velten, ohne lange zu fragen, den eigenen Lodenkragen gehängt. Seine Art hat etwas, das ſie wie wehrlos macht und ihr doch ein beruhigendes Gefühl dabei verleiht.

Kreideweiß iſt das Kathreinchen, das eben noch in zärtlichſter Mutterfreude ſein gewonnenes Püppchen abgeküßt, in den Stuhl zurückgeſunken, keines Wortes mächtig. Das niedliche Spielzeug hat es zu Boden fallen laſſen, als der erſte laute Fageruf nach dem Mantel erklungen war. Jetzt erſt kommt Leben genug in das zarte Kind, um ihm die Kraft zum Sprechen zu verleihen. Es fühlt — weiß ja mit einem Male ganz deutlich, daß es den anvertrauten koſtbaren Mantel nicht mehr mit hergebracht hatte. Bis zu dem Augenblick war das Kleidungsſtück völlig ſeinem Gedächtnis entſchwunden geweſen. Die blauen Augen voll Tränen, faltet die Lahme die Hände in heller Verzweiflung. „Fräulein, ach Fräulein — ich — ich — gewiß habe ich ihn auf dem Wege verloren! Er war ſo leicht, man fühlte kein Gewicht, und ich mußte ſo viel lachen und war ſo vergnügt! Ach Gott! ach Gott! —“ Sie ſchluchzt wild, am Körper bebend wie Eſpenlaub. Das arme Geſchöpf ſieht aus wie aus Schaum beſtehend, der ſogleich vor aller Augen in Nichts zerfließen würde.

Vor Erna Paſtor, die ſich tief beſorgt zu dem Kinde gekniet hat, gleiten doch zugleich in langem Zuge alle die Stunden der Arbeit und Entbehrungen, kleinerer und größerer Anſtrengungen vorüber, die ſie hatte anwenden müſſen, um ſich das Geld für das Kleidungsſtück zu erwerben.

Das Kathreinchen aber, und iſt es auch noch ſo jung, überlegt ſcharf. Sein Verſtand iſt, wie faſt bei allen Gotteskindern, erſtens den Jahren weit voraus, zweitens hat das Kind oft die Mutter ſagen hören: „Das Fräulein gibt immerzu noch ab und hat ſelber oft kaum zu nagen und zu beißen!“ Kathreinchen bricht vor Kummer in der wahren Erkenntnis der Tragweite des Geſchehenen faſt zuſammen.

Ernas eigene Sorgen werden wieder von den Wellen eines heißen Mitleids ſo erſtickt, daß ſie die kleine Übeltäterin nur immerzu tröſtet. Dann aber auch gewahrend, daß der zufällige Genoſſe, der noch im Gemüſegarten gefahndet hatte, ſich nach dem Schluchtenweg wendet, ruft ſie van der Velten laut und energiſch zurück und erklärt, nur ſelbſt den Pfad abſuchen zu wollen.

Er ſieht verblüfft zu ihr empor, dann auf das weinende, ſich wie in Krämpfen windende Kathreinchen und wieder zurück zu Erna. „Gut — ſo bleibe ich bei den Kindern. Sie werden ihn ja bringen — dieſen — Fürſtenmantel!“

Sie will eilends ſort, da vertritt ihr die Wirtin den Weg. „Was? Nicht geſunden den Mantel — o, der iſt ſchon irgendwo — aber hier — ſehen Sie, der Kuchen und der Honig iſt für Sie, liebes Fräulein, weil Sie ſo gut zu Widſtorps Anne ſind, und das Umſchlagtuch — ſehen Sie, wie groß und warm es iſt — das bringen Sie ihr gütigſt mit. Sie hat es, als ſie noch ein Mädchen war, meiner ſeligen Mutter ſelber gehäkelt. Alle Tage war Anne ja in unſerem Hauſe! Ach, das gute, arme Ding! Hätt' nicht ſo ſchlimm ankommen ſollen!“

Erna ſteht wie auf Kohlen, dankt überhaſtet, will weg, und im letzten Augenblick, als ſolge ſie der beſtimmten Weiſung eines aufſteigenden und ſogleich klar überlegten Gedankens, greiſt ſie nach all den Sachen und rennt damit dankend ins Haus, um von dort ſich gleich nach der Schlucht zu wenden.

„Je, ja! Das Fräulein denkt ſich, es will alles ſchon in Nummer Sicher haben vor der kleinen Bande da. Aber nein, Kind, nicht ſo heulen, nicht doch, nicht doch! Wegen des Mantels? Auf dem Wege verloren, ſagen Sie, Herr van der Velten? J, das iſt wohl ſchlimm, denn hinten arbeiten Scharen von polackiſchen Arbeitern. Sind welche darunter, die ſtehlen wie Raben, und das Volk geht immerzu den kleinen Pſad. Iſt wohl ſchlimm!“

Velten winkt ihr, zu ſchweigen, denn aufs neue ſchüttelt ein Schmerzensausbruch das reuige Kathreinchen, das nun ganz in den Armen des immerſort auf Troſt Bedachten liegt. Zum Glück wird die Wirtin dann abgeruſen.

Die Mädchen haben längſt alles Spielen aufgegeben und ſtehen nun dicht gedrängt bei der kleinen Gruppe. Als entlade ſich ein Gewitter über ſie, ſo verängſtigt ſchauen ſie aus und ſo kummervoll. Es iſt, als gäbe es nun keine Sonne und keine Wärme mehr, kein Spiel und keine Fröhlichkeit. Daß der ſchöne, ſchöne Tag ſo enden ſoll! Zu zweien, zu dreien löſen ſie ſich ab und tuſcheln miteinander. Kein Wunder, daß Kathreinchen ſo weint! Aber auch ſo etwas! Fräuleins wundervollen Mantel zu verlieren!

„Der mag ‚doll viel‘ gekoſtet haben!“

„Fünf — am Ende gar zehn Mark!“

„Ach du! Das iſt ja ſchon 'n Goldſtück!“

„Ach, jedenſalls furchtbar viel! Wißt ihr, der Samtkragen und die Auſſchläge, und dann die ſüßen, kleinen Blümchen, die aufgeſtickt waren! Wie bei der Kaiſerin, oder ſo!“

Mancher iſt faſt zumute, als hätte ſie ſelber einen neuen Mantel verloren, und das ſpinnen ſie nun weit aus.

„Tot tät mich der Vater ſchlagen ganz einfach,“ meint überzeugt die eine.

„Ich ginge dann lieber ins Moor, als ohne heim,“ verſichert eine zweite.

Eine dritte will zu weinen anfangen, und allen, auch Herrn van der Velten wird die Zeit des Wartens unendlich lange. Aber er geſtattet unter keiner Bedingung, daß etwa einige Kinder dem Fräulein entgegenlaufen. Sie fangen nun alles mögliche zur Zerſtreuung an, aber nichts ſchlägt ein. Kathreinchen iſt ſo elend und nervös, daß es trotz aller krampfhaften Muskelanſtrengungen weiter ſchluchzen muß, ob es will oder nicht.

Endlich, endlich! Im Hauſe Bewegung — Ruſe — ein länger dauerndes Gemurmel — da können die hineinſtürzenden Kinder ſchon Erna auf der Schwelle begrüßen. Sie iſt recht blaß, obwohl ſie ſich gewiß beeilt hatte, zurückzukommen. Es klingt ſehr laut und erregt, wie ſie von weitem ſchon ruſt: „Er iſt da — iſt da — ich habe ihn!“

„Heißa! Hurra! hurra! Juchhe! Wo, wo iſt er?“

„Drinnen gelaſſen! Ich habe ihn in dem Paket der Müllerin wohl verwahrt, und nun wird er heute nicht mehr herausgenommen, der ſchlimme Ausreißer!“

Während der letzten Worte kniet das Fräulein ſchon neben dem ſich mühſam auf Veltens Knien aufrichtenden Kathreinchen, das ſie zärtlich ſtreichelt.

„Da —?“ ſtammelt beſeligt das Kind, „da, da iſt er wieder? Gott ſei Dank! Ich wäre ja nimmer —“ Da ſinkt es weiß wie Schnee ſteif und geſtreckt hinten über, und die verdrehten Augen verglaſen ſich zuſehends.

„O Himmel, Waſſer, ſchnell — iſt ſchon hier; gut!“

Das von der dicken Berta gereichte volle Glas leert ſich bald, ſo oft muß Erna der Lahmen wächſerne Stirn beſeuchten, bis eine Änderung des Zuſtandes eintritt. Aber dann wird es zuſehends beſſer mit dem Anfall.

Es iſt, als ob mehr noch als der Kognakzucker, den Velten Kathreinchen hatte kommen laſſen, die Freude daran teilhätte, daß der Unglücksmantel gefunden worden war.

„So — aber nun auch wieder munter, mein Liebling, und vergnügt. Herrjeh — hier dein armes Püppchen! Es liegt auf dem Boden, ſieh doch mal! Du mußt es gleich ſauber machen. Und fühlſt dich auch beſſer? Nimm hier von der Milch — ſo — nun iſt ja alles wieder gut und ſchön! Und ihr — ihr anderen, hört auf mit den Indianerfreudentänzen und dem Wonnegeheul! Seid aber trotzdem luſtig und eßt den Kuchen vollends auf, der euch nicht mehr ſchmecken wollte über dem tragiſchen Vorfall!“

Erna iſt an allen Ecken und Enden zugleich, iſt die Munterſte, die Beweglichſte und Anregendſte, und nur darauf bedacht, daß nun aber auch nicht mehr der kleinſte Mißton die wieder hergeſtellte, freudige Stimmung des Tages, der ſich bereits zu neigen beginnt, mehr ſtöre.

Neue, herrliche Überraſchungen, ihnen durch den gütigen Jäger geworden, rufen endloſen Jubel der Kleinen hervor. Erſt noch Käſe- und Wurſtbutterbrote und ſüße wie ſaure Milch, ſoviel nur in der Mühle vorhanden, und dann ſoll es in Wagen nach Hauſe gehen. Im Hofe ſtaunen ſie ſchon einen uralten Rieſenomnibus, genannt die „Arche Noah“, an, wie Hinrich, der Knecht, ihn und noch einen Leiterwagen zur Aufnahme der zappeligen Geſellſchaft bereit macht.

Gleich nach Ernas Rückkehr und froher Verkündigung, als ſie beſorgt über das kranke Kind gebeugt, ſozuſagen dabei zu Veltens Füßen kniete, hatte dieſer leiſe, ganz leiſe über ihren Scheitel geſtrichen, in einer bewundernden, weichen Zärtlichkeit, die auch im Ausdruck ſeiner Augen zutage trat. Das junge Mädchen hatte nicht zurückgezuckt und die Berührung ſtill geduldet. Nun aber gleiten Ernas Blicke an den ſeinigen fortwährend vorüber, wenn ſie ihr ſo halb forſchend, halb ſchelmiſch begegnen wollen.

Dann ſitzen ſie endlich dicht gedrängt in dem Wagen. Dennoch iſt es gar wundervoll für die glücklichen Kinder, die alle ausgeſtandene Sorge um den Mantel ſchon wieder völlig vergeſſen zu haben ſcheinen.

„Wie die Heringe, und eingeſtampft dabei,“ grinſt Hinrich, „wenn's bloß keine Sauce gibt!“

In der Arche Noah, auf harten, verſchliſſenen Lederſitzen, haben Erna und Velten Platz genommen. Sie hält das nun mit ſeligem Ausdruck eingeſchlafene federleichte Kathreinchen, deſſen Sportwägelchen am anderen Gefährt angebunden iſt, auf dem Schoße. Van der Velten kreuzt über dem auf ſeinen Knien ruhenden Pack, der all die Schätze bergen ſoll, ſeine Hände.

Bevor der loddrige, ſtark ſchüttelnde Wagen ſich knarrend und kreiſchend in Bewegung ſetzt, flüſtert Velten ſeinem Gegenüber noch zu: „Ich weiß, daß ich nun in meiner Erinnerung etwas Koſtbares halten und bewahren darf!“

Sie wird, was ihm das Dämmerlicht noch gerade zu ſehen gönnt, tiefrot, nachdem ſie zuletzt bleich und bekümmert ausgeſehen hatte.

Dem Manne iſt ſo ſeltſam zumute. Feierlich faſt, obwohl die Mädelchen, die mit wenig Ausnahmen keine Abſpannung und Müdigkeit zu kennen ſcheinen, wie Stare durcheinander ſchwatzen und verſchiedene Lieder in ewig wechſelnden Tonarten zu gleicher Zeit anſtimmen. Von der Arche Noah ruft man dem nachtrottelnden ſtruppigen und ſtämmigen Pferdchen mit dem dicken Kopfe mutwillig zu, und die davon im Leiterwagen Gezogenen purzeln nicht ſelten kreiſchend aufeinander, wenn ein Stein oder eine Rille das Vehikel völlig aus dem Konzept zu bringen ſcheint.

Die Lehrerin läßt ihre Schar gewähren. Sie iſt ganz ſtumm und ſtreichelt nur bisweilen das licht aufſchimmernde Köpfchen des in ihrem Schoße ruhenden Kindes. Gehorſam hatte Erna den Lodenmantel des Gefährten anbehalten.

Van der Velten hat es ohnehin ſo heiß! Häufig muß er über die feuchte Stirn ſtreichen. Ihm iſt, als hätte er verbrieft und verſiegelt ein ganzes Dokument echter, tiefer Menſchenwürde plötzlich in Händen, als hätte er Großes, Wunderbares erlebt, das ihm einen neuen Glauben geſchenkt, eine Offenbarung geboten!

An einer Überführung, auf der ſich die Geleiſe einer Lokalbahn hinziehen, müſſen die Wagen etwas warten.

Das goldene Nachmittagslicht, wie es der Frühſommer ſpendet, und das ſo verſchwenderiſch über all dem noch ſo jungen, kaum eben erſproßten Grün der Bäume und Sträucher gelegen, iſt völlig gewichen. Graublau und violett ſenken ſich die abendlichen Schatten tief und eindringend über das Gelände. Der Friede des entſchlummernden Tages breitet ſich wohltuend und beſänftigend aus.

Der Mann berührt des jungen Mädchens Schulter und weiſt nach Weſten. „Wie prachtvoll! So, als entfalteten viel tauſend Engel die ſtrahlende, goldſtrotzende Schleppe des Feſtgewandes der zur Ruhe gehenden Sonne. Schonend und ſchon wieder vorbereitend zu neuer Feier, denn es wird ein anderer ſchöner Morgen anbrechen. Morgen,“ er beugt ſich dicht zu ihr, ſo daß er ihren raſchen Atem vernimmt und den feinen Duft, der ihren Haaren entſtrömt, riecht, „morgen iſt ein Feiertag, und — und — darf ich Sie da wiederſehen?“

Wie er das ſpricht! Wie verhaltene Sehnſucht, ein tief inneres, zitterndes Frohſein klingt es durch.

Wie ein Hauch kommt es zurück: „Ich — weiß nicht!“ ...

„O fein! Ja, ein Feiertag, da können wir ausſchlafen und viel dann erzählen!“

„Im Juni hat's oft viel Feiertäg,“ meint die aus Süddeutſchland ſtammende Schneiders-Reſi bedächtig und altklug.

Nun müſſen die zwei Erwachſenen lachen, trotz des Ernſtes, der ſich ihrer bemächtigt hatte.

„Ihr ſeid mir eine Geſellſchaft! Daß mir aber übermorgen keine krank geworden iſt und nicht etwa die deutſche Geſchichte büßen muß, daß ihr es heute ſo luſtig gehabt!“

„I wo! Krank! Wenn es ſo fein war! Und unſeren Sums können wir lang!“

Erna gibt dem kleinen Naſeweis einen neckenden Klaps, daß die Kleine hell auflacht.

„Sie müſſen ſich ganz innig mit all den Kindern verwachſen fühlen und die Quälgeiſter Ihres Daſeins lieben mit offenem, warmem Herzen!“

„Ich taugte wohl ſchlecht zu meinem Berufe, wäre es anders! Und Arbeit — dieſe, die wir lieben, iſt das einzige, was uns helfen kann, wenn uns die Daſeinslaſt ſchwer werden will. Menſchen vermögen das höchſtens indirekt. Unter dieſen iſt man gar leicht im letzten Sinne am letzten Ende eben doch einſam. Pflichten — deren volle Erfüllung und ſich dabei ſelber vergeſſen können! Und Kinder ſind ja das Leben! Sie bedeuten ſoviel — alles — als die Träger einer Zukunft, in die wir blind und taub hineinſchreiten müſſen. Ja — blind und taub! Im Beſtreben, ein guter und auch ein weiſer Menſch zu ſein oder zu werden, ſoll man aber doch des Geiſtes Samen ausſtreuen zum Allgemeinwohl. Es darf einen eben nicht kümmern, wenn man auch ſelbſt keine Ernte halten kann und ſogar vielleicht darben muß. Tief im Inneren iſt der Glaube zu hegen und zu pflegen, daß der Same ſeinerzeit endlich doch auftreiben und Früchte bringen wird. Es gibt ja leider immer genug Eigennützige, die ihre Tätigkeit nur auf die Gegenwart richten, auf daß dieſe ihnen bereits wiedervergelte und auszahle!“

„Hü — hü — hott Schnäuzchen — hü Peter!“

Kein Wort kann von der Velten erwidern, ſo rattert und raſſelt die alte „Arche“, wie mit letzter Kraft ihrer markloſen Knochen und ſchwach gewordenen Muskeln die Klepper unter Hinrichs anfeuernden Rufen auf der jetzt geraden Straße weitertraben.

Nach einer Viertelſtunde zieht die Geſellſchaft durch das Ungarntor ein. Die Gefährte machen dabei auf dem ſchlechten Pflaſter einen ungeheuren Spektakel. Er verſchlingt jeden Laut aus Menſchenmund.

Der Mond ſchiebt ſich langſam in halber Fülle am blaſſen Firmament hinauf.

In dem weißen Geſichte Ernas ſteht eine deutliche Verwunderung zu leſen, wie ſie ſo aufmerkſam die uralten Fresken über dem Doppelbogen der Durchfahrt muſtert.

War dieſes alles denn heute Morgen auch ſchon ſo? Iſt das nicht überhaupt eine ganz, ganz andere geweſen, die im Frühdunſt mit der Schar all der kleinen Mädchen durch das gleiche Tor ins Freie gezogen war?

Am Marktplatze halten die Wagen. Vom Brunnen ſtürzen ſogleich einige der dort plauſchenden Frauen herbei, die unter Verwundern ihre Kinder ſo „nobel“ vom Schulausflug zurückkommen ſehen. Faſt überall an den oft ſo ſeltſam, wie krüppelhaft ausſchauenden Häuſern ſind die offenen Fenſter von Menſchen beſetzt. Überſchwengliche Dankesäußerungen und Lobeserhebungen von ſeiten der Mütter ergießen ſich über die Lehrerin, aber auch manches warme, wirklich dankbar gemurmelte Wort erreicht deren Ohr. Von den auseinanderſtiebenden Mädchen vergeſſen einige vor lauter Begier, daheim erzählen zu können, überhaupt zum Schluſſe, etwas zu Erna zu ſagen.

Viele neugierige Augen ſuchen noch lange das Dämmergrau zu durchbohren, um den fremden Herrn, der, einen großen Pack tragend, dem Fräulein folgt, noch genau genug ſehen zu können.

Erna hatte Mühe gehabt, das ſchlaftrunkene Kathreinchen auf die Beine zu bringen und muß es nun mehr ſchleppen als führen. Das Wägelchen war von der Frau, die es geliehen hatte und in des Marktplatzes Nähe wohnt, bereits unter mißtrauiſcher, genauer Unterſuchung wieder zurückempfangen worden.

Durch eine kleine Seitengaſſe gewinnen die drei einen ſtillen Pfad, der neben der Friedhofsmauer hinführend, endlich bei des Landwirts Widſtorps Vorſtadthaus endet. Auf dem ganz anſehnlichen, mit einem Brett bedeckten Dunghaufen ſteht ſchon Anne und wartet. Kaum entdeckt ſie die Herankommenden, da läuft ſie ihnen entgegen und nimmt gleich ihr Kathreinchen auf den Arm, das ſie küßt und zärtlich ſtreichelt.

„War's alſo ſchön, mein Liebling, ſehr ſchön — was?“

„Ach Mutter — wie im Himmel, und — und Fräuleins Mantel, den ich verloren, denke nur — ach wie traurig ich war und ſo böſe auf mich ſelber — der wurde dann wiedergefunden! Und, weißt du, das war das ſchönſte, ſo nach all dem Kummer! Sonſt wäre der Tag all kaput geweſen — denn der Mantel ...“

„Und dann — hier —“ unterbricht Erna, auf das Bündel weiſend, „da ſchickt Ihnen auch die Müllerin etwas. Ein Tuch, das Sie einſt für ihre Mutter gehäkelt haben ſollen!“

Anne iſt voll Freude und Verwunderung, dann legt ſie, immerzu den Fremden mit ihren erſtaunenden Blicken prüfend und von ihm zum Fräulein ſchauend, den Finger auf den Mund. „Pſt, pſt, leiſe reden, denn oben ſchläft Großvater ſchon! Kathreinchen — wird wohl ſehr müde ſein? Haſt du auch ſchon dem gütigen Fräulein gedankt? Ach, ich kann Ihnen ja nicht ſagen, wie ich den lieben Herrgott täglich bitte, er möge Ihnen vergelten, was Sie an mir und dem armen Kind da tun! Mein Dank iſt elend und bedeutet nichts wie wir ſelber. Vielleicht kommt aber zu Ihnen eines Tages ein rechtes Glück, das dann ...“

Wie ſchwül die Luft hier in dem blumendurchdufteten Gärtchen iſt! Eine heiße Glut fährt Erna ins Geſicht, wie ſie ſich unüberlegt und überhaſtet, nur um im Augenblick etwas zu tun, auf den Boden kniet, um Annes Tuch dem Packen zu entnehmen. Schon iſt ein Knoten der Umhüllung gelöſt, da tritt raſch van der Velten heran und zieht das in die Hände klatſchende und begierig auf das Öffnen des Bündels wartende Kathreinchen davon zurück.

„Ach Fräulein —“ groß und voll, wieder mit dem weichen, feuchten Schimmer, ruhen ſeine Augen in den nun in einem jähen Erſchrecken über ſich ſelbſt weit offenen des Mädchens. „Laſſen Sie doch lieber die Sachen beieinander, damit Kuchen und Honig, das Tuch und — und Ihr Mantel“ — er betont das Wort ſo eigen, daß er wie ein Glockenſchlag wirkt — „auch heil bis in Ihre Wohnung gelangen. Das liegt hier nun gerade ſo ſchön und ſicher beiſammen, und morgen kann ja das Geſchenk der Müllerin auch noch ſein Ziel erreichen!“

Dabei hat Velten die Umhüllung ſchon wieder feſt verknotet und hält den Pack in der Hand.

Wie eine Schuldige ſteht Erna, geſenkten Hauptes, mit hängenden Armen, inmitten des freien Gartenplätzchens, berieſelt vom ſanften, weißlichen Licht und umſpielt vom Dufte der Violen. Aber ein raſcher Blick des Dankes trifft den Mann gleich einem warmen Strahl.

Geſicht und Haar des Kindes, das den Todesſtempel heute ſichtlicher denn je auf der Stirn trägt, ſtreben ihr hell entgegen. So ſtark, als es die mageren, ſchwachen Ärmchen vermögen, umſchlingen ſie des Mädchens Leib. „Ach, Fräulein — es war ſo ſchön, ſo ſchön! und ich habe Sie ſo furchtbar lieb und danke Ihnen ganz viele hundert Male. Und weil er nur wieder da iſt!“

Kathreinchens lichter Scheitel iſt feucht, wie die Lehrerin das im Kuſſe darüber gebeugte Antlitz wieder davon hebt. Aus den ſeidigen Härchen ſchimmert es wie Tautropfen. Wieder und wieder Dankesworte ſtammelnd, zieht Anne ihr Kind ins Haus. Auf der Schwelle, im rötlichen Scheine eines flackernden Lämpchens, wendet ſich Kathreinchen den im weichen Dunkel Zurückbleibenden noch einmal zu. Es winkt mit der kleinen, blaſſen Hand — lächelt — lächelt — lautlos ſchließt ſich die ſchwarze Pforte. —

Wieder nüchterne, nach den zuſammengekehrten Müllhauſen all der Winkel und Eckchen riechende Gäßchen! Mechaniſch forſcht van der Velten nach ihren Aufſchriften. Läßt es das Mondlicht oder eine Ecklaterne zu, ſo lieſt er da die ſeltſamſten Namen. Namen, die von einem pulſierenden Außenleben Ahnungen erwecken!

Dann bleibt die Lehrerin vor dem unſchönſten und größten Hauſe einer breiteren Straße, in die ſie einbogen, ſtehen. Ihr Begleiter ſchaut ſie fragend an. Sie taſtet nach dem Torſchlüſſel in ihrer Taſche, der ſich dann, ohne viel Geräuſch zu machen, öffnend im Schloſſe dreht. In einer langſamen Bewegung zieht ſie Veltens Lodenmantel von den Schultern, den er ihr wie im Bedauern und nur zögernd abnimmt.

Über ihnen wandelt der wachſende Mond und Jupiter, als wäre er da Wächter, grüßt in magiſcher Helligkeit oberhalb Ernas Dachſtubenfenſter herab.

Stumm, wieder ſo hilflos wie vorher in Widſtorps Gärtchen, ſteht das Mädchen vor dem Manne. Wie ſchmal und zart es ausſieht in dem einfachen Rock und der dünnen Sommerbluſe. Wie gänzlich beraubt — preisgegeben jedem Wetter!

Erna Paſtor ſtammelt endlich verſchüchtert etwas, das ein Dank ſein kann.

Es iſt, als vermöchte van der Velten jetzt kein Wort hervorzubringen. Wie er ihr unter tiefer Verbeugung und einem beziehungsvollen warmen Blick das Bündel reicht, ſtreifen ſeine Finger ihre kalte Hand. Er drückt beide nacheinander in ſprechendem Kuſſe an die Lippen. Den abgezogenen Schlüſſel, als wäre er eine Waffe, in der Hand und ohne das Haustor wieder abzuſchließen, flieht Erna dann förmlich vor dem Begleiter. Er macht ein paar raſche Schritte nach innen. So ſieht er ſie vom Dunkel verſchlungen werden und an einer Treppenwindung im Mondenſchein wieder auftauchen. So weiter — weiter — von der Finſternis ins Helle, bis ſie all dieſe vielen ausgetretenen und unbequemen Stufen überwunden hat.

Noch einmal, bevor van der Velten ſich zum Gehen wendet, ſpäht er, ſich an die unterſte der Geländerdrehungen preſſend, nach oben und ſtreckt die Hände nach ihr aus.

Da ſteht Erna Paſtor und beugt ſich weit über die vorſpringende, rund ausgebuchtete Brüſtung. Das zum offenen Dachfenſter ſeitlich hereinflutende Licht des Mondes hüllt ſie völlig ein.

Kleine Mythe

Ein Vöglein ſang die ganze Nacht
Am Blütenhang,
Ein Seelchen hat ſich aufgemacht
Zu einem weiten Gang.

Aus fernen Welten kam es her
Gar heimlich froh
Und wandelt nun im Blütenmeer
Und weiß nicht, wie und wo.

So wandelt manchmal um mein Haus
Ein leiſer Sang
Wie Duft aus einem Roſenſtrauß,
Wie ſüßer Geigenklang.

J. J. Horschick

Was wissen wir heute vom Instinkt

und seiner Entwickelung?

Von

Wilhelm Müller-Erzbach

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Der Menſch lernt gehen, ſchwimmen, ſchreiben oder leſen mit Hilfe fremder und eigener Überlegung. Ein angeborener Reiz zu allen möglichen Bewegungen bildet die Grundlage, aber der wunderbare Trieb der rein äußerlichen Nachahmung ſpielt daneben eine ſo wichtige und zugleich ſo unſicher abgegrenzte Rolle, daß ihre Bedeutung eine richtige Einſchätzung kaum zuläßt. Was oft anfangs viele Mühe macht, wird bald leichter, und es läßt ſich mehr und mehr eine gewiſſe Fertigkeit erkennen, die nötigen Bewegungen ohne volles Bewußtſein vom treibenden Willen oder, wie man ſagt, mechaniſch auszuführen. In jedem einzelnen Menſchen bildet ſich dabei leicht eine beſondere Eigenart heraus, und die dabei wirkſamen Reize können durch gleichartige Wiederholung die Nerven derart umgeſtalten, daß die ganze Bewegungsart ſich vererbt.

Man hat nach Carpenter charakteriſtiſche Züge der Handſchrift in einer engliſchen Familie durch fünf Generationen hindurch nachweiſen können, und Hofacker fand damit übereinſtimmend auch in einigen deutſchen Familien die Erblichkeit der Handſchrift beſtätigt. In ähnlicher Weiſe zeigt uns die alltägliche Beobachtung, daß ſich die Familienverwandtſchaft in der Körperhaltung, im Neigen und Stützen des Kopfes oder in dem Schwenken der Arme oft leichter erkennen läßt als in der Übereinſtimmung von Geſichtszügen. Die erbliche Anlage für Malerei und Muſik iſt gleichfalls dahin zu deuten. Wie man umgekehrt aus der Handſchrift oder der beſonderen Haltung und Bewegung des Körpers auf den Charakter und die Denkweiſe des Menſchen oder von Menſchengruppen ſchließen muß, iſt wegen der Mannigfaltigkeit der mitwirkenden Umſtände eine Aufgabe, die trotz der von Goethe anerkannten Bemühungen Lavaters wie von Henze und ſeinen Nachfolgern nur in einer beſchränkten Zahl von Fällen eine einigermaßen zutreffende Löſung zuließ. Am leichteſten geht es noch mit dem im Geſichtsausdruck feſtgelegten Mienenſpiel, aber trotzdem weiß jeder Unterſuchungsrichter, daß man ſehr leicht damit getäuſcht werden kann. Geſetzmäßiges oder nur Regelmäßiges über die Anzeichen von häufiger oder ſtetig wiederkehrenden Willensregungen iſt faſt gar nicht bekannt, und ſo bleibt die naheliegende Frage, weshalb die Vererbung einer derartigen Denkweiſe bald für uns mit größter Deutlichkeit hervortritt und in anderen ſcheinbar ähnlichen Fällen gar nicht zu erkennen iſt, völlig unbeantwortet. Wir müſſen uns für die Erklärung des äußeren Ausdrucks durch die Stimmung auf die Behauptung beſchränken, daß ſich allmählich inſtinktive Bewegungsneigungen herausgebildet haben.

Bei den Tieren iſt es wie bei den Menſchen, und die Haustiere ſind bekanntlich unter dem Einfluß dieſer Anlage vielfach verändert. Der Darwiniſt John Romanes erwähnt, daß eine Katze, welcher gelehrt war, in ſitzender Stellung wie ein Hund zu bitten, dieſe Eigentümlichkeit auf alle ihre Jungen vererbte. Ein Pinſcher lernte ebenfalls das Bitten, aber nur eins ſeiner Jungen, die frühzeitig vom Vater getrennt wurden und ihn niemals geſehen hatten, ahmte das Sitzen nach — die anderen nicht. Von den Ponies in Norwegen berichtet Knight, daß ſie ſeit längerer Zeit ohne Zügel, bloß durch Worte zum Reiten abgerichtet werden. Infolge davon ſind die beſten Bereiter nicht imſtande, eins der Tiere durch Zügel zu regieren. Es werden neue Eigenſchaften angenommen und andere gehen verloren.

Der Urſprung der meiſten Inſtinkte gehört zu den vielen geheimnisvollen Anfängen, auf deren Aufklärung wir verzichten müſſen. Weshalb legen gewiſſe Schmetterlinge ihre Eier an Kohlpflanzen oder Schlupfweſpen die ihrigen an beſtimmte Raupen? Es iſt ebenſo rätſelhaft wie der Inſtinkt des Totengräbers oder der der Fortpflanzung. Auch den Zellenbau der Korbbienen, ihre Arbeitsteilung oder die Arbeitsteilung der Ameiſen wird man ſich vergeblich bemühen, bis auf ihre erſten Anfänge zu verfolgen.

Andere Inſtinkte dagegen laſſen ſich wieder wie die zuerſt genannten auf Erfahrung zurückführen. Die Feindſchaft zwiſchen Hund und Katze, welche ihrer Konkurrenz entſpringt, iſt ihnen derartig ins Blut übergegangen, daß noch ganz blinde Kätzchen wütend fauchten, als ſie mit einer Hand geſtreichelt wurden, die vorher einen Hund berührt hatte. Daß die Wildheit der Tiere gegen die ihnen beſonders von Menſchen drohende Gefahr als Schutz ſich herausgebildet hat, müſſen wir ſchon daraus ſchließen, daß ſie überall fehlt, wo die Tiere menſchlicher Verfolgung nicht ausgeſetzt ſind. Auf den Falklandinſeln ſind Vögel und andere Tiere auffallend zahm, während ſie ſich auf Feuerland, wo ſie von den Wilden eifrig gejagt werden, im Gegenteil ungewöhnlich ſcheu zeigen. Man glaubt ſogar nachweiſen zu können, daß dieſe Scheu auf Feuerland und den Galapagos mit wachſender Verfolgung zugenommen habe. Daß im Yellowſtone-Park die Tiere infolge der andauernden Schonung ihre Wildheit verloren haben, ſetzt nicht weniger als das Spiel der Geiſer und die herrlichen Waſſerfälle des großartigen Parks jeden Beſucher in Erſtaunen.

Der Inſtinkt hat manche Ähnlichkeit mit den unwillkürlichen Bewegungen des Herzſchlages oder der Atmung; er erſcheint unabhängig vom Bewußtſein, aber eine völlige Ausſcheidung aller Anregungen durch den Willen erſcheint in beiden Fällen nicht ausführbar. Der Inſtinkt irrt, er verändert ſich, und er ſteht nach Darwins intereſſanter Vergleichung unter demſelben Geſetze der Entwickelung wie die Organe des Körpers. Er hat für das Gedeihen und die Verbreitung einer Tierart nicht geringere Bedeutung als die phyſiſche Beſchaffenheit ihres Körpers.

Die Eigentümlichkeit des Inſtinkts gibt ſich am leichteſten unmittelbar zu erkennen, wenn die Tiere in ihrer erſten Jugend von allen älteren Artgenoſſen getrennt beobachtet werden. Junge Schwalben, welche man bis zum Auswachſen der Flügel gefangen hielt, erwieſen ſich ohne jede Beihilfe der Eltern zum Fliegen befähigt. Ähnlich der junge Storch. Er ſtellt ſich auf den Rand des Neſtes, ſchlägt zuerſt nur mit den Flügeln, aber bald wagt er es, den Firſt des Daches zu erfliegen. Alle die dazu nötigen verwickelten Muskelzüge werden ohne Unterweiſung ſo ausgeführt, wie es vorher von den erwachſenen Vögeln geſchehen iſt. Die vererbte Erinnerung ſcheint eine rein mechaniſche Bewegung zu veranlaſſen, wie der Nervenreiz eine Muskelzuckung auslöſt. Und doch liegt es nicht ganz ſo einfach. Es kommt wenigſtens häufig zu der Reflextätigkeit ein geiſtiges Element, ein Bewußtſeinsvorgang hinzu. Der junge Storch kann zwar ſeine Flügel gebrauchen, aber es geſchieht nur ſehr ungeſchickt. Die Alten müſſen ihn erſt in die Lehre nehmen. Sie machen ihm unermüdlich die einzelnen Bewegungen des Fluges vor, locken ihn vom Neſte fort, veranlaſſen gemeinſchaftliche Übungen, und nun wird ſchließlich die vollſtändige Fertigkeit in der Fliegekunſt erreicht. Die Jungen haben auf das Beiſpiel der Eltern geachtet und ſich durch Nachahmung ausgebildet.

Der Inſtinkt kann ſich irren, und er unterſcheidet ſich dadurch weſentlich von den mechaniſchen Vorgängen in der lebloſen Natur, denn das herabfließende Waſſer verfehlt niemals den richtigen Weg. Daß der Inſtinkt nicht unfehlbar iſt, wiſſen wir aus einer großen Zahl von Tatſachen. Alle auf Sinnestäuſchungen beruhenden Fehlgriffe von Menſchen und Tieren beſtätigen es. Nicht nur Augen und Ohren, ſelbſt die Riechwerkzeuge können dabei mitwirken. Die Schmeißfliege legt ihre Eier in die Blüten der Aaspflanze, weil ſie durch den Geruch nach faulem Fleiſch getäuſcht wird. Inſekten und Vögel ſuchen ihren Nahrungstrieb auch an Abbildungen von Blumen zu befriedigen. Bienen bringen ſtatt des Pollens feuchtgewordenes Roggenmehl in ihren Stock. Huber war Zeuge davon, daß eine Biene anfing, eine Zelle in ſchiefer Richtung in die Wabe einzubauen, und daß andere Bienen dieſe Zelle zerſtörten, um ſie zu entfernen. Über Verirrungen des Inſtinkts bleibt alſo kein Zweifel. Ebenſowenig fehlt es an Beiſpielen für ſeine Veränderlichkeit. In der Anlage der Vogelneſter wie in der Ausführung ihres Baus kommen viele leicht erkennbare Abweichungen vor. An der Küſte von Labrador niſten die Möwen der häufigen Verfolgung wegen nicht mehr auf Felſen, ſondern auf Bäumen. Eine Schar von Sperlingen, die an einem Wohnhauſe niſtete, wurde dabei mehrmals geſtört und bezog nun gemeinſam einige in der Nähe befindliche Bäume, vermutlich nach Art der früheren Vorfahren. Während die Waſſeramſel gewöhnlich ihr Neſt überwölbt, unterläßt ſie es meiſt da, wo ſie eine geſchützte Lage findet. Der indiſche Schneidervogel verwendet gern künſtliche Fäden, anſtatt ſie ſelbſt zu ſpinnen. Réaumur berichtet, daß Ameiſen, deren Neſt durch einen Bienenſtock andauernd gleichmäßig erwärmt wurde, die mühevolle Arbeit, die Puppen zum Sonnen heraufzuholen und wieder wegzubringen, als überflüſſig völlig aufgaben. Fliegenſchnäpper unterließen es, in einem Gewächshauſe ihre Eier durch Brüten zu erwärmen, und verſorgten ſpäter die ausgeſchlüpften Jungen in der gewöhnlichen Weiſe mit Nahrung. Auch Hennen haben in Treibbeeten auf dieſelbe Art, ohne zu brüten, ihre Jungen ausgebracht.

Die Veränderungen des Inſtinkts darf man im Sinne der natürlichen Zuchtwahl in ihrer Mehrzahl wohl als der Art förderlich anſehen, es kommen jedoch auch ſchädliche oder bedeutungsloſe Abweichungen vor. Wenn junge Enten, die man vom Waſſer ferngehalten hat, nachher das Waſſer ſcheuen, und wenn andere ohne erkennbare Urſache in gleicher Weiſe vom Waſſer fernbleiben und dieſe Eigenſchaft vererben, ſo ſtehen ſie gewöhnlichen Enten in der Ernährungsfähigkeit nach und werden im Laufe der Zeit verſchwinden. Wenn die nach tropiſchen Ländern gebrachte Honigbiene die zur Erhaltung im kälteren Klima ſo wichtige Tätigkeit des Einſammelns von Honig in wenig Jahren einſtellt, ſo iſt das ebenfalls als Entartung aufzufaſſen und gehört zu den vielen Beiſpielen, die das Anpaſſen des Inſtinkts an das Bedürfnis beweiſen.

Von den ſogenannten niederen Tieren zu den höheren aufſteigend, finden wir ihre Lebenstätigkeit im allgemeinen mannigfaltiger und die dazu nötigen Werkzeuge im ganzen genommen weiter ausgebildet. Einzelne ſind zwar mehrfach auf unteren Stufen ſtärker und leiſtungsfähiger entwickelt, aber dann treten andere dafür um ſo mehr zurück. Die Fiſche zeichnen ſich durch ein für die verſchiedenſten organiſchen Stoffe faſt unbegrenztes Verdauungsvermögen aus, ihre Sinneswerkzeuge dagegen ſind im Vergleiche zu denen der Vögel und Säugetiere auffallend unvollkommen. Eine gleichmäßig weit entwickelte Organiſation charakteriſiert beſonders die Säugetiere, und in entſprechender Weiſe zeigen ſie die höchſte geiſtige Regſamkeit, die ſich ſchon in ihrer Geſelligkeit und gegenſeitigen Teilnahme zu erkennen gibt, während der Sinn dazu niederen Tieren völlig abgeht.

Wenn nun Darwin mit Recht den Inſtinkten eine ähnliche Bedeutung zuſchreibt wie den Organen des Körpers, ſo liegt es nahe, von beiden auch ähnliche Entwickelung anzunehmen und von den höheren Tieren vollkommenere Inſtinkte zu erwarten. Wie weit es zutrifft, möge an einem einzelnen Inſtinkte, dem des Ortsſinns, beurteilt werden.

Ein Seeſtern, der von ſeinen Eiern weggebracht wird, kriecht zurück und weiß die Eier wieder aufzufinden. Die Kellerſchnecke und die Schüſſelmuſchel vergeſſen den alten Aufenthaltsort nicht, wenn ſie das Aufſuchen der Nahrung auch weit weggeführt hatte. Von einer Weinbergsſchnecke berichtet Lonsdale, daß ſie in einem Garten einen erkrankten Begleiter zurücklaſſen mußte und über eine Mauer kriechend ſich entfernte. Am folgenden Tage kam ſie über die Mauer zurück und ſuchte ihren Gefährten wieder auf. Die wünſchenswerte Beſtätigung dieſer

Beobachtung iſt leicht ausführbar, ſie würde dann neben dem Gedächtnis einen ſchon höher entwickelten Ortsſinn für die Schnecke beſtimmt beweiſen. Vorgänge des Bewußtſeins zeigen ſich beim Regenwurm nur in geringer Zahl, doch iſt ſeine Furcht vor Maulwürfen, Igeln, Käfern und beſonders vor Tauſendfüßern unverkennbar, und wenn er einen dieſer Feinde vermutet, ſtürzt er ſich eilig in ſeine Höhle. Die Erinnerung an deren Lage genügt, ihn jedesmal zu ſchützen. Die alljährlich in der Regenzeit zum Ablegen der Eier nach dem Meeresſtrande ziehende Wanderkrabbe dagegen bedarf zum Hin- und Rückzuge wieder einen ungleich weiter ausgebildeten Ortsſinn.

Viele Fiſche, wie Lachſe, Störe, Hechte, Heringe, beſitzen einen allgemein bekannten Spürſinn, der ſie bekannte oft weit entfernte Laichplätze wieder auffinden läßt. Daß ſie dabei ſich gelegentlich täuſchen, und daß Lachſe häufiger in einem fremden Fluſſe aufgeſtiegen ſind, iſt als ein neues Beiſpiel für das vereinzelte Irren des Inſtinkts zu beachten.

Eine große Zahl von Gliedertieren iſt unzweifelhaft in der Ausbildung und Leiſtungsfähigkeit der Sinneswerkzeuge den kaltblütigen Wirbeltieren überlegen. Selbſt der Geruchsſinn iſt nicht nur bei Hummern und Krebſen, bei Ameiſen, Bienen und Aaskäfern nachgewieſen, er ſoll beim Landblutegel auf Ceylon ſogar derartig entwickelt ſein, daß er Menſchen und Pferde auf weite Entfernungen wittert. Dieſer vorgeſchrittenen Organiſation entſprechend erweiſen ſich die Gliedertiere, namentlich die mit guten Sehwerkzeugen ausgeſtatteten, ſehr befähigt, die Gegenſtände ihrer Umgebung zu beachten und zu unterſcheiden. Die Honigbiene entfernt ſich beim Einſammeln des Honigs über acht Kilometer vom Stock, ohne ſich auf dem Rückwege zu verirren. Man nimmt an, daß ſie auf dem nächſten Wege zurückkommt, und die Amerikaner nennen ſogar nach Romanes die gerade Linie die Bienenlinie. Sie benutzen dieſe Eigentümlichkeit zum Aufſuchen des Honigs, indem ſie einige Bienen fangen und ſie entfernt voneinander auffliegen laſſen. Die dann eingeſchlagenen Wege treffen ſich am Bienenſtock und verraten dadurch ſeine Lage.

Der ausgebildete Ortsſinn der Ameiſen gibt ſich leicht zu erkennen. Iſt ein Vorrat von Zucker oder von anderen Süßigkeiten durch ein Mitglied einer Genoſſenſchaft entdeckt, ſo ſtellt ſich bald auf den verſchiedenſten Wegen, durch Mauerſpalten, durch Öffnungen im Holze oder Papier die ganze Geſellſchaft ein, um mit dem Vorrat aufzuräumen. Auch die von Huber entdeckten Raubzüge der Ameiſen und ihre weiten Wanderungen zum Einholen der Nahrung wären unausführbar, wenn ſie ſich leicht verirrten. Ihre in zweifacher Geſtalt, als einfache und als zuſammengeſetzte, ausgebildeten Augen müſſen das Sehen in der Nähe in vollkommener Weiſe ermöglichen, auf weitere Entfernung dagegen ſcheint es damit weniger gut beſtellt zu ſein. Denn eine geringe Veränderung des gewohnten Weges, etwa durch das Überſtreichen mit einem Stäbchen, macht die herankommende Ameiſe erſt an der berührten Stelle völlig ſtutzig, ſpäter läuft ſie dann weiter. Demgegenüber iſt das Auffinden weiter Wege um ſo auffälliger. Sir J. Lubbock konnte ſeine Ameiſen durch keinerlei Drehung auf einer rotierenden Scheibe derartig in Verwirrung bringen, daß ſie nicht ſtets von der ruhenden Scheibe aus ſofort den geraden Weg nach ihrem Bau einſchlugen. Nur eine Änderung in der Richtung der die Scheibe beleuchtenden Lichtſtrahlen hatte einen entſcheidenden Einfluß, der den Tieren ſofort ihre frühere Sicherheit nahm, ſo daß ſie ſogar ohne Drehung der Scheibe bei einer anderen Richtung des einfallenden Lichtes die Erinnerung an die Lage ihres Baues verloren.

Unter den Rätſeln der Wanderungserſcheinungen iſt eins der größten das regelmäßig wiederholte Landen der Seeſchildkröte auf der kleinen Inſel Ascenſion, um dort ihre Eier abzulegen. Die winzige Landfläche von Ascenſion liegt im Atlantiſchen Ozean ſo weit von anderen Inſeln entfernt, daß ſie nur durch die ſorgfältigſte Beſtimmung der Länge und Breite vom Schiffer erreicht wird. Bei mangelhafter Ausrüſtung iſt es ſchon wiederholt vorgekommen, daß ſolche Inſeln ganz verfehlt und für verſchwunden gehalten wurden. Die Schildkröte aber, die nur die nächſte Waſſerfläche überſieht, weiß das Heim für ihre Nachkommenſchaft mit voller Sicherheit wiederzufinden. Und doch wird angenommen, daß ſie von dieſem Platze ſich Hunderte von Meilen entfernt. Wollte man eine Erklärung verſuchen, ſo würde ſie der ſpäter zu erwähnenden, daß die Tiere alle von ihnen zurückgelegten Wendungen im Gedächtniſſe behielten, am nächſten kommen, ſie wird jedoch nicht viel Gläubige finden.

Die Kälte und der Mangel an Nahrung ſcheinen im allgemeinen die Wanderung und den Weg der Zugvögel zu beſtimmen. Im beſonderen kommen für einzelne Gegenden wichtige andere Umſtände, wie die Lage von Flußtälern oder Gebirgen, hinzu. Vereinzeltes Verirren ſcheint beſonders durch heftige Stürme verurſacht zu werden. Für den Weg über weite Meeresflächen gilt die Annahme von Wallace, welcher auch Darwin zuſtimmt, daß das Meer frühere Zugſtraßen des Feſtlandes von Jahr zu Jahr und für die Erinnerung der Tiere nur langſam weiter bedeckt, mehr eine intereſſante als voll befriedigende Erklärung. Die Schwierigkeit dieſer Erklärung wird noch vermehrt, wenn es richtig iſt, daß manche Zugvögel auf der Her- und Hinreiſe verſchiedene Wege benutzen. Tatſächlich hat man aber den Goldregenpfeifer auf den Bermudas ſüdwärts abziehend geſehen und nicht auf dem Rückwege.

In der Orientierung aus großer Entfernung ſind die Vögel unzweifelhaft allen anderen Lebeweſen durch die hervorragende Ausbildung ihres Geſichtsſinns überlegen. Bevor man die Richtkraft der Magnetnadel, den „Leitſtein“ für die Seefahrt kennen gelernt hatte, nahmen die Wikinger Raben mit ſich auf das Schiff, damit ſie ihnen durch ihr Auffliegen als Wegweiſer dienten. So genügte dem berühmten Flocke Vigerdarſon 868 die Beihilfe von drei Raben, um den weiten Weg nach Island zu finden. Brieftauben, welche man hundert deutſche Meilen von ihrem Wohnort wegſchickt, finden ſich regelmäßig und mit nur wenig Ausnahmen auf ihrem Schlage wieder ein. Der Albatros wird ſogar vierhundert Meilen vom Feſtlande entfernt auf hoher See angetroffen, ohne ſich durch die Furcht vor dem Rückwege abhalten zu laſſen. Auf ſolche Strecken kann die Ortslage durch das Auge allein nicht feſtgeſtellt werden. Die Flughöhe der Vögel iſt zwar nur in wenig Fällen genau ausgemeſſen. Doch iſt nach Alexander v. Humboldt der Kondor, welcher ſich durch hohes Aufſteigen beſonders auszeichnet, über den Chimboraſſo in der Höhe von einer Meile über dem Meeresſpiegel kreiſend beobachtet. Aus dieſer Höhe kann man aber die Erdoberfläche nur bis zu einem Abſtand von vierzig deutſchen Meilen überblicken, und daher iſt ſchon der Brieftaube das Auffinden eines Weges von hundert Meilen mit Hilfe des Auges allein unmöglich. Es muß noch etwas hinzukommen. Aber was? Vielleicht das ſpäter zu erwähnende Hilfsmittel der Naturmenſchen, doch bleibt es wieder reine Vermutung.

Von vielen Säugetieren, namentlich von Haustieren, iſt es durch zahlreiche Beobachtungen und ſeit langer Zeit bekannt, daß ſie ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort wiederfinden, wenn man ſie auch in dunklen Behältern weit weggebracht hatte. In mehreren Fällen ließ es ſich ſogar nachweiſen, daß zur Rückkehr ein vom Hinwege verſchiedener und faſt die Luftlinie benutzt wurde. Eine Katze kehrte aus einer Entfernung von fünfzig engliſchen Meilen in ihr altes Heim zurück. Romanes erzählt von der Erzherzogin Marie Rainer, daß ſie 1872 aus Mentone einen ihr liebgewordenen Seidenhund nach Wien mitnahm. Nicht lange nachher kam das Tier ermattet und krank nach Mentone zurück; ſeinem Inſtinkt war die Wegſtrecke von mehr als hundertzwanzig geographiſchen Meilen kein Hindernis geweſen. Noch merkwürdiger iſt ein demſelben Gewährsmann aus Auſtralien berichteter Fall. Zwei Pferde waren auf einem Schiff die Küſte entlang ſehr weit verſchickt. Der neue Aufenthalt behagte ihnen nicht, und ſie wurden flüchtig. Dabei legten ſie in direkter Richtung auf den früheren Wohnort mehr als zweihundert engliſche Meilen zurück und wurden ſchließlich, als ihnen das Waſſer die weitere Flucht abſchnitt, auf einer Halbinſel gefangen. Der Inſtinkt führte die Pferde vielleicht in derſelben Weiſe, wie er nach einem Briefe Mervills an Baſtian die Jäger von Kanſas führt. Mögen dieſe bei der Verfolgung des Biſons oder eines anderen Wildes ſich noch ſo weit und in immer wieder veränderter Richtung entfernt haben, ſie ſchlagen ſtets bei der Rückkehr zum Lager den geradeſten Weg ein. Sie erklären es ſelbſt durch die beſtimmte Behauptung, daß ſie alle von ihnen gemachten Umwege und damit die Lage des Ausgangspunktes im Gedächtnis feſthielten. Nur ganz vereinzelt ſoll es vorkommen, daß jene Naturmenſchen durch ein Verſagen der Nerven oder, wie ſie es nennen, durch „Verdrehtwerden“ den Ortsſinn verlieren. Dann bleiben auf einmal alle Bemühungen, ſich zurechtzufinden, ohne Erfolg. Die eifrigſte Überlegung bietet keinen Erſatz für die zerſtörte Naturanlage.

Von Darwin angeregte Verſuche mit Mauerbienen zur Aufklärung ihrer Orientierungsweiſe führten zu keiner Entſcheidung. Die in Pappſchachteln vom Licht abgeſperrten Tiere wurden auf längerem Wege durch Schwenken hin und hergeworfen. Eine beträchtliche Anzahl hatte trotzdem den Ausgangsort nicht vergeſſen und kehrte zurück, aber es war doch nur der kleinere Teil. Das Reſultat blieb alſo zweifelhaft, und ſo iſt ein ſicherer Anhalt für die Beſtimmung der Ortslage bis heute nicht gewonnen. Die erwähnte Behauptung der Naturmenſchen kann zugleich für alle Tiere ihre Gültigkeit haben, aber die Wahrſcheinlichkeit dafür iſt in allen Fällen gering. Sie paßt zwar für jede Entfernung, ſelbſt für die weiten Wege der Vögel, aber ſie bedingt nicht nur die an ſich ſchon ſchwer glaubliche Erinnerung an alle vorgekommenen Wendungen und Drehungen, auch die für jede einzelne Strecke verwandte Zeit müßte noch im Gedächtnis feſtgehalten ſein. Es heißt ſo ziemlich, ein Wunder durch ein neues erklären. Die Orientierung aus der Entfernung bleibt alſo durchaus rätſelhaft. Das Wiederauffinden kürzerer Wege dagegen iſt leicht begreiflich, es genügt dazu die Vorausſetzung genauer Beobachtung und eines guten Gedächtniſſes. Ähnlich liegt es bei den Brieftauben, wenn dieſe abgerichtet und allmählich weiter verſchickt werden können.

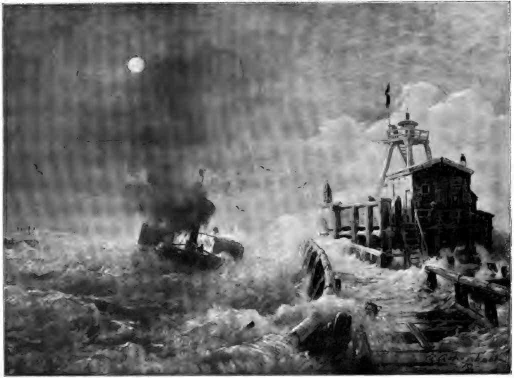
Wir ſehen, daß die verſchiedenen Tiere je nach dem Grade ihrer Entwickelung immer weniger an die Scholle gebunden ſind. Völlig dunkel, und zwar in gleichem Maße für die Wanderungen der Seeſchildkröte, der Fiſche, der Vögel wie der Säugetiere, erſcheinen nur bis heute die Hilfsmittel für das Orientieren auf größere Entfernungen. Kein Fortſchritt unſerer Erkenntnis iſt auf dieſem Gebiete zu verzeichnen. Im Gegenſatz dazu wiſſen wir durch die Vergleichung der Beobachtungen aus verſchiedenen Zeitabſchnitten, daß, wie beim einzelnen Tiere ſeine Eigenſchaften, ſo bei den Genoſſenſchaften oder den Arten der Tiere die Inſtinkte im Laufe der Zeit ſich verändern und anſcheinend vorwiegend im Sinne einer beſſeren Ausnutzung der äußeren Verhältniſſe dauernde Geſtalt annehmen. Schädliche Abweichungen, die zu Rückſchritten führen könnten, kommen tatſächlich vor, aber ſie werden vermutlich durch natürliche Zuchtwahl beſeitigt. Dies endgültig zu entſcheiden, geſtattet indeſſen die gegenwärtig vorliegende Erfahrung noch nicht, das bleibt einer eingehenden und hingebenden weiteren Beobachtung des Tierlebens vorbehalten.

Erinnerung

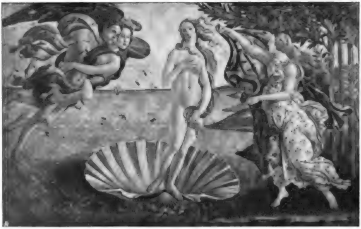
Erinn'rung hat eine ſanfte Hand.
Sie ſucht in alten Tagen.
Liebes und Leides, was ſie fand.
Bringt ſie dir ſtill getragen.

Mit einer Muſchel ſilberrein
Herſchwebt ſie aus dem Dunkeln;
Fiel eine alte Träne hinein.
Siehſt du eine Perle funkeln.

Bruno Baumgarten



Andreas Achenbach. Brandung am Bollwerk.



Botticelli: Geburt der Venus.

Das Meer in der Malerei

Von

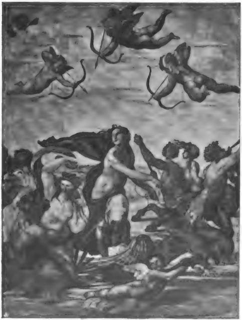
Friedrich Fuchs

I

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Die Punkte, deren ſich die Kunſtſchriftſtellerei bedienen kann, um daran ihre Fäden zu knüpfen, haben ſich heute ſo vermehrt, wie es noch vor zwanzig oder ſelbſt fünfzehn Jahren nicht vorauszuſehen war. Denn ſeither erſt haben photographiſche und noch andere Vervielfältigungsinduſtrien dafür geſorgt, daß wohl gar im Stübchen der Warenhausverkäuferin die „Singenden Engel“ der van Eycks neben dem „Krewettenmädchen“ von Hogarth als nettgerahmte Pigmentdrucke und der „Bambino“ des Donatello als leidlicher Gipsabguß anzutreffen ſind, während früher in den guten Stuben der Wohlbemittelten und Wohlgebildeten überall der blaſſe Stahlſtich nach Raffaels „Sixtina“ als Nachbarſchaft der ſchwarz lithographierten Kunſtvereinsblätter nach Knaus oder Vautier und — in der Palmenecke hinterm Sofa — der als Büſte friſierte Praxiteliſche Hermes weniger von einem perſönlichen Kunſtbedürfnis der Bewohner als von einer allgemeinen anſtandsmäßigen Pflichtſchuldigkeit Zeugnis ablegten. Aber nicht nur, daß bei dem viel weiteren Kreiſe, der heute für bildende Kunſt Sinn hat, infolge der ausgedehnteren Bekanntſchaft mit Werken alter und neuer Schulen die Möglichkeiten der Verſtändigung ſelbſt bei etwas entfernten geſchichtlichen Hinweiſen jetzt eher gegeben ſind, hat außerdem die techniſche Errungenſchaft der Autotypie eine unbeſchränkte Nutzbarmachung jenes rieſigen photographiſchen Materials für den Buchdruck ermöglicht, in deſſen Apparat ſogar die Fakſimilierung farbiger Originale ſich hat einſchalten laſſen. Daher kann der Schriftſteller aus dem offenen Kunſtſchatze aller Jahrhunderte in beliebiger Fülle die Bilder heranholen und zur Demonſtration ſeiner hiſtoriſchen oder äſthetiſchen Darlegungen unmittelbar neben ſeine Worte ſtellen.

Und niemand wird behaupten, daß dieſe Gunſt der Gegenwart ungenutzt gelaſſen würde. Vielleicht ließe ſich ſogar ſchon von Übermaß und einigem Mißbrauch der Bequemlichkeit reden. Denn der ungeheure Vorrat von photographiſchen Abbildungen, die es, oft nur zu leicht erreichbar, von den Kunſtſchöpfungen graueſten Alters und grünſter Jugend gibt, wird auch zu Zwecken ausgemünzt, die mit dem Künſtleriſchen an ſich nichts mehr zu tun haben. Zum Beiſpiel würden wir uns ſchon gar nicht mehr wundern, wenn morgen im Buchhandel eine illuſtrierte Monographie erſchiene des Titels: „Die Frauenfriſur in der Plaſtik.“ Mögen ja nun Kompilierungen wie etwa „Die Wochenſtube in der Kunſt“ ein gewiſſes kulturhiſtoriſches Intereſſe anregen und befriedigen, ſo iſt die generelle Benutzung von abſoluten Kunſtwerken zu dergleichen Zwecken gerade geeignet, das Publikum von da wieder abzulenken, wohin es ſeine Kunſterzieher endlich haben möchten: nämlich daß ein Gemälde, eine Skulptur nicht nach dem Stoff, ſondern nach der ihm zuteil gewordenen Behandlung, nach der Geſtaltung geſchätzt werde.



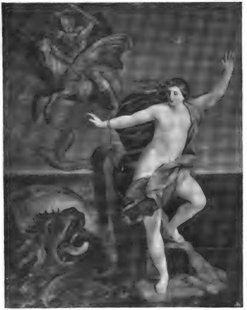
Raffael: Triumph der Galatea

Mit deſto größerem Recht aber wird man ſich ausgiebig des guten Anſchauungsmaterials bedienen dürfen, ſobald es ſich um die reinen künſtleriſchen Fragen handelt. Denn vom Äſthetiſchen iſt ſo ſehr vieles oft nur leiſeſte Nuance, daß das Wort zu ihrer nicht mißzuverſtehenden Andeutung kaum immer ausreicht. Und ſelbſt da, wo ſchließlich keine Dunkelheiten und Mißverſtändniſſe zu befürchten wären, könnte es — falls nicht wirklich Beſonderes im Wege ſteht — höchſtens prätentiös ſein, die trefflichen Vergleichgelegenheiten, die Fülle friſcheſter, greifbarſter Gegenſätze dem Leſenden vorzuenthalten. Schon der offenen Kontrolle wegen müßte jedem Verfaſſer die Beibringung der Belege erwünſcht ſein. Mit welchem Recht ja wohl auch oft genug bei illuſtrierten Büchern über Zerſtreuung und Ablenkung vom Geiſte des Textes geklagt werden mag, ebenſooft kann die unmittelbare, materielle Anſchauung als Wiederbelebungsmittel nach allzu reichlichem Genuß äſthetiſcher Abſtrakte dienen. Wenn, beiläufig, die Illuſtration das Wort verkümmern läßt, ſo bleibt das immer ein ganz perſönliches Mißgeſchick des Schreibers. Übrigens ſind die beſten Kunſtgeſchichten, erſt recht auch die Fachſchriften, nicht ohne bildliches Beiwerk erſchienen und zwar noch zu einer Zeit, als man lediglich auf den Kupferſtecher und Holzſchneider angewieſen war.

„Das Meer in der Malerei“ — dieſer Titel klingt ja zunächſt auch einigermaßen verdächtig. Es kommt aber bekanntlich alles auf den Standpunkt an; und wenn man hier nur ſtreng grundſätzlich davon abſähe, eine Entwickelung der Schiffahrt und des Segelſports zu geben und Marinetabellen aufzuſtellen, desgleichen auch ſich beherrſchte, für die Meteorologie ſowie andere phyſikaliſche Disziplinen aus der Kunſtmalerei Kapital zu ſchlagen, ſo bliebe dieſes Thema am Ende doch ein rechtſchaffener Anknüpfungspunkt zum Erörtern kunſtäſthetiſcher Fragen. Möglicherweiſe ſogar ein ganz beſonders geeigneter.

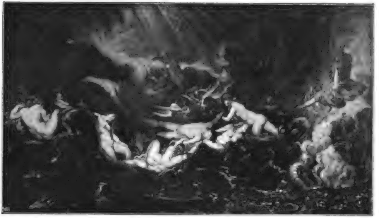
Denn an ſolchem einzeln herausgehobenen, durchaus materiellen Objekt ließe ſich erſtens einmal in entſchieden konkreter Weiſe erkennbar machen, wie zu den verſchiedenen Zeiten die Maler in der glaubhaften Wiedergabe der Natur rückſtändig oder vorgeſchritten waren, womit durch einfache Sachlichkeit dem Problem des Maleriſchen ſein Vorzugsrecht würde. Zweitens aber müßte durch die nahen Vergleiche der merkwürdigſten Darſtellungen ein und desſelben bedeutenden Gegenſtandes erſichtlich werden, wie die Seele der Maler ſich jeweilig dieſer Erſcheinung gegenüber verhalten hat wie die Art der Vorſtellung im herkömmlichen Bildungskreiſe blieb oder aber das Niveau durch den Reichtum, die Kraft oder Feinheit ſelbſtändiger Anſchauung neuſchöpferiſch überragte und die Grenzen des Darſtellungsgebietes erweiterte. Und wenn auch immer wieder die Güte der Malerei und die bildſtarke Form in jeglichem Falle den Wert eines Werkes entſcheiden ſollen, ſo wird doch am Anfang und am Ende von der maleriſchen Phantaſie zu reden ſein, die noch allzeit frei war, nicht aber heute auf einmal dogmatiſch begrenzbar iſt, daß nur ſolche Bilder erlaubte Kunſt wären, die wahr in dem engen Sinne der optiſchen Wirklichkeit ſind.

In der Unveränderlichkeit ſeines Charakters gibt das Meer einen feſten Maßſtab zu Vergleichen ſeiner Darſtellungen ab. Genau wie heute, ſo hat, ſeit Menſchenaugen es ſehen, das Meer in ſeiner Ruhe dagelegen: glänzend, ſanft atmend, heiter. Wie heut und geſtern blickte es vor Jahrtauſenden finſter und tückiſch, wenn der Himmel grau verhangen war, und wogte, ſchäumte und brauſte, wenn der Sturm es peitſchte und zerwühlte. Im ewig gleichen Rhythmus rollen rauſchend ſeine Wellen auf den ſandigen Strand: mit nie zu ſänftigender Wut brüllt die Brandung gegen die Felſenküſte, und die Strudel, die die Schiffe der Phönizier hinabgeriſſen haben, drohen auch heute noch dem Seefahrer mit Verderben.



Guido Reni: Andromeda.

Die Meernatur ſtellt ſich dar als eine urweſenhafte Einheit, gegen die das Feſtland als ein vielfältig organiſches und kultiviertes Gebilde erſcheint. So, in derart abwechſelungsreicher Gegenſtändlichkeit, gab ſich die Landſchaft immer gewiſſermaßen mit vertraulicher Offenheit, während das Meer in unnahbarer Größe oder auch feindſelig ſich verſchloſſen zeigte, auf dieſe Weiſe der Phantaſie deſto ſtärkeren Anreiz gebend. Als beſtes Beiſpiel für die Anſchaulichkeit der entſtandenen Vorſtellungen können Scylla und Charybdis dienen.



Rubens (Schule): Hero und Leander.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfſtaengl, München.)

Aber hinter der ſprachpoetiſchen Geſtaltung blieb die maleriſche Erzählerkunſt zunächſt um mehr als zwei Jahrtauſende zurück — wenn man nämlich den Zeitabſtand zwiſchen dem großen Erzähler aus Jonien und dem aus Brabant, zwiſchen Homer und Rubens, rechnet. Das iſt auch weiter kein Wunder und keine Schande, weil man ja in Betracht zu ziehen hat, daß die Zunge ein angeborenes, der Pinſel aber nur ein angenommenes Werkzeug iſt.

Und dann hatte bis zu der Zeit, daß die Venezianer mit den Ausdrucksmitteln der Ölfarbe erſt eigentliche Einheiten ſchufen, die ganze Malerei doch nur in der Kolorierung zeichneriſcher Formen oder Flächenteile beſtanden. In dieſer Hinſicht bot aber gerade das Meer die allerwenigſten feſten Anhalte, es ſei denn, daß ſeine Fernlinie, der Horizont, eine Generalfunktion erfüllen konnte.

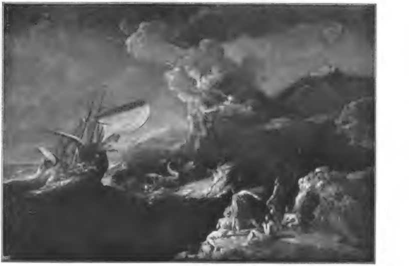
Dieſe Wagerechte iſt zum Beiſpiel noch auf Botticellis „Geburt der Venus“ das einzig Unmittelbare, was an der großen Waſſerfläche einwandfrei beobachtet iſt. Auf noch frühere Werke, etwa gar antike Gemälde, wo das Meer mit dargeſtellt iſt, zurückzugehen, bietet ſich darum kein zwingender Anlaß. Das ſtereotype Wellengekräuſel, mit dem Botticelli das flüſſige Element charakteriſtiſch belebt wiederzugeben verſuchte, beweiſt, wie fremd man noch dieſem Beſtandteil der Natur gegenüberſtand. Die Hilfloſigkeit in dieſer Beziehung ſteht ſogar in einem ganz ausgeſprochenen Gegenſatz zu der äußerſten Friſche und Strenge, mit der ſchon alle die übrigen Materien, zumal auch die landſchaftlichen Requiſiten, zeichneriſch nachgebildet ſind. Wenn wir nun dennoch vor dieſem Bilde das Säuſeln zu vernehmen meinen, womit das Meer feierliche Stille gebietet, während die Umkränzte, Zauberumgürtete dem — angeblichen — Schaum der Wogen entſteigt, dann rührt die Wirkung von nichts anderem her als dem Rhythmus der Raumteilung und Linienbewegung. Es iſt völlige „Syntheſe“; ein Geheimnis, an das man mit formaliſtiſchen Tendenzen lieber nicht rührt.

Auch Raffael ſcheint es noch gleichgültig geweſen zu ſein, daß das Waſſer durchſichtig iſt. (Die Spiegelung hat er auf dem „Wunderbaren Fiſchzug Petri“ angewendet, jedoch an falſcher Stelle, indem die Oberfläche des Waſſers hier nahe bei den Booten und beim Herausziehen der Netze unbedingt bewegt ſein müßte). Auf dem „Triumph der Galatea“ iſt das Meer eine trübe, zähe Maſſe; die Tritonen, Nereiden und Hippokampen, die darin ſtecken, werfen Schlagſchatten auf die Oberfläche wie auf feſten Erdboden. Aber trotzdem auch noch die freie Ausſicht fehlt, da die Figuren ſo gut wie gar keinen Durchblick laſſen, erzeugt das Gemälde doch

Digitized by Google

die eigentümliche Illuſion von heiterem Glanz, deſſen mythologiſche Perſonifikation ja eben die Nereustochter Galatea ſein ſollte. Nicht von den Delphinen, noch von anderen uns durch die Literatur bekannten und durch Attribute kenntlich gemachten Meergeſchöpfen wird jene Elementſtimmung hervorgerufen, auch nicht durch den lieblichen Ausdruck der Hauptfigur, ſondern weſentlich durch die ſymmetriſche Verteilung der in ſich lebhaft bewegten Gruppen, durch die genaue Abwägung der Äquivalente in dieſem Getümmel, das bis hinauf in die Lüfte geht, von wo herab die Eroten ihre Pfeile genau nach der Bildmitte richten. Man kann ſich dieſer Dispoſitionen bewußt werden, ohne ſich dadurch den Genuß zu ſchmälern.

Trotz dieſer Löſung, die immer nur eine glückliche formaliſtiſche Einzigkeit ſein kann, braucht man nicht auf eine größere Naturtreue in allen Teilen zu verzichten; ſie wäre durchaus nicht ſtilwidrig. Aber gerade was das Waſſer und das Meer anbetrifft, wird der Wunſch nach mehr Wahrſcheinlichkeit noch lange nicht erfüllt. Auf all den ſpäteren Triumphen der Galatea, zu denen Pierin del Vaga, die Carraccis e tutti quanti durch das berühmte Wandbild in der Farneſina ſich angeregt fühlten, laſſen ſich keine Fortſchritte in der Wiedergabe des feuchten Elements nachweiſen, und weil ihnen durch die Kompoſition der konventionellen Figürlichkeiten auch nicht Klarheit, Größe und Heiterkeit auszudrücken gelang, ſo wirkt der Mangel an direkter Natur nur deſto ſtörender.

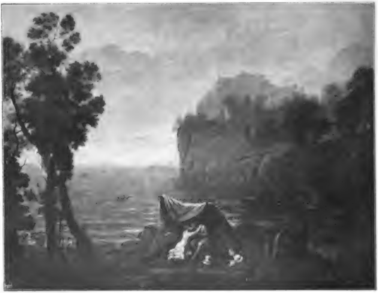


Nikolaus Pouſſin: Meeresſturz des Propheten Jonas.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfſtaengl, München.)

Da waren die klaſſiſchen Venezianer vorſichtiger, künſtleriſcher, nämlich konſequenter, indem ſie nur das in ihre Bilder hineinnahmen, was ſie aus eigener Erfahrung ſicher im Pinſel hatten; und der gewaltige Unterſchied zwiſchen den beiden großen Richtungen, der zeichneriſch kolorierenden und der einheitlich malenden, wird uns dadurch erſt recht zu Gemüte geführt. Während die in Rom und Florenz zwar zu jeder Gewandfigur die umſtändlichſten Aktſtudien machten, ziemlich alles Sonſtige aber aus der Tiefe des Gemüts holten, gab es für die in Venedig bei den Erſcheinungen keine Rangſtufen: die Farbe eines Körpers war ſo bedeutend wie ſeine Form, ein Baum galt im Bilde nicht weniger als eine Bacchantin, jedes Ding hatte, ſtatt zu einer linearen Abſtraktion zu verblaſſen, den vollen Wert ſeiner farbenkräftigen Wirklichkeit. Und eben deswegen ſahen ſich die venezianiſchen Meiſter mit ihren Objekten vor.

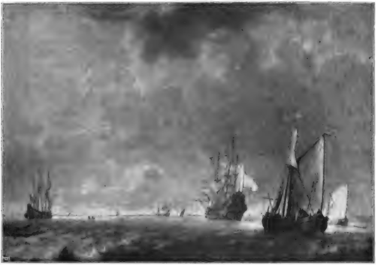
Sie hatten das Meer nahe genug, um es ſämtlich aus eigener Anſchauung zu kennen. Aber weder Tizian auf „Bacchus und Ariadne“, noch Veroneſe auf einem ſeiner „Raube der Europa“, noch Tintoretto auf der „Krönung Ariadnes durch Venus“ haben das Meer anders als in Fernſicht gegeben. So, als den ruhigen, einfachen Komplex, als den blauen Fleck, trauten ſie ſich zu, es wahrſcheinlich zu machen, und dieſe landſchaftlichen Durchblicke ſind köſtlich. Nie aber haben ſie ſich vermeſſen, die ſtetig wechſelnden, komplizierten Licht- und Farbenſpiele, durch die in der Nähe die durchſichtige Flut das Auge feſſelt, zu ſchildern, ſolange ihr Sinn noch durch die Unberechenbarkeit verwirrt wurde. Wohl gerade, weil das Waſſer an ihre Türſchwelle plätſcherte und ſie alſo aus täglicher Anſchauung die Schwierigkeiten, es vollſtändig wiederzugeben, erkannt hatten, hüteten ſich dieſe Meiſter Venedigs weislich vor Gelegenheiten, wo ſich die deutliche Darſtellung von Schäumerei, Gewoge und Geglitzer nicht hätte umgehen laſſen. An eine triumphierende Galatea haben ſie ſich nie gewagt. Außerdem war das Schönheitsempfinden der Venezianer mehr den ruhevollen Momenten zugeneigt. („Der Untergang Pharaos im Roten Meer“ hat Tizian allerdings zu einer Schilderung veranlaßt, die aber als Zeichnung hier nicht konkurriert, vielmehr eben dadurch, daß ſie nicht gemalt wurde, die Annahme von der künſtleriſchen Vorſicht beſtätigt.)

Mit dem ſchönen Reſpekt war es nur zu bald aus. Die Art, mit der beiſpielsweiſe der jüngere Palma auf einer „Andromeda“ in der Galerie von Kaſſel ſich mit dem Meere abgefunden hat, grenzt ſchon an Frivolität, auch wenn man den Mangel an Talent gelten läßt.



Claude Lorrain: Akis und Galatea.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfſtaengl, München.)

Merkwürdig bleibt es vor allen Dingen, daß ſelbſt die auf Ausdruck durch die Raummaße bedachten Klaſſiker und Klaſſiziſten niemals eine nur annähernde Löſung für das



Simon de Vlieger: Seeſtück.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfſtaengl, München.)

eigentlich unabweisbare Problem der Unendlichkeit des Meeres gefunden haben. Ob niemand von ihnen je den Schauer vor ſeiner Größe empfunden hat? Ob ſie denn alle nur vom Hörenſagen ſchilderten, ſo, wie ſie ſich's ungefähr dachten oder träumten?

Auf der „Andromeda“ Guido Renis, die in der römiſchen Galerie Roſpiglioſi hängt, ruft wenigſtens die unbedenklich ſcharf und klar betonte Horizontlinie, dann die ebenſo ausgeſprochene dunkle Ebenheit der Fläche (die nur in der Tönung etwas zu ſehr an dicke Tinte erinnert), ferner aber der ſchmale helle Dämmerſchein dicht über dem Horizont einen Eindruck von der troſtloſen Einförmigkeit der weiten Waſſerwüſte hervor: für dieſe Zeit ein ſeltener Fall von Stimmungsgefühl und ſelbſtändiger Ausſprache. Daß die Divinationen des Vordergrundes: die wenigen Wellen, der ochſenmäulige Drache, der ausgeſtopft aufgehängte Pegaſus, das ſentimentale Pathos der Heldin des Bildes, vor allen Dingen deren künſtliche Beleuchtung die ganze Stimmung wieder umbringen, ändert an dem Falle nichts.

Der produktive, elegante und leichtfertige Francesco Albani hat in manchen ſeiner durchweg freundlichen Bilder auch die blaue Heiterkeit ſüdlicher Geſtade feſtgehalten, nicht bloß allegoriſch durch die Ausgelaſſenheit lieblicher Puttenſcharen, ſondern auch unmittelbar durch Licht, Raum und Farbe.

Immerhin kann alles bisherige nur dazu dienen, zu zeigen, welch außerordentliches Schöpfungswerk das einzige bekannte Bild iſt, womit Rubens eine große Auffaſſung vom Meere kundgab und dies ſogar gewiſſermaßen nur als eine Improviſation bei einem gelegentlichen Anlaß. Denn die Malerei der Galerie von Dresden, worauf Neptun den Windgöttern ſein Quos ego! entgegenſchleudert, gehört zu den Dekorationen vom Einzug des Kardinal Infanten in Antwerpen. Rubens hatte ſich ſonſt ſo ausſchließlich nur für die Textur des Fleiſches intereſſiert, daß er ſeine Flußgötter ſowohl als Neptun ſelber mit ihren obligaten Geliebten und allem Gefolge aufs Trockene ſetzte, wo ſie ſich unter einem ausgeſpannten Teppich oder Segel auch ganz behaglich fühlen. Auf der „Landung Marias von Medici in Marſeille“ und auf dem „Prinzeſſinnenaustauſch“ verdrängen die mächtigen, prächtigen Leiber der Nereiden und Tritonen ebenfalls alles Waſſer. Aber beim Quos ego! erleben wir das dramatiſche Schauſpiel des Kampfes zwiſchen Sturm und Wellen von der packenden Natürlichkeit, obwohl auch hier die aufbäumenden, ſich überſtürzenden Seepferde vor dem Muſchelwagen und die abenteuerlich geſtalteten Windgötter in den Lüften ihre allzu anſpruchsvollen Rollen ſpielen.

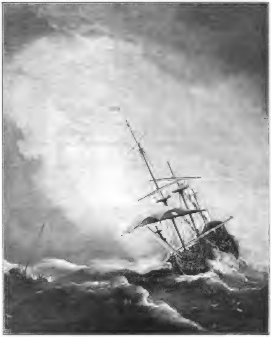
Ein Gemälde derſelben Galerie: „Hero und Leander", worauf ebenfalls mit bis dahin einziger Anſchauungsgewalt das wilde Toſen der menſchenfeindlichen Meeresfluten geſchildert iſt, wird „Schülern und Nachahmern" des Rubens zugeſchrieben. Nur Jakob Burckhardt wagt mit einigem Vorbehalt von der Möglichkeit zu ſprechen, daß es ein eigenhändiges Werk aus dem Beginn der italieniſchen Zeit ſein könne. Gleichviel, ob ein Pinſelſtrich daran von ſeiner Hand herrühre oder nicht: es wäre nicht ohne ſeinen Vorgang entſtanden. Ebenſo wie Pouſſins „Meeresſturz des Propheten Jonas" in der Windſorgalerie nur auf eine direkte Anregung von deſſen Phantaſie durch Rubens erklärbar iſt. Und wenn es auf den ſpäteren Plafonds und Panneaus von Coypel, Boucher oder Taraval rauſchende Wogen gibt, ſo hat ſelbſt daran der gewaltige Vlame Anſpruch auf Teilhaberſchaft.

Wieviel repräſentativen Aufwand die Maler nun auch immer mit den allegoriſchen Herrſchaften vom Hofſtaate Neptuns getrieben hatten — ſeiner ſelbſt wegen war das Meer noch von niemand gemalt worden. Das kann auch ſo lange nicht wundernehmen, als es noch keine ſelbſtändige Landſchaftsmalerei gab.

Claude Lorrain zeigt das Meer nur bei einigen Gelegenheiten. Das heißt, er benutzte die blanke Fläche lediglich als einen handlichen Spiegel, um darin den Glanz ſeiner Luft ſich verdoppeln zu laſſen. Und natürlich gab es nur ſchmale Ausblicke. Wie könnten wir uns aber auch gleich einen Claude ohne „Repouſſoirs" denken, ohne die von rechts und links in den Mittelgrund hineingeſchobenen dunklen Baum- oder Architekturmaſſen, die die Aufgabe hatten, die lichten Gegenſtändlichkeiten der Durchſicht in größerer Ferne erſcheinen zu laſſen, den Horizont zurückzudrängen! Bei dieſen formellen Funktionen konnte hier das Meer keine ſozuſagen perſönlichen Eigenſchaften entwickeln. Daß es dazu, gleichfalls nur in einer Nebenrolle, berufen ſein kann, beweiſt uns eine einzige Landſchaft, wiederum von Rubens: „Der Schiffbruch des Äneas an den Strophaden", wo leidenſchaftlicher Anteil des Meeres an dem „meteoriſch-furchtbaren" Geſchehen aus der Ferne her packend genug zur Geltung kommt.

Es wäre aber auch in der Tat zu viel auf einmal verlangt, wenn damals, nachdem die künſtleriſche Betrachtung eben erſt in dem Gegenſtändlichen der Landſchaft einen wohlgebildeten Organismus mit innerlichem Eigenleben begriff und feſthielt, ſogleich auch die Meernatur, die außer einer wagerechten, unendlichen Linie dem irrenden Auge keinen ſicheren Anhalt bot, in großartiger Auffaſſung als Weſen nur von Waſſer mit Wolken darüber hingeſtellt werden ſollte. Die feſtliche oder ſonſtwie außerordentliche Gemütsbewegung, in welche Maler etwa durch den ganz neuen Eindruck von der Grenzenloſigkeit des ozeaniſchen Raumes oder durch das erſte Erlebnis einer Sturmflut verſetzt werden mochten, konnte da am allerwenigſten ausrichten. Nur die abſolute gemütliche Vertrautheit durch alltägliche Berührung, durch heimatliches Verbundenſein verbürgte hier die Ruhe, durch die ſich allein die ſichere optiſche Kenntnis der ſpeziellen Natur und der künſtleriſche Standpunkt zu ihr gewinnen läßt. Kein Wunder alſo, daß es die Maler in Holland waren, die uns die erſten „Seeſtücke" ſchenkten. Wäre dies von ihrer Seite unterblieben, ſo würde freilich in dem Porträt, das die holländiſche Malerſchaft von ihrem Mutterlande zu ſchaffen ſich angelegen ſein ließ, eine ſchlechthin unerklärliche Lücke ſein. Denn wenn ſie alles Leben in Dorf und Stadt, ihre Häuſer von innen und außen, die Schenken mit ihren wüſten Zechern, die Wohnſtuben mit den ſtillen Frauen, die Landſtraßen mit ihren Fuhrwerken und Reitern und die Weiden mit ihrem Vieh unermüdlich und gewiſſenhaft dargeſtellt hatten, dann ſollten ſie ihr Meer und ihre Schiffe vergeſſen haben? Anderes aber als holländiſches Leben zur See ſind die Schilderungen der Simon de Vlieger, Jakob Ruysdael, Willem van de Velde, Jan van de Capelle und Ludolf Backhuyſen nicht. Auch der Name Albert Cuyps, des Univerſaliſten, ſei unter den Ausgezeichneten nicht vergeſſen! Oft genug iſt es denn auch gerade der Strand, deſſen lebhaftes Treiben getreulich erzählt wird: die Abfahrt und die Ankunft der Fiſcherboote. Die Staffage iſt meiſtens nur winzig, und doch ſind die Figürchen niemals beliebig, d. h. bloß aus Farbenberechnung als Flecken ins Bild geſetzt, ſondern ſind Teilnehmer an irgend einem genau zu verfolgenden Vorgang. Auf der „Strandſzenerie“ Ruysdaels ſehen wir z. B. Damen, die mit aufgenommenen Oberkleidern ihren von weiter Seereiſe eben glücklich wiederkehrenden Gatten durch die ſteigende Flut entgegenſchreiten. Mag es aber auf anderen Bildern auch nur ein kleiner Fiſcherkutter ſein, der einſam auf hoher See gegen ſchweres Wetter ankreuzt, ein Stück Holland iſt das trotzdem. Flottenparaden, die zu fürſtlichen Empfängen ſtattfanden, geben uns natürlich erſt recht Lebensbilder, eben weil ſie in keiner Beziehung auf erhöhten Glanz gearbeitet ſind. Und aus demſelben Grunde — weil ſolch „ſtolzes“ Schiff mit der gleichen Gelaſſenheit auf ſeine maleriſche Exiſtenz hin angeſchaut iſt wie vom Tiermaler ein weidendes Rind — ſind die Schilderungen gleichzeitig oder vielmehr vornehmlich Kunſtwerke. Die Unbeſtechlichkeit iſt ihr nationaler Zug.

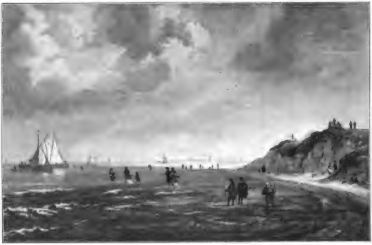
Dieſe Holländer wollen uns nichts vorzaubern von einer Pracht, die ja auch ihre Nordſee in Momenten entfalten kann, zum Beiſpiel, daß an beſonders ſchönen Abenden der ſinkende Feuerball der Sonne die Fluten in rotes, glühendes Gold verwandelt. Solche Effekte wird man bei ihnen aber vergeblich ſuchen. Höchſtens, daß gelegentlich der ſilberne Mondſchein auf den Wellen zittert oder den Nebel bleich durchleuchtet und aus dem Dunkel die Schiffskörper hervortauchen.



Willem van de Velde: Seeſturm.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfſtaengl, München.)

Die Mehrzahl dieſer Marinen, die außerdem ſtets in beſcheidenen Formaten gehalten ſind, gibt das vorherrſchende Tageswetter, die See unter einem verſchleierten oder bewölkten Himmel. Die dunkle Atmoſphäre, zu deren Weichheit die feſten, elegant geſchwungenen Linien der Schiffsarchitektur, die beſtimmten Geradheiten von Maſten und Raaen für das Feingefühl erſt die reizvollſten Kontraſte ergeben, dient aber vielfach gerade zur Verklärung, indem ſie alle Dinge von einem wohligen Lichte umhüllt zeigt. Einen anderen gegenſätzlichen, ſpezifiſchen Reiz bildet das prall Bauſchige eines ge-

Digitized by Google



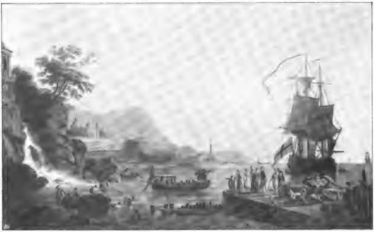
Jakob van Ruysdael: Strandſzene.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfſtaengl, München.)

blähten Segels zu der haltlos plätſchernden, ſchäumenden und ſpritzenden Waſſermaſſe. Und die grundſätzliche Zurückhaltung in der Farbe — bei Simon de Vlieger wurden es mitunter monochrome Sachen — machte dieſen Malern die duftigſte Durchbildung aller Schichten zur Vorſchrift. Daß trotz der Zartheiten ihre Auffaſſung immer männlich blieb, läßt uns ſtaunen, wie vor allem, was die holländiſche Kunſt ausmacht.

Als ein Wunder für ſich iſt es aber zu betrachten, daß dieſe äußerſt fruchtbaren Spezialiſten bei der alſo häufigen Wiedergabe einer Materie, deren ganzen Charakter ſie noch längſt nicht einmal vollſtändig von allen Seiten her durchdrungen hatten und auch nicht ſobald ſchon durchdrungen haben konnten, nicht in Manieren verfielen, die unerträglich würden, zumal für unſer jetziges Empfinden. Denn unſer modernes Auge iſt durch die Fixierungen der photographiſchen Platte auf ſo allmähliche Weiſe für die Wahrnehmung der flüchtigſten Bewegungsmomente geſchult worden, daß wir, bewußt oder unbewußt, auch zu unſerer äſthetiſchen Befriedigung an künſtleriſchen Darſtellungen die höchſten Anſprüche in bezug auf gewiſſe heikle Objektivitäten ſtellen. Wie wenig läßt uns aber das Gewäſſer der guten alten holländiſchen Seeſtücke an Treue und dazu an Friſche vermiſſen! Eine Erklärung böte ja der Umſtand, daß der Standpunkt nie zu nahe gewählt iſt und nie zu hoch. In ſolchem Abſtand, bei ſolcher Verkürzung wurden die Schwierigkeiten verkleinert; unter der hohen, bedeutenden Luft ſchwanden ſie noch mehr. Das Eigentliche der unanfechtbaren oder überhaupt nicht herausfordernden Wiedergabe beſteht darin, daß das maleriſche Intereſſe allen Gegenſtänden und Materien im Bilde, der Luft mit den Wolken, dem Waſſer mit den Schaumkämmen, den Fahrzeugen mit den Maſten und Segeln durchaus gleichmäßig zugewandt iſt. Durch dieſe einheitliche Behandlung wird die Einwandloſigkeit jeder Kunſtleiſtung geſichert. Wie, wenn nun z. B. Willem van de Velde oder Backhuyſen mit einer außergewöhnlichen Sachlichkeit und Akkurateſſe dieſe Schiffe, deren Bauart und Auftakelung ſie jedenfalls bis ins kleinſte kannten, ins Bild geſetzt hätten? Dann würden wohl wahrſcheinlich die Divinationen, die in ihrer Malerei des Waſſers noch ſteckten, als Unzulänglichkeiten peinlich ſich bemerkbar machen. Und nicht nur das! Es würde auch zugleich ein fachſimpleriſcher Zug, eine Wichtigtuerei mit anderem als künſtleriſchen Dingen, hervortreten. Dieſe

Bilder ſind aber reinſte Erlöſung von allem Erdenreſtlichen, und wenn wir ſie als holländiſch bezeichnen, geſchieht es ja doch nicht anſichtskartenmäßiger Merkwürdigkeiten wegen, ſondern in Unterſcheidung ihres Kunſtcharakters.

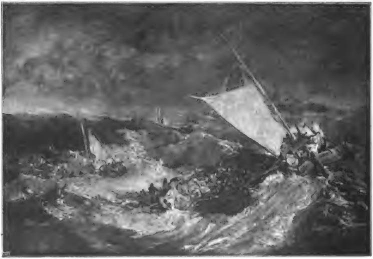
Der Spielraum einer beſonderen künſtleriſchen Ausdrucksart liegt immer innerhalb der Grenzen eines beſtimmten objektiven Erfahrungsgebietes. Die holländiſchen Marinemaler des ſiebzehnten Jahrhunderts gelangten mit ihrer Kunſt ſo weit, wie ſie mit ihrem Können kommen konnten. Man konnte ihre Bilder entweder kopieren oder den Typus freihändig verhunzen, aber nicht die Reihe durch gediehene Neuheiten fortſetzen, ſolange eben nicht neue Naturbeobachtungen, ſpeziell neue techniſche Bewältigungen der komplizierten Waſſernatur, gemacht worden waren. Und ſo hatte es mit den Seeſtücken vorläufig ein Ende. Denn was uns im Verlaufe des folgenden Jahrhunderts von ſeiten eines einzigen, des ſeinerzeit vielgerühmten Franzoſen Joſeph Vernet, an Schilderungen des Meeres geboten wird: Hafenproſpekte und Schiffe in Sturmgefahr, das ſtellte keine Bereicherung an unmittelbarer Erkenntnis dar. Dieſe anſpruchsvoll ſich gebärdenden Werke ſind einesteils bloß glatte Anwendungen des Claudeſchen Idealismus auf maritime Motive, anderenteils eine aufgeregte, pathetiſche Wiedererzählung der ſchlichten holländiſchen Seeberichte.



Joſeph Vernet: Mittelmeerhafen

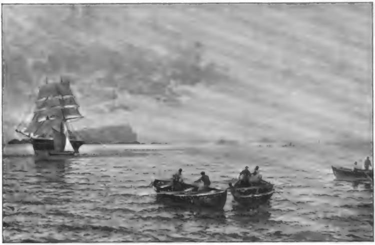
Dagegen war einer, der ebenfalls vom großen Claude ausgegangen war: William Turner, in dem, was er wollte, ein großer Selbſtändiger und, wie er mit der Natur umging, ein Selbſtherrlicher. Uber ſeinen Szenerien ſollte die Luft nicht bloß immer in einem ſtill feierlichen Glanze ſtrahlen, ſondern ſollte in den Schauſpielen all ihre großen vielverſchiedenen Charakterrollen ſpielen. Man darf dieſen Vergleich anwenden, denn in der Tat ſind es theatraliſche Senſationen, die uns die Atmoſphäre Turnerſcher Bilder bietet. Die Kraft des Lichtes ſehen wir kämpfen mit den anſtürmenden Maſſen der Dünſte und Dämpfe. Die Sonne ſchießt ihre feinen Lanzen hinaus nach allen Seiten. Breite Strahlenbalken ſchleudert ſie gegen die feſten Lager der Wolken. Durchdringt ſie, zerreißt die dicken Ballen, ſetzt ſie in Brand und läßt die Fetzen in Flammen vor dem Winde davonfliegen. Oder aber der Sturm iſt auf der Seite der Lichtfeinde. Die Nebel rücken in dichten Maſſen heran, ſtürzen ſich auf die fliehenden letzten Hellblicke, um ſie zu erſticken, um ſie mit niederfegenden Regenſchauern auszulöſchen. Es iſt begreiflich, daß ſich Turner am liebſten das

Meer zum Schauplatz wählte, wo ſich dieſe Kämpfe mit ungehinderter Gewalt austoben konnten, indem ſie noch dazu das mächtige Waſſer in Mitleidenſchaft zogen, in Aufruhr verſetzten. Oder aber, wenn Stille war, konnte ſich die Farbenpracht der Lüfte in einem rieſigen Spiegel verdoppeln. Und die Schiffe konnten in den Schauſpielen mitwirken, wie ſie hilflos Sturm und Wellen preisgegeben waren oder aber ſtolz den Unwettern trotzten. Damit nicht genug, durfte er ſie noch untereinander kämpfen, volle Breitſeiten aus ihren Kanonen austauſchen laſſen, daß die Pulverwolken, aus den Feuerſchlünden geſchleudert, die Körper verhüllen; und es gewinnt den Anſchein, als ob an dieſer atmoſphäriſchen Emotion dem Maler entſchieden mehr gelegen hätte, als an der Darſtellung der prächtigen Fregatten und Korvetten. Darum konnte es ſtatt des „Fechtenden Temeraire“ ebenſogut eine friedliche Demonſtration ſein, ſo die „Landung Wilhelms von Oranien bei Torbay“.



William Turner: Schiffbruch.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfſtaengl, München.)

Wie das Meer oder das Waſſer bei Turner gemalt ſei? — Es iſt oft dem beſten Auge nicht möglich, zu unterſcheiden, was Waſſer und was Luft ſein ſoll. Dieſe Zweifelhaftigkeit bedeutet in vielen Fällen genialſtes Treffen der Wahrheit, nur leider nicht in allen Fällen. Sie iſt dann zwar nicht Allüre, wohl aber allzu lockeres Handgelenk, unbedenkliches Drauflosmalen, unbeſtimmtes Wiſſen. Dermaßen ſelbſtſicher, hat Turner ſtets eigentlich nur die Generalidee mit genialiſcher Flüchtigkeit entwickelt, es der Phantaſie anderer überlaſſend, ſich den Vorgang genauer auszumalen. Zu dieſem Grandſeigneurtum wurde er durch ſeine finanzielle Unabhängigkeit in den Stand geſetzt. Denn er war nicht, wie z. B. jene guten Holländer, auf den Verſchleiß ſeiner Produkte angewieſen, ſondern malte ſeine Sachen ohne jede materielle Spekulation ganz nach ſeinem Gefallen und behielt ſie für ſich; und was dennoch zufällig in fremde Hände geraten war, kaufte er auf, um ſchließlich ſeine geſamten Bilder als ein unveräußerliches Gut dem Staate zu vermachen. Entſchieden hat denn auch dieſe durch Stückzahl ſchon imponierende Geſamtheit ſeines Lebenswerkes in der Londoner Nationalgalerie mehr für ſeinen Ruhm gewirkt, als es bei Verſtreuung der Gemälde über die öffentlichen oder gar privaten Sammlungen Europas möglich geweſen wäre, falls es überhaupt zu ſolcher allgemeinen Nachfrage gekommen wäre. Denn ſeiner wie noch der ſpäteren Zeit mußte er als Problematiker erſcheinen und unverſtändlich ſein, wenigſtens in dem, weswegen er gerade neuerdings herausgeſtrichen wurde. Seine Phantaſie war ja größer als ſein Wiſſen. Heute, da ſeine Probleme zum Teil durch andere exakte Löſungen gefunden haben, begreifen wir ſeine Abſicht vollkommener und verſtehen ſogar die Art ſeines Vortrags als künſtleriſche Qualität zu würdigen, weil dieſe Huſchigkeit und Haltloſigkeit dem Weſen des Gegenſtandes entſpricht und ſo die befriedigende Einheit ergibt. Mindeſtens kann die Würdigung relativ ſein, in der Beachtung des damaligen Standes der maleriſch-optiſchen Wiſſenſchaft. Turner war der erſte und lange der einzige, der die Luft als etwas mächtig Leibhaftiges und Starkes empfand. Es erſcheint uns ganz in der Ordnung, daß er ein Engländer war, ein Sohn der Nebelinſel und — ein Landsmann James Watts und Stevenſons. Wenn er auch Seeſchlachten, Flottenparaden, Schiffbrüche und Schneeſtürme auf dem Ozean gemalt hat, wird man ihn doch nie einen Marinemaler nennen dürfen, denn in der Hauptſache ſind es Luftſtücke, nicht Seeſtücke, die er gemalt hat.



Hans Gude: Meeresſtille.
(Nach einer Aufnahme von Fritz Hoefle, Hofphotograph in Augsburg.)

Mußte dieſer Turnerſche Bilderſchwarm auch gerade in eine Zeit einfallen, da man ſich, mit Paris als Mittelpunkt aller künſtleriſchen Beſtrebungen, voll ſittlichen Ernſtes von allen „frivolen“ Leichtigkeiten zu poſitiver Größe, zu techniſcher Beſtimmtheit ermannt hatte! Obwohl ſeitdem Watteau und nicht minder Fragonard in ihre vollen Rechte wiedereingeſetzt worden ſind, haben Ingres wie Delacroix heute doch nichts von ihrer damaligen Wertſchätzung eingebüßt. Wenn je welche ihr Handwerk verſtanden, dann waren es dieſe beiden. Da ſie auch geniale Lehrer waren, noch dazu in einflußreichen Stellungen, ſo bildete ſich eine Generation von Malern heran, denen keine Schwierigkeit zu groß war, um ſie nicht in klarer Verſtändlichkeit zu löſen. Es entſtand die große Hiſtorie. Dieſe oft lebensgroßen Darſtellungen geſchichtlicher Vorgänge aus älteſter, mittlerer oder neuerer Zeit waren außerordentlich klug komponiert und nicht nur in allen Teilen untadelig durchgezeichnet, ſondern auch in der Farbe brillant zuſammengebracht, was bei ſolchen Rieſenflächen und namentlich bei ſolcher konſequenten

Gegenſtändlichkeit Reſpekt beanſpruchen kann. Mit dieſem Können brauchte man vor keiner Situation zurückzuſchrecken und konnte daher auch wagen, hiſtoriſche Ereigniſſe zu ſchildern, die ſich auf dem Meere abgeſpielt hatten. Und da überdies auf Kataſtrophen ein beſonderes Augenmerk gerichtet war und die romantiſchen Schickſale Robinſon Cruſoes ein neues Stoffgebiet aufgeſchloſſen hatten, konnte es nicht anders ſein, als daß endlich auch einmal Schiffbruchsſzenen an die Reihe kamen, d. h. nicht ſolche, wie ſchon die Niederländer ſie zur Staffage verwendet hatten, ſondern Schilderungen, durch die die Lebensnot der Menſchen mit allen Ausbrüchen ihrer Kampfeswut oder mutloſen Verzweiflung dicht vor Augen geführt wurde. Delacroix malte „Die Barke des Don Juan“, Géricault „Das Floß der Meduſa“. Der gleiche Zweck in beiden Fällen bedingte auch die Wahl eines neuen Standpunktes dem großen Waſſer gegenüber. Um in nächſter Nähe Augenzeuge jener Schreckensſzenen ſein zu können, mußte der Beſchauer ſelbſt mitten hinein in den Aufruhr des Elementes geſtellt werden, nicht wie ſonſt ſchön weit davon ab oder hoch darüber. Und wenn er ſo in der Tiefe eines Wellentales ſich befand, gab es natürlich keinen Blick mehr auf eine endlos weite Fläche, ſondern er ſah über ſich die hohen Wände der Waſſerberge, die ihn mit ihrem brauſenden Sturze zu begraben drohten. Das war eine Senſation, die man nun erſt von der Malerei vermittelt bekam. Es müßte denn auf die erwähnten Einzelwerke des Rubens hingewieſen werden — und was Delacroix anbetrifft, wäre der Faden, der ſich da anknüpfen ließe, ja nicht der einzige zwiſchen ihm und dem Allgewaltigen.

Die höher entwickelte Realiſtik, mit der auf den neuen Bildern das Waſſer gemalt war, dazu die Aktualität des geſchilderten Vorgangs mußten eine an ſich ſenſationellere Wirkung auf das Publikum des Pariſer Salons haben, als eine Mythologie oder Allegorie. Kein Wunder, daß jetzt andere es Géricault und Delacroix gleichtun, womöglich ſie noch übertreffen wollten, und da gerade in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein beſonders lebhaftes Intereſſe für die Abenteuer der Weltreiſenden ſich kundgab, ſo erklärt ſich noch weiter die Menge, die von derartigen Sujets auch in modernen deutſchen Galerien hängt. Den Namen Biard und Gudin wird man am häufigſten begegnen. Engliſche und deutſche Maler haben ſich ebenfalls von der Nachfolge nicht ausgeſchloſſen. Und ſo werden die Gefahren des Meeres unter allen Breitengraden in den mannigfachſten Situationen veranſchaulicht. Auf dieſe Weiſe erleben wir einen Taifun im Gelben Meere und einen Zuſammenſtoß mit ſchwimmenden Eisbergen. Ja, gerade die erſten Nordpolexpeditionen lieferten viel Stoff. Aber ob wir auch bei dieſen Gelegenheiten erfahren, daß das Meerwaſſer in hohen Breiten eine eigentümliche grüne Farbe hat — künſtleriſche Entdeckungen wurden auf dieſen Reiſen nicht gemacht, und darum dürfen wir an dieſen Exkurſionen nicht weiter teilnehmen.

Auch Andreas Achenbach hat ſeinerzeit nicht verfehlt, Schiffskataſtrophen von ziemlichem Umfang zu malen — treibende Wracks, an die ſich die überlebende Mannſchaft klammert, indeſſen ſchwere Sturzſeen das Deck überſpülen. Doch das Figürliche iſt von ihm ſelbſt ſtets ſo ſehr vernachläſſigt, daß wir an dem Perſonenſchickſal kaum Anteil zu nehmen gezwungen werden. Dagegen ſind dieſe Sturzwellen, wie ſie nach dem Aufprallen zerſtäuben und als weiße Schleier davongeweht werden, eine künſtleriſche Spezialität Achenbachs. Er hat ſie am beſten angewendet bei Gelegenheiten, wo die Brandung gegen die Landungsbrücken und Bollwerke von Oſtende und Scheveningen donnert, wo der ſpritzende Giſcht, der ſprühende Waſſerſtaub ſich mit dem Nebel und mit dem niedergedrückten Rauch der Dampferſchlote zu zarten und gleichzeitig wilden Innigkeiten miſcht. So hat Achenbach die Atmoſphäre der alten holländiſchen Stücke mit neueren Erſcheinungen ausgeſtattet; wie geſagt, kam als neues dramatiſches Moment ſowieſo der Rauch aus den Dampfſchiffen hinzu. Und dennoch! Käme uns der Gedanke, ihn auch nur neben Ruysdael zu ſtellen? Könnte uns die Leichtigkeit der Hand, womit der Düſſeldorfer die alten wie die neuen Schwierigkeiten ſpielend, elegant erledigt, die ungefällige, faſt mürriſche Art, in der ſich der andere mit den Gegenſtänden abgibt, geringer erſcheinen laſſen? Könnte ferner etwa die feinſchmeckeriſche Bewußtheit des einen für ſympathiſcher gelten als der unmittelbare Ernſt des anderen?

Man wird von einem Gemälde Jakob Ruysdaels ſtets einen ſtarken Gemütseindruck haben, ohne daß ſich doch von ihm ſagen ließe, er hätte Stimmungsmalerei getrieben. Denn wie völlig einfach und ungemacht ſind ſelbſt ſeine packendſten Bilder: ein Waſſerfall, der zwiſchen Steinen herabſtürzt, ein paar ruhige Bäume zu beiden Seiten, ein Stück graue Luft — nichts ſonſt. Oder bei einer Marine: in der Entfernung feſtſtehende Wolken, ein von ſtetem Wind auf die Seite gelegter Kutter, die gleichmäßig bewegte Waſſerfläche — das iſt wiederum alles. Es iſt alſo lediglich die Güte der Malerei, die uns die einfache Natur ſo nahe bringt. Durch Vergleiche läßt ſich das leicht noch erkennbarer machen, z. B. mit Eug. Iſabey, der in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Rang des bedeutendſten franzöſiſchen Marinemalers hatte. Oder, da dieſer in Deutſchland wenig verbreitet iſt, denke man an die Strandſzenerien Ch. Hoguets. Welche Aufregung iſt da in die Natur erſt hineingetragen!

Was die Landſchaft anbetrifft, ſo hatte der Malerkreis in Barbizon ſich ja bereits gegen die heroiſche, romantiſche oder ſonſt irgendwie außerordentliche Auffaſſung gewendet und ſeinen Sinn auf das Intime gerichtet. Dieſe äußerſt erfolgreichen Beſtrebungen mußten ſchließlich auch auf die Marinemalerei ſich erſtrecken. Der in Deutſchland akklimatiſierte Norweger Hans Gude läßt die Einwirkung in ziemlich reinen Zügen erkennen, ſoweit eben bei der andersgearteten Materie von Gleichartigkeit zu reden möglich iſt. Es iſt eine freundlichere und doch zugleich kompaktere Malerei als die, welche wir bisher an Seeſtücken gewöhnt waren. Das Waſſer und die Luft führen jedes mehr eine Exiſtenz für ſich; ſie korreſpondieren höchſtens durch das Licht miteinander, das, zwiſchen leichtem Gewölk durchbrechend, ſich auf der mäßig bewegten Waſſerfläche widerſpiegelt. Dieſer Glanz iſt lebhaft, denn es hindert ihn kein Nebel; und dieſe Klarheit läßt darum auch die Bläue des Waſſers und den bunten Anſtrich der Fahrzeuge kräftiger leuchten. Es iſt die zahmere Natur unſerer Oſtſee, die damit zu maleriſchen Ehren kommt. Gude machte in Düſſeldorf, in Karlsruhe und danach privatim in Berlin viel Schule, aber wenn er ſelbſt auch die Vielfarbigkeit ſeiner Eindrücke durch Zartheiten verfeinerte, bei ſeinen Schülern bildet ſie allermeiſtens einen gewöhnlichen Zug, und die Deutlichkeit langweilt als etwas ſehr Philiſtröſes. Ausnahmen gibt es hin und wieder; dazu würden verſchiedene Arbeiten Eug. Dückers gehören.

Durch ſeinen Münchener Lehrer, den Landſchafter Ad. Lier, ſteht Guſtav Schönleber mit Barbizon unmittelbarer in Beziehung. Er hat dann in ſeiner holländiſchen Zeit auch reine Marinen gemalt, und ganz gewiß iſt die Vortragsweiſe anders als bei van de Capelle oder Backhuyzen, doch der Inhalt iſt derſelbe wie bei dieſen. Dagegen ſind die Blicke, die er von den Klippen der Riviera hatte, wenigſtens auch neuartige Motive, zum guten Teil freilich mehr landſchaftlicher Art. Was daran als Waſſer vorkommt, iſt dagegen mit einer ganz einzig ſpezialiſtiſchen Virtuoſität gemalt, ſowohl ſchäumende Brandung wie klare, ſtille Tiefe. Dennoch hat dieſer uns ſo ſympathiſche Maler in gefühlsſicherer Erkenntnis längſt von dieſer Spezialität wieder gelaſſen und ſein Herz für die von blühenden Obſtbäumen eingefaßten Maiwieſen ſeiner ſchwäbiſchen Heimat entdeckt. Schönlebers direkte oder indirekte Schüler hat es dagegen an das wohlrenommierte Geſtade gefeſſelt, ſo daß auf den alljährlichen Kunſtausſtellungen des letzten Jahrzehnts niemals Anſichten von dort fehlen, an denen das Wunderbare die Gleichgültigkeit iſt, worin ſie uns laſſen. Denn dieſe Sachen pflegen immer höchſt rechtſchaffen gemalt zu ſein. Von Bildern muß wohl auch gelten, was ein Philoſoph von den Menſchen geſagt hat: daß es noch verdammt wenig ſei, wenn einer bloß ehrlich geblieben.

Selbſt das techniſche Vermögen des modernen Holländers Hendrik Willem Mesdag, der ſeine großen Seeſtücke mit breiter Verve und eigentümlicher Abſtinenz in der Farbe hinſetzt, kann nicht überzeugen, daß der Weg von Alt-Scheveningen über Barbizon ſich in neues Gebiet fortſetzte.

* * *

Der Familienvater

Novelle

von

Ilse Frapan-Akunian

III

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Wenn man ſo dringend wünſcht, daß etwas geſchehen möchte, aber nichts geſchieht — wenn aus dem ſchweren Wolkenhimmel kein erlöſender Tropfen, kein entſcheidender Blitz herunterfällt, wenn das Zuwarten und Fürchten die Schritte lähmt, die Worte in den Mund zurückdrängt und erſtickt, das Ohr angſtvoll macht und das Geſicht ſchlaff und lang, dann ſchlägt die Minute der plötzlichen verzweifelten Entſchlüſſe, der blinden Ausfälle, der halsbrecheriſchen Experimente. Zwei Tage lang litt Erich Hetebrink an den Folgen des ſchrecklichen Abends mit Segalla. Beſchämt und krank von der Trunkenheit hielt er ſich fern von ſeiner Frau im entlegenſten Teil des Gartens auf, ſtand am Erdſieb und ſah gedankenlos die Steine von dem Gitter zurückſpringen, die feinere Krume auf den ſpitzigen Haufen niederfallen. Manchmal zog ihm wie ein flüchtiges fernes Schimmern die Empfindung durch die Seele: könnt' ich das immer tun! wäre *das* meine Arbeit! Ein Gefilde im Smaragdglanz des Frühlings tauchte vor ihm auf, unſichtbare Lerchen ſangen, und eine ſüße Stimme flüſterte: Ich freue mich! Ich freue mich! Dann ſchüttelte er abwehrend, achſelzuckend den Kopf. Die Augen öffnete er weit, ſah ſein hübſches Haus mit der berankten Veranda, die gelben Blätter am Geſträuch, die dürre Eiche. Er wurde wach und hart, ergriff den Spaten und ſchleuderte Haufen von Erde gegen das Sieb, bis ihn die Arme ſchmerzten: es langt nicht, zwei, drei Zimmer hat man zu wenig.

Plötzlich am dritten Tage, als ſich ein grillenhafter Abendwind aufmachte und Antonie mit den Kleinen ins Haus vertrieb, warf er alles hin, zog ſich haſtig an und ſteckte Papiere zu ſich. „Frau! Antonie! Ich gehe aus!“ ſchrie er über die Treppe.

Er hatte darauf gerechnet, daß ſeine Frau die Kleinen bade und deshalb nicht herauskommen könne, um ihn lange zu befragen. Aber Antonie, die ihn alle die Tage mit wortloſer, wachſender Angſt beobachtet hatte, kam, erſchreckt durch ſeinen Anruf, mit naſſen Händen und feucht über die Stirn hängendem Haar gelaufen. „Aus? Vor dem Abendbrot? Mein Gott, Erich!“

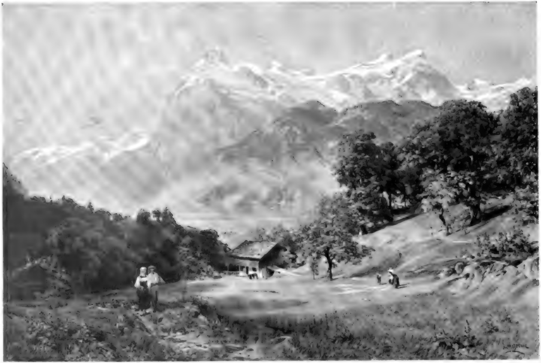
„Wartet nicht auf mich. Ich gehe nach Falkental, komme wahrſcheinlich ſpät zurück,“ ſagte er haſtig.

Mit einer kindlichen Bewegung warf ſie ihr Haar zurück und erhob freudig die gefalteten Hände. „Ach ja! Ach ja! Geh, mein Erich! Geh zu ihm! Du haſt ganz recht. Man muß von beiden Seiten — weißt du! Bißchen nachgeben! Um Agnes, um die Lütte, um deiner ſelbſt willen! Kommſt ja dabei um!“ ſchluchzte ſie auf.

„Gut, gut! Ich weiß, was ich zu tun habe. Geh lieber zu den Kindern — es kann doch nichts paſſieren?“

„Nein, Ebba und Minna ſind bei ihnen. Ach, Erich, auf den Bäckchen hat ſie wohl ein bißchen Fleiſch, aber die kleinen Schultern, die Bruſt, ſo mager, ſo welk! Gar nichts zuzuſetzen! Wie das wohl iſt mit dem Geſundbeten, mein Mann? Wie das gemacht wird? Erkundige dich. Bitte, bitte! Schon das wird ihn freuen! Schon das!“

„Denkſt du, daß ich hingeh', um ihm 'ne Freude zu machen, Frau? Da! *hier*! unſer Vertrag! Na, adjö.“



Alfred Metzener: Morgen am Vierwaldstätter See (mit Uri-Rothstock). 1896.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Er drückte ihr flüchtig die Hand; aber ſie, die Zähne auf die Unterlippe gebiſſen, die Augen flehend offen, zog ihn zu ſich heran. „Erich! gib mir einen Kuß, eh' du gehſt! So! Jetzt iſt es gut. Für ſein Kind kann man alles tun, alles!“ ſchrie ſie auf. „Gib nach! gib nach!“

Den ganzen Weg verfolgte ihn der mahnende Schrei: Gib nach! gib nach!

— — — — — — — — — — — — —

Sein Weg war lang. Er dachte faſt nichts unterwegs. Eine Reihe von Bildern zog an ihm vorüber. Immer iſt das ſo geweſen: ſeine Entſchlüſſe kommen ihm, nachdem er Bilder geſehen hat. Des Nachdenkens wird er ſich nie bewußt. Auf einmal will er, und dann geht es vorwärts, durch Dornen und Wellen. Sein kleines, weißes Haus mit der berankten Veranda — gut ſo weit, aber eng und kein Badezimmer. Die Waſſeranlage iſt ſchlecht, ſagt der Doktor, der neulich in alle Räume hineingeguckt hat. Antonie hat zwei ſcharfe kleine Falten am Munde, und immer iſt die rechte Augenbraue hoch hinaufgezogen. Das macht die quälende Angſt um das Kind. Sie brauchte auch Erholung, ſagt der Arzt. Und Agnes, das bleiche Schneeglöckchen, zittert im erſten kalten Septemberwind. Das Schneeglöckchen will ſchon verblühen, hängt das Köpfchen tief nieder auf das ſchwarze Gartenbeet! Er ſieht das Kind jetzt immer ſo, kann ſich von ſeinem eigenen Bilde nicht losmachen. Dann, auf der anderen Seite, Piet mit der Froſchbrille im Automobil, dreiſt und oberflächlich, immer beſchäftigt, immer ſportmäßig aufgeputzt, eine engliſche Karikatur. Dann die grüngepolſterte, verſchloſſene Tür, hinter der ſein Onkel ſitzt, ſein „Herr“, der neue Kommerzienrat, der ſchon alles Perſönliche verloren hat und nur noch „ſein Herr“ iſt ...

Nicht eher ward ſich Erich ſeines Vorhabens deutlich bewußt, als bis er vor der Villa in Falkental ſtand. Zweimal war er hier zu offiziellen Diners geweſen, und immer hatte die ſolide Pracht des Eingangs ihn und ſeine Frau beklemmt. Seit Konſul Schäfer die Villa in Falkental bezogen hatte, waren Hetebrinks Sonntagsausflüge nie mehr nach Blankeneſe gerichtet; einſt war es ihr liebſtes Wanderziel geweſen. Die hohen Fichten zu beiden Seiten der weit geöffneten Paradepforte rauſchten über ihm; die Elbe ging in gelben, breiten Wellen, eine letzte gelbe Helle lag über dem weiten Weſthimmel. Unter den Bäumen dunkelte es ſchon.

Das in engliſcher Gotik erbaute ſchloßartige Haus mit den roten Mauern und weißen Spitzbogenfenſtern lag wie ausgeſchnitten auf dem dahinter anſteigenden Park aus ſtarren, dunklen Nadelbäumen. Die Fenſter ſpiegelten das letzte Abendrot, aus dem Erdgeſchoß quoll helles Licht über die großen Raſenflächen vorn mit ihren roten Blumenbeeten und den ſauberen, gelben, von allem Laubfall freigehaltenen Wegen.

Zwei Equipagen mit Livreekutſchern auf dem Bock hielten vor der weißen Freitreppe, und links, wo die Remiſe lag, atmete ſchnarchend, wie ein böſer Geiſt, der auf einen Anſchlag ſinnt, Piets verhaßter Kraftwagen.

Erich beſah ſeine Handſchuhe; der kleine Riß, den er ſich beim Öffnen der Coupétür zugezogen hatte, ſchimmerte weiß und auffallend auf dem juchtenfarbenen Leder. Er nahm das weiße Tuch, das er zum Schutze des Hemdkragens zu tragen pflegte, ſchon hier draußen ab und ſteckte es in die Taſche. Dann dachte er, daß der eine der Kutſcher, der gähnend, mit der Peitſche in der Hand aufrecht auf dem Bock ſaß, es geſehen haben könnte, und er wurde ärgerlich und gereizt.

Was blinzelt denn der Kerl? Ich bin gekommen, um Abrechnung zu halten. Dieſe ganze hochmütige Geſellſchaft zum Teufel! Er drückte haſtig auf den Glockenknopf; der Ton des Läutwerks, ſilbrig ſchallend, trieb ihm das Haar zu Berge. Die ſchwere Eichentür — wie eine Kirchentür ſah ſie aus mit ihren breiten, blanken Meſſingbeſchlägen — öffnete beide Flügel weit, aber ganz lautlos, wie von Geſpenſterhänden berührt. Der Beſucher bebte verſtört zurück: eine hohe, kirchenartige Halle ſah er vor ſich mit ins Dunkel zurückweichenden Wänden, und rieſengroß erhob ſich vom Boden bis zur Decke, von einer roten Helle grell beſtrahlt, ein Kreuz mit einem holzgeſchnitzten, blutenden Chriſtus.

Wo bin ich? Iſt dies eine Kapelle? Iſt er katholiſch geworden? Erich zögerte, weiter zu gehen. Von der Schwelle ſtaunte er ſtarren Blickes zu dem großen Marterbilde hinauf. Eine ſeltſame Beunruhigung übermannte ihn vor dieſem blutüberſtrömten, dorngekrönten, bläulichfahlen Totenhaupt, vor dieſer klaffenden Seitenwunde, vor dieſen nackten, hageren, ausgerenkten Gliedern. Er ſah, es war ein altertümliches, rohgeſchnitztes Werk, das Holz von Wurmlöchern durchſetzt, an Händen und Füßen abgeſchürft und beſchädigt, aber das Blut wie friſch — wie feucht! Ein Entſetzen! Es war lebendig, ſchimmerte unheimlich echt im grellroten Licht der Decke — es quoll und ſpritzte dem Eintretenden entgegen in dieſer ſtummen, dunklen, weiten Halle und brachte grauſe Vorzeitſchrecken und wilde, alte Vorſtellungen mit herauf. Keine Verſöhnung! Niemals! ſchien es zu rufen. Qual und Marter und ſiegreicher Henker hallendes Hohngeſchrei in Ewigkeit!

Und Erich Hetebrink dachte, er könnte nicht daran vorüberkommen, und er wollte umkehren, als eine ganz gewöhnliche Alltagsgeſtalt, ein Dienſtmädchen in ſchwarzer Kleidung, mit weißer Schürze und weißem Häubchen, aus einer Seitentür auftauchte und mit niedergeſchlagenen Augen und eintöniger Stimme ſagte: „Der Herr iſt gebeten, ſich hinaufzubemühen. Im erſten Stock die Flügeltür geradeaus.“

Ehe er danke ſagen konnte, war das Mädchen verſchwunden. Ein Stimmengemurmel kam über die Prunktreppe mit den roten Decken auf den weißen Stufen, die er mechaniſch hinanſtieg. Das Bronzegeländer prahlte im Licht der elektriſchen Lampen. Die Flügeltüren, halb geöffnet, ließen ihn ein in den langen, ſchmuckloſen, weißgetünchten Saal, in dem auf quergeſtellten, lehnenloſen Bänken viele Leute ſaßen. Ihre ſchwarze Kleidung, ihr Gebetmurmeln, unterbrochen von vielen Verbeugungen, machte ſie für die erſten Augenblicke zu einer unterſchiedsloſen Maſſe. Dann bemerkte er, daß man ihm winkte, ſich zuſammendrängte, um ihm Platz zu machen. Als er darauf nicht einging, ſondern mit abgezogenem Hut und fragendem Geſicht an der Tür ſtehen blieb, wurden andere auf ihn aufmerkſam gemacht, und allmählich ſah er viele Augen auf ſich gerichtet. Es ſchien eine Art gemeinſamen Gebetes zu ſein. In der vorderſten Reihe erkannte er den weißen Kopf ſeines Onkels, neben ihm hockte Piet. Auf der niedrigen Bank tauchten die Köpfe bei den Verbeugungen ſonderbar auf und nieder. Die Frauen ſaßen beſonders, von den Männern durch einen ſchmalen Gang getrennt. Vornan die Tante, geborene von Dillenius, mit ihren Töchtern. In halber Höhe der Schmalwand, auf die ſie blickten, ſprang eine winzige, weißbemalte Kanzel vor, auf der ſoeben ein Prediger erſchien. Er verbeugte ſich, die ganze Verſammlung knickte zuſammen und blieb mit geducktem Nacken ſitzen, während von einer unſichtbar aufgeſtellten Hausorgel einige präludierende Akkorde erſchollen. Noch hallten ſie aus, als die Stimme des Predigers laut wurde. Erich war in zu ſtarker Erregung, um zu folgen. Er hörte die Worte „Buße“ und wieder „Buße“, „Unterwerfung“, „Gehorſam“ an ſein Ohr ſchlagen. Die Reue und „die Hölle der Reueloſen“ wurde geſchildert — jemand begann laut zu ächzen; ein Schnäuzen und Taſchentuchbewegen ging durch den Raum, Onkel Aloys' alter, weißer Kopf bebte verzweifelt von einer Schulter auf die andere, als der Prediger „die Höllenflammen um des Sünders Gebein“ in Schwefelblau und Gelb aufflackern ließ; dann hörte Erich ein Weinen und Schluchzen aus den Frauenreihen, eine ſchlug ſich mit der flachen Hand an die Stirn, und immer dringender wurden die Aufforderungen der Nächſtſitzenden an ihn, ſich mit in ihre Reihen zu ſetzen, immer erregter, immer böſer die auf ihn gerichteten lauernden Blicke. Der Prediger ſprach jetzt zu ihm herüber, gewiß, er hatte ihn geſehen, wie er da allein aufrecht ſtand, gegen den weißen Türflügel gelehnt, zwiſchen all dieſen Hockenden, Kauernden, Duckenden der einzige Aufrechte. Erich beſann ſich auf ſich ſelbſt, ganz plötzlich fiel die Beklemmung von ihm ab.

So, das iſt das Neueſte. Bußverſammlungen, und Onkel Aloys mitten darin. Wie ſich die Zeiten ändern! dachte er und muſterte die ſonderbaren Leute, die eleganten Schwarzgekleideten der vorderen Reihen, die Diener in Livree hinter ihnen, dann die dicht zuſammengedrängt Sitzenden in grauen und braunen Röcken. Und er muſterte auch den ſchweren Mann auf der Kanzel, deſſen Geſicht vor Röte und Unwillen anſchwoll.

„Brüder in Chriſto,“ ſagte er jetzt mit heiſerem Baß, „der Teufel geht um in vielerlei Geſtalt. Ehe wir's uns verſehen, iſt er unter uns. Aber ein kräftig Gebet tut Wunder. Laſſet uns ſingen," und halb ſingenden Tones ſprach er vor. Ein Blätterumwenden raſchelte durch den Saal, und Erich fühlte ein Buch in ſeine Hände geſtoßen. Es iſt möglich, daß er den Stoß etwas lebhaft abgewehrt, ſeine Abwehr mit einem Geſichterverziehen begleitet hat. Er kann ſich deſſen nicht entſinnen, er weiß nur, daß es einen Aufruhr gab, deſſen Mittelpunkt er war. Ein Dutzend Perſonen erhoben ſich von den Bänken, umringten den aufrechten Mann mit fragenden, zornigen, eifervollen Mienen. Die Bewegung lief hinüber in die vorderen Reihen, auch dort ſprangen ſie von den Sitzen; jetzt ſangen nur noch einzelne; der Konſul ſchien Piet zu fragen, was es gäbe, Piet ſah ſich um, der Prediger auf der Kanzel bog ſich ſo weit über, daß es bedrohlich ausſah, Piet eilte zu ihm über das Treppchen hinauf und ſtand nun oben neben ihm, ſchmal wie eine ſchwarze Latte. Der Prediger deutete heftig auf Erich hin, der ganz am Ende des Saales unbeweglich und gerade aufgerichtet an der Tür ſtand. Nun erhob ſich die ganze erſte Reihe, und die geſamte Familie, um den alten, weißköpfigen Konſul Schäfer geſchart, fixierte, ſich umwendend, den ungebetenen Gaſt.

Es war ein böſer Augenblick.

Erich ging ſchnell im Mittelgang zwiſchen den Bänken vorwärts, dem Onkel entgegen. Hatte er nun einmal dieſe Verwirrung angerichtet, ſo mußte er wenigſtens Nutzen daraus ziehen.

Aber der Konſul ſetzte ſich wieder, Piet kam die Treppe herunter, der Prediger brachte ſeine Papiere in Ordnung, und während die geborene von Dillenius noch immer ſtehend und in ſtaunender Empörung durch ihre langgriffige Lorgnette ſtarrte, fühlte ſich Erich von beiden Seiten an den Rockſchößen feſtgehalten. Er wurde rot und blaß vor Zorn und blieb ſtehen. Zugleich rief es von der Kanzel mit befehlender Stimme: „Lieben Brüder und Freunde in Chriſto! Es iſt eine höchſt beklagenswerte Störung eingetreten, die unſerer Verſammlung die Weihe zu nehmen droht. Wer nicht für uns iſt, der iſt wider uns! Wer ſich unſerer chriſtlichen Gemeinſchaft nicht anſchließen will, der hat kein Recht, hier zu verweilen, wo Gott und Jeſu gedient wird. Wir fordern die betreffende Perſönlichkeit auf, ſich zu entfernen."

Der plumpe Angriff brachte Erich zum Reden. Rüſtig erhob er ſich, und während alles auf ihn hinſah, um ſeinen Rückzug zu verfolgen, antwortete er laut und ſcharf: „Herr Paſtor, die betreffende Perſönlichkeit bittet hiermit um Entſchuldigung. Ich bin der Neffe und Teilhaber der Firma Gottfried Aloys Schäfer u. Co., und mein Hierſein betrifft eine wichtige geſchäftliche Angelegenheit. Ich werde draußen warten, bis die Verſammlung zu Ende iſt. Ich bedaure, daß ich Sie, ohne mein Zutun, in die Notwendigkeit verſetzt habe, mich hinauszuweiſen." Und geſtärkt durch ſeine Abwehr, ging er mit erhobenem Kopfe ohne Verbeugung hinaus. Kaum hatte er den leeren, langen Korridor betreten, als er Piet bemerkte, der durch eine andere Tür den Saal verlaſſen hatte.

Der langbeinige, kleinköpfige Sportsmann kam eilig auf ihn zu. „Herr Hetebrink, Papa iſt außer ſich! Was iſt denn im Geſchäft paſſiert? Bitte, kommen Sie hier herein." Er öffnete ein kleines, behaglich erleuchtetes Herrenzimmer und deutete auf das Lederſofa. „Der Betabend wird ſogleich geſchloſſen. Hat die Abendbörſe — Sind vom Kriegsſchauplatz —"

Erich bewahrte eine ſteife Würde. „Ich habe mich allgemein ausgedrückt. Die geſchäftliche Angelegenheit iſt privater Natur."

Piet horchte mit hochgezogenen Brauen, die äußerſtes Erſtaunen ausdrückten. „Ah," ſagte er dann erleichtert, „alſo kein großer Krach irgendwo, der uns angeht? Papa hat immer Angſt vor Kataſtrophen."

Erich antwortete nicht.

Piet aber, der mit ſchaukelndem Oberkörper gegenüber Platz genommen, ſtand gleich wieder auf und ſagte: „Könnte ich nicht Papa vorbereiten? Sehen Sie, er iſt nervös, die Verſammlung greift ihn an. Er ruht danach gewöhnlich eine Stunde. Ich bin doch ſo ziemlich au fait ... Oder wenn Winter mit dabei ſein ſoll — ich kann Winter rufen laſſen —"

„Iſt der hier?"

„Herr Winter? O gewiß!"

„Ich werde warten, bis Onkel Aloys kommt,“ entſchied Erich.

Bei der familiären Benennung ſchaute der junge Mann auf, ſeine hellen Augen ſuchten den vor ihm Sitzenden zu erforſchen. Er plauderte noch allerlei. Lächelnd rieb er ſich die Hände und trug mit gefälliger Eile das hübſche Rauchtiſchchen aus dem Winkel heran. „Wenn Sie rauchen wollen —“

„Ich rauche nicht, danke.“

„Äh!“ Mit ſpitzen Fingern, die dünne Geſtalt übermäßig gekrümmt, trug Piet das Rauchgerät an ſeinen Platz zurück. „Vielleicht etwas zu trinken gefällig? Ich werde das Nötige veranlaſſen, entſchuldigen Sie mich.“ Piet entſchlüpfte.

Dann klopfte es, und herein trat Herr Winter. Auch er war ganz in Schwarz. Mit öliger Stimme begann er: „Glorreiches Wetter heute abend, Herr Hetebrink! Glorreicher Auguſt! Ja ja, Sie waren auch leidend! Nun, bei uns lag die ganze Familie —“ Und er fing an, von der Influenza zu erzählen, die trotz des glorreichen Wetters ihren Einzug gehalten.

„Wie kommen Sie denn hierher?“ entfuhr es Erich nicht gerade verbindlich.

Herr Winter ſah ihn überraſcht an; er ſchien nicht zu verſtehen.

„Wohnen Sie auch hier draußen?“ verbeſſerte ſich Erich.

Herr Winter ſchien noch überraſchter. „Jawoll. Natürlich. Kaum zehn Minuten von hier haben wir ein beſcheidenes kleines Erbe bezogen. Glorreicher Strand, Herr Hetebrink, zum Entenſchießen. Für Naturſchwärmer wie ich ſind dieſe beſcheidenen Freuden einfach glorreich. Hat mich ungemein gefreut, Herr Hetebrink.“

Erich reichte ihm widerwillig die Hand.

In der Tür ſagte Herr Winter noch plötzlich mit einem Aufblick, der voll verſteckter Bosheit ſchien: „Na, und was ſagen Sie denn zu unſerem neuen Paſtor? Glorreicher Redner, was? Auch ein Neffe vom Hauſe, vielmehr von Frau von Dillenius-Schäfer. Habe die Ehre.“

Das Mädchen mit den niedergeſchlagenen Augen hatte geräuſchlos Wein gebracht. Erich trank in voller Zerſtreutheit. Das Warten in dem reichen Zimmer, deſſen prächtige Teppiche und Ledertapeten ihm ſo gut gefielen, ward von Minute zu Minute qualvoller.

Sein Kopf iſt wirr und ſchwimmt in einem roten Nebel. Und durch den roten Nebel ſieht er, wie die Tür aufgeht und wie der alte Onkel hereinkommt. Und hinter dem, gewichtig, breit und hoch, der neue Prediger.

Der Kommerzienrat ſagt etwas. Daß er ſich freue, daß ihm dies recht ſei. Sein großer Unterkiefer malmt die Worte zu einem dicken Brei. „Jetzt können wir über die Sache ſprechen, jawoll. Du haſt mir durch dein eigentümliches Auftreten“ — und ſeine Lippen beben vor Wut — „den Mund aufgebrochen. So iſt es. Das Schriftliche, das kommt nach, alles, wie es ſich gehört und in der Ordnung iſt.“ Und dann ſetzt er, während ſein großer Kopf fortwährend auf dem dünnen Halſe zittert, ohne ein einziges Mal Erich anzuſehen, ſeinem Neffen auseinander, daß Piet von Dillenius, ſein Stiefſohn, der die Londoner Handelsſchule durchgemacht hat, Kompagnon werden ſoll, und daß infolgedeſſen der andere Vertrag hinfällig wird. Die Gründe? Nun eben, Erichs Entbehrlichkeit, da einmal Piet vorhanden iſt.“

Unter Erichs Füßen zitterte der Boden. Er würgte an einer Antwort. „Vor fünfzehn Jahren hab’ ich dir aufgekündigt, jetzt kündigſt du mir. Nachher bateſt du mich, zu bleiben, ich bitte nicht. Aber ich teile dir hierdurch mit, daß ich Knall und Fall austrete. Die Herren ſind Zeugen,“ rief er, als nun auch Piet hereintrat, „auf eure unerhörte Behandlung dieſe unerhörte Antwort!“ Er holte den Kontrakt aus der Bruſttaſche, den er „zur Reviſion“ mitgebracht hatte, zerriß ihn in drei Stücke, die er ihnen hinwarf, und verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer. Hinter ſich hörte er Piets laute, friſche Stimme, die dem Stiefvater etwas zurief.

In bewußtloſer Eile nahm er Überzieher und Hut und eilte an dem dienſtfertigen Mädchen die Treppe hinab. Vor dem Rieſenkreuz in der Halle packte ihn noch einmal der Schauder, wie es ſo geſpenſtiſch die dürren Arme nach allen Seiten reckte. Das war der letzte Eindruck für mehrere Stunden. Auf dem ganzen Heimweg ſah er nichts mehr als Antonie und die Kinder, hungernd, in Lumpen gehüllt. Über dem grauen Himmel ſtand das Wort: Brotlos. Es war ihm, als müſſe das Wimmern ſeines Herzens die Leute aus den ſchlafenden Häuſern locken.

Aber als er zu Hauſe war und Antonie ihm entgegenlief und ſeine Hände drückte und ihn angſtvoll fragte, was er erreicht habe, und ob nun für das kranke Kleine Hilfe in Ausſicht ſei, da konnte er zum erſtenmal ſeit ihrer Verheiratung ſein Herz ihr gegenüber nicht befreien. Er drehte ſich in den Schatten, murmelte dann: „Morgen, liebe Frau.“

Antonie brach in Tränen aus. „Sechs volle Stunden hab' ich hier geſeſſen und auf dich gewartet.“

„Gute Nacht!“ ſagte er unbewegt und küßte ſie auf den Mund.

Da fuhr ſie aufſchreiend zurück. „Erich, du haſt ſchon wieder Wein getrunken!“

„Ja, *ſeinen* Wein,“ antwortete er mit böſer, ſchneidender Stimme, indem er hinausging.

Und während er ſich, auch zum erſtenmal, in ſeinem Zimmer einriegelte, wiſchte die arme Frau langſam die Tränen ab und begann, ſich alles günſtig auszulegen. *Seinen* Wein hat Erich getrunken, das iſt alſo ein gutes Zeichen, wenn der Onkel ihn gaſtfreundlich aufgenommen hat. Aber wahrſcheinlich hat er von Erich einige Zugeſtändniſſe verlangt, und das hat den guten Erich ſo verſtimmt. Er möchte mit dem Kopf durch die Wand, denkt ſie, aber nein, ſo leicht iſt das Leben nicht. Er wird noch manches einräumen müſſen, der arme Erich, aber er ſteht nicht allein, die Zeitläufte wollen es ſo. Und als ſeien dieſe Gedanken ſchon ein Unrecht gegen Erich, errötete ſie in ihrem Bette und dachte inbrünſtig an ihn und wollte ihn gleich morgen früh feſt, feſt in ihre Arme nehmen und ihm danken, mit tauſend Küſſen und Tränen danken, daß er des Kindes wegen nachgeben wolle. Durch unſägliche Liebe wollte ſie ihm alles vergelten, jede kleine Demütigung vergeſſen machen! Sie ſagte „kleine“ Demütigung, und immer mehr ſchrumpfte der Nachteil gegen den ungeheuren Gewinn zuſammen. Geſundbeten laſſen oder nach Kairo, am beſten beides nacheinander. Und wenn die Zeit dann um iſt, und mein Erich kommt und uns nach Hauſe holt, und unſer Reſi mit roten, feſten Bäckchen ihrem Papa entgegenläuft! Die freundlichen Bilder gewannen volle Herrſchaft; hoffnungsvoll, vertrauend ſchlief ſie ein.

* * *

Und währenddeſſen verbrachte nebenan, nur durch die dünne Wand getrennt, ihr Erich die fürchterlichſte Nacht ſeines Lebens.

Lautlos, klaglos, lang ausgeſtreckt in den Kleidern, rang er mit den Geiſtern der Verzweiflung um ſein Weiterleben. Und die Verzweiflung führte ihn mit fürchterlich beſtechender Deutlichkeit vor ſeine eigene Leiche. Ein einziger kleiner Schuß im Herzen, und all die Qual iſt ausgelöſcht, und er liegt friedlich da. Antonie aber wird geholfen, ſie ſchicken ſie gewiß nach Kairo, und klein Agnes wird geſund. Wie hat ſich die allgemeine Teilnahme der Witwe Lauenſtein zugewandt! Sorgenlos kann die jetzt in die Zukunft ſehen. Nachdem ein Opfer gefallen iſt, werden die Menſchen verändert, mitfühlend, hilfreich und gut. Wenn er es macht wie Lauenſtein, dann iſt für Antonie und die Kinder beſſer geſorgt, als er jetzt für ſie ſorgen könnte, denn ihn, den Vater und Ernährer, haben ſie ja mit dreiundvierzig Jahren auf die Straße geworfen. Im Namen ihrer Götter, mit denen ſie heuchleriſch ihre Schändlichkeiten zudecken. Er knirſchte mit den Zähnen, wie er dalag. Vor Zorn und Wut wollte der Schädel ihm ſpringen. Entbehrlich war er geworden, auch für Antonie und die Kinder, denn ohne Geld — was kann er ihnen nützen!

Wie oft war er in Sorgen gegangen, wie oft in Sorgen im Bette gelegen — ach! eigentlich beſtändig, mit Ausnahme weniger, lichter Tage vor ſeiner Heirat! Aber all jene ſorglichen Stimmen riefen ihm zu: Schaffe und wirke, unermüdlich! Durch dich, durch deine Anſtrengung lebt deine Mutter, lebt dein Weib, das du liebſt, und das dich liebt, leben deine kleinen, lachenden, zärtlichen Kinder! Kein Stück Brot, das nicht du ſelber ihnen erwirbſt, kein Schluck Milch, den nicht du ihnen verſchaffſt; das Haus iſt klein, hat kein Badezimmer, ach ja! aber ohne deine unabläſſige Arbeit hätten ſie kein Haus! kein eigenes Winkelchen, kein Kleid, keinen Schuh, kein Buch und keine Blume. Alles, alles kommt von dir! Das tröſtete! das kräftigte! das ſpornte mächtig jede Fähigkeit an und überwand jede Schlaffheit. Solange die Sorge ſolche Worte geſprochen, ſolange war das Leben lebenswert geweſen. Und ſogar ſchön. Ach, wie ſchön! Und in Erichs brennende Augen ſchoſſen qualvolle Tränen bei der Erinnerung an das vergangene Glück. Heute ſprach die Verzweiflung eiſeskalte Worte: Den Deinen wäre beſſer ohne dich. Du biſt ihnen nichts mehr nutz. Dein Leben verhindert andere, Reiche, ihnen zu helfen. Stirb für die Deinen, wie du vorher für ſie gelebt haſt. Sie werden zwar deine Leiche beſchimpfen, alle deine Gegner, ſie werden ſagen: So weit hat er ſeine Familie gebracht und dann ſich feige davongeſtohlen. Sie nennen jeden Selbſtmörder feige, das iſt ſchon ſolch eine Abmachung. Laß ſie ſchimpfen, laß ſie zetern! Um ſo tiefer werden ſie in ihre Taſche greifen, damit ihre chriſtliche Mildtätigkeit deſto leuchtender von ſeiner unchriſtlichen Feigheit abſteche!

Das ſchöne Leben verlaſſen, damit den Seinen geholfen werde! Nein, nicht aus Feigheit, aus Liebe wollte er es tun. Würde Antonie ahnen, wiſſen, daß er aus Liebe zu ihnen geſtorben?

Nun rang ſich doch ein bitteres Stöhnen aus der ſchmerzenden Bruſt. Ein eiskalter Luftzug traf ſeinen Kopf; er hatte weder Fenſter noch Vorhänge geſchloſſen. Mühſam richtete er ſich auf, entledigte ſich der Stiefel und tappte zum Fenſter des kleinen Zimmers, des kleinſten im ganzen Hauſe. So verwirrt war er, daß ihm der Raum fremd vorkam, und wo waren Antonie und die Kinder? Sie ſchienen ſchon weit entfernt, ihre Geſichter undeutlich geworden, ſo, als wären ſie ſchon fort, ſchon in Kairo, von fremdem Gelde lebend, ihm entriſſen. Und er — überflüſſig. Wie ein Nagel bohrte ſich ihm das Wort ins Hirn, um jedes Selbſtgefühl, jeden Lebenswillen zu zerſchlagen.

Lange hockte er auf dem Stuhl am Fenſter, ſo ſtumpf, ſo müde, ſo zerbrochen. Die Nacht war ſo ſtill, daß die kleinen, ängſtlichen Schreie der niedrig flatternden Fledermäuſe hereindrangen. Nun war es doch Argliſt, nicht allein Gemeinheit, dachte er verworren, nun kann Antonie ihn nicht länger verteidigen, den Alten.

Allmählich begann er, Pläne zu machen — der erſte Paroxysmus der Verzweiflung ſank. Wen er aufſuchen muß von Geſchäftsfreunden, und an wen er ſchreiben will. Natürlich auch im kaufmänniſchen Verein anfragen. Er iſt ja nun wieder Kommis! Daß er einen Sozius findet, einen wirklichen — darauf iſt nicht zu hoffen. Solch eine Chance kommt einmal im Leben, und für den mittelloſen Kaufmann auch dann unter tauſend für ihn unerfüllbaren Bedingungen und Vorbehalten. Wie er mit Onkel Aloys. Wäre er nie darauf eingegangen! Wäre er vor fünfzehn Jahren feſt geblieben und hätte ſich von ihm getrennt! Wann getrennt? Als der Alte krank war, mußte er Ehren halber bleiben, und das Geſchäft ſtand ihm ja ſelber nah wie etwas Lebendiges, das man nicht umkommen laſſen kann. Solch eine Firma, das iſt ein Organismus, eine Schöpfung, die füttert man mit Menſchenblut und Schweiß und wirft ſeine Manneswürde und Selbſtachtung mit hinein als Dünger! Selbſt in dieſem Augenblicke noch fühlte ſich Erich halb als Verbrecher, daß er ſeit ſechs Tagen aus dem Kontor fortgeblieben war, und daß er in der erſten Zornwallung, als ſich die ſchlimmſten Befürchtungen verwirklichten, geſagt hatte, ich gehe jetzt, ſofort. Aber er ſchrieb dieſes Gefühl zu dem übrigen: die Argliſt des Alten hatte ihn zum Äußerſten getrieben, und mit keinem Fuß, das ſchwor er ſich, würde er die Geſchäftsräume wieder betreten. Brumm, der Kontorbote, der ſichere und ergebene Mann, wird ihm alles ſauber ausräumen und einpacken, was er noch da hat. Gleich morgen früh muß er die Liſte über die vorhandenen Gegenſtände aufſetzen und an Brumm ſchreiben. Er wird wohl einen Dienſtmann mit einer Karre nötig haben, wegen des Pultes. Das ſchöne Mahagonipult, das Tante Meta ihm zum Eintritt in die Firma geſchenkt hatte. Wo wird das Pult nun aufgeſtellt werden? Wo wird er an dieſem Pulte ſitzen? Doch da fiel ihm ein, daß dann Antonie ſofort weiß was geſchehen iſt. Und er hat ſchon irgendwann bei ſich beſchloſſen, daß er ſeiner Frau erſt „nachher“ alles ſagen will. Nachher, wenn er „etwas wieder“ hat. Brumm darf die Sachen keinesfalls hier heraus transportieren laſſen. Das beſte iſt, ſie zum Spediteur zu tun, hier in Burgfelde gibt es ohnehin kein Kontor. Sie werden ja nur in der Stadt gebraucht. Man wird das ſchwerlich alles ſchriftlich machen können, muß ſchon ſelbſt zu Brumm hingehen, mal nach der Geſchäftszeit in ſeine Wohnung. Iſt es nicht Brauerknechtgraben 15?

So ſchlimm war es noch nie mit mir, dachte er, als es grau im Zimmer zu werden begann und die Meſſingſtäbe des Bettes und die Marmorplatte des Waſchtiſches hervortraten. Mit achtzehn Jahren war ich beſſer daran als jetzt! Und nachher immer Arbeit! Und nur Mama und ich — jetzt ſind wir fünf, mit dem Mädchen ſechs. Und ich bin dreiundvierzig. Und arbeitslos. Zum Rechtsanwalt geh' ich! Will doch hören, ob der Alte ſo etwas tun darf! Solch ein Menſch, der an Intelligenz, an Charakter, an Bildung tauſend Stufen unter mir ſteht, und kann mich ſo behandeln wie den Staub an ſeinem Stiefelabſatz, weil er Geld hat! Er knirſchte mit den Zähnen, ballte die Fäuſte. Und Referenzen! Referenzen muß ich, ich von dem verlangen, damit ich wieder eine Stelle finde! Die Welt ſchien ihm auf den Kopf geſtellt; der Ekel übermannte ihn.

Mit einer heftigen Bewegung riß er die ſchweren, bunten Fenſtergardinen übereinander, ſo daß es wieder tief dunkel ward, zog die Kleider aus und warf ſich aufs Bett, wo ein bleierner Schlaf die qualvollen Bilder verſcheuchte.

* * *

Die Stimme ſeiner Frau erweckte ihn. In hellem, aufgeregtem Ton rief ſie da draußen vor der Tür und rüttelte ungeduldig am Drücker. „Du! Erich! Mann! mein Junge! ſteh mal flink auf, hörſt du? Und zieh dich an Aber fix! Warum haſt du dich eingeſchloſſen?“ rief ſie.

Es klang wie eine lange nicht gehörte Muſik. Erſtaunt, mit angehaltenem Atem hob Erich den Kopf vom Kiſſen. War es denn kein Traum? Er ſah, daß lichter Tag war. Neben dem dichten Vorhang drängte ſich ein ſchmaler Sonnenſtrahl herein und lag wie ein gebrochener, flimmernder Silberſtab auf der weißen Bettdecke. „Was iſt paſſiert?“ rief er zurück.

Da lachte ſie draußen. „Ja, es iſt etwas! Es iſt jemand hier! Du mußt ſchnell kommen!“

Das fuhr ihm durch die Glieder. „Wer iſt da?“ fragte er geſpannt, und dann mit ſchwacher, ungläubiger Stimme: „Jemand vom Kontor?“

„Nei—ei—n!“

Ein langes Nein, ſo übermütig, ſo klingend —! Er, der Antonies Stimme beinah beſſer kannte als ihr Geſicht und gewohnt war, ihre Stimmung daraus zu hören, fühlte es wie einen Sonnenſtrahl gerade ins Herz. Als ſtände draußen das ſchöne, blühende Leben und riefe ihn mit dem Ton ſeiner Liebſten. Aber der kurze Lichtfunke erſtarb ſofort: Antonie war nur froh, weil ſie noch von nichts wußte, weil ſie noch einen guten Ausgang erwartete. Sobald ſie hörte, daß für das kranke Kind keine Hoffnung daſei, würde ihre Heiterkeit verſchwinden, ach wie ſchnell.

„Ich komme,“ ſagte er matt, „ich habe Kopfweh.“

„Das wird gleich vergehen, du Langſchläfer!“ rief Antonie zuverſichtlich. „Es iſt ja ſchon elf! Mach dich aber fein, hörſt du?“

„Elf Uhr?“ Erich ſprang aus dem Bette. „Iſt Beſuch da? Wer denn?“

Jetzt hörte er ſeine Frau lachen. „Ja! Ein Beſuch! Ein ganz merkwürdiger, unerwarteter Beſuch! Mach flink, mein Mann! Du wirſt aber Augen machen!“ Und er vernahm, wie die Treppenſtufen unter den hinabeilenden Füßen knarrten.

Erich öffnete ſeine Tür und horchte. Aber er konnte keine Worte unterſcheiden, nur lebhaftes Sprechen hörte er. Was für ein willkommener Zufall! Der Tag, vor dem er ſich ſo gefürchtet, begann mit etwas Heiterem. Antonie hatte ſo lange nicht gelacht! Die Sonne hatte ſo lange nicht geſchienen!

Ohne beſtimmte Erwartung, froh über den Aufſchub und dankbar, daß Antonie ihn nicht gleich mit Fragen geweckt hatte, beeilte ſich Erich, ſo ſehr er konnte, um Antonie den Scherz, den ſie vorhatte, nicht zu verderben. Neugierig war er nicht, doch zwang er ſich zu lächeln, als er in das kleine Eßzimmer mit dem Erker trat.

Aber er ging nicht weiter ins Zimmer hinein, blieb ſofort ſtehen. Selbſt ſeine kurzſichtigen Augen reichten bis zu der Gruppe im Erker. Dort ſaß Antonie Hand in Hand mit einer hellgekleideten Dame ohne Hut, und hinter beiden ſtand Ebba und hatte ihre Arme der Mama und der Fremden um die Schultern gelegt. Plötzlich erhoben ſich alle.

„Papa! Er kommt!“ ſchrie Ebba ihm entgegen.

„Nu rat aber mal, Erich!“ rief Antonie aufgeregt, erwartungsvoll, „hier iſt Beſuch!“

Die Dame, ein wenig kleiner und voller als Antonie, mit dunklem, kurzlockigem Haar, trat in eigentümlich biegſamer Anmut vor und bewegte die weißen Hände.

Erich ſah zwei feurige, zärtliche Augen blitzen aus einem bräunlichen Geſicht. Mit einem verlegenen Ruck an ſeiner Brille blickte er auf ſeine Frau. „Bitte mich vorzuſtellen, Antonie,“ ſagte er ahnungslos, ein wenig ſteif.

Da ſtreckte die Fremde beide Hände vor und ſagte mit tiefer, wohllautender Stimme: „Erich Hetebrink, kennſt du mich nicht mehr?“

Die kleine Ebba jubelte auf: „O, Papa —“

„Warte!“ wehrte Antonie mit roten Backen, „Papa muß raten.“

Aber Ebba hatte ihren Vater ſchon mit den Armen umſchlungen, drückte ihren hellen Kopf an ſeine Bruſt und jubelte ungeheuer amüſiert: „Es iſt ja Tante Dinchen, die dich gekannt hat, wie du noch klein warſt, und du kennſt ſie nicht!“ Und dann ſprang ſie von dem vor Überraſchung Wortloſen zu der ſchönen, auflachenden Fremden. „Verloren! verloren! Tante Dinchen, Sie haben die Wette verloren! Papa hat Sie nicht erkannt!“

Über Erichs Geſicht lief ein dunkles Rot. Er griff ſich an die Schläfen, als müſſe er ſein ergrauendes Haar verdecken vor dieſer lieblichen, ſtolzen Erſcheinung mit den vollen, bräunlichen Wangen und den jugendglänzenden Augen. Noch erkannte er ſie nicht, aber der Name verſetzte ihn zurück um zwanzig Jahre, und ſein Herz ſchlug ſtark. „Willkommen!“ ſagte er, mechaniſch ihre Hände ſchüttelnd, „ſeien Sie willkommen! Nach ſo langer Zeit!“ Er ſeufzte und ſenkte den Blick. „Wieder in Hamburg. Und hier bei uns! Wo kommen Sie denn her?“

Er ſah Antonie an, wollte lachen, fuhr ſich durchs Haar und nickte ihr zu, als wolle er ſagen: Siehſt du, es war nicht etwa ausgedacht. Dinchen iſt eine wirkliche Perſon.

„Was ſagſt du, Papa!“ jauchzte Ebba, „als ich noch gar nicht da war, da habt ihr zuſammen geſpielt!“

Aber Erich blieb gezwungen, die Wirklichkeit verſank für einen Augenblick, und das Kind ſtörte ihn in ſeinem Traum. Sogar Antonie ſtörte ihn darin.

Sie ſaßen nun alle, Dinchen in der Mitte, in dem kleinen Erker, den welke, gelbe Blätter von außen umkränzten.

„Nach zwanzig Jahren, unglaublich!“ ſagte Erich wie zu ſich ſelbſt. „Wie haben Sie meine Adreſſe erfahren, Frau oder —?“ Und er ſtreifte mit einem prüfenden Blick die elegante Geſtalt im hellgrauen Reiſekleid, von dem ein zarter Roſenduft ausging.

Seine Steifheit ſteckte ſelbſt Ebba an. Sie verließ die Fremde und ſtellte ſich hinter ihren Papa. Antonies froh erregtes Geſicht wurde verlegen, ſie hatte ſich auf ein großes Wundern und Lachen gefaßt gemacht, denn Erich hatte ſtets mit ſo viel Freundſchaft von ſeiner „erſten Flamme“ geſprochen. Der Grund ihrer Entzweiung war Antonie nicht ganz genau bekannt. Ein ſechzehnjähriges, verwöhntes Mädchen, wie hätte auch die für ihren ernſten Erich gepaßt! Das Ganze war, ſo glaubte ſie, nach Mutter Hetebrinks Bericht, mehr Kinderei geweſen. Jetzt aber, beim Anblick der ſchönen Fremden und ihres eigenen, ganz betroffen daſitzenden Mannes, regte ſich eine verwunderte Unruhe, eine leiſe Eiferſucht. Ich bin gerade heute ſo ſcheußlich angezogen, dachte ſie, gerade dies grau und ſchwarz geſtreifte Kleid, das Erich nicht ausſtehen kann. Aber zum Kinderbaden iſt es gut genug; wenn ich gewußt hätte —

Dinchen allein ſprach lebhaft und ohne Verlegenheit, allerdings unmerklich dem Tone Erichs ſich anpaſſend.

„Wie freu' ich mich, daß ich hierher gekommen bin! Wie reizend iſt Ihre Frau, Herr Hetebrink, wie entzückend ſind die Kinder. Die Kleinſte iſt ein wenig zart, aber ſehr klug. Und dies wunderhübſche Haus, das ihr zwei glücklichen Menſchen euch gebaut habt! So anheimelnd und geſchmackvoll! Was für ein ſchönes, ſtilles, glückliches Heim! Wo ich herkomme? Aus London, wir haben dort ein Gaſtſpiel abſolviert, meine Truppe iſt da geblieben, ich aber bin ſchnell herüber nach Hamburg. Ihre liebe Frau weiß ſchon, daß ich Schauſpielerin bin. Und jetzt" — ſie erhob ſich heiter und elaſtiſch, und ein dankbares Lächeln erſchien auf ihrem durchgeiſtigten, grundgütigen Geſicht — „jetzt, wo ich Sie alle geſehen habe und mein alter Wunſch erfüllt iſt" — ſie reichte Antonie die rechte, Erich die linke Hand — „jetzt will ich Ihnen wieder Lebewohl ſagen. Alles, alles Gute!"

Sie machte eine Bewegung, aber von Erichs Weſen zerſprang das Eiſenband, das Zeit und Gewohnheit ihm angelegt. Er hielt ihre Hand feſt und rief: „Was? Sie wollen ſchon wieder fort? Nach zwanzig Jahren auf eine Minute? Antonie!"

Sein Hilfeſchrei wirkte ſo ſpaßhaft, daß Ebba laut an zu lachen fing.

Die Schauſpielerin zog ihre Uhr heraus. Sie war ſehr ſchön und klein, aber ſie ſtand ſtill. „Meine Uhren gehen nie," ſagte ſie lächelnd, „ich bin aber ſchon ſehr lange hier. Wenigſtens zwei Stunden."

„Das iſt nicht möglich!" bat Antonie, ihren Mann verwundert muſternd. Warum ſagte Erich nichts? Warum hielt er nur immer die Hand der ſchönen Fremden? Warum ſchien die ganze Welt ihm verſunken zu ſein? Bis Erich herunter kam, hatten ſie ſo freundſchaftlich geplaudert, nach zehn Minuten ſchon waren ſie wie alte Bekannte geweſen, und es war Sonntag, und Antonie hatte ſich auf einen frohen, ungewöhnlich feſtlichen Tag gefreut. Dinchen, ſo dachte ſie, würde den ganzen Tag bleiben und von ihrem Leben, das ihnen ſo fern lag und ſo viel Buntes und Abwechſelndes bieten mußte, erzählen.

Sie ſchrak zuſammen, als jetzt Erich mit Aufgebot aller Kräfte einen Sprung aus ſich heraus machte und, ohne die Hand der Schauſpielerin freizugeben, zu ihr ſagte: „Sie hat mich du genannt, nicht, Frau? Zuerſt, glaub' ich, hat ſie du geſagt! Kann denn das nicht wieder? Wenn Sie erlauben — wenn du erlaubſt — Dinchen — aber wie heißt du denn eigentlich? Man weiß ja nichts!" Und er ließ ihre Hand los und errötete wie ein Knabe.

Auch die Schauſpielerin errötete, und in ihren Augen blitzte es mutwillig auf. „Ich heiße Dinchen Poppinga oder Dina Divina, ſo nennen mich manchmal die Kaliſornier, wenn ſie galant ſein wollen! Aber nicht immer."

„Dina Divina, Herrgott! Nicht verheiratet?"

„Nei—ei—n." Ein ſcherzendes Lächeln begleitete das zögernde Nein.

„Noch zu haben!" rief Antonie und ſteckte ihren Arm durch den ihres Mannes.

Die unwillkürliche Schutz- und Trutzbewegung machte Dina lachen. „O nein!" ſagte ſie lebhaft, ſehr beſtimmt, „auch das nicht."

Erich mit Antonie am linken Arm faßte zum zweitenmal nach Dinas Hand. „Bitte, erlaub' mal, wie ſiehſt du eigentlich aus? Du ſiehſt — du ſiehſt eigentlich genau wie früher aus," ſagte er mit ergriffenem, triumphierendem Ton, nahe an ihrem Geſicht.

Antonie bemerkte den ungewohnten, faſt hingeriſſenen Ausdruck in ihres Mannes Zügen. Mit einer ſchnellen Bewegung ſteckte ſie ihren zweiten Arm durch den der Schauſpielerin. Sie bildeten ſo einen Kreis, den Ebba freudig umſprang. „Wir nennen uns du, Erich, mein Mann! Wir haben uns gleich befreundet, du warſt nur erſt ſo komiſch. Erich hatte heute Kopfweh, weißt du, Dinchen," ſo ſprach ſie aufgeregt, ihre Vertraulichkeit ſtark betonend. „Und weglaſſen tu ich ſie nicht, hörſt du? Natürlich! natürlich! Dinchen bleibt zum Mittageſſen und bis heute abend. Sie iſt ſchon drei Tage in Hamburg und hat endlich unſere Adreſſe erfahren. Und morgen abend reiſt ſie ſchon wieder weg, denk dir, wie ſchade!"

„Morgen abend?" ſagte Erich mechaniſch, kopfſchüttelnd, „das iſt doch zu kurz!" Und mit Eifer und Verwirrung drückte er Dinas Hand. „Komm! ſitz und erzähle! Zwanzig Jahre! Wie iſt denn das — du ſiehſt aus, als wärſt du jetzt ein zwanzigjähriges Mädchen, und ich — ſieh mal — ſchimmelig! grau! Es geht dir gut! Vom Erfolg getragen! Triumphierend, ſtrahlend! Setz dich dahin! Schauſpielerin? Was ſpielſt du denn? Und deine Eltern und Franz und Ludwig? Und nicht verheiratet? Nu hör mal, deine Kalifornier ſind Eſel, daß ſie nicht zugegriffen haben!“

Dina lachte laut. Dann wurde ſie ernſt und ſagte: „Ich war übrigens genügend verheiratet — zweimal. Das iſt nicht für mich! Nein, Antonie, erſchrick nicht vor mir. Es ſieht nur ſo aus. Aber ich haſſe verſumpfte Gefühle, und da hab' ich mich jedesmal wieder freigemacht.“

„Ebba, flink, geh in die Küche, ob der Tee noch nicht kommt,“ rief Antonie verlegen.

Zögernd gehorchte die Kleine.

Erich rückte ein wenig von Dina ab und ſagte, die Brauen hochziehend: „Du ſcheinſt alſo in jeder Beziehung dir gleichgeblieben zu ſein.“

„Derſelbe freie Vogel! ja!“ nickte Dina fröhlich. „Aber ihr — was für ein warmes, inniges Glück ſpricht aus dieſen traulichen Räumen und aus euren Geſichtern! So ſieht es hier aus! Man möchte über euch die Hände falten!“ Und ſie zog beide Gatten in ihre Umarmung. „Was für eine Freude, ſolche Menſchen wie euch zu ſehen!“

Erich und Antonie ſahen ſich plötzlich an. Ein ſeit lange nicht empfundenes Gefühl der Sicherheit und der Erfüllung durchbebte ſie. Sie lächelten.

„Ja, das war gut! Gerade heute!“ ſagte Erich aufſeufzend, aber vor Dankbarkeit.

Und dann wurde es ſolch ein Tag, wie Antonie gewünſcht hatte. Dina ſaß zwiſchen ihnen und erzählte, und als Antonie in die Küche mußte, ging Dina mit und erzählte dort, und Erich ging natürlich auch hinunter.

„Entſchuldige, daß wir eine Kellerküche haben,“ ſagte Antonie.

Und Dina ſah ſich darin um und erzählte, ſie bemerke erſt jetzt, daß die Küche im Keller ſei, aber eine ſo wundervolle Küche habe ſie niemals weder in einer Etage, noch in einem Keller geſehen. Dasſelbe ſagte Dina von dem Garten, der jetzt in der Herbſtruhe traurig genug dalag. Aber am wilden Wein glühten noch rote Blätter, und unter einem Fenſter, am ſonnigſten Fleck, blühten große Rivieraveilchen.

„Wir haben auch Radies im kalten Kaſten, Tante Dinchen; willſt du mal ſelbſt welche rausziehen? Ich zeig' dir die, die dick ſind!“ Und Ebba umtanzte die Erwachſenen mit flatterndem Haar.

Doch gingen ſie gleich wieder ins Haus, Agnes auf Antonies Arm bekam bläuliche Lippen vor Kälte. Dina wärmte ihr die eiskalten Händchen, während ſie neben Antonie ging.

„Haſt du auch Kinder?“ fragte Antonie plötzlich mit beſonders warmer Bewegung.

„Nein,“ ſagte Dina ruhig, „glücklicherweiſe nicht.“

„Du liebſt die Kinder nicht?“ rief Antonie, mit Heftigkeit zurückweichend.

Die Schauſpielerin lächelte nachſichtig. Ihre weiche, rollende Stimme ſagte: „Kleine, lebende Blumen! Wer iſt ſo ſtumpf, ſie nicht zu lieben? Wer iſt ſo roh, ſie gleichgültig anzuſehen? Aber für mich — ich hätte dann alles aufgeben müſſen, und das kann ich mir nicht gut denken.“

„Du lebſt ganz für deinen Beruf?“ ſagte Antonie unſicher.

„Ich lebe für das Leben!“ rief Dina und breitete die Arme aus. „Sieh mal den Himmel — ſo blau, ſo leuchtend hinter dem roten Weinlaub — iſt er nicht mein? Und deine ſüßen Kinder — wenn ich ſie liebe, wenn ich ihre Schönheit hier in meinem Herzen fühle, ſind ſie nicht mein?“

Antonie wendete die Augen nicht von Dina, ihr Herz klopfte ſtark, das Blut ſchoß ihr in die ſchmalen Backen. „Du biſt ganz anders als wir; du biſt eine Ausnahme. Biſt du auch manchmal traurig? Oder kommt das bei dir nie vor?“ Und neugierig forſchend betrachtete ſie Dinas ſtrahlendes Geſicht.

„Solange es Trauriges gibt, wird man auch weinen müſſen, aber was ſchadet denn das? Das gehört alles dazu,“ ſagte die Schauſpielerin, „das iſt Leben.“ Aber was ſie berichtete, klang alles gehoben. „Mein Papa-Poppy? Ob er lebt? Aber ich ſag' dir, Erich, er hat ſich verjüngt, ſeit er das Theater gegründet hat! Das war eine wundervolle Idee von ihm, dieſes Volkstheater für die ganz Armen, die ſonſt ſo wenig Freude haben. Wir haben all unſer Geld und unſere Kraft hineingeſteckt. In Los Angelos. Es heißt ‚Soziales Theater‘, ganz einfach. Poppy iſt Direktor, und Luki iſt Regiſſeur.

Franz, nein, der gehört nicht zur Bühne, der iſt Redakteur. Links. Rot. Macht durch ſein Blatt Propaganda für unſer Theater. Die Einrichtung iſt ausgezeichnet. Unſere wohlhabenden Zuſchauer bezahlen, unſere mittelloſen nicht. Dafür haben die wohlhabenden das angenehme Gefühl, den anderen ein Vergnügen zu verſchaffen; und ſie wohnen dieſem Vergnügen bei, hören den Enthuſiasmus, all das Geſchrei — oft auch die wahre, echte, ſtumme Ergriffenheit. Jetzt hat unſere Truppe im Londoner Oſtend geſpielt. Ein Erfolg! Poppy wäre auf ein Haar mit nach London, aber dann hat Mama ſich in der letzten Minute den Fuß verſtaucht, und da ſind ſie zu Hauſe geblieben."

„Wollen wir ihnen zuſammen ein Telegramm ſchicken?" ſagte Erich hingeriſſen. Erſt als er das Geld ausgeben wollte, fiel ihm ein, daß er jetzt die Pflicht habe, jeden Pfennig umzudrehen. „Oder ein Kollektivbrief, das iſt beſſer," berichtigte er ſich. „Was für Stücke ſpielt ihr?"

Dina erzählte, daß ihr Spielplan ſehr bunt ſei. „Von Shakeſpeare bis Viktor Hugo, von Kalidaſa bis zu Maeterlinck."

„Und ſo etwas verſteht bei euch das Volk? Das iſt ja unglaublich!" ſagte Erich.

Aber Dina lachte ihn aus. „Da ſieht man euch, ihr exkluſiven Europäer! Ihr tut immer, als wäre das Volk eine Herde Schafe, die nicht wiſſen, daß das Gras grün iſt. Ein Schulmeiſter muß kommen und es ihnen ſagen! So was gibt's drüben bei uns nicht. Wir wollen ja nicht belehren, nur erfreuen. Poeſie iſt keine Wiſſenſchaft. Ohne Leſen und Schreiben zu können, kann man ſich an der Kunſt entzücken."

„Oho!" machte Erich. „Das glaub' ich doch nicht."

Da rief ſie ihn lachend: „Bildungsphiliſter!" daß er beinahe gekränkt ward. Aber es kam nicht dazu, es ward ſchnell gut gemacht. „So viele Grüße ſoll ich beſtellen," ſagte Dina ablenkend. „Mama beſonders iſt dir ſehr gut, Erich, und Großmama Birch, aber die haben wir leider verloren." Und ſie erzählte, wie unnötig ſie geſtorben war, denn ihre Geſundheit war erſtaunlich, und ſie wäre gewiß hundert Jahre alt geworden. Da iſt ſie durch einen Unglücksfall auf dem Meer umgekommen. „Ein Zyklon packte das Segelboot, und alle ſechs Inſaſſen ertranken."

„So kennt ihr nicht einmal ihr Grab?" ſagte Erich teilnehmend.

„Poppy ſagt: Wir haben ihr Grab nicht, wir haben ihr Leben. Und das iſt mehr. Großmamas Zimmer iſt unangerührt. All ihre Sachen, wie bei Lebzeiten. Und an ihrem Geburtstage und zu allen Feſten tragen wir Blumen hinein. Die Stube heißt ‚Großmamas Leben'."

Erich und Antonie blickten ſich an. Mit etwas trockener Stimme ſagte Erich: „Sehr hübſch, gewiß, wenn genügend Platz daiſt." Er dachte: Nach Mama fragt ſie nicht.

Und Dina fragte wirklich nicht nach Frau Hetebrink. Aber Antonie erzählte dann, daß auch ſie einen ſchweren Verluſt erlitten und ſo weiter.

Da errötete die Schauſpielerin. „Du hatteſt ſie ſehr lieb, nicht wahr, Antonie?"

„Selbſtverſtändlich, Dina!"

Das Geſpräch ſchweifte ſo hin und her.

„Ihr ſeid alſo alleſamt fürchterlich rot," ſagte Erich nachdenklich.

„Und wie kann man anders ſein?" fragte Dina ſchnell, „ihr ſeid doch nicht etwa ſchwarz?" und ſie lachte.

„Schwarz? Na, aber hör mal, beleidige mich nicht!" Erich begann von ſeinen Kämpfen zu erzählen. „Wir ſind nicht kirchlich getraut, die Kinder ſind nicht getauft, aus der Kirche bin ich ausgetreten."

„Ja," ſagte Antonie, „wir haben es ſchwer, liebe Dina." Es klang Angſt aus ihren Worten, und ihre Züge wurden ſehr ernſt.

Dina blickte verwundert auf. „Schwer, weil ihr Freidenker ſeid? Wirklich? Iſt hier jetzt ſolche Zeit?"

„Du lieſt doch die Zeitungen drüben," ſagte Erich.

„Ich leſe wenig Zeitungen. Übrigens, in Frankreich ..."

Erich ergriff leicht ihren Arm und ſchüttelte ihn. „Wir ſind nicht in Frankreich, wir ſind in Deutſchland, du!"

„Ja," ſagte Dina unbedenklich, „warum geht ihr nicht weg?"

Aus Erichs Auflachen, in das ſich ein Ausruf Antonies miſchte, klang beinahe Zorn. „Ihr habt die deutſche Heimat aufgegeben, das kann nicht jeder."

„Ja, wir ſind vaterlandsloſe Geſellen!“ lachte Dina ſpöttiſch.

Erich wurde hitzig, ſeine Augen röteten ſich. „Nee du, da kann ich nicht mit! Solch eine Gleichgültigkeit geht über alle Bäume!“

Und Antonie faßte nach Dinas Hand. „Gott, ſag mal, habt ihr, haſt du niemals Heimweh nach Hamburg gehabt?“

„Niemals,“ ſagte Dina.

Erich ſprang auf. „Das iſt ein Mangel! Das geht dir ab! Du haſt ſo viel voraus vor uns. Aber du haſt kein Vaterland!“

„Die ganze Erde!“ ſcherzte Dina mit ausgeſtreckten Armen. „Eure Liebe hört an der Grenze von Deutſchland auf, meine wandert um die Erdkugel mit Welle und Wind.“

„Das hört ſich nach etwas an, iſt aber nur eine Phraſe!“ rief Erich, „nein! Deutſchland, Deutſchland über alles!“

„Das ſingt jeder von ſeinem Land, Erich, die Völker von allen Farben.“

„Und ſo ſoll es ſein! Und ſo iſt es gut!“ Er ſchlug auf den Tiſch.

„Nein, wahrhaftig, ſo ſoll es nicht ſein! Denn ſo iſt es ſchlecht!“ Und Dina ſchnellte in die Höhe.

Sie maßen ſich einen Augenblick. Vor Dinas ſtrahlenden Augen ſenkte Erich die ſeinen. „Nichts für ungut,“ ſagte er, „du gehſt mir viel zu weit.“

Antonie trat ängſtlich hinzu. „Ihr werdet euch doch nicht ſtreiten? Dina iſt nur heute hier.“

„Und morgen noch,“ ſagte Erich. „Nein, wir kommen niemals zuſammen! Gib mir wenigſtens deine Hand, Dina, daß du mir nicht böſe biſt.“

„Wunderlicher Menſch! Wieviel weicher du geworden biſt!“ lächelte Dina.

„O, das iſt nur heute ſo, wir haben nicht jeden Tag Sonntag,“ bemerkte Antonie dazu.

„Frau! willſt du mal!“ Erich drohte mit dem Finger. „Ich hab' mich übrigens lange mit der Behörde herumgevaukt, Dina. Denk dir, daß man noch immer einen Eid leiſten muß, um Hamburger Bürger zu werden!“

„So? ich dachte, das Bürgerrecht hängt vom Einkommen ab,“ ſagte Dina.

„Natürlich …“ begann Erich.

Dina lachte klingend auf. „Das ſollte Franz hören! Natürlich! So etwas Unnatürliches nennſt du natürlich!“

„Wollt ihr nicht lieber etwas anderes ſprechen?“ begütigte Antonie.

„Nein, ich ſpreche von dem Schwur …“

„Alſo mußteſt du verzichten, trotzdem dein Einkommen ſtimmte? Und das tut dir weh?“ forſchte Dina lebhaft.

Erich erzählte, wie ihm Max Heſſe die Sache ſchließlich klar gemacht. Er hatte ſchwören müſſen, um die Abſchaffung dieſer veralteten Maßregel durchzuſetzen, ſobald er gewählt würde.

„Ja, ſo machen es die Sozialdemokraten auch,“ ſagte Dina. „Revolution mit Hilfe der Regierung.“

„Bitte, jetzt hören wir auf!“ und erboſt hielt ſich Erich die Ohren zu. Antonie aber umſchlang Dinas geſchmeidige Schultern und ſagte halb bewundernd, halb widerwillig: „Gott, weißt du, ſo eine rechte Frau biſt du doch eigentlich gar nicht.“

Erich lief im Zimmer auf und ab. Immer, wenn er in den Winkel kam, wo das dicke Lieschen mit den Klötzen baute, blieb er ſtehen, ſtarrte gedankenlos auf den Boden, das kauernde Kleine, das Häufchen Würfel und kehrte dann mit einer plötzlichen Schwenkung um. „Weißt du, Dinchen, wir haben übrigens einmal Theodor Storm beſucht!“ platzte er heraus.

Mit Dina ging eine Veränderung vor. Aus der Verteidigungs- und Angriffsſtellung glitt ſie in volle Sympathie hinüber. Sie ließ ſich lang und eingehend erzählen, und dann ging Erich und brachte den Band des „Lebensarchivs“ und las alles noch einmal ausführlich vor. Mit ſtrömenden Augen hörte die Schauſpielerin zu. Die Kartoffelkomödie begeiſterte ſie auch.

„Und nun haben wir ihn nicht mehr,“ klagte Antonie.

Dina ſtrich ihr über die Hände. „Wir haben ihn immer! immer!“

Antonie blickte ſie an: „Weißt du nicht, ein Jahr darauf iſt er geſtorben.“

Und Dinchen: „Ja, was man im gemeinen Sinne ſterben nennt. Aber eigentlich — wer iſt Lebendiger als die Toten?“ Und ſie begann zu ſprechen von den Langverſtorbenen, die all die Stücke geſchrieben, die ſie auf ihrem „Sozialen Theater“ ſpielen. „Ihre Hand führt die Hände unſerer Maſchiniſten, daß ſie die Kuliſſen aufſtellen und die Lampen anzünden. Ihre längſt vermoderte Hand! Ihre Stimme ſpricht aus meiner Stimme und aus der Stimme der anderen Darſteller. Ihre längſt verhallte Stimme! Ihre Feuerſeele beſchwingt die unſere, verwandelt uns in die von ihr geſchauten Bilder, bewegt durch uns Tauſende von Lebenden zur Entzückung und zu Tränen, reißt ſie zu Taten der Begeiſterung und entflammt ſie zu heiligem Kampfe für das Große!" Dina war blaß geworden, ihre Augen, groß offen, zeigten das Weiß unter der dunklen Iris; ihr Geſicht mit den geblähten Nüſtern, mit wie von einer inneren Glut kniſterndem, ſich ſträubendem Haar hatte ſich gänzlich verwandelt. So mochte ſie auf der Bühne ausſehen.

„Willſt du mir das in mein Lebensarchiv ſchreiben?" fragte Erich mit ſchwerer Zunge.

Und dann wollte er Theodor Storms Gedächtnis trinken. „Denn er iſt es doch, der uns wieder geeint hat. Wir haben keinen Weinkeller, aber doch ein paar Dutzend Flaſchen für beſondere Gelegenheiten. Rüdesheimer oder Griechenwein — was ziehſt du vor?"

„Sodawaſſer," lächelte Dina, „ich trinke keinen Wein."

Erich und Antonie entſetzten ſich. „Wie kann man denn mit Waſſer! Da liegt doch gar kein Sinn drin! Und eine Künſtlerin? Waſſer iſt vollſtändig unkünſtleriſch," behauptete Erich. Selbſt Antonie bemühte ſich, ſie zu überreden: nur ſo zum Anſtoßen.

Und als alles nichts half, ſchalt Erich auf die Amerikaner und trank Antonie zu; Dina mit ihrem Waſſerglaſe war gleichwohl die beredteſte und begeiſtertſte, und gerade das war Erich unbehaglich. „Du biſt doch wahrhaftig nicht nüchtern, wie kannſt denn du ein Apoſtel der Nüchternheit ſein!" murrte er.

Dina hob das Waſſerglas: „Auf den Rauſch ohne Wein! Stoßt an!" Antonie tat es. Erich zog ſein Glas zurück: „Mich hat das Leben ernüchtert, ich hab' den Wein nötig, wenn ich mal aus mir heraus will."

„Aber jetzt iſt es genug." Antonie ſtellte die Flaſche beiſeite. „Ich brauch' ihn auch nicht. Wenn ich an etwas Schönes denke, dann ..." Die Frauen ſchüttelten ſich die Hände.

⁂

Es war ſpät nachts, als Erich Dina nach Hauſe, das heißt in ihr Hotel, begleitete. Da es dunkel war, nahm ſie ſeinen Arm, doch konnten ſie nicht im Schritt gehen, jeden Augenblick kamen ſie heraus. Dina lachte auf und ließ ihn los. „Ich glaube, es geht nicht anders. So nebeneinander iſt es auch ſehr nett."

„Ja," ſagte Erich, „das ganze Leben liegt dazwiſchen." Er ſeufzte ſchwer auf. Jetzt, wo der merkwürdig ſchöne Tag vorbei war, legte ſich wieder das Bleigewicht der Wirklichkeit auf ſeine Seele. Er begriff kaum, wie er hatte heiter ſein, alles für einige Stunden hinter ſich werfen können. Plötzlich überfiel ihn der unbezwingliche Wunſch, Dinchen alles zu erzählen. Und während ſie unter den halb entlaubten, kaum beleuchteten Alleen nebeneinander gingen, begann er unvermittelt: „Mein Haus, meine Frau, meine Kinder, alles hat dir gefallen, und du haſt für alles ein freundliches Wort gehabt. Ich danke dir dafür. Du weißt, ich kann keine großen Redensarten machen. Aber du weißt, von früher her ..."

„Ja," ſagte Dinchen warm, „ja, lieber Erich." Sie faßte nach ſeiner Hand, und er preßte die ihre, ihm ſprangen die Tränen in die Augen, aber die ſah ſie nicht. Sie fühlte ſich nur froh in ihrem überquellenden Gefühl, und ſie mußte das in Worten ſagen. „Eigentlich iſt es doch wunderſchön, ſo nach zwanzig Jahren ſich wiederzuſehen und zu finden, daß das Beſte unverloren iſt."

Er nickte ſchwer, ſeine Schultern bebten mit dabei: „Du haſt das ausgeſprochen, was mir dieſen Tag zu einem hohen Feſttag gemacht hat, und morgen hoffentlich noch ſo einen — aber, wenn du denkſt, daß mein Leben geſichert iſt, daß ich eine glückliche ſorgenfreie Exiſtenz vor mir ſehe — wie es den Anſchein hat ..." Seine Stimme ſchwankte, er blieb ſtehen und ſagte halb flüſternd, ſcheu und heiſer: „Dinchen, ich habe meine Stelle verloren, und Antonie weiß es noch nicht! Gerade geſtern! Erſt geſtern!"

Beſorgt über ſeinen Ton und ſein fühlbares Zittern hängte ſich Dina wieder an ſeinen Arm. „Lieber Erich! Mein alter groß Erikus! Weißt du noch? Was iſt denn dabei ſo Fürchterliches?" ſagte ſie mit ihrer tiefen, weichen Stimme, „erzähl doch einmal!“

Und er erzählte. Ein ſüßes, ſeltſames Gefühl überkam ihn; während er ſprach, zu ihr ſprach, die da jetzt zutraulich an ſeiner Seite entlang glitt, manchmal lebhaft einfiel, manchmal Ausrufe des Zornes dazwiſchenwarf, wurde das Dunkle lichter, das Unerträgliche leichter, alles gewiſſermaßen etwas Ferneres, Fremderes, das weniger augenblickliche Macht über ihn beſaß, als dieſe Frau an ſeiner Seite, die weder ſeine Gattin noch ſeine Geliebte, weder ſeine Mutter noch ſeine Schweſter war, und die doch alles zugleich zu ſein ſchien, und von der eine unbegrenzte, warme Güte, eine freudige Sicherheit ausging, ſo daß es ihm war, als führe ſie ihn, als lehne er ſich an ſie, als leite ſie ſeine ſuchenden Tritte auf dem dunklen, unbekannten Wege. Was ſie aber ſagte, klang unverſtändig, ſo als begreife ſie nichts von der Wirklichkeit, nichts von dem realen, groben, einfachen Leben, nichts von der Welt, in der er lebte.

„Warum biſt du eigentlich ſo traurig, mein alter Erich? Biſt du nicht derſelbe Menſch wie geſtern? Wie kannſt du von deiner ſüßen, reizenden Frau denken, daß irgendein Kind ihr lieber ſei als du ſelbſt? Du warſt doch eher da als das ſüße, kleine Kind!? Und wenn es ſo etwas Schreckliches iſt, Kaufmann zu ſein, wie ich auch immer gedacht habe, warum willſt du nicht was anderes werden? Warte mal, ſei ſtill, ich muß nachdenken! Kannſt du nicht vielleicht Gärtner werden? Du verſtehſt dich ſo gut auf die Blumen. Wenn du nun Roſengärtner würdeſt. Ordentlich ſo in Roſen ſchwelgen — was für ein ſchöner Beruf! Möchteſt du das nicht? Und wie gut für die Kinder. Eure kleine Agnes würde gewiß dabei geſund. Roſenduft iſt etwas ſo Herrliches! Geht doch fort aus dieſem grauen, kalten Regenloch, wo die Sonne nur alle acht Tage ſcheint, kommt mit hinüber und fang da bei uns eine Roſenzucht an! In deinem Garten werden die Kolibris bauen, ſie weben ſo wundervolle Neſtchen! Was wirſt du für Augen machen! Um Kolibris fliegen zu ſehen, lohnt es ſich ſchon, ſolch eine Reiſe zu machen.“

Erich lachte wider Willen über ihre kindiſchen Vorſchläge. Er widerſprach ihr kaum, er lachte nur. „Du biſt ſelber ein Vogelmenſch, Dina.“

„Ja,“ ſagte ſie erfreut, „das mag wahr ſein. Aber du ebenſogut, wenn du nur willſt. Wir haben alle Flügel!“

Das riß ihn fort. Er ſagte ſogar: „Sehr hübſch. Nur, mit weſſen Gelde? Dazu braucht man höchſtwahrſcheinlich Geld.“

„Du verkaufſt das Haus, und dann haſt du ja Geld, Erich. Und wenn es nicht genug iſt, wirſt du ſchon irgendwie etwas bekommen.“

Sein Lachen verſtummte jäh. „Vielleicht ſo wie Robert? Auf die Art, durch Straßenbettel. Weißt du, daß er in San Francisco als Vagabund geſtorben iſt?“

Dina drückte ſeinen Arm. „Lieber Erich, laß. Wie kannſt du dich mit Robert vergleichen!“

„So? Bin ich endlich gerechtfertigt in deinen Augen?“ brach er aus. Er wartete auf ihr „Ja“, aber ſie ſchwieg.

Nach einer langen Pauſe ſagte ſie ſehr weich: „Das war eine Seele ohne Groll. Seine letzten Worte waren Grüße an dich.“

Er ſtutzte. „Ach du, Worte ſind ſo billig! Übrigens — woher weißt du das?“

„Ich habe ihn — dort beſucht. Im Spital.“

„Du?“ Sein Arm begann zu fliegen. „Hm — das war ja ſehr — ſehr viel von dir — das —“ Seine Bruſt arbeitete ſchwer. Dann lachte er auf. „Da quält man ſich Jahr für Jahr, etwas zu ſein, etwas zu leiſten, und ſchließlich — wer hat jemals mit mir Mitleid gehabt? Zuletzt iſt der Vagabund, der auf der Straße ſtirbt, noch zu beneiden.“

Sie gingen ſchweigend eine weite Strecke. Das Straßenleben war verſtummt, der Wind ziſchte hörbar um die verſchlafenen Mauern. Dina hielt den Hut mit der Hand. Sie ſtreifte zuweilen mit einem Blicke Erichs hagere, etwas vorgebeugte Geſtalt, das Profil mit den langen Linien, ſie fühlte den knochigen Arm in dem ihrigen. Es wurde ihr traurig zumute, ſie wollte gern etwas Tröſtliches ſagen. „Hätt' ich jetzt freies Geld ſtatt des Theaters, dir wäre ſofort geholfen,“ ſeufzte ſie.

Aber er widerſetzte ſich heftig. Von einer Frau würde kein anſtändiger Menſch Geld annehmen. Das ſei vielleicht möglich in ihrer Schauſpielerwelt, er aber ſei noch nicht ſo tief geſunken und hoffe auch, nie ſo tief zu ſinken. Dann beſann er ſich, daß der Streit müßig war, und wurde wieder verſöhnlich. „Wenn ihr doch alles in eure Theatergründung geſteckt habt.“

„Ja,“ ſagte Dinchen mit einem komiſchen Seufzer, „wir ſitzen ſogar in Schulden, aber uns hindert das nicht, vergnügt zu ſein.“

„Ach, ihr, Vogelvolk! Wie ſolltet ihr nicht obenauf ſein! Mit Geld läßt ſich vieles machen, mit Talent auch etwas — mit Talent und Geld zuſammen kann man alles,“ nickte er ſtill.

„Aber ſolch ein Gärtnertalent, wie du haſt, Erich.“

Er lachte nicht mehr. Schwerfällig ſagte er: „Ja, das iſt doch wohl nur dein Scherz, Dina. Jetzt in meinem Alter — mit grauen Haaren — ohne Vermögen — mit Familie — meine etwaigen Talente ausbilden, um davon zu leben — es iſt ja nicht das Reden wert.“

Dina verteidigte ſich. „Ich habe an Chryſander gedacht, haſt du nicht von dem gehört? Der lebt ja hier ſogar. O, Erich, was für ein wundervoller Menſch! Das iſt, als wenn man jemand mit zwei Händen zugleich zwei Meiſterwerke vollbringen ſieht!“ Und da Erich ſchwieg, fuhr ſie fort, von Chryſander zu ſprechen. „Obſtkulturen — die herrlichſten Früchte zieht er, und dabei die großartige Händelausgabe! Um den Händel herausgeben zu können, hat er die Obſtkulturen angefangen. Und nun iſt beides gleich wunderbar gediehen.“

„Jeder kann nicht jedes,“ murmelte Erich.

Aber Dina empfand die Traurigkeit nicht, die in ſeinem Ton lag. „Du könnteſt dich ja mit aller Kraft auf eines werfen, Erich! Wenn nicht Roſen, dann vielleicht Orangen und Zitronen. Mit ihrem goldigen Grün, mit ihren ſchimmernden Bällen — was gibt es Schöneres!“ Und ſie begann halblaut mit lockender Stimme zu ſingen: „Kennſt du das Land —“

Erich hörte das Lied nicht zu Ende, es tat ihm weh, und er unterbrach ſie. „So wenig ich den Händel herausgeben kann, ſo wenig kann ich Gärtner werden! Noch dazu in Kalifornien! Nein,“ ſagte er, und ſeine Stimme bekam einen ehernen Klang, „ſelbſt wenn alles ſtimmte — eins bleibt immer unmöglich für mich wie für Antonie: aus dem deutſchen Vaterlande gehen wir nicht.“

„In welchem Lande wird zuerſt die neue Menſchheit wohnen?“ ſagte Dina halb zu ſich ſelbſt mit ihrem tiefen Bruſtton. Und ſie wandte ſich lebhaft zu Erich: „Koloniſten für irgendein Freiland, das müßt ihr ſein! Bleib nur feſt! Die Zeit kommt! Nur nicht nachgeben! Nur ſich nicht unterjochen laſſen, Erich!“

Ihr Anruf fuhr ihm durch alle Glieder, aber er fühlte ſich müde. Warum iſt es dieſe, die ſo ſpricht? Warum ſagt Antonie: Gib nach! Und dieſe ſagt: Bleib feſt!

Und er begann ſeinen ſinkenden Mut vor der Schauſpielerin zu rechtfertigen, als wäre es ſeine Überzeugung, daß man nachgeben müſſe; mit demſelben Eifer ſuchte er ſie zu überzeugen, den er gegenüber Antonie aufgewendet hatte, um ihr zu beweiſen, daß man feſt bleiben müſſe. „Man will ſchließlich nicht zwanzig Jahre umſonſt gearbeitet haben,“ ſagte er, und ſeine Worte ſchienen ihm dieſem unpraktiſchen Frauenweſen gegenüber plötzlich nicht mehr ungeheuerlich, ſondern vernünftig und begründet. „Oder kennſt du jemand, der von Heuſchrecken und wildem Honig lebt, wie der Täufer in der Wüſte?“ fragte er ſcharf. Und es machte ihn böſe, als ihm Dina antwortete, daß ihr Bruder Franz, der Redakteur der Arbeiterzeitung, wie ein Arbeiter lebe, und er rief trocken: „Nun, guten Appetit!“

Sie ſchieden etwas kühl voneinander. Und als Erich nach Hauſe kam, ſetzte ihn Antonies Begeiſterung für Dina faſt in Verlegenheit. Er machte große Augen, als die gute Antonie ihm ihren herzlichen Wunſch entwickelte, Dina in Hamburg zu feſſeln.

„Sie müßte Profeſſor Ehrenpfort heiraten, und wenn ſie dann auch hier in Burgfelde wohnten und ihre Kinder mit unſeren Lütten zuſammen ſpielen könnten — wäre das nicht ſüß, Erich?“

Das aber war doch zu toll für ihren Mann. „Was? Mich ſogar hat ſie nicht wollen und ſollte ſich mit dem geräucherten Hering begnügen? Du biſt wohl ſchon im Schlaf, Anton!“ brummte er in ihre Hausmuſik hinein.

Und dann kam wieder die Nacht, die traurige Nacht, und Erich Hetebrink kämpfte von neuem mit den Gedanken an Selbſtvernichtung. Damit Antonie und die Kinder in den guten, angenehmen, bequemen Verhältniſſen bleiben können; damit die Kleinen ordentliches Eſſen und Trinken und gute Luft und reine Wäſche haben wie bisher! Aber als es Tag ward, befiel ihn eine heftige, unerklärliche Sehnſucht nach Dinchen Poppinga, und er ging den Weg bis zur Straßenkreuzung hin und her, hin und her, bis ſie endlich auftauchte und er ſie ſiegreich ins Haus hereinholen konnte.

Noch lauter und lachender verlief dieſer zweite Tag. Erich, Antonie und Ebba ſaßen und ſtanden mit heißen Ohren um die Beſucherin herum, von der eine Art Lebenstrunkenheit auf ſie hinüberſpielte und erhöhte Lichter auf alles warf. So, als wäre ihr Haus hübſcher, ihr Blumenflor leuchtender, die Kinder zierlicher, und als liebten ſich alle zärtlicher als zuvor. Dina deklamierte auf deutſch, engliſch und ſpaniſch, im „Sozialen Theater“ ſpielte man in dieſen drei Sprachen. Als ſie beiläufig erwähnte, daß ſie auch ſingen könne, baten ſie ſtürmiſch um ein Lied. „Welches?“ fragte ſie bereitwillig. Und da ſie keine Antwort wußten, begann ſie plötzlich, mit blitzenden Augen aufſpringend, zu rufen: „Gut, ich will euch etwas vorſingen, was ihr noch nie gehört habt!“

Sie zog ſich die Nadeln aus dem Haar und ließ die krauſen, braunen Locken über Stirn und Schläfen fallen. Dann ergriff ſie das feuerrote Filzhütchen der kleinen Agnes, drückte es mit ein paar geſchickten Griffen zuſammen und ſchob es ſich mit den Locken auf den Hinterkopf hinauf. Den kurzen, braunen Lodenmantel über die Schulter geworfen, begann ſie zu marſchieren.

In ihrem Geſicht zuckten die Muskeln wild durcheinander, die Augen weiteten ſich; unerkennbar verändert, ſchmetterte ſie den zurückweichenden Hörern entgegen, während der ganze Körper den Takt ſchlug:

Chantons la Carmagnole!
Ça ira!
Ça ira!

Und ſang und tanzte und tanzte und ſang, daß die Locken ſauſten und aus den Gliedern Flammen zu brechen ſchienen, während das Triumphlied voll Jauchzen, Haß und Hohn das ganze Zimmer füllte, immer ſchneller, immer raſender, mänadenhaft, mit geöffnetem Munde, mit blitzenden Zähnen, mit rollenden Augen; die rote Mütze auf dem dunklen Haar über der weißen Stirn tauchte auf, ſchaukelte, glühte, ohne ſich zu verrücken, die Stimme rief, jubelte, hallte, drohte, triumphierte, eine grauſige Süßigkeit, ein ſpielendes Entſetzen, eine drohende, furchtbare und zugleich überwältigend ſchöne Wildheit jauchzte hier frei und feſſellos und unerhört wie eine blendende Feuersbrunſt; zu echt zur Abwehr, zu groß zum Widerſpruch, hinreißend wie ein Meeresſturm.

Als ſie den letzten Aufſchrei getan hatte und ſtillſtand, war ſie blaß, aber rote Schauer jagten ihr über das Geſicht, und ihre Lippen bebten.

Die drei Hörer klatſchten wie toll in die Hände, auf Antonies Backen brannten rote Flecken, Erich ſtarrte die Jugendfreundin ſprachlos an; das war nicht mehr ſie, die er gekannt und geliebt hatte, als ſie ganz jung, halbe Kinder geweſen; das war nicht dieſelbe, die geſtern abend ihm beruhigende, tröſtliche, halb törichte Worte geſagt, das war ein ſchöner, fremdartiger Geiſt, nicht Weib, nicht Mann, der etwas Verbotenes, etwas Gefährliches in ſein ſtilles Bürgerhaus hereinbrachte ...

„Was war das? Iſt das etwas ganz Neues, dies Singen und Tanzen zugleich?“ hörte er Antonies ſanfte, halb erſchrockene Stimme fragen.

Und darauf Dinas Auflachen. „Alſo wirklich nicht gekannt? Das iſt aus dem vorvorigen Jahrhundert. Die Carmagnole.“

„Wie kommſt du darauf, gerade *das* zu ſingen? Dieſes alte Lied? Begraben und vergeſſen!“ ſagte Erich, zu aufgeregt, um weiterzuſprechen.

„Du irrſt dich. Das letztemal, als ich es hörte, ſangen es dreißigtauſend Stimmen zugleich.“

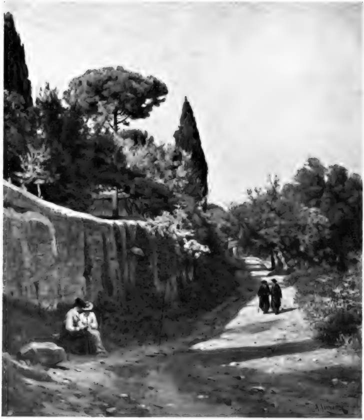
„Wo?“

„In Paris, auf der Straße!“

„Bitte, Erich, was iſt denn ungefähr der Inhalt?“ bat Antonie.

Niemand antwortete ihr.

„Was für Leute denn?“



Alfred Metzener: Mittag am Albaner See. (Italien 1902.)

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Franzoſen, Belgier, Italiener — die meiſten waren Ruſſen. Ich ſage euch, das klang!“

Erich griff ſich mit beiden Händen an den Kopf. „Dreißigtauſend?“

„Bitte, Dina, ich habe von den Worten nichts verſtanden, ſag mir doch —“ wiederholte Antonie voll Spannung.

Aber plötzlich faßte Erich ſeine Frau in die Arme. „Deutſche ſingen ſo was nicht. Beruhige dich, Anton. Die Worte tun nichts zur Sache ...“

„Es iſt ein Freiheitslied,“ ſagte Dina abbrechend, „kann ich, bitte, ein Glas Waſſer bekommen?“

„Singſt du das vielleicht auf dem Theater?“ forſchte Erich düſter.

„Ja. Die Rachel ſang die Marſeillaiſe. Ich ſinge die Carmagnole. Ich kann mein Publikum zum Raſen bringen, wenn ich ſie ſinge. Aber für deutſchen Geſchmack iſt das nicht.“ Die letzten Worte warf ſie hin, nachläſſig wie ſchlechte Kupferpfennige.

„Nein, wahrhaftig,“ ſagte Erich ſchnell.

Antonie aber machte ſich aus ſeiner Umarmung los und richtete ſich auf, ganz verwirrt und beſchämt für ihn. „Gott, nein, Erich, das find’ ich aber großartig von dir! Dina!“ — und ſie drückte und küßte ſie mit Bewunderung und Selbſtvergeſſenheit — „es war ganz wundervoll! Du haſt geſehen, wie ich geklatſcht habe? Iſt es wohl ſo eine Art Tarantella?“

„Ja!“ ſchrie Dina, „die Tarantella der Freiheit!“

Erich lachte zornig auf.

Aber Antonie wiederholte: „Hab vielen, vielen Dank! Du, Erich, könnte Dina uns nicht den Text davon auch in unſer Lebensarchiv ſchreiben? Das iſt doch mal was ganz Extraes, wenn es von ſo vielen Leuten jetzt geſungen wird.“

* * *

Dina war wieder abgereiſt. Erich hatte ſie an den Bahnhof begleitet, ſie wollte über Paris nach London zurück. Blumen und Schokolade hatte er ihr auf den Weg mitgegeben, und in ſeltſamer Aufregung und Wehmut hatte er ſie abfahren ſehen. Ihre überlegene Selbſtändigkeit kam ihm vor wie die frohe Zuverſicht eines Kindes, das nicht weiß, von wieviel Gefahren das Leben erfüllt iſt. Es erſchien ihm unglaublich, daß ſie ſo allein von einer Weltſtadt zur anderen reiſte, daß ſie öffentlich auftreten und eine wilde Menge begeiſtern würde. Er dachte, daß ihr Vater doch ein ſonderbarer Mann ſei, ſie ſolchen Beruf haben wählen zu laſſen, und daß ſie zwei ſchreckliche Strohmänner zu Gatten gehabt haben müſſe; zweimal geſchieden! Ihn ſchauderte. Nun war ſie ſchutzlos und meiſterlos. Gerade Frauen wie dieſe ſollten unter der feſten, eiſernen Führung eines ſtarken Mannes bleiben. Sie hat gefährliche Gaben und gefährliche Gedanken; ſie iſt ſelbſt in Gefahr, und eine Gefahr für ſchwache Seelen, dachte er mit angſtvollem Herzklopfen. Und er hatte großes Heimweh nach ihr.

Und Antonie hatte auch Heimweh nach Dina. In Tränen ſaß ſie da, als Erich kam, und weinte ihm entgegen, daß die arme Dina, ſo begabt und ſo berühmt, doch gar ſo verlaſſen und einſam ſei. „Nur glaube ich, Profeſſor Ehrenpfort, der hätte ſie am Ende gar nicht mal genommen,“ ſagte ſie treuherzig. „Vielleicht wenn er gehört hätte, zufällig, wie ſie ſang ...“

Aber dann redete ihr Erich wider Willen lachend aus, daß der gute konſervative Ehrenpfort durch den franzöſiſchen Freiheitstanz zu erobern geweſen wäre. Und er ſchüttelte ſeine Frau am Arm: „Was willſt du eigentlich immer mit dieſem Ehrenpfort? Ihr liegt eine Welt zu Füßen! Sie funkelt ja vor Glück, haſt du denn das nicht geſehen? Nein, du, um uns handelt es ſich, Anton.“

Da warf ſie ihm die Arme um den Hals und ſtammelte innig: „Ich beneide ſie nicht!“ Und als er dankbar ſeine bärtige Backe gegen die ihrige preßte, fuhr ſie fort: „Wenn nur mein Kind geſund wird, und wenn du dich nicht mehr ſo abzuquälen brauchſt.“

„Morgen,“ ſagte er, „morgen,“ die gefürchtete Frage abwehrend, „nein, bleib bei mir — die Kinder ſchlafen — ſolange wir noch — leben, bleibe. Komm.“

* * *

Brumm, der Kontorbote, hatte alles gut und richtig beſorgt. Die Sachen waren abends abgeholt worden, und nun ſtanden ſie bei dem Spediteur Egeling, bis entſchieden war, wohin ſie gebracht werden ſollten. Seit acht Tagen ſtanden ſie nun bei dem Spediteur, und Brumm erzählte ſeinem früheren Prinzipal, daß er ſelbſt den Platz im Lager ausgeſucht habe. „Beſonders für das ſchöne Pult. Man kann ja immer nich wiſſen, für wie lange das is, bis Herr Hetebrink was wiederhat. Unter zwei Monate nimmt Egeling nichts an, aber wir wollen man hoffen, daß es nich ſo lange dauert.“ Brumms breites, gutmütiges Geſicht mit dem Ausdruck ſorgenvoller Vertraulichkeit war gerade auf Erich gerichtet; ſo aufrichtig, ſo menſchlich einfach blickten ihn die kleinen, graublauen Augen an. Er ſprach nicht mehr zu ſeinem Herrn, er ſprach zu einem ſtellenloſen Familienvater, deſſen Lage er nur zu gut begreifen konnte. Erich aber erſchrak über dieſe Veränderung mehr, als er je geglaubt, daß er erſchrecken könnte. Er, der niemals den Herrn herausgekehrt gegen Untergebene, jetzt fühlte er ſich als Herrn, und ängſtlich wollte er ſeine Würde wahren. Es war ihm unlieb, daß er zu Brumm in die Wohnung gekommen war; unlieb, daß er ſich auf ein längeres Geſpräch mit ihm eingelaſſen, am ſchlimmſten aber traf es ihn, daß er nicht augenblicklich dieſe, wie es ihm ſchien, plumpe und unerwünſchte Vertraulichkeit mit einer kurzen Nachricht über eine neue Tätigkeit abſchneiden konnte.

„Sonſt nichts vorgefallen?“ kam es ihm unwillkürlich auf die Lippen, die alte, täglich mehrmals wiederholte Frage aus der Zeit, da er noch Brumms Vorgeſetzter geweſen.

„Nee,“ ſagte Brumm, „nee, Herr Hetebrink,“ und auch er ſprach plötzlich wieder in dem alten Dienerton, „bloß der junge Herr is nich ganz recht, der wär’ dabei auf en Haar zu Malör gekommen. Wie wir geſtern die letzte Hand an Herr Hetebrink ſein Privatkontor gelegt haben, da ſollte ja nu der neue Armſtrong verſchoben werden, und der junge Herr will ja nu überall dabei ſein. Aber der Armſtrong — das is’n banniges Gewicht, wiſſen Sie woll, und da fehlte nich viel, denn wär’ der junge Herr da untergekommen. Na, er kam gleich wieder hoch. Aber heute is er nich in’ Kontor geweſen. Na, das heißt nicht viel, geſtern Abend war Herrenabend im Hamburger Hof — da war er anweſend und hat’n büſchen reichlich …“ Brumms letzte Worte und die begleitende Gebärde bewieſen, daß er wieder aus der Rolle gefallen, und daß es für Erich Zeit war, das Geſpräch zu beenden.

„Das geht weder Sie noch mich an, Brumm,“ ſagte Erich kopfſchüttelnd. „Den weiteren Transport wird Egeling beſorgen, darum bemühe ich Sie nicht. Leben Sie wohl.“

Und er gab ihm mit kaltem Geſicht ein blankes Zehnmarkſtück zum Abſchiede, obwohl er von nun an jeden Pfennig umdrehen mußte, ehe er ihn ausgab. Das ſchien er ſich ſelber ſchuldig. Und es freute ihn, als auch Brumms Geſicht kalt und höflich ward und der graue Kahlkopf ſich vor ihm tief verbeugte.

* * *

Da Erich regelmäßig wie früher ausging, ſo gelang es ihm, ſeiner Frau fünf Wochen lang ſeine ſchreckliche Lage zu verbergen. Er hatte ſich vorgenommen, die ganze Unruhe allein zu tragen, denn wußte Antonie auch, wie es um ihn ſtand, ſo mußte die Laſt verdoppelt auf ihn drücken. Oft in den ſchlafloſen, angſtvollen Nächten ſagte er ſich bitter, daß dieſes Verbergen ſeiner Sorgen nun ſchon von Jugend auf ſein Los geweſen ſei, und daß er eigentlich Übung darin haben müßte. Und er zürnte ſich ſelbſt, daß er zuweilen Antonie gegenüber die Geduld verlor und über eine kleine Verfehlung der ſtillen, muſterhaft artigen Kinder hart ſchmälen konnte. Sie blickte ihn dann ſo erſchrocken, ſo bittend und fragend an und wandte ſich ſo enttäuſcht von ihm, wenn er in einen gewaltſamen Scherz einlenkte. Sobald er zu Hauſe war, ſah ſie ihn am Schreibtiſch ſitzen, und es demütigte ſie, daß er ſo mit Qual in den Augen und hohlen Backenknochen für ſie und die Kinder arbeitete, wie ſie glaubte. Er ſchrieb Briefe um Briefe, trug ganze Stöße von Briefen ſelbſt auf die Poſt; das ängſtigte ſie auch, denn er hatte, ſoviel ſie wußte, nie mit der Geſchäftskorreſpondenz zu ſchaffen gehabt.

„Iſt euer Korreſpondent krank?“ fragte ſie eines Abends, als ſie ihm gute Nacht ſagte, in unbezwinglicher Unruhe.

„Wieſo?“ gegenfragte er zerſtreut mit gehobener Feder.

„Weil du ſo viele Briefe ſchreibſt, mein' ich.“

Er ſagte ihr, man müſſe neue Geſchäftsverbindungen anknüpfen — irgend etwas Ausweichendes. Sie blieb ſo vor ihm ſtehen, abgefertigt und unſchlüſſig, ob er nichts mehr ſagen würde, ob er nicht ſelbſt „davon“ anfangen würde. Aber er ſchrieb ſchon wieder, ganz als ſei ſie bereits fortgegangen.

„Lieber Erich, hör mal, ich wollte dich fragen — entſchuldige, daß ich dich unterbreche —, wie findeſt du unſere Agnes?“

„Ganz gut,“ ſagte er mechaniſch, ohne den Kopf aufzuheben.

„Erich!“ rief ſie und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Hat er denn nein geſagt?“ Ihr Schrei, gedämpft wie er war, klang ſo aus tiefſter Herzensnot, daß ihm darüber die Feder halb entglitt und einen langen, ungeſchickten Querſtrich über den Brief zog. Er hob den ſchon auf drei Seiten gefüllten Bogen von der Unterlage und drückte ihn heftig zu einem Ball zuſammen, den er in die Zimmerecke warf.

„O Gott, nun hab' ich dir noch deine Arbeit verdorben!“ ſtöhnte ſie auf und ſchlich weinend aus dem Zimmer.

Er aber ſaß, als ſie fortgegangen, kraftlos vor dem Tiſch, mit hängenden Armen, mit geſchwollenen Augen, unfähig, auch nur noch eine Zeile zu ſchreiben. Den verdorbenen Brief noch einmal zu beginnen, dazu fühlte er ſich nicht imſtande. Ein Brief mehr oder weniger, ein Verſuch mehr oder weniger — was lag daran! Es waren ja alle Briefe, alle Bemühungen, alle Verſuche fruchtlos geweſen. Seit er ſelber eine Stelle nötig hatte, war ihm der Einblick in das Elend der Stellenloſen in einem Umfang aufgegangen, daß ſein Mut gebrochen am Boden lag. Keine Arbeit! Der Hungerſchrei der Maſſen widerhallte in ſeinem Ohr, und ſein banges Herz ſchrie mit: „Keine Arbeit!“

Er ſtand auf und verſchloß ſeine Tür. Dann zog er aus der Bruſttaſche ein Zeitungsblatt mit einer blau angeſtrichenen Stelle. „Änderungen im Handelsregiſter.“ Mit tief hängenden Mundwinkeln und brennenden Augen las er die inhaltsſchweren Worte: die Firma Gottfried Aloys Schäfer u. Ko. war im Handelsregiſter gelöſcht und dafür die Firma Gottfried Aloys Schäfer u. Sohn eingetragen worden. Weiter nichts. Nur die zwei Buchſtaben gelöſcht, die in dieſer reichen Verſammlung ihn bedeutet hatten. Nur er geſtrichen, entfernt, ausgelöſcht. Nur ſeine Zukunft vernichtet, ſeine Gegenwart gefährdet, ſeine lange Arbeit in der Vergangenheit zum Unſinn geworden. Es ſtand gedruckt. Es ſtand überall zu leſen. Es war Wirklichkeit. Und irgendeine „freundliche Seele“ hatte ihm dieſes Blatt heute morgen ins Haus geſchickt. Wer hatte das getan? Vielleicht Piet? Vielleicht der Gymnaſiallehrer Ehrenpfort? Vor Antonies Augen hatte er das Blatt entfaltet und die blau angezeichnete Stelle erblickt. Und er war nicht geſtorben vor Schrecken. Er hatte ſich — beherrſcht. An der Börſe wußten es ja längſt alle, die Bekannten auf der Straße grüßten ihn nicht wie ſonſt, ſo ſchien es ihm, ſogar dieſer Onkel Mary hatte eine ſonderbare Miene aufgeſetzt, ſo gekünſtelt wehmütig, ſo ſchadenfroh-mitleidig, obgleich die Sache nicht zwiſchen ihnen beſprochen ward. Und daß dieſe plötzliche Trennung vielleicht ſogar ein bedenkliches Licht auf ihn werfen konnte — wer begriff das nicht? Untreue, Unehrlichkeit im Geſchäft — war das etwas Seltenes? Selbſt langgediente Leute verloren die Beſinnung, wie dieſer korrekte, unglückſelige Lauenſtein es nur zu wahr geſchildert und an ſich ſelbſt erfahren. Das verräteriſche Gold, der alte Drachenhort, der Fluch der Menſchheit! Wie klug die alten Völker waren, wie weiſe unſere Vorfahren, die ſo in ewigen Märchenbildern die Macht aus der Tiefe, die verderbende, niederziehende, kriegentfachende Macht des Goldes geſchildert!

In dem einſamen Manne am Schreibtiſch wachte die ganze Romantik der Jugend wieder auf. Und die Angſttropfen auf ſeiner Stirn wurden kalt, und ſeine ſtarren Augen blickten in die ſagenferne Vergangenheit in unſäglicher Bewunderung und Sehnſucht. Damals! ja damals! Sie nahmen den Nibelungenhort und warfen ihn in den Rhein! Sie legten ihn nicht in Papieren an, ſie ſpekulierten nicht damit an der Börſe, ſie warfen ihn fort, tief, tief ins Waſſer hinein. Nicht ſollte der Menſch am Gelde ſterben, verderben. Der Menſch galt, nicht das Geld. Wie groß ſie damals waren, die

Menſchen, ehe das Geld zu herrſchen begann und alle zu Sklaven machte, die Beſitzenden und die Beſitzloſen. Wer damals gelebt hätte, zu jener morgenfriſchen, großen Zeit! Wie ein Schwindel überkam es ihn, und er fühlte: ja, er hatte damals auch gelebt, er war mit dabei geweſen, als Hagen den Blutſchatz der Nibelungen in den Rhein verſenkte. Er war unter denen geſtanden, die ihm aus ernſter, treuer Mannesſeele recht gegeben hatten. Und wie oftmals er ſeit jenen Urtagen der germaniſchen Stämme auf der Erde wieder erſchienen, immer hatte ſich die beſondere Bauform ſeiner Atome erhalten, und zu allen Zeiten, in allen Geſtalten war er ein Bekämpfer des verderblichen Geldaufhäufens und ein ungeſchickter Erwerbsmann geweſen.

Er ſchloß die Augen und verſank in tiefe, geſtaltloſe Träume. Ja, träumen, das hatte er immer verſtanden, ſeit den Zeiten der Nibelungen. Aber dann ſchrak er plötzlich auf, beſann ſich, fühlte die Gegenwart und fühlte, daß er in dieſer Gegenwart eigentlich — ſo wie er war — nichts zu tun hatte. Seine Raſſe ſtarb aus, ſein Platz war ſchon beſetzt, als er geboren ward. Vielleicht der ſeines Vaters ſchon. Er war übrig, vollſtändig überflüſſig.

Und mit ſchwerem, langſamem Schritt ging er an den Schrank in der Ecke und entnahm ihm ein Käſtchen. Er hatte nie eine Waffe in der Hand gehabt — der Revolver ſtammte von Max Heſſe. Man mußte ſich erſt mit dem Mechanismus vertraut machen.

* *
*

Es klopfte an die Tür. Antonie rief. Es war Tag, und ſie wollte ihm ſchnell „Guten Morgen“ und „Adieu“ ſagen, ſie wolle ausgehen. Einen notwendigen Gang und ziemlich weit. Da Sonntag iſt, bleibt er ja zu Hauſe und ſoll, bitte, gleich nach klein Agnes ſehen, die heute nacht wieder ganz elend gefiebert hat. Das alles in atemloſer Eile, mit gepreßter Stimme.

„Ich komme gleich,“ ſagte Erich, das Käſtchen einſchließend. Aber ſie antwortete mit Haſt: „Adieu! adieu! Wenn du gerade beim Anziehen biſt, laß dich nicht ſtören. Ich habe Minna von allem Beſcheid geſagt.“

Es war unter ihnen Brauch, ſich Zettel und Briefchen zu ſchreiben, wenn ſie ſich nicht durch die Stimme erreichen konnten, und es wunderte Erich einigermaßen, daß ſeine Frau ihn im Weggehen auf das Dienſtmädchen verwies, ſtatt ihm einen Zettel durch die Türritze hereinzuſchieben. Wenn ſie wüßte, was ich weiß, dachte er, dann würde ſie wohl nicht gegangen ſein und mich allein laſſen mit dem Ding da im Schrank. Aber ſie denkt ausſchließlich an das Kind. Das muß wohl ſo ſein.

Ebba kam ihm im Eßzimmer entgegen und hängte ſich gleich in ſeinen Arm. „Lieber, ſüßer Papa, heute ſchenk' ich dir Kaffee ein, weil Mama aus iſt. Ich hab' alles wieder niedlich gemacht, ſieh mal! Ich warte ſchon lange.“ Sie zog ihn zu ſeinem Platz, vor ſeinen Teller, auf dem ein Sträußchen lag; ihr weiches, reines Geſichtchen war ein wenig gerötet, als ob ſie geweint hätte; die liebkoſende Stimme, der Antonies ſo ähnlich, war leiſe und geheimnisvoll gedämpft.

Sowie er ſich in den breiten hochlehnigen Stuhl geſetzt hatte, der ihm als Hausherrn gehörte, umfaßte Ebba ſeine Schultern und lehnte ihr luſtiges, hellblondes Haar an ſeinen Bart.

Dem Manne wurde wohl bei der zarten Berührung, und eine ungläubige Angſt, daß er dieſes liebe Kind freiwillig verlaſſen könnte, durchbebte ihn. „Haſt du ſchon Veilchen für deinen alten Vater gepflückt?“ ſagte er halb ſcherzenden Tones und zog die Kleine auf ſeine Knie.

Sie gab ihm einen Stoß. „Du biſt doch kein alter Vater, mein ſüßer Papa!“

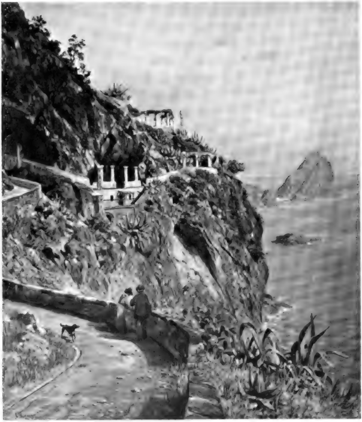
„Doch, doch!“ ſagte er, müde lächelnd, „ſieh mal, ſchon graue Haare.“

Ebba ſpitzte die vollen Lippen und küßte, ſeinem Finger folgend, die graue Schläfe. Ihre Arme legten ſich dicht und warm um des Vaters Hals. „Wir zwei Kleinen! Deine ſüßen Haare, mein Papa!“

„Wir zwei Kleinen!“ wiederholte er und duckte ſeinen Kopf, ſo daß er nicht höher war als der ihrige.

Aber er zuckte zuſammen, als das Kind mit einem Seufzer ſagte: „Das kommt nur von Sorgen, mein ſüßer Papa.“

„Ach du, Klookſnut! Na, nu ſetz dich an deinen Platz,“ lächelte er gezwungen.



Alfred Metzener: Auf Capri (Kruppstrasse). 1902.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Aber die Kleine ging nicht weg. „Du, Papa, nimm erſt mal die Veilchen auf! Es iſt was darunter, in Seidenpapier,“ ſagte ſie in großer Erwartung.

„Was von dir? Na, was iſt es denn, Ebba?“

Ebba legte ihren Kopf dicht an den des Vaters, ſie drückte die Augen zu, ihr Herz klopfte ſtark. „Beſieh es mal, mein Papa!“

Der Vater hob die duftenden Veilchen vom Teller; ſeine ſelbſtgezogenen großen Veilchen, die das Kind für ihn gepflückt. Durch das roſa Seidenpapier darunter ſchimmerte etwas Flaches, Rundes.

„Nanu?“

Aber als er das Papierchen auseinandertat und die zwei Fünfzigpfennigſtücke und die zehn einzelnen Kupferpfennige zum Vorſchein kamen, alle blank geputzt, mußte er ſich auf die Lippen beißen, um ſeine Faſſung zu bewahren. Wie durch einen zitternden Schleier ſah er auf Ebbas runde, heiße Bäckchen.

„Du mußt den Zettel leſen, Papa!“

Da ſtand in den großen Buchſtaben des Kindesalters: „Für dich von Ebba.“ Und auf der anderen Seite des winzigen, viereckigen Fetzchens: „Weil du immer ſo viele Sorgen haſt, ſchenk ich dir all mein Geld.“

„Iſt es nicht ganz ſchön viel, mein Papa?“ flüſterte das Kind und überſchüttete ihn mit Küſſen. Sie wußte von jedem Pfennig, woher ſie ihn bekommen hatte, ſchon drei Wochen lang hatte ſie geſpart. Und nun ſollte ihr Papa den ganzen Schatz haben. „Zwanzig Pfennig haſt du mir ſogar ſelber für Schokolade gegeben, als wir bei dem Automaten vorbeigingen, weißt du noch? Heute vor vierzehn Tagen,“ lächelte die Kleine und drückte vor Vergnügen die Augen auf eine drollig-ſchlaue Weiſe zuſammen, „ich hab' nachher ſo getan — ordentlich gemuſſelt! Du haſt gar nichts gemerkt!“ —

„Heute iſt es prachtvoll bei uns, du!“ ſeufzte Ebba, als der Vater ſie auf dem Arm die Treppe hinauftrug. Sie konnte ſich nicht entſinnen, daß er ſie getragen hatte. Sie war ja ſo lange ſchon „die Große“. Und nun wieder einmal klein zu ſein und getragen werden wie Lieschen und Agnes — wie ſüß das war. „Mama hat auch geſagt, wir können alle Tage Kartoffeln und Butter eſſen, wenn wir man vergnügt ſind,“ plauderte ſie altklug mit Antonies ſanfter Stimme in ſein Ohr.

Und oben bei den Kleinen war es warm und gut. Gerade als ſie hineinkamen, hörten ſie die feierlich geſprochene, ſonderbare Weiſung: „Lieschen, hebe dein Hemd auf.“ Das war Lulu Sörenſen, die redete oft ſo pomphaft. Mitten im Zimmer ſtand das dicke Lieschen in einem handlangen, knitternden, abſtehenden Röckchen und daneben die rundbäckige Kindergärtnerin, die mit langgeſtrecktem Zeigefinger auf das zuſammengeknüllte, geſtickte Weißzeug auf dem Boden deutete. Lieschen ward purpurrot, als es den Vater erblickte. Mit einer reizend verſchämten Gebärde ſuchte es mit den nackten Ärmchen das nackte Hälschen zuzudecken. Auch Lulu Sörenſen errötete und beſeitigte ſchnell das kleine, weiße Hindernis.

„Warte! warte, Lieschen! Biſt wieder eigenſinnig geweſen?“ ſagte der Vater, aber ſein Ton war weich.

Die Kindergärtnerin warf dem Kinde ſein Kleidchen über und blinzelte beruhigend zu dem Vater hinauf. „Wir ſind noch klein, wir werfen alles nur ſo, batſch! auf den Fußboden! Aber von morgen an wollen wir alles ſelber wieder aufheben,“ plapperte Lulu im Kinderton, indem ſie Lieschen einen kleinen Ruck gab, und wie eine kleine roſenrote Kugel rollte es gerade auf des Vaters Knie los, das Köpfchen voraus, die Ärmchen geſtreckt, noch unentſchieden, ob es in Lachen oder in Weinen ausbrechen wollte. „Und unſer Neſi ſchläft gottlob ganz feſt; ja, Frau Hetebrink gab mir Beſcheid, weil ich grade aus'm Fenſter kuckte und den Leberwurſtzipfel für die Meiſen raushängte, Herr Hetebrink. O, Leberwurſt, das iſt ihr Leben, Herr Hetebrink! Weil ſie doch heut' morgen weg mußte, und ich bin doch nu die Nächſte dazu, und Sonntags findet der Kindergarten nicht ſtatt! Seh'n Sie mal, ſie träumt, ſie lacht wie 'n Engel im Schlaf — iſt es nicht wahr?“

Das lichte Zimmerchen mit ſeinen ſchneeweißen Wänden und ſchneeweißen drei Gitterbetten, den roſenblumigen Vorhängen an den Fenſtern und den hellblauen der Kinderbetten, die Spielzeugecke mit dem dicken Lieschen darin, das ſchon eifrig ſeine Puppe wiegte in einem ebenſolchen weiß und blauen Wagen wie ſein eigenes Bett, die zärtliche Ebba, die ſich mütterlich über die ſchlafende, bleiche Jüngſte beugt, deren Mündchen ein trauriges Lächeln im Schlafe verzerrt, und Lulus auf ihn gerichtetes Mondgeſicht über der langen, hellroten Babyſchürze — all das war ſo friedlich und lieb, ſolch ein Ausruhen und ſtilles Erholen. Und Erich Hetebrink war müde und bedurfte des Ausruhens und der Erholung. Er ſetzte ſich in den Korblehnſtuhl am Fenſter und überließ ſich dem Gefühl des Daheimſeins. So klein dieſe Welt auch war, es war doch ſeine Welt. Und nur wie ein ſchwarzer Schatten an der Wand kam ihm zuweilen der Gedanke, daß er hatte gehen und Patronen kaufen wollen. Einmal ſchrak er auf und rief Ebba heran, um ſie zu fragen, wohin Mama gegangen ſei.

Da hielt ſie ihm mit dem heißen, weichen Händchen den Mund zu und flüſterte ſchelmiſch: „Ich weiß nich, Papa! Aber Mama ſagt, du ſollſt nicht fragen, und es wundert ſie, ſagt Mama, ob du wohl unſeren Hochzeitstag vergißt, weil du diesmal kein Wort davon geſprochen haſt!“

Ihr Hochzeitstag! Ja, zum erſtenmal hatte er ihn vergeſſen! Übermorgen war der vierzehnte. Aber wie iſt denn das? Wenn er am dreizehnten die Patronen kauft — das iſt unmöglich — ſo kann man doch nicht handeln — das wäre durch nichts, durch nichts zu entſchuldigen — das tut kein Barbar ſeiner geliebten Frau an, daß er ihr gerade am Hochzeitstag —

Geräuſchvoll kam das Dienſtmädchen hereingelaufen. „Herr Hetebrink, Madam bittet, Sie möchten ſo gut ſein, gleich runterkommen. Madam ſteht mit dem Automobil vor der Haustür.“

* * *

Antonie kam ihm im Hausflur entgegen. Sie trug einen langen, hellen Mantel, der ihr nicht gehörte, und ihr Geſicht unter dem kleinen Hut mit dem zurückgeſchlagenen braunen Schleier war bleich und verſtört. Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern und ſah ihn aus ſchreckensgroßen Augen abweſend an. „Mein Erich, du mußt mit! Erich! es iſt etwas Furchtbares geſchehen … Ich will dich holen, ich komme von Falkental. Piet liegt im Sterben.“

„Piet?“ ſchrie er auf. Nur dieſes einzige Wort. Das Mädchen brachte ihm Überrock und Hut. Er fuhr in die Ärmel, drückte ſich den Hut feſt, ſah hinter ſich mit den trüben, geröteten Augen und ſtrich der kleinen Ebba, die ſich vor dem Kraftwagen fürchtete, zerſtreut übers Haar.

Das Gefährt, ganz in Weiß und goldſchimmerndem Meſſing, Piets wohlbekanntes Automobil, und Erich ſo vertraut, ſtampfte und kochte vor der Tür. Der Chauffeur grüßte ehrerbietig und ernſt. Die weichen, hellgrauen Plüſchſitze nahmen die Gatten auf, und vorwärts ging es in ſauſender Eile. Unmöglich, ſich ein Wort zuzurufen, unmöglich, ſich anders zu verſtändigen als durch einen Handdruck. Die Farben der Häuſer, des Bodens und des Himmels verſchwammen in eins, die vielen Geräuſche des Gefährts floſſen in einen betäubenden Hall zuſammen. Beide ſaßen ſteil aufrecht und fühlten ſich doch von der Erde gelöſt, luftumſpült, durch die Wolken getragen, fliegend wie Vögel. Ein bläulicher Streif — die Außenalſter, aber ſchon raſten ſie durch die Straßen, unter entblätterten Alleen, zwiſchen denen ein anderer graublauer Streifen — die Elbe — auftaucht. Gedanken — Gefühle entſchwanden — ſogar das Bewußtſein entſchwand in der neuen Betäubung durch Schnelligkeit, die erfunden ward, um die alten Betäubungsarten abzulöſen.

Dann ging es langſamer; einzelne Baumgruppen waren zu faſſen, und dann, mit einem Ruck — ſtand der Wagen ſtill, fortwährend unter ſich ſtampfend und ſchnaufend wie ein feuriges Pferd, das ungeduldig den Boden ſchlägt.

Sie waren in Falkental, an derſelben Stelle, wo damals Erich Piets Kraftwagen hatte arbeiten ſehen. Das Schweigen der großen Bäume und der ſauberen, verſchlungenen Wege, das dunkle Grün der weiten, ſanftgeſenkten Raſenflächen war wie ein laues Bad. Die Tür ſtand offen, aber das Haus mit den weißen Spitzbogenfenſtern und roten Zimmern war wie ausgeſtorben …

Während ſie den Wagen verließen und über den dicken, ſchalldämpfenden, dunkelroten Teppich der Vorhalle ſchritten, in der das Marterholz ſeine geſpenſtiſchen Arme reckte, flüſterte Antonie einige flüchtige Worte: „Die Mutter in Verzweiflung — Onkel Aloys kam, fragte nach dir, küßte mich. Küßte mich! Es iſt von dem Stoß, ſagen die Ärzte. Operiert — nicht mehr zu retten! So jung! Und weiß von nichts. Ich bin wegen Agnes — weil du keine Antwort — o Himmel, wie iſt das ſchrecklich! Die armen Eltern!“

Sie gingen über die Prunktreppe. Das ſchwarzgekleidete Dienſtmädchen mit den geſenkten Augen tauchte auf, öffnete mit ſchweigender Verbeugung eine breite Tür und flüſterte: „Die Herrſchaften ſind ſchon angemeldet. Bitte, hier durch, die anderen Türen ſind geſchloſſen.“

Es war eine lange Zimmerflucht, mit Fenſtern auf beiden Seiten und endigend in einen breiten, mit Palmen und blühenden Pflanzen geſchmückten Erker. Sie gingen lautlos darauf zu, auf die Menſchengruppe, die ſich dort geſammelt hatte um das Krankenbett. Als ſie näher kamen, ward eine klägliche, laute Stimme hörbar: „Warum ſitzt ihr ſo ſtill? Sprecht! Ihr macht mich bange, wenn ihr ſo ſtill ſeid!“

Antonie drückte krampfhaft Erichs Arm. „Das iſt Piet! Hörſt du?“

Ein Gemurmel und Gelächter erhob ſich. „Bange? Hoho! Wovor?“ ſagte jemand mit erzwungener Munterkeit.

„Onkel Aloys! Das war Onkel Aloys! O Gott, Erich, da kommt er! Sieh, wie er taumelt.“

Sie ſaßen an einer langen, gedeckten Tafel. Der Onkel hatte ſich auf einen Wink von jemand von ſeinem Lehnſtuhl erhoben und wankte auf Erich zu. Er war ſchrecklich anzuſehen mit ſeinem offenen Munde und dem verwirrten weißen Bart. Er fiel Erich entgegen und ließ ſich von ihm an den bebenden Armen feſthalten. „Nett — nett — nett — von — dir!“ ſtammelte er. Und ſich mit einem Ruck umdrehend, rief er laut: „Vetter Erich! Hoha! Vetter Erich iſt da! Hörſt du, Piet?“

Erichs Fuß ſchrak zurück. Dort hinter dem gedeckten Tiſch, mit den unheimlich luſtigen Leuten ringsum, ſtand ein langes, buntes Ruhebett, und darauf reckte ſich ein winziges, gelbes Köpſchen aus einem rotſeidenen Schlafrock, und warf ſich raſtlos hin und her unter den Palmen und blühenden Eukalyptusſträuchern. Eine alte Frau mit verblichenem Haar, in einem weiten, weißen Kleide, das wie eine Wolke um die harten Linien der Geſtalt floß, beugte ſich mit einem Tuch in der Hand über den in Schweiß zerfließenden unruhigen Kranken.

Jetzt knirſchte er mit den Zähnen und ſchrie: „Ihr ſeid wieder ſtill! Singen! Zum Teufel, warum ſingt niemand? Bin ich denn krank?“

Und Mark und Bein durchſchütternd fing die ganze Verwandtſchaft plötzlich an zu ſingen, Entſetzen in der Bruſt, Tränen in der Gurgel, dem Sterbenden gehorchend, der ſich vor der unaufhaltſam über ihn hereinbrechenden Nacht auf ſeinem Lager krümmte:

Ein luſtiger Burſch war Pierre — la la —
Ein luſtiger Burſche war er —

Und Erich ſang mit, dicht neben Piets Füßen, unfähig, die Augen abzuwenden von dem Entſetzlichen, zerriſſen von Mitleid und Widerwillen.

„Champagner!“ gurgelte der Sterbende. „Singen! Singen! Was ſoll das heißen? Es wird dunkel? Nein! We all are merry good fellows, that's it! Der Paſtor ſoll hinaus! Fort damit! We wo'nt go home till morning! Singt! Bringt Champagner! Wo ſteckt denn der Kerl? We wo'nt go home till morning, äh, ich — bin — heiſer — aber ich bitt' euch! bitt' euch! ſingt doch! Das iſt nicht kameradſchaftlich! Ihr wollt mich bange machen! Singt!“

„We all are merry good fellows —“ klang es ſchauerlich-fröhlich durch das Sterbezimmer.

„So geht es ſchon den ganzen Tag,“ flüſterte der Wärter Erich zu. „Er hat'n ſchönes Ende.“

Antonie lehnte halb ohnmächtig in einem Stuhl. Man ſchob ihr ſchweigend hilfreich Selterwaſſer zu; all dieſe Menſchen waren durch das Grauen plötzlich nahe verbunden. Das kleine gelbe Geſicht mit den bläulichen Schatten des Todes führte die Lebenden zuſammen. Teilnahmlos für alles außer ihrem Sohn war nur die weiße Matrone mit dem Schweißtuch in der Hand und den verſteinerten Zügen, die ihr Geſicht im Schatten und auf der Seite hielt, um den Sterbenden nicht zu erſchrecken. Onkel Aloys aber, unfähig, ſitzen zu bleiben, wankte von einem zum anderen, ſtarrte hilflos umher und verſuchte, ein vergnügtes Geſicht zu machen, verſuchte ſogar zu ſingen. Vor ſeinem Platze lag eine aufgeſchlagene Bibel. Zuweilen beugte er ſich forſchend, in fürchterlicher Unruhe, über das Buch, dann, wenn der Geſang wieder anfing oder Piet etwas ſagte, ſank er mit einem Ruck in ſich zuſammen, bis er wieder emporfuhr und hilfeſuchend mit unter dem Tiſch gerungenen Händen an die Zimmerdecke hinaufſah.

Hier und da trat der Arzt zu dem Alten und drückte ihm mit ergriffener Miene die Hände. Dann ging er an den Tiſch und aß und trank. Er war ſchon ſeit zwei Tagen hier im Hauſe. Manchmal winkte er dem Wärter, daß er dem Sterbenden einen Schluck Champagner reichen ſolle, und ſtand daneben, aufmerkſam beobachtend, ob die Schluckbewegungen noch ungehemmt vonſtatten gingen. Piet ſchluckte noch und war im Bewußtſein nur wenig geſtört, wie der Arzt eben Erich mitteilte, als vorn im Saal eine Bewegung entſtand. Eine jugendliche Geſtalt in einem ſilberglitzernden Kleide kam raſch herein, der Name Nannie Emery ſchlug an Erichs Ohr, und ein unvorſichtiges Jammergeſchrei ertönte: „Piet! wie ſiehſt du aus!“

Da brach ein ſchneidender Schrei aus der Kehle des ſich jäh aufbäumenden Kranken, er hob die Arme, aber ehe ſie zur letzten Umarmung die Braut umſchließen konnten, ſanken ſie kraftlos zurück, die Augen verdrehten ſich, der Unterkiefer ſchlug hinab — die Hände der weißen Matrone mit dem ſchmerzverſteinerten Geſicht betteten das Haupt eines Toten auf das ſeidene Kiſſen zurück.

Nannie Emery lag in Ohnmacht auf dem roten Teppich.

* * *

Was folgte, kam alles ſo ſchickſalsſicher, ſo unabänderlich vorbeſtimmt, ſo tragiſch unabwendbar.

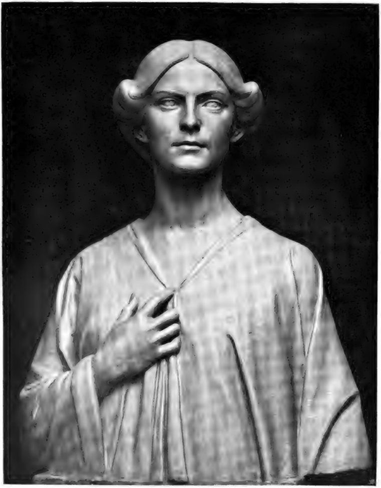
Schon als Erich am Abend das Trauerhaus verließ — Antonie war bereits früher nach Hauſe gegangen —, fühlte er durch die grauſige Erſchütterung hindurch einen friſchen, kühlen Lebensſtrom daherwehen, der ihm trotz alledem und alledem die Glieder kräftigte, die Füße feſt auf den Boden ſtellte, die Augen klar machte.

Das Geſchick hatte zum zweitenmal geſprochen.

Wieder war der Blitz neben ihm niedergeſauſt, und er war am Leben geblieben. Er ſollte noch daſein, er ſollte noch wirken, nicht ihn, ſondern den anderen, den Nebenmann, den unſchuldigen Gegner, den jungen Nebenbuhler um die Gunſt des Glücks hatte der Blitz getroffen.

Noch zitterte ſeine Seele von den ausgeſtandenen Schreckniſſen, von dem Bilde der Vernichtung, der er ſich ſelbſt hatte überliefern wollen. Aber auch andere hatten gezittert, und es war ein fruchtbares Zittern, das ihm wieder eine Zukunft verhieß. Onkel Aloys glaubte, Gott habe ihn geſtraft durch den Tod des Sohnes, der noch obendrein in ſeiner ſchweren Krankheit alle Tröſtungen der Kirche ſamt dem Pfarrer in Todesangſt von ſich abgewehrt hatte und „gottlos“ geſtorben war.

Und Erich widerſprach zwar, aber nicht wie ſonſt, nicht mit dem Eifermut der Überzeugung, die unangetaſtet und unverändert blieb in ſeinem Inneren, der er aber zum erſtenmal in ſeinem Leben Schweigen gebot. Der Alte klagte ſich an, mochte er ſich anklagen, mochte er, der Erichs Herr über Tod und Leben geweſen war und ihn mitleidslos der Verzweiflung überantwortet hatte ſamt ſeiner Familie — mochte er ſich mit religiöſen Skrupeln quälen; dieſe allein konnten ihn im Verein mit dem Kummer verträglich, gerecht, menſchlich ſtimmen. Vielleicht iſt die Gottesfurcht für ſolche harten Seelen ſogar notwendig? fragte er ſich. Und er begriff, daß man ſich dieſes Gefühls bedienen könne als einer Zuchtrute gegen Widerſpenſtige. Vielleicht geht der ganze Widerwille der Kirche gegen die Aufklärung nur dahin, die Gottesfurcht zu erhalten und damit die Herrſchaft über die Gemüter. Und daher käme dann auch die Aufſtellung einer Staatsreligion, der Staat will auch profitieren von der Gottesfurcht, dachte er, und ein verächtliches Lächeln über ſeine einſtige Naivität umzuckte ſeine kalten Lippen. Hatte er nicht ehemals gedacht, Staat und Kirche ſeien im Kampfe miteinander? O, ſie hatten lange



Wilhelm Wandſchneider: Weibliches Bildnis. Halbfigur.
Große Berliner Kunſtausſtellung 1906.

Zu Genſel: Die bildenden Künſte.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Frieden gemacht, um ſich „den Nutzen“ zu teilen!

Dann dachte er angeſtrengt an morgen. Er hat dem Onkel verſprochen, ins Kontor zu kommen, „denn,“ ſagt Onkel Aloys, „du biſt doch von der Familie, und Winter iſt bloß'n Fremder.“ Ja, morgen geht er wieder hin, und diesmal läßt er ſich nicht mehr vertreiben. Zwanzig Jahre angeſtrengter Tätigkeit in demſelben Geſchäft — ein Narr, wer nicht die Früchte davon verlangt. Ausſterben oder ſich anpaſſen heißt die Loſung. Ich lebe noch, folglich bin ich beſtimmt, mich ſo weit zu verwandeln, daß ich in die Zeit von heute und unter meine Zeitgenoſſen paſſe. Es ſoll geſchehen.

* * *

Sie ſaßen die ganze Nacht auf, Erich und Antonie, Hand in Hand. So viel hatten ſie ſich zu ſagen nach dieſen ſtummen Wochen und Monaten. Oder waren es nicht Jahre geweſen, da ſie ſtumm nebeneinander hergegangen, nur das notwendigſte redend, immer wartend auf die gute Stunde. Nun war ſie da, die gute Stunde — aber furchtbar zu denken — der Tod eines anderen, der auch leben wollte, der ſich auch mit allen Kräften ans Leben anklammerte, hatte die gute Stunde gebracht. Man mußte nicht daran denken, man mußte das vergeſſen. Als Antonie über Piet weinte, wurde Erich unruhig, eiferſüchtig.

„Warum bedauerſt du ihn? Er hat ſiebenundzwanzig Jahre lang gelebt und ſich amüſiert. Kein kaltes Lüftchen hat ihn angeweht, er hat nicht gewußt, was Sorgen ſind, er hat gelacht und genoſſen und Champagner getrunken und iſt bei hellem Tage unter Palmen in einem ſeidenen Rocke plötzlich geſtorben! Vielleicht hat er Schmerzen gelitten, obgleich dies mehr ein Hinſiechen war. Sein eigener Geldſchrank hat ihm den Todesſtoß verſetzt. Die Dinge haben auch ihre Tücke. Aber der Wärter, weißt du, der hat Erfahrung, der ſagte mir: ‚Solch ein ſchönes Ende hat unter Tauſenden kaum einer.‘ Weine nicht mehr.“

Aber Antonie wollte nicht aufhören. „Seine arme Braut!“ klagte ſie.

Erich wiſchte ſeiner Frau ſelber die tränenden Augen. In ſeinem Geſicht war ein fremder, kalter Ausdruck. „Haſt du geſehen, wie ſie hereinkam? Geſchmückt wie zu einem Feſt, im allerletzten Augenblick, nicht Liebe, nur Grauen in den Zügen! Antonie, lehr mich dieſe Leute kennen. Sie haben eine wunderbare Verbandswatte für alle Wunden — das Geld! Wenn du ein ſcharfes Meſſer ins Waſſer tauchſt — haſt du mal geſehen, wie all ſeine harten, geraden Umriſſe weich, ſtumpf und gebrochen werden? In einem ſolchen Waſſer ſchwimmen dieſe Leute, und alle Eindrücke kommen durch dieſes Waſſer an ſie heran, nicht ſcharf und ſchneidend wie an unſereins, nein — weich und abgeſtumpft und gebrochen; das Waſſer iſt der ſorgenferne überreichliche Beſitz — das Geld! Sie ſelber weinen nicht lange — ſpar deine Tränen, Frau! Wein nicht um ſie.“

* * *

„Aber, Erich, wird er gerade an unſerem Hochzeitstage begraben? O Gott, dieſer Hochzeitstag ſollte ſo recht ſchön werden! Darum hab' ich meinen Plan endlich wahrgemacht, bin ohne dein Wiſſen — bitte entſchuldige mich viel vielmal — nach Falkental gefahren. Aber ich konnte nichts von Agnes ſagen, natürlich. Glaubſt du aber, daß ich Onkel Aloys nachher damit kommen kann? Wenn ich nun doch mit der Lütten nach Kairo — und du, mein Mann, uns zum Frühling abholſt und unſere Agnes mit roten Bäckchen dir in die Arme läuft!“

Da umſchlang er ſie feſt: „Wollen ſehen, wollen ſehen. Wir haben morgen eine Unterredung, der Alte und ich … Er hält dies für eine Strafe Gottes. Ich werde es ihm nicht auszureden ſuchen.“

Etwas erſchreckte Antonie; waren es die Worte, war es der fremde, unheimliche Ton?

Aber Erich zog ſie von neuem in ſeine Arme. „Laß nur. Sei ſtill. Wird jetzt alles anders werden.“

„Aber du auch? Nein, Erich, du nicht!“

„Kann ſein,“ ſagte er ſtarr und trocken. „Haſt du mir nicht von deinem Geſchichtslehrer und den Zickzackkurſen der Völker erzählt? Heute heißt es — rückwärts.“

Da bäumte ſie ſich auf, tat einen langen Atemzug und blieb dann ſchweigend ſitzen.

Lange Zeit. Sie hatten ſich ſo lieb, aber ſie konnten ſich nicht küſſen, als ſie ſich „Gute Nacht“ ſagten.

* * *

Heute heißt die Firma Schäfer u. Hetebrink, und alles geht ausgezeichnet gut.

Bevor Antonie mit der kleinen Agnes zur Kur nach Kairo ging, vollzog ſich Erichs Wiedereintritt in die evangeliſche Kirche auf dem Papier, in völlig geräuſchloſer und ſelbſtverſtändlicher Weiſe. Bei der nachträglichen Taufe ſeiner Kinder aber, die ſodann im Hauſe vor einem improviſierten blumengeſchmückten Altärchen vorgenommen wurde, beging er die letzte ſeiner jähen Impulshandlungen, die von den Teilnehmern des Feſtes, von Onkel Aloys und dem Paſtor zumal, leider falſch ausgelegt wurde.

Während der Rede des Geiſtlichen nämlich übermannte Erich das Gefühl der unverantwortlichen allgemeinen und daher unentrinnbaren Heuchelei in ſolcher Weiſe, daß er ſich irgendwie Luſt machen mußte, und unfähig, ſich zu beherrſchen, tat er das Gegenteil von dem, was er gern getan hätte — er ſtürzte plötzlich auf die Knie nieder.

Der erbauliche Anblick des Knienden, Weinenden war für die Zuſchauer der des reuigen Bekenners, nur Antonie, die ſein Herz kannte, wurde erdfahl und fürchtete, daß er dort am Boden ſterben könnte.

Nein, er kniete nicht vor dem blumengeſchmückten Altärchen, er kniete vor ſeinem eigenen früheren Selbſt, ſich anklagend, daß die Natur ihn nicht aus hartem Heldenholz geſchnitzt, daß ſie ihm ein liebes Weib und geliebte Kinder gegeben, an denen ſeine weiche Seele hing.

Der Pfarrer ſelber hob ihn auf und erntete nur einen langen, abweiſenden Blick dafür. Onkel Aloys ſchloß ihn gerührt in die Arme.

* * *

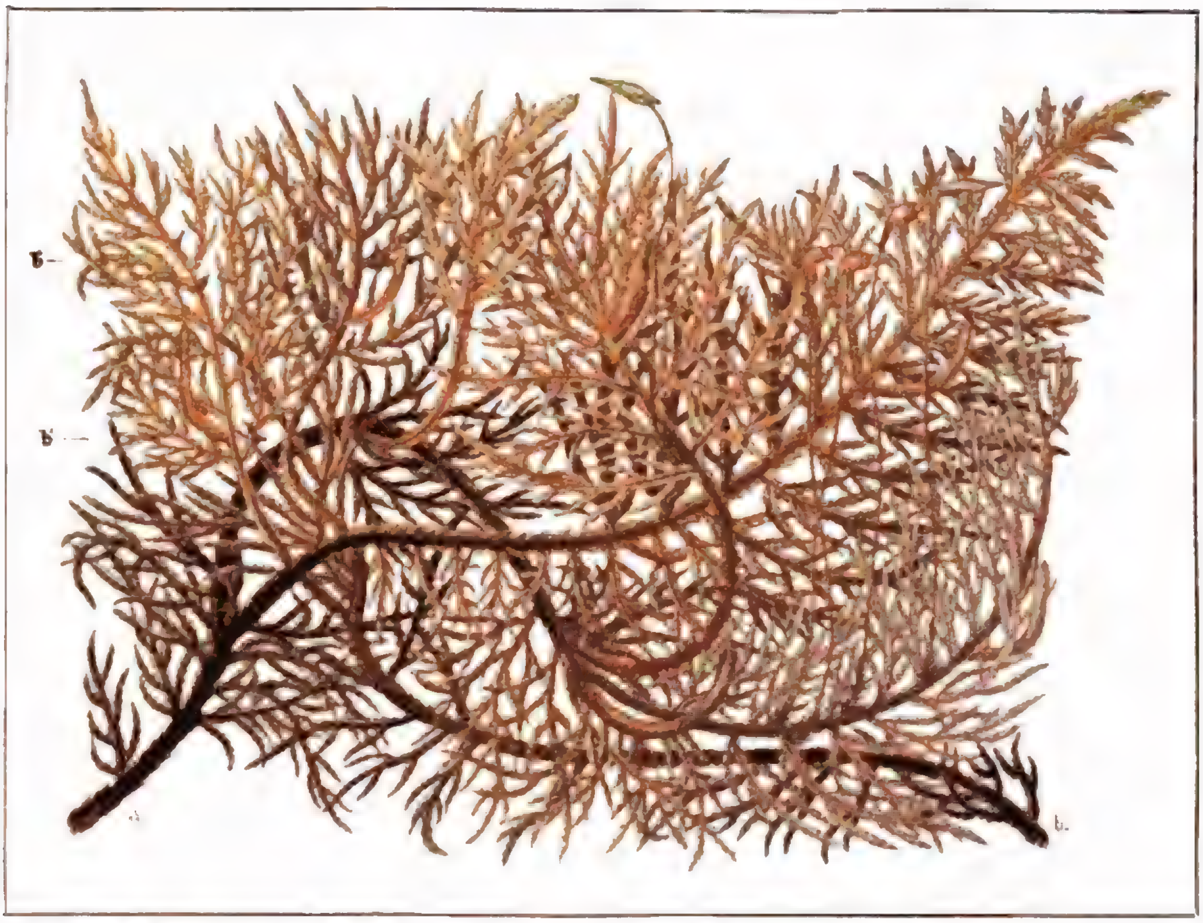
Die kleine Agnes iſt geſund zurückgekehrt und wirklich mit roten Bäckchen ihrem Papa entgegengelaufen. Zwar nicht in Kairo, denn das Geſchäft hält Erich Hetebrink feſter als je in den Rieſenkrallen, aber in Blankeneſe, wo ein inzwiſchen erworbenes ſchönes und geräumiges Haus ſteht. Es iſt kein Schloß wie der Beſitz in Falkental, aber doch ein „herrſchaftliches“ Gebäude, dem das Strohdach aufſitzt, ſcherzend und kokett, wie ein Vierländerinnenhut einem hübſchen Hamburger Fräulein. Von ſeinen klaren, großen Scheiben blickt es ſich gut hinaus auf die mit Kaufmannsgütern aus allen Zonen aufkommenden Schiffe, und im Wintergarten zwitſchern, wenn Schnee liegt, gelbe und grüne Kanarienvögel, ganz wie Antonie es ſich gewünſcht hat. Auch Piets weißes Automobil hat Erich erworben, und es flößt nicht einmal Lieschen mehr Schrecken ein.

Der Verkehr mit Falkental iſt ziemlich rege. Die Kinder ſpielen täglich zuſammen. Ebba und Lorenz, der Jüngſte, freuen ſich auf die gemeinſame Konfirmation. Brumm, der Kontorbote, iſt jetzt Erichs ſpezielles Faktotum und könnte ſich um alles in der Welt nicht entſinnen, daß er ſich je eine mitleidige Vertraulichkeit gegen den „jungen Herrn“ erlaubt hat, denn ſeit Piets Tode iſt wieder Erich Hetebrink „der junge Herr“.

Herr Winter ſchlägt jetzt auch vor ihm die Hacken zuſammen.

Hetebrinks haben viel Umgang und Freunde an allen Ecken. Aber Erich hält keine Reden mehr, er ſagt, er bringt nur noch Toaſte aus, und zwar auf Leute, die Gegentoaſte auf ihn halten können, und er nennt das Realpolitik. Er hat einen Gärtner und ſogar ein Gärtnerhäuschen, aber doch arbeitet er mit im Garten, wenn ſeine Zeit es erlaubt. Seine Spezialität ſind Roſen, und beſonders das Okulieren macht ihm viel Vergnügen. Am liebſten aber zieht er die wurzelechten.

Nur Antonie findet zuweilen in ſeinen Blicken etwas Gleichgültiges, faſt Erloſchenes. Aber ſowie ſie eine erſchrockene Bemerkung fallen läßt, lacht er beruhigend; heute ſagt er: „Liebes Kind, wenn ich einmal ſterbe — nein, erſchrick nicht, hoffentlich leb' ich noch lange! — dann hinterlaſſ' ich ein blühendes Geſchäft, eine blühende Familie, einen blühenden Garten — was kann man denn von unſereinem wirklich mehr verlangen? Vielleicht — in hundert Jahren — wird das Urteil geſprochen, und dann — nun — dann ſind wir nicht dabei ... Da, ſieh, wie unſere Roſen blühen.“



Zwei Pflanzen von Hylocomium splendens (Dill.) in anderthalbfacher Vergrößerung.
a Fruchtende weibliche Pflanze. b Männliche Pflanze. b' Männliche Blüten.

Unsere kleine Mooswelt

Von

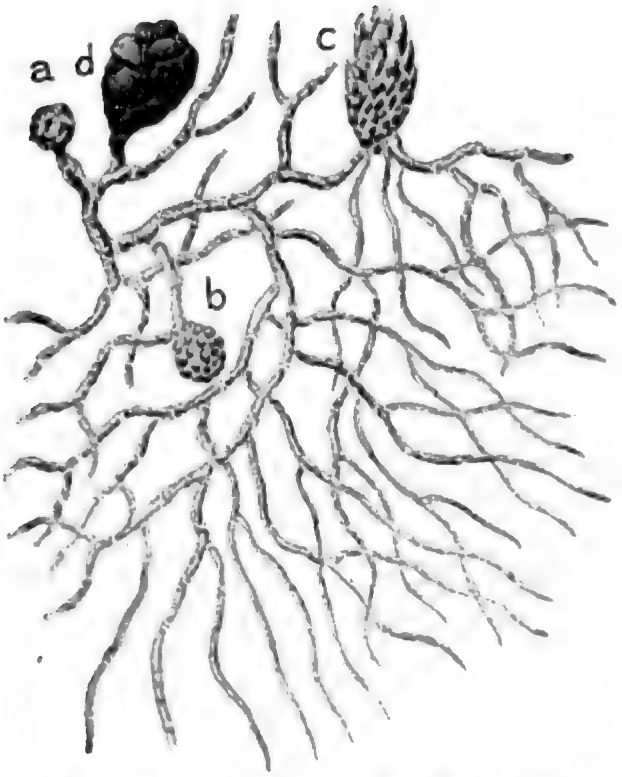
Theodor Hespe

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Meine „höhere Tochter“ kehrte kürzlich von ihrer Schule heim mit der ganz entrüſtet vorgebrachten Neuigkeit von einer Behauptung ihrer Lehrerin, daß die Mooſe in charakteriſtiſchem Unterſchied gegenüber unſeren gewöhnlichen Pflanzen durchaus keine Blüten entwickelten. Auf Grund ihrer eigenen gründlichen Gelehrſamkeit in dieſem Zweige der Naturkunde, die ſie als gelegentliche Begleiterin meiner botaniſchen Exkurſionen vermutlich in etwas höherem Grade erworben haben wird als ihre Kolleginnen, war ſie wohl allzu energiſch dagegen angegangen und hatte ſich infolgedeſſen einen Rüffel zugezogen, den ſie trotz ihrer Klage ſogar in zweiter Auflage einzuſtecken hatte, und der ihr auch nicht geſchadet haben wird — mir aber brachte dieſe Anekdote einmal wieder die Beſtätigung, wie ſchwach es mit der Kenntnis dieſer kleinen, aber hübſchen Pflanzenklaſſe ſelbſt in gebildeten Kreiſen immer noch beſtellt iſt. Wenn man nun auch in jedem beſſeren Konverſationslexikon mehr oder weniger ausführliche Auskunft darüber zu finden vermag, ſo iſt dies doch eine Aushilfe, die verhältnismäßig ſelten für ſolch alltägliche Erſcheinungen benutzt zu werden pflegt, und daher glaube ich, daß es den Leſern nicht unwillkommen ſein wird, wenn ſie ſich hier einmal in anſchaulicher und bequemer Weiſe darüber Aufklärung holen können.

Allüberall in der Natur, auf den ſterilſten, trockenſten Flächen des Feldes wie auch und zwar beſonders in den feuchten Partien unſerer Wälder und Gebirge, ſtoßen wir auf

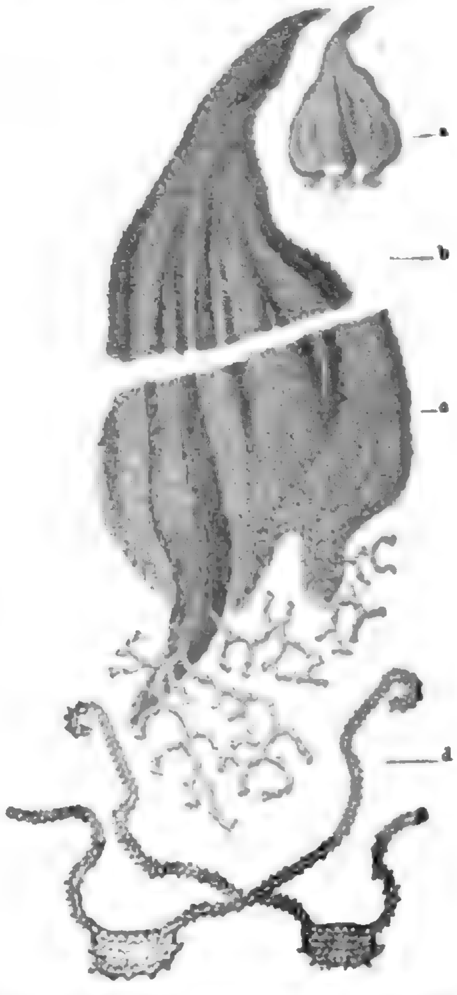
Digitized by Google



Protonema einer Bryinea. Vergrößerung 75 : 1.
a Gekeimte Spore. b Junge Moosknoſpe. c Ältere Moosknoſpe mit drei Wurzelfäden. d Brutknöſpchen.

Mooſe, welche ſich auf den allerverſchiedenartigſten Unterlagen anzuſiedeln pflegen, je nach der Art ſowohl auf nackten Steinen wie auch auf zerklüfteten Felſen, auf bloßer Erde des Ackers wie auch des Waldes, einerlei ob mit oder ohne Humus-, Kalk- oder Lehmgehalt uſw., auf Baumwurzeln und Baumrinde, Holzplanken, Mauern, ſogar mitunter auf Metallteilen der Brunnenbecken unter Waſſer. Auch treten die Moosraſen häufig in ſolch maſſenhafter Ausdehnung auf, daß ſie dem ganzen Landſchaftsbilde ſeinen eigentümlichen Charakter verleihen. Zwar iſt es nicht zu leugnen, daß die Nutzbarmachung der Mooſe weder in der Induſtrie noch in der Landwirtſchaft, noch in Küche oder Keller einen gerade hervorragenden Grad erreicht, trotzdem aber iſt es ſicherlich ungehörig, daß es noch in heutiger Zeit, die ſich mit allgemeiner Bildung ſo ſehr zu brüſten liebt, mit der Kenntnis dieſer an allen Ecken unſer Auge erfreuenden Pflänzchen ſo überaus mangelhaft beſtellt iſt. Selten auch ſtößt man auf Sammlungen und Beſchreibungen, und was ſich an Mooſen durch die Gärtnereien etwa in unſere Zimmer eingeſchlichen hat, ſind eigentlich wohl nur die Selaginellen, alſo Moosfarne, die zu einer ganz anderen Klaſſe der kryptogamiſchen (verborgen-ehigen) Gewächſe gehören, und von denen auch nur eine einzige Art in den Wäldern unſerer Alpen heimiſch iſt.

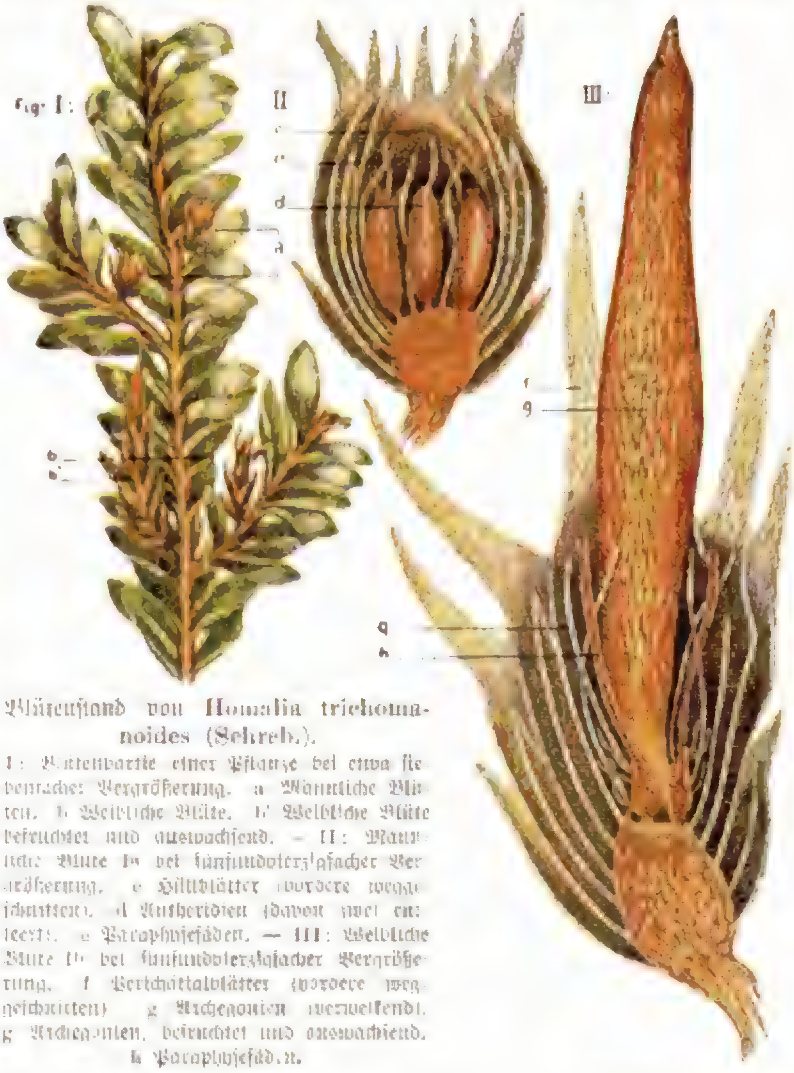
Wenn wir an ſchönen Sommertagen unſere geſelligen Ausflüge in die friſchen, ſchattigen Waldreviere machen, ſo ſuchen wir nach längerem Wandern natürlich ein Plätzchen, an dem wir uns wohlig zu lagern vermögen, und da fällt unſer Auge ſicherlich mit Vorliebe auf irgendeinen der mit ſamtgrünem, weichem Moospolſter überzogenen Abhänge unter irgendeinem hohen Buchenbeſtand, welche in ihrer Sauberkeit und in ihrer ſelbſt nach kürzlichem erfriſchendem Regen durchweg trockenen Beſchaffenheit gar zu einladend uns zureden. Dabei wird von den Damen vielleicht eine Herde dünner, aus dem Moosraſen aufragender brauner Stengelchen entdeckt, deren jedes ein merkwürdig geſchnäbeltes braunes Köpfchen trägt, mit künſtlicher, zarter Haube bekrönt, und da iſt zehn



a Stengelblatt von Thuidium tamariscinum (Hedw.) in etwa ſiebzehnfacher Vergrößerung. b Blattſpitze in etwa fünfundſiebzigfacher Vergrößerung. c Blattbaſis in etwa fünfundſiebzigfacher Vergrößerung mit Paraphyllien. d Querſchnitt des Blattes.

gegen eins zu wetten, daß die Herren, in Verwunderung über dieſe eigentümliche Erſcheinung befragt, ſich beſtenfalls durch die ſchlankweg gegebene Erklärung zu helfen ſuchen, das ſeien bekanntlich die Moosblüten, ohne leider Gottes eine Ahnung zu haben, daß und inwiefern ſie mit dieſer Auskunft ſich als wenig beſſer unterrichtet erweiſen denn jene höhere Lehrerin. Alſo auch ihnen wird es jedenfalls dienlich ſein, wenn ſie ſich hier eine beſſere Grundlage für ſolche Möglichkeiten zu ſchaffen vermögen.

Alle unſere Mooſe entwickeln nun zwar nicht derartige Gebilde — in welchen wir nämlich die Früchte und nicht die Blüten zu erblicken haben —, und zwar unterſcheiden wir eben nach der Art dieſer Früchte zwei Hauptklaſſen: die Laub- oder eigentlichen Mooſe und die Lebermooſe, wenn wir von den Sphagneen, d. h. den Torfmooſen, als etwas abſeits ſtehenden, hier von vornherein ganz Abſtand nehmen. Dieſe Sphagneen ſowohl wie auch die meiſten Lebermooſe wachſen faſt ausſchließlich an mehr oder weniger feuchten oder ſumpfigen Orten, welche uns ganz gewiß nicht, ſelbſt kaum in den andauernd trockenſten Zeiten, zum Lagern einladen werden, ſo daß wir im gewöhnlichen Leben wohl kaum mit ihnen in Berührung kommen — am wenigſten, denk' ich, unſere Damen. Wenn ich daher auch die Lebermooſe von unſerer jetzigen Betrachtung glaube ausſchließen zu dürfen, ſo finde ich hierfür um ſo mehr Berechtigung, als einesteils die Hauptbeſtandteile der Blüten, alſo die ſyſtematiſche Bildung der Frucht, bei der vernachläſſigten Klaſſe ziemlich gleich iſt mit der hier beſchriebenen, anderenteils aber, weil die in ihrer ganzen Erſcheinung jedenfalls am meiſten anſprechenden Mooſe von teilweiſe wahrhaft reizender Farbe und Befiederung ſich zweifellos unter den Laubmooſen befinden, und zwar in einer Mannigfaltigkeit, welche allein ſchon völlig für dieſen Aufſatz ausreicht. Dieſe Mannigfaltigkeit von Arten unſerer Mooſe pflegt nämlich die Laien geradezu in Erſtaunen zu ſetzen, wenn ſie einmal die ſeltene Gelegenheit haben, eine Sammlung präparierter Mooſe zu beſichtigen; gemeiniglich pflegen ſie zu ſchätzen, daß mit vielleicht einigen zwanzig Arten unſere ganze Moosflora erledigt iſt, während wir doch allein in der Abteilung der Laubmooſe, und zwar allein in Europa, allmählich bis auf etwa hundertundfünfzig Gattungen mit annähernd tauſend verſchiedenen Arten gelangt ſind, von welchen ſich jedenfalls über die Hälfte in unſeren deutſchen Revieren nachweiſen laſſen.

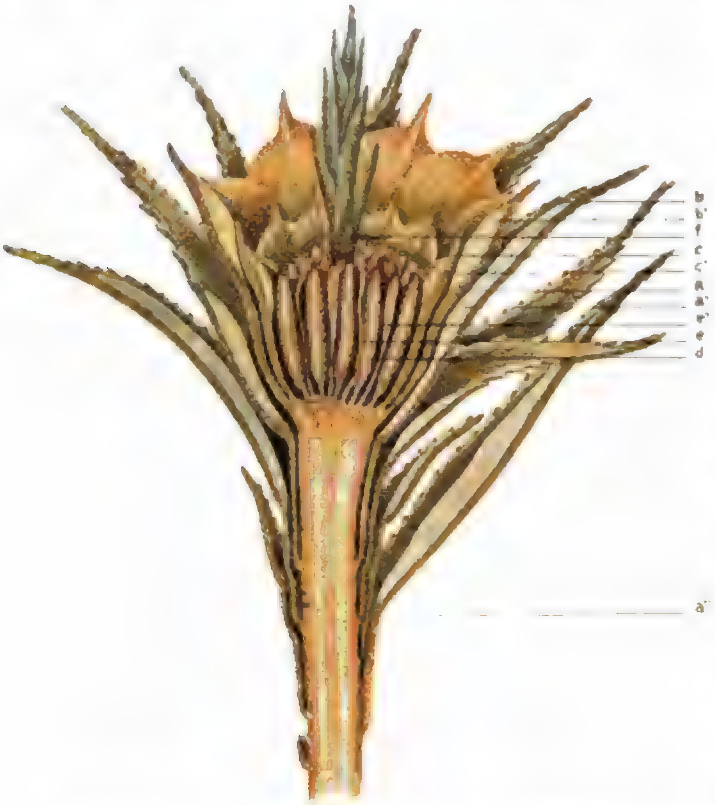


Blütenſtand von Homalia trichomanoides (Schreb.).

I: Mittelpartie einer Pflanze bei etwa ſiebenfacher Vergrößerung. a Männliche Blüten. b Weibliche Blüte. b' Weibliche Blüte befruchtet und auswachſend. — II: Männliche Blüte (a) bei fünfundvierzigfacher Vergrößerung. c Hüllblätter (vordere weggeſchnitten). d Antheridien (davon zwei entleert). e Paraphyſefäden. — III: Weibliche Blüte (b) bei fünfundvierzigfacher Vergrößerung. f Perichätialblätter (vordere weggeſchnitten). g Archegonien (verwelkend). g' Archegonien, befruchtet und auswachſend. h Paraphyſefäden.

Was ein beſſeres Bekanntwerden unſerer Mooſe zumeiſt hindert, iſt zunächſt ihre Kleinheit und ſodann die größtenteils damit zuſammenhängende Schwierigkeit bei der Beſtimmung ihrer verſchiedenen Arten, zumal da meines Wiſſens nach keine populären

Leitfäden exiſtieren, mit deren Hilfe man wenigſtens die häufigeren Mooſe ohne ſorgfältige Präparation mittels ſcharfer Lupen oder Mikroſkop zu identifizieren vermöchte. Wenn man nämlich auch bei der ſyſtematiſchen Beſchreibung der verſchiedenen Moosraſen, zum Zwecke, gleichartige Raſen danach zu identifizieren, ſich nicht allein auf Feſtlegung der äußerlichen Erſcheinungsmerkmale ihres Habitus beſchränkt, ſondern ſelbſt die kleinſten Details ihres Blüten- und Fruchtſtandes, ihres Blattzellnetzes uſw. zu Hilfe zieht, ſo hat es ſich doch ſeit jeher als ein Ding der Unmöglichkeit erwieſen, damit in allen Fällen den berechtigten Anforderungen der Forſcher zu genügen. Einesteils variieren die Mooſe wie alle niederen Organismen recht erheblich in ihren Details, anderenteils aber wiederum weichen die letzteren ſelbſt bei ſolchen, die jedermann ſofort als verſchiedenartig erkennt, häufig ſo außerordentlich wenig voneinander ab, daß es ſich bei den meiſten Beſtimmungsmerkmalen nur um ein geringes Mehr oder Weniger in der Beſchreibung handelt, welches aber wiederum nicht durch poſitive Maßangaben feſtzulegen iſt, weil die Größenentwickelung der Pflanzen und ihres ganzen Zellenaufbaues bei ein und demſelben Moos ebenfalls ſtark variiert. Man hat es daher in der Beſchreibung meiſtenteils nur mit relativen Angaben zu tun, deren Sinn man nur richtig zu erkennen vermag, wenn man die ähnlichen Arten zum Vergleich zur Hand hat. Daher war es bis ganz vor kurzem bei verſchiedenen Arten vieler Moosgattungen anerkanntermaßen nicht möglich, ſie ſelbſt bei Zuhilfenahme der beſten exiſtierenden Spezialwerke und mit beſtbewaffnetem Auge mit Sicherheit zu beſtimmen, ſo daß ſolchenfalls als üblicher Notbehelf nur der direkte Vergleich mit den in wenigen anerkannten Sammlungen aufbewahrten Originalexemplaren übrigblieb. Erſt im letzten Jahrzehnt iſt durch das Erſcheinen ſehr ausführlicher neuer Spezialwerke, in welchen neue, weſentlich ſchärfere Vergrößerungen verlangende anatomiſche Details den Beſchreibungen hinzugefügt wurden, dieſem Ubelſtande größtenteils abgeholfen worden; immerhin aber bleibt trotz alledem das genaue Beſtimmen der Mooſe noch recht ſchwierig und beſonders außerordentlich zeitraubend, ſo daß es ſchon aus dieſem Grunde den Laien kaum zugemutet werden kann.



Männliche Blüte von Polytrichum commune (L.) in etwa ſiebenfacher Vergrößerung.

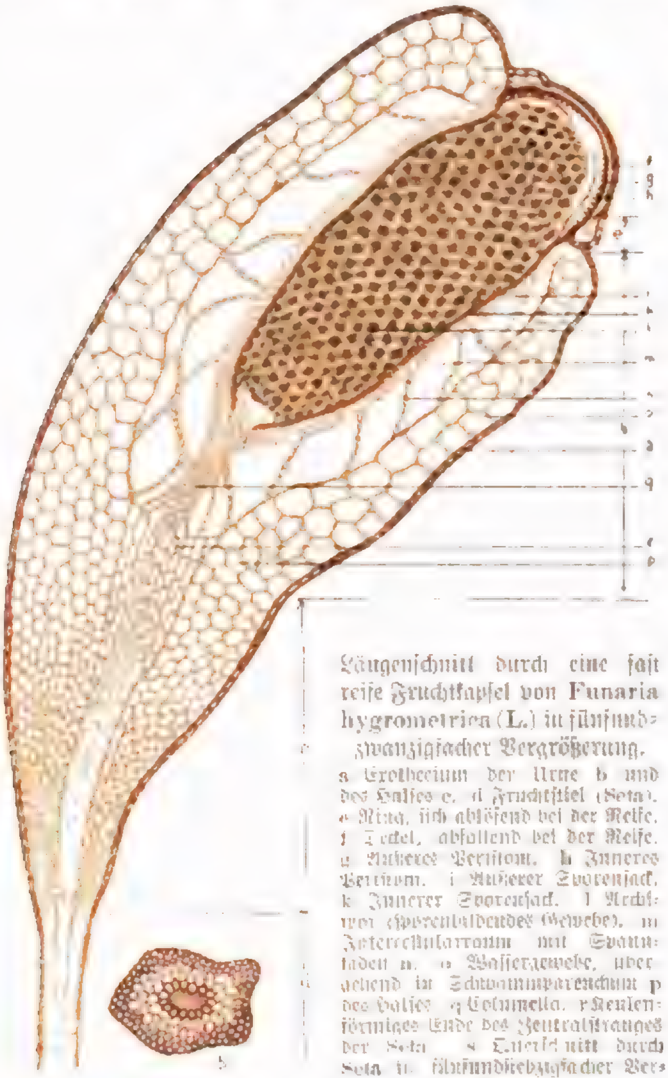
a Obere Stengelblätter mit a'' halbſtengelumfaſſender Scheide. b Äußere Hüllblätter des Blütenbechers. c Innere Hüllblätter des Blütenbechers. a' b' c Lamellenbeſetzung der Blätter. d Antheridien. e Paraphyſe, fadenförmige. e' Paraphyſe mit ſpatelförmig verbreiterten Enden. f Innovation. (Sproſſung des nächſtjährigen Triebes.)

Gehen wir nach dieſer allgemeinen Einleitung jetzt zunächſt zur Beſchreibung der Entſtehung und der Fortpflanzung der Laubmooſe über, ſo finden wir, daß dies in den meiſten Fällen in ganz ähnlicher Weiſe vor ſich geht wie bei unſeren gewöhnlichen phanerogamen (offen-ehigen) Pflanzen: durch eine Art von Samen, aus welchem aber nicht direkt die Moospflanze entſpringt, und den wir daher auch mit einem abweichenden Namen zu bezeichnen haben. In den Fruchtbehältern reifen nämlich in meiſtens unzähliger Menge die äußerſt feinen Sporen, deren Körnchen einen Durchmeſſer von etwa einem bis höchſtens fünf Hundertſtel Millimeter, daher in ihrer Maſſe das Ausſehen

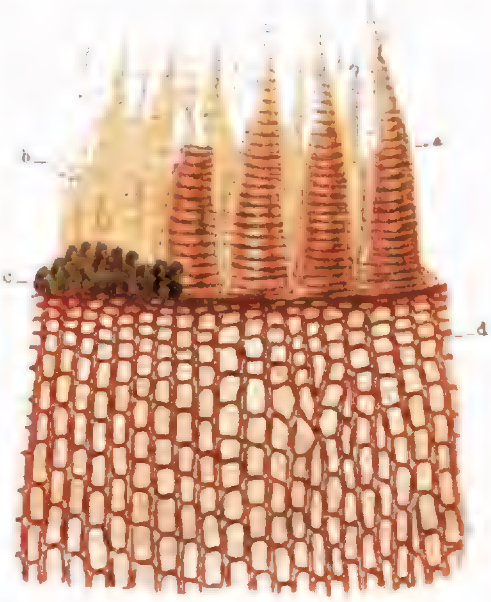
Digitized by Google

eines braunen oder grünlichen Mehls haben, und die, wenn ſie nach dem Ausſtreuen eine geeignete Unterlage und ſonſtige günſtige Bedingungen vorfinden, zunächſt eine Vorſtufe, den ſogenannten Vorkeim (Protonema), entwickeln (Abbild. S. 812), ein meiſtens grünes Gewirre ſehr feiner, fadenförmig aneinander gereihter, länglich zylindriſcher Zellen, deren Enden, ſoweit wenigſtens dieſe Fäden oberirdiſch auf der Unterlage ſich entwickeln, quer zuſammenſtoßen, und welche im weiteren Wachstum an einzelnen Stellen kleine Knöſpchen entwickeln (Abbild. S. 812 bei b u. c), die ſich allmählich zur richtigen Moospflanze auswachſen — ſo daß alſo aus einem einzigen Sporenkörnchen, welches günſtige Verhältniſſe angetroffen hat, ein ganzer Raſen von vielen Moospflanzen entſtehen kann —, während die Fäden des Vorkeims für die neuen Pflanzen keinen Zweck mehr haben und daher gewöhnlich bald wieder verſchwinden.

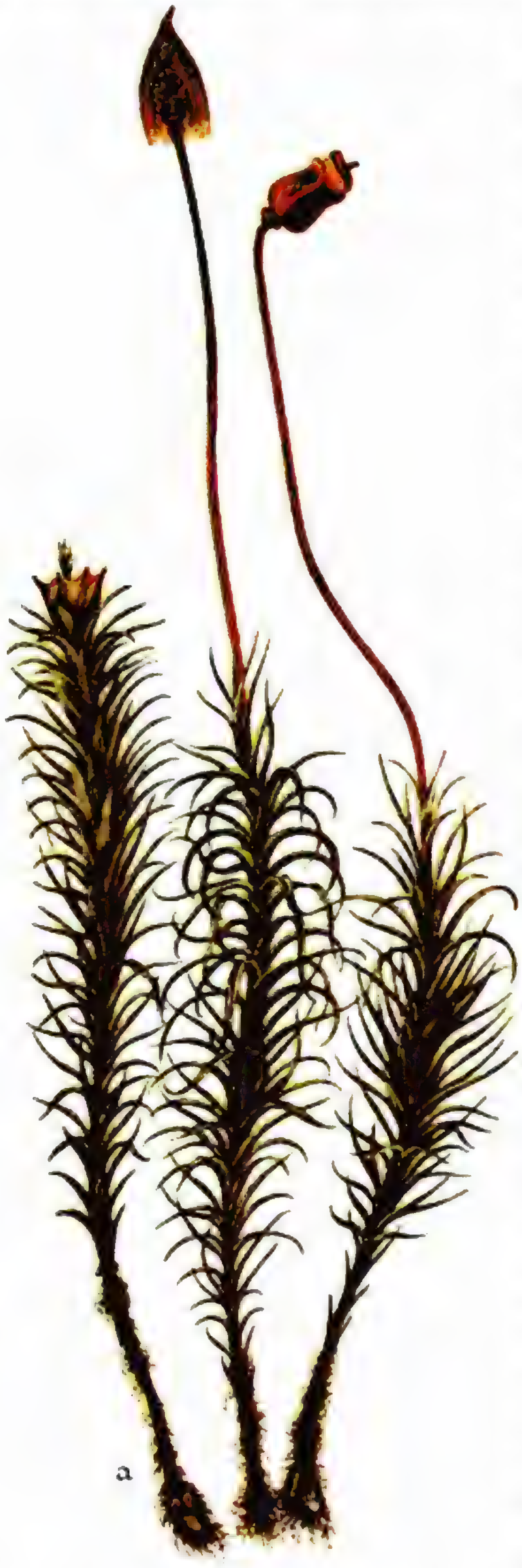
Das neue Pflänzchen bildet aber eine andere Art ähnlicher, meiſtens bräunlich gefärbter Zellfäden aus, welche ſich zunächſt unterirdiſch wenden, zum Unterſchied gegen die beſchriebenen Fäden des Vorkeims mit ſchrägen Querwänden der Zellen ausgeſtattet (Abbild. S. 812, bei c), und welche als Wurzeln zu betrachten ſind, wenngleich ſie gewöhnlich weniger der Ernährung des Mooſes dienen, ſondern hauptſächlich als Haftorgane funktionieren, mit welchen ſich die Moospflanze an und in ihrer Unterlage feſthält. Bei vielen Moosarten entſtehen dieſe Wurzelfäden nicht allein am unteren Teil der Pflanze, ſondern überall am Stengel wie an Äſten, ſogar mitunter an Blättern; manchmal bilden ſich ſelbſt filzartige Wucherungen von Wurzelfaſern rund um die ganze Länge des Stengels, ſolchergeſtalt den ganzen Raſen zu einer kompakten Maſſe verbindend, der dadurch wie ein Schwamm das Waſſer zu halten und lange vor dem Verdunſten zu bewahren vermag. Andere Moosarten wiederum haben im vollſtändig ausgewachſenen Zuſtande durchaus gar keine Wurzeln, ihr Wachstum und die Entwickelung ihrer Früchte geht trotzdem ebenſo flott vor ſich wie bei den gewöhnlichen Arten. Sie können ebenſo wie dieſe gern monatelan bis zur vollſtändigen Dürre aus-



Längenſchnitt durch eine faſt reife Fruchtkapſel von Funaria hygrometrica (L.) in fünfundzwanzigfacher Vergrößerung.
a Exothecium der Urne b und des Halſes c. d Fruchtſtiel (Seta). e Ring, ſich ablöſend bei der Reife. f Deckel, abfallend bei der Reife. g Äußeres Periſtom. h Inneres Periſtom. i Äußerer Sporenſack. k Innerer Sporenſack. l Archeſpor (ſporenbildendes Gewebe). m Interzellularraum mit Spannfäden n. o Waſſergewebe, übergehend in Schwammparenchym p des Halſes. q Columella. r Keulenförmiges Ende des Zentralſtranges der Seta. s Querſchnitt durch Seta in fünfundſiebzigfacher Vergrößerung.



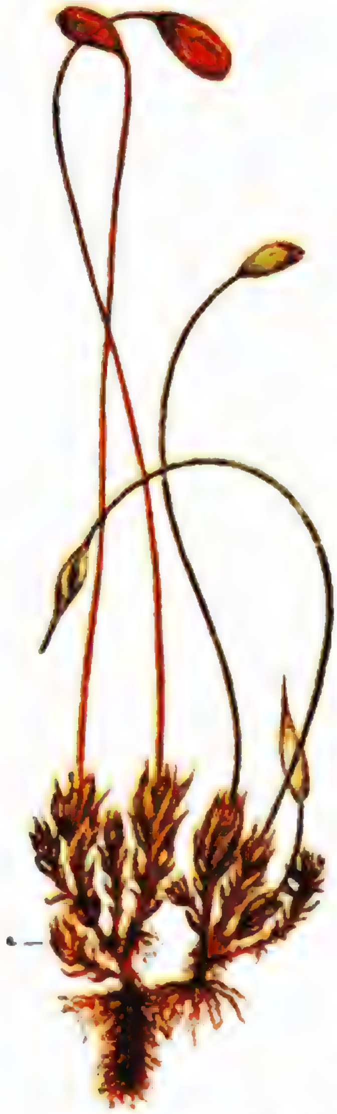
Teil des Kapſelrandes von Hypnum cupressiforme (L.) in 75facher Vergrößerung.
a Zähne des äußeren Periſtoms. b Zähne und Wimpern der inneren Periſtomhaut. c Reſte des Ringes. d Zellgewebe der Kapſelwand.



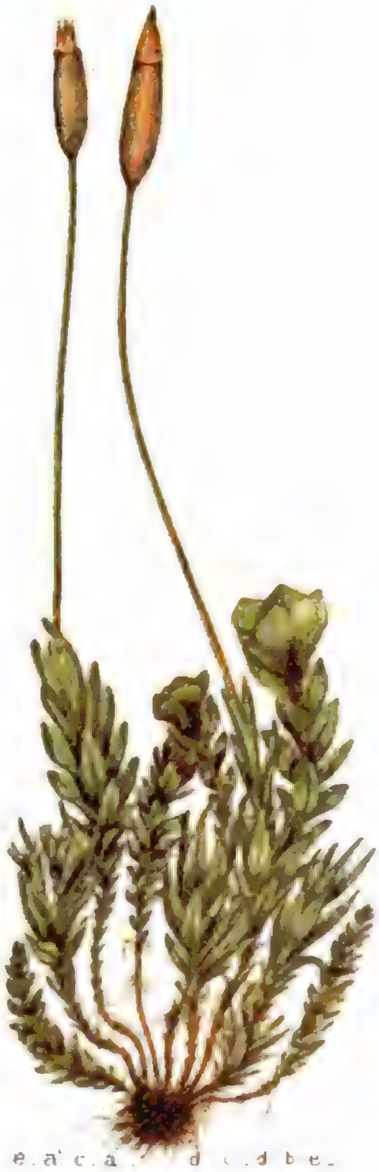
Pflanzen (a männliche) von Polytrichum commune (L.) in natürlicher Größe.

trocknen, dabei häufig mit ſtarker Deformation einſchrumpfend, unter gänzlichem Verluſt ihrer grünen Farbe. Dieſe erlangen ſie aber trotzdem ſofort wieder und wachſen wie ungeſtört weiter, ſobald ſie bei neu eintretender feuchter Witterung nur gehörig durchweicht worden ſind.

Die bei dem Weiterwachſen unſeres jungen Moospflänzchens zunächſt von ihm entwickelten Blätter haben gegenüber den Stengelblättern der völlig entwickelten Pflanze häufig nur einen etwas rudimentären Charakter; es ſind dies ſogenannte Nebenblätter, welche ſich in der fertigen Pflanze auch mitunter an rankenähnlichen Ausläufern und an ungewöhnlich ſchlanken Nebentrieben, den Stolonen, Flagellen uſw., wiederfinden, die aber an Wichtigkeit als charakteriſtiſche Beſtimmungsmerkmale der verſchiedenen Arten gegenüber den völlig ausgebildeten Stengelblättern der fertigen Pflanze ſtark zurücktreten. Dieſe letzteren bilden mit ihrer äußeren Form und ihrem Zellnetz eines der weſentlichſten Unterſcheidungskennzeichen; ſie ſind ſtets ohne Blattſtiel dem Stengel und den Äſten, und zwar meiſtens quer geſtellt angeheftet; ihre Außenform iſt ſtets einfach, d. h. niemals geſiedert oder gefingert oder ſonſtwie geteilt, im übrigen aber ſehr mannigfaltig geſtaltet, von runder, eiförmiger, elliptiſcher, mehr oder weniger herzförmiger Geſtalt in unendlicher Variation übergehend in lanzettliche, pfriemenförmige und ſogar haarförmig ausgezogene Gebilde. Ihre Blattfläche beſteht abweichend von den Blättern unſerer gewöhnlichen Pflanzen meiſtens — abgeſehen von ihrer Rippe — aus einſchichtigem Zellgewebe und präſentiert ſich daher, bei durchfallendem Licht unter dem Mikroſkop betrachtet, in ſehr deutlicher, ganz allerliebſt regelmäßiger Konſtruktion der verſchiedenſten Art, indem die Zellformen von mehr oder weniger regelmäßigem Sechseck mit jeder nur möglichen Abwechſelung bei den verſchiedenen Arten in ſehr langgeſtreckte, lineal ausgezogene Formen übergehen, dabei nicht allein die Form, ſondern auch die in einem Schlauch gelagerte Protoplasmamaſſe ſamt deren Chlorophyllkörnchen, welche die grüne Farbe ausmachen, erkennen laſſend. Es ſind ſonach die Moosblätter ganz und gar anders gebaut als die uns allgemein bekannten Blätter der gewöhnlichen großen Pflanzen, und wir führen daher den Leſern in unſerer Abbildung S. 812 als etwa typiſche Form das Blatt eines unſerer gemeinſten und am ſchönſten gefiederten Waldmooſe vor, des Thuidium tamariscinum. Bei dieſem Moos trägt jede Zelle der Blattfläche beiderſeits eine ſpitze Papille, die aus den beigegebenen Blattquerſchnitten deutlich zu erkennen iſt. An der Blattbaſis bemerken wir noch ein Gewirr eigentümlicher Zellfäden, welche die ſämtlichen Stengel dieſes Mooſes dicht überziehen und die, ſich in ähnlicher oder mehr blattähnlicher Geſtalt auch bei vielen anderen Mooſen findend, als Paraphyllien (Scheinblätter) zu deuten ſind, mit einem ähnlichen Zweck wie der früher bereits erwähnte Wurzelfilz, mit welchem die Stengel anderer Arten überzogen ſind. Eine andere Art ſchöner Zellbildungen präſentiert ſich noch in der Abbildung S. 820 des Brutbecherblattes von Georgia pellucida, welches ſich bei durchfallendem Licht unter dem Mikroſkop als beſonders durchſichtig erweiſt, und bei welchem die Zellen von der quadratiſchen Form an der Blattbaſis allmählich in rundliche Form an der Blattſpitze übergehen.



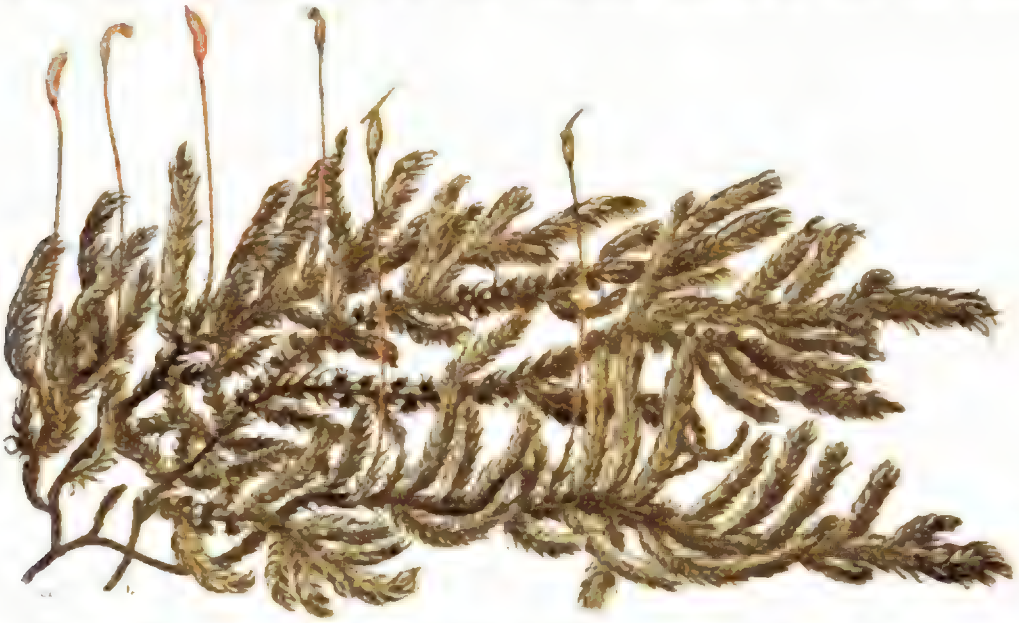
Fruchtende Pflänzchen von Funaria hygrometrica (L.) in verſchiedenen Reifezuſtänden bei zweieinhalbfacher Vergrößerung.
a Männliche Sproſſen.



Pflänzchen von Georgia pellucida (L.) in etwa fünffacher Vergrößerung.
a Männlicher Sproß. a' Männliche Innovation aus vorjährigem weiblichem Sproß. b Steril weiblicher Sproß. c Fruchtende Sproſſen. d Brutbecherſproß. d' Brutbecherinnovation aus vorjährigem weiblichem Sproß. e Sterile Sproſſen.

Verfolgen wir das Wachstum unſerer Moospflanze weiter, ſo werden wir bald bemerken, daß ſich an ihr außer den gewöhnlichen Blätterknoſpen noch andere knoſpenartige, mehr oder weniger blattreiche Häufungen bilden, entweder ſeitlich am Stengel und an den Äſten in meiſtens zahlreicher Wiederholung oder als Abſchluß des Gipfels am Hauptſtengel. Dieſe mehr oder weniger geſchloſſenen und meiſtens ſehr unſcheinbaren Gebilde ſind die Blüten des Mooſes, welche in ihrem Inneren diejenigen zarten Organe tragen, durch welche die geſchlechtliche Fortpflanzung angebahnt wird. Die Blättchen dieſer Häufungen, die ſogenannten Hüllblätter, ſind in ihrer Geſtalt wiederum abweichend von den bisher beſprochenen; ſie umhüllen entweder gemeinſchaftlich in einer oder getrennt in verſchiedenen Knoſpen, entweder auf ein und derſelben (Abbild. S. 813) oder getrennt auf verſchiedenen Pflanzen (Abbild. S. 814), je nach der Art des Mooſes, gewöhnlich zwiſchen mehr oder weniger zahlreichen zarten, haarähnlichen Zellfäden, den Paraphyſen (deren Beſtimmung noch nicht ſchlüſſig aufgeklärt iſt), zweierlei Arten kleiner Schläuche, die Archegonien und die Antheridien, welche hier die Stelle von Griffel und Staubfäden unſerer gewöhnlichen phanerogamen Blumen zu verſehen haben. Dieſe ſind bei allen Arten von Laubmooſen faſt genau von ganz gleichem Äußeren, wenigſtens laſſen auch ſcharfe Vergrößerungen außer in der Größe keine deutlichen Unterſcheidungsmerkmale bei den verſchiedenen Arten erkennen, und zwar weder im

Äußeren noch im Inneren. Die Antheridien, welche die männliche Funktion zu verſehen haben, beſtehen ſtets aus einem ellipſoïdiſchen geſchloſſenen Sack, der ſich erſt bei der Reife oben öffnet, und von deſſen halbflüſſigem Inhalt dann ein Teilchen durch den oben ſtets offenen langen Schlund der Archegonien zu der am Grunde derſelben in einer Ausbauchung befindlichen Eizelle zu deren Befruchtung gelangen kann.



Zwei Pflänzchen von Hypnum (Stereodon) cupressiforme (L.) in zweifacher Naturgröße.
a Weibliches fruchtendes Pflänzchen. b Männliche Pflanze mit zahlreichen Blüten.

Von den häufig ziemlich zahlreichen Archegonien einer Blütenknoſpe gelangen bei den meiſten Mooſen immer nur eins, bei gewiſſen Arten höchſtens nur einige zur Ausbildung, während die übrigen vertrocknen. Bei der Weiterentwickelung der befruchteten Keimzelle wächſt zunächſt die Hülle des Archegoniums etwas mit, dabei eine ganz andere Geſtalt erlangend, aber bei der fortgeſetzten ſchnelleren Streckung des künftigen Fruchtſtiels reißt früher oder ſpäter je nach der Art die wachſende Archegoniumhülle am Grunde ab, wird durch die Spitze des ſich weiter entwickelnden Fruchtſtiels immer weiter gehoben, bis ſie ſich ſchließlich je nach der Moosart in verſchiedener Geſtalt, als zarte Haube oder Kappe auf der Spitze der fertigen Fruchtkapſel vorfindet (wie an verſchiedenen der ſpäter gegebenen Habitusbilder zu erſehen iſt), von wo ſie gewöhnlich erſt beim Reifezuſtand der Kapſel abfällt.

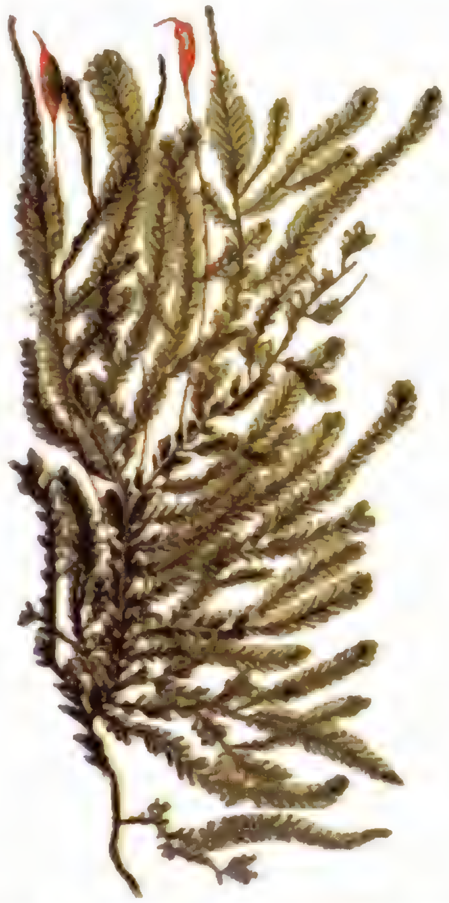
Die den mehr oder weniger langen Fruchtſtiel krönende und bei den Laubmooſen ſtets durch einen in der Reife ſich ringförmig trennenden und abfallenden Deckel geſchloſſene Fruchtkapſel, deren Bau aus dem in der Abbildung S. 815 gegebenen Durchſchnitt einer ſolchen erſichtlich iſt, erlangt bei den verſchiedenen Moosarten auch ſehr verſchiedene Geſtalt, ſtets aber birgt ſie in einem beſonderen, den Innenraum mehr oder weniger ausfüllenden häutigen Sack das früher erwähnte bräunlichgelbe oder grünliche Mehl der Sporen, deſſen Ausſtreuung ſelbſt bei abgefallenem Deckel noch behindert wird durch einen unter dem Deckel ſich befindenden äußerſt zarten, regelmäßig und künſtlich geſtalteten Mundbeſatz des Kapſelrandes. Dieſer beſteht entweder aus einer einfachen oder einer doppelten Reihe gewöhnlich ſtark hygroſkopiſcher und oben zuſammenneigender Zähnchen, die bei wenigen Arten allerdings rudimentär oder vollſtändig verkümmert ſind. Bei feuchter Witterung verſchließt dieſer Mundbeſatz oder das Periſtom die Kapſelöffnung faſt vollſtändig, und nur bei trockener Luft legt es ſich zurück oder dreht ſich auf, ſo daß es den Austritt der Sporen nicht mehr behindert, welche dann vom Winde fortgeführt werden können. Für den fachmäßigen Bryologen wie auch für den Laien gehört dies Periſtom unzweifelhaft zu den intereſſanteſten Details der Laubmooſe; leider aber müſſen wir uns hier wegen Raummangel darauf beſchränken, den Leſern nur eins dieſer formenreichen, allerliebſten Einrichtungen im

Digitized by Google

Bilde (S. 815) zu zeigen, ohne ſelbſt näher auf die anatomiſchen Details und die Verſchiedenheiten dieſer Bildungen eingehen zu können, indem wir uns darauf beſchränken, zu erwähnen, daß beide Periſtome ſtets äußerſt gleichmäßig und regelmäßig in Zähnezahl und Ausbildung ſich bei jeder Pflanze wiederholen.

Nach der Bildung von Kapſeln, Periſtom und Blättern gliedern ſich die Laubmooſe in einzelne Familien; nach der oben bereits charakteriſierten Stellung der Blüten oder der Früchte am Stengel aber unterſcheiden wir (abgeſehen von der kleinen Abteilung ſehr kleiner, ſogenannter faulfrüchtigen oder cleiſtokarpiſchen Mooſe, deren Fruchtkapſeln keinen abfallenden Deckel haben, ſowie der ähnlichen Andreaea) die zwei Hauptabteilungen der gipfelfrüchtigen (acrokarpiſchen) und der ſeitenfrüchtigen (pleurokarpiſchen) Mooſe. Aus beiden Abteilungen führe ich eine kleine Reihe von Repräſentanten im Bilde vor, welche genügen werden, um eine allgemeine Orientierung zu ermöglichen, und bei deren Auswahl ich mich befleißigte, nur überall häufig vorkommende Arten aufzunehmen, wobei ich nur bedaure, ſie den Leſern nicht unter landläufigen Namen vorſtellen zu können, da es ſolche leider faſt gar nicht gibt. Zwar haben einzelne Gelehrte verſucht, in ihren Handbüchern die ſämtlichen Moosarten mit deutſchen Namen aufzuführen, dieſe ſcheinen indeſſen entweder frei gebildet oder höchſtens Überſetzungen der wiſſenſchaftlich-lateiniſchen Namen zu ſein, womit jedenfalls der Sache recht wenig gedient iſt.

Als erſtes unter den acrokarpiſchen Mooſen führe ich unſeren gemeinſten Vertreter der am weiteſten entwickelten Klaſſe der Polytrichaceen (Vielhaare) vor (Abbild. S. 816), welcher gleichzeitig den Vorzug hat, mit dem rechten, echten volkstümlichen Namen des güldenen Widertons beehrt zu ſein, der noch aus der glücklichen Zeit der Hexen ſtammt, als man die ihm innewohnenden geheimnisvollen Kräfte gegen böſen Blick und ähnliche Übel noch beſſer zu würdigen wußte. Auf Heiden und Wieſen überzieht dies Moos häufig große Flächen, erreicht an den feuchteren Stellen eine Höhe bis zu etwa dreißig Zentimetern und macht ſich im Frühjahr beſonders bemerklich durch die meiſt maſſenhaft auftretenden, weit ſcheinenden goldhaarigen Hauben ſeiner Fruchtſtiele. Die männliche Blüte, welche in der Abbildung S. 814 bereits in größerem Maßſtabe gezeigt wurde, zeichnet ſich durch die verhältnismäßig große becher- oder ſcheibenförmige Geſtalt aus, die ſelbſt von weitem ſchon zu erkennen iſt. — Die folgende Abbildung S. 817 zeigt die Funaria hygrometrica, von der wir bereits die Frucht im Längsſchnitt zur Erklärung des Kapſelbaues im Bilde S. 815 haben kennen lernen. Bei ſeiner geringen Größe iſt dies Moos, ſo häufig es ſich überall auf allen möglichen Unterlagen findet, gewöhnlich wenig in die Augen ſpringend. Es liebt beſonders alte Feuerſtellen in Waldungen und macht ſich auf ſolchem Untergrund im Frühling durch ſeine hellgelbe Färbung und die friſch ſproſſenden, gewöhnlich ſehr maſſenhaft emporſchießenden und elegant gebogenen Fruchtſtiele ſchon von weitem bemerkbar. — Als letztes dieſer Moosabteilung führen wir noch ein ebenfalls kleines Moos, die Georgia (Tetraphis) pellucida vor (Abbild. S. 817), welches ſchattige Partien unſerer Wälder liebt,

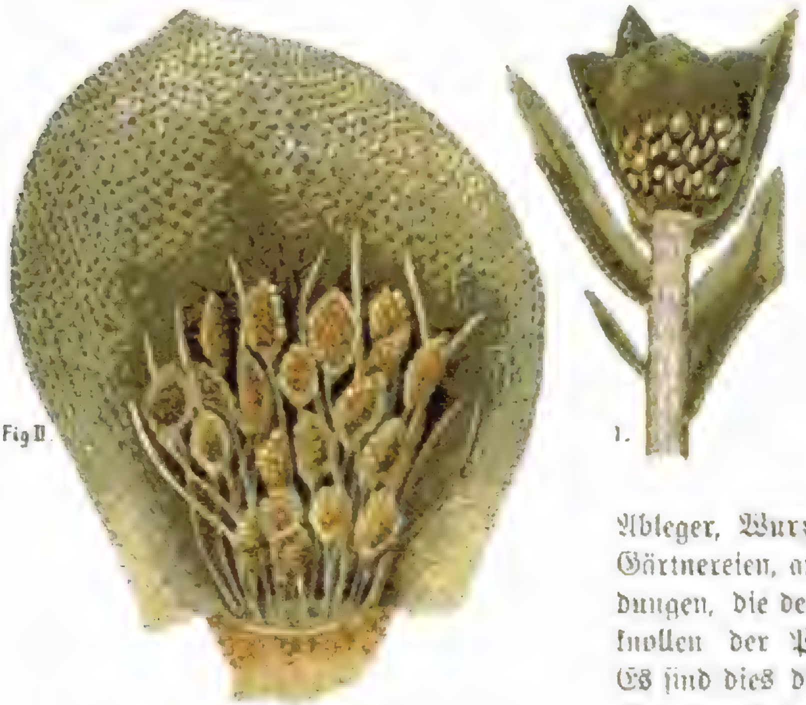


Pflänzchen von Homalia trichomanoides (Schreb.) in zweieinhalbfacher Vergrößerung.

Digitized by Google

daſelbſt überall gemein iſt und mitunter ganze Abhänge reich fruchtend mit dichtem Raſen überzieht.

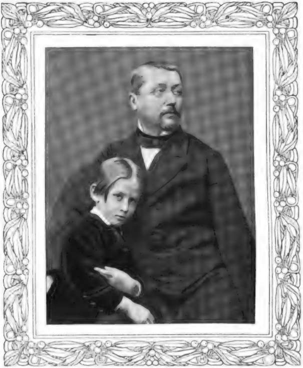
Von den ſeitenfrüchtigen Mooſen gebe ich zunächſt in der Abbildung S. 818 den allergemeinſten Vertreter der großen Hypnumklaſſe in ſeiner Normalform. Dieſes Hypnum cupressiforme kommt in unſeren Wäldern bei maſſenhaftem Auftreten auf Erdboden, auf Baumſtämmen und Felſen uſw. in derartig weitgehenden Abänderungen vor, daß es mitunter von den beſten Bryologen nicht ſofort erkannt wird. — Die Abbildung S. 811 zeigt eins der am ſchönſten gefiederten Waldmooſe, unſer Hylocomium splendens, welches ebenfalls überall ganz gemein iſt und ſich durch die etagenartig übereinander angeordneten einzelnen Jahresſproſſen beſonders auszeichnet. Nur bei ſehr aufmerkſamer Betrachtung des Bildes wird man bei b′ die ganz unſcheinbaren männlichen Blüten erkennen. — Endlich, auf S. 819, gebe ich noch Homalia trichomanoides, ein einhäuſiges Moos mit ſchräg dem Stamm angehefteten Blättern, welche, in größerem Maßſtabe bereits in der Abbildung S. 813 vorgeführt, flache Wedel bilden.



Brutlinſenbildung bei Georgia pellucida (L.).
I Brutbecher mit weggeſchnittenen vorderen Blättern in etwa zwölfeinhalbfacher natürlicher Größe. II Hüllblatt des Brutbechers mit anhaftenden Brutlinſen und Paraphyſefäden in etwa fünfundvierzigfacher Vergrößerung.

Bei ſämtlichen Mooſen, welche ich hier mit ihrem Habitusbilde vorgeführt habe, war ich in der Lage, die vollſtändigen Pflanzen mitſamt den Früchten zu zeigen, wobei ich aber nicht unterlaſſen darf, zu erwähnen, daß eine große Zahl von Moosarten bei uns heimiſch iſt, die entweder höchſt ſelten oder niemals bei uns zur Fruchtbildung gelangen, die aber trotzdem häufig maſſenhafte, weit ausgedehnte Raſen bilden. Wenn alſo die Entſtehung oder die Vermehrung der Mooſe ausſchließlich auf den im vorſtehenden erklärten geſchlechtlichen Weg angewieſen wäre, würde dieſe letzterwähnte Tatſache kaum zu erklären ſein, und deshalb habe ich zum Schluß noch nachzufügen, daß außer durch Fruchtbildung die Vermehrung der Mooſe auch auf vegetativem Wege erfolgen kann, nämlich einesteils ganz ähnlich wie durch die Ableger, Wurzelableger, Senker uſw. unſerer Gärtnereien, anderntteils durch beſondere Bildungen, die den Brutzwiebeln und Kartoffelknollen der Phanerogamenpflanzen ähneln. Es ſind dies die ſogenannten Brutkörperchen oder Brutlinſen, die ſich bei vielen Mooſen entweder oberirdiſch an verſchiedenen Stellen oder auch unterirdiſch an den Wurzelfaſern bilden, ſogar mitunter am Protonoma, wie in der Abbildung S. 812 ſchon erſichtlich. Oberirdiſch bilden ſich dieſe Linſen entweder frei in den Blattachſeln oder an beſonderen Organen, wie z. B. bei der Georgia der Abbildung S. 817 in den beiden Brutbechern, welche dort an der Spitze zweier Sproſſen, d und d′, entſtanden ſind. Dieſe Brutbecher habe ich in der Abbildung S. 820 in vergrößertem Maßſtabe vorgeführt, woraus erſichtlich, daß ſich im Inneren des Bechers zwiſchen zahlreichen Paraphyſefäden am Ende zarter Zellfäden eine Menge dieſer kleinen linſenförmigen Körperchen bilden, welche, in der Reife abfallend, im Boden überdauern und ſchließlich ebenſo wie die Sporen einen Vorkeim entwickeln können, aus welchem die jungen Moospflänzchen, wie in der Abbildung S. 812 gezeigt, entſtehen.

* * *



Scheffel mit ſeinem Sohne Viktor. (1871.)

Vom Meister Josephus

Mit vier ungedruckten Briefen und einem „Gedenkspruch" Josef Viktor von Scheffels

Mitgeteilt von

Ernst Boerschel

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Wie in ſeinen Dichtungen, ſo hat Scheffel auch in ſeinen Briefen niemals den Menſchen in ſich vergeſſen. Wir treffen in ſeinen Briefen an Schwanitz, Eiſenhart, Arnswald und andere, ſeinem Herzen ferner Stehende, höchſt ſelten längere Erörterungen über Tagesfragen oder ſpezifiſch geiſtige Themata. Er ſtellte ſich in ihnen nicht auf einen einſeitig theoretiſierenden Geiſtesſtandpunkt, focht in ihnen keinerlei äſthetiſche oder politiſche Fragen aus, ſondern folgte darin nur den rein menſchlichen Stimmungen, die ihn im Augenblicke bewegten. Es mußte ein großes, wirkliches Ideal ſein, wenn er ſich ganz in die Schanze ſchlug; die kleinen Streitereien und Meinungen des Tages erregten ihn nicht. Scheffel iſt kein Briefſchreiber großen Stils, wie es Goethe, Wilhelm von Humboldt, Gottfried Keller und Richard Wagner waren. Und doch

Digitized by Google

leſen ſich ſeine Briefe angenehm, ja ſogar — „ſpannend“. Weil er ſchreibt und nicht beſchreibt, läßt er vieles offen und zwiſchen den Zeilen liegen. Er erſchöpft ſeine Mitteilungen und Stimmungen nicht bis zum letzten Ende; er läßt uns immer noch etwas zu erraten übrig.

Wer Scheffels Perſönlichkeit kennt, weiß, daß das ſcharf bezeichnend iſt für ſein Weſen. Es entſpringt dem Zartſinn ſeiner Seele, die ſich gerade in den Momenten, da ihr eine geheime Offenbarung entſchlüpfen will, krampfhaft zuſammenſchließt. Er wußte das und nannte es „timide de coeur“. Selbſt in ſeinen Briefen an Emma Heim, die charakterſtarke Frau, die ihm ein Menſchenalter hindurch die einzige war, die ſein Vertrauen in allen Dingen beſaß, ſchlägt er nicht immer einen uneingeſchränkten Ton der Empfindungen an. Er hält ſich zurück und wirkt darum um ſo aufrichtiger und tiefer.

Auch die folgenden vier Briefe Scheffels, die, bisher ungedruckt, noch aus dem Briefſchatze Emma Heims ſtammen, verſchweigen äußerlich mehr, als ſie ſagen. Sie ſtreifen Erinnerungen, ohne näher auf ſie einzugehen, ſie nennen einen Namen, ohne weiterzuſchweifen und die ganze ſchmerzliche Bedeutung der Ortſchaft, die mit dieſem Namen zuſammenhängt, aufleben zu laſſen. Es wird in ihnen dreimal vom deutſch-franzöſiſchen Kriege geſprochen, aber nur einmal wird ein kurzer Anlauf genommen, ſich des Unwillens über den Krieg und ſeine Folgen zu entladen. Dieſe Eigentümlichkeiten des kurz Angebundenen, Fragmentariſchen treten natürlich in den zahlreichen Briefen, die ich vor kurzem in einem eigenen Buche herausgab,* noch kräftiger hervor, als ſie es in den vier hier mitgeteilten Briefen vermögen werden. So kam es, daß die Briefe Scheffels an Emma Heim nach ihrem Erſcheinen von den wenigſten nach dem Sachverhalt und objektiv und von den meiſten nach Temperament beurteilt wurden. Ein Zeichen, wie lebendig und anziehend ſie bei aller ihrer Sprödigkeit ſein müſſen. Und ſie gleichen in der Tat einer ſpröden Schönen, die gerade durch ihre Abweiſung das Intereſſe für ihren Liebreiz erhöht. Erſt wenn man ihnen näher tritt und ſie zu kommentieren beginnt, kann man ganz in ihr Weſen und ihre ſchönen Verborgenheiten blicken.

Scheffels Leben ging nicht immer glatt und heiter hin. Er flocht noch in ſpäteren Jahren gern das Wort in ſeine Briefe ein, daß dafür geſorgt ſei, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, und die „ordinären Sorgen und Aufgaben“, die er die Bleigewichte des Lebens nannte, haben ihn bis zu ſeinem Tode nicht verlaſſen. Anfeindungen, Verleumdungen und ſeinerſeits eine ſchwerblütige Lebensauffaſſung kamen hinzu, um es fürs beſte zu halten, ſich ganz in ſich zurückzuziehen und nach außen hin ſparſam mit den Empfindungen zu werden. Und ſchließlich war ihm jede kurze Ausſprache lieber als ein langer Brief. Aber er hätte ſich ſeiner grundnatürlichen Perſönlichkeit begeben, wenn bei aller epiſchen Zurückhaltung nicht auch in ſeinen Briefen ſein Humor, ſeine Männlichkeit, ſeine Liebe, ſein kerngeſundes Weſen freundlich aufgeleuchtet hätten. Nur jeder Phraſe ſtand er ängſtlich fern, und jedes Pathos widerſtrebte ihm, wie er ſelber echt und wahrhaftig war bis zum Grund.

Unſere vier Briefe ſind aus Karlsruhe datiert, aber nur der vierte atmet wirklich Karlsruher Luft, die erſten drei ſtreben darüber hinaus, denn der Stadt Karlsruhe waren Scheffels Stimmungen nicht ſonderlich geneigt. Heidelberg und ein Wiederſehen mit Emma ſind die Untertöne des erſten Briefes. Kein Wunder, daß dieſer Brief der friſcheſte und fröhlichſte iſt. Er lautet:

Liebe Kuſine!

In der freudigen Zuverſicht, daß Du wohlbehalten in der Heimat angelangt und in der Erinnerung auch noch die Stunden des Neckartals feſthalten magſt, erlaube ich mir, Dir zwei nicht ſehr gelungene, aber doch charakteriſtiſche Photographien der Landſchaft zu ſenden, die uns am 14. Mai von ſo mannigfachen Standpunkten ergötzt hat. Auf dem einen Blatt — im äußerſten Vordergrund — ſpiegeln ſich die weißen Holzſäulen des Pavillons, wo wir den Maiwein tranken — hoch oben auf dem zweiten Blatt punktiert ſich das Schwalbenneſt, von welchem vergeblich Steine in den Neckar geſchleudert zu werden wir erhoffen mochten.

---

* „Joſeph Viktor von Scheffel und Emma Heim. Eine Dichterliebe. Mit Briefen und Erinnerungen.“ Berlin, Ernſt Hofmann u. Co., 1906.

Als drittes perſönliches Blatt, was Dich intereſſieren wird, lege ich eine geſchäftliche Dreieinigkeit bei, die mir ſehr wichtig iſt, nämlich Verleger (im Zylinder), Maler (A. v. Werner) und Schriftſteller, im Moment einen Verlagsvertrag zu ſchließen. Die nächſten Werke von mir, die Du als reiche Dame anſchaffen wirſt, ohne ſie vom Verfaſſer zu erwarten, gehen aus dieſer Dreieinigkeit hervor.

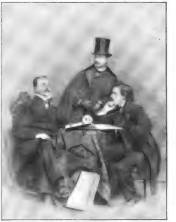
Wenn ich Dir nun noch ſage, daß ich von dem improviſierten Wiederſehen ſehr erfreut war und bin, und zurzeit in den frühlingsgrünen Gartenräumen dahier in vetterlicher Treue der Baſe gedenke, ſo iſt der Zweck dieſes Schreibebriefes erreicht.

Ich werde in der nächſten Woche, den Tag kann ich noch nicht beſtimmen, Freiburg berühren. Mein Quartier iſt gewöhnlich im Pfauen; ich weiß noch nicht, wie lang mir ein Aufenthalt dort vergönnt ſein wird, bitte Dich aber für alle Fälle, mir Deine Freiburger Adreſſe mitzuteilen und den Deinigen meine herzlichen Empfehlungen auszurichten.

Auch mein alter Vater trägt mir einen herzlichen Gruß auf.

Karlsruhe, 17. Mai 67. Joſeph.

„17. Mai 1867“. Emma Heim, die geliebte Kuſine, war nach zweijähriger Abweſenheit aus Petersburg zum Beſuch in die Heimat gekommen. Wie bei jeder Wiederkehr, ſo war ihr Scheffel auch diesmal bis Heidelberg entgegengefahren. Das Wiederſehen muß herzlich und freudig geweſen ſein. Nur wenige Sätze ſprechen in dem Briefe davon. Ausſprache genug war für Scheffel — timide de coeur — ſchon das Eingeſtändnis, daß er den Brief aus dem ſtarken Gefühl der Erinnerung heraus geſchrieben habe, weil er „von dem improviſierten Wiederſehen ſehr erfreut war“ und noch iſt. Wir wiſſen aus einem anderen Briefe Scheffels an Emma, wie nachhaltig der Eindruck gerade dieſes Heidelberger Zuſammenſeins in Scheffel geweſen iſt. Am 1. Auguſt 1867, alſo beinahe drei Monate ſpäter, ſchrieb er aus Vevey an die Baſe: „Einen Kuß, den ich von Heidelberg her noch zugute habe, mir ausdrücklich vorbehaltend, verbleibe ich Dein getreuer Vetter Joſeph.“ Eine gehobene Freude hatte die Heidelberger Tage belebt. Die Welt war für ein paar Stunden zurückgewichen, und die ſeltene Stimmung ſtellte ſich ein, in der ſich alles zu neuer, durchaus glücklicher Befriedigung verſöhnt. Aber wir möchten dieſe Begegnung noch beſonders feſthalten, weil das Datum, unter dem ſie geſchehen iſt, eine eigene Bedeutung für uns hat. „Im Mai 1867“, ſo ſteht unter der Widmung zum „Gaudeamus!“ Wir können alſo jetzt die Entſtehungszeit dieſer Widmung näher angeben und ſie zwiſchen den 14. und 16. Mai legen, falls Scheffel nicht vorher ſchon einmal in Heidelberg war und die Widmung dichtete — was immerhin möglich iſt. Anderſeits aber paßt die ſchöne Heiterkeit, die über Scheffels Heidelberger Wiederſehen mit Emma lag, ſo trefflich zu der Grundſtimmung der Gaudeamuswidmung, daß unſere Annahme auch innerlich ſtarke Berechtigung gewinnt.



Scheffel, ſein Verleger A. Bonz und der Maler Anton von Werner. (1868.)

Scheffel befand ſich jetzt in einer regen Arbeitsperiode und in bewegten Zeiten. „Verleger, Maler und Schriftſteller“, die ſich ſchon 1864 zu einer illuſtrierten Ausgabe der „Frau Aventiure“ zuſammengetan hatten, ſchloſſen eben einen Verlagsvertrag für die illuſtrierte Ausgabe des „Juniperus“, des „Gaudeamus!“ und vielleicht ſchon der „Bergpſalmen“ ab. Als der Sorgloſeſte durfte „der Schriftſteller“ den Dingen entgegenſehen, denn er hatte ſeine Arbeit an den drei Dichtungen bereits redlich getan. Immerhin erſchien der Moment des Verlagsvertrages der „geſchäftlichen Dreieinigkeit“, die daran beteiligt war, von beſonderer Wichtigkeit: alle drei ließen ſich nach Vollzug gemeinſam photographieren. Und unſere Vermutung beſtätigt ſich: Scheffel ſitzt am behäbigſten und zufriedenſten auf dem Bilde da. Dieſes Bild von ihm iſt eins der ſympathiſchſten, die wir beſitzen. Vielleicht drückt ſich dabei noch eine andere Freude in Scheffels Zügen aus: die zuverſichtliche Freude, die ihn im ſelben Monat Mai die Geburt ſeines Sohnes Viktor erwarten ließ.

„Kriegsbriefe“ ſind zum Teil die beiden folgenden Briefe Scheffels. Auch ſie beſchreiben wenig und laſſen dennoch den eigentümlichen Unwillen Scheffels gegen den Krieg von 1870 deutlich genug heraushören. „Idylliſche Stimmungen ſind nicht möglich,“ heißt's unter dem friſchen Eindruck der Kapitulation von Straßburg, im erſten Briefe vom 4. Oktober 1870; „Frühling und Frieden“ wünſcht er Emma Heim am 20. März 1871 in dem anderen Briefe, als die ſiegreichen Truppen bereits in die Heimat eingezogen waren, in Paris aber die Revolution ihr Haupt erhob. Erinnerungen und warme Empfindungen für ein Wiederſehen mit Emma miſchen ſich in die Zeilen. Beſonders wird ein Name ausdrücklich erwähnt, der des Chiemſees, ſchmerzlichen Gedenkens voll. Scheffel ſchreibt:

4. Oktober 70.

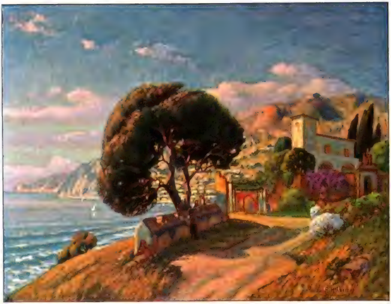
Auf einen Brief wie den vom Chiemſee iſt eigentlich nur ein Kuß die richtige Antwort; es freut mich, daß Du dieſen geſegneten Winkel aufgefunden und meiner gedacht haſt. Sobald Du mich einmal dort oder anders wohin in den Alpen einladen kannſt, erhoffe ich ein fröhliches Wiederſehen, und daß kein Jahr ohne ſolches entſchwinden darf, iſt ausgemachte Sache. Heute nur drei Zeilen, da ich in wenig Stunden eine Fahrt nach Straßburg und auf den Kriegsſchauplatz im Elſaß antrete; idylliſche Stimmungen ſind nicht möglich, konzentriertes Arbeiten auch nicht, ſo ſchaut man wenigſtens die großartigen Wirkungen des Kampfes an. Der Bub Viktor und Karl ſind wohlauf; behüt' dich Gott.

In Eile und Liebe
Joſephus.

„Es freut mich, daß Du dieſen geſegneten Winkel aufgefunden und meiner gedacht haſt.“ Zehn Jahre waren vorübergefloſſen, ſeit Scheffel im März 1860 auf Frauenchiemſee ſein ſtilles Patmos geſucht hatte. Er hatte ſich damals wie ein Fliehender hierher gerettet. Der Druck der vergeblichen Arbeit an ſeinem Nibelungenroman und die Heidelberger Epiſode mit Julie Artaria hatten es vermocht, daß er ſich hier wie ein Geſchlagener verkroch. „Es war für mich Bedürfnis, die Karlsruher Luft, in der ich unfehlbar zugrunde ginge, wenn ich ſie immer atmen müßte, mit einer anderen zu vertauſchen,“ ſchrieb er damals an Emma. Er fand auf Frauenchiemſee bald wieder Aufatmen und neue Kraft. Aus der Enge der Straßen und Arbeitszimmer, aus dem Getriebe von Rückſicht und geſellſchaftlicher Verpflichtung kehrte Scheffel hier ganz zum Menſchen in ſich zurück. Die freie Gottesnatur gab ſich ihm in aller ihrer Mächtigkeit; kein Nachdenken um den kommenden Tag ſtellte ſich wie eine Kuliſſe vor ihren Anblick. Jetzt, zehn Jahre ſpäter, ſtrömten ihm alle dieſe Bilder wieder zu, und er iſt dankbar für die Mitteilungen, die ſie ihm wecken halfen.

Selten hat ein Menſch und Dichter ſo oft immer wieder ſein ganzes Leben in der Erinnerung durchſtreift wie Scheffel. Er, der ſtarke Gegenwartsmenſch, hatte immer etwas mit der Vergangenheit zu verrechnen. Er war der rechte Epiker, der mehr den Nachklang fühlte als den Klang. Er verglich viel und ging deshalb ſehr oft des ſchöpferiſchen Augenblicks verluſtig. Sein Vergnügen, in die vergangenen Jahre hinabzutauchen, war für ſeine ganze Art ſehr charakteriſtiſch und war ein folgerichtiges Ergebnis dieſer Art. Scheffel war im täglichen Leben der konſervativſte Gewohnheitsmenſch, den man ſich denken konnte. Seinetwegen hätte die Zeitrechnung, ſoweit ſie die äußeren Lebensverhältniſſe betraf, ſtille ſtehen können. Er beklagte jeden Fortſchritt, der ihm eine liebe Gewohnheit nahm; hieß ſie gar Vaterland, ſo brauſten Zorn und Vorurteile in ihm auf.

Nur ſo iſt es zu verſtehen, daß Scheffel den großen Ereigniſſen des Jahres 1870 vollkommen fremd gegenüber ſtand. Er fürchtete die Machtſtellung Preußens und fürchtete mehr noch, daß der Schatten dieſer Machtſtellung auf Baden fallen könnte. Sich aber mit vierundvierzig Jahren noch



Alfred Helberger: Am Golf von Salerno.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

in neue politiſche Verhältniſſe einzugewöhnen, fand er ſich nicht bemüßigt. Die Tatſache eines heldenmütigen, ruhmreichen Kampfes, den dieſer Krieg in allen ſeinen Zeitabſchnitten darſtellte, erkannte auch er willig an, und er ging, wie wir aus dem vorigen und dem folgenden Briefe erſehen, ſelber auf den Kriegsſchauplatz, um den Eindruck der weltgeſchichtlichen Geſchehniſſe an Ort und Stelle auf ſich einwirken zu laſſen. Aber ſein letztes Wort und ſeine letzte Sehnſucht bleiben „Frühling und Frieden“. Auch die ſchönſten Gaben und Grüße ſeiner Baſe Emma, die inzwiſchen von Petersburg nach Salzburg übergeſiedelt war, konnten ihn von dieſen Betrachtungen nicht abdrängen. Am 20. März 1871, als die Friedenspräliminarien lange eingeleitet waren, ſchrieb er ihr:

Emma Mackenrodt-Heim. (1860.)

Liebſte Emma!

Herzlichen Dank für den Namenstagsſtrauß. Erika und Edelweiß und Emma, drei E. Da alle Sendungen aus Öſterreich erſt auf der Zolldirektion durchgeſchnüffelt werden, wurden die Veilchen von Reviſorenhänden durchwühlt ... ob ſie den franzöſiſchen Spruch zu Protokoll nahmen, weiß ich nicht. Ich fand den Strauß als lieblichen Schluß eines lieblichen Tages ... ich war auf einem wasgauiſchen Berggipfel, allein mit meinen Erinnerungen, ſtieg abends in das neugewonnene Weißenburg, wo die Schlacht am 4. Auguſt war, und fuhr mit der Pfälzerbahn heim. Ich danke Dir, Herz, und wünſche Dir in Vergeltung alles Gute und Verſchwinden aller Migräne — und Frühling und Frieden. In Paris aber ſchaut's nach neuem Schwefel und Pech aus.

Herzlichen Gruß den Deinigen. Es iſt ſpät und der Arm rheumaſchwer. Adieu!

Dein treuer Vetter Joſephus.

20. März 71.

Das Jahr 1871 war im Anfang für Scheffel wenig erquicklich. Der beſte Erfolg des Jahres war, daß der leidige Streit mit Janke um den „Ekkehard“, der volle zehn Jahre lang beide Parteien erhitzt hatte, ſiegreich für Scheffel ausgegangen war. Aber ſonſt gab's mancherlei, was vieles zu wünſchen übrigließ. Schon im vorigen Briefe hatte Scheffel berichtet: „Der Arm rheumaſchwer.“ Das Leiden ſtellte ſich jetzt häufiger und heftiger ein. Hinzu kamen die vielen kleinen Sorgen für den Haushalt, die Scheffel in ſeinen anderen Briefen an Emma Heim einmal die „ordinären Aufgaben des Lebens“ nennt. Er verwaltete ſein Haus in der Stephanienſtraße in Karlsruhe ganz allein und hatte an Angehörigen keine Stütze. Die Mutter war ſeit ſechs Jahren, der Major ſeit zwei Jahren tot, die über alles geliebte Schweſter Marie war ſchon 1857 geſtorben. Nur der ältere Bruder Karl war übriggeblieben, doch der war gelähmt und verlangte die aufmerkſamſte Pflege. Scheffels Frau Karoline aber lebte getrennt von ihrem Gatten bei ihrer Mutter in Öſterreich. Die einzige Freude des Dichters war „der Bub Viktor“, der, 1867 geboren, jetzt vier Jahre alt war und die Sorgfalt des Vaters vollauf in Anſpruch nahm.

So war Scheffel in dieſen Jahren mehr als je an Karlsruhe gebunden. Aber er liebte die Stadt nicht und ſehnte ſich darum doppelt hinaus. Der folgende Brief gibt treffend die gedrückten Stimmungen wieder, die um dieſe Zeit den Freiheitsbedürftigen zu keinem tiefen Atem kommen ließen:

Karlsruhe, 8. Juni 71.

Liebe teure Emma!

Die Vorwürfe wegen langen Schweigens ſind wohl verdient; ich wundere mich ſelbſt, wie es möglich iſt, Dich ſo lieb zu haben und ſo zu vernachläſſigen. Aber kleine Sorgen, Ärger, Geſchäfte, und was alles die irdiſchen Bleigewichte ſind, ermöglichen nicht jeden Tag die veilchenblaue Stimmung, die zu einem Briefe an mein teuerſtes M. erforderlich iſt.

Auch war ich einmal in Württemberg in Geſchäften und einmal im Elſaß ...

Deinem Brief vom 28. März habe ich mit tiefem Bedauern an den Schriftzügen angeſehen, daß er von leidender Hand geſchrieben, und freue mich um ſo mehr, daß mir der vom 7. Juni verkündet, daß Du Dich wieder ganz erholt haſt.

In dem herrlichen Klima von Salzburg ſollte man eigentlich niemals krank ſein.

Was in dieſem Jahre die Götter mir für Aufgaben beſcheren, kann ich noch nicht bemeſſen. Die alte Wanderfröhlichkeit und Ausfliegbereitſchaft wird mehr und mehr gelähmt, ſonſt wär' ich längſt im Frühjahr einmal an der Salzach aufgetaucht. Jetzt, in der guten Sommerzeit, hab' ich Dienſtbotenwechſel, muß eine alte, häßliche Haushälterin gegen eine womöglich noch ältere und häßlichere vertauſchen, neuen Diener einüben uſw.

So lerne ich den alten Spruch: „Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen" täglich aus eigener Erfahrung kennen ... aber wenn gute Sterne leuchten, hoffe ich doch einmal ein Wiederſehen ... laß mich nicht entgelten, daß ich ſo lange ſchwieg, und laß mich nie ohne Nachrichten.

Unſere Zuſtände ſind — unter dem Eindruck der Pariſer Nachrichten — nicht ſehr erfreulich: man wird preußiſch und ſoll's nicht merken, wie jener Hund, dem der Schweif ſtückweiſe abgehackt wurde, damit es ihm weniger weh tue. Im übrigen lebe ich ſehr ſtill, pflege den Garten und das Haus, habe mit Janke Frieden gemacht gegen Barzahlung von 3000 Fl. und finde es kaum begreiflich, daß ſchon wieder ein Jahr geſchwunden, ſeit ich Deine ſchlanke, „pſychiſche" Hand zum letztenmal geküßt habe ...

Ich grüße euch alle in alter Ergebenheit.

Joſephus.

Dieſer letzte Brief iſt von den vier vorhin mitgeteilten der ausführlichſte. Er beſchäftigt ſich etwas näher als die erſten mit den Verhältniſſen der Gegenwart und ſchließt ſich bezüglich der durch den Krieg geſchaffenen Zeitlage faſt unmittelbar an den Brief vom 20. März an. Er iſt als Gegenwartsbrief recht charakteriſtiſch für Scheffel, iſt der Stimmungsausdruck des echten Melancholikers, der die Vergangenheit der Gegenwart vorzieht, weil er ſie ſicherer nach ihrem Gewinn beurteilen kann. Scheffel mußte immer erſt ein Gefühl nach allen Richtungen hin beherrſchen können, es mußte ihm ganz zu eigen geworden ſein, ehe er ſich ihm voll hingab. Das Veränderliche, das nicht Feſtſtehende ſtörte ihn und befriedigte ihn nicht. Er war ganz und gar keine Bohèmenatur in unſerem heutigen modernen Sinne. Wir ſehen aus ſeinen Dichtungen und ſeinen Briefen, daß er es auch geiſtig nicht war. Er erhob ſeine Empfindungen niemals ſo hoch, daß ſie den Boden unter ſich verloren; ſeine Phantaſie entbehrte niemals des Ausgangs und des Zieles. Er litt darunter, aber das war eben ſeine Grenze, und — das iſt die andere Seite ſeiner Perſönlichkeit, die oft mißdeutet wird, weil der Humor des „Ekkehard" und der Gaudeamuslieder die ganze Welt vor ſich her zu treiben ſcheint. „Meine Komik iſt oft nur die umgekehrte Form der inneren Melancholie," hat er ſelber von ſich geſagt.

„Oft nur" — die Worte ſind zu beachten, denn durch ſie erfährt das Bekenntnis eine Einſchränkung. Sie ſagen uns, daß Scheffel die Kraft beſaß, den Humor ſelber zu meiſtern, und daß er nicht immer nötig hatte, auf die Melancholie als Helferin zu warten. Doch eins iſt ſicher: niemals war das dem Dichter Scheffel in engen Verhältniſſen möglich. Er brauchte Bewegung, Freiheit zur Entfaltung ſeiner Kräfte. Wir ſahen an unſerem erſten Briefe, wie ſchon die Erinnerung an ſchöne Stunden die Stimmung dieſes Briefes zu heben vermochte. Auch der dritte Brief, der vom 20. März 1871, war, da er unter dem friſchen Eindruck eines „lieblichen Tages" geſchrieben war, leichter und flotter gefügt als der letzte, der ganz und gar Karlsruher Luft atmet. So lag in jedem der Briefe ein anderer Stil, und aus jedem konnte man bei aufmerkſamem Hinſehen eine andere Stimmung ſeines Schreibers herausleſen. Das aber iſt es, was Scheffels Briefe vor denen vieler anderer Schriftſteller auszeichnet, und was jeden einzelnen von ihnen als wertvoll für die Erkenntnis von Scheffels Weſen erſcheinen läßt.

Das Jahr 1871 endete für den Meiſter Joſephus beſſer, als es begann. Außer dem ſchließlichen Gelingen des Janke-Prozeſſes brachte es ihm einen Erfolg, der ihn mit ſo manchem, was ſich ſeinem Leben an Enttäuſchungen und Bitterniſſen in den Weg geſtellt hatte, ausſöhnte. Er konnte ſich endlich fern von Karlsruhe ſein „ländlich verborgenes Aſyl" bauen. Allen Freunden teilte er im Herbſt des Jahres mit rührender Freude dieſen Entſchluß mit. Die „Seehalde“ bei Radolfzell am Bodenſee wurde fortan das Ziel ſeiner ſtillſten, innerſten Wünſche. „Ein ſelbſtgefangener Fiſch ſchmeckt beſſer, und wenn's ein Weißfiſch iſt, als das Diner eines Karlsruher Miniſters,“ ſchrieb er 1874 befriedigt an Emma. Ein feiner, glücklicher Idealismus, der dem Leben nicht nur vertraute, ſondern ihm auch dankte, liegt in dieſen Worten und in der ſtillen Genugtuung, mit der Scheffel gleichermaßen die Freuden und die Laſten dieſes Beſitzes trug. Er konnte jetzt mehr und mehr ſeinen Neigungen nachgehen, und mit dem Heranwachſen ſeines Sohnes ordneten ſich auch in der Stephanienſtraße die „ordinären Aufgaben des Lebens“. Freilich auch jetzt war dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchſen: Krankheit zehrte an ſeinem Körper. Die unbeſorgteſten Jahre waren es, als Emma Heim im Sommer 1881 den Haushalt in der Stephanienſtraße übernahm und Scheffel nun ungeſtört in der „Seehalde“ oder der Mettnau, die er nach ſeinem fünfzigſten Geburtstage zur „Seehalde“ hinzugekauft hatte, bleiben konnte. Nach der Einſegnung ſeines Sohnes ging Emma wieder, und nun zog ſich das häusliche Leben, auch durch die zunehmende Krankheit des Dichters beſtimmt, mehr auf Karlsruhe zurück. „Der Bub Viktor“ blieb ſeine hohe Freude, doch Emmas Liebesdienſte um das Haus wurden nicht vergeſſen. „Da Du gegen Dank nicht empfänglich, ſo wiederhole ich auch nicht, daß Du des Hauſes guter Stern warſt,“ ſchrieb ihr Scheffel am 11. Oktober 1883. Kurz danach traf den Dichter ein Unfall: er renkte ſich bei einem Sturz den linken Arm aus. Der Muhme Emma wurde das von dem Neffen Viktor auf folgende Weiſe mitgeteilt:

Emma Koch-Heim. (1905.)

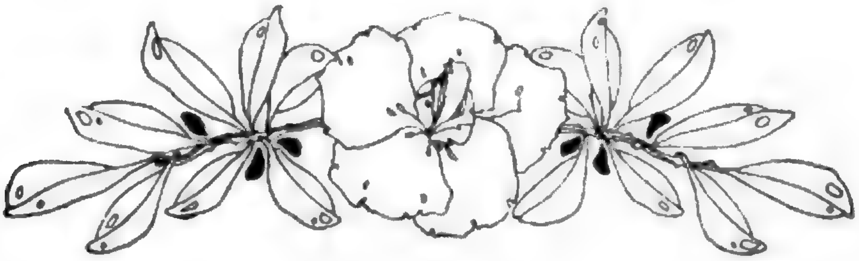
Gegeben in Unſerer derzeitigen Winterreſidenz Karlsruhe, am Landgraben, im XVII. Jahre Unſerer Regierung, anno domini MDCCCLXXXIII, am VIII. Tage des heiligen Monats.

Wir, Viktor II., von Gottes Gnaden Graf zu Scheffelshauſen, Herr zu Seehalde und Mettnaw, Obervogt zu Hagnau, entbieten Unſerer getreuen Muhme Emma Unſeren durchlauchtigſten Dank für dero gütige Nachfrage nach dem Befinden Unſeres erlauchten Vorfahren, des edeln Herrn Joſephus Viktor I., und vermelden Ihr über ſelbigen Unfall folgendes: Unſer Ahne, der vieledle Herr Joſephus, tat auf einer Stiegen des alten Gymnaſii einen ſchweren Fall, ſo daß er mit ausgerenktem Arm mehr tot denn lebendig in einer Karoſſen in Unſer Schloß gebracht wurde, und war allda viel Weinen und Zähneklappern. Ereignete es ſich jedoch glücklicherweiſe, daß der Medikus Beck, ſo bei den Soldaten Pflaſter ſchmieret, bei Händen war, und richtete dann ſelbiger, durch vier Unſerer Knechte unterſtützet, das zerfallene Glied wieder ein, daß ſelbiges hörbar krachte. Und wird Unſer hoher Patient wegen der arg gezerrten Bändlein ſein Armſtück wohl noch bis zum Tage der Geburt Unſeres lieben Herren in einer Schlinge tragen müſſen, worauf er wieder fröhlich ſein wird wie der Fiſch im Waſſer. Es kann derſelbe aber ganz gut ſchreiben, da ſein rechter Arm unverletzt geblieben iſt, und füget daher eigenhändig den Gedenkſpruch bei:

Gut ausgerenkt — gut eingerenkt —
Dank dem Herrn, der alles zum beſten lenkt!

Joſ. Viktor ſen.

Wir fühlen aus dieſem humorvollen Brief Scheffels Redaktion deutlich heraus, und der Geleitſpruch, den er ſelber den Zeilen anfügte, iſt wie alles, was er ſchrieb, nicht der Gelegenheit angepaßt, ſondern entſprach der Überzeugung ſeines Inneren. Seine beſcheidene, große Natur nahm alles, die Früchte und Enttäuſchungen des Lebens, wie ein Geſchenk hin. Er, der in den alltäglichen Dingen trotzig und heftig auf ſeinen Rechtsſtandpunkten beharrte, räumte in den Beziehungen zwiſchen ſich und dem Leben anſtandslos nur dem Leben alle Rechte ein. Und darum blieb das Leben ſein eifrigſtes Ideal, fand er in ihm immer wieder neue Schönheit, zog er aus ihm immer wieder neue Kraft. Darum aber auch ſein unverwelktes Wirken auf die Nachwelt, denn das rein Menſchliche iſt ewig.



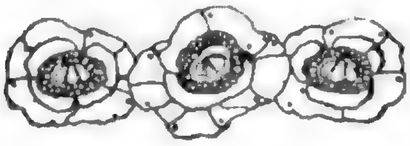
Vogel Traum

O Mutter, laß unſer Schweſterlein
Nicht unter dem alten Wacholder am Rain!
Am Rain im alten Wacholderbaum,
Da niſtet der bunte Vogel Traum,
Und wenn unſre Sichel im Roggen blinkt,
Sein zauberiſch Lied aus dem Baum erklingt.

O Mutter, laß unſer Schweſterlein
Nicht unter dem alten Wacholder am Rain!
Der Tag iſt ſo lang, und es ſteht die Luft,
Endloſe Felder verſchwimmen in Duft.
Schwer neigt unſre Stirn ſich dem Mittagsbrand!
Da ſonnt Vogel Traum ſein Schillergewand.

O Mutter, laß unſer Schweſterlein
Nicht unter dem alten Wacholder am Rain!
Die Sonne ſinkt, und das Korn ſinkt auch,
Blaßgoldene Wellen im Abendhauch.
Ein Vogel ſchwirrt in die Dämm'rung hinaus —
Wir tragen ein weinendes Kind nach Haus.

Gertrud Freiin le Fort



Rolf Runge

Roman

von

Georg Reicke

(Nachdruck iſt unterſagt.)

IX

Zwei Wochen waren vergangen. Im Bergwerk war Rolf ſchon eine ganz bekannte Perſönlichkeit geworden, die man überall gern eintreten ſah, und zu der auch die Arbeiter Vertrauen hatten. Eines Abends bekam er einen ſehr auffallenden Beweis davon. Er hatte eine halbe Stunde vor Raubows Hütte geſeſſen und mit dieſem geplaudert, als der Betriebsinſpektor abberufen wurde. Es war gerade um die Zeit der Abendſchicht, und in kleinen Trupps ſchritten Bergleute mit ihren blechernen Kaffeekannen an ihm vorüber. Die meiſten grüßten und gingen vorbei. Ein paar aber, die ihn ſchon ſo merkwürdig angeſchaut hatten, blieben in einiger Entfernung ſtehen, beſprachen ſich mit mehreren dort noch wartenden, und dann kamen zwei von ihnen zurück zu ihm.

„Entſchuldigen Sie,“ begann der eine, ſeine Mütze ein wenig lüftend, „wir wollten bloß mal fragen, ob Sie auch von der Partei ſind?“ Und als Rolf darauf ein etwas fragendes Geſicht machen mochte, ergänzte der andere: „Ob Sie auch ein Genoſſe ſind?“

Rolf erwiderte, daß er das nicht ſei, aber mit lebhafter Teilnahme hier ihre Arbeit und ihr Leben kennen gelernt habe.

Der erſte Sprecher drehte fortgeſetzt an dem Pfropfen in ſeiner Blechkanne. Rolf merkte, daß er noch etwas vorbringen wollte, und ſuchte ihm zu helfen. Und da rückte er denn mit der Bitte heraus, ob Rolf nicht die Wünſche der Taucher wegen des Dampfſchiffes dem Herrn Kommerzienrat vortragen wollte; auf der Grube hätten ſie beſchloſſen, diesmal mit den Tauchern gemeinſame Sache zu machen, und wenn der Herr nicht nachgebe, wollten ſie es einmal darauf ankommen laſſen. Rolf erwiderte, daß er nur Gaſt im Herrenhauſe ſei und es ſich wohl nicht ſchicke, wenn er ſich in die geſchäftlichen Angelegenheiten einmiſchen würde, indeſſen wolle er ſich die Sache noch überlegen und ihnen Beſcheid geben. Er ließ ſich dazu die Namen der Sprecher nennen und erntete dafür einſtweilen ein „Schönen Dank auch!“ von den Leuten.

Daß er ſelber um Mitwirkung, ja um Hilfe angegangen wurde in einer das Wohl und Wehe ſo vieler betreffenden Angelegenheit der äußeren Welt, war ihm noch nie vorgekommen. Aber er nahm ſich ernſthaft der ihm ohne Verlangen angetragenen Aufgabe an. Dazu gehörte ſeiner Meinung nach, daß er zunächſt erſt mal den Dienſt auf den Taucherbooten kennen lernte. Der Kommerzienrat erteilte ihm bereitwilligſt die Erlaubnis dazu — wie es ihm überhaupt ſchmeichelte, die Angelegenheiten der von ihm geſchaffenen Betriebe auch von anderen wichtig genommen zu ſehen.

Die Simonetta bot ſich wieder an, ihn zu begleiten, aber Rolf lehnte diesmal höflich und dankend ab. Der Blick, mit dem ſie danach in ihre Taſſe ſah, und wie ſie dabei die Mundwinkel einkniff, beſagte ganz deutlich: Ich weiß ja doch, daß du mich haben willſt. Aber diesmal irrte ſie ſich. Rolf kam die Sache nicht ernſt genug vor, wenn er an der Seite des eitlen und koketten Fräuleins ſeine Studien machte.

So fuhr er in aller Frühe des nächſten Tages allein auf die See hinaus und trieb ſich bis zur Mittagszeit auf den Taucherbooten umher. Da es wieder einmal ein kalter und windiger Tag war, ſo gewann er in der Tat einigen Einblick in die Berechtigung der ewigen Klage der Taucher, denen auf ihren offenen Booten alle Vorrichtungen zur Bereitung einer warmen Mahlzeit fehlten, und die doch bei ihrem naſſen Gewerbe und dem dauernden Preisgegebenſein an Kälte und Wind zumal in Herbſteszeiten ſolcher warmen Speiſe ſicher beſonders bedurften. Wenn Rolf die zum Teil dürftigen Geſtalten auf den Schiffen muſterte und ſich durch Anfaſſen ihrer Hände des öfteren davon überzeugte, wie klamm und eiſeskalt ſchon am Vormittag die meiſten geworden waren, ſo daß ſie nur durch häufiges Armumeinanderſchlagen ſich noch zu erwärmen wußten, dann kam es ihm ſogar vor, als ſei die Verweigerung des warmen Eſſens geradezu eine Grauſamkeit, und er überlegte ſchon, ob er nicht doch das Richtige und Nächſte tue, den Wünſchen der Leute zu willfahren. Er hielt es jedoch für zweckmäßig, zuvor noch über andere Angelegenheiten des Betriebes mit dem Kommerzienrat zu ſprechen und nicht gleich mit dem unbeliebten Anſinnen vorzurücken.

In dieſer Abſicht machte er dann ſchon bei der Mittagsmahlzeit einen geeigneten Anfang und war überraſcht und erfreut zugleich, wie entgegenkommend ſich der Hausherr auf ſeine Fragen und Bemerkungen zeigte.

Als er eine halbe Stunde nach Tiſch an der Simonetta Zimmer vorüberging, deſſen Tür offen ſtand, hörte er, wie dieſe wiederholt „Athaulf!“ rief — ſo hatten die Brüder ſcherzweiſe den Diener genannt, der Adolf hieß, und die Schweſter hatte das angenommen. Beim zweiten Male trat Rolf an die Schwelle und meldete hinein, daß er es ſei und nicht der Gewünſchte. Da ſprang ſie raſch von der Chaiſelongue empor, auf der ſie gelegen, und bat ihn, nach flüchtigem Blick im Zimmer umher, einzutreten. Er tat es und war überraſcht von der durch häufige Spiegel noch erhöhten ſeidigen Pracht, die hier überall herrſchte.

Die Simonetta reichte ihm Zigaretten, legte ſich auf die Chaiſelongue zurück und wies ihm einen niedrigen Schaukelſtuhl zu ihren Füßen an. „Warum nahmen Sie mich heute nicht mit?“ fragte ſie nach kurzen Worten ziemlich unfreundlich.

„Weil ich Furcht hatte,“ erwiderte er offen.

Sie wurde ſchon gnädiger. „Wovor? Vor meinen Reizen?“

„Nein! aber daß Sie mich durch Ihre Unterhaltung zerſtreuen würden.“

„Wovon zerſtreuen? Was hatten Sie denn vor?“

„Ich wollte die Taucher ſtudieren.“

„Ach ſo — der Volksbeglücker!“ höhnte ſie. „Haben Sie wirklich ſo wenig dafür übrig?“

Sie kreuzte die Arme unter ihrem Kopfe. „Gar nichts!“ verſetzte ſie hart. „Ich finde, Pöbel bleibt Pöbel, ſoviel man ſich auch bemüht, den einzelnen heraufziehen zu wollen. Was hat ſich mein Vater ſchon für Mühe gegeben, und Mutter auch, die iſt ja ſo ein gutmütiges Tierchen: mit Vereinsgeſchichten und Unterhaltungsabenden und Krippen und Frauenvereinen und wer weiß was nicht alles!“

„Und ohne Erfolg?“

„Gänzlich.“

„Glauben Sie, das ſo beurteilen zu können?“ Seine Frage klang diesmal ziemlich ſcharf.

„Nun — wenn ſie immerfort die Neigung zum Streiken haben!“ verſetzte ſie ebenſo. „Wir bieten Frieden und ſie antworten mit Gewalt und Drohung. Wollen Sie das verteidigen?“ Damit ſtieß ſie, als ob es aus Unwillen geſchehe, gegen die Lehne ſeines Stuhles, ſo daß er zu ſchaukeln begann.

Er hielt ſofort die Bewegung an. Die Sonne kam und ging, während ſie ſprach, und huſchte bisweilen über ihr ſchöngewelltes blondes Haar und die weißen Arme, die bis zum Ellenbogen ſichtbar waren.

„Vielleicht ſtehen die Dinge doch nicht ſo in Parallele miteinander,“ fuhr er dann fort.

„Wieſo nicht?“

„Nun — was Sie ‚Frieden bieten‘ nennen, das bewegt ſich doch alles auf dem Gebiete des Hauſes und der freien Zeit der Leute. Da fehlt es auf ſeiten ſo vornehm denkender Menſchen wie Ihre Eltern gewiß nicht an dem guten Willen einer Verſtändigung.“

„Nun alſo?“ Wieder ſtieß ſie gegen ſeinen Stuhl, und wieder beeilte er ſich, die Schaukelbewegung zum Stillſtand zu bringen.

„Ja, aber vielleicht iſt doch nicht ganz das Gleiche der Fall auf dem Hauptgebiete der Arbeiter — eben ihrer Arbeit.“

„Das heißt? Wie iſt das zu denken?“

„Nun man könnte doch auf dieſem Gebiete ebenſo den guten Willen zur Verſtändigung haben.“

„Verſtändigung, worüber?“

„Eben über die Arbeit. Die Art der Ausführung, die Löhne …“

„Das alles diktiere ich doch, wenn ich der Arbeitgeber bin!“

„Gewiß — aber darin liegt vielleicht der Fehler. Ich betrachte es alles als Kontraktverhältnis, und dazu gehört naturgemäß gegenſeitige Verſtändigung.“

Sie hatte wieder gegen ſeinen Stuhl ſtoßen wollen, aber diesmal fing er ihren Fuß ab und hielt ihn feſt.

„Laſſen Sie los!“ ziſchte ſie ihn an.

„Was wollen Sie an meinem Stuhl?“

„Sie ſollen mich ſchaukeln laſſen!“ ſtieß ſie heraus mit faſt überſchnappender Stimme wie ein unartiges Kind. Dazu hatte ſie den Oberkörper jetzt aufgerichtet und ſah ihn feindſelig an.

„Warum?“ verſetzte er gelaſſen.

„Weil ich es will!“ entgegnete ſie noch wie vorher.

Er machte eine Pauſe — aber er gab ſie nicht gleich frei. „Sie ſind ein Kind, Simonetta,“ ſagte er und warf ihren Fuß auf den Diwan zurück. „Es lohnt nicht, ernſthaft mit Ihnen zu reden.“ Damit war er aufgeſtanden und ging nach der Tür. Aber wie eine Katze war ſie ihm nach und hielt ſeine Hand auf dem Türgriffe feſt. Er hätte ſich nicht verwundert, wenn ſie ihre Nägelſpitzen ihm in die Augen gebohrt hätte.

„Sie ſollen ſo etwas nicht ſagen!“

„Ja. Es war unhöflich!“ entgegnete er kalt. „Das nächſte Mal will ich's nur denken.“

„Auch nicht denken!“

„Was liegt Ihnen im Grunde daran, wie ich über Sie denke?“ meinte er achſelzuckend.

Sie nagte an ihrer Lippe: „Doch! Sie ſollen mich ernſt nehmen.“

„Das wird ganz von Ihnen abhängen,“ meinte er ſich verbeugend, indem er die Tür öffnete.

„Ich will's Ihnen beweiſen,“ rief ſie ihm noch nach. —

Daß ſie wirklich ernſt genommen zu werden verdiente, bewies ihm ſchon der nächſte Abend; denn dieſe Unterhaltung hatte noch eine ganz ernſthafte Folge, und zwar eine ſehr merkwürdige. Man war wie üblich nach dem Eſſen im Empireſalon und dem daneben gelegenen mauriſchen Zimmer. Der Kommerzienrat lief, den langen Queueſtock häufig geſchultert, mit ſeinen kurzen Beinen wie ein Wieſel um das Billard hin und her, ſchielte mit gekniffenem Auge nach den Bällen hinüber, die er machen wollte, und kaute ſeine Zigarre; ihm gegenüber ſpielte Rolf, und in einer Diwanecke ruhte die Simonetta, mit ihrer Fußſpitze die große Dogge krauend, die vor ihr lag.

„Sagen Sie mal, was wollen Sie eigentlich werden, lieber Runge?“ fragte unvermutet der Kommerzienrat ſein Gegenüber.

Rolf war verſucht, auch heute wieder wie ſo manchmal in ſeinem Inneren, zu erwidern: Philoſoph. Aber er hatte die Empfindung, daß das nur ein Lächeln auf den Lippen ſeines Gegenübers erwecken würde. Dem wollte er ſein Lieblingsſtudium nicht ausſetzen, und das bewog ihn, ſchlankweg und ohne Einſchränkung zu erklären, daß er Lehrer werden wolle.

„Lehrer …?“ wiederholte etwas geringſchätzig der andere. „Liegt Ihnen was daran?“

„Allerdings! ich denke es mir eine ſchöne Aufgabe, junge Menſchenſeelen heranzubilden.“

„Na, da werden Sie oft lange warten können, bis Sie eine unter die Finger kriegen,“ meinte der Hausherr in ſeiner gewohnten lautlebhaften Weiſe.

„Man kann viel erwecken, glaub' ich,“ verſetzte Rolf, „wenn man zeitig anfängt. Nur muß man freilich ſelber etwas verſtehen von der menſchlichen Seele.“

Der andere ſah ihn offen an: „Tun Sie das?“ fragte er, aber man merkte, daß er ſchon etwas anderes im Kopf hatte.

„Ich hoffe doch.“

„Ja freilich, der Raubow hat mir erzählt, daß ſie alle Vertrauen haben zu Ihnen auf dem Bergwerk. Und wiſſen Sie, was die ſagt?“ Damit wies ſein ausgeſtreckter Arm mit der Queueſtange auf die Tochter, die jetzt Lords Leib zum Schemel ihrer übereinandergeſchlagenen Füße machte und bei zurückgelegtem Kopfe die Augenlider ſo weit geſenkt hielt, daß man nicht wußte, ob ſie geſchloſſen waren oder nicht. „Die iſt nämlich ein hölliſch geſcheiter Racker — haha, iſt nicht umſonſt ihres Vaters Tochter! Die meint — Sie ſollten hier einfach bei uns bleiben.“

„Bleiben — ja wie denn?“ Rolf mußte ordentlich lächeln, während er abwechſelnd vom Vater auf die Tochter und von der Tochter auf den Vater blickte.

„Auf dem Werk. Als Verwalter, Direktor, was weiß ich — ein Titel findet ſich ſchon. Die Betriebsleute ſind ja da; erſten Ranges ſag' ich Ihnen, ganz erſten Ranges. Und die Kooſmichs auch drüben im Kontor. Aber was mir fehlt, iſt ein Kerl, der ein Auge hat aufs Ganze, zu dem man Vertrauen haben kann, der mit den Leuten umzugehen verſteht und einen nicht beſchupſt dabei. Meine Herren Söhne behaupten ja, daß ſie hier nicht dauernd leben können. So ſteht's immer auf meinen zwei Augen, und das Berliner Geſchäft verlangt mich ſo oft dort. Na, wie iſt's? Fünftauſend Mark Anfang. Später gibt's das Doppelte.“

Rolf mußte immer noch lächeln: „Sie ſind wirklich ſehr freundlich ... aber ich fürchte, Sie würden damit am Ende den Bock zum Gärtner machen.“

„Wieſo? wieſo? Weil Sie's mit den Kerls halten? Sollen Sie auch. Will ich ja gerade. Iſt eben Vertrauenspoſten auf beiden Seiten. Na? Feine Wohnung bau' ich Ihnen noch! Ganz nach Wunſch! Tapeten, alles — wie Sie wollen.“

„Es iſt wirklich ſo überraſchend,“ meinte Rolf wieder, „und das Werk intereſſiert mich ja auch ſehr ...“

„Na alſo, Sie überlegen ſich's mal,“ rief der Hausherr kurz, warf mitten in das Spiel hinein ſeine Stange auf den Tiſch und ging, die Hände in den Hoſentaſchen und die Zigarre mit den Lippen faſt ſenkrecht nach oben ſchiebend ins Nebenzimmer, wo er ſofort den Doktor Brandis in ein Geſpräch über Ausgrabung von Hünengräbern verwickelte, von denen einige in ſeinem Bezirke lagen.

„War das Ernſt?“ fragte Rolf noch ans Billard gelehnt zu der Simonetta hinüber, die unbeweglich wie vorher daſaß.

„Vollkommen, glaube ich.“

„Und das haben Sie Ihrem Herrn Vater in den Kopf geſetzt?“ Er ſtand jetzt dicht vor ihr.

Sie richtete ſich langſam auf, ſtützte die Ellenbogen auf die Knie und das Kinn in die Hände. „Erſcheint Ihnen das ſo wunderbar?“

„Ja, wie kamen Sie darauf?“

„Durch unſer Geſpräch.“

„Ich ſagte Ihnen doch, daß ich oft viel mehr mit den Arbeitern fühle als mit Ihnen!“

„Aber Sie werden nichts gegen uns tun.“

„Wenn es mir nötig erſcheint — warum nicht?“

„Weil Sie dann uns verlieren würden — und die ſchöne Stellung dazu — und auch ...“ ſie wollte eigentlich ſagen „mich“, aber ſie ſagte nur „unſere Freundſchaft“.

Er machte eine Pauſe und ſah mit einem leiſen Anflug von überlegenem Spott auf ſie hinab. „Fräulein Simonetta,“ ſagte er dann, „Sie trauen ſich doch wohl etwas zu viel Einfluß zu auf die Menſchen.“

Da fuhr ſie mit einem ſcharfen Ruck, der die Dogge zuſammenzucken machte, daß ſie verwundert den Kopf erhob, empor, warf ſich dann wieder in das Polſter hinter ihr und ſagte, den Kopf nach hinten überlegend und die Arme lang zu beiden Seiten auf die Kiſſen ſtreckend, mit einem recht hochmütigen Schürzen der Oberlippe: „Wenn Sie das überhaupt fertig brächten, wären Sie doch ein Plebejer!“

„Vielleicht will ich das ſein,“ entgegnete er gereizt; und ſie, ebenſo ſcharf, erwiderte: „Was ſuchen Sie dann hier im Schloß?“

„Menſchen!“ fiel er ihr ins Wort. „Mein Gott, dasſelbe was dort auf der Grube. Und dasſelbe, wonach auch Sie hungern!“

Und als ſie darauf nur wieder hochmütig mit den Augenbrauen zuckte und den Kopf zur Seite wandte, faßte er mit raſchem Griff ihre beiden Handgelenke, beugte ſich über die Sitzende, und indem er ihre Augen nötigte, ihn anzuſehen, fragte er eindringlich: „Fräulein Simonetta, achten Sie wirklich ſo wenig die Überzeugung eines Menſchen?“

Sie machte einen leiſen Verſuch, ihre Handgelenke frei zu bekommen. Aber da ſie fühlte, wie ſein Blick ſie trotz aller feindſeligen Worte bewunderte, gab ſie es auf und ſah ihn ruhig und groß an.

„Wovor haben Sie denn überhaupt noch Reſpekt auf der Welt?“ fuhr er nach einer Weile fort. Sein Einlenken ſchien ſie mutiger zu machen.

„Vor nichts! ich ſagte es Ihnen ſchon einmal.“

„Auch nicht vor dem Willen eines Mannes?“

„Eines Mannes!“ lachte ſie auf. „Eine Frau wie ich kann ſie alle haben!“

Jetzt gab er ſie frei. „Mich nicht!“ entgegnete er ſcharf, richtete ſich auf und ging aus dem Zimmer. —

Rolf kam es in den nächſten Tagen vor, als habe er mit ſeinen Worten den Teufel geradezu an die Wand gemalt. Die Befürchtung, ſich in irgendeiner Weiſe in Widerſpruch zum Herrenhauſe ſetzen zu müſſen, fing an, Ereignis zu werden.

Beim Verlaſſen der Grube wurde er nämlich ſchon am Abend von ein paar Leuten angeſprochen, die ihn baten, mit ihnen in eine Verſammlung zu gehen, wo auch die Taucher ſich einfinden würden. Rolf glaubte, nachdem er die Berechtigung der hier ſtrittigen Forderung erkannt, ſich nicht zurückziehen zu dürfen, und ging mit.

Die Verſammlung fand in einer niedrigen Krugſtube ſtatt. Es war übervoll darin, und es roch ſtark nach den Tranſtiefeln und Öljacken der Leute. Dazu rauchten ſie aus kurzen Pfeifen ein entſetzliches Kraut und tranken ein „Quentchen“ Branntwein nach dem anderen.

Als Rolf erſchien, trat zuerſt ein reſpektvolles Schweigen ein. Er ſelber erſt mußte die Leute zum Reden anregen. Dann aber ging es ganz gut, die Rädelsführer wußten ihre Sache ſehr verſtändig auseinanderzuſetzen. Rolf gab zur Erwägung, ob ihren berechtigten Wünſchen nicht anderweit abgeholfen werden könnte. Allein ſie machten ihm klar, daß bei der großen Entfernung der Taucherboote vom Lande, ſowie voneinander und angeſichts der großen Zahl von Booten und Köpfen ihrer Bemannung kein anderer Ausweg bliebe, als einen kleinen Dampfer für den Zweck in Dienſt zu ſtellen: das habe auch der Kommerzienrat ſelber ſchon anerkannt. Schließlich erklärten die Abgeſandten von der Grube nochmals, daß es diesmal gelten müſſe, biegen oder brechen; ſie wollten mit den Tauchern draußen eine Sache machen, „um mal ein Exempel zu ſtatovieren“, wie der Hauptredner unter großem Beifall ſich ausdrückte. Die Verſammlung endete damit, daß man beſchloß, am nächſten Tage eine Abordnung aufs Schloß zu ſchicken, die das Verlangen vorbringen ſollte. Gleichzeitig wurde Rolf gebeten, ihr Sprecher zu ſein. Das lehnte dieſer zwar ab, er ſagte aber zu, dabei zu ſein und, wenn nötig, zu helfen. Innerlich nahm er ſich vor, zunächſt doch noch den Kommerzienrat, wenn auch in vorſichtiger Weiſe, von der Sache zu unterrichten und ihn, wenn möglich, geneigt zu machen.

Im Herrenhauſe nahm er nach Tiſch, wie er das auch ſonſt häufig tat, Marion beiſeite und vertraute ihr ſeine Nöte. Sie war ganz mit ihm einverſtanden und meinte, auf alle Fälle müſſe er verſuchen, den Vermittler zu ſpielen.

„Und die Simonetta?“ fragte ſie, als ſie ſo weit waren.

„Mit der bin ich fertig,“ entgegnete er. „Wie ſagte doch damals mein katholiſcher Pfarrer: hoffärtig und kalt — denn ſie tut das Gute ohne Gefühl und das Böſe, ohne nachzudenken.“

„Kann alſo eines Tages errettet werden wie jene Frau,“ ergänzte Marion.

„Aber nicht durch mich!“ verſetzte er eifrig.

„Sie unterſchätzen ſie wirklich!“ war ihre Antwort. „Es liegt ſo viel Lebenskraft brach in ihr. Man könnte ſie in richtige Bahnen leiten.“

Rolf jedoch ſtand auf und entgegnete rundweg: „Aber ich will nicht!“

Sie ſah mit einem heimlichen Lächeln in ihren Schoß. „Ich möchte wohl wiſſen, wer Sie den Willen gelehrt hat.“

„Ein kleines Pfeiſchen,“ ſcherzte er, und indem er ihre Hand zu ſeinen Lippen hinaufzog, fügte er hinzu: „und eine ‚gute‘ Freundin — da ‚liebe‘ verboten iſt.“ —

Am nächſten Vormittage ſchon verſuchte Rolf bei dem Hausherrn ſein Heil, indem er von den dringender gewordenen Wünſchen der Taucher berichtete, aber auf all ſeine ſchönen, wohl abgewogenen Worte erntete er nur ein glattes „Nein“. Der Mitteilung, daß die Leute womöglich verſuchen würden, mit Gewalt ihren Willen durchzuſetzen, begegnete der Kommerzienrat mit offenem Hohn.

„Sie ſollen's verſuchen, die Kerls!" rief er, „bei mir ſollen die ſo was verſuchen! Ich will ihnen zeigen, wer der Stärkere iſt. Aber Ihr Benehmen, lieber Runge, ſcheint mir auch etwas merkwürdig."

Er ließ ſich dann aber nicht auf weitere Auseinanderſetzungen mit Rolf ein, ſondern ging nach dem Bergwerk hinüber, um gleich mal den Leuten dort den Kopf zu waſchen.

Die Waſchung mußte wohl nicht viel genutzt haben, denn um die Zeit des Feierabends ſtellte ſich die Taucherkommiſſion wirklich im Herrenhauſe ein und verlangte den Chef zu ſprechen. Dieſer weigerte ſich anfangs, ſie anzunehmen, aber Rolfs Vorſtellungen, es ſei wohl nicht zweckmäßig, die Leute unnütz zu erbittern, fruchteten doch ſo viel, daß er ſie vorließ.

Rolf hatte den kleinen Herrn noch nie ſo erregt geſehen wie bei der Unterhaltung, die nun folgte. Fuchswild war er geworden, Undankbarkeit und Dummheit und Kurzſichtigkeit warf er in lieblichem Durcheinander den Abgeſandten vor und ſetzte ihnen mit Zahlen, die natürlich niemand kontrollieren konnte, haarklein auseinander, daß er gar nicht anders handeln könne, als ihr Verlangen abzulehnen, wenn er nicht die ganze Taucherei unrentabel machen wolle. Und als, nachdem er eine halbe Stunde ſo Vernunft gepredigt, die Leute ohne gänzliches Mienenverziehen bei ihrem Verlangen verblieben und erklärten, wenn es nicht erfüllt würde, eben morgen nicht auf See gehen zu wollen, da fuhr er wie ein kleiner Teufel auf ſie los und warf die Abgeſandten mit ſehr unfreundlichen Worten zur Tür hinaus. Es nützte gar nichts, daß Rolf verſchiedene Verſuche machte, ihn zu einem auch nur teilweiſen Einlenken oder wenigſtens zu weiterem Unterhandeln zu bewegen.

Auch während der ganzen Mahlzeit nachher war er biſſig und giftig, und ſeine gute Frau und die Gäſte hatten es auszubaden. Rolf würdigte er heute keines Wortes mehr — nur funkelnde Blicke ſchoß er bisweilen zu ihm hinüber, dagegen machte er ein paar höhniſche Bemerkungen über die unreifen Weltverbeſſerer, die jetzt an den deutſchen Univerſitäten großgezogen würden.

Am nächſten Tage gab es von morgens an ein großes Geweſe im Herrenhaus. Schon in aller Herrgottsfrühe lief der Kommerzienrat in Nachthemd und Unterhoſen zwiſchen den Fenſtern der Schlafſtube und ſeines Ankleidezimmers hin und her, um mittels eines Fernglaſes nach Weſten und Norden auf See und Bergwerk auszuſpähen. Er beunruhigte dadurch ſeine getreue Gattin, die gern eines ſoliden Morgenſchlafs genoß, ſo ſehr, daß ſelbſt dieſe gutmütige Dame nervös wurde und ihn ein paarmal heftig anfuhr — was ſonſt eigentlich nie vorkam. Natürlich trug das nicht dazu bei, den kleinen Mann zu beruhigen. Richtig traf denn auch bald die Nachricht ein, die Taucherboote ſeien nicht in See gegangen. Ein paar ruhige von den alten Leuten hätten ausgehen wollen, ſeien aber von den jüngeren Heißſpornen daran verhindert worden. Und nun mehrten ſich die Hiobspoſten von Stunde zu Stunde. Das Telephon im Kontor ſtand nicht eine Minute ſtill, und alle Augenblick trafen Boten von der Grube ein, die unangenehme Nachrichten brachten.

Die erſte Schicht, hieß es, ſei noch eingefahren, aber die zweite ſei nicht angetreten, und obwohl nun alles aufgeboten wurde, um durch herumgeſandte Boten die Mannſchaften zum Erſcheinen zu bewegen, war zu befürchten, daß auch dieſes Mittel verſagen würde. Dabei mußte man immer damit rechnen, daß die ſtreikenden Taucher noch ihre Genoſſen vom Werk, wo ſolche ihnen nur in die Hände fielen, bearbeiten und alſo auch die Eingefahrenen, ſobald ihre Schicht vorüber ſei, für die nächſte die Arbeit einſtellen würden. Auf der Grube ſelbſt fanden vielfach kleine Anſammlungen ſtatt, in denen Reden gehalten wurden. Der Betriebsinſpektor Raubow in ſeiner breiten, nachdrücklichen, aber doch gutmütigen Art hatte ſie wiederholt zu ſprengen gewußt, aber er konnte nicht überall ſein und die anderen Inſpektoren waren weniger geſchickt; der ſtaatliche Aufſichtsbeamte aber, ein etwas poſſierlicher Herr aus Sachſen, der ſonſt vergnüglich ſchwatzend von einer Stelle zur anderen im Bergwerk umherwandelte, konnte erſt recht nichts machen, weil er trotz ſeiner gekreuzten

Hämmerchen an der farbigen Mütze nicht ganz für voll genommen wurde.

Gegen zehn Uhr ſtellte ſich auch der Oberinſpektor vom Gutshof ein und berichtete, daß man Schwierigkeiten mit den Landarbeitern bekäme, die gleichfalls aufgehetzt würden — kurz, es ſchien ein allgemeines Tohuwabohu zu werden.

Der Kommerzienrat, dem die anderen zu langſam und zu vorſichtig arbeiteten und der heute alle anranzte, die ihm nahekamen, wollte ſchließlich ſelber nach dem Werk hinübergehen und die Leute zur Ordnung bringen.

Er ging auch davon, obwohl alle im Schloſſe ihm vorſtellten, daß ſeine nervöſe Haſt ſchwerlich beruhigend wirken würde, ja er trumpfte gerade auf ſeine Energie und auf ſeinen Mut, den man den Leuten nur zu zeigen brauche, um ſie unterzubekommen. Allein unterwegs wurde er von Raubow aufgefangen, der ihm ſo eindringlich vorhielt, daß die Lage auf der Grube anfinge bedrohlich zu werden, bis er mit ihm umkehrte. Gegen Mittag war noch gar nicht zu überſehen, was aus der Sache werden wollte. Die Hausfrau redete ihrem Manne dringlich zu, er ſolle doch nachgeben, was käme es ſchließlich darauf an, ob ſie mal eine Badereiſe weniger nach Karlsbad machten. Aber das reizte den kribbeligen kleinen Herrn erſt recht, und er gab der Sprecherin in Gegenwart der anderen ganz herbe Worte zu hören. Auch gegen ſeine Gäſte, den Doktor Brandis namentlich, wurde er unhöflich und grob. Er legte deutlich an den Tag, daß er dem greiſen Gelehrten zwar auf ſeinem Gebiete alle Achtung erweiſe, ihn in Dingen des praktiſchen Lebens aber für einen gänzlichen Ignoranten halte. Ohne irgendwelche Scheu tat er geradezu das, was man „über den Mund fahren" nennt, und verſtimmte natürlich den würdigen Herrn, der zu höflich war, um den aufgeregten Mann in ſeine Schranken zu weiſen, aufs äußerſte. Die Simonetta war die erſte, die davon ſprach, man müſſe Militär herbeirufen; dem Vater riet ſie, er ſolle einen reitenden Boten zum Landrat ſchicken und dieſen zunächſt um Entſendung einiger Gendarmen erſuchen.

Der aufgeregte Kommerzienrat fuhr auch ſie heftig an, aber man merkte doch, daß er ihren Vorſchlag ſchon ernſthaft zu erwägen begann. Heimlich ſchickte er denn auch den reitenden Boten aus. Allein eine Stunde ſpäter wurde ihm auf Umwegen hinterbracht, daß man den Boten abgefangen habe und nicht ins Schloß zurücklaſſe.

Rolf ließ einſtweilen alles ſchweigend geſchehen, beſprach zwar mit Doktor Brandis und Marion vielfach die Lage, vermied es jedoch, dem Hausherrn oder der Simonetta zu begegnen, und weigerte ſich Marion gegenüber, nach der geſtrigen Abweiſung durch den Kommerzienrat eine Hand zu ſeinen Gunſten zu rühren.

So war der Nachmittag herangekommen. Da lief von der Grube die Nachricht ein, man habe auf Raubow in ſeiner Bude einen Angriff gemacht und ſei ihm tätlich zu Leibe gegangen. Wie es geendet, wollte noch niemand wiſſen. Bald darauf erſchienen vor dem Schloſſe von der Landſeite her kleine Trupps von Müßigen, die ſich in einiger Entfernung aufſtellten und das Haus beguckten. Dadurch begann auch die Dienerſchaft nervös zu werden, und die ungebildete Art, wie dieſe Leute ihrer Angſt Ausdruck gaben, ſteckte nun auch die anderen mit an. Gegen fünf Uhr erſchien Raubow wirklich im Zuſtand höchſter Aufregung und erzählte, er habe es nicht vermeiden können, mit einigen wüſten Geſellen handgemein zu werden. Nur ſeiner Körperkraft verdanke er es, daß er ſchließlich mit der Geſellſchaft fertig geworden. Auch er riet jetzt dem Schloßherrn, energiſche Maßregeln zu treffen, man würde ſonſt der Bewegung nicht Herr werden. Der Diener Athaulf, als der verläßlichſte von den Leuten, wurde auf einem Umweg durch den Park und über die Hünengräber mit dem Auftrage ausgeſandt, wo und wie er könne zu Pferd oder Wagen zum Landrat zu gelangen und dieſen um Hilfe zu erſuchen. Inzwiſchen, meinte Raubow, müßte man trachten, durch Parlamentieren Zeit zu gewinnen. Das hielt aber der Hausherr für ein Zeichen von Schwäche, und ſo wollte er nichts davon wiſſen.

„Sie ſollen nur probieren, hier ins Schloß zu kommen!" meinte er ein übers anderemal. „Mit meinem Jagdgewehr empfang ich die Bande!"

Die Menſchenanſammlung vor dem Schloſſe wuchs inzwiſchen immer mehr an. Sie hielten ſich noch in gemeſſener Entfernung. Aber es war vorauszuſehen, daß auch dieſe Rückſicht bald fallen würde. Der Menſch iſt ja nie tyranniſcher, als wenn er in Maſſe auftritt. So geſchah es denn auch. Die ſchwarze Mauer, die ſich außen vor dem Gitter gebildet hatte, bewegte ſich plötzlich vorwärts und ſtellte ſich in langer Linie vor dem runden Raſenplatz auf, der die Anfahrt einſchränkte. Dies war der Augenblick, in dem Raubow den dringenden Rat gab, ſich ins obere Stockwerk zurückzuziehen. Man könne nicht wiſſen, wie lange man die erregten Menſchen zurückhalten werde, und es ſei auch gut, wenn ſie niemand von den Hausbewohnern zu ſehen bekämen.

Im Schloſſe hatten ſich allmählich außer der Familie, den Gäſten und der Dienerſchaft auch die Inſpektoren, die Herren aus dem Kontor und einige Betriebsbeamte vom Werk eingefunden. Sie alle verſammelten ſich jetzt im oberen Veſtibul, hinter drei großen Glastüren, die auf den langen gemauerten und ſäulengetragenen Altan herausführten. Undeutlich wie Meeresbrauſen drang hier das Stimmengewirr der verſammelten Arbeiter herauf, zu denen ſich natürlich auch viele Frauen und halbwüchſige Burſchen und Mädchen geſellt hatten. Bisweilen aber, wenn wieder eine ausgeſandte Kommiſſion — es geſchah zweimal — vom Schloßherrn kurzer Hand zurückgewieſen wurde und nun unverrichteter Sache zurückkehrte, ſchwoll der Lärm zu einem bedrohlichen Toſen an, das auch die im Veſtibul oben mit Schrecken und Befürchtigung erfüllte. Rolf, der ſich ſagen mußte, daß es hierbei einen Stillſtand nicht gebe, und der von der Ankunft der Gendarmen erſt recht eine Entladung des Gewitters befürchtete, überwand endlich die Scheu, die ihm ſeiner Meinung nach die Stellung als Gaſt dieſes Hauſes auferlegte. Nachdem er ſich mit Marion und ihrem Vater zuvor verſtändigt und ihre Zuſtimmung gefunden hatte, trat er vor den Kommerzienrat und fragte ihn, ob er ſich als ſeinen Beauftragten anſehen dürfe und bei den Leuten vermitteln; er getraue ſich wohl zu erreichen, daß ſie ihre bedrohliche Haltung aufgäben und ſich ſelbſt jetzt noch zu Verhandlungen entſchlöſſen.

„Vermitteln! ach was, vermitteln!“ fuhr ihn der erregte kleine Mann an, dem die Augen blitzartig im Kopfe herumſprangen, „laſſen Sie mich in Ruhe damit! Sie haben mir überhaupt die ganze Sache eingerührt!“

So ungerechtfertigt Rolf dieſen Vorwurf empfand, war er klug genug, darauf nichts zu entgegnen. Er ſagte nur: „Gut, ſo will ich auf eigene Fauſt mein Heil verſuchen,“ und ging davon.

Im Hintergrunde an der Treppe trat ihm die Simonetta entgegen.

„Sie werden nicht hinuntergehen!“ fuhr ſie ihn leiſe an, indem ihre Augen ihn anfunkelten.

„Selbſtverſtändlich werde ich das,“ gab er gelaſſen zur Antwort.

„Gehören Sie zu uns oder zu denen?“ fuhr ſie fort, indem ſie mit ausgeſtrecktem Finger zum Fenſter hinauswies.

„Ich gehöre zu denen, für deren gutes Recht meine Überzeugung mich eintreten heißt,“ verſetzte er feſt.

„Das tun Sie uns an? Das können Sie — mir antun?“ ziſchte ſie faſt flüſternd ihm ins Geſicht, indem ſie ihm noch näher kam.

„Ich muß,“ entgegnete er achſelzuckend. „So leid es mir tut — ich kann den Ton nicht verleugnen, der in mir klingt.“

„Gut! Wenn Sie mit den Leuten eine Sache machen, weiß ich auch, was ich tue.“

„Was wollen Sie tun?“

„Dann ſind Sie mein Feind, Sie werden ja ſehen.“

Damit drehte ſie ſich um und ſchritt in den Korridor zurück, der nach ihrem Zimmer führte.

Rolf zögerte noch einen Augenblick, hinabzuſteigen. Ein Gefühl ſagte ihm, das herriſche Mädchen möchte irgendeine Unbeſonnenheit begehen, die er verhindern könnte. So ging er ihr langſam in den Korridor nach.

Richtig — als er vor ihrer Tür war, trat ſie ſchon mit einem energiſchen Schritt heraus. Da ſie ihn ſah, verbarg ſie die rechte Hand hinterm Rücken und blieb ihm gegenüber hochaufgerichtet ſtehen. „Laſſen Sie mich hinaus,“ begann ſie, als ſie den Weg ſich verſtellt ſah.

„Was halten Sie hinter Ihrem Rücken?“

„Geht Sie nichts an! Laſſen Sie mich hinaus.“

„Ich will wiſſen, was Sie dort haben.“

Sie ſchien zu begreifen, daß er es ſchon wußte. „Meinen Revolver,“ ſagte ſie kurz. „Jetzt laſſen Sie mich durch.“

„Fräulein Simonetta!“ bat er.

„Hier iſt mein Zimmer, gehen Sie hinaus.“

„Ich bitte Sie um alles in der Welt, Fräulein Simonetta! Wenn Sie den Leuten jetzt einen Revolver zeigen ...“

„Das iſt meine Sache.“

„Aber was hat Tod und Leben der Leute mit der Angelegenheit zu tun, die hier verfochten wird?“

„Sie ſollen Angſt bekommen — und ſie werden, wenn man ihnen Mut zeigt.“

„Den einzelnen können Sie ſchrecken, aber doch nicht Hunderte.“

Sie machte eine Pauſe und wiegte ſich auf dem rechten Abſatz. „Vielleicht iſt er auch gar nicht für die Leute beſtimmt.“

„Sondern —?“

„Für irgendeinen Feind!“

Er ſah ſie ruhig an. „Für mich alſo?“

Sie ſchwieg.

„Halten Sie mich wirklich für Ihren Feind?“

„Wenn Sie da unten ſtehen ...“

„Sie treffen mich auf die Entfernung ja doch nicht, und denken Sie bloß, wenn Sie einen Unſchuldigen träfen ... eine Frau ... ein Kind ... Fräulein Simonetta, geben Sie mir das Ding.“

Sie zog den Arm im Rücken weiter zurück. „Alſo gehen Sie nicht hinunter, rate ich Ihnen.“

„Iſt das Ihr letztes Wort?“

„Ja.“

„Gut, dann brauch' ich Gewalt!“ Damit hatte er ſie ſchon am Oberarm gepackt und verſuchte, ihr den Revolver zu entreißen. Aber geſchickt hatte ſie mit der Linken das Inſtrument ergriffen, und als er ihre rechte Hand hervorzog, war ſie leer. Es gab nun ein kurzes Ringen, Menſch gegen Menſch — Rolf mußte ſich über die Kraft wundern, die in dem muskulöſen Körper der ſchönen Perſon ſich ihm entgegenſetzte. Dann aber kam ſie über den im Wege ſtehenden Diwan rücklings zu Fall, und nun konnte er auch ihre linke Hand packen. Im ſelben Augenblick knallte ein Schuß, der übertrieben laut in den engen vier Wänden und dem leeren Korridor widerhallte. Die ihr entwundene Waffe in der Hand ſah Rolf die Simonetta, die wie ein Ball wieder emporgeſchnellt war, mit traurigen Blicken an. Er wollte etwas ſagen — aber ihr bösartiger Blick hielt ihm das Wort auf den Lippen zurück. Er wandte ſich um und ging mit raſchen Schritten den Korridor entlang nach der Treppe. Im Veſtibül traf er auf lauter verſtörte Mienen. Niemand wußte, woher der Schuß gekommen. Auch unten hatte einen Augenblick volle Ratloſigkeit geherrſcht. Jedermann hatte den Knall gehört und keiner etwas geſehen. Aber es war nur die Ruhe vor dem Sturm. Mit raſender Schnelligkeit ſetzte plötzlich ein allgemeines Geſumme ein, das in wenigen Sekunden zu empörtem Schreien und Lärmen anwuchs, und in dem Augenblick, da Rolf die Treppenſtufen erreichte, war ein winziges, von erregter Hand gegen eines der großen Fenſter geworfenes Steinchen das Zeichen dafür, daß ein Hagel von Steinen begann, der die großen Scheiben im Nu zu tauſend Splittern geſpalten ins Veſtibül unter die dort Verſammelten ſchleuderte.

Rolf hatte keine Zeit, zuzuſchauen, was daraus würde. Er begegnete nur noch, während die erſten Scheiben klirrten, Marions beſorgtem Blick, dann ſtürmte er hinunter, ſuchte die mit Riegeln und Schlöſſern verrammelte Tür zu öffnen, und als ihm das nicht raſch genug gelang, riß er eines der Fenſter zur Seite auf und ſprang in den Vorgarten hinab, wo er zu Fall kam. Steinwürfe empfingen auch ihn — aber er raffte ſich auf und trat in haſtiger Entſchloſſenheit an die Leute heran, die noch immer in wilder Bewegung Steine gegen das obere Stockwerk des Schloſſes ſchleuderten. Man konnte noch keine Notiz von ihm genommen oder ihn allgemein erkannt haben — aber plötzlich wurde es ſtill, irgendeine fremde Macht mußte den aufgewühlten Strom zum Stillſtand gebracht haben, und aller Köpfe waren gegen den Altan gerichtet. Als Rolf ſich umwandte, ſah er dort oben an der Brüſtung den greiſen Gelehrten ſtehen, barhäuptig, nur im ehrwürdigen Schutz ſeiner mächtigen, ſchneeweißen Haare; dicht an ſeinen Arm aber ſchmiegte ſich die dunkle Geſtalt ſeiner Tochter. Einen Augenblick zitterte Rolf das Herz im Leibe, denn er ſah noch rund um ſich her die wilden Augen und geballten Fäuſte der Streikenden. Aber ſein Olympier begann zu ſprechen, und zuſehends glätteten ſich die erregten Wogen. Er ſprach nicht viel, aber der milde, gütige Klang ſeiner Stimme verſchaffte ſich aufmerkſameres Gehör, als wenn da oben ein Schreier geſtanden hätte. Er ſagte den Leuten, daß niemand oben auf ſie geſchoſſen habe, daß ſie keinen Anlaß hätten zu ihrer wütenden Erregung und daß ſie ſich hüten ſollten, weiter zu gehen, damit nicht gar Menſchenblut hier vergoſſen würde. Bei gutem Willen müſſe ſich doch eine Einigung finden laſſen. Er ſei überzeugt, dort unten ſeien viel zu viel rechtliche Leute, die auch an Weib und Kinder und an die Zukunft dächten, als daß ſie die anderen die Oberhand gewinnen laſſen dürften, die nichts zu verlieren hätten.

Als er geendet, trat Rolf vor die Mitte der Verſammelten und bot ſich unter Berufung auf ſeine gute Freundſchaft mit ſo vielen von den Anweſenden zum Vermittler an. Es folgten nun Beſprechungen hier und dort, Rolf ging von Gruppe zu Gruppe, und das Ergebnis war, daß nach einer halben Stunde die Streikenden eine beſondere Kommiſſion gewählt hatten, Rolf an der Spitze, die mit einigen von dem Kommerzienrat zu beſtellenden Delegierten noch heute über die Forderungen weiter verhandeln ſolle. Rolf übernahm es, der Überbringer dieſes Anerbietens im Herrenhauſe zu ſein, und er kam diesmal nicht mit einem „Nein“ zurück. Eine Viertelſtunde ſpäter trat die Einigungskommiſſion, in die ſeitens des Brotherrn ein Herr aus dem Kontor und der Oberinſpektor berufen wurden, ſchon zuſammen und begann ihre Verhandlungen, die bis tief in die Nacht dauerten.

Von nun an ging alles ruhig und programmäßig von ſtatten.

Die vor dem Schloß Verſammelten zerſtreuten ſich allmählich wieder, um zum großen Teil im Kruge und einigen Kantinen, die auf dem Wege zur Grube lagen, noch das Ergebnis der Beratungen abzuwarten, und im Schloſſe kehrte langſam die Ruhe wieder ein. Als bald nach acht Uhr zwei berittene Gendarmen auf der Stelle erſchienen, fanden ſie nichts mehr zu tun, was ihre Anweſenheit notwendig machte. Aber der größeren Sicherheit wegen behielt der Kommerzienrat ſie doch im Schloſſe zurück.

Das Ende der Einigungsverhandlungen, das gegen Mitternacht vom Kommerzienrat unterſchrieben wurde, beſtand darin, daß er die Anſchaffung des ihm von der Kommiſſion einſtimmig empfohlenen Dampfbootes für die Taucher zuſagte, die Taucher aber ſich noch bis zum Beginn der Arbeit im nächſten Frühjahr gedulden ſollten.

Rolf verließ mit den Arbeiterabgeſandten das Schloß, um das Ergebnis den Streikenden bekannt zu machen, und kehrte auch nicht wieder dahin zurück. Er quartierte ſich vielmehr für den Reſt der Nacht bei Raubow ein, der ihm gern ein Zimmer zur Verfügung ſtellte.

Am nächſten Tage wurde noch durch eine erneut einberufene Sitzung der Kommiſſion in langwierigen Verhandlungen, namentlich auf Rolfs nachdrückliches Betreiben, die ſtändige Einſetzung einer Einigungskommiſſion beſchloſſen, deren Rat in allen Streitigkeiten zu befragen und, wo nur irgend möglich, zu befolgen, der Kommerzienrat ſchließlich mit Brief und Siegel zuſagte.

Die Schloßbewohner ſprach im übrigen Rolf nicht mehr. Er verabſchiedete ſich nur brieflich mit dankenden Worten von dem Elternpaar und bat Marion, die er bald wieder in Königsberg zu ſehen hoffte, auch der Simonetta ſeine reſpektvollen Grüße zu übermitteln.

So wurde Rolf vom Leben ſelber das erſte ſozialpolitiſche Kolleg geleſen, bei dem er gleich perſönlich die Feuertaufe empfing. Es wird ja auch wohl ſeine Richtigkeit damit haben, daß jeder Menſch die Tugenden, die er als ſoziale üben möchte und ſoll, erſt an der eigenen Perſon erprobt haben muß. Denn nur ſo gewinnt er die Möglichkeit, ſich wahrhaft von ihrer Triebkraft zu überzeugen.

⁂

Im Garten des alten Hauſes in der Kalthöfſchen Straße ſtand ein Luſthäuschen. Von außen ein Fachwerkbau. Innen aber waren die Wände mit ſauber geſtrichenen, abwechſelnd grünen und weißen Brettern bekleidet. Das gab dem Raume etwas Wohnlich-Behagliches und machte ihn zu einem beliebten Aufenthalt für die Bewohner des Brandisſchen Hauſes. An der Decke im Hintergrunde ſchwebte mit geſpreizten Flügeln ein ausgeſtopfter Adler, deſſen leicht geöffneter krummer Schnabel im Verein mit den böſe blickenden Glasaugen für Kinder ſchreckhaft genug wirkte. Darunter hing unter Glas und Rahmen ein alter Stich, der den Empfang des alten Fritzen in den Gefilden der Seligen darſtellte: es war da nämlich vor dem mit ſeinem gelüfteten Dreiſpitz gemeſſen Heranſchreitenden eine lange Schar von Wartenden aufgereiht, die von den nackten Beinen Homerſcher Helden bis zu Friedrich Wilhelms I. preußiſchen Soldatenſtiefeln reichte. Unglücklicherweiſe war gerade dem letzten das ganze Geſicht von Würmern ausgefreſſen worden.

In dieſem Luſthäuschen ſaß an einem Spätſommernachmittag, etwa drei Wochen nach den zuletzt geſchilderten Ereigniſſen, Rolf und ſchrieb einen Brief. Er hatte auf Grund ihrer jüngſten Nachrichten aus Teltnicken Marion ſchon anzutreffen gehofft, denn es brannte ihm auf dem Herzen, mit ihr mancherlei zu beſprechen. In ſeiner Enttäuſchung war er in den Garten gegangen, und nachdem er eine Weile in den ſchmalen Gängen zwiſchen den ſorglich mit Buchsbaum eingefaßten Beeten, auf denen jetzt Aſtern und Levkojen die Herrſchaft erlangt hatten, umhergewandelt war, ſetzte er ſich ins Gartenhäuschen und ſchrieb. Sein Brief aber lautete:

Verehrteſtes Fräulein Marion!

Sie haben ganz recht, mich auszuſchelten: denn ich hätte ſchon lange einmal nach Memel fahren müſſen. Aber Sie haben nicht recht in der Interpretation meiner Gefühle. Sie ſagen, Sie glauben nicht mehr an ihren Ernſt, wenn ich nicht das Verlangen habe, Sybille wiederzuſehen. Laſſen Sie mich geſtehen, ich glaube, der Fehler meiner Gefühle iſt eher, daß ſie zu viel Ernſt in ſich tragen und zu wenig, ja vielleicht nichts von der Flügelleichtigkeit, die mir bei anderen die ſchöne Beigabe der Liebe zu ſein ſcheint. Denn ſowohl meine Dankbarkeit gegen Sybille wie mein Mitleid mit ihr und mein Schuldbewußtſein laſten gleich Gewichten auf meinem Herzen. Dennoch hätten Sie recht mit Ihrem Verlangen, aber — und nun muß ich Ihnen ein Geſtändnis machen:

Man neigt ſo gern dazu, zu glauben, die großen Entſchlüſſe, welche unſer Leben beſtimmen, müßten auch aus großen Ereigniſſen, großen Gedanken oder Gefühlen hervorgehen. Das ſcheint mir ein Irrtum, ein verhängnisvoller ſogar, wenn man wie ich alles Ernſtes auf ſolche „großen“ Momente wartet. Was hab’ ich nicht alles als „Wink“ vom Schickſal und alſo von außen erwartet, um zu erfahren, welchen Weg ich zu gehen hätte! Statt einfach ein wenig aufmerkſam nach innen zu horchen. Das hab’ ich jetzt endlich getan, und nun hab’ ich’s erleben müſſen, daß der Entſchluß, der fortan für viele Jahre hinaus, vielleicht für immer mein Leben beſtimmen wird, aus einem ganz kleinen, ja kleinlichen Beweggrunde bei mir emporgewachſen iſt. Denn gekränkte Eitelkeit iſt doch gewiß kein großes Gefühl. Aber wenn ich heute als der alte Kerl, der ich geworden bin, wieder vor meine gute, alte Mutter treten ſollte, und ihr ſorgenvoller Blick würde wie damals — Sie wiſſen wohl — mich muſtern und ſagen: „Dann hat alſo Vater doch recht gehabt!“ — ſehen Sie, das hielte ich nicht noch einmal aus. Und alſo — kann ich jetzt noch nicht nach Memel gehen; und alſo — muß Sybille warten; und alſo — werd’ ich Lehrer werden und in ſechs Monaten mein Examen machen. Das ſteht jetzt bei mir feſt wie das Amen in der Kirche.

Vielleicht intereſſiert Sie auch ein weiteres Geſtändnis, das mit dieſem Vorſatz in naher Verbindung ſteht. Sie ſprachen im vorigen Briefe wiederholt von meinem Willen, den Sie ja immer im Verdacht der Schwäche gehabt haben, und meinten, es ſei wohl ganz gut, daß ich neuerdings meinen Weg mit den Ereigniſſen von Jaſzewo und Teltnicken gepflaſtert hätte. Ich verſtehe, was Sie meinen. Indem ich dort meinem Gefühl und hier meiner Überzeugung folgte, hab’ ich meinen Willen an fremdem Schickſal gefeſtigt, und — was gilt’s, ich lerne es eines Tages noch, ihn gegen mich ſelber zu kehren! Aber mir ſcheint doch, mit dem Willen allein iſt’s nicht getan. Warum würde ſonſt ein Menſch wie die Simonetta — der ich mich übrigens zu Gnaden zu empfehlen bitte — eine ſo durchaus unerfreuliche Erſcheinung ſein? Am Willen fehlt's der doch wahrhaftig nicht! Aber ſie hat noch nie eine Pflicht gekannt, noch nie ein „Du ſollſt“ in ihrem Inneren vernommen, und vor allem ſcheint mir, muß ich etwas ſollen auf der Welt. Mein Daſein muß einen ſittlichen Sinn haben, eine Aufgabe, eine Pflicht. Und ſo komme ich auf Umwegen zu Ihrer geprieſenen „Beſchränkung“, an die ich nie glauben wollte! Denn alle Pflicht iſt Beſchränkung. Kants kategoriſcher Imperativ ſcheint mir wirklich das Beſte, was wir vom Nachdenken haben können. Und wenn ich niemand mehr auf der Welt habe, für den, dem zu Liebe, dem zur Freude ich leben und wirken könnte — ein pflichtbewußter Menſch mehr auf der Welt ſcheint mir ſchon ein Gewinn für die Menſchheit.

Was aber iſt meine Pflicht? Einen Platz mir zu ſuchen, wo ich mit Hand anlegen kann in dem großen Getriebe und nicht nur müßig beiſeite ſtehen und meine Kräfte ſchonen. Ich bin alt genug geworden.

Eben wollte ich ſchließen; aber juſt eben noch bin ich mit dem Sittengeſetz in Konflikt gekommen. Ich habe geſtohlen, und das muß ich beichten.

Wiſſen Sie, wo ich hier ſitze? Nein — die Feder verrät's nicht, obwohl es die Ihre iſt. Im Gartenhaus bei Ihnen. Ich ſehe die grünen und weißen Wände an, ich ſehe den Adler und den alten Fritzen — und ein merkwürdiges Gefühl überkommt mich, wenn ich mir vorſtelle, daß dies alles auf Sie ſchon herabgeſchaut hat, als Sie noch ein Kind waren. Was mögen Sie für ein liebliches Kind geweſen ſein! Schade, daß ich Sie nicht kannte! Und nun mein Diebſtahl! Beim Umherblicken hier, ob ich wohl ein Zeichen von Ihnen entdecken möchte, bemerkte ich den Wandſchrank, der unter den grünen und weißen Strichen ſo geſchickt verborgen iſt. In ihm fand ich eine Handvoll Makronen und — einen griechiſchen Plato, den Phädrus. Das Büchlein hat ſchon mal eine Rolle in meinem Leben geſpielt. Vielleicht war es der ſtärkſte Anlaß dazu, daß ich ſtudierte. In dieſem Exemplar ſind nun an einigen Stellen am Rand mit Rotſtift ſo niedliche ſtrahlende Sonnen angezeichnet. Das muß von Ihnen ſein — und wird ſicher ſeine Bedeutung haben. Und um nun über meiner Arbeit hin und wieder einen Hauch Ihres Geiſtes zu verſpüren, nehm' ich die roten Sonnen mir mit aus Herz und nach Hauſe. Sie ſollen eines Tages pünktlichſt abgeliefert werden.

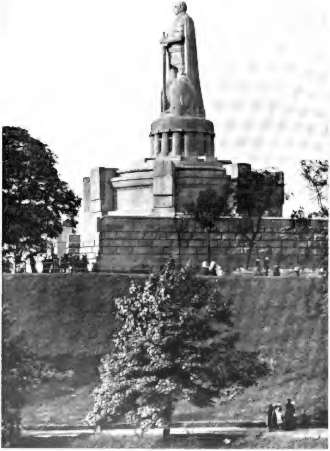
Ihr freundſchaftlich ergebener

Rolf Runge.

Als Rolf das Büchlein zu ſich ſteckte, lockte ihn nur der Gedanke, nachzuſchauen, warum wohl Marion die roten Sonnen in das Büchlein gemalt haben mochte. Als er damit auf die Straße trat, empfand er es ſchon als ein wertvolles Pfand, das ihm über Zeit und Ferne hinweg eine geiſtige Berührung mit ihr zu verſprechen ſchien. Nachdem er aber, langſam weiterſchreitend, ein wenig in dem Buche geblättert hatte, glaubte er geradezu ein Heiligtum in Händen zu halten. Er fand nämlich mitten innen eine Stelle, wo ſie neben eine der üblichen Sonnen mit ihrer kleinen, flüchtigen und doch äußerſt leſerlichen Hand in Bleiſtift an den Rand geſchrieben hatte: „Karfreitag!“ Die Stelle aber, an der dies Wort ſtand, lautete: „... und entgeht dem Geliebten, daß er in dem Liebenden, wie in einem Spiegel, ſich ſelber ſieht. Und iſt nun jener anweſend, ſo verläßt auch ihn, wie jenen, der Schmerz; iſt er aber abweſend, ſo verlangt er gleicherweiſe nach ihm, wie er verlangt wird, da er das Bild der Liebe, die Gegenliebe, in ſich trägt. Er benennt es aber, denn er vermeint es ſo, nicht Liebe, ſondern Freundſchaft.“

Mitten auf der Straße war Rolf im Eifer des Überſetzens ſtehen geblieben und lachte, als er jetzt aufſah, den Bierfahrer, der ihn angeſchrien hatte, er ſolle beiſeite treten, halb abweſend, halb glückſelig an.

Ja, was hatte er denn da geleſen? Wenn ſie bei dieſen Worten an ihr Geſpräch vom Karfreitag hatte denken müſſen, wenn ſie durch jene Randbemerkung ihr Verbot von damals vor ſich ſelber geradezu Lügen geſtraft — ja, war das nicht ſo gut wie ein Geſtändnis? war das nicht weit mehr, als er je zu hoffen gewagt? war das nicht, als ob ihm plötzlich Flügel an den Füßen gewachſen wären, und als ob die ganze Welt ihn jetzt anlachte vor heimlichem Glück?



Hugo Lederer: Das Hamburger Bismarckdenkmal.

Zu Genſel: Die bildenden Künſte.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

In der Tat wußte ſich Rolf in der nächſten halben Stunde kaum zu laſſen. Die Entdeckung, die er da eben gemacht, war ihm ſo neu, daß es ihn in einen Tumult von Empfindungen hineinriß. Wenn das möglich war, daß ſie ſeinen Gefühlen ſo begegnete — wie anders konnte ſich dann vielleicht ſein Schickſal geſtalten! Er wäre am liebſten zu irgend jemandem hingelaufen, um ihm ſein Herz auszuſchütten, aber er hatte niemanden außer Stadion. Und der war ja der letzte, der davon wiſſen durfte. So ſtürmte er nach Hauſe in ſeine einſame, ſonnendurchglühte Stube, warf ſich aufs Sofa, legte das Buch über das Geſicht und küßte ein übers andere Mal das verheißungsvolle Stellchen.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß jenes Randwort von ihr ja möglicherweiſe gar nicht auf ihn, ſondern ihren fernen Freund gehen könnte, von dem ſie ihm an jenem Karfreitagabend erzählt; und der Wert hatte für ſie weniger in dem Spiel der Worte Freundſchaft und Liebe gelegen, ſondern in dem, was vorherging! Oder es war vielleicht auch ironiſch gemeint! Sie war ja auch ſonſt ſo gern zum Spötteln geneigt! Und nur er hatte am Ende in ihren Augen die Rolle jenes Liebenden geſpielt, während ſie ſelber als Zuſchauer draußen ſtand und ihn kritiſierte, wie ſo oft.

Und Rolf ſprang auf und ſuchte vorwärts und rückwärts in dem Büchlein nach irgendeiner weiteren Beſtätigung ſeiner heimlichen Hoffnungen. Aber er fand nichts. Nur hin und wieder an ſchönen Stellen flammten ſtill die roten Sonnen — ſonſt keine Zeile von ihr. Er war wohl wieder einmal nur der Narr des Schickſals geweſen!

Langſam klappte er ſchließlich das Büchlein zu, ſchob es aufs Sofa und ſchlich zu ſeinem Platze am Fenſter hinüber. Alſo Arbeit, Arbeit, nichts als Arbeit — das ſollte ſein Teil ſein!

Rolf hatte bis tief in die Nacht hinein über ſeinen Büchern geſeſſen, noch auf demſelben Platze, auf den ihn der üble Ausgang ſeiner Entdeckung getrieben. Nun ſtand er mit heißem Kopfe auf, öffnete das Fenſter und ſah in die Nacht hinaus, wo zwiſchen den Dächern hier und da noch ein Lichtſchein zu ihm hinüber blinkte. Einſame, wie er wohl, die auch nichts anderes hatten als ihre Arbeit! Nach einer Weile ertappte er ſich darauf, daß er wiederholt Marions Namen in die ſternenbeſäte Dunkelheit hinausgeſprochen hatte.

Das erweckte ihn, und er begann, ſich zu entkleiden. Mitten drin aber hatte er ſich doch wieder das Büchlein vom Sofa zum Schreibtiſch herangeholt und befragte, auf ſeinem Stuhle kniend und den Kopf in die Hände geſtützt, von neuem das Orakel. Aber wieder gab es ihm keine ermutigende Antwort. Deutlicher nur als vorher ſah er einen Schatten aus den Blättern emportauchen, der ſich zwiſchen ihn ſtellte und ſie, und er hatte das dringende Verlangen, mit dieſem Schatten zu kämpfen und wußte nicht wie.

Den Teufel auch, ſagte er ſchließlich zu ſich und ſchlug mit der Fauſt auf das geöffnete Buch, wenn jener ſeiner Wiſſenſchaft zuliebe die Trennung von Jahren auf ſich nahm und ihn das nicht um ihre Liebe brachte, ja, er ihr ſogar noch imponierte deswegen, wie ſie ihm zu verſtehen gegeben — das konnte er auch! Und das mußte er auch. Er hatte jetzt ja auch ein Ziel! Und kurz entſchloſſen nahm Rolf einen Bogen und ſchrieb einen kurzen Brief an Marion, in dem er ſich von ihr verabſchiedete, bis er ſein Examen beſtanden hätte; es würde vielleicht ein Jahr dauern. Aber er habe eingeſehen, daß er es ſich ſchuldig ſei.

„Denken Sie inzwiſchen ein wenig in Freundſchaft an mich, wie ich, einem Schatten zum Trotz, nicht aufhören werde, Ihrer als derjenigen zu gedenken, die mir das Beſte gegeben hat auf der Welt.“ So ſchloß ſein Brief.

Und nach ſolchem Entſchluſſe legte Rolf ſich beruhigt ſchlafen. — —

Mehr als neun Monate, ernſte, arbeitſame, entbehrungsvolle Monate waren es, die nun folgten: denn Rolf tat wirklich, wie er in jenem Schreiben angekündigt. Er arbeitete für ſein Examen und ließ ſich jetzt von niemandem in ſeinem Vorſatz ſtören. Marion ſah er nie. Mit Stadion unterhielt er fortgeſetzt eine immer herzlicher werdende Freundſchaft; aber es war wie ein ſtillſchweigender Pakt zwiſchen den beiden geworden, daß Marions Name nicht genannt werden durfte. So erfuhr er nur aus einer gelegentlichen Äußerung des alten Morgenroth, den er dann und wann beſuchte, daß das Leben im Brandisſchen Hauſe ſeinen gewohnten ſtillen Gang ging.

Als das Frühjahr kam, litt er oft große Pein; jedes erwachende Grün, jeder Baum am Schloßteich, der ſich neu zum Leben ſchmückte, erinnerte ihn plötzlich an ſie, und wie auch unter ihrem Ernſt ſo manches Mal das Leichtere und Sonnige, das wie in jedes Menſchen auch in ihrer Seele Grunde ſchlummerte, ſich erhoben hatte. Und mit Erſtaunen wurde er inne, daß ſelbſt dies ſchmerzliche Sehnen, das in ſeinem Herzen ſich regte, ein Glück war, weil es Leben und Reichtum bedeutete, nach all dem ſelbſtauferlegten Verzichten und dem ſeeliſchen Winterſchlaf.

Aber auch ſolche Stimmungen gingen vorüber, und er hielt aus. Bis er in den erſten Tagen des Juli mit hervorragenden Nummern ſein Examen beſtanden hatte und nun plötzlich als neugebackener Oberlehrer faſt verwundert auf der Straße ſtand. Stadion holte ihn ab und hatte ihm zu Ehren in ſeiner Wohnung ein ſolennes kleines Diner hergerichtet, an dem auch der alte Morgenroth als dritter im Bunde teilnahm. Stadions gute Weine hielten den kleinen Kreis länger zuſammen, als Rolf ſelber erwünſcht war. Aber er durfte den anderen ja nicht verraten, welch ſehnſüchtiges Verlangen er trug, zu Marion zu eilen und ſich ihr in ſeiner neuen Würde vorzuſtellen. Stadion freilich konnte es ahnen, und er war es denn auch, der in einer für den Dritten unmerklichen Weiſe Rolf endlich aus den freundſchaftlichen Feſſeln erlöſte. Rolf warf ihm einen dankbaren Blick zu; er wußte ja, daß es dem Freunde nicht leicht wurde, gerade zu ſolchem Wege ihm die Straße zu ebnen.

Es war gegen ſechs Uhr, als er, ſchon Sybilles glückwünſchendes Antworttelegramm in der Taſche, am Brandisſchen Hauſe klingelte. Mit haſtigen Sprüngen nahm er die ſteile Treppe und erkundigte ſich oben noch atemlos der Form wegen nach dem Hausherrn. Der ſei ausgegangen, hieß es, und das war ihm ſehr recht. Schmerzlich enttäuſcht aber vernahm er, daß das Fräulein gar nicht in der Stadt ſei, ſondern ſeit einigen Tagen an der See in Cranz weile. Vollends verblüfft aber ſtand er am Treppenabſatz, als er den Namen der Familie hörte, bei der ſie zum Beſuch war. Denn dies war kein anderer als der ihres fernen Freundes. Die Frau Profeſſor hätte plötzlich für einige Tage verreiſen müſſen, erfuhr er, und da ſei Fräulein Marion hinübergefahren, um bei den Kindern Mutterſtelle zu vertreten.

Ob der Herr Profeſſor denn von ſeiner Südpolreiſe zurück ſei, wollte er fragen, aber er hatte geradezu Furcht, von dem Mädchen den Tod ſeiner Hoffnungen zu erfahren.

Eine halbe Stunde ſpäter ſaß Rolf im Zuge nach Cranz. Wie die Sache mit ihrem Beſuch auch zuſammenhängen mochte — er mußte wiſſen, wie es um Marion ſtand. Er mußte ſie ſehen — ſein Verlangen nach ihr war zu mächtig geworden.

Es war ein ſehr heißer Tag geweſen, und es fuhren noch viele Menſchen hinaus, um einen erquickenden Abend zu genießen. Manche beſuchten wohl auch nach des Tages Arbeit ihre draußen wohnenden Familien. In der Bahn war es unerträglich drückend. Aber ſelbſt als man ausgeſtiegen war und faſt alles direkt nach dem Strande pilgerte, ſpürte man zwiſchen den Häuſern und Bäumen noch kaum eine Erfriſchung, ſondern hatte nur die Empfindung einer laſtenden Schwüle. Erſt auf dem Korſo unmittelbar im Anſchauen des Meeres, über dem ſich die Sonne ſchon ſtark zum Untergange neigte, fächelte ein leiſer, kühlender Seewind die Schläfen. Aber nun ſah man auch in maſſigen, blauſchwarzen Wolken, deren zackige Ränder die Sonne kupferrot färbte, ein Gewitter über der See ſtehen. In den Wirtsgärten rechts und links, um den Muſiktempel herum und den ganzen Korſo entlang auf den Bänken ſaßen hellgekleidete müßige Menſchen, ſchauten auf die wogende See hinunter, nach der ſinkenden Sonne hinaus und lauſchten auf die Muſik, die ſoeben ihr Abendkonzert begonnen hatte. Rolf ging mit ſuchenden Augen hindurch. Das Haus, nach dem er ſtrebte, lag ganz am Ende des Korſo hart am Rande der Dünenplantage. Als er es erreicht hatte und ſich bei einem weiblichen Weſen, das mit drallen Armen über dem Staketzaun lehnte, nach Marion erkundigte, wurde ihm geſagt, ſie ſei ſchon vor einer halben Stunde auf den Korſo gegangen.

Er mußte alſo umkehren und ſich aufs Suchen verlegen.

Die Sonne ſank blutrot unter, immer höher ſtieg die phantaſtiſch gefärbte Gewitterwand, das Meer rauſchte lauter, und voller und voller wurde es auf den Bänken, an den Tiſchen und in den Wegen umher. Unter den Bäumen in den Wirtsgärten waren ſchon überall die Lichter entzündet, und mit plötzlichem Zucken flammten auf einmal auch den ganzen Korſo entlang die großen elektriſchen Lampen auf. Sehnſüchtiger und ſchmelzender trug der wandernde Wind die Klänge der Geigen durch den lauen Abend herüber, und immer ſehnſüchtiger ſchwoll auch in Rolfs Seele das Verlangen an, endlich die zu erſpähen, nach der ſein Herz nun ſchon ſo endloſe Stunden begehrte. Aber obgleich er faſt jedem weiblichen Weſen unter den Hut ſah, es blieb lange Zeit vergeblich. Schon wollte etwas wie Verzweiflung in ihm aufſteigen, und er überlegte bereits, ob es nicht klüger wäre, nach ihrem Hauſe zu gehen und am Zaun dort zu warten, bis ſie zurückkäme. Aber vielleicht kam ſie dann nicht allein; vielleicht war er dann bei ihr, der lebendig gewordene Schatten. Da plötzlich entdeckte er ſie, wo er ſie am wenigſten vermutet. Sie ſaß in dem eleganteſten der Hotelgärten mitten in einem großen Kreiſe meiſt jüngerer Damen und Herren und ſchien ſich vortrefflich zu amüſieren, denn ſie lachte eben laut und herzlich über irgendeine Bemerkung, die ihr Nachbar gemacht hatte. Auch heute war ſie wie immer ſchwarz gekleidet, aber der federgeſchmückte Hut und der gefällige Schnitt ihrer Taille, an der eine Reihe Pailletten leuchtete, zogen ſofort die Augen auf ihre Erſcheinung.

Sie erkannten ſich gegenſeitig im gleichen Augenblick, aber trotz der Überraſchung dieſes Wiederſehens war Marion ſofort Herrin der Situation. Denn als Rolf jetzt an den Tiſch herantrat, ſtellte ſie ihn ſofort mit ſeiner neuen Würde vor, die ſie ihm vom Geſichte ablas.

In Rolf ging etwas Merkwürdiges vor. Der Augenblick, da er ſie wiederſah, mitten in einem Kreiſe von Fremden, entſchied mit eins die Zweifel eines langen Jahres. Die iſt's oder keine! klang es in ihm, und das war wie Erlöſung für ſeine Seele. Gleichzeitig aber ſprangen ſeine Augen ſuchend im Kreiſe umher, ob der eine wohl hier darunter ſei, der Gefürchtete, und voll Spannung hörte er einen Namen nach dem anderen an ſein Ohr klingen. Gott ſei Dank, er war nicht darunter!

Eine Minute ſpäter ſaß Rolf an Marions Seite in dem munteren Kreiſe und ließ ſich beglückwünſchen, worauf dann ſofort allerlei Scherze und Examenshiſtörchen hinüber- und herüberflogen. Nach kurzer Weile aber hatten ſie doch ihre Stühle um eines halben Fußes Breite aus dem Kreiſe herausgerückt, und das genügte, um ſie einem Geſpräch miteinander zu überlaſſen. Rolf mußte natürlich von allem berichten, und auch ſie ſelber erzählte mit kurzen Worten von ihrem Ergehen in der langen Zeit. Während ſie ſprach, empfand Rolf wiederholt eine Beſtätigung ſeines erſten Eindrucks, daß ſie angeregter und freier ſich gebärdete als früher. Ja, während ihr Geſicht vom Schein der elektriſchen Ampel, die über dem Tiſche ſchwebte, mit einem ſcharfen Strich getroffen wurde, der ihre Mignonaugen im Schatten des Hutrandes ganz ſeltſam aufleuchten machte, huſchte ihm ein paarmal die halbvergeſſene Erinnerung an Magda durch den Sinn, wie er ſie nach jenem erſten Theaterabend in einem Reſtaurant von fern beobachtet hatte. Dazu glaubte er zu bemerken, daß ihr Nachbar zur anderen Seite, ein ſtattlicher Menſch mit kräftigem Schnurrbart und breitem Schmiß über der Backe, der ihm als Doktor ſo und ſo vorgeſtellt worden war, von Zeit zu Zeit mit offenbar huldigenden Blicken nach ihr hinſah, und daß ſie dieſe ſtille Anbetung ſich ganz gern gefallen zu laſſen ſchien. All das verwunderte und beunruhigte ihn, und er war froh, daß ſie, er wußte nicht recht, ob aus Vorwand oder aus Pflichtgefühl, nach einer Stunde etwa ſich erhob und erklärte, ſie müſſe ſich jetzt ihrer Mutterpflichten erinnern und nachſchauen gehen, ob zu Hauſe alles zum rechten ſtünde. Die kleine dreijährige Armgard ſei ihr beim Zubettgehen nicht ganz ſo munter wie ſonſt erſchienen. Sie würde nachher aber gern wieder zurückkommen. Rolfs raſch angebotene Begleitung nahm ſie dankbar an, und er hatte dabei die Empfindung, daß ſonſt wohl ihr Nachbar zur Rechten, deſſen huldigende

Blicke ſie auch beim Fortgehen wieder begleiteten, dieſe Rolle geſpielt haben würde.

Als ſie außer Hörweite des Tiſches waren, ſchlug Marion vor, den inneren Weg durch die Villen entlang zu gehen, auf dem Korſo ſei es um dieſe Stunde zu voll, da könne man ſo ſchlecht miteinander reden.

Sie mochten, beiſeite biegend, zwei Minuten ſchweigend gegangen ſein, als Rolf unter den Bäumen ſtehen blieb und, die ſchattenhafte Geſtalt ſeiner Begleiterin muſternd, zögernd begann: „Sie ſind anders geworden, Fräulein Marion, wiſſen Sie das?“

„Mag wohl ſein!“ erwiderte ſie abgebrochen, indem ſie das Kinn in die Höhe warf und in das dunkle Laub emporſchaute.

Von ferne klang die eindringliche Muſik der mexikaniſchen Volkhymne zu ihnen hinüber, und zwiſchen den unbewegten Birken eines Hotelgartens hinter ihr ſtahl ſich ein Lichtſchimmer über ihre Schulter, der die Pailletten hin und wieder aufblinken machte. Dazu hatte ſie ihre linke Hand über die Augen gelegt — ſo ſtand ſie eine Weile ſchweigend.

Endlich fuhr ſie fort, indem ſie unter einem leiſen Kopfſchütteln den Weg wieder aufnahm: „Ja — man erlebt doch ganz merkwürdige Dinge. In meinem Alter zu erfahren, daß man noch immer begehrt wird ...“ Wieder brach ſie ab.

Rolf wußte, es würde mit dem Manne zuſammenhängen, den er eben an ihrer Seite geſehen; er brauchte gar nicht erſt zu fragen, und wenn ſie nicht reden wollte ... Aber wie ein bitterer Schmerz bohrte ſich dieſes Bewußtſein in ſeine Seele. Und zugleich wie ein Ingrimm gegen ſich ſelbſt. Der alſo war ſtärker geweſen — der fürchtete ſich vor keinem Schatten, wie Stadion und er!

Die drückende Schwüle unter den Bäumen gab ihr Veranlaſſung, von dem drohenden Gewitter zu ſprechen, und er war froh darüber, von gleichgültigen Dingen anfangen zu können. Erſt als ſie nach ein paar Minuten den Garten der kleinen Strandvilla erreichten, ſagte Marion aus ihren vorigen Gedanken heraus: „Aber es iſt doch ein Glück, zu leben! Das weiß ich jetzt wieder!“

Vom Hausflur drang ihnen ein grelles Licht entgegen, und als ſie die Holzſtufen der Veranda betraten, meldete das dort wartende Kindermädchen mit aufgeregter Miene, daß die kleine Armgard plötzlich Fieber bekommen habe.

Rolf ſah, wie ein Entſetzen ſich in Marions Zügen ſpiegelte. Sie wandte ſich haſtig ihm zu, um ihn zu verabſchieden. Aber er hielt ihre Hand feſt und bat, ſie ſolle ihn mitgehen laſſen. Sie blickte ihm flüchtig in die Augen, dann nickte ſie ſtatt aller Antwort und ſchritt den Korridor entlang nach dem letzten Zimmer. Leiſe trat ſie hier ein, und ebenſo lautlos folgte er. Innen war es ſtockdunkel. Unkundig des Raumes, mußte er an der Tür ſtehen bleiben. Sie hörte er mit leiſem Rauſchen ihrer Gewänder und ſtockenden Schritten vorwärts gehen und dann niederknien. Allmählich unterſchied er auch gegen das Fenſter die Umriſſe ihrer Geſtalt neben dem Bettchen Auf Zehenſpitzen trat er nun gleichfalls näher und ließ ſich auf dem Stuhl nieder, neben dem ſie kniete. Dann taſtete er nach dem heißen Köpfchen des Kindes. Marion hatte wohl ſeine Händchen gefaßt. So hielten ſie eine Weile beide ſchweigend den Atem an und lauſchten. Das Kind atmete unruhig; hin und wieder konnte man merken, wie es mit ſeinen Ärmchen leiſe zuckte.

Endlich neigte ſich Marion in ihrer knienden Stellung ein wenig näher zu ihm und flüſterte zu ihm hinauf, langſam eine Silbe um die andere abmeſſend und faſt ganz ohne Ton, aber doch ſo, daß er alles verſtehen konnte: „Finden Sie, daß ſie ſehr heiß iſt?“

Er nickte: „Ja; ich finde.“

Nach einer Pauſe begann ſie wie vorher: „Ich will doch lieber nach dem Arzt ſchicken. Wollen Sie hier bleiben ſo lange?“

Er nickte wieder, aber er wußte nicht, ob ſie es durch das Dunkel bemerken konnte.

Geräuſchlos wie ſie gekommen, erhob ſie ſich und ging leiſe, Schritt vor Schritt aus dem Zimmer. Er nahm jetzt ſeine Hand von der Schläfe und tat ſie auf die Händchen des Kindes, die fieberglühend ineinander auf dem Kiſſen lagen. Die kleinen Fingerlein ſchloſſen ſich wie ſuchend um ſeine kühlere Hand, und ein feines, fremdes Stimmchen zirpte ein müdes, dankbar-liebevolles „Mammi!“

Nach ein paar Minuten tauchte Marion wie ein Schatten ins Zimmer zurück und nahm wieder ihre vorige kniende Stellung ein. Sie brachte ein Schälchen kalten Waſſers mit, in dem ſie mit kaum hörbar bewegten Händen kühlende Umſchläge für die heiße Stirn der Kleinen bereitete. Als der erſte lag, ſuchte ihre Linke wieder den alten Platz auf Armgards Händchen. Aber hier kam ſie auf Rolfs Hand zu liegen und, um das Kind nicht zu ſtören, zog Marion ſie nicht zurück. Ihre Blicke jedoch wendete ſie nun wie fragend im Dunkeln langſam zu ihm empor. Er merkte es, denn ſeine Augen hatten ſich jetzt an die Umgebung gewöhnt, und ſah ſie wieder an, lange und unbewegt, wie ſie. Unter dem Schleier der Nacht ſuchte ſo Seele die Seele; aber nur hoffen durfte jeder, daß in des anderen Zügen jetzt ſtände, was er zu leſen begehrte, und nur in der leiſen Berührung der Hände redete heimlich die ſtumme Sprache der Natur.

So verging eine halbe Stunde, vielleicht mehr. Marions Rechte wechſelte andauernd dem Kinde die Stirnumſchläge, und in ihrer Linken, die immer noch unbewegt auf der ſeinigen lag, fühlte Rolf das Blut in feſten Schlägen zu dem ſeinigen ſprechen. Und ein unſägliches Glück war es ihm durch alle Beſorgnis hindurch, hier dicht an der Seite der geliebten Frau gemeinſam mit ihr um das Leben eines kleinen Weſens bangen zu dürfen, das ihr ans Herz gewachſen war.

Als die Schritte des Arztes auf der Treppe hörbar wurden, erhob ſich Marion, um ihm entgegen zu gehen. „Bitte, bleiben Sie noch!“ hatte ſie Rolf noch zugeflüſtert, da auch dieſer aufgeſtanden war. „Vielleicht gehen Sie auf den Balkon hinaus und warten ſo lange. Bitte!“

Rolf tat nach ihrem Geheiß. Der Korridor, auf den er hinaustrat, mündete auf den Balkon. Von dort erkannte er, daß der Arzt der Herr war, der vorhin auf dem Korſo an ihrer Seite geſeſſen. Im erſten Augenblick wollte er das wie eine Beleidigung empfinden und überlegte ſchon, ob er nicht fortgehen ſolle; aber die Sorge um das Schickſal des Kindes hielt ihn zurück.

Er ſetzte ſich auf einen Stuhl neben der Glastür, ſtarrte großen Auges auf die jetzt rabenſchwarz gewordene See hinaus, fühlte, wie eine Art Stumpfheit ſich über ſeine Seele breitete, und wartete.

Der Arzt blieb wohl zwanzig Minuten — er ſah ihn fortgehen und hörte ihn an der Treppe von Marion ſich verabſchieden. Dann kam dieſe mit beſchleunigten Schritten nach dem Balkon heraus. Hier blieb ſie im Türrahmen ſtehen, und den Kopf wie in Ermattung leicht gegen den Pfoſten lehnend mit herabhängenden Armen, begann ſie: „Gott ſei Dank! Er ſagt, es ſei nichts Schlimmes, wohl nur verdorbener Magen. Wir ſollen weiter Umſchläge machen.“

In dieſem Augenblick zuckte draußen der erſte Blitz, und bald darauf folgte ein noch ferner, aber langanhaltender Donner.

Marion fuhr zuſammen, und nachdem er eine ſcherzhafte Bemerkung über ihre Nervoſität gemacht, ſagte ſie: „Jetzt dürfen Sie noch nicht gehen; ich glaube, ich ängſtige mich bei dem Gewitter, allein mit dem kranken Kinde.“

„Sie ängſtigen ſich?“ fragte er mit merklicher Betonung der Anrede.

„Ja! ich bin wie alle,“ verſetzte ſie matt, „ich bin gar nicht ſtärker als die anderen.“

Er wurde heute nicht klug aus ihr — ſie überraſchte ihn in allem. „Können Sie hier draußen bleiben oder müſſen Sie hinein?“ fragte er nach einer Weile.

„Das Mädchen iſt bei ihr, ſie ſchlief eben ganz feſt,“ verſetzte ſie.

„Dann könnten wir uns wenigſtens ſetzen,“ meinte er.

„Aber hier neben der Tür,“ war ihre Antwort, „damit ich raſch hinein kann.“

Er ſtellte nun ein paar Stühle zurecht, ſo daß ſie nebeneinander im tiefſchwarzen Mauerſchatten dicht an der Tür ſaßen.

„Was hat Sie nur ſo anders gemacht? Ich kenne Sie heut’ gar nicht wieder!“ begann er nach einer Pauſe das Geſpräch.

Sie ſaß kerzengerade und hatte den Kopf gegen die Mauer hinter ihr gelehnt. „Ich ſagte Ihnen ſchon,“ erwiderte ſie, „es iſt ſo wunderlich, wenn man plötzlich merkt, daß man noch begehrenswert erſcheint.“

„Das kann Sie verwundern? Ihnen hat doch wahrhaftig bisher noch jeder gehuldigt, der in Ihre Nähe kam.“

„Aber nicht ſo! Das iſt ganz etwas anderes wie Sie … und manche!“ verſetzte ſie unbeweglich. „Man hatte ſich ſchon eingerichtet darauf, ohne Liebe zu leben — und dann kommt plötzlich einer, von dem man gar nichts weiß, und zeigt uns, daß er uns begehrt. Begehrt, wie ein beliebiger junger Fant ein ſüßes Mädel. Er kennt uns gar nicht — er hat gar keine Zeit gehabt, uns kennen zu lernen, aber er will uns haben — ſagt es mit Augen und Blicken und in ſeinem ganzen Benehmen; ſagt immerfort: Ja, ja! ich meine dich! gerade dich! Als ob er ſchon ganz ſicher iſt, daß man tun wird, was er will! Es iſt ſehr wunderbar."

Wieder kam ein Blitz und bald darauf ein Donner, ſchon näher diesmal und lauter, und wieder zuckte ſie zuſammen, und Rolf ſah in dem blauen Licht für einen Augenblick ihren Oberkörper mit dem Muſenkopf einer Bildſäule gleich auf der weißen Wand.

„Alſo Ihnen liegt viel an ihm?" brachte er endlich mühſam hervor, als das Rollen verhallt war.

„Nein! ich mag ihn wohl kaum," verſetzte ſie ruhig; „er hat nur allerlei aufgeweckt in mir, was ſo lange geſchlafen hat. Ich glaube, es iſt gefährlich, eine achtundzwanzigjährige Frau zu erwecken."

„Und er? Ihr ferner Freund?" warf er mit leiſem Vorwurfstone ein.

Sie ſchwieg zuerſt. „Ich liebe ihn faſt ſchon wie einen Toten," entgegnete ſie dann, immer noch ſo ſteif daſitzend wie vorher.

„Immer keine Kunde?"

„Keine! Auch ſie tut mir ſo leid! Es iſt wieder ein Jahr vorbei."

„Und können doch nicht los von ihm?"

„Nein! Denn jede Stunde kann ja die Nachricht kommen."

„Glauben Sie wirklich daran?"

„Es muß doch einmal, ſage ich mir immer; wenn nicht von ihm, ſo über ihn!"

„Und wie lange ſoll das noch dauern? Bis Ihre Jugend tot iſt?"

„Vielleicht —! Aber Sie haben ſchon recht! Wenn man ſolche Tage durchlebt, wie ich jetzt, dann fällt es einem plötzlich mit Schrecken ein, daß man nur ein Leben zu leben hat, und daß ein Tag um den anderen unwiederbringlich verrinnt — nie mehr verwertbar, wenn er keinen Inhalt gehabt hat. Man hat von der Liebe gekoſtet, man weiß, welche Seligkeit es iſt, trotz Sünde und Bangen an der Seite eines geliebten Menſchen durch Höhen und Tiefen zu gehen, man träumt davon, und plötzlich wird man gewahr, daß man wie mit einem Geſpenſt zur Seite einhergeht, wie an einen Schatten geſchmiedet. Die Leute fürchten ſich faſt ſchon vor einem, und die anderen gehen in Sonne und leibhaftigem Glück ..." Ihre zitternde Stimme war allmählich beinahe erſtorben — ſo leiſe hatte ſie geſprochen.

Ein neuer, noch näherer Donnerſchlag veranlaßte ſie, aufzuſtehen und nach dem Kinde zu ſehen. Aber ſchon nach einer Minute kam ſie mit der Nachricht zurück, daß es immer noch ſchlafe. Sie ließ ſich alſo wieder neben ihm nieder, ſchob nur, da eben einzelne Tropfen zu fallen begannen, ihre Kleider etwas zuſammen, damit er ſeinen Stuhl näher an ſie heranrücken könne und ſo auch ihn das überhängende Dach noch ſchütze.

„Ich verſtehe ſo vieles heut' nicht," begann er wieder das Geſpräch, „aber bitte, ſagen Sie mir das eine: Wie kommen Sie hier — in dieſes Haus? An die Stelle der Mutter ſeiner Kinder?"

Sie war ſehr verwundert, warum ſie das wohl nicht ſollte, bei ſeinen Kindern.

„Ja," meinte er, „aber daß ſie es zugibt?"

„Warum nicht? Sie weiß doch nichts davon."

„Sie weiß nichts?"

„Nein! Habe ich Ihnen das nicht geſagt? Und doch iſt das beinahe das Schwerſte! Mit dieſem Gefühl neben ihr hergehen und ſich zu ſagen: ich nehm' dir dein Beſtes — und es doch nicht hergeben mögen und ſich nicht verraten dürfen ...!"

„Das muß freilich ſchwer ſein ..." beſtätigte er abgebrochen.

Sie fühlte wohl, daß ſeine Gedanken weitergingen auf der betretenen Bahn. „Und man muß ſchlecht ſein, um es überhaupt zu können — das wollten Sie doch noch hinzuſetzen," unterbrach ſie endlich mit rauhem Klange ſein Schweigen.

Er antwortete nicht — eine ganze Weile.

Ein Blitz mit ſeinem märchenhaft blauen Licht erhellte ihnen die Landſchaft, ſo daß man weit hinaus auf die See ſchauen und die ſchäumenden Wellenkämme erkennen konnte, und daß rechts und links auf dem weißen Sande die windzerzauſten knorrigen Kiefern aus dem Dunkel emportauchten, die den Seeblick einrahmten.

„Ich habe auch einmal gedacht wie Sie," begann ſie dann bitter, als der Donner vergangen war. „Ich habe es mir auch als das Höchſte gedacht, ſchuldlos und rein von Fehle durchs Leben zu gehen, und hab' es ſtreng genommen mit Ihrem geſtrengen Kant und Wahrheit und Sittengeſetz, wo ich nur konnte. Aber wer wünſchte ſich nicht ein ſolches Glück, wenn er anfängt zu denken?"

„Und nun —" warf er erwartungsvoll ein. „Sind Sie anderer Meinung geworden? Haben Sie nicht auch mir immer den großen Kant gepredigt?"

„Mein Intellekt ja! Aber — mein Herz wollte oft nicht mit! Und heut' — heut' haß ich ihn faſt, den Allzuſtrengen. Heut' glaub' ich, daß wir ſeeliſch erſtarren, wenn wir ganz nach ſeinem Sittengeſetz leben! In dieſem Jahre, wo ich's verſucht habe, bin ich innerlich mit manchem fertig geworden."

Rolf rückte auf ſeinem Stuhle. „Erſtarren ſagen Sie — Ja, iſt es denn wirklich ein Unglück, wenn man ſeine Seele feſt macht gegen die Welt? Ich glaube eher, mein katholiſcher Bruder in Jaſzewo hatte recht, wenn er meinte, wir ſind alle zu weich geboren."

„Ein Mann mag das können," verſetzte ſie wie mit ſuchenden Worten noch aus ihren vorigen Gedanken heraus, „er weiß ja auch, wofür er all das Weiche in ſeiner Seele hingibt: für eine Menſchheitsaufgabe, einen Dienſt an den Staat — an die Wiſſenſchaft — was weiß ich. Aber eine Frau … was hat eine Frau wohl anders als ihre einſame Seele und das halbe Dutzend Menſchen um ſich herum, die ſich die Mühe nehmen, ſie kennen zu lernen! Wenn ſie für die nichts mehr ſein darf …"

„Nichts ſein darf — ich verſtehe Sie wirklich nicht …" fiel er ihr ungeduldig ins Wort.

„Ja, wenn ſie ſich ihnen nicht hingeben darf, wie ſie's verlangt! Den Körper haben wir Frauen ja ſchon lange in Zucht genommen — aber daß man's auch von unſerer Seele verlangt, iſt eine Grauſamkeit. Jedenfalls kann ich Ihnen ſagen, heißt es auf viel Seelenglück verzichten, wenn man ohne ‚Schuld' leben will."

Der Regen begann ſtärker herabzukommen — Rolf mußte noch mehr zu Marion rücken — ihre Schultern berührten ſich jetzt faſt. Sie achtete es nicht — ſie ſann finſter ihren herben Gedanken nach.

„Sie lehren mich recht merkwürdige Dinge," begann er wieder und verſuchte einen ſcherzhaften Ton anzuſchlagen, aber ſie konnte doch wohl den Klang von Bedauern nicht überhören, der in ſeinen Worten mitſchwang. „Erſt lehren Sie mich verzichten auf alle Schönheit und Weite der Wiſſenſchaft und weiſen mich auf den engen Weg berufsmäßiger Pflicht — und nun lehren Sie mich gar verzichten auf das, was man ein tugendhaftes Leben nennt, und pflaſtern allen, die die Laune plagt, den Weg der Untreue, des Verrats und wer weiß welcher ſchlimmen Gelüſte noch mit ſchönen Worten! Wie reimt ſich das wohl mit der Tochter meines Olympiers zuſammen?"

„Nein, ich lehre es nicht!" verſetzte ſie nachdrücklich und legte im Eifer des Sprechens ihre Hände auf ſeinen Arm, „ich rede nur für mich! und ich weiß, daß ich damit verzichte auf das Höchſte, was dem Menſchen beſchieden iſt! Allein ich fühle mich zu ſchwach, dieſes Ziel zu erreichen. Die blinde Treue ſo vieler langer Jahre hat meine Kraft verzehrt. Aber folgen Sie nicht meinem Beiſpiel, bitte, tun Sie es nicht! Beweiſen Sie, daß Sie mehr können als ich. Ich zähle ja ohnehin nicht mehr mit, mich hat das Leben gebrochen!"

„Marion, Sie ſollen nicht ſo ſprechen!" entgegnete er warm — aber er kam nicht weiter, denn ein ganz naher, gewaltiger Donnerſchlag und ein blendender Blitz riſſen ihm das Wort vom Munde, während gleichzeitig heftiger als vorher der Regen herniederpraſſelte. Inſtinktiv hatte ſie ſich an ſeine Schulter zurückgeworfen, und faſt ohne zu wiſſen, was er tat, legte er wie ſchützend den Arm um ihren Körper.

So ſaßen ſie eine Weile ſchweigend und ſchauten zu, wie mehrere ſtille Blitze das Dunkel über der See erleuchteten und dann nach einigen milderen Donnerſchlägen merkwürdig ſchnell ſich alles wieder beruhigte.

Rolf überlegte, was er ihr ſagen ſollte. Er wollte ihr ſagen, daß ſie doch jenes Fremden nicht bedürfe, von dem ſie ja zugegeben, daß ſie ihn kaum möge; er wollte ihr ſagen, daß er ſelber ſeiner kalten Tugend nicht froh werden könne, und daß er nicht um ein Haar ſtärker ſich fühle als ſie, und er ſuchte ſchon nach den Worten, die ausdrücken ſollten, daß auch er nicht gewillt ſei, auf das Seelenglück zu verzichten, von dem ſie geſprochen.

Da aber ſtand ſie auf — und in den Lichtſchein tretend, der durch den Korridor zu ihnen hinausfiel, ſagte ſie: „Ich glaube, ich muß jetzt hinein — die Kleine wird doch wieder wach werden.“

„Bleiben Sie noch!“ bat er durch das Dunkel.

„Ich glaube, ich kann nicht,“ verſetzte ſie bedauernd.

„Alſo doch das Sittengeſetz ...“

„In uns, ja!“ ergänzte ſie.

„Aber Sie können doch wiederkommen!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Es iſt nicht gut, glaub’ ich. Aber es war lieb, daß Sie kamen.“ Damit reichte ſie ihm die Hand hinüber.

Er ergriff ſie und hielt ſie feſt. „Und ich danke Ihnen, daß Sie mich haben in Ihrer Seele leſen laſſen!“

„Sie haben recht Trübſeliges geſehen, fürcht’ ich,“ entgegnete ſie mit hochgezogenen Brauen.

„Aber ich las dahinter den Mut zu Freudigem!“ war ſeine Antwort. „Und wenn Sie es das nächſte Mal nicht wieder verleugnen ...“

„Das tue ich nicht mehr!“ verſetzte ſie mit hocherhobenem Kopfe. „Ich will nicht mehr lebend tot ſein! Auf Wiederſehen!“

„Wann?“

„In drei Tagen in Königsberg. Aber dann ſind Sie wohl ſchon fort, in Memel?“

„Noch nicht! Ich habe zuvor noch eine wichtige Aufgabe dort.“

„Welche denn?“

„Das ſage ich Ihnen ſpäter.“

„Alſo auf Wiederſehen!“

„Auf Wiederſehen.“ Damit ging ſie.

Als Rolf herunter kam, konnte er ſich nicht entſchließen, ſo bald die Stätte zu verlaſſen, wo ſie weilte. Am Giebel der zweiten Villa, die in demſelben Garten lag, war eine dunkle Veranda, die gerade nach dem erhellten Fenſter im oberen Stockwerk hinüberſah. Hier ſetzte ſich Rolf in die Ecke und ſtarrte nach den Scheiben hinauf, hinter denen er Marion vermuten durfte.

Das Gewitter war lange vorübergegangen, hin und wieder fuhr ſtoßweiſe der Nachtwind durchs Gebüſch — Rolf rührte ſich nicht von ſeinem Platze; nur tiefer kauerte er ſich in ſeinem Seſſel zuſammen, und immer wieder ſtellte er ſich vor, was ſie wohl ſagen würde, wenn er in einigen Tagen vor ſie hintreten könnte und ſagen: Er gilt als verſchollen — man erwartet keine Nachricht mehr von ihm! Davon träumte er.

Das Licht oben neben dem Krankenzimmer erloſch nicht. Rolf fielen ſchon häufig die Augen zu — aber immer wieder tauchte in blauem, märchenhaftem Schimmer Marions Kopf aus dem Dunkel auf — dicht vor der weißen Wand — mit den Mignonaugen und in der Haltung einer ſtrengen Muſe ... Und wie ſie aufſtand und davonſchritt, ganz langſam, mit ſtockenden Schritten, in völligem Dunkel, da folgte ihrem Haupt eine Wolke von Silberſtäubchen, lichtſtrahlend, wie vom Mondlicht beſchienen, nur ſtärker und dichter ... wohin ſie ging, immer war hinter ihr die Silberwolke, und das war ſo niedlich und lieblich anzuſehen, daß ihm das Herz im Leibe lachte ... alſo hatte er doch gar keinen Grund, traurig zu ſein, wirklich gar keinen ...

Als Rolf am nächſten Tage nach Königsberg zurückgekehrt war, galt faſt ſein erſter Gang dem alten Morgenroth. Der hatte ihm ſchon einmal geholfen, der würde auch jetzt wieder Rat ſchaffen können!

Er traf ihn hinter einer Weinflaſche auf dem nach dem Pregel zu gelegenen Balkon ſeiner Wohnung ſitzend, von wo er mit behaglicher Miene das kleine Leben und Treiben auf den Schiffen und Kähnen beobachtete, die hier am Bollwerk entlang lagen.

„Ich ſpiele den Zuſchauer der menſchlichen Tragikomödie,“ ſagte er nach kurzer Begrüßung, nachdem Rolf an ſeiner Seite Platz genommen hatte. „Vielleicht kommt darauf überhaupt alles im Leben heraus: Zuſchauer ſein. Wenn einem das nicht mehr Spaß macht, lohnt es gar nicht, ſein Alter zu leben.“

„Ja, aber man muß Verſtändnis haben für das, was agiert wird,“ meinte Rolf, „ſonſt ſagt's einem nichts; und um das zu haben, muß man wohl ſelber einmal dringeſteckt haben in den großen und kleinen Nöten des Lebens.“

Nachdem er mit ſolchem Haken auf ſeine perſönliche Angelegenheit gekommen war, geſtand er dem Alten, daß ihm ſeit einiger Zeit das Schickſal ihres gemeinſamen Landsmannes, des Südpolarforſchers, ſchwer auf der Seele liege. Ob der Alte nicht Mittel und Wege wiſſe, Beſtimmtes über ihn zu erfahren?

Gewiß, meinte dieſer, durch einige ſeiner Hamburger Geſchäftsfreunde, die das Schiff ausgerüſtet hatten, werde ſich ſchon etwas feſtſtellen laſſen; und vor allem müſſe man ſich an das Auswärtige Amt in Berlin wenden. Warum aber Rolf das Schickſal jenes Mannes ſo intereſſiere, den er doch gar nicht gekannt habe, ſei er begierig, zu erfahren. Da Rolf erwiderte, daß es um Marions willen ſei, wurde der Alte mißtrauiſch und meinte, es wäre wohl am beſten, wenn die gar nichts mehr von jenem erführe und lieber den guten Stadion heirate, der ſich ja ſchon ſeit Jahren um ihre Gunſt bemühe und wohl verdiene, daß ſie ihn erhöre. Als aber Rolf ziemlich leichtſinnig erwiderte: dem gönne er ſie eigentlich nicht, und noch hinzuſetzte: übrigens auch keinem anderen! wurde der Dicke über dieſe Äußerung eines verlobten jungen Mannes ordentlich böſe, ſo daß Rolf raſch zu einem anderen Thema überſprang, um ihn wieder zu beruhigen. Nachdem dann beide mehrere Gläſer von dem ſchweren Rotwein getrunken hatten, waren ſie auf Umwegen doch wieder zu dem gleichen Punkte gelangt. Denn als Rolf auf des anderen Bemerkung, er wundere ſich eigentlich, daß jener heute noch nicht nach Memel zu ſeiner Braut gefahren ſei, die doch den erſten Anſpruch auf den neuen Oberlehrer habe, keine ganz befriedigende Auskunft zu geben vermochte, kam er ſchön an. Der Alte begann mit allerlei verkappten Anſpielungen, daß bei der Treue gegen andere der anſtändige Menſch doch erſt anfange. Rolfs Gegenargument von der Treue gegen ſich ſelbſt bezeichnete er als Selbſtbetrug — und es ſei ein Zeichen von ſchlechter Geſinnung, eine Braut ſitzen zu laſſen. Bis Rolf, der das doch gar nicht ausgeſprochen hatte, zum Widerſpruch gereizt, immer theoretiſch natürlich, wie er ausdrücklich hervorhob, das Recht jedes einzelnen Menſchen verteidigte, in der Liebe wie in allem anderen zu irren, und daraus die Pflicht herleitete, ſolchen Irrtum auch einzugeſtehen und danach zu handeln. Das aber ſtieß dem Faß den Boden aus. Der Alte meinte, da ſei Rolf ja nächſtens bei der freien Liebe angelangt; wenn er ſo denke, werde er bald ganz in den Schmutz der Goſſe hinabſteigen. Kurz, er wurde allmählich ſo grob, daß er Rolf, der ſich das nicht gefallen laſſen wollte, anſchrie und ſchließlich mit heftigen Worten geradezu aus ſeinem Hauſe hinauswarf.

Eine ſchöne Beſcherung, dachte Rolf bei ſich, als er draußen wieder zur Beſinnung kam. Du wollteſt ihn zum Helfer und machſt ihn dir zum Feinde. Deine verdammte Ehrlichkeit! Da dich doch keiner gefragt hat!

Mißvergnügt lief er durch die Straßen. War es denn wirklich in den Augen anſtändiger Menſchen ein ſolches Verbrechen, wonach er ſtrebte? Wie oft ſchon, fiel ihm ein, war er voll von Lebenszweifeln durch dieſe nämlichen alten Gaſſen gegangen! Dort der Trödlerladen und die Hausecke drüben, wo er einſt in aller Herrgottsfrühe oft genug die dunklen Treppen zu Fabricius' Studentenbude emporgeſtiegen war, redeten eine recht vernehmliche Sprache. Wie oft hatte er damals geglaubt, der Augenblick, wenn er ſein wiſſenſchaftliches Examen beſtanden, werde ein Endpunkt ſein, werde ihm wenigſtens eine Art von Erlöſung und Ruhe bringen. Und nun war auch das wieder ein Irrtum geweſen! Genau wie einſt ſteckten die Zweifelsfragen des Lebens gleich Steinen in ſeiner Straße, und wenn er einen bat, ihm behilflich zu ſein, ſie zu entfernen, einen, der es gut mit ihm meinte, erntete er Spott und Hohn! Gut, alſo dann mußte er es allein durchſetzen, gegen den alten Morgenroth, gegen Stadion, gegen Sybille, gegen den Schatten des Unbekannten, gegen Marion ſelbſt und gegen ſeine eigenen ſentimentalen Gefühle von einſt!

Halb, ohne es zu wiſſen, war er zum Brandisſchen Hauſe gelangt. Sie war ja noch nicht da, aber ihren Vater wenigſtens konnte er ſprechen.

Er wurde gleich in den Garten geführt, wo er den alten Herrn in dem grün-weißen Luſthäuschen traf. Neben ihm ſaß ſeine verheiratete Tochter, Marions einzige Schweſter, die mit ihrem Gatten, einem Geſchichtsprofeſſor, in Göttingen lebte. Vor ihnen im Garten herum ſpielte deren zehnjähriges Töchterchen, ein ſchönes, ſchmalwangiges, lichtblondes Kind mit dunklen Augen, die an Marion gemahnten. In den Zügen der Mutter fand Rolf eine gewiſſe Familienverwandtſchaft, aber keine eigentliche Ähnlichkeit mit ſeiner heimlich Verehrten.

Frau Ellida hatte natürlich viel von Rolf gehört, und ſo fand dieſer den Boden für ein vertrautes Geſpräch, wie er es ſich wünſchte, ſchon trefflich vorbereitet. Namentlich als der alte Herr nach einer halben Stunde ſich zu ſeiner Arbeit entfernte, nahm Rolf keinen Anſtand, der Schweſter einzugeſtehen, mit welcher Verehrung und Bewunderung er ſtets an Marion gedacht habe, auch in dieſem Jahre der völligen Trennung. Der weitere Verlauf brachte es dann mit ſich, daß Frau Ellida erzählte, ſie wolle in acht Tagen etwa mit ihrem Töchterchen, das vier Monate faſt krank geweſen und in den letzten Wochen erſt wieder geneſen ſei, an die See gehen: Ob er vielleicht einen jungen Mann wiſſe, der dem Mädchen durch einige Nachhilfeſtunden wieder den Anſchluß an ihre unterbrochenen Arbeiten verſchaffen könne. Rolf erbot ſich ſofort ſelber dazu, was Frau Ellida allerdings mit Beſtimmtheit ablehnte. Aber auf Rolfs dringend und herzlich vorgebrachte Bitte, ihm dieſe Gunſt nicht zu verſagen, ließ ſie ſich endlich doch herbei, zu geſtatten, daß er wenigſtens in den nächſten acht Tagen, während ſie noch in der Stadt blieben, dem Kinde ein paar Stunden geben dürfe. Das kleine, ebenfalls Marion geheißene Fräulein wurde nun herbeigerufen und zeigte ſich ſchon nach wenigen Worten, die Rolf mit ihr wechſelte, ſehr bereit, den neuen Lehrer ſich gefallen zu laſſen. Sybille gegenüber hatte Rolf nun einen triftigen Grund, ſeine Reiſe noch um acht Tage hinauszuſchieben.

So kam Rolf in der nächſten Woche tagtäglich vormittags in das weiß-grüne Gartenhaus, um dort, wo einſt die große Marion ihre erſten Studien gemacht haben mochte, eine kleine Marion in weltweiſe Dinge einzuführen. Und an dieſem Kinde, dem er von Herzen zugetan war, ſchon weil es ſo hieß wie die Frau, die er liebte, und das über dem Sprechen ihn oft genug ſelbſtvergeſſen mit den gleichen tiefen Mignonaugen anſchaute, entdeckte Rolf ſeinen Lehrerberuf. Marion war ein kluges und nachdenkliches Kind; ſo wurde das Geben und Nehmen, das der Unterricht mit ſich bringt, ihm ſchon von der erſten Stunde an zum Genuß, aber zu ſeiner Überraſchung mußte Rolf bemerken, daß er oft nicht recht wußte, ob er noch allein der Gebende war, und nicht vielmehr in Beobachtung der ſchmiegſamen Regungen dieſes jungen Menſchengeiſtes und der erſten Flügelſchläge einer erwachenden Seele reichlich ſo viel wieder empfing, als er austeilen konnte. Täglich kam er mit größerer Freude, und es war ihm wahrhaft eine Genugtuung, daß er tagelang genau wußte, er würde die große Marion noch nicht antreffen, ſo daß ſich da nicht irgendein Selbſtbetrug in ſeinen Gefühlen mit unterſchleichen konnte.

Nach fünf Tagen aber kam ſie doch zurück, und ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß er gerade zur nämlichen Zeit einen Brief empfing, der ihn ſehr überraſchte. Er konnte nämlich von niemand anderem herrühren als von dem alten Morgenroth, denn er enthielt ein Schreiben des Auswärtigen Amtes, worin dieſes ſehr höflich, aber doch unumwunden erklärte, die Südpolexpedition müſſe zum allgemeinen Schmerze der Nation als verloren gelten; trotz aller nun ſchon ſeit Jahren angeſtellten Verſuche der Wiederauffindung von irgendwelchen Spuren wenigſtens ſei nicht ein einziger von dem geringſten Erfolge begleitet geweſen.

Mit dieſem inhaltsſchweren Schriftſtück in der Taſche trat Rolf der Zurückgekehrten entgegen. Aber er ſcheute ſich, es hervorzuholen, zumal er ſie in dem Kreiſe der Ihrigen traf und nur mit Auffälligkeit ſie abzuſondern vermocht hätte. Erſt als er zum Abſchied ſchon in der Nähe der Tür ihre Hand hielt, wagte er, die Frage an ſie zu richten, ob ſie etwa morgen allein in die Dombibliothek gehen würde. Sie verſtand ſeinen Wunſch und ſagte nach einigem Beſinnen zu. Und ſomit hatte er beinahe vierundzwanzig Stunden Zeit, ſein Vorgehen zu bedenken. Er fand es unzart, ja roh, daß er, gerade er es ſein ſollte, der ihrem fernen Freunde gewiſſermaßen den Todesſtoß verſetzte, und doch — wem anders als ihm, der vielleicht der einzige Vertraute ihres Geheimiſſes war, gebührte es, der Überbringer einer ſo trübſeligen Nachricht zu werden?

Auf dem Pflaſter des Domplatzes brütete heute die heißeſte Juliſonne. Die kurzen Schatten der Häuſer gewährten um dieſe Stunde noch keinen Schutz, und man mußte halb die Augen ſchließen, um den Weg quer herüber nach dem Kirchenportal zu ertragen. Auch Rolf atmete auf, als ihn die dicken Mauern aufnahmen und blieb, mit dem Hute ſich Luſt zufächelnd, in der kühlen Vorhalle ſtehen. Der Kirchendiener ordnete noch das letzte an dem Pflanzenſchmuck für eine Hochzeit, die eben erwartet wurde, und ein paar Arbeiter waren dabei, den roten Teppich vom Altar durch das Schiff und die Vorhalle nach der Wagenanfahrt vor dem Portale zu rollen. Rolf empfand es als eine angenehme Vorſtellung, gerade mit ſeinen heutigen Gedanken in die Vorbereitung einer Hochzeit hineinzutreffen. Er ſagte ſich ſelbſt, daß es ja ganz albern ſei, ſolchem Zufall irgendwelche Bedeutung beizulegen. Aber es liegt nun einmal im Menſchen, ſich gern gefallen zu laſſen, was als gute Vorbedeutung gelten kann. So ſtieg er noch mutiger, als er gekommen, die alte Wendeltreppe empor.

Oben traf er Marion ſchon an dem ſteifbeinigen Tiſche ſitzend. Es war herrlich kühl in dem hohen Turmgemach, obwohl es heute von hellſter Nachmittagsſonne erfüllt war und keine Vorhänge dem Lichte wehrten.

Rolf ſah zuerſt wiederholt rund in dem Raume umher, darin er ſo lange Zeit nicht geweſen war. Sie folgte ſeinem Blicke und ſagte: „Sie wundern ſich, wie die Zeit hier ſtillgeſtanden hat?“

„Ja,“ verſetzte er, „und wie merkwürdig ſtark ſolche toten Räume Erinnerungen feſthalten! Ich ſehe Sie noch ganz genau, wie Sie dort eintraten.“

„Und das iſt das ſchönſte an ihnen,“ ergänzte ſie ſeine erſte Bemerkung; „der Segen der Einſamkeit.“

„Ob darum wohl auch Liebende die Einſamkeit ſuchen?“

„Inſtinktiv gewiß! Es hält alles feſter, was an ſolchen Orten geknüpft wird. Die Geſpräche in großer Geſellſchaft, ſelbſt mit den vertrauteſten Menſchen und ſogar ernſten Inhalts, vergißt man ſo leicht. Man muß ſich ſchon bewußt mitten unter den anderen vereinſamen, wenn man etwas feſthalten will.“

„Alſo wiſſen Sie noch alles, was wir hier das letzte Mal miteinander ſprachen?“ forſchte er.

Sie lachte faſt auf: „Jedes Wort!“

Er machte eine kurze Pauſe. Dann lehnte er ſich erwartungsvoll über die Stuhllehne vor ihm: „Nun, und — würden Sie heute noch dasſelbe ſagen wie damals?“

Sie legte ſich in ihrem Seſſel zurück und ſah zu der gewölbten Decke hinauf. „Was? Daß wir ſtark genug verſchanzt ſeien gegeneinander? So war es ja wohl?“

„Ja, ſo war es! und daß ich ruhig zu Ihnen kommen dürfte!“

„Ich glaube ... ich würde es wieder ſagen.“

„Auch wenn doch einige Schanzen inzwiſchen gefallen wären?“.

„Bei wem? bei mir oder Ihnen?“

„Vielleicht bei uns beiden!“

Sie ſenkte den Blick, ohne den Kopf zu rühren. „Inwiefern?“ fragte ſie, an ſich haltend.

Wieder ſtockte er eine Weile. Dann rückte er den Stuhl, auf den er ſich inzwiſchen geſetzt hatte, näher an den Tiſch, ſtützte beide Arme auf, und die Fäuſte an die Schläfen preſſend, fuhr er fort: „Fräulein Marion — Sie haben es ſelbſt unter ihren Augen geſehen: ich bin ein anderer geworden, als der ich damals war. Ich weiß nicht, ob ich noch das Recht habe, zu denken wie damals.“

Und nun begann er von ſeiner inneren Entwickelung zu ſprechen; davon, daß er glaube, den eigenen Ton in ſeiner Seele vernommen zu haben, und daß er nicht mehr den Mut beſitze, dieſe Stimme zu verleugnen, ſelbſt wenn er ſo anderen Kränkung und Schmerzen bereite. Ob ſie denn gar nicht mitfühlen könne mit ihm, und ob ſie nicht bereit wäre, ihm das Wort zurückzugeben, das er ihr einſtmals gegeben.

Während er ſprach, war unten vor dem Portal Wagen auf Wagen vorgefahren. Auch das Rollen des letzten war jetzt verhallt, und dicht hinter der Bücherwand in der Tiefe, mit einer Deutlichkeit, als ob es im nächſten Zimmer wäre, ſetzte nun mit mächtigen, freudig begrüßenden Klängen die Orgel ein. Es war ſo laut und überraſchend zugleich, daß ſie unterbrochen wurden und beide unwillkürlich eine Weile ſchweigen und lauſchen mußten.

Sie hatte ſich wieder zurückgelehnt und den Kopf in die Höhe gerichtet. Er bohrte ſeine Blicke in ihr Geſicht und in die unruhig zwiſchen den pausbäckigen Engelsgeſichtern an der Decke hin und her wandernden Augen. Der ſeltſame Reiz, den das lange Anblicken eines ſchönen Antlitzes gewährt, ließ in ihm eine heiße Sehnſucht aufſteigen nach der Seele, die hinter dieſen Augen ſchlummerte, und die Vorſtellung, daß auch für die Frau ihm gegenüber einſtmals der Tag ſolcher Orgelbegrüßung kommen könnte, und daß es dann ein anderer als er ſein ſollte, der an ihrer Seite ſtände, erregte Rolf allmählich ſo, daß er die Hände über die Augen ſchob und, während hinter der Wand die unſichtbare Muſik immer leiſer und zärtlicher hinſtarb, langſam ein paar Tränen in ſeinen Augenwinkeln zerdrückte.

„Was iſt Ihnen?“ hörte er Marion nach einer Weile beginnen, noch kühl und gemeſſen.

Er antwortete nicht. Sie mußte ihre Frage wiederholen, und als er weiter ſchwieg, beugte ſie ſich über den Tiſch hinüber und ſuchte, ihm die Hände vom Geſicht zu ziehen. Da es ihr nicht gelang, ſtand ſie davon ab und ſagte: „Rolf, wenn es Ihnen wirklich ſo ſchwer wird, ſollen Sie es nicht tun. Sie wird es verſtehen — ſie muß es verſtehen, Sie haben recht: gegen die innere Stimme zu handeln iſt ein Verbrechen, das ſich rächen muß! Rolf — gut, ich geb' Ihnen Ihr Wort zurück — hören Sie! Aber Sie ſollen nicht weinen!“

Er war jetzt aufgeſprungen, ſtampfte mit dem Fuße und trocknete ſich entſchloſſen die Augen. „Es iſt ja ſo albern! ich will ja gar nicht! Man iſt nur ſo ein ſentimentaler Kerl geworden, glaub' ich, daß man die weinerliche Muſik da nebenan nicht vertragen kann. Ich bin ſchon wieder ruhig.“

Er war an die Fenſterwand getreten und hatte mechaniſch eine der Scheiben geöffnet: wie Backofenglut drang ihm die Luft vom Domplatz draußen entgegen. Er ſchloß raſch wieder das Fenſter, erzählte aber plötzlich mit aufgetragener Heiterkeit davon, wie Stadion ſie an jenem Winternachmittag von drüben her beobachtet habe. Sie nahm das Geſpräch auf, aber Rolf ſelbſt war nicht bei der Sache und gab zerſtreute Antworten, ſo daß ſie es merkte und endlich geradezu fragte: „Was haben Sie heut' nur, Rolf? Sie ſind ſo wunderlich. Iſt's noch etwas beſonderes, das Sie quält?“

Er hielt auf der Wanderung, die er eben begonnen, inne und ſagte, von fern zu ihr hinüberblickend: „Ja, es iſt noch etwas.“

„Sagen Sie's mir,“ fuhr ſie fort. „Betrifft es mich?“

Er nickte langſam: „Ja.“

„Was denn?“

„Daß noch eine Schanze gefallen iſt — diesmal auf Ihrer Seite.“

„Ich kann alles vertragen —“ fuhr ſie fort, als er innehielt; „nur von Liebe mag ich nichts hören — wenn es alſo nicht das iſt ...?“

Er trat noch immer nicht näher. „Glauben Sie, daß ich Ihr Freund bin, Fräulein Marion?“ begann er plötzlich ernſt. „Ihr aufrichtiger Freund!“

„Das glaube ich,“ verſetzte ſie, ihn anſehend, aufmerkſam, was jetzt kommen würde.

„Dann müſſen Sie auch begreifen, wie ſchmerzlich es mir geweſen iſt, faſt vom erſten Tage an zu ſehen, wie Sie mit Schatten kämpfen.“

„Freilich — das iſt's auch mir oft genug geweſen!“ gab ſie ſeufzend zurück.

Nun kam er näher, griff in die Taſche holte die Einlage von Morgenroths Brief hervor und legte das Blatt geöffnet vor ſie hin, ohne ein Wort. Dann nahm er ſeinen Weg wieder auf, von der Tiefe des Raumes nach dem Fenſter und wieder zurück. Die Orgel war inzwiſchen verſtummt — Marion mußte das kurze Schreiben längſt überflogen haben — am Tiſche regte ſich noch immer kein Laut, und auch er ſelber hatte den Mut nicht.

aufzuſchauen. So vergingen ein paar bange Minuten. Endlich ſtand er ſtill, lehnte ſich an ein Bücherbord und ſtützte die Stirn gegen die Fingerſpitzen. So ſah er mit halbſeitlich erhobenem Kopfe zu ihr hinüber. Er traf ſofort ihren Blick, der ruhig und groß auf ihm weilte. Sie nickte nur ein paarmal, wie zum Zeichen der Beſtätigung, aber mit nach innen gewandtem Ausdruck; dann ſagte ſie mit einer Stimme, der alle Kraft genommen zu ſein ſchien: „Ich danke Ihnen.“

Rolf trat näher zum Tiſche: „Ich möcht' Ihnen helfen es tragen,“ begann er demütig.

Aber da ſchloß ſie die Augen, wie um alle äußere Einwirkung abzuwehren, und entgegnete ſtill: „Nein! ich muß erſt allein damit fertig werden. Ich bitte darum! alſo laſſen Sie mich.“

„Sie zürnen mir nicht, daß ich's tat?“ bat er leiſe.

„Nein!“

„Und — ich darf wiederkommen?“

„Ja.“

„Wann? Morgen?“

„Wann Sie wollen.“

Sie hatte es alles geſagt, ohne die Augen zu öffnen — ſo mußte er ſich verabſchieden und ging. Im Zurückſchauen gewahrte er, daß ſie immer noch unbeweglich wie eine Bildſäule auf ihrem Stuhle ſaß.

Zu Hauſe angekommen aber ſchrieb er heute den ſchweren, ſchweren Brief an Sybille, den er hundertmal im Geiſte geſchrieben und bisher doch nie an ſie zu richten gewagt hatte.

Am nächſten Vormittage bekam er eine Karte von Frau Ellida, die ihn zum Tee im Gartenhauſe einlud, „als Abſchiedsfeier“ war dazu geſagt. Er hatte Stadion aufgeſucht und von dieſem erfahren, daß auch er eingeladen war. So gingen die Freunde gemeinſam in das ihnen beiden ſo liebe Haus.

Es war wieder ein herrlicher Sommerabend. Um die Baumſpitzen im Garten, in den ſie gleich geführt wurden, ſpielte noch letzte Sonne, und ein kleiner Trupp Schwalben ſchoß ſchwirrend durch die Luft. Am Himmel erglühten, von Weſten heranziehend, flockige, weiße Wölkchen, wie eine Lämmerherde zuſammengeſchart; ſonſt war alles blau und durchſichtig und ſommerlich linde, und Gaisblatt und Jasmin fingen ſchon an, abendlich ſtärker zu duften.

Im Garten wurden die Freunde bereits von den Schweſtern und dem alten Herrn erwartet. In dem grün-weißen Luſthäuschen war die Abendmahlzeit hergerichtet, und einige noch freilich dunkle Lampions an der Decke bewieſen, daß man nicht allzufrüh auseinanderzugehen beabſichtigte. Während die kleine Geſellſchaft zunächſt in den ſchmalen Gängen des Gartens auf und ab wandelte, erwähnte Frau Ellida, daß ihre Abreiſe nun beſtimmt auf morgen mittag feſtgeſetzt ſei.

„Dann ſoll ich alſo meine ſüße kleine Marion nicht mehr ſehen? Es wird mir recht ſchwer werden, ſie zu vermiſſen,“ verſetzte Rolf.

„Wie ihr nicht minder,“ fuhr Frau Ellida fort. „Sie hat ſie auch noch beſonders grüßen laſſen.“

„Iſt ſie ſchon ſchlafen gegangen?“ fragte er weiter.

„Vor fünf Minuten.“

„Dann darf ich ihr wohl noch ‚Gute Nacht‘ ſagen gehen; es iſt mir ein wirkliches Bedürfnis,“ meinte Rolf, und Marion erbot ſich, ihn zu ihrer kleinen Namensſchweſter zu begleiten.

Sie gingen nun zuſammen ins Haus und traten in das Schlafzimmer des Kindes. Dieſes lag ſchon im Bette, richtete ſich aber halb auf, als ſie kamen. Die blonden aufgelöſten Haare fielen ihm wie einem Genoveſalein über das ſchneeige Nachthemdchen. Das Zimmer war ſchon verdunkelt, nur auf dem Nachttiſchchen brannte ein Licht.

Marion ſchickte die Zofe hinaus, ſetzte ſich zu dem Kinde auf den Bettrand, und Rolf nahm ihr gegenüber neben dem Tiſchchen Platz. So plauderten ſie mit der Kleinen, die ſehr erfreut ſchien, daß Rolf ſie noch aufſuchte. Schließlich meinte Marion, zum Abſchied und Dank ſolle ihr Nichtchen noch einmal eins von ihren eigenen Gedichten Rolf herſagen. Die kleine Genoſeva ließ ſich nicht allzu lange bitten, ſondern deklamierte mit immer ernſter und größer werdenden Augen in dem blaſſen Geſichtchen ihr Verschen vom Neck und der Waſſerfee. In kindlicher, vielfach noch entlehnter Form äußerte ſich da ein entſchiedenes Gefühl, und Rolf war, während Klein-Marion ſprach, geradezu begeiſtert von dem hinreißend poetiſchen Ausdruck in dem blaſſen, arbeitenden Geſichtchen: Dazu ihm gegenüber das liebſte Weſen, nur fünf Fuß von ihm getrennt, und zwiſchen ihnen das blonde Perſönchen und die beſcheidene, ewig flackernde Flamme — ihm ward recht wunderſelig zumute. Nachdem die Kleine geendet und er mit Marion ein paar verſtändnisvolle Blicke getauſcht, die ſeiner ehrlichen Bewunderung Ausdruck gaben, ſagte Klein-Marion plötzlich mit dem kindlichſten Ton, der zu ihrem gewandten Verschen ſo gar nicht zu paſſen ſchien: „Seid ihr verheiratet, ihr beiden? oder ſeid ihr bloß verliebt miteinander?“

Die Gefragten lachten beide und wurden beide rot — aber ſie konnten es nicht vermeiden, daß zu den verfänglichen Worten ein Blick hinüber und herüber flog, der mit Freuden der anzüglichen Zuſammenſtellung bewußt war.

Während nun Marion, noch immer auf dem Bettrande ſitzend, die Kleine belehrte, daß noch nicht alle Menſchen, die einander gern hätten, ſich zu lieben brauchten, ſchoß es Rolf durch den Sinn, daß jetzt vielleicht der richtige Augenblick gekommen ſei, um ſein altes Orakel mit Erfolg zu befragen. Er holte alſo den Plato aus ſeiner Taſche hervor, in der er ihn ſtändig zu tragen pflegte, und reichte ihn Marion mit dankenden Worten hinüber.

Sie legte das Buch auf die Knie, blätterte leicht darin und lachte kurz auf, als ſie die roten Zeichen gewahrte. „Ach, die Sonnen! Das war auch ſo ein Einfall. Ob Sie wohl ebenſo empfunden haben wie ich, als ich ſie hinmalte?“

„Ich glaube,“ verſetzte er und ſah ihr feſt in die Augen; „nur an einer Stelle habe ich große Zweifel gehabt.“

„An welcher?“ fragte ſie lebhaft.

„Sie werden ſie ſchnell finden, ſie fällt auf.“ meinte er.

Und ſie blätterte raſch ein paarmal die Seiten durch, bis ſie in der Tat die Stelle fand und feſthielt, bei der am Rande ihr Bleiſtiftwort zugeſchrieben ſtand. Sie ſah es, ſtutzte, ſah noch einmal genauer darauf hin und blickte ihn dann mit einem beinah erſchreckten Ausdruck ins Geſicht.

„Ich hab' es mehr als hundertmal geleſen,“ verſetzte er mutig, „und hab' doch nie gewußt, was es bedeutete. Jetzt aber weiß ich's!“

Dazu reichte er ihr frei und offen die Hand hinüber, und ſie legte langſam die ihrige hinein und hatte dabei nicht mehr das Bedürfnis, ihre Blicke beiſeite zu lenken. So wagten ſie unter den Augen des Kindes zum erſtenmal das gegenſeitige Geſtändnis ihrer Liebe, und die Küſſe, die ſie nun nacheinander zum Abſchied dem Kinde gaben, waren wie ein erſtes heiliges Band um ihre geſtändigen Herzen.

Jetzt kam Frau Ellida, um ſie zu holen, und die nächſten Stunden verliefen dem kleinen Kreiſe in dem grün-weißen Gartenhaus in munterem Geplauder.

Rolf vermochte faſt keinen Biſſen zu eſſen, ſo tief ſaß ihm die Leidenſchaft für Marion jetzt in der Seele. Er mußte ſich deswegen manche Neckereien der anderen gefallen laſſen, die meinten, er ſei nun wohl ſo wiſſenſchaftsſatt, daß er anderer Nahrung nicht mehr bedürfe.

„Ja, wirklich ſatt,“ ſagte er bei einer ſolchen Gelegenheit, „und ich hungere jetzt nur noch nach Leben.“ Dazu ſah er wie auf inneren Befehl zu Marion hinüber, und ſeine Augen ſprachen ſie an, als wollten ſie ſagen: Mit dem Leben meine ich dich, dich, du ſchlanke, ſchwermütige Frau!

Marion empfand ſeinen Blick und wurde plötzlich rot, und Rolf merkte, wie ſie raſch die Augen auf ihren Teller ſenkte. Mit Frohlocken empfand er, wie auch ſie, wohl zum erſtenmal, in den Bannkreis der wallenden Gefühle geraten war, die ihn ſo ganz beherrſchten.

Nach einer Weile war das Geſpräch auf das grün-weiße Gartenhaus gekommen, in dem ſie jetzt ſaßen, und Ellida erwähnte, daß auch Marion in dieſen vier Wänden ihre erſten Verſe verbrochen hätte. Marion beſtritt, je welche gemacht zu haben, aber nun wollten die anderen erſt recht davon wiſſen, und Ellida rezitierte zu allgemeinem Ergötzen:

Grün und weiß iſt hier das Leben!
Grün ſoll mir die Hoffnung geben,
Und das Weiß — bald hab' ich's ſatt! —
Heißt: Du unbeſchrieb'nes Blatt!

Alle lachten über die junge Weisheit.

„Ein rechter Seufzer für ein junges Mädchen,“ meinte der alte Herr mit einem liebevollen Blick über die Brille hinweg zu Marion hinüber.

„Und das Eingeſtändnis, das junge Männer zu ſo vielen Dummheiten treibt,“ ergänzte Rolf.

„Welche Farbe hat länger vorgehalten, das Weiß oder das Grün?“ fragte plötzlich Stadion, der heute dauernd ſehr munter war.

„Mit dem Grün ſtirbt man wohl,“ verſetzte Marion mit einem verlorenen Lächeln, das ihr ſehr reizend ſtand.

„Und das Weiß?“ warf Rolf erwartungsvoll ein.

„Das Weiß hält an,“ entgegnete ſie, indem ſie ihre Augen in die des Fragers richtete, „ſolange beim Menſchen der Lebenshunger andauert. Denn jedesmal glaubt man dann, es ſei wohl noch nicht das Richtige geweſen.“

„Oder der Richtige!“ rief Stadion dazwiſchen.

„Was nennen Sie den richtigen Lebenshunger?“ fragte Marion ſichtlich ablenkend, indem ſie eine Miene gegen ihn aufſetzte.

Aber Stadion wollte es nicht verſtehen und entgegnete: „Nein — ich meine, es hält an, bis der Richtige kommt. Aber — das wird bei Ihnen wohl noch lange dauern! Denn Sie waren wohl ſchon für viele die Richtige, aber für Sie kam noch keiner.“

„Er iſt ſchon gekommen,“ verſetzte darauf Marion mit großer Ruhe, indem ſich ihr Blick in den dämmernden Garten draußen verlor, durch den die Sommerdüfte ſchwebten.

„Kinder — ihr werdet mir zu deutlich,“ unterbrach hier Ellida munter die momentane Stille, die dieſem Geſtändnis folgte. „Wir haben noch gar nicht auf Herrn Rolfs Examen getrunken!“

Und darauf erhoben nun alle die Gläſer.

Es war ſpät geworden. Der alte Herr hatte ſich ſchon zurückgezogen. Beſchienen von den nun erleuchteten Lampions unter dem ausgeſtopften Adler, ſaßen nur noch die vier jungen Leute bei der Abſchiedsbowle zuſammen. Stadion war von einer faſt ausgelaſſenen Lebhaftigkeit, und auch Rolf ſpukte das Glück ſeiner neueſten Erfahrung wie heimliches Feuer durch die Adern. Dazu die milde Nacht, der Gaisblattduft, der von Zeit zu Zeit in vollen Zügen herüberkam, und das anregende und kühle Getränk ... es wirkte alles zuſammen wie ein Rauſch von Liebe und Sommernacht.

Aber endlich wollten die Herren aufbrechen. Sie ſtanden ſchon im Eingang des Luſthäuschens und verabſchiedeten ſich von Frau Ellida, nur Marion war noch in der Tiefe auf ihrem Platze ſitzen geblieben.

„Ich weiß gar nicht recht, wie ich Ihnen danken ſoll für die Mühe, die Sie mit meinem Kinde gehabt haben,“ ſagte Ellida zu Rolf. „Ich wünſchte wirklich, ich hätte etwas, was ich Ihnen ſchenken könnte.“

Er hielt noch ihre Hand feſt. „Ich wüßte ſchon etwas!“

„Und was? Ich gäb's tauſendmal gern,“ entgegnete Ellida lebhaft.

Rolf wendete ſeine Augen ſeitlich nach dem Platze im Hintergrund. „Schenken Sie mir das liebe Weſen dort!“ ſagte er und wußte ſelbſt nicht, wo er den Mut hernahm zu ſolcher Forderung.

Auch Ellida drehte ſich jetzt nach rückwärts, und als ſie dort nur Marion erblickte, deren Augen mit einem ganz ſeltſamen Ausdruck auf ſie gerichtet waren, ſo daß ſie mit einmal ſeine Bitte begriff, packte ſie die Laune, daß ſie mit einer Handbewegung lachend erwiderte: „Da! Ich ſchenke ſie Ihnen!“

Und nun geſchah etwas ganz Unerhörtes. Ohne ſonderliche Haſt erhob ſich Marion von ihrem Sitz, ſchritt geradeswegs auf Rolf zu, und ihre Hände an ſeine Arme legend, und indem ſie mit leuchtendem Angeſicht, das im Scheine der roten Lampions wie über und über glühend ausſah, ihm in die Augen blickte, küßte ſie ihn mitten auf den Mund. Dann wandte ſie ſich zu ihrer Schweſter und ſagte anſcheinend ganz gelaſſen, aber mit einer Stimme, der man doch die innere Erregung anmerkte: „Biſt du mit deiner Schweſter zufrieden?“

Wie Rolf nach dieſer Minute auf die Straße gekommen war, wußte er kaum. Wenn nicht Stadion leibhaftig an ſeiner Seite gegangen wäre, ſo hätte er geglaubt, es ſei alles nur ein berückender Traum geweſen. Dabei war nichts weiteres mehr erfolgt, ſie hatten ſich vielmehr ganz gemeſſen von den Frauen verabſchiedet und waren gegangen. Nun aber jagten ſich in ſeinem Kopfe nur ſo die Gedanken. Auch Stadion ſprach kein Wort. Erſt als ſie in die Nähe des Café Bauer kamen, deſſen Räume trotz der ſpäten Stunde hell und einladend in die Sommernacht des dunkel-ſchattigen Königsgartens hinausleuchteten, forderte er den Freund auf, noch mit ihm einzutreten. Rolf war nicht nach Schlaf zumute, und er ging mit. Ihm war eingefallen, er mußte nun ja vor allem zu Stadion ſprechen von dem, was ſie eben erlebt hatten. Aber er ſuchte vergeblich nach einem paſſenden Anfang. Die eiſige Schweigſamkeit des Freundes, der vorher ſo ausgelaſſen geweſen war, bedrückte ihn wie ein ſchwerer Vorwurf, und immerfort mußte er an die Worte denken, die jener ihm an dem Winterabend, als er Marions Bildchen zerriſſen, mit glühenden Augen ins Geſicht und in die Seele geſprochen hatte. Jetzt war er ja ſo weit, wie jener ihm prophezeit, und obwohl er wußte, daß er den anderen nun um ſeine liebſte Lebenshoffnung gebracht, fühlte er nichts von Vorwurf oder Reue in ſeinem Inneren, ſondern nur Jubel und eitel Freude. So mächtig hatte das ſtarke Leben jetzt in ſeinem Herzen Wurzel geſchlagen.

Während er im Café achtlos ſeine Augen über die noch ziemlich vollbeſetzten Tiſche hingleiten ließ, gewahrte er plötzlich, daß an einem davon in nur mäßiger Entfernung Magda Brunnemann in einem Kreiſe von Schauſpielern ſaß. Er ſah ſofort weg — ihm konnte in dieſem Augenblick nichts unwillkommener ſein, als eine Begegnung gerade mit dieſem Geſchöpf. Aber es war vergeblich, denn nach einigen Minuten ſchon bemerkte er, wie ſie aufſtand und zu ihnen herüberkam, um ihn mit Herzlichkeit wie einen lieben alten Bekannten zu begrüßen. Er konnte nun natürlich nicht anders, als aufſpringen und ihr Rede ſtehen. Sie wäre in Berlin engagiert, erzählte ſie, und ſei nur auf Sommerbeſuch bei ihren Eltern. Die ſchöne und gut gekleidete Perſon, die im Laufe der letzten Jahre ſelbſt Rolf noch hübſcher geworden zu ſein ſchien, mochte auch des ſchweigſamen Stadions Gefallen erregen. Denn er legte es, nachdem Rolf ihn vorgeſtellt, augenſcheinlich darauf an, ſie feſtzuhalten, und erreichte auch wirklich, daß ſie ſich zu ihnen ſetzte.

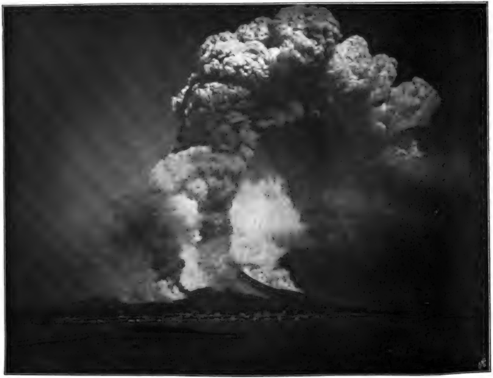
Sie plauderte dann unbefangen von ihrem Leben und erkundigte ſich nach einer Weile auch, ob Rolf inzwiſchen ſein Ziel erreicht habe und Philoſoph geworden ſei.

„Er iſt beſtens dabei,“ erwiderte Stadion ſtatt des Gefragten, „der Weltweisheit letzten Schluß zu erproben, daß das Leben bitter iſt im Kerne, und daß es alſo das einzig richtige iſt, ohne viel Fragen zu nehmen, was man bekommen kann. ‚Genießen ſollſt du, ſollſt genießen‘, ſo hat er den dummen Spruch vom Entbehren umgekehrt.“

Die Weisheit leuchte auch ihr ein, entgegnete Magda lebhaft; was hätte man ſonſt wohl vom Leben, und was könne man dafür, wenn man mit den Organen zum Genießen geboren ſei?

Während der nächſten halben Stunde konnte Rolf die beiden ſich ſelbſt überlaſſen. Denn Magda gefiel augenſcheinlich der elegante Mann ausnehmend gut, und auch Stadion ſchien zu Rolfs nicht geringer Verwunderung wirklich Feuer zu fangen. Im Augenblick war das ihm kaum unlieb — denn er empfand wenig Neigung, gerade heute ſich alter und halb vergeſſener Erlebniſſe zu erinnern. Allein er glaubte doch ſeinen Ohren kaum zu trauen, als nach einer Weile, da Magda eben mit beſonderem Nachdruck geſagt hatte, daß ſie Muſik über alles liebe — eine Neigung übrigens, von der er früher nie das Geringſte bemerkt hatte —, Stadion in ſehr höflicher Weiſe ſie einlud, auf der Stelle zu ihm zu kommen und ſich von ihm vorſpielen zu laſſen. Er ſchwärme überhaupt für ſolche Nachtkonzerte. Noch ehe Rolf etwas dagegen einwenden konnte, hatte Stadion ihm auch ſchon auseinandergeſetzt, er müſſe als Freund beider Teile mit von der Partie ſein, da ſie ſonſt aus Anſtandsrückſichten ihren ſchönen Gedanken nicht ausführen könnten; das aber werde er doch wohl ſelber ihnen nicht auferlegen wollen.

Rolf hatte das deutliche Gefühl, daß er Stadion heute nicht verlaſſen dürfe, ohne mit ihm über das geſprochen zu haben, was jenem, wie er wohl wußte, ebenſo auf der Seele lag wie ihm. So entſchloß er ſich, mitzugehen, und alſo fuhren die drei nach Stadions Wohnung.



Ausbruch des Vesuvs am 26. April 1872 dreieinhalb Uhr nachmittags.

Zu Stecher: Eine Beſteigung des Monte Somma.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Oben ſtanden alle Fenſter offen, und die Räume waren von der köſtlichſten Nachtluſt erfüllt. Während nun Stadion zunächſt ſeiner Gewohnheit gemäß wieder alle Kerzen anzündete, trat Magda im erſten Zimmer, das noch dunkel war, dicht an Rolf heran, und leiſe, ſo daß der andere nebenan es nicht hören konnte, fragte ſie — vorher hatte ſie ihn immer mit ‚Sie‘ angeredet —: „Warum willſt du denn gar nichts mehr von mir wiſſen?“

„Ich habe ſo vieles erlebt inzwiſchen,“ entgegnete er ausweichend.

„Meinſt du, ich nicht? Und doch bin ich dir gut geblieben — ich weiß nicht, weshalb. Vielleicht, weil du reiner warſt als die anderen.“

„Der Grund würde bei mir ja wohl wegfallen müſſen,“ bemerkte er ironiſch.

„Pfui! das war ſchlecht!“ ſagte ſie, indem ſie ihm mit dem Ellenbogen einen Stoß gab, und dann rief ſie laut über ihre Schulter ins Nebenzimmer hinüber, in dem es ſchon hell geworden war: „Herr Doktor, Ihr Freund iſt wohl ſehr verliebt?“

„Bis zur Grenze des Todes,“ kam von dort die Antwort.

„Gut — dann nehme ich mir alſo den anderen,“ ziſchelte ſie Rolf an; damit rauſchte ſie ins Nebenzimmer, wo ſie ſich ſofort anſchickte, Stadion bei ſeiner Arbeit behilflich zu ſein.

Die nächſte Stunde ähnelte äußerlich ſo mancher, die Rolf ſchon in dieſen Räumen erlebt hatte — aber innerlich — wie war alles ſo anders geworden! Er ſaß am Fenſter und ſah nach dem Dom hinüber, Stadion ſpielte und ſie tranken Haut-Sauternes dazwiſchen, aber keinen Blick wandte der Spieler heute nach dem Bilde an der Wand, ſondern immer deutlicher kokettierte er mit der hübſchen Perſon ihm gegenüber auf dem Sofa, die, ihres Reizes wohl bewußt, durch jede neue Stellung und jede Bewegung den bis vor einer Stunde ihr noch völlig Unbekannten immer ſtärker an ſich zu ziehen verſtand. Rolf wäre am liebſten aufgeſprungen, um mit einem Schleier das Bild an der Wand zu verhüllen, auf daß es ſolche Treuloſigkeit nicht mit anzuſehen brauche. Er mußte daran denken, wie Marion eines Tages von Stadion zu ihm geſagt: die Muſik habe ihm den Willen geſchwächt, überhaupt ſeien die Muſiker leicht willensſchwache Menſchen. Er hatte das damals noch nicht glauben wollen.

Schließlich ertrug er wirklich das doppelte Spiel nicht länger. Er erhob ſich und forderte ziemlich kurz Magda auf, jetzt gleichfalls nach Hauſe zu gehen; er ſei bereit, ſie zu begleiten. Dafür erntete er aber von beiden Seiten nur ein ſchallendes Gelächter. Da ihn im ſelben Augenblick wieder aus den geliebten Mignonaugen ein Blick von dem Bilde an der Wand traf, ärgerte er ſich an dem Benehmen der beiden ſo, daß er kurz abbrach und ohne Abſchied das Zimmer verließ. Vom Schreibtiſch nebenan nahm er aus der ihm wohlbekannten Bronzeſchale den Hausſchlüſſel — er hoffte währenddeſſen, Stadion werde ihm nachkommen, deswegen zögerte er noch etwas — aber es kam niemand, ſie lachten nur beide fortgeſetzt im Nebenzimmer. Da kehrte er kurz um und ging.

Mit wehmütigem Gefühl blickte er unten vom Domplatz nach den erhellten Fenſtern zurück, und wieder mußte er ſchmerzlich der menſchlichen Torheit gedenken, da ihm einfiel, wie er einſt ſich aufrichtig gewünſcht, mit dem oben zu tauſchen. Und heute … heute hätte er die ganze Welt nicht gegeben um das eine Gefühl, das jetzt ſeine Seele erfüllte. —

Rolf ſchlief länger als ſonſt am folgenden Morgen und erwachte erſt, als ihn mit ungeduldigem Klopfen ſeine Hauswirtin an der Tür belehrte, daß nach ihm geſchickt worden ſei, er ſolle raſch zu Herrn Stadion kommen, es ſei ein Unglück geſchehen. Noch in halber Schlafumfangenheit kam ihm, er wußte ſelbſt nicht woher, der Gedanke, Stadion könnte ſich ſelbſt etwas angetan haben, und er machte ſich Vorwürfe, daß er nicht doch geſtern ausgehalten und mit ihm noch geſprochen habe.

So raſch er konnte kleidete er ſich aber an und fuhr nach dem Domplatz. Die Fenſter, die in der Nacht ſo deutlich zu ihm geſprochen, verrieten heute in der hellen Morgenſonne nichts, was ſich dahinter verbergen könnte. Er ſtürmte hinauf und fand die Entreetür oben nur angelehnt. Als er aber den Muſikſalon aufriß, blieb er entſetzt ſtehen.

Zu ſeinen Füßen, auf dem Teppich vor dem Flügel, lag der lange Stadion mit totenbleichem Geſicht. Die Arme waren weit nach den Seiten ausgeſtreckt. Zur Rechten lag ein Handſpiegelchen, zur Linken, neben der Bruſt, der Revolver. Auf der rechten Schläfe ſtand Blut und unter dem Hinterkopf eine kleine dunkle Lache, die ſich in dem bunten Muſter des orientaliſchen Teppichs verlor.

Rolf kniete nieder und befühlte den Liegenden ... aber er merkte bald, daß hier nichts mehr zu hoffen war. Er konnte dem Freunde nur die halb gebrochenen Augen zudrücken, deren unendlich ſchweren Ausdruck er kaum zu ertragen vermochte. Der leiſe verzerrte Zug um den Mund bekam jetzt, wo die Augen wie ſchlafend wirkten, etwas von dem wehmütigen Lächeln, das dem Lebenden wohl angeſtanden haben mochte, wenn er vor dem Schluß einer menſchlichen Tragikomödie geſtanden hätte. Ein halbes Leben einem hohen Gefühle gewidmet — in einer Stunde aus der Bahn geworfen — und in einer Sekunde in nichts zerronnen — das war nun das Ende!

Rolf blickte umher. In der Stube war alles beim alten. Nichts geändert, nur über Marions Bild war das Glas durch einen ſchweren Schlag in der Mitte nach allen Seiten zertrümmert, ſo daß man die Züge des Bildes nicht mehr erkennen konnte. Rolf blickte auf den ſtill gewordenen Täter zurück: Armer muſikaliſcher Freund, ſagte er bei ſich, klang dir dein eigener Ton nicht mehr rein genug, um das Leben unter dieſen Augen ertragen zu können?

Rolf erhob ſich, denn die Haushälterin kam zurück mit dem Arzt, den ſie endlich gefunden hatte. Er ſuchte auf dem Schreibtiſch, in dem Zimmer umher und in den Taſchen des Toten, ob er vielleicht eine Zeile hinterlaſſen — nichts: weder an ihn, noch an Marion, noch an ſonſt jemand. Er hatte ſich ſtumm hinausgeſtohlen aus einer Welt, in der er ſich überflüſſig empfand.

Marion ließ ſich nicht ſprechen an dieſem Tage: Rolf mußte ihr die Todesnachricht durch ihren Vater übermitteln laſſen. Er ſelbſt jedoch ſchrieb ihr am Nachmittage einen Brief, in dem ſeine ganze Seele noch zitterte unter dem Eindruck des eben Erlebten. Wie jener gemeinſame Freund nicht mehr länger habe leben wollen, ſchrieb er, weil ihm die Erfüllung des einen Wunſches, auf den ſeine ganze Seele geſtimmt geweſen, unmöglich geworden, ſo könne auch er es nicht über ſich gewinnen, länger den eigenen Ton zu verleugnen. Der aber heiße ihn nichts anderes, als ſein Leben mit dem ihrigen zu verketten. Sie wiſſe, wie lange er dagegen gekämpft habe. Aber er ſei nicht ſtark genug mehr und wolle es nicht ſein, dem Drange ſeines Herzens ſich zu widerſetzen.

Marion erwiderte darauf nur kurz:

Lieber Rolf!

Haben Sie Dank für Ihre herzlichen Worte, aber erſchrecken Sie nicht, wenn ich „nein“ darauf ſage, und verſuchen Sie, mich zu verſtehen. Denken Sie, wie mir zumute iſt, wenn ich mir vorſtellen muß, daß ich Sie um deswegen von den Banden befreit hätte, die Sie ſo lange drückten, weil ich das Meinige ſuchte! Sie ſagen im Augenblick „nein“ — aber Sie ſind den Dingen zu nahe, vielleicht werden Sie ſpäter anders denken und in mir nur die Helferin ſehen, die ich Ihnen immer gern habe ſein wollen! Und dann das zweite, das wichtigere: es iſt ſo ſchmerzlich, wenn ein Glück über Leichen gehen muß. Wäre es dem unſeren nicht beſchieden? Es gehört ein unbändiger Lebensmut dazu, um das zu können. Ich habe ihn noch nicht! Bedenken Sie, wieviel Menſchen um dieſer Liebe willen haben geopfert werden müſſen — und Sie werden es begreifen.

Ich reiſe morgen mit meinem Vater fort; wir wollen den Winter in Italien verleben. Hoffentlich können wir im nächſten Frühjahr uns ruhiger und gefeſtigter entgegentreten als heute. Wir wollen uns nicht mehr ſehen, bitte nicht! Inzwiſchen aber, wenn Sie das beruhigen kann, will ich Ihnen eins verſprechen: es ſoll keiner größere Rechte an mir erwerben, als Sie ſchon beſitzen.

Leben Sie wohl und bringen Sie unſerm toten Freunde auch von mir die letzten Grüße!

Zum erſtenmal „Ihre“ Marion.

Nach drei Tagen fand Stadions Begräbnis ſtatt, und als dieſes vorüber war, hielt nun auch Rolf nichts mehr zurück, den lang erſehnten Weg zu ſeiner Mutter Tür zu tun. So reiſte er nach Memel.

Er traf die Mutter in derſelben Wohnung wie bei ſeinem letzten Beſuche. Die alte Frau war noch kleiner und dürrer geworden, die eingefallenen Augen hatten etwas Müdes bekommen, das ſich nach Ruhe ſehnte. Sie begrüßte ihn anfänglich mit gemeſſener Herzlichkeit, als wäre er geſtern von ihr fortgegangen, und verſtand augenſcheinlich ſeine zärtlichen Umarmungen nicht recht. Ihre erſte Frage war denn auch, ob er nichts zu eſſen haben wolle. Es beunruhigte ſie beinahe, daß er es ablehnte. Wie er dann von ſeinem Examen berichtete, und daß er nun wirklich das Ziel erreicht habe, nach dem er ſich von Kindesbeinen an ſo geſehnt, ſchien ſie dafür kein rechtes Verſtändnis zu haben, denn ſie erwiderte, ſie habe immer geſagt, daß bei dem Studieren nichts Rechtes herauskommen würde. Erſt die Erinnerung an den toten Vater und den verſchollenen Guſtav rief das Gefühl in ihr wach, daß der da vor ihr ihr einziger Sohn ſei. Sie faßte mit ihren beiden knochigen Händen ſeine Rechte, und ſie lange Zeit im Schoße haltend, ſagte ſie, während ſie ihm traurig mit ihrem hart gewordenen Blick in die Augen ſah: „Ja, ja — lieber Sohn — ich werde nun auch wohl bald ſchlafen gehen. Du biſt dann der einzige von uns allen; denn die Chriſtiania iſt ja auch weg, in Tilſit, und hat einen anderen Mann genommen im vorigen Jahr. Aber es iſt doch hübſch, daß meine Augen dich noch einmal geſehen haben vor der langen Reiſe!“

Er konnte nichts entgegnen, als er in dieſes von den Sorgen des Lebens verhärmte Geſicht ſah und die abgearbeiteten Hände betrachtete und ſich ſagen mußte, daß er, um dieſen Augenblick zu erleben, Jahre daran gegeben hatte! War es denn am Ende doch richtig, daß jeder nur für ſich ſelber lebte?

Sie hatten nach Tante Malchen geſchickt, die ganz in der Nähe wohnte. In einer halben Stunde kam denn das alte Dämchen auch wirklich an; ihr Geſicht war ſchrumplig geworden wie eine Backpflaume, aber ihre Augen blickten noch ebenſo gutmütig wie einſt. Sie nahm das mit dem Examen ernſter und wichtiger als die Mutter, ja ſie ſchien ſich darauf ſchon lange Jahre gefreut zu haben. Denn als ſie es erfuhr, ſetzte ſie ſich in Poſitur und ſagte: „Na, wenn du alſo dein Examen gemacht haſt, dann wirſt du ja wohl jetzt klug genug ſein, um mir eine Frage zu beantworten, die ich immer für dich auf dem Herzen hatte. Du weißt doch, ich bin in dem Altfräuleinſtift eingekauft, und meine Sachen bekommt alle einmal das Stift. Das muß ja nun wohl ſo ſein. Aber es müßte doch auch Mittel und Wege geben, wie man es einrichten kann, ob bei Gericht oder bei der Polizei oder wie oder was, daß auch wirklich gleich alles verſiegelt wird, wenn ich tot bin. Denn hab' ich das nicht ſicher und ſchwarz auf weiß unterm Kopfkiſſen, ich glaube, ich könnt' nicht ruhig ſterben; weil dann nämlich gleich auf der Stelle die Reutern käme, du weißt wohl noch, meine Nachbarin, die neugierige Perſon, und ich hab' ſie immer im Verdacht, daß ſie eine falſche Katze iſt und bringt mir womöglich einen von den ſilbernen Leuchtern beiſeite oder gar beide! Das könnt' ich im Tode noch nicht ertragen, glaub' ich, und ich kann deswegen ſchon faſt keine Nacht mehr ſchlafen.“

Als Rolf eine Stunde ſpäter die beiden alten Frauchen verließ, um noch einen Abendgang nach dem Hafen zu machen, war ihm recht wunderlich und faſt traurig zu Sinne. Als er aber hinausgekommen war und den Sandkrug drüben jenſeits des Haffes wiederſah mit ſeinen ruhigen, dunklen Baummaſſen und den ganzen melancholiſchen Strich der Nehrung, hinter dem die Sonne verſank, und vor ihm der Leuchtturm plötzlich aufleuchtete und alle alten Kindererinnerungen wieder emportauchten, die lange vergeſſenen lieben Geſchichten, da ſummte ihm ein Verschen immerfort in den Ohren, ein alter Spruch, den er irgendwo einmal geleſen:

Ich leb' und weiß nit wie lang,
Ich ſterb' und weiß nit wann,
Ich fahr' und weiß nit wohin —
Mich wundert, daß ich ſo fröhlich bin.

Und Rolf warf den Kopf in die Höhe und ſah in das blaue Himmelszelt hinein, das ſich ſo endlos ewig über ihm wölbte und ſagte ganz laut vor ſich hin: „Und doch bin ich's! doch!“

Der Aufbruch

An Detlev von Liliencron

Von

Carl Bulcke

Ein hundertjähriger Park, grün und verſonnen,
Ein weißes Landhaus, von Efeu umſponnen,
Einſam und ſtolz. Auf dem Grasplatz davor
Strebt ein Fahnenmaſt zwiſchen Bosketts empor,
Und die Fahne fliegt hellblau-weiß-rot im Wind.
Ein Sonntag im Herbſt. Daß wir in Holſtein ſind,
Des freu dich, mein Herz.

Auf der Freitreppe oben im Jagdanzug
Großgewachſene Menſchen, heiter und klug.
Däniſcher Akzent, adlig und frei.
Meine Bürgerlichkeit iſt auch dabei.
Erlaucht Frau Gräfin mit ihrer Suite
Steht obenan. Dann Tante Ite.
Graf Botho, Graf Chriſtian, Graf Reventlow
— In Klammer: Amtsrichter in Itzehoe —,
Zwei Knaben, drei Mädchen, Baron Baçerne,
Und der Dichter Freiherr von Lilienſtern.
Holſteiniſcher Adel, holſteiniſche Naſen ...

Die Gräfin tritt, vorgebückt, vorn auf den Raſen:
„Einen Augenblick ... Ein wenig zur Seite, Graf Botho“ ...
Erlaucht Frau Gräfin knipſt raſch ein Photo.

In den gelben Linden der Herbſttag loht.
Die Fahne flattert hellblau-weiß-rot.
Wir ſind in Holſtein, mein Herz: ſieh an.
Nun rattert das Automobil heran.

Bewegung: Aus der Glastüre tritt
Auf die Treppe hinaus mit leichtem Schritt.
Fröhliches Bild in fröhlichem Rahmen.
Eine Schar junger Damen:

Zwei Komteſſen, eine baſtblonde Baroneß,
Dann, ſiebzehnjährig, ſchlank, ſchön, die Prinzeß.
Vier junge Damen, bis an den Hals
Vermummt in Mäntel, Capes und Schals,
Seidene Tücher um die Hüte
Und ſchwarze Brillen, du meine Güte,
Abſchied winkend, reiſefertig —
Ratternd ſteht unten der Wagen gewärtig.

Sie raffen der Mäntel langwollige Schleppe,
Steigen lachend nieder die Treppe,
Sind kaum zu erkennen in Schals und Dress:
Ganz zuletzt die junge Prinzeß.
Und während die andern in Plaids und Decken
Sich raſch bis an die Naſen verſtecken,
Während Lakaien das Leder knöpfen,
Die Damen einmal noch Atem ſchöpfen,
Schaut die junge Prinzeß ſo ſtumm
Sich mit hilfloſen Augen um,
Dreht ſich ab, ſpringt raſch in den Wagen,
Hat ſchnell ein Plaid um die Knie geſchlagen,
Und die braun-braunen Augen verraten's beinah:
„Ach, hätt' ich doch bloß meinen Handſpiegel da,
Der Schleier ſitzt ſchief, wie ſeh'n wir nur aus,
Schnell, ſchnell nur von dannen, ach, wär' ich zu Haus,
Wie ſeh' ich nur aus, nur fort, fort ins Weite,
Ich glaube, mein Hut rutſcht ganz auf die Seite ...“

Ein Augenblick nur. Dann ſchrillt ein Ton.
Im Sturm ſauſt das Automobil davon.

... Ein weißes Landhaus, von Efeu umſponnen,
Dahinter ein Park, grün und verſonnen,
Auf der Freitreppe plaudernde Damen und Herr'n,
Der Dichter Freiherr von Lilienſtern,
Hellblau-weiß-rot, vom Winde erfaßt,
Flabbt die Fahne am Fahnenmaſt,
Eines Herbſttags wehmütiger Abſchiedsſchmerz ...
Freu dich, noch ſind wir in Holſtein, mein Herz.

Morgenſtimmung am 27. März, acht Tage vor Beginn des Ausbruchs.

Eine Besteigung des Monte Somma
während des letzten Vesuvausbruchs

Von

Otto Steche

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Am 4. April 1906, nachmittags zwiſchen fünf und ſechs Uhr, als ich friedlich in meinem Arbeitszimmer in der zoologiſchen Station zu Neapel über dem Mikroſkop ſaß, kamen verſchiedene der dort arbeitenden Herren einigermaßen aufgeregt zu mir mit der Frage, ob ich mir ſchon den Veſuv angeſehen hätte, der in erneuter ſtarker Tätigkeit ſei. Auf dem flachen Dache des Aquariumgebäudes fanden wir ſchon eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt, mit photographiſchen Apparaten und Ferngläſern bewaffnet. Vor uns lag im Abendſchein der Veſuv mit ſeinen beiden Gipfeln; aus dem rechten, höheren der beiden, dem jetzt tätigen Krater, ſtieg eine dichte dunkle Rauchwolke ſenkrecht in die klare Abendluft empor, etwa bis zur doppelten Höhe des Berges. Oben breitete ſie ſich ſchirmartig aus — das typiſche Bild der Pinie, wie es ſchon der alte Plinius bei dem berühmten Ausbruche 79 n. Chr. geſehen und durch dieſen treffenden Vergleich feſtgehalten hat. Von dem ſchwachen Winde landeinwärts getrieben, ſenkten ſich die Rauchwolken in leichten Schleiern über die Abhänge des Berges herab. Wir ſtanden lange oben und bewunderten das prächtige Schauſpiel, ohne eine Ahnung davon, daß es die Ouvertüre war zu dem größten Ausbruch des Veſuvs, den Neapel ſeit langen Jahren geſehen hat.

Am nächſten Morgen, als ich erwachte, lag über Stadt und Meer ein eigenartig trübes graues Dämmerlicht; der Golf war faſt unbewegt, das Waſſer wie gelähmt, bleifarben, auf der Terraſſe vor meinem Fenſter und auf der Straße lag eine dünne Schicht feinen, ſchwarzen Staubes — ein richtiger Aſchenregen. Bald hörten wir auch aus den Zeitungen, daß an den Südhängen des Veſuvs ſich neue Krater gebildet hätten, aus denen mehrere Lavaſtröme durch die Weinberge herabkämen, die Ortſchaften am Fuße des Berges bedrohend. Die nächſten Tage war an Arbeit nicht viel zu denken. Wir waren alle draußen in Boscotrecaſe und Torre Annunziata, um die fließende Lava aus der Nähe zu ſehen. Erſt lag ſie nur hoch oben in den Weinbergen, man konnte ſogar noch bis an ihre Urſprungsſtelle gelangen und den glühenden Strom, noch unbedeckt von der ſchwarzen Schlackenkruſte, ſich langſam den Abhang hinab ergießen ſehen. Mit der Steigerung der Tätigkeit des Berges drangen immer gewaltigere Maſſen hervor, und bald wurden die Häuſer von Boscotrecaſe ſelbſt von den vernichtenden Fluten fortgeriſſen. In der Nacht vom 7. zum 8. April erreichte der Ausbruch ſeinen Höhepunkt. Selbſt draußen am Poſilipp hörte man die Kanonenſchläge der großen Exploſionen, die den Gipfel des Berges in die Luft ſprengten.

Lavaſtröme bei Torre Annunziata am 8. April nachmittags.

Eine vulkaniſche Eruption pflegt eine Reihe von Phaſen zu zeigen, die mehr oder weniger ſcharf voneinander getrennt ſind; ſie traten auch hier deutlich hervor. Der Prozeß beginnt damit, daß infolge einer Druckerhöhung im Inneren des Berges ſich ſeitliche Spalten bilden, aus denen die glühende Lava ausfließt. Während dieſer Periode iſt der Krater noch relativ ruhig und ſtößt nur Dampfwolken in verſtärktem Maße aus. Wenn durch den Ausfluß größerer Lavamaſſen im Inneren des Berges Hohlräume entſtehen, ſo ſtürzt endlich, befördert durch die Erſchütterungen beim Aufreißen der Spalten, das lockere Material des Kegels in ſich zuſammen. Nun erfolgen die großen Exploſionen, durch die ſich der Berg dieſer Maſſen, die gleichſam das Ventil ſeines Kraters verſtopft haben, entledigt. Das Geſtein wird teils zu Brocken von verſchiedener Größe zerriſſen, teils fein zerſtäubt und zuſammen mit friſchem, aus der Tiefe ſtammendem Material hoch in die Luft emporgeſchleudert. Dabei können die feineren Beſtandteile oft eine ſehr bedeutende Höhe erreichen. Allgemein bekannt iſt dies ja von dem Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883, bei deſſen Exploſion die Aſchenteile etwa 30000 Meter emporgeſchleudert wurden. Infolgedeſſen dauerte es ſehr lange, bis ſie aus dieſen Luftſchichten wieder zu Boden ſanken, ſie wurden inzwiſchen von den Winden um die ganze Erde geführt und bedingten die eigenartigen Dämmerungserſcheinungen, hervorgerufen durch Brechung der Sonnenſtrahlen, die ſeinerzeit ſo großes Aufſehen erregt haben. Ähnliches, nur in geringerem

Maßſtabe, wiederholte ſich bei dem Ausbruche des Mont Pelée auf Martinique. Am Veſuv war die erreichte Höhe nicht ſo beträchtlich, immerhin betrug ſie etwa das Zehnfache der Höhe des Berges, alſo etwa 10000 bis 11000 Meter. Bei dem letzten bedeutenden Ausbruche im Jahre 1872 muß es ganz ähnlich geweſen ſein, wie Photographien zeigen, von denen eine hier reproduziert iſt. Dieſe großen Exploſionen bedingen nun die gewaltigen Aſchen- und Steinregen, welche die größten Gefahren bei einer Eruption bilden. Mit ihrem Auftreten hört der Lavaausfluß faſt vollkommen auf. Geſellen ſich zu ihnen noch ſtarke Niederſchläge, was häufig vorkommt, ſo entſtehen die gefürchteten Schlammregen, die z. B. bei der Zerſtörung von Pompeji eine große Rolle geſpielt haben.

Die Maſſe des ausgeworfenen Materials iſt ganz ungeheuer, leider läßt ſie ſich nie exakt beſtimmen, da man weder aus dem verſchwundenen Geſteinsmaterial des Berges Schlüſſe ziehen kann, denn es kommt ja noch eine unberechenbare Menge aus der Tiefe des Kraters dazu, und anderſeits die Aſche ſo weit verſtreut wird, daß ſelbſt ihre Schätzung unausführbar iſt. Die Tätigkeit des Kraters hält nun längere oder kürzere Zeit an, oft von kleinen Pauſen unterbrochen, und allmählich kehren die Verhältniſſe zur Norm zurück, bis innere Urſachen, über die wir noch keineswegs im klaren ſind, eine neue Eruption bedingen.

Für die Einwohner der umgebenden Gegenden liegen die Gefahren verhältnismäßig wenig in den Lavaſtrömen, die meiſt ſo langſam fließen, daß man Leben und beweglichen Beſitz vor ihnen retten kann. Viel gefährlicher ſind die Aſchen- und Steinregen, die durch ihr Gewicht auch feſte Gebäude zum Einſturz bringen können. Sie haben bei der diesjährigen Veſuveruption die größten Verluſte, auch an Menſchenleben, im Gefolge gehabt. Das Verhängnisvollſte ſind aber die Wolken aus glühenden oder giftigen Gaſen, die in den betroffenen Gegenden momentan vernichtend wirken. Ihre furchtbare Kraft iſt auf Martinique letzthin beſonders hervorgetreten. Ein ſtarker Aſchen- und Steinregen wird natürlich die Vegetation zuerſt ſehr ſchädigen. Enthält er aber nicht viel giftig wirkende Säuren, ſo liefert er bald infolge der Zerſetzung durch Luft und Waſſer einen ſehr fruchtbaren Boden. Lavaſtröme zerſtören alles und machen ihr Strombett zur völligen Wüſte, durch jahrhundertelange Wirkung der Atmoſphärilien werden aber auch ſie endlich aufgeſchloſſen

Lavaſtrom in der Hauptſtraße von Boscotrecaſe.

Digitized by Google

und bieten dann beſonders fruchtbaren Kulturboden.

Die verſchiedenen hier ſkizzierten Phaſen ließen ſich bei der Veſuveruption ſehr deutlich verfolgen.

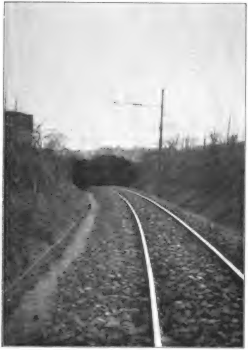
Am Abend des 4. April begann auf der Südſeite des Berges der Lavaausfluß. Er rief zuerſt den Einſturz des kleinen ſekundären Kegels im Inneren des eigentlichen Kraters hervor, daher der leichte Aſchenregen vom 5. April. Die Lava ſtrömte nun in Abſätzen, aber im allgemeinen mit ſteigender Mächtigkeit bis in die Nacht vom 7. zum 8. April. Dann erfolgte der große Einbruch, worauf der Lavaausfluß völlig verſiegte. Nun kam die Periode der großen Aſchenregen, vom 8. bis etwa zum 16. April. Im Laufe der nächſten Zeit nahm die Tätigkeit ab, unterbrochen von erneuter ſtärkerer Rauchentwicklung; bis zum Juni war noch keine völlige Ruhe zurückgekehrt.

Blick von Boscotrecaſe auf die Lavaſtröme und den Krater am 7. April nachmittags.

Von Neapel aus war der Veſuv während der kritiſchen Tage durch die Rauchwolke verhüllt. Am 8. und 9. April liefen in der Stadt die wildeſten Gerüchte über den Umfang der Zerſtörung um; am 9. April wurde der Berg für einige Zeit durch die Aſchenwolke ſichtbar, und es wurde behauptet, daß der Gipfel mindeſtens zweihundertundfünfzig Meter niedriger geworden ſei. Um dieſe Frage, wenn möglich, zu entſcheiden, plante ich am 9. April mit meinem Freunde und Kollegen Marchand eine Beſteigung des Monte Somma, des Nebengipfels des Veſuvs. Von dort aus mußte man bei klarer Luft den Krater genau überſehen und feſtſtellen können, wieviel davon noch übriggeblieben war. Außerdem hofften wir, bei dieſer Gelegenheit uns ein Bild machen zu können von dem Umfange des Aſchen- und Steinregens, der ſich über den Gipfel des Somma hinweg auf Ottaiano und San Giuſeppe ergoſſen hatte. Die Zeitungen, die ſich an Senſationsnachrichten überboten und nach Kräften aus dieſem Naturereignis Kapital ſchlugen, ſprachen von einer zwei bis drei Meter hohen Aſchenſchicht, ſo daß wir einigermaßen zweifelhaft waren, ob wir unſer Vorhaben würden ausführen können.

Im Laufe des 9. April hörte der Aſchenregen, der Neapel mit einer drei bis vier Zentimeter tiefen braunen Staubſchicht bedeckt hatte, endlich auf. Die reinlichen, gut gepflaſterten Straßen am Strande hatten ſich in ſtaubige Chauſſeen verwandelt, und die Bäume des ſchönen Stadtparks mit ihrer Aſchendecke glichen einer Schneelandſchaft, nur ohne deren helle, reine Farben. Am Morgen des 10. April wehte ein ziemlich kräftiger Nordoſtwind, der den Aufenthalt in den Straßen durch die Staubmaſſen, die

Digitized by Google



Die Lava überſchreitet den Bahndamm der Circumveſuviana bei Boscotrecaſe.

er aufwirbelte, unerträglich machte, uns aber ſehr willkommen war, denn er trieb die Rauchwolke des Kraters gerade in der von der Somma abgewandten Richtung, ſo daß wir hoffen durften, einen klaren Überblick zu bekommen.

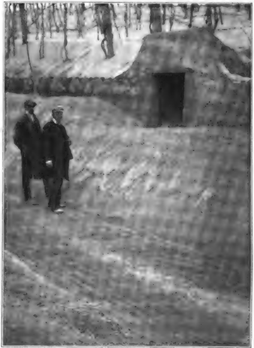
Von Neapel aus geſehen, erſcheint heutzutage der Veſuv als ein zweigipfeliger Berg; die linke, nördliche Spitze führt den Namen Monte Somma, die rechte iſt der jetzt noch tätige Aſchenkegel des Veſuvs. Dieſe Form iſt aber ſicher eine verhältnismäßig neue Erwerbung, urſprünglich ſtellte der Berg jedenfalls einen allſeitig gleichmäßig anſteigenden Vulkankegel dar. Während einer langen Unterbrechung ſeiner Tätigkeit wurde der Gipfel dieſes Vulkans durch die Verwitterung abgetragen, der Trichter des Kraters füllte ſich mit dem Schutte an, und ſo entſtand eine kreisförmige Ebene, umgeben von einem etwa zwei- bis dreihundert Meter hohen Ringwall, den Reſten der alten Kraterwände. Dann nahm der Berg ſeine Tätigkeit wieder auf, und bei einer neuen Eruption warf er innerhalb des alten Kraterbodens, aber nicht in deſſen Mittelpunkt, ſondern nach Süden verſchoben, einen neuen Kegel auf, der die Reſte des alten teilweiſe überdeckte und bald an Höhe überragte. So entſtand die jetzige Form des Berges. Der neue Aſchenkegel iſt der jetzt noch tätige Veſuv, der Halbkreis des urſprünglichen Kraterrandes der Monte Somma, der Reſt des alten Kraterbodens das Atrio del Cavallo. Dieſer Name ſtammt daher, daß früher bei Veſuvbeſteigungen bis dorthin, das heißt bis an den Fuß des Aſchenkegels, Reittiere benutzt wurden.

Am bequemſten erreicht man die Punta Naſone, die höchſte Spitze des Sommaringes, von dem Orte Somma aus, der in genau nördlicher Richtung, vom Veſuv aus gerechnet, am Abhang des Monte Somma liegt. Dieſe Gegend lag aber ſchon im Hauptbereich des großen Aſchenregens, und wir beſchloſſen daher, lieber von Santa Anaſtaſia aus, das Neapel näher liegt, den Aufſtieg zu verſuchen. Unſere Hoffnung, mit der Bahn bis dorthin zu gelangen, ſchlug fehl, denn die Züge waren zum Transport von Lebensmitteln für die zerſtörten Dörfer und zur Beförderung der Verwundeten vom Militär requiriert. So blieb uns nichts anderes übrig, als möglichſt weit mit der Straßenbahn hinauszufahren und zu verſuchen, zu Wagen oder zu Fuß bis Santa Anaſtaſia zu kommen. In San Giovanni, einer Vorſtadt von Neapel, fanden wir auch glücklich einen Wagen — es war mittlerweile ein Uhr mittags geworden —, der uns in fünfviertel Stunden an das Ziel unſerer Wünſche brachte. Es war keine ſehr angenehme Fahrt auf der hoch mit Aſche bedeckten Landſtraße; fortwährend begegneten uns ſchwerbeladene Wagen, auf denen Einwohner der vom Aſchenregen betroffenen Ortſchaften ſich ſelbſt und ihre Habe nach Neapel in Sicherheit brachten. Sie wirbelten einen Staub auf, von dem ſelbſt unſere Landſtraßen im ſchlimmſten regenloſen Hochſommer nur eine ſchwache Vorſtellung zu geben vermögen. Dazu ſuchte unſer Kutſcher uns nach Möglichkeit übers Ohr zu hauen, indem er uns in verſchiedenen Ortſchaften unterwegs weismachen wollte, daß wir am Ziele wären. Aber erſt auf dem Marktplatz von Santa Anaſtaſia verließen wir ſein Gefährt, begleitet von den nicht gerade leiſe gemurmelten Segenswünſchen des Biedermannes, der ſich durch ſeine Gaunerei auch noch um das ihm zugedachte Trinkgeld gebracht hatte.

In Santa Anaſtaſia trafen wir ein größeres Aufgebot von Karabinieri, die unter der aufgeregten Einwohnerſchaft Ordnung halten und die gefährdeten Gegenden abſperren ſollten. Natürlich hätten ſie uns auch nicht durchgelaſſen, wenn ſie von unſeren Abſichten gewußt hätten; wir erkundigten uns deshalb möglichſt unauffällig nach dem Wege und kamen als harmloſe Spaziergänger auch ganz gut aus dem Orte heraus.

Vor uns lag der gezackte Kamm des Monte Somma, in ſeiner Mitte die Punta Naſone, die höchſte Spitze, die uns als bequeme Richtungsmarke diente. Dahinter quoll in dichten wirbelnden Maſſen die breite Rauchſäule des Veſuvs empor, der Krater ſelbſt wurde von dem Somma verdeckt. Unſer Weg führte uns langſam bergan, durch tief eingeriſſene Erosionsſchluchten mit ſteil abfallenden Wänden, vorbei an den Olivenwäldern und Weinpflanzungen der fruchtbaren Sommahänge. Es war eine vollkommene Schneelandſchaft, denn die Aſche hatte ſich mit gelblichweißen Inkruſtaten bedeckt, vornehmlich dort, wo die Bodenfeuchtigkeit durchgedrungen war und wo ſich Pflanzenwuchs fand. In den Schluchten trafen wir zu unſerer großen Überraſchung eine ziemliche Menge von Inſekten, hauptſächlich Käfer aller Art, Schmetterlingsraupen, Aſſeln, Heuſchrecken und ähnliches Getier. Jedenfalls hatten die Tiere in der loſen Aſche beim Kriechen keinen Halt gefunden, waren ausgeglitten und über die Ränder der Hohlwege in dieſe großen Fanggruben hinabgeſtürzt.

Meiſt durch Schluchten von wechſelnder Tiefe und Breite, ſeltener über freie Höhen, von wo man einen weiten Überblick über


Vom Stein- und Aſchenregen verſchüttete Straße zwiſchen Somma und Ottajano.

Digitized by Google

die Campagna hatte, führte unſer Weg aufwärts, zunächſt gerade auf die Punta Naſone zu, dann etwas nach links ausbiegend, um einen von dem Orte Somma heraufziehenden Grat zu erreichen. Die Aſche, die am Fuße des Berges, in Santa Anaſtaſia, etwa fünf Zentimeter hoch gelegen hatte, nahm an Menge zu, je weiter wir kamen. Einmal näherten wir uns ja immer mehr dem Krater, und dann führte uns das Ausbiegen nach links gegen das Zentrum des großen Aſchenregens vom 8. und 9. April hin. Zugleich nahm die Korngröße der Aſche immer mehr zu, und allmählich ſtellten ſich auch Lapilli, d. h. erbſen- bis bohnengroße Steinchen, ein.

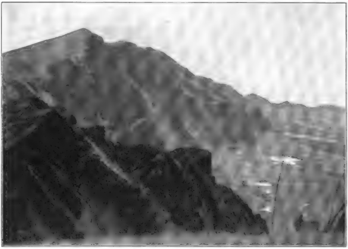
Der Ausdruck Aſche iſt eigentlich vollkommen unzutreffend, eher ſollte man von Sand ſprechen, am richtigſten wäre Glasſtaub, denn dieſe ſogenannte Aſche beſteht in Wahrheit aus geſchmolzenem Geſteinsmaterial, das glasartig erſtarrt und dabei während des Herausſchleuderns zu feinen Splitterchen zerſtäubt iſt. Die Struktur dieſer Aſche wechſelte während des Ausbruchs; bei den erſten Aſchenregen in Neapel glich ſie einem feinen ſchwarzen körnigen Sande, dann wurde ſie immer feiner und nahm eine braune Farbe an, und gegen Ende der Eruption erſchien ſie als feinſtes weißgraues Pulver.

Monte Somma und Rauchwolke des Veſuvs von Santa Anaſtaſia am 10. April nachmittags drei Uhr.

In den Hohlwegen, durch die wir emporſtiegen, hatte ſie ſich natürlich in größeren Mengen angehäuft und fing allmählich an, uns beim Steigen unbequem zu werden. Wir wateten darin wie im tiefen Dünenſande oder wie im Neuſchnee des Hochgebirges. Unſere Bekannten in Neapel hatten uns geſagt, daß wir für den Aufſtieg von Santa Anaſtaſia aus etwa vier bis fünf Stunden brauchen würden; wir waren daher ſehr angenehm überraſcht, als ein Eingeborener, den wir nach anderthalbſtündigem Steigen trafen, uns ſagte, daß es bis zum Gipfel nur noch etwa eine Stunde ſei.

Das war uns um ſo erwünſchter, als der Wind ſich zu drehen ſchien. Bisher kam er von Norden und trieb die Aſchenwolke gerade von uns weg über das Meer nach Capri hin, jetzt ſchien er mehr nach Oſten zu drehen und bedrohte dadurch unſere Rückzugslinie. Wir beeilten uns deshalb ziemlich, vorwärts zu kommen, und ſtiegen auf dem direkteſten Wege durch eine Rinne gegen den Grat weſtlich vom Hauptgipfel empor.

Die Aſche nahm immer mehr an Höhe zu und erreichte oben ſicher eine Dicke von einem halben Meter. Angenehmerweiſe war ſie ziemlich feſt, ſo daß man nicht allzuſehr einſank und außer an den ſteilſten Stellen nur wenig zurückrutſchte. Nur die oberſten zehn



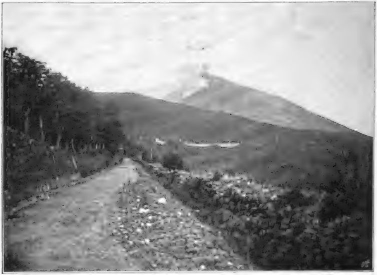
Kamm des Monte Somma und Atrio del Cavallo, links die Punta Naſone.

Zentimeter beſtanden aus feinem Staube, darunter lagen Lapilli von wechſelndem Durchmeſſer, im Durchſchnitt gut bohnengroß, doch auch walnußgroß und darüber; die größten Stücke, die wir fanden, hatten etwa den Umfang einer Fauſt. Zum Teil beſtanden ſie aus ſchwarzgrauer Lavaſchlacke, das heißt aus friſch aus dem Inneren des Kraters ausgeworfenem Material, es waren aber darunter auch zahlreiche Bruchſtücke aus grauweißem Geſtein, das ohne Zweifel dem alten Veſuvkegel entſtammte und durch die Exploſion in die Luft geſprengt war.

Von der zerſtörenden Wirkung dieſes Lapilliregens konnten wir uns hier durch den Augenſchein überzeugen. Die letzten dreiviertel Stunden unſeres Weges führten durch jungen Kaſtanienwald — da war keine Knoſpe unverſehrt geblieben, die horizontal gerichteten dünneren Zweige waren heruntergeſchlagen und von den ſenkrechten Äſten die Rinde in Fetzen heruntergeſchält. Es wird lange dauern, bis eine ſo getroffene Gegend ſich wieder erholt.

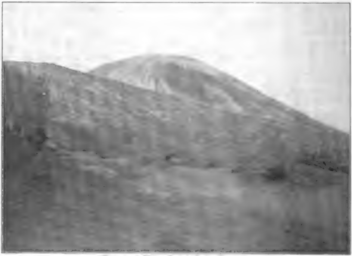
Ziemlich ermüdet von dem letzten anſtrengenden Steigen langten wir gegen einhalbſechs Uhr auf der Höhe des Grates an, aber alle Anſtrengungen waren vergeſſen vor dem Bilde, das ſich nun plötzlich vor uns auftat.

Bisher hatten wir den Veſuv gar nicht ſehen können, da er bis zuletzt von dem Sommarande verdeckt blieb; nun ſtanden wir an dem ſteilen Abfall des alten Kraterrandes und blickten hinab in das Atrio del Cavallo und hinüber auf den Aſchenkegel, der in ganzer Ausdehnung klar und frei vor uns lag. Es war ein Bild des Todes, der Verneinung jeder Lebensmöglichkeit, ergreifender und überwältigender, als es mir je die ödeſte Hochgebirgslandſchaft geboten hat. Im Halbkreiſe um uns der Kamm des Somma. Schroff und ſteil ſtürzten ſeine ſchwarzen, zerriſſenen Felſenmaſſen gegen das Atrio ab, wie eine Wand in den Kalkgebirgen. In allen Runſen, auf Bändern und Vorſprüngen lag die feine graue Aſche, in ſchöngeſchwungenen Linien zogen ſich ſcheinbare Schneegrate von einem Gipfel zum anderen, ein vollkommenes Hochgebirgsbild. In der Tiefe ein leichtbewegtes Meer, plötzlich erſtarrt — das Atrio del Cavallo. Ungeheure Lavamengen mußten ſich vom Kegel dorthin ergoſſen und es bis zum Uberfließen ausgefüllt haben — jetzt waren ſie erſtarrt und von der Aſche in eine weiche, graue Decke gehüllt. Nur aus einzelnen größeren Spalten drangen weiße Dampfwolken empor, die Glut verratend, die noch in der Tiefe



Veſuv von Weſten kurz vor dem Beginn der Eruption. Im Vordergrunde die Cookſche Bahn.

herrſchte. Und aus dieſem Meer erhob ſich noch heller, faſt weiß, der Aſchenkegel. Gänzlich verändert in Größe und Form. Die Neapolitaner Beobachter, die wir erſt der kraſſen Übertreibung bezichtigt hatten, waren gar nicht ſo ſehr im Unrecht. Der Gipfel des Veſuvs übertraf jetzt an Höhe unſeren Standpunkt, den Sommagipfel, nur noch

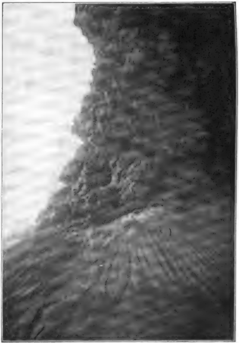


Veſuv von Weſten kurz nach der Eruption.

Digitized by Google

ganz wenig, das bedeutete tatſächlich einen Höhenverluſt von etwa zweihundert Metern. Etwa ein Viertel des Kraters war alſo eingeſtürzt — nun ſetzten uns die ungeheuren Steinmaſſen, die niedergegangen waren, nicht mehr in Verwunderung. Dafür hatte der Berg an Breite erheblich zugenommen, eben durch das ausgeworſene Material, deſſen größere Beſtandteile natürlich vorwiegend auf den Kegel zurückgefallen waren. Die ſchöne, ſchlanke Form des Gipfels, deſſen Silhouette ſich ſo charakteriſtiſch in das Landſchaftsbild des Golfs von Neapel einfügte, iſt alſo völlig verloren gegangen — ſchade! Zwei Aufnahmen des Berges von der Weſtſeite, faſt an derſelben Stelle kurz vor und nach der Eruption gemacht, zeigen dieſe Veränderung ſehr anſchaulich. In den folgenden Monaten hat ſich der Berg übrigens durch Abſchwemmung der Aſchenmaſſen auf den Flanken und Anhäufung neuen Materials im Umkreis des Kraters ſeiner früheren Form wieder beträchtlich genähert.

Den zurückfallenden Blöcken verdankte wohl auch ein anderes Phänomen ſeine Entſtehung, das dem Berg ein ganz abſonderliches, fremdartiges Ausſehen gab. Vom Kraterrande aus durchzogen nämlich regelmäßige, tieſe radiäre Furchen die Aſchenmaſſen, die etwa zehn bis zwanzig Meter hoch den Kegel bedeckten. Waſſer konnte ſie nicht geriſſen haben, denn wir ſahen an dem Zerſtäuben der Aſche, daß ſie vollkommen trocken war. So müſſen wohl große Blöcke, die, aus dem Krater geſchleudert, auf den Abhang niederfielen, zuerſt Rinnen geriſſen haben, die dann von den nachfolgenden Maſſen als Paſſage benutzt und immer tieſer ausgeſchliffen wurden. In den unteren Partien mag ihre Entſtehung allerdings auch zum Teil eine andere ſein, vielleicht durch Spalten, die der Innendruck des Berges aufgeriſſen, und aus denen ſich Lavaſtröme ergoſſen hatten. An einzelnen glaubte ich wenigſtens jetzt noch den ausgefloſſenen Lavaſtrom zu erkennen als eine etwas erhöhte, ſchmal beginnende, nach unten ſich deltaartig verbreiternde Maſſe. Leider ließ die Aſchendecke kein ſicheres Urteil zu. Daß dort viel Lava ausgetreten iſt, ſteht feſt; auch während unſeres Aufenthaltes oben drang mitten aus der uns zugekehrten Seite ein kleiner Lavaſtrom hervor, nur ein ſchmales Bächlein von ein bis zwei Meter Breite. Waſſerfallartig mit ziemlicher Geſchwindigkeit wälzten ſich die glühenden Maſſen bergab, um ſchon nach kurzer Strecke unter der Aſche zu verſchwinden.



Krater und Rauchwolke während der ſtärkſten Tätigkeit vom Monte Somma aus geſehen.

Der Durchmeſſer des eigentlichen Kraters wirkte ganz rieſenhaft. Hatte er vor der Eruption etwa ſechzig Meter betragen, ſo ſchätzten wir ihn jetzt auf dreihundert Meter, alſo das Fünffache. Wenn der Wind die

Digitized by Google

Rauchwolken ſcharf zur Seite trieb, ſo vermochten wir den uns zugewandten Rand klar zu erkennen. Nach Süden, gegen Pompeji zu, war er am tiefſten. Beobachter, die in der Eruptionsnacht vom Meere aus einen guten Überblick gehabt hatten, gaben an, daß dort plötzlich eine große Spalte aufgeriſſen worden ſei, aus der ſich ein ſtarker Lavaſtrom ergoſſen habe. Unſer Eindruck ſtimmte mit dieſer Angabe durchaus überein. Dann zog ſich der uns zugekehrte Rand, ganz allmählich anſteigend, mit unregelmäßig gezackter Linie, die zwei größere Spitzen aufwies, herum, am nördlichen Ende ſich ſtärker erhebend. In beſonders günſtigen Momenten, wenn der Wind den Rauch beſonders ſtark zur Seite blies, ſah man auch die Randpartien der uns abgewendeten Seite: ſie ſchienen etwas höher zu ſein.

Veſuvkrater vom Sommagipfel während eines Augenblicks verhältnismäßiger Ruhe.

Aus der ganzen Breite dieſer ungeheuren Öffnung ſtieg nun ununterbrochen, wenn auch verſchieden heftig, eine braunſchwarze Rauchſäule empor. Gerade in dem Augenblick, als wir ankamen, erfolgte unter dumpfem Grollen eine ſtärkere Exploſion. In dichtgedrängter Säule quollen die dunklen Aſchenmaſſen empor. Je höher ſie kamen, deſto mehr drängten ſie auseinander, in langſamen Wirbeln ſich ballend wie eine dicke, zähe Maſſe. Erſt hoch oben verloren ſich die ſcharfen Konturen, und allmählich ging die Rauchſäule über in eine ſchwere, tiefſchwarze Decke, die auf den Weſthängen und über dem Meere lag. Es war die ungeheure Aſchenmaſſe, die im Laufe des Abends und der Nacht Torre del Greco, die ſüdlichſte Vorſtadt von Neapel, dreißig Zentimeter tief begrub und die Einwohner in paniſchen Schrecken verſetzte.

Zu Zeiten, wo die Rauchentwickelung relativ gering war, konnte man bemerken, daß ſie vorwiegend von zwei Stellen ausging, einer kleineren, in der Mitte des ſüdlich gelegenen Spaltes, und der Hauptöffnung, die etwas nördlich vom Mittelpunkte des ganzen Kraters lag. Größere Exploſionen folgten ſich nur in langen Abſtänden, etwa alle Viertelſtunden. Dann hörte man ein dumpfes unterirdiſches Rollen, ſonſt ging die ganze Erſcheinung völlig geräuſchlos vor ſich, wodurch der unheimlich beängſtigende Eindruck nur vermehrt wurde.

Nur während der verſtärkten Tätigkeit kamen auch ſchwere, kompaktere Maſſen zum Vorſchein, die unmittelbar über den Rand des Kraters ausgeworfen wurden und dann als richtige kleine Lawinen in den Rinnen des Aſchenkegels herabrollten. Der Staub,

Ausgrabungsarbeiten am Bahnhof von Ottajano.

den ſie dabei aufwirbelten, zog als hellere, weißliche Wolke an der Baſis der großen Rauchſäule vorbei — wir hatten ſie ſchon vom Fuße des Berges aus bemerkt, aber für Lavadämpfe gehalten.

Von unſerem hohen Standpunkte aus ſchweifte der Blick, wenn er ſich losriß von dem überwältigenden Bilde des Kraters, weit hinaus über die Campagna. So weit wir ſehen konnten, war ſie mit Aſche bedeckt, die weißen Inkruſtate gaben ihr völlig den Charakter einer Schneelandſchaft. Sehr gut konnten wir von hier oben die verſchiedene Verteilung der Aſche verfolgen. Von Neapel aus nahm ſie in nordöſtlicher Richtung an Dicke immer mehr zu über Santa Anaſtaſia

Weſtlicher Sommagipfel, dahinter die abziehende Aſchenwolke.

Digitized by Google

und Somma bis Ottaiano und San Giuſeppe. Dort mußte die Zerſtörung tatſächlich groß ſein; die Wirkung in den Ortſchaften konnten wir nicht abſchätzen, aber in den Falten der Sommaabhänge ſahen wir deutlich, wie hoch die Aſche lag. Die Landſchaft weiter ſüdöſtlich zeigte einen mehr ſchwärzlich-grauen Farbenton. Wie wir zwei Tage ſpäter bei einer Rundtour um den Veſuv feſtſtellen konnten, lag dies daran, daß dort keine Aſche, ſondern nur Lapilli gefallen waren. Während jenes großen Regens in der Nacht vom 8. zum 9. April hatte ſich der Wind langſam von Nordweſt über Süd nach Südoſt gedreht. Infolgedeſſen war das ſchwerere Material zuerſt über die Südoſthänge des Berges niedergegangen, allmählich, während der Drehung nach Norden, hatte ſich die Aſche dazugeſellt. In Ottaiano hatte beides ſeinen Höhepunkt erreicht — zuſammen ſechzig Zentimeter, wie wir maßen —, von Somma bis Neapel war dann reine Aſche in abnehmender Menge gefallen. Im ganzen hatte der Regen etwa dreiviertel Kreisbogen betroffen, nur der Süden, die Gegend, nach der die Lavaſtröme herabgekommen waren, blieb verſchont.

Die Villa Nazionale (Stadtpark) von Neapel am Morgen des 9. April nach dem großen Aſchenregen.

Etwa fünfviertel Stunden blieben wir oben auf dem Sommagipfel, ganz gebannt von dem großartigen Schauſpiel. Faſt das merkwürdigſte daran waren die nie geſehenen Farbentöne und die eigenartigen Beleuchtungseffekte. Sie erreichten ihren Höhepunkt, als die Sonne ſich ihrem Untergang zuneigte. Wie ein rotglühender Ball ſtand ſie über dem Golf von Neapel, gerade am Rande der Aſchenwolke, noch halb verhüllt von ihren Schleiern — ihre Strahlen durchglühten die Dunſtmaſſen, die über der weißen Campagna lagen. Vom hellen Himmel hob ſich ſcharf und ſchwarz der gezackte Sommarand ab, unter ihm lag das graue Atrio del Cavallo; ganz in der Ferne, an der Grenze der Aſchenzone, zeigten ſich das Obſervatorium und die Cookſchen Hotels an der elektriſchen Bahn. Dahinter die ſchwarze Wolkenwand, von ihr ſich abhebend der weiße Aſchenkegel und ihm entquellend die braune Rauchſäule mit ihren ewig wechſelnden Konturen. Und im Süden durch den Einſchnitt zwiſchen Somma und Veſuv glänzte der blaue Golf von Caſtellamare, umgeben von den ſonnenbeleuchteten Bergen der Sorrentiner Halbinſel.

Gern hätten wir unſer urſprüngliches Vorhaben ausgeführt, die Nacht oben zu bleiben, aber es kam verſchiedenes zuſammen, was uns den Aufenthalt verleidete. Einmal der kalte Wind, der über die Höhe ſtrich, und vor dem wir keinen Schutz finden konnten. Zweitens die ſtarke elektriſche Spannung, die in der Luft herrſchte. In der Aſchenwolke zuckten fortgeſetzt lange Blitze, meiſt zwiſchen den Teilen der Wolke ſelbſt, oft aber auch in den Krater niederfahrend. Hoben wir unſere Stöcke mit der Eiſenſpitze nach oben, ſo begannen ſie ſofort lebhaft zu ſurren, ſtärker als ich es je im Gebirge beim Gewitter erlebt habe — eine Erſcheinung, die zwar recht intereſſant war, aber doch ein gewiſſes unbehagliches Gefühl mit ſich brachte.

Endlich aber hatte ſich die Aſchenwolke im Laufe des Abends immer weiter nach Weſten gedreht, und wir mußten fürchten, daß ſie uns in der nächſten Stunde erreichen würde. Zwar hatten wir ſchon Gelegenheit gehabt, in der Nacht des 9. April zu erfahren, daß der Menſch ohne Gefahr für ſeine Lungen erhebliche Aſchenmengen ſchlucken kann, aber wir ſehnten uns nicht gerade nach einer Wiederholung dieſes Experimentes. So beſchloſſen wir denn dreiviertelſieben Uhr den Rückzug. Noch einen Blick auf das dämoniſch majeſtätiſche Bild, dann war es hinter dem Kamm des Somma verſchwunden.

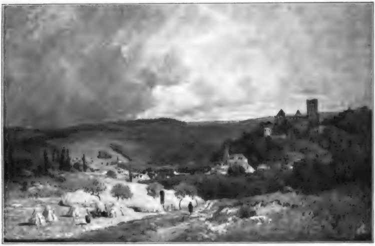
In raſcher Abfahrt ging's nun in der weichen Aſche bergab; nach dreiviertel Stunden, mit Einbruch der völligen Dunkelheit, waren wir wieder in Santa Anaſtaſia, zum großen Erſtaunen der biederen Karabinieri, denen wir von unſerer Exkurſion erzählten. Nach kurzem Warten brachte uns ein Zug nach Neapel zurück, und bald ſaß ich wieder in meiner friedlichen Behauſung, reicher um einen der großartigſten und unvergeßlichſten Eindrücke meines Lebens.

Das stille Dorf

O, wie friedlich glänzt mein Tal,
Glänzt mein Dorf im Morgenſtrahl!
Sieh! es liegt noch ſo viel Liebe
Von dem erſten Schöpfungsmorgen
Um das ſtille —
Das Getriebe
Draußen und das hurtige Sorgen,
Das dort durch die Straßen haſtet,
Hat dies Tal noch nicht betaſtet.

Juſt wie wenn der Herrgott heute
Hier gegangen beim Geläute
Einer frühen Sonntagsglocke —
So empfind' ich und frohlocke,
Daß von meiner Feierhöhe
Meinem Gott ins Herz ich ſehe.

Karl Ernst Knodt



Guſtav Koken: Wertheim. (1876.) Große Berliner Kunſtausſtellung 1906.

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart

von

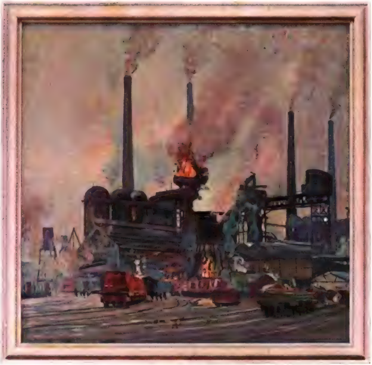
Walther Gensel

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Ein Prachtwerk über die Jahrhundertausſtellung — Die Ausſtellungen des Sommers. I. Die Große Berliner Kunſtausſtellung und die Berliner Sezeſſion

Die Deutſche Jahrhundertausſtellung, die noch über den ganzen Monat Juni hinaus verlängert worden war, iſt beim Erſcheinen dieſes Heftes längſt geſchloſſen. Der materielle Erfolg, den ſie gehabt, mag den Erwartungen nicht ganz entſprochen haben, der ideelle iſt ſchließlich doch weit größer geweſen, als man nach der Eröffnung glaubte. Es iſt viel an dem Unternehmen gemäkelt worden, von hüben und von drüben. Gewiß, ſie hat das Bild der deutſchen Kunſt von 1775 bis 1875 nicht ſo vollſtändig und rein herausgebracht, wie es manchem vorgeſchwebt hatte. Aber dafür hat ſie unſere Materialkenntnis in der großartigſten Weiſe erweitert, uns eine Reihe von Männern lieb und vertraut gemacht, die bisher nur in ſchwankenden Umriſſen vor uns geſtanden hatten, und uns gezeigt, wie redlich und treu im Dienſte der Kunſt in vielen deutſchen Städten gearbeitet worden iſt, die bisher als ganz unfruchtbar galten. Die Hamburger Kunſt in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts liegt nun deutlich vor uns da. Wir überſchätzen Runge nicht mehr, wie es Lichtwark in ſeiner Entdeckerfreude getan, aber wir bewundern die eigenwillige und knorrige Art dieſes Pioniers im Lande der Kunſt. Der feine Wasmann mit ſeinen zarten und doch ſo charaktervollen Bleiſtiftbildniſſen und ſeiner Empfänglichkeit für die atmoſphäriſchen Erſcheinungen iſt uns vertraut, als gehörte er ſeit langem in den Kreis der Lieblingsmaler des deutſchen Volkes. Und wer Oldachs Bildniſſe mit Liebe ſtudiert hat, dem haben auch ſie ſich in ihrer

Digitized by Google



Eugen Bracht: Hochofenanlage des Hoesch-Stahlwerkes in Dortmund.

Zu Genſel: Die bildenden Künſte.
Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

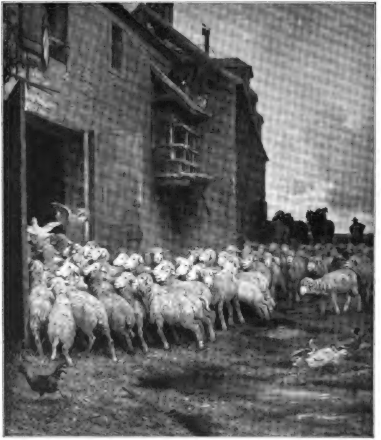
manchmal etwas trockenen Aufrichtigkeit für immer eingeprägt. Ähnlich ſteht es mit Wien. Waldmüller, den nur die Beſucher der Wiener Galerien kannten, während er für die Reichsdeutſchen kaum mehr als ein Name war, iſt nun dauernd in die deutſche Kunſtgeſchichte eingereiht, und mit ihm Danhauſer, Fendi und manche andere. Der Stuttgarter Gottlieb Schick, der in unſerem Bewußtſein eigentlich nur als ein ziemlich langweiliger Mengsſchüler lebte, hat ſich als ein ungemein eigenartiger Porträtiſt enthüllt. Aus dem Kreiſe der früheren Münchner, dieſer ehrlichen Kleinmeiſter, hebt ſich Kobell als eine kräftige und vielſeitige Perſönlichkeit heraus. Den Berliner Pferde-Krüger haben wir von allen Seiten kennen gelernt und gefunden, daß er nicht nur Pferde und Menſchen ſicher und treu abzukonterfeien, ſondern auch ein großes Paradebild in Farben und Kompoſition gut zuſammenzuhalten gewußt hat, wenn ihm auch wirklich, wie jetzt behauptet wird, der Landſchafter Gräb Bäume und Gebäude hineingemalt hat. Neben dieſem ſteht jetzt Eduard Gärtner, ein früher faſt ganz Verſchollener, als einer der trefflichſten Architekturmaler des Jahrhunderts, während Blechens Ruhm ein wenig zu verblaſſen beginnt. Bei dem Dresdner Kaſpar David Friedrich iſt die frühere Mißachtung vielleicht zu ſehr ins andere Extrem umgeſchlagen. Er beſaß eine tiefe Empfindung für die Stimmungen der Landſchaft, aber ſein Inſtrument war zu ſchwach, um ſie voll erklingen zu laſſen. Wir dürfen denn doch nicht vergeſſen, daß damals zwei Männer in England lebten, die ſich Turner und Conſtable nannten. Zuweilen iſt mir auch der Norweger Dahl in ſeiner herben Männlichkeit lieber. Höchſt erfreulich bleibt die Bekanntſchaft mit Kerſting, dem liebenswürdigſten aller Interieurmaler der damaligen Zeit, und ein ſicherer Gewinn für die Kunſtgeſchichte ſind die Werke des ebenfalls bisher faſt gänzlich unbekannten Ferdinand von Rayski, von dem noch ungefähr ein Dutzend weitere Gemälde nachträglich in die Ausſtellung eingefügt worden waren. Sie ſtehen zum Teil hinter dem eleganten Herrenbildnis, von dem wir im Maiheft eine Abbildung gebracht haben, und hinter den mit breiteſtem Pinſel gleichſam hingebürſteten Wildſchweinen erheblich zurück, geben uns aber in ihrer Geſamtheit ein vortreffliches Bild von dem in Sachſen tätigen Edelmann polniſcher Abſtammung, der jedenfalls viele gute Bilder, insbeſondere engliſche, geſehen hatte und, was er dabei gelernt, vortrefflich zu verwenden verſtand, der aber vor allem einen ſicheren Blick für die natürliche Erſcheinung und ein außerordentlich hohes techniſches Können beſaß. Reizend ſind ein paar Tierbilder, die in ihrer ſilbrigen Stimmung faſt Liljefors, den famoſen modernen ſchwediſchen Tiermaler, vorwegnehmen. Für uns Hiſtoriker, die wir das neunzehnte Jahrhundert doch ſo ziemlich zu kennen glaubten, bildete Rayski jedenfalls eine der größten Überraſchungen der Ausſtellung. Allein hat er aber mit ſeinem techniſchen Können damals nicht geſtanden. Die Fabel, daß das Malenkönnen in jener Zeit in Deutſchland allgemein verloren geweſen ſei und erſt ganz allmählich wieder hätte errungen werden müſſen, hat längſt allen Kredit verloren. Trotzdem werden nicht viele gewußt haben, daß Nazarener wie Veit und Steinle ſo geſchmackvolle Bildniſſe wie die hier ausgeſtellten malen konnten.

Die meiſten Künſtler der unteren modernen Abteilung haben für uns längſt konkrete Geſtalt angenommen. Welcher kunſtliebende Deutſche wüßte nicht mit ſeinen Feuerbach, Leibl, Böcklin, Thoma Beſcheid! Und doch gab es auch hier allerlei Retuſchen vorzunehmen, hier die Grenzen eines Genius weiterzuziehen, dort die Bewunderung ein wenig einzudämmen. Jedenfalls aber war es ein köſtlicher Genuß, die Werke von Männern wie Feuerbach und Leibl in ſolcher Vollſtändigkeit nebeneinander zu ſehen und miteinander vergleichen zu können. Der Marées-ſaal hat weſentlich zur Aufklärung über das große Wollen und doch nur beſchränkte Können des nur von den Beſuchern Schleißheims einigermaßen gekannten Meiſters beigetragen; Liebermanns und Trübners Anfänge liegen wie aufgeſchlagene Bücher vor uns, ebenſo wie die Beſtrebungen der um Leibl wirkenden jungen Münchner; Viktor Müllers ſchwankende Geſtalt hat feſte Umriſſe bekommen.

Das ſind etwa die Bilder, die zuerſt vor uns aufſteigen, wenn wir an die Ausſtellung denken. Daß ihr Beſitz uns dauernd geſichert bleibt, dafür wird nun das Prachtwerk „Die Deutſche Jahrhundertausſtellung 1906“ ſorgen, das ſoeben bei Bruckmann in München erſchienen iſt. Schon ehe die Ausſtellung eröffnet war, hatte der Verleger begonnen, ſämtliche eingegangenen Kunſtwerke photographiſch aufzunehmen. Aber ein Werk mit faſt zweitauſend Abbildungen hätte bei guter Ausführung wegen des hohen Preiſes nur auf einen ſehr beſchränkten Abnehmerkreis rechnen dürfen. So hat man ſich entſchloſſen, zunächſt gegen vierhundertundfünfzig der wichtigſten Werke in einem ſtattlichen, aber nicht unhandlichen Bande als einen rechten Hausſchatz der deutſchen Kunſt herauszugeben und will dann einen mehr wiſſenſchaftlichen Zwecken dienenden zweiten Band folgen laſſen, der 1200 Abbildungen in kleinerem Maßſtabe umfaßt. Dieſer erſte Band kann bei ſeinem verhältnismäßig wirklich beſcheidenen Preiſe (20 Mark) allen Kunſtfreunden aufs wärmſte empfohlen werden. Die Abbildungen, von denen einige in einer Art Heliogravüre, viele in Tondruck, alle übrigen in muſterhaft ausgeführten gewöhnlichen Autotypien gegeben ſind, wurden von der Leitung der Ausſtellung ſelbſt ausgewählt, ſo daß man kaum ein hervorragendes Werk darunter vermiſſen wird. Als Erläuterung aber iſt dem Werke ein Aufſatz von dem Leiter der Nationalgalerie vorausgeſchickt, der das, was man gewollt, und das, was man erreicht, in vorurteilsfreien, weit ausblickenden und lichtvollen Worten zuſammenfaßt. So bietet das Werk den Beſuchern der Ausſtellung ſchönſte Erinnerung an gehabte Genüſſe, denen aber, die am Beſuche verhindert waren, bis zu einem gewiſſen Grade einen Erſatz für das, was ſie verſäumt.

Schon ehe die Jahrhundertausſtellung eröffnet war, tauchte in einigen Berliner Künſtlern der Gedanke auf, im Rahmen der diesjährigen Großen Kunſtausſtellung gewiſſermaßen eine Fortſetzung und Ergänzung dieſes Unternehmens zu bringen. Mancherlei Beweggründe waren dafür vorhanden: das Verlangen, der Feier des fünfzigjährigen Beſtehens der Allgemeinen Deutſchen Kunſtgenoſſenſchaft auch nach außen hin einen ſichtbaren Ausdruck zu verleihen, der Wunſch, einigen in der Jahrhundertausſtellung etwas vernachläſſigten Künſtlern zu ihrem Rechte zu verhelfen, das Bedürfnis, zwiſchen dem Jahre 1875, mit dem jene Ausſtellung endet, und der Gegenwart eine Brücke zu ſchlagen. Zugleich aber konnte man hier eine Anzahl der Werke aufhängen, die dort aus Raummangel hatten zurückgeſtellt werden müſſen. Der Gedanke war glücklich. Daß die Ausführung den Hoffnungen nicht voll entſpricht, iſt nicht die Schuld der Veranſtalter, unter denen ſich die Maler Beckmann, Hausmann und Hoffmann-Fallersleben beſonders verdient gemacht haben. Sie haben mit wahrem Verſtändnis und redlicher Mühe eine große Anzahl wirklich guter Bilder zuſammenzubringen gewußt, zum Teil aus Sammlungen, die den Leitern der anderen Ausſtellung ſcheinbar entgangen waren. Aber mußten dort ſchon Kompromiſſe geſchloſſen werden, ſo war hier des Rückſichtnehmens kein Ende. Als neulich einer der Leiter der Jahrhundertausſtellung zur Rede geſtellt wurde, weil er gegen die und die Künſtler zu grauſam verfahren ſei, erwiderte er: „Wenn ich etwas zu bedauern habe, ſo iſt es, daß ich hie und da noch nicht grauſam genug geweſen bin.“ Das iſt der einzig richtige Standpunkt. Bei der „Retroſpektiven“ am Lehrter Bahnhof aber gab es eine Menge Künſtler, die man aus gewiſſen Gründen nicht übergehen oder deren Ladenhüter man nicht zurückſchicken konnte. So ſind in die Retroſpektive einige Werke gekommen, die einer gewöhnlichen Ausſtellung nicht zum Schmuck, einer Jubiläumsausſtellung aber, die das Beſte aus fünfzig Jahren bringen wollte, geradezu zur Schande gereichen.

Unerfreulich war auch die Fehde zwiſchen Künſtlerbund und Kunſtgenoſſenſchaft, die ſich an die Eröffnung der Ausſtellung knüpfte. Einige Mitglieder des Künſtlerbundes hatten ahnungslos ihre Teilnahme zugeſagt, der Vorſtand nachträglich aber jede Beteiligung unterſagt. Trotzdem waren aus Privatbeſitz eine ganze Anzahl Werke von Sezeſſioniſten eingegangen und aufgehängt worden. Man kann beide Standpunkte verſtehen. Die Kunſtgenoſſenſchaft will Männer, die ihren früheren Ausſtellungen zur Zierde gereicht haben, nicht als dauernd verlorene Brüder betrach-



Albert Brendel: Heimkehrende Schafe. Große Berliner Kunſtausſtellung 1906.

ten, der Künſtlerbund aber auch nicht indirekt an der Jubelfeier einer Vereinigung teilnehmen, deren Organiſation ſeine Mitglieder zum Austritt und zur Konſtituierung einer neuen Gemeinſchaft veranlaßt hat.

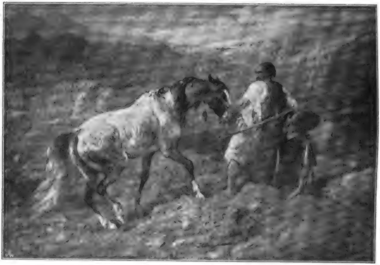
Wer gehofft hatte, daß das Unternehmen die Jahrhundertausſtellung beſonders nach der Seite der großen religiöſen und geſchichtlichen Bilder ergänzen würde, wird ſich enttäuſcht fühlen. Auch hier überwiegen die Genremalerei, die Landſchaft und das Bildnis. Cornelius und Kaulbach ſind nur mit kleinen Zeichnungen vertreten, dem Ruhme Leſſings wird durch die „Gefangennahme des Papſtes Paſchalis durch Heinrich V.“ kein neues Blatt hinzugefügt, Feodor Dietz' „Blücher auf dem Wege nach Paris“ läßt uns nicht bedauern, daß ſein Name im Katalog der anderen Ausſtellung fehlt. Ein großes Unrecht iſt allerdings gutgemacht worden: an Friedrich Geſelſchap. Mag es zehnmal richtig ſein, daß er nur ein Epigone war, mag ſein Pathos zuweilen an die Grenze des Unerträglichen gehen, er war der einzige Deutſche in ſeiner Zeit, der überhaupt wußte, was monumentaler Stil iſt, der ein-

Digitized by Google

zige, der eine raumſchmückende Malerei nicht mit einem beliebig vergrößerten Staffeleibilde verwechſelte. Erfreulich iſt die Aufnahme von K. F. Hausmanns großem „Galilei“ aus der Hamburger Kunſthalle, der uns zeigt, daß es der Meiſter verſtanden hat, auch im großen die grandioſe Lichtführung der Skizze beizubehalten und die Figuren des Vordergrundes ſo weit in ein Halbdunkel zu hüllen, daß ſie uns nicht von der Hauptſache abziehen. Zu Dank ſind wir auch für die Vorführung von Pilotys „Zug Wallenſteins nach Eger“ verpflichtet. Der an Hamlet erinnernde verfallene Friedhof mit den Totengräbern im Vordergrunde verſtärkt die Stimmung in etwas handgreiflicher, beinahe verſtimmender Weiſe, aber die Bewegung des Zuges und die düſtere Stimmung des Himmels zeigen doch einen echten Maler. Die großen Erfolge von „Quo vadis“ und Mereſchkowskis in Deutſchland viel zu wenig beachtetem „Leonardo da Vinci“ haben uns zum Bewußtſein gebracht, wie ſtark das Bedürfnis nach einer künſtleriſchen Darſtellung der großen Begebniſſe der Weltgeſchichte iſt. Vielleicht erblüht uns doch noch einmal eine Malerei, die anders als die Statiſtenkunſt der ſechziger Jahre die Geſchichte wirklich lebendig macht. Eine recht anſehnliche, von dieſem Ziel allerdings noch weit entfernte Malerei iſt Wilhelm Beckmanns „Luther nach ſeiner Rede auf dem Wormſer Reichstag“.

Auf das Gebiet des hiſtoriſchen Genrebildes führen uns die anderen zahlreichen Darſtellungen aus Luthers Leben, von denen wohl Hugo Vogels „Predigt auf der Wartburg“ die beſte iſt. Makarts „Charlotte Wolter als Meſſalina“ iſt die theatraliſche Wiedergabe einer Theaterſzene, ganz im Geiſte der gefeierten Tragödin. Wenn uns die Bilder des einſt umjubelten Wieners heute nicht mehr ſo feſſeln, ſo liegt das zum Teil an dem traurigen Prozeß, den die Farben durchgemacht haben. Gerade bei der „Meſſalina“ kann man dieſen an einigen Stellen deutlich verfolgen. Beſſer iſt in dieſer Beziehung die daneben hängende „Leſende Venezianerin“ weggekommen, die auch heute noch köſtliche Farbenreize bietet. Ganz unbegreiflich erſcheint dagegen der Beifall, den die Genreſzenen Karl Beckers einſt gefunden haben. Da ſteckt nichts darin, weder Geiſt noch Kompoſition, noch Farbenzauber; ein matter Abglanz matter Künſtlerfeſte. Wir ſtehen vor dieſen Bildern ebenſo ratlos, wie vor den Schlachten- und Paradebildern eines Camphauſen. Wie ſehr hatte hier der Patriotismus das künſtleriſche Gefühl unterdrückt! Eine intereſſante Bereicherung unſerer Kenntniſſe von Gabriel Max iſt der „Hochzeitsmorgen Julia Capulets“ aus dem Beſitze des Großherzogs von Oldenburg. Das Thema iſt ja echt maxiſch, höchſt eigentümlich aber die blaugrüne Stimmung des Ganzen.

Die Entwickelung der eigentlichen Genremalerei läßt ſich vorzüglich verfolgen. Das Präludium macht neben einer Falſtaffſzene Adolf Schrödters hier der einſt ſo überſchätzte, dann ſo unverdient mit Hohn überſchüttete Meyer von Bremen mit ein paar ſeiner ſentimentalen, ſo ſauber gemalten und ſo hübſch im Tone zuſammengehaltenen Niedlichkeiten. Meiſter Knaus’ Frühzeit, die in den Illuſtrationen zu Pietſchs Monographie ſo ſchlecht weggekommen iſt, wird durch ein reizendes Bild „Kleinſtädter in der Dorfſchenke“ vorzüglich zur Anſchauung gebracht. Wie unrecht hatten die Modernen, die ihn ſo obenhin als Vertreter einer längſt überwundenen Kunſtanſchauung behandelten! Sie hoben Leibl in den Himmel und ſahen gar nicht, daß Knaus einen großen Teil der Leiblſchen Tonſchönheit ſchon mindeſtens fünf Jahre vor dieſem erreicht hatte. Aber der Haß gegen das Anekdotiſche machte ſie blind. Die berühmte „Salomoniſche Weisheit“ und der „Schornſteinfegerjunge“ fallen dagegen allerdings ab. Fritz Werner iſt mit mehreren Werken vertreten, darunter einem, mit dem er einen ſeiner Haupterfolge erzielte, den „Grenadieren und Ammen im Park von Sansſouci“. Die verſchiedenen Abſtufungen vergnügten Grinſens verfehlen auch heute nicht ihre Wirkung. Der Rubensſaal in der Dresdner Gemäldegalerie aber iſt recht bunt, und auch der „Celloſpieler“ erreicht nicht die Tonſchönheit der von uns im vorigen Jahre abgebildeten „Bibliothek“. Zwei feine Landſchaften ſind „Amſterdam im Schnee“ und „Leſſings Wohnhaus in Wolfenbüttel“. Paul Meyerheim läßt ſich in ſeiner ganzen Entwickelung verfolgen. Den Reigen eröffnet ein



Adolf Schreyer: Verwundetes Pferd. Große Berliner Kunſtausſtellung 1906.

„Ziegenhändler“ von 1863, ein freundliches Dorfbildchen mit feiner Abſtufung der Töne und lebendig aufgefaßten Tieren und Menſchen. Dann folgt ein dunkler, etwas kleinlicher „Abend im Walde“ (1868), eine „Heuernte“ (1871), eine Gebirgslandſchaft mit einem Ochſengeſpann (Abwärts! 1872), die ein deutliches Streben nach Freilichtwirkung zeigt, ein Kohlenmeiler im Gebirge (1878). Den zweiten Meyerheim, den Meyerheim des Zoologiſchen Gartens, gibt dann „Des Löwen Erwachen“ (1884). Die Bilder von Wilhelm Gentz aus dem Ende der ſechziger und dem Anfang der ſiebziger Jahre („Zeltlagerraſt“, „Ägyptiſche Schule“, „Koranſpruch als Allheilmittel“) zeigen die maleriſche Kultur, die der Künſtler in Paris, beſonders wohl unter dem Einfluß von Decamps, empfangen hatte. Später wird er im Format größer, in Zeichnung und Farbe flauer. Die Idylle in der „Thebaide“ wirkt geradezu unfreiwillig komiſch. Den heißen Sonnenbrand des Orients hat übrigens Karl Leopold Müller („Zuckerrohrmarkt“) noch glaubhafter gemalt als Gentz. Von den erklärten Lieblingen des Publikums ſind außer Knaus auch Bautier und Grützner gut vertreten, beſonders der letztere. Sein „Falſtaff und Bardolph“ iſt eine der köſtlichſten unter ſeinen Schilderungen der Shakeſpeariſchen Maulhelden, bei der „Weinprobe“ iſt nicht nur der fröhliche Zecher prachtvoll herausgekommen, ſondern auch das von oben einfallende dämmerige Licht mit großer Meiſterſchaft gegeben.

Seit den ſiebziger Jahren nimmt der Umfang der Genrebilder zu. Das rein Anekdotiſche tritt etwas zurück, macht mehr der objektiven Sittenſchilderung, zum Teil auch ſchon einer tendenziöſen Hervorkehrung der Nachtſeiten des Lebens Platz. Ganz von heiterer Lebensfreude iſt noch die „Kegelbahn“ von dem jetzt in Baden lebenden Wilhelm Zimmer erfüllt. Das iſt ein ganz prächtiges Bild. Man mag ja manches daran ausſetzen können, vor allem, daß viele Nebenfiguren zu detailliert behandelt ſind und das Intereſſe zerſplittern. Aber wer den behäbigen, hemdärmeligen Meiſter, der eben ſchmunzelnd ſeine Neune ſchiebt, ſo im Halbſchatten zu malen und ſo prachtvoll gegen den ſonnigen Hintergrund abzuſetzen, wer die Figuren links von ihm ſo zu charakteriſieren verſteht, der iſt ein ganzer Künſtler. Die andere Richtung wird von Munkacſy eingeleitet, der als Deutſch-Ungar und Lehrer an der Weimarer Kunſtſchule eigent-

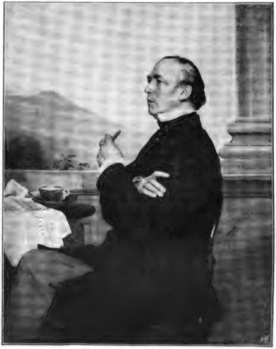
Digitized by Google

lich auch vertreten ſein müßte. Unzweifelhaft unter ſeinem Einfluß ſteht das große Bild „Nach der Verurteilung“ von Julius Geertz (1873), das nicht nur ganz des Meiſters dunkle Töne zeigt, ſondern auch einen Gegenſtand aus dem von ihm bevorzugten Darſtellungskreiſe behandelt. Munkacsys Einfluß ſcheint auch noch in dem großartig ernſten „Dachauer Begräbnis“ vom Grafen Kalckreuth nachzuwirken.

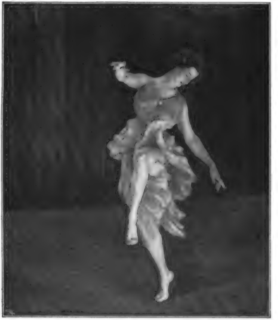
Die Hinwendung zur Freilichtmalerei klingt auf der Ausſtellung zuerſt in den Bildern von Friedrich Kallmorgen an, dem „Feuerreiter“, der im Ton an belgiſche Bilder aus der Zeit erinnert, und dem „Oſtermontag“. Eine rechte Freude an Frühling, an Sonnenſchein, an hellen, ſilberigen Tönen lacht uns aus dem zweiten Bilde entgegen. Beides ſind Bilder aus dem Leben, ohne tendenziöſe Elendſchilderung. Ganz dieſen Geiſt atmen auch Gotthard Kuehls „Waiſenkinder im Bremer Waiſenhauſe“ mit ihren ſo keck in den lichtdurchfloſſenen Raum geſetzten roten Röcken und blauen Schürzen und den lachenden Geſichtern, während ſich über desſelben Meiſters „Im Leihhauſe“ und über Starbinas „Fiſchmarkt“ ſchon ein grauer Schleier gelegt hat, der nur nüchtern wirkt, aber kaum etwas von Uhdes innerer Ergriffenheit merken läßt.

Unter den Landſchaften ſteht Weimar an erſter Stelle, das übrigens auch mit einigen famoſen Interieurs von Thedy, Ziermann und anderen vertreten iſt. Von dem im vorigen Jahre wieder zu Ehren gekommenen unglücklichen Buchholz werden uns zwölf Bilder, darunter allerdings einige kleine Skizzen, gezeigt. Vielleicht das ſchönſte iſt das „Aufkommende Gewitter“, bei dem die flakkernde Helligkeit des zerriſſenen Himmels und die Feuchtigkeit der Luft famos gegeben ſind. Vorn fällt greller Sonnenſchein auf ein Feld und eine Straße, über der Hügellandſchaft im Hintergrund geht bereits ein Sonnenregen nieder. Zwei Bilder, darunter ein großer „Schäfer“, ſind von Gleichen-Rußwurm, zwei wunderſchöne, tieftonige kleine Landſchaften von Theodor Hagen ausgeſtellt, der auf ſo viele Künſtler einen großen und heilſamen Einfluß ausgeübt hat. Zu ihnen rechnet ſich auch der bei Hannover lebende Guſtav Kolen, deſſen großartig ernſte Landſchaft „Wertheim“ wir abbilden. Mit den Bildern von Buchholz berühren ſich die frühen Landſchaften Paul Baums, die noch nichts von ſeinem Abſchwenken zum Pointillismus ahnen laſſen, und die Bilder mit blühenden Obſtbäumen von Albert Schmidt, bei denen ſich der Einfluß von Meiſtern wie Daubigny und Chintreuil ſtark kundgibt. Auch die ſtimmungsvollen Bilder des jetzt in Berlin lebenden Hoffmann-Fallersleben ſind in Weimar entſtanden. Von den Berlinern iſt Eduard Hildebrandt mit einer ganzen Reihe Bilder vertreten, von denen einige in wirklich intenſiver Farbenglut aufleuchten, Hoguet mit einer großen Waldblöße, die an Diaz und Troyon erinnert, Gude, der das ſilberige Glänzen des Waſſers im Sonnenſchein ſo vortrefflich wiederzugeben verſtand, Scherres, deſſen Abendlandſchaft wie mit dem Pinſel geliebkoſt und von warmem Licht durchtränkt zu ſein ſcheint, Eduard Fiſcher, der den Oſtſeeſtrand mit ſeinen Dünen und den niedrigen Häuschen in vollen leuchtenden Farben geſchildert hat, Eſchke, Bennewitz von Loeſen, Paul Flickel, Körner, Douzette, Schnee u. a. Aus Wien iſt zur Ergänzung der intimen Landſchaften Schindlers, die man in der Nationalgalerie kennen lernen konnte, das eindrucksvolle große Friedhofsbild „Pax“ geſchickt worden, außerdem zarte Frühlings- und Herbſtſtimmungen von Marie von Parmentier, Ruß und Tina Blau; von den Düſſeldorfern ſehen wir eine ganze Anzahl Bilder von Andreas Achenbach, darunter eine köſtliche Marine in Aquarellfarben, von Oswald Achenbach und dem kürzlich verſtorbenen, ihm allzuſehr nacheifernden Flamm, dann ſtimmungsvolle Herbſt- und Winterlandſchaften von Munthe, Eifellandſchaften von Deiters, Marinen von Dücker, von den Frankfurtern Burnitz und Eyſen, von den Karlsruhern ganz zarte, an Jettel erinnernde Landſchaften von Schönleber und eine merkwürdige, etwa in der Art Ziems gemalte kleine Marine von Dill, von den Münchnern Karl Morgenſtern, Schleich, Lier, Otto Strützel, Wenglein. Ganz eigentümlich wirken zwei große Landſchaften aus Salzburg vom Grafen von Reichenbach in ihren ungebrochenen ſaftig-grünen und blauen Tönen. Im allgemeinen herrſcht die deutſche Stimmungslandſchaft, doch ſind auch einige klaſſiſche Landſchaften von Franz Dreber, Albert Zimmermann, Böcklin, den beiden Schirmer ausgeſtellt.

Den Landſchaften reihen ſich die Tierbilder würdig an. Voltz, Baiſch, Braith ſind mit charakteriſtiſchen Werken vertreten. Gern begrüßt man den prächtigen Brendel wieder, unſeren beſten Schafmaler, der bei Troyon und Jacque nicht nur die lebendige Wiedergabe der Tiere, ſondern auch ihre Umhüllung mit Licht und Luft gelernt hatte. Die Ausſtellung zeigt ihn uns von den verſchiedenſten Seiten, Schafe auf der Weide und im Stalle, in den Stall hineindrängende Schafe, weidende Pferde, angeſchoſſene Häslein, ein ſehr merkwürdiges großes Bild mit einer Schweineherde auf Sizilien und ein paar wuchtige Kohlezeichnungen. Vor allem aber wird unſer Intereſſe durch Adolf Schreyers Pferdebilder in Anſpruch genommen, der gegenüber ſeinem neu entdeckten und — lange nach ſeinem frühen Tode — zu hohen Ehren gelangten Freunde Teutwart Schmitſon unverdientermaßen in den Hintergrund gedrängt worden iſt. Mag ſein, daß er kein ſo ſtarkes, überſchäumendes Temperament beſeſſen hat wie Schmitſon. Manche ſeiner Bilder mögen auch dem Geſchmack des Publikums mehr, als unbedingt nötig, entgegengekommen ſein — aber wie wundervoll hat auch er das Fell der Tiere wiederzugeben verſtanden, wie charakteriſtiſch ſind ihre Gangarten erfaßt, und wie gehen die Tiere mit der Landſchaft zuſammen! Wohl das ſchönſte Bild iſt „Glatteis". Mühſam ſchiebt ſich das von hinten geſehene Rudel Pferde auf dem ſchlüpfrigen Boden vorwärts; nach jedem Schritt gleiten die Hufe beinahe wieder ſo weit zurück, wie ſie vorwärts gekommen ſind. Eine eiſige Kälte weht uns aus dem Bilde entgegen, in dem die ſchneebedeckte Steppe mit dem wolkenſchweren Himmel faſt in eins zuſammengeht. Nicht am mindeſten bewundernswert aber iſt es, wie in dieſe Harmonie grauer und bräunlicher Töne ein paar grüne und rote hineingewebt ſind, ohne jede ſelbſtändige Bedeutung, nur um ſie noch voller und reicher zu machen. Das iſt hohe Kunſt. Prächtig iſt auch das „Verwundete Pferd", bei dem der blutende Apfelſchimmel mit dem roten Mantel ſeines Führers und der ſüdlichen, ernſten Gebirgsland-



Ludwig Knaus: Bildnis des Geh. Kommerzienrats Deichmann. (1862.)
Große Berliner Kunſtausſtellung 1906.



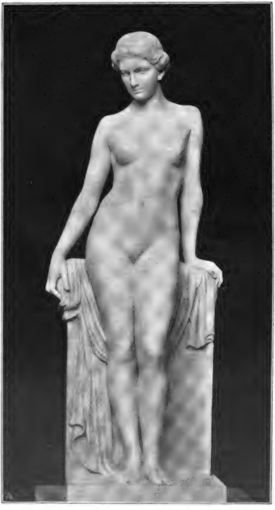
Otto Marcus: Miß Allan. Große Berliner Kunſtausſtellung 1906.

ſchaft zu einer Harmonie von gedämpfter Glut zuſammengeſtimmt iſt. Schmitſon iſt nur mit einem kleinen Werke vertreten. Unter ſeinem Einfluß iſt vielleicht das große Bild „In der Nähe des Wolfes“ von Otto von Thoren entſtanden, eine ungariſche Steppenlandſchaft bei aufſteigendem Abendnebel mit ängſtlich durcheinander drängenden Schafen.

Bei den Bildniſſen findet man wieder einmal die alte Erfahrung beſtätigt, daß die beſten Leiſtungen durchaus nicht immer von den profeſſionellen Porträtmalern herrühren. Das iſt ja auch ganz erklärlich. Für den Hiſtorien- oder Genremaler iſt das Bildnis eine angenehme Abwechſelung und vielleicht eine Art Erholung. Er freut ſich, zwiſchen all den bezahlten Modellen einmal einen von Geiſt erfüllten Kopf malen zu können. Der Bildnismaler à la mode dagegen, der von Gevatter Schneider und Handſchuhmacher überlaufen wird, ſinkt leicht zu handwerksmäßiger Wiederholung derſelben Stellungen herab oder greift, um dies zu verhindern, zu bizarren Motiven. Zu den feinſten und geiſtreichſten Werken der Ausſtellung auf dieſem Gebiete rechne ich das von uns abgebildete kleine Knieſtück des Kommerzienrates Deichmann von Ludwig Knaus, eine Freilichtſtudie aus dem Jahre 1862. Der glattraſierte charaktervolle Kopf, unter deſſen hoher Stirn man weittragende Pläne arbeiten zu ſehen meint, iſt mit großer Kunſt gegen den hellen Hintergrund, einen Ausblick vom Balkon auf eine Berglandſchaft, abgeſetzt, die Kaffeetaſſe und die Zigarre machen einen anheimelnden Eindruck, und die auf dem Tiſche ausgebreitete „Kreuzzeitung“ verrät die Neigungen des Induſtriellen; das Ganze iſt in der kühlen Morgenſtimmung ungemein harmoniſch zuſammengefaßt. So iſt das Bild zugleich die Schilderung eines Charakters, ein Zeitdokument und eine maleriſche Leiſtung von hohem Range. Im Nebenſaale iſt eine ganze Wand mit Bildniſſen des ehemaligen Lieblings der Berliner, Guſtav Richter, behängt. Richter hat ſeinen Ruhm nicht geſtohlen. Es gibt von ihm aus den fünfziger und ſechziger Jahren eine ganze Reihe geiſtvoller und liebenswürdiger Bilder, die in der unbedingt zu gründenden nationalen Bildnisgalerie Ehrenplätze einnehmen werden. Aus dieſer guten Zeit ſtammt auch noch das Bildnis ſeiner Mutter. Aber wie unerträglich wirken ſein Selbſtbildnis und die Bildniſſe ſeiner Familie aus dem Jahre 1873 daneben! Da iſt alle Diſtinktion, alles maleriſche Feingefühl verſchwunden, um der banalen Photographenauffaſſung Platz zu machen. Seht, was für ein ſchöner Mann ich bin, und was für eine ſtattliche Frau und hübſche Kinder ich habe!

Digitized by Google

Die Werke ſind ganz auf das Niveau des großen Publikums zugeſchnitten, das zwiſchen einer Taſſe Kaffee und einem Glaſe Bier ein paar „nette“ Bilder ſehen will. Wieviel vornehmer wirkt der Maler der Wiener guten Geſellſchaft, Heinrich von Angeli! Die aus derſelben Zeit (1874) ſtammenden Bildniſſe des damaligen deutſchen Kronprinzenpaares können geradezu als vorbildlich für derartige Werke gelten; ſie ſind vornehm in der Haltung, ſorgſam und doch nicht kleinlich in der Durchführung und dabei maleriſch ſehr reizvoll. Bei dem ſpäteren Kaiſer Friedrich iſt die Poſe des ſchönen Mannes nicht ganz überwunden, aber die Kaiſerin ſteht trotz ihrem — wundervoll gemalten und mit dem gelbbraunen Hintergrund zuſammengeſtimmten — roten Hermelinmantel ganz ungezwungen da, ſchlicht und hoheitsvoll zugleich, mit geiſtvoll liebenswürdigem Ausdruck — jeder Zoll eine Prinzeſſin. Auch die ſpäteren Bildniſſe des jetzigen Herrſcherpaares als Brautpaar oder junges Ehepaar, die im Hohenzollernſaal hängen, ſind höchſt anſehnliche Leiſtungen. Freilich muß man bedenken, daß die neuen Bildniſſe Konrad Kieſels mit ihren flauen, verwaſchenen und doch nicht zuſammenſtimmenden Farben und das ganz unkünſtleriſche Bild der Kaiſerin und ihrer Tochter von Ferdinand Keller eine ſehr wirkſame Folie für ſie bilden. Man beachte zum Beiſpiel, welche famoſe Wirkung Angeli aus dem orangegelben Bande des ſchwarzen Adlerordens gezogen hat und was Kieſel daraus gemacht hat. Wie vornehm Keller früher zu malen verſtand, beweiſt das Bildnis einer Dame in ſchwarzſeidenem Kleide, mit ſchwarzem Hut, ſchwarzen Handſchuhen, Schirm



Wilhelm Wandſchneider: Jugend. Große Berliner Kunſtausſtellung 1906.

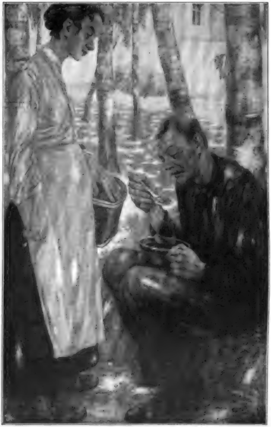
Digitized by Google

und einem großen braunen Hunde aus dem Jahre 1883. Erwähnt ſei auch das ſchöne Bildnis Oswald Achenbachs von Angeli. Ganz in ſeiner Nähe hängt ein Bildnis von dem prachtvollen Wiener Meiſter Hans Canon, der in ſeinen Bildern ſtark von den Flamen abhängig iſt, aber ihre rauſchenden Farben und ihren breiten, ſicheren Vortrag ſo getroffen hat wie kein anderer moderner Meiſter. Auch bei dem erwähnten Bildnis zeigen die Behandlung der Hände und das Rot des Kiſſens den Einfluß der alten Meiſter, aber doch lange nicht ſo ſtark wie das Frauenbildnis oder der an van Dyck gemahnende Rüdenmeiſter oder der mit Jordaensſcher Freude am Materiellen gemalte Fiſchmarkt. Reich und gut iſt Lenbach vertreten. Mehr noch als die zwei Bilder des Fürſten Bismarck, das ſchöne Bildnis Werners von Siemens, das Helmholtzſche Ehepaar, die Landſchaft feſſeln zwei Damenbildniſſe aus dem Jahre 1870, die Gräfin Uſedom und Fräulein von Wertheimſtein, von denen das letztere ſein eindringendes Studium Rembrandts, beſonders auch in der Durchbildung der ſpäter von ihm ſo vernachläſſigten Hände, deutlich verrät, aber auch nicht unwürdig erſcheint, neben dem großen Holländer in eine Galerie aufgenommen zu werden. Sehr geſpannt war man darauf, einmal einer größeren Anzahl von Werken von Karl Guſſow zu begegnen, der ja in den achtziger Jahren eine große Rolle in Berlin geſpielt und auf viele Künſtler Einfluß ausgeübt hat. Vor den jetzt ausgeſtellten Damenbildniſſen erſcheint das kaum mehr begreiflich. Sie ſind mit virtuoſer Beherrſchung des Stofflichen durchgeführt und weniger geleckt als die Kieſels, von einer ſtarken, ſelbſtändigen Perſönlichkeit aber iſt weder in der Auffaſſung noch in maleriſcher Hinſicht etwas zu ſpüren. Immerhin ſind ſie bedeutend beſſer als die zehn Jahre ſpäter gemalten Auſtern- und Schenkmädchen, die es mit jedem Bouguereau an fader Süßlichkeit aufnehmen können.

Wir konnten aus der Fülle des Gebotenen nur einiges herausziehen, doch wird dies genügen, um ein Bild von der Reichhaltigkeit auch dieſer Retroſpektive zu geben. Es ſind auch einige Skulpturen — darunter ſehr ſchöne Büſten von Rauch und Rietſchel —, vortreffliche Medaillen von dem verſtorbenen Wiener Anton Scharff, Zeichnungen und Stiche ausgeſtellt, doch treten ſie an Bedeutung weit hinter den Ölgemälden zurück. Natürlich hat die übrige Große Ausſtellung daneben einen ſchweren Stand, und es mag alſo zum Teil darauf zu ſchieben ſein, daß ſie uns diesmal ſo ganz beſonders leer und bedeutungslos erſcheint. Aber daher allein kann der trübſelige Eindruck nicht kommen. Eine ganze Anzahl Künſtler, die ſonſt die Aufmerkſamkeit in erſter Linie auf ſich zogen, wie Dettmann, Otto H. Engel haben diesmal recht ſchwache Werke geſchickt, die Münchner Luitpoldgruppe fehlt und hat in Dresden und Weimar keinen guten Erſatz gefunden, das Ausland, das ſonſt doch immer einige Abwechſelung brachte, iſt überhaupt nicht vertreten. Eine Probe aufs Exempel konnte ich mit einem Bilde machen, das im vorigen Jahre im Münchener Glaspalaſt zwiſchen den anderen kaum bemerkt wurde, hier aber ſofort in die Augen fällt.

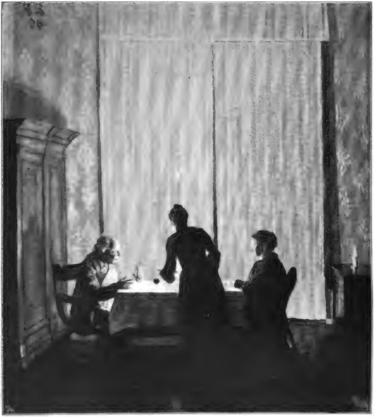
Im Mittelpunkt des Intereſſes ſtehen unzweifelhaft die im Hohenzollernſaal einander gegenüber aufgehängten großen Bilder von Anton von Werner, „Die Eröffnung des erſten Reichstags nach der Thronbeſteigung Wilhelms II.“ und „Der neunzigſte Geburtstag Moltkes“. Es ſteht ganz eigentümlich um den „Fall Werner“. Der Berliner Akademiedirektor, deſſen Ernennung ſeinerzeit wohl allgemein mit Freude begrüßt wurde, hat ſo leidenſchaftlich und erfolgreich gegen alle modernen Beſtrebungen Partei genommen, daß der von der anderen Seite gegen ihn geſchürte Haß nur zu begreiflich erſchien. So wurde er für manche jüngere Künſtler geradezu ein Schreckgeſpenſt. Von ſeinen Werken aber ſah man faſt nie etwas, wenn man ſich nicht darum bemühte. Da iſt es denn doch recht gut, wenn einmal gezeigt wird, daß es poſitiver Verdienſte bedarf, um in die höchſten Stellen aufzurücken. Die beiden Werke ſind im höchſten Grade achtunggebietend. Es iſt etwas echt Preußiſches in ihnen. Man hat etwa das Gefühl wie bei einer Parade: jeder Knopf iſt blank geputzt, und jeder Griff ſitzt. Nicht nur die Architektur und alles Beiwerk, die Uniformen und Waffen, ſind tadellos wiedergegeben, auch der Ausdruck und die Bewegungen der meiſten

Perſonen ſind durchaus charakteriſtiſch. Auch die großen Werke des Velazquez beſitzen dieſe zeremonielle Genauigkeit. Aber der Spanier beſaß noch etwas, was hier fehlt, das künſtleriſche Temperament, das alle Einzelheiten dann doch wieder dem großen maleriſchen Geſamteindruck unterzuordnen weiß. Am ſtärkſten macht ſich dies bei der Reichstagseröffnung bemerkbar. Während man hier die Bildnisfiguren des Vordergrundes bewundert, hat die Hauptgruppe mit dem Kaiſer beinahe etwas Nebenſächliches und Puppenhaftes. Mag der Vorgang in der Wirklichkeit auch von fern ſo ausgeſehen haben, ſo hat doch der Künſtler in einem ſolchen Falle über die Wirklichkeit hinauszugehen. Alle die Momente, die außer dem ſichtbaren Bilde zur Erhöhung der Feierlichkeit beitragen, muß er mit ſeinen Mitteln zu erſetzen ſuchen. Bei dem Geburtstag Moltkes iſt wenigſtens der Verſuch gemacht, das Intereſſe durch die Behandlung des Lichtes, Miſchung von künſtlichem und natürlichem Licht, zu erhöhen. Ein wirklicher Meiſter des Lichtes und der Farbe hätte aber noch ganz andere Wirkungen daraus gezogen. Immerhin: ſo weit dieſe Bilder von einem Velazquez oder Rembrandt entfernt ſind, ſo erfüllen ſie doch ihren Zweck etwa wie die Malereien eines Lebrun oder van der Meulen in Verſailles. Das deutſche Volk wird dem Künſtler einſt dankbar ſein, daß er Vorgänge aus der Geſchichte ſeiner Zeit ſo treu feſtgehalten hat.


Hans Baluſchek: Mittag. Ausſtellung der Berliner Sezeſſion 1906.

Im übrigen iſt es ſchwer, eine Auswahl zu treffen. Wie immer findet ſich eine ganze Anzahl hübſcher Landſchaften, ſo ein ſtimmungsvolles, breit gemaltes Winterbild mit großen Bäumen und einem leuchtenden Hintergrunde von Kolbe, eine ernſte und doch anheimelnde Hügellandſchaft aus der Mark mit einem kleinen See von Max Richter, ein ſchöne Hoffnungen erweckendes Bild „Bei der Arbeit“ von dem Sohne Albert Brendels, ein großes, offenbar von den Belgiern beeinflußtes Städtebild mit einer mächtigen Kirche, „Das tote Veere“, von dem Düſſeldorfer Clarenbach, ein paar feine Herbſtlandſchaften von Lieſegang und eine weite, in ſtrahlendem Sonnenlicht ſich ausbreitende Landſchaft von dem Wiener Tomec; dann natürlich einige gute Bildniſſe, vor allem das ungemein vornehme und delikate einer Dame von dem greiſen Grafen Harrach und ein natürlich viel beſprochenes, ſehr lebendiges des Generalleutnants von Trotha von Otto Seeck, ein paar liebenswürdige Intérieurs, einige vortreffliche Steinzeichnungen von Kappſtein, eine Anzahl humorvoller Zeichnungen in den Sälen des Verbandes deutſcher Illuſtratoren. Einen tieferen Eindruck machen nur ganz wenige Werke. Drei möchte ich herausgreifen. An erſter Stelle Eugen Brachts Bilder aus der deutſchen Eiſeninduſtrie: in ſchlichter Proſa, ohne Meunierſches Pathos vorgetragene Anſichten von Stahlwerken in Hörde und Dortmund, mit ausgezeichneter Darſtellung der ungeheuren, alles verſchleiernden Rauchmaſſen in jener vornehmen, durchgeiſtigten Malweiſe, wie ſie Brachts Schöpfungen eignet. Der Künſtler drängt uns nicht ſeine Meinung über die Dinge auf, ſondern zeigt ſie uns nur ſo, wie ſie ſein Malerauge geſehen hat. Durch ſein liebenswürdiges Entgegenkommen ſind wir in den Stand geſetzt, eine Skizze dazu farbig zu bringen. In demſelben Saale hängt die „Tänzerin“ (Miß Allan) von Otto Marcus, die nach den Erfolgen Iſadora Duncans das Publikum natürlich ſtark anzieht. Ich glaube, daß der Künſtler künftig noch weit über dieſe auf die Dauer ein wenig leer wirkende Kompoſition hinauskommen wird, aber die muskulöſen Glieder ſind ſo gut modelliert, Bewegung und Beleuchtung ſo überzeugend wiedergegeben, daß man ihn auch zu dieſem Werke warm beglückwünſchen kann. Handelt es ſich hier um einen rüſtig emporſtrebenden Künſtler, ſo iſt Joſef von Brandts, „Hurra!“, eine Szene aus irgendeinem oſteuropäiſchen Kriege, das Werk eines Sechzigers. Aber ein erſtaunlich friſches Werk! Welches Leben ſteckt darin, wie wird der Blick trotz des epiſodenreichen Vordergrundes auf die Haupthandlung links hinten gelenkt, und wie ſind die hellen und leuchtenden Farben zu einheitlicher Wirkung zuſammengefaßt!

Die Skulpturen ſind wie gewöhnlich hauptſächlich in dem großen Querſaal und in dem hinterſten Saal aufgeſtellt. Letzterer iſt diesmal eine wahre Schreckenskammer geworden — dank den beiden Gruppen von Eberlein. Ich habe Eberlein oft in Schutz genommen und meiner aufrichtigen Freude darüber Ausdruck gegeben, als 1900 in Paris ſein großes formales Talent anerkannt wurde. Der krampfhaft dichtende Schiller und der erblindende, den Herkulestorſo betaſtende Michelangelo aber liegen ſo weit jenſeits von aller auch nur diskutierbaren Kunſt, daß einem nichts übrigbleibt, als ſchaudernd wegzugehen. Im Querſaal ſind vor allem zwei Kollektionen zu ſehen, ſehr verſchiedenartige und verſchiedenwertige, meiſt bekannte Werke von Herter und Büſten und Statuen von dem Charlottenburger Wilhelm Wandſchneider, darunter eine etwas akademiſche, aber fein durchgebildete Bronzeſtatue „Der Sieger“, eine ſchöne weibliche Marmorfigur „Jugend“ und eine wundervolle Marmorbüſte des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Sehr eigenartig und ungemein lebendig wirken ein paar polychrome Frauenbüſten, bei denen das Material nicht wie bei Klinger nur getönt, ſondern wie bei den Florentiner Terrakotten und bei dem Spanier Montañez naturgetreu bemalt iſt. Die drohende Gefahr, wachsfigurenartig zu wirken, hat Wandſchneider glücklich umſchifft. In eigenartigem Gegenſatz ſteht die ſtiliſierte Porträtbüſte aus Sandſtein, die gleichfalls in dieſem Hefte abgebildet iſt. Auch ſonſt ſind in dieſem Saale noch einige recht hübſche Werke aufgeſtellt: eine anmutvolle Grabfigur von Hinterſeher, Büſten von Götz und Schauß, eine „Sandalenbinderin“ von Lewin-Funcke und anderes. Einige Enttäuſchung bereitet dagegen die Ausſtellung von Ernſt Wenck. Der Künſtler zeigt ſich in ihr von Rodin, Bartholomé, Lagae und anderen Meiſtern beeinflußt und kommt darüber nicht zu einer wirklich eigenen Ausdrucksweiſe. Die ſchönſte Skulptur der Ausſtellung iſt unzweifelhaft Tuaillons Kaiſer Friedrich, deſſen Abguß im Vorgarten aufgeſtellt iſt. Selten wohl iſt die Verleihung einer großen goldenen Medaille mit ſolcher Genugtuung begrüßt worden. Die Berliner können ſich nun wenigſtens eine annähernde Vorſtellung davon machen, wie imponierend das Bronzeoriginal in Bremen wirkt.



Heinrich Reifferſcheid: Beim Abendeſſen. Ausſtellung der Berliner Sezeſſion 1906.

Über die Sezeſſionsausſtellung vor einem ſo großen Publikum wie dem der Weſtermannſchen Monatshefte zu ſprechen, iſt ſehr ſchwierig. Aber ich will es verſuchen, mich verſtändlich zu machen. Wenn jemand in jedem Jahre zehntauſend oder mehr Kunſtwerke anzuſehen gezwungen iſt, von denen nur ganz wenige über ein gewiſſes anſtändiges Durchſchnittsmaß hinausgehen, atmet er auf, wenn er einmal einem begegnet, das — anders iſt als die anderen, das irgendeinen Nerv in ihm auf beſondere Weiſe ſchwingen läßt. Das braucht nicht nur durch die neuartige Behandlung eines Gegenſtandes zu geſchehen, ſondern vielleicht ſchon durch die aparte Zuſammenſtellung zweier Farben oder durch die Art, wie eine Figur eine andere überſchneidet. Für den naiv empfindenden, nicht überſättigten Kunſtfreund exiſtieren natürlich ſolche Beweggründe nicht. Er hat das gute Recht, auch da rundweg abzulehnen, wo wir anderen den Vorzügen zuliebe über die ſchlimmſten Fehler hinwegzuſehen geneigt ſind. Auf unſeren heutigen Sezeſſionsausſtellungen ſind nun ſolche Fälle nicht etwa vereinzelt, ſondern ſie beſtehen zu einem beträchtlichen Teil aus Werken, in denen ein Funke von Genie mit zäher, widerſtrebender Materie ringt, oder aber aus ſolchen, in denen ſchlaue Nichtskönner

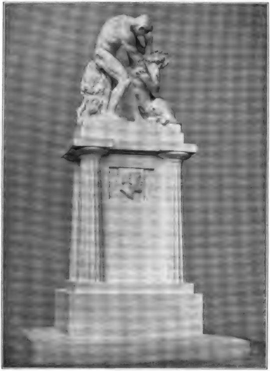
Digitized by Google

ſich genialiſch gebärden, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Während in Berlin gewiſſe Geſellſchaftskreiſe aus Snobismus alle dieſe Erzeugniſſe, die talentvollen wie die marktſchreieriſchen, bewundernd anſtaunen, lehnen die anderen die ganze Ausſtellung ab. Der Kritiker aber befindet ſich beinahe in einer verzweifelten Lage. Er muß ſich hüten, den Genius zu hemmen, auch wenn er ſich zunächſt ſcheinbar verrückt gebärdet, und darf doch mit ſeiner ablehnenden Meinung nicht hinterm Berge halten, will er das Publikum nicht irreführen. Abſolute Werturteile gibt es nicht. So kommt es, daß oft die vernünftigſten Leute hier diametral verſchiedene Anſichten über dasſelbe Werk haben.

Als Ausſtellung der Berliner Sezeſſion iſt die Veranſtaltung am Kurfürſtendamm ziemlich mäßig. Daß Liebermann und Leiſtikow höchſt intereſſante, ſelbſt in ihren Fehlern intereſſante Künſtler ſind, das wiſſen wir längſt, ebenſo, daß Slevogt und Kardorff, die beiden Hübner ernſt ſtrebende und ernſt zu nehmende Männer ſind. Aber der junge Nachwuchs, auf den man von Jahr zu Jahr immer wieder hofft, läßt ſehr viel zu wünſchen übrig. Als Ausſtellung an ſich iſt ſie aber wiederum doch recht intereſſant, weil ſie den Beſchauer, der in den letzten Jahren nicht aus Deutſchland herausgekommen iſt, mit einer ganzen Anzahl origineller ausländiſcher Künſtler bekannt macht. Leider iſt aber auch hier die Spreu vom Weizen nicht geſondert. Dazu kommt, daß die Bilder lieblos gehängt ſind. Das macht ſich um ſo fühlbarer, als die Räume und die prachtvollen Sitzgelegenheiten an ſich zunächſt einen vornehmen Eindruck hervorrufen.

Den Clou der Ausſtellung bildet diesmal eine Szene aus der Sixtiniſchen Kapelle von Max Liebermann: Leo X. ſegnet die fremden Pilger. Ich kann mich nicht ganz mit dem Werke befreunden. Nimmt man es als „Impreſſion“, ſo iſt zuviel daran herumgedoktort worden, nimmt man es als fertiges Bild, ſo erſcheint es auf halbem Wege ſtecken geblieben. Liebermann iſt nicht bis zu dem echten Impreſſionismus vorgedrungen, der aus Farbenflecken die Natur vortäuſcht. Man ſieht doch immer wieder die Farbenflecke. Auf der Höhe ſeiner Kunſt zeigen ihn dagegen die Bildniſſe, insbeſondere das des Theaterdirektors Baron von Berger, obwohl ſie etwas reichlich chargiert ſind. Da ſteckt wirkliches plaſtiſches Leben darin. Slevogt hat ein Damenbildnis und das Bildnis eines Generals ausgeſtellt. Im Ausdruck iſt mir das erſtere lieber, während das letztere durch ſeine Farbenzuſammenſtellung — die weiße, ordenbedeckte Uniform zu dem roten Lederſtuhl — geradezu blendet. Bei beiden aber fehlt die rechte Körperlichkeit, um ſie zu wahrhaften Kunſtwerken zu machen. Leiſtikow iſt mit einem ungemein vornehmen, ganz aus grünen und weißgrauen Tönen gewirkten „Haus im Park“, einer von Nebeldünſten umgaukelten „Liebesinſel“ und einem ziemlich anfechtbaren „Reiffroſt“ vertreten. Corinth, der neulich bei Caſſirer eine geradezu abſcheuliche Ausſtellung hatte, hat eine „Kreuzabnahme“ und eine „Kindheit des Zeus“ gemalt, die vortreffliche Einzelheiten beſitzen, als Bilder aber gleich widerwärtig ſind. Der bei der „Kreuzabnahme“ eine rieſige Butterſtulle mit ſchmunzelndem Behagen verzehrende Krieger iſt ſogar empörend. Die Synoptiker bezeugen einſtimmig die Ergriffenheit des römiſchen Hauptmanns (Matthäus ausdrücklich auch derer, die bei ihm waren) beim Tode Jeſu. Herr Corinth braucht die Heilsgeſchichte nicht zu kennen, das iſt ſeine Sache. Aber ihr ergreifendſtes Ereignis gleichſam zum Geſpött zu machen, das wollen wir uns nachdrücklich von ihm verbitten. Glücklicherweiſe ſind ſolche Ausſchreitungen auch bei den „nichts als Malern“ ſelten. Aber Männer wie Kalckreuth und Israels, die tief empfundene ſchöne Bilder ausgeſtellt haben, kann man nur mit Schmerz in ſolcher Geſellſchaft ſehen. Von den jüngeren Mitgliedern der Sezeſſion iſt von Kardorff am beſten vertreten. Sein weiblicher Akt iſt etwas gequält, aber durchaus ernſt durchſtudiert, und eine ebenſo ehrliche Arbeit iſt das Bildnis ſeines Vaters. Bei ihm hat man das Gefühl einer ſtrengen Selbſtzucht, die zu erfreulichen Ergebniſſen führen wird, während der oft mit ihm zuſammen genannte Leo von König Gefahr läuft, ſich in unfruchtbaren Experimenten zu verlieren. Die beiden Hübner haben tüchtige Werke eingeſandt, Robert Breyer ein wundervolles, ſchlechthin vollendetes Stilleben. In rüſtigem Vorwärtsſchreiten iſt Hans Baluſchek begriffen. Sein „Mittag“ — eine Arbeiterfrau bringt ihrem unter Bäumen ſitzenden Manne das Mittagbrot — und ſein „Vagabund“, der draußen am Havelſee in der Dämmerungsſtunde auf einer Bank eingeſchlafen iſt, ſind ebenſo charakteriſtiſch aufgefaßt wie ſeine früheren Bilder und ihnen maleriſch noch überlegen. Das wären in der Hauptſache die erwähnenswerten Berliner Bilder der Ausſtellung. Die jüngſten Mitglieder überbieten ſich derart im wilden Farbenauftrag und ſind zum großen Teil in ſo äußerlicher Nachahmung berühmter Meiſter befangen, ohne wirklich ſolides Können zu zeigen, daß uns nichts übrigbleibt als abzuwarten, was aus dieſem gärenden Moſt noch werden wird.

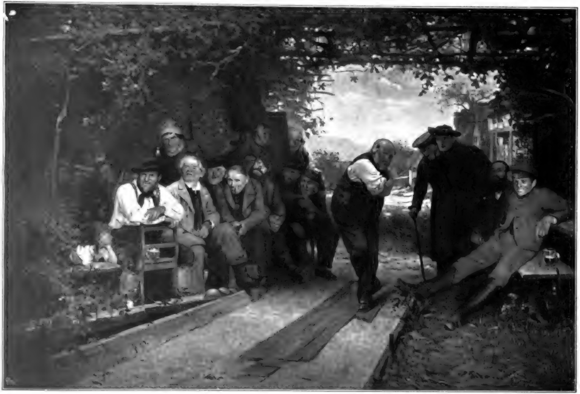
Von den ziemlich ſpärlich vertretenen, nicht in Berlin anſäſſigen deutſchen Künſtlern ſei der als Radierer wohl bekannte, als Maler noch kaum hervorgetretene Düſſeldorfer Heinrich Reifferſcheid genannt, der in einer gemütlichen Szene beim Abendbrot ſitzender alter Leute eine ungemein kräftige Lichtwirkung erreicht hat.


Fritz Klimſch: Preisgekrönter Entwurf zum Berliner Virchowdenkmal.

Die ausländiſchen Werke der Ausſtellung machen den Eindruck, als ſeien ſie Meier-Graefe zuliebe ausgeſucht worden. Wenigſtens finden wir zum größten Teil Werke, die in ſeiner „Entwickelung der modernen Kunſt“ dithyrambiſch gefeiert worden ſind. In dieſem Überſchwang vermögen wir ihm nicht zu folgen. Vuillards und Bonnards wie alte Gobelins wirkende dekorative Malereien zeigen einen raffinierten, aber doch müden Farbengeſchmack. Ich kann mir nicht recht denken, wie man ſich dauernd mit Malereien umgeben kann, die nur aus der Entfernung das Ungefähr einer Landſchaft mit Figuren vorgaukeln. Ähnlich ſteht es mit den Neoimpreſſioniſten, denen ein ganzer Saal eingeräumt iſt. Früher wurde uns immer geſagt, daß nur durch dieſe Anwendung reiner Farben die Leuchtkraft der Natur zu erreichen ſei, und daß ſich die Syntheſe der einzelnen Farbenflecke im Auge vollziehen ſolle. Aber die Punkte ziehen ſich — wenigſtens für das normale Auge — gar nicht zuſammen, man müßte denn kilometerweiſe zurücktreten. Die Neoimpreſſioniſten wollen denn auch gar keinen Natureindruck erreichen. Das Farbengeflimmer iſt ihnen Selbſtzweck, die Gegenſtände haben nur ſuggeſtive Nebenbedeutung. Allein auf dieſe Weiſe bekommt ihre Kunſt einen gewerblichen Zug und kann die andere Malerei nimmermehr erſetzen. Daß viele ihrer Werke einen höchſt pikanten Reiz auf die Netzhaut ausüben, ſoll keineswegs geleugnet werden. Maurice Denis wird neuerdings als der Fortſetzer, wenn nicht Überwinder von Puvis de Chavannes gefeiert; aber kann die Zukunft einer bewußt archaiſierenden, bewußt ſtammelnden Kunſt gehören? Il faut être de son temps, wird uns von den Anhängern der ultramodernen Richtung vorgehalten. Aber Männer ihrer Zeit waren Courbet und Millet, waren Uhde, Liebermann und Kalckreuth. Dieſe modernſten Franzoſen ſind nicht der Ausdruck einer Zeit, ſondern einer überſättigten, nervöſen Geſellſchaftsklaſſe; als ſolche ſehr merkwürdig und intereſſant, aber auch gefährlich. Bei vielen von ihnen hat man das Gefühl, daß ſie im Bewußtſein, nicht ſtark genug zu ſein, um ſich auf normalen Wegen auszuzeichnen, durch Bizarrerien auffallen wollen.

Glücklicherweiſe gibt es auch unter den ausgeſtellten ausländiſchen Werken durch und durch geſunde Kunſt. Dazu rechne ich die Kollektion des ſo jung verſtorbenen Belgiers Evenepoel, der nicht nur Farbenflecke geiſtreich nebeneinanderſetzen, ſondern wirkliches Leben damit hervorzaubern wollte. Sein vor einen matten Gobelin geſetztes „Rotes Bildnis“, das uns ſchon Säle weit entgegenleuchtet, iſt weit mehr als eine effektvolle Farbenzuſammenſtellung. Dazu rechne ich auch den Norweger Werenſkiold, die belgiſchen Maler Laermans, Frederic und Claus und den belgiſchen Bildhauer Viktor Rouſſeau, der wohl der talentvollſte unter der jüngeren Generation iſt. Bei ſeiner kleinen Bronzegruppe „Freundſchaft“ wetteifert die Feinheit der Durchbildung mit der Zartheit der Empfindung.

Auf der Sezeſſionsausſtellung iſt auch Fritz Klimſch mit drei Werken vertreten, deſſen preisgekrönter Entwurf zum Virchowdenkmal in der letzten Zeit ſo viel hat von ſich reden machen. Wir bilden das Werk ab, weil es grundſätzliche und ſymptomatiſche Bedeutung hat. Ob die Gruppe die Tätigkeit des großen Mediziners glücklich und verſtändlich veranſchaulicht, darüber kann man wohl ſeine Bedenken haben. Indes könnte man dem durch eine geſchickte Inſchrift abhelfen. Aber darum handelt es ſich hier zunächſt nicht. Es handelt ſich darum, ob unſere Straßen und Plätze immer und immer wieder mit ſtehenden und ſitzenden Männlein in Marmor und Bronze bevölkert werden ſollen, und ob wir unſere großen Männer nicht beſſer als mit ſolchen Hoſenſkulpturen ehren können. Für wen errichten wir denn Denkmäler? Doch nicht für die Kollegen des Verſtorbenen, die jetzt in flammenden Proteſten ihren Virchow fordern, ſondern für die Nachwelt. Der iſt es aber höchſt gleichgültig, was für Arme, Beine, Röcke und Hoſen unſere Berühmtheiten gehabt haben. Es iſt eine Erfahrungstatſache, daß ein künſtleriſch bedeutendes Denkmal nicht nur zu längerem Verweilen, ſondern auch zu näheren Fragen nach ſeinem Sinn und Zweck anregt, während man an den meiſten unſerer üblichen Statuen achtlos vorübergeht, falls ſie nicht gerade die vertrauten Züge eines Luther, Goethe, Schiller, Bismarck tragen. Klimſchs Entwurf, der eben nur ein Entwurf iſt und bei der Ausführung noch einige Retuſchen vertragen könnte, würde deshalb nicht nur zur Verſchönerung des Berliner Stadtbildes, ſondern auch zum Ruhm des Verſtorbenen beitragen. In Hamburg hat man vor kurzem den gewaltigen Roland-Bismarck enthüllt, der nicht minder heftige Einſprache erfahren hatte, jetzt aber als eins der großartigſten Denkmäler unſerer Zeit gefeiert wird. Die Erteilung des Preiſes an Klimſch läßt uns hoffen, daß auch in Berlin ein anderer Geiſt Einzug halten wollte. Möchte dieſe Hoffnung nicht zuſchanden werden!



Wilhelm Zimmer: Auf der Kegelbahn. (1876.) Große Berliner Kunſtausſtellung 1906.

Zu Genſel: Die bildenden Künſte.

Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stil- und Modewechſel

Ein Beitrag zur Pſychologie des Geſchmacks

von

Johannes Gaulke

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Wir haben keinen eigenen Stil! Wie oft haben wir in den letzten Jahrzehnten aus dem Munde zünftiger Äſtheten dieſe tiefgründige Erkenntnis vernommen! Sofern der Stil der künſtleriſche Ausdruck beſtimmter Geiſtesrichtungen iſt, ein Komplex ſcharf begrenzter Formen, welche die jeweilige Architektur, die Erzeugniſſe der Kunſt und des Handwerks, das Koſtüm und ſelbſt den Habitus des Menſchen beherrſchen (Haar- und Barttracht uſw.), ſo iſt jener Vorwurf durchaus gerechtfertigt. Aber in ſeiner Begründung treffen die Herren Äſtheten meiſtens daneben. Einmal wird der Mangel einer großzügigen, allgemeinen Weltanſchauung als Grund für die Zerfahrenheit in der künſtleriſchen Formenſprache angeführt. Das andere Mal ſoll das Abwechſelungsbedürfnis des modernen Menſchen ſchuld daran ſein. Beide Begründungen bleiben auf der Oberfläche haften. Zu einer annähernd richtigen Bewertung der Welt der Erſcheinungen gelangen wir erſt dann, wenn wir zugleich auch die *Produktions-* und *Wirtſchaftsform* der Zeit in den Kreis unſerer Betrachtung ziehen. Beide Faktoren ſpielen im Zeitalter des Kapitalismus eine ſo bedeutende Rolle wie etwa in früherer Zeit die Religion.

Während der griechiſche Tempel ſowohl wie der gotiſche Dom als Ganzes wie in allen Einzelheiten die religiöſe Zeitſtimmung widerſpiegelt, drückt ein moderner Profanbau, das Fabrikgebäude, das Warenhaus oder die Mietskaſerne, die ökonomiſche Grundidee des Kapitalismus aus. Oder ſtellen wir den Fabrikſchlot der griechiſchen Säule gegenüber. Zwei architektoniſche Symbole; das eine drückt den Zweckgedanken der kapitaliſtiſchen Zeit aus, das andere das Schönheitsbedürfnis des klaſſiſchen Altertums ... Wir haben keinen eigenen Stil! Ja, können wir denn überhaupt einen haben? Der Stil, die feſtumgrenzte Formenſprache, kann nicht über Nacht erfunden werden; er braucht Zeit zu ſeiner Entwickelung. Viele Generationen ſind dahingeſtorben, ehe die Gotik der Idee des Chriſtentums den abgeklärteſten künſtleriſchen Ausdruck geben konnte. Heute iſt die Zeit wie auch die menſchliche Arbeitskraft zu einem Wertfaktor geworden. Zeitverluſt iſt Geldverluſt! Der Kapitalismus hält ſich nicht mit „zweckloſen" Arbeitsleiſtungen, die einen Geldverluſt darſtellen, auf. Werte ſchaffen, die ſich immerfort in neue Werte umſetzen laſſen, iſt der Zweck aller Arbeit. Die merkantiliſche Lebensauffaſſung iſt die Urſache des Stilmangels unſerer Zeit.

Der Stil iſt eine Angelegenheit der Mode geworden. Es iſt bezeichnend für das Jahrhundert des Kapitalismus und Induſtrialismus, daß es keinen eigenen, ſeine beſondere Gedankenwelt reflektierenden Stil hervorgebracht hat. War es ein Charakteriſtikum der großen Kultur- und Kunſtepochen der Vergangenheit, wie der Gotik, der Renaiſſance, des Barock und Rokoko, daß ſie ſich ausſchließlich eines Stils für die geſamte kirchliche und profane Architektur bedienten, ſo haben im neunzehnten Jahrhundert faſt alle uns räumlich wie zeitlich gleich fernliegenden Bauſtile eine Neubelebung erfahren — ſie ſind der Reihe nach „modern" geworden. Selbſtverſtändlich iſt der Moderniſierungsprozeß nicht bei der Architektur ſtehen geblieben, ſondern er hat ſich gleichzeitig auf das Gebiet der Innendekoration und des Kunſthandwerks ausgedehnt.

Fragen wir nach den Gründen dieſer eigentümlichen Erſcheinung, ſo ſind ſie ſowohl im Menſchen ſelbſt zu ſuchen, als auch in den wirtſchaftlichen Zuſtänden, die ihm das zeitgemäße Kolorit geben. Die Wandelbarkeit des Geſchmacks iſt ſchließlich nur die Reſultante der geſamten Lebensbedingungen des modernen Menſchen. Feſtbegrenzte Lebens- und Kunſtformen, ein abgeklärter Geſchmack, der in einem einheitlichen Stil zum Ausdruck gelangt, kann ſich nur unter feſten Verhältniſſen entwickeln. Der Menſch muß ſeßhaft ſein, „an der Scholle kleben“, oder etwas beſitzen, das er nach ſeiner Weiſe ausgeſtalten und verſchönern kann. Der moderne Großſtädter, der in der Verfolgung ſeiner Berufsintereſſen von einem Quartier in das andere gedrängt wird, kann unmöglich Gefallen an ſeiner engeren Umgebung finden. Sein Leben ſpielt ſich in der Hauptſache außerhalb der vier Wände ab; die Mietswohnung, auf die er nach Lage der Dinge angewieſen iſt, die ihm im weſentlichen als Schlaf- und Ankleideraum dient, kann er nur als ein Proviſorium betrachten. Das neue Geſchlecht, das in den Induſtriezentren herangewachſen iſt, kennt das Heimatgefühl der Altvorderen, denen die Wohnung das erweiterte Ich war, nicht mehr.

Die Abwechſelung und Wechſelhaftigkeit, welche die moderne Wirtſchaft in das Leben des einzelnen bringt, ruft notwendig die Wechſelhaftigkeit des Geſchmacks hervor. Wir können überall beobachten, daß die Verbrauchsperiode der täglichen Gebrauchsgegenſtände immer kürzer wird. Noch zur Zeit unſerer Großeltern mußten die Wirtſchaftsgeräte, die Möbel und ſelbſt die Kleidungsſtücke ein Menſchenalter und darüber hinaus aushalten. Man denke an den zu einer komiſchen Berühmtheit gewordenen „Bratenrock“, der ſich von dem Vater auf den Sohn vererbte, in dem mehrere Generationen die feierlichſten Augenblicke des Lebens, freudvolle und leidvolle Stunden durchlebten! Heute iſt man nicht ſo ſentimental, ein Kleidungsſtück ſeines Alters wegen zu reſpektieren. Ein Rock oder ein Hut, der viele Jahre hindurch ſeinen Zweck als Kleidungsſtück erfüllen könnte, wird meiſtens ſchon nach Ablauf der Saiſon ohne Berückſichtigung des Gebrauchswertes außer Kurs geſetzt. Ebenſo erreicht das Mobiliar in bürgerlichen Häuſern kaum die Verbrauchsperiode eines halben Menſchenalters. Oft genug überleben die beliebten „Nußbaum“möbel kaum die erſte Mietswohnung eines neubegründeten Hausſtandes. Entweder werden die Prunkſtücke der „guten Stube“, das „Vertiko“ und der „Trumeau“, allzubald unmodern, oder ſie gehen gar aus dem Leim — und die Neuanſchaffungen nehmen ihren Anfang.

Das Abwechſelungsbedürfnis, das unſer Publikum als Folge der geſamten Lebenslage und Lebensauffaſſung beherrſcht, erfährt durch die Geſchäftspraktiken des modernen Unternehmertums noch eine bemerkenswerte Steigerung. Nach dem kapitaliſtiſchen Grundſatz, daß bei einem großen Umſatz und kleinen Preiſen immer die beſten Geſchäfte zu machen ſind, arbeitet das Unternehmertum ausſchließlich darauf hin, die Kaufluſt des Publikums anzureizen. Das geſchieht, indem es immerfort etwas Neues auf den Markt wirft und das Neue zugleich als das Beſſere und Praktiſchere den Konſumenten anpreiſt.

Ich will eine Induſtrie, die ganz beſonders mit „Mode“ durchtränkt iſt, nämlich die Bekleidungsinduſtrie und ihre Geſchäftspraktiken, zu dieſem Zweck ein wenig näher betrachten. Wenn bei den Erzeugniſſen anderer Induſtrien (z. B. der Möbelinduſtrie) der Stilbegriff noch nicht ganz verloren gegangen iſt — man ſagt in einer gänzlichen Verkennung der äſthetiſchen Werte: dieſer oder jener Stil iſt „modern“ geworden! —, ſo ſcheidet er im heutigen Koſtüm überhaupt aus. Die Bekleidungsinduſtrie kennt nur den Begriff der Mode, der eine vorübergehende Erſcheinung ausdrückt, etwas, das keine hiſtoriſche Entwicklung durchgemacht hat, ſondern lediglich der Tageslaune entſprungen iſt.

Frühere Jahrhunderte, als noch jedem einzelnen Stande, dem Ritter, dem Gelehrten, dem Bürger und Bauern, durch eine von der Obrigkeit erlaſſene Kleiderordnung der Verbrauch von Kleiderſtoffen, Zuſchnitt und Farbe des Koſtüms vorgeſchrieben war, kannten keine Mode in unſerem Sinne. Das Koſtüm bewegte ſich in feſtſtehenden Formen; es hatte Stil. Die Mode iſt ein echtes Kind unſerer Zeit. Ihre Geburtsſtunde iſt die große franzöſiſche Revolution, welche der ſtändiſchen Organiſation ein jähes Ende bereitet hat. Das Bürgertum, das ſich nunmehr den anderen Ständen als ein in ſozialer und wirtſchaftlicher Beziehung ebenbürtiger Stand anreihte, riß auch die äußerlichen Merkmale des Standesgeiſtes nieder. Neben vielen hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten verſchwanden auch die Kleiderordnungen; für alle Geſellſchaftsklaſſen galt fortan ein Koſtüm, das zwar in Stoff und Zuſchnitt vielfache Nuancen aufweiſt, aber niemals ſeine Grundform verleugnet. Frack und Zylinder, dieſe unmöglichſten aller Kleidungsſtücke, haben gleichſam eine ſymboliſche Bedeutung für unſer Zeitkoſtüm erlangt.

Die Vereinheitlichung des Koſtüms, die ſeit der großen franzöſiſchen Revolution her datiert, hat indeſſen erſt durch die wirtſchaftliche Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts eine reale Baſis erhalten. Der induſtrielle Kapitalismus konnte ſich nicht mit Kleinigkeiten aufhalten oder gar ſeinen Abſatz auf einen Stand beſchränken. Je größer der Umſatz, um ſo bedeutender der Nutzen! Die Bekleidungsinduſtrie mußte, wie jede andere, ſich an alle Bevölkerungsſchichten wenden, um ihre Produkte unterzubringen. Und dieſe mußten wiederum ſo beſchaffen ſein, daß ſie dem Bedürfnis aller entſprachen. Je einfacher und zweckentſprechender der Artikel iſt, um ſo größer iſt auch die Verkaufſchance. Es allen recht zu machen, iſt das ganze Geheimnis des kaufmänniſchen Erfolges. Solange der Gewerbetreibende es immer nur einem recht zu machen hatte, war das Geſchäft verhältnismäßig einfach. So hatte der alte Maßſchneider immer nur den Geſchmack ſeines Auftraggebers zu berückſichtigen, während der moderne Großinduſtrielle der Konfektionsbranche nach einem alljährlich durch die Herrſcherin Mode feſtgeſetzten Schema, das für alle Länder Geltung hat, fabriziert, um ſeine Fabrikate überall abſatzfähig zu machen.

Aus Vorſtehendem ergibt ſich, daß der individuelle Geſchmack im Koſtüm ſtetig zurücktritt, und daß der Zuſchnitt des Kleidungsſtückes, die Mode, immer nur für eine beſtimmte Produktionsmenge gilt. Sobald der Fabrikant die letzten Reſte eines Modeartikels abgeſetzt hat, muß er — um auf dem „laufenden“ zu bleiben — ſchleunigſt das Allerneueſte ſeinem Publikum anbieten. Die Mode iſt demnach — mag ſie auch unter dem Vorwande, das ſogenannte allgemeine Bedürfnis oder ein beſonderes Schönheitsbedürfnis zu decken, „kreiert“ werden — nichts weiter als ein wirtſchaftlicher Kniff, hervorgerufen durch das Anlage- und Verwertungsbedürfnis des Kapitals.

Somit iſt die Mode zu einem Wirtſchaftsproblem geworden, das frühere Generationen nicht gekannt haben. Das erſte Merkmal der Mode iſt, wie bemerkt, ihre allgemeine Gültigkeit. Alle Gebrauchsgüter, vom Hute bis zum Stiefel, vom Überzieher bis zum Hemde, von der Krawattennadel bis zum Spazierſtock, aber auch alle Stände und Klaſſen, alle Länder und Völker hat die Mode in das Bereich ihrer Herrſchaft gezogen. Das andere, nicht minder charakteriſtiſche Merkmal der Mode iſt in ihrem raſenden Wechſel zu ſehen. In früheren Zeiten trat ein Wechſel der Bedarfsgeſtaltung gewöhnlich erſt dann ein, wenn der in Betracht kommende Gegenſtand gründlich verbraucht war. Heute ſpielt der Gebrauchswert, namentlich im Damenkoſtüm, kaum noch eine Rolle. —

Die Mode iſt indeſſen nicht bei der Bekleidungsinduſtrie ſtehen geblieben, ſondern hat ſchließlich auch das Kunſthandwerk, die Kunſtinduſtrie und die Architektur in ihr Herrſchaftsgebiet gezogen. Ich habe bereits darauf hingewieſen, daß im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts alle erdenklichen Stile „modern“ geworden ſind — ein künſtleriſches Armutszeugnis, wie es kaum eine andere Zeit aufzuweiſen hat. In der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte die Kunſt überhaupt alle Beziehungen zum Leben und Volkstum verloren. Der Kunſtgeſchmack hatte den denkbar größten Tiefſtand erreicht. Die vornehme Welt und die Geiſtesariſtokratie äſthetiſierte zwar viel in ihren Teekränzchen, aber ihre einſeitig abſtrakte Geiſtesbildung war nicht dazu angetan, die wirkliche Kunſt dem Leben zurückzuerobern. Die Geiſteskultur jener Zeit war in ihrer Weſensart eine philoſophiſche, keine künſtleriſche. Die führenden Geiſter, die ſich an der ſatten Kultur der Vergangenheit berauſchten, waren in ihrem innerſten Weſen echte Spießbürger, denen jegliche künſtleriſche Genußfreudigkeit fehlte. Selbſt die Künſtler, Cornelius und die übrigen Nazarener und Romantiker, waren Asketen, wie es uns allein ſchon die ſchemenhaften Gebilde ihrer künſtleriſchen Muſe andeuten. Die überſprudelnde Lebensfreude, das ſinnliche Genießen war ihnen verhaßt, und die Pracht- und Luxusentfaltung galt ihnen als eine Sünde gegen den Geiſt der Kunſt. Legte doch ſelbſt Goethe keinen Wert auf eine luxuriöſe Umgebung, die er gerade gut genug hielt für Menſchen, die keine Gedanken haben.

Es mag zutreffen, daß die Äſtheten und Literaten der Biedermeierzeit aus der Not eine Tugend gemacht haben, indem ſie alles von ſich wieſen, was als Merkmal einer äſthetiſchen Kultur gelten kann. Die Zeit war arm an materiellen Gütern, die Tradition mit der genußfähigeren Vergangenheit war infolge der vielen Religions- und Kabinettskriege unterbrochen. Die Leiſtungen der deutſchen Kunſt und des Kunſthandwerks waren in Vergeſſenheit geraten. Das war das Ende des künſtleriſchen Niedergangsprozeſſes, der in Deutſchland bei Beginn der Religionszänkereien einſetzte. Alle Verſuche, Kunſt und Handwerk auf einer neuen Baſis zu reorganiſieren, verliefen, wie es das Beiſpiel Schinkels zeigt, der ſelbſt kunſtgewerbliche Gegenſtände „komponierte“, reſultatlos. Es fehlte allen derartigen Unternehmungen vor allem die wirtſchaftliche Baſis: Anlagekapital, Arbeitskräfte und Abſatzgelegenheit.

Als die Ratloſigkeit am größten war, erſchien der neue Herr, der induſtrielle Kapitalismus, auf der Bildfläche. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte er ſich bereits der meiſten handwerklichen Betriebe bemächtigt, und nicht lange währte es, da hatte das kapitalkräftige Unternehmertum auch das Kunſthandwerk zu ſeiner Domäne gemacht. Das Kunſthandwerk wurde mit geringen Ausnahmen zur Kunſtinduſtrie, der ehemals ſelbſtändige Kunſthandwerker zu einem Lohnarbeiter und Spezialiſten — kurzum, die kapitaliſtiſche Produktionsweiſe wurde auf das Kunſthandwerk ausgedehnt.

Die Wiederbelebung des Kunſthandwerks, von der in dieſen Tagen viel geſprochen und noch mehr geſchrieben wird, ſtellt ſomit eine contradictio in adjecto dar, zutreffender ſollte es heißen: Entſtehung der Kunſtinduſtrie. Denn die Tradition mit dem alten deutſchen Kunſthandwerk konnte ſchon aus dem Grunde nicht wieder aufgefriſcht werden, weil der Induſtrialismus ſich einer anderen Arbeitsmethode bedient als das Handwerk. Maſchine und Spezialiſtentum ſind die beiden Faktoren der induſtriell-kapitaliſtiſchen Produktionsweiſe. Der mittelalterliche handwerkliche Betrieb, der an das künſtleriſche und techniſche Vermögen des Arbeiters die höchſten Forderungen ſtellt, iſt in der modernen Wirtſchaft überflüſſig, ja ein Hindernis der Produktion geworden.

Der moderne Unternehmer braucht „Hände“, keine ſelbſtändig ſchaffenden Handwerker und Künſtler, in der Induſtrie wie in der Kunſtinduſtrie. Das Arbeitsprodukt iſt nicht mehr die Geſamtleiſtung einer denkenden Perſönlichkeit, ſondern ein Komplex von Einzelleiſtungen vieler Arbeitshände. Das Mittelalter und die Renaiſſance kannten noch nicht die Teilung der menſchlichen Perſönlichkeit, weder in der Kunſt noch im Handwerk. Der Künſtler war zugleich Handwerker und der Handwerker nicht ſelten Künſtler, der Maler war häufig auch Bildhauer und der Bildhauer Architekt, und was für eine erſprießliche Kunſttätigkeit von noch größerer Bedeutung iſt: der Künſtler beherrſchte auch die techniſche Seite ſeiner Kunſt. Heute ſind ſogar die einzelnen Künſte ſpezialiſiert.

Wenn wir ſolches berückſichtigen, kann es uns nicht wundern, daß die Produkte der Kunſtinduſtrie ſich durch eine ungewöhnliche Nüchternheit auszeichnen, daß ſie keinen intimen Reiz auf uns ausüben, wie die Arbeiten des mittelalterlichen Kunſthandwerks, denen die Perſönlichkeit des Meiſters innewohnt, daß ſie in summa ſtillos ſind, geiſtloſe Kopien alter Vorbilder.

Doch was kümmert es den Unternehmer, ob ſeine Fabrikate die Bedingungen, die man vom Standpunkt der Äſthetik an einen kunſtgewerblichen Artikel ſtellen kann, erfüllen oder nicht! Für ihn gilt es, eine abſatzfähige Ware auf den Markt zu bringen. Das Fabrikat muß ſo beſchaffen ſein, daß es den Geſchmack der Maſſe trifft. Im Mittelalter war der Konſumentenkreis von kunſtgewerblichen Artikeln verhältnismäßig klein. Als Beſteller oder Käufer kamen eigentlich nur das Patriziat, die Zunft, die Fürſtlichkeit und die Kirche in Betracht. Der mittelalterliche Kunſthandwerker fertigte den Gegenſtand meiſtens auf Beſtellung an; er hatte infolgedeſſen nur den individuellen Geſchmack eines Menſchen oder einer kleinen Gruppe von Menſchen zu befriedigen. Mit der Induſtrialiſierung des Kunſthandwerks trat eine ſtetig wachſende Erweiterung des Konſumentenkreiſes ein. Den Fürſten, der Kirche und den Ständen ſchloß ſich das Bürgertum und ſchließlich auch das beſſer gelohnte Proletariat als kunſtkonſumierendes Publikum an. Die Folge war eine fortgeſetzte Verbilligung und Verſchlechterung des Artikels.

Als in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Kunſtinduſtrie ſich in Deutſchland ausbreitete, da ſpielte die Form und das Material des Gegenſtandes überhaupt keine Rolle. Das künſtleriſch ungebildete, nur kaufmänniſch geſchulte Unternehmertum hat ſich des in Deutſchland lange Zeit vernachläſſigten Kunſtgewerbes angenommen, weil es materielle Erfolge verſprach. Die Zeit lag für die „Wiederbelebung“ des Kunſthandwerks äußerſt günſtig. Nach einer dürftigen Wirtſchaftsperiode war Geld ins Land gekommen — für deutſche Verhältniſſe ganz ungewöhnliche Summen. Die ganze Nation hatte ſich in einen Gründertaumel geſtürzt, das Kapital drängte nach Anlage und Verwertung, Geldverdienen und Geldausgeben war das Leitmotiv der Zeit. Aus der günſtigen Wirtſchaftskonjunktur zog aber nicht nur das Unternehmertum ſeinen Nutzen, ſondern auch die Arbeiterſchaft. Die Löhne ſchnellten plötzlich in die Höhe, die geſamte Lebenshaltung ſtieg, ſelbſt der unteren Schichten hatte ſich eine gewiſſe Verſchwendungsſucht und ein verſchwommenes äſthetiſches Bedürfnis bemächtigt. Das Variété und die halsbrecheriſchen Künſte, das Panorama und Panoptikum kamen zu hohen Ehren — was Wunder, daß bei dem großen Reigen auch etwas für die dekorative Kunſt abfiel! „Schmücke dein Heim!“ das war die Deviſe, mit der die kunſtgewerblichen Ramſchartikel, die Nußbaummöbel, die Nippes, die Bronzen, die Öldruckbilder u. a. m. auf den Markt gebracht wurden.

Die Artikel der Kunſtinduſtrie waren in Deutſchland neu, und da alles Neue ſeine Liebhaber findet, ſo war der Abſatz günſtig; es trat geradezu eine Hauſſe auf dieſem Gebiete ein. Die Fabrikanten der Bronze- und Zinkgußinduſtrie, der Porzellan- und Terrakotta-, der Möbel- und Holzſchnitzinduſtrie konnten kaum die gewaltige Nachfrage decken. Es fehlte bald an Muſtern. Das kaufkräftige Publikum forderte ohne Unterlaß etwas Neues, und die Unternehmer gaben ſich alle erdenkliche Mühe, effektvolle und „originelle“ Artikel herzuſtellen. In der Kunſtinduſtrie wiederholte ſich das neckiſche Spiel der Mode, das ſich bereits in der Kleiderbranche vorzüglich bewährt hatte. Für den raſenden Stil- und Modewechſel der ſiebziger und achtziger Jahre erſcheinen mir die Fabrikate der Bronzeinduſtrie beſonders bemerkenswert. Als die neue Bewegung im Kunſthandwerk oder in der Kunſtinduſtrie in Deutſchland einſetzte, bevorzugte man das „Altdeutſche“.

Die erſte Münchener Kunſtgewerbeausſtellung im Jahre 1876 ſtand noch im Zeichen der deutſchen Renaiſſance. Als das „Altdeutſche“ nicht mehr zog, griff man auf alte italieniſche Vorbilder zurück. Einige Zeit war in der Kunſtinduſtrie ein korrupter italieniſcher Renaiſſanceſtil, der ſich weiterhin in barocke Formen auflöſte, tonangebend. Darauf wurden die Stile der franzöſiſchen Könige „modern“. Die zahlreichen Artikel der Bronzeinduſtrie, die Bilderrahmen, die Schreibzeuge, die Aſchbecher, die Leuchter und Lampen uſw. laſſen uns den Modewechſel der Stile am deutlichſten erkennen; ſie zeigen uns aber auch, wie das Kapital ſich die Ideen der Vergangenheit zu nutze macht, ohne bei ſeinem Verwertungsprozeß neue äſthetiſche Werte zu ſchaffen.

Die „Wiederbelebung“ des Kunſthandwerks hat in der Hauptſache nur eine Verwilderung des Geſchmacks hervorgerufen, wie ſie grauenhafter kaum gedacht werden kann. Die äſthetiſierende Teegeſellſchaft der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte allerdings auch keinen Kunſtgeſchmack, ſie hatte aber in ihrer ſpießbürgerlichen Lebensführung Stil aufzuweiſen. Die Bedürfniſſe der Menſchen waren geringe, die Anregungen, die ſie von außen empfingen, ſchwache; ſie führten ein ſelbſtgenügſames Daſein. Dann kam der induſtrielle Kapitalismus und überſchüttete die Welt mit ungezählten Gebrauchs- und Luxusartikeln, die jedermann für wenig Geld zugänglich waren. Es mußte ſchon aus dieſem Grunde eine vollſtändige Entwertung der Dinge eintreten. Der Markt war eines Tages überfüllt. Ein Fabrikant, der ſich über Waſſer halten wollte, mußte zu den verzweifeltſten Mitteln greifen. Eine fortgeſetzte Preisreduzierung und Verſchlechterung der Qualität der Fabrikate war die Folge der Überproduktion in der Kunſtinduſtrie. Um dieſe Zeit — etwa Ende der ſiebziger Jahre — ſtanden die Mark- und Fünfzigpfennigbazare in Blüte. Auch ein Merkmal der Geſchmacksverwilderung!

Es kam die Zeit der „Imitationen“, der Pſeudo- und Attrappen„kunſt“. Die Kunſtinduſtrie hatte bald große Erfolge aufzuweiſen in der „Kunſt“, einem minderwertigen Material den Anſtrich und Zuſchnitt des echten zu geben und die techniſche Eigenart eines Stoffes auf den anderen zu übertragen. Es iſt kaum ein Gebiet der Induſtrie von der „Imitation“ verſchont geblieben. Die Bronzeinduſtrie verlegte ſich auf die Herſtellung von „künſtlichen“ Bronzen, d. h. von Zinkgüſſen, die durch einen galvaniſchen Überzug und eine raffinierte Patinierung einen bronzeartigen Anſtrich erhielten. Bald darauf kam die „Galvanobronze“ auf. Das Verfahren war noch einfacher; es brauchte nur ein Gipsabguß auf galvaniſchem Wege mit einer Kupferſchicht überzogen zu werden, und die „Galvanobronze“ war fertig.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle Imitations- und Verbilligungsmethoden in der Kunſtinduſtrie anführen. Der berühmten „Nußbaum“möbel, die immer noch die Magazine füllen, habe ich ſchon Erwähnung getan. Die „Kunſtſtein“induſtrie hat zur Verſchönerung der Mietskaſernen-Architektur das ihrige geleiſtet. Die Innendekoration, die mit billigen Stuckartikeln, Leder- und Holzimitationen der Mietswohnung einen koſtbaren Anſtrich gibt, hat in vieler Beziehung den Rekord erreicht. Die Galanteriewaren-, Gold- und Silber„erſatz“-induſtrie leiſtet nicht minder Hervorragendes in der Imitation. Oft genug iſt es nur mit Hilfe exakter Apparate möglich, das Echte von dem Unechten zu unterſcheiden. —

Die dem Kapitalismus eigene Maſſenfabrikation in Verbindung mit der Moderniſierungs- und Imitationstendenz der modernen Induſtrie hat die Entwickelung eines neuen Stils Jahrzehnte hindurch aufgehalten — vorausgeſetzt, daß überhaupt die Vorbedingungen hierzu erfüllt waren oder ein derartiges Bedürfnis vorhanden war. Ein geiſtiges Armutszeugnis wie es keine andere Zeit ſich ſelbſt ausgeſtellt hat. Das ſahen ſchließlich die Künſtler und Äſtheten von Fach ſelber ein. So durfte es nicht weitergehen, wollten wir nicht im Sumpfe des Induſtrialismus erſticken.

Schon in den ſiebziger Jahren hatten ehrliche Künſtler und Handwerker ſich redlich bemüht, durch Wiedererweckung der alten Formenſprache, durch Wiederaufnahme der mittelalterlichen Tradition das Kunſthandwerk zunächſt neu zu beleben und es weiterhin ſelbſtändig zu entwickeln. Es wurden ſogar zu dieſem Zweck Kunſtgewerbeſchulen gegründet, um die neue Generation mit den Stilen der Vergangenheit bekannt zu machen und ſie auch techniſch im Sinne der alten handwerklichen Arbeitsmethode auszubilden. Die Kunſtgewerbeſchulen hatten höchſt reſpektable Leiſtungen aufzuweiſen, aber, wie es in der Natur der Sache liegt, keine eigenartigen. Mit bewunderungswürdigem Fleiß hatten die Schüler die Prunkſtücke der Muſeen kopiert und ſich den Formenſchatz der alten Meiſter angeeignet. Das war das Geſamtreſultat der akademiſchen Lehrmethode im Kunſthandwerk. Für die Praxis war es von keinem Belang. Wir haben geſehen, wie der induſtrielle Kapitalismus mit den Vorbildern der Vergangenheit umgegangen iſt.

Es ging alſo nicht ſo weiter. Man mußte ſich auf die eigenen Füße ſtellen, um Eigenes hervorbringen zu können. Die Propagandiſten des „neuen“ Stils hatten ferner eingeſehen, daß Material und Form des Gegenſtandes in Einklang gebracht werden müſſe, um eine das Auge befriedigende (äſthetiſche) Wirkung zu erzielen. Der Induſtrialismus hatte durch die Maſſenfabrikation und die ihm eigene Imitationsmanie alle äſthetiſchen Werte auf den Kopf geſtellt. Der Gegenſtand ſchien nur noch des Ornaments willen dazuſein, der ihm innewohnende Zweck wurde kaum noch durch die Form ausgedrückt. Ich erinnere mich eines kunſtgewerblichen Stiefelknechts, der derart mit Ornamenten überſponnen war, daß man ſich bei ſeiner Benutzung ſicherlich einige Hautabſchürfungen zugezogen hätte. Dieſes Monſtrum galt noch vor anderthalb Jahrzehnten als Prunkſtück einer kunſtgewerblichen Ausſtellung. Ich weiſe ferner auf die mit minderwertigen protzenhaften Bauornamenten beklebten Faſſaden der Mietskaſernen der achtziger Jahre hin, die jeder Äſthetik Hohn ſprechen.

Fort mit den Ornamenten! Fort mit jedem überflüſſigen Beiwerk, das dem Gegenſtand wie ein Paraſitenſchwarm anhaftet, um ihn zu erdrücken! Ein großer Reinigungsprozeß ſetzte ein. Die ſchauerlichen Faſſaden der Mietskaſernen, die Möbel, die Gebrauchs- und Luxusgeräte wurden ihres lächerlichen ornamentalen Beiwerks entkleidet. Die Grundidee des neuen Stils gipfelte in der ſcharfen Betonung des Zweckmäßigen. Die ſich aus der Konſtruktion des Gegenſtandes ergebende Form ſollte unter allen Umſtänden gewahrt bleiben. So hatte u. a. ein Stuhl in ſeiner geſamten Erſcheinung lediglich den Zweckgedanken, dem er entſproſſen iſt, auszudrücken. Eine mit ſcharfkantigen Ornamenten gezierte Lehne, wie ſie unter der Herrſchaft des „altdeutſchen“ Stils Mode war, ſtellte an ſich ſchon eine Stilwidrigkeit dar. Ein Gebrauchsgegenſtand hat keinen dekorativen Zweck zu erfüllen, ſondern ſoll, wie es der Name ſchon ausdrückt, gebraucht und weiterhin verbraucht werden. Jedenfalls muß das Ornament — ſofern es überhaupt noch Verwendung findet — ſo beſchaffen ſein, daß es ſich der aus der Konſtruktion hervorgegangenen Form des Gegenſtandes anſchmiegt.

Im letzten Jahrzehnt ſind von vielen Künſtlern mannigfache Verſuche unternommen worden, die neue Formenſprache zu verallgemeinern; neben zahlreichen verfehlten Experimenten ſind auch einzelne höchſt beachtenswerte Leiſtungen, die tatſächlich den Reiz der Neuheit und Eigenart aufweiſen, erzielt worden. Es iſt hier nicht meine Aufgabe, die künſtleriſche Weſensart des werdenden Stils im einzelnen darzuſtellen; ich vermag nur auf die Tendenz und die Grundidee der neuen künſtleriſchen Bewegung hinzuweiſen, die einem beſonderen Zweckgedanken entſprungen iſt. Aus dieſem Grunde kann ich dem neuen Stil eine günſtige Prognoſe ſtellen, ſcheint er doch geradezu aus dem Geiſte des Kapitalismus heraus geboren zu ſein. Der Zweckmäßigkeitsgedanke beherrſcht die Welt, das Wirtſchaftsſyſtem, die Menſchen und ſchließlich auch ihre engere Umgebung: das Koſtüm, die Gebrauchs- und Luxusgegenſtände, die Möbel, die Häuſer u. ſ. f. Es ſcheint, daß der kapitaliſtiſche Zweckgedanke in der Induſtrie und Kunſtinduſtrie den Geſchmack noch in ungeahnter Weiſe beeinfluſſen wird. Schließlich ſind die Grundelemente der Architektur und weiterhin die der angewandten Künſte immer der Ausdruck eines beſonderen Zweckgedankens geweſen. Es iſt wohl noch keinem Architekten eingefallen, ein Gewölbe um ſeiner Schönheit willen zu konſtruieren; wo wir es auch antreffen, erfüllt es einen architektoniſchen Zweck. Aus dem Zweckgedanken ergab ſich die Form. Daher erſcheinen uns alle Gegenſtände, die ihren Zweck durch die ihnen eigene Form ausdrücken, als harmoniſch abgeſtimmt, ſtilvoll, gemeinhin als ſchön, mögen ſie auch den denkbar verſchiedenſten Ideenkreiſen angehören. Unſere äſthetiſchen Vorſtellungen ſind an kein beſtimmtes Schema gebunden. Die klaſſiſche wie die gotiſche Architektur, die doch in ihrer Erſcheinungsform die denkbar größten Gegenſätze ausdrücken, iſt jede für ſich betrachtet ſchön; eine jede ſtellt eine in ſich geſchloſſene Stileinheit dar.

Was wird weiter folgen? Wir leben in einer neuen Eiſenzeit. Frühere Epochen begnügten ſich mit Stein und Holz als Ausführungsmaterial in der Architektur. Der induſtrielle Kapitalismus bedient ſich für ſeine Unternehmungen vorwiegend des Eiſens. Er hat ſelbſt die Erde mit einem Eiſen- und Drahtnetz umſponnen. Die Gebäude, die induſtriellen oder Handels- und Verkehrszwecken dienen, ſind vorwiegend aus Eiſen konſtruiert. Die Maſchinen, die modernen Verkehrsmittel, die Lokomotiven, Dampfer und Kraftwerkzeuge, ſind faſt ausſchließlich aus dieſem Material hergeſtellt. Nun liegt es aber in der Eigenart des Eiſens, daß es keine willkürlichen Verſchönerungen verträgt. Und ebenſo läßt der beſondere Zweck genannter Gegenſtände keine willkürlichen Abweichungen und Ornamentierungen zu. Eine Staatskaroſſe des achtzehnten Jahrhunderts ließ ſich durch plaſtiſche Ornamente verſchönern, ohne daß derartige Verſchönerungen gerade ein Hindernis für die Beweglichkeit des Fahrzeuges bildeten. Ebenſo vertrug das alte Segelſchiff aus Holz eine reiche Ornamentierung, ohne daß ſeine Fahrgeſchwindigkeit dadurch eingeſchränkt wurde. Man ſtelle ſich dagegen eine Lokomotive nach Art der alten Vehikel „verſchönt“ vor! Nicht allein das Material, auch der Zweck der Lokomotive wie die räumlichen Verhältniſſe, denen ſie zugewieſen iſt, würden jeden Verſchönerungsverſuch energiſch abwehren.

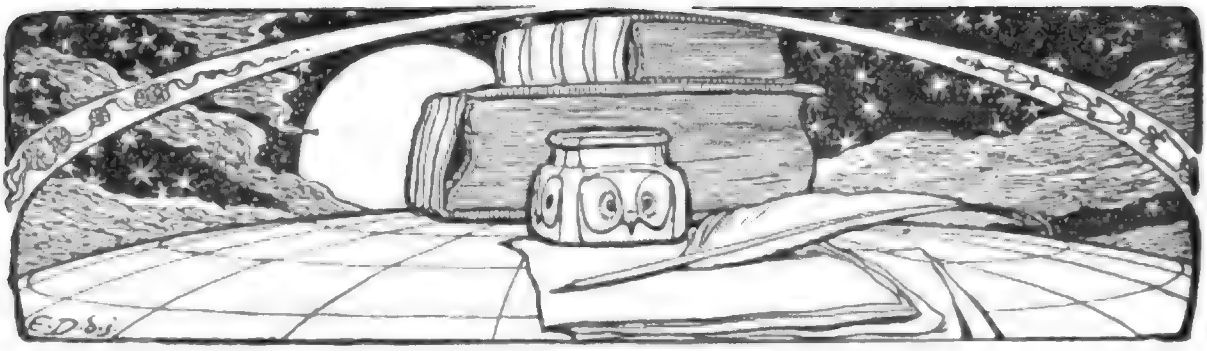
In allen Betriebs- und Verkehrsmitteln unſerer Zeit iſt demnach aus Zweckmäßigkeitsgründen die konſtruktive Form gewahrt worden. Eine Erſcheinung, die nicht ohne Einfluß auf die äſthetiſche Anſchauung des modernen Menſchen bleiben konnte. Die neue Stilbewegung in der Architektur und den angewandten Künſten durfte überhaupt dieſes Moment nicht umgehen, wollte ſie ſich mit Erfolg durchſetzen. Ich konnte daher den werdenden Stil als eine aus dem Geiſte des Kapitalismus geborene Erſcheinung bezeichnen. Der induſtrielle Kapitalismus, der durch eine ſinnloſe Nachbildung der alten Formen eine ſo große Geſchmacksverwüſtung angerichtet hat, tritt zum erſtenmal als Schöpfer einer neuen äſthetiſchen Wertung der Dinge auf.

Die Erſcheinungsform des neuen Stils wird demnach beſtimmt erſtens durch den Zweck, den der Gegenſtand zu erfüllen hat, zweitens durch das moderne Herſtellungsverfahren. Es werden daher die geſchichtlich überkommenen Eigenarten der alten Stile, die zum größeren Teil durch die handwerkliche Produktionsweiſe bedingt waren, kaum wieder zur Geltung kommen. Die moderne Technik, die maſchinelle Produktionsweiſe drängt geradezu auf eine einheitliche Behandlung des Gegenſtandes, die alles Zufällige und Individuelle ausſchließt, hin. Der neue Stil ſteht von vornherein im Zeichen der Maſſenfabrikation. Der moderne Konſum erſtreckt ſich auf alle Bevölkerungsſchichten. Die meiſten Induſtrie- und Kunſtinduſtrieprodukte ſind für die Geſamtheit beſtimmt, die Verkehrs- und Betriebsmittel dienen ſchließlich dem ganzen Volke. Während ſich früher der Bedarf an Erzeugniſſen der Kunſt und des Kunſthandwerks faſt ausſchließlich auf die oberen Schichten der Bevölkerung erſtreckte, beanſprucht heute ein jeder ſeinen Anteil aus der Produktionsmenge, mag er auch noch ſo geringfügig ſein. Unſere Zeit ſteht im Zeichen der kollektiven Bedarfsbefriedigung in Kleidung und Lebensunterhalt, in Kunſt und Literatur, zu Hauſe wie auf der Reiſe, im öffentlichen wie im privaten Leben. Ich nenne nur als Stätten der öffentlichen Bedarfsbefriedigung die zahlreichen Theater und Konzerthäuſer, die Hotels und Reſtaurants, die Cafés und Bars, die Eiſenbahnzüge und Dampfſchiffe, die Warenhäuſer und Ausſtellungen. Das moderne Wirtſchaftsleben neigt immer ſtärker nach einer öffentlichen Pracht- und Luxusentfaltung, da ſich das Leben der meiſten Menſchen außerhalb der Wohnung abſpielt.

Einheit der Form, Einheit der Bedarfsgeſtaltung, Einheit des Geſchmacks! Das kapitaliſtiſche Wirtſchaftsſyſtem übt in jeder Beziehung nivellierende Wirkungen aus. Das gleichartige Milieu in bezug auf die Wohnung und Produktionsſtätte, die automatiſche, ſchablonenhafte Arbeit führt notwendig zu einer Schabloniſierung der allgemeinen Bedürfniſſe, des Denkens und des Geſchmacks. Die Vereinheitlichung des Koſtüms für alle Berufsſtände und Klaſſen, arm und reich, jung und alt, iſt durch den Kapitaliſierungsprozeß der Kleiderinduſtrie bewirkt worden. Wie im Koſtüm, ſo bilden ſich aber auch in allen Gebrauchs- und Luxusartikeln infolge der gleichartigen Bedürfniſſe der Menſchen und der gleichartigen maſchinellen Herſtellung ſtetig feſtbegrenzte, allgemein anerkannte und gangbare Formen heraus.

Wie die Mode, ſo iſt auch der Stil eine aus dem Anlage- und Verwertungsbedürfnis des Kapitals hervorgegangene Erſcheinung. Der Kapitalismus hat die hergebrachten äſthetiſchen Werte „Schön“ und „Häßlich“ vernichtet, wie überhaupt die an ſich „zweckloſe“ Schönheit aufgehoben und eine neue Wertung der Dinge nach den Geſichtspunkten des Zweckmäßigen und Angenehmen, des Komforts, angebahnt. Für den künftigen Äſthetiker werden daher die Begriffe „Schön“ und „Zweckmäßig“ einerſeits, „Häßlich“ und „Unzweckmäßig“ anderſeits gleichbedeutend ſein.

◆



Literarische Rundschau

Goethe und Schiller

Man kann es ſich nicht mehr verhehlen: die Goethe- und Schillerliteratur, auf deren wichtigere Erſcheinungen wir an dieſer Stelle zur Zeit von Goethes Geburtstag einen Jahresrückblick zu halten pflegen, iſt gegenwärtig ſtark im Abnehmen begriffen. An ſich wäre das nicht verwunderlich, da uns die auf das Goethejubiläum von 1899 folgenden Jahre und das Schillerjubiläumsjahr 1905 eine Hochflut von Goethe- und Schillerſchriften gebracht haben, vor deren überreichem Segen man ſich ſchließlich ſchon bekreuzigen mochte. Aber leider iſt nicht bloß ein Zurückbleiben in der Zahl der Schriften, ſondern auch in dem Wert und in der Bedeutung ihres Inhalts zu verzeichnen. Noch, ſcheint es, iſt der rechte Übergang aus der Periode eines überreichlich ſtrömenden Quellenmaterials zu der Periode der Verwertung und Darſtellung nicht gefunden, es bereitet ſich erſt ganz langſam und leiſe eine neue Betrachtungsart und Belebungsmethode vor, die nicht bloß auf dem Papiere, ſondern für den lebendigen Tag alles das fruchtbar zu machen ſucht, was die vorausgegangenen Jahrzehnte an den Strand geworfen haben. Es geziemt ſich nicht, über dieſe der geſunden Entwickelung notwendige Zwiſchenzeit zu klagen; aber die augenblickliche Armut könnte es ebenſowenig verzeihlich machen, wenn man nun etwa verſuchte, das Belangloſe und Nichtige zu einer Scheinbedeutung aufzublaſen, mit der mitleidigen Abſicht, den Mangel zu verhüllen. Wir werden uns in unſerer diesmaligen Überſicht deshalb möglichſt kurz zu faſſen ſuchen und nur alles das herausgreifen, was irgendwo einen lebendigen Keim in ſich hat.

Die Jubiläumsausgabe von Goethes ſämtlichen Werken, die Eduard von der Hellen in Verbindung mit zahlreichen Literarhiſtorikern und Kunſtgelehrten bei Cotta herausgibt, iſt mittlerweile im Begriff, ihren Ring von vierzig Bänden zu ſchließen, wenn auch gerade zu Anfang der Bändefolge noch einige wichtige Nummern fehlen. Im Laufe der letzten Monate ſind vier weitere Bände erſchienen: im fünften der ganzen Reihe beſchert uns Konrad Burdach eine Ausgabe des Weſtöſtlichen Diwans, deren Einleitung es in richtiger Erkenntnis ihrer Aufgabe verſchmäht, etwa den ganzen unendlichen Gedanken- und Gefühlskreis dieſer Goethiſchen Weisheitsdichtung zu durchmeſſen, die dafür aber als ein Muſter philologiſcher Exaktheit und geſchichtlichen Tatſachenſinnes bezeichnet werden muß. Ein jüngerer Gelehrter, der Leipziger Univerſitätsprofeſſor Albert Köſter, hat im ſiebenten Bande die Goethiſchen Jugenddramen, alſo „Die Laune des Verliebten", „Die Mitſchuldigen", das „Concerto dramatico", den „Satyros", „Götter, Helden und Wieland" und, was in der Nähe gewachſen iſt, im Anſchluß daran dann aber auch die Farcen und Satiren der ſpäteren Zeit vereinigt. Seiner kurzgeſchürzten, energiſch vorwärts eilenden Einleitung wird man die Sparſamkeit des Wortes danken, da bei dieſen leichten Kindern Goethiſcher Augenblickslaune umfangreiche äſthetiſche Würdigungen übel am Platze wären und zeitgeſchichtliche Quellen- und Parallelſtudien den Rahmen einer ſolchen Einführung bald ſprengen würden. Dafür iſt Platz und Gelegenheit genug in den Anmerkungen, in die ſich vertiefen mag, wer dieſen kecken Dokumenten der Genieperiode weiter nachgehen will, die aber ebenſo leicht jeder überſchlagen kann, der an dem Goethiſchen Wort ſelbſt genug hat. Eine ſehr ſchwierige Aufgabe iſt dem Herausgeber des Ganzen, Eduard von der Hellen, mit der Einleitung zum „Götz von Berlichingen" (10. Band) zugefallen. Hier war, auch im Hinblick auf die populären Zwecke der Ausgabe, die Skizzierung der Textgeſchichte nicht zu umgehen, und ſo hat es denn der Herausgeber auf dem knappſten Raume wohl oder übel verſuchen müſſen, den Leſern das Verhältnis der verſchiedenen Ausgaben und Bearbeitungen klarzumachen. Auch kann es nur recht und billig erſcheinen, daß uns in dieſem Bande die Goethiſche Dichtung in zwei Geſtalten dargeboten wird: als

„Götz von Berlichingen“, alſo die Bearbeitung von 1773 in der Form, die Goethe dem Schauſpiel bei ſeiner Aufnahme in die erſte eigene Sammlung ſeiner Schriften von 1787 gab, und die auch ſpäter bei der Wiederholung in den Cottaiſchen Ausgaben von 1807, 1816 und 1827 nur wenige beabſichtigte Änderungen erfuhr, und in der zweiten Hälfte des Bandes als die „Geſchichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eiſernen Hand, dramatiſiert“, alſo diejenige Faſſung, die zuerſt 1832 in den nachgelaſſenen Werken in einem wenig genauen Abdruck erſchien. Für die Textgeſtaltung hat hauptſächlich die Vergleichung eines äußerſt ſeltenen Zwiſchendruckes zwiſchen der erſten (1807) und der zweiten Cottaſchen Ausgabe (1816) geholfen, der, nebenbei bemerkt, nicht anders als in einer amerikaniſchen Univerſität (Northwestern University in Evanſton in Illinois) aufgetrieben werden konnte. Der vierzehnte Band, von Erich Schmidt beſorgt, enthält dann den zweiten „Fauſt“ und erklimmt damit den höchſten und gefährlichſten Gipfel der geſamten Ausgabe. Wir dürfen uns wohl beglückwünſchen, daß die Aufgabe, dieſes Werk der größten Weite und tiefſten Fülle auf zweiunddreißig Druckſeiten einzuleiten, einem Gelehrten zugefallen iſt, der mit ſo entſchloſſener Energie alles Weſentliche vom Unweſentlichen zu ſcheiden weiß, und der ſich, den Blick feſt aufs Ziel gerichtet, nirgends von ſeinem geraden Wege in die Sümpfe und Dickichte der einſt ſo beängſtigend florierenden Kommentarweisheit ablenken läßt. Alles einzelne und beſondere iſt auch hier in die lange Kette von Schleppkähnen verfrachtet, die ſich Anmerkungen nennen. Die Einleitung ſelbſt hält ſich von allem philologiſch-antiquariſchen Kleinkram glücklich frei und bewahrt ſich ſo die Möglichkeit, getreu ihrem Motto, ein „Luginsland“ zu errichten, „um ins Unendliche zu ſchauen“.

Wenig Neues iſt insbeſondere über Goethes Leben und über ſeine Beziehungen zu einzelnen Perſonen hervorgetreten. Den Band, den Friedrich Tewes aus Eckermanns Nachlaß herausgegeben hat (Berlin, Georg Reimer; 8 Mk.), und die Unterhaltungen Sorets, des Erziehers des ſpäteren Großherzogs Alexander, die als eine Fortſetzung der Eckermannſchen Geſpräche dienen dürfen (Weimar, Böhlau; 4 Mk.), haben wir ſchon vor einiger Zeit gewürdigt. Dort ſind eigentlich nur die letzten hundert Seiten für Goethes Leben einigermaßen wichtig, inſofern als hier Eckermanns Bemühungen um die Reinheit der Goethiſchen Texte und um die buchhändleriſche Verwertung der Schriften im Mittelpunkt ſteht; hier wird eigentlich nur eine Quelle für Eckermann aufgedeckt, wobei es dann freilich nicht fehlen kann, daß manches herrliche Wort des Meiſters klarer und friſcher zutage tritt als in den abgeleiteten Aufzeichnungen Eckermanns, ja daß manche Äußerung Goethes ein neues Geſicht und eine vertiefte Bedeutung erhält. Aus dem vom Herausgeber dieſer Unterhaltungen, dem weimariſchen Archivdirektor Dr. Burkhardt, beigegebenen Lebensabriß Sorets erfahren wir, daß dieſer Schweizer als Siebenundzwanzigjähriger 1822 zu dem damals knapp vierjährigen Karl Alexander berufen wurde, und daß er in dieſem Wirkungskreiſe bei den verſchiedenſten Anläſſen und in den verſchiedenſten Stimmungen mit Goethe zuſammentraf, ſo daß wir uns nicht wundern können, wenn er dieſen nicht bloß als ſchöpferiſchen Künſtler und genießenden Kunſtfreund, ſondern auch als Geſellſchafter und als Familienmenſchen genauer kennen gelernt hat als mancher andere, der ihm geiſtig näher ſtand. So darf man es als einen glücklichen Gedanken bezeichnen, daß Friedrich Bernt, der Eckermanns Geſpräche in einer geſchmackvoll eingeleiteten und dabei billigen Ausgabe bei Otto Hendel (Halle a. S.) neuerdings herausgegeben hat, dem Eckermannſchen Texte in einem Anhang gleich die Soretſchen Aufzeichnungen hinzufügt. Er ſchafft ſeiner Ausgabe ſo auf geſchickte Art einen Vorſprung vor allen anderen, meiſtens teureren Ausgaben der Geſpräche.

Seit Felicie Ewart im Goethejubiläumsjahr 1899 ihre verherrlichende Studie über Goethes Vater geſchrieben hat, iſt die Rettung dieſes bis dahin doch vielleicht allzu pedantiſch aufgefaßten Mannes Mode geworden. Auch Hermann Krüger-Weſtend in ſeiner kleinen Schrift über Goethes Eltern macht es ſich zur Aufgabe, eine Lanze für den ſtrengen Zuchtmeiſter der Goethiſchen Jugend zu brechen, ohne deshalb die tiefere Bedeutung der Mutter zu verdunkeln (Weimar, Herm. Böhlaus Nachf.; 1 Mk.). Um zu der harmoniſchen Verbindung zwiſchen Genie und Talent zu gelangen, konnte Goethe, meint der Verfaſſer, der hervorragenden Charaktereigenſchaften ſeines Vaters nicht entbehren. Die Mutter allein hätte ihm das nicht geben können. In ihm entwickelten ſich die Naturen der Eltern gleichſam fort zum Urbilde des vollkommenen Menſchen, und gerade beim greiſen Dichter tritt das elterliche Doppelerbteil deutlich hervor, dem Erkenntnisſatze entſprechend, den Goethe im November 1812 niederſchrieb: „Hochernſt müſſen wir ſein, um nach alter Weiſe heiter zu ſein.“

Auf eine Rettung geht auch das aus Albert Bielſchowskis Nachlaß veröffentlichte Buch „Friederike und Lili“ aus (mit einem Nachruf und dem Bildnis des Verfaſſers, München, C. H. Beck). Zwar das Bild der Seſenheimer Jugendgeliebten bedarf dieſer Verklärung heute kaum noch, und Bielſchowski hat ſich denn auch von aller wortreichen Verherrlichung Friederike Brions, die doch nur in Wiederholungen ſchwelgen könnte, fern gehalten, um ſtatt deſſen — Goethes Geliebten als Emanationen ſeines eigenen Geiſtes zu betrachten. Unſere Freunde und Feinde, meint er geiſtreich, ſeien die Außenerſcheinungen der Konflikte unſeres eigenen Ichs; wir haben keinen Freund und keinen Feind, zu dem wir nicht innerlich in einem für uns ſelbſt entſcheidenden Verhältnis ſtehen. Davon ausgehend faßt und erläutert Bielſchowski die beiden Jugendgeliebten Goethes als Offenbarungen zweier Seiten der

Goethiſchen Natur ſelbſt, in der von Anfang an zwei weibliche Ideale ſchlummerten, um in Kunſt und Erlebnis ſpäter in leibhaftigen Geſtalten vor ihn hinzutreten. Friederike, in der Kunſt als Gretchen, Klärchen und Marie (Clavigo und Götz) wiederkehrend, iſt die Hingebung, die Zärtlichkeit, die Demut, genug die Weiblichkeit im paſſiven Sinne des Wortes: Lili Schönemann, die Frankfurter Patriziertochter, das Vorbild der Dorothea, wie Bielſchowski einleuchtend nachweiſt, leitet ſchon zur Gebietermacht und zur beſänftigenden Hoheit des Weibes hinüber. Das bedingt, daß wir hier ein weſentlich anders geartetes Bildnis der als kokett und flatterhaft verſchrienen Lili erhalten, von der Goethe doch bekannt hat, daß er ſie am meiſten von allen geliebt habe, und deren charaktervolle Entwickelung in einem an Schickſalsſchlägen reichen Leben doch wohl dafür ſpricht, daß ſie mitnichten die hohle Geſellſchaftsdame war, die Lewes, Düntzer, Stahr, ja auch noch Herman Grimm in ihr geſehen haben. Blicken wir auf das, was ſie innerlich aus ſich gemacht hat, ſo dürfen wir wohl ſagen, daß ſie, Frau von Stein abgerechnet, die ebenbürtigſte war, die des Dichters Liebe genoß. Der Grund, weshalb Goethe ſich ihr dennoch im letzten Augenblick entwand, war kein anderer als der, der ihn aus den Armen Friederikes trieb: er ſcheute die Feſſeln, nicht für ſeine bürgerliche Exiſtenz, ſondern für ſeine innere Entwickelung, und meinte, mit dem ſtolzen ſelbſtherrlichen Egoismus des Genies, vor ſeinem Gewiſſen eher die Schuld eines Treubruchs auf ſich nehmen zu können als den Verrat an dem, wozu er ſich durch eine innere Stimme berufen fühlte. Er hat dann ſpäter für Lili gerade ſo gut gebeichtet und gebüßt wie für Friederike, und mit jener ritterlichen Wahrhaftigkeit, die ihm eigen war, hat er hier ſo gut wie dort alle „Schuld" auf ſeinen Scheitel genommen. — Das Werk der Frauenrettungen ſetzt dann Otto Kleins tapfere Schrift „Goethes kleine Frau und Freundin" (Straßburg, Joſ. Singer; 3 Mk.) für die vielgeſchmähte Chriſtiane Vulpius fort. Vielleicht geht dieſe Studie in ihrer Verherrlichung etwas zu weit, jedenfalls iſt ſie von einem gelinden Übereifer nicht ganz freizuſprechen, aber ſchließlich entſpricht das einfach-liebenswürdige, heiter-frohſinnige, naiv-geſunde und lebensluſtige Weſen, das uns Klein zeichnet, doch weit eher der treuen Lebensgefährtin und aufopfernden Pflegerin Goethes, als das Zerrbild es tat, das ſich jahrzehntelang durch unſere populären Goethebiographien fortpflanzte.

Weitaus die wertvollſte der neueren biographiſchen Goethe-Schriften tritt uns in Julius Vogels Buch „Aus Goethes römiſchen Tagen" entgegen (Leipzig, E. A. Seemann; geh. 8 Mk., geb. 9 Mk.). Vogel iſt der erſte, der die Kulturgeſchichte Roms unter der Herrſchaft Pius' VI. geſchrieben hat; aus dieſem umfaſſenden Gemälde der römiſchen Kultur zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts begreifen wir, warum Goethe ſeine römiſchen Tage als den Gipfel ſeines Lebens bezeichnete. Um dieſe Zeit lebendig zu machen, hat Vogel den einzig richtigen Weg eingeſchlagen: er iſt an der Hand derſelben Führer über die Alpen und den Apennin gewandert, auf die Goethe ſelbſt angewieſen war. Nicht Springer oder Burckhard geleiten uns in die Tore der Siebenhügelſtadt, ſondern der alte Johann Jakob Volkmann, der Bädeker des achtzehnten Jahrhunderts, den Goethe in ſeinen Koffer packte, als er ſeine erſte italieniſche Reiſe antrat. Daß ſich das Gemälde dann weit über den Horizont dieſes etwas ſpießbürgerlichen Cicerone ausdehnt, iſt bei der geiſtigen Expanſionskraft Goethes ſelbſtverſtändlich, und Vogel geht dieſer Univerſalität ſo weit nach, daß ſich vor unſeren Augen ein Kulturbild des ganzen geiſtigen und künſtleriſchen Roms damaliger Zeit entrollt. Der Wert des Buches wird noch durch zahlreiche Abbildungen nach zeitgenöſſiſchen Stichen, insbeſondere nach den herrlichen Kupferkarten Gianbattiſta Piraneſis, des „Rembrandts der antiken Ruinen Roms", erhöht.

Unter den Werken Goethes erfreut ſich noch immer der Fauſt des lebhafteſten Intereſſes der gelehrten Einzelforſchung wie der populären Erläuterung und Darſtellung. Aber auch über dieſes Werk der unendlichen Perſpektiven liegen diesmal nur ein paar kleinere Arbeiten vor. Etwas hypothetiſch mutet uns Karl Enders' Schrift über „Die Kataſtrophe in Goethes Fauſt" an (Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfuß; geh. Mk. 1.20), zumal was die Datierung dieſer proſaiſchen Szenen des Urfauſtes angeht. Im übrigen aber bietet die Arbeit, fein durchdacht und geſchmackvoll geſchrieben, auch für den Laien, vorausgeſetzt daß er nicht etwa an dem köſtlichen Urfauſt vorübergeht, mancherlei, was feſſelt und anregt. Als ein Interpret, der alles von innen heraus zu betrachten gelernt hat, beweiſt Enders auch ſchwierigen Stellen gegenüber Spürſinn und Geſchick. — Hans Gerhard Gräf, dem wir das aufſchlußreiche, leider vom großen Publikum nicht genügend geförderte Sammelwerk „Goethe über ſeine Dichtungen" (Frankfurt a. M., Rütten u. Loening) verdanken, hat in einer eigenen kleinen Schrift Goethes Anteil an der erſten Fauſtaufführung zu Weimar (29. Auguſt 1829) unterſucht (Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.; 60 Pf.). Die Ausbeute erſchiene, wie des Dichters Anteil an dieſer Veranſtaltung ſelbſt, recht gering, wenn der Verfaſſer nicht zum erſtenmal einen Goethiſchen Schlußgeſang der Gretchens Unſterbliches empfangenden Engel mitteilen könnte, eine melodramatiſche Zutat, die den Ausgang des zweiten Teiles verfrüht und unlogiſch vorausnimmt, und die jedenfalls auch nicht im entfernteſten imſtande iſt, die tragiſche Wucht der Kerkerſzene verſöhnend zu dämpfen oder gar zu überwinden.

Goethes Wirkſamkeit für die Weimarer und damit für die deutſche Bühne ſchildert und würdigt Philipp Stein in einer in der Hagemannſchen Sammlung „Das Theater" erſchienenen Studie (Berlin, Schuſter u. Loeffler; geb. Mk. 1.50), die exakter ſein könnte, aus der man aber doch ein klares Bild von „Goethe als Theaterleiter“ gewinnt. Daß er ſich auch in dieſem Amte als ein die natürlichen Verhältniſſe und Bedingungen reſpektierender Praktiker bewährte, der an Kaſſe und Publikum dachte, wird den nicht wundern, der Goethes Realitätsſinn kennt. Trotzdem iſt es ihm, wenigſtens in den Anfängen ſeiner Tätigkeit, gelungen, einen großzügigen Spielplan zu ſchaffen und die Alleinherrſchaft des Naturalismus auf der Bühne zu brechen; ja, heute fragen wir uns ſogar wieder, ob ſein idealiſtiſcher Stil nicht zu einer neuen Regeneration unſeres Bühnenweſens führen kann.

Mit Goethes Charakter, insbeſondere mit ſeiner Ethik beſchäftigt ſich ein Dresdener Vortrag von D. Dr. Theodor Vogel, betitelt „Zur ſittlichen Würdigung Goethes“ (Dresden-A., L. Ehlermann). Der Verfaſſer iſt derſelbe, der uns mit der Sammlung von Goethes Selbſtzeugniſſen über ſeine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen beſchenkt hat (Leipzig, Teubner; 3. Aufl.), und derſelbe freie heitere Geiſt, der über dieſem erfolgreichen Buche gewaltet hat, beſeelt auch das neue. „Würdigen wir,“ heißt es zu Schluß des Vortrages, „das Leben, das der große Dichter und Menſch geführt hat, im großen und ganzen, ſo können wir nach meinem Empfinden es nicht wohl mit einem anderen Gefühle tun als mit dem tiefſter Verehrung vor ‚dem Ernſt und der Treue‘, mit der er auch als ſittliche Perſönlichkeit ‚immer ſtrebend ſich bemüht hat‘, als beſchämendes Vorbild für viele Tauſende von Phariſäern, die ihre Wege vielleicht unſträflicher gegangen ſind als er, aber nie mit dem unbekannten Engel nach 1. Moſ. 32 ſo ſchwer gerungen haben wie er.“ —

Die Cottaſche Säkularausgabe von Schillers ſämtlichen Werken, die beſte der populären, die wir haben und für lange Zeit hinaus erwarten können, iſt zum hundertſten Todestage pünktlich abgeſchloſſen worden. Daneben kann ſich jetzt nur noch durchſetzen, was entweder weit billiger iſt oder was von beſtimmten Abſichten geleitet auf beſtimmte Zwecke ausgeht. Wer da z. B. den einſt ſehr geläufigen Geſchmack noch nicht überwunden hat, ſeinen Schiller illuſtriert zu ſehen, der findet eine wohlfeile Illuſtrierte Volksausgabe von Schillers Werken in vier ſtattlichen Bänden zu je 6 Mk. im Verlage der Deutſchen Verlagsanſtalt zu Stuttgart. Maler und Zeichner wie Ferd. Keller, Herm. v. Kaulbach, Gabriel Max, Piloty, Seitz, Voltz, Schraudolph, Geiges, Grot Johann haben an ihr mitgearbeitet, und Kräger hat eine gute, gleichfalls illuſtrierte biographiſche Einleitung beigeſteuert.

Für Schule und Haus, wir dürfen wohl hinzuſetzen, für das katholiſche Haus in erſter Linie, iſt die dreibändige Schillerausgabe mit Lebensbeſchreibung, Einleitungen und Anmerkungen von Prof. Dr. Otto Hellinghaus beſtimmt (mit drei Bildniſſen; Freiburg i. B., Herder; geb. 9 Mk.). Man fürchte nicht, hier eine nach „ſittlichen“ Grundſätzen gereinigte Eſſenz aus Schillers Werken zu erhalten. Vielmehr hält ſich dieſe Haus- und Schulausgabe von jeder kecken oder banauſiſchen Eigenwilligkeit frei, wenn ſie auch nur die dichteriſchen Werke Schillers umfaßt und aus dieſen, ihrem Zweck entſprechend, Stücke „anſtößigen“ Inhalts ausſchließt. In der Biographie wie in der Einleitung und in den Anmerkungen zeigt ſich der Herausgeber als ein wohlbewanderter Kenner auch der neueſten Literatur und als ein Mann von einer feinen und freien Auffaſſung ſeiner Aufgabe. So rechtfertigt er z. B. die Aufnahme der Schillerſchen Jugenddramen mit einem Hinweis auf ihren inneren Wert und ihre literaturgeſchichtliche Bedeutung: „Wer nicht in einer falſchen, gerade in der letzten Zeit von einſichtigen Pädagogen weltlichen wie geiſtlichen Standes mit Recht auf das nachdrücklichſte verurteilten Prüderie befangen iſt, wird auch ſie der reiferen Jugend nicht vorenthalten wollen.“ Ähnlichen erfreulichen Grundſätzen ſind wir ſchon in desſelben Schulmannes Anthologie begegnet, ſie überraſchen uns alſo bei ihm nicht mehr, ſind darum aber nicht weniger erfreulich.

Unter den neueren Einzelausgaben Schillerſcher Werke ſei nur der Bühnenausgabe von Schillers Dramen Erwähnung getan, die der Dramaturg des Karlsruher Hoftheaters, Eugen Kilian, in Reclams Univerſalbibliothek herausgibt. Eine beſondere Bedeutung hat die dem „Don Carlos“ gewidmete (U.-B. Nr. 4569), da ja bekanntlich dieſes Drama mit ſeinen 5370 Verſen nie oder doch nur höchſt ſelten vollſtändig, ungekürzt und unverändert zur Aufführung gelangen kann. So iſt es, dank einer üblen Tradition, die oft durchaus notwendige Szenen ſtrich, anſtatt das rhetoriſche Rankenwerk durchgehends zu beſchneiden, dahin gekommen, daß es einem Hörer, der mit dem Buche der Dichtung nicht genau vertraut iſt, oft ſchlechtweg unmöglich wird, den Gang der Handlung und der Intrige mit Verſtändnis zu folgen. Dieſem Übelſtande ſucht Kilian durch ſeine Bearbeitung abzuhelfen, zugleich bereitet er den Theaterbeſucher auf die Faſſung vor, die ihm auf der Bühne entgegentritt.

Nichts tut uns gerade für unſere Klaſſiker augenblicklich mehr not als eine Reihe von Schriften, die die in jüngſter Zeit ausgebildeten Methoden der pſychologiſchen Betrachtung, der beſchreibenden Poetik, der Literaturvergleichung auf ſtreng wiſſenſchaftlicher Grundlage, aber in künſtleriſch formender Allgemeinverſtändlichkeit für das große Publikum fruchtbar machen. Alſo weniger biographiſche als exegetiſche Beiträge zur Goethe- und Schillerforſchung. Faſt genau mit denſelben Worten umſchreibt ein neues Unternehmen des Würzburger Privatdozenten Robert Petſch („Goethe- und Schillerſtudien“) ſein Programm in der erſten Erſcheinung dieſer Sammlung, die dem Thema „Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen“ gilt und alſo in das Grund- und Zentralproblem des Dramatikers Schiller eindringt (München, C. H. Beck; geb. 7 M.). Petſch ſtellt hier den Sätzen, die Ziegler im Marbacher Schillerbuch von 1905 formuliert hat, ſechzehn eigene Theſen gegenüber, in denen er Schillers Leitideen zuſammenfaßt. Ihr weſentlicher Inhalt iſt der ethiſche Gedanke, daß „die Götter den Schuldigen richten und den Reinen retten nach ewigen, ehernen, den Dingen immanenten Geſetzen. Sie führen Menſchen und Verhältniſſe zuſammen; aber ſie zwingen den erſten nicht unter dieſe, ſondern bei der erſten Berührung beginnt der menſchliche Charakter ſelbſt zu wirken, bis ſich entweder die Leidenſchaft überſchlägt oder das reine Gefühl durch die Verſuchung hindurch zur bewußten Einigkeit mit der ſittlichen Weltordnung emporarbeitet.“ Nach dieſer erſten Probe einer vertieften und zugleich vereinfachten Schiller-Exegeſe ſehen wir der Fortſetzung der zunächſt auf ſechs Hefte berechneten Sammlung mit den beſten Hoffnungen entgegen. — Nicht bloß auf die Dramen, auf Schillers geſamtes Lebenswerk bezieht ſich die ernſte, gedankenreiche Betrachtung, die Dr. Guſtav Wethly zur Säkularfeier dem Thema „Schiller und ſeine Idee von der Freiheit“ gewidmet hat (Straßburg i. E., Lud. Beuſt; 80 Pf.), und auch Profeſſor Albert Köſter ſtellte das Problem der ſittlichen Freiheit in den Mittelpunkt der formvollendeten Gedächtnisrede, die er am 9. Mai 1905 bei der akademiſchen Schillerfeier in Leipzig gehalten und nachher im Druck hat erſcheinen laſſen (Leipzig, Carl Ernſt Poeſchel). Dieſer Vortrag iſt um ſo wertvoller, auch nach dem Gedenktage noch, als er nirgends in eine blinde Verhimmelung des Gefeierten verfällt, ſondern freimütig auch ſeine Schranken und Schwächen aufdeckt, um dann freilich deſto energiſcher und ausdrucksvoller die trotzdem bleibende geiſtige, ſittliche und künſtleriſche Wirkung und Bedeutung Schillers, auch für die Gegenwart und Zukunft, hervorzuheben.

Was an biographiſchen Schillerſchriften vorliegt, gilt dem Familien- und dem geſellſchaftlichen Leben des Dichters. Seit einiger Zeit haben wir das vortreffliche Lebensbild Charlotte von Schillers von Hermann Moſapp (Stuttgart, Max Kielmann; mit Bildniſſen; geb. 5 M.), jetzt ſchon in dritter Auflage vorliegend, eines jener noch immer nicht häufigen, zugleich warmherzigen und wiſſenſchaftlich zuverläſſigen Bücher, die dem Kopf und dem Herzen gleich viel zu geben haben. Das kritikloſe ältere Werk von Karl Fulda iſt durch dieſe Darſtellung völlig entwertet; dagegen wird man ſich neben Moſapps Buch gern das neue Büchlein von Adolf Bär „Charlotte von Lengefeld als Freundin und Braut Schillers“ (Weimar, Böhlau; geh. 80 Pf.) gefallen laſſen, ſchon weil es in ebenſo zarter wie feinſinniger Weiſe eine neue Auslegung der vielberufenen „Doppelliebe“ Schillers zu den Lengefeldſchen Schweſtern verſucht, und weil es mit guten Gründen der geläufigen Anſicht, Schiller ſei der Mann der Freundſchaft, nicht der Liebe geweſen, entgegentritt. Zudem durfte der Verfaſſer für ſeine Arbeit den noch nicht veröffentlichten literariſchen Nachlaß Lottes, der im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar ruht, benutzen. Die Reflexion: „Die Ehe iſt das heiligſte Bündnis, das Menſchen ſtiften, ein Vertrag, das Leben zu teilen, zu erleichtern, zu verſchönen, den zwei Menſchen zuſammen errichten. Wie oft aber bindet Leichtſinn dies heilige Band. Und unter Tauſenden vielleicht giebt es nur ein Paar, die miteinander leben, nicht nebeneinander“ iſt eine dieſer Aufzeichnungen der ſo früh Witwe gewordenen edlen Frau (1810). — Aufs neue und zwar diesmal mit dem ganzen wiſſenſchaftlichen Rüſtzeug des Hiſtorikers und des Juriſten, dem ſich noch dazu kraft ſeiner hohen Beamtenſtellung alle Schlöſſer ſtaatlicher Archive öffneten, hat Prof. Adolf Stölzel die ſeit Goethes Tagen viel erörterte Frage nach Schillers Berufung nach Berlin unterſucht (Berlin, Franz Vahlen; geh. 2 M.). Stölzel ſtellt ſich auf ſeiten des Geh. Kabinettsrats Beyme, der 1830 Goethes Bemerkung (in der Vorrede des Briefwechſels mit Schiller) dahin berichtigte, daß „Schiller beglückt geweſen wäre“, dem König von Preußen „anzugehören“. Vielmehr, führt Stölzel aus, haben die Verhandlungen im Mai 1804 dazu geführt, daß der König dem Dichter ein jährliches Gnadengehalt von dreitauſend Thalern nebſt Equipage feſt bewilligte, ſo daß Schiller nur zuzugreifen brauchte. Wenn er es nicht tat, ſo waren daran ſeine perſönlichen Verhältniſſe, geſellſchaftliche und geſundheitliche Rückſichten ſchuld. Die neue Forderung vom 18. Juni 1804: zweitauſend Thaler, aber nur einige Monate jährlich in Berlin, war doch wohl unerfüllbar; dennoch wurde auch dieſer Vorſchlag einſtweilen nur mit der Bemerkung „bis ſich Gelegenheit findet“ ad acta gelegt. Der elende Geſundheitszuſtand Schillers ſchnitt dann freilich allen weiteren Erwägungen darüber den Faden ab. Preußen ſteht nach dieſer Unterſuchung des Herrn Kronſyndikus und Präſidenten der Juſtizprüfungskommiſſion gerechtfertigt da, und keine künftige Schillerbiographie darf ihm in dieſer Sache mehr etwas am Zeuge flicken.

Einer heiteren poetiſchen Gabe gelte das Schlußwort. Zum Schillerjubiläum des vergangenen Jahres oder bald nachher hat der greiſe Daniel Jacobi, der um die Goethe- und Schillerforſchung mannigfach verdiente Berliner Gelehrte, ein beſcheidenes Bündel von Xenien gedichtet (Berlin, B. Behr; 60 Pf.), in denen er Schaffen und Wirken, Leben und Ruhm der weimariſchen Dioskuren feiert, aber auch auf ihre Widerſacher und Verkleinerer manch tüchtigen Hieb führt. Zwei dieſer Gaſtgeſchenke als Koſtprobe:

Unerſetzlich.

Aber da meinen die Kleinen, ſie können den Schiller entbehren;
Goethe, ſeiner beraubt, fühlte ſich elend und bloß.

H. Düntzer in der Unterwelt.

Iſt es denn wirklich wahr, was Hermes berichtet im Hades?
Schillerfeier — und ich ſchrieb doch kein Opus dazu!

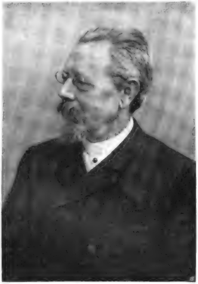
Zu unſeren Kunſtblättern

Der Name Ernſt Opplers, von dem wir im Rahmen dieſes Heftes das Porträt einer jungen Engländerin als farbiges Kunſtblatt wiedergeben, tritt unſeren Leſern nicht zum erſtenmal entgegen. Schon im vorigen Jahrgang haben wir zwei Gemälde von ihm abgebildet: ſein in weichen, dunklen Tönen gehaltenes Selbſtporträt (Aprilheft 1905) und die in der Kompoſition wie im Farbenſinn gleich meiſterhafte „Kartoffelſchälerin“ (Oktoberheft 1905). Opplers künſtleriſche Eigenart tritt am beſten hervor in ſeinen Interieurs und Stilleben. Denn hier kann er ſeiner von einem feinen, ſicheren Geſchmack geleiteten Neigung für gewählte und gedämpfte Farbenharmonien am liebevollſten nachhängen, und wenn er gar ſeine maleriſchen Stoffe aus Holland nimmt, wo er lange Jahre hindurch Studien gemacht hat, ſo ſieht man förmlich, wie er all ſeine Liebe in dieſe altmodiſchen flämiſchen Stuben mit den reizvollen Durchblicken auf helle Dielen oder ſonnenbeglänzte Hausgärten hineinſtrömen läßt. Aber auch in ſeinen Bildniſſen verleugnet ſich dieſer vornehme Geſchmack für wirkungsvolle und doch dezente Farbenſtimmungen nicht. Wer ſein „Porträt einer jungen Engländerin“ im Original geſehen hat — es war vor einiger Zeit im Schulteſchen Kunſtſalon in Berlin ausgeſtellt —, der wird dieſen feinen Geſchmack in den Farbenzuſammenſtellungen, der bei uns in Deutſchland im allgemeinen ſelten iſt, noch wohltuender empfunden haben, als das leider bei einer, ſolchen Feinheiten doch nur zum Teil gewachſenen Wiedergabe in Vierfarbendruck der Fall ſein kann. Immerhin mag jeder, der zu ſehen verſteht, auch aus dieſem Blatt erkennen, daß wir in Ernſt Oppler einen außerordentlich hoffnungsvollen Künſtler der jüngeren Generation begrüßen können. — Oppler, am 19. September 1867 in Hannover geboren, war Schüler von Löfftz in München. Nach Studienaufenthalten in Huſum, Bückeburg und Holland ſiedelte er 1894 von München nach London über, hielt ſich dann wiederum längere Zeit in Sluis in Holland auf und machte ſich ſpäter in Berlin heimiſch, wo er noch jetzt lebt.

Als Illuſtration zu dem in dem vorliegenden Heft erſcheinenden Aufſatz „Das Meer in der Malerei“ geben wir eine ſüdliche Landſchaft von Prof. Guſtav Schönleber wieder. Ein Schüler dieſes Karlsruher Meiſters iſt es, der uns in Alfred Helberger, dem Maler des farbig reproduzierten Bildes „Am Golf von Salerno“, entgegentritt. Helberger, der jetzt in Berlin lebt, iſt am 23. Mai 1871 in Frankfurt a. M. geboren und hat dort auch, im Städelſchen Inſtitut, ſeine erſte künſtleriſche Ausbildung empfangen. Dann ging er nach Karlsruhe auf die Akademie und ſchloß ſich hier, wie geſagt, in ſeinen weiteren Studien beſonders eng an Prof. Schönleber an. Schon damals aber fuhr er häufig nach Norwegen, deſſen herbe, zugleich wilde und erhabene Natur am tiefſten zu ihm ſprach. 1896 ſiedelte er nach Frankfurt a. M. über und unternahm dann im Laufe der nächſten Jahre wiederholt längere Reiſen nach Italien, die ihn zunächſt an die Riviera, dann — für längere Zeit — nach Süditalien, hauptſächlich nach Poſitano am Golf von Salerno führten. Aber wiederum lockte der Norden, und ſo arbeitete Helberger während der Jahre 1905 und 1906 faſt ausſchließlich auf Bornholm, das er ſich durch Pinſel und Palette bis in den letzten Winkel hinein zu eigen machte. Der dekorative Zug, der in einigen Gemälden Helbergers ſtark zutage tritt, war wohl der entſcheidende Anlaß, daß man den Künſtler früh zur maleriſchen Ausſchmückung ſtaatlicher Gebäude, Theater und vornehmer Landhäuſer heranzog. So weiſt der Sitzungsſaal des neuen Kreishauſes in Zerbſt i. A. drei größere Gemälde Helbergers auf: das eine dieſer Gemälde ſtellt das alte Schloß Coswig dar, das zweite als einen anmutigen Rokokobau inmitten eines blühenden Parkes das Schloß Dornburg, das dritte die bedeutendſte Anhalter Schiffswerft (der Gebrüder Sachſenberg) in Roßlau a. d. E. Trotz des vorwiegend dekorativen Zwecks dieſer Gemälde tritt doch auch hier die feine rein maleriſche Begabung ihres Schöpfers hervor, vor allem in der Beleuchtung und in den Luftſtimmungen, und dieſe Vorzüge ſind es denn auch, denen Helbergers ſonſtige Landſchaften, ſeien ſie nun aus dem trüberen Nord- oder aus dem ſonnigen Südland, in erſter Linie ihren Reiz verdanken.

Nach Italien und der Schweiz führen unſere Leſer die in dieſem Hefte als beſondere Kunſtblätter wiedergegebenen drei Gemälde von dem Düſſeldorfer Landſchaftsmaler Alfred Metzener. Italien, neben Südtirol und der Schweiz, war recht eigentlich die künſtleriſche Heimat Metzeners; von dorther hat er die meiſten ſeiner Motive geſchöpft. Selten nur geſchah es in den letzten fünfzig Jahren, daß er den Sommer nicht jenſeits der Alpen verbrachte, und ſchließlich lebte er faſt nur noch in Italien. Dort iſt er denn auch am 10. Januar 1905 geſtorben. Trotz ſeiner ſtetig wachſenden Liebe zu dieſer ſeiner zweiten, ſüdlichen Heimat hat der Künſtler nie ſein deutſches Geburtsland Lauenburg vergeſſen, und in Niendorf an der Stecknitz, wo er am 7. Dezember 1833 als Sohn eines Rittergutsbeſitzers geboren war, hat er denn auch ſeine letzte Ruheſtätte gefunden. Metzener hatte urſprünglich den Plan, Architekt zu werden, und beſuchte zu dieſem Zweck die techniſchen Hochſchulen zu Hannover und München. Aber bald behagte ihm dies Studium nicht mehr, und 1855 vertauſchte er Zirkel und Winkelmaß mit Pinſel und Palette. Er ging auf die Münchener Akademie und bildete ſich dort unter der Leitung des angeſehenen Landſchafters Richard Zimmermann, bis er endlich, 1864, zum erſtenmal das gelobte Land Italien betreten durfte. Zwei Jahre lang weilte er dort und durchſtreifte die Halbinſel bis zum äußerſten Süden. Beſonders wichtig war für ihn ein Aufenthalt in Sizilien, das er bereiſte, um Hoffweilers Werk über dieſe Inſel zu illuſtrieren, eine Arbeit, die ſeinen Namen zum erſtenmal weithin bekannt machte. Der Krieg von 1866 rief Metzener dann in die Heimat zurück. Er ſiedelte ſich in Düſſeldorf an, wo er ſich auch ſeinen häuslichen Herd gründete.

Das geſamte künſtleriſche Lebenswerk Metzeners zeigte im Herbſt 1905 eine in der Düſſeldorfer Kunſthalle ihm zu Ehren veranſtaltete Ausſtellung. Dort erkannte man, was für ein feinſinniger und bis ins kleinſte ſorgſamer Meiſter mit ihm der deutſchen Kunſt verloren gegangen war. Zwar läßt ſich nicht leugnen, daß Metzeners Kolorit oft wenig glücklich iſt, und dieſen Mangel empfinden wir, die wir durch die moderne Kunſt die ſpezifiſch maleriſchen Vorzüge eines Bildes ſo hochſchätzen gelernt haben, bei weitem lebhafter, als man es noch vor dreißig Jahren tat; aber dieſe Schwäche haftete dem Künſtler von ſeinen Lehrjahren her an, und man darf doch nicht verkennen, daß er ſie in den letzten Jahren, wo auch er ſeine Bilder vor der Natur fertig malte, ernſtlich und nicht ohne Erfolg bekämpft hat. Das aber, was zu allen Zeiten an Metzener zu bewundern bleibt, iſt ſeine vortreffliche Zeichenkunſt. Hierin ſtellt er ſich den Beſten ſeiner Zeitgenoſſen würdig an die Seite, und nur wenige von den Neueren können ſich darin mit ihm meſſen.



Alfred Metzener.
Nach einer Photographie von Conſtantin Luck in Düſſeldorf.

Auch an unſeren Bildern läßt ſich dieſe Stärke ſtudieren. Man werfe nur einen Blick auf das Bild aus Capri. Mit welch elegantem Linienfluß iſt da der ſich am Felſen emporwindende Weg behandelt, und wie zart, faſt ſpielend plätſchert das Meer ans Geſtade. In dieſer leichten, faſt graziöſen Behandlung des Meeresufers erinnert Metzener an den Münchner Rottmann. Eines der beſten Gemälde aus Alfred Metzeners ſpäterer Zeit iſt das Bild „Mittag am Albaner See“. Neben dem auch hier überaus reizvoll behandelten Weg tritt als beſonderes Charakteriſtikum die Vorliebe des Meiſters für ſchöne Bäume und wirkungsvolle Baumgruppen hervor. Sehr ſchön iſt auf dem Bilde auch die Schwüle der Mittagsſtunde zum Ausdruck gekommen. Kein Lüftchen regt ſich, und grell wirft die Sonne ihre breiten Streifen auf den Felſenweg. Ein wenig an die alte Manier der Landſchaftsmalerei erinnert hier die faſt genrehafte Staffage. Im heißen Sonnenbrand kommen zwei Ordensbrüder in ihrer ſchwarzen Tracht dahergeſchritten, während an der Wegbiegung im kühlen Schatten zwei junge Damen in lichten, freundlichen Sommerkleidern Raſt halten. Das dritte in den Rahmen dieſes Heftes aufgenommene Bild von Metzener führt uns an den Vierwaldſtätter See. Das Hochgebirge iſt der eigentliche Liebling des Meiſters. Doch iſt es intereſſant, wie er es darſtellt. Metzener war ein ſinniger und beſchaulicher Naturfreund. Es bedarf, um ihn mit Ehrfurcht vor der Majeſtät der Natur zu erfüllen, nicht des Blitzes, des Sturmes und des Erdbebens. Deshalb malt er denn auch in ſeinen Gebirgsbildern nicht die einſamen Schauer der Alpenwelt mit ihren Lawinen und Gletſchern, ſondern er braucht ſie gleichſam nur als einen maleriſchen Hintergrund für ſeine freundlichen Landſchaften. So auch auf unſerem Bilde: eine ſaftige, leicht anſteigende Matte, auf der wie weltverloren ein Häuschen träumt, ſchattige Bäume umrahmen ſie, und die lachende Morgenſonne übergießt alles mit goldigem Glanze. Den Hintergrund aber bildet der gewaltige Uri-Rothſtock mit ſeinen Gletſchern, und vor ihm breitet ſich der Spiegel des Sees aus. Ausgezeichnet iſt auf dieſem Gemälde die Luftſtimmung getroffen. Die Frühnebel, die von dem Waſſer aufſteigen, ſcheinen an den Felſen förmlich hin und her zu wogen, ſich zu ballen und wieder zu zerteilen, juſt wie der leichte Wind mit ihnen ſpielt.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düſel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaſer (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Schlusswort zum hundertsten Bande

„Viele Worte frommen nicht den Scheidenden“, heißt es in Goethes „Elpenor“. Wir beherzigen den Rat in dem Augenblick, wo ſich die Pforte des fünfzigſten Jahrgangs dieſer Monatshefte ſchließen will, und gebieten der Wehmut des Abſchieds Schweigen durch ein fröhliches Willkommen an das neue halbe Jahrhundert, das mit ſeinem Eröffnungsheft ſchon vor der Tür ſteht. Was dieſe nun durchlaufenen fünfzig Jahre uns, was ſie vielleicht auch für die deutſche Literatur- und Geiſtesgeſchichte bedeuten, das haben wir verſucht in dem Rückblick zuſammenzufaſſen, den wir für alle unſere Leſer und Freunde dieſem Hefte beigefügt haben. Nur einem möchten wir auch innerhalb dieſer Zeitſchrift nicht unterlaſſen Ausdruck zu geben, dem Gefühle des Dankes, das uns in dieſem erhöhten Augenblick unſeren Mitarbeitern und unſeren Leſern gegenüber in beſonderem Maße beſeelt.

Auf beiden Seiten ſind wir einer in unſerer Zeit faſt ſelten gewordenen Treue begegnet. Wie es unter unſeren gegenwärtigen Mitarbeitern noch mehr als einen gibt, deſſen Feder ſchon den erſten Bänden dieſer Zeitſchrift Beiträge geſpendet hat, ſo ſteht auch in mancher deutſchen Hausbibliothek — wir wiſſen das aus gelegentlichen freundlichen Zuſchriften — die ganze Reihe der „Weſtermannſchen Monatshefte“, vom Jahre 1856 bis zum Jahre 1906, in lückenloſer Vollſtändigkeit. Doch auch der junge Nachwuchs hat uns nie gefehlt, weder dort noch hier. Wie oft iſt es vorgekommen, daß ein Schriftſteller ſein Erſcheinen bei uns ausdrücklich damit begründete, es zöge ihn ein geheimes Band zu einer Zeitſchrift, in der ein Storm, ein Raabe, ein Spielhagen, ein Heyſe oder eine Marie von Ebner-Eſchenbach ſo viele ihrer ſchönſten Arbeiten zuerſt veröffentlicht hätten; wie oft hat, im darſtellenden Teile der Zeitſchrift, der Schüler da das Wort ergriffen, wo ein Menſchenalter zuvor ſein Lehrer und Meiſter geſprochen hatte — wie oft aber auch hat ſich die Vorliebe für die „Weſtermannſchen Monatshefte“ als ſtillſchweigende Familientradition vom Vaterhauſe auf Sohn und Tochter vererbt, um von deren Häuſern dann ihre Wege weiter zu ſuchen in Nachbarſchaft und Ferne, in Heimat und Fremde!

Sie alle grüßt heute unſer Dank, der zugleich ein Gelübde iſt: eingedenk der ſtolzen Vergangenheit, aber im Geiſte unſerer vorwärtsſtrebenden Gegenwart mit fröhlicher Zuverſicht der Zukunft entgegenzuſchreiten. Die Wege werden nicht überall die alten ſein können, das Ziel aber, der feſte Leitſtern jeder echten Zeitſchrift, bleibt dasſelbe: der Zeit einen ehrlichen Spiegel ihrer ſelbſt vorzuhalten, alles Gute, Edle und Tüchtige in ihr zu ſtärken, allem Trüben, Ungeſunden und Niedrigen in ihr zu wehren — nicht ſowohl durch feindſelige, nergelnde Kritik, als vielmehr durch kräftige Hervorhebung und fröhliche Förderung alles deſſen, was vorwärts und aufwärts weiſt.

* * *

George Westermann

Digitized by Google

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Rückblick auf ein Halbjahrhundert

1856 bis 1906

Eine „Zeitſchrift“ verdiente ihren Namen nicht und hätte ihren Beruf ſchon vor ihrer Geburt verfehlt, wenn ſie nicht aus den Stimmungen ihrer Entſtehungszeit erwachſen wäre, und wenn ihre erſte Jugend nicht etwas von der offenen oder heimlichen Sehnſucht verriete, die in den Tagen ihrer Gründung Kopf und Herz des Volkes bewegte. Auch „Weſtermanns Illuſtrierte Deutſche Monatshefte“, ſo entſchieden ſie ſich von vornherein von allem Politiſchen und Tendenziöſen fernhielten, ſind ein Kind ihrer Zeit und ein Ausdruck der geiſtigen Bewegung, die die vorwärts ſchauende Intelligenz in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfüllte. Nun ſcheint die deutſche Geſchichte ihre Akten über jenes Jahrzehnt ja längſt geſchloſſen zu haben. Seit länger als einem Menſchenalter haben wir uns daran gewöhnt, die fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts als eine Zeit der Reaktion und des allgemeinen Rückſchritts zu bezeichnen. Und in der Tat, wenn wir allein auf das politiſche Leben blicken, ſo hat jene Charakteriſtik ihre bleibende Berechtigung. Gegenüber dem ungeſtümen Fordern und Drängen, Suchen und Streben der vierziger Jahre bedeuten die darauf folgenden ein Ermatten und Erſchlaffen, beim Volke ſowohl wie bei ſeinen Führern. Eine allgemeine Enttäuſchung und Ernüchterung hatte nach den hochgeſpannten Träumen und Hoffnungen von den Gemütern Beſitz ergriffen, und mit lahmem Unmut ertrug die Nation den Druck, der jetzt nach dem kurzen Freiheitsrauſch doppelt ſchwer auf ihr laſtete.

Dieſer politiſchen Müdigkeit entſprach in mancher Beziehung das literariſche Weſen der Zeit. Als ein geniales und ſchöpferiſches iſt das Jahrzehnt von 1850 bis 1860 gewiß nicht anzuſprechen. Zwar brachte Deutſchland auch während dieſes Zeitraumes zahlreiche neue Talente hervor, aber ſie vertreten durchweg ältere, ſchon von dem vorausgegangenen Jahrzehnt angeſchlagene Tendenzen. Die literariſche Herrſchaft lag in den Händen der Epigonen, der Epigonen der Jungdeutſchen, der Epigonen der Revolutionspoeſie, der Epigonen des klaſſiſchen oder beſſer: des Platenſchen Formalismus. Der großen Worte, des fruchtloſen Sturmes und Dranges der Revolutionsdichtung müde, ſuchte man für die abgeſpannten Nerven Ruhe und Vergeſſen in Märchen und Idyllen, lieblichen Sagen und ſinnigen Parabeln; die Wald-, Traum- und Schenkenpoeſie blühte wieder auf, und die enttäuſchten Hoffnungen der Gegenwart wanderten ins ferne Mittelalter oder ins ferne Morgenland aus, um ſich wenigſtens in der Phantaſie für das ſchadlos zu halten, was die Wirklichkeit nicht zu geben vermochte. Man braucht nur an

Redwitzens „Amaranth“ (1849), Roquettes „Waldmeiſters Brautfahrt“ (1851), Bodenſtedts „Mirza Schaffy“ (1851), Storms „Immenſee“ (1852), Scheffels „Trompeter von Säkkingen“ (1854) und „Ekkehard“ (1855), an Hammer, Sturm und Gerok zu erinnern, um ſich dieſer weltſcheuen Abwendung vom unmittelbaren Leben der Gegenwart und Wirklichkeit bewußt zu werden.

So das äußere, und wir betonen nochmals: das herrſchende und ausſchlaggebende Bild der Politik und der Literatur der fünfziger Jahre. Aber auch wirklich nur das äußere. Wer näher zuſieht, wer hinter die Oberfläche der Dinge zu ſchauen weiß, wird im öffentlichen Leben wie in der geiſtigen Kultur jener Zeit Adern entdecken, in denen friſcheres Blut und kräftigere Lebensſäfte pulſen. Schon die gewerbliche Regſamkeit jenes Jahrzehnts ſollte uns ſtutzig machen. Wir ſehen, wie an allen Ecken und Enden des ſtaatlich ſo jämmerlich zerriſſenen Deutſchland die Verkehrswege ausgebaut werden, wie die Induſtrie wächſt und ſich verbreitet, wie das arbeitende Bürgertum kraft ſeiner Tüchtigkeit emporkommt, wie der Nationalwohlſtand ſich hebt und feſtigt, wie in engem Zuſammenhang damit das Lebensbehagen aufblüht, wie die Freude am Schmuck des Daſeins ſich verbreitet, und wie die bildende Kunſt und das Kunſtgewerbe — mögen wir manche ihrer damaligen Erzeugniſſe heute noch ſo gering ſchätzen — ſich mühen, dieſe neuerwachten Bedürfniſſe des ſteigenden Geſchmacks und Wohlſtandes zu befriedigen. Genug, dieſelbe Zeitſpanne, die uns auf politiſchem Gebiet das Bild eines verzagten Rückſchrittes oder doch eines dumpfen Stillſtandes zeigt, ſtellt ſich uns vom wirtſchaftlich-ſozialen Standpunkt geſehen als eine Periode des Aufſchwunges und des Fortſchrittes dar.

Und auch die Literatur nimmt ein anderes Geſicht an, ſobald man nur ihre noch halb geſchloſſene Knoſpe ein wenig auseinanderfaltet und in das Innere des Blütenkelches ſieht. Da ſteht, noch vielfach mißachtet freilich und auch von den geiſtigen Köpfen der Nation in ſeiner Bedeutung kaum recht erkannt, die eherne Geſtalt Hebbels vor uns auf, und um ihn herum, wie ein Kranz von ſtattlichen Bergkuppen um ein ſie alle überragendes gigantiſches Felſenhaupt, gruppieren ſich die ſtarken naturaliſtiſchen Talente der fünfziger Jahre: ein Otto Ludwig, ein Gottfried Keller, ein Theodor Fontane, ein Guſtav Freytag, ein Wilhelm Raabe. Ihre Wirkung auf die Zeitgenoſſen iſt gering oder ſchlummert, wie bei Raabe, noch in der Knoſpe, aber, das iſt ohne Zweifel, ſpurlos ging ihr geiſtiger und künſtleriſcher Einfluß auch damals ſchon nicht vorüber, und aus dem Geſamtbild der Zeit ſind ihre Erſcheinungen nicht zu tilgen.

Weit deutlicher jedoch als durch dieſen Hinweis auf die wahren, wenn auch noch heimlichen Könige der damaligen Literatur wird das Aufwärtsſtreben der Zeit, wenn wir von der Dichtung auf ihre nüchternere Schweſter, die Wiſſenſchaft, blicken. Auch hier freilich gibt es, wie für jede aus dem großen Fluß der Entwickelung herausgehobene und dann einzeln für ſich betrachtete Periode, offene und verborgene, mitlaufende und entſcheidende Kräfte, ſolche, die ſchon von ihren Zeitgenoſſen als führend und bedeutend erkannt und empfunden, und andere, die erſt von der Nachwelt, und dann nicht ſelten über jene empor, auf den Schild erhoben werden. Wir wollen von Männern wie Mommſen und Burckhardt, von Hettner, Gregorovius, Häuſſer und Kuno Fiſcher ſchweigen, weil es uns fraglich ſcheint, ob ihre den idealiſtiſchen Disziplinen der Wiſſenſchaft gewidmeten Werke von ihrer Zeit ſelbſt ſchon als epochemachend aufgenommen worden ſind; außer allem

Zweifel aber ſteht es, daß man in den namhafteſten populären Vertretern der Naturwiſſenſchaften zu jener Zeit, in einem Jakob Moleſchott, Karl Vogt, Emil Adolf Roßmäßler oder auch Ludwig Büchner, die berufenen und geweihten Stimmführer ihrer Generation und die erleuchteten Pfadfinder zu einer ſtolzeren und reicheren Zukunft ſah. Werke wie Moleſchotts „Kreislauf des Lebens“ (1852) mit ſeiner Verherrlichung des Stoffes, der Sinne und der Erfahrung, wie Karl Vogts teils polemiſche („Köhlerglaube und Wiſſenſchaft“, 1854), teils beſchreibende Aufſätze aus dem Tierleben, wie Büchners bezeichnenderweiſe „Kraft und Stoff“ betitelte empiriſch-naturwiſſenſchaftliche Studien (1855), oder auch wie Roßmäßlers durch eine anſchauliche Kleinmalerei ausgezeichnetes Naturgemälde „Die vier Jahreszeiten“ galten allgemein als die wahren und echten Manifeſtationen der Zeit, ſchon weil ſie dem „Hunger nach Tatſachen“ entgegenkamen und ſich als Proteſte gaben gegen die ſpekulativ-begriffliche Denkweiſe, die lange die unbeſtrittene Herrſchaft ausgeübt hatte, deren man aber jetzt gründlich müde geworden war. In ſeinem Selbſtbewußtſein durch die unerhörten Errungenſchaften der exakten Naturwiſſenſchaften ungeheuer erhoben, tat man, was eine von neuem Geiſt erfüllte Zeit immer tut und immer tun wird: man achtete die nächſte Vergangenheit und ihr geiſtiges Rüſtzeug, die Phantaſie, vielfach gering und erwartete das Heil in erſter Linie von der jungen, neu geſchaffenen Weltanſchauung, welche die Erfahrung und die exakte Methode auf den Thron ſetzte.

Es wird ohne weiteres verſtändlich ſein, wenn wir ſagen, daß dieſe Zeitverhältniſſe, wo man aus der Politik mißmutig floh, und wo man doch zugleich mit ſehnſüchtiger Seele ein neues Aſyl für ſeine geiſtigen Ideale ſuchte, ein Boden waren, wie geſchaffen für die Gründung neuer Zeitſchriften, die dem veränderten Zuge der Zeit beſſer Rechnung trugen als die beſtehenden, einesteils der Politik dienenden oder von ihr inſpirierten, anderenteils noch ganz in dem alten ſchönwiſſenſchaftlichen Geiſt befangenen Blätter, wie das „Stuttgarter Morgenblatt“, die Gutzkowſchen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ und das „Muſeum“ von Robert Prutz, es anſtrebten und vermochten. Von dem Markt des öffentlichen Lebens — das hing eng mit den geſchilderten Wandlungen zuſammen — war das Intereſſe der Zeit immer mehr nach innen, in die Familie und in das Haus verlegt worden, und ſo konnte es nicht wundernehmen, daß die erſte dieſer neuzeitlichen Gründungen ein ausgeſprochenes Haus- und Familienblatt war: die 1853 von Ernſt Keil ins Leben gerufene „Gartenlaube“. Aber auch in ihr, ſo gut ſie von Anfang an für ihre Zwecke geleitet wurde, und ſo vortreffliche Mitarbeiter die Redaktion ſich allzeit zu gewinnen wußte, führte immer noch der politiſch-demokratiſche Geiſt das Herrſcherwort, und kaum unzutreffend hat man in ihrem für damalige Verhältniſſe beiſpiellos ſchnellen Emporkommen ein Wiederaufleben der politiſchen Flugblätter der vierziger Jahre ſehen wollen, die nur in eine andere Form geſchlüpft ſeien. Und anderſeits konnte man ſich doch auch wohl damals ſchon ſchwerlich verhehlen, daß dieſe in beſcheidenem Umfange und beſcheidener Ausſtattung erſcheinende Wochenſchrift für die geiſtige Macht und Bedeutung Deutſchlands eine nur beſcheidene Vertreterin war, daß das gebildete Publikum denn doch auf eine reichhaltiger ausgeſtattete und vor allem literariſch höherſtehende Zeitſchrift Anſpruch habe, auch wenn die populäre Haltung, ſchon den liberaliſtiſchen Ideen der Zeit zuliebe, als eine ſelbſtverſtändliche Bedingung ungeſchmälert beſtehen blieb.

Jede vornehme, wahrhaft fruchtbare und „zeitgemäße“ Unternehmung auf geiſtigem Gebiete muß mit ihrer Zeit, zum Teil aber auch gegen ihre Zeit marſchieren. Nur ſo wird ſie aus einem kaufmänniſchen Geſchäft zu einem Werkzeug der Bildung und einem Förderer der Kultur; nur ſo kann ſie ſich — wir haben wenigſtens in der Geſchichte der deutſchen Preſſe bis heute kein Beiſpiel, das das Gegenteil bewieſe — ein halbes Jahrhundert lang in der Gunſt der gebildeten Leſewelt behaupten.

Mit meiner Zeit, aber zugleich über meine Zeit hinaus und empor! lautete von Anfang an auch die Parole derjenigen deutſchen Monatsſchrift, die von Braunſchweig aus zum 1. Oktober 1856 ihr erſtes Heft in die Welt hinausſandte. Gewiß, dieſe neue Monatsſchrift machte gar kein Hehl daraus, daß ſie das volkstümliche Bildungsſtreben ihrer Tage zum Vorſpann nehme, wenn es ſchon in ihrem erſten vorbereitenden Proſpekt hieß, daß ſie „den Mangel eines größeren Zentralorgans für die nach Volkstümlichkeit ringende Bildung“ ausfüllen wolle, und daß ſie die Abſicht habe, „die Wiſſenſchaft ins Leben zu tragen“; zugleich aber betonte ſie ihren energiſchen Willen, „den Gegenſatz zwiſchen künſtlicher und volkstümlicher Bildung auszugleichen“, das hieß mit Rückſicht auf die literariſchen Verhältniſſe der Zeit ungefähr ſo viel wie: von den literariſchen Cliquen und Koterien, die damals die vaterländiſche Geſamtkultur zerriſſen, will ſie keiner einzigen tributpflichtig ſein, vielmehr gedenkt ſie an ihrem Teile redlich mitzuarbeiten an der geiſtigen Einigung der Gebildeten in Nord und Süd, Oſt und Weſt, gleichviel zu welchem religiöſen Bekenntnis ſie zählten, oder zu welcher politiſchen Partei ſie ſchworen. Wort und Bild, beide gleich vornehm gewählt — auch der Aufſchwung der deutſchen Holzſchneidekunſt darf hier nicht vergeſſen werden —, ſollten in engem Bunde an dieſem friedlichen nationalen Einigungswerk arbeiten.

Im Gegenſatz zu vielen anderen deutſchen und ausländiſchen Zeitſchriftengründungen älterer und jüngerer Tage war die ſchöpferiſche Idee und der grundlegende Plan dieſer Zeitſchrift nicht dem Kopfe eines Gelehrten oder Schriftſtellers, ſondern dem ihres Verlegers entſproſſen. Mit Fug und Recht darf deshalb George Weſtermann im materiellen wie im idealen Sinne des Wortes der Schöpfer und Gründer dieſer „Illuſtrierten Deutſchen Monatshefte“ genannt werden, und die Tatſache, daß er bei einem Aufenthalt in England einige Jahre zuvor als Vorbild ſeiner Schöpfung die amerikaniſche Monatsſchrift Harper’s Monthly kennen und in ihrer Bedeutung und Wirkung ſchätzen gelernt hatte, vermag ſeinem Verdienſt wenig oder gar nichts zu nehmen. Es darf das hier um ſo unbedenklicher ausgeſprochen werden, als dieſer Mann ſeit über fünfundzwanzig Jahren nicht mehr unter den Lebenden weilt, ſo daß es ihm nicht einmal vergönnt war, das fünfundzwanzigjährige Beſtehen ſeiner Zeitſchrift zu erleben. Gerne legen wir deshalb von dem Kranz der Ehren, den dieſes fünfzigjährige Jubiläum den „Monatsheften“ windet, die ſchönſten Blumen auf ſein Grab, wie wir auch davon abſehen, bei dieſer halb feſtlichen, halb wehmütigen Erinnerungsfeier außer ihm noch einen ſeiner leitenden Redakteure, Mitarbeiter, literariſchen Berater und Nachfolger im Verlagsgeſchäft den Leſern im Bilde zu zeigen.

Denn ſelbſtverſtändlich hat George Weſtermann bei der Verwirklichung ſeines Planes ſeine Mitarbeiter gehabt. Er ſelbſt war Verlagsbuchhändler von Beruf und Neigung und viel zu ſtolz auf dieſen von der Pike auf in allen ſeinen Zweigen erlernten Beruf, als daß er in einem anderen, ſei es auch dem literariſchen, hätte dilettieren mögen. Er ſah ſich alſo auch damals,

als er auf der Höhe ſeines Lebens, ein Sechsundvierzigjähriger, an die Gründung der „Monatshefte" ging, nach einer literariſchen Perſönlichkeit um, die ihm für den Ausbau des neuen Hauſes ſachverſtändigen Rat erteile und insbeſondere die Werbung der Mitarbeiter, das wichtigſte und vornehmſte Geſchäft bei einer jungen Zeitſchrift, auf ſich nehme. Nun hatte er dank ſeinen älteren, mehr aufs Praktiſche und Pädagogiſche gerichteten Verlagszweigen längſt ſeine guten, zuverläſſigen Beziehungen zu der literariſchen und wiſſenſchaftlichen Welt. Insbeſondere war es das 1846 in ſeinen Beſitz übergegangene „Archiv für das Studium der neueren Sprachen", das ihn mit einer Anzahl namhafter Schriftſteller und Gelehrten verband, vor allem und am engſten mit Profeſſor Ludwig Herrig ſelbſt, dem bekannten Schulmann und Herausgeber jener wiſſenſchaftlichen, auch nach ihm benannten Zeitſchrift. An dieſen wandte ſich denn Weſtermanns Vertrauen auch zunächſt, um durch ſeine Empfehlung eine Kraft zu gewinnen, die ihm bei der Ausführung ſeines Planes zur Seite ſtehen und die Verbindung mit den Mitarbeitern anknüpfen und weiterführen könne.

Da wollte es der Zufall, daß ſich unter Herrigs jüngeren Kollegen ein Mann befand, der erſt kürzlich von Elberfeld, wo er ſchon mit Herrig am gleichen Gymnaſium gewirkt hatte, nach Berlin verſetzt worden war, und der jetzt auch mit ihm in kollegialiſcher und freundſchaftlicher Weiſe verkehrte. Es war Dr. Heinrich Boegekamp, ein höchſt eigentümlicher Menſch, abſonderlich in ſeiner äußeren Erſcheinung und merkwürdig in ſeinen Lebensſchickſalen. Scharfblick, vielſeitige Kenntniſſe und lebhaftes Intereſſe für alle öffentlichen Zuſtände befähigten ihn beſonders zum Journaliſten, und mit einer Reihe von bedeutenden Zeitungen ſtand er in lebhafter Verbindung. Er ſchrieb namentlich für die Cottaſche „Allgemeine Zeitung" politiſche Artikel und für das „Morgenblatt" wiſſenſchaftliche Aufſätze, in denen er vorzugsweiſe literariſche Erſcheinungen des Tages geiſtvoll kritiſierte.

Boegekamp intereſſierte ſich ſehr für die Weſtermannſche Idee. Aber da er ſeine ſtaatliche Anſtellung weder opfern konnte noch wollte, ſo einigte man ſich über folgende Punkte: Boegekamp ſollte den Proſpekt für das neue Unternehmen entwerfen und außerdem eine an die hervorragenden Autoren in Deutſchland gerichtete Einladung zur Mitarbeit an den „Monatsheften" verfaſſen; denn auf die Mitwirkung der „Autoritäten" — das forderte der Zeitgeiſt — war damals jede erfolgſuchende Zeitſchrift angewieſen. Dann ſollte er während ſeiner Ferienzeit eine Reiſe unternehmen, um dieſe Aufforderungen, wo es anging, perſönlich zu wiederholen, Vorſchläge zu machen und entgegenzunehmen ſowie feſte Zuſagen für die erſten Nummern abzuſchließen. Zuletzt ſollte er ſich nach einer geeigneten Perſönlichkeit für die Redaktionsführung umſehen.

Boegekamps Bemühungen zur Durchführuug dieſes Programms hatten einen ausgezeichneten Erfolg. Er beſuchte namentlich in Karlsruhe, Stuttgart, München, Wien und einigen Univerſitätsſtädten die Hauptvertreter der wiſſenſchaftlichen Richtungen, die in Betracht kommen konnten, und forderte gleichzeitig viele der bekannteſten und beliebteſten Novellendichter perſönlich zu belletriſtiſchen Beiträgen auf.

Nun blieb ihm aber noch die Erfüllung des letzten und ſchwierigſten Programmpunktes übrig: die Gewinnung eines geeigneten Redakteurs für die neue Zeitſchrift. Er hatte wohl gerade dieſe Aufgabe allzuſehr auf die lange Bank geſchoben, denn mittlerweile war der Monat Juni herangekommen, ohne daß auch nur erfolgverſprechende Verhandlungen dafür eingeleitet waren.

Kein Wunder, daß Weſtermanns Mahnungen an die übernommene Verpflichtung dringender und dringender wurden. Da fügte es einer jener „Zufälle“, denen der Menſch in ſeiner Kurzſichtigkeit ſo viel von der geſchichtlichen Entwickelung der Dinge zuzuſchreiben gezwungen iſt, daß gerade in dem Augenblick, wo Boegekamp ſelbſt nach dem Empfang eines neuen Briefes die Verlegenheit, in der er ſteckte, zum erſtenmal als peinlich und gefährlich empfand, ein junger Berliner Student und Schriftſteller bei ihm war, der ſeit einiger Zeit zu dem Entſchluß gekommen war, ſich der journaliſtiſchen Laufbahn zu widmen. Dieſer faßte denn die vorüberfliegende Glücksgöttin beherzt bei der Stirnlocke, Boegekamp, in ſeiner Art ſelber ein Selfmademan, ließ ſich durch dieſes herzhafte Selbſtbewußtſein des jüngeren Kollegen imponieren, empfahl den Bewerber in Braunſchweig, und wenige Wochen ſpäter reiſte der zum erſten Redakteur der neuen Zeitſchrift Auserſehene — **Adolf Glaſer** (geb. 1829) war der Name des damals knapp Siebenundzwanzigjährigen, aus einer angeſehenen Wiesbadener Kaufmannsfamilie ſtammenden Rheinländers — an ſeinen neuen Wirkungsort. Denn das behielt ſich der Ehrgeiz des Gründers und Verlegers der „Monatshefte“ vor: wie die geſchäftliche, ſo ſollte auch die literariſche Leitung des Blattes unter ſeinen Augen von ſeinem Wohn- und Geſchäftsſitz aus geführt werden.

Die Stadt Braunſchweig ſpielt für die nächſte Entwickelung der jungen Zeitſchrift denn doch noch eine bedeutſamere Rolle, als der Zufall, daß hier Weſtermanns Geſchäft ſeinen Sitz hatte, zu erklären ſcheint. Wie bei allen menſchlichen Unternehmungen darf man auch bei dieſer die **perſönlichen Beziehungen** nicht außer acht laſſen. Und dieſe gerade waren es, die den Gründer der „Monatshefte“ eng mit der geiſtigen Geſchichte der Stadt und des Landes Braunſchweig verbunden hatten. George Weſtermann, am 23. Februar 1810 in Leipzig als Sohn eines bedeutenden, künſtleriſch gebildeten Goldſchmiedes geboren und ſo von früh auf für Kunſt und Wiſſenſchaft, Gewerbe, Weltverkehr und öffentliches Leben, insbeſondere aber den mächtig aufblühenden deutſchen Buchhandel lebhaft intereſſiert, war ſchon in ſeinem achtzehnten Lebensjahre bei dem Braunſchweiger Hauſe **Friedrich Vieweg**, einem der bedeutendſten in der damaligen deutſchen Verlagswelt, in die Lehre getreten und war dann, nach einer längeren Ausbildungszeit, die ihn nach Königsberg, Hamburg und England geführt hatte, 1833 nach Braunſchweig zurückgekehrt, um hier ein eigenes Geſchäft zu gründen. Was ihn gerade hierher zog, zeigte ſich bald durch ſeine Verlobung mit Blanka Vieweg, der jüngſten Tochter ſeines früheren Lehrherrn. Damit trat Weſtermann in den Kreis einer Familie, die ſeit langem ſchon mit der führenden Literatur Deutſchlands in engſter Fühlung ſtand. War doch der alte Vieweg — um nur ein Beiſpiel anzuführen — der erſte Verleger von Goethes „Hermann und Dorothea“ geweſen und hatte er ſich doch, als Schwiegerſohn des verdienten Pädagogen und volkstümlichen Schriftſtellers Joachim Heinrich Campe, auch ſonſt vielfach um die Beförderung und Verbreitung klaſſiſcher und nachklaſſiſcher Literatur verdient gemacht. Die ſchöngeiſtigen Intereſſen wurden ſeitdem in dem Hauſe Vieweg wie eine heilige Herdflamme genährt und gehütet, und es konnte nicht fehlen, daß ſich die Wärme dieſer Begeiſterung auch auf den jungen Eidam der Familie übertrug. In dieſer hoch und heilig gehaltenen Familientradition fand die neue Zeitſchrift von vornherein eine nicht zu verachtende Stütze und der junge Redakteur perſönlich einen ihm für ſeine ſchwierige Aufgabe äußerſt wertvollen und fördernden Rückhalt.

Dieſe glücklichen Perſonalverhältniſſe kamen vom erſten Augenblick in ganz beſonderem Maße den „Monatsheften“ zugute. Der Name Weſtermann, in dem für viele zugleich ein Ton des Namens Vieweg mitſchwang, hatte ſchon damals Klang genug, um beim Buchhändler- wie beim deutſchen Schriftſtellerſtande die beſten Vorurteile zu erwecken. Wie das ſchon erwähnte erſte Zirkular insbeſondere in literariſchen Kreiſen wirkte, mag für manches ähnliche nicht minder beredte Zeugnis ein Brief beweiſen, der bald nach der Verſendung dieſes Rundſchreibens, noch vor dem Erſcheinen des erſten Heftes in Braunſchweig einlief. Er kam von einem der bekannteſten und angeſehenſten Schriftſteller der damaligen Zeit und lautete:

Paris, den 10. Sept. 1856.

Verehrliche Redaktion!

Der Name der Weſtermannſchen Verlagshandlung bürgt dafür, daß die „Monatshefte“ ſich als eine ſolide und höchſt ehrenhafte Zeitſchrift geſtalten werden; ich beſinne mich darum keinen Augenblick, meine ſehr fleißige Mitarbeiterſchaft zuzuſagen. Mit Vergnügen werde ich Ihnen von Zeit zu Zeit, abwechſelnd für ſämtliche Ihrer „Abteilungen“, mit Ausnahme der naturwiſſenſchaftlichen, Beiträge zuſenden. Ich bin auch gern bereit, Ihnen für jedes Monatsheft eine Korreſpondenz, eine zuſammenfaſſende Überſicht des geiſtigen Lebens von Paris, zu ſchreiben und bitte Sie, mir zu dieſem Zwecke den Tag des Monats anzugeben, an welchem Sie dieſelbe in Braunſchweig zu empfangen wünſchen. Eine fernere Bitte iſt die, mir gefälligſt das erſte Heft zukommen zu laſſen. Man orientiert ſich beſſer, wenn man die Zeitſchrift von Angeſicht zu Angeſicht kennen lernt. Um Ihnen meine Bereitwilligkeit zu beweiſen, ſchicke ich anbei eine Art von Korreſpondenz, die Sie aber auch, da ſie nur einen Stoff hat, als beſonderen Artikel unter irgendeinem Titel verwenden mögen. Bald folgt was Beſſeres und Intereſſanteres.

Ergebenſt Moritz Hartmann.

Tatſächlich wurde denn auch Moritz Hartmann, der geiſtreiche Verfaſſer der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ (1849), des Romans „Der Krieg um den Wald“ (1850) ſowie äußerſt anſchaulicher und lebendiger Reiſeſchilderungen aus Languedoc und der Provence (1852), ein ebenſo bildſchöner, bezaubernd liebenswürdiger Mann wie tadelloſer Charakter, einer der eifrigſten und getreueſten Mitarbeiter an den erſten Jahrgängen der „Weſtermannſchen Monatshefte“. Geſchäftliche Beziehungen zu dem Hauſe Vieweg geſtalteten das Band zwiſchen ihm und dem Verleger, namentlich aber dem Redakteur der „Monatshefte“, ſpäter nur noch inniger.

Auch aus dem Herzen Deutſchlands ließen ſich gleich nach den erſten Anfängen der neuen Zeitſchrift ähnliche ermunternde Stimmen hören. So ſchrieb unter anderen Otto Roquette, deſſen Novelle „Der Freiwerber“ im zweiten Heft der „Monatshefte“ erſchienen war, aus Dresden im Januar 1857:

... In Berlin, von wo ich ſoeben zurückkehre, ſind die „Monatshefte“ in aller Händen, und ich konnte erfahren, daß der „Freiwerber“ in den verſchiedenſten Kreiſen ſein Publikum gefunden hat. Aber nicht allein der novelliſtiſche Teil der „Monatshefte“, ſondern die ganze Faſſung und Haltung derſelben, der Reichtum und die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts im ganzen, erregt das allgemeine Intereſſe und macht ſie zu derjenigen Zeitſchrift, welcher ſich Erwartung und Beifall jetzt am meiſten zuwenden. Es iſt mir erfreulich, Ihnen dies mitteilen zu können, und füge ich den beſten Glückwunſch für das Gedeihen des Werkes im neuen Jahre hinzu.

Doch wir ſind dem geſchichtlichen Laufe der Dinge vorausgeeilt. Vorläufig galt es, das erſte Heft herzuſtellen. Es wurde beſchloſſen, daß die neue Zeitſchrift nach dem amerikaniſchen Vorbilde von Harper’s Monthly eingerichtet und den Titel „Weſtermanns Illuſtrierte Deutſche Monatshefte“ führen ſollte.

Nach und nach war eine Anzahl recht wertvoller Beiträge aus verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Gebieten eingetroffen, aber ſeltſamerweiſe fehlte es an einer entſprechenden novelliſtiſchen Arbeit. Zwar lagen zahlreiche Beiträge vor von wohlbekannten Autoren auf dem Gebiete des Romans und der Novelle, aber ſie alle hatten keine belletriſtiſchen, ſondern andere Arbeiten eingeſandt; eine paſſende novelliſtiſche Arbeit, auf die es doch bei der Eröffnung des erſten Heftes weſentlich ankam, war ausgeblieben. Schon wurde in Erwägung gezogen, ob nicht überhaupt für diesmal auf eine Novelle zu verzichten ſei, ſo ungünſtig dies auch für das erſte Auftreten geweſen wäre, als aus Prag von dem damals gern geleſenen Romanſchriftſteller Siegfried Kapper, dem Schwager Moritz Hartmanns, die kurze Novelle „Klein Jareſch“ anlangte und allen Sorgen ein Ende machte. Mit dieſer gemütvollen und künſtleriſch nicht unbedeutenden Erzählung konnte füglich das erſte Heft begonnen werden; es reihten ſich dann die Beiträge von Riehl, von Anderſen, von Mügge, von Moritz Wagner und Wilhelm Lübke an. Der Muſikgelehrte Dehn gab einen Beitrag, und der ſehr populäre Naturforſcher M. J. Schleiden behandelte ein gerade damals, wie wir wiſſen, ungemein intereſſantes Thema „Über den Materialismus unſerer Zeit“. Noch einige andere Beiträge, von Reclam über die Beziehungen der Nerven zu chemiſchen Vorgängen, einige Beſprechungen beſonders hervorragender Werke und eine Anzahl von Korreſpondenzen aus verſchiedenen großen Städten diesſeit und jenſeit des Ozeans ergänzten das Heft, deſſen Inhalt ſich alſo wohl ſehen laſſen konnte.

Schon vom zweiten Bande der „Monatshefte“ ab — alſo im zweiten Halbjahre ihres Beſtehens — machte ſich der Umſtand bemerklich, daß dem neuen Unternehmen beſonders von München aus große Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde. Was den Erfolg beim Publikum betrifft, ſo war auch dieſer gleich von Anfang an in Süddeutſchland und Öſterreich ſtärker als in dem kälteren und zuwartenden Norddeutſchland. In München aber war beſonders auch die werktätige Anteilnahme der dortigen Gelehrten- und Schriftſtellerwelt ſehr bemerkbar. Vor nicht langer Zeit hatte König Maximilian eine ganze Anzahl hervorragender Männer nach München berufen, und man nannte dieſe Verſammlung von Rittern des Geiſtes „Die Tafelrunde des Königs“. Welch eine Fülle bereits gefeierter oder doch ſchon an der Schwelle der Berühmtheit ſtehender Perſönlichkeiten ſind da zu erwähnen! Von Gelehrten, an deren Spitze man Juſtus von Liebig nennen darf, waren es beſonders Moriz Carriere, der Hiſtoriker Franz Löher, der Ethnograph K. F. Neumann, Moritz Wagner, dann die Dichter Emanuel Geibel, Paul Heyſe, Friedrich Bodenſtedt, W. H. Riehl, der Muſiknovelliſt. Später kam noch Franz Dingelſtedt dazu. Schon der Umſtand, daß alle dieſe Mitglieder der Münchener Tafelrunde dazu auserſehen waren, vor der königlichen Familie und der Hofgeſellſchaft regelmäßige Vorträge zu halten, regte ſie ſämtlich dazu an, in der Wahl der Gegenſtände und in der Art und Weiſe der Behandlung — wenn man ſo ſagen darf — die vornehmſte Popularität anzuſtreben. Das war es gerade, was dem Standpunkt der „Monatshefte“ völlig entſprach, und ſo entwickelte ſich bald eine recht lebhafte und fruchtbringende Verbindung zwiſchen der Münchener Tafelrunde und der neuen Monatsſchrift. Ja, dieſe war bald in der Lage, wahre Perlen von Beiträgen zu veröffentlichen. Rechnen wir dazu, daß ſich aus Berlin Herman Grimm und Otto Roquette, aus Karlsruhe Joſeph Viktor Scheffel öfters beteiligten, daß ferner der Aſtronom J. H. Mädler, dann der durch ſein „Buch der Natur“ ungemein populäre Friedrich Schädler ſich wiederholt mit Beiträgen einſanden, ſo zeigt ſich bereits ein ganz achtunggebietendes Kontingent von Mitarbeitern. Auch der berühmte Kriminaliſt F. von Holtzendorff gab ſchon im vierten Bande einen wertvollen Beitrag über die engliſchen Verbrecherkolonien.

Doch auch in die höchſten und für eine populäre Zeitſchrift ſcheinbar unerreichbaren Spitzen der damaligen deutſchen Literatur ſpannen ſich die Fäden. So finden wir im dritten Bande zwei Reihen von Epigrammen, im neunten ein Nibelungenfragment von keinem geringeren als Friedrich Hebbel, deſſen Bedeutung damals zwar noch heiß umſtritten war. Die heutige Generation, für die Hebbels Genie und Bedeutung in unantaſtbarer Höhe über allen Zweifel erhaben daſteht, wird es mit gelinder Verwunderung hören, daß dieſer „einſame Gigant“ ſich grundſätzlich gar nicht abgeneigt zeigte, ſogar regelmäßige Korreſpondenzen aus Wien für die „Monatshefte“ zu liefern (Brief vom 5. Auguſt 1857 aus Gmunden). Wohl ein Zeichen, daß dieſe Zeitſchrift ſchon knapp nach dem erſten Jahre ihres Beſtehens das höchſte Anſehen auch in den exkluſiveſten Kreiſen der deutſchen Schriftſtellerwelt genoß. Wir gedenken dieſe für den Dichter wie für den Menſchen Hebbel höchſt charakteriſtiſchen Briefe im Laufe des nächſten Jahrganges unſerer Zeitſchrift in einem eigenen Aufſatz zu veröffentlichen. Deshalb genüge es hier, aus ſeinen weiteren Zuſchriften hervorzuheben, daß auch er für das Braunſchweiger Unternehmen mit ſeiner Aufmunterung und ſeinem Glückwunſch nicht zurückhielt. „Ich habe mich jetzt“, heißt es in einem aus dem Herbſt 1857 datierten Briefe, „mit der Monatsſchrift etwas näher bekannt gemacht und gratuliere Ihnen zu der bisherigen Leiſtung, die ich nach mancher Seite höchſt gediegen finde ... Wenn Sie ſo fortfahren, hat Deutſchland Hoffnung zu einem Organ, das nicht hinter den engliſchen und franzöſiſchen gar zu weit zurückbleibt, und jeder Mann, dem es um den Fortſchritt der Nation zu tun iſt, wird gern beitreten!“

Stand Hebbel ſchon auf der Höhe, wenn nicht ſeines Ruhmes, ſo doch ſeiner dichteriſchen Leiſtungen, als er mit den „Monatsheften“ in Verbindung trat, ſo ſetzte ein anderer Schriftſteller, der aus der Zahl der bedeutenderen Mitarbeiter an den erſten Bänden beſonders hervorgehoben zu werden verdient, den Fuß gerade erſt auf die erſte Stufe der Ruhmesleiter, auf der er dann ſpäter, wenn auch äußerſt langſam und erſt nach Überwindung mancher Schwierigkeiten, bis auf die höchſte Staffel hinanklimmen ſollte, bis dort, wo der Siegeskranz des Klaſſikers hängt. Es war Wilhelm Raabe, oder wie er ſich damals noch nannte: Jakob Corvinus, der 1831 in Eichershauſen im Braunſchweigiſchen geborene und ſeit 1856 in Wolfenbüttel lebende Verfaſſer der „Chronik der Sperlingsgaſſe“. Faſt gleichzeitig mit den „Monatsheften“ war dieſer erſte Roman hervorgetreten, aber ſo beliebt gerade dieſes Buch mit ſeinen humoriſtiſchen und ernſten Stimmungsbildern unter Raabes Dichtungen ſpäter geworden iſt, bei ſeinem erſten Erſcheinen ging es faſt ſpurlos vorüber, und ſo dürfen ſich die „Monatshefte“, indem ſie den jungen Schriftſteller zur Mitarbeit einluden, vielleicht wirklich ein beſcheidenes Verdienſt zuſchreiben, dieſen Dichter, wenn nicht „entdeckt“, ſo doch bekannt und beſonders den Süddeutſchen vertraut gemacht zu haben. Die hiſtoriſche Novelle „Der Student von Wittenberg“, eine jener tragiſch-humoriſtiſchen Epiſoden aus der menſchlichen Schickſalsgeſchichte, deren er dann den alten Chroniken und Hiſtorienbüchern noch ſo manche abgewann, war der erſte Beitrag, mit dem Raabe in den „Monatsheften“ (Novemberheft 1857) erſchien; an ihn reihte ſich eine lange, ſtolze Reihe anderer Romane und Novellen, im ganzen nicht weniger als einunddreißig Werke. Raabes dichteriſche Bedeutung zu würdigen, iſt hier nicht der Ort; ſie ſteht längſt in unſeren Literaturgeſchichten gebucht, und die Feier ſeines ſiebzigſten Geburtstages vor fünf Jahren hat gezeigt, daß der Geſchmack derer, die kein rechtes Verhältnis zu ihm gewinnen können, heute nicht mehr in die Wagſchale fällt. Um ſo weniger aber mochten wir es uns verſagen, dankbar an jene Zeit zu erinnern, wo er mit dieſen Heften ſo eng verbunden war, dankbar und ſtolz auch jetzt noch, wo uns dieſe Verbindung keine Früchte mehr trägt, wo der mittlerweile fünfundſiebzigjährige Dichter, wie es ſcheint, ſeine Feder ein für allemal als Weihgeſchenk in der Kapelle ſeiner Laren aufgehängt hat.

Der Zufluß novelliſtiſcher Beiträge für die erſten Jahrgänge der „Monatshefte“ ſtrömte auch ſonſt aus mancherlei Quellen des deutſchen Südens und Nordens. Schon im dritten Bande (Oktoberheft 1857) konnte die Novelle „Hugideo“ von Joſeph Viktor Scheffel gegeben werden, ein „epiſches Miniaturbild“ von wunderbarer Vollendung, die Schmerzensbeichte eines eben durch den Tod ſeiner geliebten Schweſter ins innerſte Herz getroffenen Dichters. Es war nicht der erſte Beitrag, den Scheffel den „Monatsheften“ zuwies; ſchon im vorausgehenden Bande (April-, Auguſt- und Septemberheft 1857) hatte er eine Reihe charakteriſtiſch-anſchaulicher, von leiſer Wehmut durchwobener Schilderungen aus der Dauphiné, aus Avignon und Vaucluſe beigeſteuert, und auch dieſer Mitarbeiter hatte gleich in ſeinem erſten Briefe an den Verlag „mit Vergnügen“ hervorgehoben, wie „inhaltreich, anregend und gediegen das neue Unternehmen in die Welt hinausſchreite“.

Mittlerweile hatten ſich die „Monatshefte“ nicht nur ſchon ihren feſten Stamm von Mitarbeitern, ſondern auch eine getreue Gefolgſchaft von Leſern und Abonnenten gewonnen. Die geſchäftlichen Erfolge hielten mit den idealen guten Schritt, und allmählich eroberten ſich die „Weſtermänner“, wie die Zeitſchrift bald in populärer Abkürzung genannt wurde, in Süd- wie in Norddeutſchland immer mehr Boden. Da tauchte plötzlich die ſchleswig-holſteiniſche Frage auf, und eine Weile ſchien es faſt, als ſollten von dieſem politiſchen Unwetter auch die „Monatshefte“ in ihrer glücklichen Weiterentwickelung ernſtlich gefährdet werden. Alle Welt ſchaute aus nach Kriegsberichten und nach Mitteilungen über diplomatiſche Verhandlungen; wie das der Leſer, ſo ſchien eine Weile auch das Intereſſe der Mitarbeiter an einer von der Politik ſich grundſätzlich fernhaltenden Zeitſchrift leiſe zu erlahmen. Bald aber war dieſe Kriſis überwunden, ja dieſe Aufrüttelung der Gemüter erwies ſich auf die Dauer ſogar als äußerſt heilſam, gemahnte ſie doch die Deutſchen in Nord und Süd von neuem, wenn auch in ſcheinbar rauher und grauſamer Form, an das nationale Einheitsband, das ſie trotz aller äußerlichen Gegenſätze und Trennungspunkte umſchlang. Eben dieſes nationale Gemeinſchaftsgefühl war es ja aber, dem an ihrem Teile auch die „Monatshefte“ von Anfang an gedient hatten. So mußte naturgemäß dieſelbe Welle, die unſerer Zeitſchrift einen kurzen Augenblick gefährlich zu werden ſchien, ſie im nächſten ſchon wieder nach oben tragen.

Auch der Tod König Maximilians von Bayern (1864), an deſſen literariſcher Tafelrunde, wie erwähnt, die „Monatshefte“ eine ſo wertvolle Stütze gefunden hatten, und der ihnen auch perſönlich mehrmals ſein

Wohlwollen erwieſen hatte, vermochte das glückliche Vorwärtsſchreiten des Unternehmens nicht mehr zu hemmen. Zwar änderten ſich unter Ludwig II. die künſtleriſchen Verhältniſſe Münchens recht gründlich, indem ſich des Königs Intereſſe immer einſeitiger und ausſchließlicher der Muſik, genauer noch den muſikaliſchen Großtaten Richard Wagners zuwandte, aber die bedeutendſten Mitglieder der Münchener Tafelrunde blieben den „Monatsheften" doch treu, ſo insbeſondere Franz Dingelſtedt, der ſchon vor dem Tode des Königs Max nach Weimar übergeſiedelt war, um neben Franz Liſzt die Leitung der dortigen Bühne zu übernehmen, und Friedrich Bodenſtedt, der 1866 auf den Ruf des Herzogs Georg II. als Leiter der Hofbühne nach Meiningen ging.

Auch ſonſt bewährte ſich die alte Erfahrung, daß, wo eine Schwalbe niſtet, ſtets mehr zufliegen. Freunde der Monatsheftautoren wurden von dieſen, manchmal ohne Zutun der Redaktion, für die Zeitſchrift gewonnen. Wie Raabe, ſo erſchien auch ſein Freund Wilhelm Jenſen früh in den Spalten der „Monatshefte", und die erſte Novelle, die ſich im Februar- und Märzheft 1869 den Leſern unter ſeinem Namen zeigte, die in Südamerika ſpielende Erzählung „Unter heißerer Sonne", darf noch heute als ein „echter Jenſen" gelten, eine ſo leidenſchaftliche Naturgewalt durchbebt das Ganze, ſo hinreißend ſind die fremdartigen Reize der tropiſchen Sonne geſchildert, eine ſo blühende Phantaſie webt ihren Schleier um die Geſtalten und ihre Schickſale. Es iſt wohl nicht zuviel geſagt, daß dieſe Erzählung den erſten wirklichen Begriff von Jenſens Kunſt gab, und daß ſie es war, die ihn mit einem Schlage berühmt und bekannt machte. Seit dieſem erſten günſtigen Erfolge blieb Jenſen den „Monatsheften" ein getreuer belletriſtiſcher Mitarbeiter, einige ſeiner hervorragendſten Werke, wie z. B. „Minatka" (Oktoberheft 1870 bis Februarheft 1871), ſpäter „Die Namenloſen" (April- bis Septemberheft 1872), „Luv und lee" (Oktoberheft 1896 bis Märzheft 1897) und „Vor der Elbmündung" (Januar- bis Märzheft 1904), haben hier zuerſt das Licht der Öffentlichkeit erblickt.

Denen Raabes und Jenſens könnte noch manch ſtolzer Name angeſchloſſen werden: Berthold Auerbach, Eduard Bauernfeld, Theodor Fontane, Klaus Groth — denn welcher namhafte deutſche Romanſchriftſteller oder Novelliſt wäre in jenen Jahren nicht in den „Monatsheften" vertreten geweſen —, aber wir müſſen ſchon jetzt vielleicht fürchten, in dem Leſer dieſes Rückblicks könnte der Glaube entſtehen, unſere Zeitſchrift habe mit einſeitiger Vorliebe die Belletriſtik gepflegt und den darſtellenden und unterrichtenden Teil darüber vernachläſſigt. Dies war nun aber keineswegs der Fall. Nur iſt es weit leichter, einer jüngeren Generation durch Nennung eines Namens und einiger Werke einen Begriff von der ſchöngeiſtigen Haltung einer Zeitſchrift zu geben, da ja dieſe Namen und Werke, wenn ſie wirklich von mehr als flüchtiger Bedeutung, durch die Literaturgeſchichte allen Gebildeten geläufig ſind, als nach vierzig, fünfzig Jahren dem nachgeborenen Leſer begreiflich zu machen, welches Anſehen und welche Autorität damals etwa ein geiſtreicher Eſſayiſt, ein populär ſchreibender Naturwiſſenſchaftler, ein weitblickender Geſchichtsforſcher, ein geſchmackvoller Literar- oder Kunſthiſtoriker genoß. Viele von den Namen, die dem Geſchlecht der fünfziger, ſechziger und ſiebziger Jahre wie Offenbarungen ins Ohr klangen, ſind heute längſt ſtumpf geworden; wir lächeln über ſie, während vielleicht noch unſere Väter den Atem anhielten, wenn ſie ertönten. Das, was einen Aufſatz für den Augenblick ſeiner erſten Veröffentlichung ſo wirkungsvoll und ſo allgemein ergreifend macht, ſein unmittelbares Hervorquellen aus der Seele und der Stimmung der Zeit, das läßt ihn ſpäter, wenn jene Zeit unwiderruflich vorüber, deſto ſchneller und gründlicher „veralten“ — während eine leidlich gute Novelle kraft ihres allgemein menſchlichen Gehaltes auch nach Jahrzehnten wenigſtens noch mit einzelnen Partien zu uns ſpricht. Trotzdem, hoffen wir, bedarf es nur einer kleinen Ausleſe von Namen, bei der wir alle die übergehen, die ſchon in anderem Zuſammenhange aufgeführt ſind, und auch von denen abſehen, die in den „Gedenkblättern und Feſtgrüßen“ des Aprilheftes noch ſelber von ſich zeugen konnten, um dem Leſer eine Vorſtellung zu geben, welcher Reichtum und welche Mannigfaltigkeit an darſtellenden Beiträgen ſich in den erſten fünfzig Bänden der „Monatshefte“ (1856 bis 1871) zuſammenfand, welches Pantheon der Kunſt und Wiſſenſchaft dort errichtet war. Da ſchrieben, oft in einer ganzen Reihe von Artikeln, Karl Bartſch, Karl Biedermann, Rudolf Genée, Georg Brandes, Heinr. Düntzer, Herm. Hettner, Guſt. Kühne, Daniel Sanders, Wilh. Scherer, Julian Schmidt und Adolf Stahr über Literatur-, Sprach- und Kulturgeſchichte; Jakob von Falke (Trachten und Mode), Sophus Ruge, Karl Simrock (Deutſche Märchen) und Karl Weinhold über Volkskunde; Adolf Baſtian, Otto Finſch, Rudolf Lindau, Friedr. Ratzel, Ferd. von Richthofen, Gerh. Rohlfs und Schlagintweit über Reiſen und Entdeckungen, geologiſche und ethnographiſche Fragen; W. von Bezold, Wilh. Förſter, H. J. Klein, J. H. von Mädler über Himmels- und Wetterkunde; Alfred Brehm, Karl und Ad. Müller, Karl Ruß über Tierkunde; K. Fraas, du Prel, P. Reis, Fr. Reuleaux, Jul. Stinde, A. Vogel über Phyſik, Chemie, Volks- und Landwirtſchaft; F. Dornblüth und C. Reclam über Geſundheitslehre; F. von Holtzendorff und Rud. Jhering über Rechtsweſen; und endlich ein kleines Heer von fachwiſſenſchaftlichen Autoritäten und ſchöngeiſtigen Kritikern der verſchiedenſten Richtungen und Schulen über das weite Reich der bildenden Künſte mit ſeinen verſchiedenen Grenzbezirken, unter vielen anderen Herman Grimm, Max Jordan, Wilh. Lübke, K. von Lützow, Friedr. Pecht, Ludw. Pietſch, Herm. Riegel, Ad. Roſenberg, Jul. Leſſing, Ludw. Nohl uſw.

Trotz dieſer Fülle von Namen und Gebieten ſoll eins nicht verſchwiegen oder beſchönigt werden: das Schwergewicht ihrer Bedeutung ſuchten und fanden die „Monatshefte“ entgegen ihrem urſprünglichen Programm im Laufe der Jahre mehr und mehr in der Belletriſtik; für die Geſchichte der deutſchen Novelle in dem Sinne, wie Paul Heyſe ihr Weſen und ihre eigentümliche Kunſtform feinſinnig gekennzeichnet hat, ſpielen ſie ſogar, wie auch von fremder Seite wiederholt öffentlich anerkannt iſt, eine ganz hervorragende Rolle. Was einſt (1857) durch ein Preisausſchreiben herbeigelockt werden mußte floß den Heften jetzt in überreichlicher Fülle von ſelbſt zu, ſo daß der Unterhaltungsteil nicht ſelten die Führung übernahm. Iſt ſolcher „Verrat“ an dem anfänglichen Programm der Zeitſchrift nun aber wirklich eine Verfehlung der Redaktion? Erfüllten die „Monatshefte“ nicht vielmehr mit dieſer Abweichung von den ihr anfangs vorgezeichneten Richtlinien erſt recht und in höherem Sinne ihren Zeitberuf? — Die Naturwiſſenſchaften gehen in den auf die Mitte des Jahrhunderts folgenden Jahren gewiß in ihren Leiſtungen nicht zurück; aber die einſeitige Herrſchaft, die ſie eine Zeitlang ausgeübt haben, verliert ſich allmählich, insbeſondere kommt im deutſchen Publikum das Intereſſe an ſchöngeiſtigen Dingen wieder ſtärker empor. Dabei ſoll nicht geleugnet werden, daß an dieſer Wendung die Perſönlichkeit des Redakteurs, der, wie bekannt ſein wird, auf dem Felde der

Belletriſtik ſelbſt produktiv tätig war, ihr Teil hat, entſcheidend war aber doch auch hier im weſentlichen die Neigung und der Geſchmack des deutſchen Publikums. Die „Monatshefte“ als eine Zeitſchrift für alle Gebildete des deutſchen Volkes haben es nie mit jenen eſoteriſchen Kreiſen halten können, denen der Begriff „Publikum“ eine quantité négligeable bedeutet. Sie ſind im Gegenteil immer der Meinung geweſen, daß wer die Menge führen will, ſie zuvor verſtehen und ihr unter Umſtänden entgegenkommen muß. Wie das Drama kein Drama, das Theater kein Theater iſt, wenn es nicht berückſichtigt, daß es nicht zu einem einzelnen in ſeinen traulichen vier Wänden, ſondern zu Hunderten und Tauſenden von einem weithallenden Schauplatz ſpricht, ſo verlöre eine große Zeitſchrift von vornherein ihre Berechtigung und ihre Bedeutung, wenn ſie nicht Pſychologie des Publikums triebe, des Publikums, für das ſie beſtimmt iſt. Das, nicht mehr und nicht weniger, haben die „Monatshefte“ getan, wenn ſie ihre Sorgfalt und Liebe in wachſendem Maße der belletriſtiſchen und ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur widmeten. Noch keine erfolgreiche Zeitſchrift hat ſich ganz und genau auf den Buchſtaben ſo entwickelt, wie das erſte Programm es wollte. Denn dies Programm, ſo weitblickend es ſein mag, iſt immer nur die Frucht einer guten Stunde, allenfalls die eines guten Jahres — eine Zeitſchrift aber formt ſich wie jedes organiſche Gebilde unter dem wechſelnden Klima der Zeit. Scheinbare Untreue iſt hier oft höchſte Treue. Auch für das Reich der periodiſchen Literatur gilt das ewige „Stirb und Werde“ des Weſtöſtlichen Divans; ſolang ſie das nicht hat, iſt auch eine Zeitſchrift „nur ein trüber Gaſt auf der dunklen Erde“ …

Doch es heißt, an den Fluß der Geſchichte zurückkehren. Merkwürdigerweiſe war das Kriegsjahr 1866, das doch in Deutſchland ſo gewaltige Erſchütterungen hervorrief und die politiſchen Verhältniſſe völlig umſchuf, an der Entwickelung der „Monatshefte“ ziemlich ſpurlos vorübergegangen. Julian Schmidt, durch ſeine kampfluſtige Haltung in der Öffentlichkeit allgemein bekannt, als unbeugſam ſtrenger Kritiker und zugleich als politiſcher Schriftſteller geſchätzt und gefürchtet, war gerade damals für literargeſchichtliche Studien ein wertvoller Mitarbeiter geworden; Karl Braun, der frühere naſſauiſche Landtagsabgeordnete, der ſich auf volkswirtſchaftlichem Gebiete durch ſeine ſchneidige Feder hervortat, ſchrieb glänzende Aufſätze über alle erdenklichen Kulturfragen der Vergangenheit und Gegenwart.

In ganz anderer Weiſe als die vorher erwähnten kritiſchen Zeitläufe machte ſich das Jahr 1870 fühlbar. Die Ereigniſſe kamen ſo raſch und entwickelten ſich in ſo unerhört durchgreifender Weiſe, daß man während des Krieges in einer fortwährenden fieberhaften Erwartung nicht viel auf andere Dinge achtete und für den Augenblick deren Bedeutung für das nationale Einigungswerk kaum erkannte. Indeſſen verfolgten die „Monatshefte“ ruhig ihren Weg. Namentlich in bezug auf ihre belletriſtiſchen Beiträge war ihr Anſehen in der literariſchen Welt bereits ſo gefeſtigt, daß eine Einführung durch ſie geradezu für einen entſcheidenden Erfolg galt. Auch das iſt kein „Zufall“ oder „blindes Glück“, ſondern, wie wir hier wohl ausſprechen dürfen, eine natürliche Frucht jener ſorgfältigen, vorurteilsloſen Prüfung, die die Redaktion allzeit gerade den Einſendungen unbekannter Schriftſteller oder ſelbſt blutjunger Kadetten der Belletriſtik hat angedeihen laſſen. Leider würde es für den uns zugemeſſenen Raum viel zu weit führen, wollten wir eine vollſtändige „Galerie der Entdeckten“ zuſammenſtellen; wir müſſen uns vielmehr damit begnügen, Namen wie Leopold Sacher-Maſoch, der in ſeinen friſchen Anfängen noch nichts von ſeiner ſpäteren leiſe angefaulten Pikanterie ſpüren ließ („Don Juan von Kolomea“, Oktoberheft 1866). Karl Emil Franzos („Das Chriſtusbild“, Septemberheft 1870), Wilhelm Fiſcher in Graz („Eine Sommernachtstragödie“, Oktoberheft 1872), Viktor Blüthgen („Die ſchwarze Kaſchka“, Märzheft 1878) zu nennen.

Wenn ſolche Erfahrungen dem Unternehmen immer mehr innere Feſtigkeit und äußeres Anſehen gaben, ſo erſtarkte es auch durch methodiſch geförderten Zuwachs an ſchon bekannten und beliebten Autoren. So erſchien Mitte der ſechziger Jahre Theodor Storm zuerſt in den „Monatsheften“, und der längſt in den beſten Leſerkreiſen gefeierte Dichter des „Immenſee“ blieb von nun an mit der Weſtermannſchen Verlagsbuchhandlung und den „Monatsheften“ in innigſter Verbindung; im ganzen ſind fünfzehn Novellen von ihm, darunter „Von jenſeits des Meeres“, „Viola tricolor“, „Ein ſtiller Muſikant“, „Carſten Curator“, „Hans und Heinz Kirch“, „Zur Chronik von Grieshuus“, „Ein Bekenntnis“, hier zuerſt hervorgetreten. Viele davon erſchienen nach dem Abdruck in den „Monatsheften“ auch in Buchausgaben im Weſtermannſchen Verlage, und dies führte ſchließlich zu der Weſtermannſchen Geſamtausgabe von Theodor Storms Werken, die eine große und wohlverdiente Verbreitung gefunden hat.

Kaum weniger eng iſt das Band gegenſeitiger Treue, das die „Monatshefte“ ſeit dem Jahre 1861, wo im Januarheft die Novelle „Annina“ erſchien, mit Paul Heyſe verbindet. Im Laufe der fünfundvierzig Jahre, die ſeitdem verfloſſen, ſind alles in allem einundzwanzig Romane und Novellen von ihm in unſerer Zeitſchrift erſchienen, darunter Meiſterwerke der Novelliſtik, wie „Der verlorene Sohn“, „Die ungariſche Gräfin“, „Zwei Gefangene“, „Die Rache der Vizgräfin“, „Die ſchwarze Jakobe“, „Xaverl“, „Das Steinchen im Schuh“, „Antiquariſche Briefe“, „Ein Mutterſchickſal“ uſw.

Kurze Zeit nach ſeinem Auftreten in der Öffentlichkeit erſchien auch P. K. Roſegger in den „Monatsheften“, zuerſt im Jahre 1873 mit einem Stück aus den „Schriften eines Waldſchulmeiſterleins“; wir begegnen ihm dann öfter, und er iſt auch ſpäter noch ein getreuer Mitarbeiter geblieben. So haben die „Monatshefte“ insbeſondere mehrere ſeiner ohne Frage ergreifendſten und kraftvollſten Bauernnovellen darbieten können, wie „Das Haus unter den Wänden“, „Maria im Elend“, „Onkel Sonnenſchein“ u. dgl. Ebenſo erſchien Hans Hoffmann in den „Monatsheften“ ganz im Beginn ſeiner Dichterlaufbahn mit Novellen aus Italien und Neugriechenland, die ſofort die Aufmerkſamkeit auf dieſes kräftige und eigenartige Erzählungstalent lenkten („Ein käufliches Herz“, Juliheft 1880; „Perikles, der Sohn des Xanthippos“, Septemberheft 1882; „Photiniſſa“, Septemberheft 1883 uſw.).

Mit den Umwälzungen, welche infolge der Ereigniſſe des Jahres 1870 in Deutſchland ſich vollzogen, ging es genau ſo, wie es in allen großen Perioden der Weltgeſchichte geſchehen iſt. Allmählich, mit zwingender Gewalt ſchritten ſie vorwärts, eins rief das andere hervor, das Große wirkte auf das Kleine, und bald befand man ſich in ganz neuen Verhältniſſen, ohne eigentlich recht bemerkt zu haben, wie das zuging. Es war nur natürlich, daß auch die Zeitſchriftenliteratur eine große Umänderung erfuhr. Manche neue Unternehmungen tauchten auf und verſchwanden wieder. Daß man gerade in Berlin, der Reichshauptſtadt, dem neuen Mittelpunkte des geiſtigen Lebens, eine Revue haben müſſe, wurde oft ausgeſprochen, und es war ſogar wiederholt die Rede davon, ob nicht die ganze Weſtermannſche Verlagshandlung oder mindeſtens doch der für die „Monatshefte“ nötige Apparat nach Berlin verlegt werden könne. Das ſtellte ſich bald als undurchführbar heraus, einleuchtend dagegen erſchien der Vorſchlag, den Redakteur ſeinen Wohnſitz in Berlin nehmen zu laſſen. Es wurde verabredet, daß ein Verſuch gemacht werden ſolle. Man fand den perſönlichen Umgang mit den literariſchen Größen Berlins ſehr wichtig und vorteilhaft, und der Redakteur ſiedelte denn tatſächlich im Jahre 1872 ganz nach Berlin über, allerdings mit der geſchäftlich gebotenen Verpflichtung, von Zeit zu Zeit nach Braunſchweig hinüberzureiſen, um wichtige Angelegenheiten, insbeſondere Illuſtrationsfragen, mit dem Verleger und ſeinen techniſchen Hilfskräften perſönlich zu beſprechen.

Auf die innere Geſtaltung hatte dieſe praktiſche Betriebsmaßregel keinen ſonderlichen Einfluß. Die „Monatshefte“ waren in ihrem nun beinahe zwanzigjährigen Beſtehen in den deutſchen Familien bereits ſo feſt eingewurzelt, und das Leſebedürfnis war von Jahr zu Jahr ſo im Steigen begriffen, daß auch ähnliche Erſcheinungen, wie etwa die vornehme „Deutſche Rundſchau“, die übrigens von vornherein ihren Leſerkreis mehr in gelehrten Kreiſen ſuchte, ihr ſicheres, immer weiter ausgreifendes Fortſchreiten nicht mehr ernſtlich zu gefährden vermochten. Nur die Wirkungskreiſe grenzten ſich beſtimmter ab, und das konnte auf die Dauer nur als Vorteil empfunden werden.

Schon vor der Mitte der ſiebziger Jahre war wiederholt zwiſchen Verleger und Redakteur der Plan beſprochen worden, den „Monatsheften“ eine äußere Umgeſtaltung zuteil werden zu laſſen. Dieſe Umgeſtaltung ſollte ſich auf eine Vergrößerung des Formats, etwas größere Schrift, überhaupt auf eine Verſchönerung und Bereicherung der äußeren Erſcheinung beziehen. Dementſprechend ſollte und mußte der Preis erhöht werden. Um aber ein möglichſt in die Augen fallendes Äquivalent dafür zu bieten, verfiel der geſchäftstüchtige Verleger auf den Plan, irgendeinen der damals bekannteſten und beliebteſten Autoren des Romanfaches ganz für die „Monatshefte“ zu gewinnen, ſo daß man dem Publikum die Ausſicht eröffnen könne, den betreffenden Dichter auch in ſeinen Werken ausſchließlich in den „Monatsheften“ zu finden.

Der Zufall wollte, daß kurz zuvor — es war im Frühjahr 1878 — eine Privatangelegenheit den bisherigen leitenden Redakteur der „Monatshefte“ veranlaßte, von ſeiner Stellung zurückzutreten. Es übernahm an ſeiner Stelle Dr. Guſtav Karpeles die Redaktion, ein durch literarhiſtoriſche Forſchungen wohlbekannter, in redaktionellen Dingen erfahrener Mann mit ausgezeichneten Verbindungen. Nun konnte die Neuorganiſation der „Monatshefte“ nach allen Richtungen hin angeſtrebt und vorbereitet werden. Friedrich Spielhagen, der den Heften ſchon ſeit Jahren als Mitarbeiter nahe ſtand, ließ ſich bereit finden, als Herausgeber zu zeichnen, und übernahm die Verpflichtung, ſich nicht nur der Redaktion zu widmen, ſondern auch mit eigenen Beiträgen, beſonders mit ſeinem neuen belletriſtiſchen Werken, als Mitarbeiter zu erſcheinen. Im Oktober 1878 kam alsdann das erſte Heft einer neuen Folge der „Monatshefte“, herausgegeben von Friedrich Spielhagen und redigiert von Dr. Guſtav Karpeles, heraus. Äußerlich war alles neu: der Titel, die Vignetten, der Druck und das Papier, und was den Inhalt betraf, ſo zeigt der erſte Band dieſer neuen Folge neben den altbewährten vortrefflichen Mitarbeitern auch manche neue Namen von längſt anerkanntem Rufe, die in den „Monatsheften“ bisher nicht vertreten waren (Heinrich Laube, Hans Hopfen u. a.).

Der Übergang vollzog ſich ohne erheblichen Einfluß auf die Verbreitung der Zeitſchrift. Hatte der erhöhte Preis vielleicht manche Abonnenten abgeſchreckt, ſo kamen anderſeits viele neue Leſer hinzu, die durch die Neuorganiſation angezogen wurden und ſich von der neuen Entwickelung große Dinge verſprachen. Aber offenbar hatten die „Monatshefte“ doch ſchon zu lange beſtanden und waren bereits bei ihrem Leſerkreiſe zu ſehr eingebürgert, als daß irgendeine Anordnung, die vielleicht bei der Gründung einer neuen Zeitſchrift von entſcheidendem Einfluß geweſen wäre, den Rang und Ruf der Hefte hätte in bemerkenswerter Weiſe berühren können. Ohne Zweifel gereichte der Umſtand, daß ein damals auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtehender Romandichter wie Friedrich Spielhagen das Unternehmen mit ſeinem Namen ſchmückte, den „Monatsheften“ für alle Zeit zur Auszeichnung und dokumentierte auch nach dem Auslande hin die Wertſchätzung dieſer Zeitſchrift.

Wir kommen jetzt zu einem Zeitpunkt, wo das Haus Weſtermann ein ſchwerer Schlag treffen ſollte, der unter Umſtänden für die ganze Entwickelung des Geſchäfts und ſomit auch für die „Monatshefte“ hätte verhängnisvoll werden können. Am 7. September 1879 wurde in Wiesbaden während der Kur George Weſtermann ganz plötzlich von einem Herzſchlag niedergeworfen. Der unerwartete Tod des energiſchen und zielbewußten Mannes, der immer der Kopf und die Seele des Hauſes geweſen, war für ſeine Familie ein erſchütterndes Ereignis und für das ganze Unternehmen ein tiefgehender Verluſt.

Das empfanden alle, und der Schlag wurde nur dadurch etwas gemildert, daß er ſelbſt, im Gefühl ſeiner bedrohten Geſundheit und bei der Abſicht, längere Zeit im Auslande zu verweilen, die Leitung der geſchäftlichen Angelegenheiten bereits den Händen ſeines älteſten Sohnes, Friedrich Weſtermann (geb. 1840), der ihm ſchon ſeit längerer Zeit geſchäftlich zur Seite ſtand, anvertraut hatte. Seine buchhändleriſchen Studien hatten dieſen vier Jahre nach Amerika geführt, wo in Neuyork das verwandte Haus Bernhard Weſtermann ſtets in enger Fühlung mit der Braunſchweiger Firma war. Vorher ſchon war er außer in Aachen und in Leipzig, der hohen Schule des deutſchen Buchhandels, längere Zeit in München geweſen, um fachmänniſche Erfahrungen zu ſammeln. Der Übergang war daher in allen äußerlichen Anordnungen kaum bemerkbar. Auch was die inneren Verhältniſſe betraf, ſo konnte bei dem natürlichen Erbgang von dem Vater auf den ihn pietätvoll verehrenden Sohn von einer durchgreifenden Änderung vorläufig gleichfalls keine Rede ſein, und die Individualität Friedrich Weſtermanns hielt ſich denn auch zunächſt vorſichtig zurück, um die Intentionen des heimgegangenen Begründers des Geſchäftes getreulich zu wahren und zur möglichſt ungeſtörten Entwickelung zu bringen. Der achtundvierzigſte Band der „Monatshefte“ brachte mit dem George Weſtermanns Andenken feiernden Gedenkaufſatz „In Memoriam“ den Manen des Verſtorbenen die gebührende Huldigung dar.

Während des nächſten Jahres mußten die Vorbereitungen zu einem anderen Ereignis getroffen werden, das für die Geſchichte der „Monatshefte“ bedeutungsvoll war und nicht mit Stillſchweigen umgangen werden konnte: das fünfundzwanzigjährige Beſtehen des Unternehmens (September 1881) war gekommen und lenkte den Blick zurück auf die durchlaufene Bahn. Dieſem erſten Jubiläum der Zeitſchrift — zehnjährige zu feiern, war man in jenen ruhigeren Zeiten nicht ſchnellebig genug — galt ein am Schluſſe des fünfzigſten Bandes veröffentlichter „Epilog“, der rückblickend in kurzen

Sätzen die Arbeit dieſer langen Jahre des Beſtehens zuſammenfaßt. Es findet ſich unter anderem darin mit Recht hervorgehoben, wie die „Monatshefte“ namentlich auf dem Gebiete der Novelle und auf dem der ethnographiſchen und der verwandten Wiſſenſchaften während des vergangenen Vierteljahrhunderts führend und maßgebend geweſen ſeien.

Der folgende Band — der einundfünfzigſte — wurde dann in würdigſter Weiſe durch einen Prolog von Robert Hamerling gefeiert. Auch hier fehlte nicht der Ausdruck der Verehrung für George Weſtermann, in deſſen Namen hinfort nach Art der abſolutiſtiſchen Geſchichte auch ſonſt gern zuſammengefaßt wird, was die „Monatshefte“ im Laufe der erſten fünfundzwanzig Jahre Verdienſtliches geleiſtet haben, was ſich aber doch, wie jeder Einſichtige ſich ſelber ſagen wird, auf Verleger, Redakteure, Mitarbeiter und — Publikum verteilt.

Ein ebenſo reizvoller wie pietätvoller Gedanke der Redaktion war es, in dem erſten Bande des zweiten Vierteljahrhunderts ſo viel als möglich alle die noch lebenden Mitarbeiter der vorhergehenden fünfundzwanzig Bände, namentlich aber diejenigen des erſten Bandes und ſogar ſpeziell des erſten Heftes zu vereinigen, und ſo ſehen wir denn in der Tat im Verzeichnis der Mitarbeiter neben Namen aus den allererſten Heften des Unternehmens auch die beſonders bemerkenswerten, man könnte ſagen epochemachenden Mitarbeiter dieſer ganzen fünfundzwanzigjährigen Serie. Da iſt Wilhelm Raabe mit Wilhelm Heinrich Riehl und dem Verfaſſer der erſten Novelle, mit welcher die „Monatshefte“ eröffnet wurden, Siegfried Kapper. Mit Friedrich Spielhagen und Levin Schücking ſteht auch Leopold von Sacher-Maſoch in dieſem Bande. Emanuel Geibel iſt mit einer Dichtung erſchienen, und um nur einige von den darin vertretenen hervorragenden Gelehrten zu nennen, ſo finden wir Franz von Holtzendorff, Nordenſkiöld, Gerhard Rohlfs, Heinrich Brugſch-Paſcha, Ernſt Curtius, Georg Ebers, Julius Leſſing, Wilhelm Lübke, Adolf und Karl Müller, Friedrich Pecht, Karl du Prel, Karl Vogt u. v. a.

Bis zum Juli 1882 blieben die Redaktionsverhältniſſe unverändert. Dann zog ſich Dr. Karpeles, der ſich inzwiſchen auf verſchiedenen literarhiſtoriſchen Gebieten, namentlich als Biograph und Erklärer Heinrich Heines, eine hervorragende Stellung errungen hatte, von der Redaktion zurück. Sein Eifer für die Förderung der „Monatshefte“, namentlich ſein erfolgreiches Bemühen, neue tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen, blieb im beſten Andenken. An ſeine Stelle trat, vorläufig ungenannt, von neuem Dr. Adolf Glaſer, der dann nach dem im Oktober 1884 erfolgten Rücktritt Spielhagens wieder in alter Weiſe am Schluß des Heftes als Redakteur zeichnete.

Er fand nach vierjähriger Unterbrechung ſeiner Redaktionstätigkeit in der literariſchen Politik der „Monatshefte“ kaum etwas verändert. Noch immer wurde der Grundſatz gewahrt, neben den namhaften Vertretern der Belletriſtik, von denen, wie bemerkt, einige zu regelmäßigen Gäſten der „Monatshefte“ geworden waren, auch jüngere Kräfte zu Worte kommen zu laſſen, die noch keinen Kranz auf dem Haupte, dafür aber auf ihrer Stirn den friſchen Hauch der Jugend und in ihrer Bruſt die Gewißheit einer rühmlichen Zukunft trugen. Viele von den damals bei den „Monatsheften“ eingeführten belletriſtiſchen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen — denn mittlerweile war der Prozentſatz der weiblichen Autoren ungeheuer gewachſen — zählen noch heute, falls nicht ein früher Tod ſie gefällt hat, halb und halb zu den „Modernen“ — und das will doch bei der Schnellebigkeit gerade unſerer literariſchen Verhältniſſe etwas heißen. Wir möchten nur an Helene Böhlau, Ida Boy-Ed, Karl Buſſe, J. J. David, Hedwig Dohm, Marie von Ebner-Eſchenbach, Ilſe Frapan, Hermann Heiberg, Hans Hopfen, Wolfgang Kirchbach, Oſſip Schubin, Lou Andreas-Salomé, John Henry Mackay, Adalbert Meinhardt, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Alexander von Roberts, Paul Robran, Heinrich Seidel, Adolf Stern, Hermine Villinger, Richard Voß, Ernſt von Wildenbruch erinnern, um dem wohl hier und da laut gewordenen Vorurteil zu begegnen, als habe es für den Eintritt in Weſtermanns Monatshefte eines anderen Privilegs bedurft als des Talents und — was ſich bei einer Zeitſchrift für die gebildete Familie von ſelbſt verſteht — der geſitteten Form.

Wie auf belletriſtiſchem, ſo wurden aber gleichzeitig auch auf dem Gebiete der darſtellenden und belehrenden Aufſätze die alten Richtlinien der Redaktion innegehalten und weitergeführt. Freilich vermochten auch die „Monatshefte“, wie jedes periodiſche Organ abhängig von dem Zuge der Zeit, die an den alten Pfeilern der Tradition gewaltig rüttelte, in der Wahl ihrer Mitarbeiter nicht überall an dem alten Autoritätsprinzip feſtzuhalten, aber ſoviel wie irgend möglich beobachteten ſie doch auch jetzt noch den Grundſatz, zumal über ſchwierigere und wichtigere Gegenſtände nur ſolche Perſönlichkeiten ſprechen zu laſſen, die kraft ihres Amtes, ihrer öffentlichen Stellung oder ihrer anerkannten Leiſtungen den Beruf dazu hatten. Wenn wir hier von neu auftretenden Mitarbeitern dieſes Gebietes die Militärſchriftſteller Freiherr von der Goltz und Max von Jähns, die Philoſophen Eduard von Hartmann und Moritz Lazarus, den Architekten und Kunſtgelehrten Robert Dohme, der in den „Monatsheften“ u. a. ſeine für die neuere Baukunſt und das neue Kunſtgewerbe epochemachenden Aufſätze über das engliſche Haus veröffentlichte, wenn wir die Kunſthiſtoriker und Äſthetiker Oskar Bie, Heinrich Brunn, Max Deſſoir, Cornelius Gurlitt, die Literarhiſtoriker Albert Bielſchowsky, Ludwig Geiger, Eugen Kühnemann, Berthold Litzmann, Franz Muncker, Paul Schlenther, die Geſchichtſchreiber Karl Theodor von Heigel, Arthur Kleinſchmidt, die Entdeckungsreiſenden und Reiſeſchilderer Otto Ehlers, Hermann von François, Heinrich Noé, Karl Peters, Joachim Graf Pfeil, Georg Schweinfurth, Ludwig Steub, Auguſt Trinius, Theodor Wundt und endlich die Naturwiſſenſchaftler Wilhelm Bölſche, Ludwig Heck, Robert von Lendenfeld, Adolf Miethe aus einer großen Zahl zum Teil nicht minder bekannter und bewährter Mitarbeiter hervorheben, ſo wird dieſer redaktionelle Grundſatz hinlänglich belegt ſein.

Zeigte ſo die literariſche Entwickelung der „Monatshefte“ auf den einmal vorgezeichneten Bahnen ein ruhiges ſtetes Fortſchreiten, ſo machte ſich etwa ſeit der Mitte der achtziger Jahre in der äußeren Ausſtattung, insbeſondere der Illuſtrierung ein in die Augen fallender Umſchwung bemerkbar. Dieſen hervorzurufen, wirkte mancherlei zuſammen: in erſter Linie die Neigung der Zeit für alles Konkrete, für alle ſinnlichen und anſchaulichen Lebenselemente und Daſeinsformen, ſodann die überraſchenden Fortſchritte, die gerade damals die Illuſtrations- und Reproduktionstechnik machte, nicht zu vergeſſen auch der von uns immer nur dankbar empfundene Anſporn, den uns die von vornherein ſtärker auf das Bild als auf das Wort bauenden Velhagen und Klaſingſchen Monatshefte, eine Gründung der achtziger Jahre (1886), allmonatlich zuteil werden ließen. Das alles aber wäre fruchtlos geblieben, wenn nicht der damals im friſcheſten Mannesalter ſtehende Verleger ſelbſt eine ausgeſprochene Vorliebe für glänzende und geſchmackvolle Ausſtattung an den Tag gelegt und faſt jeder einzelnen Illuſtration ſeine beſondere Sorgfalt bei Auswahl, Reproduktion, Anordnung und Druck gewidmet hätte — hatte doch das Haus George Weſtermann von Anfang an auch den geſamten Druck der Zeitſchrift in ſeiner eigenen Offizin bewerkſtelligt. Waren früher die „Bilder“ wohl manchmal als „unbequem“ empfunden worden, ſo wurden ſie jetzt als ebenbürtige Kameraden und Brüder der Texte reſpektiert. Sie erwieſen ſich dafür in ihrer Art dankbar, indem ſie den ehemaligen „Glanz der Autoritäten“, der für ein anderes Geſchlecht ſeinen Reiz verloren hatte, durch den „Glanz der Ausſtattung“ erſetzten — das Wort Ausſtattung im weiteſten Sinne gebraucht. Wie die Macht dieſer Uſurpatoren gewachſen iſt, mag die eine Tatſache belegen, daß ſich noch das Septemberheft 1881, das Schlußheft des fünfzigſten Bandes, mit 11, ſage und ſchreibe elf einfachen Illuſtrationen von ganz beſcheidenem Umfang begnügte, während das ihm entſprechende Heft nach weiteren fünfundzwanzig Jahren, alſo das vorliegende Septemberheft, durchaus nicht abſichtlich glänzend ausgeſtattet, 66 Illuſtrationen, darunter 12 beſondere Kunſtblätter aufweiſt. Im Maiheft 1895 traten die erſten Farbendrucke auf, anfangs ſpärlich, dann, von 1900 an, in Zahl und techniſcher Vollendung raſch wachſend.

Es konnte nicht fehlen, daß manch einer von den älteren Leſern dieſe Neuerung mit Unluſt anſah und ſich zurückſehnte nach der „guten alten Zeit“, wo der Text die faſt unbedingte und unbeſchränkte Herrſchaft gehabt hatte. Allen dieſen laudatores temporis acti konnten wir nur erwidern, daß die „Monatshefte“ als eine populäre Zeitſchrift unzweifelhaft längſt ihren Einfluß und ihre weite Verbreitung eingebüßt hätten, hätten ſie ſich einer Zeitbewegung gegenüber ablehnend verhalten, die ſo allgemein durchgriff wie die Freude an Bild und Ausſtattung. Das oberſte Geſetz jeder realen Politik iſt eben noch immer die Notwendigkeit. Dabei muß ausdrücklich betont werden, daß die „Monatshefte“ in der Illuſtrierung niemals ſchreienden Senſationen nachgejagt ſind, ſondern auch hier vor den Entſchluß immer die Prüfung geſtellt und ſchließlich nur das für ſich gewählt haben, was dem von ihrer geiſtigen Würde gebotenen Maß entſprach. Niemals ſind ſie jedenfalls, trotz aller Konkurrenz von unten her, zu jenem breiten, platten Gaſſengeſchmack herabgeſtiegen, der auf das bloße gedankenloſe Unterhaltungsbedürfnis oder gar auf die Lüſternheit gewiſſer Kreiſe ſpekuliert.

Eng mit dem Aufſchwung der illuſtrativen Ausſtattung, zu der auch die wiederholte Änderung des Titelblattes und des inneren Buchſchmuckes zu rechnen iſt, hing es zuſammen, daß innerhalb der Hefte die Aufſätze über bildende Künſte, vor allem die ſogenannten Künſtlermonographien immer mehr Raum gewannen. Auch dies freilich hat ſeinen Grund in einer Bewegung des Zeitgeſchmacks. Mag man über die moderne Kunſt, einſchließlich des deutſchen Kunſtgewerbes, denken, wie man will, das eine wird man nicht leugnen können: ſie hat eine zuvor unerhörte Teilnahme der Gebildeten entzündet für alles, was ſie hervorbringt, womit ſie entzückt und verblüfft, unſer Lebensgefühl erhöht und beſeelt, aber auch wohl zuzeiten verwirrt und zerſplittert. Dieſer Bewegung mußte eine lebendige Zeitſchrift folgen, wollte ſie ſich nicht ſelber zum Petrefaktentum verurteilen, mußte es, ſelbſt auf die Gefahr hin zu irren und eine Vergänglichkeit oder einen Blender auf ein Piedeſtal zu heben, das ſie vor dem Richtſtuhl der Geſchichte nicht zu behaupten vermochten.

Bei der Fülle neuer Namen, neuer Richtungen und Beſtrebungen, die da plötzlich auftauchten und wieder verſchwanden, mußte ſich ein der älteren Generation, der vor 1870, angehöriger Redakteur eines Tages ſagen, daß er die Verantwortlichkeit, durch alle dieſe Strömungen das Fahrzeug der „Monatshefte“ wohlbewahrt und ungefährdet hindurchzuſteuern, nicht mehr allein tragen könne, daß er eine jüngere Kraft zu ſich auf die Kommandobrücke laden müſſe, die, ſelber ſchon ein Kind der jüngeren, ſo vielfach veränderten Zeit, unmittelbare Fühlung mit ihr hatte und ſo vor manchen Konflikten zwiſchen perſönlichem Geſchmack und dem Verlangen der Zeit gefeit war. Ruhebedürfnis des Alters — Dr. Glaſer war mittlerweile an der Schwelle der Siebziger angelangt und hatte faſt vierzig Jahre die Redaktion der „Monatshefte“ geführt — ſowie eine wachſende Freude an dem Aufenthalt in Italiens kunſtgeſegneter Hauptſtadt kamen bei ihm hinzu, um den Gedanken, einen Mitredakteur zu gewinnen, ſchon von der Mitte der neunziger Jahre an ernſtlich ins Auge zu faſſen.

Nach mancherlei geſcheiterten Verſuchen wurde dieſe junge Kraft endlich, im Herbſt 1897, in Dr. Friedrich Düſel (geb. 1869) gefunden, einem aus Erich Schmidts Schule hervorgegangenen Germaniſten und Literarhiſtoriker, der in all ſeinen Studien mit einer damals noch ſeltenen Konſequenz auf die journaliſtiſche, beſonders auf die Redakteurlaufbahn hingearbeitet hatte. Als Redakteur der ernſt gehaltenen Unterhaltungsbeilage einer größeren Berliner Zeitung hatte er ſchon die erſten fachmänniſchen Kenntniſſe und Erfahrungen geſammelt, als auf Erich Schmidts Empfehlung hin der Ruf in die Redaktion der Weſtermannſchen Monatshefte an ihn erging. Er nahm ohne Bedenken an, wenn er ſich auch der Schwierigkeiten bewußt war, die es für einen noch nicht Dreißigjährigen bedeutete, die redaktionelle Leitung eines ſo feſt und gelaſſen in ſeiner Tradition wurzelnden Organs, wie die „Monatshefte“ es waren, zu übernehmen, zumal da es doch der Natur der Dinge nach ſeine Aufgabe ſein mußte, nicht bloß dieſe ſtolze Überlieferung weiter zu pflegen, ſondern auch friſches Blut in den Organismus zu leiten. Wenn das ohne jeden ernſtlichen Konflikt mit der Leſerſchaft, mit dem Verlage und dem ſo viel älteren und erfahreneren Redaktionskollegen abgegangen iſt, ſo iſt das in erſter Linie dem verſtändnisvollen, manchmal gewiß auch entſagungsvollen Entgegenkommen des Verlegers wie des Kollegen zu danken, denen es allezeit als eine ſelbſtverſtändliche Pflicht galt, das Wohl der „Monatshefte“ über die Perſon und ihre menſchlichen Empfindlichkeiten zu ſetzen.

Wie es bei Dr. Glaſers Eintritt gehalten worden war, ſo war es auch jetzt wieder zur Bedingung gemacht: eine Zeitlang ſollte der neue Redakteur unter den Augen des Verlages und ſeiner techniſchen Mitarbeiter in Braunſchweig arbeiten, um Fühlung mit den maßgebenden Perſönlichkeiten zu gewinnen und den Herſtellungsapparat der Zeitſchrift genauer kennen zu lernen. So verbrachte er die Zeit vom Herbſt 1897 bis zum Frühſommer 1898 in Braunſchweig, ſiedelte dann aber gleich ſeinem Vorgänger — die Notwendigkeit, von der Reichshauptſtadt aus, dem politiſchen und geiſtigen Mittelpunkt Deutſchlands, die Redaktion zu führen, war inzwiſchen nur noch gewachſen — nach Berlin über, um hier ſeinen ſtändigen Wohnſitz zu nehmen und nur allmonatlich einmal nach Braunſchweig zu Konferenzen mit der Verlagsleitung zu reiſen. Vom Januarheft 1898 an — um gleich auch noch dieſe äußerlichen Daten zu erledigen — zeichnete Dr. Friedrich Düſel neben Dr. Glaſer für die verantwortliche Redaktion, ſeit dem Märzheft 1904 trat ſein Name an die

Spiße des Redaktionsvermerkes, ohne daß Dr. Glaſers Name unterdrückt wurde, denn auch in der Ferne, von Rom aus, blieb dieſer, der mit der Geſchichte und der Entwickelung der „Monatshefte“ ſo eng verwachſen iſt, der Zeitſchrift ein treuer Freund und Berater.

Nichts wäre für den neu eingetretenen jungen Redakteur einer ſo feſt im Sattel ſitzenden Zeitſchrift wie den damals über vierzig Jahre alten „Monatsheften“ törichter geweſen, als wenn er den alten Bau hätte einreißen und umſtürzen wollen. Das lag ſeiner Natur und ſeiner Einſicht gleich fern, und es möchte denn auch, löſchte man den Redaktionsvermerk, in der Tat ſchwer fallen, in den Bänden der Jahre 1897 und 1898 die Grenzlinie zu beſtimmen, wo ſeine Tätigkeit einſetzt. Nur ganz allmählich ſollte und durfte der Übergang ſich vollziehen. Zudem war, wie ja ſchon hervorgehoben, die illuſtrative Reform der „Monatshefte“ vom Verleger ſelbſt einige Jahre zuvor kräftig in die Wege geleitet worden. Hier brauchte alſo nur vorſichtig weitergebaut zu werden. Es geſchah hauptſächlich durch eine noch gründlichere und auch wohl kühnere Bevorzugung der ins weite Reich der bildenden Künſte ſchlagenden Beiträge, für die jetzt neben den bereits erwähnten älteren (Oskar Bie, Max Jordan, Adolf Roſenberg u. a.) auch zahlreiche jüngere Kunſtſchriftſteller, wie Friedrich Fuchs, Walther Genſel, Friedrich Haack, Georg Herrmann, Eugen Kalkſchmidt, Rudolf Klein, Karl Krummacher, Oskar Münſterberg, Julius Norden, Max Osborn, Felix Poppenberg, Hans Roſenhagen, Karl Scheffler, Karl Voll, herangezogen wurden. Wer ſich auf Namen und Richtungen verſteht, wird ohne weiteres erkennen, daß ſchon in dieſem anderthalb Dutzend Autorennamen alle Inſtrumente der gegenwärtigen Kunſtkritik vertreten ſind, die alten wie die neuen, die nationalen wie die internationalen, die naturaliſtiſchen wie die idealiſtiſchen. Sie harmoniſch aufeinander abzuſtimmen, ſie in ihrer Tonſtärke zu regeln und den Takt halten zu laſſen, wurde bei ſolcher Vielheit der Stimmen erſt recht zur Aufgabe des Redakteurs. Ob es ihm gelungen iſt, ein einigermaßen charaktervolles Tongebilde aus dem ſcheinbaren Durcheinander zu ſchaffen, muß dem Urteil des Leſers anheimgegeben werden, wie es dieſem auch ſonſt bei der Schilderung der letzten zehn, uns allen noch ſo nahe ſtehenden Jahre füglich überlaſſen werden darf, ſein eigenes Gedächtnis, vor allem aber ſein eigenes Urteil zu Hilfe zu rufen.

So dürfen wir es uns wohl auch verſagen, die Pflege all der einzelnen Gebiete eingehender zu verfolgen, die ſchon von jeher in den „Monatsheften“ vertreten, die aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, wie in den vorausgegangenen Entwickelungsperioden ſo auch in der jüngſten eine ſtete Auffriſchung und Belebung durch neu geworbene jüngere Federn erfahren haben. Von treuen, aufmerkſamen Leſern — es gibt ihrer ja auch heute noch nicht wenige, die in ihrer Hausbibliothek die ganze vollſtändige Reihe der „Weſtermänner“ ſtehen haben — ſind wir wiederholt darauf hingewieſen worden, das und das Thema ſei bereits früher einmal, vielleicht ſogar zweimal in den „Monatsheften“ behandelt worden. In den meiſten Fällen war uns das ſelbſt natürlich nicht entgangen; aber wenn das wirklich auch geſchehen wäre, durften wir uns von der Ben Akiba-Weisheit der Vergangenheit den Weg verbauen laſſen? Eine Zeitſchrift iſt keine Enzyklopädie und kein Archiv, worin die Weisheit ein für allemal fixiert und aufgeſpeichert liegt; jede Generation von Schriftſtellern hat das Recht, ſich über einen wichtigen, in lebendiger Friſche nach längerer Pauſe wieder auftauchenden Gegenſtand in neuen Gedanken und unter neuen Geſichtspunkten auszuſprechen, jede Generation von Leſern hat das Recht, die Anſicht ihrer eigenen Zeit darüber zu hören. Wie anders denkt, um nur zwei Fälle aus jüngerer Zeit herbeizuziehen, unſere Gegenwart über Rembrandt als noch die ſechziger und ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wieviel gerechter urteilt das zwanzigſte Jahrhundert über Schiller als der literariſche Sturm und Drang der achtziger Jahre!

Dasſelbe Beſtreben, wieder engeren Anſchluß an die Stimmungen und Bewegungen der eigenen Zeit zu gewinnen — gehört doch die Überzeugung, daß der Gegenwart zu leben das natürlichſte ſei für den „modernen Menſchen“, zu den Grundelementen der heutigen Weltanſchauung —, führte eines Tages auch dazu, für die wichtigſten Gebiete des geiſtigen Lebens regelmäßig wiederkehrende „Rundſchauen“ einzurichten, in denen den Leſern klare, möglichſt ſachlich, aber beileibe nicht kritiklos gehaltene Überſichten über die Strömungen und Schöpfungen der betreffenden Disziplinen geboten werden. Den Reigen eröffnete im Anſchluß an die ſchon überkommene, aber ausgebaute „Literariſche Rundſchau“ die im Dezemberheft 1902 zuerſt auftretende „Dramatiſche Rundſchau“, die dem leitenden Redakteur Dr. Friedrich Düſel ſelbſt anvertraut wurde; ihr folgte im Oktoberheft 1903 die „Muſikaliſche Rundſchau“ von Dr. Karl Storck, der durch ſeine Leiſtungen in der populären Muſikgeſchichte die Bürgſchaft für eine ſachkundige und geſchmackvolle Verwaltung bot, und bald darauf, im Oktoberheft 1904, die Rubrik „Die bildenden Künſte“ von Dr. Walther Genſel, einem jüngeren Kunſthiſtoriker, der ſich durch ausgedehnte Reiſen und ſeine ſyſtematiſche amtliche Tätigkeit in den Berliner Muſeen einen weiten Blick und ein ſicheres Urteil über die vielverſchlungenen Wege der gegenwärtigen Kunſt, der deutſchen ſowohl wie der ausländiſchen, angeeignet hatte.

In einer eigentümlichen Lage ſah ſich die neue Redaktion der Belletriſtik gegenüber, wie ſie um die Mitte der neunziger Jahre in den „Monatsheften“ gepflegt wurde. Was hier erſchien, gehörte zweifellos noch immer zu dem beſten, was der deutſche Roman und die deutſche Novelle hervorbrachten, fehlte doch faſt keiner der ruhmvollen Namen, die heute ſchon in der Literaturgeſchichte jener Jahre verzeichnet ſtehen: neben Paul Heyſe, Friedrich Spielhagen, Ernſt Wichert, Hermann Heiberg, Karl Emil Franzos, Richard Voß, Ernſt von Wildenbruch und Karl Buſſe waren Ilſe Frapan, Helene Böhlau, Gabriele Reuter, Hermine Villinger, Adalbert Meinhardt, Hedwig Dohm, Klaus Rittland, Sophie Junghans, Oſſip Schubin u. v. a. vertreten. Die Leſer wußten, daß ſie von all dieſen Mitarbeitern, die meiſtens einen glänzenden Ruf zu verteidigen hatten, nur gediegene Arbeiten erhalten würden — aber es fehlte etwas, was keine auf ein großes, immer neu ſich ergänzendes Publikum angewieſene Zeitſchrift auf die Dauer entbehren kann: die Spannung auf Neues, Friſches, Junges, Überraſchendes. Hier, fühlte die Redaktion, mußte etwas geſchehen. Es mußte den Leſern an einem Beiſpiele augenfällig gezeigt werden, daß man ſeiner Zeit nicht feindſelig gegenüberſtehe, und daß man keineswegs immer nur die „guten Alten“ ausſchließlich berückſichtigen wolle. Daß die „Monatshefte“ ſich zu Anfang der achtziger Jahre zurückgehalten hatten, als die Jungen und Jüngſten die ganze bisherige Literatur aus den Angeln heben wollten, war nur ſelbſtverſtändlich geweſen; auch hatte ja die „moderne Literatur“ inzwiſchen nur wenige bedeutende Werke hervorgebracht, von denen man ſich bei einem Familienpublikum Genuß und Freude hätte verſprechen können. Jetzt aber war doch wohl die Zeit gekommen, um das allzu loſe gewordene Band zwiſchen den „Monatsheften“ und der jüngeren Schriftſtellergeneration feſter zu knüpfen. So wagte es die Redaktion an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, Felix Hollaenders ganz aus dem modern-ſozialen Geiſt geborenen Zeitroman „Thomas Truck“ zu bringen, und der Beifall, den dieſes Werk bei den Monatsheftleſern, wie nachher auch, als das Buch erſchien, bei der Kritik und dem übrigen Leſepublikum fand, bewies, daß hier jedenfalls eine Schöpfung ergriffen worden war, die die Gemüter tief bewegte, und die mit Tönen zu dem lebenden Geſchlecht ſprach, wie ſie die älteren Schriftſteller nicht hatten oder grundſätzlich verſchmähten. Dem „Thomas Truck“ folgten nach und nach andere Werke aus den jüngeren Schriftſtellerkreiſen, ſo Wilhelm Hegelers „Daniel Klinghammer“, Clara Viebigs „Das Kind und das Venn“, Georg von Ompledas Erzählungen „Der Sergeant“, „Lili“ und „Bellevueſtraße“, Ernſt Heilborns Roman „Zwei Kanzeln“, Anſelm Heines „Mütter“, Adele Gerhards „Geſchichte der Antonie van Heeſe“ — alles, ganz abgeſehen von ihrem künſtleriſchen Wert, außergewöhnliche Beiträge, die in der Kühnheit und Aktualität ihrer Probleme und der Friſche ihrer Vortragsweiſe für die „Monatshefte“ etwas Neues bedeuteten. Diplomatiſch geſprochen haben ſie außerdem das Verdienſt, daß ſie dem immer noch graſſierenden Vorurteil, die „Monatshefte“ lehnten alles Jüngere und Gewagtere von vornherein ab, gründlich den Garaus machten und den „Modernen“, auch ihrem jungen Nachwuchs, ein weithin ſichtbares Zeichen gaben: hier ſind auch für euch die Türen aufgetan, hier iſt auch für euch eine Stätte bereitet! In der Tat haben denn die Genannten auch im Laufe der nächſten Jahre eine ganze Anzahl verwandter Kräfte aus der jüngeren Generation nach ſich gezogen.

Seit dem Aprilheft 1902 haben ſich die Tore der „Monatshefte“ auch der Lyrik geöffnet. Grundſätzlich waren Gedichte ja eigentlich nie ausgeſchloſſen; aber tatſächlich wurden ſie nur immer ausnahmsweiſe und ganz ſelten gebracht, gleichſam honoris causa. In alten Jahrgängen findet ſich einmal ein poetiſcher Beitrag von Hebbel, Kinkel, Geibel, C. F. Meyer, Hamerling, in neueren von Heyſe, Spielhagen oder Marie von Ebner-Eſchenbach. Dieſe abwehrende Haltung der Lyrik gegenüber war auch noch ein Erbteil der Gründungsjahre der „Monatshefte“: damals war man durch den politiſchen Singſang, von dem Markt und Gaſſen widerhallten, gründlich überſättigt und begrüßte es wohl mit allgemeiner Dankbarkeit, daß die „Weſtermänner“ vor Gedichten nur ganz ſelten einmal den Schlagbaum hoben. Spätere Jahre hatten dieſes Vorurteil eher noch verſtärkt als gemindert, und im neuen Kaiſerreich gab es eine ganze Zeit, die für alle lyriſchen Schalmeienbläſer nur ein mitleidiges Lächeln übrig hatte. Trotzdem blieb die Ausſchließung der Lyrik ein Vorurteil, eine Ungerechtigkeit und eine Kurzſichtigkeit, die es bei erſter beſter Gelegenheit gutzumachen galt. Das Bild der Literatur iſt fragmentariſch ohne eine Probe der zeitgenöſſiſchen Lyrik, und eine Familienzeitſchrift zumal hat kein dauerndes Recht dazu, dies freundliche Heimchen vom häuslichen Herd zu verweiſen. So iſt denn unter freudiger Zuſtimmung des Verlegers und, wir dürfen wohl ſagen, auch der Leſerſchaft das verbannte Prinzeßchen wieder zu ſeiner Krone gekommen.

Ein Wort noch über die Behandlung der Illuſtrationen während der letzten zehn Jahre. Der Eifer des Verlegers, unterſtützt durch eine rege Teilnahme des neuen Redakteurs gerade für dieſen Zweig der Zeitſchrift, hielt an, und wie die Zahl, die Wiedergabe, der Druck und die Einordnung der Bilder ſich dabei geſtaltet hat, davon legt jedes einzelne Heft, greife man heraus, welches man wolle, beredtes Zeugnis ab. Einer Neuerung aber muß doch noch im beſonderen gedacht werden. Lange Zeit haben die „Monatshefte“ den Grundſatz innezuhalten gewußt, daß die Bilder ungezwungen aus dem Texte herauswachſen, gleichſam natürliche Blüten des Wortes ſein ſollten. Die Gewalt des Zeitgeiſtes war aber auch hier wieder einmal ſtärker als der Wille des einzelnen, und ſo geſchah es allmählich doch, daß ſich die Kunſtbeilagen zu einzelnen Artikeln, namentlich ſolchen über bildende Künſte, zu eigenen Kunſtblättern auswuchſen, die um ihrer ſelbſt willen daſind. Wir werden dieſen einmal eingeſchlagenen Weg, den die moderne „Kunſterziehung“ als ſo fruchtbar, ja ſo unerläßlich für die Ausbildung der „Kunſt zu ſehen“ erkannt hat, nicht aufgeben, ohne jedoch anderſeits der ſtellenweiſe graſſierenden „Bilderwut“, d. h. in dieſem Falle der zahlenmäßigen Häufung der Bilder nur der Bilder wegen, zu frönen.

* * *

Jedes Jubiläum eines Lebendigen iſt ein Abſchied von der Vergangenheit, zugleich aber auch ein Willkommen an die Zukunft. Glücklich jedes Menſchenwerk, das an ſolchem Markſtein der Jahre keinen harten Bruch mit der eigenen Vergangenheit zu vollziehen braucht, ſondern auf den alten geheiligten Pfaden genug Bewegungsfreiheit und Entwickelungsmöglichkeit erblickt, um im Einklang mit ſeiner Zeit dem in der Ferne winkenden Ziel entgegenzuſchreiten. Dieſes Glücksgefühls ſehen wir uns heute, in Dankbarkeit gegen alle, die mitgeholfen haben an dem Werke, teilhaftig, und voll Vertrauen blicken wir dem Kommenden ins Antlitz. Möge dieſen „Monatsheften“ die Gunſt der Schaffenden und der Genießenden auf ihren Wegen auch im zweiten Halbjahrhundert treu bleiben — zu Ehren des deutſchen Geiſtes und zu Frommen des deutſchen Hauſes.

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.

Digitized by Google

Digitized by Google